PROPERTY OF
The University of Michigan Libraries
SCIENTIA VERITAS

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1837.

Erster Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1837.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1 — 181, Beilagen Nr. 1 — 3, literarische Anzeiger Nr. I — XXI.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1837.

Digitized by Google

830.6
B
1837
Jan- June

Digitized by Google

Nr. 1

Gesetzblatt für Deutschösterreich.

Jahrgang 1918. Ausgegeben am 30. Oktober 1918.

Gesetz vom 30. Oktober 1918

über die Staatsform und die Gesetzgebung über die Staatsform.

Der Staatsrat hat beschlossen:

Deutschösterreich ist eine demokratische Republik. Ihre Gesetzgebung in allen Angelegenheiten der Staatsform steht der Nationalversammlung zu.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 1. — 1. Januar 1837.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Geistrüge, oder die neudeutschen Frauen.

Wie Frauen sein sollen, sonach Mädchen zu erziehen sind, weiß kein Mensch; denn es kommt darauf an, was für Männer sie heirathen. Ist's ein Türke, so genügt Fett, weder schlanker Wuchs noch Grazie; ist's ein reicher Prasser, so wird Geist und Küchensparsamkeit unnöthig; ist's ein Dichter oder Gelehrter, so lassen sich beide brauchen; ist's ein Rationalist, so taugen pietistische Grundsätze wenig; ist's ein Philosoph, so taugt Alles, denn er muß sich in Alles finden. Sobald aber Frauen und Mädchen geheirathet haben, läßt sich gut weissagen; sie sollen nämlich so sein, wie der Mann es wünscht. Darum ward in alten Zeiten das weibliche Geschlecht herangebildet zum Spinnrocken, zur Nähnadel, Stricknadel, zur Wäsche, zur Confirmation in der Kirche; alles Übrige blieb dem künftigen Eheherrn überlassen, auch dem Hausgesinde, den Wochenbetten und Kindern.

Unsere neuere Zeit hat dieses stark verändert, die Frauen führen Vorsitz in geselligen Zusammenkünften, sie wissen mehr zu sprechen als vom Hauswesen, vom Gesangbuch oder gar der politischen Zeitung; sie beobachten, urtheilen, lesen Bücher mit oder ohne Anleitung der Männer, und schreiben Romane. Fremden Männern sind sie dadurch anziehend, oft auch ihren eignen, und gesetzt man wollte tadeln, so träfe dies den Umfang der Bildung oder deren Richtung, oder daß Jede etwas für sich sein will, und nicht mehr Eine ist wie die Andere.

Sind wir groß geworden in der neuern Zeit und haben beobachtet — welche frühere Mittheilung hier einzufügen steht —, so finden wir eine doppelte Art deutscher Frauencultur, die ungefähr mit dem vorigen und jetzigen Seculum sich scheidet. Der ersten sind Sophie la Roche, Frau v. der Recke, Friederike Brun u. A. angehörig; der zweiten die Rahel Levin (Varnhagen), Bettine Brentano (v. Arnim) und Charlotte Stieglitz. Die erste ging aus von Empfindungen und Werthschätzungen, welche mit einem gemüthlichen Lebensgenusse gegeben waren oder ihn suchten, oft zwar etwas überschweifend in jene Sentimentalität, die Ziererei und Unnatur für Poesie und Genius hielt, oft aber mit zarter Weiblichkeit die wahren Töne sanfter menschlicher Gefühle findend. Die zweite geht hervor aus einer phantastischen Reizbarkeit, welche durch das Gewöhnliche des Lebens nicht befriedigt wird, sondern etwas Außerordentliches liebt und auffucht und darum mit allem Neuen der Behauptung und Widerlegung, ja selbst mit Hegel'scher Philosophie sich bekannt macht. Beide Theile besitzen Geist, da ohne Geist die gebildeten Weiber nicht haushalten können, wie etwa gelehrte Männer; aber es erscheint die zweite Classe geistreicher durch eine besondere Dialektik der Phantasie, welcher die erste entweder ganz fremd oder abgeneigt ist, um nicht an gemüthlicher Empfindung einzubüßen. Die Ersten sind — wiewol eben nicht in streng orthodoxer Weise — protestantische Christinnen; die Zweiten sind es nicht, sondern kommen eher mit Judenthum, Heidenthum oder Katholicismus zurecht. Die Ersten machen gern Verse, die Zweiten schreiben lieber Prosa und Kritik; bei den Ersten herrscht mehr lyrische Hingebung an die Verhältnisse, bei den Andern mehr Reflexion und launenhaftes Spiel. Man wird sie auch unterscheiden nach den Männern, welche von ihnen geschätzt und geliebt sind. Die Ersten preisen ihren Wieland, Matthisson, Bonstetten, Salis, Schiller, auch wol F. H. Jacobi; die Andern erheben nur Göthe, neben welchen höchstens einige Neuromantiker sich stellen und sie heirathen dürfen. Für beide Theile wird die Liebe oft zur Fratze, bei den Ersten durch überschwenglich Kleines, bei den Letzten durch eine sich selbst überbietende Beweglichkeit und einen phantastischen Heroismus. Die Ersten kitzeln sich für Empfindungen, die Zweiten für prophetische Reden; mit jenen ist gemüthlicher zu verkehren, mit diesen vogelfreier zu phantasiren.

Hierdurch nun ist das Geschrei nach Geist (esprit)

Digitized by Google

und über Geiſt zum Feldgeſchrei geworden, wovon Hengſtenberg ſagt, man höre es in Berlin wie den Ruf: „Sand!“ auf den Straßen; die Vogelfreiheit ſchwärmt in Höhen und Tiefen, ohne ſich um das Woher und Wohin zu kümmern, ohne einen belaubten Baum oder einen Käficht als Ruheplatz zu ſuchen oder zu finden. Aus bloßer Liebe zum Widerſpruch und zur Neuheit ſollte man den immerwährend Schwärmenden entgegenrufen: Habt einmal keinen Geiſt!

Rahel war nicht glücklich, trotz aller geſellſchaftlichen Bildung, ungeachtet alles Verkehrs mit ausgezeichneten Menſchen, und des Witzes, der ihr ſtets zu Gebote ſtand. Etwas Wunderliches, Unſtetes, dem Leſer nicht Wohlthuendes zieht ſich durch ihre Briefe; man wird müde gejagt von Einem zum Andern, fühlt das Bedürfniß, ſtill zu ſtehen und zu fragen: wo bin ich? Sie ſchreibt: „Frau v. Stael horchte nicht auf ſich ſelbſt; Verſtand hat ſie genug, aber keine horchende Seele, nie iſt es ſtille in ihr.“ Die Schreiberin zeichnet mit dieſen Worten ſich ſelbſt.

Bettine — in jenen Jahren, aus welchen die Kinderbriefe ſtammen — machte den Eindruck eines unglücklichen Weſens. Ihre ſeltſame Art, fremd Begegnende anzuſtarren, eine große Brille dazu aufzuſetzen, plötzlich auf dem Boden oder in der Ecke niederzukauern, Kindiſches zu fragen und zu antworten, gab Allen, die ihr nahe kamen, reichen Stoff zum Erſtaunen und zum Tadel, ſodaß, verbunden mit einer genialen Nachläſſigkeit körperlicher Haltung und Kleidung, die Vertheidigung ſolches außerordentlichen und abgeſchmackten Weſens faſt ohne Weiteres zur Ironie werden mußte. Dem ernſtern Beobachter erſchien ſie bedauernswerth, als ein verſchobenes Gemüth, welches ſtrebte und nichts hielt, ſuchte und nicht fand und wegen eines innern Wehes zu eigner Erleichterung gern Andern neckiſch wehe that. Eine perſönliche Dichterleidenſchaft zu vermuthen, berechtigte damals Nichts, auch wenn ſie Göthe's Werke pries, auch wenn ſie alle gewöhnlichen Formen des Umgangs verletzte, auch wenn man gewußt, daß ſie in ſtürmiſchen Nächten auf Burgen kletterte, oder bei Gelegenheit unter freiem Himmel ſchlief — und am Ende hätte das Bedauern dadurch nur beſtimmte Farbe gewonnen. Ihre Briefe an Göthe ſagen: „Außer dir erſcheinen mir alle Menſchen als Einer und derſelbe, ich unterſcheide ſie nicht.“ Ganz ſo war ihr Blick, ihre Rede, die Hieroglyphen eines innern Unglücks, ſei es der allgemeinen Verblaſenheit für das Leben, oder der Leidenſchaft, einer phantaſtiſchen Vogelfreiheit, der alles Wirkliche verſchwimmt und die es nicht feſthält.

Charlotte Stieglitz — die Arme! — mußte in der Begegnung gewiß Jedweden wehmüthig rühren, wenn anders das ihrem Denkmal beigegebene Bildniß irgend eine Ähnlichkeit wirklicher Züge beſitzt. Liebenswürdiger vielleicht als jene Andern, ſprach aus ihrem Auge und ihrer Haltung ein dunkler Ernſt, der unſicher iſt über ſich ſelbſt und den ein elegiſches Lächeln wie an Gräbern umſpielt. Sie bemerkt in ihren Tagebuchblättern:

Gemüth, den Geiſt überwiegend, ſcheint mir die Grundwurzel aller wahren Melancholie zu ſein. Nur der Einklang von Gemüth und Geiſt gebiert die rüſtig wirkende Kraft. Meiſt iſt an ſolchen Menſchen, bei denen das Gemüth den Geiſt überwiegt, viel mehr Gutes, als wo das Gegentheil ſtattfindet; aber dennoch ruft es oft eine unglückliche Zwitterhaftigkeit hervor. Im Kloſter würden ſie vielleicht recht glücklich ſein; aber zur Welt hat das Gemüth nicht die richtige, das Gleichgewicht des Lebens und der wirkenden Kräfte bedingende Stellung.

Das iſt eigner Herzenserguß, und was ſoll dieſe Melancholie in der rauſchend bewegten Königsſtadt? Sie ruft:

Ja wahrhaftig, Berlin iſt eine große Penſionsanſtalt! Man lernt, man kommt vorwärts; aber Alles ſpulend, ohne Freudigkeit, ſtaubig, verklommen.

Wenn Rahel liebte, ſo war es nach manchen Spuren der Briefe ein Anderer als ihr Ehegemahl; Bettine liebt, Charlotte auch; jene leben, dieſe gibt ſich den Tod. In Allem iſt Geiſt, lauter Geiſt, in der Liebe, im Leben, im Sterben.

Es gibt eine Herzſeite und eine Geiſtſeite des menſchlichen Daſeins. Die letzte ſchillert, die erſte wärmt; die letzte ſpielt, die erſte macht Ernſt. Mit Herz und Ernſt muß das ganze Leben angegriffen und geſtaltet werden: die Schule, der Beruf, der Eheſtand, die Familienſtellung und Wirkſamkeit. Rahel ſucht Ernſt und Wärme, aber im Finden gehindert durch geſellſchaftliche und Bücherzerſtreuung; ihr Unmuth über die erſtere ſpricht ſich aus in dem Urtheil:

Diplomaten ſind das Gräßlichſte in der menſchlichen Geſellſchaft. Viſiten werden Pflichten; Anzüge, Kartenſpiel, das müßigſte Klatſchen — Geſchäfte, wichtige. Das hält ſo äußerlich wie Equipagen und Manſchetten zuſammen, und Ein Wille in der Welt, oder aufgehäufte Noth trümmert alle den Lug zuſammen; der Greuel ſpringt aus gräßlichen wirklichen Wunden hervor..... Wer iſt geſichert? — Dieſe Leute mit Manſchetten! Und dies wiſſen ſie, ſonſt nichts!

Das Leiden der Bücherzerſtreuung iſt zu ahnen in folgender Stelle:

Beſchränkt zu ſein iſt nicht genug, wenn wir uns nicht beſchränkt machen können. In Ermangelung deſſelben iſt ſich beſchränkt wiſſen ſchon ein großer Beſitz!

Bettine hat von Ernſt und Wärme keinen rechten Begriff; blos ein Anflug beider iſt kennbar in phantaſtiſcher Leidenſchaft für einen alternden Dichter, in allen übrigen Verhältniſſen flattert ſie gleich einem Schmetterlinge auf der Geiſtſeite um Kunſt und Natur, ſchillert und ſpielt mit den ſchönſten Farben; Göthe nennt es einen „lieblichen Irrlichtertanz“. Charlotte hat und begreift Ernſt und Wärme, ohne daß ihr der Geiſt mangelt; aber ſie findet für beide keinen entſprechenden Eheſtand, Beruf, kein Familienverhältniß; ſie muß ſich mit Geiſt und deſſen bloßem Schillern behelfen und geht dabei zu Grunde. Ein unbehagliches Suchen mit Hinderniſſen wird wenigſtens von mancher tröſtenden Hoffnung begleitet; das Nichthaben und Nichtbegreifen entbehrt keinen Troſt; nur das Haben und Begreifen ohne vollen Beſitz, die Gewißheit unheilbarer Pein iſt die tiefſte, innigſt bedauerliche Troſtloſigkeit.

Unſere Zeit will aus dem Dichten ins Dünne, aus dem Herzen in den Geiſt und gewinnt dadurch eine verdünnte Religion, verdünnte eheliche Liebe, verdünnte Be-

ruftüchtigkeit. Schillern soll Alles, nicht wärmen, dies ist die Richtung des jungen Deutschlands, und dann können die Verdünnten das Dichte nicht wiederfinden. Für Frauen ist es am gefährlichsten ins Dünne zu gerathen, da sie von Natur zum Verdichten des Lebens bestimmt sind.

Aus der Verdünnung folgt Haltungslosigkeit. Ineinandergehalten wird der Mensch nur auf doppelte Weise, durch eine äußere Schranke, oder durch sich selbst. Als jene erwiesen sich ehedem die Kirchenreligion, häusliche Zucht und Sitte, Beruf und Amt im Staat. Was gibt's, wenn diese fehlen, oder Jemand an den Schranken derselben sich abquält? Da muß der Mensch auf sich selbst stehen, und wie, wenn er es nicht kann? Rahel und Bettine flattern fort mit heimlichem Leiden, aber ohne die tiefste Reue oder tödtlichen Schmerz, denn sie gewahren darin nur ihr eigenstes Wesen; Charlotte wäre gestanden neben einem stehenden Mann und — mit Kindern. An diesem Nichtgehaltensein ist sie untergegangen. Die Philosophie, schon bei den Alten eine ungewisse Stütze nach Epikur oder Stoa, ist in ihrer neuen Gestalt als absolutes Wissen und Lehre von der Hingebung an das Allgemeine — „dem Ablösen von sich selbst, dem Zerfließen mit dem Allgemeinen", wie Charlotte spricht — ein Gift für solche Zustände, auch für Frauen am wenigsten zuträglich.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

1. Die Belagerung Maastrichts. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von J. C. Hauch. Leipzig, Brockhaus. 1834. 8. 20 Gr.
2. Tiberius, der dritte Cäsar. Eine Tragödie in fünf Handlungen, von J. C. Hauch. Leipzig, Brockhaus. 1836. 8. 20 Gr.

Ein Irokese, der, wie Venus aus dem Meeresschaum, plötzlich zum Verständniß der europäischen Literatur auftauchte aus seiner transatlantischen Waldnacht; mit aufgeschossen in ihm wäre die Vorstellung vom Drama, und er hätte eben den „Don Juan de Marana", oder „Marie Tudor", oder sonst ein Stück aus dem pariser Greuelreservoir gelesen, und man gäbe ihm darauf beide Tragödien des dänischen Dichters in die Hände, ob er diese und jene wol für Stücke derselben Gattung halten könnte! Ähnlicher ist der Congreß zu Washington mit dem versammelten Kriegsrath eines wilden Indianerstammes, ähnlicher der stille Spiegel des Meeres einem brausenden Wasserfalle und eine folgsame Lämmerheerde dem Schwirren eines aufgestörten Wespenschwarms als die dramatische Poesie in diesen und jenen. Ref. kommt aus keinem Urwalde, er hat im Gegentheil, wenn er streng zählt, mehr Papierblätter als Laubblätter rauschen hören, und doch wandelte ihn ein ähnlicher Zweifel an, wie er sich den des Indianers denkt. Verarbeitet in ihm ist jede Vorliebe, die sich etwa je für die französische Romantik geregt haben könnte, er erkennt sie für eine Verirrung an von der echten Aufgabe der Dramatik, die neue Dramatik für einen Verderb des Geschmacks, und doch kam ihm die polarisch davon getrennte Art, wie der Däne seine Leute sprechen läßt, seinen Knoten schürzt und löst, noch fremder vor. Es kostete ihm Mühe, bevor er nur auf dem, so schien es ihm, gefälllosen Flusse fortschiffte und das Ende erreichte. Solchen rückwirkenden Einfluß übt das talentvoll Verkehrte auch da aus, wo wir es schon verworfen haben. Wo das deutsche Justemilieu zwischen dem Strudel der neufranzösisch-dramatischen Bewegung und dem alten Takte zu suchen, weiß Ref. freilich nicht. Ehrlich gestanden, wir haben keins, soll nicht etwa Raupach's Kothurn dafür gelten. Ja, uns fehlt sogar der alte Takt, denn wo suchen wir ihn, in den „Räubern" oder in der „Braut von Messina", im „Götz" oder in der „Natürlichen Tochter", im „Käthchen" oder in der „Schuld"? Aber so weit mitgerissen vom Strome sind wir Alle, daß uns ein langsam apathisches Verweilen, wie es hier der dänische Dramatiker übt, mehr als fremd ist. Der Dichter bei seinem europäischen Standpunkte der Bildung mag dies auch selbst am besten wissen, aber er setzt seinen Stolz darin, dem Strome zu trotzen und, je ungestümer dieser vorwärts will, um so ruhiger bei sich und in seiner Überzeugung zu bleiben. Dieses subjective Element mag indeß weniger personell als national sein. Öhlenschläger pflegte, ehe noch die französische Romantik ans Licht getreten war, sich gegen Deutsche über den Zwang auszusprechen, den ihre Dichter den Gefühlen und der Sprache anthäten. Schon war ihm Schiller zu pathetisch; er müsse ihn sich oft in Prosa übersetzen, erstens um den Sinn der tönenden Phrasen zu verstehen, dann um sich deutlich zu machen, daß hinter den gewaltigen Tönen ein einfacher Sinn verborgen liege. So gehen denn fast alle neuern dänischen Dichter diesen Weg der Simplicität, und wie sie in der Diction sich bemühen, nur das Natürliche und Nothwendige zu sagen, so ist auch die Verschürzung ihrer Fabeln. Das Wunderbare wird wie das Künstliche vermieden. Durch die einfache Kraft der Wahrheit wollen sie siegen. Ein Sieg unter diesen Umständen ist ein sehr ehrenwerther, aber nur da mit Sicherheit zu erwarten, wo eine gewaltige eingeborene Kraft vorhanden ist. Ein Shakspeare mag sich geben, wie er ist, und was er gibt, ist Poesie. Aber selbst er, der größte Dramatiker aller Zeiten, hat sich in gewisse Formen, in Modefiguren, die er an der Tagesordnung fand, gefügt. Aber für die mindere Kraft sind die Bahnen gebrochen, die Formen gegeben, und es mag Einer noch sehr bedeutend, groß, ja originell sein, der sich des tragischen Kothurns bedient, wie er ihn von seinen Vorgängern überkam. Auch das Pathos, auch die poetischen Bilder, in denen wir nicht im gewöhnlichen Leben sprechen, sind ein Etwas, was da ist, um es zu gebrauchen. Es ist die Errungenschaft einer hohen Bildung, wenn auch nicht die allerhöchste, und zusammen hängt diese erweckende Sprache mit einer uranfänglichen; denn jedes Kind spricht pathetisch. Um deswillen ist das Bestreben der dänischen Dichter, beim höchsten Affect in der gewöhnlichen Sprache des Lebens zu reden, nicht unbedingt zu billigen, und jedenfalls haben sie es sich selbst zuzuschreiben, wenn der Laie über der Form zuweilen den Gehalt übersieht.

Nachdem Ref. beide Tragödien durchgelesen, ist er von des Verf. dichterischem Talent überzeugt; eine schöne Wärme durchglüht ihn, und seine Dichtungen sind Gedichte. Aber während des Blätterns und noch beim Lesen selbst fühlte er sich versucht, das Buch zuzuschlagen und zu fragen: warum die Mühe, eine Begebenheit, die wir kennen, zu dialogisiren, ohne aus sich Etwas hinzuzuthun, was wir nicht kennen und was der Bekanntschaft werth wäre? Maastricht soll belagert werden, und das unerwartet. Deshalb wendet sich Parma plötzlich von Antwerpen dahin ab und belagert es. Den außen wird belagert und von innen vertheidigt; auf beiden Seiten mit außerordentlichem Muthe und großem Geschick. Es bleiben viel Menschen hier wie dort. Der Prinz von Oranien kann seine theure Stadt nicht retten, er fodert sie aber auf, sich nach Möglichkeit zu halten, um dem Feinde viel Truppen zu kosten, weil inzwischen seine größern Plane zur Rettung der Niederlande glücken könnten. Ein Mordversuch gegen ihn von einer spanischen Mutter, die ihr Kind im Kriege verloren, mislingt; die Frau tödtet sich selbst. Ein Niederländer, van Alsen, geht vom Heere der Spanier zu den Belagerten über, nachdem Parma den edeln Mann ebenso edelmüthig entlassen hat, und hier wird er einer der tapfersten Vertheidiger. Auch gibt es im Innern der Stadt Kämpfe, indem der bürgerliche Patriotismus wankt und Fal-

stische Fragen über Ehre, Pflicht und Freiheit zur Sprache kommen. Endlich siegen die Spanier, weil die Vertheidiger, übermüdet von der Vertheidigung, die Augen nicht mehr aufreißen können. Den Alten und die Tapfersten ziehen sich fechtend ins Arsenal zurück und sprengen sich in die Luft. Ein guter Theil der feindlichen Armee fliegt mit auf, und das Resultat ihres moralischen Sieges ist, daß Parma sich nunmehr zu schwach fühlt, die wachsende Kraft der Niederländer zu unterdrücken.

Das wäre in unserm Sinne kein Trauerspiel. Ihm fehlt eine eigentliche Fabel, Verwickelung, Katastrophe, Lösung. Die romantische Zierde der Liebe van Alfen's zu einer Jungfrau, welche Nonne geworden, will nichts bedeuten. Sie ist, in der sentimentalen Art, mit Hrn. Hauch's Landsleute gemeiniglich die Liebe haben, vielmehr in unsern Augen ein Außenwerk. Ebenso wie die Handlung nur wie eine Reihe von Begebenheiten, die sich in historischer Reihenfolge ereignet haben, zusammengefaßt ist, scheint die Diction ohne Energie, Erhebung und kühne Bilder fortzuschleichen. Fast könnte man auf den Gedanken kommen, der Verf. habe durch die farblose Einfachheit den Charakter der Nation, deren Triumph er feiert, ausdrücken wollen. Allein die Spanier sprechen im Ganzen nicht anders, und auch die Römer und Orientalen in der zweiten Tragödie reden so. Dennoch faßt uns, je mehr wir uns hineinlesen, ein Gefühl der Theilnahme, die von ganz Gewöhnlichem nicht erregt werden kann. Wir werden inne, daß diese simple Sprache ein Werk der Kunst ist. Die Wärme wird überall sichtbar; es ist des Dichters Begeisterung, welche sich dem ganzen Stoffe ebenmäßig mitgetheilt hat, keine aufflackernde, sondern eine ausdauernde, in sich verklärte und ganz von der Sache erfüllte. So gewinnt die Einfachheit höhere Bedeutung, und wenn unser Gefühl auf den Standpunkt gelangt ist, wo der Dichter steht, so ist Verwickelung, Katastrophe und Lösung vollkommen da. Nur sind im Publicum der Leser wenige, die sich zu diesem Standpunkte aufschwingen.

(Der Beschluß folgt.)

Eine spanische Execution.

Der Verf. des „Spain revisited", das von uns schon mehrmals angeführt worden, theilt unter Anderm auch folgenden, für spanisches Leben charakteristischen Zug mit, den er auf seiner Reise nach Valladolid erlebte. „In demselben Augenblick", erzählt er, „wo wir diese Stadt in ihrer ganzen Ausbreitung zu Gesicht bekamen, fiel unser Blick auf einen merkwürdigen Gegenstand, der genau an dem Orte angebracht war, wo die Hauptstraße nach Madrid sich mit der unserigen durchkreuzte. Dies war der rechte Arm eines Mannes, der mit dem äußersten Ende an einem langen Pfahl angenagelt war, dergestalt, daß die ganze seltsame Erscheinung ungefähr einem Wegweiser glich. Der Arm war genau bei der Schulter von dem Leibe abgetrennt und hatte von den Einflüssen der üblen Witterung, denn er mochte bereits eine geraume Zeit so befestigt sein, etwas von seiner natürlichen Größe und viel von seiner natürlichen Farbe verloren; er sah schmutzig braun und moderig aus; in der Hand, die wie mit einem Handschuh überzogen schien, stak ein Dolch. Das Ganze sah aus, als ob ein Mann, dessen Gestalt nicht sichtbar, soeben auf Jemand den Todesstoß führen wollte. Wir staunten und erschraken im Vorüberfahren über diesen etwas widerwärtigen Anblick, der mir jedoch später von einem Schäfer erläutert wurde, der zufällig mit seiner Heerde des Weges kam und dessen friedliche, patriarchalische Beschäftigung ihm ein Recht gab, über die Verbrechen zu schaudern, welche der Eigenthümer dieses Arms einst begangen hatte. Er war ein berüchtigter Räuber gewesen, der wol mehr als einen Mord und Straßenraub begangen, Verbrechen, die ihm dennoch nicht allein zu solch einer ausgezeichneten Todesart verholfen haben würden, als er erleiden mußte. Sein Hauptverbrechen nämlich war, daß er die verruchte Hand an einen Gesalbten Gottes, an einen Priester der katholischen Kirche, gelegt. Dieser Räuber hatte sich an einem Tage zu dem Pfarrer eines Kirchspiels unweit Valladolid begeben und diesem seine auf mannichfache Weise verübten Verbrechen gebeichtet; der Pfarrer aber, dem so etwas ganz unerhört schien, hatte bei diesen Berichten geschaudert und dem Böswicht die Absolution verweigert, oder ihm mindestens solche Bußbedingungen dazu auferlegt, die der Sünder nicht zu erfüllen Willens war. Ergrimmt über die Hartnäckigkeit des Geistlichen, sprang der Böswicht auf diesen zu und versetzte ihm mit seinem Dolch eine Wunde. Solch eine That erregte selbst in dem Lande, wo Blutvergießen und Greuelscenen aller Art an der Tagesordnung sind, allgemeines Entsetzen. Der Mörder wurde verfolgt, ergriffen, überführt, verurtheilt und das letztere mit der vollen Strenge des Gesetzes. Er ward also gevierttheilt, eine Strafe, die das Gesetz Demjenigen zuspricht, der sich an einen Diener der Kirche vergreift, und alle seine Glieder wurden einzeln auf ähnliche Weise vertheilt und ausgestellt, sowie wir den rechten Arm erblickten, mit dem er die Missethat verübt. Der Schäfer erzählte, daß er auf jedem Gange nach Valladolid innerhalb der letzten fünf Monate ein Glied des Verbrechers unterwegs angetroffen habe. Der Mönch aber, um dessenwillen dieser die schreckliche Strafe erleiden mußte, schien sehr zufrieden mit dem Ausgange, den dieser seltene Fall genommen, und versicherte, daß noch vor Palmsonntag alle jene zerstreuten Glieder eingesammelt und auf christliche Weise beerdigt werden müßten, weil während der heiligen Woche dem Wanderer durchaus kein solcher Anblick auf öffentlicher Straße begegnen dürfe." 1.

Literarische Notizen.

Die „Oeuvres de Camille Desmoulins", die, elegant ausgestattet, eben in zwei Bänden erschienen sind, enthalten auch Briefe von Robespierre, St.-Just, Mirabeau, Fréron, Barrère und den berühmtesten Conventsmitgliedern. Eine beigegebene Folietafel gibt das Fac-simile der Handschriften der genannten und anderer berüchtigten Personen dieser Epoche; das Portrait Desmoulins', welches dem Buche vorsteht, wird als das einzig richtige ausgegeben.

Unter dem Titel: „Les oiseaux de passage etc.", hat Mad. Anais Ségalas, eine der besten französischen Dichterinnen, eine äußerlich gut ausgestattete Sammlung von Poesien herausgegeben, die das Talent der Verf. aufs Neue bewähren und deshalb sehr beifällig aufgenommen worden sind.

Brunet, der Herausgeber des „Manuel du libraire", hat kürzlich 60 Autographa des berühmten englischen Philosophen John Locke aufgefunden. Diese Briefe sind sämmtlich französisch geschrieben und an den gelehrten Ricci. Theynard nach Paris und Orleans gerichtet.

A. S. Saint-Valry, bereits als Dichter bekannt, hat sich jetzt auch als Erzähler versucht und einen Roman in zwei Bänden: „Madame de Mably", geliefert, den Charles Nodier mit einem Vorwort einleitet.

Emile Souvestre's neuester Roman in zwei Bänden: „Riche et pauvre", ist ein verdienstliches Sittengemälde, das sich der Anerkennung eines nicht unbedeutenden Leserkreises erfreut.

„Sathaniel", ein neuer Roman in zwei Bänden von Fr. Soulié, wird als eine der originellsten Schöpfungen dieses begabten Schriftstellers gerühmt.

Die „Souvenirs d'un demi-siècle" von Touchard-Lafosse sind jetzt mit dem sechsten Bande geschlossen. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 2. — 2. Januar 1837.

Geiſtrüge, oder die neudeutſchen Frauen.

(Fortſetzung aus Nr. 1.)

Dem gewöhnlichen Hausverſtande der Menſchen, welcher durch äußere Schranken zuſammengehalten und begrenzt wird, erſcheint das Leben Derer, welche keine eigne Ständigkeit haben und über jene Schranken hinauswollen, als Verrücktheit, und iſt auch dieſe, nämlich weggerückt vom nothwendigen Standpunkte, den Jeder für einen beſtimmten Kreis ſich gewinnen und bewahren ſoll. Ungeachtet alles Geiſtes ſteht dann das Leben nicht, und zerſtört oft ſich ſelbſt, in ſich zuſammenſtürzend. Charlotte bezeichnet die Krankheit treffend mit den Worten:

Daß geiſtvolle Menſchen ſo ſchwer zu heilen ſind von einem trotz aller ſonſtigen Klarheit abnorm wirren Zuſtande, in dem ſie ſich gefallen, weil ſie ein ſchönbezeichnend Wort dafür haben. Sie ſpucken intereſſante Lava aus und ſpiegeln ſich darin.

Hiergegen nun ſollten heutige Propheten mit der ganzen Kraft ihrer Rede eifern, wider die Lavabeſpiegelung, wider den Götzen des Geiſtthums, wider phantaſtiſche Träume, wider das Umſchlagen dialektiſcher Gedankenmyſtik, welches nur ſich ſelber liebt ohne Liebe, wider das verwirrende Gaukelſpiel kalter poetiſcher oder philoſophiſcher Streiflichter. Würden auch, gleich Eliſa, die Propheten verſpottet, es befänden ſich ſchon die Bären im nahen Walde, um unbekehrte Spötter zu zerreißen. Aber was wäre den Propheten damit gedient?

Leider vernimmt man keine ſolche Prophetenſtimmen unter heutigen Weltſtimmen; Alles fragt nach Geiſt und wieder Geiſt, ſchon die Schulbuben wiſſen davon zu weiſſagen, und die Mädchen am Stickrahmen ſprechen vom Geiſtvollen und Geiſtloſen, was ſie am Theetiſch oder in der Predigt gehört. Das Geſchlecht zerreibt ſich in einer Geiſtmühle.

Und welche tiefe Trauer muß den Verſtändigen beſchleichen, der dieſem Reiben und Treiben zuſchaut und deſſen Verderblichkeit erkennt! Bettine ſagt rührendſchön: „Meine Sehnſucht, mein Gefühl ſind Melodien, die ſich ein Lied ſuchen, dem ſie ſich anſchmiegen möchten.“ Ach, die Geiſtflatternde findet kein Lied, geräth mit ihren Melodien ſtets mehr ins Wirre, Ungeregelte, hat Furcht vor ſich ſelber und geſteht:

Ich möchte nicht allein ſein, und blos darum denke ich manchmal, ich müſſe heirathen, damit ich einen Beſchützer habe gegen dieſe verwirrte angſtvolle Geſpenſterwelt.

Wo aber wäre der Mann geboren, ſie zu halten, zu feſtigen, zu ſchirmen? Geſteht ſie doch über ihre Schweſter:

Melline heirathet einen Mann, von dem die allgemeine Sage geht, er ſei ein ganz vortrefflicher Menſch. O wie iſt das traurig, Sklave der Vortrefflichkeit ſein; da bringt man es nicht weiter wie Charlotte in den „Wahlverwandtſchaften“, man kehrt ſich und Andere mit der Tugend ab.

Viele Jahre ſpäter ſchreibt die Verheirathete, die Familienmutter, ungefeſtigt wie zuvor, unabgekehrt, an den hingeſchiedenen Göthe: „Bis in den Tod geleite mich der erſten Liebe Muſik“; und es folgen vorwurfsvolle Geſtändniſſe vom „beſchämten Herzen, deſſen Vergehen groß ſind gegen die Liebe, der nicht blos ein Zweig vom heiligen Baume des Ruhms anvertraut war, nein der Baum ſelbſt mit ſeinen ewig ſich verjüngenden Sproſſen, und ſie hat ſein nicht geachtet, iſt nicht geblieben im Schutze dieſes Baumes, der ohne ſie fortgrünte!“ Was wollte denn ihr von Ehe, häuslicher Betriebſamkeit und Familienpflichten nicht eingefangener unglücklicher Geiſt? Sich ſelber, und ſein Schwärmen und ſeine Geſpenſter! Charlotte Stieglitz, obgleich ſie einſieht, „der Menſch ſei, was er iſt und ſein kann, nur in ſich“, d. h. in ſeinem Ernſt und ſeiner Lebenswärme, flieht dennoch aus ſich und meint verzweifelnd:

Vielleicht werde ich noch eine ganz gewöhnliche Perſon, die in immerwährenden Zerſtreuungen ſich rettet. Sollte es nicht doch die letzte Zuflucht ſein, gleichſam der Reflexionswelt zu entfliehen und den Augenblick zu haſchen?

Sie iſt nicht entflohen ihrem unglücklichen Schickſal, ſie hat ſich nicht vor ſich ſelbſt gerettet, ſie hat ihren Zeitgenoſſen ein furchtbares Beiſpiel gegeben von Verſchobenheit und Haltungloſigkeit, von der Ohnmacht des Geiſtreichen gegen feindſelige Gewalten der Herzenstiefe. Ihr Ende bleibt nach gewöhnlichen pſychologiſchen Vorausſetzungen unbegreiflich, ohne Sinn und Belehrung — jede Zelle eines Irrenhauſes gewährt mehr davon —; und dennoch wünſcht man es in einem Charakterbilde zu faſſen, zu beurtheilen, muß dies für möglich halten, ſofern alles Menſchliche dem Menſchen nicht fremd iſt. Hengſtenberg hat ſie gerichtet nach dem Katechismus, nach dem Maßſtabe einer chriſtlichen deutſchen Hausfrau; und gewiß, wäre ſie letzteres geweſen, oder hätte nach Jenes Vorſchriften gehandelt, nie konnte die That geſchehen. Wodurch aber der Maßſtab nicht ganz paſſend, oder die Katechis-

muslehre wirkungslos iſt, warum Chriſten und Nichtchriſten in gleicher Weiſe für das Seltene einer Erklärung bedürfen, dazu kommen außer dem bisher erwähnten Allgemeinen folgende Umſtände in nähere Betrachtung.

Sollten nämlich alle Diejenigen unſerer Tage, welche mehr leſen als den Katechismus und weiter denken als den Faden ihres Spinnrockens, oder Alle, welche Geiſt lieben und haben, gewaltſam vom Leben ſcheiden müſſen, ſo wäre der Leichen kein Ende und Charlotte bliebe nichts Außergewöhnliches. Jedoch Natur iſt ſtärker als Unnatur, und Liebe zum Leben beſiegt deſſen Verdruß; ſie trägt mit mehr oder weniger Geſchick, hofft in Finſterniſſen, ſelbſt ohne religiöſe Hülfe, die bei einer chriſtlichen Erziehung nie ganz ausbleibt. Iſt die Hülfe auch geſchwächt durch geiſtreiches Seelenzerwürfniß, dieſes ſelber ſteigt ſelten zu einer ſolchen Höhe, aus welcher ſich jene furchtbare Gewalt entbindet, welche zur Zerſtörung der Gewohnheit des Daſeins erfodert wird. Man lebt und leidet, träumt und erſchrickt, iſt keck und verzagt, bejammert — und genießt zuletzt ſeinen Schmerz.

Nach der Schilderung, welche Mundt, der ihr nahe geſtanden, von Charlottens Geſtalt und Weſen entwirft, war ſie höchſt anziehend, Keinem ihrer Umgebung gleichgültig, für Manchen vielleicht hinreißend, was ſchon an der Lebhaftigkeit und Lobesfülle des Berichterſtatters kenntlich ſein möchte. Schöne jugendliche Frauen mit ausgezeichneten Gaben, mit Reizbarkeit und Gedankenempfänglichkeit, mit ſinniger Milde, leichtem Witz, ohne die Kälte der blos Gefallſüchtigen, ohne die Härte und ſchneidende Schärfe der Hochmüthigen und Eiteln, mit natürlicher Grazie jeder Bewegung und Rede, bezaubern ihren Umgangskreis. Charlotte ſelbſt zeichnet ihre liebliche Beſtrebung mit den Worten:

Heiter, nichts von Steifheit, gemüthlich geiſtig, erſchloſſen, und doch den ſchönen wahren Anſtand nie hintangeſetzt, ohne Gemachtes, das iſt mein geſellſchaftliches Ideal.

Sie blieb gewiß demſelben nicht fern; denn eine wohlgebildete Frau, die es kennt, iſt es ſchon durch die Erkenntniß.

Ihre Erziehung in Leipzig hat nichts Außergewöhnliches; die pietiſtiſche Färbung des Religionsunterrichtes, deren Erwähnung geſchieht, das damit verbundene innerliche Zuſammenziehen des Gemüths ſammt Gleichgültigkeit gegen äußern Prunk und lärmende Freude wirkt eher wohlthätig als nachtheilig auf die Jugend, lehrt das Leben mit Ernſt betrachten, ſtillt und beruhigt krampfhafte Anwandlungen und kleidet weibliche Seelen. Die weitere Leſeausbildung wäre vor 40 Jahren geſchehen durch Hagedorn's „Seifenſieder", Gellert's Fabeln, etwa Klopſtock, Voß's „Luiſe", Lafontaine's Romane, Müller's „Siegfried von Lindenberg", Iffland'ſche Schauſpiele, vielleicht auch Jean Paul's „Unſichtbare Loge" und „Hesperus"; die Schriften von Wieland, Göthe, Schiller, Kotzebue wurden bei einiger Aufſicht gern weggeſchoben. Zum Theil war dieſe Nahrung etwas hausbacken, aber darum für das Haus, gab weniger phantaſtiſche Grillen als einige weiche Empfindſamkeit. Womit unſere Charlotte als Mädchen ſich genährt, iſt unbekannt; allein ſicher war in ihrer Jugendzeit jener Bildungkreis längſt überſchritten, die Haltung kirchlicher Frömmigkeit, herkömmlicher moraliſcher Sprüche und Lebensbeiſpiele nebſt dem Genuſſe ſanfter Empfindungen ward mehr oder weniger geſtört und für ein Flattern und Fliegen in ätheriſch romantiſchen Räumen vorbereitet. Inzwiſchen erſcheint doch bei Charlotte keine eigentliche Überſpannung, ſondern ungemein viel Geſundes und Wohlgeordnetes, was in ihren Tagebüchern wohlthätig wiederkehrt.

Nun heirathet ſie einen Dichter und umfaßt den Ehegatten mit innigſter Liebe. Auch hierin zeigt ſich die Geſundheit ihres Weſens; denn das Weib hat ſich anzuſchließen dem Erwählten, und nur erkrankende Naturen ſuchen in der Ehe etwas Anderes, äußern Glanz, Namen und Rang, freiere Zerſtreuung und Selbſtändigkeit. Als Folge ſolcher Geſundheit lebt eine Gattin ganz im Manne, in ſeinen Gedanken, in ſeinen Wünſchen, ähnlich dem Zuſtande magnetiſcher Schläferinnen, die nur ſehen, hören und empfinden, was der Magnetiſirende vorempfindet, oder womit er ſie in Verbindung ſetzt; jede Unruhe, jede Freude, jedes Geſchäft wird gemeinſchaftlich und hallt wieder im weiblichen Herzen; des Mannes Actenſtöße, Curmethoden, Predigten, philoſophiſche Syſteme finden darin ihren Platz. Wegen dieſer innigen Durchdringung, wegen des Überganges von einem Weſen ins andere und der daraus hervorgehenden Abhängigkeit des liebenden Weibes ſollte Jedermann weit mehr bedenken, als es gemeinhin geſchieht, was es heißt, eine geſunde Frau nehmen.

Nichts davon bedachte Stieglitz und verfiel bald in gewöhnlichen Welthypochonder, von welchem derjenige des Leibes nur eine Form und Abart ausmacht. Dichter müßten eigentlich am glücklichſten leben, nämlich in der beſten Welt, der poetiſchen; aber ſie ſind entweder unſtet und flüchtig wie Byron, oder geſpannt verſenkt in ihre Werkſtatt wie Schiller, und nur Wenige werden wie Göthe Treffliches fördern mit geheimräthlicher Ruhe und Behaglichkeit. Es iſt ein großer Mangel der Mittheilungen über Charlotte, daß von dem Manne keine Briefe vorkommen, worauf doch die ihrigen ſich beziehen, und deren Inhalt ſich nur unvollkommen errathen läßt, wahrſcheinlich beſtehend in Träumen von Dichtungen, „Melodien die kein Lied finden", von Embryonenvögeln, denen die Federn zum Fliegen fehlen. Am heutigen Parnaß — der leipziger Büchermeſſe — Dichterhöhe zu gewinnen, hält ſchwer bei dem Gedränge von Poeten, bei den Policeiſpießen der Kritiker, bei dem blinden Lärm vergeßlicher Volksmenge, die mit jedem halben Jahre alle Dageweſenen fortjagt und in die Ebene treibt. Für den Gewinn der Höhe nun ganz zu leben, ſich jährlich oder halbjährig durchzudrängen — wie anziehend auch der Gedanke des endlichen Hinaufkommens ſein mag — iſt gefahrvoll, das Mislingen bringt bittere Tage, ſelbſt das Gelingen entſchädigt oft nur mäßig die Ermüdeten und Geſtoßenen; denn was frommt es, matt und erſchöpft vom errungenen Gipfel herabſchauen zu dürfen auf Andere, welche ſich hinquälen wollen, wohin man ſelber ſich gequält? und

wer weiß, ob uns die kritiſchen Policeiſpieße nicht nachkommen und ruhende Bergſteiger anfallen? Da ſcheint es beſſer, dem Getümmel zu entweichen, in einer Bibliothek die Waaren der Buchmeſſe zu empfangen und zu ordnen, abzugeben und einzufodern; und Stieglitz thut es, wird berliner Bibliothekar; jedoch mit Sehnſucht nach dem Parnaß und deſſen Gedränge, immer bereit und zurüſtend zum Wettſteigen und Wettſingen.

(Der Beſchluß folgt.)

---

1. Die Belagerung Maaſtrichts. Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen. Von J. C. Hauch.
2. Tiberius, der dritte Cäſar. Eine Tragödie in fünf Handlungen, von J. C. Hauch.

(Beſchluß aus Nr. 1.)

Wenn van Alſen im erſten Acte den ſpaniſchen Offizier nach einem ſtillen Mädchen in Maaſtricht fragt und der Dialog folgendermaßen geführt wird:

Offizier.
Wie heißt ſie?

Alſen.
Klara Marnix.

Offizier.
Nun liebt Ihr die, muß ich Euch ſehr beklagen,
Denn ſie iſt jetzt im Kloſter.

Alſen.
In der That
— Ich will's geſtehn, ich hab' ſie einſt geliebt ꝛc.

ſo ſträubt ſich dagegen die Vorſtellung, die wir von der Sprache der Tragödie eingeſogen haben, komme ſie nun von den Alten, Shakſpeare, Calderon, Göthe oder Schiller; ja, ſelbſt die Natürlichkeit Victor Hugo's iſt eine andere. Dagegen wächſt dieſe ſelbe Sprache zu wahrhaft dichteriſcher Wärme in einigen Partien. Z. B. ſpricht die Spanierin Iſabella natürlich und doch hochpoetiſch:

Wie könnt' Ihr dieſen Abend Euch erwürgen?
Die goldnen Wolken ſchwimmen gegen Weſt
Und dehnen ſich wie fliegende Gewänder
Am Horizonte hin. Ich glaube faſt
Das Meer zu ſehn am Untergang der Sonne,
Wo goldne Fiſche ſpielen in der Glut.
O, wären wir zwei Fiſche doch wie ſie,
Und tauchten ſtill in die verborgnen Wellen,
Wo Friede wohnt und kein entfernter Mörder
Nach deinem kleinen Haupt die Kugel ſendet.

Ihr Kind iſt von einer Kugel der Belagerer getroffen (denn ſie iſt die Gattin des Ingenieurs in der Feſtung), auf Oranien, den Urheber des Kriegs, wälzt ſich ihre Wuth und ihre Worte mahnen an Shakſpeare, wenn ſie ruft:

O ich bin krank von dieſem Wort: Oranien!
Wenn er nicht wär', dann lebte noch mein Kind.
Ach all mein Weh, die Bitterkeit des Herzens
Hat ſich geſammelt in das Wort: Oranien;
Ich haß es mehr, als ich es ſagen kann.
Ja, wär' mein Blick ein Dolch, bei Gott, er ſollte
Jedwedes Glied an dieſem Mann durchbohren,
Und wär' mein Athem Gift, ich würde gern
Viel Tauſend Küſſ' an dieſen Mann verſchwenden.
Doch ach, es ſind nur Träume meiner Ohnmacht,
Er ſteht zu fern, ich kann ihn nicht erreichen.
Gibt es denn keine Macht in der Natur,
Die eine Mutter hört?

Nach dem mislungenen Mordverſuche redet ſie ihren ruhigen Richter ſo an:

Verräther, lies doch deines Königs Brief!
Eidbrüchig biſt du, undankbar und ſchlecht!
Siehſt du, da ſteht's, du biſt ein falſcher Judas,
Der ſeinen Herrn mit einem Kuß verrathen!
Du biſt ein Ketzer, der den Tod verdient.
— — — haſt der Welt gelehrt,
Wie Treu und Glauben man mit Füßen tritt;
Haſt auf der Erd' ein Feuer angefacht,
Das nach Jahrhunderten noch auf dem Weg
Des Aufruhrs leuchten wird; haſt von der Kette
Die wilde Kraft gelöſt, die ohne Maß
Die Welt und ſich nur zu vernichten ſtrebt.
Die alte Zeit verwirft dich mit Verachtung,
Die neue, wenn ſie erſt den Werth der Gabe,
Die du ihr reichteſt, zu begreifen lernt,
Wird dich als Schöpfer ihres Leids verfluchen.
Wie ich wird jede Mutter einſt dir fluchen,
Und jedes Volk, das deine Liſt verleitet,
Wird neue Foltern zu der Strafe legen,
Die in der tiefſten Hölle dich erwartet.

Dieſe Rede greift ſchon in das große Thema ein, dem das ganze Gedicht gewidmet iſt, den Kampf der jungen Freiheit mit dem alten Despotismus. Der Dichter will, wie er in der Vertheidigung Maaſtrichts die Rettung der ganzen Niederlande ſich ſpiegeln läßt, in dieſem erſten modernen Völkerkampfe um geiſtige und bürgerliche Freiheit ein Vorſpiel aller folgenden liefern. Daher fehlt es nicht an Sentenzen, welche mehr für unſere Zeit als den Ausgang des 16. Jahrhunderts paſſen, ohne doch um deswillen unweſentlich in dem Drama, wie es iſt, zu ſein:

Gehorſam iſt die Pflicht des Unterthans,
Doch ohne Freiheit gibt es keine Pflichten.

Van Alſen will der katholiſch gebliebenen Geliebten die Rechte ſeiner Partei beweiſen:

Wir wollen Freiheit und Gerechtigkeit,
Kraft ge'n (!) Gewalt, und Milde gegen Schwachheit.
Wir wollen Frieden auf der ganzen Welt
Und Feſſeln einzig für die Tyrannei.
Ja, laßt uns Alle hier zu Grunde gehn,
Das Werk, für das wir ſtreiten, wird beſtehn;
Denn tauſend kühne Herzen klopfen laut
In jedem Land für uns und unſre That.
Ja, unſre Sach iſt jetzt die Sach der Welt;
Das kleine Samenkorn, das wir geſät,
Wird Früchte tragen, ſelbſt wenn wir geſtorben.
Wir geben gern den letzten Tropfen Blut,
Um dieſes Land von Sklaverei zu retten.
Wir geben Alle gern das Leben hin
Für was wir ſelber auf der Erd nicht ſehn;
Denn ſelig iſt, wer glaubt, wenn er nicht ſieht.
Wir Alle glauben an das Reich des Rechts,
Wir glauben an den Chriſt, nicht an den Papſt.
Wir wiſſen, daß die Freiheit nicht vergeht,
Daß die Gewalt den Willen nimmer feſſelt;
Denn wer den Tod verachtet, wird nicht Sklav,
Und der iſt ſelig, der die Kraft beſitzt,
Für ein bedeutungsvolles Wort zu ſterben.

Von der andern Seite fehlt es auch nicht an kräftigen, wie an ſkurrilen Verfechtern. Der zweite Bürger in Maaſtricht meint:

Tom, was geht die Freiheit dich denn an?
Bekommſt du beſſ're Holz im nächſten Winter,
Bekommſt du beſſ're Kleider, beſſ're Nahrung,
Und liegſt du weniger auf Stroh des Nachts
In dieſer Zeit, worin das Wörtlein Freiheit
Wie ein Gebell von jeder Kehle tönt?

Wohingegen der Prinz von Parma, wol die edelſte Geſtalt des Dramas — Ref. ſagt Geſtalt, denn zu Charakteren wird keine —, auch am würdigſten und wärmſten die Sache der Loyalität vertheidigt:

Und wenn es wär', laß mich zu Grunde gehn,
Ich ſtreite für mein Land und meine Väter
Und ſterbe gern für jene hohe Kraft,
Die ſich mit Einfalt durch das Leben drang
Und ſeinen Reichthum band in einen Kranz,
So friſch und blühend wie ein Baum des Himmels
Und durchgeflochten mit den großen Blumen,
Die fromme Kunſt in der Natur entdeckt.
Ja, ich will ſterben für das alte Leben,
So groß und ſchön, wie es geweſen iſt,
Als jener Geiſt der Frechheit in der Tiefe
Mit ſchweren Ketten noch gebunden lag,
Als der Gedanke nur ein Zeiger war,
Dem Himmel zugekehrt, und weiter nichts.

Zum Schluß ſagt er:

Wir ſtreiten für den Glauben,
Für das Geſetz, das uns ſo lang beſchirmt,
Für dieſen edeln, alten Königſtamm,
Dem wir die Treu bis in den Tod geſchworen;
Wir ſtreiten ge'n den Wahn des Augenblicks
Und für die heilige vergangne Zeit,
Von welcher dieſer Augenblick entſprang,
Und gegen die er jetzo ſich empört.
Zum Kampf! Der hohe Gott wird uns beſchirmen,
Denn Gott iſt auch von jenen alten Tagen,
Und iſt nicht wandelbar wie dieſe Zeit.

Das ganze Gedicht iſt ein würdig gehaltenes, durchhaucht von den edelſten Geſinnungen, und mag für Die ein Labetrank ſein, die ſich eben den Gaumen an den ſiedenden Schwefelgetränken der neufranzöſiſchen Dramatik verbrennt haben.

Ernſter und gewiegter iſt der Verf. in ſeinem „Tiberius" geworden; hier iſt Handlung, Schürzung derſelben, Kataſtrophe und Löſung, ſo viel die grauenvolle Zeit ſie zuließ, und die Geſtalten werden zu Charakteren. Vor dem künſtleriſchen Richterſtuhle iſt die römiſche Tragödie der niederländiſchen vorzuziehen; aber der helle Geiſt, die freudige Begeiſterung fehlte dem Dichter. Wo ſollte er ſie hernehmen in einer Grauenperiode, die nicht Hebammendienſte für ein kommendes Licht verrichtete, ſondern nur der erſte Actus eines langen Fegefeuers, einer flammenden Sündflut war, die ein ganzes Menſchengeſchlecht verzehren mußte. Auch im „Tiberius" haben dem Verf., und diesmal geſtändlich, neuere Begebenheiten vorgeſchwebt. Er ſah, vom Jahre 1826 in Neapel lebend, Capri täglich vor Augen liegen wie eine Sphinx, die, wenn ſie nicht ſtumm wäre, ein ungeheueres Räthſel erzählen könnte, welches vielleicht unter andern Formen ſich ſchon öfters im Leben wiederholt hat. Er las dazu die Zeitungen, wo Das, was er nach ſeiner Anſicht als verwerflich betrachten mußte, mit allen möglichen Sophiſtereien vertheidigt wurde, um das Schwarze als Weiß erſcheinen zu machen. Da ſuchte er jenes Räthſel zu errathen und ſchrieb den „Tiberius". Germanicus iſt der einzige Held und reine Charakter im Drama. Er unterwirft ſich, im vollen Kraftgefühl, den Tyrannen ſtürzen zu können, dem Willen deſſelben und weiſt Die, welche von ihm die Erweckung des alten Roms fodern, zurück:

Was einmal ſchwand, das kehret nie zurück.
Wollt Ihr das alte Rom, dann werdet Römer.
Wollt Ihr die Freiheit, dann befreit Euch ſelbſt
Von Eurer Wolluſt, Eurem Müſſiggang,
Von Eurem Geiz und Eurer Feigheit, die
Vor jeder kühnen That zurückebebt.
Vermögt Ihr dieſes nicht, dann herrſche Cäſar.
Wer ſelbſt nicht Mann iſt, brauche einen Vormund.

Aber dieſe vortrefflichen Worte ſind nicht des Dichters Motto für ſein Gedicht, denn als Germanicus geſtorben, ruft ſein Freund und Rächer Macro:

Du lehrſt uns, daß die höchſte Heldenkraft
Zur Schwachheit wird, wenn ſie der Bosheit dient.

Und der Geſchichtſchreiber Cordus, der als Agens der Nemeſis auftritt, ſchilt den todten Helden, denn

Ihn ſchlug die Nemeſis, weil ihren Wink
Er nicht verſtand

und ſeine perſönliche Ehre höher hielt als den Ruf der Geſchichte. In Greueln, Blut und Wahnſinn endet das Stück, die Todten ſtehen wieder auf, die Verbrecher gehen unter, um noch ſchlimmern Platz zu machen, und Cordus, der einzige reine Menſch, ſpricht den Epilog. Aber der Stoiker hat keinen Troſt, die alten Götter ſind untergegangen, die Herrſchaft der Natur iſt vorüber; nur aus dem fernen Aſien flimmert ein blaſſes Licht, aber dieſe Erlöſung verſteht er nicht und mag er nicht, denn der Weg zur Auferſtehung geht durch das Grab. Wird für das deutſche Theater wieder eine Zeit kommen, wo ein Publicum Gedichte dieſer Art zu würdigen verſteht? Leſer werden ſie hoffentlich finden. H.

Anekdoten.

Die unglückliche Johanna Grey war nach dem Zeugniß des Dr. Roger Aſham, des gelehrten Präceptors der Königin Eliſabeth, nicht blos eine ſehr ſchöne und empfindungsvolle, ſondern auch ſehr gelehrte Dame. „Vor meiner Abreiſe nach Deutſchland", erzählt jener gelehrte und etwas pedantiſche Mann, „begab ich mich nach Broadgate in Leiceſterſhire, um von der edeln Lady Johanna Grey, die mir ausgezeichnetes Wohlwollen bewies, Abſchied zu nehmen. Ihre Aeltern, der Herzog und die Herzogin, befanden ſich mit dem ganzen Hausſtand auf einer Jagd im Park; die junge Dame aber fand ich in ihrem Cabinet, wo ſie mit Eifer Platon's „Phädon" in der Urſprache las, ganz mit derſelben Leichtigkeit, wie etwa eine andere junge Dame eine Novelle des Boccaccio leſen würde. Nachdem ich mich über Das und Jenes mit ihr unterhalten hatte, fragte ich ſie auch, wie es käme, daß ſie nicht den Zeitvertreib in Park theile. „Ei", antwortete ſie, „ich wünſchte ihre Parkbeluſtigung verſchaffte ihnen nur ein Tauſendtheil des Vergnügens, das ich bei der Lecture des Plato empfinde.""

In unſern mercantilen und geldliebenden Zeiten dürfte die gar ſeltſame Idioſynkraſie eines jungen Engländers noch mehr Aufſehen machen, als ſie vor etwa 20 Jahren erregte. Dieſer junge Mann, Sohn eines Pächters in der Provinz Suffolk, mit Namen John Peele, hatte einen natürlichen und unüberwindlichen Abſcheu vor dem Gelde. Niemand konnte ihn überreden, Geld anzugreifen, was man ſich anfangs aus ſeiner natürlichen Furchtſamkeit erklärte. Lange hatte ſich ſein Vater vergebens bemüht, ihn zum Angreifen eines Geldſtücks zu bewegen, obgleich der junge Menſch den Werth des Geldes ſehr gut kannte. In der Meinung, daß bloße Einbildung oder eine nicht zu erklärende Grille bei ihm die Oberhand habe, ſteckte ihm der Vater einige kleine, in Papier gewickelte Kupfermünzen unvermerkt in die Taſche. Als jener nun von ungefähr in dieſelbe griff und das Geld in die Hände bekam, verfiel er in Zuckungen, die über eine Stunde anhielten. Der Vater machte einen zweiten Verſuch, indem er ihm etwas Silbermünze in die Taſche ſteckte. Sobald der junge Menſch dieſe gefunden und berührt hatte, verfiel er abermals in Convulſionen, diesmal aber ſo ſchrecklich, daß man für ſein Leben bange ward. Es läßt ſich denken, daß nach dieſem zweimaligen Verſuch der Vater ein drittes Experiment mit Geld nicht vornahm, weil dieſes dem jungen Manne in Folge einer natürlichen Steigerung ſicherlich den Tod zugezogen haben würde. Dieſe Geldſcheu begleitete den jungen Peele durch ſein ganzen Leben; er entfernte ſich augenblicklich, ſobald er Geld ſah oder klimpern hörte. In allen andern Stücken war er wie andere Menſchen, nur etwas in ſich gekehrter. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 3. — 3. Januar 1837.

Geistrüge, oder die neudeutschen Frauen.

(Beschluß aus Nr. 2.)

Wie weit und hoch der Dichter mit seinen uns unbekannten „Bildern des Orients" und Sonstigem gekommen, steht dahin; aber Andere haben gleich ihm gesehnt und gerüstet, niedergedrückt vom Bewußtsein versagender Kraft, befallen von Kopfweh und Schwindel, stets sich ermannend und stets zurückgeworfen, schwanger mit Zwillingen und Drillingen, doch nie recht gebärend, und geplagt vom Wollen, Können und Vollführen bis an ihr kühles Grab. O der Noth des Dichterruhms und der ganzen Schriftstellerwelt, Gehenna der Seele, Nervenfieber des Leibes, betäubender Schmerz von Erinnerung und Hoffnung, Opiumtrank für kurzen Rausch und längere Reue! Wer in deinen Strudel der Charybdis geräth, wird verschlungen und ausgespien, um wiederum gedreht und verschlungen zu werden.

Charlottens warmes Gemüth — da Frauen sich noch lebendiger versetzen in die literarische Stellung ihrer Männer als diese selbst — fühlt und erkennt die ganze Noth, und geräth dabei in die Geistfabrik Berlins, in welcher kein Trost und keine Heilung zu hoffen, kein kühler Trank für den lechzenden Durst, keine beruhigende Weisung für Enthaltsamkeit und Fasten. Die Frau hat es noch schlimmer als der Mann, denn er kann zu Zeiten sein Übel los werden in Versen, sie nicht, obgleich sie auch dieses versucht und dadurch zu helfen meint. Große Werke, Werke für die Ewigkeit sollen geschaffen werden — könnten es vielleicht — wenn man nur die Kraft hätte, die Zeit; beide werden verzehrt durch — die Bibliothek. Es ist ein großer Irrthum, wenn Jemand die Ursache geistigen Jammers in äußern Verhältnissen, nicht in der Krankheit selber sucht, und Charlotte geräth in diesen Irrthum, meinend, durch Einsiedlerleben, durch Petersburg werde ihr kranker Dichter gesunden; wiewol auch in dieser Beziehung das Richtige daneben ihr einleuchtet: „er könne leichter ein großes, aufrüttelndes Unglück tragen als ein kleines, verdrießliches." Oft sieht ihr heller Verstand das Wahre, sie schreibt:

Es gibt eine geistige Unkeuschheit, ein Liederlichleben ohne Berührung und Wert; und das Verschlingen des Verschiedenartigsten im Gebiete des Geistigen, ohne Treubleiben bei Einem, ohne in sich Aufnehmen, ist nichts Besseres.

Oft erkennt sie das entscheidende Heilmittel ähnlicher Zustände:

Ergebung ist ein höchstes, ist echtes Christenthum, hättest du die, mein Heinrich, es stände herrlich mit dir. Alles wäre gedoppelt und gesteigert, jede Kraft, jedes Vermögen geheiligt, unverletzlich.

Und als Heinrich den heidnischen Titanentrotz sich nicht rauben lassen will, entgegnet sie: „Das führt nicht zum Olymp, es wird dich vernichten. Es muß anders mit dir werden!"

Wahrscheinlicherweise wäre Alles anders gewesen und geworden durch einen großen Entschluß — selbst ohne viel Christenthum — wenn der Dichter blos die Bibliothek besucht, keine Bücher gemacht, sondern sie ins Haus gebracht und außerdem nach Gutbefinden einige Gedichte zum Geburtstage seiner Frau geschrieben. Häuslicher Wohlklang und Frohsinn hätten dann geherrscht, Charlottens Tagebuch wäre ärmer geworden an Klage und Rath. Aber welche Entsagung! Entsagung auf Dichterunsterblichkeit, Entsagung auf Geist und wieder Geist, ohne Gedrucktes in Leipzig und ohne Besprochenes in Berlin!

Weil sonach weder im Christenthum noch sonst ein Heilmittel für das kranke Leben der Ehegatten vorhanden, so erkennt Charlotte vollkommen den Umfang des Unglücks; sie kann dem Manne nicht helfen, nicht sich selbst, er geht zu Grunde und sie mit ihm. Es könnte sogar durch den Druck des häuslichen Unglücks das Entsetzliche eintreten, keinen Geist mehr zu haben, oder wenigstens keine Federkraft desselben, und dann wie in Büchern so im Tagesgespräch verstummen zu müssen vor den Geistreichen. Nur ein Außerordentliches möchte retten, durch und durch erschütternd, wie Lähmungen vor elektrischen Schlägen verschwinden oder durch Sturzbäder. Sie äußert deswegen ihrem kranken Dichter: „Wer es gut mit dir meint, müßte ordentlich darauf ausgehen, dir rechten tiefen Schmerz zu bereiten." Ihre unbegrenzte Anhänglichkeit wünscht es zu können, aber wodurch? Xanthippe zu sein aus Vernunft und Vorsatz, ist der Liebenswürdigen unmöglich, und Xanthippen peinigen nur durch Nadelstiche. Keine Freude aber, kein Genuß des Augenblicks kann ihr selber zu Theil werden, wenn keine Hülfe kommt, ihr Leben ist vertrocknet und zerfressen an seiner Wurzel, es ist gleichsam die Ehre des Geschlechts verloren, weil sie ihren Mann nicht mehr glücklich macht, was alle

Weiber, auch ohne Geist, können. Da entspringt der eigenthümlich vorbereitete sonderbare Gedanke, dies werthlose Leben zu opfern für den Geliebten, es für jenen tiefen Schmerz zu verwenden, der als letztes Mittel nothwendig wirkt, wenn irgend etwas wirkt und Beiden hilft, Beide erlöst. Wiederholte Überlegung und erwärmter Wille reifen diesen Gedanken zum festen Entschluß; es ist natürlich kein Gedanke für die Welt, er bleibt verborgen im Innersten ihrer Seele. Und wie bei allen großen und kühnen Entschlüssen, selbst bei verzweifelten, Ruhe wiederkehrt mit der entschieden selbstgehaltenen Kraft, so ist von diesem Zeitpunkt an Friede in Charlottens Gemüth, und das Tagebuch äußert:

Die Welt erscheint mir erst jetzt recht heiter, seit ich sie einmal ganz aufgegeben und nun darüberstehend sie betrachte und erhalte. Sie erscheint mir gleichwie im letzten schönen Abendroth, wie bei Sonnenuntergang sie verklärter daliegt.

Jedes Aufgeben der Welt erhebt über die Welt, und eine neue Freude und Beruhigung, deren sie dadurch theilhaft wird, mochten sie in ungewöhnlichem Sinne erkennen lassen: „Nur wer das Leben verachtet, kann es genießen; nur wer es verliert, wird es gewinnen.“ Daher dann das ruhig Vorbedachte, durch keine Stürme und Kämpfe Angekündigte der Ausführung des Selbstmordes, wovor wir staunen, schaudern und mit dem tiefsten Bedauern erstarren.

Für eine Mutter von Kindern war solch ein Entschluß unmöglich, Lächeln und Schrei der Wiege hätten ihn im Keime erstickt und die getheilten Fäden der Liebe hätten sich nicht ausschließlich für einen kränklichen Dichter zusammengezogen. Ebenso wenig hätte das rechte lebendige Christenthum dergleichen gestattet, denn da wären Ergebung, Gehorsam gegen den Willen Gottes, Geduld und Hoffnung nothwendige Folgen gewesen; ein Leben besserer Art wäre gewonnen worden mit Erhebung über die Welt, mit dem Bewußtsein, Menschenglück und Menschenberuf ruhe auf etwas Anderm als auf geistvollen Dichterschöpfungen und Schriftstellerruhm.

Für Charlotten scheint zur Abwendung des Entschlusses und Einlenkung verirrter Gedanken keine wirksamere Hülfe denkbar als — ein Beichtvater. Beichten ist Ergebung, Demuth, Bereuen der Sünde, mit ihnen erlöst das Christenthum vom Jammer der Erde. Geschieht dieses zugleich durch Verheißung, Warnung, kirchliches Ansehen der Geistlichkeit, durch einen Fénélon, Spener, Lavater, Herder — ihnen versagt sich schwer das niedergedrückte, trostbedürftige Gemüth und findet die verlorene Haltung. Aber auch jeder besonnene Freund, jeder ältere erfahrene Mann, dem die Leidende sich anvertraut hätte, war im Stande, ihr diesen Dienst zu leisten. Solche Männer, Geistliche oder Nichtgeistliche gab es gewiß in Berlin, nur mußten sie nicht blos Frömmigkeit, Verstand, ruhige Überlegung und Schonung besitzen, sondern auch Geist, sonst wären sie Charlotten nicht ebenbürtig erschienen. Rasch genug haben die Geistreichen unsers Zeitalters sich losgerissen von geistlichen Gewissensräthen, und bedürfen doch derselben am meisten; denn eine geistlos grasende Heerde findet von selbst ihren Weg und die Thüre des Schafstalls — der Biber kennt seine Wohnung und der Vogel sein Nest — aber der Geistreiche weiß nicht, wo er sein Haupt hinlegen soll, und verkommt in öden romantischen Irrwegen. Laßt Seelsorge und Geistesführung wiederaufkommen für die geistreichen Seelen.

Ein bedeutsamer Traum — der als Begebenheit vorspiegelt, was man als Möglichkeit gedacht — worin Stieglitz sich erleichtert fühlt bei dem Traumverlust seiner Frau — gibt den Ausschlag zur That. Das ist kein guter Beichtvater, und Pietisten würden sprechen vom Aberglauben der Ungläubigen. Sollte eine neu erwachende Leidenschaft im verstörten Herzen angenommen werden können — Mundt's Schilderung der Unglücklichen trägt Spuren ungewöhnlicher Hinneigung von *seiner* Seite — so wäre die Trauerthat vollständig erklärt, und man dürfte deshalb darnach suchen. Allein diese Voraussetzung ist zu kühn und viel zu wenig gerechtfertigt; mehr schimmert durch als Erhöhung des Leidens, daß Stieglitz sie zu wenig liebe, darum ihrem Einfluß enthoben sei, zu viel blos in sich verkehre, was allerdings ganz im Charakter hypochondrischer Vertiefungen liegt. Ohne diese Zugabe erschiene widersinnig, wie eine liebende Frau wähnen konnte, durch ihr gewaltsames Scheiden dem Geliebten Hülfe zu bereiten, da ihre eigenste Empfindung sie über den Schmerz des Verlustes belehren mußte und über das fortan entsetzliche Loos des Vereinsamten, jedem menschlichen Troste Abgestorbenen.

Charlotte ist untergegangen durch *Liebe* und durch *Geist*. Jene gab ihr das tiefe Unglück, dieser die Einsicht, es könne nur anders werden durch den Tod. Dem heroischen Entschluß eines starken Willens folgten Gefühl und Einsicht mit großer Besonnenheit. Hier ist keine Überraschung des Augenblicks, kein plötzlicher Sturm der Leidenschaft, keine schnell betäubende Verzweiflung von heute, sondern eine langsam wachsende von gestern und vorgestern. Durch Wiedergeburt einer himmlischen Liebe aus der trüben irdischen, durch Erhebung des Geistes zum höchsten Weltgeist wäre sie genesen, hätte das Leben gewonnen, statt es zu verlieren. Nicht bei den Sternen und nicht unter dem Wiesengesträuch der Erde bilden sich Gewitter, sondern zwischen beiden, und es blitzt versengend herab. Nicht der Engel, nicht das Thier, sondern der Mensch — Dasein zerreißend — fällt von eigner Hand. 28.

Romanenliteratur.

1. Anna von Koburg. Ein historischer Roman von Wilhelmine Lorenz. Leipzig, Wienbrack. 1836. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Die bekannte Geschichte der unglücklichen, verführten Fürstin, deren Leichtsinn viel zu hart bestraft ward, ist hier zwar nicht so pikant erzählt, daß sie uns neu dünkt, aber der Vortrag ist gut, verständig, Anna ist nicht gerechtfertigt, allein man verzeiht der Reuigen, deren Fehler zur Halbscheid durch die grämliche Gemüthsart des rohen, lieblosen Gemahls bedingt wurden. Zum Schluß ist noch ein Schlüssel zu der Mystification des Herzogs Christian von Eisenberg angehängt, bei wel-

cher die angeblichen Geister der Anna und ihres Gemahls Kasimir dem Getäuschten erschienen.

2. Frühblüten. Novellen und Erzählungen von F. v. Hoven. Glogau, Flemming. 1835. 1 Thlr. 8 Gr.

Ränke aller Art werden in diesen vier Erzählungen gespielt, deren Ausgang uns so ziemlich gleichgültig ist, sowie die handelnden und leidenden Personen es uns sind. Die erste Geschichte „Schicksal und Liebe" ist in der Manier (den Geist wollen wir nicht ohne Ursache citiren) der neuesten französischen Schule, welche den Ehebruch sanctionirt.

3. Tibull und Virgil. Zwei Gemälde nach Jules de St.-Felix von Theodor Hell. Dresden, Arnold. 1836. 8. 16 Gr.

Ob eine Altrömerin Liebesschwärmerei und Sehnsucht in dem Maße gekannt, daß sie wie die schöne Silvia zu den Vestalinnen trat aus kaum bewußter Zärtlichkeit für Virgil, der ihre Gefühle nicht ahnete, diese Erfindung möchte bei strengen Alterthumsforschern einigen Zweifel erregen, Denjenigen aber willkommen sein, die nicht gern nach der Wissenschaft in die Tiefe tauchen und genug zu wissen glauben, wenn sie über irgend einen Gegenstand artig zu reden verstehen und in ihrem Gespräch darüber keine Blöße geben. Selbst Solchen, die höhere Ansprüche an unterhaltende Schriften machen, werden an diesen Vergegenwärtigungen des alten Roms Gefallen und mehr Belehrendes darin finden, als es zu einer Salonsunterhaltung bedarf. Der Kaiser August tritt stattlich auf, Virgil dagegen ist fast stumme Person, aber Tibull in seinem fröhlichen Leichtsinn nicht nur ein geschmackvoller Festanordner, sondern auch so liebenswürdig, daß man es nicht unnatürlich findet, wenn Tänzerinnen sogar an dem Verarmten mit treuer Liebe hängen. Die Übersetzung liest sich leicht und fließend wie ein Original.

4. Zwei Erzählungen der Frau von Bawr. Nach dem Französischen bearbeitet von Friedrich Pitt. Dresden, Arnold. 1836. 8. 16 Gr.

„Rosa und Therese" liefert eine Varietät weiblicher Eifersucht, welche sich und die Nebenbuhlerin tödtet. „Mutter Narquardt" ist eine von der Bettlergattung, die ein nicht unbeträchtliches Vermögen hinterläßt, womit sie einen Liebling beschenkt. Die gute Alte gewinnt unsere Neigung, auch ist ihr Vermögen nicht so unermeßlich, der geistige Vater der Elsi's und Liesli's war nicht der ihrige, als daß es in ihren Verhältnissen zur bestimmten Unmöglichkeit gehört hätte. Langweilig ist auch die erste Erzählung, aber die selbstische, unweibliche Therese stößt uns zurück und verursacht, daß Mutter Narquardt trotz ihrer Runzeln die Vorgezogene ist, was denn für die ganze Erzählung gilt.

5. Marchese Pensoroso, Novelle, und die Leiden einer großen Seele, Erzählung von H. F. Mannstein. Dresden, Arnold. 1836. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Die Novelle ist eine gewöhnliche Räubergeschichte, mit allen herkömmlichen Figuren, Verhältnissen und Gemeinplätzen, sowol in Knalleffecten als in Redensarten, ausgestattet. Die große Seele ist die des Grafen Honoré Mirabeau, in der nicht allein seine unbestrittene Genialität sich darlegt, sondern in eben dem Grade ihm sittliche Größe beigemessen ist. In unsers Autors Augen ist er der unschuldigste Märtyrer für Tugend und Recht, und sogar seine Frau ist eine Nichtswürdige, was theils im Ernst behauptet, theils mit schalkhafter Ironie zugeraunt wird, wobei es an Seitenhieben nicht fehlt; das Fußgestell zu Mirabeau's Standbild bedurfte ja Basreliefs, zu denen sich, als ihm gleiche Heroen, die Herren Börne und Heine aufwerfen, dagegen Hoffmann, Spindler und vor Allen Tieck mit Schmach und Hohn überschüttet werden. Die Schalkhaftigkeit des Verf. ist so leicht und flüchtig, daß man ihr kein Nachsinnen anmuthen darf und nicht mit ihr rechten muß, wenn sie den burgundischen Herzog ironisirt, der seiner Tochter das Weinen während des Kreisens verbot; dem Genie ist's ja erlaubt, das allgemein Bekannte nicht zu wissen, also auch nicht, daß Johanna von Navarra, als sie Mutter von Heinrich IV. ward, auf Befehl ihres Vaters sang, um gleich vom ersten Athemzug an jedes Weichliche von dem Knaben zu entfernen.

6. Erzählungen von der Verfasserin der Lotosblätter. Leipzig, Hartknoch. 1836. 8. 1 Thlr.

Verschiedenartig in Stoff und Idee, aber keine verwerflich, auch die Gattung der Familiengeschichten nicht, von denen sie angenehme Varietäten sind. Die erste ist von der zärtlich wehmüthigen Art, die aber nicht in die weinerliche Abart verläuft; „Der Leibeigne" schildert kräftig, aber nicht übertrieben, die teuflische Rache eines in seinem Innersten, in seinen heiligsten Gefühlen verletzten Sklaven. Die dritte: „Eugeniens Traum", führt aus dem Leben der gedankenlosesten Freude und Zerstreuungssucht in stille Beschränktheit zurück. Alles wich von ihr, nur die Tochter blieb ihr und der alte väterliche Freund, sie ist nicht verarmt, nicht blos der Traum als solcher ging aus, sie konnte ihren Ehestand als einen glänzenden Traum betrachten, aus dem sie zu einer farblosern, aber sichern, fest im Leben wurzelnden Wirklichkeit erwachte. Die Tugend, die stille Häuslichkeit ist nicht herb und verdrießlich, der Leichtsinn wird nicht Sünde, und doch sind seine gefährlichen Folgen nicht verschwiegen, die Nutzanwendung tritt so deutlich und wieder so bescheiden hervor, daß sie ihres Zwecks nicht verfehlen sollte, Nachdenken in Köpfen zu erzeugen, die ausschließlich das Vergnügen für die Bedeutung des Lebens halten und sogar ihm zu Liebe zu dem schwerern Geschäft gebracht werden, zum Denken. 29.

Neugriechische Literatur.

Περιγραφὴ τῶν ἐν Ὑπάτῃ, Αἰδηψῷ καὶ Θερμοπύλαις θερμῶν ὑδάτων κ. τ. λ. — Beschreibung der warmen Quellen in Hypate, Ädepsos und den Thermopylen —, von Xaver Landerer. Athen 1836.

Der Verf. hat im Laufe dieses Sommers die genannten Wasser untersucht und legt die Resultate seiner Untersuchung in diesem Schriftchen nieder. Er empfiehlt vorzüglich die Quelle bei Hypate (Patradzik) der allgemeinen Aufmerksamkeit. Sie findet sich in einer kleinen Anhöhe, eine halbe Stunde von der letztgenannten Stadt. „Dieser Hügel", sagt der Verf., „gleicht einer Blase, welche, von dem vulkanischen Feuer in die Höhe getrieben, sich verhärtet hat; statt Asche und Feuer quillt jetzt eine reiche Fülle siedenden Wassers hervor, welches durch die Menge des darin enthaltenen Schwefels gewiß den ersten Rang unter allen schwefelhaltigen Wassern einnimmt; und ich zweifle nicht, daß es wegen seiner großen Heilkraft binnen Kurzem des gebührenden Ruhms sich erfreuen wird." Die Quelle bildet ein geräumiges, 5—10 Schuh tiefes und 30—40 Schuh weites Bassin, und liegt in einer paradiesisch schönen Gegend am Fuße des Öta, unweit des Ufers des Sperchios. Das Wasser hat am Rande des Bassins 22, in der Mitte 38—40 Grad Reaumur Wärme. Es setzt hinlänglichen Schlamm zu heilsamen Schlammbädern ab. Die Quellen von Ädepsos, an der Küste von Euböa, die schon der Dictator Sylla benutzte (Plutarch's Sylla, Cap. 26), stehen der von Hypate nicht nach, und ihr Wärmegrad steigt sogar auf 68 Grad Réaumur. Die Gegend ist ebenso reizend und hat noch den Vortheil der unmittelbaren Nähe des Meeres. Auch hier können wirksame Schlammbäder angelegt werden. Zwischen Hypate und Ädepsos in der Mitte liegen die Bäder des Hercules bei den Thermopylen, von gleicher Wirksamkeit mit denen in Ädepsos und von den Bewohnern der Umgegend noch heute nicht selten benutzt; doch empfiehlt sie der Verf. weniger, weil der Aufenthalt in den Thermopylen, wegen der angrenzenden großen Sumpfstrecken, weniger gesund ist.

So viel genügt für den Zweck dieser Blätter; Männer vom Fach werden sich das kleine Schriftchen, welches die chemische Analyse der Wasser enthält, selbst verschaffen. Die Natur hat hier auf einer Strecke von sechs bis sieben Stunden drei der

reichsten Gesundheitsbrunnen in der Welt zusammengedrängt, in einer großartigen und durch die glänzendsten historischen Erinnerungen verherrlichten Gegend. Es fehlen mithin nur etliche unternehmende Capitalisten und eine regelmäßige Verbindung durch Dampfschiffe, um den Grabhügel der Spartaner in den Thermopylen und die alte Zauberstadt Hyppate bald zum jährlichen Rendezvous der eleganten Welt von Europa zu machen.

Περὶ ἀμπελουργίας καὶ οἰνοποιΐας — über Weinbau und Weinbereitung —, von Greg. Paläologos. Auf königlichen Befehl herausgegeben. Athen 1836.

Eine klar und verständlich abgefaßte Schrift, die um so nützlicher werden kann, je niedriger die Stufe ist, auf welcher die Weinbereitung bis heute in Griechenland steht. Auch Philologen, die sich mit den Geogonikern beschäftigen, können in dem Büchlein Belehrung finden, da der in Deutschland und Frankreich gebildete Verf. mitunter, wiewol nicht häufig genug, auf die alten Schriftsteller über den Ackerbau Rücksicht nimmt.

Die Zahl der politischen Zeitungen*) mehrt sich in Griechenland seit einigen Monaten in außerordentlichem Verhältnisse. Der neuerdings verurtheilte „Sauveur" (ὁ Σωτὴρ) erscheint seit einiger Zeit wieder, da das Urtheil des Gerichts erster Instanz von dem Cassationshofe annullirt worden ist. Dazu ist eine neue Oppositionszeitung in deutscher und griechischer Sprache gekommen, genannt „Die Hoffnung" (ἡ Ἐλπίς), und ein anderes neutrales Blatt, „Die Iris" (ἡ Ἶρις), die blos griechisch erscheint und auch Miscellaneen und literarische Artikel enthält. Eine dritte Zeitung, „Der Zuschauer" (ὁ Θεατής), die neutral zu sein verspricht, hat ihr Erscheinen als nahe bevorstehend angekündigt, und man spricht noch von einer vierten. Dies übermaß von Zeitungen ist für die Literatur ein Nachtheil, weil die geistigen und finanziellen Kräfte sich darin und daran versplittern. Übrigens werden wol die meisten bald wieder eingehen müssen. Der Grund dieser plötzlichen Vermehrung ist aber die ziemlich allgemein verbreitete Meinung, daß nach der Rückkehr des Königs eine Ministerialveränderung und vielleicht eine noch größere Umgestaltung der Verwaltung stattfinden dürfte. Unter dieser Voraussetzung sucht jede politische Coterie, jede Meinungsschattirung für sich Terrain zu gewinnen, indem sie sich schnell ein öffentliches Organ creirt, um die Gemüther in ihrem Sinne zu bearbeiten. Es ist nur eine Art von politischem Wettrennen, oder vielmehr eine Hetzjagd. 107.

Schneestürme im Innern Rußlands.

Ein neuerdings in Rußland gereister Gelehrter gibt von diesen Schneestürmen in den russischen Steppen nachstehende Beschreibung: Ein solcher Sturm ist sehr verschieden von allen andern Landstürmen; er gleicht mehr einem Orkane auf offenem Meere. Saratow liegt nach Osten an einer Steppe, die sich über den Uralfluß hinweg mehre tausend Werste weit nach Asien hinein erstreckt. Nordwestlich, westlich und südlich ist das Gouvernement noch so wenig bebaut und bewohnt, daß man diese ganze Fläche ebenfalls als offenes Land betrachten kann, besonders nach SW., wo die jekaterinoslawschen und donischen Steppen angrenzen, und nach S. und SSO., wo Astrachan mit seinen Steppen bis zum Kaukasus und dem kaspischen Meere anstößt. Auf diesen ungeheuern Ebenen findet der Sturm keinen Widerstand, und mit rasender Schnelle durchbraust er daher diese Einöden, alles Leichtere und Beweglichere mit sich fortreißend oder festere, ihm Widerstand leistende Gegenstände zerstörend. Auf den Straßen ist man nicht im Stande, mit dem Gesicht gegen die Windseite gekehrt, zu athmen; man hat Noth, sich auf den Füßen zu erhalten. Vergeblich sind die Bemühungen, ihm auf der Straße entgegenzuschreiten, und schon der bloße Versuch versetzt, durch die ungeheure Anstrengung, in Schweiß; der die stärksten Hüllen durchdringende Wind verursacht Erkältung; es tritt Ermattung ein, und im freien Felde ist dann dem armen Wanderer der Tod gewiß. Nachts ist es unmöglich, sich aus einem Hause in das andere zu finden. Bricht ein solches Unwetter aus, was in der Regel ganz unerwartet der Fall ist, so müssen die Gäste da bleiben, wo sie sich eben befinden; man würde Gefahr laufen, auf den Straßen der Stadt umzukommen, da man wegen des Schneegestöbers das Gesicht nicht gebrauchen kann und vom Sturm überwältigt wird. Besonders verderblich ist ein solches Unwetter den Heerden der Wolga- und Steppenbewohner. Durch die Alles bedeckenden Schneemassen wird nicht nur vorläufig die Vegetation gehemmt, sondern die auf der Weide befindlichen Heerden gehen auch zum Theil dabei zu Grunde; denn nur die Thiere werden gerettet, welche der Landmann soglücklich ist, beim Anbeginn des Sturms zu finden und in Sicherheit zu bringen. Die Schafe kriechen gewöhnlich in Haufen zusammen, werden eingeschneit und erfrieren; das Rindvieh dagegen läuft in der Richtung des Sturms fort, bis es vor Ermattung, Erkältung und Mangel an Nahrung umfällt, oft aber auch, in eine Schlucht gerathend, sich todt stürzt und im Schnee erstickt. Nach dem Schmelzen des Schnees findet man alsdann oft an weit von der Heimat entfernten Orten das Rindvieh zu Hunderten beisammen, theils erfroren, theils verhungert, theils in dem Wasser der Schluchten ertrunken. Die Pferde gehen nicht mit dem Winde, wie das Rindvieh, sondern laufen, mit weit aufgesperrten Nüstern, dem Winde entgegen, sodaß die Eigenthümer sie oft Hunderte von Werften weit wiederaufsuchen müssen. Daß dabei ebenfalls viele verloren gehen, leuchtet ein; man muß einen solchen Sturm selbst wahrgenommen haben, um darüber urtheilen und sich eine gehörige Vorstellung davon machen zu können. Gewöhnlich ist die Dauer desselben drei Tage und zwar dergestalt, daß in den ersten 24 Stunden Sturm und Schneegestöber unausgesetzt fortwüthen, worauf sich beides, jedoch mit Unterbrechung von drei, sechs, auch zwölf Stunden, aber in immer schwächerm Maße, wiederholt. Bisweilen treten auch während der ersten 24 Stunden kleine Unterbrechungen ein, allein dann sind die nachfolgenden Zwischenräume der Ruhe kürzer. 71.

*) Vgl. die Mittheilungen hierüber in Nr. 340 — 342 d. Bl. f. 1836. D. Red.

Literarische Anzeige.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Karl August Böttiger,

königl. sächs. Hofrath, Oberinspector der königl. Alterthumsmuseen zu Dresden, Ritter des königl. sächs. Civilverdienstordens, des großherzogl. sächs. Falken- und des kaiserl. russ. St.-Wladimirordens, vieler gelehrten und nützlichen Gesellschaften Mitglied.

Eine biographische Skizze

von dessen Sohne,

Dr. K. W. Böttiger,

königl. bair. Prof. der Geschichte und Bibliothekar zu Erlangen, großh. sächs. Hofrathe u. s. w.

(Aus den „Zeitgenossen" besonders abgedruckt.)

Mit Böttiger's Bildnisse.

Gr. 8. 1837. Geh. 16 Gr.

Der Sohn, dem wir diese Skizze verdanken, hat in einer alle Anerkennung verdienenden anständigen Weise die Pflicht des Biographen mit der Gesinnung des Sohnes in Verbindung zu bringen gewußt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 4. — 4. Januar 1837.

Briefe aus Elsaß und Lothringen.

Erster Brief.

In unserer viel schreibenden und druckenden Zeit lernt man zum guten Theile die Völker aus ihrer Literatur kennen. Allein zugleich muß man sich mit der ganzen besondern Art und Weise der Völker, mit allen praktischen Richtungen ihres Lebens bekannt machen, um die Literatur derselben in der vollen Bedeutung zu begreifen und zu würdigen. Im Verhältnisse zu Frankreich hat seit lange der Einfluß der Hauptstadt so überwiegend sich geltend gemacht, daß auch wir Deutsche uns gewöhnt haben, über Paris und pariser Literatur die geistige Bewegung in den einzelnen Theilen des Nachbarlandes zu übersehen. Kennen wir doch die Hauptstadt desselben weit besser als die uns begrenzenden Bezirke, und sogar besser als diejenigen, die früher einen Bestandtheil unsers deutschen Vaterlandes gebildet haben. Dennoch liegt in der jetzigen Lage und im Gang der Dinge eine natürliche Auffoderung, den einzelnen Gliedern, die so nahe uns berühren, einige Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Alle Momente der neuern Culturgeschichte wirken darauf hin, die besondern Bestandtheile der großen Völkerindividuen einander näher zu rücken und fester zu verbinden. Aber zugleich bemerken wir in den einzelnen Provinzen, Bezirken und Gemeinden eine entschiedener hervortretende Opposition gegen jedes unnatürlich einseitige Vereinigen und Centralisiren. Darin liegt kein Widerspruch: das Eine und Andere ist die Folge desselben Verlaufs der Entwickelung. Muß doch grade in der freiern Bewegung das wahre Bedürfniß der Vereinigung und Ordnung um so fühlbarer hervortreten, wie denn überhaupt im Genusse der Freiheit jede natürliche Nothwendigkeit gar bald sich geltend macht und nur gegen jeden künstlichen und willkürlichen Zwang der Haß und die Abneigung genährt werden.

So ist auch in Bezug auf Frankreich schon vielfach und mit Recht hervorgehoben worden, daß die verschiedenen Provinzen und Departements nicht mehr, wie früher, geneigt sind, nur die mechanisch verbundenen Theile eines großen Staatsautomaten zu bilden, der von Paris aus sein vorgeschriebenes Maß von Bewegung empfängt. Will man aber in dem Bilde, das man sich entwirft, nicht von der Wahrheit sich entfernen, so darf man diese ersten Regungen eines gewissen Gefühls von Selbständigkeit nicht allzu bedeutend sich vorstellen. Die neue französische Regierung hatte den überwiegenden Einfluß der Hauptstadt als eine grade bestehende Thatsache vorgefunden, welche durch die Julirevolution selbst von neuem bestätigt worden war. Im Gedränge der Parteien schien es ihr also um ihrer eignen Sicherheit willen das Einfachste, in der Bevölkerung der Hauptstadt, der sie ihr Dasein verdankte, auch ihre vorzüglichste Stütze zu suchen; und wie es überhaupt im Charakter dieser Regierung liegt, mit der Gegenwart und der nächsten Zukunft so gut als möglich sich abzufinden, so waren ihre hauptsächlichen Bemühungen darauf berechnet, vor Allem Paris zufrieden zu stellen. Es ist bekannt, in wie großem Maße ihr dies gelungen ist. Als natürliche Folge der zu diesem Zweck getroffenen Maßregeln zeigen uns die Thatsachen der vergleichenden Statistik, daß in der Hauptstadt während der letzten Jahre die Bevölkerung und der Reichthum mehr als je zuvor gewachsen sind, und zwar in weit stärkerm Verhältnisse als in jedem andern Theile von Frankreich. Darin liegt allerdings eine reelle Zunahme an Macht und Bedeutung. Allein grade dadurch mußte die Eifersucht der Provinzen gegen das bevorzugte Schooskind der Regierung geweckt werden, und was die Hauptstadt materiell gewonnen hat, dürfte sie an moralischem Einflusse eingebüßt haben. Immer ist jedoch die Zeit noch ferne, wo die Departements, durch ihre Abgeordneten oder in anderer Weise, die Initiative für einen neuen Umschwung im öffentlichen Leben ergreifen werden. Allein gleichwol könnte eintretenden Falls ihre Reaction bedeutend genug sein, um einem von der Hauptstadt ausgehenden Impulse eine ganz andere als die ursprüngliche Richtung zu geben. Immer verlohnt es sich also der Mühe, und jetzt mehr als früher, den eigenthümlichen Geist und die besondern Verhältnisse in den einzelnen Provinzen schärfer ins Auge zu fassen.

Dies gilt besonders vom Elsasse. Nicht blos aus alter Verwandtschaft mit den Bewohnern, sondern auch wegen der Lage des Landes und eines daher möglichen, wichtigen Einflusses auf das künftige Schicksal Deutschlands, sollten wir es uns angelegen sein lassen, eine nähere Bekanntschaft mit ihm zu unterhalten. Welche Wendung könnte das Schicksal unsers Vaterlandes genommen

haben, wenn im pariſer Frieden die von Preußen geſtellte Foderung einer Wiedervereinigung des Elſaſſes mit Deutſchland in Erfüllung gegangen wäre? Wenn hiernach eine zahlreiche und kräftige Bevölkerung unter ganz andern Verhältniſſen in den Kreis jener Bewegung wäre gezogen worden, der ſich von der Hauptſtadt Frankreichs aus, als von ihrem Mittelpunkte, in immer weitern Schwingungen bis an die Grenzen unſers Welttheils erſtreckt hatte? Und wer mag für künftige Zeit die heilſamen oder verderblichen Folgen davon ermeſſen, daß mit Strasburg eine Pforte, die nach Süddeutſchland führt, in den Händen Frankreichs geblieben iſt? und daß ein Volksſtamm, der ſich in mancher Beziehung deutſcher als andere deutſche Stämme zu erhalten wußte, der in hohem Grade geeignet iſt, die Sympathie aller übrigen Deutſchen zu erwecken, politiſch an das Schickſal des franzöſiſchen Reiches geknüpft wurde? Es iſt wol mehr als leere Ahnung, wenn man in der Verbindung des Elſaſſes mit Frankreich ein wichtiges Moment der Zukunft erkennt; wenn man ſchon jetzt ſich verſichert hält, daß dieſes Verhältniß unter der Leitung jener höhern Macht, vor welcher die menſchliche Klugheit ſo oft zur Thorheit wird, noch zu ganz andern Erfolgen führen wird, als ſich eine kurzſichtige Politik ſeit Ludwig XIV. in Ausſicht geſtellt hatte.

Den Deutſchen ergeht es übrigens mit dem Elſaſſe wie vielen Strasburgern mit ihrem Münſter: ſie ſind ihm zu nahe, um ſich die Mühe zu geben, ihn näher kennen zu lernen. Daher kam es, daß man ſich da und dort in neuerer Zeit über die im Elſaſſe herrſchende Stimmung manche Täuſchung gemacht hatte. Den Äußerungen Einzelner eine allgemeine Bedeutung unterſchiebend, hatte man wol gar den Glauben ſich eingeredet, daß daſelbſt eine beſondere Hinneigung für einen engern Verband mit Deutſchland bemerkbar ſei. Allein es liegt eine unermeßliche, moraliſche Kraft in dem lange genährten und auf mannichfache Weiſe zum hellern Bewußtſein gekommenen Gefühle, einer ungetheilten, großen und ſtarken Nation anzugehören. Es liegt noch eine größere Kraft darin, während einiger Jahrzehnde in Gemeinſchaft mit einer großen Nation ein ſo thaten- als leidenſchweres Schickſal beſtanden, alles Glück und alles Unglück, ſelbſt alle Hoffnungen und alle Täuſchungen mit ihr getheilt zu haben. Während der Revolution gab es noch eine Partei im Elſaſſe, die entſchieden für eine Wiedervereinigung mit Deutſchland war. Allein ſeitdem haben ſich die Verhältniſſe weſentlich geändert. Es war vorzüglich ein Theil der katholiſchen Bevölkerung, wo jene Richtung ſich offenbarte. Die Katholiken des Elſaſſes, früher in einer fortwährenden Oppoſition mit ihren gleichfalls zahlreichen proteſtantiſchen Mitbürgern, hielten um ſo feſter an einem Glauben, der ihnen durch die franzöſiſche Revolution gefährdet ſchien. Schon durch die Herrſchaft Napoleon's, noch mehr durch die der Reſtauration, iſt jedoch dieſer Grund der Sympathie für Deutſchland weggefallen. Darum haben in der neueſten Zeit bei dem katholiſchen Theile der Bevölkerung, wie dies in Strasburg ſelbſt beſonders augenfällig iſt, franzöſiſche Sprache und Sitten vorzugsweiſe Eingang gewonnen, während ſich bei den Proteſtanten des Elſaſſes, obgleich ſich dieſe an die Sache der großen Mehrheit der Franzoſen entſchiedener angeſchloſſen hatten, das germaniſche Element weit reiner erhalten hat. Hierzu kommt, daß unter den Katholiken eine größere Anzahl franzöſiſcher Einwanderer ſich befindet; daß weit die meiſten Beamten, die aus Frankreich kommen, dem Katholicismus angehören und zunächſt und vorzugsweiſe mit ihren Glaubensverwandten in nähere Verhältniſſe treten; während den Proteſtanten viel mehr Berührungspunkte mit Deutſchland blieben, namentlich in literariſcher und wiſſenſchaftlicher Beziehung. Endlich mag man bei der jetzigen Lage der Dinge auch darum an eine etwaige Wiedervereinigung mit Deutſchland nicht denken, weil ſich die Elſaſſer, ſo wenig wie die übrigen Franzoſen und alle andern Völkern Europas, daran gewöhnen können, die Deutſchen in Wahrheit als eine Nation zu betrachten. Auch die Elſaſſer wiſſen nur von Öſtreichern und Preußen, von Schwaben und Baiern u. ſ. w. Dieſen Anſichten der Fremden gegenüber, mögen ſich die Deutſchen billig mit ihrem Sprüchworte tröſten, daß Jene den Wald vor Bäumen nicht ſehen; allein damit wird die Meinung der Fremden nicht umgeſtoßen. Selbſt die engere commerzielle Vereinigung einer beträchtlichen, deutſchen Ländermaſſe und der Beitritt Badens zu dem jetzt ſchon ſo genannten deutſchen Handelsvereine hat auf dieſe Meinung keinen bemerkbaren Einfluß geäußert. Zwar wünſcht man im Elſaſſe Erleichterung des Grenzverkehrs und die Gegner der Regierung verfehlen nicht, ihr den Umſtand zum Vorwurfe zu machen, daß von der Art nichts zu Stande gekommen iſt. Allein gleichwol legt man darauf kein großes Gewicht, weil eine beſonders nachtheilige Wirkung von Badens Beitritt zum deutſchen Handelsvereine hinſichtlich der materiellen Intereſſen des Elſaſſes wenigſtens bisjetzt nicht empfunden wird.

Obgleich man unter den gegenwärtigen Verhältniſſen von einer Trennung von Frankreich nichts wiſſen mag, werden doch die Franzoſen von den Elſaſſern mit eiferſüchtigem Auge betrachtet. Gegen die Deutſchen verhält man ſich dagegen im Ganzen ziemlich gleichgültig und hat ihnen gegenüber weder ein beſonders günſtiges noch ungünſtiges Vorurtheil. Überhaupt haben ja die Deutſchen das etwas zweideutige Glück, von den andern Nationen weder beneidet noch gehaßt zu werden. Dies mag übrigens den Einzelnen, die in der Fremde ſind, häufig zu gut kommen. Wirklich befinden ſich die Deutſchen ganz wohl im Elſaſſe, welche — durch die politiſchen Verhältniſſe gezwungen, ihr Vaterland zu verlaſſen — daſelbſt ihren Aufenthalt genommen haben. Dazu hat nun freilich das Bindungsmittel der gleichen Sprache ein Weſentliches beigetragen. Auf der andern Seite iſt die unverwüſtliche Gutmüthigkeit der Elſaſſer hierbei mit in Anſchlag zu bringen. Sie iſt unveränderlich geblieben, auf wie harte Proben ſie geſtellt wurde. War es doch neuerdings ganz gewöhnlich geworden, daß Abenteurer aller Art, die aus Deutſchland herüberkamen, für politiſch Verfolgte ſich ausgaben, um im Elſaſſe Sympathien zu finden, die ſie

zu beſonderm Nutzen auszubeuten ſuchten. Ihre Zahl war beträchtlich genug, um unlängſt den Bezirksrath zu Weiſſenburg auf Maßregeln denken zu laſſen, wie die falſchen von den wahren politiſchen Flüchtlingen zu unterſcheiden ſeien. Dieſe Letztern laſſen es ſich auch von ihrer Seite angelegen ſein, den guten Ruf der Deutſchen im Elſaſſe, welcher durch das Benehmen Einzelner von ihnen gefährdet wurde, aufrecht zu erhalten. Nach manchen Erfahrungen, die ſie gemacht, ſind ſie dahin gekommen, unter ſich eine ſtrengere Aufſicht und eine Art innerer Policei eintreten zu laſſen. So war vor nicht langer Zeit ein Deutſcher, der in der Schweiz einer Veruntreuung ſich ſchuldig gemacht, auf die Anzeige ſeiner eignen Landsleute in Strasburg verhaftet worden.

(Der Beſchluß folgt.)

Ernſt Platner's Vorleſungen über Äſthetik. In einer treuen Auffaſſung nach Geiſt und Wort wiedergegeben, von deſſen dankbarem Schüler M. E. Engel. Mit Platner's Portrait. Zittau, Nauwerck. 1836. 8. 1 Thlr.

Der freundliche Mann, welcher in ſeinem Bildniß mit einer angenehmen Perücke uns neben dem Titel vorliegenden Buchs entgegenſieht, nämlich Platner, war ſeiner Zeit ein beliebter Lehrer, hatte einen von Öfer decorirten Hörſaal und galt unter den Philoſophen. Großen Schaden brachte ihm das Aufkommen der Kant'ſchen Philoſophie, deren eifrige Anhänger ihn zum Theil als fortwährenden Gegenſtand ihrer Polemik gebrauchten, mehr Schaden noch erwuchs aus dem Aufkommen ſpäterer Syſteme, und vielleicht hat ein Philoſoph nichts Beſſeres zu thun, als mit ſeinem Syſteme ſelber zu ſterben. Hier erſcheinen nun vor 50 Jahren gehaltene Vorleſungen über Äſthetik, welche wol von Gellert und Rabener, aber nichts von Schiller und Göthe wiſſen, und das iſt bedenklich bei heutigen Leſern, denen es umgekehrt geht, welche nämlich längſt das Daſein eines Gellert und Rabener vergeſſen haben. Hören dieſe gar in muſikaliſcher Beziehung von einem Vanhall und Kozeluch, aber nichts von Bellini und dem großen Tanzcomponiſten Strauß, ſo meinen ſie, es fehle Alles, und es ſei in der ganzen dargebotenen Äſthetik kein Moment vorhanden, um ihnen Kopf, Herz oder Beine zu bewegen.

Dennoch wird man bei richtigem Sinn an dieſen Vorleſungen allerlei Vergnügen finden, ſie erſcheinen nämlich an vielen Stellen ungemein naiv. Es wird (S. 47) das Naive als eine Zuſammenſetzung von Witz und Einfalt bezeichnet, dieſe Bezeichnung aber getadelt; denn das Naive ſei „eine ganz beſondere Art des Natürlichen, wie es ſich in der Idyllenwelt findet". Beiderlei Bedeutung iſt anwendbar auf unſern Äſthetiker, wenigſtens blicken wir Kinder der Gegenwart in eine leipziger Idyllenwelt der Gedanken, welche mit der franzöſiſchen Revolution völlig zu Grunde ging und welche ein angenehmes Lächeln zu erzeugen im Stande iſt, worin eben der äſthetiſche Genuß des Naiven beſteht. Im allgemeinen Theile, denn der Verf. theilt die Äſthetik in die allgemeine und beſondere, werden Baumgarten und Meyer genannt, außer denen noch Niemand über dieſe Materie geſchrieben oder Vorleſungen gehalten habe, und gleich darauf heißt es von Jenem, er ſei nie gerüſt, nicht muſikaliſch geweſen, habe noch weniger eine genaue Bekanntſchaft mit Dichtern beſeſſen, ihm habe alſo das zum Zweck der Äſthetik Nöthigſte und Wichtigſte gefehlt. Es ſei denn doch Zeit, daß die Philoſophie endlich den wahren und großen Werth der Künſte beſtimme und feſtſetze, wie ſie das in andern Dingen und Wiſſenſchaften, z. B. bei der Aufklärung, gethan habe. Die Künſtler ſeien gewiß große und ſchätzbare Leute, die es noch mehr ſein und werden könnten, wenn ſie ſich nur von der Philoſophie etwas mehr abhängig machen wollten. Was ſind die Künſtler? Sie ſind, wie alle gute Menſchen, gerührte Zuſchauer von der Natur, welche außer ihrer Empfindſamkeit noch gewiſſe beſondere Talente beſitzen, ihre innern Rührungen auf eine oder die andere Art anſchaulich und lebhaft darſtellen zu können.

Auf allen Seiten faſt begegnen wir ſolchen naiven Äußerungen. Was möchte vorzüglich in der Welt fehlen? Etwa Kenntniſſe? Wir mögen wol davon genug beſitzen, wenngleich es nicht unwahrſcheinlich iſt, daß man in etwa 50 Jahren auch da über Mangel wird klagen müſſen. Oder an Urtheilskraft? Auch das nicht, denn woher ſonſt ſo viele Urtheile? Nein, es fehlt vorzüglich an — Geiſt. Nun, mein guter Platner, den haben wir jetzt reichlich, aber wie würde es dir ergehen, wenn du aufſtändeſt? Der Kunſt iſt ſehr zu empfehlen, daß ſie bei der Wahl ihrer Gegenſtände zweckmäßiger, d. h. philoſophiſcher zu Werke gehen möge. Hogarth ſetzt den Grund aller Schönheit in die Schlangen- oder Wellenlinie. Um aber die Unterſuchung darüber beſſer fortſetzen zu können, müſſen wir uns mit einem eignen Ausdruck bekannt machen, welcher leichte Allmäligkeit heißt. Die Künſte ſind eine weit wichtigere Sache, als man gemeiniglich denkt, und ſie ſind heimlich, theils von ſich ſelbſt, theils von der Philoſophie, und ſelbſt von der Staatskunſt, dazu beſtimmt, um das menſchliche Empfindungsvermögen anzubauen. Wer ſich beſtändig oder auch nur oft und viel mit dem Niedlichen beſchäftigt, der ſteht in Gefahr, endlich ſelbſt niedlich zu werden, oft auch in ſolchen Stücken, wo man ebenſo wenig als in der Philoſophie, Algebra ꝛc. niedlich ſein kann und darf. Die Lehre vom Genie hat ſo viele faſt unüberwindliche Schwierigkeiten, daß man beinahe auf alles Lob der Beſcheidenheit Verzicht thun muß, wenn man eine neue und vollſtändigere Idee über daſſelbe ankündigt. Unter den Händen des Genies werden alle Kenntniſſe zu Philoſophie, alle Arbeiten zu einem gewiſſen eigentlich-menſchlichen Enthuſiasmus. Auf das Intereſſante und Wichtige der Wiſſenſchaften muß der Lehrer ſeine Schüler aufmerkſam machen, welches freilich bei der Philoſophie nicht ſo nöthig iſt, indem dieſe ſich auch bei einer mittelmäßig guten Lehrart ſelbſt hinlänglich empfiehlt und ihren wohlthätigen Einfluß auf alle Zweige der menſchlichen Glückſeligkeit ſehen läßt. Es kann Dichter ohne Genie geben und hat wirklich dergleichen gegeben. Die Policei iſt eine Sache, welche allerdings mit Geſchmack behandelt werden kann; denn was iſt vernünftiger, als daß diejenigen Dinge, die nicht durch feſte Geſetze beſtimmt werden, doch gehörig und ſo zur Zufriedenheit, ja Wohlgefallen beſorgt werden? Da bei unſern monarchiſchen oft despotiſchen Verfaſſungen es ſchlechterdings unmöglich iſt, ein ausgezeichnet großer Mann zu werden, ſo muß die Beredtſamkeit die Verdienſte Desjenigen, den ſie loben ſoll, gemeiniglich übertreiben, wenn ſie wirken ſoll, und daher der Mangel an wahren und eigentlichen Lobreden. Der einzige Fall, wo politiſche Beredtſamkeit im genus deliberativum nicht nur nicht ſchädlich, ſondern ſogar nützlich werden kann, iſt im Gebiete der Policei, wo ſie aber bis jetzt leider gar nicht gebraucht wird.

Für die Bedeutung, welche das Theater jetzt im Leben und in geſellſchaftlichen wie ſchriftlichen Unterhaltungen gewonnen, erſcheint höchſt naiv, daß Platner dramatiſche Dichtung mit acht Zeilen abfertigt und ſie von dem epiſchen Gedicht nicht verſchieden hält. Auf Vollſtändigkeit überhaupt dürfen dieſe Vorleſungen wol am wenigſten Anſpruch machen.

Wer aber ſelber Schriftſteller iſt und ſchreibt, z. B. Ref., der könnte ſich bei dem Anblick und Genuß ſolcher Vorleſungen die ernſte Frage vorlegen: Wie haſt du es anzufangen, um nicht nach 50 Jahren ebenſo naiv genannt zu werden wie Platner? Man ſpricht wol von der Naivetät Homer's und Anderer, aber das iſt eine ſehr verſchiedene, in unſern Zeiten nicht mehr erreichbare, darum auch unnöthig zu vermeiden.

Das zu Vermeidende kennen die Alten nicht, liege es am Mangel an „Witz", oder an „Einfalt", oder an der „besondern Art des Idyllisch-Natürlichen". Letzteres mußte ohnehin den spätern Griechen und Römern fehlen. Vielleicht findet sich, daß alles Starke, Scharfe, Gedrängte, tief Gefühlte nie zu einer Naivetät gelangt, welche zu fürchten steht; daß hingegen leicht eine Gefahr dafür eintritt bei jener leichten Allmäligkeit, an welche Platner zur Erforschung des Grundes aller Schönheit hinweist. 23.

Demokritos (sic) oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen. Von dem Verf. der Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen. Fünfter und sechster Band. Stuttgart, Brodhag. 1835—36. Gr. 8. 5 Thlr. 12 Gr. *)

Dies — ohne Grazie — ad infinitum fortgesetzte Werk ist mit Bd. 5 (330 S.) und Bd. 6 (394 S.) vielleicht noch nicht beendigt. Der alte Weber hat vielleicht noch ein Pack Papierschnitzel irgendwo versteckt, das man auffindet und dieser Sammelei von Anekdötchen, Witzfünkchen und Zoten aller Art anreihen kann. Alles, was Weber schrieb, ist ein Mixtum von zusammengelesenen Notizen, er hatte eine Manie, Anekdoten zu suchen, und für die sechs Bände mit obgedachter Aufschrift hat der Mann bei seinen Lebzeiten die Literaturen aller Völker ausgeplündert. Wie Gellert von einem wichtigen Manne sang: er lebte, nahm ein Weib und starb, so kann man von Weber sagen: er war ein stupender Deutscher, sammelte Notizen und starb. Auch seine Geschichte der Mönche und Nonnen besteht aus aneinandergereihten Anekdoten. Im fünften Bande der „Papiere eines lachenden Philosophen" finden wir als Hauptabschnitte bezeichnet: die Liebe, Lust- und Genußsucht, Wollust, Trinklust, Freßsucht, Leckerei und Gutschmeckerei u. dgl., auch sein Raisonnement über Langeweile, Zeitvertreib, Romanlecture u. s. w. Besonders reich an pikanten Anekdoten ist der Abschnitt: Trinklust und Freßsucht; hier schwelgt er förmlich, obwol er auch sonst nie um Zoten und ganz gemeine Späße verlegen ist. Es ist ungeheuer, was der Mann las und fraß, nämlich Bücher; seine theoretischen Ansichten sind nicht viel nütze. Der sechste Band handelt von den Künsten, vom Theater, der Ton-, Tanz-, Jagdlust u. dgl. alles mit blankem, derben Scherz gespickt. Die Skandalitäten der Weltgeschichte sind hier beisammen. Der Löwe in der Fabel sagte: Ich bin fürchterlich, wenn ich wüthe; dieser Demokrit aber konnte sagen: Ich bin schrecklich, wenn ich lache! Denn aus seinem offenen Munde springen ihm die Zoten handvoll heraus, sein Humor ist ein Erbrechungsfest. 52.

Literarische Notizen.

Neuerdings erschien in London aus der Feder von Mr. John Hoppus: „Der Continent im J. 1835" („The Continent in 1835. Sketches in Belgium, Germany, Switzerland, Savoy and France; including historical notices and statements relative to the existing aspect of the protestant religion in those countries by *John Hoppus*", 2 Bde.), ein Werk, das ein Seitenstück zu dem Raumer'schen Werk sein soll, sich aber wol schwerlich einer gleichen Verbreitung und Anerkennung zu erfreuen haben wird. Die englische Kritik urtheilt selbst darüber nicht eben günstig. Sie ist der Meinung, daß, wenn ein Mann, der irgend zu beobachten weiß, in London selbst eine Tagereise durch Picadilly, Bondstreet, Orfordstreet, Regentstreet und Haymarket unternimmt, er ebenso viel Resultate mitbringen wird, als der Verf. auf dem Continent gesammelt. In der That sind unsere Zustände ganz anderer Art als die Zustände Englands; sie sind, wo nicht verwickelter, doch mannichfaltiger, und verlangen ein tieferes Auge. Auch ist dieser Grund und Boden schon so vielfach nach allen möglichen Richtungen und in allen möglichen Interessen bereist, sodaß es einer neuen und originellen Auffassung bedarf, um dem Leser die bekannten Stoffe genießbar zu machen. Hier ein Pröbchen von der Darstellungsweise und den philosophischen Ansichten des Verfassers. Er bespricht darin die philosophische und theologische Literatur Deutschlands, und wie wir der englischen Kritik gegenüber behaupten möchten, doch ziemlich verständig. Nachdem er über die Aufeinanderfolge des Kant'schen, Fichte'schen, Schelling'schen Systems in der Kürze gesprochen, die Jacobi'sche Richtung angegeben, Köppen, Salat, Fries, Krug, Herbart, Eschenmayer und Wagner nach ihren verschiedenen Beziehungen erwähnt, Hegel den gewöhnlichen Vorwurf des Pantheismus und der Ungläubigkeit gemacht hat („Hegel also of the school of Schelling, held a pantheistic system of absolute idealism. This theory contains the seeds of a deep infidelity, which is exemplified in some of Hegel's followers, as in Strauss, author of The life of Jesu"), geht er auf den in Deutschland grassirenden Rationalismus über, über welchen er sich mit vieler Derbheit ausspricht. Er sucht die Anfänge dieser theologischen Denkweise auf in Bahrdt, Venturini, Reimarus, Semler, Steinbart, Kant selbst und Andern, und gibt unter den neuern Philosophen und Theologen als zu derselben Fahne, nur mit Modificationen, gehörig an: Krug, Teller, Henke, Thieß, Paulus, Schmidt, Löffler, Röhr, Wegscheider und Schultheß. Von De Wette und Hase sagt er, daß sie „have held a more modified and sentimental kind of rationalism". „Die periodische gelehrte Presse", fährt er weiter fort, „hat das Gift der Zweifelsucht und des Unglaubens wacker verbreiten helfen, namentlich Zeitschriften wie die „Allgemeine Kirchenzeitung", Röhr's „Predigerbibliothek" und die hallesche „Literaturzeitung". Ein gemäßigterer Rationalismus leitet seinen Ursprung ab von Döderlein und Morus, und findet gegenwärtig seine Vertreter in Ammon und Bretschneider. Auch Niemeyer und Schott gehörten zu dieser Partei. Überhaupt weiß man von vielen Seiten in Deutschland jetzt nicht recht, was Glaube oder Unglaube ist, denn die vielerlei theologischen und philologischen Speculationen, welche Deutschland seit einer Reihe von Jahren überschwemmten, haben viele Einzelne confus gemacht. Es läßt sich füglich behaupten, daß mancher sogenannte „rationale Supernaturalist" ein gutes Theil Indifferenz oder gar Unglauben mehr besitzt, als er selbst weiß und zugeben will." Sehr richtig bemerkt — und so sehen wir, wie auch dieses Engländers Urtheil in Betreff der Rationalisten so ziemlich auf dasselbe hinausläuft, was bereits Marheineke in der Vorrede zu seiner „Dogmatik" gesagt hat: daß nämlich der „Denkgläubige" ein Mann ist, der zu denken glaubt und zu glauben denkt.

Mit der „Original poetry" in den englischen Zeitschriften ist es nicht immer sehr weit her. So findet sich in einer der neuesten Nummern der „Literary gazette" ein Gedicht mit der Überschrift: „Zigeunerlied" („Gipsy's song"), dessen erste Strophe wir der Curiosität wegen ausheben wollen:

We have not country, law or home,
None govern us, and none obey,
We find a spot where'er we roam,
And pitch our tent at close of day!
Our banquets may be coarse and rude,
Our board be spread in open air,
But we can relish humble food,
While others loathe a richer fare.

Wenn das die „Literary gazette" Originalpoesie nennt, so ist sie sehr zu bedauern. Es ist der wahre Butterfrauentrab, wenn sie zu Markte gehen, und es muß eine sehr einfache Natur sein, die nichts Poetischeres über das Zigeunerleben vorzubringen weiß. 11.

*) Zuletzt berichteten wir über dieses Werk in Nr. 125 d. Bl. f. 1835. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 5. — 5. Januar 1837.

Briefe aus Elſaß und Lothringen.

Erſter Brief.

(Beſchluß aus Nr. 4.)

In Zeiten politiſcher Aufregung, wo entſchiedene Parteien ſich gebildet, iſt es natürlich, daß überall die Anhänger der einen oder andern Partei bei Denjenigen, welche derſelben Meinung zugethan ſind, Sympathie und Anklang finden. Indeſſen iſt zu bemerken, daß im Elſaſſe die politiſchen Verbannten, wenn es ihnen darum gilt, ſelbſt mit Anhängern entgegengeſetzter Anſichten leicht auf guten Fuß ſich ſtellen. Die Leute der „richtigen Mitte" gefallen ſich darin, den Fremden gegenüber als eifrige Freunde der Freiheit zu erſcheinen, und dies um ſo mehr, als ſie von ihrer Seite keine Gefährdung des jetzt beſtehenden Zuſtandes befürchten. Darin urtheilen ſie ſehr richtig. Die deutſchen Ausgewanderten ſind ihrer Zahl und Stellung nach weit davon entfernt, irgend einen politiſchen Einfluß im Elſaſſe gewinnen zu können. Nur in den Fällen, wenn die Policei willkürlich eingreift, um den Einen oder Andern von ihnen aus gewohnten Beſchäftigungen und Verbindungen herauszureißen und aus ſeinem bisherigen Aufenthaltsorte zu verdrängen, wird die lebendigere Theilnahme der Elſaſſer erweckt, woran ſich denn der allgemeine Tadel ſolcher Maßregeln anzuknüpfen pflegt. Solche Fälle ſind bis auf die neueſte Zeit mehre vorgekommen. Immer wurde dann allgemein hervorgehoben, wie ſich auf dieſe Weiſe die Verwaltung mit ſich ſelbſt und mit dem erklärten Wunſche in Widerſpruch ſetze, daß ſich überall die Ausgewanderten eine feſte Exiſtenz gründen möchten, um mit den neuen geſellſchaftlichen Verhältniſſen, in welche ſie eingetreten, um ſo eher ſich auszuſöhnen. Und wie es gewöhnlich geht, beſchränkt ſich alsdann der Tadel nicht blos auf die einzelne Maßregel, ſondern dehnt ſich auf das ganze Syſtem der Verwaltung aus, alſo daß es auch hier zu Lande ſich beſtätigt, wie polizeiliche Vexationen grade die Wirkung, welcher ſie begegnen ſollen, zu erzeugen pflegen.

In anderer als in politiſcher, namentlich in literariſcher Beziehung möchte dagegen die gezwungene Auswanderung mehrer Deutſchen in das Elſaß, wie gering ihre Zahl iſt, einige Beachtung verdienen. Es iſt bekannt, daß das Elſaß in jener Zeit der Aufregung, die vorübergehend in den benachbarten deutſchen Staaten herrſchte, die Geburtsſtätte einer ziemlichen Anzahl von Zeitſchriften und Flugblättern wurde, welchen man ſich beeiferte, den Zutritt in Deutſchland zu verbieten. Bei der großen Mehrzahl dieſer Erzeugniſſe des deutſchen Geiſtes auf fremdem Boden hatte nur allzu ſehr der Eifer für die Sache, der man zu dienen ſtrebte, den Mangel an Geiſt und verſtändiger Umſicht erſetzen ſollen. Da indeſſen die meiſten Elſaſſer, ſelbſt die Gebildetern unter ihnen, mit den beſſern Werken der deutſchen Literatur nicht ſehr vertraut zu ſein pflegen — aus Gründen, die nicht ſowol in ihnen ſelbſt als in den Verhältniſſen liegen — und da ihnen hiernach der rechte Maßſtab fehlen mußte, ſo haben ſie jene Werke, den guten Willen für die That nehmend, für mehr gelten laſſen, als ſie in Wahrheit verdienten. Übrigens iſt dieſem Setzlinge deutſcher Literatur, ſeitdem eine trocknere und kältere Luft aus Deutſchland herüberweht, ſchon lange der Nahrungsſaft ausgegangen, und ſo iſt denn unter den Elſaſſern davon gleichfalls wenig die Rede mehr. Von größerer und dauernderer Wirkung dürfte es dagegen ſein, daß unter den jungen Männern, welche durch den Gang der Ereigniſſe auf die linke Rheinſeite gedrängt wurden, manche tüchtig Gebildete ſich befinden. Die Meiſten von ihnen haben ſich der Medicin gewidmet und — von den ſo ausgezeichneten deutſchen Lehranſtalten her mit ſoliden Vorkenntniſſen ausgerüſtet — haben ſie dieſelben in Strasburg auszubilden und zu vervollſtändigen geſucht. Wirklich haben bereits Mehrere glänzende Prüfungen beſtanden; und man muß den Profeſſoren der ſtrasburger Univerſität, worunter viele Franzoſen ſich befinden, zum Ruhme nachſagen, daß ſie — von jedem nationalen Vorurtheile völlig frei — hierbei mit ſtrenger Gerechtigkeit und Unparteilichkeit zu Werke gegangen ſind. Bei dem ſehr fühlbaren Mangel an tüchtigen Medicinern in Frankreich konnte es nicht fehlen, daß dieſe jungen Deutſchen da und dort eine belohnende Stellung und einen ehrenvollen Berufskreis fanden. Sie haben die Liebe zu ihrer beſondern Wiſſenſchaft, wie die zur deutſchen Literatur überhaupt, mit nach Frankreich gebracht, und bei den vielfachen perſönlichen Berührungen, in welche ſie fortdauernd mit den gebildeten Bewohnern kommen, werden auch dieſe mit den beſſern Erzeugniſſen der Deutſchen mehr und mehr vertraut und lernen Geſchmack daran gewinnen. Ohne-

hin gibt es noch immer im Elsasse eine ziemliche Anzahl geistig hervorragender Männer, welche dem Leben und der Lehre der Deutschen nicht fremd geworden sind; und man mag sich grade jetzt um so mehr dem deutschen Wesen erschließen, als es ja neuerdings unter den Franzosen selbst zum ernstlichern Versuche gekommen ist, unserer Nation und ihrem reichen Geiste, so weit man ihn begreifen mag, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. So liegt denn Manches in den besondern Zeitverhältnissen, was dazu beitragen kann, die nur allzu locker gewordenen Bande der Volksfreundschaft zwischen den Elsassern und ihren deutschen Stammverwandten von neuem zu befestigen. Und immer ist es der Mühe werth, den freilich jetzt schlummernden Funken der Sympathie gegen völliges Erlöschen zu schützen. Könnte doch daraus nach der jetzigen Windstille wol gar noch ein leuchtendes und wärmendes Feuer werden.

Kein Freund deutscher Literatur wird das freundliche Elsaß betreten, ohne sich der so lebendig anschaulichen Schilderungen Göthe's von Land und Leuten zu erinnern, und schon aus Dankbarkeit dafür mag man sich bewogen fühlen, den Spuren, die noch von seinem Dasein und Wirken sich vorfinden könnten, eifrig nachzuforschen. So ist das, in keiner andern Beziehung bedeutende Dörfchen Sesenheim ein Wallfahrtsort für deutsche Literaturfreunde geworden. Auch poetisch herumschwärmende Engländer lassen sich dort zuweilen blicken, und dann und wann sogar ein Franzose. Aber auch eine lebendige Zeugin aus jener Jugendzeit Göthe's lebt noch in ziemlich ärmlichen Umständen, am Fuße der Vogesen, im Badeorte Niederbronn. Es ist eine Schwester Friederikens. Als die jüngste der Geschwister weiß sie sich nicht gar viel aus jener Zeit und über Göthe's Leben und Treiben in ihrem väterlichen Hause zu erinnern; doch ist sie mit gutmüthiger Gesprächigkeit gegen jeden Theilnehmenden zur Mittheilung alles Dessen bereit, was noch ihrem Gedächtnisse zu Gebote steht. Im Allgemeinen ist sie auf Das, was darüber von Göthe in „Dichtung und Wahrheit" erzählt wird, nicht gut zu sprechen und der Meinung, daß die Dichtung viel zu sehr überwiege. Einen besondern Anstoß hat sie daran genommen, daß Göthe von einem gelegentlichen Tanze in dem Hause ihrer Ältern zu Sesenheim erzählt. Es erscheint ihr dies als eine Herabsetzung geistlicher Würde und Anstandes, und sie stellt die behauptete Thatsache völlig in Abrede. Die französische Revolution, mit ihrer Umwälzung in Ansichten, Sitten und Gebräuchen scheint also an der Pfarrerstochter von Sesenheim ziemlich spurlos vorübergegangen zu sein. Im Besitze einiger Manuscripte Göthe's, pflegt sie dieselben den freundlich Ersuchenden gleichfalls nicht vorzuenthalten. Es sind bereits Andere darauf bedacht, von seiner geistigen Hinterlassenschaft im Elsasse ein vollständiges Inventarium aufzustellen und, gehörig erläutert, dasselbe zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. Da ich ihnen nicht weiter vorgreifen mag, beschränke ich mich hier auf die Mittheilung eines einzigen, noch ungedruckten Gedichts. Das Manuscript ist von Göthe selbst geschrieben und von Saarbrücken aus an seine Geliebte in Sesenheim gerichtet. Durch einige veraltete Ausdrücke und seinen Inhalt erinnert es an die schon geraume Zeit hinter uns liegende Periode der sentimentalen Literatur, trägt aber doch schon jenen Stempel von Frische und Leben, wodurch die ersten Gedichte Göthe's die bedeutendsten aller Zeiten geworden sind:

Saarbrücken.

Wo bist du itzt, mein unvergeßlich Mädchen,
Wo singst du itzt?
Wo lacht die Flur, wo triumfirt das Städtchen,
Das dich besitzt?
Seit du entfernt, will keine Sonne scheinen,
Und es vereint
Der Himmel sich, dir zärtlich nachzuweinen,
Mit deinem Freund.
All unsre Lust ist fort mit dir gezogen,
Still überall
Ist Wald und Feld. Dir nach ist sie geflogen,
Die Nachtigall.
O komm zurück! Schon rufen Hirt und Heerden
Dich bang herbei.
Komm bald zurück! Sonst wird es Winter werden
Im Monat Mai.

Es ist auffallend, daß man über Friederikens späteres Leben und Schicksale, worauf ihr früheres Verhältniß zu Göthe jedenfalls den entschiedensten Einfluß hatte, im Elsasse selbst keine genauere Auskunft erhalten kann, und daß die Mittheilungen darüber vielfach sich widersprechen. So schnell verwischt sich das Bild der Ereignisse im Leben der Einzelnen, und so oft hat es die Vergangenheit schon lange in ihren dichteren, schwer durchdringlichen Schleier gehüllt, wenn erst das Interesse dafür und der Wunsch, es der Erinnerung aufzubewahren, lebendiger hervortreten. Auch über der spätern Liebe des Dichters J. M. R. Lenz zu derselben Friederike, welche so verhängnißvoll auf das Schicksal des Unglücklichen einwirkte, schwebt noch einiges Dunkel. Nachdem Tieck dessen gesammelte Schriften herausgegeben hatte, wurden von August Stöber aus Strasburg, im „Morgenblatte" von 1831, sehr interessante Mittheilungen über Lenz und sein Leben und Treiben im Elsasse gemacht. Da ist denn auch von seinem Verhältnisse zu Friederiken die Rede. Noch ist aber von Lenz'schen Briefen und Manuscripten Manches in der strasburger Stadtbibliothek, was über die Entwickelung und die dadurch bedingten Schicksale des geistig so hervorragenden Mannes nähern Aufschluß geben könnte. Hier ist wol Stoff für einen bedeutenden psychologischen Roman, dessen geschichtliche Hauptperson grade in der rechten Entfernung stehen würde. Wie ich höre, soll sich dieser Stoff bereits in guten Händen befinden. *)

117.

Ein Jahr in Kopenhagen. Novelle von J. L. Heiberg. Aus dem Dänischen übersetzt von L. Kruse. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1836. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Die ruhige und schöne Kunstform, in der diese eigenthümliche Erzählung des geistreichen Heiberg auftritt, ist geeignet,

*) Wir theilen nach und nach noch mehre dieser Briefe mit. D. Red.

edelsten und besten Männer Spaniens zu bringen und — er ist ein Feind Frankreichs. Über Mina weiß der Verf. nichts Neues zu sagen. Isturiz, von dem nun die Rede ist, hat immer ein „hoffärtiges, despotisches, mit einem Worte ein mechantes Temperament" gezeigt, seine Fortdauer als Minister hing allein von der französischen Intervention ab. Da diese nicht eintrat, mußte er fallen. Bei gleichen Wünschen mußte Cordova, über den Hr. Große nicht ganz übel gesprochen hat, mit ihm fallen. Von Zumalacarregui haben die Berichte der Reisenden in der „Allgemeinen Zeitung", die Aufsätze im „Magazin für die Literatur des Auslandes", und vor allem die Schrift des englischen Majors Henningsen weit interessantere Nachrichten geliefert, als der Verf. hier auf wenigen Seiten zusammengedrängt hat. Was er über Don Carlos sagt, ist unbedeutend.

Im Allgemeinen zeigt sich Hr. Große als einen Freund revolutionnairer Maßregeln und als einen Sohn der neuesten, unzufriedenen Zeit. Daher weiß er selbst Greuelthaten, wie die Ermordung O'Donnell's und mehrer Hundert Karlisten zu Barcelona am Ende des Jahres 1835, als „eine traurige, eiserne Nothwendigkeit" zu entschuldigen, und die französischen Doctrinaires, namentlich Guizot, der „eitle Schuldespot", haben es ganz bei ihm verdorben, weil sie die Revolution verunglimpfen und bekämpfen und Frankreichs heiligsten Glauben verwunden. Ludwig Philipp heißt bei ihm der Napoleon des Friedens, weil er, wie einst der Napoleon des Krieges, das Volk um seine Freiheit betrogen hat (S. 267). Und ähnliche ungeschickte Ausdrücke und unklare Begriffe gibt es noch in andern Stellen, sodaß man eben keine sonderliche Achtung vor der politischen Bildung des Verf. haben kann, der, sonderbar genug, sich immer in dem pluralis majestaticus als mithandelnd aufführt. Nun, wir mißgönnen der spanischen Nation keineswegs einen solchen Redner und Freund, dem im Lande noch nicht genug Unglück und Blutvergießen zu sein scheint, da er meint, das Heil Hispanias komme erst dann, wenn es die Sache der Isabella und des Don Carlos fallen läßt.

Die Schreibart des Hrn. Große ist mitunter declamatorisch oder mit fremden Wörtern, als ostensable, Expulsion, Rehabilitation u. dergl., verbrämt. Solche Reminiscenzen lassen auf den französischen Ursprung des Büchleins schließen. 7.

Notizen.

Die „Literary gazette" thut sich in einer ihrer neuesten Nummern sehr viel darauf zu Gute, daß sie, wie sie sich ausdrückt, den ersten öffentlichen „Impuls" zu einer Änderung der Verhältnisse der französischen Exminister gegeben habe. Dieser Impuls findet sich in Nr. 994 dieser Zeitschrift, bei Gelegenheit einer Anzeige der „Histoire des Francs". In der That hat die „Literary gazette" das Verdienst, zuweilen mitleidig zu sein, wo es gar nicht nöthig wäre.

Der unermüdliche londoner Caricaturist H. B. ist wieder mit mehren neuen Scherzen vorgetreten. Darunter ist der vorzüglichste: O'Connell als Aëronaut, mit den Ministern in der Gondel. Der Ballon hat einen Riß bekommen und die Minister sind im Begriff, ihr Lehrgeld zu bezahlen. Jedem ist der ihm eigenthümliche Zug verliehen, wodurch er sich in dieser Todesnoth kenntlich macht.

Vor Kurzem starb zu London Dr. W. Marsden, einer der ausgezeichnetsten Orientalisten Englands. Vor seinem Tode vermachte er dem King's college seine werthvolle Bibliothek, die nun einen der vorzüglichsten Bestandtheile der literarischen Schätze dieser Anstalt ausmacht.

Die belgische Regierung hat einen Preis und eine Preismedaille auf die vorzüglichste Abhandlung in Betreff einiger streitigen Punkte der Orthographie, Declination und Conjugation der flämischen Sprache gesetzt. 11.

Bibliographie.

Atlas zur Kunde fremder Welttheile. In Verbindung mit Mehren herausgegeben von *August Lewald*. 1836. 1ster Band. Mit 2 Stahlstichen und 4 Lithographien. — 2ter Band. Mit 1 Stahlstich und 4 Lithographien. Lexikon-8. Stuttgart, Scheible's Verlags-Exped. 5 Thlr. 8 Gr.

Back, Ch., Reise durch Nord-Amerika bis zur Mündung des grossen Fischflusses und an den Küsten des Polarmeeres in den Jahren 1833, 1834 und 1835. Aus dem Englischen von *K. Andrée*. Gr. 8. Leipzig, Weber. 2 Thlr.

Beweis dass Napoleon nie existirt hat. Grosses Erratum. Aus dem Französischen nach der 2ten Ausgabe übersetzt. 32. Berlin, Crantz. 2 Gr.

Bonaparte. — Memoiren Lucian Bonapartes, Prinzen von Canino. Geschrieben von ihm selbst. Deutsch von E. von Alvensleben. 1stes Bändchen. 8. Meissen, Goedsche. 1837. 10 Gr.

Clotilde von Vallon-Chalys, Dichterin des funfzehnten Jahrhunderts. Auswahl in freier Bearbeitung von Franz Freiherrn Gaudy. 8. Berlin, Enslin'sche Buchhandlung. 1837. 1 Thlr.

Edelstein und Perle. Zwölf Gruppen weiblicher Bildnisse nach Zeichnungen von E. T. Parris. Gedichte von Lady Blessington, deutsch wiedergegeben durch R. Z. Ende. Imperial-4. London, Asher. 1837. 12 Thlr. 12 Gr.

Foerster, W., Eurynome. Dramatisches Taschenbuch für das Jahr 1837. Kl. 8. Breslau, Friedländer. 1 Thlr. 12 Gr.

Lebebur, L. v., Blicke auf die Literatur des letzten Jahrzehnts zur Kenntniß Germaniens zwischen Rhein und Weser, mit besonderer Rücksicht auf: das Land und Volk der Bructerer. Gr. 8. Berlin, Enslin'sche Buchh. 1837. 22 Gr.

Ludecus, E., Reise durch die Mexikanischen Provinzen Tumalipas, Cohahuila und Texas im Jahre 1834. In Briefen an seine Freunde. Gr. 8. Leipzig, Hartknoch. 1837. 1 Thlr. 18 Gr.

Müchler, K., Anekdotenalmanach auf das Jahr 1837. Gesammelt und herausgegeben. Mit 1 Titelkupfer. 16. Berlin, Naterff u. Comp. 1 Thlr.

Nagler, G. C., Albrecht Dürer und seine Kunst. (Mit Dürer's Bildniß nach dem Originale in der königl. Pinakothek zu München.) Gr. 8. München, Fleischmann. 1837. 1 Thlr.

(von Nevers). — Memoiren der Herzogin von Nevers (Ritterin des Königlichen Ordens von St. Michael) von 1713 bis 1793 oder Achtzig Jahre aus der geheimen Geschichte Frankreichs und des französischen Hofes. Aus dem Französischen übersetzt von E. Brinckmeier und Fr. Steger. 1ster, 2ter Band. Gr. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 1837. 2 Thlr.

Predl, F. X. v., Erinnerungen aus Griechenland in den Jahren 1833—34 u. 35. Gr. 8. Würzburg, Stahel. 1 Thlr.

Schoppe, A., geb. Weise, Die Verlorene. Ein Roman. Gr. 12. Leipzig, A. Taubert jun. 1837. 1 Thlr. 4 Gr.

Simrock, K., Rheinsagen aus dem Munde des Volks und deutscher Dichter. Für Schule, Haus und Wanderschaft. Gr. 12. Bonn, Weber. 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

Spindler's, C., Sämmtliche Werke. 48ster Band. Enthält: Hans Waldmann. Schauspiel. Mit u. s. w. Privilegien. — Auch u. d. T.: Hans Waldmann. Historisches Schauspiel in fünf Aufzügen, nebst einem Vorspiel in einem Aufzug. 8. Stuttgart, Hallberger. 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

von Tromlitz, Sämmtliche Schriften. 2te Sammlung. 28stes Bdchn. Schloß Rödelheim. Das Lotterie-Loos. — 29stes Bdchn. Der Ordenbruder 1ster Theil. — 30stes Bdchn. Der Ordenbruder 2ter Theil. Die Erscheinung. 16. Dresden und Leipzig, Arnold. Pränum.-Preis für 28stes bis 36stes Bdchn. 3 Thlr. 12 Gr. Ladenpr. 5 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 6. — 6. Januar 1837.

Die Probleme und Grundlehren der allgemeinen Metaphyſik, dargeſtellt von G. Hartenſtein. Leipzig, Brockhaus. 1836. Gr. 8. 2 Thlr.

Eigentlich ſcheint es ganz unnütz, Beſtrebungen unterſtützen zu wollen, bei denen ſchon alle Kräfte, die der Zweck erfodert, aufgeboten ſind. Denn was an ſolchen gleichzeitigen oder fortgeſetzten Bemühungen ſich einer entſchiedenen Richtung hinzufügt, muß, ſoll es ſie wirklich fördern, ſchon in ihr enthalten ſein; ſonſt wird es dieſelbe abändern, verderben, hemmen. Aber es kann ſie auch weiter führen, als Der, welcher ſie zuerſt einſchlug, beabſichtigte oder ahnete; — allerdings; aber dieſes Geſchäft iſt ein ganz anderes als jenes. Jenes will Hinderniſſe bekämpfen, die als ſolche nicht zur Sache gehören; eben deshalb befaßt es ſich nicht mit der Sache ſelbſt; dieſes iſt ihr allein gewidmet; es ſieht eben deshalb die — außerhalb ſeines beſtimmten Gegenſtandes befindlichen — Hinderniſſe nicht, oder berückſichtigt ſie nicht. Der die Wege beſſert, iſt nicht Derſelbe, der darauf fährt.

Mit ſolchen Anſichten macht man ſich keine Partei und kann ſich keiner anſchließen; aber ehe dies weiter ausgeführt wird, muß doch geſagt werden, worauf ſich der Eingang bezieht. Auf das Beſtreben, einer guten Sache Anhänger zu gewinnen, das an ſich löblich und ſogar geboten, doch nur zu oft den Anſchein gewinnt, man habe nicht den Proſelyten, ſondern der Confeſſion einen Dienſt erwieſen; ein Beſtreben, das nächſt den Gegenſtänden des Glaubens auch auf die der Wiſſenſchaft ſich erſtreckend, eben in dieſen verſchiedenen Bereichen ſich ſehr verſchieden darſtellt. Die Kirche bleibt ſich wirklich conſequent in der Annahme, daß die Belehrung dem Belehrten zugute komme; ſie ſelbſt genügt ſich in ihrem Glauben, der zu ſeiner Feſtigkeit nur eines ſchmalen, aber den Stürmen trotzenden Felſens, keiner breiten Baſis bedarf — wäre es anders, ſo gäbe es auch keine Sekten, die die geringe Zahl der Gläubigen mit der Unerſchütterlichkeit des Glaubens compenſiren. Die Wiſſenſchaft aber, das Gebiet der Überzeugung, zeigt immer und immer wieder das wunderbare Schauſpiel auf, daß die Stärke dieſer Überzeugung noch etwas außer ſich verlangt, die Ausbreitung; und wunderbarer noch, daß man nicht eine Pflicht gegen die einer Wahrheit neu Gewonnenen, indem man ihnen die Augen öffnete, ſondern gegen die Wahrheit ſelbſt erfüllt zu haben glaubt, wenn man ſie auszubreiten ſucht. Beides iſt Eins und Daſſelbe, führt man als Grund für ſolches Verfahren an; aber Ref. bekennt ſich zu der abweichenden Meinung, daß dieſer Grund in Sachen des Glaubens, aber nicht der Wiſſenſchaft gelten könne; daß in letzterer Finden der Wahrheit das einzige Verdienſt ſei, was man ſich wahrhaft um ſie, und nur um ſie erwerbe, Verkünden und Ausbreiten derſelben aber ein Verdienſt um die der Belehrung Bedürftigen, und nur um dieſe. Woraus denn wol folgen würde, daß, wofern ein dargebotenes beſſeres Wiſſen beharrlich misverſtanden oder zurückgeſtoßen wird, man die Belehrung aufgeben und ſich beim Wiſſen ſelbſt beruhigen müſſe.

Aber ſei dieſe Anſicht richtig oder nicht, gewiß iſt, daß ſie in Sachen der Wiſſenſchaft nur ſelten befolgt wurde, und wo dies geſchah, mochte nicht immer die Unbefangenheit dabei obwalten, mit welcher ſie wenigſtens ſoeben ausgeſprochen worden iſt. Denn eſoteriſches Wiſſen wollen wir gar nicht anpreiſen; meiſt machte es der Egoismus zu einem ſolchen, und der Dünkel gegen die Profanen war ſeine nächſte Frucht. Auch iſt die Maſſe deſſelben wol gering anzuſchlagen gegen die des laut verkündeten und weiter verbreiteten; und was wir wenigſtens überliefert erhalten haben, verdanken wir doch nur dem letztern. Genug, zu allen Zeiten hat man ſich bemüht, nicht nur zum Glauben zu überreden, ſondern auch für das Wiſſen zu gewinnen, und letzteres gewiß in den meiſten Fällen in der Überzeugung, dem Wiſſen ſelbſt damit zu dienen; was wir für eine Verwechſelung der Begriffe halten, die jedoch von den wohlthätigſten Folgen geweſen iſt.

Wenigſtens findet ſich ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen empiriſchen und ſpeculativen Beſtrebungen. In jenen gilt durchaus das Princip der Theilung der Arbeit; die geringſte Leiſtung findet ihren Platz und füllt eine Lücke aus, weil es hier ebenſowol auf Herbeiſchaffung als auf Bearbeitung des Stoffs ankommt, und weil letztere einen und denſelben Stoff mannichfaltig behandelt, wo denn jedesmal etwas Neues und etwas Beſonderes geſchieht, das ſich dem gemeinſamen, unter Viele getheilten Suchen und Finden anſchließt und unterordnet. Speculative Thätigkeit aber iſolirt und laſtet auf dem Einzelnen; ihm iſt die Aufgabe geſtellt, Alles zu leiſten, oder er wird gar nichts erreichen, als höchſtens für eine neue

Manifestirung des All-Einen angesehen zu werden. Wer dazu sich nicht berufen fühlt, aber speculative Kräfte besitzt, der wird eine bestimmte Richtung selbständig verfolgen bis zu einem bestimmten Ziele. Darüber hinaus liegt vielleicht eine Fortsetzung desselben Weges; innerhalb des Anfangs- und Endpunktes aber werden die Spuren des Fortschreitens beweisen, daß er den Weg allein gegangen. Aber ebenso beweisen diese Spuren, daß der Weg gangbar sei; und findet sich das Alles noch vorgezeichnet und beschrieben — Darlegung der Probleme, der Methode, sie zu lösen, und der Resultate —, so dürfte Alles erfüllt sein, was man von Jemand, den die Speculation vorwärtstrieb, zu fodern berechtigt ist. Warum nun, wenn er sicher ging, ist es ihm nicht gleichgültig, daß er allein blieb? Traut er darum seinem Wege weniger? Sicher nicht; er selbst ging ja festen Schrittes. Oder möchte er die Suchenden, die Wankenden, die Irrenden leiten? Das ist eben geschehen, indem er die Bahn brach, ausmaß und beschrieb.

Solche Betrachtungen erneuern sich Ref. jedesmal, so oft er eine Philosophie, die mehr als irgend eine andere ihren Weg allein geht, in Berührung kommen sieht mit Andersdenkenden; oder, was mehr in die neueste Zeit fällt, das Bestreben ihrer Anhänger, sie zu fördern? Warum denn suchen sie Misverständnisse aufzuklären, Einwürfe zu widerlegen, böswillige Verdrehungen in ihrer Blöße darzustellen? Etwa zu ihrer eignen Beruhigung? Schwerlich; denn die Misverständnisse, die Einwürfe, die Verdrehungen, die sie bekämpfen, brauchen sie wahrlich nicht zu scheuen. Was aber gethan werden mußte, um nach Kant und Fichte zwischen Schelling und Hegel hervorzutreten, einer eigenthümlichen Denkweise Geltung zu verschaffen, die Aufgaben der Philosophie, die theils ungelöst, theils übersehen, theils verderbt waren, in die volle Beleuchtung eines scharfsinnigen Denkens zu stellen und daran den neuen Versuch zu knüpfen, die alten Räthsel der Philosophie zu lösen: das, meinen wir, sei von Herbart gethan worden, so gethan, daß man von ihm erwarten mag, befriedigt zu werden, oder überhaupt nicht. Wenn nun doch seine Philosophie sich noch keine bedeutende Zahl von Freunden erwerben konnte — und man hat zugegeben, daß diese nie so zahlreich werden können als die Anhänger zugänglicherer Systeme — an dem Urheber derselben kann es nicht liegen; was er mitzutheilen hatte, liegt der erwägenden Aufmerksamkeit vor. Nun aber, diese Mittheilungen sind unbeachtet geblieben, entstellt, misverstanden, verhöhnt worden. Wem, fragen wir, wem wurde dadurch geschadet? Der angegriffenen oder verkannten Philosophie Herbart's? Sind die Grundprobleme derselben z. B. es etwa darum weniger, weil es Vielen beliebte, sie nicht als solche anzuerkennen; weil die Begriffe, in welchen sie stecken, heute noch wie eine Scheidemünze mit abgegriffenem Gepräge aus einer Hand in die andere gehen? Das werden die Freunde nicht meinen wollen; aber, man müsse den Irrthümern entgegentreten. Wohl, auch das ist von Herbart geschehen, und daß es mit Erfolg geschah, dafür bürgen ja Die, welche sich seinen Bestrebungen anschlossen, selbst. Und die Quelle, an der sie nicht Berauschung, sondern Besonnenheit schöpften, stand und steht Allen offen. Und wenn die Meisten vorübergehen, und wenn Andere das „Drink deep or not" vergaßen, oder wieder Andere, klug genug, der Erwägung der Widersprüche, welche zu Principien eines weiterschreitenden Denkens werden sollten, auswichen, als seien sie vor der Pforte, an welcher geschrieben steht: „Lasciate ogni speranza voi ch'entrate"; warum denn will man sie zurückrufen, als ob der Quell versiegen würde, wenn nur Wenige daraus schöpfen?

Die Antwort ist: nicht um einer Philosophie Vorschub zu leisten, die dessen für sich nicht bedarf, sondern um die hochfliegende Phantasie, die sich für Speculation ausgibt, von ihren üppigen Intuitionen zu einem nüchternen Prüfen und Forschen zurückzuführen, einerseits, und andererseits der Empirie, die theils trotzend auf den angeblich festen Boden unter sich die Speculation verachtet, theils mit einer beispiellosen Naivetät in den Siebenmeilenstiefeln einer bisher sogenannten, „geistreichen" Naturphilosophie einherschreitet, dieser Empirie entgegenzukommen mit den behutsam gewonnenen Ergebnissen der Forschung, deren Inhalt „die Erfahrung nicht dictiren, aber bestätigen soll". Jene Absicht richtet sich also auf die Philosophen par excellence, diese auf ein größeres Publicum, dasjenige, welches sich berechtigt glaubt, theils die Philosophie zu perhorresciren, theils so viel philosophische Tinctur anzunehmen, wieviel und wo es derselben zu bedürfen glaubt. Dieses — größere — Publicum macht, wie wir glauben, einen Theil jener Gesammtheit aus, von der Herbart einmal sagt: „Wäre das Publicum stärker (nämlich in der Philosophie) gewesen, so hätten einige Schriftsteller nicht so viel schaden können." Von der auf dieses Publicum gerichteten Absicht nun möchten wir, veranlaßt durch die oben aufgeführte neue Erscheinung in der philosophischen Literatur, unsere unvorgreifliche Meinung mittheilen; die andere, erst erwähnte Absicht hat ihre Besprechung mehrfältig anderwärts und dabei das in Rede stehende Buch die Anerkennung gefunden, die ihm gebührt und keines Zuwachses weiter bedarf.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

1. Thaleck, ein Roman von Wilhelm Angelstern. Zwei Theile. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 1836. 8. 2 Thlr. 18 Gr.
2. Das Testament. Ein Roman von Wilhelm Angelstern. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 1836. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Welche Blasen treibt die Zeit auf! Der Verf. tritt zum ersten Male, von seinem Verleger hochgepriesen als ausgezeichnete Erscheinung, vor das Publicum, und er ist nicht ohne Talent, wiewol wenig Leute die Geduld haben werden, dieses Talent aus seinen Werken herauszulesen. Hier liegen gleich zwei Romane auf einmal vor uns, und schon kündigt man uns ein Trauerspiel: „Paulus", von demselben Verf. an. Wir aber hegen nach der Ansicht dieser beiden Bücher die Überzeugung, daß es noch langer Zeit bedürfen wird, um die gährenden Elemente, die in dem Verf. spuken — wel-

cher hoffentlich noch jung iſt, denn ſonſt wäre wenig mehr von ihm zu erwarten — zu einer wohlthuenden Einheit zu verbinden. Als Kunſtſchöpfungen ſind die Werke, die vor uns liegen, nichts, und nur weil ſie, trotz ihrer Zerriſſenheit und des widerwärtigen Eindrucks, welchen ſie hinterlaſſen, Stoff in dem Verf. verrathen, lohnt es der Mühe, weitläufiger darüber zu ſprechen. Das vorzüglichſte dieſer beiden Bücher iſt „Thaleck", wiewol auch da der Unſinn auf ſeine Weiſe neben dem Tiefſinn und dem halben Sinne ſpukt. Hier ſehen wir eine Familie, in welcher der wildeſte Zwiſt, wie in dem Hauſe der Atriden, raſet. Woher aber dieſe Leidenſchaften ſich entſponnen, dieſe innere Zerriſſenheit eigentlich gekommen, das ſehen und begreifen wir nicht recht; denn die beiden Häupter des Hauſes, Thaleck und der Oberſt Brenning, ſcheinen ruhige, ja ſogar kalte Naturen, und der Anlaß zu ihren Zwiſtigkeiten ſteht in keinem Verhältniß zu denſelben. Aber ſie ſollen nun einmal in ihrer Jugend wild geweſen ſein, und jetzt ſind ihre Kinder zerriſſen und entzweit. Die höchſt unmotivirte Intrigue des Buchs wollen wir unſern Leſern nicht vorlegen, da der Verf. ſehr häufig ſelbſt den Faden davon zu verlieren ſcheint und ſich widerſpricht, ſodaß die Lectüre des Romans zu einer peinlichen Anſtrengung des Gedächtniſſes und der Phantaſie für uns wird, die ſich vergebens mühen, die wirren Fäden zu ergänzen, zu finden und zu behalten. So z. B. wird uns die räthſelhafte Botſchaft des alten Thaleck an den Oberſten: „Es ſei noch nicht an der Zeit", nirgend erklärt. An der Zeit zu was? Zu beiderſeitiger Verſöhnung? Wie lächerlich! Iſt das die Sprache empörter Gemüther? Iſt es nicht vielmehr die des Schickſals, das über den menſchlichen Zwiſtigkeiten ſteht? Hier noch einige Züge mehr zum Beweis des Geſagten:

Ein Sohn der Familie Thaleck wird zu Anfang des Buchs im Walde ermordet gefunden, und keine Spur des Thäters ergibt ſich. Friedrich hat eine Kugel in der Bruſt, und man kommt auf den Gedanken, er habe ſich ſelbſt entleibt, weil ſeine Flinte neben ihm liegt, wird aber anderer Meinung, als man in derſelben den Schuß noch findet. Es iſt eine Vogelflinte. Wie ſeine Schweſter die Leiche ſieht, wird ſie wahnſinnig im erſten Schmerz, bekommt aber ſogleich den Verſtand wieder. Am Ende des Buchs ergibt ſich, daß jener Friedrich im Duell mit ſeinem Vetter geblieben, wo Beide zu gleicher Zeit ſchoſſen und ein Schuß traf, der andere in die Luft ging. Wer in aller Welt ſchießt ſich denn aber mit Vogelflinten, und ſeit wann bleiben die abgeſchoſſenen Schüſſe im Gewehr? Der Verf. hat vermuthlich gedacht, wir würden am Ende ſeines Romans den Anfang vergeſſen haben; und in der That hat er es uns ſauer genug gemacht, den Anfang bis ans Ende zu verfolgen.

Der Mörder tritt wenige Tage ſpäter in einer Schenke als Freiheitsmann auf, der den Bauern in Ausdrücken, die ſie nicht verſtehen können, Emancipation predigt und ſich dafür von ihnen, die ſich durch ſeine Reden geſchimpft glauben, zerbläuen läßt. Dieſe Figur, ſowie ein Pietiſt, iſt nicht ohne Talent gezeichnet, ſie hat vortreffliche Züge, aber, wie Alles, was der Verf. gibt, einen gänzlichen Mangel an innerm Zuſammenhange; ſie erſcheint bald edel und geiſtreich, leidenſchaftlich und gewaltig, bald abgeſchmackt und verrückt, wie das Niemand auf Erden in dieſer Vereinigung ſein kann. Bei jener Scene im Wirthshaus ſehen wir dieſen Menſchen im tollſten, luſtigſten Humor vor uns ſtehen, wie denn der Verf. überhaupt keinen Begriff von der Macht der Ereigniſſe auf den Menſchen hat, von den Stimmungen, die ſie hervorbringen, und ſo mangelt es ſeiner Dichtung völlig an dem Etwas, was wir die Luftperſpective nennen möchten. Sowie dieſe auf dem Bilde fehlt, zerfällt es in lauter Einzelnheiten, von denen jede Wahrheit des Details haben mag, von denen aber keine an ihrer Stelle ſteht und die darum die Wahrheit des Ganzen vernichten. Ein Menſch wie dieſer Brenning, der uns voll der edelſten Anlagen vorgeſtellt wird, muß über den Mord eines andern vorzüglichen Menſchen, des Bruders ſeiner Geliebten, den er in einem formloſen Duell, ohne Secundanten, getödtet, doch eine Art Gewiſſensbiß empfinden; dies Ereigniß muß, da er ein tiefföhlender Menſch ſein ſoll, doch eine Farbe in ſeinem Leben hinterlaſſen, und wir dürfen dieſen nämlichen Menſchen nicht wenige Tage ſpäter im tollſten Rauferübermuthe finden, in dem er weniger die Freiheit verfechten, als nur Händel ſuchen will, um eine Luſt zu büßen, die ſich gleich darauf ebenſo albern gegen einen Haufen Schmuggler auslöſt, welche er ſich ohne Grund und Plan durch ſinnloſe Reden auf den Hals hetzt, wie man Hunde untereinander treibt. Ein ſolcher Menſch iſt ein Verrückter, der ſchon hundertmal in Europa zu Grunde gegangen ſein müßte, noch bevor er Zeit hatte, nur an Amerika zu denken; den man in keiner menſchlichen Geſellſchaft brauchen kann, wie ſich der Verf. das freilich ſelbſt bemüht gegen Ende des Buchs zu erweiſen; aber er iſt weder ein tiefföhlender noch ein gewaltiger Menſch, wie der Verf. uns zugleich glauben machen will, ſondern ein Narr, den in ſeiner Unvernunft nicht einmal ein geheimes Comité zum blinden Werkzeuge benutzen könnte. Auch ſcheinen ſich die Comités dafür gehütet zu haben, denn er iſt nichts, treibt ſich nur zwecklos umher, und will nichts, als mit der Zeit nach Amerika gehen. Doch ſolch ein Ding iſt wie ein toller Hund und paßt nirgend hin.

Ebenſo iſt der Schmerz der Familie Thaleck über den Tod ihres reſp. Sohns und Bruders und ihr Zuſtand nach dem Morde das Unwahrſte, was ſich denken läßt. Wer hat es denn nicht erlebt, wie ein erſchütterndes Familienunglück einen dunkeln Schleier über die nächſten Jahre des Lebens wirft und Alles mit ſeinem tiefen Ernſte färbt? Aber dieſe Menſchen geberden ſich anders. Nichts von dieſem Totaleindruck, nichts von dieſer Empfindung eines Erwachſenen. Sie erſcheinen Alle wie die Kinder, weinen und lachen in einem Athem. Der Vater hält philoſophiſche Abhandlungen im Schmerz, die leidenſchaftliche Cäcilie extravaguirt, der pietiſtiſche Bruder predigt, und wenige Tage darauf, wie der humoriſtiſche alte Profeſſor und Augenarzt aus Halle ankommt, tanzen und ſingen ſie über dem Grabe, und es iſt, als wäre nichts vorgefallen, als hätten ſie über einen Apfel oder eine Blume geweint.

Und was ſollen wir zu Erfindungen wie dieſe ſagen: In der Familie Thaleck iſt ſeit undenklichen Zeiten jedes Individuum mit einem rothen Kreuze auf der Bruſt geboren worden, und wo es nicht vorhanden war, da hat man es ihm eingeätzt! Was für ein ſinn- und nutzloſer Zufall iſt es, daß die Mauern des Hauſes Thaleck brechen und zuſammenſtürzen, wie die alte wahnſinnige Schweſter herausſchreitet? Freilich wird uns geſagt, es ſei ein Gewölbe eingeſtürzt, oder der Boden des Gebäudes dem Waſſer gewichen, kurz, es wird eine phyſiſche Urſache angegeben; warum aber geſchieht das in dem Augenblicke, wo die Wahnſinnige herausſchreitet? Offenbar will der Verf. hier eine höhere ſymboliſche Deutung ahnen laſſen, aber welche iſt dieſe? Wir können keine entdecken, wie wir denn die Figur dieſer Wahnwitzigen an ſich albern und ohne tiefere Bedeutung für das Ganze finden, ihre Orakel ſind ohne Zuſammenhang, ſie ſpricht Wahres und Falſches, Alles durcheinander, klagt Schuldige und Unſchuldige an; man ſieht, es iſt mit ihr wie mit faſt allen Geſtalten des Werks; ſie ſind die Erzeugniſſe, wenn wir uns ſo ausdrücken dürfen: halber Ideen; es hat dem Verf. etwas geſchwebt, was ihm ſelbſt nicht deutlich ward.

Überhaupt fürchten wir ſehr, daß ſich ſein ſo ganz unklares Talent nicht mehr aus dem Chaos herauswinden wird, mit welchem es die Erſcheinung des Lebens umgibt. Ihm iſt es noch nicht Licht geworden, wie kann er uns Licht geben? Wir empfehlen ihm vor Allem das Studium der Wahrheit des Lebens, während er jetzt mehr nach philoſophiſchen Ideen zu componiren ſcheint, die denn doch auch noch zu keinem Durchbruch in ihm gekommen ſind; denn ſie haben nur einen Schein von Gehalt und ſind eben auch nur halbe Ideen. So iſt die herrſchende Idee des Buchs, daß die leidenſchaftlichen Charaktere untergehen müſſen und Ruhe und Mäßigung allein dauern und

bestehen; hier ist allerdings eine Wahrheit, aber wie ist sie in der Fabel verkörpert? Das ist nur eine gemeine Wahrheit, daß die leidenschaftlosen Menschen am besten durch die Welt kommen, und keine tragische Erhebung kann aus ihr hervorgehen; es rührt und ergreift uns nicht, wenn wir Alles, was von Gott im Leben mit größern Kräften ausgerüstet ward, rücksichtslos gegen sich selbst und Andere wüthen und am Ende mit zerschelltem Gehirn am Felsen niederstürzen sehen; es kann uns nicht rühren, wenn wir diesen jungen Brenning, der uns wie eine große Erscheinung geschildert wird, seiner von ihm abgefallenen Geliebten, die, ein edles Mädchen, auf alle Weise von ihm gemisbraucht worden ist, unter dem gemeinsten Hohne Gewalt anthun, ihr dann das Pistol auf die Stirn setzen, sie tödten, gleich darauf aber sich selbst erschießen sehen; das sind Erfindungen von einer Rohheit und Abscheulichkeit, die der Romantik der Franzosen, über die sich der Verf. so spottend erhebt, nichts mehr vorzuwerfen hat. Wenn uns das Insichzertrümmern der Leidenschaft rühren und erheben soll, so müssen wir fühlen, daß der Leidenschaftliche, der Stürzende gelebt hat und aus seinen Erfahrungen eine Erhebung davontrug, welche ihm auf einer künftigen Stufe des Daseins — die kein Dichter wegleugnen darf, denn sie ist die tiefe Axe alles sittlichen und poetischen Strebens — eine Mitgift sein wird, die seines Leidens, seines Fehlens und seiner Erfahrung wol werth war. Wenn wir aber einen Menschen, den man uns für reich ausgestattet ausgeben will, auch innerlich auf das Allertiefste sinken, ihn zum Schlamm der Menschheit hinabstürzen sehen, so wenden wir uns mit Schauder von dem Bilde, welches nur Abscheu oder Verzweiflung in uns erregen kann. Daß das Leidenschaftlose, das vom Leben eigentlich Unberührte, oder nur matt Gestreifte, nachher ruhig zurückbleibt, das enthält so wenig eine Lehre oder eine Erhebung wie jener Fall, und von der Wahrheit ist in dieser Auffassung der tragischen Idee nur die gemeine Wahrheit der platten Wirklichkeit, ohne poetische oder sittliche Befruchtung zu finden.

Wir haben bis jetzt nur von dem Romane „Thaleck" geredet und „Das Testament" ganz außer Acht gelassen. War „Thaleck" roh, so ist „Das Testament" roh und gemein zugleich und durch und durch werthlos. Es scheint bei einer Branntweinflasche nach einem Studentencommerz geschrieben; der Verf. bestrebt sich hier durchaus, wie er schon hin und wieder in „Thaleck" versucht, humoristisch zu sein — ein unglückliches Wort, welches schon Manchen auf Irrwege geführt hat; denn der wahre Humor läßt sich nicht erzwingen, so wenig wie der Witz, und man geräth sehr häufig auf dieser Jagd in forcirte Gemeinheit, die schlimmste Art derselben. Der wahre Humor peitscht sich nicht zur Äußerung, sondern er ist angeboren und erscheint von selbst. Auf welche Abwege diese Jagd den Verf. treibt, sehe man aus folgendem Gedicht des „Testament". Zwei Freunde, die tragischen Helden des Buchs, befinden sich in der unglücklichsten Lage im Gefängnisse und dichten muthlos düstere Elegien, welche sie aber plötzlich zerreißen und ihre Stimmung zu folgendem Product erheben:

Ach auf dem Felde draußen,
Da scheinen Mond und Stern,
Und keiner Winde Brausen,
Verlöscht der Welt Latern;
Doch ach, mein armes Licht erlischt
Beim Hauche, der der Nas' entwischt. Ach Gott!

Wie sitz' ich hier in Ängsten,
Und bad' in kaltem Schweiß,
Als nahete mir Bängsten
Die große Todesreis';
Bei tausend Haaren faßt es mich
Und zaus't mich Armen jämmerlich. Ach Gott!

Ich habe viel gelitten
Von Hungerspein und Durst,
Wie ein Soldat gestritten
Um einen Zipfel Wurst:
Jetzt endlich beiß' ich auch ins Gras,
Des gier'gen Todes magrer Fraß. Ach Gott!

Was hilft's den Leib zu mästen,
Was hilft des Bauches Schmeer?
Was hilft's, bei Bacchus' Festen
Zehn Tonnen trinken leer?
Dem fetten wie dem magern Gaul
Schlägt doch der Tod zuletzt aufs Maul. Ach Gott!

O Nächte meines Schmerzens,
O Tage meiner Luft,
O Freuden meines Herzens,
O Lieder meiner Brust!
Ach scheiden muß ich jetzt von Euch,
Hinunter in das Todtenreich. Himmelkreuzschockschwerenoth!

Was hilft es, verständige Gedanken über manche Schwindeleien der Zeit hegen, was hilft es, zu Felde ziehen gegen Pietismus und Freiheitswahn, was hilft es, von Plato predigen und von Aristoteles, von Shakspeare begeistert sein und die neuen Philosophen im Munde führen, gegen die französische Romantik zu Felde ziehen, wenn dieser Berg von Indignation und Begeisterung — eine solche Mäusebrut gebiert, in der der Name Gottes doch mindestens schmählich misbraucht wird, mit ihm alles Gefühl für Schönheit. Der Verf. bilde vor Allem sein Gefühl an Wahrheit und Natur und verschone uns mit der Lectüre seiner Werke, bis er mit sich selbst mehr im Reinen sein wird; denn was er uns jetzt gibt, kann noch Niemanden bessern, belehren, erheben oder erbauen, ja nicht einmal vergnügen; er trete künftig mit mehr Achtung vor sein Publicum und erkenne sich selbst und die Welt, ehe er sie uns in seinem Geiste abzuspiegeln wagt. 10.

Notizen.

Washington Irving gibt in seinem neuesten Reisewerke: „Astoria, or entreprise beyond the Rocky Mountains", über das wir bald Ausführlicheres berichten werden, nachstehende Beschreibung eines in jenen Gegenden wachsenden vorzüglichen Rebengewächses: „Jede Blume dieser seltsamen Pflanze besteht aus sechs Blumenblättern, die ungefähr drei Zoll lang, von schöner, karmosinrother Farbe und inwendig weiß gesprenkelt sind. Die Blätter sind von einem schönen frischen Grün, von Gestalt oval und dreimal gezackt. Diese Pflanze rankt sich an den Bäumen hinauf, ohne sich um ihren Stamm zu schlingen, und senkt sich dann, wenn sie den Gipfel erreicht hat, wieder in perpendiculairer Richtung auf den Boden herab, steigt dann abermals in die Höhe und wächst in dieser Weise von Baum zu Baum, sodaß seine Ranken den ganzen Wald durchziehen, gleich dem Takelwerke eines Schiffs. Die Stengel dieser Rebenpflanze sind zäher und biegsamer als Weidenruthen und haben eine Länge von 50—100 Faden. Aus den Fasern machen die Indianer Körbe, die so dicht sind, daß sie Wasser halten."

Der „Morning herald" berichtet, daß man unlängst auf dem Kirchhofe von Hemel Hempstead den Sarg mit den Gebeinen des alten Königs Offa von Mercia aufgefunden. Er ist sehr künstlich aus Stein gehauen, mit einer Inschrift, die zwar ziemlich verlöscht ist, aber doch die Identität der Gebeine bezeugt. Diese fielen, sobald sie an die Luft gebracht wurden, sogleich in Staub.

Hr. Gardiner hat, nach der Versicherung des „Belfast journal", ein untrügliches Mittel gefunden, ohne alle narkotische Medicamente einen gesunden und anhaltenden Schlaf zu bewirken. Sancho Pansa sagte: „Gesegnet sei der Mann, der den Schlaf erfand!" Was wird man erst von Hrn. Gardiner sagen! 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 7. —— 7. Januar 1837.

Die Probleme und Grundlehren der allgemeinen Metaphyſik, dargeſtellt von G. Hartenſtein.

(Fortſetzung aus Nr. 6.)

Wird Herbart's Philoſophie Eingang finden bei dem Publicum, welches hier gemeint iſt; und iſt vielleicht das Werk, was uns beſchäftigt und welches ſich „ausdrücklich zu derjenigen Richtung philoſophiſcher Unterſuchungen bekennt, welche in neuerer Zeit Herbart eingeſchlagen hat", geeignet, dieſen Unterſuchungen den Eingang zu erleichtern? Wir müſſen für die Beantwortung dieſer Fragen zuvörderſt das Publicum ſelbſt etwas näher ins Auge faſſen.

Eine vollgültige Stimme läßt ſich einmal über Herbart alſo vernehmen: „Seine Naturphiloſophie hat weit mehr Ähnlichkeit mit dem beſcheidenen, aber feſten Charakter, den die heutige Aſtronomie, Phyſik, Chemie angenommen haben, als mit der dreiſten Anmaßung von dem Univerſum träumender Kosmogonien und Kosmologien alter und neuer Zeit u. ſ. w." Wenn in dieſen Worten die Naturphiloſophie Herbart's gewiß vollkommen treffend charakteriſirt iſt, ſo möchte es doch zugleich ſcheinen, nicht dieſe Charakteriſtik allein ſei hier beabſichtigt geweſen, ſondern mittels ihrer auch noch eine Annäherung Derjenigen, welche die oben erwähnten Wiſſenſchaften cultiviren, an die Philoſophie zu Stande zu bringen, welche Herbart „zu einer exacten Wiſſenſchaft zu erheben gedenke". Es iſt möglich, daß eine ſolche Annäherung in einzelnen Fällen zu Stande komme; zu bezweifeln aber, daß ſie auf die Bearbeitung jener Wiſſenſchaften im Ganzen einen Einfluß haben werde, weil Verſuch und Rechnung, die beiden Grundpfeiler der heutigen Phyſik, Chemie u. ſ. w., ſchwerlich für eine Speculation aufgegeben werden, die ſelbſt beſcheiden genug iſt, von der Erfahrung ihre Beſtätigung zu erwarten. Im Allgemeinen glauben wir vielmehr, daß, wo Phyſiker, Chemiker und die Bearbeiter ähnlicher Wiſſenſchaften, im Stiche gelaſſen von der Methode, welche ihren Beſtrebungen und deren Reſultaten nicht nur den beſcheidenen, ſondern auch den feſten Charakter verleiht, ſich an die Philoſophie wenden, ſie nur zu geneigt ſind, grade weil ihnen nur noch ein letztes Wiſſen fehlt, von ihr „die Löſung des Problems der Allwiſſenheit zu erwarten"; daß, weil die Vernünftigen unter ihnen eine ſolche Erwartung natürlich nicht hegen, ſie auch überhaupt von der Philoſophie keine Notiz nehmen, und endlich erklärt ſich daraus das Problem, wie Männer, die in Gebieten des exacten Wiſſens ſich ſehr hervorthaten, da, wo ſie freiwillig oder gezwungen philoſophirten, ſich grade am meiſten „der ſüßen Täuſchung hingeben konnten, durch ein ſinnreiches Spiel mit Begriffen eine neue Welt des Unendlichen dem ſtaunenden Blicke aufzuſchließen".

Indeſſen mit den Bearbeitern exacter Wiſſenſchaften iſt das Publicum, welches für Herbart's Philoſophie gewonnen werden könnte, noch nicht geſchloſſen; es gibt noch andere Zweige an dem Baume der Erkenntniß, von deren Früchten man mit Recht ſagen kann, ihr Genuß vertreibe aus dem Paradieſe. Die „Wiſſenſchaft vom Leben" ſetzt ihre Verehrer in den unbehaglichſten Zuſtand. Ob ſie als reine Empiriker, ob als rationelle Empiriker, ob als ſtrenge Rationaliſten ihre Wiſſenſchaft „dem Begriffe näher bringen", darüber herrſcht die größte Uneinigkeit. Suchen ſie die Methode der exacten Wiſſenſchaften in die ihrige einzuführen, ſo iſt ihnen das Experiment zwar erlaubt und es fehlt nicht daran, aber die Rechnung als Gegenprobe nicht möglich. Suchen ſie divinatoriſche Philoſopheme zu erfinden oder zu entlehnen, um damit das „Geheimniß des Lebens" nicht ſowol zu enthüllen als zu bezeichnen, ſo ſind ſie darin beiweitem nicht ſo glücklich als das alte Rom, das zwar die ſibylliniſchen Bücher ſelten aufſchlug, dann aber jedesmal eine Antwort fand, die wenigſtens eine Interpretation zuließ. Und dazu kommt noch, um das Maß voll zu machen, daß, während Alles, was die exacten Wiſſenſchaften der Benutzung hinausgeben, um ſo ſtrengere Begründung durch die Theorie erheiſcht, je nutzbarer es werden ſoll, um ſo brauchbarer wird, je mehr ſeine Theorie erſchöpft worden; daß unterdeſſen die Behandlung des Lebens um ſo glücklicher iſt, je individueller ſie betrieben wird; daß die allgemeinen Vorausſetzungen und Anweiſungen bei ihr geſtehen müſſen, ſie ſeien Abſtractionen, Abſtractionen von einem Concreten, was nicht nur das Unendliche mannichfaltig macht, ſondern auch in dieſer Mannichfaltigkeit nicht einen Augenblick ſtillſteht und der Unterſuchung ſo wie die Gegenſtände des exacten Wiſſens gehorcht. So viel muß eingeſtanden werden, die Wiſſenſchaft vom Leben hat die Methode noch nicht gefunden, durch die ſie ſich zur Wiſſenſchaft erheben könnte. Jedoch dies iſt noch nicht

Alles. Dieſes Leben, was ſie zu behandeln hat und eben deshalb erforſchen ſoll, iſt ein doppeltes; und die zwei Gebiete, die ſich damit eröffnen, ſind bei der Nothwendigkeit, ſie beide gleichmäßig genau zu kennen, für Diejenigen, welche ſie zu durchwandern hatten, mehr als einmal zu Labyrinthen geworden, in denen durch die immer wieder erneuerten verzweifelten Verſuche, die Scheidewand zwiſchen beiden bald von dieſer, bald von jener Seite her niederzuwerfen, das Zurechtfinden nicht leichter wurde. Ja, auch hiermit ſind die Aufgaben der Wiſſenſchaft vom Leben noch nicht zu Ende; ſie reichen hinüber in den Tummelplatz abſtruſer Theoreme; ſie bewegen ſich in dem „Gebiete der Freiheit" nicht nur um das verirrte oder gehemmte Erkenntnißvermögen und um das geſtörte Gemüth, ſondern auch um den „freien oder gebundenen Willen".

Laſſen wir den Euphemismus fallen: es iſt von der Medicin die Rede und zugleich die Frage, ob ſie philoſophiren ſolle und wen ſie als Führer dazu brauchen könne. Damit aber nicht die abgenutzte Bemerkung in den Weg trete, die Artis principes von Hippokrates bis auf Sydenham, und von dieſem bis auf Peter Frank, Anderer nicht zu gedenken, ſeien es ohne Philoſophie geworden, ſo antworten wir: Wer dieſe principes wahrhaft kennt, wird auch wiſſen, wodurch ſie ſo groß wurden und worin ſie es waren, und dabei weniger bewundern, daß, als vielmehr, wie ſie ſich der Philoſophie entſchlugen. Übrigens, um bei Einem ſtehen zu bleiben, Sydenham, der Freund und Verehrer Locke's *), hatte vielleicht deſſen Werke mehr geleſen als, wenn auch das bekannte Hiſtörchen nicht wahr iſt, die zu ſeiner Zeit gangbare mediciniſche Literatur; aber bei ſeinen Beobachtungen über epidemiſche Krankheiten fand er keine Veranlaſſung, ſeine philoſophiſche Bildung zur Schau zu ſtellen. Unter der Medicin verſtehen wir hier Phyſiologie mit der allgemeinen Pathologie; Anthropologie, Pſychologie; wir rechnen dieſe Disciplinen ausdrücklich den Ärzten gegenüber zu den mediciniſchen, weil wir es nicht wagen würden, ſie auch nur Denen abzuſprechen, die uns jene Heroen als Nichtphiloſophen entgegenſtellen. Sie bilden denjenigen Theil der Medicin, den man nach einer beliebten Eintheilung als Wiſſenſchaft bezeichnet, während der andere größere die Kunſtregeln der Ausübung befaßt, mit dem Beſtreben, auch ſie immer mehr zur Wiſſenſchaft zu geſtalten. Es kommt nun darauf an, was jener Inbegriff der Medicin als Wiſſenſchaft ohne Philoſophie ſei und was er mit derſelben bisher geweſen ſei. Die erſte Frage bedarf kaum einer Berückſichtigung; bei Beantwortung werden die Stimmen darüber getheilt ſein, ob die Ärzte als Phyſiologen, Pathologen, Anthropologen, Pſychologen bisher zu viel oder zu wenig philoſophirt haben. So viel iſt aber gewiß: ſie ſind keineswegs dem Ziele näher als die Philoſophie ſelbſt. Oder hätte die Phyſiologie etwa die Begriffe des Lebens, des Organismus und ähnliche neuerdings aus der Tiefe, über die der Strudel des phantaſtiſchen Geſchwätzes dahinbrauſt, emporgehoben, daß ſie mit nie geahnter Klarheit die Fülle lebendigen Daſeins und Geſchehens erleuchten? Hat etwa die Pathologie angefangen, bei ihren Cauſalbegriffen ſich unbefriedigt zu fühlen, Widerſprüche in ihnen zu ahnen? Hat, was weder der Phyſiologie noch der Pſychologie für ſich gelingen wollte, die Verbindung zwiſchen Leib und Seele und die daraus hervorgehenden Erſcheinungen zu erklären, vielleicht die Anthropologie entdeckt? Oder iſt die Pſychologie, in früherer Zeit der Stolz wiſſenſchaftlicher Ärzte, nicht in Gefahr, von ihnen faſt ganz aufgegeben zu werden, da ſie nach Erfindung der „ſomatiſchen Theorie" pſychiſcher Krankheiten kaum weiter zu brauchen ſein dürfte, als geſunden Verbrechern den freien Willen ſammt Zurechnung zu deduciren? Doch wir erinnern uns: die philoſophiſche Pſychologie ertheilte der Einen und untheilbaren Seele mehre Vermögen, die ſich in ihr für- und widereinander nach Willkür regten; die mediciniſche führte, im Einklang mit den Foderungen der Zeit, eine Sonderung dieſer Gewalten ein, ſpaltete ſie weiter in einzelne Bureaux und beaufſichtigt deren Geſchäftsführung.

Es wäre leicht, dieſe Andeutungen zu Darſtellungen zu erweitern und mit Beiſpielen zu unterſtützen; hier iſt aber nicht der Ort dazu, und zudem ſteht nicht zu fürchten, daß der Zuſtand, in welchem die erwähnten Disciplinen ſich befinden, als die Höhe wiſſenſchaftlicher Cultur in Schutz genommen werde. Was aber iſt nun zu thun? Verzweifeln an dem Gelingen entſpricht gar nicht dem Selbſtvertrauen, womit z. B. die Wortführer in der Pſychologie, und namentlich in ihrem Verhältniß zu der Lehre von den pſychiſchen Krankheiten auftreten. Gleichwol will es Keinem glücken, die Gegner niederzukämpfen oder ganz zu eliminiren aus den Verhandlungen; und ſo wäre wol das Einfachſte und Nächſte, über die Triftigkeit der eignen Argumente zu beſcheidenem Bedenken zu kommen. Dies führt weiter, als es auf den erſten Blick ſcheint. Die Pſychologie galt bisher für eine Grundwiſſenſchaft, von welcher aus Philoſophen die Geſetzmäßigkeit des menſchlichen Geiſtes in ſeinen verſchiedenen höhern und niedern Functionen, Ärzte insbeſondere die Abweichungen von dieſer Geſetzmäßigkeit betrachteten und behandelten. So kamen ſie einander nicht wieder ſo nahe als im Beginn ihrer Forſchung. Herbart hat aber, „ſtatt der Pſychologie einen Einfluß auf das Was des philoſophiſchen Wiſſens zuzugeſtehen, vielmehr gezeigt, daß von dieſem jene weſentlich abhänge"; und nun eröffnet ſich, geſetzt, man wolle ſich bei Herbart's „Pſychologie" Raths erholen, die unangenehme Ausſicht auf die Durchwanderung eines Feldes, welches, ſtatt wie ſonſt durch ein von der Pſychologie dargebotenes, beſonderes, oberſtes Erkenntnißvermögen eingehegt zu ſein und als ein Spaziergang für müßige Speculanten umgangen zu werden, jetzt ſich vor die Pſychologie hinſtreckt und den Zugang zu ihr, auf welche es abgeſehen iſt, nur durch ſich hin geſtattet, den Sprung darüber weg aber durch ſeine Ausdehnung verbietet. Mit einem Worte: Herbart verlangt für das Ver-

*) Man ſehe die Epistola dedicatoria zu den „Observationes medicae circa morb. acut. histor. et curat.", gegen das Ende.

ſtändniß ſeiner „Pſychologie" das Studium ſeiner „Metaphyſik". Ob dieſe mit Recht jener nicht fowol übergeordnet als vorangeſtellt worden, mag, wer grade dieſe Frage zuerſt beantwortet haben will, unter andern in Drobiſch's „Beiträgen zur Orientirung über Herbart's Syſtem der Philoſophie" (Leipzig) 1834, S. 34 fg., nachleſen, wo er bündige Auskunft findet; hier muß die Verſicherung genügen, ſo verhalte es ſich wirklich, und Ref. hat in ſeinen Kreiſen Gelegenheit gehabt, zu bemerken, nicht daß man zur „Metaphyſik" griff, ſondern daß man die ohne ſie nur wenig verſtändliche „Pſychologie" bei Seite legte. Nur daß das kein Vorwurf für die letztere iſt, ſondern für Die, die ſich eben nur „Raths erholen" wollten, und ſtatt der gehofften Orakelſprüche ſich in weitläufig verzweigte und in ſehr entferntem Boden wurzelnde Unterſuchungen verwickelt fanden. Oder geſetzt, es ſei Jemand, der, nach einer von Herbart vorausgeſehenen Angewöhnung, nur von hinten anfangend, ſich einen Zugang zu dieſen Unterſuchungen ſchaffen wolle. Er findet im zweiten Bande der „Pſychologie" die zwei Capitel des dritten Abſchnitts: „Von der Verbindung zwiſchen Leib und Seele", und „Von denjenigen Geiſteszuſtänden, worauf der Leib einen bemerkbaren Einfluß hat". Sei er nun Phyſiolog, Anthropolog oder Pſycholog; hier iſt er betheiligt, obwol Keiner von dieſen erwarten wird, über Punkte, die ihn doch auch beſchäftigt haben, viel Neues, noch weniger etwas Triftiges zu erfahren. Man mache den Verſuch, und wenn man beſonders etwa von einem Turnier der „ſomatiſchen" mit der „pſychiſchen" Theorie, oder aus dem Sprachſaale der Vermittler herkommt, ſo ſehe man zu, wie es wirkt. Aber auch hier wird es nicht lange dauern, ſo findet man ſich nicht nur an die ganze Pſychologie, ſondern abermals und immer wieder an die allgemeine Metaphyſik verwieſen.

(Der Beſchluß folgt.)

Neueſte Werke über Spanien.

Es liegen dem Publicum wieder zwei neue Werke über die Kriegsereigniſſe in Spanien vor, beide von Engländern, wiewol von ſehr verſchiedenen Geſichtspunkten aus geſchrieben. Das erſtere führt den Titel: „The court and camp of Don Carlos, being the results of a late tour in the Basque Provinces and parts of Catalonia, Aragon, Castile and Estremadura etc." Es hat zum Verf. Michael Burke Honan, über deſſen politiſches Glaubensbekenntniß wir ſogleich ins Klare geſetzt ſind, wenn wir aus ſeiner eignen Angabe erfahren, daß er auswärtiger Correſpondent eines karliſtiſch geſinnten londoner Journals iſt. Er ſelbſt iſt ſehr entſchiedener Karliſt, doch kann man nicht ſagen, daß er ein verblendeter oder heftiger Parteigänger ſei; im Gegentheil zeigt er ſich in ſeinen Berichten ziemlich unparteiiſch, wenigſtens da, wo er ſich einer Abſicht bewußt iſt; ja, Vieles, was er bemerkt, iſt ſogar ſeiner Partei gradezu ungünſtig. Überhaupt muß man von Werken dieſer Art das politiſch-temporelle Intereſſe abzuſondern wiſſen, um nicht ungerecht zu ſein, und ſich mit Dem, was darin allgemein intereſſant und unterrichtend iſt, begnügen. Müſſen wir ja doch auch in jedem andern reinwiſſenſchaftlichen Reiſewerke ſo manches nichtsbedeutende Um- und Nebenwerk abziehen und das Erz von den Schlacken reinigen.

Der Verf. kam im November 1835 in Bayonne an und fand hier einen Karliſtenclub mit ſehr weitverzweigten Verbindungen, der mit den ſpaniſchen Inſurgenten tägliche Gemeinſchaft hatte. Des Verf. Paß lautete auf Spanien im Allgemeinen und er hatte mithin von den Schwierigkeiten nichts zu befürchten, die Henningſen auf ſeiner Reiſe betrafen, der ſich mit Hülfe von Schleichhändlern in die von Don Carlos beſetzten Diſtricte hineinſpielen mußte. Herrn Honan anlangend, ſo war er im Beſitze von geheimen Signalen, die ihm zu ſchneller Bekanntſchaft mit den Emiſſairen des Infanten verhalfen. Dieſe Emiſſaire bewirkten ſeinen freien Paß durch die Hauptquartiere und verſchafften ihm dort eine günſtige Aufnahme. Der Verf. ſpricht gleich im Eingange ſeines Buchs von den gewaltigen Übertreibungen, die ſich die beiden Parteien während des ganzen Verlaufs dieſes blutigen Krieges zu Schulden kommen ließen und die den ſpaniſchen Lager- und Feldberichten faſt allen europäiſchen Credit geraubt haben. „Ich wußte wohl, daß der Krieg im Norden vorwärts ging und daß die Karliſten fortwährendes Glück hatten. Deshalb machte es mir, während ich mich in Madrid aufhielt, großes Vergnügen, täglich die weitſchweifigen Berichte von den außerordentlichen Siegen zu leſen, die über die Karliſten erfochten ſein ſollten. Die Poſt war häufig überfüllt mit Briefen von Offizieren der Armee, die ihre miſsliche Lage ihren Freunden ſchilderten und ein übles Ende des Kriegs weiſſagten, während die Zeitungsnummer von demſelben Tage die glänzendſten Beſchreibungen von gelungenen Operationen und der vom Heere der Königin gefeierten Triumphe machte. Jedermann in der Puerta del Sol wußte, daß die Nachrichten der Staatszeitung ungegründet waren, und dennoch war die Regierung ſchwach genug, ſie fortwährend erſcheinen zu laſſen; auch war die Tyrannei der Liberalen ſo groß, daß Niemand ſeine entgegengeſetzte Meinung frei äußern durfte. Ein Offizier verſicherte eines Tages auf ſein Ehrenwort, daß man nach einer gewiſſen Affaire, bei der er zugegen geweſen war, nicht mehr und nicht weniger als 45 Todte auf dem Schlachtfelde zuſammengeleſen habe, während die Zeitung von 3400 ſprach, die allein beim Plänkeln umgekommen ſein ſollten. Dies iſt doch eine Übertreibung, die nur durch eine andere von Seiten der Karliſten aufgewogen wird, die nach Cordova's Rückzug auf Bitteria ein Bulletin herausgaben, das mit den großgedruckten Worten: Sieg! Sieg! Sieg! eröffnet ward. Darin erklärten ſie, daß von 12,000 Feinden 9000 ihr Leben eingebüßt, wiewol es ſo gut als gewiß war, daß nicht mehr als höchſtens 60 arme Burſche ins Gras gebiſſen."

Im Allgemeinen, verſichert der Verf., hätten ſich jedoch die Karliſten weit weniger Übertreibungen zu Schulden kommen laſſen als die Partei der Regentin. Dies wollen wir ihm ebenſo im Allgemeinen zugeben und es iſt gewiſſermaßen in der Sache ſelbſt begründet. Allein ſchwerlich können wir mit ihm übereinſtimmen, wenn er von einem Offizier der Chriſtinos einmal bei Tiſche folgende Phraſen gehört haben will: „Ich bin aufs Haupt geſchlagen worden; ich habe eine Menge Fehler begangen, in Folge deren ich in jedem andern Dienſte gewiß caſſirt worden wäre, und ſiehe da: hier iſt ein Säbel, den mir die Königin zum Geſchenk gemacht, und hier iſt mein Patent, das mich zum Commandeur en chef ernennt." Dergleichen Zeug für möglich zu halten, iſt ſchwer. Wenn der Chriſtino-Offizier wirklich dieſe Worte geſprochen hat, ſo müſſen wir glauben, daß er ſich mit der Geſellſchaft hat einen Spaß machen wollen, oder vielleicht hat auch der Verf. ſeine Worte, aus Mangel an Sprachkunde, falſch verſtanden.

Merkwürdig iſt es, daß in allen den Gegenden, die der Verf. zu paſſiren hatte, um in das Hauptquartier des Don Carlos zu gelangen, die Ackerbaubeſchäftigungen, ſowie überhaupt die Lebensweiſe der Bewohner nicht die geringſte Unterbrechung erlitten hatten. Man pflügte und düngte und betrieb Alles ſo, als ob der tiefſte Friede im Lande herrſchte. Im Allgemeinen waren auch in dieſen Diſtricten die Leute in ziemlich guten Umſtänden und die Wirthshäuſer ſelbſt größ-

tentheils gut zu nennen. Die Contributionen zu Gunsten des Infanten gingen ordentlich und regelmäßig von statten und eine Widersetzung gegen diese Nothwendigkeit war nirgend zu verspüren.

In Hernani wurde der Verf. dem General Gomez vorgestellt, den er in der Gesellschaft des Artilleriegenerals Montenegro und des Ingenieurgenerals Silvester antraf. Von diesem wurde er und seine Begleiter vorzüglich gut aufgenommen. Gomez ist ein gut aussehender Mann von ungefähr 45 Jahren, mit hohem Vorderkopfe und einer kleinen Platte; in seinen Gesichtszügen spricht sich weniger Talent als gesunder Menschenverstand aus; er trug einen blauen Leibrock mit den Carlosknöpfen. Esteriea, Oberst und Chef seines Generalstabs, ist ein Mann von sechs Fuß Höhe, der sich sehr gut ausnimmt; ein echter Guerillachef mit samara und boyna und einem ungeheuern Schnauzbart. Montenegro ist ein kleiner Mann mit einem scharfen, hellen Auge, das viel Verstand verräth; die Karlisten betrachten ihn nicht blos als einen ausgezeichneten Artillerieoffizier, sondern haben überhaupt zu seiner Umsicht und Klugheit als Parteigänger großes Vertrauen. General Silvester hat ein angenehmes, fast zartes Äußere, ein Mann von großen Kenntnissen und einer der trefflichsten Ingenieuroffiziere. Er trug den Arm in der Binde, da er bei einem der neuesten Ausfälle einen gefährlichen Sturz mit dem Pferde gethan. Auch Segastibelsa, der Obercommandeur der Provinz Guipuzcoa, und Isturiz waren zugegen, Beide echte Exemplare von Guerillahäuptlingen mit mächtigen Schnurrbärten. Es waren hier also gleich fünf Generale beisammen, die sämmtlich den angesehensten spanischen Familien angehören, ein Beweis, daß Don Carlos nicht mit Abenteurern, sondern mit guten Edelleuten umgeben ist, die unter den Fahnen der Königin ihren Rang und Sold behauptet haben würden. Nach dem Berichte des Verf. hat Don Carlos sehr wenig Anhang unter der Geistlichkeit. Er versichert, es sei in der Armee des Infanten „eine Seltenheit von heiligen Männern" gewesen; er habe nur einen einzigen Mönch und etwa sechs Priester des seculären Klerus dort angetroffen. Es sei eine ganz irrige Meinung, die man in England hege, daß Don Carlos von lauter Religiosen umgeben sei, die mit ihm Psalmen sängen. Vielmehr käme ihm kein einziger Priester zu nahe, ausgenommen sein Beichtvater, ein fettes, rundes Männlein, das weit mehr auf ein lustig Lied bei der Flasche, als auf Buße und Kasteiung halte.

Der nächste Punkt, den der Verf. auf seiner Reise berührte, war Oñate, seit dem Ausbruche des Kriegs die Residenz des Infanten. Bekanntlich machten im October 1835 die Christinos unter Cordova, verbunden mit der britischen Legion, einen vergeblichen Versuch auf diesen Platz. In dem Hauptquartier des Infanten stand, nach dem Bericht des Verf., Alles gut. Die Soldaten befanden sich wohl bei ihrem Tractement, das, wenn es sich wirklich so verhält, sehr reichlich ist: ein Pfund Weißbrot täglich, ein Pfund Fleisch, eine Pinte Wein und ein Real. Er selbst wurde Don Carlos, der natürlicherweise sein Lieblingsheld ist, vorgestellt: „Ich fand den Prinzen bei einem Tische stehen, der ganz mit Papieren bedeckt war, und für Diejenigen, denen die Freundlichkeit seiner Sitten und die angeborene Anmuth seines Betragens bekannt ist, brauche ich nicht zu bemerken, daß ich von ihm ausnehmend gut empfangen wurde. Er sprach die Hoffnung aus, daß meine Freunde und ich auf unserer Reise gut behandelt worden wären; dies sei in Bezug auf alle Engländer sein ausdrücklicher Wunsch und Befehl, weil er sie als Freunde betrachte, die ihm in Zeiten der Bedrängniß beigestanden. Er werde Befehl geben, daß man uns in den Stand setze, die ganzen Verhältnisse auf das genaueste kennen zu lernen, da ihm ungemein daran liege, daß die Wahrheit und nur die Wahrheit bekannt werde; er betrachte seine Ansprüche als in dem Recht gegründet und in Übereinstimmung mit dem Willen des Volks; eben deshalb könne ihm jede genaue Untersuchung der Zustände seines Heeres und seiner ganzen Umstände nur sehr willkommen sein, um so mehr, wenn sie von sachkundigen Männern geschehe, die ihre bessere Überzeugung an die Stelle der durch Böswillige umhergebreiteten Lügen setzen würden. Don Carlos erinnerte sich hierauf, mich schon in Madrid gesehen zu haben und, setzte er mit einem angenehmen Lächeln hinzu, er hoffe bald wieder das Vergnügen zu haben. Er trug einen einfachen blauen Leibrock, sowie er überhaupt, und auch besonders bei Vorstellungen, ein Feind von Umständlichkeiten und leerem Ceremoniel ist. Natürlich muß ihm sein heller Verstand sagen, daß diese Etikette von dem steifen Hofe in Madrid nach Oñate und in das offene Feldlager herüberzutragen ziemlich unstatthaft sein würde. Übrigens kam mir der Prinz magerer vor, als da ich ihn früher sah, und Sorgen und Strapazen hatten sein Angesicht mit Furchen durchzogen. Allein seine Haltung war die gewöhnliche, sein Betragen ebenso wohlwollend als früher und sein dunkles feuriges Auge gab seinem Gesicht, das eigentlich nicht hübsch ist, Leben und Ausdruck. Mag man immer seiner Politik entgegen sein, so hat doch seine Nähe und Persönlichkeit viel Einnehmendes, wozu die sanfte Anmuth seiner Stimme Vieles beiträgt." — Der Verf. verbreitet sich sehr ausführlich in seiner Lobeserhebung des Charakters von Don Carlos; wir wollen aus seiner Darstellung nur noch folgende Stelle ausheben:

„Don Carlos' Charakter ist in England wenig bekannt, und es befremdet, dort ein so eingewurzeltes Vorurtheil gegen ihn zu finden, da er doch jede Eigenschaft besitzt, die wir sonst an so hochgestellten Männern zu schätzen und zu rühmen wissen. Er ist gerecht, menschenfreundlich und großmüthig und ein so entschiedener Verehrer der Wahrheit, daß er noch niemals sein Wort gebrochen oder irgend eine Zweideutigkeit in seiner Gegenwart gestattet hat. Er war das einzige Glied der königlichen Familie zu Madrid, das seine Schulden bezahlte und auf Regelmäßigkeit in seiner Haushaltung hielt. Die wöchentlichen Rechnungen wurden bezahlt mit gleicher Gewissenhaftigkeit, als dies in einer englischen Familie zu geschehen pflegt, und während alle übrigen Bewohner des Palastes, an welche sich die Handwerker und Fabrikanten vergebens mit ihren Rechnungen wendeten, sich einem zerstreuenden Leben hingaben und rücksichtslos ihren Aufwand vermehrten, waren seine eignen Angelegenheiten so geregelt, daß er bei seiner plötzlichen Abreise von Madrid nach Lissabon auch nicht die kleinste Schuld unbezahlt zurückließ..... Ein Thronerbe, der es in so strengem Sinne des Erbfolgerechts ist, voll trefflicher Eigenschaften, auf dessen öffentlichem so wenig als Privatcharakter irgend ein Flecken haftet, ein edelmüthiger, moralischer und freisinniger Mann, ein ebenso guter Gatte und Vater, als er überhaupt von wohlwollendem und mitleidigem Herzen ist, zeigt sich hier noch immer als vertriebener Flüchtling aus seinem eignen Hause, und zwar vertrieben durch eben Diejenigen, die ihren Unterhalt seinem Wohlwollen verdankten. Ohne über seine Ansprüche urtheilen zu wollen, müssen wir doch seinen Grundsätzen Gerechtigkeit widerfahren lassen, und wir wollen bedenken, daß, wenn er einst sein Ziel erreicht, das Schicksal keinen Unwürdigen begünstigt hat. Sollte aber seine Sache einen ungünstigen Ausgang gewinnen, so wollen wir ihm wenigstens unsere Achtung und Theilnahme nicht versagen."

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Der Fürst Milosch von Serbien hat die östreichische Volkshymne in die serbische Volkssprache und in die slawische Büchersprache der Serben übersetzen lassen.

Es wird jetzt auf den Vorschlag des russischen Generalgouverneurs der kaukasischen Provinz in Tiflis eine neue Zeitung ausgegeben, die den Titel führt: „Transkaukasische Zeitung".

60.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 8. — 8. Januar 1837.

Die Probleme und Grundlehren der allgemeinen Metaphysik, dargestellt von G. Hartenstein.

(Beschluß aus Nr. 7.)

Es gibt der Veranlassungen noch viel mehre, die das Publicum, von dem bisjetzt die Rede war, zur Naturphilosophie hinlenken müssen; wir brechen aber ab. Ebenso wenig ist es hier auf eine Empfehlung der Herbart'schen Philosophie abgesehen; sie wäre mindestens ganz im Widerspruche mit den im Eingange dieses Artikels hingeworfenen Äußerungen. Vielmehr gehen wir jetzt, alle andern möglichen Fälle bei Seite lassend, zu dem einzigen über, wo Jemand, getrieben von philosophischem Bedürfniß, aber von einer außerhalb der eigentlichen Philosophie liegenden Bestrebung herkommend (die verschiedenen Punkte der Anziehung hat Herbart in seinem „Lehrbuche zur Einleitung in die Philosophie" vortrefflich geschildert), wirklich vor der „Allgemeinen Metaphysik" Herbart's steht, welche darauf Anspruch macht, zuerst studirt und verstanden zu werden, weil sie die Begriffe bearbeitet, unter welche alle äußere und innere Erfahrung fällt. Es ist eine gerechte Foderung, daß die Aufmerksamkeit und der Eifer, sich eines wissenschaftlichen Gegenstandes zu bemächtigen, nicht nach dem Zwecke, der auf ihn führt, abgemessen werden; und so verlangt Herbart's „Metaphysik" wie jede andere, daß man, gleichviel auf welchem Wege und durch welche Gründe man zu ihr gekommen, vor der Hand sie selbst als das Gesuchte betrachte und demnach, abgesehen von andern Requisiten, auch alle die Unbefangenheit und Geduld mitbringe, welche durch jede Absichtlichkeit, die nach schneller Beseitigung des hors d'oeuvre zu ihren eigentlichen Zwecken zurückeilt, getrübt und aufs Spiel gesetzt werden. Andererseits ist aber dann die Erwartung nicht unbillig, daß der Suchende, wenn er allen jenen Anfoderungen genügt, auf dem einzigen Wege, der ihm übrig gelassen sein soll, vorschreiten dürfe, ohne den Kampf gegen Hemmungen, die er nicht veranlaßte und deren Wichtigkeit er noch nicht begreift, zu theilen; ohne die Irrwege, die vom Ziele ablenken, selbst zu betreten, um sich desto mehr von der Richtigkeit des eingeschlagenen Weges zu überzeugen, oder dem Führer, welchem er sich anvertraute, in Excurse folgen zu müssen, die ihm, dem Unkundigen, den zurückgelegten Weg ebenso vergessen machen, als den noch vor ihm liegenden verdunkeln, jedenfalls aber ihn über die wahre Bedeutung der Stelle, die er grade einnimmt, für sein jetziges Ziel, durch die Menge der vorliegenden Anknüpfungspunkte unsicher machen. Wenn nun aber Herbart's Werk, die „Allgemeine Metaphysik", außer den in der Beschaffenheit des Gegenstandes liegenden hinlänglich großen Schwierigkeiten auch noch die eben berührten darbietet — und das gestehen selbst die Freunde ein, den ausgezeichneten Denker hierin nicht vertheidigend, blos erklärend — wenn grade diese außerhalb der Sache liegenden Hindernisse wol Manchem den ersten Anlauf verleiden möchten, so ist die in dem Buche, auf welches wir nun zu sprechen kommen, ausgedrückte Bemühung gerechtfertigt und dankenswerth, die Ausstrahlungen eines Geistes, der nicht nur leuchtend, sondern gewitterhaft in die dunkelsten Abgründe hineinblitzend und durch sein Feuer jedes ihm begegnende Nebelbild verzehrend einherschreitet, zu concentriren auf Das, was eigentlich als Aufgabe vorliegt, die Herbart selbst zwar glänzend löst, aber mit der unter den angegebenen Umständen unvermeidlichen Zögerung, und mit der Anmuthung an den Leser, entweder ihm überallhin zu folgen, oder, wo das verweigert wird, sich selbst zurechtzufinden.

In der That, selten wird der Fall vorkommen, daß es möglich sei, von einer ursprünglich fremden Richtung kein Haar breit abzuweichen, ohne doch die Selbständigkeit der Entwickelung aufzugeben; daß es ausführbar sei, eines Andern Geist so getreu abzuspiegeln, ohne das Echo seiner Worte zu werden, oder ohne den Reichthum der Darstellung in einem bloßen Auszuge zu verkümmern. Hier liegt aber dieser Fall vor; und wenn die eine Bedingung, ein solches Unternehmen glücklich auszuführen, einigermaßen in der angedeuteten Beschaffenheit des Herbart'schen Werks sich vorfand, so war doch die andere, viel schwerer zu erfüllende an Eigenschaften gebunden, die sich selten vereinigt finden. Selbstverleugnung in der offenen Anerkennung des Verhältnisses zwischen beiden Werken, durchdringende Schärfe der Auffassung des zu behandelnden Stoffes, Eigenthümlichkeit bei der höchsten Treue in Entwickelung desselben: diese Verdienste werden dem Verfasser des oben aufgeführten Werkes auch Diejenigen zugestehen müssen, die sich zwar beschweren, „daß jeder Privatdocent sein eignes System der Philosophie habe,

und jede Meſſe neue (Syſteme) zur Welt bringe", aber gleichwol den Verſuch, das vorliegende Werk zu annihiliren, zunächſt an den Vorwurf eines Mangels an Originalität knüpfen dürften als an den einzigen, den ihnen der Verf. ſelbſt darbot, es verſchmähend, die Bereicherungen, die die allgemeine Metaphyſik unter ſeiner Bearbeitung dennoch gewonnen hat, anders geltend zu machen als durch den Erfolg, den das Werk in Förderung des Studiums der Herbart'ſchen Philoſophie haben wird und muß. Statt alſo hierbei zu verweilen, wollen wir erwarten, auf welche Weiſe es künftig dem Verf. gefallen wird, auch ſeine Originalität zu bekunden, und lieber unſer ſoeben geſtelltes Prognoſtiken zu rechtfertigen ſuchen.

Man darf behaupten, daß Herbart ſeine „Metaphyſik" nicht für die Lernenden, ſondern für die Wiſſenden ſchrieb, wenigſtens zu einem großen Theile, dem hiſtoriſchen und polemiſchen; während das eigentlich Didaktiſche mit Recht dieſen wie jenen die Belehrung darbietet. Wenn nun Ref. ſeine eigne Erfahrung bei dem Studium des Herbart'ſchen Werkes als Maßſtab annehmen darf, ſo mag der Lernende, geſetzt auch, er bringe die Geſchichte der Philoſophie zum Verſtändniß deſſelben mit, doch ſich durch eine Polemik aufgehalten finden, die aus dem Mittelpunkte eines Syſtems herausgeführt wird, in welchem er erſt mühſam Fuß gefaßt oder kaum einen Schritt vorwärts gethan hat. Dazu kommt, daß Herbart nicht leicht einen Punkt, ſei er auch der wichtigſte, zweimal an verſchiedenen Stellen beſpricht. Es iſt weder Überfluß noch Mangel an Aufmerkſamkeit und Genauigkeit, wenn man bei dem Studium des einen Werks, z. B. der „Metaphyſik" oder der „Pſychologie", die übrigen alle daneben legt, um in allen zugleich zu leſen; unterläßt man es, ſo macht ſich ganz gewiß ſogleich oder weiterhin eine Lücke fühlbar, nicht etwa in der Darſtellung, ſondern im Auffaſſen. Wünſchenswerth war daher ein geſchloſſener Gang in der Darſtellung Deſſen, was vor allen Dingen erſt gelernt werden muß, ehe man auch nur ahnen mag, warum Herbart ſeine „Metaphyſik" gar nicht in der friedlichen Weiſe des Setzens eines zu Setzenden, aus welchem ſich das weiterhin Geſetzte ergibt, ſchreiben konnte. Einen ſolchen geſchloſſenen Gang der Darſtellung nun findet man in dem Werke unſers Verf., und von ihm aus mag man ſich ebenſo ſicher auf den Standpunkt, den Herbart in ſeiner „Metaphyſik" einnahm, verſetzen, als zu den andern Werken deſſelben übergehend, die Gliederung des ganzen Syſtems überſchauen lernen, oder endlich ſich einem der Theile der angewandten Metaphyſik, namentlich der Naturphiloſophie oder Pſychologie vorzugsweiſe hingeben. Der Verf. ſtellt uns in den Eingang nicht nur der Metaphyſik, ſondern der Philoſophie überhaupt, indem er einen „propädeutiſchen Theil" vorausſchickt, in welchem jedoch durch die Einlenkung auf die „Motive des metaphyſiſchen Nachdenkens" ſehr früh ſchon die Beſchränkung auf die theoretiſche Philoſophie hervortritt, die in dem Herbart'ſchen Syſtem von der praktiſchen bekanntlich ſchärfer getrennt iſt als irgendwo. Die Entwickelung der in den Erfahrungsbegriffen liegenden Widerſprüche, bei Herbart in dem „Lehrbuche zur Einleitung in die Philoſophie" unter die übrigen propädeutiſchen Erörterungen geſtellt, finden wir hier allein ſtehend, in aller der herben Nacktheit, die die Wahl nur zwiſchen dem bewußtvollen Fortgebrauch jener Begriffe, und damit dem Verzichten auf alle Philoſophie, oder dem Übergange zur Unterſuchung ſelbſt geſtattet, welche letztere dann als Aufgabe ſammt den methodologiſchen Hülfsmitteln charakteriſirt wird.

Wenn nun grade dieſer propädeutiſche Theil, ſowol durch die ſkeptiſchen Vorbemerkungen, als durch die Entwickelung der Widerſprüche in den Erfahrungsbegriffen, das auf die Metaphyſik Hintreibende aufs äußerſte fühlbar gemacht hat; wenn die Ungeduld, aus dieſem dem Nachdenken ganz neuen und unerträglichem Zuſtande eines gänzlichen Zerfallenſeins mit ſich ſelbſt herauszukommen, zu jeder Anſtrengung des Denkens willig, nur jede Zögerung fürchtet, ſo iſt blos das gemeſſene, beſonnene, aber rein der Aufgabe der Unterſuchung zugewandte und daher unaufhaltſame Fortſchreiten durch die drei Hauptabſchnitte des ſyſtematiſchen Theils, die Ontologie, Synechologie und Eidologie um ſo befriedigender. Es galt hier, das Nöthige jedesmal an der rechten Stelle und vollſtändig zu erörtern; das iſt geſchehen, außer durch das Hülfsmittel einer klaren und geſchmeidigen Sprache, durch Heranziehung oft ſehr entfernt liegender Aufklärungen; es galt den Zuſammenhang, das Verhältniß der einzelnen Partien unter ſich nachzuweiſen; und mehr als einmal treten weitſchichtige Deductionen in ein Réſumé zuſammen, das den Leſer die gewonnenen Fortſchritte überſchauen läßt und zu weitern einladet. Was endlich durch die Geſammtheit aller dieſer theoretiſchen Unterſuchungen gewonnen worden für die Erklärung des in der Erfahrung gegebenen Individuellen; inwiefern ſie ferner fähig ſeien, den Menſchen als ſittliches Weſen zu befriedigen, beantwortet der Verf. nur ſehr kurz andeutend in der Schlußanmerkung.

Ref. iſt ſelbſt, je näher er dem Schluſſe ſeiner Anzeige kam, um ſo eilfertiger geweſen. Er durfte es, weil ſeine eigentliche Abſicht weder, wie ſchon bemerkt, ein Eingehen auf die Eigenthümlichkeiten der Herbart'ſchen Philoſophie, noch ein Hervorheben von Verdienſten war, die ſich ohne ſein Zuthun Geltung verſchaffen werden. Wenn aber Einer oder der Andere von Denen, die, unaufgefodert von dem herkömmlichen Gange in Bearbeitung ihrer eignen Wiſſenſchaft, die Philoſophie für das Steuerruder bei der Fahrt nach dem Einen gemeinſchaftlichen Ziele halten, ſich durch dieſe Zeilen bewogen findet, den Mann, der das Steuer jetzt mit ſo ſcharfem Auge und ſo feſter Hand regiert, näher kennen zu lernen, ſo wird er auch den Verf. des beſprochenen Buches nicht überſehen dürfen; ja, er wird wohlthun, ſich an dieſen zuerſt zu wenden.

20.

Neueſte Werke über Spanien.

(Beſchluß aus Nr. 7.)

Der Verf. beſuchte hierauf die Hauptquartiere von andern Abtheilungen der baskiſchen Armee; aber einen großen Theil ſeines Werks nehmen die Schilderungen ſeiner Reiſen durch ſolche Provinzen ein, die in den frühern Jahren des Bürger-

kriegs der Schauplatz merkwürdiger Begebenheiten gewesen waren. Es fehlt diesen Schilderungen nicht an Interesse, besonders für Militairpersonen, und doch muß bemerkt werden, daß hier viele Nachrichten dem Verf. erst aus der dritten Hand zukamen. Manche derselben sammelte er in beträchtlicher Entfernung von dem Orte der Begebenheit selbst; ein Umstand, der, verbunden mit der den Spaniern eigenthümlichen Übertreibung, die Richtigkeit der einzelnen Angaben nicht immer verbürgen kann. Unter den ausgezeichneten Offizieren, von deren Seite sich der Verf. einer besonders wohlwollenden Behandlung zu erfreuen hatte, befand sich auch der Graf von Casa-Eguia. Der Verf. beschreibt diesen als einen würdigen alten Edelmann von 65 Jahren, dessen ganzer Körper, von Wunden zerfetzt, beinahe das Opfer eines jener abscheulichen Pulverbriefe geworden wäre, die in dem heutigen Spanien so üblich und berüchtigt geworden sind. Von dieser Explosion verlor der Graf den linken Arm und zwei Finger der rechten Hand und erhielt auch außerdem nicht weniger als 20 Verletzungen. Demungeachtet zeigte sich der würdige Greis noch sehr rüstig und kampflustig und beklagte sich, daß er, trotz seiner mannichfachen Versuche, Cordova, dem er seit drei Monaten wiederholt die Schlacht geboten habe, nicht zu einem Ausfalle bewegen könne. Der Graf hatte übrigens schon unter Wellington den Krieg auf der Halbinsel mitgemacht.

Nachdem der Verf. die baskischen Provinzen durchzogen, kehrte er nach Bayonne zurück mit der vollen Überzeugung, daß mit einer Macht von kaum weniger als 150,000 Mann die Generale der Königin die Truppen der Karlisten und ihrer Partrigänger nicht würden niederhalten können und daß das Volk wegen der Abschaffung seiner Privilegien (Fueros) in Folge der ungerechten Maßregel der Regierung so viel Erbitterung gegen die letztere hege, daß, wenn Don Carlos' Macht morgen vernichtet würde, sie den Kampf für ihre eigne Unabhängigkeit fortsetzen würden.

Zunächst durchkreuzte der Verf. die Provinz Languedoc, reiste durch Toulouse bis zur spanischen Grenze auf der Seite von Perpignan, in der Absicht, Catalonien zu besuchen. Auf dem Wege nach Barcelona erfuhr er Ausführlicheres über die schrecklichen Greuel, die den ersten Aufstand in dieser Stadt bezeichneten, und der übrige Theil seines Buchs hat wenig mehr mit dem Hofe und Lager des Don Carlos zu thun, ist aber doch von Interesse, da er mannichfaches Licht auf die neuesten Zustände Spaniens wirft. In Catalonien, versichert er, sei Alles karlistisch; man finde dort die Anhänger der Königin nur in den Städten. Übrigens versichert der Verf., daß alle seine Nachrichten in Betreff des Aufstandes von Barcelona, der Ermordung O'Donnell's und der andern Gefangenen von solchen Augenzeugen herrühren, deren Wahrhaftigkeit man verbürgen könne.

Von Barcelona begab sich der Verf. zu Wasser nach Port Vendres und von da, nachdem er einen Abstecher nach Frankreich gemacht hatte, ging er nach Madrid. Folgende Skizze aus seinem Übergange über die Pyrenäen wird unsern Lesern Vergnügen machen.

„Nach einer Stunde kamen wir an dem einsamen Hause vorüber, das die Grenze bezeichnet, und betraten wieder Spanien, nun zum dritten Male innerhalb dreier Monate; indem wir die furchtbare Gebirgsmauer, welche die Natur als Scheidewand beider Königreiche hingestellt hat, erklimmten, fanden wir, daß an manchen Orten auf beiden Seiten unsers Passes der Schnee sich bis über unsere Häupter aufgethürmt hatte, sodaß es schien, als ob der Pfad durch einen weißen Kalkfelsen gebrochen wäre, während an andern Orten wir die Schneewand nur auf der einen Seite, auf der andern aber einen steilen Abgrund hatten, der uns bei dem kleinsten Fehltritte unserer Maulthiere den gewissen Tod drohte. Hier zeigte sich an unserm Courrier die Macht der Gewohnheit in ihrer ganzen Stärke. Er verstand, wie alle Diejenigen, die tagelang auf dem Pferde zubringen, die Kunst, im Sattel zu schlafen, vortrefflich und übte sie selbst an den gefährlichsten Stellen, wo wir Andern dem Wege nicht genug Aufmerksamkeit schenken konnten. Besonders an einer Stelle, wo wir zur Linken eine hohe Schneewand, zur Rechten einen steilen Abgrund von mehren Hundert Fuß Tiefe hatten, aus dessen Grunde uns das Tosen eines reißenden Bergstroms heraufstönte, war unser Pfad so enge, daß nur ein gut gewöhntes Maulthier darauf wandeln konnte. Wie überrascht war ich daher, als ich, glücklich hinübergelangt, mich nach meinen Gefährten umsah und unsern Courrier mitten auf dem gefährlichen Wege noch immer auf seinem Maulthiere mit eingezogenen Knien und verhängendem Kopfe in festem Schlafe fand. Als er, wie durch ein Wunder, glücklich herüber war, weckte ich ihn auf und machte ihn auf seine Unvorsichtigkeit und auf die große Gefahr, der er soeben entgangen war, aufmerksam. Er versprach, sich künftig besser in Acht zu nehmen; allein es währte nicht zehn Minuten, so war er schon wieder fest eingeschlafen. Die Courriere, deren man sich zwischen Madrid und Paris bedient, pflegen die Reise gewöhnlich in fünf Tagen zurückzulegen, und einer, den ich Gelegenheit hatte, nach London abzusenden, machte die ganze Reise in sechs Tagen und vier Stunden. Sie reisen Tag und Nacht, nehmen gelegentlich einen Bissen zu ihrer Erfrischung und bedienen sich hin und wieder in Frankreich eines Cabriolets, wenn sie es auftreiben können. Die Courriere der französischen und englischen Gesandtschaften sind im Verhältniß zu denjenigen, die von den Bankiers und Kaufleuten abgefertigt werden, noch langsam zu nennen; ich kannte einen solchen, der ein ziemlich schweres Gepäck hatte und die Reise von Paris nach Madrid hin und zurück in elf Tagen machte."

Die Notizen des Verf. über Madrid sind in mancher Beziehung sehr interessant; so unter Anderm gibt er eine so ausführliche Beschreibung der dortigen Stiergefechte mit allen ihren Einzelnheiten, wie man sie selten in einem andern Reisewerke finden wird. Bei Lesung dieser blutigen Beschreibungen kann man sich nicht erwehren, sie mit den noch weit fürchterlichern Menschenschlächtereien in Madrid und Barcelona in Verbindung zu bringen und für beide eine in dem verwahrlosten Charakter der Nation selbst begründete Analogie zu entdecken. Bemerkenswerth ist noch die Geschichte seiner plötzlichen Verhaftung, die der Verf. mittheilt. Er befand sich kaum zwei Tage in Madrid, als ihm die Weisung zukam, Spanien zu verlassen, veranlaßt, wie er sagt, durch eine zwischen dem englischen Gesandten und der spanischen Regierung stattgefundene Verhandlung. Er erklärte seine Bereitwilligkeit, sich zu entfernen, sobald ihm ein polizeilicher Befehl deshalb zukommen würde; allein es verging ein Monat, ohne daß dieser erfolgte, sodaß der Verf. sich unbedenklich bei jeder öffentlichen Gelegenheit zeigte, in der Meinung, man habe den Befehl zurückgenommen. Allein eines Morgens erschien ein Polizeioffizier bei ihm, der eine Ordre und einen Paß nach Lissabon vorzeigte. Der Verf. durfte Niemand mehr sprechen, sogar nicht seinen Bankier, mit Ausnahme des britischen Gesandten, dessen Wohnung am Thor war, und man ließ ihm kaum so viel Zeit, um sich anzukleiden und seine Rechnungen zu berichtigen. Auf der Reise wurde er streng bewacht; die ihn begleitenden Offiziere waren gut bewaffnet und einer von ihnen übernachtete immer mit ihm in demselben Zimmer. Nachdem so zehn Tage vergangen waren (es war mitten im Winter), wurde er bei ihrer Ankunft auf der portugiesischen Grenze wieder in Freiheit gesetzt. Unstreitig muß die spanische Regierung diese plötzliche Entfernung bei dem englischen Gesandten mit irgend einem Vorwande beschönigt haben, sonst wenigstens kann man sich diese gewaltsame und zum Theil räthselhafte Maßregel nicht erklären.

Das zweite hierher gehörige Werk führt den Titel: „Twelve months in the British legion. By an officer in the 9th regiment", und ist, wie sich von selbst versteht, von ganz andern Gesichtspunkten und Meinungen aus geschrieben, als das des vorigen Verf. Dennoch ist der Abstand beider in Betreff der Resultate der über dies Land und dessen Parteikämpfe angestellten Beobachtungen beiweitem nicht so be-

trächtlich, als man es sich vorstellen sollte, ein Umstand, der für die Wahrhaftigkeit beider Schriftsteller ein günstiges Zeugniß ablegt. Allerdings können sie in ihren Ansichten über die innere Beschaffenheit und den endlichen Erfolg dieses Kriegs nicht übereinstimmen; dennoch aber ist der Christino-Offizier weit entfernt, die Schwierigkeiten der constitutionnellen Sache oder die Macht der Gegner geringzuschätzen. Er gibt eine sehr unparteiische Beschreibung der Vorfälle von Hernani, Orduna und andern, wobei die Truppen der Königin entweder keinen großen Ruhm erwarben oder bedeutende Verluste erlitten. Allein in allen Berichten dieses Verf. zeigt sich ein sehr starkes Vorurtheil gegen einige der spanischen Befehlshaber und überhaupt gegen die Regierung. Besonders ist es Cordova, dem die schlimmste Schilderung zu Theil wird und den die volle Beschuldigung der Verrätherei trifft. Andere, auf denen niemals der Argwohn der öffentlichen Meinung geruht hat, werden wenigstens als schwach und unentschlossen bezeichnet. Unstreitig ist es eine starke Dosis von Nationalvorurtheil, die sich in diese Urtheile mischt. Die Leiden, welche die britische Legion vom Mangel, von übler Behandlung Seitens der spanischen Regierung und von Krankheit zu erdulden hatte, werden sehr ausführlich und auf etwas schneidende Art beschrieben. Der Verf. schreibt die ausgebrochene Krankheit lediglich der übeln Behandlung zu. Als Grund für diese Behauptung gibt er an, daß sie nie vorher von körperlichem Übelbefinden zu leiden gehabt hätten, als bis sie nach Vittoria in die Quartiere kamen. Dies ist jedoch ein sehr gewöhnlicher Fall; so lange die Truppen im Felde sind, wo sie mit Strapazen aller Art zu kämpfen haben, erhält sie die Aufregung noch bei leidlichem Wohlsein, und Fieber, Ruhr und andere Krankheiten brechen erst in den Quartieren aus, wo diese Aufregung nachläßt. Auf diese Weise verloren die Engländer in wenigen Wochen über 1000 Mann. Die irländische Brigade litt von dem allgemeinen Ungemach wenig oder nichts, und der Verf. äußert sich, vielleicht etwas übertrieben, dahin, daß die Irländer sich bei demselben strengen Winter und bei ebenso schlechten Rationen, die den Schotten und Engländern so verderblich waren, herausgefüttert und „gemästet" hätten. In der That ist dieser Umstand nicht zum Verwundern, denn eine Nation, die in ihrem Vaterlande mit so unermeßlichem Mangel und Elend zu kämpfen hat, wie die Irländer, muß wol auch im Auslande gegen diese Übel einigermaßen abgestumpft sein.

Die folgende Beschreibung von Vittoria während der herrschenden Krankheit ist charakteristisch genug. „Die natürliche Düsterheit der Stadt, verbunden mit der allgemeinen Krankheit, die um diese Zeit ausbrach, gaben ihr vollkommen das Ansehen einer Peststadt. Die Hospitäler waren voll von Todtkranken und Sterbenden, und von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang hallten die Straßen wider von den melancholischen Tönen der Pfeifen und Trommeln, die den Todtenmarsch spielten, der den armen Soldaten zu seiner letzten Ruhestädte begleitete. Die Luft schien selbst mit Fieber geschwängert, sodaß Diejenigen, die den Todten begleiteten, selbst so aussahen, als ob sie ihm nächstens folgen würden. Die Knaben auf den Straßen, erstaunt über diese Begräbnißfeierlichkeiten, die in der spanischen Armee unbekannt sind, marschirten mit Stöcken auf und veranstalteten so eine lustige Parodie der traurigen Scene. Die Damen auf den Balcons fingen die Melodie des Todtenmarsches auf und setzten sie auf ihren Instrumenten fort. Die Hörner, die zur Reveille und zum Ausrücken geblasen wurden, hatten einen so gespenstigen Ton, als ob ein Mann im Grabe darauf bliese, und die ganze Scene wurde um so trauriger, da es immer nur ein und derselbe Marsch war, der bei der Bestattung der Soldaten, so lange wie sie in Vittoria standen, gespielt wurde. Endlich vermehrte sich die Zahl der Todten so schnell, daß alle Bestattungsfeierlichkeiten abgeschafft wurden und man die Leichname nur auf Karren nach dem Begräbnißplatze fuhr, wo man 6—7 zusammen in Eine Grube verscharrte. Die Todten von unserm Regimente wurden auf einem Platze außerhalb der Stadtmauer begraben, der der Campo santo hieß, wo wir irgend einen Priester dazu vermochten, daß er ein oder zwei Gebete sprach, unter der Versicherung, daß der Verstorbene ein rechtgläubiger Katholik gewesen. Wir handelten nach der alten Regel, daß Etwas besser ist als Nichts, und meinten, ein katholisches Gebet über einen todten Protestanten sei doch besser als gar kein Gebet." Die letzte Bemerkung wollten wir dem Verf. erlassen; sie schmeckt etwas nach soldatischem Leichtsinn, der bei solchen Gelegenheiten wol nicht an seinem Platze ist. 80.

Literarische Notiz.

Der ehemalige Erzbischof von Mecheln unterläßt nicht, fast in jeder wichtigen Angelegenheit, welche die periodische Presse beschäftigt, ein Urtheil abzugeben und die divergirenden Meinungen der Tagespolitiker zu berichtigen und zu vermitteln. Jetzt hat den greisen de Pradt, der auf seinen Besitzungen in Auvergne ohne eine Bibliothek, ja fast ohne alle Bücher schreibt und nur aus den Schätzen seines bedeutenden, obwol nicht immer geordneten Kenntnißreichthums schöpft, die in neuerer Zeit viel abgehandelte orientalische Angelegenheit zur Abfassung einer Schrift: „Question de l'Orient" veranlaßt, die vor einigen Wochen in Paris erschien. Er ist noch immer der Alte, voll Geist, beredt, gewandt und voll Mäßigung bei pikanten Ansichten, sein Styl lebendig, theilweis glänzend; auch die Breite und das Abschweifen von dem Gegenstande, der eben seiner Behandlung vorliegt, sind in dieser jüngsten so wenig wie in seinen frühern Schriften vermieden. De Pradt sucht in dieser neuen Schrift, gegen die Wortführer seines Vaterlands vornehmlich, zu beweisen, daß die orientalische Frage erledigt sei, Rußland von der Türkei Alles erlangt habe, was es nur verlangen konnte, und daß das wohlverstandene Interesse des petersburger Cabinets erheische, sich mit den bisjetzt erlangten Vortheilen zu begnügen, weil ein weiteres Umsichgreifen die europäischen Mächte, Persien, Ägypten und Griechenland gegen Rußland waffnen und dieses Reich in gefährliche Verwickelungen stürzen würde. In der zweiten Abtheilung seiner Schrift verbreitet sich de Pradt misbilligend über die letzte polnische Revolution und vertheidigt selbst die von seinen Landsleuten so hart getadelte Anrede des Kaisers Nikolaus, dem der Verf. überhaupt sich sehr ergeben zeigt, an die warschauer Municipalität, sie mit der vergleichend, die Ludwig XIII. 1628 an den Magistrat des von ihm eroberten Larochelle richtete. 4.

Bibliographie.

(Bonaparte.) — Denkwürdigkeiten Lucian Bonaparte's, Prinzen von Canino. Von ihm selbst geschrieben. Nach der Pariser Originalausgabe aus dem Französischen übersetzt. 1ster Theil. Gr. 12. Darmstadt, Leske. 1 Thlr.

Dymocritos u. s. w. Von dem Verfasser der Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen. 7ter Band. Gr. 8. Stuttgart, Brodhag. 2 Thlr. 18 Gr.

Görres, Die christliche Mystik. 2ter Band. Gr. 8. Regensburg, Manz. 1 Thlr. 20 Gr.

Jochmann's, C. G., Reliquien. Aus seinen nachgelassenen Papieren. Gesammelt von H. Zschokke. 1ster Band. Gr. 8. Hechingen, Ribler. 1 Thlr. 4 Gr.

Krug, Antidoton. Ein Pendant zum Henotikon, dem ersten Manne der Erde und den protestantischen Universitäten Deutschlands gewidmet. Gr. 8. Leipzig, Kollmann. 10 Gr.

Sommer, Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse u. s. w. Für 1837. (15ter Jahrg.) Mit 7 Stahltafeln. Kl. 8. Prag, Calve. 2 Thlr.

Taylor, W. C., Geschichte des Mahomedanismus und seiner Sekten, aus orientalischen Quellen geschöpft. Aus dem Englischen übertragen. Gr. 8. Leipzig, Barth. 1 Thlr. 12 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 9. — 9. Januar 1837.

Brief einer Pfarrerstochter an ihren Bruder, nach einer Abschrift Hamann's mitgetheilt.

Es wäre interessant, die Reihenfolge der Meßkataloge seit der frühesten Zeit bis auf die gegenwärtige zu vergleichen und nachzuweisen, wie mit jedem Jahre die Zahl der deutschen Schriftstellerinnen gewachsen ist. Früher betrachtete man schreibselige Frauen mit einem gewissen heiligen Schauder als eine Art seltsamer Hermaphroditen; in unserer Zeit sind sie alltäglich geworden, und es scheint fast, als wollten sie sich durch Bücherschreiben emancipiren, ihre unabhängige Selbständigkeit geltend machen. Einzelne unter ihnen gehen selbst über dieses Ziel hinaus; den Männern coordinirt zu werden, ist ihnen zu gering, sie wollen vielmehr über dieselben herrschen, was sich unter Anderm durch eine Hinneigung zur geistigen Vielmännerei zu erkennen gibt, durch eine kokette Freude an einer Menagerie von Verehrern, unter welchen der Ehegemahl nicht immer von ihnen obenan gestellt, wenn er nicht gar verspottet oder ganz ignorirt wird.

Solche Verhältnisse treten uns beim Lesen mancher überschwenglich geistreicher Frauenbriefe entgegen, in welchen kein Wort ungesucht ist, jedes auf die feinste Bildung Anspruch macht und lieber Alles, nur nicht alltäglich, gewöhnlich sein will. Kein Gefühl, kein Urtheil kommt hier in ungekünstelter Einfalt wie ein neugeborenes Kind ans Tageslicht; jedes stellt sich vielmehr erst vor den Spiegel und macht seine Toilette. Steigert sich der kränkliche Bildungstrieb, so bringen sie vor überreizter unruhiger Hast keinen reifen, völlig ausgetragenen Gedanken mehr zur Welt, fausses couches werden gewöhnlich, zuletzt geben sie aufgeputzte, todte Wechselbälge für neugeborene Kinder aus.

Die allergebildetste Gesellschaft, wenn ihr kleiner Mundvorrath von feinen Conditorgedanken aufs mannichfaltigste appretirt wiederholt aufgetischt worden, fängt zuletzt an sich überdrüßig nach derber Kost zu sehnen; ißt man doch an den vornehmsten Tafeln Pumpernickel zum Dessert und trinkt ein Spitzglas bairisches Bier dazu. Als man Jahre lang in den feinsten Kreisen von Göthe und nur von Göthe gesprochen, da war ihnen der Taubennesterflechter und Naturdichter Hiller willkommen, man erholte sich bei seiner groben Naivetät von der anstrengenden Bildung.

Vielleicht erholt sich mancher Leser bei dem folgenden derben Briefe von der Lecture jener krankhaft überbildeten, zwischen Hyperſthenie und Asthenie oscillirenden Frauenschriften. Er mag sich die Zeit nicht leid sein lassen, welche er auf das Lesen desſelben wendet; hat doch der tiefſinnige ernste Hamann zwei Tage verwendet, um diesen Brief eigenhändig zu copiren. Die Tochter eines Predigers schrieb denſelben an ihren Bruder, einen jungen liederlichen Gelehrten, deſſen in Hamann's Briefwechsel öfters Erwähnung geschieht. Da das Schreiben 60 Jahre alt ist, so dürfte schwerlich noch eine der in demſelben vorkommenden Personen am Leben sein; doch ließ man lieber die Namen weg, aus Besorgniß, vielleicht Kindern und Enkeln Anstoß zu geben.

Was könnten auch den Leser die längst verstorbenen Honoratioren eines kleinen obscuren Ortes interessiren? Es ist genug, daß er ein nur zu wahres und wirkliches Familiengemälde erhält, einen Blick in das unselige Haus eines Pfarrers thut, welcher zugleich der Popanz und der Narr seiner ungerathenen Kinder ist. Der Sohn ist bis zu Trabern heruntergekommen und macht seinem Vater alles erdenkliche Herzeleid, und dennoch freut sich der alte eitle Mann über eine gewisse Schriftstellercelebrität seines Taugenichts; die Tochter charakterisirt sich selbst durch den folgenden Brief.

„So Jemand seinem eignen Hauſe nicht weiß vorzustehen, wie will der die Gemeine Gottes versorgen?" sagt Paulus. Nach diesem Kriterium zu urtheilen, mag der alte Pfarrer sein Seelsorgeramt schlecht genug verwaltet haben und deshalb, wie aus dem Briefe hervorgeht, bei seinem Superintendenten nicht gut angeschrieben gewesen sein. Einsender dieses kannte jenen Superintendenten noch als einen höchst würdigen Greis, Hamann schätzte denſelben sehr hoch. 109.

J., den 28. Sept. 1777.

Da ich in so langer Zeit keine Gelegenheit gehabt habe, mir das unaussprechliche Vergnügen zu machen, an dir, mein theurer Bruder! zu schreiben, so muß allerdings das Erste sein, daß ich dich aus allen Kräften Glück wünsche — so, und warum denn das? Ei beim Himmel! verdient das nicht Ströme von Glückwünschungen, daß aus dem verdorbenen Magister, Gott sei bei uns! ein Herr Soldat geworden ist? Allein in der That, mein Gehirn ist zu finster, Worte dazu zu finden, ich weiß nicht einmal, ob ich in Versen oder Prosa wünschen soll — Du kannst also lieber so gut sein und meiner Einfalt zu gut

kommen und deinen neu erlangten Orden besingen, wie du es selber für gut findest, es könnte dich überdem an Stof zu Gedichten fehlen. Aber was meinst du wohl, wie mich bei dieser Nachricht ward, als ich zuerst hörte, daß du Soldat wärest? Du wirst doch wol nicht etwa denken, daß ich zu den starken selbständigen Seelen gehöre, welche bei dergleichen Gelegenheiten sich nothwendig erhängen oder in einen Fluß stürzen müssen. Dennoch aber irrte ich öfters trostlos in dem öden, dunkeln Pfarrgarten — achtete weder Wind noch Regen noch Nacht, sondern klagte dem Echo und den alten Obstbäumen meine Noth; denn ich konnte den verhaßten Gedanken nicht los werden, dich vielleicht niemals wieder zu sehen. Ich mußte mich also begnügen, nur an dich zu denken und deinen Namen in Ermangelung eines gelegenen Baums, in mein Spinnrad zu schneiden; aber du, du hast wol deiner entfernten Schwester keine einzige flüchtige Gedanken gewürdigt? Ich habe sonst immer gedacht, deine Bruderlieb ist aufrichtig gegen uns und besonders gegen deine Sophie, du wolltest mich ja gar vor Zeiten aus großer Liebe nach Würzburg holen, und dann wirst du selber zum Schelm und läufst gar davon; du bist ein würdiger Mann von Wort, auf den man sich verlassen kann. Aber das alles nicht mehr zu gedenken, wenn du nur ein ganz klein wenig Liebe hättest, solltest du gar keine Möglichkeit gesehen haben, deiner Schwester zuweilen insgeheim Nachricht von deinen Umständen zu geben? Es wäre mir doch in der That überaus erfreulich gewesen, wenn ich auch nur alle halbe Jahr einen Brief von meinem theuern Bruder bekommen hätte; denn daß du an deinen Vater nicht schreibest, lasse ich an seinen Ort gestellt sein und will mich auch darauf nicht einlassen, das mag sein, wie es ist. — Aber unverantwortlich handelst du, beinahe in drei verflossnen Jahren, keine Zeile an mich zu schreiben; ich muß mich nur immer begnügen, von diesem und jenem, schriftlich und mündlich allerhand Nachrichten durch einander her von dir zu hören, dabei aber doch nichts Gewisses. Und denn ist es nicht entsetzlich kränkend, wenn mich nun jemand frägt: was macht ihr Bruder? u. d. gl., dann muß ich stehn und Maul und Nase aufsperren — denn ich weiß nicht, was ich antworten soll. Ich kann gar nicht begreifen, warum du mir nicht wenigstens mit dem Hrn. v. P. seiner Schwester einen Brief mitgeschickt hast, ich wäre doch närrisch vor Freuden geworden. — Wenn sie dir nicht gesagt hat, daß sie nach M. reisen will, so hättest du dich selber darnach erkundigen können, ich weiß also gar nicht, was ich von dir denken soll. Du wirst doch hier nicht etwa einwenden, daß ich mit dir in gleicher Verdammniß bin, weil ich ebenfalls nicht in so langer Zeit geschrieben habe? Allein du mußt selber einsehen, daß ich hinlänglich entschuldigt bin; denn bei meinen Umständen und in Ansehung meines Vaters ist es bisher auf meiner Seite eine wahre Unmöglichkeit gewesen. Weil du noch in Würzburg warst, wußte ich die Aufschrift an dich und konnte also schreiben, und wurde doch einmal ein Zickzack draus, wie du wol noch wissen wirst, es ging aber vorüber und schadete uns weiter nichts, wir setzten auch unsern Briefwechsel fort; und doch weiß ich ganz gewiß, daß du wenigstens zwei Briefe von mir gar nicht gekriegt hast, einen, es war der andere nach deiner Abreise, gab ich dem Lappländer, deinem weiland so würdigen Freunde — zu bestellen, und siehe da, der kluge Dummkopf — was der Teufel nicht thut, dazu nimmt er einen Pfaffen — der würdige Geistliche macht meinen Brief auf, denn vermuthlich hatt' er Ahndung, es waren viel erbauliche Geschichtchen von ihm und seiner Schönen darinnen enthalten, die dich in der That damals außerordentlich vergnügt hätten, weil du doch ohne Ruhm zu melden, ein eifriger Verehrer und Anbeter der blauäugigen Eleonore warst — also weil der Lappländer meinen Brief aufmacht, wollte seine Galle steigen; aber er wälzte einen kalten Stein drauf — und behält den Brief selber, vermuthlich war es ihm sehr kränkend, daß ein Mädchen, ein albernes Mädchen wie unser eine, dafür uns die Mannspersonen zu halten pflegen, sich unterstund ihrem Bruder so viel Nichtswürdigkeiten, die aber doch nicht zu leugnen waren, von einem Gesalbten des Herrn zu erzählen. Weil du nach der Zeit wider an mich schriebest, wußte ich zum Ueberfluß, daß du meinen Brief nicht gekriegt hattest; aber ich durfte freilich keinen großen Lärm machen, doch ließ ich's ihm ein wenig hören. Nachher schickte ich selber einen auf der Post, wo ich mir noch die Mühe gab und wiederholte den vorhergehenden, ich frankirte auch bis Duderstadt und den, wie ich aus deinem Briefe wahrnahm, hattest du wider nicht bekommen; aber das war mir überaus empfindlich, denn es war verflucht albern Zeug hineingeschmiert — ein Quodlibet — ein Quidlibet, weil Alles in der Welt bunt durch einander geht — ich hatte einen Brief mit eingelegt an Jemand, wie du mir gerathen hattest, wenn du es dich noch entsinnen kannst, verzeih mirs Gott! ich möchte wol drei ✝✝✝ vor die Schnürbrust machen und ein Ave Maria! und den Rosenkranz beten. — Wo der Brief nun eigentlich hingekommen ist, mag der Himmel wissen, du hast ihn gewiß nicht gekriegt; denn nach der Zeit hab' ich nur noch einen von dir bekommen, welches denn auch leider! der letzte war, ich weiß nicht, ob du dich noch was davon erinnern kannst? Er war nicht lang, und du beschwertest dich, daß ich gar nicht schriebe — auch erzähltest du scherzweise einen Traum, welchen du von uns gehabt hättest. — Bei so bewandten Umständen nun, hatte ich groß Verlangen an dich zu schreiben; jedoch hatte ich das Herz nicht wider einen Brief auf der Post zu geben. Ich bat also nach einiger Zeit den Pfarrer C., wenn der Superintendent etwa an meinen Bruder schriebe, so wollte ich einen Brief mit einlegen, welches mir auch Hr. C. versprach; ich setzte mich also hin und schrieb aus Leibeskräften — weil der Brief fertig war, trug ich ihn selber nach R. und dachte nun, es wäre Alles gut, es vergingen wol drei Monat, eh ich Hrn. C. wider zu sprechen kriegte, ich freute mich also schon immer im Geist auf ein Antwortschreiben; aber vergeblich, denn nach diesen Geschichten brachte mir Hr. C. meinen Brief wieder zurück und sagte: der Superintendent wechselte keine Briefe mehr mit dir — war es nun andem oder nicht, das kann ich nicht sagen, ich mußte mir also gefallen lassen, meinen Brief wider zu nehmen — und riß ihn in Stücken und trat ihn mit Füßen. — Nach diesen Geschichten kam denn endlich die Nachricht, daß du Würzburg verlassen hättest und damit war denn für mich alles aus an dich zu schreiben; jedoch kann ich dich heilig versichern, daß ich mir alle mögliche Mühe gegeben habe an dich schreiben zu wollen; aber ich habe keine Gelegenheit finden können. Vergangenen Winter hörte ich nur so von weiten, es wäre ein Soldat aus Königsberg hier, ich ging gleich geradesweges zu die Leute hin unter der Zeit, da mein Alter seine Bauern aus B. durch sein andächtiges Geschrei aus dem Schlaf erweckte — ich fragte den Königsberger, ob er mir nicht Nachricht von dir geben könnte, und dann war ich willens zu schreiben. Aber was der Teufel nicht thut, denn war der Narre aus Königsberg in der Neumark, ich war also im April gegangen. Weil ich itzt nun sichere Gelegenheit habe und mir die Frau von — — — (ich kann ihren Namen wahrhaftig nicht schreiben) auch versprochen hat, wenn sie von Königsberg wider nach M. schreibet, so sollst du einen Brief mit einlegen, welches ich denn sehnlich erwarten werde. Ich bitte dich also mein theurer, bester, herzlich geliebtester Bruder — bei meiner Dankfestshaube bitte ich dich! erzähle mir doch die lautere reine Wahrheit, warum du eigentlich von Würzburg gegangen bist, und warum dich denn der Teufel sichtbarlich gerettet hat, daß du Soldat geworden bist? Dieses Alles und noch viel mehr möcht' ich sehr gern von dir selber hören.

Du wirst vermuthlich gerne wissen wollen, wie dein Vater eigentlich gegen dich gesinnt ist? Nach meinem Urtheil bist du und deine Ausschweifungen ein nagender Wurm an seinem Herzen — eine Felter — eine Hölle auf der Welt. — Zu den Leuten spricht er beständig, es sei ihm in Ansehung deiner Alles gleichgiltig. — Deine Ehrentitel sind ohngefähr: der Pflichtvergessene — Ehrvergessene — lüderliche Böserwicht. — und dann mitunter mein Baron! hernach solchen Affen, Narren, Flegel — daß

es betrübt zu hören iſt, und dabei will er ganz vergnügt ſcheinen; aber ein Kind kann es einſehen, daß es nur leere Worte ſind — ich denke du wirſt ſelber leicht einſehen können, daß die Gleichgiltigkeit ihm gar nicht ähnlich ſieht; denn du weiſt wol, daß er weiland gerne dicke mit ſeinem gelehrten Magiſter that, und dann das Geld, das viele Geld — welches der Teufel alle geholt hat — ſeine Liebe gegen dich die ſehr groß war, welches du doch hoffentlich nicht leugnen wirſt? Sein hoffnungsvoller Sohn, ſein Troſt, ſein Stab — nach ſeinem Tode noch, die Stütze ſeiner Familie. Das waren ſeine ehmaligen Gedanken, ſeine ſüßen Vorſtellungen — — aber nun, nun iſt Alles aus — und was hat er vor alle ſeine Liebe? — Schwarzen Undank — ſein einziger Sohn würdigt ihn nicht einmal einer Zeile — doch genug davon, keine Vorwürfe von meiner Seite, mein theurer Bruder! was einmal geſchehen iſt, iſt nicht wieder zu ändern, das muß man alſo vergeſſen, und ich kann dich heilig verſichern: du biſt meinem Herzen eben noch ſo theuer und werth wie jemals, es ſoll und kann auch nichts in der Welt meine Liebe gegen dich mindern — ob wir gleich oft hören müſſen, wie du ſelber noch wiſſen wirſt, du wärſt unſerer Liebe nicht werth und hätteſt uns um Alles gebracht und das aus böſem Herzen — allein ich hoffe, du wirſt meine Denkungsart noch kennen, daß ich bei allen deinen vorigen Ausſchweifungen, wo der Alte bezahlen mußte, niemals gedacht habe, daß du ein böſes Herz gegen deine Schweſtern gehabt hätteſt; ſondern nur daß dein leichtſinniges Gemüth und deine Leidenſchaften alle die Ausſchweifungen verurſacht haben; und überdem muß ich ſelber ſagen, daß wir nach meinem Urtheil, überhaupt betrachtet, auch nichts mehr hätten, wenn du beſtändig ordentlich gewirthſchaftet hätteſt, denn ich muß dir zu deinem Troſt ſagen, wenn's dir anders ein Troſt iſt, daß nun wol ſo ziemlich Alles wieder eingebracht iſt — denn wir haben davor ſchlechter gelebt u. dgl. wie du ſchon bei deinem Hierſein mit empfunden haſt, und die Zeit die einmal vorbei iſt, mag gut oder ſchlecht geweſen ſein, es iſt ebenſo viel — ich verſichere dich alſo hiermit aufs Neue, daß ich dich in meinem ganzen Leben, was das Geldkoſten anlanget, nie einige Vorwürfe machen werde, wie ich dir auch ſchon oft geſagt habe — es mag mich nun in Zukunft gehn wie es will, ſo weiß ich doch, daß du dazu nichts beigetragen haſt — und du biſt und bleibeſt doch mein lieber Bruder — Nun noch eins davon, dein Vater ſpricht ſehr oft von den 40 Thalern die du ihm noch ſchuldig biſt, er iſt immer auf ſich ſelber böſe, daß er ſie dir gegeben hat und könnte es kommen, wenn er einmal wider an dich ſchreiben ſollte, denn man kann doch nicht wiſſen, ſo würde er dich ſtark mahnen, und dann nach der alten Leier — — ich brauche es nicht, du biſt ein Dieb an deinen Schweſtern u. dgl. ich bitte daher im voraus, wenn du wider mit deinem Alten Briefe wechſeln ſollteſt und darin denn das Alles widerholt würde, wie ſehr natürlich iſt, daß du uns ja im geringſten nicht die Schuld beimiſſeſt, denn du weiſt wol wir können nichts dafür, und des Vaters ſeine vorgeblichen Schulden die er an dich zu fodern hat, ſind dir von uns, wie du weiſt, lange geſchenkt und es iſt doch wahr, er braucht nichts und es iſt alſo mit ſeiner Schuldfoderung gequengelt und weiter nichts. Bei dem allen aber muß ich dir ſagen, daß Papa dich dennoch herzlich liebt, ob er ſich ſchon damit nicht heraus läßt; denn er erkundigt ſich bei allen Gelegenheiten ſehr ſorgfältig nach deinen Umſtänden, und wenn er hört, daß es gut um dich ſteht, ſo iſt es ihm überaus erfreulich, wenn gleich ſein Mund ſpricht: der Schlingel, der Flegel, der Taugenichts, er mag zum G— gehen — u. dgl. Wenn alſo Ihre Wolweisheit ſich ſo weit herablaſſen könnten und Ihren Vater mit einem gnädigen Brief beehrten, ſo thäten Ihro Hoheit meines Erachtens ſehr wohl; doch überlaſſe ich dieſes Dero beſſern Einſicht — denn unſer einer iſt nur in Betrachtung des hochgelehrten Herrn Bruders ein geringer Wurm, eine Raupe, eine Made, eine Käſemilbe, ein gar Nichts, ein weniger als Nichts — Amen, Hallelaja! Gute Nacht, Bruder Jakob, ſchlaf wohl, es ſchlägt zwölf Mal, mein ſehnſuchtsvoller Geiſt wird dieſen Augenblick vor deinem Bett erſcheinen — oder biſt du bei den Mädchen und beim Wein? ſo wünſch ich dir: reizend ſchöne — ich kann's nicht weiter — und lege mich alſo ins Bette —

(Der Beſchluß folgt.)

Die Überſchwänglichen. Komiſcher Roman von Ludwig Bauer. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1836. 8. 3 Thlr.

Wenn die Begriffe von Überſpannung und Überſchwänglichkeit ſich auch nahe berühren, ſo möchten wir doch nicht behaupten, daß beide Worte Daſſelbe bezeichneten. Im Überſchwänglichen wird ſtets etwas Richtiges und Wahres vorausgeſetzt, das nur das rechte Maß verfehlt; in der Überſpannung iſt der Irrthum primitiv und wird durch das Übermaß bis zum Verzerrten geſteigert. Dieſe letztere iſt die Seelenlage der Helden dieſes komiſchen Romans, dem der Verf. daher lieber und richtiger den Titel: „Die Überſpannten" hätte geben mögen. Die Überſpannten, deren Verkehrtheiten uns hier dargeſtellt werden, ſind aber keine andern Perſonen, als eben jene widerwärtigen und heilloſen Staats- und Weltreformatoren; jene jungen, vom Schulſtaub eingehüllten und umnebelten Köpfe, welche nun ſchon ſeit 17 Jahren ſo viel Unheil über unſer Vaterland gebracht haben; jene Freigeiſter, deren Pedantismus an das Unbegreifliche ſtreift; jene Wohlwollenden, die unverſtändig ſo viel Übel anrichten; jene Denker, die bis zum Kern des Gedankens nicht durchzudringen vermögen; jene Philoſophen mit Brechſtangen und Dolchen; jene Weiſen, die von dem erſten Elemente aller Weisheit, Kenntniß und Selbſterkenntniß ſo weit abſtehen wie von der Sonne die Nacht; jene Bedauernswürdigen endlich, die die kurze Luſt, den Kitzel, zu verbeſſern, was ſie nicht kennen, mit einem ganzen Leben voll Schmach, Reue und Elend büßen.

Auf die Belehrung dieſer verlorenen Seelen hinzuwirken, iſt eine vergebene Mühe; es iſt keine Hoffnung da, daß der Dünkel ſich der Inſtruction füge, keine Ausſicht, daß jene, von Afterweisheit groß gezogenen, von Wahn geblähten Gemüther zu der Einſicht gelangen, wie ſie vor allen Dingen mit dem Lernen, d. h. mit der Erkenntniß des Beſtehenden und der Gründe ſeines Beſtehens, anfangen müßten. Unter ſolchen Umſtänden können wir es nicht tadeln, wenn der Verſuch gemacht wird, durch Spott und Gelächter da zu wirken, wo der Belehrung jeder Weg verſchloſſen wird, wenngleich uns andererſeits die Sache zu ernſt, oder wenigſtens jetzt noch zu ernſt für die launige Behandlung erſcheint. Zum mindeſten muß der Spott feierlich und herb ſein; er muß das Frivole und das Witzige, er muß vor allen das Kleine ausſchließen, wenn er ſeiner Abſicht entſprechen ſoll. Er muß einer poetiſchen Ironie nachringen und die Verzerrung das Abſchreckende mehr als das Lächerliche zeigen. Aus dieſem Geſichtspunkte verdient der vorliegende Roman nur ein ſehr beſchränktes Lob. Die Auffaſſung der beiden Hauptquellen jenes unſeligen weltreformirenden Dünkels, religiöſer und hiſtoriſcher Enthuſiasmus, wie er in den beiden Hauptfiguren Angelicus Streckfuß und Baron Wolfram von dem Queerfeld dargeſtellt wird, iſt allerdings richtig und löblich; aber der Verf. verliert ſich, beſonders im erſten Bande, in zu viele kleine Bilder, ſtellt das Minutiöſe allzu ſehr heraus, unterhält uns zu lange Zeit mit Studentenſtreichen und geſchmackloſen Geſchichten und ſinkt überhaupt allzu ſehr auf die Tiefe, ohne doch den Grund der Sache zu erreichen, als daß wir nicht wünſchen ſollten, er hätte ſogleich mit dem beſſern zweiten Bande des Romans begonnen. Man muß zwar etwas darauf rechnen, daß uns zweite Bände in der Regel beſſer gefallen als erſte — wir akklimatiſiren uns auch an die kälteſte Ideenſphäre — indeſſen ſcheint uns dieſer zweite Band, weil er der Ironie würdigere Verhältniſſe liefert, doch beſſer und anziehender als der erſte, der des religiöſen Enthu-

ſiaſten kleine Lebensſchickſale behandelt. Im zweiten Bande wird Wolfram Fürſt, und endlich Kaiſer von Hohenſax. Sancho Panſa's und Siegfried von Lindenberg's claſſiſche Regierungsprincipe ſind bekannt und von vielen Geſchlechtern belacht worden; über Kaiſer Wolfram's ſouveraine Verkehrtheiten wird man weniger lachen, aber wol Einiges daraus lernen können. Die Empörung der hohenſaxiſchen Unterthanen iſt ſehr natürlich, Wolfram wird flüchtig und verabredet nun mit ſeinen alten Genoſſen, Streckfuß und dem Finanzmann Schwenkle, der ſehr gut gezeichnet iſt, einen Angriff auf Frankfurt. Hier fällt der Verf. etwas aus der Rolle: er plumpt aus dem poetiſchen Luftkreis in die Wirklichkeit allzu kühn hinein. Genug, bei dieſem Attentat wird die ganze Geſellſchaft aufgehoben, aus Gnaden aber Streckfuß nach ſeiner Bierbrauerpfarre in Hinter-Lauſebow und Wolfram in ſein verfallenes Schloß Dornbirn relegirt. Nur Schwenkle macht ſein Glück und ſoll jetzt einen anſehnlichen Poſten in Berlin bekleiden. Dieſe Löſung iſt gut, weil ſie nicht tragiſch iſt und beweiſt, daß man die Narrheit ihre Straße gehen laſſen kann. Nur wenn ſie gefährlich wird, ſoll man ſie einſperren.

Einzelne Gemälde ſind dem Verf., der ein gewiſſes Maß komiſchen Talents für ſich in Anſpruch nimmt, wohl gelungen. Das Kaiſerreich Wolfram's ſteht für ſich vergnüglich genug da. In komiſcher Darſtellung iſt die Schlußſcene vortrefflich; beſonders gefällt uns die Stelle, wo Streckfuß dem aus dem Traum aufgeſchreckten Fernhaber theils die Sünden des deutſchen Bundes, theils die Hoſen, Strümpfe und Stiefeln vorhält. Es iſt viel launige Combination in dieſem Buche, ohne daß ſich eben geniale Erfindung zeigte, viel glückliches Gedankenſpiel, ohne daß ſie eben ſehr witzig wäre, und manche gelungene Stelle, ohne doch eben ein gelungenes Werk zu bilden. Immerhin möchten wir den Ton der Erzählung einigermaßen erhöhen, über das Geringe wegſpringen, ſich vordrängende Trivialitäten vergeſſen und dem Kern der Sache näher treten. Eine Abendſtunde ſcherzt dies Buch indeß doch ganz angenehm hinweg und läßt den Eindruck eines mit Talent gebildeten Gemäldes, das uns hier und da Erfreuliches darbot, zurück. 21.

Aufenthalt und Reiſen in Mexico in den Jahren 1825—34. Bemerkungen über Land, Producte, Leben und Sitten der Einwohner und Beobachtungen aus dem Gebiete der Mineralogie, Geognoſie, Bergbaukunde, Meteorologie, Geographie u. ſ. w., von Joſeph Burkart. Mit einem Vorworte von J. Nöggerath. Zwei Bände. Mit elf Karten und Kupfertafeln. Stuttgart, Schweizerbart. 1836. Gr. 8. 6 Thlr. 16 Gr.

Der Verf. des vorliegenden Werks, ein auf Univerſitäten, Akademien und Reiſen wiſſenſchaftlich ausgebildeter Bergmann, 1824 Secretair bei dem königlich preußiſchen Bergamte zu Düren in den Rheinprovinzen angeſtellt, erhielt im folgenden Jahre einen Ruf von der engliſchen Tlalpujahua-Bergwerks-Compagnie, die techniſche Leitung ihres Bergbaues in Mexico zu übernehmen. Er folgte ihm, beurlaubt von ſeiner Behörde, und führte dieſes Geſchäft drei Jahre lang. Dann unternahm er einige wiſſenſchaftliche Reiſen in den vereinigten mexicaniſchen Staaten, vorzüglich nach den Gegenden von Mexico, Real del Monte, Atotonilco el Chico, Zimapan, Guanaruato, Zacatecas ꝛc. Im September 1828 trat er als techniſcher Chef für den Bergbau von Veta grande in den Dienſt der engliſchen Balanos-Bergwerkscompagnie. 1834 kam er nach Deutſchland zurück und arbeitete im Laufe des Jahres 1835 ſein Werk aus, auf das wir hier nur im Allgemeinen aufmerkſam machen können.

Mit voller Überzeugung läßt ſich davon ſagen, daß daſſelbe einen großen Schatz an mineralogiſchen, geognoſtiſchen und bergbaulichen Bemerkungen in Worten und Bildern und unter dieſen insbeſondere zahlreiche Beobachtungen über die Erzlagerſtätten und über die Vulkane Mexicos der heutigen und längſt vergangener Zeit enthalte, daneben aber auch dem Geographen, dem Hiſtoriker, dem Alterthumsforſcher, dem Statiſtiker, dem Staatsmann, dem Fabrikanten, dem Kaufmann u. ſ. w., überhaupt jedem gebildeten Mann reiche Ausbeute, Belehrung und Unterhaltung darbieten werde. Es enthält ſehr ſchätzbare Ausführungen der claſſiſchen Arbeiten A. v. Humboldt's über Mexico und möchte auf dieſe Weiſe als ein Seitenſtück zu denſelben angeſehen werden können. 78.

Notiz.

Die wahre Wiſſenſchaft führt immer zur Gottheit zurück. Wenn Lalande in einem ſeiner Briefe das Geſtändniß machte, er habe lange genug am Himmel geſucht, aber die Gottheit nicht gefunden, ſo beſchloß dagegen Kepler, der große und verkannte Mann, eins ſeiner inhaltſchweren aſtronomiſchen Werke mit folgendem Gebet, das, als ein denkwürdiges Actenſtück aus den Tempelhallen hoherprieſterlicher Wiſſenſchaft, hier wol eine Stelle verdient: „Es bleibt mir nun nur noch die Eine übrig, daß ich meine Augen und meine Hände von der Stätte meiner Nachforſchungen empor gen Himmel richte und demüthig und andächtig zum Vater des Lichts bete. O du, der durch das Licht der Natur in uns ein Verlangen entzündet nach dem Licht der Gnade, durch welches du uns führen willſt in den Glanz deiner Herrlichkeit; ich danke dir, mein Herr und Schöpfer, daß du mich durch dein Erſchaffen erfreut haſt und ich als das Werk deiner Hände hervorgegangen bin. Siehe, hier habe ich ein Werk meines Namens vollendet, mit ſo viel Geiſtes- und Gedankenskraft, als du mir verliehen haſt. Ich habe den Menſchen den Preis deiner Werke verkündigt (wenn ſie nur auf meine Stimme hören wollen), ſo weit mein endlicher Geiſt ſie in ihrer Unendlichkeit begreifen konnte. Mein geiſtiges Beſtreben ging raſtlos dahin, die Wahrheit der Dinge durch die Philoſophie zu ergründen; doch wenn ich irgend einen Gedanken gehegt, der deiner nicht würdig war — ich Wurm, der ich in Sünden geboren und geſäugt bin — ſo leite mich dazu, daß ich mich beſſern möge. Hat mich meine große Liebe zu der Schönheit deiner Werke zum Irrthum geführt und war dieſe Liebe und Beſtrebung ein Vergehen? oder war es etwa meine eigne Verherrlichung, wonach ich ſtrebte? Nein, ſondern zu deiner Ehre habe ich mein Werk vollendet; findeſt du aber dennoch, daß dem ſo ſei, o, ſo vergib mir in Gnaden und wende es nur ſo, daß, was Gutes an meinem Werke iſt, ſeine geiſtige Frucht bringen möge.“

Wenn man eine ſo tiefinnerliche, begeiſterte und andachtsvoll-demüthige Weiheſprache vernimmt, aus welcher zugleich mit der Macht der Erkenntniß auch die volle Anerkennung jenes höchſten und reinſten Nur-in-Gott-Seins und Nur-in-Gott-Denkens redet, deſſen Wahrheit und Gewißheit ſeit Jahrtauſenden das Selbſtbewußtſein aller wahren Philoſophie bildet — wie wird Einem dann zu Muthe über dem Geſchwätz unſerer Tage? So ſprach Kepler; ſo ſprachen ſonſt die Vertreter alles Denkens, Dichtens und geiſtigen Schaffens. An ſolchen Fragmenten aus einer edlern Zeit erkennen wir die ganze ſchauderhafte Gebrechlichkeit der unſerigen. Wir haben keine ſolchen Vertreter mehr, und bald wird es dahin kommen, daß wir auch kein Gefühl und keinen Widerklang mehr für jene längſt verſchwundene Erhabenheit des menſchlichen Denkens in unſerer Bruſt werden auftreiben können. Und doch wäre dies gänzliche Austrocknen aller geiſtigen Quellen beinahe aufs innigſte herbeizuwünſchen; denn an dem Feigenbaume, wenn ſein Blatt welk wird, merkt ihr, daß die Ernte nahe iſt und nun der Herr ſeine Schnitter ausſendet, um ſein Gut zu ſchneiden. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, —— Nr. 10. —— 10. Januar 1837.

Brief einer Pfarrerstochter an ihren Bruder, nach einer Abſchrift Hamann's mitgetheilt.

(Beſchluß aus Nr. 9.)

Den 1. Oct.

Ich ſollte dir nun wol mein theurer Bruder billig ſagen, wie wir bisher gelebt hätten; allein unſer chriſtlicher Lebenswandel iſt ſehr einförmig wie du wol weiſt und alſo nichts weniger als unterhaltend. Ich bin, wie ich dir hiermit im Vertrauen geſagt haben will, weder geſterben noch krank geweſen, ich habe weder geheirathet noch gefreit — Heirathen wirſt du wol in deinem Leben nicht, dafür aber deſto öfterer freien — ich bitte daher deinen Weibern und Kindern unbekannterweiſe mein Compliment zu machen — Ich bin weder verliebt geweſen, noch — — — — Doch daß ich dir keine Lügen ſchreibe, muß ich dir ſagen: daß ich vergangenen Winter das Unglück hatte, mich bis zum Sterben zu verlieben — — Sachte, ſachte! Ihr Schutzgeiſter der Keuſchheit beſchirmt meine Schweſter! ſagſt du hierbei und weiter: wer war denn ſo glücklich deine Liebe im höchſten Grad zu erhalten? Ja Alles zu wiſſen biſt du noch viel zu jung, mein trauter Freund, und überdem ſo kennſt du ihn doch nicht, ich könnte dir ſelbigen wol ein wenig ſchildern, aber in der That ſehr unvollkommen — denn er iſt ſo liebenswürdig, ſo reizend — daß ich meinen Verſtand verliere wenn ich Ihn beſchreiben will — Herr Vater Amor iſt zu alt zum Reiz der an ſich zieht: Die Heiligſte ſelbſt bleibt nicht kalt die meinen D.. ſieht — der Reiz der Dichtkunſt iſt vereint in Bildung, Wuchs, Geſicht; doch mahlen ſeine Seele, Freund, kann keine Dichtkunſt nicht — — Er hielt ſich nur ein halb Jahr in J. auf, hernach ward er mir entriſſen — auf ewig entriſſen — geſchwind mache ein Klaggedicht, ich fange gleich an zu greinen — ach! ach! am 18. April ſah ich ihn zum letzten Mal — Bei einer Flaſche Wein ſagten wir uns das letzte Lebewohl — bleiben ſie ewig meine Freundin, war ſein letztes Wort. Sehr beklemmt war meine Bruſt, theurer Dietrich, meine Luſt — ach, mein Herz möchte mir dieſe Stunde noch aus dem Leibe fahren — Je zum Teufel, ſchwere Noth! Mädchen biſt du bei Verſtande? fängſt du an zu ſchreien und wirfſt meinen Brief in aller Eile zur Erde — denn ſo iſt eure Denkungsart, ihr würdigen Mannsperſonen, wenn ſich ein Frauenzimmer in aller Unſchuld verliebet, ſo iſt ſie in euern Augen gleich ein Scheuſaal, da ihr hingegen euch Tag und Nacht handgreiflich verliebet und dabei doch für brave Kerle wollt gehalten werden; aber das macht eben eure verdorbene Sittenlehre, ihr macht ein verteufelt gelehrt Geſicht — und ſprecht und ſchreibt Alles was ihr nur immer wollt, und wir Frauenzimmer dürfen weder eure Schriften loben noch tadeln, denn dazu ſind wir viel zu unwürdig — Doch wieder auf meinen Dietrich zu kommen, heirathen konnte ich ihn nicht, denn es fehlten mir nur ein paar tauſend Thaler, und er war ſelber ein armer Herr — und freien wollt' ich ihn nicht — ich habe alſo weiter nichts thun können als meine Augen an ihn weiden — wo er nun gegenwärtig iſt, weiß ich nicht, er wollte ſein Glück in der Welt weiter ſuchen, vielleicht kriegſt du ihn einmal zu ſprechen, denn wer weiß wo dich der Himmel noch hinführt — Weil ich nun ſo ſchmerzhaft von meinem D. getrennt ward, hab' ich geſchworen mit einem theuern Eid, bei meines Vaters ſeinem Prieſterrock hab' ich geſchworen, mich in meinem Leben nicht wieder zu verlieben — und wenn ich einmal heirathe, ſo mag derſelbe weder ſchön noch angenehm ſein; denn zum Mann iſt er immer gut genug; denn weil ich ſelber nichts weniger als ſchön und angenehm bin, dabei zur Frau aber doch gut genug, ſo haben wir uns nichts vorzuwerfen. Du wirſt mir doch hoffentlich ein Hochzeitgedicht verfertigen, wenn du immer daran anfangen willſt, ſo kannſt du deine Maßregeln darnach nehmen: daß der Bräutigam über 40 Jahr alt iſt und viel Kinder — Gott ſei bei uns! — hat. Seine übrigen Eigenſchaften ſind gut — doch in Gedichten wird Alles gelobt — ich werde ſeine dritte Frau — Meine Eigenſchaften und mein Alter weiſt du ſelber, du kannſt alſo dein Gedicht nur fertig machen; denn vielleicht gibt mein alter Vater ſeinen Willen nicht zu der Heirath — und dann hab' ich doch ein Hochzeitgedicht. Meine Schreibart wird ſehr kindiſch wie ich merke, und du wirſt dich daher in meinem Namen ſehr ſchämen; aber wahrhaftig ich wollte dich nur ein bischen ärgern, und der Brief mag ja ſo lang werden als er will, darfſt du doch kein Poſtgeld geben.

Den 2. Oct.

Wie ich höre, ſo ſollſt du dich immer viel Geld verdienen, und doch hab' ich noch niemals gehört, daß du daran gedacht haſt deine Schulden in Halle und Leipzig zu bezahlen, denn es kommen noch immer zuweilen Schuldbriefe hieher. Die Frau M. iſt zweimal ſelber hier geweſen, und es iſt doch in der That empfindlich, daß die Leute mit Gewalt verlangen, dein Vater ſolle bezahlen, und ſind unverſchämt genug ihn ungerecht zu nennen. Unter andern hat dir die M. gewünſcht: daß du lieber hätteſt mögen Hals und Beine brechen als in ihr Haus kommen. Kurz nach Oſtern war ſie zuletzt hier, ſie heulte und ſchrie abſcheulich, und drohte am Fürſten zu gehen, auch ſagte ſie: ihr Mann ſei aus Gram über deine Schuld geſtorben, und ſie wäre nun genöthigt als Magd zu dienen in D. bei den Juden — über ſolch Geſchwätz nun muß einem freilich angſt und bange werden. Ich kann dir auch verſichern, wenn ich an meines Vaters ſeiner Stelle geweſen wäre, ſo hätt' ich ihr wenigſtens die Hälfte hingegeben und laufen laſſen — denn ſolch Greinen und Klagen kann ich unmöglich mit anhören, ob es freilich größer gemacht wird wie es iſt. Ich kann aber gar nicht begreifen, wie du es nur über dein Herz bringen kannſt, den Leuten das Ihrige nicht wieder zu geben; denn Sünde und Schande nicht zu gedenken, weil das nur Dinge ſind, die bei kleinen, einfältigen Geiſtern in Betrachtung kommen, im Gegentheil aber bei weiſen, hochgelehrten Männern nur leere Hirngeſpinnſte ſind — — aber Sünde und Schande bei Seite geſetzt, möcht' ich Ew. Wohlweisheit dennoch fragen: wie es Ihnen gefallen würde, wenn Dieſelben ſich ſo ſchändlich betro-

gen ſähen? Ich bitte demüthigſt um Verzeihung, daß ich von Dero Schulden zu reden mich unterſtanden habe. Ich habe immer geglaubt, du hätteſt ein für ſchöne Handlungen empfindliches Herz, und das wären noch lange keine ſchöne Handlungen, wenn du auch zwei Jahr lang Brot zu Brote äßeſt, um dadurch deine Schuldleute zu befriedigen.

St. iſt, wie du ſelber weißt, kein Buch für mich; allein ich freute mich doch, als er ankam. Wenn der Überſetzer ein anderer als mein Bruder wäre, ſo würde ich gar nicht darin geleſen haben; ich habe zwar nur ein wenig herumgeblättert und meine Betrachtung gemacht über die verfloſſenen Zeiten, wie du daran arbeiteteſt, wenn ich drin leſen wollen, immer meine Augen regnen laſſen. — Die Vorrede iſt etwas für mich; du biſt aber doch nicht felſenfeſt bei der Wahrheit geblieben. Papa wollte immer vor Freuden außer ſich werden über deinen St., ob du gleich ſo großmüthig handeltеſt und ihn nicht ſelber mit einem Briefe ſchickteſt; er rufte uns Alle zuſammen aus der Küche und Garten — Theil an der Freude zu nehmen. Hr St. iſt ſchön eingebunden und eine geraume Zeit in Geſellſchaften — nachdem die Materie vom ſchönen Wetter abgehandelt und genug von dem Blutauswurfe des Hrn. Oberpredigers zu J. geſprochen war — die einzige Unterredung geweſen.

Im Frühjahre waren wir ſo glücklich, einige Stück königsberger Zeitungen zu erhalten, ingleichen ein Hochzeitgedicht aus deinem Gehirn. Der Superintendent in D. hatte dieſe Sachen bei unſerer Tante geſchickt, ſolche nach J. an ihren Bruder zu ſchicken, und weiter nichts. Wir wiſſen alſo nicht, wie ſie eigentlich nach D. gekommen ſein; denn weil der Superintendent, mein lieber Pathe, eben kein guter Freund von meinem Vater iſt, ſo macht er es grade wie du mit dem St., und ebenſo, wie ich's mit meinem Mufti mache, wenn er davongelaufen iſt und ich ihn alſo zu unwürdig halte, Brot aus meinen Händen zu geben, doch aber auch nicht hungern laſſen will; daher leg' ich ihm Brot auf der Erde, wenn er es nicht ſieht, und gleich bin ich fort, daß er es nicht in meiner Gegenwart verzehren darf, und dabei ermangelt meine Eigenliebe nicht, meiner vermeinten Großmuth ein ſehr verbindlich Compliment zu machen.

Den vorigen Sommer mußten ich und Friederike eine ſehr herkuliſche Arbeit unternehmen, welche ſich vor Frauenzimmer gar nicht ſchickte und am wenigſten für Idioten. Du kannſt wol nicht rathen, worin die Arbeit beſtund? Die Bücherkammer ward gereinigt. Du wirſt dir wol den Lärm im Geiſte vorſtellen können, welchen ſolches verurſachte; denn erſtlich mußte jedes Buch durch unſere angenehmen Hände ſpazieren und dabei denn das Brummen von deinen Schweſtern: „Jeter Schwerenoth" — „Verflucht über die Teufelsbücher" — „Herkules hilf uns doch" — „Wenn doch nur Jakob da wäre, der hatte ſo nichts zu thun"; — dann wurden die Bücher alle in die große Stube geſetzt, unterdeſſen der Maurer die Kammer ſäuberte, und dann zum Unglück hatten die Mäuſe ſich durch die Kornkammer hineingefreſſen, ſonſt wäre ſie wol noch nicht geweißt worden; das war nun eine ſchöne Wirthſchaft von Mäuſeketteln; — die Bücherſchränke mußten alle geſcheuert werden. — Pfui Teufel! Aber, Dank ſei es dem Apollo! es waren eben keine guten Bücher zerfreſſen. Hernachmals haben wir die Bücher ganz allein wieder in Ordnung gebracht; denn dein Vater iſt noch ein wenig fauler als du, der hat uns gar nicht geholfen. Die Arbeit magſt du nun in Verſen oder Proſa beſingen, dabei uns aber auch große Lobeserhebungen machen.

Nun fehlt noch in dieſem Briefe die Neuigkeiten zu ſchreiben; allein ich wüßte eben nichts Merkwürdiges dir zu berichten, und überdem haſt du wol mit deinen eignen Neuigkeiten ſo viel zu thun, daß du in J. keinen Menſchen mehr kennſt. Weil der Brief aber ſo ſehr kurz iſt, will ich doch zum Überfluß noch ein wenig fortſchwatzen. Am 11. Mai dieſes Jahres iſt Charlottchen die Dicke mit dem kunſterfahrenen Apotheker Hrn. Benjamin dem Magern verheirathet worden; ich habe ihr geſagt, daß ich an dich ſchreiben werde, alſo läßt ſie ihr Compliment an dich machen. Wenn ich das Glück haben werde, daß du einmal an mich ſchreibſt, dann mache Charlottchen ein Compliment und ſage ihr noch ſonſt Verbindlichkeiten — ſo was, das Unſereiner gern hört; dann richte aber einige Zeilen ſo ein, daß ich's ihr ſelber kann leſen laſſen — darob wird ſie ſich gewiß freuen; denn das arme Mädchen bildete ſich immer ein, du wäreſt in der That in ſie verliebt, und damit that ſie ganz dicke; ſie hat ſich zum Leuten berühmt, du würdeſt ſie, ſobald es nur immer möglich wäre, heirathen. Sie hat ſehr oft und gern von dir mit uns geſprochen und deinen zärtlichen Abſchied von ihr zum öftern gegen uns gerühmt und dabei geſagt, wie ſie acht Tage lang über dich geweint habe — ſie iſt alſo in dich verliebt, davor nun kannſt du ihr ja leicht was Zärtliches vorſagen, weil du ſo weit entfernt biſt, kann es doch ihrem lieben Ehemanne nicht ſchaden.

Hr. H..., mein ehemaliger Liebhaber, iſt ſeit anderthalb Jahr verheirathet, darob nun habe ich meine Kleider zerriſſen und die Haare ausgerauft; denn du wirſt wol noch wiſſen, daß ich vor Zeiten aus Liebe gegen ihn, ohne alle Ceremonien, gleich mein treues Herz aus dem Leibe herausgeriſſen und dem ihruern H... zu Füßen gelegt hätte. Er hat eine von ſeinen Couſinen aus S. genommen, ich habe aber nicht das Glück, ſie zu kennen; ſie haben, dem Himmel ſei Dank! auch ſchon ein Kind.

Cantors Gottfried heirathet auch ſchon und wird künftigen Sonntag zum letzten Male aufgeboten; daß er Schulmeiſter in G. iſt, weiſt du ja wol ſchon? Er hat es noch viel beſſer als du, denn er lebt, nimmt ein Weib und ſtirbt. Er wird bei ſeiner einförmigen Lebensart lange das Ungemach nicht ausſtehen, welches du ſchon gelitten haſt und mit der Hülfe des Himmels noch kriegen wirſt. Jetzt macht' ich's wie unſere Mutter, darüber du dich immer ſo ärgerteſt, wenn ſie dir Gottfrieden und Kaſimir und Chriſt-Heinrich u. ſ. w. zum Exempel vorſtellte.

Von den geiſtlichen Creaturen was zu gedenken, muß ich dir ſagen, wenn du es noch nicht weiſt, daß Hr. C. zweiter Prediger in D. geworden.

Ach! eine große Merkwürdigkeit nicht zu vergeſſen. Ich habe vorm Jahre in St. bei Hrn. S. Gevatter geſtanden; meine Pathe heißt Sophie Wilhelmine. Dieſe Sache von Wichtigkeit bitte ich, in dein Tagebuch zu ſchreiben und dabei nicht vergeſſen, meiner Pathe zu wünſchen, daß ſie möge aufwachſen in allen Züchten und Ehren, in aller Keuſchheit, wie ihre Jungfer Pathe, ihren Ältern zur Freude und Contentement, Amen!

Vor zwei Jahren iſt meine erſte Pathe, der kleine Leopold, den du ſo lieb hatteſt, geſtorben, welches mich immer noch nahe geht, wenn ich daran denke, und kurz nach ihm auch Gretmmchen, ſeine Schweſter, die ſich ſo vor dich fürchtete.

Eben jetzt, weil ich vom Sterben rede, fällt mir ein (weil ich das ein geſchrieben habe, macht Papa auf einmal die Stubenthür auf, denn ich ſitze in meiner Hinterſtube und bin ſo begierig zu ſchreiben. Rickchen ſitzt neben mich und beſſert Strümpfe aus — mit Reſpect — Mama ſchneidet Mohrrüben und Papa iſt in der Wohnſtube mit ſeiner düſtern Lampe; es hat ſchon neun geſchlagen und doch plagt mich der Teufel, daß ich immer fortſchreibe. Weil nun die Thür ſo hurtig aufgeht, erſchrecke ich und ſchmeiße den Brief geſchwind unter den Tiſch; aber indem ich aufſpringe, bin ich ſo ungeſchickt und werfe die Lampe um und alles Öl auf den Tiſch und die Lampe ausgelöſcht, weil Papa nun gute Nacht ſagte, denn er wollte eben zu Bette gehen, war es finſter in unſerm Loche; er war aber ſo gut, daß er nicht darauf merkte, und ging immer in ſeiner Unſchuld fort. Nach dieſem Schreck nun, eh' ich weiter fortſchreibe, wollt' ich dir dieſes erſt erzählen), daß du es ja wol noch nicht weiſt, daß unſere Großmutter geſtorben iſt; es war am 5. Febr. 774, da ſie im 86. Jahre ſtarb. Die Tante iſt nun ganz allein noch in derſelbigen Wohnung.

Unſere Nachbarin, die allerböſeſte Frau in ganz J., iſt in dieſem Jahre auch abgefegelt. Hr. L. iſt dadurch von ſeinem

übel erlöst und hat doch, wie ich vernommen, beim Begräbniß wie ein alt Weib geweint.

Unsere liebe kleine geschäftige, gesprächige Frau Amtmännin von R. mit ihrem schönen Minchen und ihrer ganzen Familie befinden sich noch ganz wohl — — nur Justchen, Justchen, dem immer so viel Partien angetragen wurden, kann noch gar keine reiche Frau kriegen. Der Fürst läßt ein neues Wohnhaus in R. bauen, daß Martha ihre Mobilien und besonders die vielen Betten zu lassen weiß. Künftigen Sommer werden sie es bewohnen und dann, weil das Gebäude hübsch räumlich ist, kann man die Martha mit weniger Gefahr besuchen, weil der Wind von dem vielen Reden sich eher verziehen kann, als in dem alten Hause, da man immer Gefahr läuft, zu ersticken. Du bist gar nicht gut bei ihr angeschrieben, denn sie sagte unter Anderm bei Gelegenheit zu mir: „Herr Jesu Christ — Ihr Bruder, der macht seinen Ältern rechte Schande — nicht wahr? Was? — ja, ja — das ist ein Mensch, der nicht werth ist, daß ihn Gottes Erdboden trägt. — Ne, ne — das dürften mich meine Kinder nicht thun u. s. w."

Nun muß ich dir noch eine Neuigkeit sagen, die erst geschehen soll; merk' auf! Schwester Riekchen ist Willens, den Hrn. Cantor H. von R. zu heirathen, und das aus dem Grunde, weil das Feuer seiner blitzenden Augen bis in die innerste Kammer ihres Herzens gedrungen ist. — Weil nun aber ein Cantor eigentlich den Predigern ihr Schafhund ist, möchte der Pastor zu J. diese Erniedrigung nicht leiden; du möchtest also nur deinen künftigen Schwager in Königsberg zum Soldaten machen — oder noch lieber einen Gelehrten aus ihm machen; denn er hat eine gute Anlage dazu, weil er aus allzu großer Klugheit auf der Stelle närrisch werden möchte. Wenn er, seiner Bestimmung gemäß, zuweilen eine Predigt in der Kirche vorlesen muß, so macht er das Buch ganz zu, wie ich vernommen, und predigt nach Herzenslust — Dergl. Mann kann also wol in 8 Tagen ziemlich gelehrt werden.

Es wird nun endlich wol Zeit, daß ich mit meinem unnützen Geschwätze aufhöre und zum Schluß komme. Ich wünsche nichts so sehr, als dich zu sehen und zu sprechen. Weil das aber sobald nicht geschehen möchte, so bitte ich — herzlich, schreibe ja, sobald es nur immer möglich ist. Mama hat nichts besonders an dich zu bestellen, nur hat sie mich zu wiederholten Malen erinnert, nicht zu vergessen, dich tausendmal von ihr zu grüßen, und sie möchte dich gern in diesem Leben noch wiedersehen. Meinen närrischen Brief hat sie nicht gelesen, wie du wol denken kannst, weil sie sich mit so etwas nicht abgibt. Friederike, welche meinen Brief gelesen hat, küßt den Staub unter deinen Fußsohlen und versichert ihre Liebe. Ich bin und bleibe unverändert deine aufrichtige Freundin und Schwester

Marie Sophie P.

Mein Vogel lebt auch noch und läßt dich grüßen; aber — — ist schon lange todt. Mufti läßt unbekannterweise sein Compliment machen.

Wäre mein Bogen länger, so schrieb ich länger.

Geschichte des Kriegs von 1813 und 1814 in Deutschland und Frankreich, durch den Marquis von Londondery. Ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen begleitet durch D. G. v. Ekendahl. Zwei Theile. Weimar, Voigt. 1836. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Das militairische Publicum, welches durch den Titel des vorliegenden Werks zu der Annahme berechtigt wird, es werde ihm in demselben eine Geschichte des Krieges in den Jahren 1813 und 1814 dargeboten, aus welcher es den Gang der Operationen und den taktischen Verlauf der Schlachten und Gefechte entnehmen könnte, würde sich sehr täuschen.

Der Marquis von Londondery, in seiner Eigenschaft als Commissair Großbritanniens bei den verbündeten Heeren, befand sich allerdings in der vortheilhaften Lage, richtig beobachten zu können; allein die Fähigkeit, das Beobachtete zu ordnen, die Ereignisse einfach darzustellen und kritisch zu beurtheilen, mit einem Worte: die Haupteigenschaften eines Kriegsgeschichtschreibers fehlen ihm gänzlich. Ref. ist mit der Literatur der Geschichte jener Kriege, theils aus Neigung, theils aus Beruf ziemlich bekannt, aber noch ist ihm kein Werk vorgekommen, das seinem Titel so wenig entspricht und so voll von Unrichtigkeiten ist. Der militairische Werth dieses Buchs sinkt beinahe auf Null herab, der diplomatische, als der vorherrschende wird kaum eine größere Anerkennung finden. Und doch sagt der Verf. in der Vorrede: „Was das Auge eines Kriegers sah, darf ohne Zweifel die Feder eines Kriegers schreiben" — ein Beweis, daß nach seiner Ansicht der militairische Theil der vorherrschende hatte sein sollen. Vergebens sucht man eine klare Darstellung des Operationsplanes, vergebens eine nur einigermaßen genügende Schilderung der Thatsachen, es sind nur flüchtig entworfene Fragmente, welche wie durch Zufall aneinandergereiht erscheinen, was der Leser hier findet. Orts- und Eigennamen sind häufig bis zur Unkenntlichkeit entstellt und von dem Übersetzer nur äußerst selten verbessert. Deutsche Quellen hat weder der Verf. noch der Übersetzer benutzt, von französischen der Letztere nur die unzuverlässigen Werke eines Fain, Norvins und Vaudoncourt. Dem ungeordneten Gange des Verf. zu folgen, wäre unerfreulich, wie das mühsame Durchlesen des Buchs selbst. Aber Pflicht ist es, bei einem so strengen Urtheile der Kritik, wenigstens einige der auffallendsten Unrichtigkeiten herauszuheben.

Der erste Theil umfaßt auf etwa 303 Seiten die Ereignisse des Feldzuges 1813 in Deutschland. Als Probe der Auffassung, der Darstellung und des Styls heben wir die (S. 37) erzählte Schlacht bei Lützen heraus: „Es war da um die Mittagsstunde, und ein großer Theil der preußischen Truppen war seit 36 Stunden auf dem Marsche, man machte darum Halt hinter den Höhen, ungefähr eine halbe Meile von Groß-Görschen. Auf diesen Höhen sahen wir die Colonnen des Feindes, welche auf der Straße von Lützen gegen Leipzig vorrückten. Die Erscheinung unserer Bataillone machte, daß ihre ersten Reihen schnell umkehrten und sich gegen die Dörfer wendeten, welche ihr Centrum einnahmen und gegen welche wir unsern Hauptangriff richten sollten. Die erste Linie der Angreifenden bestand aus den vom General Blücher befehligten Preußen; die zweite aus der unter Wittgenstein's unmittelbarem Commando gestellten russischen Division. Die Garde und die russischen Grenadiere mit der Cavalerie der beiden Heere bildeten die Reserve. Nachdem die Truppen sich etwa eine Stunde ausgeruht hatten, begann der Angriff auf die Dörfer und nach einem verzweifelten Widerstande wurden Rahno und Klein-Görschen von den beiden Brigaden der russischen Infanterie unter dem Befehle des Generals Ziethen weggenommen. Dieser Erfolg dauerte mehre Stunden und unsere Colonnen drangen vorwärts und jagten den Feind jenseit Kaya, welches in Flammen stand und welches beide Parteien unbesetzt gelassen hatten. Es war da ungefähr sechs Uhr Abends, und die Alliirten hatten durch einen harten Kampf über eine Meile an Boden gewonnen. Das Dorf Staarmedal am rechten Flügel des Feindes war geräumt, aber der Mangel an hinlänglichen Streitkräften hinderte die Verbündeten, es zu besetzen, obgleich ihre zweite Linie in Bewegung gesetzt worden war. Es war klar, daß Napoleon mit seinem gewohnten Scharfsinn dachte, daß die Entscheidung der Schlacht von dem Besitz der fünf Dörfer abhing, und die Hartnäckigkeit, mit welcher er sie vertheidigte, bewies hinlänglich das Gewicht, welches er auf denselben legte. Es war in der That dieser verlängerte Kampf, welcher den Ausgang der Schlacht bestimmte, weil er dem General Bertrand Zeit gab, mit seiner Division dem rechten Flügel der französischen Linie zu Hülfe zu kommen, während am linken der Vicekönig von Italien, der seine Truppen beinahe von den Mauern Leipzigs zurückgeführt hatte, hinreichende Streitkräfte besaß, um den Versuch, welchen der Prinz Eugen

von Würtemberg mit einem Corps preußischer Infanterie machte, um die Stellung der Franzosen an ihrer linken Flanke zu umgehen, zurückzuschlagen. Diese Bewegung mislang ganz und gar. Der Prinz Eugen, statt den Feind in der Flanke anzugreifen, wurde selbst überflügelt und behauptete seinen Platz in der Linie nur durch eine höchst glänzende Waffenthat. So standen die Sachen am Ende des Tages; ein zweifelhafter und theuer erkaufter Erfolg im Centrum wurde mehr als aufgewogen durch das drohende Ansehen der beiden Flügel des feindlichen Heeres, welches kühn vorrückte, während man nicht hinlängliche Truppen marschiren lassen konnte, um demselben zu widerstehen: so furchtbar machte es die Überlegenheit der Zahl und der brennende Eifer der neuangekommenen Truppen. Auf solche Weise wurde man genöthigt, selbst den Punkt zu verlassen, gegen welchen der Angriff des Morgens gerichtet gewesen war."

„Bevor man den Entschluß gefaßt hatte, die Truppen zurückzuziehen, versuchte man einen kühnen Streich, um dem Feinde die Frucht des Sieges zu entreißen. Sobald die Dunkelheit der Nacht das Unternehmen zu begünstigen schien, erhielt die ganze Cavalerie, welche fast gar keinen Theil am Gefechte genommen, den Befehl, vorwärts zu marschiren, um den Feind zu überrumpeln und ihn aus seiner Stellung zu verjagen, grade in dem Augenblicke, wo er sich am meisten in Sicherheit glaubte. Die Vorposten der feindlichen Linie wurden ohne Schwierigkeit überwältigt, aber die compacte Masse der Infanterie, welche sich hierauf präsentirte, und die Verwirrung, verursacht durch eine tiefe Schlucht, in welche mehre Schwadronen fielen, machten, daß dieser Versuch mislang. Die Angreifenden wurden bald auf allen Punkten zurückgetrieben. Die Alliirten verfehlten nicht allein ihren Zweck, sondern sie beraubten sich des Dienstes ihrer Cavalerie, in dem kritischen Augenblicke, wo es nothwendig wurde, ihre Colonnen vor einem kühnen und siegreichen Feinde sich zurückziehen zu lassen. Der Rückzug ging früh Morgens den 3. Mai vor sich und man nahm die Richtung auf Borna und Altenburg."

Beleuchtet man diese jammervolle Relation näher, so stellen sich folgende Unrichtigkeiten heraus: 1) Von einem sechsunddreißigstündigen Marsche der Preußen vor der Schlacht geschieht nirgend Erwähnung außer in dem vorliegenden Werke. 2) Von einem Umkehren der französischen Reihen beim Erscheinen der Verbündeten schweigen abermals alle Berichte von beiden Seiten. 3) Die Preußen standen nicht in einem, sondern in zwei Treffen. 4) Die russische Division (Berg) stand nicht im zweiten Treffen, sondern rechts neben der Brigade Steinmetz. 5) Die Dörfer Rahno und Staarnedal heißen Rahna und Starsiedel. 6) General Ziethen befehligte nicht zwei russische Brigaden, sondern seine eigne preußische Brigade. 7) Die Dörfer Rahna und Klein-Görschen wurden nicht von den Russen, sondern von den preußischen Brigaden Klür und Ziethen genommen. 8) Das Dorf Kaya war nicht von beiden Parteien unbesetzt gelassen worden; dasselbe war von einem französischen Bataillon besetzt und wurde von den preußischen Gardefusilierbataillon unter dem Major von Block genommen, und mehrmals genommen und wieder verloren. Der Prinz Eugen befehligte Russen und keine Preußen. 9) Nicht durch die ganze Cavalerie der Verbündeten wurde der nächtliche Überfall versucht, sondern nur von neun Schwadronen unter dem Obersten Dolfs. 10) Der Rückzug ging nicht auf Borna und Altenburg, sondern auf Meißen und Dresden.

Nach dieser Probe glaubt Ref. sein Urtheil gehörig belegt zu haben. Wollte man die Operationen zwischen den einzelnen Gefechten, oder die Schlachten bei Bautzen, Dresden, Kulm und Leipzig auf ähnliche Weise analysiren, so hätte man noch weit mehr zu berichtigen. Nachdem wir aber die bedeutenden Nachtheile dieses ersten Theiles herausgehoben haben, ist es andererseits Pflicht, des wenigen Guten, das es enthält, zu erwähnen. Dahin rechnen wir die Aufschlüsse, welche der Verf. über das zögernde Verfahren des damaligen Kronprinzen von Schweden gibt. Es geht aus des Verf. Erzählung und den mitgetheilten Actenstücken hervor, daß man es hauptsächlich des Verf. unermüdlichen Thätigkeit verdankt, daß der Kronprinz sich endlich entschloß, zur Schlacht bei Leipzig mitzuwirken.

Der zweite Theil ist dem Feldzug des Jahrs 1814 gewidmet, und von der Beschreibung dieses Feldzuges läßt sich in militairischer Hinsicht noch weniger Gutes sagen. Von einem verworrenen Gallimathias über Operationen springt der Verf. zu zehn Seiten langen politischen Tiraden über, die noch ungenießbarer werden durch den geschraubten Styl, in welchem sie vorgetragen sind; nirgend Klarheit, nirgend ein Urtheil, das einen so hoch gestellten Militair nur einigermaßen vermuthen ließe. Wenn es nicht auf dem Titel des Werks stände, Niemand würde glauben, daß dasselbe einen Generallieutenant zum Verfasser habe. Auch hier wimmeln die fragmentarischen Mittheilungen über Operationen und Treffen von Unrichtigkeiten. In der That, der Verf. muß auch nicht eine von den vielen Schriften, welche über diesen Feldzug bekannt gemacht worden sind, gelesen haben, sonst hätte seine Arbeit nothwendig anders ausfallen müssen. Ohne unsere Leser mit weiten Citationen zu ermüden, eilen wir zum Schlusse, indem wir kurz die Actenstücke anführen, welche der Verf. im Anhange mittheilt. Hierzu gehört, wenngleich noch im Texte mitenthalten: 1) Die Meinung des Fürsten von Schwarzenberg über den bevorstehenden Feldzugsplan 1815. 2) Bemerkungen über die Militairoperationen, welche nöthig werden können, von dem preußischen General von Knesebeck d. d. Wien den 18. April 1815. 3) Wellington's Äußerungen über denselben Gegenstand, die ziemlich mit denen des Generals von Knesebeck übereinstimmen. 4) Die Meinung des Herzogs von Feltre; ohne Bedeutung. Dagegen sind Nr. 1, 2 und 3 die wichtigsten Beiträge des ganzen Werks. Von den übrigen Beilagen heben wir nur die interessantern heraus:

Nr. 1. Stand der von Großbritannien im Jahre 1813 den Regierungen von Rußland, Preußen und Schweden gelieferten Kanonen, Infanterie- und Cavaleriewaffen, Vorräthe und Kriegsbedürfnisse. Nr. 6. Die Convention von Drachenberg, welche übrigens längst bekannt ist. Nr. 8. Annähernde Schätzung der Heere der kriegführenden Mächte; häufig sehr unrichtig. Nr. 9. Schreiben des Generals von Gneisenau an den Verf., in welchem er seinen Plan für den Einfall in Holland auseinandersetzt. Nr. 10. Allgemeiner Stand des östreichischen Heeres im Anfang des Jahres 1814. Mehre Schreiben, welche sich auf Privatverhältnisse des Verf., Ordensverleihungen, Lobeserhebungen, auf die er großen Werth legt, beziehen, übergehen wir mit Stillschweigen. 55.

Notizen.

Die königl. böhmische Societät der Wissenschaften zu Prag feierte am 19. Sept. v. J. ihr Stiftungsfest nach Verlauf der ersten 50 Jahre ihrer Thätigkeit. In öffentlicher Sitzung theilte der Secretair der Gesellschaft, Dr. M. Kalina von Jäthenstein, einen geschichtlichen Überblick des bisherigen Wirkens der Gesellschaft mit, worauf der Prof. F. X. M. Zippe über Böhmens Edelsteine, der diesjährige Director der Gesellschaft, F. Palacky, über die älteste Epoche der schönen Kunst in Böhmen und der Bibliothekar W. Hanka über Böhmens Krönungsmünzen Vorträge hielten, welche an Interesse dadurch gewannen, daß ausgezeichnete Edelsteine Böhmens in natürlichem und geschliffenem Zustande, mehre wohlerhaltene böhmische Gemälde aus dem 14. Jahrh. und eine vollständige Sammlung böhmischer Krönungsmünzen zur Erläuterung aufgestellt waren.

Der Versuch der historischen Vereine, eine allgemeine Sprachenkarte von Deutschland zu entwerfen, hat zur Folge gehabt, daß böhmischer Seits zur genauen Ermittelung der Grenze deutscher und slawischer Sprache geschritten wird. 60.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 11. — 11. Januar 1837.

Kritische Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst durch Joh. Gutenberg zu Mainz, begleitet mit einer, vorhin noch nie angestellten, genauen Prüfung und gänzlichen Beseitigung der von Schöpflin und seinen Anhängern verfochtenen Ansprüche der Stadt Strasburg, und einer neuen Untersuchung der Ansprüche der Stadt Harlem und vollständigen Widerlegung ihrer Verfechter Junius, Meerman, Koning, Dibdin, Ottley und Ebert. Von J. Wetter. Mit 13 großen Tafeln voll sehr genauer Facsimiles. Mainz, Wirth. 1836. Gr. 8. 7 Thlr.

Die Buchdruckerkunst hat nicht nur auf die Fortschritte der Erkenntniß und Wissenschaft, auf den intellectuellen und sittlichen Zustand der Menschen, sondern auch auf die politischen Verhältnisse der Völker und Staaten einen so gewaltigen Einfluß ausgeübt, sie ist ein Besitzthum, eine Magna charta von solcher Wichtigkeit geworden, daß keine andere Erfindung des menschlichen Geistes wie diese dazu einladet, sich mit der Untersuchung über ihre Entstehung zu beschäftigen. Dies ist denn auch häufig geschehen, theils aus Dankbarkeit der Schriftsteller und Gelehrten, denen sie die förderlichste ist, theils in Folge der immer allgemeiner gewordenen Feier ihres Jubiläums, ja in der neuesten Zeit hat der wiederaufgeregte Streit zwischen zwei Städten, deren jede ihr Geburtsort gewesen sein will, die Zahl der Schriften über und zu ihrer Geschichte so vermehrt, daß man glauben sollte, diese müsse nunmehr, ihrem ganzen Umfange nach, so vollständig erörtert und ins Reine gebracht sein, daß nichts mehr zu wünschen übrig bliebe. Dem ist jedoch nicht so, und zwar aus mehren Ursachen. Als die Erfinder in Mainz das große Werk zu Stande gebracht hatten, behandelten sie es, so lange es gehen wollte, geheimnißvoll. Ihre Äußerungen darüber in den Schlußschriften ihrer Drucke sind karg und undeutlich; über die Art und Weise, wie sie dazu gelangt sind, schweigen sie gänzlich. Was Andere darüber berichten, ist aus zweiter und dritter Hand, unbefriedigend und nicht ohne Widersprüche. Die Zeitgenossen hatten das Geschenk so fertig, wie es war, zunächst von Mainz erhalten, sie nahmen es dankbar an; aber noch nicht im Stande, die ganze Wichtigkeit desselben zu ermessen, fragten sie wenig darnach, wie es dort entstanden, was dem vorhergegangen oder anderswo in ähnlicher Art geschehen sei. Es gab damals überhaupt noch so viel zu thun und der fähigen Hände dazu waren so wenig, die Reformation und die Religionsstreitigkeiten beschäftigten die Köpfe zu sehr, und der historische Gesichtspunkt war noch zu ausschließlich nach der politischen Seite hingewendet, als daß man sich um die Elemente der industriellen Fortschritte, die man unter seinen Augen meist in der untergeordneten und sich durch die Zunftverfassung streng abschließenden Sphäre des Handwerkslebens entstehen sah, sonderlich hätte bekümmern können. In der Flut von Erzeugnissen der Presse wurde das Ältere immer wieder von dem Neuern verdrängt und über ihre Erstlinge wuchs das Gras zweier Jahrhunderte. Der Ursprung der Kunst in Mainz trat in ein ehrwürdiges Halbdunkel; hier, wie in dem mythischen Rosengarten sah man ihren Quell und als Hüter desselben den Junker Gutenberg, den Schwarzkünstler Faust und seinen Famulus. Als später angefangen wurde wiederaufzuräumen, als die Bibliographen die alten Druckdenkmäler, namentlich die Mazarin- und Schellhornbibel hervorsuchten und verglichen, als in Strasburg und Mainz aufklärende Urkunden und Documente entdeckt wurden, bestätigten alle daraus gewonnene Resultate sammt einer imposanten Autorität von frühern Zeugnissen der Chronisten und Geschichtschreiber die mainzer Ansprüche so sehr, daß andere, insbesondere von Harlem erhobene dagegen nicht aufkommen konnten. Letztere stützten sich auf die Erzählung eines holländischen Arztes und Geschichtschreibers, Junius, in seiner 1588 erschienenen „Batavia", nach welcher Lorenz Johannssohn, mit dem Beinamen der Küster, die Buchdruckerkunst in Harlem erfunden haben und solche durch einen diebischen Gehülfen 1442 nach Mainz gebracht sein sollte. Einen geschicktern Vertheidiger als die frühern fand diese Erzählung jedoch erst im 19. Jahrhundert an Koning, der sie in seiner 1816 erschienenen Preisschrift nicht nur durch die Eigenthümlichkeit der sogenannten Koster'schen Drucke selbst und den in ihnen sichtbaren Übergang von den xylographischen Tafeln zu einem rohen Letterndruck, sondern auch durch Übereinstimmung mit urkundlichen Nachrichten und andere Beweismittel zu dem Range einer historischen Wahrheit zu erheben suchte. Die Sache fand nun bei seinen Landsleuten so viel Anklang, daß, nachdem in Harlem schon

vorher dem Koſter als Erfinder der Buchdruckerkunſt Standbilder errichtet und Denkmünzen geſchlagen waren, das Jahr der Erfindung, wofür man bisher 1440 angenommen, in 1423 geſetzt und deshalb das vierte Jubiläum derſelben 1823 mit vielem Gepränge daſelbſt gefeiert wurde. Dieſe Feier, das Attentat, der Buchdruckerkunſt in Harlem nicht nur die Priorität vor der in Mainz zuzuſchreiben, ſondern dieſe ſogar durch einen Diebſtahl von jener abzuleiten, endlich das Hinneigen einiger engliſchen und deutſchen Bibliographen, namentlich des verſtorbenen Ebert in Dresden, zu Zweifeln, welche jener Anſicht günſtig waren, machte Mainz um ſeinen althergebrachten Beſitzſtand beſorgt und brachte mehre Schriftſteller daſelbſt und in Strasburg in Aufruhr, ſodaß von da ab mehre Streitſchriften über den Gegenſtand erſchienen, in denen hauptſächlich Schaab in Mainz und, nach Koning's Tode, Scheltema in Utrecht als Vorkämpfer auftraten. So nützlich dies für die Sache ſelbſt hätte werden können, indem die nähere Verwandtſchaft der Koſter'ſchen Drucke mit den ganz in Holz geſchnittenen und von Holztafeln abgedruckten Schul- und Bilderbüchern dazu auffoderte, den Urſprung der Buchdruckerkunſt aus der Xylographie und den verſchiedenen Anwendungen der letztern auf die Vervielfältigung von Schrift und Zeichnung bei dem Gewerbe der Briefmaler, Kartenmacher und Formſchneider nachzugehen und überhaupt nicht blos das Wann, Wo und durch Wen? ſondern auch das Wie? der Erfindung genauer zu durchforſchen, ſo ſcheiterte dies doch an der vorgefaßten Meinung, daß ſie nur in einem einzigen Kopfe von ihren erſten Elementen ab entſtanden ſei, und an der Verblendung, die einſeitiges Parteinehmen für dieſe oder jene Stadt über die allgemeinern Anläſſe und Grundlagen der Buchdruckerkunſt zur Folge hatte. Statt daran zu denken, daß die Wahrheit auch hier in der Mitte liegen möge, daß, nachdem man ſich Jahrtauſende mit der bloßen Schreibkunſt beholfen hatte, endlich in der Mitte des 15. Jahrhunderts der Zeitpunkt gekommen war, einer ſchnellern und wohlfeilern Mittheilung des Geſchriebenen durch den Druck zu bedürfen, und daß der damalige Zuſtand der Kunſt und Technik die Mittel dazu nahe und bereit genug gelegt hatte, um ſie ohne außerordentliche Anſtrengung des Geiſtes zu dieſem Zwecke benutzen und ihm anpaſſen zu können, ſtatt es hiernach wahrſcheinlicher zu finden, daß derſelbe Trieb bei Mehren an verſchiedenen Orten entſtanden und Einer, ohne von dem Andern zu wiſſen, mit mehr oder weniger Erfolg auf derſelben Bahn fortgeſchritten ſei, wurde vielmehr Alles aus dem Wege zu räumen geſucht, was zu Anknüpfungspunkten an etwas früher Vorhandenes und zur natürlichſten Erklärung unleugbarer gleichzeitiger Druckverſuche in Mainz und anderswo hätte dienen können, blos um deſto mehr für den Einen Lieblingshelden und ſeine Vaterſtadt zu erobern. Auch die vorliegende neueſte kritiſche Geſchichte der Buchdruckerkunſt, die ſich ſonſt durch viele Vorzüge vor andern frühern empfiehlt, iſt davon nicht frei; zu letztern rechnen wir beſonders, daß ſie nicht nur die weſentlichen und wichtigſten Quellen in dem Urtext, ſondern auch die Auslegungen und Meinungen der hauptſächlichſten Schriftſteller über die Streitpunkte getreu und ausführlich mittheilt und dadurch zu einem Inbegriff der ganzen frühern Literatur über dieſen Gegenſtand wird. Nicht nur dadurch, ſondern durch ein reichhaltiges Heft mit genauen und ſchönen Druckproben der intereſſanteſten Incunabeln aller Art hat der Verf. den Leſer in den Stand geſetzt, ſelbſt zu prüfen und zu urtheilen, und er läßt ihm in dieſer Hinſicht wenig zu wünſchen übrig. Aber er geht zu ſehr darauf aus, die ganze Erfindung als eine iſolirte Erſcheinung in die Ringmauern von Mainz feſtzubannen, und um dies zu erreichen, iſt ſeine Kritik bald zu nachgiebig gegen frühere Autoritäten, bald ſtößt ſie gewaltſam ſelbſt die bewährteſten über den Haufen. Ein Überblick der ihm eigenthümlichen Hauptreſultate, die aus ſeiner weitläufigen Polemik nicht immer klar genug hervorgehen, wird hinreichen, ſich davon näher zu überzeugen.

Aus dem Munde des erſten Buchdruckers in Köln, Ulrich Zell, der aus Mainz dahin gekommen war, iſt uns in der köliniſchen Chronik von 1499 die Nachricht aufbehalten, daß Gutenberg das Vorbild zu ſeiner Erfindung von den vor ihm in Holland gedruckten Donaten hergenommen, ſich von 1440—50 mit vorbereitenden Verſuchen beſchäftigt und in dieſem Jahre in Mainz mit dem Druck des erſten Buches, einer Bibel, den Anfang gemacht habe. Dieſes älteſte und wichtigſte Zeugniß eines Mannes, der von der Sache am beſten unterrichtet ſein und kein Intereſſe haben konnte, ſie zu entſtellen, ein Zeugniß, welches mit allen übrigen Ergebniſſen in Einklang ſteht und namentlich in den frühern xylographiſchen Donaten der Holländer der Koſter'ſchen Preſſe in Harlem einen Anknüpfungspunkt gibt, der ihrer Originalität zu einer bedeutenden Unterſtützung dient, läßt uns freilich in Gutenberg nicht mehr Denjenigen erkennen, der den erſten Schritt zur Erfindung der Buchdruckerkunſt überhaupt gemacht hat, ſondern läßt ihm nur die der beweglichen Lettern und anderer Verbeſſerungen übrig. Deshalb ſteht dies Zeugniß dem Verf. im Wege, und er verwirft es ganz, weil er in der betreffenden Stelle jener Chronik kleine Unrichtigkeiten finden will, die ſich jedoch nur darauf, daß Gutenberg als aus Strasburg gebürtig angegeben wird, beſchränken, und weil Zell ſich erſt in Köln in den Kopf geſetzt haben ſoll, daß xylographiſche Donate, die zu ſeiner Zeit aus Holland dahin und ihm zu Geſicht kamen, dem Gutenberg Veranlaſſung zu ſeinen weitern Druckverſuchen gegeben haben möchten. Das Unzureichende ſolcher Entkräftungsgründe fällt zu ſehr in die Augen, um noch weitern Nachweiſes zu bedürfen.

(Der Beſchluß folgt.)

Taſchenbücherſchau für 1837.

Vierter und letzter Artikel.*)

17. Berliner Kalender.

Der berliner Kalender war bisher in Berlin, welches nie ein Stapelplatz der Taſchenbücher, wie etwa Leipzig oder Wien

*) Vgl. die frühern Artikel in Nr. 329, 334, 335, 360—362 d. Bl. f. 1836. D. Red.

gewesen iſt, der einzige Repräſentant der flüchtigen Almanachsliteratur im engern Sinne. Die ſchwere und wiſſenſchaftliche Richtung des deutſchen Nordens beſtimmte über die Gegenſtände, welche man zu den artiſtiſchen Beilagen benutzte, ebenſowol wie über den Inhalt ſelbſt. Jetzt hat ſich noch ein „Deutſches Taſchenbuch" aufgethan. In beiden iſt der novelliſtiſche Beſtandtheil nur Nebenſache; man konnte ihn jedoch, zu Gunſten eines unterhaltungsſüchtigen Theils der Leſewelt, nicht abweiſen und mußte ihn wohl oder übel aufnehmen. Auch die Kupfer in beiden ſtellen keine gewöhnlichen novelliſtiſchen Scenen dar; man findet hier wie dort Portraits, vaterländiſche Kunſtwerke und heimiſche Landſchaften. Die königl. Kalenderdeputation that ein Übriges, ſie ſchickte den Kupferſtecher Fincke nach London, damit er ſich hier in ſeiner Kunſt vervollkommne, und wir müſſen geſtehen, Fincke's Aufenthalt in London hat ſchöne Früchte getragen. Unter ſeinen Stahlſtichen, pommerſche Landſchaften und Baulichkeiten darſtellend, ſind die gelungenſten: der Rugard, Stettin, der kamminer Dom und vor Allem Arkona und der mit poetiſcher Auffaſſung wiedergegebene Herthaſee auf Rügen. Das Abbild des ſtralſunder Rathauſes hat etwas Flaues und Mattes, läßt ſich aber, zu ſeinem Vortheile, mit der roh gearbeiteten Harzlandſchaft von Schütz in Dresden gar nicht vergleichen. Auch die Portraits des Großfürſten Alexander Nikolajewitſch und des Pommerherzogs Bogislaus X., nach F. Krüger und Moſt von Auguſt Hüffener geſtochen, ſind gelungen zu nennen, nicht minder einige Zeichnungen von Holbein, Schüler des Prof. Begas, im Stich ausgeführt von Ed. Mandel.

Prof. Barthold, welcher, mit einem ſchönen geſchichtlichen Talente ausgerüſtet, vor Allem Gründlichkeit, Stoffhaltigkeit und Objectivität der Darſtellung anſtrebt, gibt auf 140 Seiten einen Abriß der Geſchichte Pommerns bis auf den Untergang des ſtettiner Fürſtenſtammes im J. 1464. Die Darſtellung Deſſen, was diesſeit dieſes Jahres liegt, iſt für künftige Jahre aufgeſpart und verſprochen. Die Abhandlung über die Urzuſtände des pommerſchen Landes und Volks iſt die anziehendſte Partie und beginnt mit einem geographiſchen oder vielmehr landſchaftlichen Gemälde dieſes an- oder vielmehr abgeſchwemmten Erdſtrichs, deſſen Flüſſe Küſtenflüſſe, deſſen Berge Dünen, deſſen Reichthum Viehzucht und Ackerbau ſind. Wo aber irgend in Norddeutſchland eine Ausnahme von der gewöhnlichen Blachfeldsnatur ſtattfindet, da niſtet ſich die Sage an, ſie niſtet auf den Kalkbergen Rügens, ſie lagert über den Wellen des Meeres, an den Küſtenrändern Wollins und Uſedoms, und fabelt vom Herthaſee und dem untergegangen Vineta. Dieſe Sagen, woran Pommern ſogar reicher iſt als die ganz unterſchiedsloſe Mark, die weder ein Arkona hat, noch anſchäumendes Meer, ſind aber nicht Sache des Geſchichtſchreibers. Barthold begehrt die nackte Wahrheit, er legt ſie blos und entkleidet ſie von der dämmerigen Schleierhülle der Fabel. Das Factum will er zu Tage fördern, er will Das, was geſchichtlich beglaubigt iſt, vorführen, oder was nicht beglaubigt iſt, documentiren, und was nicht beglaubigt werden kann — daran behält er ſich vor zu zweifeln. Wie ſchön war der Glaube an die unter dem Meere ruhende Stadt Vineta, deren Glocken, dem Schiffer hörbar, im Rauſchen der Wogen noch zuſammenklangen! Dieſe Sage zerfließt unter den geſchichtlichen Manipulationen Barthold's wie eitel Schaum, und was uns zurückbleibt, iſt das reine durchſichtige Waſſer hiſtoriſcher Wahrheit, ohne Würze und Beigeſchmack. Das zufällig angehäufte Steingewölbe, welches man an der Nordoſtküſte von Uſedom auffand und worin man die Trümmer von Vinetas Marmorſäulen und Paläſten erkennen wollte, gab ſich ſpäterhin als ein rohes Granitgeſchiebe kund. Vineta hat gar nicht beſtanden, iſt nur eine Zuſammenziehung aus Jumneta, in welcher Form Adam von Bremen den urſprünglichen Namen Jumne veränderte. So kam erſt ſpäter zu den geſchichtlichen Ortſchaften Jumne (Jomsburg) und Julin noch ein dritter, welcher ein Kind der Sage war. Im Munde des Volks pflanzte der Irrthum der Gelehrten, willig aufgenommen, ſich fort. Aber auch Jomsburg und Julin verlieren ihren Glanz, womit frühere Jahrhunderte ſie zu beſchenken ſo eifrig bedacht waren. Es war nur die ausſchweifende Phantaſie der nordiſchen Dichter, welche Jomsburg mit Prachtgebäuden und Wunderwerken der Baukunſt ausſtattete. In Wahrheit beſtand die Stadt nur aus leichten, nach einem Brande raſch wiedererſtehenden hölzernen Hütten, und jener geprieſene ſteinerne Bogen, welcher über dem Hafeneingange geſchwebt haben ſoll, ſchrumpft höchſtens auf eine eiſerne Sperrkette zuſammen. Auch der Herthadienſt auf Rügen wird geleugnet. Tacitus mochte ſchwerlich unter der Bezeichnung „Insula Oceani" die Inſel Rügen verſtanden haben, und die Lesart Hertham für Nerthum iſt durchaus willkürlich.

Nachdem der Verf. ſo mit deutſcher Kritik und Skepſis unter der Sagenpoeſie und den Übertreibungen irregeleiteter Hiſtoriographen und Chronikenſchreiber aufgeräumt hat, arbeitet er ſich mit einem nicht geringern Aufwande von kritiſchem Verſtande und prüfender Sondirungskunſt durch das Gewirre der mehr beglaubigten, aber häufig noch im Zwielicht und chaotiſcher Unordnung durcheinander liegenden geſchichtlichen Thatſachen hindurch. Factum drängt ſich auf Factum, Völkerſchaft auf Völkerſchaft, der Slawe auf den Deutſchen, dieſer auf jenen, der Däne verwüſtet die Küſten, die heidniſchen Götter wanken, das Chriſtenthum erringt ſich den Durchbruch mit Feuer und Schwert, chriſtliche Bekehrer gründen Kirchen und andere heilige Gottesſtätten, Heinrich der Löwe, Albrecht der Bär ſchieben die deutſchen Grenzen vorwärts, niederſächſiſche Auswanderer occupiren den Boden, die höhere Intelligenz ſiegt, das ſlawiſche Element muß weichen, ſich mit dem deutſchen verſchmelzen, oder wird, wo eine Verſchmelzung ſtattfindet, ausgerottet.

Bei aller Gründlichkeit der Forſchung und Reinheit der Sprache bleibt dieſer ſchätzbare Beitrag, mit Ausnahme weniger ſittengeſchichtlicher Partien, für das größere Publicum, wenn auch nicht ungenießbar und reizlos, doch ohne beſondere Anziehungskraft. In dieſen kleinen Zwiſtigkeiten, dieſen rohen Kämpfen, die mehr einzelnen Klopffechtereien ähnlich ſehen, iſt keine Größe, kein Zuſammenhang; nur vom höhern geſchichtlichen Standpunkt aus erſcheinen ſie intereſſant als ebenſo viel Triumphe des Chriſtenthums über das Heidenthum, der Cultur über die Barbarei. Wer aber, der Kalender und Taſchenbücher lieſt, wird ſich auf dieſen freien und erhabenen Standpunkt emporzuſchwingen wiſſen? und wer wird dieſem genealogiſchen Chaos, dieſem ziemlich nackten Regiſter von aufeinanderfolgenden Herzögen Geſchmack abgewinnen? Da iſt kaum Ein hereiſcher Charakter, welcher in ſelbſtändiger und überraſchender Größe hervorträte. Hierzu kommt, daß der Verfaſſer mehr auf die geſchichtlichen Daten und die Entwickelung der ſtaatlichen Verhältniſſe, als auf eine Charakteriſtik der einzelnen Perſonen ſich einläßt — nicht etwa, weil ihm die Kraft und die Fähigkeit, ſondern weil ihm der Raum dazu mangelte. Der Heroismus der deutſchen Geſchichte liegt nach einer andern Seite hin; was epiſch und tragiſch in ihr verläuft, findet ſich im Kerne Deutſchlands und in den Römerzügen. Pommerns Geſchichte iſt ſandig wie ſein Boden. Selbſt da, wo es am ſelbſtändigſten hervortritt, verliert Pommern keineswegs einen gewiſſen provinziellen Anſtrich und einen Schein von Abhängigkeit. Die Heerſtraßen der Geſchichte gingen nicht über Pommern; ſeine Hiſtorie erſcheint, wie das Land ſelbſt, nur angeſchwemmt. Dazu fehlte ein tüchtiges Bürgerthum, ein freies Bauerthum, eine großartige Prieſterſchaft und dem Adel der hochritterliche Sinn, der den ſüd- und weſtdeutſchen Adel ſo vortheilhaft charakteriſirt.

Eine Sammlung lyriſcher Ergüſſe von H. Stieglitz, unter dem Titel „Wandergrüße; Erinnerungen aus dem Tagebuche einer Herbſtreiſe", folgt der trefflichen Arbeit Barthold's. Der Dichter bewährt ſich hier in all ſeiner Gedanken-, Reim- und Versgewandtheit; tiefes Gefühl und ein gemäßigter Schwung der Phantaſie zeichnet dieſe ſchönen Lieder

aus; einige, und zwar mit die vorzüglichsten, wie „Das Hünengrab“ und „Kopenhagen“, haben eine humoristische Basis, oder laufen in ironische und satirische Spitzen aus. Pommern, dessen Küste, dessen Meerfluten bis an Dänemarks äußerste Enden hinauf, und Alles, was auf dem Meere Außergewöhnliches geschieht und was es Geheimnißvolles verbirgt, bilden den Inhalt. In den rein lyrischen Gedichten möchte ein wenig Monotonie zu viel und des Charakteristischen zu wenig sein. Stieglitz gehört, sowol der Form als dem Gedanken nach, zu den keuschesten unter unsern Dichtern. Eine erhabene Malerei findet sich in dem Gedichte „Sturm“. Stieglitz's ganze Anschauungsweise trägt einen rein lyrischen Charakter.

„Das Marmorbild“, eine humoristische Novelle von Dr. Schütz, ist nicht übel erfunden und, wenn auch in einer allzu behaglichen Breite, doch gut vorgetragen. Man sieht die vergnüglichen Ereignisse, die am Schlusse stattfinden sollen, schon in weiter Ferne voraus; aber es ist unglaublich, wie einfältig die hier auftretenden Barone und Baronessen sind, welche sich in diese Verwickelungen gar nicht finden können und wie unschuldige Opferlämmer am Seile des Novellenschreibers tanzen und zappeln müssen.

Kalenderbeilagen, eine Genealogie der regierenden hohen Häupter und Häuser und ein Verzeichniß der Postcurse bilden in gewohnter Weise den Schluß des Buches.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Italien.

Freunde der Pflanzenkunde werden selten ein Heft der „Biblioteca italiana“ in die Hand nehmen, wo nicht irgend ein bedeutendes Werk ihres Faches oder eine Abhandlung von Werth ihnen vorkäme. Um die Übersicht zu erleichtern, stellen wir einige der Werke zusammen, die in einer Reihe der letzten Hefte angeführt waren, mit einigen Bemerkungen sie begleitend. Das umfassendste Werk für Botanik ist ohne Zweifel Bertoloni's „Flora italica“, die seit 1833, aber nicht schnell, in Bologna ans Licht tritt. Bis zum Schlusse des Jahres 1835 waren nur neun Hefte erschienen, deren sechs einen Band bilden. Aber das Werk ist mit großer Sorgfalt und Benutzung der besten Literatur gearbeitet, wenn auch Moretti in einer lesenswerthen Kritik („Bibl. ital.“, 1836, Aprilheft) Zweifel gegen viele einzelne Bestimmungen vorbrachte. Auf Selbstanschauung und gewissenhafter Prüfung beruhen Comolli's Angaben in der „Flora Comense, disposta sec. il sistema di Linneo“ (2 Bde., Como 1834—35 18.). Ihr unermüdlicher Verf. hat Jahre des mühsamsten Fleißes auf sie verwandt und begründet, wo er nicht selbst der Auffinder war, seine Angaben durch Nennung seiner Gewährsmänner. Gegenden, die er in Untersuchung nahm, hat gleichzeitig auch Massara im „Prodromo della flora valtellinese“ (Sondrio 1834) verzeichnet, doch mehr sich auf Sondrio beschränkt, während Comolli sich einen weitern Bezirk vorbehielt. Galt es bei diesen Werken vorzüglich, den Reichthum der vorhandenen Pflanzen zu überschauen, sie genauer zu bestimmen und zu beschreiben, so fehlten die Gelehrten auch nicht, welche die Eigenthümlichkeiten der Pflanzen selbst bestimmter zu ermitteln, die Pflanzenphysiologie im Allgemeinen zu erweitern bemüht waren. Trinchinetti's „Sopra una funzione non ancora descritta nei vegetabili“ (im Juniheste der „Bibl. ital.“, 1836) ist ein Beitrag dazu, der bei den Naturforschervereinen nicht unberücksichtigt bleiben wird. Die Geschichte der einzelnen Gattungen vermehrte Cesati durch seine Abhandlung: „Sulle ombrellate della Germania e dell' Italia boreale coll' aggiunta di alcune nuove specie recate dalla Grecia“ („Bibl. ital.“, 1836, Juniheft), und Vittadini durch seine „Descr. dei funghi mangerecci, più comm. dell' Italia e de' velenosi che possono co' medesimi confondersi“ (Mailand 1832—35, 1. Bd., mit 44 Kupf.); noch mehr den Bedarf italienischer Ökonomen berücksichtigend Rizzi durch sein „Manuale pratico per coltivare il gelso e per formare siepi e boschetti cedui ed aceppaja, secondo il metodo di Travani di Pordenone“ (Padua 1835). Bei der Liebhaberei für Seidenzucht, die, von erleuchteten Regierungen unterstützt, auch in Deutschland sich neuerdings gezeigt hat, wäre sehr zu wünschen, daß Rizzi's durchaus auf Erfahrung gegründete Vorschläge hier beachtet, sein Handbuch ins Deutsche übersetzt würde, wie Bassi's „Bemerkungen über die Steinkrankheit der Seidenwürmer“ (il calcino) die Berücksichtigung der französischen Regierung in vollem Maße erhielten.

Zu dem vollen Reize einer italischen Sommernacht gehören die leuchtenden Käfer, welche in der gleichmäßig erwärmten Luft, in der kein Licht sich flackernd bewegt, schwärmend auf- und niederschweben wie fallende Sterne. Ein junger Gelehrter, Marcellino Carrara, Zögling des Borromei'schen Collegiums zu Mailand, verbrachte auf den brienzischen Hügeln den Anfang des Herbstes und, erfreut durch den Anblick dieser zahllosen leuchtenden Geschöpfe, die mit langsamem Fluge seit dem Einbrechen des Abends aus dem tiefen Dunkel der Hecken emportauchten, um sich wieder bald darein zu versenken, hat er Beobachtungen über die Eigenthümlichkeit dieser Leuchtkäfer angestellt, welche ein schönes Beobachtungstalent darlegen. Er wählte dazu das gewöhnliche Johanniswürmchen (Lampyris italica) und fand, daß die Ursache des Leuchtens eine phosphorartige Substanz ist, die völlig einer Phosphorauflösung im arabischen Gummi oder im Öl gleicht. Beide zeigen gleiche Wechsel der Farben, gleiches Aufflackern, wenn sie mit atmosphärischer Luft in Verbindung kommen, leuchten heller bei erhöhter Temperatur, verbleichen bei kühlerer und verschwinden bis zum Verlöschen, wenn sie der Luft völlig entzogen werden. Unterstützt von einem Freunde, hat Herr Carrara bei seinem belehrenden Aufsatze: „Sulla fosforescenza della lucciola commune“, im Juniheste der „Bibl. ital.“, 1836, eine Zeichnung gegeben, welche deutlich die leuchtende Blase im Körper des Johanniswürmchens zeigt, der ein eigner, an den Seiten des Körpers angebrachter Apparat die Luft zuführt, der völlig getrennt von dem Athmungsapparat ist, zu dem durch den Mund die Zugänge führen. Die Blase, die vom Munde bis zum After reicht und in ihrem weitern Theile eine birnenförmige Gestalt hat, ist im Innern ein den Froschlungen ähnliches Gewebe. Nur zwei Ringe des Leibes lassen das Licht durchscheinen; drei undurchsichtige, die mit dem übrigen Körper zusammenhängen, verbergen den übrigen Theil. Mag diese Andeutung auf die sorgfältige Beobachtung Naturforscher aufmerksam machen.

Mit rühmlichem Eifer beschäftigen sich jetzt Viele in Venedig, die Geschichte ihres Vaterlandes kritisch zu bearbeiten, und Fragen, die früher als Geheimniß behandelt wurden, sind jetzt der Gegenstand der aufmerksamsten Prüfung. Vielfältige Berichtigungen zu Daru's „Geschichte Venedigs“ gab der kürzlich verstorbene Graf Domenico Tiepolo; der gelehrte Herausgeber der Inschriften Venedigs, Eman. Cicogna, Moschini, Casarini u. s. w. schließen sich eifrigst ihm an. Durch ein kurzes Lehrbuch nimmt jetzt auch Fabio Mutinelli unter ihnen Platz. Fast zu kurz ist sein Werk: „Del commercio dei Veneziani“ (Venedig 1835), ausgefallen, das mit der Entdeckung des Seewegs nach Indien abbricht. Es ist zu erwarten, daß das Gedrängte, aber inhaltreiche Werk von nur 184 Seiten einen kundigen Übersetzer in Deutschland finde, der aus den Quellen nachtrage und erläutere, was hier nur angedeutet ward; das Buch, sollte man meinen, müßte an Interesse mit manchem Romane es aufnehmen. 40.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 12. — 12. Januar 1837.

Kritische Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst durch Joh. Gutenberg zu Mainz ꝛc. Von J. Wetter.

(Beschluß aus Nr. 11.)

Gutenberg lebte bis 1444 wegen Vertreibung seiner Familie in Strasburg, und suchte sich durch Anwendung industrieller Kenntnisse sein Brot zu verschaffen. Die von Schöpflin daselbst aufgefundenen Acten eines 1439 verhandelten Processes zeigen ihn in Verbindung mit mehren Andern, denen er gegen Entgeld seine Vortheile mitgetheilt hat, auf gemeinschaftliche Rechnung gewisse Künste treiben, und wenngleich sie, wie nicht anders zu erwarten ist, mehr über die Rechtsverhältnisse bei diesem Geschäfte als über dessen technische Natur Aufschluß geben, so geht doch so viel daraus hervor, daß es in dem Schleifen von Steinen (wahrscheinlich halbedeln, wie sie der benachbarte Hundsrück lieferte), in der Spiegelfabrikation und in einer dritten Kunst bestand, die keine andere als die Buchdruckerkunst gewesen sein kann, einmal, weil von einer Presse, von Formen und vom Drucken die Rede ist; zweitens, weil wir denselben Gutenberg bald nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt Mainz 1450 einen ähnlichen Gesellschaftsvertrag mit Fust ausdrücklich zur Errichtung einer Buchdruckerwerkstatt auf großen Fuß schließen sehen, was ohne frühere Versuche und Fortschritte in dieser Kunst nicht hätte geschehen können; drittens, weil ihn die kölnische Chronik sich das ganze Jahrzehnd von 1440—50 hindurch mit diesen vorbereitenden Versuchen beschäftigen läßt, was, als eine Angabe in runden Zahlen, nicht ausschließt, daß er damit schon einige Jahre früher begonnen habe; endlich viertens, weil Tritheim aus dem Munde Peter Schöffer's, also ebenfalls eines der ältesten und unverwerflichsten Zeugen, erzählt: Gutenberg habe, ehe er an Fust gekommen, beinahe sein ganzes Vermögen für die Erfindung dieser Kunst aufgewendet und sei wegen der großen Schwierigkeiten, die ihm dabei in den Weg getreten, schon nahe daran gewesen, das ganze Unternehmen wiederaufzugeben. Hiernach mußte also Gutenberg in Strasburg schon eine Presse und bewegliche Lettern erfunden haben; denn bei dem Bücherdruck mit Holztafeln, den er von den Holländern abgesehen, konnte er unmöglich stehen geblieben und ihm dadurch so viel Kopfbrechens und Unkosten gemacht worden sein; alsdann ist aber Strasburg, nicht Mainz die erste Erfindungsstätte der Typographie, deshalb stehen auch diese Acten dem Verf. im Wege, und er macht daher Scheltema's Behauptung zu der seinigen, daß Pressen, Formen und Drucken in diesen Acten nur auf das Bedrucken von Spiegelrahmen zu beziehen sind.

Es würde hier zu weit führen, Alles zu widerlegen, was für diese abenteuerliche Behauptung angeführt wird, es ist aber auch völlig hinreichend, nur darauf aufmerksam zu machen, daß in der angeführten Beweisstelle aus dem niederländischen „Reinike Fuchs", wo von einem figurirten Spiegelrahmen die Rede ist, gesagt wird, derselbe sei

gesneden und gegraven
mit bylden und guldenen bockstaven,

also von Bildschnitzerei gewesen, daher auch bei andern verzierten Spiegelrahmen nur an diese, damals in höchster Aufnahme stehende Kunst, wie so viele noch übrige Altäre, Chorstühle, Mobilien und Geräthschaften zeigen, zu denken ist, gewiß aber an nichts weniger als an Holzbronze oder Cartonpierre, mit Formen oder Modeln gepreßt oder ausgedruckt.

Nach dem Verf. soll Gutenberg 1450 in Mainz mit Fust erst angefangen haben mit hölzernen Tafeln zu drucken, dann zum Druck mit beweglichen Buchstaben von Holz und 1452 zum Druck seiner Bibel mit gegossenen Lettern übergegangen sein. Da diese, aus zwei Folianten bestehende (42zeilige) Bibel ein Prachtwerk ist, welches schon eine hohe, wenn auch nicht die letzte Ausbildungsstufe der Typographie verräth, so müßte Gutenberg die ganze Vorschule der Erfindung in der Hauptsache, nämlich vom xylographischen Druck kleiner Schriftchen bis zum typographischen Druck eines vollständigen Bibelwerks in zwei Jahren durchgemacht haben und sonach wirklich entweder der außerordentlichste Mensch gewesen, oder Fust ihm mit Zauberei und nicht blos mit Geld zu Hülfe gekommen sein. Nicht nur, daß eine solche Annahme mit allen obigen Documenten und Zeugnissen in Widerspruch steht, so ergibt sich ihr Ungrund auch schon aus einer nähern Betrachtung alles Dessen, was zwischen dem Anfang- und Endpunkt einer solchen Laufbahn mitteninne liegt. Der erste holländische Donatdruck mit in Holz geschnittenen Tafeln ist zwar keine Armseligkeit, wofür sie der Verf. ausgibt, und ein ganz anderes Ding als der Druck eines einzelnen Holzschnittbildes

mit einer Inſchrift darunter. Mit ihm iſt die Erfindung, ein ganzes Buch durch Farbabdruck von einer ſtehenden Form zu vervielfältigen, oder der Buchdruckerkunſt, in der Hauptſache geſchehen, alles Übrige iſt nur Verbeſſerung derſelben. Indeſſen war mit dem bloßen Tafeldruck allerdings nicht viel anzufangen, er allein hätte nie in der geſammten literariſchen Thätigkeit einen ſo ungeheuern Umſchwung wie die Typographie herbeiführen können. Ihr weſentliches Merkmal ſetzen auch wir mit dem Verf. in die Mobilität der Lettern; dieſe betrifft indeſſen doch nur die Conſtruction der Druckform, alſo nur eines Theiles der zum Zweck führenden Mittel, und iſt nichts weniger als die Buchdruckerkunſt ſelbſt. Bei alledem liegt eine ungeheure Kluft zwiſchen dem Schriftdruck von ganzen Holztafeln und der Vervielfältigung der größten Werke durch Letterndruck. Die Mühe, der Zeitaufwand und die Koſtbarkeit, ſo viele Seiten eines Buchs in Holztafeln, die zu weiter nichts zu gebrauchen waren, zu ſchneiden, konnte leicht auf den Gedanken führen, mehre Tafeln in die einzelnen Buchſtaben zu zerſchneiden und aus dieſen einzelnen Buchſtaben beliebige Textformen zuſammenzuſetzen, abzudrucken, ſie auseinanderzunehmen und ſich derſelben Buchſtaben auf dieſe Art immer wieder zu neuen Textformen zu bedienen, und damit waren auch die beweglichen Lettern erfunden. Waren die Buchſtaben groß genug, ſo konnte mit dieſen hölzernen Lettern auch wol ein kleines Buch zu Stande gebracht werden; bei der mit jeder kleinern Schrift wachſenden Unmöglichkeit aber, ſolchen Lettern diejenige, durchaus gleiche parallelopipediſche Größe zu geben, ohne welche ſie nicht mit leichter Mühe zuſammengeſetzt und in eine Form vereinigt werden können, in der alle Buchſtaben regelmäßig und in derſelben Ebene ſtehen, und die haltbar und dauerhaft genug iſt, um dem hundertfältig wiederholten Abdrucke zu widerſtehen, zeigten auch ſie ſich im Großen unbrauchbar, und es lag ebenſo nahe, einen jeden Buchſtaben des Alphabets, ſtatt ihn ſo oft aus Holz zu ſchnitzen, nach einer einmaligen Schnitzung durch Metallguß zu vervielfältigen, oder zur Schriftgießerei überzugehen. Doch hier ſtieß man erſt auf die größten Schwierigkeiten, grade hier waren die meiſten Vorbereitungen und Verſuche nöthig, und grade in dieſem Stadium der Erfindung mußte es am längſten dauern, ehe ein auch nur einigermaßen befriedigender Erfolg erreicht werden konnte. So leicht es auch ſcheint, einen Buchſtabenſtempel in Thon oder einer andern Maſſe abzuformen und daraus eine beliebige Anzahl gleichförmiger Buchſtaben zu gießen, ſo langſam mußte es gehen, ehe man von hölzernen auf ſtählerne Buchſtabenſtempel (Patrizen), von bleiernen gegoſſenen auf kupferne geſchlagene Mutterformen (Matrizen), auf das gehörige, leichtflüſſige und ſchnell ſich verhärtende Metallgemiſch zu den Gußlettern, auf diejenige Einrichtung der Gießform, welche ihnen eine durchaus gleichmäßige Höhe und Quadratur gab, gelangte, und es iſt gewiß nicht zu wenig, wenn man annimmt, daß Gutenberg ſich länger als 10 Jahre damit abmühte und alle ſeine Geldmittel erſchöpfte, bis er ſo weit gekommen war, daß er mit ſeinen Gußlettern aus bleiernen Matrizen, doch nur in einem mehrjährigen Zeitraum und mit vieler Noth und Beſchwerde, ſeinen Bibeldruck zu Stande bringen konnte. Und das Alles ſoll nach unſerm Verf. in zwei Jahren geſchehen ſein, obwol er ſelbſt den Peter Schöffer erſt mehre Jahre brauchen läßt, um die kupfernen, mit ſtählernen Stempeln geſchlagenen Matrizen und die letzte Verbeſſerung der Gießform zu erfinden und dadurch dem Gutenberg'ſchen Werk die Krone aufzuſetzen.

Von ſolchen Anſichten aus iſt es nicht zu verwundern, wenn er, wie ſein Vorgänger Schaab, in der Erzählung des Junius über die harlemer Erfindung nichts als Lug und Trug ſieht. Er bedenkt nicht, daß, wenn die holländiſchen Formſchneider induſtriös genug geweſen waren, ſchon vor 1440 ein kleines Schulbuch mit Holztafeln zu drucken, ſie bis nach 1470, wo die Typographie erſt aus Deutſchland nach den Niederlanden kam, alſo in 30 Jahren nicht auf demſelben Fleck ſtehen geblieben ſein werden; daß Einer oder der Andere von ihnen den dem Gutenberg gegebenen Fingerzeig gleichfalls benutzt haben und auf dem einmal eröffneten Wege weiter gegangen ſein mag, und daß, wenn er vor 1470 zu einem unvollkommenen Bücherdruck mit einer rohen großen Gußletter gelangt war, ſich wol eine Tradition davon an ſeinem Wohnſitze und ſelbſt ſein Name erhalten konnte. Daß aber wirklich ein Holländer ſo weit gelangt ſei, zeigt die Reihe der typographiſchen ſogenannten Koſter'ſchen Drucke, deren übereinſtimmende Type, aller deutſchen ſowol als ſpätern niederländiſchen unähnlich, aus nationaler Eigenthümlichkeit der dortigen Manuſcriptenſchrift hervorgegangen, und denen ein höheres Alter als 1470 nicht abzuſprechen iſt, die alſo, da vor dieſem Jahre keine Entlehnung von Mainz oder anderswoher nachgewieſen werden kann, nothwendig Selbſterfindung zur Wurzel gehabt haben müſſen. Unter dieſen Umſtänden berechtigt die der Erzählung des Junius zum Grunde liegende Sage vollkommen dazu, den Küſter Lorenz Johannsſohn zu Harlem für einen zweiten Erfinder der Typographie und für den Urheber jener Drucke zu halten, und es würde uns nicht wundern, wenn in der Folge auch noch ein Dritter, z. B. jener Albrecht Pfiſter, der ſchon vor 1462, dem Jahre ihrer Verbreitung von Mainz aus, mit einer Letter der größten Art in Bamberg typographiſch Bücher druckte, ſich als Selbſterfinder bewähren ſollte. Der Verf. wird von den Druckproben, die er ſelbſt uns mittheilt, widerlegt, indem er die großen Typen dieſer Drucker alle auf die Gutenberg'ſche Bibeltype zurückführen und ſie aus dieſer herleiten will; wie und auf welchem Wege bei dem, wenigſtens bis 1462 ſo ſorgfältig bewahrten Geheimniß in Mainz, ſagt er nicht. Wenn aber er, der heut noch lebende Schriftſteller, alle Doppelerfindung leugnen und Alles nur von Gutenberg ausgehen laſſen will, ſo thut er ja nur Daſſelbe, was die harlemer Sage vor 300 Jahren auch gethan hat, indem ſie Alles von ihrem Küſter ausgehen läßt und ſich dieſelbe Erſcheinung in Mainz nicht anders als handgreiflich durch einen Diebſtahl bei demſelben zu erklären vermag. Wir

können uns daher auch mit der vorliegenden Geſchichte der Buchdruckerkunſt nicht begnügen, ſondern müſſen einer andern entgegenſehen, welche dieſe Erfindung nicht ſowol wie einen aus der Finſterniß urplötzlich und in einem einzigen Punkt hervorbrechenden Lichtſtrahl, oder wie ein Product der Inſpiration bei einem einzigen Auserwählten, ſondern wie ein allmäliges Tagen in einer ganzen Himmelsgegend, wie eine am Baum ihres Jahrhunderts gereifte Frucht betrachtet, die zwar in gleicher Gattung, doch ungleicher Vollkommenheit, von mehr als einem Zweige auf die Erde fällt; eine Geſchichte, die auch in dieſer Erſcheinung die allgemeinen Geſetze der Cauſalität anerkennt, der es endlich, von allem Localintereſſe unabhängig, nur um Wahrheit und Gerechtigkeit zu thun iſt. Möge endlich der Weg einer Polemik verlaſſen werden, die bald mit Windmühlen ficht, bald aber auch den leibhaften Rieſen nur für ein Schattenbild anſieht. Dieſer kleine Krieg, dieſer Einzelnkampf, auf den ſich der Verf. einläßt, iſt ebenſo ermüdend als unfruchtbar. Beſſer iſt es, eine Veſte zu bauen, von der die zu leichten Geſchoſſe der Feinde von ſelbſt abprallen. Dieſe Veſte muß aber keine ſtädtiſche Citadelle ſein, die ſich mit einer Zugbrücke gegen jeden Ausheimiſchen eigenſinnig abſperrt, ſondern eine deutſche Bundesfeſtung, die zu der eignen auch andere und ſogar holländiſche (denn auch die Holländer gehören zur deutſchen Zunge) Beſatzung aufnimmt. Freilich reicht eine Grundfläche von dem halben Quadratfuß eines Menſchenſchädels nicht für ſie hin; ſie erfodert eine ausgedehntere Baſis, den Boden einer Zeit, die mit den alten Communicationsmitteln der Rede und Schrift nicht mehr ausreicht und deshalb nicht ruht, bis ſie die Druckkunſt zu einer Eiſenbahn für die Gedanken nach allen Weltgegenden hin gemacht hat. 118.

Taſchenbücherſchau für 1837.
Vierter und letzter Artikel.

(Beſchluß aus Nr. 11.)

18. Huldigung den Frauen. Herausgegeben von J. F. Caſtelli.

Unter den Kupfern ſind einige recht leidliche Frauengeſichter. Was den Namen Weib trägt, iſt überhaupt den Wienern nahe ans Herz gewachſen; die wiener Zeichner, Stahl- und Kupferſtecher beſchäftigen ſich mit nichts lieber als mit dem weiblichen Beſtandtheile des menſchlichen Geſchlechts. Auch die aus Wien hervorgegangenen Novellen und Erzählungen haben, ſo blutig und ſchrecklich ſie enden mögen, einen weiblichen Anſtrich und eine weſentlich gutmüthige Grundlage; die Wiener erzählen uns in aller Unſchuld die ſchauderhafteſten und grauenvollſten Dinge, bei denen ſich das Haar ſträuben müßte, wenn nicht der Anblick der unglaublichſten Naivetät das ſtürmiſch aufgeregte Gemüth wieder beſchwichtigte und die herausgequälte Thräne auf der lachenden Backe zum Trocknen brächte. Ein ſolches lächerliches Grauſen wird in der erſten Erzählung dieſes Taſchenbuchs, „Das Skelet", bezweckt und hervorgebracht. Es iſt kaum glaublich, daß ſie von einer Dame, welche auf den Namen Luiſe Beck hört, zurechtgeſetzt worden iſt. Das Skelet iſt das einer eingemauerten unglücklichen Dame von Adel, welches von einem Nachkommen aufgefunden wird. Luiſe Beck beſchreibt uns dieſen ſchauerlichen Fund folgendermaßen: „Die fehlende linke Hand mochte von der Verzweifelnden im Todeskampfe abgebiſſen worden ſein, mit den Knochenfingern der Rechten aber hielt ſie noch immer eine wunderbar erhaltene, glänzend ſchwarze Haarlocke umklammert, welche, wie um Erlöſung flehend, aus dem alabaſternen Gebein hervorſah." Wie ſich von ſelbſt verſteht, hat die Todte zugleich ein Pergament in Verwahrung, wodurch der Nachkomme glücklich und in ſeinen bezweifelten Rechten wieder beſtätigt wird. Der zarten Dame wäre zu wünſchen, daß ſie das Skelet lieber in einem Stickrahmen als in dem Rahmen einer Novelle verarbeitet hätte. Die Novelle: „Der Cadet", von Straube, ſpielt während der Schrecken, welche Torſtenſohn über Brünn durch Sturm und Belagerung verhängte. Einige kriegeriſche Scenen ſind mit Feuer vorgetragen, wie denn der dreißigjährige Krieg überhaupt eine Fundgrube für unſere Novellenſchreiber iſt, mit welcher man gar nicht fertig werden kann. Auch die Erzählung: „Wilhelm Overbeck", von Mathilde Felbern Rolf, iſt, obgleich aus dem Köpfchen einer Dame hervorgegangen, blutigen und kriegeriſchen Charakters. Sie ſpielt während der Belagerung der Stadt Wien durch die Türken im J. 1529. Glücklicherweiſe ziehen ſich durch alle dieſe Schreckenserzählungen mehr oder weniger unblutige Liebesaventuren; man würde ſonſt an der gerühmten und gutmüthigen Liebenswürdigkeit der Wienerinnen verzweifeln müſſen. Außerdem findet man noch eine ziemlich intereſſante Erzählung von F. X. Told: „Der Uhrmacher von Genf", und von C. Stegmayer eine Novelle: „Der Unheilbare". Dieſer Unheilbare iſt nämlich ein junger Menſch, welcher an der Idee, daß ein Weib nicht Treu und Glauben halten könne, unheilbar darniederliegt, endlich aber doch geheilt wird. Lieben und Heirathen! was ſoll der Deutſche, der abſolute Hausvater unter den Nationen, anders thun oder wollen! Unter den Liedern, welche den vorzüglichſten Beſtandtheil des Taſchenbuchs ausmachen, zeichnen ſich beſonders die von J. G. Seidl vortheilhaft aus. Kaum können die von Grün und Sileſius mit ihnen in die Schranken treten. Hammer-Purgſtall ſteuerte die Überſetzung von fünf Marot'ſchen Epigrammen bei; Kaltenbrunner beſingt als echter deutſcher Hausvater den häuslichen Herd; der gemüthlich-witzige Caſtelli prangt auf dem Titel als Herausgeber, aber leider nicht im Buche als Mitarbeiter.

19. Roſen.

Unter den Kupfern ſind mehre ſehr anſprechende und im Stich vorzüglich gelungene, auch mehre allegoriſche von reichlich ſentimentalem Gepräge. Auch hier waltet das frauliche Element vor; das Gebiet der Weiblichkeit iſt einmal das Terrain, von welchem Ender in Wien ſich nicht loszureißen vermag. Die Erzählung: „Maria und Roſa, oder Feengabe", von St. Rel ly, gewährt den Genuß von einem Märchen, worin ein zweites eingeſchachtelt worden iſt; wir haben hier alſo eine märchenhafte Blume mit doppelter Samenhülle. Der Vortrag iſt einfach-anmuthig und läßt in ſeiner Art kaum etwas zu wünſchen übrig. Die Novelle von Bernd von Guſeck: „Die wilde Roſe", zeigt von einem tüchtigen Erzählungstalent. Intereſſante Geſtalten, wie Renatus von Lothringen, Karl der Kühne und der wälſche Verräther Campobaſſo gehen an des Leſers Blicken vorüber; ein Liebesverhältniß ſchlingt ſich in Gefahr und Noth mitten hindurch; die Schlacht von Nancy flicht als Trumpf die frühern Kartenwürfe in der Novelle durch ihre Bedeutſamkeit und noch bedeutſameren Folgen vollkommen aus. Das didaktiſche Gedicht: „Pſyche", von Eduard Müller, erinnert zu ſehr an ältere Vorbilder; auch iſt der Stoff, mit dem ſich die metaphyſiſchen Deutſchen mehr als die Griechen ſelbſt herumquälen, bereits verbraucht und erſt neuerdings von Ado. Schutt weit poeſiereicher behandelt worden. Die Novelle von F. W. Arnold: „Die Sternauer", ſchlägt, nach der Berichterſtattung von einem in älterer Zeit vollbrachten Brudermorde in einen erquicklichen Humor um, und, wie man ſagen kann, nicht zu ihrem Nachtheil.

20. Vergißmeinnicht.

Zwei Blümchen Vergißnichtmein blühen auf dem Teppich der deutſchen Almanachsliteratur; jedes hat ſeinen Duft, aber das von Spindler den pikanteſten, der ſich in der zweiten Erzählung, der Herengeſchichte", ſogar zu einem narkotiſchen po-

tenzirt. Der Rival ist stillerer und gemüthlicherer Natur und sein Duft aus verschiedenen Gerüchen zusammengesetzt, da die Ingredienzen und Bestandtheile, W. Blumenhagen, Bernd von Guseck, L. Rein und Thekla, an sich, und soweit es Novellenschreibern der gewöhnlichen Gattung möglich ist, verschiedener Natur sind. Die Kupfer stehen meist auf jener betrübten Grenze, wo sich das Mittelmäßige in das Erbärmliche verliert, und selbst die bessern erscheinen nur im Verhältniß zu der im Ganzen plebejischen Umgebung vornehm. W. Blumenhagen's Novelle: „Die Warnungen", gehört zu den bessern dieses unerschöpflichen und unermüdlichen Novellisten. Auch die Sprache dieser Novelle leidet nicht allzu stark an der Fettblasenkrankheit, woran Blumenhagen's Erzählungen gewöhnlich darniederliegen. Der Styl ist mehr leidenschaftlich als überspannt. Helgolandsche Zustände, derbe Kernjungen, ein von einem englischen Lord geschändetes und in Wahnsinn verfallenes Fischermädchen, das Meer selbst mit seinen Stürmen, Gefahren, zu Grunde gegangenen Schiffen und an den Strand geworfenen Leichen bilden den Hintergrund; die bedenklichsten Wahrzeichen schrecken endlich ein Liebespaar auseinander, welches, mit Umgehung des ehelichen und sittlichen Gesetzes, eben im Begriff war, nach London überzusetzen. Die Novelle: „Leon", von Bernd von Guseck, bekundet ein nicht gewöhnliches Talent für Erfindung und Darstellung. Hierzu kommt das Geheimnißvolle in dem Treiben und Wesen eines jungen Menschen, welcher Napoleon ziemlich sprechend ähnlich sieht und schon in seinem Namen: Leon, an Napoleon erinnert. Der Schluß der Erzählung bringt indeß nur Dämmerlicht, keine Tageshelle und überläßt der Deutungskunst des Lesers ein räumliches Feld. Man findet in unsern Taschenbüchern selten eine geschickte Hand, welche, wie die Guseck's hier, Charaktere und Individualitäten so fest und bestimmt zu zeichnen weiß. Das weit Ausgesponnene dürfte indeß an dieser Novelle ebenso sehr zu tadeln sein wie an der folgenden von L. Rein: „Der Königssarg". Das Fatum knüpft sich in dieser Erzählung an den Sarg Karl I., Königs von England, dessen Hinrichtung, wie in der englischen Geschichte selbst, so auch hier einen erschütternden und blutigen Punkt bildet. „Die Rubinrose", ein Märchen von Thekla, bildet den Schluß des Taschenbuchs. Es ist an ihm zu rühmen, daß es keine Erzählung enthält, welche von den Spuren eines erfreulichen Talents gänzlich entblößt wäre.

21. Helena.

Diese neue „Helena" wird mit ihren Kupfern keinen Paris verführen. Ist das Titelkupfer ein wahres und echtes Portrait der lacedämonischen Helena, so ist Paris, so sind die Griechen und Trojaner Narren gewesen. Wahrlich, fleischige Arme wie diese, eine unanständig hervorquellende Brust wie diese möchten eher schrecken als reizen. Die übrigen Stahlstiche stellen, wunderbar genug, Personen und Scenen aus Herloßsohn's Roman: „Der Venetianer", dar. Sie sind, um uns aufs höflichste auszudrücken, miserabel, höchstens den einen Stich, Seppina als Beppo darstellend, einigermaßen ausgenommen. Da ist kein Ober- und Unterleib, kein Gesichtchen, kein Pferd, welches nicht verzeichnet und krampfhaft auseinandergerissen wäre. Zeichner und Stecher haben sich vereinigt, um nach der Seite der Jämmerlichkeit hin das Möglichste zu leisten, und man muß zugeben, daß ihnen dies Experiment bis zum Entsetzlichen gelungen ist.

Um so erfreulicher gestaltet sich der Inhalt des novellistischen Textes. Eine Gespenstergeschichte von Ludwig Tieck, „Die Klausenburg", eröffnet den Reigen. Man wird auch hier finden, was man Tieck's jüngsten Novellen vorgeworfen hat, ein geflissentliches Vermeiden des gesättigten und quellenden, wahrhaften Lebens, des Fleischigen und Markigen, welches in der Realität der Dinge wurzelt, des vollen Sonnenlichts, das im Novellenprisma zu bunten und lebhaften Regenbogenstrahlen sich bricht und die Tonleiter der Farben auf- und niedersteigt. Man findet auch hier etwas Gedrücktes und Drückendes, Gnomenhaftes, Gespenstisches; aber man wird, wenn man nicht unbillig sein will, die künstlerische Anordnung des Ganzen, die genaue und saubere Durchführung, die organische Aufeinanderlagerung der Theile und in einzelnen Partien die poetische Malerei, das Schlaggewicht treffender Ironie, die Sattheit des Farbenauftrags und die hindurchleuchtende Grundlage allgemein menschlicher innerer Zustände nicht verkennen und die Grazie der Darstellung, worin Tieck Meister ist, rühmen müssen. Wie viel Tieck auch verloren haben mag, so viel hat er noch behalten, um im Verhältniß zu der Unzahl von Almanachsnovellisten als reich gelten zu können. Die Kunst, die Grazie, die Anmuth zeichnen ihn vortheilhaft aus, wo so vieles Rohe und Wüste im üppigen, aber auch widerlichsten Wildwuchs sich hervordrängt. Es ist schon etwas, wenn ein Deutscher eine zierliche und gefällige Prosa zu schreiben weiß. Fehlt es seinen Gestalten auch an der Sattheit des Lebens, und scheinen sie viel eher an einer gewissen Lebensfattheit, die der gerade Gegensatz von jener ist, und an Lebensdürftigkeit zu kränkeln, so fragt sich, wer überhaupt unter uns Deutschen das volle Leben beim rechten Zipfel zu fassen weiß? Unsere Almanachsschreiber gewiß nicht. In dieser Wüste bildet eine Tieck'sche Novelle immer noch eine Oase, worauf der Blick des kunstsinnigen Lesers mit Vergnügen und Wohlgefallen ruht. Unter den gewöhnlichen Taschenbuchsmaßstab gehalten, erscheint Tieck wie ein Titan, gegen den die Spindler und Blumenhagen, die Wachsmann und Scävola nebst Gefolge zu Zwergen einschrumpfen. Die Localität der Almanache, worauf Tieck einmal Platz genommen, erlaubt diesen sonst unstatthaften Vergleich.

„Der Galeerensklave", von Ludwig Storch, ist eine durch schönen lebhaften Vortrag und interessanten Inhalt anziehende Novelle, und selbst Wachsmann hat in diesem Taschenbuche bewiesen, daß er auf geschichtlichem Hintergrunde seine sonst allzu dicken und fettigen Farben wohl zu verarbeiten und zu verschmelzen weiß. Der Minnesinger Hadloub und der Kriegsheld Erlach treten, jener in seiner Milde, dieser in seiner Kraft, gut hervor. Für die kriegerischen Tableaux ist Joh. Müller dem Erzähler ein treffliches Muster gewesen.

Leopold Schefer, drängender poetischer Urkraft voll, welche mehr nach Gestaltungen wählt und ringt, als wirkliche lebendige Gestalten schafft, steuerte eine, in Jean Paul'scher Weise gehaltene, Ernst und Scherz ineinander mischende Novelle bei, welche im dunkeln Farbenfeuer wunderbar sprüht und glüht. Die Novelle trägt den Titel: „Das große deutsche Musikfest". Hier ist eine Fülle innerlicher Anschauungen, welche wahrhaft in Erstaunen setzt. Könnte man Jean Paul vergessen, so würde Schefer ewig leben; aber in derselben Weise, worin jener unsterblich ist, wenn überhaupt unsere der Vergänglichkeit zugewiesene sublunarische Welt eine Unsterblichkeit dulden mag, kann und darf ein Zweiter als unsterblich nicht gelten. So ursprünglich und primitiv Schefer's Talent, so abgeleitet der Gebrauch. Er würde sich seine eigne Bahn gebrochen haben, wäre sie nicht bereits gebrochen gewesen und von ihm nur als Nachtreter beschritten worden. Man lasse sich durch diese gegen die Gesammtrichtung des Schefer'schen Talents erhobene Ausstellung in dem Genuß dieser Novelle nicht stören, sondern gebe sich, unbekümmert, wohin sie führt, dieser brausenden Wege des unerschöpflichsten Humors hin, in deren Strömungen die tiefsinnigsten Ansichten über die innere Bedeutung der Musik, zumal der deutschen, wie leuchtende Infusorien schillernd, hin- und wiederspielen. 105.

Notiz.

King, der Reisegefährte des Capitains Back, befindet sich jetzt in Brighton und verlangt eine Unterstützung von 1000 Pf. St. zu einer neuen Expedition nach dem Norden. Er hat eine Schrift darüber bei der Gesellschaft der Wissenschaften von Gusser und bei den vorzüglichsten Buchhändlern niedergelegt. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 13. — 13. Januar 1837.

Affaires de Rome, par M. *F. de Lamennais.* Paris 1836.

Es gibt eine Saite in dem Gemüthe eines jeden geiſtigen Viſionnairs, deren Anſchlag und Widerklang traurig und ſchwermüthig iſt. Es gibt ferner eine Begeiſterung, deren Object und Fundament allerdings Lug und Trug ſein mögen, deren naive Form aber ſich durch all den gerechten Widerſtreit hindurch, den ſie erfährt, zu einer Durchſichtigkeit, und man möchte ſagen Lauterkeit ausbildet, wodurch ſie in den Augen aller feiner organiſirten Naturen auf gewiſſe Weiſe geadelt wird.

Es liegt hier ein in vielfachem Sinne ſehr merkwürdiges Buch vor uns, die letzte Schrift des vielbeſprochenen Abbé, die Denjenigen, welche dieſen ſeltſamen Mann nur aus den „Paroles d'un croyant" kannten, einen weit andern Maßſtab für ſeine Beurtheilung geben wird, ja muß. Im engſten und weiteſten Sinne zugleich ſind dieſe „Affaires de Rome" eine Geſchichte ſeiner Seele, ſeiner ganzen Individualität, ſeines Verkanntſeins, ſowie auch ſeiner Anerkennung, ſeines Glaubens- und Wollenszuſtandes, ſeiner Gemüthsfreiheit und -Befangenheit, ſeines lebendig-ſtürmiſchen Kircheneifers und endlich ſeines großen und gewaltigen, nicht minder aber auch von ſeinen Zeitgenoſſen vielfach verkannten Irrthums. Daneben enthält dies Buch auch die vollſtändige Darlegung des Glaubensbekenntniſſes jener ſpiritualen Propaganda (wenn man ihr dieſen Namen geben will), in deren Schoos ſich die Stifter jenes Journals zuſammenfanden, das, auf eine ganz eigenthümliche Weiſe den ſchreienden Widerſpruch ſeines Daſeins zur römiſchen Kirche verkennend, in den Tagen der Bedrängniß von dem Oberhaupte dieſer Kirche ſelbſt ein gerechtes Gericht verlangte. Es war dies wahrlich die höchſte Spitze einer naiven Geſinnung; es war eine Kindlichkeit, die bei dieſem Verſuch die Repräſentanten des „Avenir" bezeichnete, welche grade am entſchiedenſten von der ungeheuern Größe ihres Irrthums zeugt. Aber eben in dieſer ſtarken Unbefangenheit des Irrthums liegt die Wahrheit unſerer obigen Behauptung, daß der Abbé Lamennais, der Verfaſſer ſo manches raſenden Worts, das ihn in den Herzen Vieler zu dem Gegenſtande des Abſcheus gemacht, daß dieſer Urheber der „Paroles d'un croyant" von Denen, die ihn ſo unbedingt verklagten, auch ſehr verkannt worden iſt. Lamennais iſt kein kirchlicher Marat; er iſt ein Menſch mit urſprünglich reiner Abſicht, und das werden Diejenigen finden, die ſich die Mühe geben wollen, ſein neueſtes Buch gewiſſenhaft durchzugehen. Aber dieſer Mann mit reiner Abſicht iſt in einem der tiefſten, ſchneidendſten Widerſprüche befangen, die nur immer ein menſchliches Gemüth aufreiben können; er ſelbſt aber zeigt ſich ſo ganz ohne alle Ahnung dieſes Widerſpruchs, auf ſo unſchuldige Weiſe ſich ſeiner Sache bewußt, daß man, weit entfernt, ihn allzu ſtreng zu richten, ihn vielmehr als eines der vom Verhängniß auserleſenen Opfer betrachten muß, welche auf dem Altar des alleinigen Gottes um der Sünde wider den heiligen Geiſt willen bluten müſſen. Lamennais iſt in dieſem Sinne ein prädeſtinirtes Opfer. Sein Wille und ſein Beſtreben iſt eine Chimäre; aber in dieſer Chimäre liegt zugleich die Sünde, denn ſie widerſetzt ſich dem Progreß des Geiſtes. Darum eben wird er zum Opfer; doch aber iſt ſeine Vergehung nur eine culpa, kein dolus zu nennen.

Und worin beſteht, um es in einen Centralpunkt zu faſſen, der Widerſpruch, in welchem ſich jener merkwürdige Mann befindet? Es iſt der, daß Lamennais die katholiſche Kirche durch ſie ſelbſt reformiren will. Dieſer ſo für ſich hingeſtellte und in dieſer Beſtimmtheit ausgeſprochene Wille iſt aber ein wahrhaftes Unding. Denn die Wahrheit, die wirkliche Wahrheit einer reformirten katholiſchen Kirche iſt — der Proteſtantismus. In dieſer verkehrten Selbſtändigkeit und Ausſchließlichkeit nun feſtgehalten, gewinnt dieſer Gedanke noch den Nebenirrthum, daß es möglich ſei, eine Kirche als ſolche dem Staate gegenüber und unabhängig von ihm (als das dem Temporellen entgegengeſetzte Spirituelle, wie Lamennais ſich ausdrückt) zu formiren. Dieſe Idee iſt jedoch, vom Standpunkte des Proteſtantismus aus betrachtet, ſo durchaus eine bloße Reaction, daß ihr auch nicht ein Funken des wahren geiſtigen Fortſchritts einwohnt. Aber trotz dieſen gewaltigen Widerſprüchen hat Lamennais' Glaubensanſicht doch eine ſehr ſtarke negative Wahrheit, wie ſich weiterhin zeigen wird, nur daß dieſes Negative dem Urheber ſelbſt und ſeiner Beſtrebung nicht zu Gute kommt.

Wir ſprachen davon, daß Lamennais' Schuld im wahren rechtlichen Sinne nur eine culpa ſei, kein dolus.

Dieſer Punkt iſt es, der gleich von Haus aus die Agence générale pour la défense de la liberté religieuse und die Herausgeber des „Avenir" auf das Strengſte von allem Jeſuitenthum geſchieden hat. Das Princip Lamennais' und ſeiner Anhänger iſt dem des Jeſuitismus ſchnurſtracks entgegen. Hören wir ſeine eignen Worte:

Wenn die Jeſuiten einſt von dem Schauplatze der Welt verſchwunden ſein und nur noch der Geſchichte angehören werden, ſo wird dieſe Unerbittliche ſtrenger gegen ſie verfahren, als wir es thaten. In dem Principe ſelbſt, in dem erſten und letzten Grundſatz des Jeſuitenthums wird ſie deſſen ganze Exiſtenz gelöſt erblicken. Aus dieſem iſt Alles hervorgebrochen. Dies Princip iſt die Zerſtörung der Individualität eines jeden Gliedes dieſes Körpers. Der Zweck aber iſt, daß eben dadurch die Einheit und Gewalt des Ganzen deſto unerſchütterlicher hervortrete. Handlungen und Worte nicht allein, auch die Gedanken des Jeſuiten ſelbſt ſind unter einen abſoluten Gehorſam beſchloſſen. Der General und die ihm Beigegebenen ſind die ganze und einzige Vernünftigkeit dieſer Corporation. Die Leidenſchaften des ſeiner Ichheit ganz entblößten Mitglieds der Geſellſchaft Jeſu ſind gleicherweiſe zum Dienſt des Ganzen zuſammengedrückt. Durch die unbedingteſte Macht der Ordensregel ſind ſie nicht ſowol zerſtört, als vielmehr ſanctionirt. Sie ſind auch ihrerſeits zum Dienſt des Ganzen beſtimmt, ſie ſind Einzelmittel für den Geſammtzweck. So iſt alſo die Geſellſchaft Jeſu ein ungeheures Collectivweſen. Niemand hat für ſich einen perſönlichen Stolz, einen perſönlichen Ehrgeiz und Eigennutz; aber das Ganze beſitzt von dieſen allen die höchſtgeſteigerte Potenz. Dies iſt das durchaus Antiſociale des Jeſuitismus. Ein ſolcher Menſch, ein ſolches Glied, abgebleicht (um ſo zu ſagen) zu einem bloßen Modell des Egoismus, iſt von der ganzen menſchlichen Gattung geſchieden, und eine ſolche abgeſchiedene Exiſtenz (existence à part) haben wirklich alle Jeſuiten. Sie miſchen ſich in Alles, aber ſie vertiefen ſich in nichts. Die unvertilgbare Scheidewand, die ſie von der übrigen Menſchheit trennt, wird an allen Orten von ihnen angetaſtet, aber nie hinweggenommen, und aus dieſem Geſchiedenſein eben keimt jenes unermeßliche Mistrauen, das ſie ſeit ihrem Urſprunge der Menſchheit eingeflößt.

Wollen wir das Princip des Jeſuitismus, das von Lamennais hier ſo klar hingeſtellt wird, weiter verfolgen, ſo zeigt ſich eben in dem Ausdruck der Geſinnung ſein ſchneidendes Widerſpiel zu den Princip der Agence générale. In dem Jeſuitismus ſind alle Unſchuld und zugleich alle Formen der Unſchuld rein ausgetilgt. Die Agence générale dagegen beſitzt eine ſo ſeltſamliche Stärke der Unbefangenheit, daß ſie ſich ſogar von dem heiligen Stuhl ſelbſt ihre Sanction erbittet, der, genau genommen, durch ihre Theorie vernichtet iſt. Man würde dieſer religiöſen Geſellſchaft und auch Lamennais Unrecht thun, wenn man dies für Heuchelei halten wollte. Lamennais iſt wirklich alles Andere in der Welt eher als ein Heuchler, und dies iſt auch einer der Gründe, warum weder ſeine Abſicht noch ſein Wort gefährlich iſt.

Die Zeitſchrift „Avenir" erſchien zuerſt gegen Ende des Jahres (den 16. Oct.) 1830. Es war, wie ſich der Hauptурheber derſelben ausdrückt, „das erſte europäiſche Tageblatt, das auf dem Intereſſe des Katholicismus beruhte". In den erſten Tagen des Septembers gab man den Proſpectus aus. Die Redacteurs waren folgende: die Abbés de Lamennais, Ph. Gerbet, Rohrbacher, Lacordaire, und die Herren Ch. de Cheur, Ad. Bartels, Graf Ch. de Montalembert, Daguerre und d'Ault-Dumenil. „Sie erhoben", ſagt Lamennais, „ſogleich ihre Stimme, wenn die Kirche verletzt, ihr Recht beeinträchtigt, wenn dem Kreuze Hohn geſprochen war, ohne Anſehen der Perſon, gegen jedweden Frevler. Daher kam es, daß bereits am 31. Jan. 1831 Lacordaire und Lamennais vor dem Aſſiſenhof erſcheinen mußten. Sie betrachteten dieſen Anklagetag als einen Tag des Triumphs. Von allen Seiten wurden ihnen, nach dem Bericht des Abbé, ſchon während der Sitzung von Seiten der anweſenden Katholiken Beweiſe der aufrichtigſten Theilnahme gegeben. Es wurde ſogleich in dem Bureau der Zeitſchrift „Avenir" eine Subſcription eröffnet, die über 20,000 Francs einbrachte, obgleich die größere Mehrzahl nur 5 Centimes unterzeichnet hatte. Ganze Kirchſpiele, an ihrer Spitze die Pfarrer, ſandten ihnen Geſchenke. Auch franzöſiſche Biſchöfe intereſſirten ſich ſehr dafür. Der Biſchof von Pamiers allein ſubſcribirte 300 Francs und widmete 300 andere dem Almoſen, „um den Segen Gottes auf die Angeklagten dadurch herabzuziehen".

Die Zeitſchrift „Avenir" ſchritt mittlerweile rüſtig fort; im Mai 1831 indeß waren ihre Finanzen ſehr ſchlecht und die Redacteurs fürchteten einen offenen Bankrott. Allein man ſandte ihr ſchnelle Hülfe; ſie erhielt 70,000 Francs, um ihre ökonomiſchen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, welche Summe größtentheils in Frankreich ſelbſt und in Belgien aufgetrieben war. Nicht lange darauf hatte ſich die Redaction ſo weit erholt, daß ſie den Irländern eine Unterſtützung von 80,000 Francs zukommen laſſen konnte. (Wir wollen annehmen, daß uns der Abbé mit dieſen und ähnlichen Angaben nicht hintergeht, wiewol auch nicht viel darauf ankommt, ob in ſolchen und ähnlichen Dingen hin und wieder ein Falſum ſtattfindet.)

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Geſammt-Naturlehre für das Volk und ſeine Lehrer. Von W. Pfaff. Stuttgart, Scheible. 1834—35. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Die Hand des Schöpfers hat den Naturtempel zur Ergötzung unſers Verſtandes, aber auch zur Beruhigung und Erhebung unſers Herzens vor unſern Sinnen aufgeſchloſſen; und ſelig ſind Diejenigen, welche verwerfliche Grübeleien des erſtern und die bangen Sorgen des letztern nur auf dem Wege der Beſchäftigung mit der Natur zur Ruhe zu bringen ſuchen, welchen ihnen der Allgütige alſo ſelbſt dazu angewieſen hat! Der Verf. des vorliegenden Werks, welches in der Abſicht geſchrieben iſt, um den Beſuch dieſes Tempels immer mehr auszudehnen, ſtellt denſelben Geſichtspunkt zu dieſem Zwecke auf. „Die Erde iſt ihm", wie er ſich in ſeiner freilich ganz eigenthümlichen Sprache, die wir aber abſichtlich wörtlich nachſchreiben, ausdrückt, „der Wohnplatz für die Menſchen, ein reich geſchmückter, ein mannichfach und abwechſelnd ausgerüſteter Schauplatz, der ſich ins Unbegrenzte auszudehnen und feſt auf ſich zu ruhen ſcheint, hingeſtellt für unſer Wirken und unſere Thätigkeit. Über uns erglänzen die Sterne und öffnen uns andere Ausſichten: wir ſeien nicht blos auf dieſer Erde, um unſer Futter zu ſuchen; zur Wahrheit ſeien wir berufen und unſer beſſeres Selbſt ſtamme aus einem höhern Vaterland."

„Viele Menſchen", fährt er dann fort, „haben vor uns

auf der Erde gelebt, sich unterrichtet, Erfahrungen gesammelt, geschaut und beobachtet und uns einen Schatz von Unterweisung zu unserm bessern Nutzen hinterlassen; sie haben uns die Örter und Lagerstätten gezeigt, wo in der Erde die mancherlei Körper zu finden sind, welche zu unserm Bedarfe dienen können; sie haben uns auch wol gelehrt, wie wir uns dieselben dienstbar und nützlich machen können. Wir sind ihnen Dank schuldig, sie haben redlich, ehrlich und frei gesorgt für das Menschengeschlecht als ihre Brüder. Das ist noch unsere Arbeit, unsere erste, da wir auf die Erde gestellt sind, unsere erste Aufgabe, mit Brüdern zu leben und für sie."

„Wir sollen aber auch noch mehr thun als unsere Vorfahren. Erweiterung, Fortschreitung, Verbesserung, das ist, was uns obliegt. Nicht blos die Erde, sondern die Natur, d. h. die ganze sichtbare Körperwelt, ist Gegenstand unserer Betrachtung." Und wir treten ein in den Naturtempel, um diese Betrachtung anzustellen und, im Sinne des Verf., da, wo wir ihm in seinem systematischen Gange durch das Ganze nicht folgen können, wenigstens diese „Erweiterung, Fortschreitung, Verbesserung" in der Kenntniß des Naturgeheimnisses und der Benutzung desselben anzudeuten.

Unsere, nach der angegebenen Bestimmung, „für das Volk und seine Lehrer geschriebene Gesammt-Naturlehre" hebt mit der Lehre von der Bewegung der Erde und der Schwerkraft an, und wir erwähnen in Bezug auf die Ausdehnung, welche unsere Kenntniß der letztern in der neuesten Zeit erhalten hat, sogleich der wichtigen Untersuchungen des königsberger Astronomen Bessel, wodurch nach Newton neuerdings erwiesen wird, daß die Erde Körper von der verschiedensten physischen Beschaffenheit, ohne Rücksicht auf diese Beschaffenheit, mit gleicher Kraft anzieht, dergestalt, daß es, unter übrigens gleichen Umständen, ganz dieselbe Anstrengung erfodert, z. B. einen Centner Gold oder Blei von der Erde wegzuheben, indem die Schwerkraft nur allein nach dem Gewichte und nicht nach irgend einer sonstigen Eigenschaft der Körper fragt, oder eine Prädilection, etwa im Sinne wie der Magnet für das Eisen beweist.

Hinsichtlich der zusammengesetzten Bewegung macht der Verf. darauf aufmerksam, daß es mannichfache Beispiele gibt, welche das gleichzeitige Vorhandensein mehrfacher Bewegung im nämlichen Körper augenscheinlich zeigen. „Wenn ein gut und genau gearbeiteter Bombenkessel senkrecht auf der Erde in die Höhe gerichtet ist, so wird die aus demselben abgeschossene Kugel senkrecht in die Höhe steigen und ebenso senkrecht wieder in den Kessel zurückfallen. Der Zuschauer sieht Beides ganz offenbar. Nun versetze man ferner den Bombenkessel auf ein im vollen Segeln begriffenes Schiff, so wird der Erfolg, letzterer Bewegung unerachtet, vollkommen derselbe sein; und ein am Lande ruhigstehender Zuschauer kann die Vereinigung beider Bewegungen, nämlich der des vorwärts segelnden Schiffes und der senkrecht in die Höhe steigenden Bombe, in eine einzige Bewegung deutlich gewahr werden. Und wer in einem Wagen fährt, wird, wenn der Wagen plötzlich steht, noch eine Nachbewegung vorwärts empfinden, wie sie ihm durch das Fahren innewohnte." Unsere Aufklärung hierüber ist auch ein Gewinn neuerer Zeit, da die ältere Naturlehre sehr verworrene Begriffe von der zusammengesetzten Bewegung hatte.

Die Lehre vom Luftdrucke, zu welcher der Verf. nach mehrfachen Zwischensätzen übergeht, gibt ihm Veranlassung zu nachfolgenden Betrachtungen: „Die Experimente, welche Otto von Guerike 1653 zu Regensburg vor Kaiser und Ständen mit der Luftpumpe machte, erregten damals großes Erstaunen, da sie die ungeheuere Druckgewalt des uns umgebenden Luftmeeres zeigten; und es ist nicht zu leugnen, daß den physikalischen Studien seitdem nie wieder ein solche Theilnahme geworden ist: die Geschichte der Wissenschaft wird jenen Zeitpunkt als einen der merkwürdigsten und der erfreulichsten wegen der Anerkennung zu betrachten haben. Es ist auch nicht in Abrede zu stellen, daß die Luft, sich durch Versuche zu unterrichten, lebendiger geworden ist, seitdem sich jenes Instrument in den Händen der Menschen befindet; ein solches Werkzeug erscheint als eine verstärkte Verstandesgewalt."

Kommen sodann die Krystalle. „Eine wunderbare Welt von Gestalten zeigt sich dem Menschen im Schooße der Erde, aus dem Flüssigen hervorgegangen, wahrscheinlich zur Zeit der Schöpfung, als die Berge gebildet wurden, in denen sie lagern. Unbekannt sind die Kräfte, die sie erzeugt haben; räthselhaft, merkwürdig und fein sind der Gestalten Umrisse, die sie beim Erstarren annahmen und noch jetzt besitzen. Jene Schöpfung ist vorüber; wir Menschen aber haben etwas von der Kunst der regelmäßigen Figuren abgelauscht und nachgeahmt mit kindlicher Forschbegier." Und also poetisch leitet der Verf. seine Andeutungen aus den neuesten Krystalltheorien ein, in deren Entwickelung wir ihm freilich nicht folgen können.

Gleich poetisch leitet der Verf. die Lehre von den Tönen ein, zu welcher er dann übergeht. „Die leblose Natur ist stumm und ohne Töne, wie sie aus sich selbst keine gemeine Bewegung hervorbringen kann. Wir hören zwar mancherlei Töne auf der Erde, aber die bloße Bewegung eines Körpers bringt, wie wir uns bald überzeugen, nur Töne hervor, welche uns unverständlich und fern von unserm Wesen sind. Das Rauschen des wogenden Wassers, das Getöse der Luft, der Sturz eines Felsens, das Brausen im tiefen Walde, der Schlag des Donners u. s. w. beleben nur auf unerfreuliche Weise die stillen Einöden der unbelebten Körperwelt. Das Menschengeschlecht hat aber bald gefühlt, es sei seine Aufgabe, diese stumme Einsamkeit durch darin hervorgerufene Töne zu beleben." Diese Abtheilung des Werks wird übrigens bei einer zweiten Auflage wichtige und interessante Bereicherungen aus dem unterdeß erschienenen Werke von Kretschmer: „Ideen zur einer Theorie der Musik" (Stralsund 1833) erhalten können, auf welche wir wenigstens hindeuten, da uns deren Entwickelung in ihrer Reichhaltigkeit hier viel zu weit führen würde.

Hieran reihet sich, in freilich etwas ungewöhnlicher Folge, der Abschnitt über „Wechselseitige Durchdringung und Verwandlung der Urstoffe unserer Mutter Erde". „Um uns aber in diesem Kreise voll wunderbarer Erscheinungen zu verständigen, sind einige Erläuterungen nothwendig. Zunächst ist von Wechselwirkung der Körper die Rede, und zwar erstens zwischen zwei Körpern. Einer derselben kann, nach den Ansichten der neuesten Chemie, betrachtet werden als der thätige, der andere als der leidende: der eine belebt, erregt, begeistert, erhöhet, ändert im Zustande, nach dem Zwecke des zu erwartenden Ganzen; der andere empfängt, erhebt sich zum Neuen: der eine ist gleichsam das formende, bildende Princip, er gibt die Charaktere; der andere ist die Grundlage, der die Form aufgedrückt wird. Sodann handelt es sich von der Durchdringung. Dies Wort schon deutet ein Geheimniß an, denn in gemeiner Weise wird die Materie als undurchdringlich betrachtet. Ein anderer Ausdruck, welcher bescheidenerweise seinen Sinn vor den Gründen der Erscheinung verbirgt, ist der der Verwandtschaft (Wahlverwandtschaft) der beiden Körper, der Verschwägerung, der Zuneigung zueinander; und die Durchdringung ist die Folge davon: eine innige Verbindung, Vereinigung, ja Auflösung des einen in den andern zur Hervorbringung eines neuen, ganz verwandelten Körpers. Und dies ist der vollendete Proceß der chemischen Erscheinung."

Ein neuer Kreis von Erscheinungen öffnet sich uns abermals, indem wir nunmehr zur Betrachtung der Wärme übergehen. Aber wir nehmen bei diesen Erscheinungen nur die Wirkung, nicht die wirkende Kraft wahr: „diese Kraft selbst ist uns verborgen und wir verstehen auch den Mechanismus nicht." „Selbst unsere Sprache hat nicht hingereicht zu der Beschreibung und sich allermeist der Bilder aus andern Sinnenerscheinungen bedient; von dem feinsten Hauche der Wärme bis zur Gewalt des Feuers, welches sich auch der Mensch als eine wirkliche materielle Kraft zu verschaffen und welches er zu bändigen gelernt hat, von der niedrigsten bis zur höchsten Stu-

se, von der leichten Berührung bis zur innigsten Verbindung, mußte Anschaulichkeit und Verständniß hervorgebracht werden." (So schreibt der Verf. wörtlich; ich bekenne, daß ich dies nicht verstehe.) Die wichtigste neue Idee übrigens, welche in diesem Abschnitte angedeutet wird, ist die einer Lebenserdwärme, eine Annahme, ohne welche sich die irdischen Temperaturerscheinungen gar nicht erklären lassen und worüber Ref. mit dem Verf. vollkommen einverstanden ist.

An das geheimnißvolle Wärmeagens reihet sich ferner die Elektricität. „Kurz", sagt der Verf. in Bezug auf dieselbe, „will ich das Gesetz der elektrischen Polarität in seinen Theilen auffassen, die Nähe des Aufeinanderwirkens, das Gesetz der Spitzen, der Gestalten annehmen und den Ausdruck von einer atmosphärischen Wirkung in die Ferne nur als Bild erkennen und gebrauchen. Zweierlei elektrische Wesen existiren, oder sind erschaffen, oder durch das All und die Körperwelt verbreitet und zum Erwachen bereit. Man will sie Harz- und Glaselektricität heißen. Von ihrem Ursprunge an, der uns nur in wenigen Beispielen bekannt ist, sind sie einander entgegengesetzt. Sie stoßen als Verwandte einander ab; der Körper, welcher Harzelektricität in oder auf sich hat, stößt den, gleichfalls Harzelektricität an sich tragenden Körper ab, strebt aber dagegen denjenigen zu sich heranzuziehen, der Glaselektricität besitzt." Diese Ansichten werden hiernächst auf den Galvanismus ausgedehnt und der Verf. stellt, in seinem Enthusiasmus, die Entdeckung desselben als den Anfang einer Untersuchung dar, „welche späterhin die ganze Chemie umgestaltete, oder in der Umgestaltung erweiterte, die magnetischen Gesetze der Himmelskörper selbst verwebte und zwischen Elektricität, Chemie und Erdmagnetismus ein ewiges Band herstellte". Der Unterschied zwischen Maschine und Säule findet sich hier sehr charakteristisch hervorgehoben. Bei der Maschine erfodert die Reibung, also auch die Entstehung eine gewisse Zeit; bei der Säule ist Ruhe in der Berührung und das geheimnißvoll Entstandene ist in immerwährendem Hervorquellen. Was die Intensität der Kraft betrifft, so ist sie bei der Maschinenelektricität durch die Größe beschränkt. Bei der Säule hingegen scheint sie gar keine Grenze zu kennen, da sie mit der Menge und Größe der Elemente derselben immer fortwächst und man sich Säulen von der Höhe und dem Umfange eines Thurms bauen könnte. Dagegen aber hat sich als „trostlos" die Erfahrung gezeigt, daß die zur Construction der Säule angewendeten Metalle in kurzer Zeit oxydirt werden, wonächst die ganze Wirkung der kostbaren Einrichtung aufhört.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Eine sehr beachtenswerthe Stelle in Betreff der lappländischen Sprache und Gesittung findet sich in dem sehr schätzenswerthen Reisewerke Laing's über Norwegen („Journal of a residence in Norway"). „Die lappländische Sprache", sagt der Verf., „ist sehr reich an solchen Flexionen und Endungen, welche die verschiedenen Beziehungen der Objecte bezeichnen. So gibt es zehn verschiedene Beugungsfälle von Nennungen, die die verschiedenen Beziehungen der Gegenwart, Abwesenheit oder Entfernung ausdrücken, die in andern Sprachen durch besondere Wörter oder Präpositionen bezeichnet werden. Dennoch scheint dieser Sprache noch die schriftliche Basis zu fehlen, weil es an Zeichen mangelt, um diese abweichenden Tonwendungen schriftweise zu bestätigen. Allerdings hat man dieser Sprache einiges Studium gewidmet und es existiren Grammatiken derselben von Leem und von Prof. Rask. Allein die Bemühungen dieser Gelehrten waren keineswegs zu Gunsten der Lappländer selbst, vielmehr für unsere Sprachforscher und Philologen berechnet. Innerhalb der hundert Jahre, von 1728—1828, ist zum Nutzen der Lappländer nichts gedruckt worden als ein Katechismus, eine Übersetzung einiger wenigen Psalmen und die ersten beiden Capitel des Evangeliums Matthäi. Die Verschiedenheit der Dialekte scheint hier, sogar bei einem so wenig zahlreichen Volke, einige Schwierigkeiten darzubieten, wozu noch das zerstreute, wandernde Leben der Lappländer kommt, welches einen fortlaufenden Unterricht im Lesen und in Folge dessen eine erfolgreiche Einwirkung auf das Volk durch die Presse unmöglich macht. Die Amerikaner haben ähnliche Schwierigkeiten glücklicher überwunden. Sie haben den Irokesen Unterricht, Religion, eine gedruckte Sprache und in dieser sogar politische Zeitungen gegeben. Die Europäer haben bis auf diesen Tag den Lappländern noch nicht einmal die heilige Schrift in ihrer eignen Sprache gegeben, und wenn sie es gethan hätten, so würde das verwahrloste Volk unter diesen Umständen keinen Nutzen davon haben. Ihr ganzer religiöser Unterricht besteht gegenwärtig darin, daß sie einen Sermon in einer unbekannten Sprache anhören, die der Geistliche, Wort für Wort, gleich auf der Stelle ins Lappländische übersetzt. In der That ist es seltsam und verdrießlich zu bemerken, wie oft der menschliche Geist das Fernliegende ergreift und dagegen das ihm Zunächstliegende unberücksichtigt läßt. So waren die Dänen eine der ersten Nationen, die Missionarien in ganz entfernte Lande, nach Indien und Grönland sandten, Leute, die alle erdenkliche Gefahren, Beschwerden und Entbehrungen dort zu erdulden hatten, um widerspenstige, wilde Völker in den Elementen des Christenthums zu unterrichten, während sie doch andererseits, in ihrem religiösen Eifer, im eigentlichsten Sinne vor ihrer eignen Thür zu fegen vergaßen und ihren Nachbarn und Befreundeten, den armen Lappländern keine derartige Erleuchtung zukommen ließen."

In London ist 1836 jetzt eine Sammlung der Werke William Cowper's erschienen unter dem Titel: „The works of *William Cowper* comprising his poems, correspondence and translations, with a life of the author, by the editor *Robert Southey*" (4 Bde., 18.), eine Ausgabe, die ebenso ausgezeichnet ist durch äußere glänzende Ausstattung, wie durch sorgfältige Sammlung und Sichtung. Cowper's Leben ist an sich schon ein Gegenstand von hohem Interesse, ein Leben voll Probleme, Aufgaben und intensiv mächtiger Empfindungen. Es ist sehr viel in Cowper, was an Goldsmith erinnert. Beide besitzen dieselbe Einfachheit, aber auch dasselbe Pathos, Beide dieselbe Wendung nach dem Humor hin; allein in Cowper war eine ungebundenere und stärkere Imagination. Wenige Dichter haben mehr Vergnügen gewährt, mehr Anklänge erregt, mehr Saiten des menschlichen Gemüths angeschlagen als Cowper. Er ist einer der vorzüglichsten und ergreifendsten unter den von der Traulichkeit der Kamine und ländlichen Spaziergänge unzertrennlichen Dichtern. Es gibt wenig naturgemäße Empfindungen und Gedanken, für die sich nicht in seinen Werken ein Ausdruck, und ein befriedigender, vorfände. Auch an seinen Lebensumständen selbst und der Art und Weise, wie der Dichter sie ausdauerte, mag sich ein empfängliches Gemüth erbauen und stärken; denn Cowper war zwar kein starker Geist, aber Dasjenige, was man eine starke Seele nennt, in hohem Grade, und es war in ihm eine große Tiefe und Fülle von Treue und Liebe vorhanden. Darum hat er mannichfaches Leid ertragen und in der zähen Prüfung des Schicksals seinen Genius immerdar unbefleckt erhalten. Southey hat sein Leben in seiner bekannten klaren und glänzenden Darstellung geschildert, welche man hinsichtlich ihrer Regelmäßigkeit und des à plomb der Evolutionen mit einem wohlgeordneten militairischen Manoeuvre vergleichen kann. Eine angenehme Zugabe dieser, für die Traulichkeit der Familiencirkel ebenso sehr als für den eigentlichen Literaten berechneten Sammlung bilden die von Harvey ausgeführten trefflichen Zeichnungen, darstellend Scenen aus Cowper's Leben wie aus seinen Gedichten. H.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 14. —— 14. Januar 1837.

Affaires de Rome, par *F. de Lamennais.*

(Fortſetzung aus Nr. 13.)

Sonach kann es uns von ebenſo geringem Belang ſein, ob im Allgemeinen die begeiſterte Darſtellung der mannichfachen Segnungen dieſer Zeitſchrift und der Agence générale überhaupt, wie ſie in der von Lacordaire verfaßten Denkſchrift an den Papſt enthalten iſt, einige Unwahrheiten und Übertreibungen in ſich ſchließt. Iſt nicht jene Zeitſchrift und ihr Streben ſchon durch das gerechte Gericht der Zeit gerichtet? Warum ſoll man den für ihre Sache begeiſterten und ſelbſt in ihrem Irrthum noch aufrichtigen Männern nicht wenigſtens ihre Träume und Viſionen, nicht wenigſtens ihre Begeiſterung verzeihen?

Mindeſtens — heißt es in jener Denkſchrift an den heiligen Vater — beſtrebte ſich unſere Zeitſchrift der Sache des Chriſtenthums auf wahre und uneigennützige Weiſe zu dienen, und wahr iſt es, daß durch ſie mehre Perſonen zum wahren Glauben zurückgeführt wurden. Ein Großvicar aus A... meldete uns, daß zwei Bewohner dieſer Stadt, der eine ein Atheiſt, der andere ein antikatholiſcher Liberaler, ſich durch die Lecture des „Avenir" vollkommen bekehrt hätten. Zu L. befand ſich ein ausgezeichneter Arzt, der einen großen Einfluß auf den liberalen Theil der Einwohner beſaß; er hatte in dem entſchiedenſten Unglauben ſein ganzes bisheriges Leben zugebracht, allein die Tendenz unſerer Zeitſchrift hatte aus ihm einen dem Katholicismus ſo tief ergebenen Mann gemacht, daß man davon ſprach, er werde eine Wallfahrt nach Rom nächſter Tage unternehmen. In L. in der Schweiz erklärte ein Mitglied der Cantonsverwaltung, daß von dem Augenblick an, wo es die Übereinſtimmung der in dem „Avenir" ausgeſprochenen Doctrinen mit den Kirchenlehren eingeſehen haben würde, es dem Proteſtantismus für immer entſagen werde, und dieſe Doctrinen machten namentlich auch auf die in der Nähe des Genferſees wohnenden Landleute einen gewaltigen Eindruck. In Elſaß wurde ein Bauer, dem das Studium der Philoſophie des vorigen Jahrhunderts verdreht gemacht, binnen Kurzem durch die Leſung einiger Nummern des „Avenir" wieder auf den rechten Weg gelenkt, und er machte ſich nun, in glaubenvollem Drange auf die Beine, um in der Umgegend umherzulaufen und Mitglieder für die Agence générale einzuſammeln. Eine große Anzahl junger Rechtsſchüler und Mediciner in Paris und Toulouſe bekannten laut ihre Anhänglichkeit an unſere Doctrin und drückten uns ihre lebhafteſte Theilnahme und ihre Hoffnungen ſchriftlich aus, nachdem unſere Zeitſchrift ſuspendirt war. Mehre pariſer Studirende wandten ſich an unſere Redacteren und erſuchten ſie dringend, Vorleſungen über verſchiedene Zweige der religiöſen und politiſchen Wiſſenſchaften zu halten. Selbſt in Deutſchland ward in verſchiedenen Gegenden ein mächtiger katholiſcher Einfluß wahrgenommen. Die vornehmſten Artikel des „Avenir" erſchienen überſetzt in mehren verbreiteten Journalen, welche dergeſtalt zur Ehre und zum erneutem Anſehn des päpſtlichen Stuhls ſelbſt mitwirkten.

Man ſieht aus dieſem Bruchſtück, daß Lacordaire in ſeinem Memorial dem heiligen Vater wirklich auf ganz naive Weiſe zu Leibe geht. Wir dürfen über dieſe unbefangenen Äußerungen und kleinen Übertreibungen, über dieſes verſteckte, unſchuldige Ausposaunen der wunderthätigen Organe der neuen Lehre mit vollem Recht lächeln; denn die Exiſtenz dieſer Lehre ſelbſt iſt ſchon ein Überlebtes und Verurtheiltes, oder vielmehr war ſie von Haus aus nur ein Schattenbild. Aber dieſe Lehre, und wie ſie ſich nämlich in ihrem am Schärfſten zugeſpitzten Vertreter, in Lamennais ausnimmt, iſt pſychologiſch denkwürdig und von einem ebenſo tragiſchen Intereſſe, wie etwa in heutigen Tagen die Erſcheinung Chateaubriand's, eines an einer politiſch-poetiſchen Viſion, an einem ſüßen, gedankenvollen Bourbonentraum gebrochenen und noch ſtündlich brechenden Herzens. Um zu beweiſen, wie ſehr in gewiſſen Punkten zwei ſcheinbar ſo entgegengeſetzte Weſen ſich nahe berühren können, möge hier eine Stelle aus Chateaubriand's: „Essai sur la littérature anglaise" (Th. II, S. 391) herausgehoben werden:

Die materielle Entwickelung der bürgerlichen Geſellſchaft wird auch ihre geiſtige Entwickelung beſchleunigen. Wenn der Dampf erſt ganz vollkommen ſein wird, wenn durch ihn, in Verbindung mit den Telegraphen und Eiſenbahnen, die Entfernungen verſchwunden ſein werden, ſo werden nicht allein die Kaufwaaren mit Blitzesſchnelligkeit von einem Ende der Erde zum andern fliegen, ſondern auch die Ideen. Wenn die fiscalen und commerciellen Schranken zwiſchen den verſchiedenen Staaten ſelbſt gefallen ſein werden, ſowie ſie ſchon zwiſchen den einzelnen Provinzen eines und deſſelben Staats gefallen ſind, wenn der Salaire, der Arbeitslohn, der nichts iſt, als eine verlängerte Sklaverei, ſich mit Hülfe der zwiſchen dem Producenten und dem Verzehrer hergeſtellten Gleichheit emancipirt haben wird, wenn die verſchiedenen Länder, eines des andern Sitten annehmend, ihre nationalen Vorurtheile aufgebend, und mit ihnen die alten Ideen von Obergewalt und Eroberung, eines dem andern zum einheitvollen Bunde die Hände reichen werden, durch welche Mittel werdet ihr dann die mündig gewordene bürgerliche Geſellſchaft auf ihre alten, erſchöpften Principien zurückdrängen wollen? Bonaparte ſelbſt vermochte dies nicht. Die Freiheit und Gleichheit, denen er die unbeugſame Schranke ſeines Genies entgegenſtellte, haben ihren alten Lauf wieder eingeſchlagen und reißen ſeine Werke mit ſich fort. Die Welt der Gewalt, die er gegründet, iſt ohnmächtig geworden, ſogar ſein Geſchlecht iſt in ſeinem Sohn erloſchen. Sein Licht war nur ein Meteor

Eine Zukunft wird ſein; eine mächtige und freie Zukunft, im vollen Sinne der evangeliſchen Gleichheit. Aber es iſt noch weit bis dahin, ſo weit als der Horizont ſelbſt von uns gewölbt iſt. Man wird dahin gelangen nur durch jene unermüdliche Hoffnung, die keinem Unglück weicht, deren Flügel in dem Maße wachſen, als ihr das Ziel zu entweichen ſcheint, durch jene Hoffnung, welche Alles, und auch die Zeit überwindet, und die der Chriſt allein zu hegen vermag.

In dieſem Geiſte, ſagt Lamennais, und in dieſer ewigen Hoffnung habe die Agence générale fortbeſtanden, deren ausführlicher Proſpectus in die an den heiligen Vater gerichtete Denkſchrift miteinverleibt iſt. Nach dieſem beſtand das Conſeil der Agence générale aus neun Perſonen, deren Präſident der Abbé ſelbſt war, und aus den aſſociirten Schenkgebern (donateurs). Die Schenkung betrug jährlich 10 Francs. Für 1831 beliefen ſich die Fonds der Agence auf 31,513 Francs. Sogleich nach ihrem Entſtehen gab der Verein Petitionen an die Kammer ein, um die Freiheit des Unterrichtes nach der Charte von 1830 zu reclamiren. Solcher Petitionen gelangten nach und nach 300 an die Deputirtenkammer, mit mehr als 15,000 Unterſchriften. Demzufolge eröffnete der Verein ohne Autoriſation der Univerſität eine Schule, und drei ſeiner Mitglieder, de Chour, Lacordaire und der Graf von Montalembert übernahmen das Amt der Schulmeiſter. Dieſe Schule, in welcher ſich etwa 20 arme Kinder befanden, wurde bekanntlich von Seiten des Zuchtpoliceigerichts aufgehoben. Die Schulmeiſter wurden von letzterm dem Aſſiſenhofe übergeben; da aber inzwiſchen der Graf von Montalembert durch den Tod ſeines Vaters Pair geworden war, ſo wurde die Angelegenheit ſogar vor dem Pairshofe, dem höchſten Gericht des franzöſiſchen Staats, verhandelt. Freilich wurden die Angeklagten verurtheilt, aber die Sache der Freiheit des Unterrichtes hatte nach der Meinung der Mitglieder der Agence dennoch geſiegt. Man ſieht wol, der Glaube war ſtark. Aber nicht in gleichem Maße theilte ihn der heilige Vater, zu deſſen Füßen die Redactoren des „Avenir", nach Suspenſion ihrer Zeitſchrift, bei der immer ſtärker werdenden Oppoſition gegen ihre Doctrinen, die namentlich der „Ami de la religion" heftig vertrat, ſelbſt zu wallfahrten beſchloſſen:

Die Redactoren des „Avenir", als Repräſentanten der Agence générale pour la défense de la liberté religieuse, und betrübt über die Oppoſition, die ſie erfahren mußten, obſchon ihre Betrübniß nicht ihrer eignen Lage, ſondern nur der beeinträchtigten Kirche galt, führten aus, was ihnen ihr Glaube und das Beiſpiel der Heiligen eingab. Unterm 2. Februar 1831, an demſelben Tage, wo Gregor XVI. zum Pontificat gelangt war, ſetzten ſie zu Paris eine vollſtändige Darlegung ihrer Doctrinen auf, die unmittelbar nach Rom geſandt und zu den Füßen des heiligen Vaters niedergelegt werden ſollte. Man übergab ſie in die Hände des Miniſters Sebaſtiani, der ſie auf geſandtſchaftlichem Wege nach Rom gelangen laſſen wollte. Dies unterblieb jedoch, und als ſpäter die Redactoren davon in Kenntniß geſetzt wurden, war ihre Lage inzwiſchen um Vieles mißlicher geworden, und es gingen über das zukünftige Ergehen des Vereins allerlei ſchlimme Gerüchte. Deshalb nun entſchloſſen ſich die Redactoren, auf dem geradeſten Wege ſelbſt nach Rom zu gehen und beim heiligen Vater perſönlich die Löſung aller dieſer trüben Fragen zu bewirken. Nach einem 18monatlichen Kampfe für die Religion ſuspendirten ſie zwar mit Schmerz, aber im Vertrauen auf Gott, ihre Zeitſchrift und überließen den franzöſiſchen Katholiken auf kurze Zeit das Schlachtfeld, um eine andere heilige Pflicht zu erfüllen.

In der Nummer vom 15. Nov. 1831 äußerte ſich der „Avenir" in ſeiner gewohnten ſalbungsvollen Sprache über dies Vorhaben folgendergeſtalt:

Mit dem Pilgerſtab in der Hand wallfahrten wir nach dem ewigen Stuhl, und hier auf Knien vor dem von Chriſto ſelbſt eingeſetzten Oberhaupt der Kirche werden wir alſo zu ihm ſprechen: O Vater, neige gnädigſt deinen Blick auf einige deiner geringſten Kinder, die man der Empörung zeiht gegen deine milde und unfehlbare Kirchengewalt. Hier ſind ſie vor dir; lies du in ihrer Seele; es findet ſich darin Nichts, das ſie vor dir zu verbergen wünſchten. Wenn einer ihrer Gedanken, nur ein einziger, ſich von den deinigen entfernt, ſo verabſcheuen ſie ihn ſelbſt und ſchwören ihn ab. Du biſt allein die Richtſchnur ihrer Lehrſätze; niemals werden ſie eine andere anerkennen. O heiliger Vater, ſprich ein Wort über ſie, das ihnen Leben gibt, Leben und Licht, und ſtrecke deine Hand aus, um ihren Gehorſam, ihre kindliche Liebe zu ſegnen.

Auch hier iſt es wieder nicht die Sprache der Heuchelei, die wir vernehmen, aber es iſt der Ausdruck eines tiefen und grauenhaften Irrthums. Die Redactoren des „Avenir", die Mitglieder der Agence générale kennen ihre eignen Grundſätze; ſie wiſſen, daß ſie im unleugbaren Sinne des Worts: Renovatoren, ja Revolutionsmänner ſind, und dennoch halten ſie es für möglich, daß der römiſche Stuhl, der nur dadurch iſt, was er iſt, daß in der Kirche ſo wenig als möglich neu werde, ihnen zu ihrem ungehinderten Fortbeſtehen die Sanction ertheile. Zwar geht ihr directes Verlangen nur auf eine unbefangene Prüfung ihrer Lehrartikel. Aber wie war es möglich — ſo kann man fragen — daß ihnen der Gedanke, es werde dieſe Prüfung ihnen günſtig ſein, vorſchweben konnte? In der That, wir ſehen im Verlaufe der Selbſtbekenntniſſe des Abbé Lamennais ihn öfters reſervirend, zweideutig, ja man kann ſagen falſch werden; aber dies iſt wiederum kein ſelbſtbewußter dolus, es iſt vielmehr die Trübe des Irrthums ſelbſt, die Alles, Gutes und Schlimmes, durcheinanderſpielt und in welcher zuletzt das Subject ſogar für die richtigen Elemente einen falſchen und ſchielenden Ausdruck gewinnen muß. Dies zeigt ſich deutlich in dem zweiten und dritten Schreiben des Abbé an den heiligen Vater, wo er, anſtatt nach dem Willen des Letztern, eine abſolute Converſionsformel anzuwenden, den That- und Glaubensbeſtand in die zweideutig-trüben Unterſchiede eines „ordre spirituel" und „ordre purement temporel" hineinſpielt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Geſammt-Naturlehre für das Volk und ſeine Lehrer. Von W. Pfaff.

(Fortſetzung aus Nr. 13.)

Verbrennungsproceß. „Was gibt", fragt der Verf., auf Veranlaſſung der Betrachtung dieſes großen Naturproceſſes, „was gibt die Veranlaſſung zum Brennen? was gibt Nahrung? was gibt Wärme? was gibt Licht? was Glut? was Flamme? was wird aus den Körpern? wo finden das Licht und die Wärme ihre Heimat wieder, die geheimnißvolle,

wenn der Körper umgewandelt oder gar zerſtört worden?" Der Verf. verſichert, daß die Antworten der heutigen Phyſik auf dieſe Fragen wenigſtens bündiger ſind als Dasjenige, was unſere Vorfahren darauf zu erwidern hatten. Geſtehen wir indeß beſcheidentlich, daß eigentlich nur Worte für Worte geſetzt werden und daß wir den letzten Gründen des Vorganges nicht beſonders näher gekommen ſind. Eine befriedigende Erklärung des Verbrennungsproceſſes findet in der phlogiſtiſchen und antiphlogiſtiſchen Theorie ziemlich dieſelben Schwierigkeiten; und wenn ich mir das geheimnißvolle Zucken der ſchönen Flamme meiner Wachskerze betrachte, ſo ſcheinen mir Lavoiſier's Phraſen, mit allem ihren Selbſtvertrauen immer noch nicht ausreichend. Mir fällt dabei ſtets der wackere alte berliner Phyſiker Fiſcher (der bekannte Verf. der „Mechaniſchen Naturlehre") ein, der, wenn er von der Vergeblichkeit der Bemühungen um die Erklärung der letzten Gründe dieſes Proceſſes ſprach, gradehin behauptete, daß dem Menſchen der Sinn dafür gebreche. „Wir haben ſomit zunächſt den ſtillen und geordneten Haushalt der Erde als Gegenſtand unſerer Unterſuchung betrachtet, ein großes und umfaſſendes Ganze von Kräften und Ausſtattungen, womit ſie auf wohlthätige und wundervolle Weiſe die irdiſchen Weſen verſieht. Wir haben auch geſehen, wie, zwar mit langſamem Fortſchritte, der Menſch ſich dennoch viel Reichthum und Gaben der Erde durch Unterricht und tauſendfache Mühe erwerbe. Jetzt eilen wir, die Erde als ein größeres Ganze, als einen edeln Theil einer größern Schöpfung zu betrachten, als Glied einer Ordnung von Geſchöpfen, worin ſie eingerichtet iſt." Wir faſſen dieſe Betrachtungen unter dem Namen der phyſiſchen Geographie zuſammen. Die phyſiſche Geographie forſcht nach den Quellen der Kräfte der Erde, nach der Bildung der Erdkugel, nach ihrem Bau und den Schickſalen und Begebenheiten, welche ſich mit ihr zugetragen haben.

„Ich will", fährt der Verf. dann ſelbſtredend fort, „ich will es frei herausſagen, aber nicht das Ganze (?). Unſere Erde iſt ſelbſt ein Himmelskörper, frei ſchwebend in der unendlichen Weltluft. Sie iſt nicht ſo dunkel und lichtleer, wie wir uns manchmal vorſtellen. Wir haben Alle den Himmelskörper Jupiter geſehen, ein herrliches Geſtirn mit lichter Kreisſcheibe; wir haben auch die Venus ſogar am hellen Tage leuchten ſehen; und alſo leuchtet auch unſere Erde, wir ſind nicht Kinder der Finſterniß, und ſie würde uns, wenn wir ſie unſerſeits von der Venus oder dem Jupiter aus betrachten könnten, gleich leuchtend erſcheinen." Was hiernächſt über die Achſendrehung und Abplattung der Erde in den Polarregionen geſagt wird, iſt nicht weniger originell vorgetragen; und wir wünſchen dem Verf. nur, daß es ihm gelungen ſein möge, durch dieſe ganz eigenthümliche Vortragsweiſe recht viele Leſer zu feſſeln. „Das Menſchengeſchlecht ſteht auf Erden nicht auf einer Ebene, ſondern herumgedrängt im Kreiſe ſtehen die Menſchen alle auf einer Kugel, mit den Füßen gegen dieſer Kugel Mittelpunkt gekehrt, jeder ſeinen Zenith nach einem andern Punkte der Himmelskugel habend. Jeder ſteht dem Andern entgegen als Gegenfüßler; Jeder drehet ſich in 24 Stunden mit der Erde, von der Höhe des Himmels über den Kopf in die Tiefe ringsum, ohne Schwindel, oder ſonſt Empfindung davon zu ſpüren: die Schwere hält ihn ſicher feſt und unverſehrt, und er dünkt ſich in immer unveränderter Lage auf ſeinem Horizonte zu ſtehen." Zuweilen miſchen ſich in dieſe Beſonderheiten der Sprache aber auch ſachliche Verirrungen; und wenn es z. B. (S. 222) heißt, daß Derjenige, welcher 20 Grad vom Pol entfernt iſt, auch „eine Polhöhe von 20 Grad über dem Horizont habe"! ſo ſollten dergleichen Verſtöße in einem, „dem Volke und ſeinen Lehrern" gewidmeten Werke mit doppelter Aufmerkſamkeit vermieden ſein. Wenn ich mir die Mühe geben wollte, ſo wieſe ich dem Hrn. Verf. wol noch mehre, gleich unverzeihliche Übereilungen nach.

Nächſt der Bewegung, welche die Erde um ihre Achſe hat, wohnt ihr eine zweite, nämlich die Bewegung um die Sonne bei. „Sie erſcheint uns wieder als eine Täuſchung, gleich der erſten; denn uns kommt es im Gegentheile ſo vor, als ob ſich die Sonne an der Himmelskugel bewege, und man iſt gewohnt, die Sonne als einen Stern anzuſehen, der nur mit ungeheuerm Glanze und viel größerer Scheibe unter den übrigen Sternen einherwandere. Der Leſer iſt gewohnt, ſich die Täuſchungen zurechtzulegen.*) Hüten wir uns aber, indem wir einen gewiſſen Irrthum, z. B. die Meinung, daß ſich die Sonne um die Erde bewege, ablegen, in einen andern zu verfallen, nämlich in den, daß alle Sterne und Sternlein Sonnen wären: denn was der unendliche Urſprung, was Leben und Zweck der Fixſterne ſei, das hat uns noch Niemand gelehrt." Dieſer Anſicht pflichtet Ref. vollkommen bei. Man thut gewiß Unrecht, alle die unzählbaren Gebilde des Fixſternhimmels in die Eine Formkategorie von Sonnen mit einem Planetengefolge zu verweiſen. Zahllos wie die Geſtirne ſelbſt werden auch ihre übrigen Beziehungen ſein; und die Natur, in der Unergründlichkeit ihrer Conceptionen, hat ſich gewiß durch dieſe Eine Form, wie erhaben deren Idee an und für ſich auch iſt, nicht die Hände binden laſſen.

„Wenn man", heißt es dann ſpäter, „ſeine Blicke auf die Karten wirft, worauf die Welttheile gezeichnet ſind, die Länder, die ſie enthalten, die Meere, die Berge und Bergketten, die Seen, die Flüſſe, die Inſeln, ſo wird man ſich unwillkürlich zu mannichfachen Betrachtungen hingeriſſen finden. Entgehen kann dem Beobachter bei einem ſolchen Blicke nicht die Spur des uralten, mächtigen Kampfes zwiſchen Land und Meer. Dieſer Kampf hat nicht nur die damals lebenden Geſchlechter vernichtet, ſondern auch die Form der Erdoberfläche, und neue Welttheile und Länder geſchaffen. Die Geſtalt Amerikas, des in zwei Hälften getrennten Welttheils, wovon die eine, ſüdliche, ſich immer mehr zuſpitzt, die nördliche ſich ausbreitet, beide durch eine ſchmale Landenge miteinander verbunden, mit einem Kranze von Inſeln, welche ein großes Meer umgeben, zeigt deutlich von dieſem Kampfe, der, wie ſich Humboldt ausdrückt, „am Fuße des hohen Granitrückens gekämpft wurde, welcher im Jugendalter unſers Planeten, bei der Bildung des antiliſchen Meeres dem Einbruche der Wellen trotzte". Vom Beginne des ſüdlichen Theils, längs ſeiner weſtlichen Seite hin, erſtreckt ſich, unſern des Meeres, eine Bergkette, welche die allerhöchſten Berge und die furchtbarſten Vulkane der Erde enthält. Am einfachſten iſt gewiß der Gedanke, daß dieſer Welttheilbau durch die Fluten und ihren Kampf mit dem Kerne der Erde, zu einer Zeit und unter Verhältniſſen, darüber es unſerer Phyſik an Kenntniſſen fehlt, entſtanden ſei. Welch eine ſonderbare Maſſe zerſtreueter Inſeln bedeckt das Meer auf der weſtlichen Seite von Südamerika zum Theil bis über den Äquator hinauf! Sind dies Trümmer eines großen Feſtlandes, welches durch andere Mächte als die des Waſſers zerſtört wurde? Eine Abwechslung anderer Art zeigt Afrika. Hier tritt uns eine Geſtalt entgegen, welche ſich zwar auch gegen Süden, aber beiweitem nicht ſo entſchieden als Amerika zuſpitzt und in der Äquatorialregion dagegen ſeine Breite vergrößert; ein gediegenes, aber auffallend verſchieden gebautes Inſelſtück, ſtark mit Sand bedeckt und wenig Flüſſe und Berge im Verhältniſſe zu dem ungeheuern Flächenraum enthaltend. Aſien hinwiederum macht eigentlich ein Stück Einer Art mit Europa aus, iſt aber im Norden und Süden mit freien Inſeln verſehen, welche gleichſam ſeine Spitzen vertreten. Europa iſt merkwürdig durch Binnenmeere, welche man als Reſte jener großen Flut betrachten darf, gleichwie die kleinern Überſchwemmungen, die unter unſern Augen vorgehen, Lachen und Sümpfe zurücklaſſen. Als weitere Zeugen derſelben mächtigen Flut aber führt man die großen Wüſten und unfruchtbaren Landſtriche an, die ſich ſo häufig auf der Erdfläche vorfinden. Denn dergleichen völlig unfruchtbare Strecken ſind, bei der Leichtigkeit des Pflanzenlebens, kaum anders erklärlich als durch Fluten, welche alles der Fruchtbarkeit irgend fähige Erdreich bis auf

*) Was heißt das?

die felsige Grundlage, gleichsam das Fleisch der Erde bis auf die Knochen hinweggerissen haben. An solchen Orten scheinen selbst die innersten Keime des organischen Lebens zerstört worden zu sein.“

Diese Untersuchungen, deren Interesse Niemand bestreiten wird, führen den Verf. nun auf eine nähere Betrachtung des Meeres. Wir heben daraus hervor, daß ein viel größerer Theil der südlichen als der nördlichen Halbkugel vom Meere bedeckt ist, ein Umstand, welcher dadurch merkwürdiger wird, daß sich diese Erscheinung, den neuesten Beobachtungen zufolge, auf dem Mars wiederholt. Nimmt man dazu, daß noch andere Unterschiede zwischen den beiden Hemisphären stattfinden, welche auch auf den andern Planeten vorkommen, z. B. daß die südliche Halbkugel überall die meisten und höchsten Gebirge zeigt, so scheint es fast, daß Nord und Süd nicht blos ein mathematischer, sondern auch ein physischer Unterschied sind. Diese Idee, welche wir hier blos anregen, verdient weitere Verfolgung.

Vom Reiche Neptun's aber erhebt sich der Verf. in das atmosphärische Reich, bei welcher Gelegenheit er der Eigenschaft des Wassers, die Kohlensäure gierig einzusaugen, in einer besondern ökonomischen Rücksicht Erwähnung thut. Der vorsichtige Weinkäufer benutzt nämlich diese Eigenschaft des Wassers, um seine Keller vor Erfüllung mit der mephitischen Kohlensäure zu bewahren. Sobald der Wein in den Keller gebracht ist, setzt er auf das Faß, statt des Spunds, eine genau schließende, gebogene Glasröhre, deren eines Ende in ein Gefäß mit Wasser taucht. Die entwickelte Kohlensäure wird sodann vom letztern absorbirt und es entweicht nichts davon in die Kellerluft, sodaß der Keller, selbst wenn eine große Masse neuen Weins darin niedergelegt ist, ohne Gefahr betreten werden kann. „Übrigens“, fährt der Verf. zu den wässerigen Meteoren übergehend, sodann fort, „ist das Leben ein Kreislauf in Stufen, eine fortdauernde Veredlung von Gestalten und Wesen, ein ineinander hangendes Gewebe, welches das Ganze in ewigem Wechsel umschlingt. Die verschiedenen Classen rufen sich zur Wirksamkeit hervor, um überall die Hülle des Lebens durch ihre Veredlung vorzubereiten. Der kahle Fels überzieht sich mit faserigen Blättern und gibt bald einer größern Pflanze Wurzel und Halt; anderswo steigt ein zartgegliedertes Blättchen aus feuchter Erde und wächst, durch Verwesung sich kräftigend, bald zur stattlichen Pflanze heran. Weit größer und umfassender aber sind die Umwandlungen, welche sich auf der Erde in ihren großen Gliedern: Feuer, Wasser, Luft, ereignen. Selbst die zarteste Pflanze unterhält den Verkehr mit der Luft, indem sie Nachts Luft aushaucht; was müssen erst die Pflanzen im Großen bei ihrem Wachsthum und ihrer Ausbildung für mannichfaltige Umwandlungen in der Atmosphäre bewirken! Wir wissen, daß das Holz, chemisch betrachtet, den Kohlenstoff in sich hält; es muß also eine Umwandlung desselben durch die Lebenskraft des wachsenden Baumes eingetreten sein.“ Wenn diese Andeutungen den Gegenstand nicht erschöpfen, welches im Umfange des Buchs freilich unausführbar gewesen wäre, so dienen sie wenigstens dazu, die Aufmerksamkeit und Wißbegier des Lesers zu erregen; und in einem Buche „für das Volk und seine Lehrer“ scheint dies augenblicklich hinreichend zu sein. Auch macht der Verf. auf die Unzulänglichkeit unserer Bemühungen, in das Tiefste der Natur einzudringen, bei der bald folgenden Betrachtung der Gewitter, selbst aufmerksam. „Eine der schönsten und erhabensten, zugleich aber auch der furchtbarsten Erscheinungen in unserm Luftkreise ist das Gewitter. Die Ursache der Gewitter ist die Elektricität; die Beantwortung der Frage aber: Was ist Elektricität? erlasse mir der Leser. Wir wissen, daß ein Wesen oder eine Kraft existirt, welche sich auf die angegebene Weise, anziehend und abstoßend, kräftigend und schwächend, hervorbringend und vernichtend, äußert; wir wissen die von der Natur uns gegebenen Erscheinungen künstlich nachzuahmen, wir locken Funken hervor, ähnlich dem Blitze, begleitet von einem dem Donner vergleichbaren Schalle; wir haben gelernt das Dasein dieser Kraft auch in geringster Ausdehnung zu erkennen, sie zu sammeln und festzuhalten; wir wissen, daß da, wo sie sich findet, immer zwei verschiedene, einander entgegengesetzte, zur Verbindung geneigte Glieder vorhanden sind, die aber, sobald sie sich wirklich verbunden haben, plötzlich unsern Sinnen entschwinden: alles Dieses wissen und sehen wir. Aber wer diese beiden Geschwister sind, wie sie die Natur trennt und wiedervereinigt, warum manche Körper vorzugsweise die eine oder die andere dieser Kräfte zu erregen vermögen, wo ihre Entstehung zu suchen ist: alle diese und noch viele andere Fragen können wir ebenso wenig beantworten, als es uns bekannt ist, woher die schöpferische und erhaltende Kraft der Natur überhaupt kommt und warum sie sich grade so und nicht anders äußert. Es gehört dieser Theil der Physik zu dem vielen Unerklärlichen der Wissenschaft, welches der bescheidene Forscher zwar zum Vorschreiten benutzen kann, dessen Erklärung ihm aber für dieses Leben nie gelingen wird.“ Mit dieser Ansicht wird sich die bescheidene Naturforschung gewiß einverstanden erklären.

(Der Beschluß folgt.)

A home tour through the manufacturing districts of England, in the summer of 1836. By *Sir George Head*. London 1836.

Von Meisterhand wird uns hier eine Reise durch eine sehr interessante Fabrikgegend Englands geschildert, denn wir müssen es gestehen, in Reisebeschreibungen haben die Engländer eine eigne Gewandtheit, und ihre weitschweifige, aber lebendige Beschreibung oft geringfügiger Gegenstände und Ereignisse, die uns unter andern Umständen oft langweilt, ist hier von eigenthümlichem Interesse. Sir G. Head besuchte und beschreibt die technischen und Naturmerkwürdigkeiten von Liverpool und seinen nächsten Umgebungen, von Southport, Chester, Manchester, Warrington, St.-Helens, Burton, Matlock, Halifax, Wakefield, Walton Hall, Leeds, Selby, Goole, Hull, Holderneß, Scarborough, Whitby, Stockton am Tees, das Dinsdale Spa, Hartlepool, Sunderland, Newcastle, den Carlisle- und Annankanal, die Shaw-Wasserwerke und Greenoch, Allonby, Workington, Kendal, Whitehaven und Preston. Aber nicht allein über das Gewerbswesen und die natürlichen Merkwürdigkeiten der Gegenden und Orte, welche der Verf. besuchte, macht er interessante und lehrreiche Bemerkungen, sondern auch über Menschen, Wirthshäuser, über die verschiedenen Arten des Reisens in England, auf den Posten, auf Kanälen, Eisenbahnen u. s. w. Ein umsichtiger Bearbeiter würde auch ein für Deutschland sehr interessantes Werk durch eine Übersetzung des vorliegenden darstellen können. 78.

Notiz.

Französische Geographie.

Bekanntlich haben die Einwohner von Bona, der französischen Colonie in Algier, sich französische Civilgesetze und Einrichtungen statt ihrer einheimischen erbeten. Daher scheint in Frankreich jetzt Bona bekannter zu sein, als Bonn am Rhein, wie folgendes Ereigniß beweist. Kürzlich wurde in einer namhaften Stadt im Departement der obern Alpen ein Brief zur Post gegeben mit deutscher Adresse, dabei aber mit französischer, deutlicher Ortsbezeichnung: Bonn (Prusse Rhénane). Er kam auch in Bonn an, aber durchstochen und in Essig getränkt und mit der Bemerkung, daß die Desinficirung in Marseille geschehen sei. Er war nämlich nach Bona gelaufen, wo man darauf bemerkt hatte: Prusse n'est pas en Afrique. 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 15. — 15. Januar 1837.

Affaires de Rome, par *F. de Lamennais.*

(Fortſetzung aus Nr. 14.)

Die Redactoren des „Avenir" warteten in Rom lange vergebens auf eine Entſcheidung in Betreff ihrer dem Papſt demüthigſt vorgelegten Denkſchrift, in welcher ſie ſich außerdem noch ganz beſonders hatten angelegen ſein laſſen, den gänzlichen Verfall der katholiſchen Kirche, namentlich in Frankreich, ausführlich darzuſtellen und ihre vielfachen Bedrückungen und Leiden durch alle Regierungsveränderungen hindurch, von der erſten Revolution an bis auf die Julitage, mit den lebhafteſten Farben zu ſchildern. Endlich eröffnete ihnen der Cardinal Pacca in einem kurzen Handſchreiben, daß der heilige Vater ihnen keine Audienz ertheilen, allein demnächſt die nachgeſuchte Prüfung ihrer religiöſen Grundſätze vornehmen wolle. Die Redactoren entſchloſſen ſich alſo zur Rückkehr nach Frankreich. In dieſer Zeit, verſichert uns der Verfaſſer dieſer „Affaires de Rome", die freilich die gehegte Hoffnung gänzlich zu täuſchen ſchienen, daß ſeine Seele ſehr ſchmerzbewegt geweſen ſei. Als einen Ausdruck dieſer ſchmerzlichen Empfindungen können wir den nachſtehenden Erguß über die heilige Roma betrachten.

Man hat Rom das Vaterland aller Derjenigen genannt, die kein Vaterland hätten. Ich begreife nicht, wie es für irgend Jemand ein Vaterland ſein kann, in dem einmal gültigen Wortſinne. Nicht als ob Rom auf keine Weiſe den Fremdling zu feſſeln wüßte, obgleich man anfangs wenig oder nichts von dieſer Anziehungskraft verſpürt. Man empfindet in den erſten Tagen ſeines dortigen Aufenthalts eine gewiſſe tiefeingreifende Langeweile, eine wüſte und läſtige Traurigkeit. Bei jedem Schritte berührt der Fuß die Trümmer und ſtört die Aſche auf von Menſchen aller Gattungen und Weltgegenden, die ſeit 30 Jahrhunderten hier auf dieſer Stätte der Größe und der Verwüſtung, ſei es als Sieger oder Beſiegte, als Herren oder Sklaven gewohnt haben. Man erkennt noch in dieſem verwirrten Trümmerhaufen die Spuren der verſchiedenen Völker und Zeitalter, und über dieſen allen webt ein ſeltſamer Grabesduft, der die Seele in Träume des ewigen Schlummers betäubend einwiegt. Man kann dorthin wol kommen um zu ſterben, aber nicht um zu leben, denn von Leben, was man Leben heißt, findet ſich hier kaum ein Schattenbild. Keine Bewegung, es müßte denn das Hin- und Herwimmeln einer in kleinlichen Intereſſen befangenen Menſchenrace ſo genannt werden, die, gleich Würmern in einem Grabmal, im Schooſe der Finſterniß ſich umhertreiben. Macht und Volk ſind nur Phantome der Vergangenheit. Die königliche Stadt ſitzt nun mitten in einer Wüſte und iſt eine Stadt des Todes geworden; er iſt es, der hier Herrſcher iſt, in ſeiner ganzen furchtbaren Größe.

Die Rückkehr der Mitglieder der Agence fiel grade in die Zeit, wo die Verhandlungen Rußlands mit dem päpſtlichen Stuhle im Betreff der noch nicht beigelegten polniſchen Angelegenheiten ihren Anfang nahmen; Verhandlungen, die das bekannte päpſtliche Breve an die polniſchen Biſchöfe, vom Juli 1832 datirt, zur ſpätern Folge hatten. Die römiſche Staatszeitung ſpielte während dieſes Kampfes ihre Rolle ganz im Intereſſe jener Macht, die dem Papſte das Anerbieten einer Occupationsarmee zu Deckung ſeiner Grenzen gemacht hatte. Sobald der Kampf entſchieden, ward auch der Standpunkt der römiſchen Staatszeitung ein ſelbſtändig-verdammender.

Kein Wunder — ſagt der Abbé — daß man über dieſen höhern Intereſſen uns und unſere Zeitſchrift vergaß. Doch war es an uns, nun einen entſcheidenden Schritt zu thun, und wir kündigten deshalb auf Anrathen einiger einflußreichen Männer unſere Abſicht, nach Frankreich zurückzukehren und dort unſere Arbeiten fortzuſetzen, öffentlich an, in der gewiſſen Erwartung, daß auf dieſen Schritt irgend etwas von Seiten des römiſchen Stuhls erfolgen werde. Es war im Monat Juli, an einem Abend, als wir Rom verließen. Von den Höhen, welche das Tiberbecken beſtreichen, warfen wir einen letzten, traurigen Blick auf die ewige Stadt. Der feurige Glanz der untergehenden Sonne beleuchtete die Kuppel der St.-Peterskirche, ein flammendes Bild des vormaligen Glanzes des Papſtthums ſelbſt. Bald entſchwanden die immer farbloſer werdenden Gegenſtände gänzlich in der zunehmenden Finſterniß. Beim zweifelhaften Schein des abendlichen Zwielichts unterſchied man noch hier und dort einen auftauchenden Gegenſtand, den ſich hinziehenden Weg, die Trümmer der Grabmäler. Kein Lüftchen bewegte die ſchwere, ſchwüle Atmoſphäre, nicht ein Grashalm wiſperte. Nichts als der einförmige Ton von unſerm Fuhrwerk, daß ſich langſam und knarrend in der wüſten Ebene dahinſchleppte.

Wir bedauern aufrichtig, in unſern Auszügen in Betreff der Schilderungen, die der Verf. von ſeiner Rückreiſe macht, nicht ausführlicher ſein zu können. Sein Weg führte über Orvieto, den See von Bolſena, Siena, Florenz, Ferrara u. ſ. w., Städte, über die er in mannichfacher Hinſicht ein ſchönes und gediegenes Urtheil fällt. Überhaupt liegt in Lamennais' Schilderungen von Örtlichkeiten ein eigner wehmüthiger Reiz. Es iſt ihm keine Stätte ſo reizend, daß er nicht den nagenden Wurm erblicken ſollte, der darunter verborgen iſt. So wird ſeine Lobpreiſung ſelbſt zur Wehklage, zur Jeremiastrauer. Über Venedig ſagt er:

Der Eindruck, den dieſe Stadt hervorbringt, übertrifft

jede Erwartung; ein Eindruck, der sich keineswegs blos auf die Natur- und Kunstschönheiten bezieht. Mehre Städte Italiens stehen Venedig in dieser Hinsicht vollkommen gleich. Aber verschieden von Allem, was man bisher gesehen, erscheint es wie eine Art Traumbild, wie eine Vision der Einbildungskraft. Das Meer, auf welchem es zu schwimmen scheint, das Netz von Kanälen, die es, gleich dem Geäder eines Blattes, nach allen Richtungen durchziehen, seine leichten scherzenden Gondeln, die sich buntfarbig auf den glänzenden Wogen durchkreuzen, die fast arabische Architektur seiner Paläste, deren Fuß sich im Gewässer badet, sein halb orientalisches Ansehn, die wollüstige Milde der Luft und noch tausend andere Einflüsse, die sich eher empfinden als beschreiben lassen, versetzen die Sinne und die Phantasie des Beschauenden in eine sonderbare Unruhe, in eine gewisse sanfte Berauschung und Verzauberung.

Manches, was der Verf. in der Kürze über Tirol, über Baiern hinwirft, ist uns unmöglich im Auszuge mitzutheilen, sogern wir es auch thäten. Bei dieser Versicherung der Unmöglichkeit müssen wir den Leser bitten sich zu befriedigen. In München traf die Rückkehrenden die Resolution aus Rom, auf Befehl des Papstes durch den Cardinal Pacca ihnen nachgesandt. Das darauf bezügliche Schreiben des Cardinals, vom 16. August 1832 datirt, ist als Actenstück beigegeben. Es lautete, wie sich erwarten ließ. Der römische Stuhl verwarf die Doctrinen der Agence générale in Betreff der bürgerlichen Freiheit, der Freiheit des Cultus und der Presse gänzlich; insbesondere aber die „Acte d'union proposé a tous ceux, qui malgré le meurtre de la Pologne, le démembrement de la Belgique, et la conduite des gouvernemens, qui se disent libéraux, espèrent encore en la liberté du monde et veulent y travailler". Alle diese Plane und Ideen aufzugeben, ermahnte der Cardinal den Abbé väterlich, dafür aber, seinem eignen früher gegebenen Versprechen gemäß, „nach dem Gebote des Heilands selbst den Kindlein nachzuahmen durch Unterwerfung ohne Vorbehalt unter die Kirchengewalt des Statthalters Christi".

Kaum nach Frankreich zurückgekehrt, erließen demzufolge die Redactoren nachstehende Erklärung:

Die Unterzeichneten, Redactoren der Zeitschrift „Avenir", Mitglieder des Ausschusses der Agentur für Vertheidigung der religiösen Freiheit, gegenwärtig zu Paris, überzeugt, daß sie in Folge des von Seiner Heiligkeit Gregor XVI. unterm 15. August 1832 an sie erlassenen Breve ihre Arbeiten nicht länger fortsetzen können, ohne mit dem ausdrücklichen Willen des Statthalters Gottes und seiner Kirche in Widerstreit zu gerathen, begeben sich des Schauplatzes, auf welchem sie während zweier Jahre gewirkt, und fodern alle ihre Anhänger und Freunde auf, ihren Brüdern ein gleiches Beispiel christlicher Unterwerfung zu geben. Diesem zufolge wird die Zeitschrift „Avenir", bisher seit dem 15. Nov. 1831 suspendirt, fortan nicht mehr erscheinen, auch betrachtet sich die Agence générale von diesem Tage an als aufgelöst.

Wir übergehen nun die mancherlei folgenden Verhandlungen zwischen dem päpstlichen Stuhle und dem Abbé Lamennais, die nur dessen persönliches Glaubensbekenntniß betrafen. Das Hauptsächliche in diesen Verhandlungen, wobei der Abbé theils durch Mittelspersonen, theils durch eigne Schreiben an den heiligen Vater verfuhr, war, daß der römische Stuhl auf einer unvorbehaltlichen Unterwerfung bestand, die ihm in den drei Hauptsätzen der Erklärung Lamennais'

1) Soumission d'esprit aux décisions du foi,
2) Soumission du fait aux lois de discipline,
3) Distinction des deux sociétés spirituelle et temporelle, et dans celle-ci indépendance à l'egard de la puissance ecclésiastique

beiweitem nicht enthalten zu sein schien. In der That hieß es auch dem römischen Stuhle zu viel zumuthen, wenn er auf die letzte etwas unklare Distinction eingehen sollte. Auf das Gemüth des Abbé selbst machten jene trüben und verworrenen, ewig hin- und herschwankenden und unsichern Zustände einen sehr niederschlagenden Eindruck. Er sehnte sich nach Ruhe und zog auf das Land. Hier entstanden die „Paroles d'un croyant".

Ich schrieb dies Buch — sagt der Verf. — zu meiner eignen Gemüthserleichterung, und es war anfangs keineswegs für den Druck bestimmt. Allein ein Blick auf die täglich wachsenden Zeitübel, sowie auf die überhandnehmende Erschlaffung mancher von Haus aus thatkräftigen Naturen, endlich die Nothwendigkeit, nach all diesem Schwanken meinerseits endlich einen festen Standpunkt in den Augen des Publicums zu gewinnen und mich vor demselben wegen meiner Nachgiebigkeit gegen den römischen Stuhl zu rechtfertigen, dies Alles zusammengenommen bestimmte mich zur Veröffentlichung.

Diese vertheidigt der Verf. auch in einem Schreiben an den Erzbischof von Paris, von dem ihm in Betreff jener famosen Schrift ein sehr freundliches, väterliches Schreiben zugekommten war. In dem dies Buch betreffenden päpstlichen Circularschreiben, das gleichfalls als Actenstück beiliegt, findet sich unter andern folgende Stelle:

Refugit sane animus, ea perlegere, quibus ibidem auctor vinculum quodlibet fidelitatis subjectionisque erga principes disrumpere conatur, face undequaque perduellionis immissa, qua publici ordinis clades, magistratuum contemptus, legum infractio grassetur, omniaque et sacra et civilis potestatis elementa convellantur. Hinc novo et iniquo commento potestatem principum, veluti divinae legi infestam, imo opus peccati et Satanae potestatem in calumniae portentum traducit, praesidibusque sacrorum easdem ac imperantibus turpitudinis notas inurit ob criminum molitionumque foetus, quo eos somniat inter se adversus populorum jura conjunctos. Neque tanto hoc ausu contentus, omnigenam insuper opinionum, sermonum conscientiaeque libertatem obtrudit, militibusque ad eam a tyrannide, ut ait, liberandam dimicaturis fausta omnia ac felicia comprecatur.

Nicht blos der römische Stuhl, auch die Welt hat über Lamennais' Buch streng gerichtet, und sie hat Recht daran gethan. Dies Buch, wie es so in seiner unverhüllten Blöße von dem Verf. hingestellt wurde, war eine große Verirrung, deren eigenthümliche Verschuldung ausführlich nachzuweisen hier nicht der Ort ist. Auch die Form dieses Buchs (wir sprechen von den „Paroles d'un croyant") war eine ebenso unstatthafte. Dies ist nicht der Ton, worin man seine Überzeugung, welcher Art sie auch sein mag, vortragen muß. Ein solches Predigen in biblischen Phrasen ist verwerflich. Es liegen in diesen monotonen Wendungen keine Beweise, nicht einmal der Grund zu der Vermuthung, daß die Meinung des Predigenden aufrichtig sei. Auch mußte es dem Verf. schon während seiner Arbeit klar werden, daß so vorgetragene Neuerungen keine Wurzel fassen können. Es ist die Zeit nicht mehr, wo Redner durch die bloße formelle Kraft

des Wortes hinreißen. Auch die Menge iſt vernünftiger geworden und will in allen Dingen wenigſtens überzeugt ſein. Wenn wir einer Stelle in der vorliegenden Schrift die richtige Deutung geben, ſo iſt wenigſtens die Denkweiſe von Lamennais ſeitdem ruhiger und inſichgekehrter geworden, wenn wir auch keinen Grund haben, anzunehmen, daß er in ſeinen einmal gefaßten Grundſätzen Weſentliches geändert. Dieſe Stelle lautet ſo:

Ich habe mit unverfälſchter Treue und ohne allen heftigen Widerſpruchsgeiſt Thatſachen (es iſt eben vorher von den Wirkungen die Rede geweſen, die die „Paroles d'un croyant" gehabt) berichtet, welche der Welt mitzutheilen ich mich veranlaßt fühlte; ich habe mit ihrer Bekanntmachung gezögert, bis die Leidenſchaften ſich abgekühlt. Jeder wird daraus nach ſeiner Überzeugung und nach ſeinem Gewiſſen Schlußfolgen ziehen. Ich ſelbſt habe weder die Anmaßung noch die Abſicht, ja nicht einmal den Wunſch, irgend einen Einfluß auf die Meinung Anderer zu gewinnen. Jede wahre Überzeugung verdient Achtung, und das Gewiſſen des Menſchen muß auch ein Heiligthum für andere Menſchen ſein, ein Aſyl, wohin nur Gottes richtende Allgegenwart dringt. Ich geſtehe es, daß es mich große Überwindung gekoſtet, ſo anhaltend von mir ſelbſt zu ſprechen; es iſt das erſte Mal, daß dies geſchieht, und wird gewiß auch das letzte Mal ſein. Mag in Zukunft geſchehen und geſchrieben werden, was da will, ich werde mich jeder Erwiderung enthalten. Dieſe Art von Discuſſion, in welche ich mich wider meinen Willen verwickelt ſah, reizt mehr auf, als daß ſie aufklärt, und erfreut ſich ſelten eines heilſamen Reſultats. Es gibt einen beſſern Gebrauch, den man vom Leben machen kann.

(Der Beſchluß folgt.)

Die Geſammt-Naturlehre für das Volk und ſeine Lehrer. Von W. Pfaff.

(Beſchluß aus Nr. 14.)

Der Verf. betritt hiernächſt das Gebiet der Geologie und beſchreibt auf dieſe Veranlaſſung die Höhle oder Grotte von Antiparos mit einer ſolchen Lebendigkeit, daß wir dieſe Schilderung zum Ergötzen der Leſer in unſern Auszug aufnehmen müſſen. „Durch die Pracht ihrer Stalaktiten", erzählt er, vielleicht aus eigner Erinnerung, „iſt die Grotte von Antiparos, einer kleinen Inſel im griechiſchen Meere, berühmt. Die Öffnung dieſer Höhle iſt in der Nähe der von Klippen erfüllten See und liegt am ſteilen Abhange der Inſel, angezeigt durch einen ungeheuern Stalaktiten, der gleichſam als Thürſteher die gähnende Kluft zu bewachen ſcheint. Anfangs geht der Weg ohne große Gefahr nur etwas ſteil abwärts; behängt iſt derſelbe mit einer zahlloſen Menge blendend weißer Kryſtalle und Stalaktiten, die, vom Fackellichte beleuchtet, einen wunderbaren Glanz verbreiten. Bald jedoch wird der Weg ſchwieriger, und der eifrigſte Bewunderer der Natur findet beinahe keine Freiheit mehr zur Bewunderung der ihn umgebenden Schönheiten. Am Fuße eines ſteilen Abhanges aber erhebt ſich hiernächſt eine ſchön gewölbte Grotte, von deren hohem Dome Tropfſteine in allen nur möglichen Figuren herabhangen; Geſtalten von Thieren und Menſchen, Bäumen, Sträuchern, und was die Phantaſie ſonſt nur Erſinnliches zuſammenſetzen kann, geben dem Ganzen das Anſehn eines Wunderpalaſtes, wo irgend eine bösartige Circe alles ihr Nahende in Stein verwandelt hat. Alles dieſes iſt aber nur der Anfang. Von hier geht es auf Leitern immer tiefer hinab in mehre kleinere Höhlen, deren Wände aus gefärbtem Marmor, glatt wie durch Menſchenhand polirt, beſtehen und wiederum einen herrlichen Anblick gewähren. Beim tiefern Hinabſteigen wird die Dunkelheit immer größer, und ich fing ſchon an, den Muth zu verlieren, als ſich einer der Führer zu mir drängte, mir die Hand dicht vor die Augen hielt und mich ſo eine Zeit lang weiter leitete. Plötzlich zog er mir dann die Hand von den Augen hinweg, und mein Erſtaunen und Entzücken in dieſem Augenblicke läßt ſich nicht mit Worten beſchreiben. Denn ich befand mich nunmehr erſt in der eigentlichen Grotte von Antiparos, welche man unterdeß mit vielen Fackeln beleuchtet hatte und die ſo einem wahren Feenpalaſte glich. Dieſe Grotte iſt etwa 400 Fuß breit, 350 Fuß lang, und ſcheint durchgängig gegen 180 Fuß hoch zu ſein. Dieſe ungeheuere Wölbung denke man ſich ganz mit dem glänzendſten weißen Marmor überzogen. Von der Decke hangen eiszapfenförmige Maſſen deſſelben ſchönen weißen Marmors herab, zuweilen zehn Fuß lang, und oben mannsdick. Dazwiſchen ſchlängeln ſich Tauſende von Feſtons aus Blumen und Blättern von der nämlichen Maſſe, aber einem ſolchen Glanze, daß man den Anblick kaum ertragen kann. Alle Wände ſind mit Inkruſtationen in tauſendfachen Formen beſetzt; und dies Alles bildete ſich im Laufe der Jahrhunderte aus ſteinhaltigem Tropfwaſſer. Merkwürdig erſcheint zumal eine kleinere Seitenhöhle, welche ganz einem Schlafgemache gleicht, und vor welcher ſich ein ſolcher Marmorvorhang von der blendendſten Weiße ausbreitet. — Dies iſt die Höhle von Antiparos, mit deren Beſchreibung man gar nicht fertig werden würde, wenn man auf das Detail aller ihrer Wunder eingehen wollte."

Wie wenig hinlänglich dies Eindringen in die Höhlen der Erde aber iſt, um eine genauere Kenntniß der innern Beſchaffenheit des unermeßlichen Körpers zu begründen, das geſteht der Verf. bald nach der vorangehenden reizenden Beſchreibung beſcheiden ſelbſt ein. „Ich habe", ſagt er in dieſem Bezuge, „die verſchiedenen Verhältniſſe angegeben, unter welchen ſich die Erdrinde dem Menſchen, ſoweit er ſie unterſuchen kann, vor Augen ſtellt. Aber auch hier zeigt ſich bald die Unzulänglichkeit der menſchlichen Hülfsmittel. Wol ſteigen wir hinab in die Gruben der Bergleute, oder in die von der Natur ſelbſt gebildeten Höhlen, und erforſchen mit Hammer und Meiſel einige Beſtandtheile der Erdkugel, die wir in unſerm gelehrten Übermuthe ihre Fundamente nennen; wol bieten wir den Gefahren Trotz, welche einbrechende Waſſer, böſe Wetter, zuſammenſtürzende Gewölbe drohen: und doch, wie eigentlich gering iſt die Ausbeute aller dieſer Anſtrengung und Kühnheit! Der Bergmann erzählt vom Berggeiſte, der ihn zurückſchreckt, der ſeine Untergebenen herbeiruft, um die Schätze der Tiefe vor dem unerſättlichen Geize der Menſchen zu bewahren; er erzählt den ſtaunenden Kindern oder dem wißbegierigen Fremdlinge von der blauen Flamme, durch welche der Gnome den Unvorſichtigen in die Tiefe verlockt und dort mit dem undurchdringlichen Geſtein umſchließt, aus dem kein Entkommen möglich iſt. In Bildern ſpricht hier der poetiſche Volksglaube Daſſelbe aus, was der Gelehrte mit beſtimmtern Worten die Endlichkeit des menſchlichen Geiſtes, die Geringfügigkeit ſeiner Kräfte, der unendlichen Gewalt der Natur gegenüber, nennt. Allerdings ſind die Schätze ungeheuer, welche das menſchliche Beſtreben aus der Tiefe zu Tage gefördert hat; aber unendlich iſt die Maſſe des noch Begrabenen, und wenn uns unſere Bemühungen auch einigen Aufſchluß über die Innerbeſchaffenheit der Erde geben, ſo bleibt doch noch ſo viel zu erforſchen, daß das Erforſchte dagegen gleichſam verſchwindet."

Der Übergang von dieſen, ein inneres Leben des Erdkörpers ankündigenden Betrachtungen zum organiſchen Leben, zum organiſchen Reiche, iſt leicht gemacht; der Verf. handelt aber darüber nur ſehr kurz, eine Ungleichheit, an welcher, wie wir aus einer Anmerkung erſehen, der während des Drucks des Manuſcripts eingetretene Tod des Verf., wodurch wol noch mehr entſchuldigt wird, Schuld iſt.

Eine Geſchichte der Erde und ein Abſchnitt über das Weltgebäude und unſer Sonnenſyſtem machen hiernächſt den Schluß des Werks. „Ich habe", ſo äußert ſich der Verf. bei dieſem Schluſſe, „meine Leſer durch das Gebiet der Naturlehre geführt und verſucht, ihnen ein anſchauliches Bild von den verſchiedenen Erſcheinungen zu geben, welche ſich uns in der Natur

darbieten, gleichwie die Gesetze deutlich zu machen, nach welchen jene Erscheinungen erfolgen. Sodann habe ich mich zum Erdkörper besonders gewendet und untersucht, in welchem Zusammenhange die natürlichen irdischen Begebenheiten mit den Ereignissen am Himmel stehen, welche wir täglich gewahren. Hiernächst durchforschte ich Länder und Meere, die uns umschwebenden Lüfte und die Tiefen der Berge, um Klarheit über die Beschaffenheit der Oberfläche der Erde, gleichwie über ihr Inneres, über ihre Entstehung und ihre Revolutionen zu bekommen. Endlich wandte ich die Blicke nach oben zum Heere der ewigen Gestirne, um sie nach ihren besondern Verhältnissen und ihrem Zusammenhange mit unserer Erde zu befragen. Was ist nun das Resultat aller dieser Forschungen? Dies ist die Frage, welche sich zum Schlusse aufdrängt, und ich versuche im Folgenden die Antwort. Eine allgewaltige Kraft ist es, welche die ganze erschaffene Welt durchströmt, welche sich äußert im geringsten Wurm, im unbedeutendsten Sandkorn wie im edelsten Geschöpfe der uns bekannten lebenden Welt, dem Menschen, und im harmonischen Laufe ganzer Welten. Es ist die Kraft des Unendlichen. Diese Kraft hat das ganze Weltgebäude errichtet und erhält es; alle Naturerscheinungen beziehen sich am Ende auf dieselbe. Die verschiedenen Kräfte, von welchen der Physiker spricht, sind unerklärbare Äußerungen dieser Urkraft, gelegt in die organische und unorganische Welt zur selbständigen, regelmäßigen Entwickelung. Alles Erschaffene hängt, durch unsichtbare Fäden verbunden, eng zusammen; alle Ereignisse sind bedingt durch diesen Zusammenhang und wirken auf den Einen Zweck, die Ausbildung des Vorhandenen, hin. Die Vernichtung und Zerstörung einzelner Glieder dieser Kette hat zum alleinigen Zweck den Fortschritt des Ganzen, wie er eben angedeutet ist. Dieser Zusammenhang zeigt sich zunächst an den Gliedern unsers Erdkörpers; er geht aber über diesen hinaus und erstreckt sich in Weiten, welche für uns unbegreiflich sind. Die Sonne ist der Körper, dessen Anziehungskraft die Planeten in ihren Bahnen erhält; sie ihrerseits mit noch viel tausend andern Sonnen bewegt sich in Begleitung jener Trabanten wieder um eine höhere Macht, und alle diese Sonnenkörper mit ihrem Centralkörper haben wieder eine Bewegung um Körper noch höherer Ordnung. Alle diese Weltkörper sind bewohnt; denn daß dort keine Geschöpfe existiren, das könnte nur Derjenige behaupten, welcher vermögend wäre zu glauben, das ganze Weltall sei nur für ihn geschaffen. Das Weltgebäude selbst scheint für die Ewigkeit geschaffen; der Glaube an einen einstmaligen Untergang der Welt, wie man denselben gleichwol bei allen Völkern verbreitet findet, entspringt nur aus der Endlichkeit und Vergänglichkeit des menschlichen Wesens, welches dieses Gefühl seiner Schwäche auf die Weltkörper überträgt. Sollte aber einem Weltkörper je der Untergang drohen können, so wäre auch diese Katastrophe nur der Übergang zu einem vollkommenern Zustande, wie wir überall, wohin unser Auge blickt, Alles vom Tode zum Leben, vom Körper zum Geiste, von der Nacht zum Lichte streben sehen."

„Auch die vorliegenden Blätter sollen dienen, manches weniger Bekannte aufzuklären, manchen Irrthum zu zerstreuen und den Leser mit dem Gedanken an den Fortschritt vom Niedern zum Höhern, an die unzerreißbaren Bande vertraut zu machen, durch welche der Mensch mit der ganzen Natur verkettet ist."

Der Verf. scheidet vom Leser mit dem Wunsche, daß sich die Liebe zur Natur, der Trieb zur Erforschung ihrer Geheimnisse in immer größerm Kreise verbreite; daß sich aber mit der Ausbreitung solcher Kenntnisse auch ein demüthiger Sinn verbinde und Ehrfurcht vor der Alles schaffenden und erhaltenden Kraft, welche sich überall thätig erweist, im Lebendigen wie in dem Todten.

Ref. kann zu dieser Peroration, welche ihm aus dem Herzen geschrieben ist, nur ein inniges Amen! sagen, und sie macht in seinen Augen Manches von Demjenigen wieder gut, was die wunderliche Anordnung und der noch wunderlichere Styl des Buchs verderben hat und worauf im Laufe der Anzeige deutlich genug hingewiesen worden ist.*) 62.

Notizen.

Seit Ermäßigung des auf den englischen Zeitungen liegenden Stempels hat der Absatz der liberalen Blätter bedeutend zugenommen; fast alle neuentstandene Journale kündigen sich als Vertreter bürgerlicher und religiöser Freiheit an.

Der in Edinburg herauskommende „Scotsman" hatte wenige Wochen nach Einführung des neuen Stempels noch einmal so viel Abnehmer als vorher. Dasselbe ist mit dem „Aberdeen herald", dem Hauptorgan der liberalen Partei im nördlichen Schottland, mit dem „Dundee advertiser" und fünf bis sechs andern Blättern der Fall. In York, Windsor, Brighton, Bath, Durham u. s. w., wo man den Torysmus herrschend glaubte, hat jetzt der Radicalismus die Oberhand.

In Leeds, wo der Liberalismus entschieden herrscht, ist der Absatz des „Leeds Mercury" von 5700 auf 8000 Exemplare gestiegen, eine Zahl, die noch keine Zeitung in der Provinz erreicht hat. Die „Leeds times", ein ultraradicales Blatt, hat seit Einführung des neuen Stempels noch einmal so viel Abnennten, gegenwärtig über 2000. In Liverpool ist der stärkere Absatz der liberalen Blätter um so merkwürdiger, als das Stück einer dortigen Zeitung 5 Pence kostet statt 4½ und 4, wie, London ausgenommen, anderwärts allenthalben. Unter dem alten Stempel wurden von dem „Liverpool Mercury" 3600 Exemplare abgesetzt, unter dem neuen bereits 4721. In demselben Verhältnisse hat der Absatz des „Liverpool Albion", „Liverpool Journal" u. s. w. sich vermehrt. Übrigens sind vor Kurzem auf einmal noch zwei neue Blätter in Liverpool herausgekommen.

In Manchester ist der Preis der liberalen Zeitungen auf 4 Pence ermäßigt worden; ein sehr billiger Preis, wenn man die Größe des Formats und die Sorgfalt und Geschicklichkeit, womit diese Blätter redigirt werden, erwägt. Der Absatz des „Manchester and Salford advertiser", des Hauptorgans der Radicalen von Lancastershire, ist unter dem neuen Stempel von 2000 auf 3000 Exemplare gestiegen.

In keiner englischen Stadt haben seit der Reformbill liberale Ansichten sich schneller ausgebreitet als in Hull. Der daselbst herauskommende „Adverti-er" gewinnt jede Woche eine beträchtliche Anzahl neuer Abonnenten. Die Nummer wird für 4 Pence verkauft. Die Eigenthümer dieser Zeitung geben jetzt unter dem wohlfeilen Stempel noch eine solche zu 3 Pence zur Aufklärung der arbeitenden Classen heraus. In Hull erscheinen übrigens drei liberale Blätter und ein Torysblatt. Newcastle und Sheffield haben jedes drei Zeitungen, Bristol fünf, worunter zwei Torysblätter.

Das pariser Findelhaus hat seit seiner Errichtung, 1640, bis 1836 im Ganzen 496,644 Kinder aufgenommen. Die höchste Zahl derselben war im J. 1772, nämlich 7676, die niedrigste dagegen im J. 1795. Nach der Revolutionszeit nahm sie wieder zu, seit 1830 aber ab, sodaß man 1835 im Ganzen 4877 Kinder zählte.

Emile de Bonnechose, bekannt durch eine Tragödie: „Rosamonde", die mit Beifall auf dem Théâtre français aufgeführt worden ist, hat jetzt einen Roman in zwei Bänden: „Christophe Sauval ou les deux familles, histoire contemporaine", geliefert. 4.

---

*) Vgl. den Bericht eines andern Mitarbeiters über eine andere Schrift des im Sommer 1835 verstorbenen Verf. in Nr. 228 und 229 d. Bl. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 16. — 16. Januar 1837.

Affaires de Rome, par *F. de Lamennais.*

(Beſchluß aus Nr. 15.)

Von der Abhandlung über die Übelſtände der Kirche, die dem vorliegenden Bande miteinverleibt worden, iſt zu bemerken, daß ſie bereits vor fünf Jahren niedergeſchrieben wurde. Nichtsdeſtoweniger finden ſich darin ſchöne, wahre und wahrhaft gediegene Stellen. Der Verf. beſpricht vorzugsweiſe die katholiſche Kirche in Italien, in Spanien und Portugal und in Frankreich. Eine Stelle iſt uns beſonders in dem Abſchnitte über Italien aufgefallen, und wir halten ſie jedenfalls der Mittheilung werth.

Derjenige Mangel, den man in Italien, unter allen Menſchenclaſſen am ſchmerzlichſten bemerkt, iſt jenes dumpfe Nichtwiſſen von allem europäiſchen Weltverkehr, ebenſo wie von der modernen Wiſſenſchaft überhaupt. Die Veränderungen, welche die neuere Zeit in den Meinungen und in dem Geiſt der Völker überhaupt hervorgebracht, ſind an den Italienern ganz ſpurlos vorübergegangen. Von den innerlichen Tendenzen der Weltangelegenheiten, von den wahren Gründen der Weltbegebenheiten weiß man in Italien nichts. In dieſer Hinſicht iſt Rom auf eine gefährliche Weiſe hinter allen den Nationen zurück, auf die es einen ſegensreichen Einfluß üben könnte und müßte. Es exiſtirt nur noch in der Vergangenheit, in einer Vergangenheit, die niemals wiederaufleben wird, und von dieſer Seite wird Roms Iſolirtheit täglich zunehmen, bis daß es ſein Zurückſein ſelbſt erkannt und ſich der Zukunft und Deſſen, was dieſe in ihrem Schooſe trägt, bemächtigt haben wird.

Die cenſoriale Strenge der alten Geſetze, die in unſere Zeitepoche ſehr wenig paſſen, der Schrecken, der dort mit allen neuen Büchern und Ideen unmittelbar verbunden iſt, die Scheu vor allen den Intereſſen des öffentlichen und Privatunterrichts, die ein Anſtreben an höher civiliſirte Völker verrathen, haben in denjenigen Dingen, die zu den dringendſten Bedürfniſſen des Menſchſeins gehören, ein enges, zwangvolles Prohibitivſyſtem herbeigeführt, das auf die Jugend namentlich zwei ſehr nachtheilige Einflüſſe äußert: entweder ſie verhärtet ſich gegen das Verbot, nährt ſich im Geheimen durch verpönte Lecture, ſucht darin erſt mit rechtem Vorbedacht das Gift auf, das man von ihr abwehren wollte, und faßt einen Widerwillen gegen die Kirche, von der ſie die Meinung gewinnt, daß ſie den freien Umſchwung der Gedanken abſichtlich hindern wolle; oder die Jugend artet aus, ſtürzt ſich in ein Leben voll Müſſiggang, in eine ermüdende Indolenz, die ſie dem Laſter entgegenführt, gleichſam der einzigen Zerſtreuung, die man ihr übrig gelaſſen. Nichtsdeſtoweniger iſt der Unglaube in Rom ſelten (der Verf. macht hierzu in einer Note die Bemerkung vom J. 1836, daß der Unglaube dort neuerdings reißende Fortſchritte mache), wie man unter einem Volke leicht wahrnehmen kann, das, mit einem ſehr hellen Verſtand begabt, das zeitliche Regiment von der Religion ſehr wohl zu ſondern verſteht und die Misbräuche des erſtern ſo gut als irgend Jemand beurtheilt. Reicht auch dieſer Glaube nicht vollkommen zur Zügelung ſeiner Leidenſchaftlichkeit hin, ſo muß man doch fragen: was würde dies Volk ohne jenen Glauben ſein? Dies iſt wohl zu erwägen, wenn man den Einfluß, den die Religion auf daſſelbe übt, richtig abſchätzen will. Die Maſſe der äußerlichen Gebräuche, die man ihm zum Vorwurf macht, ſteht im Verhältniß zu ſeiner eigenthümlichen Geiſtesanlage, ſowie zu ſeinem Klima. Auch iſt dieſe Neigung, oder vielmehr dieſes Bedürfniß, zu allen Zeiten das nämliche geweſen. Das Volk bedarf prächtiger Ceremonien, weil es der Künſte bedarf, weil ihm Alles durch die Sinne zukommt. Aber Diejenigen, welche meinen, daß die Frömmigkeit des italieniſchen Volks einzig in dieſen Außendingen beſtehe und nicht auch im Innern Wurzel ſchlage, dieſe kennen nicht das Geheimniß der Seele dieſes Volks; ſie ſind ihm nicht gefolgt zu den einſamen Örtern, wo es ſeine kindliche Andacht verrichtet; ſie ſahen es nicht auf kaltem Steine knieend, im dunkeln Winkel einer kleinen Kapelle, unbeweglich, mit gefalteten Händen im ſtundenlangen Gebet vertieft; ſie bemerkten nicht ſeine Inbrunſt vor dem von dürftiger Lampe beleuchteten Madonnenbilde, und nicht ſeine Thränen, die am Stamme des Kreuzes niederfloſſen.

Weiterer Auszüge uns enthaltend, halten wir es doch für angemeſſen, ſchließlich im Allgemeinen die wahre Natur der ſpeculativen Verirrung von Lamennais und was von negativer Wahrheit zugleich mit in ihr enthalten iſt, zu beſtimmen. Der wahre Sitz des Übels iſt von uns ſchon oben angedeutet worden. Es iſt dies der abſtracte katholiſch-kirchliche Standpunkt, von welchem aus die Kirche ſelbſt reformirt werden ſoll. Hierin liegt Lamennais' Einſeitigkeit, zugleich aber auch Das, was er ſelbſt, wenn er von ſeiner Geſinnung und Abſicht redet, mit dem Ausdruck: „candeur", bezeichnet. Die Kirche iſt angefreſſen, ſie iſt faul, ſagt Lamennais; in ihrem Innerſten, ſowie ſie jetzt beſchaffen, nagt der Wurm der Zerſtörung. Man muß ſie heilen, ſie geſund machen, ſie reinigen (purifier). Folgen wir ihm in dieſer ſeiner Argumentationsweiſe weiter, ſo finden wir, daß er damit eigentlich ſo viel ſagen will: daß es in heutigen Tagen überhaupt keine Kirche mehr gebe. Denn eine ſolche exiſtire nur, wenn ſie ſich von allem Staatlichen losgeſagt und dadurch frei geworden. Es war ein ungeheurer Irrthum des Klerus zu allen Zeiten, ſagt Lamennais, daß er mit dem Staate gemeinſchaftliche Sache gemacht; daß er, Beſoldung empfangend, ihm in anderer Hinſicht ſich dienſtbar machte. Denn dadurch iſt die Kirche ſtets die Theilhaberin des Despotismus geblieben, und jedesmal

wenn das populaire Intereſſe in irgend einem Staate, des langen Druckes müde, ſich durch eine Revolution geltend machte, war es der Klerus und die Kirche ebenſo ſehr als der Despotismus ſelbſt, den das Volk verabſcheute und an welchen es Rache nahm. Die Elemente dieſes Thuns ebenſo ſehr als ſeine Reſultate finden ſich in Spanien und Portugal nicht beklagenswerther als in Frankreich ſelbſt. Wie ſehr verdiente der franzöſiſche Klerus zu Fénélon's Zeit die allgemeine Verachtung! Er verdiente dieſe bis zur erſten Revolution. Dieſe erſt hat ihn auf gewiſſe Weiſe geläutert. Sie war für die Kirche eine Schule des Unglücks, in welcher der Glaube wieder Wurzel ſchlug. Die Zahl der Gläubigen wuchs, weil ſie ſich, gleich den erſten Chriſten, in Schlupfwinkeln, in Scheuern und Ställen verſammeln mußten. Die Kirche war wieder populair. Allein ſie hörte auf es zu ſein unter Bonaparte. Er dotirte ſie und machte ſie dadurch von ſich abhängig; ſie war nur noch eine „institution politique". „Der Klerus betrat ſeinen alten Weg, er begegnete nun wieder den frühern Geſinnungen, derſelben Verachtung, demſelben Unglauben, welcher am deutlichſten bewies, daß die Kirche wieder geſunken war." Bei der Wiedereinſetzung der Bourbons waren es nur die Leiden, welche ihr Oberhaupt während des Kaiſerreichs erduldet, die der Kirche einen Schein der öffentlichen Meinung zuwandten, weil dieſe es immer mit dem Unterdrückten hält. Die Bourbons verſchlimmerten das Übel aufs Neue, und wenn es je in Frankreich einen Prieſterſervilismus gab, ſo konnte er nicht ſchlimmer ſein als in den Tagen, welche dem Jahre 1830 vorangingen. „Le clergé", ruft Lamennais mehr als einmal aus, „par une erreur funeste, embrassa la cause de despotisme." Hierin liegt aber auch ſein Irrthum. Denn eben dieſer „erreur funeste", in welchen der Klerus ſeit Jahrhunderten immer aufs Neue verfiel, ſollte dem abſtract-einſeitigen Reformator beweiſen, daß der katholiſche Klerus in ſeiner einſeitig-kirchlichen Bedeutung niemals eine andere Partei als die des Despotismus ergreifen wird. Es iſt durchaus unmöglich, daß das katholiſche Element je populair werde. Die wahre Volksthümlichkeit der Religion wohnt allein im Proteſtantismus. Iſt in Italien, ſo ſehr der Verf. den Glauben dieſes Volks erhebt, etwa die Religion populair? Wird ſie es ſein, ſelbſt wenn Italien nach Jahrhunderten einmal das Unglück hätte, eine Republik zu werden? War die Religion wirklich populair zu Mirabeau's und Robespierre's Zeit? Gewiß nicht, man ſetzte den lieben Gott ein, weil man ihn brauchte. Warum iſt in keinem einzigen proteſtantiſchen Lande die Kirche in Widerſtreit mit dem Staat? Darum, weil es dort keine Kirche im katholiſchen Sinne gibt. Lamennais hat einen ähnlichen Trugſchluß begangen wie manche ſpeculative Philoſophen. Er ſchließt: weil die katholiſche Kirche jetzt in einem beklagenswerthen Zuſtande ſich befindet und ſie im Laufe der Jahrhunderte von dem Staate abhängig geweſen iſt, darum kann man ihr Heil und ihre Wiedergeburt nur von einer völligen Trennung ihrer vom Staate erwarten. Er hätte aber vielmehr ſo ſchließen ſollen: weil es das eigenthümliche Verhältniß des Klerus zum Staate geweſen iſt, was die katholiſche Kirche heruntergebracht, ſo muß man aufhören, den Klerus als ein weſentliches Moment des Katholicismus zu betrachten. Lamennais ſchüttete einſt all ſein Gift auf die Monarchen; er hätte vielmehr den Stachel in die Eingeweide der Kirche kehren ſollen.

Aber er will eine Reformation des Katholicismus, ohne die Einſeitigkeit ſeiner Stellung aufzuheben, wodurch ſie allein möglich wird. Dies iſt der Irrthum, der Widerſpruch und die Ausſichtsloſigkeit ſeiner Theorie. Wer reformiren will, muß zuerſt aus den alten Formen heraustreten, d. h. nicht als praktiſcher Revolutionnair, ſondern mit der theoretiſchen Betrachtung, die zuerſt von dem Gegebenen abſtrahiren muß.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß wir hier nur andeuten, nicht ausführen können. Allein ſchon aus dieſen Andeutungen, die der Sache ſelbſt und ihrer falſchen Baſis entnommen ſind, muß es uns klar werden, daß die unhaltbaren Theorien von Lamennais doch ein Reſiduum negativer Wahrheit zeigen. Dieſe Wahrheit liegt in dem Gegenſatz und Widerſpruch, worein in dieſen Theorien die katholiſche Kirche mit ſich ſelbſt geräth. Es ſind fermenta cognitionis, die mit der Täuſchung beginnen, daß der Kämpfende, indem er gegen ein ganz Anderes, gegen den Staat zu ſtreiten behauptet, im eigentlichen Sinne nur mit ſich ſelbſt ringt. Der Gedanke, den wir uns aus Lamennais' Diſcuſſionen entnehmen, der ihm ſelbſt aber nicht gegenſtändlich iſt, weil er die Objecte verkennt, bezieht ſich lediglich auf das römiſch-katholiſche Element in ſeiner heutigen abſtracten Form. Der Staat ſelbſt, als vernünftige, ihrer ſelbſt bewußte Einheit mit der Kirche, bleibt davon ganz unberührt. Denn alle Steigerung der Volksaufklärung führt von ſelbſt auf dieſe Einheit, die ſomit als wahrhafter Grundgedanke und Zweck aller Kirchenreformation überhaupt erſcheinen muß.

Es iſt unbeſtreitbar, daß für den Katholicismus ein ſolches Selbſtnegiren ſeiner eignen Momente ebenſo zeitgemäß als nothwendig iſt. Es wird und ſoll dieſe dialektiſche Bewegung der Speculation keineswegs zum offenbaren Bruch, zu Aufruhr und Empörung führen; allein ſie ſoll den Grundſtein, nicht einer Revolution, ſondern derjenigen Reformation bilden, die doch endlich, wenn ſie vollendet iſt, zur Erfüllung jener älteſten chriſtlichen Weiſſagung von der Einen Heerde mit dem Einen Hirten führen muß.

71.

Die Manuſcripte des Cardinals Granvella.

Die Bibliothek zu Beſançon bewahrt in dem handſchriftlichen Nachlaß des berühmten Miniſters Karl V. und Philipp II., des Cardinals Granvella, einen großen Schatz, deſſen Daſein zwar allgemein bekannt, der aber bisher noch wenig benutzt worden iſt. „Wenige Miniſter", ſagt Dom Prosper Lévêque*), „ſind ſo arbeitſam, ſo genau, ſo aufmerkſam geweſen wie Granvella.

*) „Mémoires pour servir à l'histoire du card. de Granvella". (Paris 1754.)

Er bewahrte alle Briefe, die man an ihn richtete, selbst wenn sie nur gewöhnliche Artigkeiten enthielten. Geschäftsbriefe versah er nicht selten eigenhändig mit Anmerkungen. Nach seinem Tode wurden diese wichtigen Sammlungen für unnützes Papier gehalten und an einen Krämer verkauft. Mehren Personen, wie z. B. dem Abbé Boizot, dem Abbé von Balerne u. s. w., gelang es sie wenigstens zum Theil zu retten." Die gegenwärtige Sammlung besteht aus 85 Bänden, welche von dem genannten Boizot nach ihrem Inhalt classificirt wurden. Der Benedictiner Dom Anselm Berthod, ehemaliger Bibliothekar der Abtei St.-Vincent zu Besançon, machte während der letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts eine Menge von Auszügen aus diesen Manuscripten, die sich unter dem Namen: „Extraits analytiques des 85 vol. de manuscrits historiques de Nicolas et Antoine de Granvelle", in zwei Foliobänden in der königlichen Bibliothek zu Paris befinden. Im J. 1764 wollte der Graf v. Cobenzl, damals bevollmächtigter Minister der Kaiserin zu Brüssel, die Sammlung kaufen. Hr. Guizot hatte zur Zeit, wo er Minister war, die Absicht, den wichtigsten Theil derselben herauszugeben; neuerdings hat Hr. Gachard, der Director der belgischen Archive, in einer ziemlich detaillirten Notiz auf ihre Bedeutung für die Geschichte der Niederlande hingewiesen.

Die erste und Hauptabtheilung der Sammlung bilden die „Mémoires de Granvelle" in 35 Bänden. Die vier ersten derselben enthalten Documente aus dem 15. und der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts: Briefe von Johann ohne Furcht, Philipp dem Gütigen, Karl dem Kühnen, Maximilian, Philipp dem Schönen, Karl V., von Margarethen von Savoyen, von Franz I. während seiner Gefangenschaft; Briefe und Instructionen von Karl V., der Königin Maria und dem Kanzler Perrenot an die Gesandten ꝛc. Der fünfte Band (1554—57) enthält Briefe des Bischofs von Arras an den Kaiser und seinen Sohn Philipp; der sechste bis neunte (1558—63) die Correspondenz des Cardinals bis zu seinem Abgange aus den Niederlanden. Den zehnten bis vierundzwanzigsten Band füllen Granvella's Briefe an den Kaiser, den König, die Herzogin von Parma, nebst deren Antworten; viele Briefe von Viglius, Bave, Berday und andern in Belgien gebliebenen Freunden des Cardinals, worin sie ihm von allen dortigen Vorgängen Nachricht geben. Diese 15 Bände umfassen die für die Geschichte der Unruhen in den Niederlanden wichtigen Jahre 1561—67. Die Correspondenz des Cardinals mit Claude Bélin, aus den J. 1567 und 1568 ist in den beiden folgenden Bänden enthalten; der Briefwechsel mit Philipp II., mit Don Juan d'Austria, der Herzogin von Parma und Alexander Farnese im dreißigsten bis dreiunddreißigsten Bande. Die übrigen liefern wenig von Belange.

Eine zweite Abtheilung der Sammlung umfaßt in acht Bänden die Correspondenz Maximilian Morillon's, Bischofs von Tournai, des vertrauten Freundes des Cardinals, der ihm die Verwaltung des Erzbisthums Mecheln übertrug. Sie stammt aus den J. 1564—81. Sieben Bände umfassen die Berichte des belgischen Siegelbewahrers Joachim Hopper an Philipp II. aus den J. 1571—76. In dem Bande, welcher „Apologie de l'empereur Charles V." bezeichnet ist, finden sich eine Menge von Papieren, zum Theil im Original, in Bezug auf die Streitigkeiten mit Franz I. Einzelne Stücke sind vom Kaiser eigenhändig verbessert. Diesen folgen die Gesandtschaftsberichte der Herren de St.-Mauris, Simon Renard und Baron de Chantonay (14 Bände) aus Paris, London und Wien (1541—70); Briefe des Vetters des Cardinals, Hrn. v. Champagney, aus den J. 1590—97, nicht eigentlich zu dieser Sammlung gehörig und von nur untergeordnetem Interesse; die Correspondenz des Cardinals mit dem Prior von Bellefontaine aus den J. 1561—86. Die „Lettres de et à Mr. de Vergy" und die „Mémoires pour servir à l'histoire" enthalten nur Einzelnes von Wichtigkeit. Vier Bände Friedensverträge geben den Frieden zu Madrid, den Vertrag zu Cambrai, Vereins u. s. w. Viel Interessantes findet sich in dem Schlußbande der Sammlung, welcher folgenden Titel führt: „Sommaire des voyages faicts par Charles, cinquième de ce nom, toujours auguste, empereur des Romains etc., depuis l'an mil cinq cent et quatorze jusques le vingteinquième de moy l'an mil cinq cent cinquante et ung inclusivement, recueillis et mis en escript par Jehan de Vandenesse, contreroleur, ayant suivi S. M. en tous les dits voyages; continué pour l'Philippe II depuis 1551 jusqu' à 1560." Berthod hatte die Absicht, dies Manuscript herauszugeben, in neuester Zeit hat Hr. v. Reiffenberg Einzelnes daraus bekannt gemacht.

Diese Documente liefern eine Menge von Aufschlüssen, sowol über Granvella's Verwaltung und seinen Einfluß auf Philipp II. wie über seinen Rücktritt von der Regierung. Ebenso über die Bildung der neuen Bisthümer, die Annahme der Beschlüsse des tridentiner Concils, den Proceß Egmont's und Horne's, die Sendung des Herzogs von Medina-Celi als Nachfolger Alva's 1572, die Zwistigkeiten zwischen Margaretha von Parma und ihrem Sohn Alexander Farnese, über Don Juan d'Austria ꝛc. Man ersieht daraus, daß der Cardinal die Zusammenberufung der Generalstaaten beständig widerrieth, und daß er dem Könige vorschlug, einen Preis auf das Haupt Wilhelm's von Oranien zu setzen. Zur Charakteristik Philipp's, „der Alles thun wollte und wenig oder nichts that, und Entschlüsse oder Beschlüsse stets fürchtete", finden sich viele Materialien, wie auch zu derjenigen der berühmtesten Theilnehmer an der Revolution. Zu bemerken ist, daß Don Juan im Ganzen schlecht wegkommt; ein Brief Champagney's aus dem J. 1584 meldet, man halte ihn für einen einfältigen Menschen, während der Rathssitzungen habe man ihn hinter einer Tapetenwand versteckt gefunden und zur Zeit der Streitigkeiten mit den Staaten habe er die Absicht gehegt, die Niederlande heimlich zu verlassen. Auch nach allen ältern wie neuern Forschungen über die Geschichte des 16. Jahrhunderts würden diese Schriften dem Historiker eine reiche Ausbeute bieten. 82.

Geschichte der Musik aller Nationen. Nach Fétis und Staffort. Mit Benutzung der besten deutschen Hülfsmittel von mehren Musikfreunden. Mit 12 Abbildungen und 11 Notentafeln. Weimar, Voigt. 1835. Gr. 8. 20 Gr.

Nach dem Mißverhältniß, welches zwischen dem vielversprechenden Titel und dem höchst dürftigen Inhalte der vorliegenden Schrift herrscht, gehört das mäßige Octavbändchen mit in die Classe derjenigen Büchelchen, womit die Musikliteratur seither nicht selten von Damen und Herren beschert wurde, ohne daß dadurch irgend ein Nutzen, wahrscheinlich nicht einmal den resp. Herren Verlegern, entstanden wäre. Übersetzer und Bearbeiter, — ob Herren oder Damen, ist zweifelhaft —, die ihre Kräfte versuchen wollten, hätten sich lieber eine andere Aufgabe stellen sollen als die, dem deutschen Publicum ein Werk zu liefern, das bei der Mangelhaftigkeit des Originals sowol als der deutschen Bearbeitung kein Interesse erregen kann und daher, wenngleich die leichteste Waare, dennoch wie Blei im Lager liegen wird. Da im Übrigen weder historisch noch kritisch etwas Neues geboten wird, so überheben wir uns der Mühe, auf den Inhalt specieller einzugehen, und begnügen uns damit, nur anzuführen, daß die Schrift mit der Musik vor der Sündflut anfängt und mit der französischen Musik neuester Zeit schließt — also Wasser an allen Orten und aller Arten. 86.

Notizen.

In dem Werke Cooper's: „Excursion up the Rhine", findet sich folgende merkwürdige Stelle, die als Beweis dienen kann, wie wenig wir uns im Allgemeinen auf das Urtheil der Ausländer, und namentlich Cooper's, in Hinsicht auf deutsche

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 17. — 17. Januar 1837.

Zur Geſchichte des griechiſchen Aufſtandes.

1. Belagerung von Athen. 2. Anfang des Seekrieges.

Sowie die Ruhe und geordnete Sicherheit, welche Griechenland, einige kleine und partielle Aufſtände abgerechnet, nach mehr als zehnjährigen Stürmen jetzt bereits eine Reihe von Jahren genoſſen hat, auf die Belebung und den Aufſchwung der neugriechiſchen Literatur überhaupt einen günſtigen Einfluß äußert, ſo hat dieſe Zeit des Friedens namentlich angefangen, eine Reihe von Memoiren und Localgeſchichten über die Epoche des Aufſtandes und den Befreiungskrieg hervorzurufen, von denen die meiſten noch unter der Feder, oder erſt im Manuſcript vorhanden, einige aber bereits erſchienen ſind. Dieſe Richtung der geiſtigen Thätigkeit iſt für den künftigen Geſchichtſchreiber der Wiedergeburt Griechenlands höchſt erfreulich, um ſo mehr, da die bisjetzt aufgetretenen Schriftſteller ſich verſtändigerweiſe darauf beſchränken, das ſelbſt Erlebte, ſelbſt Geſehene zu erzählen und ſo eine genaue Kenntniß der einzelnen Vorgänge und Begebenheiten zu begründen, während über den Verlauf des Ganzen, die politiſchen Verhältniſſe zum Auslande und die vielen großen und kleinen Intriguen im Innern dereinſt die Memoiren von Maurokordatos, von Kolettis, von Trikupis u. ſ. w. die nöthigen Aufſchlüſſe bringen werden.

Unter den bisher erſchienenen Einzelgeſchichten verdient vorzüglich die von Athen Erwähnung, weil ſie ſich mit den Schickſalen der wichtigſten Stadt Griechenlands beſchäftigt und zugleich über manche andere Vorgänge im nordöſtlichen Feſtlande (der ſogenannten Ἀνατολικὴ Ἑλλάς) viel Licht verbreitet.

„Ἱστορία τῶν Ἀθηνῶν κατὰ τὸν ὑπὲρ ἐλευθερίας ἀγῶνα“ (Geſchichte von Athen während des Freiheitskrieges) von Dionyſios Surmelis (Aegina 1834. Gr. 8.). Der Verf., ein geborener Athener und faſt bei allen Begebenheiten mithandelnder Augenzeuge, beginnt ohne weitere Einleitung ſogleich mit dem Ausbruche des Aufſtandes in Athen. Dieſer Ausbruch wurde dadurch beſchleunigt, daß die Türken am 10. April *) 1821 zwölf der angeſehenſten Athener als Geiſeln in den großen Thurm der Akropolis in Gewahrſam brachten, von welchen ſie ſpäter Acht hinrichteten, die übrigen Vier aber gerettet wurden. Die Athener ſammelten ſich hierauf in Menidi, am Fuße des Gebirges, nahmen am 25. April Beſitz von der Stadt und ſchloſſen die Türken in der Akropolis ein, wo jetzt auf engem Raume 451 Familien mit Kindern und Sklaven zuſammengedrängt waren. Dieſe erſte Belagerung der Burg durch unerfahrene Bürger und Bauern hatte einen friedfertigen, faſt unblutigen Charakter. Erſt im Juni machten die Türken einige Ausfälle, um ſich, da ſie ohne Lebensmittel waren, von den Dreſchtennen unterhalb des Bacchustheaters Getreide zu erbeuten, wobei es kleine Scharmützel gab. Im Juli kam der Paſcha Omer Vriones von Euböa mit 3000 Mann zum Entſatz; 700 Athener leiſteten ihm bei dem Dorfe Liatani, ſechs Stunden nördlich von Athen, einigen Widerſtand, mußten ſich aber zurückziehen, und am 20. Juli beſetzte der Paſcha Athen. Die Athener flohen nach Salamis und Ägina, und 800 von ihnen bildeten ein Streifcorps in den Gebirgen von Megaris. Im September lieferten 70 Athener den Türken bei dem Dorfe Dragumano, anderthalb Stunden von der Stadt, ein paar Scharmützel, in deren einem der Paſcha ſelbſt, von dem muthvollen Dimos Rumgeſſis, der hier den Tod fand, hart bedrängt, ſeinen eignen Säbel verlor. Gegen Ende Octobers, nachdem die Akropolis mit Schießbedarf und Mundsvorräthen verſehen worden war, zog Omer Vriones mit ſeinem Heere wieder von Athen ab und überließ die eingeborenen Türken ihrer eignen Vertheidigung. Hier beginnt die zweite Epoche der Belagerung.

Schon am 1. November 1821 landeten die Athener wieder an den Küſten ihres Vaterlandes, ſammelten ſich in den Dörfern Maruſi (Amaryſion) und Chalandri, und nachdem ſie hier am 2. November ein glückliches Gefecht gegen eine Abtheilung Türken beſtanden, ſchloſſen ſie am 3. deſſelben Monats die Akropolis aufs Neue ein. Am 13. November erſtürmten ſie, doch mit anſehnlichem Verluſte, den ſogenannten Serpentſché, ein Außenwerk der Akropolis, zwiſchen dem Theater des Bacchus und dem Odeon des Herodes. Die Anrede des damaligen Anführers Ktenas an die Athener vor dieſem Sturme wird als charakteriſtiſch angeführt. „Nun, ihr Lumpenhunde“, fragte er ſie, „werden wir mit reinem Geſichte davonkommen, oder mit be.....“? *) Durch den Erfolg be-

*) Alle Monatsdaten ſind nach dem alten Styl gegeben.

*) „Βρωμόσκυλα, θὰ τὴν ἐβγάλωμεν μὲ πασχιτικὸν πρόσωπον, ἢ μὲ χεσμένον;“

geistert, nahmen sie auch das erste und zweite Thor der Akropolis in demselben Sturme; bei einem Versuche auf das dritte Thor aber wurden sie am 5. December mit Verlust von 25 Tapfern zurückgeschlagen.

Mehre Monate lang geschah jetzt gar nichts der Rede Werthes; Belagerte und Belagerer führten täglich lange Gespräche miteinander, ohne sich jedoch über Vergleichspunkte einigen zu können, und diese Gespräche endigten jedesmal mit Schmähungen auf den gegenseitigen Glauben und mit neuer Erbitterung. Inzwischen fing Griechenland an sich zu organisiren; unter dem obersten Senate (ὑπερτάτη ἐθνικὴ βουλή) wurde der Areopag als Centralbehörde für Ostgriechenland errichtet, und dieser ließ wiederum für Athen sieben Ephoren mit einem Secretair als Localregierung durch das Volk erwählen. — Im März 1822 erhielten die Athener ansehnliche Verstärkungen; am ersten des genannten Monats traf Konstantin Chormovites, ein geschickter Mineur, bei ihnen ein, und um dieselbe Zeit langten auch 50 Kephallener unter Rhaptopulos und 30 Deutsche unter dem Hauptmann Voutier in Athen an. Voutier beschoß die Akropolis; Chormovites legte seine erste Mine gegen das dritte Thor und sprengte einen Theil der anstoßenden Mauer in die Luft. Durch Sturm bemächtigte man sich jetzt der an dies Thor grenzenden Außenwerke am 18. April; doch kostete ihr Besitz 30 Verwundete und 23 Todte. Zehn Deutsche nahmen an diesem Sturme Theil, deren unbegrenzte Tapferkeit (ἀπεριόριστος ἀνδρεία) und hoher Enthusiasmus vom Verfasser anerkannt wird; sechs von ihnen fielen im Gefechte. Die Türken, jetzt völlig auf das Plateau der Akropolis beschränkt, an Mundvorräthen und vorzüglich an Wasser Mangel leidend, capitulirten endlich am 10. Juni 1822. Von 2500 Seelen, auf die sich ihre Zahl im vorigen Jahre belaufen hatte, waren nur noch 1160 am Leben. Man bringt sie in das große Gouvernementsgebäude (τοῦ βοϊβόντα τὸ χωνάκι) im Gymnasium des Hadrian; allein nach nicht langer Zeit wurden die Wehrlosen hier bis auf 60 Männer und 650 Weiber und Kinder von dem aufgeregten Volkshaufen niedergemetzelt. Der Verf. sucht die Schuld auf die kephallenischen Hülfstruppen zu wälzen; besser wäre es, gradezu zu gestehen, daß der griechische Krieg ein Vertilgungskrieg war, wo man den Feind ohne Erbarmen erschlug, um nicht morgen von ihm erschlagen zu werden. Kennt doch unser dreißigjähriger Krieg noch ähnliche Greuel.

Bis hierher sind wir dem Verf. Schritt für Schritt gefolgt, weil die Bedeutung des Ortes, von dessen erster Befreiung seit fast vierhundertjähriger Knechtschaft es sich handelt, solche Umständlichkeit zu rechtfertigen schien. In dem Folgenden werden wir uns kürzer fassen.

Nach dem Falle der Burg von Athen wußte sich Odysseus, der an Ränken und Verschmitztheit seinem alten Namensverwandten nicht nachstand, die Zwietracht der Anführer benutzend, zum Herrn von Athen zu machen, und übergab das Commando der Akropolis seinem Vertrauten Johann Gúras. Er ahnte nicht, daß Gúras durch sein verständigeres Benehmen ihn überflügeln, sich von ihm emancipiren und sogar das Werkzeug seines Todes werden würde. Damals erbaute Odysseus das neue Außenwerk auf der Nordwestecke der Akropolis, welches die neuentdeckte Quelle der Klepsydra einschloß und mit der Burg vereinigte. Die Zwietracht zwischen Gúras und Odysseus, der seine Familie auf der Akropolis zurückließ, fing bald an sich zu entwickeln. Im Sommer 1823 machte Omer Pascha von Euböa einen Zug bis an die Thore von Athen, zog sich aber nach einem kleinen Scharmützel wieder zurück. Er wiederholte denselben Einfall mit einem Heere von 6000 Mann im Sommer 1824. Diesmal begegnete ihm Gúras mit einem kleinen Haufen in den Engpässen über Marathon und brachte dem Pascha am 6. Juli eine empfindliche Schlappe bei; durch falsche Nachrichten getäuscht, verließ er aber voreilig seine vortheilhafte Stellung bei Kapandriti und zog sich nach Athen zurück, wohin ihm Omer Pascha folgte. Indeß die Türken wagten wieder wie im verflossenen Jahre nur einige unbedeutende Scharmützel; nach kurzer Zeit zogen sie sich nach dem Dorfe Kalamos (zwischen Oropos und Marathon) zurück und setzten von dort nach Euböa über. Athen war wieder auf ein Jahr gerettet und in Sicherheit vor dem Feinde.

Inzwischen fing seit dem Frühling 1824 ein anderes Leben in Athen an sich zu regen. Die seit dem Jahre 1812 gegründete Gesellschaft der Philomusen (ἡ φιλόμουσος ἑταιρεία) verjüngte sich aufs Neue und eine Schule des wechselseitigen Unterrichtes, eine hellenische Schule, eine Mädchenschule (παρθενῶν genannt) wurden errichtet, und Gúras, der Burg- und Zwingherr von Athen, dessen Sitten aber immer milder und menschlicher wurden, unterstützte diese Bestrebungen mit großem Eifer. Im April brachte Oberst Stanhope die erste Druckerei nach Athen, und Georg Psyllas (in Göttingen gebildet) begann die Herausgabe einer Zeitung. Über alle diese Institutionen, ihre Organisation und ihren Fortschritt (der freilich durch die Kriegsvorfälle bald unterbrochen wurde) gibt der Verf. unter Mittheilung der Originalurkunden umständlich Bericht.

Gegen das Ende des J. 1824 versammelten sich in Athen viele Truppencorps, die unter dem Obercommando von Gúras in den Peloponnes einrückten, um Kolokotronis und die übrigen Rebellen gegen die damalige Regierung (bestehend aus G. Konturiotis, P. Potasis, A. Spiliotakis, J. Kolettis, P. Notaras und K. Mauromichalis) zu Paaren zu treiben. Es gelang Gúras, sich dieser Mission fast ohne Blutvergießen mit glücklichem Erfolge zu entledigen. Andere Verwickelungen begannen mit dem Jahre 1825, als Odysseus zum offenen Verräther ward und sich mit Omer Pascha von Euböa gegen seine Landsleute vereinigte. Gúras sah sich genöthigt, zu Anfang des März den Peloponnes zu verlassen, um dieser drohenden Gefahr zu begegnen. Schon am 11. März stand er in Lebadeia, und schon am 7. April sah sich Odysseus nach geringem Widerstande genöthigt, in Livanades (unweit Kynos im opuntischen Lokris) sich seinem

ehemaligen Untergebenen zu überliefern. Odyſſeus wurde nach Athen in Gewahrſam gebracht, wo er ſpäter erdroſſelt wurde; Guras aber wurde beordert, die Türken aus Amphiſſa (Salona) zu vertreiben, was er vollzog. Inzwiſchen hatte er ſich von den mancherlei Übelſtänden des irregulairen Militairſyſtems in ſolchem Grade überzeugt, daß er in einem Schreiben an die Regierung unterm 9. Auguſt ſich bereit erklärte, den taktiſchen Dienſt zu erlernen, und um Verlegung des taktiſchen Corps des Oberſten Fabvier nach Athen bat. Am 5. October traf daſſelbe in Athen ein, und von Guras nach Kräften gefördert, der die Verachtung der irregulairen Söldner gegen die Taktiker mit Strenge ſtrafte, wuchs das taktiſche Corps im Laufe des Winters auf 3000 Mann. Jetzt wünſchte Fabvier auch die Brauchbarkeit deſſelben im Felde durch eine glänzende Waffenthat zu beweiſen, und trotz der Widerrede der ortskundigen Griechen unternahm er im Februar 1826 die unglückliche Expedition gegen Karyſtos. Sie mislang gänzlich; das taktiſche Corps verlor 300 Mann, wurde nur durch Mitwirkung des irregulairen Chefs Krieziotis und Vaſſos gerettet und löſte ſich ſeitdem größtentheils auf. Mit dem Reſte ſeines Corps zog ſich der Oberſt Fabvier in die Halbinſel Methana zurück.

Um dieſe Zeit verbreitete die Nachricht von dem Falle Meſolongis Trauer und Schrecken über Griechenland. Der Vezier Mechmet Reſchid Paſcha, genannt Kiütagis, und Omer Paſcha wandten ſich jetzt gegen Attika und erſchienen im Juni 1826 in dieſer Provinz, wo die anſehnlichen Dorfſchaften Chaſtia und Menidi ſich ihnen unterwarfen. Am 3. Juli lagerten ſie ſich vor Athen und begannen die Einſchließung. Der Verf. ſchätzt das feindliche Heer auf 30,000 Mann; die Beſatzung dagegen beſtand aus 300 Soldaten des Guras, 100 Soldaten unter andern Anführern und 1000 Athenern; überdies waren noch gegen 1000 Weiber und Kinder mit eingeſchloſſen. Ein ganzer Monat verging in Scharmützeln, ehe ſich der Feind (am 3. Auguſt) auch nur der durch eine elende Mauer beſchützten untern Stadt zu bemächtigen vermochte. Unterdeß regten ſich Karaiskakis und die Griechen zum Entſatze von Athen und beſetzten am 6. Auguſt mit 5000 Mann das Gehöfte Chaidari am Eingange des Paſſes von Daphni, fünf Viertelſtunden von Athen; allein nach zwei hartnäckigen Gefechten wurden ſie von der überlegenen türkiſchen Macht genöthigt, dieſe unhaltbare Stellung wieder zu verlaſſen. Da die Beſatzung ſich jetzt nicht ſobald Hoffnung auf Entſatz machen konnte, ſo ſchickte ſie in der Nacht des 12. Auguſt mehre Hundert Weiber und Kinder und die unbrauchbaren Männer fort, ſodaß nur 500 Weiber und Kinder und 1130 Combattanten in der Akropolis blieben. Nunmehr begann die eigentliche Belagerung, die ſich hauptſächlich um Anlegung von Minen und Gegenminen drehte; allein die türkiſchen Mineurs erwieſen ſich ſehr ungeſchickt, und die Klagen des Kiütagis hierüber in zwei aufgefangenen Schreiben vom 28. Auguſt ſind höchſt naiv. Er ſchreibt unter Anderm dem Großvezier, wenn er nur geſchickte Bergleute aus Skopia bekäme, ſo würde er leicht eine Mine quer durch die ganze Akropolis machen.

(Der Beſchluß folgt.)

Karl Auguſt Böttiger. Eine biographiſche Skizze von deſſen Sohne K. W. Böttiger. (Aus den „Zeitgenoſſen" beſonders abgedruckt.) Mit einem Bildniſſe. Leipzig, Brockhaus. 1837. Gr. 8. 16 Gr.

Schiller ſchrieb an Göthe unter dem 7. Dec. 1796 („Briefwechſel", II, 284): „Es iſt eine nicht genug geübte und gekannte Politik, daß Jeder, der auf einigen Nachruhm Anſpruch macht, ſeine Zeitgenoſſen zwingen ſoll, Alles, was ſie gegen ihn in petto haben, von ſich zu geben. Den Eindruck davon vertilgt er durch Gegenwart, Leben und Wirken jederzeit wieder. Sonſt ſitzt gleich nach ſeinem Tode der Advocat des Teufels neben ſeinem Leichname, und der Engel, der ihm Widerpart halten ſoll, macht gewöhnlich eine klägliche Geberde."

An dieſe Worte haben wir uns ſeit dem 7. Nov. 1835, wo der hochverdiente und grundgelehrte Hofrath Böttiger aus ſeinem irdiſchen Wirkungskreiſe ſchied, mehr als einmal erinnert, weil wir befürchteten, daß dasjenige Geſchlecht unſerer Tage, welches die Geſtalt des ruhmwürdigen Verſtorbenen nur aus der Caricatur in Tieck's „Geſtiefeltem Kater", oder aus deſſen Novelle: „Die Vogelſcheuche", kennen gelernt, oder ſich durch einige Anekdoten von der unzuverläſſigſten Gattung hat bethören laſſen, in mancherlei Invectiven von der unnützeſten Art gegen den Verſtorbenen ausbrechen würde. Unſere Furcht iſt aber zum Glück nicht in Erfüllung gegangen. Es erſchienen nur drei ſelbſtändige Aufſätze; der eine von Haſſe in der „Leipziger Zeitung" gleich nach Böttiger's Tode; ein zweiter von Jacob (auf S. 126 der vorliegenden Schrift wird derſelbe als Verf. genannt) im „Intelligenzblatte" der „Allgemeinen Literaturzeitung", 1836, Nr. 2.; ein dritter, lateiniſch geſchriebener von Eichſtädt in ſeiner „Exhortatio ex Boettigeri et Schotti vita et studiis ducta" (Jena 1836). Alle dieſe Aufſätze, wie auch die lateiniſchen und deutſchen Trauergedichte und die an ſeinem Grabe gehaltenen Reden, waren von gleicher Liebe und Achtung gegen Böttiger erfüllt. Bitterer Tadel oder beißender Spott hat ſich, ſo viel uns bekannt geworden iſt, nirgend an dem Entſchlafenen verſündigt. Um aber nun falſchen Anſichten und vorgefaßten Meinungen recht gründlich zu begegnen, hat Böttiger's Sohn, der als gelehrter Hiſtoriker wohlbekannte Profeſſor in Erlangen, es übernommen, das Gedächtniß ſeines Vaters in einer ausführlichern Biographie zu feiern, wozu er vor vielen Andern nicht allein den Beruf, ſondern auch das Geſchick hatte. Die ſchönen Taciteiſchen Worte: „Hic libellus honori patris mei destinatus professione pietatis aut laudatus erit aut excusatus", geben dem Beurtheiler der vorliegenden Schrift ſofort den richtigen Maßſtab an die Hand und haben unſere Achtung vor dem Verf. nur erhöht, der auf eine ſo verſtändige Weiſe die Pflichten des Biographen mit der Geſinnung des Sohnes in Verbindung zu bringen gewußt hat. Mit beſonderer Freude hat uns übrigens die Verſicherung erfüllt, daß dieſe Schrift nur der Vorläufer einer größern Biographie ſein ſoll. Denn dieſe wird bei dem Reichthume der in Böttiger's Nachlaſſe gefundenen Briefe und Tagebücher, ſowie bei den vielen und ſichern Erinnerungen, die der Sohn aus dem mündlichen Verkehre mit dem Vater ſich angeeignet hat, die intereſſanteſten Beiträge zur Geſchichte der deutſchen Literatur in den blühendſten Zeiten derſelben enthalten. Der Verf. bittet um Belehrungen und Beiträge dazu.

Die Erziehung Böttiger's im väterlichen Hauſe zu Reichenbach im Voigtlande, wo er am 8. Juni 1760 geboren war, und zu Elſterberg, dann der Aufenthalt in Pforte, von wo er am 30. März 1778 ſchied und dieſe Pflegerin und Begründerin ſeiner philologiſchen Studien ſtets in großen Ehren gehalten hat, ſeine Univerſitätszeit in Leipzig und ſein Hofmeiſterleben

in drei adeligen Häusern, bis er „als eine gottesfürchtige, orthodoxe, gelehrte und zu solchem Amte qualificirte Person" im September 1784 Rector in Guben wurde, sind auf den ersten 12 Seiten geschildert. Seine Verwaltung dieser Stelle, wo er um größern Ansehens halber sein Haupt mit einer Perücke schmücken mußte, sowie die des Rectorats zu Budissin zeigen Böttiger als tüchtigen und eifrigen Schulmann; noch mehr tritt dies hervor, nachdem er im Herbste 1791 das Directorat des Gymnasiums in Weimar übernommen hatte. „Ich kann mit Wahrheit bekennen", sagt er in seiner Abschiedsrede, „daß ich in den 14 Jahren, wo ich hier lehrte, nie nach der Uhr gesehen habe, nie misvergnügt aus einer Lehrstunde nach Hause gegangen bin" (S. 24). Das Ausführlichere verdient im Buche selbst an mehren Stellen nachgelesen zu werden, da Böttiger bis an das Ende seines Lebens mit großer Liebe seines Lehramtes in Weimar gedacht hat. Das übrige Leben daselbst, seine Reisen, seine Verbindungen mit einheimischen und auswärtigen Gelehrten, sein Verhältniß mit Schiller, Herder, Wieland (mit dem Letztern war es unausgesetzt innig und vertraulich) wird in Umrissen, aber klar und deutlich, dargestellt. Göthe war anfangs freundlich, sogar wohlgesinnt und zuvorkommend; Böttiger besorgte nach seiner Dienstfertigkeit manche buchhändlerische Geschäfte für ihn, aber unbedingter Anhänger Göthe's vermochte er nicht zu werden, und wie es Herder ungern gesehen, daß dieser sich enger an den Geheimenrath v. Voigt anschloß, so schien es Göthe zuwider, daß Böttiger mit Herder, der eine Zeitlang mit Göthe gespannt war, und Wieland in so engen Verhältnissen stand, daß er durchaus nicht einer Partei allein huldigen wollte und daß er sogar mit einem Kotzebue in persönlichem Verkehr und Briefwechsel stand. Auch den „Jon", den „Alarkos" und die „Lucinde", diese Geistesproducte Göthe'scher Anhänger, vermochte Böttiger nicht zu loben, sprach sich auch in Berlin gegen manche Göthe'sche Ansicht aus und vertheidigte Hirt gegen Göthe's Anhänger; ganz besonders aber verdarb er es, als er im „Journal des Luxus und der Moden" seine Kritik über den Schlegel'schen „Jon" wollte abdrucken lassen, der in Weimar unter Göthe's Direction mit wahrer Prachtverschwendung aufgeführt worden war. Göthe erfuhr davon, verlangte den abgesetzten Bogen des noch nicht ausgegebenen Stückes, wo der Verf. wegen seiner ungriechischen Griechheit hart getadelt, von der Aufführung aber mit aller Achtung gesprochen war, und schrieb darauf an den Verleger Wertuch, daß diese Kritik entweder auf der Stelle unterdrückt werden müßte, oder er selbst sofort beim Herzoge um Entlassung von der Direction des Theaters einkommen würde. Wertuch gab nach und von da an besorgte Göthe den stehenden Theaterartikel in jenem Journale. (S. 29, 51 fg.)

An solchen Notizen über das weimarische Leben von 1791—1804 und über seine hervorstechenden Männer und Frauen, namentlich die Herzogin Amalie, sind diese Blätter reich. Nicht minder reich, wenn freilich nur in skizzirten Umrissen — denn Ausführlicheres hat leider! der Plan des Büchleins nicht gestattet — sind die Mittheilungen über Böttiger's schriftstellerische Arbeiten, seinen Antheil am „Deutschen Merkur", am „Modenjournal", an der Zeitschrift „London und Paris", an der „Allgemeinen Zeitung", wo Böttiger's englische Miscellen eine solche Bekanntschaft der englischen Zustände in Politik und Wissenschaft zeigten, daß Einige den angeblichen Einsender derselben für Cotta's besten Correspondenten in London erklärten (S. 41), und an vielen andern Zeitschriften, Almanachen und Blättern, von denen auf S. 41—42 eine Übersicht gegeben ist. Auch über seine Schulprogramme und archäologischen Arbeiten sind befriedigende Nachrichten mitgetheilt, besonders über die „Sabina". Hier bereitete ihm die Reaction einer Partei in Weimar und Jena eine bittere Kränkung. Das Buch war von ihm bekanntlich der Kaiserin Maria von Rußland, der Mutter des jetzt regierenden Kaisers, gewidmet worden. Ehe aber noch das Zueignungsexemplar, mit dem man möglichst zauderte, an die Monarchin übergeben wurde, war schon ein anderes gewöhnliches mit ausgeschnittener Dedication ihr vorgelegt und dadurch, ehe das ihr gewidmete Exemplar in ihre Hände kam, die Meinung in ihr veranlaßt worden, daß jenes Zueignungsblatt nur vor diesem einen Exemplare stehe (S. 47). Böttiger konnte nur warten, bis die Zeit seine Rechtfertigung übernehmen würde, was sie auch that. Der Sohn verspricht in der ausführlichern Biographie mehr hierüber und über das Treiben jener Partei zu berichten, wozu ihm mündliche Mittheilungen des Vaters und briefliche Documente zu Gebote stehen. Über Böttiger's Liebe zum Theater, seinen Antheil daran in Weimar und später in Dresden, sowie über den Tadel, den er deshalb von manchen Dramaturgen (z. B. von Müllner) erfuhr, ist von S. 35—37 gerecht und mit Einsicht gesprochen worden.

Die steigende Berühmtheit seines Namens brachte Böttiger nicht allein ehrenvolle Beweise derselben (wie er denn allmälig von mehr als 50 gelehrten und nützlichen Gesellschaften Mitglied wurde), sondern auch verschiedene Veranlassungen, Weimar zu verlassen. Er erhielt Rufe nach Petersburg, nach Kopenhagen, nach Pforte, zuletzt, im November 1803, nach Berlin als Oberconsistorial- und Oberschulrath mit 2000 Thlr. Gehalt und bestimmte Aussicht auf bedeutende Verbesserung, und gleichzeitig, auf seines warmen Gönners Reinhard Veranlassung, nach Dresden als Studiendirector am Pagenhause mit 1200 Thlr. Gehalt. Zwischen beiden Stellen schwankte er lange, bis ihn der Herzog Karl August selbst auf sehr freundliche Weise rieth, nach Dresden zu gehen, obschon er ihn sehr ungern aus Weimar verlöre. So ging Böttiger mit schwerem Herzen aus Weimar, da er fortwährend die dort verlebten Jahre als die glücklichste Zeit seines Lebens bezeichnet und dafür sich auch bis an sein Ende der Gunst des weimarischen Fürstenhauses zu erfreuen gehabt hat.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Die Mode in den Kleidungen der höhern Stände in Frankreich während der letzten Regierungsjahre Ludwig XV. und der ersten Ludwig XVI. maßte sich politische und satirische Beziehungen an, absonderlich in dem Kopfputz der Damen, den man Pouffs nannte, welche, aus Flor, Band, Blumen u. dgl. bestehend, einen unmäßigen Umfang hatten. So erfand die zu ihrer Zeit berühmte Modistin, Madem. Bertin, bei dem Tod von Ludwig XV. einen pouf à circonstance; auf diesem stand eine schwarze Cypresse, mit schwarzen Ringelblumen (soucis) behängt, deren Wurzeln aus Fäden von Crepsler gebildet waren. Auf der andern Seite lag eine Garbe auf einem Füllhorn, aus welchem Feigen, Trauben, Melonen und andere Früchte, aus weißen Federn gebildet, herausfielen. Als die königliche Familie sich die Blattern einimpfen ließ, erfolgte ein pouf à l'inoculation, dessen Aufputz aus einer aufgehenden Sonne bestand, unter welcher ein Olivenzweig lag, um den sich eine Schlange wand, die eine Keule, mit Blumen bekränzt, im Munde hielt, als Sinnbild der Arzneiwissenschaft, welche die Seuche erschlagen. Die Anspielungen auf den Kleidungen der Herren waren nicht minder bezüglich, sie theilten jedoch die Mode der Damen, Blumen und Obstgärten, sowie Waldpartien an sich zu tragen, doch nicht auf dem Kopf wie diese, sondern sie waren gedruckt auf den Gilets, gemalt und gravirt auf den thalergroßen Knöpfen zu sehen. Ein Elegant mußte durchaus auf dem Taschentuch den Plan von Paris haben; die merkwürdigen Gebäude der Stadt befanden sich ebenfalls auf der Weste und den Knöpfen, die gelegentlich Bildnisse von Gelehrten, Schauspielern, Tänzerinnen u. s. w., oder auch naturhistorische Gegenstände aufzuweisen hatten. 29.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 18. — 18. Januar 1837.

Zur Geſchichte des griechiſchen Aufſtandes.

(Beſchluß aus Nr. 17.)

Während des Septembers deſertirten wiederholt kleine Abtheilungen von den Soldaten des Guras, denen das Leben in der eingeſchloſſenen Feſtung nicht behagte. Um ſie zu verhindern, wachte Guras ſelbſt ganze Nächte an den Außenwerken (dem Serpentſché), und hier fiel er in der Nacht vor dem 1. October, wie der Verf. angibt, durch eine feindliche Kugel; Andere ſchreiben ſeinen Tod einem treuloſen Soldaten zu. Er wurde im Commando durch Krieziotes erſetzt, der ſich nach einigen Tagen bei der Nacht in die Feſtung ſchlich, während Karaiskakis ſich mit 3000 Griechen bei Menidi zeigte, um die Aufmerkſamkeit des Feindes nach dieſer Seite zu lenken. Unterdeß beſchäftigten ſich die Türken unabläſſig, Minen zu graben, um irgendwo Breſche zu ſprengen; allein der obengenannte geſchickte Mineur Koſtas Chormovites vereitelte ihre Plane jedes Mal durch Gegenminen. Die ausführlichen Erzählungen von dieſen Unternehmungen ſind ſehr unterhaltend. Bisweilen war die Erſchütterung ſo heftig, daß die Akropolis davon erbebte. Nach dem Ausbruche einer Mine pflegten die Griechen jedesmal einen Ausfall zu thun, wobei ſie viele Türken tödteten und Waffen und Vorräthe erbeuteten. Doch verloren die Griechen auch viele Mannſchaft und durch die häufigen Minen war ihr Pulvervorrath faſt erſchöpft. Makryjannis wurde daher aus der Feſtung geſchickt, um von der Regierung neue Zufuhr zu erwirken. Oberſt Fabvier mit 400 Mann des taktiſchen Corps unternahm die gefährliche Expedition. Mit Pulver ſchwer beladen landeten ſie am Cap Kollas, marſchirten in einer mondhellen Nacht (am 1. December) gegen die Akropolis, überſtiegen den tiefen Graben der Belagerer, ſchlugen ſich durch die aufgeſchreckten Türken durch, wobei der Major Robert und vier Philhellenen fielen, und erreichten glücklich die Feſtung. Dieſe Verſtärkung und die Nachricht von Karaiskakis' Siege bei Arachova ermuthigten die Belagerten wieder. Fabviers' Plan war, ſich mit ſeinem Corps in der nächſten Nacht wieder durchzuſchlagen, um die Zahl der Beſatzung nicht unnütz zu vermehren; aber man beſchränkte ſich auf einen herzhaften und glücklichen Ausfall in der Nacht des 6. Decembers. Ein beklagenswerther Einfall Fabvier's war es, einige Tambours von den Säulen des Parthenon auszuhöhlen, mit Pulver zu füllen und angezündet in die Stadt zu wälzen; der Erfolg entſprach dieſer mühevollen und zerſtöreriſchen Arbeit keineswegs. Später gab er den Plan, ſich durchzuſchlagen, auf, weil er Verrath argwöhnte.

Unterdeß nahm die griechiſche Regierung wieder Maßregeln zum Entſatz der Feſtung. Sie ſammelte auf Salamis gegen 6000 Mann, welche in der Nacht vor dem 25. Januar 1827 in zwei Abtheilungen an der Küſte von Attika landeten. Die eine Abtheilung beſetzte Kamateron, am Fuße des Aegaleos, 1½ Stunde nördlich von Athen; die andere bemächtigte ſich des Gipfels der phalariſchen Halbinſel und ſchloß die hier befindlichen Türken in dem Kloſter des heil. Spyridon im Piräus ein. Mit Tagesanbruch lief Haſtings auf dem Dampfſchiffe Karteria in den Hafen ein und fing an das Kloſter zu beſchießen. Am 27. Jan. Morgens griff Kütagis das griechiſche Corps bei Kamateron an und ſchlug es, da ſeine Verſchanzungen noch nicht vollendet waren, mit Verluſt von 200 Mann in die Flucht. Am Abende deſſelben Tages richtete er ein Schreiben an die Belagerten, um ſie zur Übergabe aufzufodern. Unter dem Vorwande, ſich Bedenkzeit auszubitten, hielten ſie ihn zwei Tage lang mit leeren Hoffnungen hin und gaben dadurch den Ihrigen im Piräus Zeit, ſich beſſer zu befeſtigen. Am 30. Januar griff der Vezier endlich den Piräus an, wurde aber mit großem Verluſte zurückgeſchlagen. Ebenſo ſchlechten Erfolg hatte ein zweiter Verſuch der Türken am 1. Februar. Sie büßten in beiden Gefechten gegen 800 Mann ein, die wohlverſchanzten Griechen aber nur zehn der Ihrigen. Noch größer war der Verluſt der Türken bei einem dritten Angriff am 20. Februar auf die ſogenannten Boſtania (die Gärten am Ausfluß des Kephiſos), welche die Griechen unterdeß beſetzt hatten. Das vierte Gefecht beſtand der Oberanführer Karaiskakis ſelbſt am 4. März bei Keratzina (zwiſchen Piräus und Salamis), wo der Feind wieder gegen 1600 Todte und Verwundete hatte. Die Belagerten pflegten von dieſen Vorgängen durch die geſchwätzigen Albaneſen, die bei dem türkiſchen Heere waren, in den nach Homeriſcher Weiſe jeden Abend gepflogenen Geſprächen (κουβέντας) genau unterrichtet zu werden, und ihre Hoffnungen ſtiegen aufs Höchſte.

Unterdeß hatten sich auf Betrieb des thätigen Karaiskakis gegen 10,000 Griechen im Piräeus gesammelt, und auch Lord Cochrane und Miaulis trafen mit einer Flottille hier ein. Man fügte dem Feinde in wiederholten Gefechten empfindlichen Schaden zu. Am 14. April erstürmten die Griechen unter Makrojannis eine Reihe von Verschanzungen, durch welche die in dem Kloster eingeschlossenen Türken mit dem türkischen Heere in der Ebene in Verbindung standen, sodaß jene jetzt ganz abgeschnitten waren. Von der Fregatte Hellas unter Miaulis' eignem Befehle hart beschossen, ergaben sie sich, etwa 300 an der Zahl, am 16. April unter der Bedingung freien Abzuges mit ihren Waffen; allein trotz allen Vorsichtsmaßregeln wurden sie auf ihrem Marsche von den wilden griechischen Söldnern angefallen und zur Hälfte niedergemacht. Doch scheint es, daß einer der Türken hierzu den ersten Anlaß gab, indem er auf einen Griechen feuerte.

Um diese Zeit wurde der General Sir Richard Church von der Nationalversammlung in Trözen zum Oberbefehlshaber ernannt: ein Schritt, der den verdienstvollen Karaiskakis, der seit einem Jahre solche Wunder der Tapferkeit gethan hatte, aufs Tiefste kränkte. Er wünschte fortan den Tod, suchte und fand ihn am 23. April in einem unbedeutenden Vorpostengefechte, da wo jetzt sein Denkmal steht. Er war unbestritten der tapferste und talentvollste unter allen griechischen Heerführern, und der beste Beweis dafür ist, daß alle andern ihm ohne Murren gehorchten. Die Belagerten erhielten die Nachricht von seinem Tode durch die türkischen Albanesen.

Am 24. April unternahmen die Griechen die bekannte Landung bei Cap Kolias, um der Festung Zufuhr und Verstärkung zu bringen und die Weiber, Kinder und Verwundeten aus derselben herauszuziehen. Alles schlug fehl, weil der Geist, der den Plan zu diesem Unternehmen entworfen hatte, es nicht mehr leitete. Die Landung geschah zu spät; statt vorzudringen, hielten die Griechen sich in der Ebene auf, ohne sich gehörig zu verschanzen; bald von einer überlegenen Macht umringt, mußten sie auf die Schiffe zurückfliehen und verloren an diesem unglücklichen Tage über 800 Mann ihrer tapfersten Streiter, großentheils Sulioten und Taktiker.

Auf der Akropolis hatte sich unterdeß schon lange Mangel und Krankheit eingestellt, und Fabvier wird beschuldigt, zuerst den Muth verloren zu haben. Am 31. März und am 10. April versuchte er mit den Taktikern sich durchzuschlagen, kehrte aber beide Male wieder um. Nach dem unglücklichen 24. April fing Fabvier wieder an, die Gemüther zu bearbeiten und fand auch unter den Griechen eine Partei, welche die Übergabe wünschte; doch wurde der Vermittelungsversuch des französischen Fregattencapitains Leblanc, sowie der Befehl des Generals Church, sich zu ergeben, am 29. und 30. April mit Hohn zurückgewiesen. Fabvier schwieg, weil er sich überstimmt sah; aber von jetzt an herrschte Muthlosigkeit und gegenseitiges Mistrauen. Überdies waren die Vorräthe fast erschöpft; seit Anfang Mai hatte man nur Gerste zu essen; auf den Mann kam täglich nur eine Okka (anderthalb Flaschen) Wasser; eine Henne wurde mit 35, ein Ei mit 2 spanischen Thalern bezahlt (die Eier gebrauchte man zu Heilung der Wunden). Der Pulvervorrath betrug nur noch 120 Okken. Da nun vollends der General Church mit dem griechischen Heere am 16. Mai den Piräeus geräumt hatte, so ließ sich die Besatzung endlich willig finden, zu unterhandeln. Der Admiral Rigny und der Commandant einer östreichischen Brigg machten die Vermittler, und der Oberst Fabvier führte die Correspondenz. Der Letztere erscheint aber in der Darstellung des Verf. durchaus in einem nachtheiligen Lichte, als entmuthigt und zu nachgibig und wird dennoch von demselben wieder gelobt als der Retter so vieler Bedrängten, der die Griechen von einem unnützen und verzweifelten Widerstande abgehalten, sodaß der Verf. in seinem Urtheil über Fabvier nicht mit sich selbst ins Klare gekommen zu sein scheint. Am 24. Mai 1827 wurde die Capitulation abgeschlossen und die Besatzung sowie die Athener schifften sich bei Cap Kolias nach Ägina, Poros und Salamis ein. So endigte diese denkwürdige Belagerung.

Der Rest des Buches beschäftigt sich mit den Schicksalen Athens und der Athener vom J. 1827 bis zur Ankunft des Königs im J. 1833 und hat wenig geschichtliches Interesse. Seit den Jahren 1829 und 30, nach Aufhör der Feindseligkeiten, kehrten die Meisten nach und nach in ihre Heimat zurück und fingen an ihre Häuser wiederzuerbauen und das Feld zu bestellen. Am 20. März (1. April) 1833 rückten die königl. bairischen Hülfstruppen in Athen ein, und am 31. März (12. April) räumte die türkische Besatzung die Akropolis. Hier schließt das Buch.

Der Styl des Verf. ist nicht zu loben; doch gereicht es zu seiner Entschuldigung, daß es sehr schwer ist, gut und geschmackvoll Neugriechisch zu schreiben, so lange sich noch keine allgemein gebilligte Musterschreibart herangebildet hat und es mithin dem eignen Urtheile jedes Schriftstellers überlassen bleibt, wie weit er sich in Worten, Redensarten und grammatischen Fügungen dem Altgriechischen nähern zu dürfen glaubt. Schätzenswerth sind die vielen in die Erzählung eingeschalteten officiellen Documente, namentlich aus den ersten Jahren, in deren Formlosigkeit und rhetorischer Weitschweifigkeit sich die Kindheit eines Volkes, das plötzlich aus der Knechtschaft zu einer freien Selbstregierung übergeht, am besten malt.

Schon mehre Jahre früher erschienen, aber wegen der vielen angehängten Urkunden sehr schätzbar ist die „Συνοπτική ἱστορία τῶν τριῶν ναυτικῶν νήσων" u. s. w. (Kurze Geschichte der drei *) Inseln Hydra, Spetzá und Psara, in Bezug auf ihre Theilnahme am Freiheitskriege im J. 1821 u. s. w.), von P. Skylitzis Homerides (Nauplia 1831).

Dies Schriftchen umfaßt, wie schon sein langer Ti-

*) Bei den Griechen heißen sie αἱ τρεῖς ναυτικαὶ νῆσοι, die drei die Seemacht bildenden Inseln.

tel besagt, nur die Geschichte des ersten Jahres des Seekrieges und hat vorzüglich zum Zweck, der Insel Spetzá die Ehre der ersten Waffenerhebung zu vindiciren, was von dem durch seine Rechtlichkeit bekannten Verfasser (jetzt Richter am Appellationshofe) mit unbefangener Wahrheitsliebe geschieht.

Die genannten drei Inseln fingen seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts an, eine Handelsmarine zu bilden; Spetzá aber wurde während des ersten Aufstandes im Peloponnes 1769 zerstört und erholte sich erst seit dem Ausbruche der französischen Revolution wieder, während welcher Periode diese Inseln vorzüglich durch den Getreidehandel nach Spanien sich zu großem Wohlstande erhoben. Daher fing die Hetärie seit 1820 und schon früher an, die Vorsteher der Inseln in ihre Plane einzuweihen (Beilagen 1 — 3, worunter ein Brief Alexander Hypsilantis', datirt Ismail den 8. October 1820). Kaum war der Aufstand im Peloponnes ausgebrochen, als die Spetziоten zuerst, am 26. März 1821, die freie hellenische Flagge wehen ließen, mit 20 Schiffen in See stachen, bei Melos zwei feindliche Schiffe nahmen und Monembasia von der Wasserseite einschlossen. Am 11. April folgten die Psarianer und am 14. die Hydrioten diesem Beispiele durch Aufziehung der hellenischen Flagge, und am 16. desselben Monats lief auch die Flotte von Hydra aus. Später aber überflügelte Hydra im Kampfe ihre beiden Nebenbuhlerinnen und während die Psarianer durch den Verlust ihrer Insel geschwächt wurden, der Enthusiasmus der Spezioten aber zu erkalten anfing, harrten die Hydrioten mit heroischer Ausdauer in dem schweren und ungleichen Kampfe aus.

Hier einige der Beilagen zur Schilderung des Geistes jener ersten und schönsten Tage des Aufstandes, wo unter naiven und kindlichen Formen, unter der Hülle einer unbeholfenen und linkischen Sprache fester Entschluß und reine Begeisterung sich birgt.

Beil. 4. Schreiben der Primaten des Peloponnes.

Wohlgeborene Archonten und Brüder der Inseln Spetzá und Hydra seid gegrüßt! Der Überbringer unsers Schreibens ist ein angesehener (εὐγενὴς), rechtlicher und treuer Bruder, der durch gemeinsamen Beschluß an euch, vaterlandsliebende Brüder, geschickt wird, um euch die Ansichten und Meinungen mitzutheilen, die wir über den vorliegenden Zweck haben. Wir bitten euch daher, seiner Wohlgeborenheit (εἰς τὴν εὐγενείαν του) Vertrauen zu schenken und folglich als Patrioten (φιλογενεῖς) und als Nachbarn uns auch die Plane und Gesinnungen eurer Wohlgeborenheit mitzutheilen, und welche Meinungen ihr über das Vorliegende habt; als Nachbarn wünschen wir, uns durch beständige Correspondenz mit euch zu verständigen, damit wir in Übereinstimmung das Werk unterstützen; und da wir euch mündliche Botschaft senden, so ist es überflüssig, uns weiter auszulassen. Lebt gesund und wohl auf viele Jahre.

Vostitza, 29. Januar 1821.

Eure bereitwilligen Brüder

Germanos, Erzb. v. Patrá. Christopulos Germanos. Prokopios, Abt von Kerniki. Asimakis Zaimis. S. Charalampis. Andreas Zaimis. A. Lontos. A. Photilas. S. Theocharakis. Gionis Papadopulos.

Folgendes (Beil. 5) ist ein zweites Schreiben der Peloponnesier, als sie, durch den Argwohn und die Wachsamkeit der Türken veranlaßt, sich genöthigt gesehen hatten, den Aufstand in Kalabryta und der Umgegend zu früh ausbrechen zu lassen.

Wohlgeborene Archonten und Brüder von Hydra und Spetzá.

Von Vielen, welche zu euch gekommen sind, und aus vielen Briefen habt ihr erfahren, was hier vorgeht. Ihr habt Recht, euch zu beschweren, daß die Bewegung vorzeitig geschehen ist, und ihr könnt uns vielleicht Schuld beimessen, da ihr die Ursachen nicht wißt; auf andere Weise wäre es aber nicht mehr möglich gewesen, nachdem Türkenfreunde (τουρκολάτραι) das Geheimniß verrathen hatten. Deshalb haben wir die Bewegung angefangen, und wohin wir geschlagen haben, haben wir mit Gottes Hülfe einen glücklichen Erfolg gehabt, und jetzt nähern wir uns Tripolitza von allen Seiten. Daher hoffen wir auf euere Vaterlandsliebe, daß ihr mit aller euerer Macht euch beeilt, zur See jeden Punkt zu blokiren. Archonten und Brüder! verhaltet euch nicht gleichgültig, damit uns nicht etwas Widerwärtiges begegne; möge dies nicht geschehen, und seid versichert, daß die Feinde, sobald sie die Schiffe sehen, von Furcht gelähmt werden, und der gegenwärtige Bruder (der Überbringer) unterrichtet euch von Allem weiter. Euch brüderlich begrüßend verbleiben wir

Verwena, 24. März 1321. Die Primaten des Peloponnes.

Die Actenstücke, sämmtlich aus dem Archive der Insel Spetzá genommen, belaufen sich auf 42, und enthalten das Wichtigste aus der Correspondenz, den Proclamationen u. s. w. bis zum November 1821. Kein Geschichtschreiber des griechischen Aufstandes darf sie ungelesen lassen.

107.

Karl August Böttiger. Eine biographische Skizze von dessen Sohne K. W. Böttiger.

(Beschluß aus Nr. 17.)

Die äußern Verhältnisse, in welche Böttiger in Dresden trat, hat der Sohn von S. 60—69 dargestellt. Böttiger's Stellung war ganz neu, daher machte sie ihm manche Feinde und Neider; das Pageninstitut lag ganz darnieder und war in seiner ganzen Anlage zu mangelhaft, als daß etwas Tüchtiges hätte daraus werden können; die katholische Partei am Hofe bereitete ihm manchen Verdruß; sein durch Erklärungen englischer Caricaturen und auf andere Weise an den Tag gelegter Haß gegen das Franzosenthum ließ ihn nach der Katastrophe bei Jena gerechte Besorgnisse hegen, die aber glücklich vorübergingen, obgleich seine Freundschaft mit Massenbach und Gentz keineswegs unbekannt geblieben war. Nach diesen äußern Beziehungen folgt die Schilderung seiner archäologischen und philologischen Vorlesungen mit Andeutungen über seine mythologischen Ansichten, seiner fortgesetzten literarischen Thätigkeit und seiner endlichen Anstellung als Oberaufseher der Antikensammlungen nach der Auflösung des Pageninstituts. Daß diese Anstellung nach der Rückkehr des Königs Friedrich August nach Dresden, trotz böswilliger Einflüsterungen, erfolgte, spricht laut wider manche gegen Böttiger erhobene Anklagen, die aus jener Zeit noch bis in Böttiger's letzte Lebenstage sich fortgepflanzt haben.

Die neue Anstellung führt den Verf. wieder auf des Vaters archäologische Gelehrsamkeit und Thätigkeit. Ein interessanter ungedruckter Aufsatz über die Einrichtung der dresdener Antikengalerie wird S. 85 fg. mitgetheilt, die Art und Weise seiner geistvollen Erklärungen beim Herumführen von Fremden geschildert und zuletzt der in Dresden verfaßten archäologischen Werke gedacht. Ein archäologisches Hauptwerk würde er hier geschrieben haben, wenn er leichter einen Verleger hätte finden, und wenn er sich einer ruhigen, ganz ungestörten Muße hätte hingeben können, in der er sich wochenlang abgesperrt hätte,

um allen Unterbrechungen und Zerstreuungen zu entgehen. Mit wie inniger Theilnahme er auch die neue Kunst und Literatur umfaßte, wie er für die „Allgemeine Zeitung" und für die „Leipziger Zeitung" schrieb, wie er Biographien und Nekrologe verfaßte, Gedächtnißreden auf Verstorbene hielt, die Schriften seiner Freunde und Freundinnen mit Vorreden begleitete, deutsche, lateinische und griechische Gedichte fertigte, wie er den Fremden stets ein freundlicher Führer war und wie er den Versammlungen der Naturforscher ebensowol ein Interesse abgewann als den Conferenzen der Schulmänner und dem sächsischen Bibelverein, dessen Secretair er lange Zeit gewesen ist — Alles das hat der Verf. in beredter Kürze (S. 96—112) abgeschildert und dadurch gewiß bei vielen Freunden und Verehrern des Verstorbenen (das auf S. 102 fg. gegebene Verzeichniß nennt noch lange nicht Alle) eine höchst wohlthuende Erinnerung hervorgerufen. Dabei hat er auch seiner ausgebreiteten und doch so fleißigen Correspondenz gedacht. In mäßiger Angabe lassen sich die noch vorgefundenen Briefe auf 20,000 schätzen. „Und welche zum Theil wunderliche Briefe und Briefwechsel! Wer wollte nicht Alles Rath und Verwendung von ihm haben. Hier sollte er einem armen voigtländischen Pfarrersohne zu einem Stipendium verhelfen, dort einigen Offizieren in einer entfernten Garnison eine gute Winterlectüre vorschlagen, ein Dritter verlangt gar einige Nachweisungen über die Abtritte der Alten, der Vierte eine Idee zu einer Gedächtnißmünze oder einem Gesellschaftssiegel; von einer Seite wird angefragt, ob ein ausgetretener Portenser etwa unter die Schauspieler in R. gegangen, von einem Andern wird die Unterbringung eines Manuscripts bei einem Buchhändler gewünscht" u. s. w. Das Postporto verschlang bei ihm ein Zwölftel seines Gehaltes. Aber für alles Dies mußte sich Zeit finden, weil er mit seiner Zeit zu geizen wußte. Er konnte und mußte viel arbeiten, und doch sah man ihn bei Allem, was Interesse erregen konnte, gegenwartig. Feuerwerke und Landtagsversammlungen, Tieck's Vorlesungen und Colloquien im Consistorium, gesellige Vereine jeder Art, Kirchhöfe und Theater, Alles sprach ihn an; alle öffentlichen Angelegenheiten, Stellenbesetzungen, besonders im höhern Lehrfache, beachtete er wie Einer, dem nichts Vaterländisches fremd sein darf. Selbst in der karlsbader und marienbader Badewanne pflegte er zu lesen, wie auch Joh. Matth. Gesner that. Mußte er lange in einem Vorzimmer warten, so halfen ihm die Freunde in der Tasche. Von den wichtigsten Erscheinungen im Felde der Literatur entging ihm keine; um so mehr staunten ihn Viele an, wie er das Alles habe lesen können, von dem er spräche. Aber die größte Hülfe gewährte ihm sein treffliches Sach-, Namen- und Ortsgedächtniß. Eigentliche Collectaneen hatte er nie, wol aber trug er in seinen Horaz, Martial, Terenz, Scapula Vieles ein, merkte sehr viele Citate und benutzte insofern fremde Collectaneen als eigne. Er erinnerte sich Dessen, was er wieder nachzuschlagen brauchte, in den Büchern oft bis auf die Seitenzahl (S. 112—124).

Die letzten 12 Seiten schildern Böttiger als den liebevollen, leicht versöhnlichen, bescheidenen Mann, als den treuen Freund, als den frommen Christen, als den liebevollen Gatten und zärtlichsten Vater. Wahrhaft trefflich und ein Beweis gottvertrauender Gesinnung ist der Brief, den Böttiger wenige Viertelstunden vor der bedenklichen Operation seines Auges am 29. Juli 1822 an seine Kinder nach Erlangen schrieb (S. 123); wir möchten ihn um keinen Preis missen.

Der Anhang enthält einige Seiten aus Böttiger's Memorabilien, welche dieser nach gehabten Gesprächen oder auf gemachten Reisen, von seinem trefflichen Gedächtnisse unterstützt, frisch, aber auch flüchtig auf das Papier zu werfen pflegte. Die stylistische Feile fehlt, würde aber gewiß erfolgt sein, wenn er seinen Plan, „Reliquien oder weimarische Nächte" zu schreiben, ausgeführt hätte. Die hier mitgetheilten Blätter sind aus den Jahren 1796 und enthalten flüchtige Bemerkungen über Voß, über die Xenien, über Fr. Schulz's „Hundetaschenbuch", einen Wortwechsel zwischen Herder und Wieland über die Schweine, deren sich Herder gegen Wieland annimmt, und über ein höchst muthwilliges Stück Göthe's: „Die geflickte Braut", das auf dem gesellschaftlichen Theater mit fürstlichem Aufwande dargestellt worden ist. Nach der Skizze zu urtheilen, ist dies eine echt aristophanische Farce mit acht Ballets und allen möglichen Gesängen, tragischen Auftritten und komischen Imbroglios, gegen die der „Triumph der Empfindsamkeit" kaum ein Schattenriß ist. Dann enthält der Anhang vier Briefe von Göthe, Schiller, Herder und Wieland an Böttiger. Göthe dankt für die Interpunction eines Gedichtes und versichert, diese Kunst nie haben lernen zu können; Schiller spricht sich sehr verbindlich über die Mühe aus, die Böttiger mit seinen „Kranichen des Ibykus" gehabt habe; Herder ist verdrießlich über die Xenien; Wieland äußert sich ziemlich stark über Schiller's „Wallenstein" und meint sogar — worin ihm wol Wenige beistimmen werden —, daß Wallenstein im Dialoge mitunter wie ein alter preußischer Unteroffizier spräche.

Böttiger's wohlgetroffenes Bildniß ist eine Zierde des Buches, des Sohnes Schrift dazu ein vortrefflicher Commentar. 7.

Notizen.

In den ungeheuern Urwäldern Nordamerikas sich zurechtzufinden, wenn man sich einmal darin verirrt hat, ist für den fremden Reisenden, wenn er nicht mit den Hülfsmitteln und Vortheilen vertraut ist, deren sich die Eingeborenen bei dieser Gelegenheit bedienen, eine ganz unmögliche Sache. Selbst ein erfahrener und wissenschaftlicher Reisender, sollte er sogar mit den nöthigen mathematischen Instrumenten versehen sein, wird sich nach Sonnenuntergang oder an einem bewölkten Tage schwerlich wieder auf den rechten Weg finden. Allein der Indianer ist solchen Unannehmlichkeiten, wobei der Fremde öfters sein Leben einbüßt, nicht ausgesetzt; denn ihn hat die Erfahrung gelehrt, daß derjenige Theil des Nadelbaums, der nach Norden hin steht, stets weniger Zweige hat als diejenigen Theile, die nach solchen Himmelsgegenden zustehen, wo der Einfluß der Sonne auf ihr Wachsthum unverkümmerter ist. Ein anderer Wegweiser für den Indianer ist, daß alle Lerchenbäume sich in ihrem Wuchse nach Süden hin neigen. Gelangt er aber in ein Thal oder an irgend eine andere Stelle, wo die Sonne ihre Einflüsse auf die Gewächse in geringerm Grade ausüben kann, so läßt er sich durch die Lage der umgebrochenen oder entwurzelten Bäume auf den rechten Weg leiten. Er schließt nämlich von ihrem Zustande, je nachdem der Schaden frischer oder älter ist, auf die Zeit, zu welcher sie etwa vom Orkan niedergeschmettert worden, und sein treues Gedächtniß läßt ihn sich genau daran erinnern, aus welcher Himmelsgegend damals der Sturmwind blies. Für Diejenigen, die mit der Lebensweise der Indianer nicht bekannt sind, hat diese Angabe viel Unwahrscheinliches. Allein die Reisenden von jenen Gegenden überzeugen sich bald von der Richtigkeit derselben.

„Onkel Philipp's Unterhaltungen über den Wallfischfang und die Polarseen" heißt eine kürzlich im Englischen erschienene populaire Darstellung der mannichfachen Beschwerden und Gefahren des Wallfischfangs, sowie der Abenteuer und Leiden aller Reisenden in den Polarmeeren, von Sebastian Cabot an bis auf John Roß. Der Verf. hat diesen reichhaltigen Inhalt in die Form des Dialogs gebracht. Die Belehrungen über die Natur und Lebensweise der Wallfische, sowie über die Art, sie zu fangen, sind deutlich und vollständig, und dazwischen läuft eine große Menge ansprechender Anekdoten hindurch. Gute Abbildungen sind zur Erläuterung des Gegenstandes dem Buche beigegeben. Es ist ein Büchlein für Kinder, besonders Knaben reifern Alters, und verdiente wol eher als manches andere ins Deutsche übertragen zu werden. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 19. — 19. Januar 1837.

Dioskuren. Für Wiſſenſchaft und Kunſt. Schriften in bunter Reihe, herausgegeben von Theodor Mundt. Erſter Band. Berlin, Veit u. Comp. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Ein neues und erfreuliches Unternehmen, berechnet auf einträchtiges und dauerndes Zuſammenwirken verſchiedener literariſcher Kräfte, kündigt ſich mit dem vorliegenden Buche an. Nach Inhalt und Zweck iſt die erſte Frage. Der Titel gibt darüber keine Auskunft, denn er iſt allumfaſſend, und wenn ihm zufolge das deutſche Publicum etwa eine bunte Reihe gründlicher Abhandlungen erwartet über verſchiedene Gegenſtände der Wiſſenſchaft und Kunſt, ſo wird es ſich gänzlich getäuſcht ſehen; von dieſer Art iſt eigentlich nichts hier. Eine Reihe leichter Truppen tritt vor uns hin, hübſch armirt und uniformirt, aber ſo bunt, daß man ſchwerlich errathen würde, ob ſie einem und demſelben Potentaten dienen, wenn man das nicht aus ihrer friedlichen Zuſammenſtellung vermuthen müßte. Aber was ſie im Schilde führen und ob die in dunkelm Hintergrunde nachrückende größere Maſſe von derſelben Gattung iſt, das iſt ein unlösbares Räthſel. Darum wäre es wol in der Ordnung geweſen, wenn Hr. Th. Mundt ſich entſchloſſen hätte, das Publicum anzureden und ihm frei und frank den nöthigen Aufſchluß zu geben. Woher ihn der Rec. nun nehmen ſoll, weiß er in der That nicht; denn das Buch ſelber gibt ihn nicht, eine Vorrede iſt nicht da, und ſo bleiben nur ein paar dunkle Ausdrücke übrig, die in der Dedication an Varnhagen von Enſe zu finden ſind. Dort wird, man ſieht nicht recht, ob der Inhalt des Buches oder ſeine Verfaſſer, ein dem Angeredeten „zugehöriger und anhangender Lebenskreis" genannt, der ſich „auf dieſen vermiſchten Blättern in ungezwungen zuſammengetretener Reihe ausbreiten wird", und nachher wird die Abſicht angekündigt: „dem Charakter, dem, gegen unſere Nationalſitte, die Literatur und Kritik in den letzten Tagen anheimgefallen, wenigſtens mit Darbringungen aus ſolcher Geſinnung, worin nichts Verheerendes wuchert, gegenüberzutreten." Wie das gemeint ſei, läßt ſich zwar wol einigermaßen vermuthen, aber nicht mit Sicherheit; denn verſtehen wir den hier bezeichneten Charakter recht, ſo iſt das anheimfallen ein viel zu ſtarker Ausdruck; und von welcher Art die gegen jenen Charakter gerichteten Darbringungen ſein ſollen, iſt mit Hülfe zweier Negationen auf eine ſo wäſſerige, nichtsſagende Weiſe bezeichnet, daß damit nichts anzufangen iſt. Was am Ende als das einzige Klare und Einleuchtende übrigbleibt, iſt dies, daß Varnhagen von Enſe das Vorbild für alle Mitarbeiter an den „Dioskuren" ſein ſoll, und damit kann man ſehr zufrieden ſein; nur wird doch immer von Neuem das Verlangen rege werden, daß man ſich über die Bedeutung dieſes Vorbildes näher erklärt. Denn die Hegel'ſche Philoſophie, der die meiſten der Verfaſſer zugethan ſind, für das gemeinſame Panier zu erklären, reicht nicht hin; ſie hat einen Gährungsproceß in die Kunſt gebracht, der in ihr noch lange nicht ſo weit gediehen iſt als in der Wiſſenſchaft; ehe ſich dort neue Principien, Tendenzen und Gegenſätze mit Klarheit entwickeln, wird noch vieler Kräfte rüſtiges Streben nöthig ſein, und es möchte daher auch wol Hrn. Mundt ſchwer oder unmöglich fallen, in den hier mitgetheilten Novellen, Gedichten u. ſ. w. das gemeinſame geiſtige Band mit Beſtimmtheit nachzuweiſen und es als identiſch mit der Tendenz des Vorbildes darzuſtellen. Der Rec. hat natürlich dazu noch weniger Beruf, und er begnügt ſich daher, einfach über den Inhalt des Buches zu referiren. Iſt darin übrigens irgend etwas des gewählten Vorbildes unwürdig, ſo iſt es die Dedication; wie es möglich war, daß Hr. Mundt ſo etwas Verworrenes, Verkrüppeltes und Verrenktes in Styl und Gedanken zu Stande bringen konnte, iſt kaum zu begreifen; vormals war ihm eine klare und angenehme Darſtellung eigen; davon iſt er leider ſehr weit abgekommen; das zeigt auch, wenngleich nicht in ſo enormem Grade, die weiterhin von ihm zu erwähnende Arbeit. Es verlohnt der Mühe nicht, an der verunglückten Dedication das ausgeſprochene Urtheil Wort für Wort darzuthun; aber ſie enthält noch eine Äußerung, die der Rec. nicht glaubt ungerügt übergehen zu dürfen, wenn er einmal die Verpflichtung übernommen hat, das Publicum, ſo viel an ihm iſt, zu repräſentiren. Hr. Mundt ſagt:

Sie finden mich noch immer von literariſcher Luſt erfüllt, die mir um ſo geſünder iſt, da ſie ſich um die äußern Erfolge gar nicht mehr bekümmert und eine längſt erſtorbene Eitelkeit deſto ſorgloſere und innigere Hingebung an das reine Schaffen verſtattet.

Wenn nun dieſe literariſche Luſt ihm wirklich ſo ge-

1. Any person desiring to make a claim to the Government land shall file with the Register of the land district in which the land is situated a written application describing the land by sections, or parts of sections, and giving the name of the applicant, his post-office address, and the date of his settlement upon the land. The application shall be filed within thirty days after the settlement.

2. Each application shall be accompanied by a fee of $10, which shall be paid to the Receiver of the land district.

3. Upon receipt of the application and fee, the Register shall issue a receipt therefor and shall enter the application in a book to be kept for that purpose.

4. The applicant shall, within six months after the date of his application, make proof of his settlement and improvements before the Register or Receiver, or before a person authorized to administer oaths.

5. The proof shall show that the applicant has built a habitable house upon the land and has resided upon it continuously for six months.

6. The proof shall also show that the applicant has cultivated at least ten acres of the land.

7. If the applicant fails to make proof within the time prescribed, his claim shall be forfeited and the land shall be open to settlement by any other person.

8. Upon making proof, the applicant shall pay to the Receiver the sum of $5 per acre for the land.

9. The Receiver shall issue a receipt for the payment and shall forward the money to the Treasurer of the United States.

10. Upon receipt of the money, the Register shall issue a certificate of purchase to the applicant.

11. The certificate of purchase shall entitle the applicant to a patent for the land.

12. The patent shall be issued by the President of the United States and shall convey to the applicant the title to the land.

13. The applicant shall not be entitled to a patent until he has resided upon the land for at least six months.

14. The applicant shall not be entitled to a patent until he has cultivated at least ten acres of the land.

15. The applicant shall not be entitled to a patent until he has built a habitable house upon the land.

16. The applicant shall not be entitled to a patent until he has paid the purchase money.

17. The applicant shall not be entitled to a patent until he has made proof of his settlement and improvements.

18. The applicant shall not be entitled to a patent until he has complied with all the requirements of this act.

19. The applicant shall not be entitled to a patent until he has paid all fees and charges.

20. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of allegiance.

21. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of office.

22. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of residence.

23. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of cultivation.

24. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of improvement.

25. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of purchase.

26. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of payment.

27. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of proof.

28. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of compliance.

29. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of fees.

30. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of charges.

31. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of allegiance.

32. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of office.

33. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of residence.

34. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of cultivation.

35. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of improvement.

36. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of purchase.

37. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of payment.

38. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of proof.

39. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of compliance.

40. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of fees.

41. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of charges.

42. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of allegiance.

43. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of office.

44. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of residence.

45. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of cultivation.

46. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of improvement.

47. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of purchase.

48. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of payment.

49. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of proof.

50. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of compliance.

51. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of fees.

52. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of charges.

53. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of allegiance.

54. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of office.

55. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of residence.

56. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of cultivation.

57. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of improvement.

58. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of purchase.

59. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of payment.

60. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of proof.

61. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of compliance.

62. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of fees.

63. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of charges.

64. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of allegiance.

65. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of office.

66. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of residence.

67. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of cultivation.

68. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of improvement.

69. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of purchase.

70. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of payment.

71. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of proof.

72. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of compliance.

73. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of fees.

74. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of charges.

75. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of allegiance.

76. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of office.

77. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of residence.

78. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of cultivation.

79. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of improvement.

80. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of purchase.

81. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of payment.

82. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of proof.

83. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of compliance.

84. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of fees.

85. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of charges.

86. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of allegiance.

87. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of office.

88. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of residence.

89. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of cultivation.

90. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of improvement.

91. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of purchase.

92. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of payment.

93. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of proof.

94. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of compliance.

95. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of fees.

96. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of charges.

97. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of allegiance.

98. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of office.

99. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of residence.

100. The applicant shall not be entitled to a patent until he has taken the oath of cultivation.

ren ihrem ganzen Wesen Kenntniß geben. — Wir wünschen, daß es in unsern Tagen nicht auch noch zu mehrern kirchlich-religiösen Parteiungen komme; wer wirklich religiöse Bedürfnisse hat, kann sie gewiß in irgend einer vorhandenen christlichen Gemeinschaft befriedigen. X. In der Aufnahme fremder Glaubensgenossen bleibt es bei den bisherigen, die Aufnahme von Fremdlingen in den Staatsverband betreffenden, Landesgesetzen und Localstatuten. Hr. K. will damit den Eigennutz, dem das Wort Emancipation schrecklich ist, beschwichtigen. Die Nachrist von einem, dem Verf. unbekannten, wie es scheint, etwas confusen „Schüler der Universität Prag", welcher Hrn. K. auch ein „Henotikon" schickte, und zwar wie dieser soeben das seinige vollendet hatte, hätte recht wohl wegbleiben können, schon um des Titels willen: „Mächtiger König im Reiche der Erkenntniß!" Was hilft alles Protestiren gegen solchen Aberwitz! Der Verf. wünscht seine zehn Artikel besonders für die Emancipation der Juden wirksam zu sehen, worüber ihm „in Dresden 13 Bürger das Kreuz einschlagen wollten". Wir wünschen den Juden wie der Verf. das günstigste Loos, aber wir können nicht so unbedingt alle Schuld ihrer Verschlimmerung den Christen aufbürden und die Gegner nicht alle als blos eigennützige Widersacher ansehen; audiatur et altera pars.

Soeben kommt uns des Hrn. Prof. Krug's:

Antidoton. Ein Pendant zum Henotikon, dem ersten Manne der Erde und den protestantischen Universitäten Deutschlands gewidmet. Leipzig, Kollmann. 1836. Gr. 8. 10 Gr.

in die Hände, mit dem Motto:

Willst du Frieden? Nimm Henotiken!
Willst du Krieg? Hier ist Antidoton.

Es scheint uns abermals, bei aller Hochachtung gegen Hrn. Krug's sonstige Verdienste, als ob er einer nicht sonderlich wichtigen Sache eine zu große Wichtigkeit beilege. Am Schlusse seines „Henotikon" hatte, wie schon erwähnt, ein Ungenannter, der aber in seiner Schreibart, in welcher sich (S. 4) Sünden gegen die ersten deutschen Sprachregeln finden, sich nicht eben als einen sehr zu berücksichtigenden Anonymus bemerklich machte, ein henotisches Sendschreiben an Hrn. K. überschickt und berichtet, daß in Böhmen ein Mann lebe, der „vita, verbis et operibus" der erste Mann auf der Erde, gotteserleuchtet und heilig sei, und dessen Kraft nach der Beschaffenheit seiner Werke mit der eines Luther und Huß nicht in Vergleich kommen könne; er sei in den katholisch-geistlichen Stand getreten, habe eine Zeitlang auf der Universität in Prag gelehrt, sei durch höllische Neider, die er wie Luther gehabt, abgesetzt und seine Lehre verboten worden, was die deutschen und slawischen Böhmen sehr aufgeregt habe. Dieser Mann habe „ein göttliches Werk, ein unvergleichliches System der Religionswissenschaft" erbaut, welches ganz geeignet sei, die Trennung der protestantischen Kirche von der katholischen aufzuheben. Auf dieses Werk solle K. seine Collegen, besonders die theologische Facultät und andere Universitäten aufmerksam machen. Man hätte wol die ganze Sache leicht für eine Mystification halten können, da der Ungenannte weder sich, noch jenen Unvergleichlichen, noch dessen Buch nannte, auch K. gar keine Aufregung deshalb in Böhmen fand; dieser spürte aber, auf den Wink, daß es der Verf. des Werks: „Athanasia, oder Gründe für die Unsterblichkeit" (1827) sei, weiter nach, und es zeigte sich, daß der Titel des Buchs heiße: „Lehrbuch der Religionswissenschaft, ein Abdruck der Vorlesungshefte eines ehemaligen Religionslehrers an einer katholischen Universität" (Sulzbach 1834). Es besteht aus drei Theilen in vier ziemlich starken Octavbänden. Der Verf. heißt Bolzano, Professor in Prag, ein Mann, mit Scharfsinn und Kenntnissen begabt, wie auch K. bezeigt, der das Werk gelesen und eine Kritik einiger Hauptpunkte niedergeschrieben hat, die abermals 10 Gr. kostet. Ihrem Verf., der schon auf dem sonderbaren Titel: „Dem ersten Manne der Erde", hätte weglassen sollen, kann sie wenig Mühe gekostet haben und war leicht noch mehr abzukürzen. Der bedauernswerthe Bolzano wurde politischer und 112 religiöser Ketzereien bezüchtigt; ein Hofdecret 1820 setzte ihn ab; politisch wurde er freigesprochen, aber nicht wiedereingesetzt; einige seiner Schüler wollten aber sein Andenken erhalten, auch ihn vielleicht bewegen, sein Werk selbst neubearbeitet herauszugeben, was allerdings besser gewesen wäre, da man weiß, was in solchen Heften zuweilen nachgeschrieben wird. Bolzano gehört zu den Katholiken Deutschlands, welche einem geläuterten Katholicismus zugethan sind, die Kirche, aber nicht den Papst und das Cardinalcollegium als die untrügliche Führerin ansehen, sich auch wol auf Zeugnisse der Protestanten für die Einheit, Sicherheit und Zuverlässigkeit ihres kirchlichen Gebäudes berufen und sich aus ihrer Befangenheit, nicht wie der Spanier Joseph Blanco, Prof. Eisenschmid u. A. losmachen, nicht das Unprotestantische mancher sogenannten Protestanten, nicht die eigentliche unüberstrigliche Scheidewand in den Principien beider Kirchen, nicht die Inconsequenzen wahrnehmen, wenn man bald strengkirchlich orthodox, bald höchst rationalistisch sich ausspricht. Das Alles aber ist unsern Supernaturalisten und den Katholiken so oft schon gesagt worden, daß sie von Hrn. K. nichts Unbekanntes erfahren. Indeß wird es noch Leser geben, welchen diese Wahrheiten immer wieder müssen vorgehalten werden, und die klare, verständliche Darlegung wird diesen eine angenehme und lehrreiche Unterhaltung gewähren. 25.

Notiz.

Ein achtbarer Mann aus dem Departement des Aveyron stand vor einigen Wochen in Folge eines seltsamen Misverständnisses vor dem pariser Zuchtpolizeigericht. Derselbe war nach dem Zeugniß zweier Polizeidiener von ihnen bettelnd getroffen worden und sie hatten gesehen, wie er mit seinem Hut, den er den Vorübergehenden hinhielt, einen Sou empfangen. Sein Vertheidiger erklärte den Irrthum folgendermaßen: „Das Wahre ist öfters nicht wahrscheinlich. Mein Client, der nicht drei Worte Französisch kann, wird von der Wuth, Petitionen zu machen, geplagt; er hat solche an den König, die Minister, die Pairs, die Deputirten gerichtet, aber alle sind ohne Antwort wie ohne Erfolg geblieben. Um sich diesmal eines bessern Erfolgs zu versichern, hat er vor Eröffnung der Kammern, die Tasche vollgepfropft mit Petitionen, Memorialen u. s. w., die große Reise nach Paris unternommen. Obgleich nur des Patois seiner Gegend mächtig, ist doch das große Ansehen und die Gerechtigkeitsliebe des berühmten Präsidenten der Deputirtenkammer bis zu ihm gedrungen. Er durchschritt die Straßen von Paris und fragte voll Artigkeit, mit gezogenem Hute, die Vorübergehenden, denen er sich schwer verständlich machen konnte, nach der Adresse des Hrn. Dupin. Eine mitleidige Dame, in der irrigen Meinung, er verlange du pain, warf einen Sou in seinen Hut, in diesem Augenblick ward er von den beiden Polizeidienern verhaftet und, da er sich nur mit Mühe Französisch auszudrücken vermag, ins Gefängniß gebracht. Mehre bei den Acten befindliche Stücke werden die Wahrheit des von mir eben Vorgetragenen, das, wie ich gestehe, sehr unwahrscheinlich klingt, bestätigen. Mein Client ist in guten Umständen; seine Petitionswuth ausgenommen, ist er der beste Mann von der Welt, selbst ein sehr guter Franzos, dem man nichts zur Last legen kann, als daß er die Sprache seines Landes nicht gehörig kennt." Da mündliche und schriftliche Zeugnisse die Wahrheit des von dem Sachwalter Gesagten bestätigten, so ward der Beklagte freigesprochen. Er entfernte sich mit dem festen Entschlusse, die Regierung fortan machen zu lassen, was ihr beliebe, und sogleich nach den Bergen seiner Heimat zurückzureisen. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 20. — 20. Januar 1837.

Dioskuren. Für Wiſſenſchaft und Kunſt. Schriften in bunter Reihe, herausgegeben von Theodor Mundt. Erſter Band.

(Beſchluß aus Nr. 19.)

5. „Das gebrochene Wagenrad". Eine Novelle von Theodor Melas, Verf. des „Erwin von Steinbach". Dieſe Novelle iſt ſehr einfach. Bei wiederholten Beſuchen, die in ihren geringen, nur in den kleinſten Schritten fortrückenden Erfolgen zwar ſehr wahr, aber faſt ermüdend aufgezählt werden, lernt ein junger Menſch ein Mädchen kennen und lieben; die Liebe iſt gegenſeitig; es kommt aber nicht zu offener Erklärung. Der Liebhaber bezieht dann die Univerſität; als er nach einigen Jahren wiederkommt, iſt das Mädchen auf den Wunſch ihres Vaters verlobt mit einem Manne, in deſſen Bruſt ein urſprünglicher Friede, den er ſich durch ein ſtreng rechtſchaffenes Leben zu bewahren weiß, ihn die Schmerzen nicht fühlen läßt, welche das tiefere Gemüth der Braut und Frau leidet, die kinderlos bleibt, krank an ihrer alten Liebe, und — was ihr allein zum Bewußtſein zu kommen ſcheint —, krank an dem tiefern, religiöſen Streben, in dem ſie ſich ſelbſt überlaſſen, einſam ringend ſich nicht genügt. Indem eine Reihe von zwanzig Jahren mit Stillſchweigen übergangen wird, tritt der intereſſante Punkt, zugleich das Ende der Novelle damit ein, daß der alte Liebhaber auf Veranlaſſung des gebrochenen Wagenrades unerwartet wieder mit der Frau zuſammentrifft und ſie in dem angegebenen Zuſtande findet; die Liebe ſpricht ſich in Beiden aus und ſchließt hoffnungslos mit den Abſchiedsworten der Frau ab: „Fliehe, denn das Ewige ſchickt ſich nicht für die Zeit — ich weiß es nun, es zerreißt alle Erdenbande!" Das Ganze iſt ſehr anſprechend erzählt, die ewige, irdiſch ſo unglückliche Liebe ſchön aufgefaßt, jedoch mehr nur in der Frau als in dem Manne, der etwas farblos erſcheint.

6. „Briefe von Wilhelm Friedrich Meyern", Verf. der „Dya-Na-Sore". Aus ſeinem Nachlaß. Dieſe Briefe ſind der ſchönſte Schmuck des Buches. Meyern und ſeine „Dia-Na-Sore oder die Wanderer" ſind auf eine unverantwortliche Weiſe ignorirt und faſt in Vergeſſenheit gerathen; jeder Beitrag, der an den vortrefflichen Mann wiedererinnert, muß mit Dank angenommen werden, zumal wenn er ſo geeignet iſt, wie der vorliegende, ihm die Anerkennung nachträglich zu verſchaffen, die ihm durch die Stürme der Zeit geraubt iſt. Es zeigt ſich in dieſen Briefen ſeine bewunderungswürdige Eigenthümlichkeit ſehr offen, dieſer großartige tiefe Charakter, mit ſeiner treibenden und drängenden Thatkraft, ringend und ſich verzehrend in ſich ſelbſt und in dem Kampf mit dem äußern Leben, aber, was ſo ſelten vereinigt iſt, zugleich auch eine ſolche Lebendigkeit des Geiſtes, eine ſo reiche, tief-poetiſche Phantaſie, daß uns Meyern als ein höherer Geiſt erſcheint, der, durch ſeinen Charakter gehoben, ſelbſt unter geiſtreichen Schriftſtellern wie ein Heros daſteht. Wünſchenswerth wären einige hiſtoriſche Erläuterungen zu dieſen Briefen geweſen. Übrigens ſind ſie nicht geſchrieben, um auf Einmal geleſen zu werden; dies allgemeine recipe der meiſten Briefſammlungen darf man auch hier nicht vergeſſen.

7. „Gedichte von M. Veit". Leicht verſificirt, in einer angenehmen Sprache, voll Gemüth und Gefühl, machen dieſe Gedichte einen wohlthuenden, wenn auch keinen tiefen Eindruck.

8. „Fenſterliebe". Von Herrmann Marggraff. Daß die Erzählung mehr Wahrheit als Dichtung enthält, wird Jeder glauben, wer das Leben der berliner Studenten kennt. Die armen, unglückſeligen, verkümmerten Muſenſöhne an der Spree! ſie haben von der Glorie des Studentenlebens, von deſſen friſcher, kräftiger, geſunder Poeſie keine Ahnung! ſie ſind wie die Bäume nahe an der Schneeregion, wohin jetzt freilich die ganze Studentenſchaft, reinerer Luft wegen, verpflanzt wird. Geborgen ſind ſie, wenn ſie ochſen, um mit des Verf. Stubenburſchen zu reden; wenn ſie das nun aber einmal nicht thun, da verfallen ſie in ihrer vereinzelten Exiſtenz auf die ungeſundeſten Verirrungen, domi iſts die Fenſterliebe, wenn ſie nicht etwa gar an einem Dienſtmädchen, oder einer Wirthstochter, oder einer Witwe kleben bleiben, foris Fenſterparade und allenfalls ein melancholiſcher Spaziergang im Thiergarten; ſo verkommen ſie ſcharenweis, und es iſt daher ſehr glaublich, daß Hr. Marggraff auch einmal drei Freunde hatte, die von der Fenſterliebe befallen waren; ja, der Rec. erinnert ſich ſogar, daß ſich auch ihm vor einigen Jahren in der kleinen Präſidentenſtraße öfter von oben herab ein paar dampfende Tabackspfeifen nebſt den dazugehörigen Studenten bemerklich machten; er ahnete da-

mals nicht, daß ſich an eine derſelben ein ſo tragiſches Schickſal knüpfen könnte, als er jetzt erfährt. Hr. Marggraff hat die Symptome der Fenſterliebe ſehr ergötzlich gezeichnet; er verräth ein hübſches Talent zu einer anziehenden, witzigen, pikanten Darſtellung, die ſich gewiß noch mehr abklären und die einzelnen Cynismen abſtreifen wird, die ſich auch jetzt in dem leichten, friſchen, jugendlichen Leben des Ganzen ziemlich verlieren. Wir bedauern nur, daß einer von den drei Fenſterliebhabern auf gewaltſame Weiſe um ſein junges Leben kommt, das wir ihm gern noch gegönnt hätten.

9. „Bruchſtücke aus den Dziady des Adam Mickiewicz". Von F. A. Märcker. Dziady iſt der Name einer Feierlichkeit zum Andenken an die Verſtorbenen, ein Todtenfeſt, das urſprünglich heidniſch, dann mit chriſtlichen Ideen vermengt ſich trotz der Bemühungen der Geiſtlichkeit, es abzuſchaffen, doch noch bis auf den heutigen Tag in mehren Gegenden von Lithauen, Preußen und Kurland unter dem Volke erhalten hat. In welchem Sinne der polniſche Dichter Mickiewicz ſein großartiges, bisjetzt noch unvollendetes Gedicht ſo benannt hat, iſt hiernach deutlich genug. Gewiß iſt es nicht zu viel geſagt, wenn Hr. Märcker daſſelbe mit dem „Fauſt" und mit Byron's „Manfred" zuſammenſtellt; aber Urſprung und Zweck iſt ganz verſchieden, großartiger möchte man ſagen; es iſt gleichſam der Kampf, den der Genius des polniſchen Volkes mit ſeinem eignen Untergange kämpft; ſchon ergriffen von den Zuckungen des Todes, bietet er alle ſeine Kräfte auf und ſpannt ſie bis zum höchſten Grade der Anſtrengung, um ſein Daſein zu erzwingen; es iſt ein Kampf der Verzweiflung, ein dämoniſches Ringen. Noch nie und bei keinem Volke hat die Vaterlandsliebe einen tiefern, glühendern Ausdruck gefunden, nie eine ſo unbeſiegbare Kraft entwickelt, die ein nicht verſtocktes Herz bis ins Innerſte erſchüttern muß; es ſcheint Sünde zu ſein, an den Untergang einer Nationalität zu glauben, die einer ſolchen Erhebung fähig iſt; und doch — wer kann das grauenvolle Geheimniß der Weltordnung durchſchauen? Kaum läßt ſich der traurige Gedanke zurückweiſen, daß Mickiewicz einſt, wie Oſſian, als der verklärte Geiſt ſeines in ihn mit aller ſeiner Herrlichkeit aufgegangenen Volkes deſſen Untergang überdauern wird. Hiernach bedarf es keiner weitern Verſicherung, daß eine gute Überſetzung der „Dziady" ein großer Gewinn für unſere Literatur wäre; aber eine ſolche hat ſehr bedeutende Schwierigkeiten; darüber und über einige andere Punkte ſpricht ſich die ſchöne Einleitung des Hrn. Märcker ſehr treffend aus; aber die Proben der Überſetzung, welche er mittheilt, müſſen wir leider für beinahe durchweg mislungen erklären; nur, indem er immer zugleich das Original im Gedächtniß hatte, konnte es ihm entgehen, wie viele ſchwer zu überwindende Dunkelheiten und Härten ſeine Überſetzung enthält.

10. „Gebirgswanderungen". Von Heinrich Stieglitz. Zum Reiſen gehört froher Muth; wer ihn nicht hat, mag immerhin auch reiſen; aber er thut am beſten ſich allein zu halten; denn überall tritt ihm ein friſches, fröhliches, oft nichtiges und flaches Leben entgegen, und wenn er im Stande iſt, ſich einem ſolchen anzuſchließen, während er ſelbſt einen tiefen Gram in der Bruſt trägt, ſo erweckt das entweder Grauen oder Indignation. Zwiſchen beiden hat das Gefühl des Rec. geſchwankt, indem er ſah, wie bei dem Verf. ein leichter Humor und der gewöhnliche Ton eines oberflächlichen, leichtfertigen Lebens, den er wahrſcheinlich nicht ohne Zwang führt, mit dem tiefſten und innigſten Ausdruck eines großen Schmerzes wechſelt, und zwar zuweilen ſehr ſchnell und ſchroff. Dieſer Contraſt hat etwas Peinigendes, wir wollten, er wäre vermieden; denn obgleich ſich das Talent des Verf., das unſers Lobes nicht mehr bedarf, auf beiden Seiten zeigt, ſo tritt es doch in den Äußerungen des Kummers, der Sehnſucht, des himmliſchen Troſtes ſo mächtig hervor und ergreift mit einer ſolchen, ſelbſt im Schmerz wohlthuenden und für ihn einnehmenden Wärme das Gemüth, daß es wehthut, ſich dann wieder verſchiedenartigen, heitern Eindrücken hinzugeben.

11. „Sonette aus Neapel". Von Karl Meyer. Mit dem beſten Fug nehmen dieſe elf Sonette ihren elften Platz ein; alle, vom Vor-Sonett bis zum Abſchied, zeichnen ſich durch das kräftige Leben einer ſchönen, freundlichen Phantaſie aus, und wir wüßten ihnen keinen Vorwurf zu machen, als zuweilen eine etwas allzu große grata negligentia im Versbau, z. B.:

Mein Hügel bebt; ein Schau'r ſeliger Düfte.

Und ſuche tropfenweis durſtige Belehrung.

Glück ohne Wunſch! Klarheit ohne Gedanken!

12. „Über die Sprachverwirrung des deutſchen Geſellſchaftslebens". Von Theodor Mundt. Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu? Wir wollen nicht mit demſelben Dichter antworten: parturiunt montes u. ſ. w. Denn iſt das Thema auch kein weltumgeſtaltendes, ſo iſt es doch ein zeitgemäßes. Es iſt verdienſtlich, daß Hr. Mundt die Verkehrtheit und Leerheit unſerer conventionell eingeniſteten Geſellſchaftsphraſen beleuchtet, und noch verdienſtlicher wäre es, wenn es ihm gelänge, eine Beſſerung herbeizuführen. Indeß iſt darauf leider aus verſchiedenen Gründen nicht zu hoffen; zunächſt, weil das Verderben tiefer liegt als in den Redensarten; dann, weil der einmal eingeriſſene oder eben einreißende Gebrauch, dieſer Tyrann, quem penes arbitrium est et jus et norma loquendi, mit demſelben Eigenſinn, wie andere Moden, gar keine Raiſon annimmt und nur ſein eignes Correctiv wird, indem er, wie Kronos, ſeine Kinder verſchlingt; endlich, weil Hr. Mundt zur Erreichung des guten Zwecks nicht das richtige Mittel gewählt hat; der Erfolg würde zwar wol immer ſehr zweifelhaft und gering ſein, wenn es ihm nicht gelänge, die Mode ſelbſt in das Schlepptau eines, um mit Platen zu reden, weltkugelumſegelnden Ruhmes zu nehmen; aber wenigſtens die Möglichkeit einigen Erfolges ſcheint nur vorhanden zu ſein, wenn man entweder die Natur des gegenwärtigen geſellſchaftlichen Lebens und ſeiner Verbildung in ihrer Tiefe aufdeckte und die Phantome, die es beherrſchen, in ihrer Nichtigkeit preisgäbe,

dieſes Nichtsſagen, das die Maske der Beſcheidenheit trägt, dieſe Wegwerfung ſeiner ſelbſt ſtatt der Achtung gegen Andere, dieſe Scheu vor der Äußerung jedes tiefern Gefühls, jedes anregenden Gedankens, um nicht einen leichten, gleichmäßigen Fluß der wäſſerigen Unterhaltung zu hemmen u. ſ. w., wobei freilich das ganze häusliche und öffentliche Leben der Gegenwart und ſeine geſchichtliche Geſtaltung klar vorliegen müßte, um daraus die Motive zu der Verkehrtheit nachzuweiſen. Oder, wenn Hr. Mundt einmal bei den Äußerlichkeiten des: „Ihnen zu dienen", „Sie verzeihen" u. ſ. w. ſtehen bleiben wollte, ſo könnte nur die unbarmherzigſte Satire, der beißendſte Spott, das durchdringendſte Lächerlichmachen einen Effect haben. Doch Hrn. Mundt's Abſicht war löblich; aber ſein forcirter Styl, wenn auch nicht ohne einige hübſche lumina, macht im Ganzen keinen erfreuenden Eindruck.

13. „Die Stiftung der Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik". Von Eduard Gans. Wie man nach der alten Disputationsregel das Stärkſte an den Schluß ſtellt, und wie man nach den ſchwächern Weinſorten den Champagner drauf ſetzt, den lieblichen und rauſchenden, aber nicht berauſchenden, ſo macht Hr. Ed. Gans den Schluß dieſes Buches. Schade, daß er uns nicht wie ein Janus am Eingang und Ausgang zugleich mit ſeinem freundlich grüßenden Blick begegnet! Die angenehme, geiſtreiche Art, wie er erzählt und ſchildert, die Leichtigkeit, mit der er auch ſcheinbar geringen Gegenſtänden ein Intereſſe zu geben weiß, das ſich immer auf die natürlichſte Weiſe ſelbſt dargeboten zu haben ſcheint, ohne ſein Zuthun, ohne Zerrerei und Zwang, endlich der immer treffende, nie geſuchte oder verrenkte, nie mit Gewalt pikant gemachte Ausdruck — alle dieſe Vorzüge machen den Verf. zu dem Lieblingsſchriftſteller eines großen Publicums, und ſo wird er auch den „Dioskuren" eine freundliche Aufnahme verſchaffen, wenn er dem Publicum auch nur a posteriori die Honneurs macht; wir wiſſen aber mehre Exempel von Leſern, welche „Die Stiftung der Jahrbücher" eher geleſen haben als die Dedication.

Übrigens iſt dieſer Aufſatz auch in den neulich erſchienenen Schriften des Hrn. Gans enthalten. Eine Relation über den Inhalt wäre überflüſſig; aber beklagen wollen wir es mit ihm, daß die Schöpfung, die er mit ſo friſcher, jugendlicher Liebe gehegt und gepflegt hat, ſo ſchnell ihr goldenes und ſilbernes Zeitalter durchlaufen und die ideale Schönheit eingebüßt hat, mit der ſie zur Welt kam. Von Bruſt und Haaren fallen ihr die klaren Blümlein welk zur Erde nieder! Aber wen trifft die Schuld, daß ſich ſchwarze Ritter ſogar in ihre nächſte Nähe gedrängt haben? 121.

Zur Beurtheilung des National-Wohlſtandes des Handels und der Gewerbe im Königreiche Hanover von G. W. Marcard. Mit zwölf Tabellen und zwei lithographirten Abbildungen. Hanover, Hahn. 1836. Gr. 8. 2 Thlr.

Man mag über das in unſerer Zeit unverkennbar eingetretene Steigen der ſogenannten materiellen Intereſſen des Lebens denken, wie man will, immer wird man ſich darüber freuen müſſen, daß eine ſorgſamere, umſichtigere Beachtung derſelben weſentlich die materielle Nationalwohlfahrt gefördert hat, ohne welche ja hinwiederum kein Gedeihen allgemeinern geiſtigen Verkehrs gedacht werden kann. Damit iſt auch die vollkommene Ausbildung der Wiſſenſchaften Hand in Hand gegangen, welche die materiellen Bedingungen des Lebens zum Gegenſtande haben. Dies gilt namentlich auch von der Statiſtik. Kann auch den Deutſchen mit Fug und Recht das Verdienſt zugeſchrieben werden, derſelben zuerſt beſtimmte Grenzen geſteckt und dadurch einen wiſſenſchaftlichen Charakter gegeben zu haben, ſo betraf doch daſſelbe zunächſt hauptſächlich die Form und es fehlte der innere, mit vollſtändigem, tüchtigem Material zu bewerkſtelligende Ausbau. Nur wenigen Eingeweihten war früher das Innere des Staatshaushaltes zugänglich und nicht einmal dieſen im Zuſammenhange. Man erinnere ſich, welche Mühe Schlözer ſich gab, größere Öffentlichkeit vorzubereiten. Der völlige Umſchwung aller Staatenverhältniſſe konnte erſt zur Erreichung des Zieles führen, welches er ſo beharrlich verfolgte. Mit welcher Freude würde der wackere Mann die rege Thätigkeit beobachten, welche den von ihm bebauten wiſſenſchaftlichen Gebieten namentlich ſeit Einführung ſtändiſcher Verfaſſungen in den deutſchen Staaten zugewendet worden iſt! Nachdem vorzüglich England und Frankreich in den politiſchen Disciplinen uns vorausgegangen ſind, fehlt es uns wahrlich jetzt nicht an rühmlichem Wetteifer. Doch bleibt noch viel zu thun übrig, bevor wir uns umfaſſender und gründlicher Darſtellungen der Grundkräfte aller deutſchen Staaten und ihrer Verwendung rühmen dürfen. Willkommen ſind daher vorzüglich zunächſt ſolche Schriften, in deren Beſchränkung auf beſondere, ihren Verfaſſern am nächſten liegende und daher am genauſten bekannte Ländertheile eine Bürgſchaft für ihre Gründlichkeit und Zuverläſſigkeit zu liegen ſcheint. Unter dieſe gehört auch die vorliegende. Sie zerfällt in fünf Abſchnitte. Der erſte gibt die Statiſtik der Bevölkerung und des Bodens von Hanover. Darnach kommen auf die Quadratmeile des Landes (694$^{10}/_{1000}$ geographiſche Quadratmeilen) durchſchnittlich 2365 Menſchen (ohne Militair). Der lüneburger Landdroſteibezirk ernährt davon nur $^{2}/_{3}$, während das Fürſtenthum Grubenhagen 4954 Menſchen auf der Quadratmeile zählt. Sehr ungleich iſt die Bevölkerung ſelbſt in den einzelnen Provinzen vertheilt. So hat der Landdroſteibezirk Osnabrück in den nordweſtlichen Theilen circa $^{1}/_{2}$ der obigen Durchſchnittszahl für das Land und in den ſüdlichern dagegen ſtreckenweiſe 7500 Einwohner auf der Quadratmeile. Auf dem Lande leben mehr als ſechsmal ſo viel Menſchen als in den Städten, unter denen es übrigens auch noch viele gibt, welche faſt lediglich Ackerbau treiben. Von den 14,589,813 calenberger Morgen der Oberfläche werden vom Verf. 8,075,182 Morgen auf Culturboden und 6,514,631 Morgen auf Gemeinheiten, culturunfähigen Boden, auf Seen, Flüſſe, Wege ꝛc. gerechnet. Im zweiten Abſchnitte werden die landwirthſchaftlichen Verhältniſſe, im dritten die Verhältniſſe des Handels, im vierten die Schiffahrt und im fünften die Gewerbe im engern Sinne abgehandelt. Wir entlehnen dieſen lehrreichen Abſchnitten nur einiges Wenige, um unſere Leſer dadurch zum weitern Nachleſen aufzufodern. Für Gemeinheitstheilungen und Verkoppelung der Ländereien iſt in Hanover ſehr viel geſchehen, wie im Einzelnen auf der beigefügten Tabelle V nachgewieſen iſt. Im Laufe von 30 Jahren ſind 706 Gemeinheiten (1,240,145 Morgen) wirklich ſpeciell getheilt, 358,864 Morgen verkoppelt und 6—700,000 Morgen der Generaltheilung unterzogen worden. Darunter iſt noch nicht einbegriffen, was in den Landdroſteibezirken Stade, Osnabrück und Aurich in neuerer Zeit hierin geſchehen iſt. Günſtig eingewirkt hat die Theilung der Gemeinheiten vorzüglich auf die Viehzucht, welche in vielen Provinzen die vorzüglichſte Erwerbsquelle des Landmanns, in faſt allen das einträglichſte Nebengewerbe iſt. Wie reich der Viehſtand des Landes überhaupt im Vergleich mit andern Ländern ſei, das zeigt in einem Beiſpiele Tabelle VI. Dies gilt

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 21. —— 21. Januar 1837.

Reiſenovellen von Heinrich Laube. Dritter und vierter Band. Mannheim, Hoff. 1836. 8. 3 Thlr.

Wir knüpfen unſer Urtheil über dieſe neueſten Bände des vorliegenden Buches an Dasjenige an, was über den erſten und zweiten Band der „Reiſenovellen" in Nr. 237 und 238 d. Bl. f. 1835 von einem andern Referenten geurtheilt worden iſt, wollen aber gleich im Voraus bemerken, daß wir, nach aufmerkſamer Durchſicht unſeres Gegenſtandes, in Etwas von der Anſicht, ſowie von der Rüge unſeres Vorgängers in der Kritik abweichen müſſen. Damit wollen wir keineswegs leugnen, daß in jenem Tadel ſehr vieles hinlänglich Motivirte und vollkommen Gegründete enthalten war; allein wir müſſen andererſeits auch zugeſtehen, daß der zu beurtheilende Schriftſteller ſelbſt in der Zwiſchenzeit ein anderer geworden und einen weſentlichen Übergangs- und Wendepunkt ſeines Lebens und Talents beſtanden hat. Es iſt uns angenehm, verſichern zu können, daß dieſe beiden neueſten Bände der „Reiſenovellen" um Vieles vorzüglicher ſind als ihre Vorläufer. Die Zeit, und namentlich eine bewegte Zeit, wirkt hierin ſehr ſegensreich auf jugendliche Talente, indem ſie die Prüfungen des Lebens ſelbſt dahin richtet, daß nicht nur der Charakter des Menſchen gehoben und geläutert, ſondern auch ſeine productive Fähigkeit durchſichtiger, anſprechender, beſcheidener und, um es mit einem Wort auszudrücken, edler gemacht wird.

Es gibt eine unbequeme Eigenthümlichkeit des Talents, an welcher man immer nicht blos die beſtimmte Tendenz und Richtung des Schriftſtellers, ſondern auch die Schule erkennt, in deren Geiſt und Streben er ſich hervorgebildet, dieſe Eigenſchaft iſt: ſeine Anmaßung. Das einſame Talent, das ſich aus der eignen und ſelbſtändigen Tiefe des Gemüths, außer dem Zuſammenhange mit naheſtehenden und herüberwirkenden Genoſſen bildet, iſt faſt immer frei von dieſer Anmaßung, denn es kann, ſo lange ſeine Bildungs- und Erziehungsepoche währt, ſich des Bewußtſeins ſeiner einſamen Stellung in keinem Moment erwehren und muß, da ihm die mündliche Gewalt des ganzen, ungetheilten Zeitinhalts unaufhörlich mit Herbe und Schroffheit gegenüberſteht, fortwährend auf ſeine Selbſterhaltung in dieſem Widerſtreit bedacht ſein; ſeine etwaigen Anſprüche und Förderungen müſſen immer dem unbedingten Gegendruck der Nothwendigkeit weichen; eben hierin beſteht alsdann ſein Pathos und Leidweſen, und es kann mithin auch zu der eignen Freude an ſich ſelbſt nur inſofern gelangen, als dieſe mit dem Bewußtſein, ſich hindurchgekämpft zu haben, identiſch iſt. Was hier ſtets vorwaltet, iſt die Sorge und die Wachſamkeit; wo aber dieſe vorherrſchen, mithin um die Exiſtenz und Geltung ſelbſt noch geſtritten wird, da iſt die Anmaßung und Selbſtiſchkeit ſchon an und für ſich neutraliſirt.

Anders verhält es ſich mit demjenigen Talent, das einer beſtimmten Schule in ſeiner Zeit, oder wir wollen lieber ſagen: einer beſtimmten, in Tendenzen und Fähigkeiten gleichartigen Clique angehört. Hier hilft ein Talent dem andern aus; jedes ſpiegelt ſich an ſeinem gleichartigen; jedes betrachtet ſeine Individualität als den Refractor einer Geſammtmaſſe, der es nicht an Macht fehlt, ſich den widerſtrebenden Elementen der Zeit entgegenzuſetzen. Hier hat der einzelne Schriftſteller eine fortwährende Aſſignation auf die ganze Richtung, welche ihm auch fortwährend nicht blos von dieſer, ſondern von der ganzen Zeit honorirt wird. Um es populair auszudrücken: er hat einen immerwährenden Rückhalt, und in dieſem Bewußtſein, daß er nicht blos etwas iſt, ſondern auch etwas vorſtellt, verwöhnt er ſich allmälig ſelbſt und wird anmaßend.

Was Laube betrifft, ſo hat auch er dieſem allgemeinen Pathos des literariſchen Cliquenweſens ſeinen reichlichen Tribut abgetragen, und wir geben dem frühern Referenten vollkommen recht, wenn er einen merklichen Theil dieſes Tributs in dem erſten und zweiten Bande der „Reiſenovellen" für abgetragen anſieht. Allein ebenſo ſehr müſſen wir auch, da nunmehr eine reichhaltige Zeit dazwiſchen liegt, wiederum den Schriftſteller in Schutz nehmen, der ſo viel Kraft beſeſſen, einer allgemeinen Schwäche der literariſchen Genoſſenſchaften für ſeine Perſon Einhalt zu thun, und ſich nunmehr anſchickt, auch jenen höhern Tribut abzuzahlen, den jeder begabtere Menſch der guten Sache und der Wahrheit ſelbſt ſchuldig iſt. Hiervon zeugen die vorliegenden Bände augenſcheinlich.

Der erſte derſelben handelt von Wien, von der einzigen Kaiſerſtadt, die es nur einmal in der Welt gibt, vom Stephansthurm, von nationalen Dingen, von Kunſt-

lern und Künstlerwesen, von Essen und Moden, von Sperl in Floribus u. s. w. Sperl in Floribus ist nämlich ein öffentlicher Garten in der Leopoldstadt, der des Abends mit Lampen erhellt wird und wo Strauß die Tanzmusik dirigirt. Es versammelt sich hier keine haute société, aber eine bei aller Gemischtheit recht gutmüthige Gesellschaft und, was der Humor davon ist, auch eine lustige.

In der Mitte des Gartens steht der moderne Held Östreichs auf seinem Orchester, der Napoleon der Östreicher, der Musikdirector, Johannes Strauß. Was den Franzosen die Napoleonischen Siege waren, das sind den Wienern die Straußischen Walzer, und wenn sie nur Kanonen hätten, sie errichteten ihm beim Sperl eine Vendomesäule. Der Vater weist ihn seinem Kinde, die geliebte Wienerin ihrem fremden Geliebten, der Gastfreund dem Reisenden. — das ist er! — Wer? — Er! voici l'homme.

So sehr den Verf. die naive, ja man könnte sagen unschuldige Sinnlichkeit (ein ewiges Ferment in dem Charakter dieses Volks) der Wiener, so sehr ihn die wienerische Weiblichkeit angesprochen, und so lebendig-anmuthig er den Charakter des wienerischen Tanzes (versteht sich, daß es in Wien ohne Strauß keinen Tanz gibt) schildert, so scheint es uns doch, daß er sich, im Ganzen genommen, in der Kaiserstadt nicht allzuwohl befunden. Es ist wahr, der Tanz und die Mädchen, und der Stephansthurm allein thun's nicht; es gibt Interessen, die dort keine Nahrung finden, und es kann auch Seelen geben, welche in Wien, bei aller Lebendigkeit des Volksgenusses, darben und verschmachten müßten; allein auf der andern Seite gibt es auch Leute, die sich nirgend ganz wohl befinden, und das darum, weil sie ihre Reflexion über Alles setzen. Zu genießen, ist eine schwere Kunst; und wahrlich auch unsere Zeit hat ihre unruhigen Geistreichen, deren Lebenswallfahrt vielleicht, wenn die Zeiten anders wären, der Geschichte des Cardanus und Jordanus Bruno gleichen würde. Und diese Unstetigkeit des innerlichen Menschen ist es, was uns doch auch in den vorliegenden Bänden nicht gefallen will, obgleich sie hier sich nicht wie früher in absoluten Äußerungen der Langenweile und des Ekels an Gegenwärtigen Luft macht. Wir wollen hier, nicht ohne den aufrichtigen Wunsch, daß in Zukunft die Gemüthsläuterung des Verf. sich vollenden möge, noch einmal an den Inhalt der Anzeige der beiden ersten Theile erinnern. Die Rastlosigkeit des Innern, der Unmuth am Vorhandenen quellen häufig aus dem nur langsam zu verstopfenden Brunnen der menschlichen Eitelkeit. Hinweg mit dieser vollends aus dem Gemüth! Ausgerissen diese Unholdin sammt ihren Wurzeln! Dann wird einem nicht zu verkennenden Talent ein noch erfreulicheres Resultat entsprießen, als in diesen „Reisenovellen" enthalten ist!

Wir wollen, da es diesem Buche gewiß nicht an Lesern fehlen wird, uns einen laufenden Nachbericht über die wiener Zustände, wie sie des Verf. Ansicht vorgefunden, ersparen und dafür nur die interessantesten Partien hervorheben. Zu diesen gehört das Zusammentreffen des Verf. mit dem Dichter Grillparzer. Er traf ihn im „Stern", einer „tief in den Winkel gekauerten wiener Kneipe", wo sich die Dichter und Literaten Wiens regelmäßig zusammenfinden. Diese Zusammenkünfte fanden in früherer Zeit in der bekannten „Ludlamshöhle" statt, von welcher, sowie von den dort verkehrenden Notabilitäten, Lewald in seinen „Aquarellen" ausführlich spricht. Grillparzer ist „ein sanfter, ernster, tragischer Mann, der nur höchstens lächelt, ein zerschlagener Baum, der sich traurig umsieht nach seinen Ästen, nach seiner Krone, die zersplittert seitab liegen. Diese fragenden blauen Augen sind rührend; er hatte weder Glück noch Stern, ist nie zum Lachen gekommen".

Ja wohl, über was hätte er auch lachen sollen? Er, unstreitig die einsamste Dichtergestalt des 19. Jahrhunderts! Tiefere und solidere Dichteranlage hat selten ein Dichter gehabt, schwerer und schmerzlicher ist vielleicht keiner verkannt worden. Man hat ihm das gräßlichste, das empörendste Leid zugefügt, was einem schönen Gemüth begegnen kann, und zugleich auch das Unsinnigste: man hat ihn mit Müllner verwechselt! Wir wollen hier den Verf. sprechen lassen; was er von dem armen Grillparzer sagt, ist durchaus treffend:

Manche Leute werden sagen: Grillparzer ist an Östreich gestorben, — sie haben Unrecht; Grillparzer hatte vom Hause aus den Tod im Herzen; auf der Sonnenseite war es verschlossen. Von jeher hat er mit Hingebung Royalist sein wollen, er hat den rechten Weg nicht gefunden; man hat ihn verkannt; den Bankbanus hat er geschrieben, den „treuen Diener seines Herrn", umsonst; er hat Gedichte producirt, sie sind misdeutet worden. Darin liegt etwas wirklich Tragisches, ein ehrlicher, bürgerlicher Liebhaber zu sein, der für einen Widersacher angesehen wird. Er präsidirte an dem bescheidenen Tische, trug ein grünes Röcklein, war sehr einfach und ein wenig pressirt höflich. Sein Gesicht wäre nicht leicht aus der Menge herauszufinden, wenn man nicht dem Namen dazu wüßte. Er ist übrigens wohlgebaut, hat eine tadellos gut geformte Nase, eine Andeutung der östreichischen Unterlippe, welche man noch specieller die Leopoldslippe nennt, und einen stillen, sanften Ausdruck der Züge, der, wie gesagt, nicht frei von Melancholie ist. Um die äußern Augenwinkel ruht nämlich manche herbe Besorgniß. Er spricht mit einem weichen geschmeidigen Organ.

Wäre nicht auch das Organ der Seele dieses unglücklichen Dichters so weich und geschmeidig, so wäre er vielleicht glücklicher gewesen. Hier sieht man aber deutlich, welch ein wohlthuender, lindernder Aufenthalt doch Wien sein muß. Es muß doch viel zertheilende und besänftigende Gewalt innerhalb seiner östreichischen Mauern bergen. Hätte Grillparzer in Berlin gelebt, so wäre er geistig und physisch zu Grunde gegangen. Grillparzer liebt vorzugsweise den Euripides, was auch wieder ein natürlicher Beweis seiner nur an sanftere Formen sich anschmiegenden Gemüthspersönlichkeit ist.

Eine plastisch-lebendige Schilderung gibt der Verf. von dem bekannten Kanne, dem steten Begleiter Beethoven's, einer der abnormsten und abenteuerlichsten Menschen, welche die gelehrte Welt aufzuweisen hat. Er war ein durchaus wüster, starrköpfiger Gesell, struppig und wild im Äußern, wie im Innern, aber dabei doch durchaus tüchtig, nur daß die Welt und seine Umgebungen von dieser Tüchtigkeit keinen Gewinn ziehen konnten,

denn Kanne war eine durchaus abweisende Natur. Er trug einen schmuzigen grünen Flausrock, in welchem, wie der Verf. sich ausdrückt, ein Atlas von Gelehrsamkeit stak. Er hatte „Studien über Musik" geschrieben, die ihrem Inhalte nach großartig und originell gewesen sein sollen, und brachte das unvollendete Manuscript dem Musikalienhändler Steiner. Dieser wußte aber, daß Kanne nichts fertig machte, und wollte ihm das Honorar erst zahlen, sobald das Werk fertig sei. Darüber gerieth Kanne, der nie Geld hatte, in einen mächtigen Zorn, eilte in seine elende Wohnung und verbrannte dort das unersetzliche Manuscript auf der Stelle. In Kanne's Flausrock stak aber nicht blos ein Atlas von Gelehrsamkeit, sondern auch ein Atlas von Eigenheiten. So wurde er unter andern immer ganz wüthend, wenn ihn Jemand von hinten anfaßte und begrüßte. „Bandit, infamer", schrie er dann und hob seinen großen Stock empor. An diesem Stock war eine Vorrichtung angebracht, daß er eine kleine Schreibtafel darauf befestigen und so unterwegs, im freien Felde, gleich was ihm eben einfiel, niederschreiben konnte. Er stieß den Stock dabei in die Erde und sah von weitem aus wie ein operirender Feldmesser. Als er auf dem Todbette lag, wollte er weder einen Arzt noch einen Geistlichen haben und drohte Beide die Treppe hinabzuwerfen. Seltsam, beinahe unheimlich war der Anblick, wenn Beethoven und Kanne miteinander durch das Burgthor wanderten, Beide ganz stumm, denn Beethoven hörte nichts und Kanne führte niemals Jemanden am Arme.

(Der Beschluß folgt.)

---

1. Der Mensch in Beziehung auf sein Werden, Bestehen und auf seinen Tod, naturgemäß erforscht von Joseph Beszely. Wien, Kupfer u. Singer. 1836. 8. 20 Gr.
2. Der Mensch nach Leib, Seele und Geist. Anthropologie für gebildete Leser aus allen Ständen von Joseph Beraz. Erster Theil. Leipzig, Göschen. 1836. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Obwol der Beobachtung und Forschung des Menschen nichts näher liegt als sein eignes Ich, und ihm der tägliche und stündliche Umgang mit Seinesgleichen hinreichende Veranlassung gibt, sich auch in Andern zu erkennen und verstehen zu lernen, so findet er doch selten Befriedigung in seinen eignen Forschungen darüber, ja, das Denken über seinen Mikrokosmus macht ihm fast mehr zu schaffen als über den Makrokosmus und seine unzähligen Wunder. Gern läßt er sich daher von Dem unterhalten, was Andere vor ihm über dieses interessante Thema gedacht haben und noch denken, und wenn auch das Augenglas des Andern nicht immer das seinige ist und werden kann, so freut es ihn doch, wenn sich ihm dadurch eine und die andere Seite des Gegenstandes besser erhellt und sein Nachdenken auf Wege geleitet wird, die er bis daher noch nicht eingeschlagen hat. Ja, selbst das Bekannte über den Menschen von seiner somatischen und psychischen Seite würde nicht verfehlen, das Interesse des nichtärztlichen Publicums auf sich zu ziehen, wenn es zweckmäßig und mit Geist zusammengestellt wäre. Vor Allem aber müßten wir bitten, uns ein reines und unverstelltes Bild des Menschen zu geben, wie er aus der Hand der Natur kommt und wie er sich dem Blicke des unbefangenen Beobachters und Forschers an der Hand der Erfahrung und des vernünftigen Denkens ergibt, kein Zerrbild, keinen aus Speculationsstoff und mystischem Zeuche zusammengewebten Menschen.

Die beiden Eingangs genannten Schriften über diesen Gegenstand, die wir hier gemeinschaftlich zur Anzeige bringen, obschon sie sowol ihren Ansichten, als ihrer Tendenz nach himmelweit voneinander abstehen, sind nichts weniger als geeignet, ein solches natürliches Bild von dem Menschen und seiner somatischen, wie geistigen Seite zu geben; ja, wir zweifeln, daß irgend ein Leser sich darin wiedererkennen und zurechtfinden wird, es müßte denn seine gesammte geistige Bildung in einer besondern und verwandten Beziehung zu der der beiden Verfasser stehen. Wir unsern Theils können darin wenigstens nichts Anderes erkennen als eine wunderliche Irrfahrt ins Land der Träume, von der wir, wenn wir sie mitgemacht, am Ende ermüdet und in unsern Erwartungen getäuscht, wieder zurückkommen, aber um nichts klüger als zuvor.

Der Verf. von Nr. 1, das wenigstens ungleich klarer und verständlicher geschrieben ist als Nr. 2, geht von einem bestehenden Gegensatz zwischen dem Schöpfer und dem Geschaffenen aus, sodaß in Gott, als in einem unerschaffenen, durch sich selbst bestehenden Wesen, nichts Geschaffenes, und in dem Geschaffenen, als durch Gott aus Nichts erschaffen, nichts Göttliches im absoluten Sinne, oder nichts dem höchsten Wesen Gottes vollkommen Gleiches enthalten ist. Gott enthält den Grund seines Daseins in sich selbst, die Schöpfung hingegen in Gott; Gott ist ewig, ohne Anfang, ohne Ende, unendlich, die Schöpfung aber hat durch Gott angefangen und wird durch ihn enden; in dem unendlichen, unerforschlichen Wesen Gottes ist Raum, Form und Zeit schlechterdings undenkbar, das Geschaffene hingegen erscheint in Raum, Form und Zeit. Gott hat Alles aus Nichts geschaffen, dieses göttliche Schaffen aus Nichts aber ist der Grundstein aller Forschungen. In der gesammten Schöpfung Gottes waltet ein höchstes und oberstes Gesetz. Dieses eine höchste Gesetz ist eigentlich die für den Geist des Menschen unerforschliche Art und Weise, wie Gott Alles aus Nichts erschaffen hat, oder der Schöpfungsact selbst. Durch dieses eine höchste Gesetz ist das geschaffene All unmittelbar aus Nichts geworden, folglich offenbart sich dieses eine höchste Gesetz dem philosophisch forschenden menschlichen Geiste in dem Werden aus Nichts, als das in Raum, Form und Zeit erscheinende Geschaffene und das Geschaffene als Gesetz. Dieser Erkenntniß zufolge begründet jeder einzelne Theil der Schöpfung ein besonderes, eigenthümliches, einzelnes Gesetz, welches Gesetz aber in Beziehung auf das absolute, unbedingte, eine, höchste Gesetz der gesammten Schöpfung ein bedingtes ist. So erscheint vermöge dieser allgemeinen Ansicht, zufolge das anerkannten einen höchsten Gesetzes, die ganze Schöpfung in Raum, Form und Zeit sich offenbarend und mit ihrem aus Nichts geschaffenen Wesen bedingte und bedingende Gesetze begründend.

Von dem Menschen sagt der Verf., er sei ein organischer Körper, welcher vermöge der verschiedenartigen Theile, aus welchen er zufolge des unerforschlichen einen höchsten Gesetzes der gesammten Schöpfung, nach der weisen Einrichtung des Schöpfers besteht, in ebenso viele verschiedene, besondere, einzelne, eigenthümliche Wesen abgetheilt sei, von welchen einzelnen Theilen der oberste, in Verbindung und Wechselwirkung mit dem Ganzen des Körpers, das eigenthümliche organische Wesen, das organische Leben und die selbständige Thätigkeit mit Bewußtsein, Gefühl und mit eigner selbständiger Bewegung desselben begründe. Doch diese Verbindung und Wechselwirkung der einzelnen Theile zu einem Ganzen mache nicht das eigenthümliche Wesen und Leben eines organischen Körpers aus, die Quelle und der wahre Grund derselben sei außerhalb der Grenzen des sichtbaren Organismus zu suchen, er gehöre einem eignen Reiche der Natur, dem übersinnlichen, an und sei der organische Geist des Menschen. Das Hohe und Höchste aber, welches der Mensch so auffallend vor allen andern Thieren

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 22. —— 22. Januar 1837.

Reiſenovellen von Heinrich Laube. Dritter und vierter Band.

(Beſchluß aus Nr. 21.)

Den Schluß des dritten Bandes bilden intereſſante und beherzigenswerthe Bemerkungen über Ungarn, deſſen Adel, Ritterſchaft, ſociale Verhältniſſe, Beziehungen zu dem Hofe, über das erwachende Lebensprincip in dieſem Lande, über ſeine Geſchichte und die darin prädominirenden Momente, über die geographiſchen und topographiſchen Eigenthümlichkeiten des Landes, über ſeine Cultur und was in derſelben Ärgſtes und Hoffnungsreichſtes iſt, über die Stimmführer des geiſtigen Fortſchritts in Ungarn: Szechényi und Nagy. Der Verf. verdankt das Material zu dieſen Mittheilungen dem unlängſt unter dem Titel: „Terra incognita" von J. Orosz herausgegebenen, höchſt ſchätzenswerthen Werke über Ungarn.

In dem vierten Bande bringt uns der Verf., nächſt Bemerkungen über Dresden, die ſächſiſche Schweiz, Böhmen, Prag u. ſ. w. auch vieles Heimatliche, nämlich aus ſeiner Heimat: Schleſien, für welches letztere wir ihm aufrichtig danken. In der Schilderung dieſer heimiſchen Objecte und Zuſtände offenbart es ſich, daß doch auch viel Gemüthlichkeit in Laube wohnt. In dieſen Schilderungen iſt reges poetiſches Leben, Seele und Anmuth. „Die Heimat", „Das Pfingſtſchießen", „Der Marſch", „Weisflog", „Die Oder", „Die deutſche Provence", die „Saiſon in Gräfenberg" ſind lebenvolle, durchaus anſprechende Bilder, gut eingerahmt, mit Keckheit, Laune und doch Zierlichkeit ausgeführt.

In der ſächſiſchen Schweiz traf der Verf. unter andern einen exilirten Lithauer, eine markirte Perſönlichkeit, die ihm zu folgender allgemeinen Betrachtung Veranlaſſung gibt:

Die Lithauer ſind die Romantiker, die Polen die Claſſiker des letzten Kampfes: der Pole agirte auf dem Theater, nach Warſchau blickte Alles; jener handelte und litt im Dunkel ferner Waldſteppen. Es iſt mehr Lyriſches in den Lithauern; ſie ſterben mit einem ſanften Liede. Niemand hatte ſie mit der Zuſtimmung des Beifalls aufgerichtet und im Unglück wird man mistrauiſch gegen die echteſten Gefühle.

— — Ich bevorzuge die Lithauer; ſie haben ſo unendlich mehr verloren, denn ſie haben es einſam und ohne Ruhm verloren. Der Sprung des Curtius auf dem Markte vor allem Volke iſt eine kleine That, ſie wurde augenblicklich mit Millionen goldenen Ruhms bezahlt, Zuſchauer ſind die Hälfte jeder Kühnheit; aber der Tod im Verborgenen, den Niemand ſieht als der ſtumme theilnahmloſe Mond, er iſt der große und poetiſche. Allein hinter dem Baum zu ſterben, wie das Thier des Waldes verendet, und dennoch hinter den Baum treten, das iſt Größe.

Dieſe Bemerkungen des Verf. ſind vollkommen richtig. Der Lithauer iſt durchweg eine zartere, edlere, poetiſchere Natur als der Pole. Wer etwa daran zweifeln ſollte, der vergleiche nur die Volkslieder von beiden. Es gibt eine Heftigkeit des Gemüths, ohne Leidenſchaftlichkeit; von dieſer Heftigkeit beſitzt der polniſche Charakter ſehr viel. In dem Lithauer wohnt dafür eine reine Flamme tiefer, intenſivmächtiger Leidenſchaft: eine Leidenſchaft im eigentlichſten Wortſinne, inſofern ſie ſich nämlich zuerſt als die ſchöne Kunſt des Leidens manifeſtirt.

Das dem verſtorbenen Weisflog gewidmete Capitel verſetzt uns zurück in die heimlich-trauliche Zeit, wo wir abgehende Gymnaſiaſten und angehende Studioſen waren, eine Zeit des „Mauleſelthums", in welcher ſich aller Sonnenglanz der Jugend vereinigt. Die Morgenröthe der Fuchsſemeſter. Das war die Zeit, wo Eps, der Zwiebelkönig, uns eine ganz vertraute Perſonnage war und wir über „den bleichen Stern des Kerkers von S. Lukar" aufrichtige Thränen vergoſſen, wo auch der myſtiſch-bedenkliche „Herr von Rumpelmeier" unſere Seele in ein angenehm-ſchauerliches Mitternachtsgefühl wiegte. Der Verf. ſchildert uns den Urheber dieſer Mitternachtsgefühle in ſeiner verlebten Häuslichkeit. Ein langer Mann, ohne Ebenmaß; „der Kopf vielfach ſpitz und klug, alle Linien drängten ſich nach einem Winkel zu; das dünne Haar lag ruhig und ſtill und ſtörte die lange Stirn nicht, welche zuweilen zuckte, als führe ein Gedankenlüftchen über ſie hin". In der äußern Erſcheinung dieſes Novelliſten aus der Hoffmann'ſchen Phantaſieſtückſchule war Alles „verlebt", die lange Geſtalt hing in einem blauen, langen altmodigen Rock und zwiſchendurch guckte aus einer zufälligen Lücke eine ebenſo altmodige Buſenkrauſe. So ſaß er in der Jahrmarktsbude zur Zeit der ſprottauer Pfingſtſaturnalien und würfelte mit den Honoratioren, mit Actuarien und Calculatoren, dergleichen er in ſeinen Phantaſieſtücken ſelbſt geſchildert hat. Für den verlebten Mann hatten nur einige Sachen in der Welt noch Reiz; dieſe waren: ein Spielchen, eine ſchöne Blume, eine

Schüssel frische Austern, ein Haufe Goldes und ein niederländisches Bild. Sein Lieblingswort war „schnöde", ein „Lieblingswort des damaligen Humors". Wenn Weisflog eine Badekur brauchte, befand er sich sehr unwohl, denn er war ursprünglich ein Weintrinker à la Hoffmann und hatte nebenbei allerlei „poetische Gelüste, sodaß er sich heute eine Gänseleberpastete aus Strasburg, morgen die theuersten harlemer Blumenzwiebeln, übermorgen die ersten Austern und zugleich die neueste Partitur aus Mailand verschrieb", was alles seinen Geldbeutel in fortwährender Ebbe unterhielt. Deshalb behagte ihm die hermsdorfer Lebensweise eben nicht sonderlich, wo er Molken trank und Brunnenkresse aß, sich die Abendzeitung verschrieb und sich von seinem Wirth, einem böhmischen Musikanten, alte Volkslieder und Gassenhauer vorspielen ließ. Dies Alles war aber nur eine penible Selbstkasteiung, denn Weisflog sagte ein für allemal: Molken und Brunnenkresse sind gegen meine Natur.

Die „Saison in Gräfenberg" ist ein anschauliches und interessantes Capitel, eine Gebirgsnovelle en miniature, und dabei doch belehrend. Gräfenberg ist nämlich ein kleiner Ort, in dem schönsten Theile des östreichischen Schlesiens gelegen, wo die in ihrer Art einzige, von dem Bauer Priesnitz angelegte Wasseranstalt besteht. Hier wird nichts als reines, unschuldiges Gebirgswasser getrunken, und alle Übel, die den Menschen plagen, namentlich aber äußerliche Übel: Gicht, Rheuma, Ausschläge u. s. w. werden mit purem Wasser geheilt. Von einem Arzt weiß man in Gräfenberg nicht nur nichts, sondern man verachtet auch Allopathen und Homöopathen, als überflüssige Leute, gänzlich. Und dennoch ist die Wasseranstalt von Vincenz Priesnitz zur Zeit der Saison mit Leuten überfüllt, die sich dazu drängen, Badegäste zu heißen, und sich, bei der Kleinheit des Orts, oft sehr dürftig logiren müssen, wenn die Badegebäude bereits vollzählig besetzt sind. Alte und junge Damen, Offiziere und Beamten, Gevatter Schneider und Handschuhmacher, Alles findet sich hier zusammen, Alles ist enthusiasmirt für Wassertrinken und Douchebad. Man speist table d'hôte, aber sehr frugal, wobei ein alter Major das Präsidium führt, der ebenso sehr die Wunden, welche ihm der Krieg, als die, welche ihm die Flasche schlug, in Gräfenberg durch die Wasserkur heilen will und in Betracht dessen den laufenden Panegyrikus der Priesnitz'schen Anstalt liefert. Priesnitz selbst ist ein ganz schlichter, schweigsamer Mann, aus dessen ganzem stillen Benehmen das feste Vertrauen auf die Bewährtheit seiner Anstalt und der Wasserkur überhaupt spricht. Bücher und Zeitschriften gibt es in Gräfenberg nicht; außer Professor Örtel's dickem Wasserbuch hat der Verf. kein Buch dort gesehen, und es machte allgemeines Aufsehen, als ein junger Mann aus Löwenberg, der an der Rückendarre litt, den „Domschütz und seine Gesellen" mitbrachte. Die Gebirgsgegend um Gräfenberg ist köstlich und söhnt etwas mit der endlosen Langenweile des Wassertrinkens aus. Die Kur selbst hat sich schon in vielen Fällen bewährt; es muß aber, wer sie unternimmt, große Ausdauer besitzen.

Bei einem schließlichen Überblick des Gesammten, was uns diese neuesten „Reisenovellen" bringen, kommen wir nochmals auf die Bemerkung zurück, daß in diesen Bänden ein erfreulicher Fortschritt des Verf. wahrzunehmen ist. Die Appercus sind durchgängig ruhiger und gemäßigter, und ebendeshalb auch richtiger; die Objecte sind mit mehr Ernst berücksichtigt; die eingestreuten poetisch-novellistischen Momente sind nobler, feiner, ansprechender, als dies in den ersten Bänden der Fall war. Kurz, man sieht überall, daß man diese Theile als Resultate, und zwar als Resultate einer äußerlichen und innerlichen Prüfung anzusehen hat. Allein ebendarum, weil ein solcher erfreulicher Fortschritt sichtbar ist, wollen wir auch die Schlußfrage, die aber nicht blos gegen diesen Verf. allein gerichtet ist, nicht unterdrücken: Warum denn immer und immer nur *diese* Form für das Darstellbare und Ästhetische? Warum dieses ewige Reisebildern? und warum nicht vielmehr eine wahrhaft plastische, epische, in sich geordnete und vollendete Gestaltung? Wir zweifeln nicht, daß Laube, *bei ernstem Willen*, einer solchen fähig ist. Warum sagt er denn sich also, und warum sagen auch Andere sich nicht los von diesem ewigen, nunmehr beinahe abgestandenen Einerlei der Schule? Soll denn, wenn unsere Zeit wirklich noch nicht reif genug ist zu durchdachten, durchformten episch-romantischen Darstellungen, nicht wenigstens der Anfang gemacht und die Übergangsbrücke geschlagen werden? Die Reisebilder — das wollen wir uns doch ja nicht bergen — sind eine bereits überlebte Epoche. Zwischen Heine's erstem Auftreten und der jetzigen Jahreszahl liegt eine inhaltreiche, drangvolle, bedeutungsvolle, durchaus progressive Periode, und es ist uns, die wir mit kritischem Eifer den neuesten Bewegungen folgen, deshalb nicht zu verargen, wenn wir in jedem Anklang nach dorthin auch ein Reagens erblicken. Man muß gestehen, daß Gutzkow, so Manches sich ihm entgegnen läßt, hierin selbstbeschränkender und auf gestaltendere Weise verfahren ist. 1.

Das Thüringer Waldgebirge, nach seinen physischen, geographischen, statistischen und topographischen Verhältnissen geschildert. Ein Wegweiser für Reisende zu den Merkwürdigkeiten des Thüringer Waldes und seiner nächsten Umgebung. Von H. L. W. Völker. Mit einer Karte vom Thüringer Waldgebirge. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 1836. Gr. 12. 3 Thlr.

Herr Prof. Völker in Erfurt hat das ihm nahe, so höchst interessante thüringer Waldgebirge länger als ein Vierteljahrhundert in der Absicht, es mit seinen mannichfaltigen Natur- und Kunstmerkwürdigkeiten durch eigne Anschauung und Untersuchung so genau als möglich kennen zu lernen, in allen Richtungen durchwandert. Dabei fand er, daß die vorhandenen Beschreibungen des Gebirges noch manche Lücke ließen und zum Theil veraltet seien, sodaß eine neue, genaue und vollständigere Beschreibung nach den jetzigen Verhältnissen wirkliches Bedürfniß sei. Er entschloß sich daher zu der Herausgabe des vorliegenden Buchs, obwol es gar keine leichte Sache ist, von einem so großen Länderbezirke, wie der Thüringerwald umfaßt, eine genaue und überall befriedigende topographisch-statistische Darstellung zu liefern. Der Herr Verfasser hat seinen

Zweck auf das Vollkommenste erreicht und uns mit einem Werke beschenkt, welches als Muster einer Gebirgsbeschreibung aufgestellt werden kann. — Das Werk zerfällt in zwei Theile; der erste liefert eine allgemeine Schilderung der physischen, geographischen und statistischen Verhältnisse des thüringer Waldgebirges. Es sind dabei diejenigen Gegenstände, welche im Allgemeinen und für Reisende höheres Interesse haben, auch mehr hervorgehoben, wohin besonders auch das Fabrik- und Gewerbwesen gehört, von welchem der Verf. eine ausführliche technische und statistische Darstellung liefert, größtentheils aus eignen Nachforschungen geschöpft, da die bisherigen Schriften vom Thüringerwalde diese Gegenstände nur unvollständig abhandeln. Am Schlusse des ersten Theils ist auch eine statistische Übersicht vom Thüringerwalde gegeben, eine mühsame und schwierige Arbeit, da derselbe in acht verschiedene Staatsgebiete getheilt ist und über viele dieser Gebietstheile neuere und zuverlässige statistische Angaben fehlten. Nur über den preußischen Antheil vom Thüringerwalde standen Hrn. V. die vollständigen officiellen statistischen Nachrichten zu Gebote, die in diesem so musterhaft und vortrefflich organisirten Staate überall und fortwährend mit großer Genauigkeit gesammelt werden.

Der zweite Theil enthält einen topographischen Wegweiser durch den Thüringerwald. Der dabei zu Grunde gelegte Plan hat den Zweck, gebildeten Reisenden jeder Classe, sie mögen zur Belehrung, oder zum Vergnügen, oder in Geschäften den Thüringerwald bereisen wollen, eine vollständige und befriedigende Anleitung in die Hände zu geben, um ihre Wanderungen in dem interessanten Gebirge auf die lehrreichste, angenehmste und überhaupt zweckmäßigste Weise anzulegen und auszuführen. In dieser Beziehung sind in dem Taschenbuche die mannichfaltigsten Merk- und Sehenswürdigkeiten, welche der Thüringerwald und seine nächsten Umgebungen auf den verschiedenen Punkten in reichem Maß darbieten, so vollständig, als der abgemessene Raum eines Taschenbuchs erlaubte, ausgeführt und beschrieben. Es gehören dahin allgemeine Schilderungen der localen, physischen, geographischen und statistischen Verhältnisse der Gegenden und Ortschaften, und besonders alle interessante Gegenstände, die sich auf die Gebiete der Mineralogie, Geognosie und Naturkunde im Allgemeinen, sowie der Land- und Forstwirthschaft, des Berg-, Hütten-, Fabrik- und Gewerbwesens überhaupt beziehen, nicht minder vorhandene Denkmäler des Alterthums, interessante Aussichtspunkte, sowie überhaupt alle Gegenstände, welche durch Beschauung belehren und ergötzen können. Da das Taschenbuch zunächst dem Thüringerwalde gewidmet ist, so sind darin diejenigen Orte und Gegenden, welche in dem Gebirge selbst, oder nahe am Fuß desselben liegen und mit ihm in vielfachen und engen Beziehungen stehen, ausführlicher abgehandelt worden, wogegen man sich bei den mehr vom Thüringerwalde entfernten Orten kürzer faßte, um das Volum eines Taschenbuchs nicht zu überschreiten. Um den Reisenden eine schnelle und zuverlässige Übersicht rücksichtlich der von ihnen einzuschlagenden Wege und Reiserouten und der an denselben sich vorfindenden sehenswerthen Dinge zu gewähren, sodaß sie zugleich in den Stand gesetzt werden, in den kürzesten Zeiträumen das ihnen merkwürdig Erscheinende zu beaugenscheinigen und nicht leicht etwas Interessantes zu übersehen, enthält demnach das Werk gegen 84 Hauptrubriken oder Artikel, von denen jeder entweder die Beschreibung einer Reiseroute auf gewissen Straßen durch eine Strecke des Thüringerwaldes, oder die Beschreibung einer Stadt oder andern bedeutenden Ortschaft, mit Angabe der von denselben ausgehenden Reisewege, enthält.

Die Karte, schon früher für den Verlag des Landes-Industrie-Comptoirs gezeichnet, wurde von Hrn. Völker revidirt und dem Zwecke des Buchs gemäß vervollständigt, sodaß sie wol als die beste Karte des Thüringerwaldes angesehen werden kann.

Das Buch muß als eine ganz vorzügliche, den Zweck vollständig erreichende Arbeit angesehen werden, die allen Denen zu empfehlen ist, die das merkwürdige und interessante thüringer Waldgebirge kennen lernen oder bereisen wollen. 78.

Literarische Notizen aus Dänemark. *)

Auch in Dänemark erscheinen nicht selten Schriften und Werke, die in der gelehrten und literarischen Welt Europas Aufmerksamkeit und Anerkennung verdienen. Darunter gehört unter andern wol auch folgende kleine Schrift: „De cista aenea Praeneste reperta scripsit *P. O. Brönsted*". Mit zwei Kupfertafeln (Kopenhagen 1834. 4.). Der bekannte Alterthumsforscher Brönsted kaufte jene Cista gleich nach ihrer Ausgrabung in Palästrina, dem alten Präneste, für 22 Scudi. In obgedachter Abhandlung beschreibt der Verf. nicht das ganze Monument, sondern nur einen Theil von dessen Inhalt. Doch hat er auf einem der beiden, seiner Schrift beigefügten Kupferstiche eine Idee von der Form und Größe jener Antike gegeben, indem er sieben auf der einen Seite derselben befindliche Figuren, von denen drei männlich und vier weiblich sind, mittheilt. Die dreizehn Figuren, welche die Oberfläche jenes bronzenen Kästchens zieren, bezieht Brönsted auf die mythische Erzählung von der Zusammenkunft der sieben Helden bei Adrastos in Theben. Das Kästchen enthält: 1) ein ungefähr acht Zoll hohes Ölfläschchen von Alabaster; 2) ein Instrument von der Art, welches mit dem lateinischen Wort strigilis benannt wird und zur Reinigung des Körpers, sowie zur Einreibung, besonders nach dem Bade, gebraucht wurde; 3) ein vier Zoll hohes Fläschchen von Thon, welches nach dem noch bewahrten Geruche bestimmt war, eine wohlriechende Salbe aufzunehmen; 4) den elfenbeinernen Schaft eines Pinsels, welcher dazu gebraucht wurde, den Körper mit Öl oder Salbe zu bestreichen; 5) einen bronzenen Spiegel, der noch so glatt ist, daß man sich zur Noth darin sehen kann. Alterthumsforscher und Mythologen werden obgedachte Schrift nicht ohne Interesse lesen.

Großen und verdienten Beifall erntete das lyrische Drama: „Amor og Psyche af *Paludan-Müller*" (Kopenhagen 1834). Es erlebte in einem halben Jahre zwei Auflagen. Dies Drama vereinigt die beiden Hauptbedingungen eines ausgezeichneten Dichterwerks: innere Lebensfülle, Ideenreichthum und Seele oder geistige Lebenskraft, und ein äußeres reiches plastisches Vermögen, die poetischen Mittel: Sprache und Rhythmus, mit der Sicherheit, der überlegenen Kraft und der Freiheit im Gebrauche aller Formen zu beherrschen, wodurch eine reine, correcte und schöne äußere Form des Gedichtes vorzüglich bedingt wird.

Zeichen eines lobenswerthen Vorschreitens zum Bessern ist folgende kleine Schrift: „Den polytechniske laereanstalt og den militaire höiskole" (Die polytechnische Lehranstalt und die militairische Hochschule) (Kopenhagen 1835). Zuerst wird die Wichtigkeit einer Erweiterung des realen Unterrichtswesens vom Verf. dargethan; allein da derselbe die Unentbehrlichkeit des classischen Unterrichts nicht weniger anerkennt, so will er jenes nicht auf Kosten dieses erweitert wissen, ausgenommen insofern er glaubt, daß man einige der gelehrten Schulen in den Provinzen in Realschulen, eingerichtet mit Hinsicht auf das Bedürfniß der höhern Bürgerclassen, verwandeln könnte. Der Verf. hält den classischen Unterricht, welcher auf einer philologischen Basis ruht, nicht für geeignet, zu dem Realunterrichte, in welchem die Mathematik und die Naturwissenschaften die Grundlage bilden, vorzubereiten, und ebenso wenig findet er die entgegengesetzte Ordnung anwendbar. Wiewol er eine Verbindung zwischen dem classischen und dem realen Unterrichtswesen wünscht, dadurch nämlich, daß beide eine ge-

*) Wir entlehnen diese Notizen aus dänischen Zeitschriften, und obwol sie nicht ganz neu sind, so glauben wir sie doch nicht ohne Interesse für unsere Leser, da uns so selten Mittheilungen über die Literatur des skandinavischen Nordens zukommen. D. Red.

meinschaftliche Oberdirection erhielten, so hält er doch ihre unmittelbare Vereinigung nicht für rathsam, indem dadurch die einem jeden insbesondere bestimmte Richtung eine zweckwidrige Veränderung erleiden und ihr eigenthümliches Gepräge verlieren könnte. Sein Vorschlag geht darauf aus, einen Apparat für den Realunterricht, an der Seite von dem, welcher dem classischen Unterricht gehört, und auf dieselbe Weise geordnet, zu Wege zu bringen. Wie also der letztere seine Universität und diese wieder ihre Vorbereitungsschulen hat — die sogenannten gelehrten Schulen — so sollte auch das reale Unterrichtswesen aus einer Universität — unter dem Namen polytechnische Hochschule — und aus den dazu gehörenden Realschulen bestehen.

Die höhere Philologie wird in Dänemark in dem Maße vernachlässigt, daß daselbst sogar einfache Schulausgaben der griechischen und lateinischen Classiker zur Seltenheit gehören und daher aus dem Auslande, namentlich aus Deutschland, herbeigeschafft werden müssen. Aus diesem Grunde erwähnen wir folgende Ausgabe: „Homeri Ilias. Ex recensione F. A. Wolfii edidit notisque in usum scholarum instruxit *Chr. Pr. Ingerslev*" (Kopenhagen 1834). Diese Ausgabe ist ein beinahe fehlerfreier Abdruck des Wolf'schen Textes und zugleich mit Anmerkungen versehen. Und wenngleich auch gegen den Werth und die Zweckmäßigkeit dieser letztern Manches einzuwenden ist, so haben sie doch schon zum Wenigsten das Verdienst gehabt, manchen Lehrer, dem die neuern Hülfsmittel zur Erklärung Homer's fehlten, mit den wichtigsten Resultaten von den Untersuchungen deutscher Gelehrten, namentlich Buttmann's, über die wahre Bedeutung vieler Homerischer Wörter und Wendungen bekannt zu machen. Diese Anmerkungen haben zugleich einen negativen Werth dadurch, daß sie keineswegs eine Eselsbrücke für die Jugend bauen, welche sowol Grammatik und Wörterbuch als Fleiß und Selbstdenken überflüssig machte.

Wichtig bleibt immer der Gegenstand der folgenden kleinen Abhandlung: „Quomodo sermo patrius tradendus sit, auct. *Jac. Er. Dankiaer*" (Kopenhagen 1835). Wenngleich man auch heutzutage ziemlich allgemein die Wichtigkeit einsieht, die Jugend in der Schule, von der niedersten Elementarschule bis zur vollständigsten Gelehrtenschule, zur möglichsten Fertigkeit, Leichtigkeit und Festigkeit, im richtigen, reinen und deutlichen Sprechen und Schreiben der eignen Muttersprache zu bilden, so ist man doch noch weit davon entfernt, über die Weise einig zu sein, wie dieser Unterricht am besten zu ertheilen sei. Der Gegenstand des Schulunterrichts in der Muttersprache ist, nach des Verf. Ansicht, die gegenwärtige Sprache in ihrer reinsten und vollkommensten Gestalt. Eine Hauptregel beim Unterricht in der Muttersprache, wie bei jedem andern Sprachunterricht, ist das stufenweise Fortschreiten vom Leichtern zum Schwerern. Hierauf bestimmt der Verf., was und wie viel überhaupt von der Muttersprache in der Schule gelehrt werden oder worauf dieser Unterricht in seinem ganzen Umfange ausgehen soll. Hier wird zuvörderst mit Recht bemerkt: wie wenig man den Begriff hiervon ausdrückt, wenn man denselben auf die bloße Entwickelung oder Anwendung der nothwendigen Regeln der Grammatik auf den allgemein bekannten Sprachstoff beschränkt; denn das Lernen der Grammatik einer Sprache ist noch lange nicht das Lernen der Sprache selbst. Der Verf. nimmt drei Cursus in der Muttersprache an, von denen man den ersten den vorbereitenden, den zweiten den entwickelnden und den dritten den bildenden nennen könnte. Der erste Cursus, sagt der Verf., darf durchaus nicht von der Grammatik, sondern von einer lebendigen Sprachübung ausgehen, und diese soll erst in dem zweiten und dritten Cursus mit grammatikalischen Studien in Verbindung treten.

Einen erfreulichen Beweis von dem in Dänemark erwachten Gemeingeiste liefert folgende Schrift: „Municipalvæsen det i almindelighed og det danske i saerdeleshed (Das Municipalwesen im Allgemeinen und das dänische insonderheit). Ett forsög of *J. A. Steuseld*" (Kopenhagen 1834). Der gelehrte Verf. behandelt seinen Gegenstand in drei Abtheilungen: das Municipalwesen im Allgemeinen; das dänische bis 1661 und dessen gegenwärtiger Zustand, wie dieser seit jenem Jahre sich gebildet hat. Vergleichen wir den ältern Zustand der Staaten mit dem neuern, so finden wir in jenem eine größere Trennung der einzelnen Theile des Staatskörpers und zugleich eine größere Selbständigkeit derselben, in diesem eine genauere Vereinigung, aber zugleich eine größere Abhängigkeit von der höchsten Staatsgewalt, und dieser Unterschied beruht unleugbar auf einer innern Nothwendigkeit, da es bei der Entwickelung des Staats nicht anders sein kann, als daß das Band, welches dessen einzelne Theile umschlingt, allmälig fester geknüpft wird, je nachdem die gemeinschaftlichen Verhältnisse der Gesellschaft zahlreicher werden, der Verkehr ihrer Glieder zunimmt, die Bedürfnisse steigen, und da endlich auch die höchste Gewalt die Kraft und den Überblick erreicht, welche eine stete regelmäßige Einwirkung auf alle innern Staatsverhältnisse möglich machen. Diesen Entwickelungsgang vom Particularismus zur Centralisation zeigt auch die Geschichte des dänischen Städtewesens, sodaß jener in dem ältern Zeitraume, diese insonderheit in dem neuern von 1651 hervortritt. Ursprünglich fand Selbstgesetzgebung (Autonomie) statt, woraus eine Menge verschiedener Städterechte entstanden, welche der König oder das Staatsoberhaupt nur bestätigte; ihre Gemeindeangelegenheiten besorgten die Bürger selbst, entweder unmittelbar oder mittelbar, durch den von ihnen gewählten Rath. Der Krone nicht bedeutende Rechte wahrte des Königs Voigt. Nach Einführung der Souverainetät in Dänemark wurde die Selbständigkeit der Handelsstädte immer mehr und mehr beschränkt und endlich ganz vernichtet. In Dänemark hat die Centralisation wol ihren Höhepunkt erreicht; sie hat ihre nützlichen Wirkungen, die nämlich, die verschiedenen Theile des Reichs zu einem innerlich zusammengewachsenen Staatskörper zu vereinigen und diesen zu beseelen, hervorgebracht. Allein man ist, wie gewöhnlich, in dieser einen Richtung zu weit gegangen und die Erfahrung zeigt schädliche Folgen davon, namentlich auch in Hinsicht des Städtewesens. Stimmen erheben sich gegen eine zu weit getriebene Einwirkung der Landesobrigkeiten auf dasselbe, und zu diesen gehört auch die obgedachte Schrift. Der Zustand der dänischen Städte, der im Ganzen nicht blühend ist, bestätigt die vom Verf. aus der Natur der Sache geschöpften Gründe. Durch eine gute Gemeindeverfassung wird die Beamtenwillkür sehr gehindert, Gleichheit in den Lasten, welche jedem Einzelnen zufallen, befördert und die Kenntniß des Volks von öffentlichen Angelegenheiten, sowie das Interesse daran, vermehrt. Zugleich ist sie die Grundlage der staatsbürgerlichen Freiheit. 119.

Compilation.

Die „Memoiren eines Verstorbenen" (Zwei Theile, Leipzig 1835) enthalten am Schlusse einen sogenannten Katechismus der Münsterländer, worin den Münsteranern eine solche Menge von Grobheiten und Gemeinheiten gesagt wird, daß der Recensent in Nr. 5 d. Bl. f. 1836 bei Beurtheilung dieser „Memoiren" Anstand nahm, Auszüge aus diesem Katechismus zu liefern, um die vorliegenden Blätter dadurch nicht zu besudeln. Dieser Katechismus nun ist einer in Wien 1784 gedruckten Broschüre, unter dem Titel: „Der gewöhnliche Wiener mit Leib und Seele; untersuchet in einer Faschingskinderlehre" (Wien 1784, ohne Firma), mit Umschreibung der auf die verschiedene Localität Bezug habenden Ausdrücke, fast wörtlich nachgedruckt. Die Münsteraner haben nun noch den Trost, zu vernehmen, daß den Wienern vor bereits 50 Jahren dieselben Grobheiten aufgetischt worden, die dort aber damals wol ebenso wenig Aufsehen erregt haben werden, als neuerlich (1835) in Münster. 127.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 23. — 23. Januar 1837.

Adalbert von Chamisso's Werke. Vier Bände. Mit Kupfern. Leipzig, Weidmann. 1836. Gr. 12. 4 Thlr. 12 Gr.

Als Adalbert von Chamisso im October 1818, von seiner Weltumseglung heimkehrend, bei Swinemünde zuerst den deutschen Boden wiederbetrat, dichtete er folgenden Bewillkommnungsgruß:

Heimkehret fernher, aus den fernen Landen,
In seiner Seele tief bewegt der Wand'rer;
Er legt von sich den Stab und kniet nieder,
Und feuchtet deinen Schoos mit stillen Thränen,
O deutsche Heimat! — Woll' ihm nicht versagen
Für viele Liebe nur die eine Bitte:
Wenn müd am Abend seine Augen sinken,
Auf deinem Grunde laß den Stein ihn finden,
Darunter er zum Schlaf sein Haupt verberge.

War dies ein Wunsch, den ahnende Wehmuth ihm eingegeben, und sollte er aussprechen, daß zwischen jenem Augenblicke des Wiedersehens der Heimat und dem Übergange in eine andere nichts von Bedeutung sich ereignen werde, was dem vorangegangenen gleichkomme, so war die Prophetengabe des Sängers in jenem wichtigen Momente eine falsche. Seinen Ruhm als Weltumsegler theilt Chamisso mit Vielen, ihre Zahl wird täglich größer. Auch der Kreis, in dem seine damalige Berühmtheit lebte, war ein beschränkter gegen den, welchen er sich zeither als Dichter errungen hat. In der That, das Schicksal hat seltsam mit diesem viel gelobten und aufrichtig von Allen, die ihn kennen, geliebten Manne gespielt. Franzos von altem Adel, Emigrant als Kind, aufgenommen als Page, als Junker, Offizier am preußischen Hofe, bleibt er in Deutschland zurück, als seine Familie die gebotene Rückkehr ergreift, um sich im fremden Lande selbst sein Schicksal zu machen. Die glänzende Sphäre ist seiner innigen Natur entgegen. Er schwankt zwischen Naturwissenschaft und Poesie, und welcher Poesie? Der deutschen, nicht der altclassischen, welche weitgedehnte Fühlfäden noch mit der angeerbten des Vaterlandes verbinden mögen; nein, der neudeutschen, die alle Fäden mit jener gewaltsam abreißen will. Er hat darin schon Bedeutendes geleistet, denn wer möchte jetzt seinem „Peter Schlemihl" diese Eigenschaft abstreiten, als die Zeit kommt, von der er sagt: „daß sie kein Schwert für ihn halte". Um den Collisionen von Doppelpflicht und Doppelneigung zu entgehen, ergreift er die gebotene Gelegenheit und eilt als Naturforscher mit der Rumjanzoff'schen Expedition in die ferne Welt, wo es keinen Franzosenhaß gibt. Auch hier welche Gegensätze! Er, der jüngste Jünger der romantischen Schule, muß dienend unter dem Sohne August v. Kotzebue's arbeiten! Der französische Preuße wird als Russe von Engländern, Spaniern und den nackten Völkern der andern Hemisphäre begrüßt, befragt, zu Rathe gezogen. Er verliebt sich in den Charakter der Südseeinsulaner und möchte alle erworbene und angeborene Nationalität hingeben, um ein Sandwichinsulaner, oder mit seinem Freunde Kadu Einsiedler auf dem menschenarmen Radeck zu werden. Ein Unfall macht den Hauptzweck der Reise, die tiefere Erforschung der Polargegenden, zu Wasser, und er kehrt nach Berlin zurück, um als Naturforscher fortzuwirken. Aber die Natur, die ihm unter Händen gegeben ist, erlaubt ihm andere Flüge in ihren geistigen Gebieten, und durch das Gedicht „Salas y Gomez" erwirbt sich der Franzos Adalbert v. Chamisso einen Ruf unter den ersten deutschen Lyrikern, den er durch seine nachfolgenden Gedichte bisjetzt bewährt hat. Ja, so muß die Schale des Beifalls überschäumen, daß der Dichter, welcher vor dreißig Jahren durch seinen „Schlemihl" kaum sich einen Namen machte, von einer jüngsten Partei zu einem Parteiidol herausstaffirt, unter die Götzen des Tages erhoben wird. Doch vor wenigen Jahren gingen dunkle Gerüchte um, welche dem Glücklichen mitten aus seinem bewußten Triumphzuge einen schnellen, trüben Abruf prophezeiten. Von allen Kränzen sollte bald nur noch der eine, der Jedem wird, den Gefeierten schmücken, und seine Freunde in der Nähe und Ferne blickten mit Wehmuth auf ihn, der noch so kräftig frische Lieder sang. Aber auch hier bewährte sich des Sängers eigner Glücksstern. Ein Brustübel, das Allen unheilbar schien, verwandelte sich in ein chronisches, welches nach der Versicherung der ersten Ärzte dem Manne von kräftigem Körper und gesundem Geist ein hohes Alter verspricht. Was er 1831 von sich sang:

Ein halbes Hundert mir entrauschter Jahre
Hat nicht mein Herz berührt, nur meine Haare.

Mit duft'gen, üpp'gen Rosenkränzen mußt,
Mit Rosen, du beschatten ihren Glanz;
Ich bin noch jung, noch stark, noch voller Lust.

dürfte er noch lange wiederholen.

Aber der bösen Ahnung verdankt das Publicum, wenn

man uns recht berichtet, die uns vorliegende Sammlung seiner Werke. Da der Tod nur langsam klopfte, wollte Chamisso die ihm gegönnten Stunden benutzen, um selbst seine Verlassenschaft zu ordnen; ein Geschäft, was ein Sterbender auch seinem besten Freunde niemals mit vollkommener Ruhe überlassen kann. In der Regel ahnt der Scheidende nichts mehr von dem Schicksal, das ihm bevorsteht, nämlich von einem Andern edirt zu werden; es müßte sonst noch mancher Tropfen Wermuth in den letzten Kelch träufeln. Die klare Besonnenheit, mit der Chamisso im Todesglauben an dieses Werk gegangen, die systematische Ruhe, die heitere Ironie, das taktfeste Auftreten legen ein vortheilhaftes Zeugniß über den wohlgeordneten Charakter des Mannes ab, den man, von so vielen Seiten bekannt, nun auch von dieser kennen lernt. Da findet sich nichts von jener Sterbewehmuth, welche die Leser unheimlich anhaucht, nichts von dem stählern gläsernen Hinausblicken in die Vernichtung, die uns anschaudert, und noch weniger eine ungöttliche Lebensverachtung oder eine unsittliche und unästhetische Sattheit. Es ist ein Mann, der das Leben im Geiste genossen hat; er würde jeden Zollbreit mehr, der ihm geschenkt wird, mit derselben Empfänglichkeit, mit demselben Danke genießen, und der Ausgang vor ihm erscheint ihm nur wie die ewige Nothwendigkeit, die ihn wol zum Ernst stimmt, aber nicht zur Trauer. Die Heiterkeit des gereiften Mannes verträgt sich mit jenem Ernste. So las ich in den Mann und Dichter hinein, der uns hier zum ersten Male in der neuen Eigenschaft als Sammler sich darstellt.

Voran steht sein Bildniß von Reinick gemalt. Es ist richtig getroffen in allen Einzelheiten und auch, kann man sagen, im Totaleindruck; aber doch fehlt ihm das gutmüthige Lustre, welches dem von der Glorie seiner weißen Locken umschwebten Kopf ein eigenthümliches, das Herz gewinnendes Ansehen leiht. Vielleicht läßt sich eben dies im Metallstich nicht wiedergeben, der Farbe ist es möglich.

Die ersten Bände füllt seine „Reise um die Welt", welche er mit der Rumjanzoff'schen Entdeckungsexpedition in den Jahren 1815—18 auf der Brigg Rurik unter dem Capitain Otto v. Kotzebue gemacht hat. Er theilt sie ein in sein Tagebuch und in den Anhang: „Bemerkungen und Ansichten". Diese Eintheilung, zum Theil bedingt durch die historische Art der Entstehung seiner Beschreibung, mag für Den, welcher die wissenschaftliche Ausbeute jener Reise abgesondert besitzen will, von Werth sein. Für die Leser, welche ihn kennen und seine Ausbeute zugleich genießen wollen, ist sie unbequem. Allein Chamisso hatte, als er seine Werke sammelte, andere Aufgaben, als sich noch einmal an die mühsame Arbeit zu machen, eine anmuthige und den Kunstbedingungen entsprechende Reisebeschreibung zu liefern. Er gab genug des Eignen und Neuen hinzu, und diese Würze aus jüngster Reflexion wird das Werk für Alle, welche das zu schätzen wissen, genußreich genug machen. So viel uns bekannt, hat er sein Tagebuch aus den von der Reise aus an seine berliner Freunde geschriebenen Briefen erst kürzlich zusammengetragen, immer eine bedeutende Arbeit. Worüber seine Freunde aber mehr und mit besserm Rechte als darüber hadern können, daß er keine fließende Lectüre für das große Publicum lieferte, ist, daß er zwar seine Lebensbeschreibung versprochenermaßen voranstellt, aber zu wenig von Dem gibt, was uns interessiren muß.

Fürchtete Hr. v. Chamisso zu viel von sich zu reden, oder eine biographische Breite, die freilich von einer Aufgabe der Art nicht ganz zu trennen ist, aber auch Reize bietet, welche sein gedrängter, aphoristischer Styl hierin nicht ersetzen kann? Von dem Dichter des „Schlosses Boncourt", von dessen Jünglingsleben so manche interessante und launige Charakterzüge im Umlauf sind, erwartete man, daß, wenn er von seiner Jugend redete, er mehr geben würde als Umrisse im diplomatischen Marginalstyl. Züge, die mehr versprechen, kommen zwar vor, aber zu selten, zu zerstreut. Irgendwo spricht er von seinem alten Obersten, der, ein gewaltiger Flucher und Fuchtelheld der alten Zeit, nach der Schlacht bei Jena ohne Pension verabschiedet, in der Misere lebt. Den hochbejahrten Greis, den ein großmüthiger Unteroffizier seines Regiments kümmerlich ernährt, besucht der heimkehrende Seefahrer, und der alte Soldat, der den jungen Lieutenant selten ohne ein Donnerwetter vor der Fronte empfing (denn Chamisso mag nicht der pünktlichste Kamaschenheld gewesen sein), ist so kindisch gerührt von der Großmuth, daß er ihm eine Achtung erzeigen will, vor der der freie Mann erröthet. Später folgt Hr. v. Chamisso, er allein vom ganzen Regimente, dem Sarge seines ehemaligen Chefs! Das ist ein Zug aus dem Leben, und so klein er scheint, ein welthistorischer. Warum verschmäht er, ihn an Ort und Stelle anzubringen und daran mehre zu knüpfen? Wie hoch interessant wäre es für uns Alle, von ihm seine Knabenerinnerungen aus Frankreich zu erfahren, von den Stimmungen der Emigrirten, namentlich der Nuance, welcher seine Familie angehört. Solche Memoirenmittheilungen sind jetzt, und nicht ohne Grund, geschätzt. Wenn schon Gans' jüngste „Rückblicke" ein so großes Interesse und mit Recht erregen, was könnte Chamisso aus dem Schatze seiner Erfahrungen und Erlebnisse dagegen liefern! Er brauchte nicht zusammenzuraffen, nur zu schöpfen und das Geschöpfte zu einem Bilde auszubreiten. Wenn nicht Rücksichten, sondern nur Bescheidenheit ihn an diesem Orte bewogen, so kurz über Interessantes hinwegzugehen, so möchte er doch ja an einem andern Orte nicht so bescheiden sein. Welche Punkte gibt sein Schloß Boncourt, die Flucht über die Grenze, der Pagendienst am preußischen Hofe, der Militairdienst, der Krieg, die Aufnahme unter den jungen Aufwuchs der Romantiker, seine Rückkehr nach Frankreich, sein Leben bei der Staël u. s. w. Wenn dem Dichter Chamisso vorgeworfen wird, daß er oft seine Stoffe in den gewaltsamen und auf die Spitze getriebenen Zuständen des menschlichen Lebens aufstöbere, so bedürfte es keiner Trüffeljagd, wenn er sich entschlösse, seine eigentliche Lebensgeschichte zu liefern. Ein viel größeres Publicum versprächen wir ihm wenigstens, wenn seine reine Feder die Zustände der Verderbniß schilderte, als — wohin er immer wieder mit einer Liebe, die wir ihm übrigens nicht

verdenken, zurückkehrt — die des unverdorbenen Lebens ſeiner Südſeeinſulaner. Bei einem ſolchen Naturzuſtande iſt man, wenn man angefangen hat, auch bald zu Ende. Wenn Hr. v. Kotzebue ſeinem Antrage nachgegeben und den Dichter, ſtatt ihn nach dem Nordpol mitzunehmen, auf den Sandwichinſeln bis zu ſeiner Rückkehr zurückgelaſſen, ſo bliebe es zweifelhaft, ob der lange Aufenthalt ihm mehr Stoff und mehr Liebe für den Gegenſtand geboten hätte. Darin freilich werden Wenige nicht mit ihm übereinſtimmen, daß der Menſch ein glückſeligerer iſt in jenem ſüßen, warmen Klima, als, eingekeilt zwiſchen Eisblöcken, mit Eisbären und Walfiſchen um die Nothdurft des Lebens ringend.

Die Geſchichte der ruſſiſchen Expedition, welche Chamiſſo als Naturforſcher mitmachte, iſt hinlänglich bekannt. Sie ſcheiterte an dem Übelbefinden ihres Führers, der eines Blutſturzes wegen an den Pforten der arktiſchen Regionen das Signal zur Rückkehr gab. Auch die Urtheile über die Rechtmäßigkeit dieſer Aufgabe des urſprünglichen Planes ſind an vielen Orten niedergelegt. Kotzebue's Reiſe hat wenigſtens den mittelbaren Anlaß zu den nachmaligen kühnen Unternehmungen der engliſchen Nordpolfahrer abgegeben. Für unſern Dichter war jener Entſchluß das Bitterſte, was ihm auf ſeiner Reiſe begegnete, er ſpricht ſich mit aller Kraft der Kürze darüber aus, und an Bitterkeiten hatte es ihm doch auf dieſer ganzen Expedition nicht gefehlt.

Man hat die Kunſt des Styliſten zu bewundern, wie er dieſe Täuſchungen ausſpricht, ohne zu beleidigen, ja ohne nur einmal anzuklagen. Er gibt für Alles, was ihn durch die Schuld der Andern betrifft, volle Entſchuldigungs- und Rechtfertigungsgründe an, und doch wird kein eingeweihter Leſer ohne lebhaftes Bedauern, ja ohne Entrüſtung leſen können, wie auf einer, zu wiſſenſchaftlichem Zwecke unternommenen Expedition die Gelehrten als Nebenſache behandelt wurden. Es gehörte Hrn. v. Chamiſſo's ganzer glühender Eifer für die Sache dazu, die Maſſe kleiner Kränkungen und Entbehrungen zu überwinden und vom Anfang bis Ende mit derſelben Theilnahme und Begeiſterung zu verharren. Weder Ruhm noch Vortheil war zu erwarten. Auf letztern konnte er im Voraus verzichten und that es mit Vergnügen. Aber auch die Anerkennung Deſſen, was er als Naturforſcher geleiſtet, entging ihm durch die mangelhafte und verſtümmelte Art, wie man ſeine Berichte in dem großen Werke, ohne mit ihm darüber zu communiciren, mittheilte. Man betrachtete, was Chamiſſo lieferte, wie einen eingezahlten pflichtſchuldigen Tribut, über deſſen Verwendung oder Vernichtung man dem Tributair keine Rechenſchaft ſchuldig iſt. Der Naturforſcher mußte ſich erſt als Dichter einen bedeutenden Namen machen, um Mittel und Organe zu gewinnen, ſeinen Ehrenantheil an jener Expedition zu vindiciren. Nicht einmal die Druckfehler, von denen im Kotzebue'ſchen Werke ſein Antheil wimmelt, war ihm verſtattet anzuzeigen! Niebuhr hatte ihm bei der Abreiſe einen Strich der Oſtküſte Afrikas, deſſen Geographie noch mangelhaft iſt, und den aufzunehmen bei der Rückfahrt die Umſtände leicht erlauben würden, anempfohlen. Chamiſſo entgegnete kleinlaut, das ſei doch allein Sache des Capitains. „Niebuhr aber maß", ſagt der Verf., „in ſolcher Angelegenheit der berathenden Stimme des Gelehrten einiges Gewicht bei." „Was bei einer ſolchen Entdeckungsreiſe ein Gelehrter iſt", ſetzt er hinzu, „wird aus dieſen Blättern erhellen!"

(Der Beſchluß folgt.)

Graf Melfort's „Eindrücke aus England".

„Impressions of England", iſt der Titel eines Buchs aus der Feder des Grafen Eduard von Melfort, das in zwei Duodezbänden unlängſt in London erſchienen iſt. Fallen gleich die in dieſem, mit vielem Humor geſchriebenen Buche enthaltenen Schilderungen und Urtheile nicht immer günſtig für die engliſche Societät aus, ſo ſind doch die Engländer ſelbſt damit weit mehr zufrieden, als ſie es mit dem Verf. der „Great metropolis" waren. Dieſer ſchrieb freilich mancherlei Dinge nieder, für die in ganz England kein Object und kein Beleg zu finden war; er erdachte ſich Allerlei, deſſen wirkliche Exiſtenz ihm nie ein Engländer zugeben wird. Der Graf dagegen beſchreibt mit Laune und Heiterkeit die ſocialen Zuſtände Londons, wie er ſie vorgefunden, und das iſt dem Engliſhman eben recht, der zu viel kaufmänniſche Genauigkeit und Gewiſſenhaftigkeit beſitzt, um an bloßen Phantaſieſtücken, zumal wenn ſie auf Koſten ſeines nationalen Verkehrs gedichtet werden, Gefallen zu finden. Auch ſcheint Graf von Melfort ein feiner Weltmann und eine ſolche Stimme hat in großen Städten ſtets Gewicht. Doch beſchränken ſich ſeine Skizzen nicht blos auf die Hauptſtadt, ſondern berühren auch andere Theile des jetzt ſo viel beſuchten und beſprochenen Reichs.

„Wenn", ſagt der Verf. unter andern, „zur wahren Beluſtigung nichts gehörte als Zeit- und Geldaufwand, ſo wären die Engländer das luſtigſte und heiterſte Volk von der Welt, dasjenige Volk, das ſich unter allen am beſten zu amuſiren verſtünde. Der Perſonen aller Claſſen, welche ſo in England im wahren Sinne nach dem Vergnügen umherlaufen, ſind unzählige; es iſt bei ihnen eine Art von Beſtimmung, ein ewiglebendiger Wunſch, ein eigenſinniges Verlangen. Mag es koſten, was es will, aber luſtig wollen wir ſein! Durch alle dieſe Anſtrengungen dringt jedoch immer wieder die natürliche Kälte und Reflectivität des engliſchen Volkscharakters hindurch, und dies gibt der Sache den Anſchein, als ob dieſe hartnäckige Verfolgung eines und deſſelben Ziels nur aus der Unmöglichkeit entſtünde, es je zu erreichen. In der höchſten Societät ebenſo wol als in der niedrigſten Geſelligkeit empfindet man denſelben Eindruck. In jedem geſellſchaftlichen Verein zeigt ſich die auffallende Beſchränkung und Indifferenz, welche letztere ſich unter Solchen, die nicht zu einer und derſelben Clique gehören, ſogar bis zur Roheit ſteigert. Es iſt überall ein Mangel an allgemeinem Wohlbefinden, an allgemeiner Zuthulichkeit und Gemüthlichkeit, und dieſer Mangel wird um ſo fühlbarer und verletzender, wenn man bemerkt, welche äußerliche Mühe man ſich doch im Ganzen gegeben hat, um heiter, vergnügt und geſellig zu ſein. Man ſpricht auch wol davon, daß es vergnügt, ſehr vergnügt, ausnehmend heiter zugehen ſoll, allein wirklich wird dieſer gute Vorſatz faſt nie. Ein Vornehmer würde vielleicht hier einwenden, daß es nicht ſowol der Zweck der faſhionablen Cirkel ſei, eine wirkliche Beluſtigung zu bereiten, als vielmehr nur den Schein einer ſolchen hervorzubringen, ſodaß, um einen gewöhnlichen Ausdruck anzuwenden, man nur ſo thut, als ob man ſich amuſire. Allein eine ſolche Wendung der Sache iſt denn doch immer keine Abhülfe des Mangels. Es gibt keine glänzende Partie in ganz London, oder auf irgend einem der vornehmen Landſitze, keine einzige elegante Fete, von der nicht unmittelbar auch in den Journalen des langen und breiten die Rede wäre; ſogar die Diners werden beſchrieben. Nach einem Hofgalatage wird der Name und die Toilette jeder Lady er-

wähnt. Ihre Bänder, Federn, Perlen, Diamanten, Alles wird einzeln beſchrieben, ſogar von welchem Steff, von welcher Art Seidenzeuch ihr Kleid war, wie es beſetzt und garnirt war, und dies Alles mit einer Genauigkeit und mit ſo vielen franzöſiſchen Kunſtausdrücken, daß man ſchwören ſollte, der Artikel käme aus einem pariſer Putzladen. Mit einer ſolchen detaillirten Schilderung füllt man oft zwei bis drei Rieſencolumnen der Journale. Findet irgendwo ein Maskenball ſtatt (wo man, beiläufig bemerkt, keine Maske trägt), ſo erfahren die Anzüge und Trachten der Herren die nämliche ausführliche Publicität, und man beſchäftigt ſich ſogar mit dem Zuſchnitt und der Farbe ihrer Unausſprechlichen. Alles, bis auf das Unbedeutendſte, kommt ans Tageslicht und wird der Aufmerkſamkeit von Millionen preisgegeben. Sogar in Indien lieſt man, was an dieſem Donnerſtag und an jenem Sonnabend Lord S. für eine Hoſe trug. Dieſe Öffentlichkeit der Geſelligkeit in England iſt jes, die man als das Grab alles geſelligen Vergnügens überhaupt anſehen kann. Ebendeshalb macht man es zum guten Ton, immer wenn man in Geſellſchaft iſt, ſich nachläſſig, gleichgültig, als ein ſchon Geſättigter zu beweiſen. Man zeigt ſich dadurch auf der einen Seite als vornehm und entgeht auch wieder auf der andern Seite der Aufmerkſamkeit und Bekrittelung."

Wie wahr und dem engliſchen Nationalcharakter durchaus angemeſſen ſind dieſe Bemerkungen des Verf. Die Geſelligkeit, ſo gut als die Familie, hat ihre Geheimniſſe. Wie man die Familie (als einzelne nämlich) zerſtört, wenn man ihr ihr Geheimniß nimmt, ſo iſt es auch um die Geſelligkeit geſchehen, wenn man alle einzelne Acte derſelben zu öffentlichen Actenſtücken macht. Darum beſteht eine Stadt, ſie ſei ſo groß als ſie will, nicht blos aus Straßen und Marktplätzen, ſondern auch aus verwahrten und verſchloſſenen Wohnungen, daß man daran die beiden Seiten alles bürgerlichen Lebens: die Öffentlichkeit und die Zurückgezogenheit erkenne. So wenig ſich ein Jahrmarkt oder eine Proceſſion in die Schlupfwinkel der Häuſer zurückziehen kann, ebenſo wenig gibt man Feſte auf offenem Markte. Auch der Süden ſelber, wo doch alles Familienhafte mehr und entſchiedener ſich der Öffentlichkeit nähert, wo man tanzt, ſingt, ißt, trinkt, ſchreibt und rechnet auf den Straßen — ſelbſt dieſer hat ſein ſociales Geheimniß, und wenn hier der Tag die Unterſchiede weniger hervorhebt, ſo hat dafür die Nacht ihre ganz eigenthümliche und vielgeſtaltige Bedeutung.

Über die engliſche Muſik läßt ſich der Verf. ſo vernehmen: „Unter allen Nationen Europas ſind die Engländer vielleicht die unmuſikaliſchſte. Damit iſt nicht geleugnet, daß es in England einige ausgezeichnete Muſiker gebe, und daß man auch hin und wieder in der Societät einem hervorragenden Talent begegne; allein die Maſſe weiß von dieſen Dingen nichts. Die Menge als ſolche begreift und fühlt ſie nicht. Die Harmonie hat keine Macht über ihre Nerven. Insgemein betrachtet ſie die Muſiker als eine ſecundaire Art Menſchen, ſie ſchreit aber deſſenungeachtet ihr Bravo, Bravo! wenn es Oper gibt. (In England pflegt man auf die erſte Sylbe des Bravo einen ſehr langen Accent zu legen, was nach Belieben ebenſo viel Phlegma als Enthuſiasmus ausdrücken kann.) Warum aber ruft der Engländer ſein Bravo? Nun, weil es einmal ſo hergebracht iſt. Meines Wiſſens gibt es jetzt in ganz Großbritannien nicht einen einzigen Compoſiteur, mit Ausnahme Biſhop's, deſſen Talent aber eigentlich mehr im Arrangement als in der Compoſition beſteht. Er verſteht es trefflich aus franzöſiſchen, deutſchen, italieniſchen, engliſchen Originalklängen ein Mixtum-Compoſitum zuzurichten, wobei man nicht weiß, was man eigentlich hört, ſowie man bei einem guten italieniſchen Salat nicht wiſſen muß, was man ißt. In Biſhop's Werken findet man ſehr viele alte Bekanntſchaften. Man weiß genau vorher, wenn bei ſeinen Duetten das Ende kommt, wenn man dies auch nicht an den Manœuvres der beiden Sänger erkennen ſollte, die ſich alsdann in allmäliger Rückbewegung jeder ſeiner Couliſſe zu nähern pflegen, ſodaß, wenn nun die Cadenzen kommen und der in England nach einem Duett nie fehlende Applaus beginnt, man von den Sängern wenig mehr als die peroxirenden Hände und ein Stückchen vom Kopf erblickt."

Was der Verf. über die Kunſt in England ſagt, iſt nicht minder beachtenswerth: „Man muß ſich wundern, die werthvollſten Gemäldegalerien, die es nur immer in der Welt geben kann, grade in demjenigen Lande zu finden, wo im Verhältniß zu den großen Hülfsquellen und der allgemeinen Liberalität die Künſtler am meiſten vernachläſſigt werden. Dieſe Galerien gehören größtentheils Privatperſonen und beſtehen größtentheils aus Hauptwerken der alten Meiſter und aus auserleſenen Stücken der auswärtigen Schulen, während den Werken der engliſchen Maler kaum ein beſcheidenes Plätzchen vergönnt wird. Wenn man von den vielen Tauſend Guineen, die Jahr aus Jahr ein von reichen Engländern für alte Gemälde ausgegeben werden, worunter wol manches ſchöne, aber auch manches ſo rußige und räucherige ſich findet, daß man ſchwerlich entdecken kann, worin eigentlich ſein Werth beſteht — wenn man einen Theil dieſer beträchtlichen Summen zu Unterſtützung und Förderung nationaler Talente verwenden wollte, ſo würde dadurch die einheimiſche Kunſt nicht blos eine erfreuliche Anregung erhalten, ſondern wir würden ſie auch in Kurzem einen höhern Standpunkt einnehmen ſehen, als der iſt, den ſie jetzt behauptet. Denn Mangel an Talent iſt keineswegs. Um von andern Künſtlern zu ſchweigen, kann es etwas Natürlicheres und Geiſtreicheres geben als die Productionen von Wilkie, Rippingille u. A.? Es iſt wahr, es ſind nur Phantaſieſtücke oder Genrebilder für das Beſuchzimmer oder Boudoir. Aber haben denn Martin, Haydon, Etty u. A. ſo viel Aufmunterung in ihrem Streben gefunden, um ſich zu der höhern Stufe des Hiſtoriſchen zu erheben, was ihr großes Talent verſprach? Braucht es dazu noch der factiſchen Bemerkung, daß eben einer der vorgenannten ausgezeichneten Künſtler ſich vor einigen Jahren in dem Zuſtande der größten Dürftigkeit befand, und daß einige mitleidige Perſonen, die ſich für ihn intereſſirten, auf eins ſeiner Gemälde eine Subſcription eröffnen mußten, um ihm Brot zu verſchaffen? Und das in einem Lande, wo mehr als ein reicher Lord für einen einzigen Murillo, oder für einen Kopf von Rembrandt unbedenklich tauſend Guineen hinwirft! Aber dies thut die Mode, und ſo lange dieſe in England den Despoten ſpielt, wird daſelbſt Alles der Verbeſſerung bedürfen. Die Künſtler, weil es ihnen an aller Unterſtützung fehlt, müſſen Portraits, und nichts als Portraits malen, um nur eine kleine Celebrität und ihren Lebensunterhalt zu gewinnen. Daher kommt es denn, daß man in einem bemittelten Hauſe, wo man einen Beſuch zu machen hat, gleich im Beſuchzimmer, während noch der Bediente dem Herrn vom Hauſe unſere Anweſenheit meldet, die Bekanntſchaft der ganzen Familie ganz im Stillen machen kann, denn ſie hängen Alle, vom Vater an bis auf das kleinſte Kind, in effigie an der Wand."

(Der Beſchluß folgt.)

Notizen.

Cadalvène und Barrault haben eine „Histoire de la guerre de Mehemet-Ali contre la porte ottomane en Syrie et en Asie-mineure (1831—1833)" mit Karten, Plänen und officiellen Actenſtücken herausgegeben. Die Verf. bereiſten den Orient zur Zeit jenes Krieges, deſſen Vorgänge ſie treu ſchildern und außerdem den Leſer über die diplomatiſchen Verhältniſſe wie über die Charaktere, Sitten und Localitäten unterrichten.

Von Arſène Heuſſaie erſchien ein neuer Roman: „La pêcheresse", in zwei Bänden.

Im J. 1835 wurden auf den ſämmtlichen größern pariſer Bühnen 221 neue Stücke dargeſtellt, 1836 betrug deren Zahl 293. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, —— Nr. 24. —— 24. Januar 1837.

Adalbert von Chamiſſo's Werke. Vier Bände.

(Beſchluß aus Nr. 23.)

Der Rurik hatte die Rechte und Befugniſſe eines Kriegsſchiffes, und auf einem Kriegsſchiff iſt der Capitain Autokrat. Hr. v. Kotzebue erklärte dem beſtallten Naturforſcher der Expedition, als dieſer im Laufe der erſten Seefahrt nach Plymouth einige Bedürfniſſe verrathen: daß er, *als Paſſagier* an Bord eines Kriegsſchiffes, wo man nicht gewohnt ſei, welche zu haben, keinerlei Anſprüche zu machen habe! Wenn er dergleichen in petto habe, möge er in dem letzten europäiſchen Hafen zurücktreten! Chamiſſo entſchuldigt dies Verfahren. Es ſei auf keinem Schiffe gut, wenn coordinirte Behörden auf demſelben beſtänden; es ſei am gerathenſten, wenn keine als ſolche angeſtellte Gelehrten auf einer Expedition mitgenommen würden, ſondern wenn die Offiziere ſelbſt zugleich Gelehrte wären. Das mag hier und da Schwierigkeiten haben. Wo man aber Gelehrte als ſolche anwirbt, beſtallt und mitnimmt, müſſen ſie doch gewiſſe Rechte haben, die wieder nicht ohne Anſprüche ſein können. Die Anſprüche des Hrn. v. Chamiſſo waren aber freilich eigner Art. Als Naturforſcher glaubte er ſammeln zu müſſen; allein der Capitain ließ ihm erklären, daß zu Sammlungen auf dem Schiffe kein Platz ſei, er ſich alſo des Sammelns enthalten ſolle. Was er für bemerkenswerth achte, habe der angeſtellte Maler der Expedition abzuzeichnen. Wenn er aber dieſen Maler deshalb anging, erklärte derſelbe, daß er vom Naturforſcher keine Befehle anzunehmen habe, ſondern nur vom Capitain. Zum Capitain aber durfte Niemand ungerufen in die Kajüte treten, und auf dem Verdeck hatte er auch ſeinen privilegirten Platz, dem ſich Niemand ungerufen nahen durfte. Alſo mußte der Antrag ſchriftlich gemacht werden? Überdem litt der Capitain, ſonſt ein ſtreng rechtſchaffener Mann, an Unterleibsbeſchwerden, und man mußte ſeine Laune abwarten. Wenn auch der Zeichner zeichnen wollte, hatte er doch nur alsdann auf dem einzigen Tiſche in der gemeinſamen Offizierskajüte Raum, wenn nicht gegeſſen wurde, und unter gewiſſen andern Beſchränkungen gelang es dem Naturforſcher nur dann und wann, an demſelben ſeine Arbeiten abzumachen. Ein ſchöner großer Ruſſe war zum Diener für alle Genoſſen dieſer Kajüte beſtellt, eine freundliche Seele, aber ſeine Freundlichkeit ging nicht ſo weit, unſerm Dichter die Stiefeln zu putzen, weil Hr. v. Chamiſſo ihm ſeparat nichts zu befehlen hatte. Auf der ganzen Weltumſeglung hat Chamiſſo ſeine Stiefeln nicht geputzt erhalten, weil das Kriegsreglement des Rurik nichts davon beſagte und er vermuthlich den Capitain nicht deshalb mit einer ſchriftlichen Eingabe angehen wollte.

Die Matroſen ſcheinen de facto über die Anordnungen des Capitains wegen des Sammelns zu wachen. Denn einmal brauchen ſie in Braſilien Chamiſſo's Pflanzenpakete als Kopfkiſſen unterm Zelte, und als ein Regen das Zelt umwirft, denkt Niemand daran, dieſe Kopfkiſſen ins Trockne zu bringen; Pflanzen und Papier, koſtbar in ſeiner Lage, gehen ihm verloren. Ein anderes Mal hat er in vielen Exemplaren die verſchiedenen Formen der gigantiſchen Tange des Südens geſammelt, und — *es war ihm erlaubt worden* ſie zum Trocknen im Maſtkorbe auszuſtellen. Aber als ſpäter das Schiff gereinigt wird, wird ſein kleiner Schatz ohne vorangegangene Anzeige über Bord geworfen. Seine foſſilen Elfenbeinknochen werden beim Bivouakfeuer verbrannt. An ähnlichen und noch ſchlimmern Zügen von Roheit und Unwillfährigkeit, denen indeß weniger böſer Wille als Geringſchätzung des Gelehrtenſtandes zum Grunde zu liegen ſcheint, fehlt es durch das ganze Buch nicht. Kotzebue ſagt ihm einſt bei Tiſch, als Chamiſſo geäußert, wie geſpannt dieſes Mal ſeine Neugier auf die Bekanntſchaft der Polyneſier ſei, er könne den Zuſatz: „dieſes Mal", ſparen, er ſei doch immer Der, deſſen Neugierde ſich am geſpannteſten zeige. Und *dieſes Mal* ſagt der Verf. offen heraus, Otto v. Kotzebue habe dies geſagt, *in der nicht verhehlten Abſicht, ihm etwas Demüthigendes zu ſagen.* „Ich wurde alſo", ruft der Dichter aus, „ich der älteſte an Jahren (Chamiſſo war damals 34 Jahr alt), geſcholten, der Jüngſte zu ſein an Sinn und Herz!"

Und hören wir ihn an einer andern Stelle das Leben auf dem Schiffe mit dem der Jean Paul'ſchen mit dem Rücken aneinandergewachſenen Zwillingsbrüder vergleichen, indem es heißt:

Das äußere Leben iſt einförmig und leer, wie die Spiegelfläche des Waſſers und die Bläue des Himmels, die darüber ruht; keine Geſchichte, kein Ereigniß, keine Zeitung; ſelbſt die ſich immer gleiche Mahlzeit, die zweimal wiederkehrend den Tag eintheilt, kehrt mehr zum Verdruſſe als zum Genuſſe zu-

rück. Es gibt kein Mittel sich abzusondern, kein Mittel einander zu vermeiden, kein Mittel einen Mißklang auszugleichen. Bietet uns einmal der Freund anstatt des Gutenmorgens, den wir zu hören gewohnt sind, einen Gutentag, grübeln wir der Neuerung nach und bebrüten düster unsern Kummer; denn ihn darüber zur Rede zu setzen, ist auf dem Schiffe nicht Raum. Abwechselnd ergibt sich Einer oder der Andere der Melancholie.

So steigt der Mann in unserer Achtung, der Alles dies über sich ergehen ließ und nie den Muth verlor, und mit ungetrübter Heiterkeit und feiner Laune beobachtet und urtheilt. Denn offenbar sind viele Blitze der Reflexion, welche der Darstellung das Salz geben, nicht erst jetzt gedacht und geschrieben, sondern schon in jenem brieflichen Tagebuche niedergelegt. Behüte der Himmel jeden Gelehrten, als Gelehrten auf einer solchen Expedition den Weltcursus durchzumachen. Der Capitain ist auf dem russischen Kriegsschiffe mehr als der Kaiser auf dem Lande. Aber es gibt doch auch tröstliche Seiten dieser Autokratie; denn während das Schiffsvolk ihn als unumschränkten Vater fürchtet, hat es doch auch die Rechte der Kinder und kann ihn gelegentlich aufgreifen, auf seine Arme werfen und zu Ehren seiner selbst gehörig prellen. In Kamtschatka müssen alle Offiziere dieser Operation sich unterwerfen und die am meisten beliebten werden am tüchtigsten in die Höhe geschleudert. Der Verf. scheint glücklich dieser Verehrung entgangen.

Es ist hier nicht Aufgabe, die wissenschaftlichen Resultate der Reise herauszuheben, noch weniger können und wollen wir sie in ihren Details verfolgen. Der Leser wird überall zwischen den trockensten Berichterstattungen geistvolle Bemerkungen und witzige Züge mit der, Chamisso's Style eignem Kürze eingestreut finden, die ihn, wenn die Aufmerksamkeit zu ermatten droht, wiedererfrischen. Welch ein lustiger Charakterzug ist jene schlafende Schildwacht auf der Schwelle des Gouverneurs in einem der spanischen Häfen Südamerikas. Der Gouverneur, um ihn nicht in seiner Ruhe zu stören, schreitet mit langen Beinen über ihn fort und bittet den russischen Capitain und die Seinen das Gleiche zu thun. Am Vorgebirge der guten Hoffnung erfährt ein anwesender Berliner Chamisso's Ankunft, weil ihm ein Matrose von einem Schiffe sagt, dessen Capitain einen „Komödiantennamen" hätte! Und welcher Abend auf Radeck, wo Chamisso aufgefodert wird, ein Volkslied zu singen und, um sich aus der Verlegenheit zu helfen, Göthe's: „Lasset heut im edeln Kreise" declamirte! „Das gab der Franzos auf Radeck für russischen Gesang aus" und hatte das Vergnügen, die Radecker die Worte wiederholen zu hören:

Und im Ganzen, Vollen, Schönen
Resolut zu leben.

Neben dem scharfen und witzigen Beobachter verleugnet der Reisende sich aber auch nicht als Dichter, wenn er gleich mit lyrischen Ergüssen sparsam ist. Er preist sich, auf dieser Reise drei Winter seines Lebens unterschlagen zu haben.

Vor Vielen begünstigt von Gott — ruft er — mögen sich unsere Dichter rühmen, denen er zu ihren Frühlingsliedern den Stoff bereitet; aber unbegreiflich und lügengleich bleibt es für Den, welcher einmal den Winterkreis überschritten hat, daß der Mensch, das gabelförmige, nackte Thier, sich in Winterlanden unter dem 52., ja unter dem 72. Grad nördlicher Breite anzusiedeln vermessen hat, wo er nur durch die Macht des Geistes sein kümmerliches Dasein zu fristen vermag. Denkt euch doch, wie euch Gott geschaffen hat, und geht an einem Wintertage hinaus, und betrachtet euch die auf den halben Jahreskreis ausgestorbene Gegend unter dem Leichentuche von Schnee. Das ausgesetzte Leben schläft im Samen und im Ei, im Keime und in der Larve, tief unter der Erde, tief im Wasser unter dem Eise. Die Vögel sind fortgezogen; Amphibien und Säugethiere schlafen den Winterschlaf, nur wenige Arten der warmblütigen Thiere drängen sich parasitisch um eure Wohnungen; nur wenige der größern, unabhängigen Arten verbringen dürftig die harte Zeit.

Auch die ostjäkischen Fischer wissen von einem Paradiese, das sie aber nach Norden, über den Polarkreis verlegen.

Den dritten, sowie den größern Theil des vierten Bandes füllen Chamisso's Gedichte. Über ihn als Dichter zu urtheilen, ist nicht die Aufgabe dieser Anzeige seiner gesammten Werke. Auch wäre dies theils überflüssig, theils vorzeitig. Was jetzt über ihn gesagt werden kann, ist so vollständig, gründlich, mit Freundesliebe und Freundesschärfe durch den seligen Wilhelm Neumann (ein letztes Werk seiner Feder in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik"; auch in seinen gesammten „Schriften" abgedruckt) ausgesprochen, daß die lebende Kritik über den Lebenden nur Einzelnes hinzufügen könnte, und dazu ist hier nicht der Ort. Nach dem Tode bildet sich über jedes bedeutende Talent, das schaffend in seine Zeit eingegriffen, eine andere Kritik, der Niemand vorgreifen darf. Ob sie die durch Chamisso wieder ins Leben gerufene und geadelte poetische Erzählung, in ihrem prachtvollen Terzinenbau, der mitunter an dem geringfügigen oder peinlichen Gegenstande verschwendet scheint, billigen und anerkennen wird, steht dahin; aber den Adel seiner Gedanken, den Ernst seiner Begeisterung, die würdige Klarheit seiner Ausdrucksweise und dann und wann das Rauschen der Fittiche des Genius wird sie nicht verkennen. Indem Ref. viele der Gedichte wieder überliest, die ihn früher angesprochen, wird er sich jetzt oft erst des Grundes bewußt, weshalb sie wirkten Bei den launigen Gedichten des Verf., deren es treffliche gibt, wird sein Bestreben, ein populairer Dichter zu sein, sichtbar. Er schätzt dies über Alles. Das Volk soll ergriffen werden. Daher die in der Reise eingestreuten Ausfälle auf die romantische Schule, unter deren Fahnen er die ersten Sporen verdient, und die aus solchem Munde seltsam klingende Anerkennung Kotzebue's, weil er nicht Schlegel noch Tieck, sondern den Dichter von „Menschenhaß und Reue" durch die bekannte und durch die unbekannte Welt gekannt und gefeiert findet. Ob der edle Dichter nicht durch die Art seines eignen Schaffens seiner Theorie widerspricht, ob er nicht im Verlauf der letzten Jahre anderer Ansicht wurde und eine erhabene Kunstwelt gelten läßt, die nichts mit dem Geklingel der Schulen zu thun hat, doch aber von Ueranfang an selbständig dasteht, unabhängig von der Verständniß und der Anerkennung des Demos! Ist eines seiner Lieder Eigenthum der Gassen geworden, wie Hrn. v.

Holtei's Mantellied, das er bei Gelegenheit glückpreisend erwähnt? Anders als Bürger geht Chamisso darauf aus, populair zu werden; aber auch die Zeiten und die Bildung haben sich geändert. Das, was er wollte, erzwingt man nicht, man muß dazu geboren, durch die Verhältnisse darauf hingewiesen sein, oder man geräth in eine Gesellschaft, in die der Dichter des „Salas y Gomez" doch nicht treten will.

„Der Faust" (1803) und „Adalbert's Fabel" (1806), jenes dramatisch, dieses eine Phantasie, sind Reliquien aus vergangenen Epochen des Dichters. Sein „Peter Schlemihl" dagegen, wenn auch aus früher Zeit, ist doch schon ein Product der vollendeten Verstandesreife. Der deutsche Styl könnte hier und da weicher, gerundeter sein, aber nur in seiner äußern Form; in der Conception wie in der ebenmäßigen Ausführung dieser, in schlichtem Gleise und doch mit so großem Interesse sich abwickelnden Fabel erkennt man schon einen Meister. Welche schiefe, alberne Urtheile mußte dieses treffliche, hochsittliche Märchen zur Zeit, als es erschien, erleben! Sie sind verhallt. Es hat europäischen Ruf erhalten, nachdem es — abermals ein Spiel des Schicksals mit seinem Autor — in England nicht unter seinem, sondern unter dem Namen seines Freundes Fouqué populair geworden, und erscheint jetzt, zum dritten Male Deutsch gedruckt als eine Zierde der Sammlung. Diese Schöpfungsader ist dem Dichter ausgegangen. In jedem schaffenden Geiste sind die certi denique fines für das Märchen, wenn seine Erfindungskraft im Übrigen auch thätig bleibt.

Glücklich hat der Dichter die Stimmung, welche sich in jenem Sonette ausspricht:

> Ich fühle mehr und mehr die Kräfte schwinden;
> Das ist der Tod, der mir am Herzen nagt,
> Ich weiß es schon, und, was ihr immer sagt,
> Ihr werdet mir die Augen nicht verbinden.

verwunden; hoffentlich wird auch sein „Nachhall", der so beginnt:

> Wie jetzt der Baum im kalten Nebelwind
> Mit nackten Zacken, also traur' ich selbst;
> Es reget sich kein Lied in meiner Brust
> Und müßig auf der Harfe ruht die Hand.
> Hat solches mir der Herbst nur angethan,
> Und wird ein Frühling wieder mich erwecken? —
> Vielleicht — ich weiß es nicht. — Ist aber ganz
> Versiegt in mir die Quelle des Gesanges —
> Geduld mein Herz! du wirst es überwinden,
> Dich hat das Leben schon den Tod gelehrt.

nur eine trügende Ahnung ausgesprochen haben. Zu den Bahnen, die er eingeschlagen, bedarf es keines knospenden Frühlings, wie er ja selbst in seiner Reise uns verlacht, daß wir ihn zu besingen uns freuen, um deshalb auch den Winter, der ihn uns verschafft, duldend und billigend. 34.

Graf Melfort's „Eindrücke aus England".

(Beschluß aus Nr. 23.)

Da wir in den Darstellungen dieses Verf. ein feines und gediegenes Urtheil nicht verkennen können, so wollen wir den Leser noch einige andere Proben von beidem um so weniger vorenthalten. Die erste Schilderung betrifft das unglücklichste Geschöpf, das fadeste und armseligste unter allen Wesen, die zur menschlichen Gesellschaft gehören — den Stutzer:

„Wißt Ihr, was ein Dandy ist? Es gibt von diesem Thiere wenigstens zehn verschiedene Species. Fängt man bei der niedrigsten an, dies ist der Galanthomme aus der City; es ist derselbe, den ich euch schon bei Gelegenheit von Mr. Jackson's Mittagessen geschildert habe, wie er damals einer jungen Dame eine Orange präsentirte, indem er die Frucht zwischen zwei Löffelchen nahm und mit einer Miene, die noch weit süßer war als die Orange, mittels seiner feinen Finger in wahrhaft wellenförmigen Bewegungen die zarte Frucht an die schöne Adressatin gelangen ließ. Allein dies ist nur ein gemeines Muster. Man muß die ganze Scala hinaufsteigen, Stufe für Stufe, Rangordnung für Rangordnung, der Geck, der Laffe, der Hasenfuß, der Halbfashionable, der Ganzfashionable u. s. w. alle müssen an die Reihe kommen, bis wir zuletzt den aller Hasenfüße Ausgesuchtesten, das Non plus ultra der „coxcombry" erreicht haben. Er wird sich uns darstellen in der Gestalt eines jungen Mannes, der entweder von Adel oder ein parvenu ist; der letztere Umstand verschlägt nichts, wenn er nur Geld hat. Das erste Erforderniß ist, daß er nachlässig und gelangweilt aussehe, nonchalant und ennuyé. Er spricht im Grunde genommen nur wenig, denn das viele Reden schadet seinem feinen Organ. Wenn man die Ehre hat, ihn zu kennen, und ihm zufällig begegnet, so ruft er uns folgendermaßen an: „Oh! how a-a-yo' am gad to see you." Allein diese Rede gleicht vermöge ihrer Unarticulirtheit der eines Wilden; sie wird in einem halb lallenden, halb kollernden Tone gesprochen, sodaß es scheint, es habe der Sprechende irgend ein Hinderniß in seiner Kehle. Dieses Exemplar ist nun die wahre Essenz der Selbstgenügsamkeit, der Affectation und der Impertinenz. Es verachtet jedes sociale Talent, Witz und gesellige Anmuth, weil ihm selbst diese Elemente gänzlich mangeln; denn er ist einzig geboren, um eine Cravatte zu stecken, einen Halstuchsknoten zu schlingen und zwischen Pomaden und Parfumerien eine Auswahl zu treffen. Sein Stolz ist, Niemand zu erreichen als sich selbst."

Folgende ebenso humoristische als lebendige Schilderung einer Jagdpartie auf englische Haselhühner möge unsere Notizen über dies ansprechende Buch beschließen:

„Wie kommt es doch, daß die Jagd eine so starke Leidenschaft ist, die mit den Jahren eher zu- als abnimmt! Die Philosophen versichern, daß die Gewohnheit alle Genüsse und Vergnügungen abstumpfe, daß man des Ruhms und Reichthums und sogar der Liebe überdrüssig werde; mit der Jagd ist dies nicht der Fall. Wenn wir am nächsten Morgen eine Jagdpartie vorhaben, so denken wir schon den Abend vorher an weiter nichts Anderes, und sind darauf so begierig im vierzigsten und funfzigsten wie im zwanzigsten Jahre. Mit Lust betrachtet man die grüne Jagdpeksche, die über dem Lehnstuhl hängt, die ledernen Beinkleider, die derben Jagdstiefeln, das buntfarbige Halstuch, kurz alle die Herrlichkeiten, in denen man sich am nächsten Morgen sehen lassen wird und die deshalb schon heute bereit liegen. Man füllt das Pulverhorn und versucht das Pulver, reibt und wischt an den Gewehren und sieht, ob auch das rechte Caliber vom Schrot vorhanden sei. Geht man nach all diesen Experimenten endlich zu Bett, so träumt man von nichts als Flintenschüssen, Hühnervölkern, Hundegebell u. s. w. Jede Stunde vor der festgesetzten Zeit wacht man auf und dankt Gott, wenn es endlich Morgen ist und der heitere frische Jagdhimmel einen schönen Tag verkündet. Nun ist kein Haltens mehr. Die Diener mit den Vorbereitungen säumen uns zu lange; endlich sind wir so weit und befinden uns im freien Felde, wo das Herz weit wird, auf der Haselhühnerjagd. Wir schreiten nun, der Zahl nach fünf, in einer Linie fort, aber Jeder von dem Andern etwa um 50 Schritte getrennt, langsam über die ausgedehnte Moorfläche hin, wo man weit und breit keinen einzigen Baum erblickt. Diese Moore bilden Unterschiede

von Höhen und Vertiefungen und sind, mit Ausnahme der hin und wieder verstreuten Felsenmassen, ganz mit Heidekraut bedeckt. Sowie wir, haben sich etwa noch ein Dutzend andere Jägerpartien auf der weiten Fläche vertheilt; gelegentlich vernehmen wir aus der Ferne ihre Schüsse, die von den Echos in den Thälern verhundertfacht in der Gegend widerklingen. Allein dies ist nur ein seltner Fall, weil die Strecke, die wir zu durchschreiten haben, sehr ausgedehnt ist. Einige Reiter begleiten uns, die mit ihren Pferden auf den nächsten Anhöhen halten und deren Obliegenheit es ist, auf unsern Anruf: mark! mark! zu achten und die einzelnen Vögel, die dem Schuß entgangen, oder nur ganz wenig angeschossen sind, im Auge zu behalten. Mr. H., der Unternehmer unserer Jagdpartie, hatte seine beiden Paar Wachtelhunde mit ins Feld gebracht; alle vier waren von Farbe fast ganz gleich, schlank und hochgebaut und zeigten bei ihren gewandten und schnellen Bewegungen jede Muskel ihres Körpers. Von diesen vieren, die alle trefflich waren, war Mirza, der Leithund, ein schönes Thier, von ausgesuchter Munterkeit. Er führte die andern an. Jeden leisesten Geruch schnobern diese trefflichen Thiere auf, schnüffelnd und wedelnd, mit der Nase auf der Erde verfolgen sie unausgesetzt ihre Spur. Plötzlich nehmen diese schnellfüßigen Spürhunde einen langsamen, lauschenden Gang an, der von höchster Aufmerksamkeit und Spannung zeigt. Ihr Benehmen gleicht den schleichenden Wendungen der Katze, die ihre Beute erhaschen will. Jetzt steht Mirza still, mit aufgerecktem Kopfe; ihr langer beweglicher Schwanz wird ganz steif und horizontal, der treffliche Hund scheint nicht mehr ein lebendes Wesen, sondern das Emblem des Unbeweglichen. Die andern drei Hunde stutzen auch, als hätte sie ein elektrischer Schlag getroffen, und alle bleiben regungslos, die Augen unverwandt auf Mirza gerichtet. Die Jäger nun beobachten dasselbe tiefe Schweigen, und man vernimmt weit und breit nichts als den Ruf des Försters: Habt Acht, habt Acht! der aber mit langsamer, gedämpfter Stimme ausgesprochen wird. Jetzt wurde mir ein Zeichen gegeben, daß ich näher kommen solle, denn die unerschöpfliche Artigkeit des Jagdunternehmers ließ mir, als einem Fremden, den Schuß des ersten Vogels, den die Hunde aufgespürt hatten. Da ich noch kein Exemplar dieser Hühnergattung gesehen hatte, so brannte ich vor Vergnügen, den Vogel auffliegen zu sehen. Mirza's Kopf zeigte die Richtung an, wo dieser, mit noch zehn andern unter dem Heidekraut versteckt, nur wenige Schritte von mir sein Lager hatte. Ich war dem herrlichen Hund so nahe, daß ich bemerkte, wie seine Augen, immer unverwandt auf den einen Punkt gerichtet, gleichsam Funken sprühten. Auf einmal ließ sich ein brausender Ton vernehmen, ähnlich dem Ton einer vorübersausenden Kanonenkugel. Dies war das Auffliegen des Haselhuhns, das zwei- bis dreimal heisere Wehelaute ausstieß, bis es in seiner rauschenden Flucht von meinem Schuß erreicht wurde. Sobald der Vogel gefallen war, verschwanden die Hunde, schnubbernd und schnüffelnd im Heidekraut. Dabei ward nicht ein einziges Wort gesprochen, Niemand rührt sich, denn die geringste Bewegung würde machen, daß auch das zweite Haselhuhn aufflöge, bevor man sein Gewehr wieder geladen hätte. Die vortrefflich dressirten Hunde schienen den Jägern selbst ein Beispiel geben zu wollen, denn sie lagen alle flach und regungslos auf dem Boden. Es war mir in der That keine geringe Genugthuung, als ich nun den glücklich erlegten, nie zuvor gesehenen Vogel in Händen hatte, noch warm in seinem Blute, dessen Jagd in den waidmännischen Chroniken von Altengland eine so große Rolle spielt. Dieselbe Scene wiederholte sich an diesem Tage wol zwanzigmal, nicht blos bei den einzelnen Vögeln, sondern auch bei ganzen Völkern, die nach und nach, unter den Füßen der Hunde auffatternd, hintereinander die Schüsse der ganzen Abtheilung empfingen, sodaß häufig ein halbes Dutzend Vögel und drüber am Boden lagen. Das englische Haselhuhn hat ungefähr die doppelte Größe eines Feldhuhns und gleicht sehr dem deutschen Waldhuhn, doch ist es dichter und schwärzer von Gefieder, und die Beine sind bei ihm gleichfalls befiedert. Die Wildheit und Scheuheit dieser Vögel, ihr schneller und hoher Flug, und die mühsame Art ihrer Aufspürung machen sie zu einem schwierigen, aber auch desto interessantern Gegenstand der Jagd." 80.

Notizen.

Friedrich II. und die Franzosen.

Daß der große König im Herzen nichts weniger als französisch gesinnt war, hat Göthe für jeden Unbefangenen zur Genüge dargethan, wie ungeberdig sich auch Steffens, Adam Müller und Andere darüber angestellt haben. Dabei bleibt es aber immer sehr interessant, Stimmen aus der Zeit seines eignen Lebens über diese vermeintliche Hinneigung zu Frankreich zu vernehmen. Eine solche theilt Hr. von Raumer in seinen „Beiträgen zur neuern Geschichte" (II, 227) aus dem britischen Reichsarchive mit. Der englische Botschafter Legge berichtet unter dem 11. Mai 1748, daß der König in der ersten Audienz, welche er bei ihm gehabt, seine Theilnahme für den König von England ausgedrückt und eine herzliche Vereinigung gewünscht habe, worauf er hinzusetzt: „Friedrich's Herz ist noch deutsch, ungeachtet der französischen Verzierungen, (french embroideries), welche auf der Oberfläche erscheinen." Im Verfolg der Unterredung äußerte der König, daß er die Weise des französischen Hofes wohl kenne, welcher an seine Verbündeten stets die größten Foderungen mache, und meinte, ein Verbündeter der Franzosen zu sein, heiße ihr Sklave zu sein (to be the ally of France, was in effect to be her slave). „Obgleich also, sagte er weiter, Umstände ihn zufällig zu Frankreich hingeführt hätten, wisse er doch, wo die wahren und wesentlichen Interessen seines Reiches lägen." In ähnlicher Weise dachte Friedrich II. schon im ersten schlesischen Kriege über seine Verhältnisse zu England und Frankreich. Aber damals befand sich an seinem Hofe Lord Hyndford als englischer Botschafter, ein Diplomat der alten Schule, der es gar nicht begreifen konnte, daß sich der ehemalige Markgraf von Brandenburg nicht wollte von England oder Frankreich gängeln lassen, und deshalb laute Klagen über Friedrich's Wortbrüchigkeit und Mangel an Aufrichtigkeit führt. Sein Nachfolger Legge verstand den großen König weit besser. „Es muß", schreibt Hyndford unter dem 23. April 1744, „überall Zweck der englischen Staatskunst sein, das Haus Brandenburg zu erniedrigen. So lange diesem unersättlich ehrgeizigen Fürsten die Flügel nicht beschnitten sind, wird er für die Freiheiten Deutschlands und die Ruhe Europas so gefährlich bleiben als selbst Frankreich." (Beitr. II, 194.)

Die venetianischen Löwenköpfe und die braunschweigischen Denunciationsstöcke.

Aus Reisebeschreibungen und aus Romanen sind die Löwenköpfe im Palaste des Dogen zu Venedig bekannt, deren sich die Aristokratie dieses Staats bediente, um ihre Untergebenen durch die in die offenen Rachen derselben geworfenen, schriftlich abgefaßten Anzeigen in steter polizeilicher Aufsicht zu erhalten. Was man mit Recht in Venedig für gefährlich hielt, fand der französische Parlamentspräsident Dupaty, der 1785 in Italien reiste, in Toscana sehr preiswürdig und empfahl zur Nachahmung die Einrichtung des Großherzogs, der in den Mauern seiner Paläste habe Öffnungen machen lassen, durch welche die schüchterne Klage bis zu seinem Ohre gelangen könne. Bei Gelegenheit jener venetianischen Löwenköpfe erzählt Hr. v. Strombeck in seinen schätzbaren „Darstellungen aus einer Reise durch Deutschland und Italien" (I, 298), daß er sich erinnere in seiner Jugend noch sogenannte Denunciationsstöcke in seiner Vaterstadt Braunschweig gesehen zu haben, von denen einer unter dem altstädtischen Rathhause zu schauen war. Dies für die Unzufriedenen und Übelwollenden sehr erwünschte Institut war in dem braunschweigischen Lande 1765 eingeführt worden und ist durch kein Gesetz förmlich wiederaufgehoben, sondern nur außer Anwendung gekommen. 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 25. — 25. Januar 1837.

Oberdeutſche Staaten und Stämme. Vom Standpunkt der Politik beleuchtet von Guſtav Schleſier. Stuttgart, Scheible. 1836. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Gr.

Auf vier Punkte haben wir bei der Anzeige der vorliegenden Schrift zu ſehen. Auf den Zweck des Verfaſſers, die Grundidee ſeines Buchs; auf das Material, das er zur Begründung und Erläuterung ſeiner Grundidee herbeibringt und welches theils in hiſtoriſch-ſtatiſtiſchem Stoff, theils in philoſophiſchen, rechtlichen und politiſchen Grundſätzen und Anſichten beſteht; auf die Geſinnung, welche ſich in dem Buche abſpiegelt, und auf die Form der Darſtellung.

In Betreff des erſten Punkts finden wir Aufſchluß S. 418:

Es iſt mein Zweck, nicht an der Einheit, wol aber an der innern Einigung des deutſchen Volkes, ſo weit ſie nach Volksthümlichkeit, Bildungsſtufe und Geſinnung möglich iſt, zu arbeiten und die Principien eines Rechts- und Staatszuſtandes zu erforſchen, der aus deutſcher Anſchauungsweiſe, Rechtsgeſinnung und Eigenheit ſich von innen heraus als Product unſerer Civiliſation erzeugen muß. Das iſt der Anfang einer deutſchen Politik.

(S. 419): Daß ich eine ſtaatsrechtliche Theorie und eine deutſche Politik zum Hintergrund habe, leuchtete aus vielen Raiſonnements hervor, nirgend aber konnte ihr voller Inhalt ausgeſprochen werden. Einzelne Sätze reichten hin, um das Vorgefundene zu beleuchten, und über die Richtigkeit dieſer vereinzelten Behauptungen mag das Gemeingefühl, als das ſcientifiſche Gewiſſen, aburtheilen.

An der Einigung Deutſchlands, dem im innern und äußern Staatsleben eine Auferſtehung geweiſſagt wird, zu arbeiten, hat ſich der Verf. zur Aufgabe gemacht. Hier drängen ſich uns die Fragen auf: Was verſteht er unter jener Einigung? und: Wie kann daran gearbeitet werden? Der Begriff der Einigung oder Einheit, auf Deutſchland angewendet, iſt kein ſo einfacher und unmittelbarer — es iſt ein, vielfacher Deutung fähiger Begriff, und der Verf. hat dies ſchon durch ſeine Unterſcheidung der von ihm angeſtrebten Einigung von der verworfenen Einheit angedeutet. Was ſoll dieſer Gegenſatz? Wenn man Einigung wünſchenswerth findet, ſo muß man Einheit noch mehr willkommen heißen und jene nur als Station zu dieſer als Ziel anſehen. Einheit iſt zunächſt ein quantitativer Begriff und wird numeriſch genommen; es gibt nur Ein Deutſchland, nicht zwei; dieſe Einheit iſt repräſentirt durch die deutſche Sprache, deren Gebiet nicht völlig mit der politiſch-geographiſchen Ausdehnung der unter dem Namen Deutſchland begriffenen Länder zuſammenfällt. So geht die quantitative Einheit ſogleich in eine qualitative über, oder vielmehr, ſie iſt jenes nicht, ohne auch dieſes zu ſein; es iſt nicht nur Eine Sprache, ſie iſt auch Allen gemeinſam, ſie iſt ein Geſammtbeſitz, es iſt eine Einheit des Bewußtſeins und der Bildung, deren Baſis die Sprache, und was aus dieſer hervorgeht, ausmacht; Deutſchland iſt nicht eine Maſſe, ſondern ein Organismus. Politiſch aber zerfällt Deutſchland in eine Vielheit von Theilen, jedoch nicht ohne daß das Bedürfniß der Einheit empfunden und dieſem Bedürfniß in gewiſſem Grade genügt würde. Die Streitfrage iſt nur: ob das feſtgeſetzte Maß und die Weiſe der Einheit genüge? ob man, auf der betretenen Bahn fortſchreitend, eine vollſtändigere, befriedigendere Einheit erzielen könne? ob die Einheit auf einem ganz andern Wege zu verwirklichen ſei? Verſchiedene werden hierauf verſchieden antworten; aber das Zugeſtändniß könnte von Jedem erwartet werden: diejenige Einheit ſei die vollſtändigſte und darum wünſchenswertheſte, welche, alle wahrhaft berechtigte, billige Intereſſen ſchonend und verſöhnend, den Rückfall in den Zuſtand der Getheiltheit, Trennung und Zwietracht am unmöglichſten mache, und die dies nicht durch die Mittel des Zwangs und der Gewalt, ſondern dadurch bewirke, daß ſie Alle bei der Aufrechthaltung und Conſolidation dieſer Einheit ſowol durch die edlern Motive des Nationalgefühls, als auch durch die Rückſicht auf Vortheil und Wohlbefinden intereſſirt. Wenn man einmal im Wünſchen begriffen iſt — und unter dieſe Rubrik gehört am Ende vielleicht auch das Arbeiten des Herrn Schleſier — warum ſollte man nicht das Rechte und Ganze ſtatt des Halben wünſchen? warum nicht eine Einheit, die keinen Schwankungen ausgeſetzt wäre, dergleichen eine Einigung immer noch bedrohen, und durch welche doch Mannichfaltigkeit und Eigenthümlichkeit ſo wenig ausgeſchloſſen ſind als durch die Einheit der Sprache die Verſchiedenheit der Dialekte? Der Begriff der Einigung deutet mehr auf etwas Willkürliches, Mechaniſches, der der Einheit auf etwas Organiſches, innerlich Nothwendiges hin, und deswegen ſteht der letztere höher als der erſte. Warum nun Hr. Schleſier bei der Einigung ſtehen

bleiben will, ist in der That nicht einzusehen; ist es pure Bescheidenheit und Mäßigung? ist es Unfähigkeit, sich eine andere Einheit zu denken als monotone Uniformirung? oder ist es Widerspruchsgeist, der seine Lust daran hat, von Denjenigen, deren Blick und Wunsch weiter reicht als der seinige, als von Solchen zu sprechen, die „im Irrgärten der Freiheit und Einheit herumtaumeln". Sehen wir, wie der Verf. sich seine Einigung näher vorstellt:

Es liegt auf der Hand, daß nur unter dem Vortritt des preußischen Staates die Entwickelung des innern deutschen Staatenlebens einen Anhalt und eine Garantie ungehemmten Fortschritts finden kann. Im Norden Deutschlands ist ein großes, nationales Centrum gegründet. An diesem Centralstaate hängt die ganze Zukunft des innerlichen und politischen Fortschritts deutscher Nation. Es wäre aberwitzig, in diese Zukunft zu greifen, Möglichkeiten aufzuzählen und endliche Ergebnisse zu träumen. In geistiger, materieller, politischer und militairischer Rücksicht fallen die oberdeutschen Staaten zunächst dem einfachen und nicht dem doppelten Adler zu, ohne die Aussicht zu haben, jemals mit dieser Centralmacht zu verschmelzen, oder unter eine Abhängigkeit von ihr zu gerathen, die man beliebt hat mit dem Namen Hegemonie zu bezeichnen. Diese innere Einigung kann und wird nichts Anderes als das Product einer freien, natürlichen und deshalb nothwendigen Übereinkunft sein, und nicht irgend eine äußere Übermacht, sondern nur die Natur der Dinge würde, wenn man widerstehen wollte, ihren unwiderstehlichen Zwang äußern.

Und S. 416:

Man kann dem jetzigen Liberalismus die Versicherung geben, daß auch ein mächtiger deutscher Fürst, der die Kraft und den Willen und das Glück hätte, sich zum entschiedenen Mittelpunkte der politischen Zustände Deutschlands zu machen, gewiß nicht an eine Einheit dächte, sondern, ohne die Zügel dieser oberdeutschen Stämme in eigne Hand zu nehmen, auf bequemere Art seine Aufgabe lösen würde.

Billig wundert man sich, wie Hr. Schlesier eine Hegemonie Preußens geringschätzig verwirft — er, der vom Vortritt des preußischen Staats, des nothwendigen Centralstaats, als einer unzweifelhaften Sache spricht; man wundert sich, wie er von der unwiderstehlichen Nothwendigkeit einer solchen Einigung spricht, sie aber doch als das Product der Freiheit bezeichnet und die Möglichkeit eines Widerstehenwollens annimmt; man wundert sich, daß er, der es für aberwitzig erklärt, in die Zukunft zu greifen und Möglichkeiten aufzuzählen, doch ganz zuversichtlich den oberdeutschen Staaten die Aussicht (oder Besorgniß) ausredet, daß sie je mit der Centralmacht verschmolzen werden könnten; daß er sich anmaßt, in die Seele eines mächtigen deutschen Fürsten, der die Kraft, den Willen und das Glück hätte (vorher hieß es: die Natur der Dinge werde Alles thun!), sich zum Mittelpunkt der politischen Zustände Deutschlands zu machen, zu garantiren, daß er gewiß nicht an eine Einheit dächte. Der Verf. hütet sich so sehr, den Pelz, wenn er ihn waschen will, naß zu machen, daß ihm, so oft er einen Anlauf nimmt, um auf die politische Einigung loszugehen, immer wieder nur eine Einigung der ideellen geistigen Bestrebungen und der materiellen Interessen daraus wird, was freilich am wenigsten Anstoß und Ärgerniß gibt, aber auch das Hauptproblem, Einigung der Kraft, des Willens, in keiner Weise löst. Der Verf. sagt selbst S. 8:

Wie unser (der Deutschen) Zustand ein vorzugsweise innerlicher und ideeller ist, so muß auch das Studium unserer vaterländischen Interessen jedesmal mit der Betrachtung des ganzen physischen und geistigen Gesammtlebens anfangen, um eine wahrhafte Erweiterung unsers politischen Bewußtseins zu gewinnen.

S. 24:

An die Quellen des deutschen Geisteslebens wird man sich halten oder zurückkehren müssen, mit den tiefern Ansprüchen und Erwartungen unserer Intelligenz, unserer Wissenschaft, welche zu jeder Zeit die Ursache unserer Nationalerhebungen waren, wird man fortschreitende Einigung erhalten müssen, um die Opposition, welche noth thut, zu nähren.

S. 29:

Die deutsche Opposition ist im wahrsten Sinne ein Krieg gegen unlautere Systeme, ein Krieg, der zunächst innerhalb der Welt des Gedankens und nur nachfolgend im Bereiche des Willens und der That geführt wird. Wäre die (bisherige) Opposition staatsklüger gewesen, so würde sie die Einsicht gewonnen haben, ihre Thätigkeit könne weniger eine politische, als eine geistige und intellectuelle werden.

Die Opposition, meint er, sollte ihren größten Vorzug darein setzen, mehr als Opposition zu sein; „gibts keine Forschung mehr?" ruft er ihr zu, „ist die Speculation abgeschlossen? Hat sich die Wissenschaft vollendet?" Wahrhaftig, eine solche Opposition würden die Regierungen sich nicht ungern gefallen lassen, und mancher Minister würde mit diesen Modificationen jenes Wort unterschreiben: wenn es keine Opposition gäbe, müßte man eine kaufen! Kein übler Gedanke, aus der oft lästigen Opposition eine bequeme mehr als Opposition machen zu wollen und Denjenigen, welche der politischen Thätigkeit sich zuwenden, den Rath zu geben, insgesammt speculative Philosophen zu werden! Wir haben gar nichts dagegen, wenn Einer meint und predigt: die Deutschen seien kein Volk für politische Thätigkeit, für politisches Streben; sie sollen sich in die ideelle Welt der Speculation zurückziehen und auf das reale Leben verzichten, nur von geistigen Nationalinteressen wissen und reden; ein Solcher fühlt eben, daß es ihm selbst so ist, und generalisirt, freilich auf ebenso anmaßende als bornirte Weise sein individuelles Bewußtsein; aber wenn Einer, wie Hr. Schlesier thut, von einer politischen und nationalen Entwickelung und Entfaltung der Deutschen spricht und sie sogar Riesenschritte machen läßt, so ist es doch allzu sonderbar, daß er den Trieb der politischen Thätigkeit, der lebendigen Theilnahme am Staatsleben wieder auf geistige und intellectuelle Thätigkeiten, auf Forschung und Speculation zurückverweist; wenn er das Nichtloskommenkönnen vom Innerlichen und Ideellen, was, wenn es auch einerseits mit den Vorzügen des deutschen Geistes zusammenhängt, andererseits doch gewiß für die politische Entwickelung eine Hemmung war, als die conditio sine qua non des Fortschritts bezeichnet. Also, wenn der Deutsche den bannenden Kreis des Ideellen überschritten hat, um endlich einmal den realen Boden zu betreten, wenn er das Innerliche in ein Äußerliches zu verwandeln den Versuch macht, dann muß man ihm zurufen: er vergesse die Eigenthümlichkeit seines Wesens und solle in jenen Kreis zurückkehren! Die Resultate unserer tiefsinnigen Den-

ker und Forſcher, die Früchte des gelehrten Fleißes, die Schöpfungen unſerer Dichter, alle unſere geiſtigen Schätze werden uns unverkürzt bleiben, auch wenn die politiſche Thätigkeit Wurzel faßt. Nun will der Verf. zwar dieſe nicht wehren, nicht verdrängen, er will ſie nur in Übereinſtimmung ſetzen mit den geiſtigen Beſtrebungen, mit der eigenthümlichen Natur und den klar erkannten nächſten Bedürfniſſen der deutſchen Nation, „erſt das Gegebene zu erkennen und daraus das wahre Bedürfniß zu verſtehen, iſt die Aufgabe denkender und vernünftiger Politik"; aber welches Maß politiſcher Thätigkeit und erweckender Energie will denn Hr. Schleſier dem Deutſchen erlauben? Alle Politik, ſagt er, lehre, daß man temporiſiren müſſe, und zumal bei einem von Natur ſo bedächtlichen Volk wie die Deutſchen, S. 33, und ebendaſelbſt: „die politiſche Entwickelung werde gegen die geiſtige noch lange im Nachzug bleiben". Wir geben dieſen letztern Satz zu; aber liegt nicht eben darin die Aufgabe, eine Gleichſtellung jener mit dieſer zu erwirken? ſoll die Nachgiebigkeit und Accommodation an die bedächtige Natur der Deutſchen (die offenbar in dieſem Maß nicht ein Vorzug, ſondern eine Schwäche iſt) ſo weit gehen, daß man ſich ſcheuen müßte, ihr eine Anſtrengung zuzumuthen? ſoll man nicht die Kraft der Trägheit zu mindern, die Apathie aus ihrer Intereſſeloſigkeit aufzurütteln, die Langſamkeit zu beſchleunigen ſuchen? Wer aber auf ſeine Fahne als Motto ſchreibt: Temporiſiren! der wird endlich bei dem Ziel ankommen, die Dinge gehen zu laſſen, wie ſie gehen. Das Temporiſiren mag an ſeiner Stelle ſein, wenn es darauf ankommt, eine gewaltig bewegte, tobende Kraft durch Hinhalten zu ermatten und die Hitze ſich abkühlen zu laſſen, und Jedermann weiß, welche Claſſe von Menſchen im Beſitz dieſes köſtlichen Arcanums iſt und es mit glänzendſtem Erfolge vielfach angewendet hat; man nimmt das Wort auch nicht ohne eine üble Nebenbedeutung der Hinterliſt und Täuſchung und theils deswegen, theils weil das Temporiſiren da empfohlen wird, wo man es nicht mit einem Übermaß, ſondern mit einem Mangel der Kraft und Energie zu thun hat, müſſen wir uns ganz und gar dagegen erklären, oder wir müſſen den Rath, zu temporiſiren, für ganz gleichbedeutend nehmen mit der Auffoderung: ſich ganz unthätig zu verhalten und zuzuſehen, wie ſich Alles von ſelbſt machen werde. Doch nein! daß wir dem Verf. nicht Unrecht thun — er will keine Unthätigkeit; er will, man ſolle ſich ins praktiſche Leben hineinmachen, man ſolle, ausgehend vom Verſtändniß der Zeit und ihrer Bedürfniſſe, ohne eine Idee des Fortſchritts und der Menſchlichkeit zu opfern, nicht blos politiſch, ſondern in höherm Grade geiſtig und ſittlich erhebend am öffentlichen Leben Theil nehmen, und behauptet:

> Jede Oppoſition, die mit der gehörigen Unterlage von Talent, und wenn es ihr Wille wäre, nicht in ihrem Mannesalter in den höchſten Staatsämtern oder am Miniſtertiſche ſitzen kann, hat von Anbeginn ihre Miſſion verfehlt. Der Erfolg fällt das Urtheil über die Reinheit der Principien und über die Klugheit, die ſie in Anwendung brachte.

Dieſen letzten Satz zu würdigen und ſich die Sittenlehre zu conſtruiren, von welcher er einen Theil zu bilden geeignet wäre, überlaſſen wir dem Leſer; hier wollen wir nur bemerken, daß nach dem Angeführten die Tendenz und der Zweck des Verf. gar nicht ſein kann, für irgend eine beſtimmte Aufgabe, für Erreichung eines gewiſſen Ziels zu begeiſtern oder anzuregen, daß er von jeder paränetiſchen Abſicht freizuſprechen iſt; „Niemand wird mich zeihen, zur Aufregung für die Maſſen geſchrieben zu haben"; nicht nur die Maſſen nicht aufregen, auch Niemand anregen wird dieſe Schrift. Hätte der Verf. ſeine Schilderungen deutſcher Zuſtände gegeben, ohne darauf Anſpruch zu machen, an der Einigung Deutſchlands zu arbeiten, ſo könnte man ihm, wenn man auch nicht mit ihm übereinſtimmte, wenigſtens nicht den Vorwurf machen, ſeiner Verheißung gar nicht nachgekommen zu ſein. So aber iſt er ihr wirklich nicht nachgekommen; denn was ſollen die Declamationen von der Einheit der geiſtigen und materiellen Intereſſen von Nord- und Süddeutſchland, was die Verſicherungen, daß gar keine weſentliche und unüberwindliche Differenzen der nationalen Einigung im Wege ſtehen, was ſoll dies Alles, wenn über den ſchwierigſten Punkt: über das Wie einer feſten und ſichern politiſchen Einigung, deren jetziges Maß doch als ungenügend befunden wird, keine Aufſchlüſſe ertheilt, ſondern nur vage Verſicherungen von der unausbleiblichen Nothwendigkeit derſelben gegeben werden? Der Verf. ſtellt Betrachtungen an über die gegenwärtigen Zuſtände; darin mag viele richtige Beobachtung und mannichfache Kenntniſſe enthalten ſein; aber wir vermögen nicht einzuſehen, wie er ſich als den Stifter einer neuen eigenthümlichen Richtung, einer neuen Oppoſition nennen kann, „dieſe ſind Vorſchläge, die ein jüngerer Genoſſe einem Corps macht, ſich in eine wirkſamere Stellung zurückzubewegen, es iſt ein Zuruf an ein aufgehendes Geſchlecht, ſich an die Fahne zu ſchließen, welche der Geiſt der Nation und der Genius unſerer beſten Vorläufer aufgeſteckt hat." Mit welch prächtigen und ſtolzen Worten wird hier zu einem Rückzug geblaſen! Aber wie ſonderbar klingt die Behauptung: der Genius unſerer beſten Vorläufer habe die Fahne einer rückgängigen Bewegung aufgeſteckt! Alle unſere Bildung, die ſittliche wie die geiſtige, ſagt er S. 33, ſeufze nach politiſcher Ermannung — und ſtatt daß auf dieſe politiſche Ermannung hingewirkt, ſtatt daß angegeben würde, auf welchem Wege dies Bedürfniß befriedigt werden könne, wird immer wieder als die Hauptſache das vorgeſtellt, daß die deutſche Nation zu einem Bewußtſein ihrer ſelbſt, ihrer Vergangenheit und Gegenwart komme, als ob mit dieſem Bewußtſein, das nicht aus ſich herausgeht, das ſich ſelbſt wieder Object wird, als ob mit dem Bewußtſein von dem Bewußtſein u. ſ. f. ins Unendliche für die Nation etwas gewonnen wäre! als ob ſich aus dem Wiſſen um die Eigenthümlichkeit der Nationen und ihrer einzelnen Stämme ſofort eine politiſche Geſinnung erzeugen müßte!

(Die Fortſetzung folgt.)

Taschenbuch der neuesten Geschichte herausgegeben von E. Münch und G. Bacherer. — Geschichte des Jahres 1834. Erster Theil. Mit 10 Portraits. Karlsruhe, Müller. 1836. 16. 1 Thlr. 16 Gr.

Wir können uns über dieses historische Taschenbuch des Jahres 1834 ziemlich kurz fassen, da es verhältnißmäßig wenig Stoff zu Bemerkungen darbietet. Man liest darin ziemlich Dasselbe, was man schon einmal in den Zeitungen gelesen hat, und vernimmt dabei, wie ein Mann, der Welt und Verhältnisse kennt, auch seiner Feder mächtig ist, darüber reflectirt. Unglücklicherweise bietet das Jahr 1834 selbst herzlich wenig Pikantes dar; denn die lyoner und pariser Emeuten, der Jammer von Portugal und Spanien, die britischen Ministerwechsel, der belgisch-holländische Streit um Luxemburg sind wahre Miseren gegen die vergangenen Jahre. Wenn das so fortgeht, sehen wir nicht, wie Napoleon's Wort auf St.-Helena: en 50 années toute l'Europe sera république ou cosaque, wahr werden soll. Der Ton ist im Ganzen gemäßigt, nur gegen Belgien fällt er etwas ins Leidenschaftliche; es heißt nur der insurgirte oder der Revolutionsstaat. „Die drei großen Mächte" (Östreich, Rußland und Preußen nämlich), heißt es S. 376, „hatten überdies eine Art Mental-Reservation, welche der politische Blödsinn der belgischen Staatsmänner und Patrioten noch immer nicht errathen hatte; man accreditirte Gesandte bei dem Könige von Belgien; dieser aber ward in der Idee genommen und der König Wilhelm fortwährend als solcher betrachtet. Leopold galt blos als der zeitige Depositair der aus dem revolutionnairen Schlamm wiederaufgehobenen Krone und ward als Alter Ego bis zum Wiederauftreten des rechtmäßigen Souverains betrachtet." Die Geschichte mit dem öffentlich ausgebotenen Marstall des Prinzen von Oranien zu Tervueren, die persönlichem Hasse und schmutzigem Eigennutze der Machthaber zugeschrieben wird, die häßliche am 4. und 5. April vorgefallene Häuserplünderung der Orangisten wird mit sehr gehässigen Seitenblicken auf König Leopold erzählt. Es mag aber auch hier gegangen sein, wie dort ein Spottvogel sagte: Die Gesetze sind Spinnweben, worin zwar die kleinern Insekten gefangen werden, die aber von den größern zerrissen werden. Friedrich II. würde von solchen Auftritten sagen: il faut que chaque génération fasse ses propres sottises. Von den zehn beigegebenen Portraits kann Ref. höchstens bei dem Titelbilde, dem Könige von Würtemberg, die Ähnlichkeit beurtheilen und bezeugen. Was aber der König in der rechten Hand trägt, sieht eher einem Gläschen Wischoffessenz ähnlich, als einem Commandostabe oder Scepter. Die andern Bilder stellen Boyer d'Argenson, Lamartine, Berryer, Carrel, Zumalacarregui, Don Carlos, Palmerston, Melbourne, Spencer (Perceval) vor. Von dem seelenbeherrschenden Agitator hätten wir gern auch ein Bildchen gehabt. Bei Lafayette, dessen Tod S. 102 erzählt wird, erinnern wir unsere Leser, daß in dem einundvierzigsten und zweiundvierzigsten Hefte der „Zeitgenossen" Hr. Zinkeisen in Paris eine treffliche Biographie dieses merkwürdigen Mannes anfängt und sein Leben vorerst bis zum Ausbruche der Revolution führt. 39.

Notizen.

Ein kürzlich in London erschienenes Werk: „Travelling opinions and sketches in Russia and Poland, by *Rawford Ramble*", enthält unter andern folgende Notizen: Seite 22 erfahren wir, daß der junge Großfürst Alexander, einst der Erbe des ganzen ungeheuern russischen Reichs, eine Schottländerin zur Amme hatte; ein Referat, das nicht ohne einige spitzige Bemerkungen von Seiten des Engländers abgeht. Er scheint dabei auch der alten Rede zu gedenken, daß schottisch Blut heißes Blut ist. Ferner äußert sich der Verf. nicht allzu vortheilhaft über das Äußere der russischen Frauen: „Sir Robert Ker Porter", sagt er, als er seine Bemerkungen über Rußland niederschrieb, „war verliebt in eine russische Prinzessin. Ich für meinen Theil habe in dem ganzen großen Reiche kaum eine Russin gesehen, die hübsch ausgesehen hätte. Alle Diejenigen, welche gegründete Ansprüche auf Schönheit machten, waren polnischen oder sonst ausländischen Ursprungs. Die Landleute sind im Durchschnitt wohlgebaut, und die Männer, besonders wenn sie ihre Bärte wachsen lassen, haben ein kräftiges, männliches Ansehen. Ich erinnere mich nicht, in Rußland eine verwachsene oder sonst mißgeschaffene Person gesehen zu haben." — „Straßenräuber", sagt der Verf. ferner, „gibt es in Rußland nicht, und man könnte als Reisender sicher seinen Weg ziehen, wenn man nicht von den Diebereien der Russen viel zu befürchten hätte, welche sie mit unglaublicher List und Geschicklichkeit auszuführen wissen. Mir wurde z. B. aus meinem eignen Reisewagen, wahrscheinlich während ich mich darin befand, eine sehr kostbare Flinte gestohlen, die sich in einer verschlossenen Kapsel befand; ob von dem Fuhrmann selbst, oder von einem Andern, der mit ihm unter einer Decke stak, weiß ich nicht." — Endlich beschreibt der Verf. einen Markt oder Messe zu Nischnei-Nowgorod: „Die Zelte waren alle in militairischer Ordnung aufgerichtet; in der Mitte derselben befand sich eine Kosackenwache von etwa 2—300 Mann, welche hinreichten, unter der zahllosen Volksmenge Ruhe und Ordnung zu verbreiten. Vor der Fronte dieses Policeiwachtpostens standen drei oder vier Geschütze vom kleinsten Kaliber, das ich je gesehen, eine Batterie, vor welcher die Fremden sich schrecken lassen sollten, die aber hier ganz überflüssig war. Eine vollständige Liste der sämmtlichen Handelsartikel zu geben, welche auf diesem Markte vorkommen, wäre unmöglich. Rauchwaaren waren in Überfluß vorhanden, sogar Katzenfelle. In einigen Zelten sah man große und kleine Glocken, Kattune aus Manchester, Juwelen und andere kurze Waaren. Aus Frankreich und Deutschland Wagen, Pferde, Seidenwaaren, Nägel, Materialwaaren, Specereien u. s. w. Der Thee, welcher hier feilgeboten wurde, war zu Lande aus dem nördlichen China gekommen, durch die große Mauer, der einzige Theil dieses Landes, wo die Russen zum Handel zugelassen werden. Dieser Thee war von einem feinern Geschmack und angenehmern Geruch, als ich irgendwo anders gefunden hatte, und sogar in dem „himmlischen Reiche", wo ich in dem nächsten Bande in der Gesellschaft des geneigten Lesers einen Becher zu leeren gedenke. Die russische Art, den Thee zuzubereiten, gleicht ganz der unsrigen, nur daß sie, anstatt der Milch, eine Scheibe von Citronen mit der Schale in den Becher thun, wodurch dem Thee sein reinerer Geschmack erhalten wird. Überhaupt ist die Citrone ein gutes Surrogat für die Milch, besonders zur See, wo man die letztere gar nicht auftreiben kann. Nur selten thun die Russen den Zucker in den Thee. Sie verfahren bei ihrem Genuß ökonomischer und nehmen ein Stückchen in den Mund, welches für den ganzen Becher reichen muß. Der Zucker auf den Messen zu Nowgorod und Moskau galt zwei Schilling englisch das Pfund, und kein anderer, als von feinster Qualität, ward feilgeboten." — Im Allgemeinen ist das Buch des Hrn. Ramble etwas oberflächlich geschrieben, sodaß der englische Beurtheiler das Reisen des Verf. ein „rambling" im eigentlichsten Sinne nennt und es zu den wenigen auserlesenen gehört, die in der „Literary gazette" schlecht wegkommen.

Als eine merkwürdige Eigenthümlichkeit des in neuern Zeiten so interessant gewordenen Giraffengeschlechts wird angeführt, daß diese Thiere so gut als stumm sind und weder ihre Furcht noch Zuneigung, noch irgend eine andere Leidenschaft oder thierische Empfindung durch einen vernehmlichen Laut ausdrücken. Vielleicht ist diese Erscheinung mehr die Wirkung ihrer phlegmatischen Gemüthsstimmung. Man kann sie deshalb am füglichsten mit unsern Dandys vergleichen. So viel uns jedoch bekannt, ist diese Giraffeneigenthümlichkeit zeither noch nicht besprochen worden. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 26. — 26. Januar 1837.

Oberdeutsche Staaten und Stämme. Vom Standpunkt der Politik beleuchtet von Gustav Schlesier.

(Fortsetzung aus Nr. 25.)

Gehen wir über auf das Material, den eigentlichen Inhalt des Buchs, so finden wir in sechs Abschnitten folgende Themata behandelt: 1) Deutschland und seine Haupttheile (S. 44—55). Neben der nationalen Einheit Deutschlands muß auch eine nicht nur historisch gewordene, sondern im Wesen der Deutschen begründete Stammverschiedenheit anerkannt werden. Aber es bleibt ein mehre Stämme verbindendes, gemeinschaftliches Bewußtsein, und was sich dadurch noch nicht aneinandergekettet hat, das fügt der Gedanke nationalen Bedürfnisses und wahrscheinlicher Nationalentwickelungen zusammen (S. 47); dies ist das ideelle Dasein der Nation, welches allmälig die wirkliche Form nach sich umwandeln soll. Das ideelle, unsichtbare Deutschland übt eine unbesiegbare Herrschaft über die Besten des Volks. Von dieser Idee Deutschlands sind alle Veränderungen seit Auflösung des deutschen Reichs nur das natürliche Ergebniß gewesen. Alles, was geschah, geschah immer im Einklang mit dem innern Genius der Nation. In leichten Umrissen wird gezeigt, welche drei Hauptmassen sich in Deutschland gebildet haben, theils nach historischen Bestimmungsgründen, theils in Gemäßheit der Anziehung und Abstoßung der verschiedenen Stämme unter sich: die alte Macht Östreichs, der ganze deutsche Norden, das eigentliche Reich. „Mit der Idee dieses dreifachen Deutschlands treten wir der Wirklichkeit gegenüber." 2) Östreich und die Interessen des Kaiserstaates. In diesem Abschnitt wird ein Überblick über die östreichischen Staaten gegeben; aus der Beschaffenheit und Culturstufe dieses Völker- und Staatenvereins — sie werden als noch in dem Stadium des Naturlebens begriffen bezeichnet — ergibt sich mit Nothwendigkeit die Politik Östreichs im Innern, und auch die Politik dieser Macht nach Außen, gegenüber den westlichen Mächten und dem übrigen Deutschland wird als consequent befunden und dem Fürsten Metternich, in welchem sie sich personificirt hat, eine ehrfurchtsvolle, wennschon nicht uneingeschränkte Anerkennung seiner Handlungsweise dargebracht. Das Resultat jedoch ist, daß Östreich, in Anspruch genommen von seinen nicht deutschen Ländern und mit diesen zu einer Einheit verschmelzend, sich Deutschland mehr entfremde und wenngleich, dem Ausland gegenüber, Vertreter des deutschen Interesses und ein Rückhalt für Deutschland, doch nie der Mittelpunkt für seine politische Entwickelung werden könne. 3) Die bairische Combination. Hier wird die historische Entstehung des jetzigen Königreichs Baiern und die Geschichte der jetzigen Dynastie in der Kürze berichtet und darauf hingewiesen, daß in diesem Königreich drei ganz verschiedene Elemente combinirt seien: der bairische, fränkische und rheinische Stamm. Der Mangel wahrer Einheit zeigt sich überall, sodaß es sehr unpassend war, wenn einmal von einer bairischen Nation geredet wurde. Die Regierung thut viel für Kunst und Wissenschaft, aber „man begegnet in München überall Früchten, die auf einem fremden Boden gewachsen zu sein scheinen" (S. 137). Der Geist der Altbaiern, nach der Vermuthung des Verf. mit den Böhmen verwandt, steht in ziemlich schroffem Gegensatz zu dem der echt deutschen Franken und Rheinbaiern, „durch die Monarchie geht ein unversöhnlicher Zwiespalt der Bildung und des Interesses"; „man hat keinen sichern und wahrhaft einigen Grundstoff der Volksthümlichkeit und des politischen Lebens". „Einen deutschen Maßstab dürfe man nicht nach München bringen." Dadurch, daß die Krone Griechenlands an einen Sohn des bairischen Königshauses gelangte, ist Baiern genöthigt sich an die Großmächte, namentlich an Östreich näher anzuschließen. Auch in sittlicher Beziehung stehe Altbaiern dem eigentlichen Deutschland fern. In diesem Abschnitt wird Schelling's gedacht, und seine Bedeutung und seine mehr ihm aufgedrungene als von ihm gewollte und beabsichtigte Wirksamkeit in der Gegenwart besprochen.

Niemand steht einsamer in seinen Umgebungen (in München) als jener berühmte Denker, welcher, ohne einer kirchlichen oder weltlichen Partei streng verbunden zu sein, wider seinen Willen die Centralfigur aller der den Bewegungen unsers Jahrhunderts und der germanischen Civilisation entgegenwirkenden Bestrebungen geworden ist.

4) Oberdeutsche Staaten und Stämme (S. 165). Hier erst kommt der Verf. auf seinen eigentlichen Gegenstand zu sprechen:

Ist der bisher abgehandelte Theil als ein durch eigenthümlich politische Elemente und ein nicht reindeutsches System unterschiedenes Stück der Nation vom Westen und Norden ausgeschieden worden, so bleiben für das eigentliche Deutschland noch die beiden Haupttheile übrig, bei welchen die Frage

zu beantworten, ob ihre natürlichen Unterschiede auch eine Trennung des politischen Bewußtseins und Daseins nothwendig machen.

Es wird angegeben, welche Länder und Völkerschaften zu diesem Theil Deutschlands gehören und ehemals gehört haben, die Gedanken an eine Wiedererlangung der abgerissenen Provinzen verworfen, dagegen aber auch die Neigung gewisser Politiker, das linke Rheinufer an Frankreich zu überlassen, getadelt. In der Eigenthümlichkeit der Oberdeutschen liege nichts, was einen wesentlichen und ausschließenden Unterschied dieser Stämme von denen Norddeutschlands begründe. Es wird behauptet: während die oberdeutschen Völkerschaften, „auf ihre Specialfreiheiten versessen", dem Übergewicht des Nordens eine unfreundliche Gesinnung entgegenstellten, können sich die Norddeutschen das Zeugniß geben, mit brüderlicher Liebe an den Bewohnern der Rhein-, Main- und Neckargegenden zu hängen und fast ohne Ausnahme sie mit Gerechtigkeit beurtheilt zu haben. Zugegeben wird, daß in den oberdeutschen Landen die Staatsverfassung des deutschen Mittelalters ihre höchste Blüte erreicht habe, womit aber nicht recht zusammenstimmen will, daß ebendaselbst (S. 176 fg.) von „früh erlangten und durch ihr Übermaß herausfodernden und unmäßigen Freiheiten" gesprochen und gesagt wird, jener Zustand, wo sich der volle Begriff des Bürgers erhoben, habe gar keinen Anspruch auf den Namen und das Ehrenwort eines Reichs oder Staats. Man habe sich dem altgermanischen Zustand der Freiheit wieder genähert, der aber nur eine „vermeintliche Herrlichkeit" war. Aus dieser ursprünglichen Naturfreiheit mußten sich die Deutschen, um ihre geschichtliche Aufgabe zu lösen, erheben. Die Einheit und die Freiheit geriethen in einen wechselvollen Kampf. Die Reaction gegen die ursprüngliche Freiheitsidee ging von den Norddeutschen aus; aber dies von dorther angeregte und genährte Streben nach Einheit wird auch die wahre Freiheit bringen. Die Revolution und Napoleon bewirkten einen großen Umschwung der Dinge und der Ansichten. Jene weckte das Bewußtsein der Menschenrechte, das, anfangs überschwenglich, durch die neueste Philosophie auf das nothwendige Maß, auf die ewigen Gesetze der Natur und des öffentlichen Geistes reducirt wurde. Napoleon zwang Deutschland zur Einigung der Kraft. Das Resultat dieser Verjüngung war die deutsche Bundesacte. In den folgenden Friedensjahren faßte in Oberdeutschland eine „atomistische Freiheitsliebe" Fuß; in Norddeutschland überwog das Bewußtsein einer großen Staatsvereinigung. „Zunächst mußte den Deutschen die Nothwendigkeit und der Zwang des Staats und der Nationaleinheit zum Bewußtsein kommen, auf welcher Grundlage sich die politische Bedeutung des preußischen Staats erhoben hat." Diesem allgemeinen Gesetz (dem des Zwangs!) dürfe sich die oberdeutsche Opposition nicht entziehen, sie müßte denn meinen, der Süden habe die Aufgabe, der politische Lehrmeister des Nordens zu sein. Diese findet der Verf. um so lächerlicher, als er glaubt, der Stolz der Süddeutschen habe sich in offene Antipathie gegen die Norddeutschen verwandelt, „als man spürte, hinter der allgemeinen und gründlichen Durchbildung des Nordens zurückgeblieben zu sein."

Der Orthodoxie wie dem Pietismus wurde durch dieselbe Unwissenschaftlichkeit in die Hände gearbeitet, bis zuletzt eine trockene Empirie, ein leerer Journalismus und eine einschläfernde Meistersängerei die allgemeinen Interessen der deutschen Geisteswelt in den Hintergrund drängten. Daher kam die gedankenleere Öde des politischen Enthusiasmus, der Pietismus und ein neuer Aberglaube u. s. w.

Gleich darauf aber wird von Schwaben gerühmt, daß daselbst „der Quell des Geistes so reichlich fließe und die Erziehung der Jugend so gründlich behandelt werde". Die politische Zersplitterung habe den Sinn für das Allgemeine geschwächt und den kleinlichen Egoismus genährt, der sich vorzüglich in der Gesinnung gegen den deutschen Bund beurkunde. Die glänzende Seite im Charakter der oberdeutschen Stämme aber sei, daß der Einzelne ein helleres Bewußtsein seiner persönlichen Würde in sich trage. Im Norden aber bestehe ein Haupttheil des politischen Lebens in vernunftgemäßer Resignation. Hier ist der Ort, über einige politische Ansichten Hrn. Schlesier's uns auszusprechen. Er wirft den süddeutschen Stämmen, namentlich der Opposition vor, sie sträuben sich gegen die Autorität des deutschen Bundes, und läßt sich in folgenden Doctrinen vernehmen: die Freiheiten, welche einzelne deutsche Staaten von Alters her besessen, oder erst als Glieder des deutschen Bundes erlangt, fallen, so weit sie nicht ein allgemeiner und gleichmäßiger Ausdruck des Rechtszustandes unserer Nation sind, in den von dem Liberalismus sonst so verhöhnten Begriff der Privilegien. An dem Recht des Staats, die bestehenden Privilegien, welche die Entwickelung der Gesammtheit hindern, aufzuheben, zweifelt die liberale Doctrin gar nicht; aber dasselbe Recht der Nation (!) gegen Nationalfreiheiten einzelner Provinzen oder Reichskörper wird in Abrede gestellt. Diese heißt dem Verf. ein „anmaßendes Vorurtheil und ein falscher Begriff von Freiheit". Er selbst hat das specifische Merkmal des Privilegiums angegeben in den Worten, „welche die Entwickelung der Gesammtheit hindern"; was das Privilegium gehässig und verwerflich macht, ist die ungerechte Bevorzugung der Einen auf Kosten oder mit Ausschließung der Andern; aber meint Hr. Schlesier, die Gesammtheit leide darunter oder werde in ihrer Entwickelung gehemmt, wenn ein Staat freisinnigerer Institutionen genieße als andere, oder es komme den andern zugut, wenn jene liberalern Institutionen eingeschränkt werden? Eine herrliche Logik! S. 197 lesen wir eine Paraphrase des bis zum Ekel abgedroschenen Hegel'schen Satzes, daß alles Wirkliche vernünftig und alles Vernünftige wirklich sei, „nothwendig gelangt die jedesmalige Vernunft in den öffentlichen Zuständen zur Wirklichkeit und man ist gezwungen, in jedem thatsächlichen Rechtsstand der Nation auch einen rechtmäßigen anzuerkennen. Ist diese Thatsache auch keineswegs eine ideale, so muß man doch begreifen, daß und warum sie grade diese und keine andere sein konnte". Vermöge einer bei Hrn. Schlesier nicht befremdenden Begriffsverwirrung wird der Standpunkt des pragmatischen Historikers, der Alles nimmt, wie es ist, und zu erklären

hat, warum es so wurde, mit dem Standpunkt des Rechts verwechselt. In seinem Enthusiasmus für die Macht, für den status quo, ruft er aus: „Ihr meint, keine Gewalt sei im Stande, euch den Besitz alter Rechte zu entreißen. Das ist eitel Täuschung!" und zur Entkräftung der Berufung von Seiten der Constitutionnellen auf die Zusage der Bundesacte und den Eid der Fürsten, auf die Verfassung fragt er, ropalistischer als der König: „Was will im Staatsrecht eine privatrechtliche Norm?" und „Recht ist nur vorhanden, wo die Macht ist und wie weit sie geht". Wenn dies die Frucht der vorgeschrittenen Civilisation wäre, daß das Recht in der Politik nicht nur factisch verletzt — dies wird nie anders werden, so lange die Welt steht — sondern sogar theoretisch ausgeschlossen und dessen Begriff mit dem der Macht identificirt würde — dann Schande dem Geiste der Menschheit! Aber so ist es doch noch nicht, und die Sophisten werden sowol von den Männern des Rechts gemieden, als von den im Besitz der Macht Stehenden insgeheim verachtet. Es verbietet sich, näher auf die Anwendung jenes Hegel'schen Satzes auf die Verhältnisse Deutschlands einzugehen, aber nicht umhin können wir, den deutschen Bund gegen die Behauptungen des Hrn. Schlesier in Schutz zu nehmen, welcher zu verstehen gibt, daß die Willkür des Bundes über Bestehen und Ausdehnung der Repräsentativverfassungen entscheide; *) denn begleitet nicht die Bundesbeschlüsse eine Deduction aus den Grundgesetzen des Bundes? Berufen sie sich auf die Macht des Bundes und nicht vielmehr auf sein Recht?

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Wein und Öl. Erzählungen, Charakteristiken, Umrisse und Bilder von Franz Horn. Dresden, Arnold. 1836. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Verf., welcher die deutsche Lesewelt mit Litterarhistorie, Romanen, Novellen, Gedichten und manchem Andern beschenkt hat, liebt es seit mehren Jahren, seinen Mittheilungen einen sehr gewählten Gegensatz an die Stirn zu heften, und bei dem Mannichfaltigen, welches diese Mittheilungen zur Sprache bringen, ist ein solcher Gegensatz ein ganz bequemes Auskunftsmittel. So findet Ref. z. B. den obigen Titel höchst treffend angebracht; fänden wir nämlich, daß der Wein der Begeisterung uns einem gefahrdrohenden Schwanken und enthusiastischen Taumeln überliefern wollte, so können wir gar leicht in das Öl nüchterner Behaglichkeit und sichernder Bequemlichkeit niedertauchen, und wir sind geborgen in einem beschaulichen Gleichgewichte. Einem solchen Gleichgewichte hat nun der Verf. während seiner ganzen literarischen Thätigkeit nachgetrachtet, und er hat es gefunden in jener etwas altfränkischen Stubenluftsprache, deren Bonhomie jede Verletzung sorglich zu vermeiden strebt, die aber auch nichts heilt.

Das vorliegende Buch bietet zunächst eine Novelle: „Der Interessante". Ref. will dem Leser selber die Entscheidung überlassen, ob er diese Novelle interessant finden wolle oder nicht; ebenso soll mit dem Verf. über den Begriff Novelle nicht gerechtet werden; daß aber diese Novelle künstlerischer Anordnung entbehre, läßt sich allenfalls behaupten, sie hat keine Plastik, keinen Mittelpunkt und keinen Schluß. Nr. 2: „Weibliche Bildung", liefert in einer Reihe von Gesprächen Allerlei über den Lieblingsgegenstand des Verf., aber irgend Neues, oder das alte längst Bekannte und schon vielfach Besprochene von einer neuen Seite beleuchtet, wird durchaus vermißt. Es scheint nicht, als werde es dem Verf., ungeachtet seiner unermüdeten Bestrebungen, jemals gelingen, den von Ewigkeit bestandenen Conflict zwischen Mann und Weib durch das Medium der Bildung auszugleichen. Das Mittel hierzu muß auch nothwendig wo anders liegen, und Ref. ist der Meinung, es liege im Conflicte selber, welches weiter auszuführen sich wol einmal Gelegenheit finden mag. Nr. 3 bespricht den „Briefwechsel zwischen Klopstock und Göthe", sowie „Göthe's spätere Liebe", und würdigt Beides recht verständig. Recht begierig war Ref. auf Nr. 4 „Bilder und Scenen aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit", denn immer bleibt das Leben eines Mannes beachtenswerth und zu ersprießlichen Betrachtungen anregend, der in einer nicht kurzen Reihe von Jahren sich den verschiedensten Bestrebungen hingegeben sah und dabei nicht ohne Einwirkung auf seine Zeitgenossen geblieben ist. Es ist nur übel, daß das hier Gegebene doch wirklich allzu fragmentarisch, zu abgerissen dasteht, nur im Knabenalter sich bewegt und, wie es scheint, mit einer fast scheuen Vorsorglichkeit eben da abbricht, wo der Erzähler sich zuerst den Reihen der Schriftsteller anzuschließen gewagt. Das erste Werk eines Schriftstellers, mag es übrigens beschaffen sein, wie es will, ist immer im höchsten Grade bedeutsam und die Geschichte eines solchen Werks erklärt in der Regel das ganze Leben seines Verfassers. Bisher war nun der Glaube ziemlich allgemein verbreitet, der Roman „Guiscardo, der Dichter" sei unseres Verf. ältestes Kind; allein Ref. hat so triftige Gründe hieran zu zweifeln, daß er vielmehr wol behaupten mag, sei es nun Dichtung oder Wahrheit, einmal ein Buch auf ziemlich grauem Papier gedruckt gesehen zu haben, an dessen Dasein der Jugend unseres Verf. eine bedeutende Theilnahme zugeschrieben wurde.

Betrachten wir jedoch, was der Verf. uns hier geben wollte! Wir glauben ihm herzlich gern, daß alles Dargestellte die reine Wahrheit sei, doch erkennen wir diese Wahrheit nur im Spiegel der Dichtung, in welchem der fünfundfunfzigjährige Mann die Bilder und Scenen seines Knabenalters uns, aber auch sich selber, zeigt. Wäre der Knabe durchaus gewesen, wie er hier vor uns steht, hätte er Alles gesagt, gedacht, empfunden und gethan, wie geschrieben steht, so — wäre der gute Verf. wirklich ein recht altkluges, durch sich selber oder Andere zu einer unangenehmen Selbstgefälligkeit verhätscheltes Kind gewesen, und das mag Ref. nicht zugeben! Vielmehr ist es seine Überzeugung, daß jener Spiegel der Dichtung, durch die Länge der Zeit hier und da etwas blind geworden, die Jugendbilder nicht rein reflectirt und so den Irrthum veranlaßt habe, jenen frühern und frühesten Zuständen das Kleid der Gegenwart zu leihen. Wie leicht vergessen wir, daß, wie fest auch unser zeitweiliges Denken und Empfinden, unsere Handlungen und Erlebnisse in der Geschichte unseres Lebens dastehen, wir selber doch durch Tage, Wochen und Jahre körperlich und geistig uns wandeln und daher zu jedem Frühern einen ganz andern Menschen hinüberbringen. Wie Dem aber auch sei, was der Verf. und wie er nun einmal geben wollte oder konnte, wird hoffentlich von vielen Seiten ansprechen, denn gewiß wandeln wir am liebsten durch die Thore, die selbst dem stumpfen Alter noch golden erschreinen, durch die Thore der Kindheit in das Land, wo freilich latrinische Vocabeln als Dornenhecken sich um die Gärten und Wiesen voll lachender Früchte und duftender Blumen hinziehen, aber, wo wäre die Hecke, die ein Kind nicht durchbrochen oder durchkrochen? Und so wollen wir dem Manne, der schon manche Jahre, wenn wir seinen Werken trauen dürfen, eben nichts Grünes gesehen hat, den Duft seiner Jugendträume nicht verblasen, vielmehr wünschen, daß es ihm gefallen möge, uns noch eine gute Strecke weiter auf seiner Lebensstraße zu führen.

*) S. 312 spricht er sich zwar anders aus; aber an Widersprüchen ist ohnehin in diesem Buch kein Mangel.

2. Mein Freund Norbert. Eine Erzählung von M. Mortonval. Aus dem Französischen übersetzt von L. Kruse. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1836. 8. 2 Thlr.

Das ist eine Geschichte, über deren Werth oder Unwerth eigentlich nur ein Millionnair vollgültig urtheilen kann. Ref., der nicht einmal eine ganz deutliche Vorstellung von einem solchen Nabob hat, vermag daher nur eine Meinung anzudeuten, aber er hält sie um so weniger zurück, als Millionaire bekanntlich nur Contobücher einsehen, das vorliegende also wol ganz ohne Besprechung durch die Hände der Leser laufen müßte. Also, dieser Freund Norbert ist keines Menschen Kind; er ist, nachdem er einige Sprach- und Commerzstudien gemacht, als Bettler in die Welt hinausgestoßen, aber sein guter Muth, sein Raffinement wissen aus einem geliehenen Louisd'or ein unabsehbares Vermögen herauszuspeculiren. Daneben ist er schön und hat ein edles Herz, und damit bewegt er sich glücklich und beglückend zwischen den — Schicksalen? nein, zwischen den Interessen einer reichen Kaufmannsfamilie in Nantes umher, und trotz Liebesnoth, Ehebruch, Bankrott, Verzweiflung und Mordgedanken gedeiht Alles zu einem erfreulichen Ende. Daß der ganze Roman Norbert's Frau in den Mund gelegt wird, zeigt eben nicht vom Geschick des Verf., aber von einem höchst vortrefflichen Gedächtnisse dieser Frau, denn sie kann, gleich den Hauptpersonen in ältern Staats- und Ritterromanen, sogar noch alle Briefe buchstäblich hersagen, und so spielt sie wahrscheinlich im Comtoir des Gemahls eine bedeutende Rolle am Correspondenzpulte. Fragen wir nun, was dieser Roman soll? so weiß Ref. keine andere Meinung auszusprechen als diese: der Roman soll beweisen, daß es im Grunde leicht sei, Geld zu erwerben; daß man ferner dabei ein ehrlicher Mann bleiben und sogar noch andere Menschen beglücken könne. „Das ist Alles?" Ja! „Das ist aber eine längst bekannte Sache!" Freilich!

3. Emanuel. Nach Drouineau von Fanny Tarnow. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1836. 8. 2 Thlr.

Ref. würde sich in Verlegenheit befinden, irgend eine Ansicht über vorliegendes Buch zu äußern, wäre ihm nicht die Übersetzerin durch einen umfassenden Vorbericht zu Hülfe gekommen. Diese Hülfe ist jedoch eigner Art: wie sehr nämlich Ref. sich im Allgemeinen mit der liebenswürdigen Übersetzerin einverstanden erklärt, wenn von den höchsten Aufgaben des Menschen die Rede ist, so kann er doch das Axiom der Übersetzerin nicht unbedingt unterzeichnen, „daß die Menschen als persönliche Wesen eine andere Bestimmung haben sollen als der Staat". Der Staat kann absolut keine andere Aufgabe lösen wollen als ein Aggregat desselben, das Individuum. Ein Anderes aber ist die streng wissenschaftliche Begründung des Staates und das Ding oder Unding, welches die an die Spitze eines gegebenen Staates Gestellten von einem egoistischen Standpunkte aus zu definiren vielleicht für ersprießlich halten. In letzterer Beziehung müssen wir Drouineau's Absicht vollkommen als achtungswürdig ehren, wenn er der Selbstsucht, der Frivolität das ewig Wahre, Rechte und Schöne durch das Medium der Poesie entgegenstellt, ohne sich der Waffen des Spottes, des zelotischen Eifers, der schroffen Satire zu bedienen. Aber auch die Übersetzerin hat wiederum durchaus Recht in ihrem Ausspruche: „daß seine Absicht mehr Anerkennung verdiene, als sein Talent". Letzteres bethätigt eine ganz eigenthümliche Unbeholfenheit. Die klarste Einsicht, das tiefste und reinste Gefühl, eine poetisch-verklärte Gesinnung, eine genaue Kenntniß der von ihm behandelten Zustände dürfen nämlich dem Verf. keineswegs abgesprochen werden, gleichwol bewegt er sich in eben diesen Zuständen, als seien sie ihm zum ersten Male vorgekommen und seine Aufgabe sei nur die, Campe's „Väterlichen Rath" oder dessen „Theophron" in einen Roman zu übersetzen. Daher ist es erklärlich, wie man in ihm eine neue Art von Don Quixote finden will; erklärlich ist es aber auch, weshalb man damit den Begriff des Lächerlichen verbindet, denn wie wenige Menschen verstehen den Don Quixote! Drouineau's „Emanuel" ist, vom kunstphilosophischen Standpunkte aus betrachtet, voll der auffallendsten Gebrechen und Verstöße; gibt es aber Leser, welche die Absicht des Verf. zu ehren und zu würdigen wissen, so muß ihnen dieses Buch voll der reinsten Gesinnungen, der edelsten Motive, der innigsten Liebe und der einfachsten Wahrheit willkommen sein, und Ref. bedauert nichts mehr, als daß solche Leser durch die auffallendsten, sinnstörenden Druckfehler beleidigt werden.

4. Die Geächteten, oder Valerio und Isidora. Ein historischer Roman von Ernst Ortlepp. Zwei Theile. Leipzig, Kummer. 1836. 8. 2 Thlr.

Der alte Cramer lebt noch! Ref. kann sich nun der schönen Hoffnung hingeben, noch einige Freudenblumen auf seinem abwärts gehenden Lebensgange zu brechen. Der kennt die Sehnsucht nicht, nicht Kummer, Schmerz und Verzweiflung, der nicht seine blühende Jugend durchgeeramert hat und dann plötzlich die ganze Reihe der kräftigsten Mannesjahre nichts hören, nichts sehen und genießen soll als Machwerke, die einige ästhetische Kampfhähne als Kunstwerke uns aufzudringen nicht müde werden können. Um nur Ruhe zu haben und in der Gesellschaft fortzukommen, muß man sein Jugendideal tief in der Brust zurückzudrängen und vor den Leuten Bewunderung und Entzücken heucheln, während man stündlich in Gefahr ist, in diesem gräßlichen Zwiespalte wahnsinnig zu werden. Dank dem Edeln, der auf homöopathischem Wege solcher Gefahr uns entreißt! Denn wie nach einem alten deutschen Kernspruche Hitze die Hitze vertreibt, so waffnet der in diesem Buche durch die eigenthümlichsten Kunstmittel deponirte Wahnsinn uns gegen alle Anfechtungen jener als Sterne erster Größe durch verschrobene Kunstphilosophen ausposaunten Producte einer offenbar verkrüppelten Phantasie. Ref. hält es für eine ernste Pflicht, den Inhalt des vorliegenden historischen Romans nicht zu verrathen, aber er ruft Euch herbei, Ihr liebenswürdigen Mamsellen der Stick- und Stricknadel, Ihr Haus- Feld- und Gartenregentinnen; Ihr Pfeffer- und Grützeauswäger; Ihr Bessern unter den Kleidermachergehülfen und Blechkünstlern — kommt, leset und vergeht vor Wonne! Erkennt aber auch voll des tiefgerührtesten Dankes die gründlichste Wahrheit, die jemals der Feder eines romanschreibenden Dichters entflossen und die (Theil 2, S. 60) mit goldnen Buchstaben gedruckt stehen sollte: „Ach ihr Menschen, kennet ihr die unsagliche Geduld und Beharrlichkeit, die zu einem Künstler gehört, ihr würdet sie für ein unbegreifliches Wunder halten! Indeß, Ausdauer hat auch der Stümper, so gut wie das Genie." 46.

Literarische Notizen.

Louis Say, der Bruder des berühmten Nationalökonomen, hat soeben ein interessantes und an neuen Ideen reiches Werkchen: „Etudes sur la richesse des nations" herausgegeben.

In Frankreich sind im Laufe des vorigen Jahres 6632 Werke in verschiedenen Sprachen erschienen, 1154 Kupferstiche und Lithographien.

Mit Anfang dieses Jahres hat in Paris ein neues Blatt: „l'Europe", begonnen, das, nach dem Vorgange mehrer im Laufe des vorigen Jahres unter denselben Bedingungen begründeten, nur die Hälfte des Preises der großen pariser Blätter kostet. Dasselbe kündigt sich als „Journal des intérêts monarchiques et populaires" an, und da der Marquis von Jouffroy der Hauptredacteur ist, kann die Tendenz dieser neuen Zeitung nicht zweifelhaft sein. Das Unternehmen ist auf einen Fonds von 750,000 Francs gegründet, die durch 1500 Actien, von denen 1000 auf den Namen gezeichnet sind, 500 au porteur lauten, aufgebracht werden. Nach einer in dem Prospect dargelegten Berechnung würde der Absatz von 10,000 Exemplaren den Actionnairs, außer andern Vortheilen, 24 Procent jährlich an Zinsen und Dividende abwerfen. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 27. — 27. Januar 1837.

Oberdeutsche Staaten und Stämme. Vom Standpunkt der Politik beleuchtet von Gustav Schlesier.

(Fortsetzung aus Nr. 26.)

Der Abschnitt: Würtemberg und die Würtemberger ist der größte im ganzen Buch und gibt eine Skizze der Entstehung und Geschichte, namentlich der Verfassung dieses Landes, eine Statistik der intellectuellen Elemente und der Landeserzeugnisse, eine Schilderung des Charakters, der Gegenden und der Einwohner, eine Kritik der geistigen und politischen Bildung, und eine Beschreibung der neuesten politischen Entwickelungen und des dermaligen Zustandes. Aber mit einer durch diese Schrift überhaupt sich hindurchziehenden desultorischen conversationsmäßigen Redseligkeit werden auch Probleme hier erörtert, welche in andere Abschnitte, wenigstens nicht hierher gehören — wie z. B. das Verhältniß Preußens zum übrigen Deutschland, weitläufige Betrachtungen über Quasiconstitutionalität (dies mag noch gelten), die junge Literatur u. s. w. Wir müssen uns kurz fassen und mit wenigen einzelnen Bemerkungen begnügen. Ob der Verf. in der früh errungenen alt-würtembergischen Verfassung mehr einen Vorzug oder ein Unglück erblickt, ist schwer zu sagen, denn bald neigt er sich auf diese, bald auf jene Seite. Er ist ein Bewunderer des Fürsten, der sie vernichtete; er nennt ihn eine erlauchte Natur und macht dem Volke einen Vorwurf daraus, daß es bei seinem Tode keine Rührung gezeigt. „Er hatte, wofür ihm ein Freund vernünftiger Freiheit den größten Dank schuldete, mit der Vernichtung der verfassungsmäßigen Oligarchie den Grund einer wahrhaft bürgerlichen, freien (!!) und staatsklugen Ordnung im Lande gelegt.“ Welche Verkehrung aller sittlichen Begriffe, wenn man aus einer widerrechtlichen, nicht um des allgemeinen Besten, sondern aus despotischer Willkür begangenen Handlung, deswegen, weil die nicht beabsichtigten Folgen ersprießlich waren, ein Verdienst macht! Übrigens ist über die würtembergische Verfassungsgeschichte das Bekannte, nebst der Zuthat einiger Reflexionen des Verf., gewandt zusammengestellt, wobei er seine Abneigung gegen alles Demokratische in ein helles Licht zu setzen nicht verfehlt. Der würtembergischen Regierung wird mit großem Empressement ein beinah uneingeschränktes Lob gespendet und die anderswo ausgesprochene Klage, daß häufig „unser bester Flug“ gehemmt und niedergehalten werde, scheint auf Würtemberg nicht bezogen werden zu dürfen. Von ausnehmend milder Gesinnung zeugt die überall durchschimmernde Voraussetzung, daß die liberalen Absichten und Bestrebungen der Regierung nur noch nicht Raum und Zeit gefunden haben, sich ganz zu verwirklichen, und wenn noch Eins und das Andere vermißt werden dürfte, so nimmt Hr. Schlesier mit der ihm eigenthümlichen Logik keinen Anstand, die Schuld der Verweigerung nicht den Verweigernden, sondern den Fodernden beizumessen. Wie er über das Wesen und den Charakter der Würtemberger denkt, ist nicht leicht auszumachen, denn es wechseln große Lobeserhebungen mit bitterm Tadel. Besonders wird ihnen Schroffheit, Unmittheilsamkeit, Mistrauen gegen Fremde, Borniertheit, moralischer Rigorismus und Pharisäismus vorgerückt — aber sie heißen auch ein Kernvolk, an Leib und Seele eigenthümlich, reich an Bildung und an schöpferischen Genien; es wird geklagt über „die Härte und pharisäische Strenge in Beurtheilung Anderer, die theilnahmlose Neugier und das Mistrauen, das man einem Fremden entgegenträgt“; „der Schwabe mißt dich, wenn du bei ihm eintriffst, von oben bis unten, nimmt seinen Maßstab aus der Tasche und pflegt mit dir so lange keinen Umgang, bis er deinen bürgerlichen Charakter bis auf das letzte Gran abgewogen.“ Gleich darauf jedoch erklärt er diese Zurückhaltung, gegenüber von Norddeutschen, aus dem Respect, den die Schwaben empfinden. „Sie spüren ein geistiges Element, welches zu fassen und zurechtzulegen ihnen die Handhabe mangelt.“ Überhaupt wird den Schwaben oder Würtembergern ein Widerwille oder Unvermögen für die Philosophie, besonders die neueste, beigelegt, womit sich denn wieder vortrefflich reimt, was S. 310 gerühmt wird: die letzte Promotion in Würtemberg habe fast aus lauter Anhängern der Hegel'schen Philosophie bestanden, und von diesen Freidenkern werden viele Professoren oder wol gar Prälaten werden. Anlangend den Vorwurf des Mistrauens und der Zurückhaltung aber ist freilich zu bedauern, wenn Hr. Schlesier solche Erfahrungen gemacht hat; man braucht jedoch ihm gewiß nicht Fälle der schnödesten Indiscretion namhaft zu machen, die, wenn sie öfters vorkommen, wenn sie in einer gewissen Art von Literatur Ton werden, Zurückhaltung und Mistrauen vollkommen rechtfertigen. Über

seine Ansichten von dem Charakter der Würtemberger rechten wollen, hieße dem Urtheil eines Fremden, der in Schwaben doch wol noch nicht „einige Scheffel Salz gegessen hat", zu viel Wichtigkeit beilegen; vielleicht werden manche Würtemberger von den lobenden Partien entzückt sein und die Vorwürfe gutmüthig mit in Kauf nehmen, gewiß aber werden Viele auch gegen die Lobpreisungen aus einem Munde gleichgültig sein, der die Männer ihrer Wahl und ihres Vertrauens herabsetzt. Den Tadel, den Hr. Schlesier über Engherzigkeit und Prüderie Schwabens ausgießt, weil von hier die Bekämpfung der unsittlichen und frivolen Tendenzen einer seitdem zersprengten Schule ausging, welche der Verf. zwar auch verdammt, aber deren Gegner ihm doch als viel „unsittlicher" erscheinen, werden Viele als ein Lob aufzunehmen sich erlauben. Welch eine schöne Sache ist es aber um die in der jüngsten Zeit aufgekommene Terminologie und Phraseologie, welche besonders in der Generalisirung und im Gebrauch von Abstracta ihre Stärke hat! Der Verf. sagt: „die Jugend und die Literatur waren übermüthig geworden". Welch ein kunstreiches ἑνδιάδυοιν! War denn die Literatur des jungen Deutschland die Literatur? und war jenes Halbdutzend von Schriftstellern die deutsche Jugend? Welche Beleidigung gegen die Literatur und gegen die Jugend Deutschlands, jenes Freicorps von Autoren mit Beiden identificiren zu wollen! Wenn der Verf. sowol hier als in seinen kecken Urtheilen über den Charakter eine Volksstammes den Mund voll genug nimmt, so ist dagegen seine Bescheidenheit anzuerkennen, womit er das in Würtemberg bestehende Maß von Preßfreiheit als genügend erklärt. Der Raum erlaubt nicht, auf den Inhalt dieses Abschnitts und des übrigen Theils der Schrift, worin noch von den Rheinlanden, von der badischen Opposition, Rotteck's „Vernunftrecht", von den Aussichten und Interessen Oberdeutschlands und der Zukunft Deutschlands überhaupt gehandelt wird, noch näher einzugehen. Nur noch ein paar Proben von den Widersprüchen, die sich überall finden. Der Verf., dem Gegebenen huldigend, ein Empiriker und Naturalist, wie er sich selbst nennt, er, der das Wirklichbestehende als das Vernünftige anerkennt, sagt doch S. 336:

Die Schwäche und Schlechtigkeit des menschlichen Geschlechts zeigt sich leider in der Politik in ihrem ganzen Glanze, sodaß man hier vor Allem die Begeisterung auch ohne die Hoffnung ergreifen muß!

Wie schön stimmt dies zu seinen Verunglimpfungen der deutschen Oppositionen! Das non plus ultra von Widersprüchen findet sich S. 337. Dort wird gesagt: es sei sehr verfehlt gewesen, von einer Hegemonie Preußens zu sprechen; einmal sei darin eine Anmuthung für die Fürsten enthalten gewesen, vor welcher sich der Verf. in ihrem Namen aufs innigste entsetzt, und „am wenigsten sollte man mit einem so misdeutigen Wort den Zustand bezeichnen wollen, der schon der Natur der Dinge nach vorhanden ist und durch die Fortbildung des deutschen Bundes sich immer mehr entwickeln wird. Gleich darauf:

In keinem Fall darf man durch einen Namen Verhältnisse schaffen wollen, die, indem sie den wirklichen Besitz verändern, nur von Thatsachen introducirt werden könnten, auf welche eine vernünftige Politik nicht zu speculiren wagt.

(Der Beschluß folgt.)

Eine neue Schrift über die Zigeuner.

Die Zigeuner, obgleich sie hinsichtlich ihrer vielfachen Schicksale, Wanderungen und Erlebnisse einigermaßen mit den Juden verglichen werden können, sind doch beiweitem interessanter und poetischer als diese. Diese Poesie des Daseins erstreckt sich bei den Zigeunern sowol auf ihren Ursprung als auf ihren ganzen bisherigen Zustand. Denn jene tief in allem menschlichen Dasein beruhende und begründete Naturmystik ist vielleicht von keinem Volke treuer und selbständiger bewahrt worden, als von ihnen. Auch hat kein Volk treuer und inniger die alte Sage ihres Ursprungs festgehalten und aufbewahrt. Daher kommt es, daß bei den Zigeunern das mystische Element einestheils ein historisches, vergangenes, anderntheils aber ebenso sehr ein der gegenwärtigen Existenz selbst angehöriges ist. — Ganz anders haben sich die Juden in ihrer unglücklichen Geschichte fortentwickelt. Die Juden, ein von Haus aus unpoetisches Volk, hatten kein bedeutendes Quantum von Poesie schon von Alters her zu bewahren. Nachdem die Harfentöne des Psalmisten in den Herzen der Söhne Abraham's verklungen waren, nachdem es längst ein Räthsel geworden war, wie unter den ernüchterten, nur auf das Praktische und Nächste gerichteten Stämmen Juda jemals ein hohes Lied und eine Weissagung des Jesaia hatte entstehen können, nachdem die unstete Wanderschaft, als der ewige Fluch des in theokratischem Hochmuth so unliebenswürdigen Volks ausgesprochen war, da machten sich die Kinder Jakob's auf und durchzogen die Lande, um zu sehen, ob nicht die Erde groß genug sei, sie vereinzelt zu beherbergen. Das Unglück, die Qual des lastenden Fluchs, das Unheil der Verfolgung ist sonst nicht ohne ihre eigenthümliche Romantik; allein bei den Juden war dies der Fall. Der Geist der Handelsspeculation war der einzige Genius, den ihnen ihr unseliges Geschick noch gewährte. Wann dieser Geist zuerst, anstatt des entflohenen Gottes, sich auf sie niederließ, ist schwer zu bestimmen; allein daß schon vor vielen Jahrhunderten er sie heimgesucht, ist gewiß, sowie, daß mit seinem ersten Erscheinen auch schon der letzte poetische Funke in dem Herzen des bejammernswerthen Volks erloschen war. Es ist ihnen begegnet, was noch bei einem wahrhaft großen Unglück das Schrecklichste ist, daß sie die Poesie desselben nicht einmal in ihrem eignen Bewußtsein mehr haben, sondern diese nur in der von ihnen selbst nicht verstandenen Sage vom Ahasverus, außer ihnen, in dem christlichen Bewußtsein lebt.

Ganz anders ist es mit den Zigeunern, in denen der rothe Faden ihrer uralten Sagen und Geschichten, ihrer uranfänglichen Poesie zu keiner Zeit erloschen ist. Während der Jude, im alleinigen Element des Handels und Wandels ganz versunken, nur von der greulichsten Prosa des Lebens weiß, verschmäht diese der Zigeuner ausdrücklich und bleibt einem, wenigstens der Sage nach, ursprünglichen Naturzustande, und in diesem, wenn auch verfolgt, dem ewigen Naturgesetze der Freiheit getreu. Selbst seinen Glauben verwandelt er sich zur Poesie, indem er daran nicht als an einem abstracten Gesetz festhält, sondern frei, wie mit sinnlichen Anschauungen, wie mit den Sternen und Kräutern und Bäumen selbst, damit spielt und ihn ganz und gar zum symbolischen Ausdruck seines ganzen Lebens macht.

Die neue Schrift, auf welche wir uns hier beziehen wollen, hat Herrn Samuel Roberts zum Verfasser und führt den Titel: „The Gipsies; their origine, continuance and destination, as clearly foretold in the prophecies of Jesaiah, Jeremiah and Ezechiel" (London 1836). Wie schon der Titel gibt, hat sich der Verfasser die Aufgabe gestellt, in den prophetischen Büchern des alten Testaments den Schlüssel zu einer Geschichte des Ursprungs der Zigeuner zu suchen und zu finden, und auf den Grund einer ziemlichen Menge von Stellen, welche

er selbst für beweisend hält, einen großen Theil der bisherigen Behauptungen über diesen wunderbaren Volksstamm zu widerlegen. Muß man nun gleich einräumen, daß die vom Verf. unserer Schrift angezogenen Quellen keineswegs hinreichend sind, um ein Jahrhunderte altes Räthsel zu lösen, so enthält dieselbe doch manche Hypothese, die durchaus nicht unhaltbar scheint, und die gegründete Widerlegung mancher absurden Behauptung, welche zeither in Betreff desselben Gegenstandes allgemein gültig war. Der Verf. ist der Annahme, daß die Zigeuner Abkömmlinge der Soubras seien, die aus ihrem Vaterland durch die Grausamkeit des Timur Beg um das Jahr 1408 vertrieben worden, durchaus entgegen. Er sagt: „Die Verwandtschaft der beiden Sprachen ist der einzige Grund, auf dem diese Meinung beruht, und die einzigen Belege dazu bilden einige wenige Worte, die in beiden Sprachen ungefähr gleich lauten. Irgend ein anderer innerer oder äußerer Grund ist bisher von keiner Seite angeführt worden. Nun ist es ausgemacht, daß die Sprache der Zigeuner, die noch in allen Gegenden der Erde dieselbe ist, sich nicht verändert hat, und ebenso wenig läßt sich nachweisen, daß das Hindostanische sich in materieller Hinsicht verwandelt hat. Wäre nun obige Meinung gegründet, so müßten unstreitig die Soubras und Zigeuner sich verstehen können, was aber, zufolge aller Angaben, keineswegs der Fall ist. Viel wahrscheinlicher ist dagegen die Annahme, daß, vorausgesetzt, daß die Zigeuner aus Ägypten stammen, beide Sprachen aus einer gemeinschaftlichen Wurzel entstanden sind." An einer andern Stelle äußert sich der Verf.: „Es ist ein bemerkenswerther Umstand, daß die erste Notiz, die uns von den Zigeunern zugekommen ist, fast von allen europäischen Staaten zu einer und derselben Zeit ausgegangen ist, das heißt: zu Anfang des 15. Jahrhunderts. Es läßt sich nicht anders als räthselhaft nennen, wie diese Stämme ihren Weg so schnell zu den verschiedenen Nationen fanden, und so plötzlich sich, wo nicht mit ihnen vermischten, doch mit ihrer Lebensweise, mit ihren Sitten und Gesetzen vertrugen. Mit Leichtigkeit erlernten die Zigeuner die Sprache eines jeden Landes, in welches sie eingedrungen, und sie besaßen zu gleicher Zeit einen außerordentlichen Scharfblick im Durchschauen der fremden Zustände, Volkseigenthümlichkeiten und Schwächen. So machten sie sich in damaliger Zeit sehr bald auf gewisse Weise mit dem religiösen Aberglauben der verschiedenen Völker, sowie mit den geheimen Wissenschaften vertraut, die damals eine so gewaltige Bedeutung hatten. Die Zigeuner wußten sich die tiefere Kenntniß der Natur und der natürlichen Dinge in der Absicht zu erwerben, um eine gewisse geistige Überlegenheit unter dem Volke, bei welchem sie lebten, zu erlangen und solchergestalt sich eine gewisse scheue Achtung zu erwerben, die allerdings, so lange wirklich die Überlegenheit des Geistes stattfindet, nicht aufhören kann. Bei dieser großen Weltklugheit, in deren Interessen die Zigeuner sich einließen, bewahrten sie doch die Selbständigkeit ihres Charakters im höchsten Maße. Ihre eigne Sprache, ihre Sitten, ihre Kleidung, ihre sonstigen Gebräuche, Beschäftigungen und Eigenthümlichkeiten blieben in jedem Lande dieselben, und vielleicht war es nur eine Maßregel des strengsten Grundsatzes, daß sie stets den Aufenthalt in den Städten vermieden und ihre Zelte immer nur in der Nähe der Dörfer aufschlugen; denn sie fürchteten wol auch eine allmälige Verwischung ihrer Besonderheiten und Amalgamirung mit den übrigen Bewohnern, wenn sie sich an die größere Mannichfaltigkeit, an das unbegrenztere Zusammen- und Durcheinanderleben in den Städten zu sehr anschlossen.

Anlangend nun die Beweisstellen aus den Propheten, welche der Verfasser für die in seinem Buch ausgesprochenen Ansichten anführt, so sind sie genau genommen nur insofern Beweisstellen, als man die allgemeine Voraussetzung zugibt, daß die Zigeuner ägyptischen Ursprungs sind. So wird namentlich das 29. Capitel des Ezechiel als völlig beweisend angesehen, worin es unter andern heißt: „Predige und sprich, so spricht der Herr Herr: Siehe ich will an dich, Pharao, du König in Ägypten, du großer Drache, der du in deinem Wasser liegst und sprichst: der Strom ist mein und ich habe ihn mir gemacht. Aber ich will dir ein Gebiß ins Maul legen, und die Fische in deinen Wassern an deine Schuppen hängen, und will dich aus deinem Strome herausziehen sammt allen Fischen in deinen Wassern, die an deinen Schuppen hängen. Ich will dich mit den Fischen aus deinen Wassern in die Wüste wegwerfen, du wirst auf das Land fallen, und nicht wieder aufgelesen, noch gesammelt werden, sondern den Thieren auf dem Lande und den Vögeln des Himmels zum Aas werden. Und Alle, die in Ägypten wohnen, sollen erfahren, daß Ich der Herr bin, darum, daß sie dem Hause Israel ein Rohrstab gewesen sind, welcher, wenn sie ihn in die Hand fasseten, so brach er und stach sie durch die Seiten; wenn sie sich aber drauf lehnten, so zerbrach er und stach sie in die Lenden. Darum spricht der Herr Herr also: Siehe ich will das Schwert über dich kommen lassen, und Beides, Leute und Vieh, dir ausrotten. Und Ägyptenland soll zur Wüste und öde werden, und soll erfahren, daß Ich der Herr sei u. s. w." Und ferner: „Denn ich will Ägyptenland wüste machen, und will ihre wüste Grenze, und ihre Städte wüste liegen lassen, wie andere wüste Städte, vierzig Jahre lang, und will die Ägypter zerstreuen unter die Heiden, und in die Länder will ich sie verjagen." Desgleichen findet der Verf. das 19. Capitel im Jesaias sehr beweisend, wo es unter Anderm heißt: „Ich will die Ägypter aneinander hetzen, daß ein Bruder wider den andern, ein Freund wider den andern, eine Stadt wider die andere, ein Reich wider das andere streiten wird. Und der Muth soll den Ägyptern unter ihnen vergehen, und will ihre Anschläge zu nichte machen. Da werden sie dann fragen ihre Götzen und Pfaffen, und Wahrsager und Zeichendeuter. Aber ich will die Ägypter übergeben in die Hand grausamer Herren, und ein harter König soll über sie herrschen, spricht der Herrscher, der Herr Zebaoth. Und das Wasser in den See wird vertrocknen, dazu der Strom wird verfliegen und verschwinden. Und die Wasser werden verlaufen, daß die Seen an Dämmen werden geringe und trocken werden, beides Rohr und Schilf verwelken. Und das Gras an den Wassern verstieben, und alle Saat am Wasser wird verwelken und zu nichte werden." (Diese letztere Stelle ist von Einigen symbolisch von dem Volke selbst verstanden worden, und Herr Roberts scheint sie ebenfalls so zu nehmen.) „Forscht man genau in diesen Stellen", fügt derselbe noch hinzu, „und vergleicht damit die Capitel 30 und 32 des Ezechiel und einige andere Stellen im Jesaias und Jeremias, so findet man, daß hier eigentlich von einem dreifachen Ereignisse in der allgemeinen Geschichte des Untergangs der Ägypter die Rede ist. Zuerst nämlich: von ihrer vollkommenen Niederlage und Zerstreuung; sodann von ihrem Zustande in der Zerstreuung, wo sie, ohne ihre Götzen, unter allen Nationen sich umhertreiben und im offenen Felde hausen; endlich von ihrer Rückkehr in das Land der Heimat, wo sie nun den Gott Zebaoth als Herrn des Himmels und der Erde anerkennen sollen."

Wir wollen hier noch eine Stelle aus der Schrift des Herrn Roberts ausheben, welche, genau genommen, aber mehr gegen seine Annahme, als für dieselbe beweisen möchte; denn es ist kaum zu begreifen, daß die bloße Veränderung des Wohnsitzes so ganz und gar alle Sitten, Gebräuche und Eigenthümlichkeiten eines Volks sollte vertilgen können. „Auch auf eine andere Weise", sagt der Verfasser, „hat die strafende Hand Gottes über den Ägyptern sich kund gegeben. Diese Strafe erscheint darin, daß diese Verjagten und Verfluchten sich nach und nach ganz ihrem Ursprung, ihrer Volkseigenthümlichkeit, allen Gefühlen, Erinnerungen und Vorzügen der Heimat entfremdeten. So z. B. wie stolz war das ägyptische Volk auf seine gigantischen, herrlichen Gebäude, auf seine Pyramiden, Obelisken, Göttertempel und Königsgräber! Von dem allen haben die Zigeuner nicht das Mindeste. Auch die Erinnerung daran ist ihnen gänzlich erloschen und sie haben vielleicht sogar die

Empfindung für solche Herrlichkeit verloren. (Wol kaum dürfte man das annehmen. Es ist vielmehr ausgemacht, daß der Zigeuner nicht nur eine sehr rege Empfindung für das Erhabene, sondern auch eine sehr klare Anschauung davon, und zu Bezeichnung desselben in seiner Sprache einen reichern Ausdruck hat als manches andere Volk.) Ein ganz leichtes, oft armseliges Gewand bedeckt den Zigeuner von Jugend auf bis an seinen Tod. In diesem Kleide lebt er, in ihm stirbt er und wird darin ohne Sang und Klang, ohne Sarg und feierliches Begängniß begraben. Die alten Ägypter hielten sich ferner und wurden gehalten für das weiseste und gebildetste Volk der Erde; dagegen sind die Zigeuner, namentlich in einigen Ländern Europas, z. B. in Schottland, ganz roh und unwissend, und verstehen weder ihre Sprache zu lesen, noch sie zu schreiben." (Auch dies ist ein curioser Beweis von Seiten des Verfassers. Soll man in dieser Uncultur eine göttliche Strafe erkennen? Viel eher kann man doch wol annehmen, daß durch sein Schicksal selbst ein ursprünglich geistreiches Volk im Lauf der Jahrhunderte zurückgekommen und seiner ursprünglichen Bildung entfremdet sei, denn Genialität besitzen die Zigeuner genug.) Ferner waren die alten Ägypter sehr verschwenderisch in ihrer Lebensweise und namentlich sehr luxuriös im Essen und Trinken, wodurch sie sich vor allen Völkern des Alterthums auszeichneten. Die Zigeuner dagegen leben von der einfachsten Kost, sind mäßig und machen wenig Ansprüche. (Dies wäre kein Wunder, wenn man bedenkt, daß die Fleischtöpfe Ägyptenlands auf einer Reise, die einige Jahrtausende dauert, nach und nach ausgehen.) Endlich liebten die alten Ägypter ganz besonders die Kleiderpracht und eine glänzende Todtenehre, wovon jedoch bei den heutigen Zigeunern nur der schneidendste Gegensatz vorhanden ist." Ja, mein bester Herr Roberts, das ist kein Wunder. Ein Volk, das zwei Jahrtausende hindurch kein anderes Dach hat als den ewigen Himmel, kein anderes Haus als den grünen, dichten Wald, kein anderes Bett als die freie, offene, stürmische Haide; ein Volk, das von der eigentlichsten Gegenwart lebt, von dem Augenblicke des Daseins nascht, und dem Nacht und Tag, Freud und Leid, Lust und Drangsal von der Geburt bis zum Tode in Eins verschmelzen, ein solches Volk kann nicht in tyrischem Purpur einhergehen und über der Asche seiner Verstorbenen Mausoleen wölben. Von einem besondern Fluch, im alt prophetischen Sinne, kann also wol bei diesem Volksstamme nicht die Rede sein; es ist der allgemeine Fluch der Verbannung, der auf diesen Nachkommen altägyptischer Herrlichkeit lastet, der allgemeine Fluch des Irrsals, ein Fluch, der eigentlich keiner der Gottheit, sondern nur der Fluch der Geschichte ist.

Wofür man Herrn Roberts schließlich vorzüglich Dank wissen muß, das ist für das seiner Schrift angehängte Vocabularium der Zigeunersprache. Wir wollen aus diesem die hauptsächlichen und gewöhnlichsten Bezeichnungen ausheben. So heißt in der Sprache der Zigeuner: die Gottheit Duvvel; die Kirche congling; das Haus ca-ha; das Zelt tanya; das Gefängniß starrapan; ein Bierhaus kichimmo; die Stadt gav; die Thür wudda; das Thor stigga; die Straße drum; die Kette shammit; das Licht mumlee; die Erde chik; der Zigeuner romino; das Weib manishee; der Knabe chau; das Mädchen chi; der Vater dad; die Mutter di; der Bruder pal; die Schwester pen; der Oheim coc; der Großvater bibbi; der Edelmann aral; die Edelfrau araunah; der Kopf shurrou; der Arm mush; die Hand wast; das Auge yoc (unstreitig mit dem lateinischen oculus, italienischen occhio u. s. w. verwandt); die Zunge chiv; ein Buch lill; die Nacht ratee; der Tag dud; das Feuer yog; der Vogel chericlo; der Fisch matcho; das Ei yoro; die Milch zud; der Zucker gudlam; der Thee multramangaree; das Bier livin; der Branntwein tattipani; die Blume roudza; das Pferd gry; der Hund juckal; ich ou; du ut; mich mande; niedlich arincina; schwarz acola; weiß apono; roth allullo; heiß tatto; kalt skill; laufen nash; sitzen besh; liegen sofe; reiten kista; tanzen kell; lachen sal; weinen burvin; sterben mullee; stehlen chou; fechten coon (die etymologische Verwandtschaft dieser beiden ziemlich gleichlautenden Wörter ist leicht zu erklären); tödten man; sehen sivit; wissen jin; trinken pe; essen hau; brennen hotcha; verkaufen bikkin; schneiden chinnet; danken parrac; eins yeck; zwei due; drei trin; vier pange; fünf disk u. s. w. 80.

Notizen.

Eine Zeitung aus Vandiemensland schildert den Aufenthalt und die Behandlung der auf Neusüdwales verwiesenen Verbrecher mit so traurigen Farben, daß, wenn diese Nachrichten der Wahrheit gemäß sind, wie man kaum zweifeln kann, der Tod in Vergleich zu den Leiden dieser irdischen Hölle nur ein Spiel sein muß. Der Aufenthalt der Verwiesenen ist eine Halbinsel von mehren Meilen in der Länge, von wo das Entkommen sowol durch das Meer, als durch Soldaten und große wilde Hunde, die hier eine Art von Grenzcordon bilden, verhindert wird; sowie der Verwiesene hier angekommen ist, wird er, ohne Rücksicht auf seinen Stand und frühere Lebensweise, zu den schwersten Arbeiten gezwungen, die ihn oft nöthigen, halbe Tage lang bis über den Leib im Wasser zu stehen; er kann nicht einmal seine Kleider wechseln, sondern muß warten, bis die Sonnenhitze die Nässe herausgezogen hat. Seine Kost ist eine Art gesalzener Brei, der nicht die geringste Kraft gibt, das schlechte Gebäck, was er dazu genießt, wird ihm so spärlich zugemessen, daß seine wöchentliche Ration oft schon in den ersten drei Tagen aufgezehrt ist und er nun die übrigen Tage der Woche Hunger leiden muß. Jede andere Nahrung außer dieser zu sich zu nehmen, ist dem Verwiesenen streng verboten, er darf kein gutes Brot, keinen Zucker, keinen Thee genießen, selbst wenn sich Freunde finden sollten, die ihn damit versorgen wollten. Die Küste ist reich an Fischen, aber die Unglücklichen, denen der Genuß von frischem Fleisch eine Wohlthat sein würde, dürfen keine dergleichen fangen, bei Strafe der Auspeitschung bis aufs Blut. In der Regel sind diese Unglücklichen leidenschaftlich dem Genuß des Tabacks ergeben, allein sie fallen der härtesten Strafe anheim, wenn sich nur ein kleines Röllchen davon oder nur eine zerbrochene Pfeife bei ihnen findet. Diese grausame Entziehung gesunder Nahrungsmittel, verbunden mit den schwersten Arbeiten, macht diese beklagenswerthen Geschöpfe zu wahren Skeletten, und dennoch müssen sie sich noch die härtesten Züchtigungen gefallen lassen, wenn sie nicht im Stande sind, das ihnen auferlegte Pensum abzuarbeiten. „Es ist viel Unglück in der Welt", sagt Raupach's Bettler. Sehr wahr; aber noch mehr Grausamkeit und Bosheit.

Wenn in Havanna ein Räuber auf der That ertappt wird, so lautet der Urtheilsspruch gewöhnlich dahin, halb nackt auf einem Maulesel ausgestellt und an den Ecken der Hauptstraßen ausgepeitscht zu werden; alsdann wird der Verbrecher auf fünf Jahre in die spanischen Bergwerke geschickt. Dies Auspeitschen geht auf folgende Weise vor sich: Der Verbrecher wird von dem Commissair gepackt und in einem hölzernen Sattel auf das Maulthier gesetzt. Die Commissaire und Soldaten gehen auf beiden Seiten, die Menge folgt hinterdrein, um das Auspeitschen mit anzusehen. An jeder Ecke der Straße, wo der Commissair vorbeikommt, hält er den Maulesel an, schellt mit einer Glocke, ruft öffentlich das Verbrechen des Verurtheilten aus und gibt ihm dann auf den nackten Rücken einen Streich mit einem Instrument, das einer gewöhnlichen Handkartätsche gleicht, mit der man Baumwolle oder Wolle krempelt. Dies ist voll eiserner Spitzen, unter welchen bei jedem Streiche das Blut fließt. Nach jedem Schlag zieht man zu der nächsten Ecke und hier wird die gleiche Ceremonie wiederholt. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 28. — 28. Januar 1837.

Oberdeutſche Staaten und Stämme. Vom Standpunkt der Politik beleuchtet von Guſtav Schleſier.

(Beſchluß aus Nr. 27.)

Wir überlaſſen es dem Scharfſinn der Leſer, die Übereinſtimmung dieſer Sätze zu ergründen, wir ſtellen nur dem Verf. das Zeugniß aus, daß ſeine Politik eine, wenn auch ſpeculirende, gewiß vorſichtige iſt und verſichern ihn, der die Aufrichtigkeit der Geſinnung, mit welcher in P. A. Pfizer's „Briefwechſel zweier Deutſchen" der ihm ſo anſtößige Begriff aufgeſtellt wird, verdächtigt, daß grade die leichtſinnige Verdächtigung Anderer das geeignetſte Mittel iſt, ſich ſelbſt alles Vertrauen zu entfremden. Was übrigens das Verhältniß des Hrn. Schleſier zu der obengenannten Schrift anlangt, ſo erlauben wir uns den Zweifel: ob ohne den Vorgang des „Briefwechſels" das Buch des Hrn. Schleſier wäre geſchrieben worden? und doch ſteht es nicht ſowol der politiſchen Tendenz, als vielmehr der Geſinnung des Verf. nach im Verhältniß der Polemik zu jenem frühern Werke; viele Hauptgedanken ſind, wir wollen nicht ſagen daraus entlehnt, aber gleichlautend mit den dort ausgeſprochenen und theils weitläufiger ausgeführt, theils modificirt, theils unklarer. Den Gedanken an eine Abſtammung ſucht jedoch der Verf. ſo weit als möglich zu entfernen durch ſeine Urtheile darüber, wenn er ſagt: es ſei lauter Ideologie und nur eine Annäherung an ſolide und richtigere Begriffe — Urtheile, die einem „Neuling", der ſeine Jugend in Anſchlag zu bringen bittet (S. 419), gewiß beſonders gut anſtehen. Außerordentlich abhold iſt Hr. Schleſier den deutſchen Oppoſitionen, an welchen er, nunmehr ſie „ſchmählich" beſiegt, auch noch zum Ritter zu werden trachtet. Da iſt überall von einer unmäßigen, ſchiefen Oppoſition die Rede, „die Oppoſition hat ſich deteriorirt", — „die Oppoſition hat bei uns an ſittlicher und geiſtiger Würde verloren". In einer etwas kalten Tirade erklärt er ſich darüber ſo:

> Man ruft mir zu, welch böſer Geiſt mir das verwegene Wort eingeflüſtert, das mich unwiederbringlich von einer Partei trenne, ohne die ich nicht athmen könne. Es ſei Verrath an einer heiligen und noch dazu unglücklichen Sache. Was Verrath? Was Unglück? Es krümmt dieſer Oppoſition nicht ein Haar, wenn Freunde der Wahrheit (!) die Schwäche ihrer Bekenner verrathen. Eher möchte es kommen, daß Die, denen ſie Furcht einflößen wollen, ſie zu bemitleiden anfangen. Auch iſt es Lüge, die Rolle des Unglücks zu ſpielen. Denn man iſt nicht unglücklich, wenn man ſich an dem Selbſtgefühl des Heroismus und der Reſignation wärmt.

Wenn es ſich der Mühe verlohnte, getrauten wir uns aus dieſen wenigen Worten ein Bild von den Geſinnungen des Verf. herauszuconſtruiren, das wenig Schmeichelhaftes an ſich trüge. Wir wollen nur Eins andeuten: daß es beinahe den Anſchein hat, als würde ſelbſt die „ſchmählich" beſiegte Oppoſition noch von dem Verf. um Etwas beneidet, das er nie erreichen wird. Verſchwiegen darf nicht werden, daß der Verf. ſich auch wieder ſentimentaler und anerkennender über die deutſche Oppoſition äußert. „Wer wird an einer verwerflichen Schrankenloſigkeit oder an einer verunglückten Oppoſition nicht die urſprüngliche Wahrheit und das menſchlich ſchöne Motiv lieben?" (S. 27) und (S. 196): „Es iſt ſchmerzlich, nichts gegen die politiſche Oppoſition ſagen zu können, ohne ſich zu verwahren"; aber dergleichen Anwandlungen von Sentimentalität und Sympathie vermögen nicht, den anderslautenden Äußerungen die Zuthat der Bitterkeit und der höhniſchen Schadenfreude zu benehmen; dieſe Widerſprüche berechtigen uns, ebenſo ſehr zu bezweifeln, ob ſeine Polemik auf tiefer Überzeugung beruhe, als, ob ſeine Begeiſterung und Liebe echt und aufrichtig ſei? Herr Schleſier ſpricht hin und wieder aus, daß die wichtigſte Aufgabe für die deutſche Nation ſei, ſich einen Charakter zu erwerben und zu conſolidiren; er ſcheint auch der Oppoſition nicht alles Verdienſt in dieſer Beziehung abzuſprechen; aber heißt es auf das von ihm ſelbſt bezeichnete Ziel hinwirken, wenn er diejenigen Männer, welche wirklich Charakter zeigten, die zwar in der Gegenwart mit ihrem Streben ſcheiterten, aber einen gewiß nicht unfruchtbaren Samen ausſtreuten, verunglimpft? Heißt es auf Bildung eines feſten Charakters hinarbeiten, wenn man überall der Schmiegſamkeit gegenüber den Verhältniſſen und der Macht das Wort redet, die Standhaften und Beharrlichen beſpöttelt und die Klugen lobpreiſt? Verräth es Begeiſterung für das Recht, wenn man das Benehmen eines Brennus, der ſein Schwert in die Wage wirft, ganz angemeſſen und vernünftig findet, wenn man überhaupt das Recht aus der Politik verbannt? Dem Verf. mag die Genugthuung zu Theil werden, die ganze Welt voll Politiker nach ſeinem Sinne zu ſehen, die aber freilich auch ohne ſein Buch grade ſo gehandelt hät-

ten. Die von ihm empfohlene Gesinnung und Tendenz, sofern sie sich praktisch äußert, ist die beliebteste und bequemste, sie hüllt sich in den Mantel der umsichtigen Klugheit und nimmt, indem sie den eignen Vortheil nicht außer Acht läßt, noch das Lob der Weisheit in Anspruch. Wie sehr in diesem Buche an vielen Stellen eine kecke Zuversicht in Urtheilen hervortritt, dennoch vermögen wir darin eine echte Freimüthigkeit nicht zu erkennen, deren Mangel unseres Erachtens die zahllose Menge von Widersprüchen beweist. - Durch sein Motto schon: Et honores et injuriae vulgi in promiscuo habendi sunt: nec his dolendum, nec illis gaudendum, beabsichtigt der Verf. sich zu einem Noli me tangere zu machen, und sonst hin und wieder prophezeit er sich Angriffe, bei welchen auch „die Person und jede Beziehung des Privatlebens vor Gericht gezogen" werden möchten. S. 423:

Man wird mich des Mangels echter Bürgergesinnung beschuldigen und so ein Wort aussprechen, das in der Verwirrung der Tagesmeinungen einer bürgerlichen Anathematisirung gleich kommt.

Woher denn diese Sorge und Angst um Das, was man über sein Buch und seine Person urtheilen werde? Sollte ihm eine innere Stimme zugeflüstert haben, er setze sich mit den Ansichten und Bestrebungen eines achtbaren Theiles des Publicums und der Nation in Widerspruch? Doch nein! nach seinem Motto ist man zu der Annahme berechtigt, er fühle sich erhaben über Lob und Tadel — des vulgus. Wen versteht er darunter? Den Pöbel, den großen Haufen? Dieser wird sein Buch nicht lesen! Also das höhergebildete Publicum; denn ein gewisser Grad von Bildung ist doch erfoderlich, um sich für solche Gegenstände zu interessiren? Und auch gegen Lob und Tadel von diesem ist der Verf. so stoisch gleichgültig? In welchen noch höhern Kreisen hat man dann die Richter zu suchen, deren Competenz Herr Schlesier anerkennt, deren Lob ihn zu erfreuen im Stande ist? Wer sich übrigens der Güte seiner Sache, der Reinheit seiner Absichten, der Aufrichtigkeit seiner Überzeugungen bewußt ist, der könnte es ruhig abwarten, ob sich wirklich Zweifel und Angriffe dagegen erheben, und hätte nicht nöthig, dieselben zu anticipiren; aber freilich, wer Pfeile aussendet, der hat auch eine Erwiderung zu erwarten; nur hilft es nicht viel, ein paar zerbrochene Pfeile auf den Schild zu malen.

Um endlich noch die Form der Darstellung zu würdigen, die der Verf. selbst als eine „dialektisch ungeglättete Entwickelung" bezeichnet, müssen wir eine gewisse Gewandtheit der Sprache, die jedoch auch nicht selten an Nachlässigkeiten und unedeln Ausdrücken leidet, anerkennen; es stehen dem Verf. auch Gedanken zu Gebote und er weiß sie meist leicht und fließend auszusprechen. Überhaupt darf man an dieser Schrift Talent und Kenntnisse rühmen; aber die intellectuellen Vorzüge machen den Mangel an tieferm Ernst und wahrer Wärme der Gesinnung nur um so fühlbarer. Wenn der Verf. seine Schrift „dialektisch ungeglättet" nennt, so möchten wir ihm erwidern, daß wir uns weit weniger an die äußern Unvollkommenheiten stoßen, als wir eine innere zusammenhaltende und beseelende Einheit vermissen. Auch die Mängel in der Form sind häufig auf tiefer liegende Gebrechen zurückzuführen. Die vage Unbestimmtheit der Bezeichnungen, der vornehme, cavaliermäßige, generalisirende Ton, das allgemeine „man" deutet auf eine unverkennbare Unsicherheit, und der Satz: „Wie wenig sich die Auferstehung Deutschlands beeilt, desto sicherer kommt sie zum Ziele", ist in seiner logischen Incongruenz eine Probe der schwankenden Haltung des ganzen Buchs. Von einer politischen Schrift, welche etwas wirken soll, erwarten wir entweder eine strenge, trockene Kälte des Verstandes, wie sie das Ergebniß vielfacher Erfahrungen, leidenschaftloser Beobachtungen zu sein pflegt, wie sie an die Stelle sanguinischer Illusionen im Verlaufe der Jahre treten mag; dies finden wir in den Schriften eines Aristoteles, Thucydides, Machiavell, Spinoza; oder aber verlangen wir eine begeisterte und begeisternde Wärme, wie sie z. B. bei Plato weht; aber über angeblich politische Schriften wie die vorliegende kann man nicht umhin mit den Worten der Apokalypse zu sagen: Ach daß du kalt oder warm wärest! Weil du aber lau bist, und weder kalt noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde. 126.

Buch der Mystik, oder Seraphita und die Verbannten von Balzac. Aus dem Französischen von F. v. R. Stuttgart, Hallberger. 1836. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Gleichsam als wäre die Mystik eine Tugend, sehen wir sie oft von Kritikern und Ästhetikern ausschließlich für den deutschen Geist in Anspruch genommen. Die Mystik ist aber überall die erste noch unvollkommene Blume, welche der zu poetischer Regung erwachende Menschengeist hervorbringt, und daß die französische Literatur keine Mystiker besitzt, man müßte denn die Provenzalen dafür gelten lassen wollen, ist vielleicht der stärkste Beweis für den tiefen Schlummer des eigentlichen poetischen Geistes bei diesem Volke. Während die Bibel immerhin der alten Welt ältestes Buch voll Mystik ist, während die neuere Literatur auf Dante und seine mystischen Zeitgenossen, auf den Graal und Titurel, auf die mystische Poesie der Spanier als ihre Grundlagen und Entwickelungspunkte zurückblickt, haben die Franzosen erst in den jüngsten Tagen das Wesen der Mystik nicht zu begreifen, nur zu erkennen angefangen und unglückliche Versuche gemacht, die Natursymbolik zur Darstellung durch die Kunst zu bringen. Es ist für die französische Literatur ein neues, unbebautes Feld, und Balzac, der mit glücklichem Auge das Neue und Wirkungsvolle zu entdecken weiß, und nachdem er es seinen Landsleuten gezeigt hat, auch mit großer Versatilität und Begrenzung sogleich davon abspringt, wenn es die allgemeine Aufmerksamkeit gewinnt, ist wieder der Erste, der das mystische Element zu einem Baustein der Kunst gebraucht. Er hat die poetische und die Naturseite des Swedenborgianismus erkannt, mit achtbarer Bemühung diese ihm und seinen Landsleuten ganz fremde Sphäre durchforscht und mit ungemeinem Geschick das für die Poesie Brauchbare darin sich zugeeignet. So erlangt sein Buch, neben dem künstlerischen Interesse für Frankreich wenigstens, auch ein literarhistorisches, wenn nicht philosophisches, und sein Leser werden in der unterhaltendsten Weise mit den Grundzügen der Swedenborg'schen Weisheit mindestens in soweit vertraut, als erfoderlich ist, um darüber eine Theestunde hindurch geistreich conversiren zu können. Bei solchen Vorzügen kann dem „Buch

der Mystik" der Reiz nicht fehlen, und darauf kam es an. Balzac's Verdienst ist die glückliche Formgebung so neuer Ingredienzien, und von dieser müssen wir hier noch etwas Anerkennendes sagen. Es herrscht eine Art von Inspiration in der Erfindung dieser Geschichte und eine begeistigte und begeistigende Feder schreibt sie nieder. Darstellung, Scenerie, Charaktere fesseln uns durch ihre Neuheit von vornherein an dies sonderbare, aber dichterische Gebilde. Wir sehen ein junges Mädchen, eine Knospe von weiblicher Seele, von einem Wesen über steile Schneeberge Norwegens geführt, das uns jetzt als Knabe, jetzt als Jüngling, nun als Lehrer der Weisheit und endlich als Mädchen, freilich als ein wunderliches, seltsames, aber doch als ein Mädchen, in dem eine eigne Form von Liebe lebt, erscheint. Diese Seraphita, Seraphus, oder wie sie immer heißt, Tochter eines norwegischen Grundherren, ist eben einer der Swedenborg'schen Engelgeister, wie er sie in seinem „Neuen Jerusalem" schildert. Es verdient alles Lob, daß Balzac ein solches Thema mit einem würdigen Ernste behandelt, der alles Frivole ausschließt, und daß er nirgend die Seelenstimmung stört oder verletzt, die sich für solche Erscheinungen in der Natur begeistert, welche dem tiefern Gemüthsleben wichtig sind. Neben diesen Engelgeist, der ohne Unterricht das Verhältniß zwischen Welt und Gott, Schöpfer und Geschöpf, im Swedenborg'schen Geiste, klar durchschaut und der so rein ist, daß keine irdische Bedingung ihm etwas anzuhaben vermag, ja dessen ganze leibliche Existenz wie sein Geschlecht ein Mysterium ist, und der die Liebe nur als Geistesliebe begreift, finden sich nun zwei Wesen gestellt, deren Erfindung dem poetischen Vermögen Balzac's nicht geringere Ehre macht als die Gestalt Seraphita's selbst. Minna, die Tochter des Pfarrers Becker, von Seraphita geliebt und geweiht, nie an ihr zweifelnd und sie deutlich erkennend, und Wilfried, der ihre irdische Liebe zu erringen strebt, ein im Stoff befangener Geist, voll kolossaler Pläne des Ehrgeizes, der Seraphita nur erst im Tode zu begreifen vermag, Beide von ihr scheidend zur Gottesliebe übergeführt. Der Pfarrer Becker selbst, ein trockener Skeptiker, bildet einen trefflichen Contrast zu der Begeisterung der übrigen Personen, von welcher Begeisterung der alte David, Seraphita's Diener, das Übermaß und die Caricatur lebendig darstellt. Dies ist der sämmtliche Personalbestand des Romans, welcher zugleich aus der schönen Zeichnung der großen winterlichen Natur Norwegens keinen geringen Schmuck entlehnt. Zwischen den Seiten dieses Rahmens entfaltet nun der Verf. die Philosophie und den Glauben Swedenborg's, welcher, ein Vetter ihres Vaters, Seraphita als kaum geborenes Kind geweiht hat. Niemand wird die begeisterten Hymnen Seraphita's gegen die Weltliebe und die Versuche, Gott mit dem Verstande zu begreifen, ohne Rührung und innige Theilnahme lesen, wenn auch zugegeben werden muß, daß die Schwärmerei hier die Rednerin ist und der Verstand beseitigt oder ignorirt wird. Es sind geflügelte, begeistigte und glühende Worte, welche Seraphita, von S. 304 ab, spricht, und wenn ihr Grundthema auch nur der uralte Gedanke ist, daß Gott mit dem Herzen zu begreifen sei, so gibt sie doch Lehre und Hindeutung genug, wie wir das Herz zu diesem Aufschwung fähig machen, fähig und aufgelegt erhalten können. Und hierauf kommt es an! Den Gedanken gibt die ganze Welt zu, aber zu seiner Verwirklichung scheint es unserer Seele an Kraft, dem Willen an Hülfsmitteln zu fehlen; diese lehrt die Mystik kennen, wie der Verf. sie versteht und wie Seraphita sie uns verkörpert darstellt. Sie liebt nur Gott und durch ihn seine Geschöpfe.

Natürlich muß Seraphita sterben, und auf Minna wendet sich Wilfried's verirrte Liebe, in welcher sein gleichfalls verirrter Ehrgeiz untergeht. Diese ganze Dichtung zeigt uns eine Seite von würdigem Ernst, von philosophischem Gehalt und scientiver Solidität, wie sie in einem neufranzösischen Roman mit Recht in Verwunderung setzen. Den bei den Franzosen verwahrlosten Schacht des religiösen Gemüthslebens zu eröffnen, war fürwahr kein geringes Wagstück; Aufschlüsse über Welt, Natur und Gott sind nicht Das, was der Franzose in der schönen Literatur zu suchen gewohnt ist, und die Guyon und St.-Martin sind längst vergessen. Durch drei verschiedene, doch aneinanderhängende Schriften zieht Balzac plötzlich den Schleier weg, den man in Frankreich treuherzig für eine unveränderliche Grenze, für einen Schlußstein der menschlichen Forschung hielt. Das ist der Einfluß der deutschen Literatur, denn aus dieser, nicht aus sich selbst schöpft Balzac seine Kühnheit. Er hat Jakob Böhme verstehen wollen und ihn unverständlich gefunden; darauf, indem er es mit Swedenborg versuchte, fand er, daß dieser weit poetischer sei, und unternahm es, von seinem Geiste seinen Landsleuten eine Ansicht zu öffnen. Der erste Theil seines „Buches der Mystik" enthält „Die Verbannten", welche hier der „Seraphita" folgen. Diese Erzählung muß als eine Vorbereitung, als eine Vorrede zu den andern Theilen angesehen werden. Sie ist ohne besondere Kraft der Erfindung und wäre fast gewöhnlich zu nennen, wenn die Figur Dante Alighieri's in Paris ihr nicht ein besonderes Interesse beimischte. Im Original folgt hierauf „Das innere Leben Ludwig Lambertini's", noch unübersetzt, die Geschichte eines Sehers, der jedoch der Erde angehört, enthaltend. Nun erst folgt „Seraphita", der personificirte Mysticismus in höchster Potenz. Diese Gradation, diese sehr besonnene Steigerung geht durch die Übersetzung, welche mit dem Ende anfängt, verloren, und „Die Verbannten" erscheinen matt und farblos in dieser Folge. Außer diesem Fehler, den die Umstände wol gebieten mochten, hat die Übersetzung jedoch keinen andern; sie ist vielmehr gelungen und war gewiß keine leichte Arbeit. Der Literaturfreund wird mit Vergnügen sehen, welche Themata die französische Lesewelt dermalen verträgt, und wie einige bessere Geister bemüht sind sie aus den schmuzigen Genüssen der „Salamander" und „Atar-Gull" wieder zu edlern Gedanken zu erheben. 21.

Théorie des volcans par le Comte de *Bylandt Palstercamp*. Trois volumes. Atlas avec 10 planches. Paris 1836.

Der Hr. Verf., über dessen Lebensverhältnisse uns weiter nichts bekannt ist, hat der Untersuchung der Vulkane, dieser großartigen und wichtigen Erscheinungen im Haushalte der Natur, einen bedeutenden Theil seines Lebens gewidmet und beschenkt uns mit einem sehr großen und vollständigen Werke über dieselben. Wir können nur ganz im Allgemeinen von dem Inhalt des sehr bogenreichen und theuern Buchs reden, indem ein specielles Eingehen in denselben uns hier zu weit führen dürfte. Zuvörderst redet der Graf Bylandt von dem Weltsystem und beschließt diesen Gegenstand mit den Ursachen und Wirkungen der Strömungen, der Passatwinde und des Magnetismus. Darauf beschäftigt er sich mit dem Wasser und seinen Bewegungen, sowie mit den Vulkanen zwischen den Alpen und Pyrenäen, indem er mit denen auf Sicilien beginnt, von denen in Frankreich, Italien und Dalmatien handelt und mit denen in Calabrien schließt. Die vulkanischen Operationen bringt er in acht Classen: die Ausbrüche, die halben Ausbrüche, die sich ausbreitenden Ausbrüche, die partiellen Ausbrüche der untern Kanäle, die innern Ausbrüche, die innern Ausbrüche ohne Lava, die Ausbrüche von Wasser, Asche und Schlamm, die Laven und die Entwickelungen von brennbarem Gas. Er erkennt vier große Ursachen an, das Centralfeuer, den Einsturz der Erdrinde, veranlaßt durch den Druck des Wassers, die Emporhebung der Schichten durch den innern Druck und endlich die Verminderung des Centralfeuers, welches nur noch auf die Punkte wirken konnte, wo es den geringsten Widerstand fand. Um Thatsachen zur Unterstützung seiner Theorie zu sammeln, widmete der Graf Bylandt dem Studium der europäischen Gebirgsketten elf Jahre. Nachdem er nun von den in der Natur vorkommenden Fluidis, nämlich von dem überall verbreiteten Äther, von dem Wärmestoff, dem Licht, dem elektrischen

und magnetischen Fluidum und von dem vulkanischen Feuer geredet hat, legt er seine Ideen über den Parallelismus der Vulkane dar. Er nimmt vulkanische Mittelpunkte, wie den Golf von Mexico und den Archipel der Molucken an und verfolgt darauf neun vulkanische Parallelen auf dem Erdkörper, die von den Philippinen, von den japanischen Inseln, den Kurilen, Island, den Marianen, den Carolinen, den Sandwichinseln, sowie von der Behrings- und der Magellansstraße angedeutet werden. Der Verfasser erörtert die Beschaffenheit des vulkanischen Feuers und unterscheidet zwei Arten von Vulkanen, nämlich die unter dem Meere und die in freier Luft befindlichen. Diese letztern sind entweder unmittelbare Vulkane, die über einer weiten Öffnung liegen, oder mittelbare, welche am Ende der Seitenverzweigungen von Öffnungen befindlich sind, in permanente, in erloschene oder Schlammvulkane, in Luftvulkane, in Rauchvulkane und in falsche Vulkane oder brennende Berge.

Der Graf B. bemerkt, daß nördlich von dem Äquator die Öffnungen der Vulkane alle nach Westen zugekehrt seien und daß sie sich ihrer Lava nach Süden zu entledigten, während für die südlich vom Äquator liegenden Vulkane das Entgegengesetzte stattfinde. Der Stromboli mache jedoch eine Ausnahme von der Regel. Alle Abhänge der mit Lava bedeckten vulkanischen Kegel seien, mit einer kleinen westlichen Abweichung, nach dem Äquator zugekehrt. Die Meeresströmungen schreibt der Verf. vulkanischen Wirkungen zu, die, seiner Annahme nach, in genauer Verbindung mit den magnetischen und isothermischen Linien stehen sollen. Er glaubt einen vulkanischen Kanal entdeckt zu haben, der zwischen zwei Parallelen um die Erde geht, und er erklärt dadurch die Beziehungen der Vulkane zueinander. Die größte vulkanische Activität schreibt Graf B. dem Eindringen des Meerwassers zu dem vulkanischen Herde zu; in allen Fällen besteht sie in einer Gährung, die durch Berührung der Gase und des Wassers hervorgebracht wird. Endlich gibt der Verf. auch eine Beschreibung der vulkanischen Gesteine. Dies Wenige wird hinreichen, um die Wichtigkeit des Werks zu beweisen. Mag manche von den Hypothesen des Hrn. Grafen widerlegt werden, so beruht doch die Hauptsache von Dem, was er über Vulkane sagt, auf einer sehr festen Basis, auf der Beobachtung.

Es bleibt uns nun noch übrig, einige Bemerkungen über einen sehr wichtigen Theil des Werks, über den Atlas zu machen, der mit einer großen Sorgfalt und Genauigkeit ausgeführt worden ist. Unter den Platten sind vorzüglich zu erwähnen: die geologische und vulkanische Karte vom Ätna, die von dem Verf. in den Jahren 1828—30 aufgenommen und deren Richtigkeit von dem topographischen Bureau zu Neapel anerkannt worden ist, ein 24 rheinische Zoll hohes und 22 Zoll breites Blatt; eine Karte von dem südöstlichen Theile Siciliens, von gleicher Größe; das Innere des Ätnakraters im J. 1832; eine vulkanische Karte der Feuerberge der Bai von Bajä und der Insel Ischia; der Krater des Stromboli; eine vulkanische Karte des Vesuvs und Campaniens, von 27 Zoll Höhe und 21½ Zoll Breite, deren Richtigkeit ebenfalls von dem topographischen Bureau des Königreichs Neapel anerkannt worden ist. 78.

Notiz.

Ein Decret des Kaisers von China verordnet die Ausrottung des Christenthums in dem ganzen himmlischen Reiche und die Wegnahme der in dasselbe von Europäern eingebrachten religiösen Schriften. Nach vorgängiger Erinnerung, wie unter frühern Regierungen die Versuche, das Christenthum in China einzuführen, der Druck christlicher Bücher und die Stiftung religiöser Vereine an Christen wie an Chinesen hart bestraft worden sind, schließt das Decret: „Mittels der unausgesetzt gegen die Christen gerichteten Verfolgungen ist ihre Religion glücklicherweise in unserm Reiche ausgerottet worden. Aber im Frühlinge des verflossenen Jahres sind durch mehre englische, heimlich an den chinesischen Küsten kreuzende Schiffe europäische Bücher verbreitet worden; und wie diese Bücher die Vorschrift enthalten, das Haupt dieser Religion, genannt Jesus, zu ehren, so scheint es, daß dies derselbe Cultus sei, der in verschiedenen Zeiten verfolgt und von dem himmlischen Reiche mit unerbittlicher Strenge abgehalten ward. Ein Commissair ist bereits nach Makao abgeordnet worden, das vornehmlich von Europäern bewohnt wird, und er hat daselbst einen gewissen Kinea-Flo, der sich mit dem Schneiden von Drucktafeln beschäftigt, verhaften lassen. Derselbe Commissair hat mehre Bücher weggenommen, die vor das Tribunal dieser Stadt gebracht wurden. Jedermann, wer dergleichen Bücher besitzt, soll sie in der Frist von sechs Monaten bei den Autoritäten der verschiedenen Districte abliefern, widrigenfalls er verhaftet und mit äußerster Strenge bestraft werden soll. Die christliche Religion der Europäer verbreiten, heißt das Volk betrügen. Diese Religion ist den Grundsätzen der Moral zuwider und verschlechtert das menschliche Herz; darum war sie von jeher durch die Gesetze verboten, und nach den Lehren der Erfahrung, die wir von unsern Vorfahren überkommen haben, soll die Vergangenheit als Richtschnur für die Zukunft dienen. Ihr Alle, die ihr der Ruhe und des Friedens genießt, sollt euch der Wahrheit befleißigen und den Irrthum zerstören; es ist gleichfalls eure Pflicht, jede neue Sekte zu meiden und der Religion der Könige unserer Vorfahren treu zu bleiben: so werden der Friede und die Tugend in unserm Reiche blühen und wir begehren nur in euch loyale und treue Unterthanen in dieser glücklichen Epoche unserer Regierung zu finden. Gezeichnet: Taon Kwang, 16. J. 24. Tag, 4. Mond." 4.

Bibliographie.

Breitenstein, F. v., Die Kinder des Grabes. Nach einer altdeutschen Sage. 8. Leipzig, Rein. 1 Thlr.

Eckermann, J. P., Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 1823—1832. 2 Theile. 2te, mit einem Register versehene Ausgabe. 8. Leipzig, Brockhaus. 4 Thlr.

— —, Dasselbe. Erste Ausgabe. Namen- und Sachregister. 8. Ebendas. 4 Gr.

Elchthal, G. d', Les deux mondes. Servant d'introduction à l'ouvrage de M. Urquhart: La Turquie et ses ressources. Publié avec l'autorisation de l'auteur. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 16 Gr.

Grauert, W. H., Christina Königin von Schweden und ihr Hof. 1ster Band (2te Abth.). Gr. 8. Bonn, Weber. 1 Thlr. 8 Gr.

Kritiken des Werkes von Friedrich von Raumer: England im Jahre 1835 aus der Morning Chronicle, den Times, dem Dublin Review, Foreign quarterly Review und Edinburgh Review. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 8 Gr.

Minding, J., Das Leben der Pflanze. Ein Gedicht. Gr. 8. Leipzig, Voss. 12 Gr.

Müller, R., Studien im Fache der Dramatik. 1ster Band. Das antike und moderne Drama, entwickelt und verglichen aus dem Standpunkte der zeitlichen Religion. (1ste Lief.) Gr. 8. Baden im Aargau, Zehnder. 1ste bis 3te Lief. 1 Thlr. 8 Gr.

Raupach's, E., dramatische Werke ernster Gattung. 7ter, 8ter Band. Die Hohenstaufen. 3ter, 4ter Band. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Jeder Bd. Subscriptionspreis 1 Thlr. Ladenpreis 1 Thlr. 12 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 29. — 29. Januar 1837.

Briefe aus Elsaß und Lothringen.

Zweiter Brief.*)

Es ist ein ganz eigner Contrast, wenn man die einförmige Hochebene Lothringens hinter sich läßt, mit ihren unbedeutenden Hügeln, mit ihren spärlichen Ortschaften, mit ihren weit gedehnten, baumleeren Korn- und Weizenfeldern; wenn man plötzlich vom Gipfel der Vogesen das freundliche Elsaß überblickt, mit seinen zahllosen Städten und Dörfern, mit seinen Wäldern und Obsthainen, mit seinen bunten Wiesen und Feldern, mit seinen schlängelnden Flüssen und Bächen, und wenn nun der Wagen pfeilschnell die vielfachen Windungen der Straße von Zabern herabfliegt, sodaß bald links bald rechts im Vordergrunde das liebliche Städtchen, im Hintergrunde der graue Münsterriese dem freudig erstaunten Auge sich darbietet. Und wie das Land, so ist das Volk! Selbst nach dem äußern Gepräge findet sich im Elsasse eine weit größere Mannichfaltigkeit von Gestalten und Physiognomien. Es gibt Gegenden, wo die Bewohner weder kräftig, noch schön gebildet sind; aber auch andere, wo sie durch Kraft und Ebenmaß der Glieder, durch hohen und schlanken Wuchs sich auszeichnen und an die alten Deutschen des Tacitus erinnern. Die Lothringer dagegen haben fast durchweg einen gedrungenen und stämmigen Wuchs, ein breites, volles Gesicht, und wie eifrig sie sich bemühen, die zierlich gewandten Franzosen zum Muster zu nehmen, fällt doch die Schwerfälligkeit ihrer Bewegungen auf. Doch bei dem weiblichen Geschlechte, wo die Natur mit weniger vollen Händen in die Masse hineingreift, um ihre Gestalten zu bilden, findet man häufig die Zierlichkeit mit der Fülle verbunden und begegnet nicht selten frischen und vollen Gesichtern ohne irgend einen Ausdruck der Plumpheit und Roheit. Dies gilt besonders von den Landmädchen in der Gegend von Nancy. Zum Theil mag es von der Art ihrer Beschäftigung herrühren. Nancy ist bekanntlich der Hauptsitz einer weiblichen Betriebsamkeit, welche alljährlich eine Masse der feinsten Stickereien liefert, die unter dem Namen broderies de Paris in alle Weltgegenden verkauft werden. Aber nicht blos in der Stadt selbst beschäftigt sich ein großer Theil der weiblichen Bevölkerung sowol aus den untern als aus den mittlern und selbst den höhern Classen mit diesem Zweige der Industrie, sondern dieses geschieht auch weithin in den Dörfern umher bis in die Umgebungen von Metz. Der Lohn ist reichlich genug, damit ein großer Theil der Bewohnerinnen des Landes den härtern Feldarbeiten sich entschlagen könne, und die von Jugend auf gewöhnte Beschäftigung kann ihren Einfluß auch auf die äußerliche Bildung nicht verfehlen. Wirklich finden sich unter den Milchmädchen, welche täglich, mit sicherer Hand die Rosse lenkend, durch die Straßen von Nancy fahren, sowie unter den zahlreichen Verkäuferinnen anderer Art gar manche anmuthige Gestalten, welchen die kleinen, netten und anliegenden Strohhütchen recht allerliebst zu Gesicht stehen. Diese sind weit zierlicher als die großen, runden und steifen Strohdächer, welche horizontal über den Köpfen der Elsasserinnen schweben. Um so weniger zierlich sind die runden Hauben, wie sie in andern Gegenden von Lothringen gewöhnlich sind. Diese Hauben und jene Hütchen, sowie bei den Männern die blauen Kittel und die spitzen Baumwollenmützen dürften indessen das Einzige sein, was sich von frühern Volkstrachten daselbst erhalten hat. Im Elsasse dagegen findet man fast von Ort zu Ort eine andere Tracht. Während bei den Bauern die lange, rothe Weste eine Hauptrolle spielt, prangen ihre Mädchen und Frauen in bunten Röcken und Mieder. Im Allgemeinen zeichnen sich die Katholiken, besonders der weibliche Theil derselben, durch hellere und lachende Farben aus; doch machen auch die dunklern Trachten der Protestanten, wo sie durch rothe, grüne und sonstige Bänder und Einfassungen gehoben sind, einen freundlichen Eindruck.

Im größten und bevölkertsten Theile von Lothringen ist die deutsche Sprache durch die französische völlig verdrängt worden, und besonders in allen größern Städten ist das Französische durchaus herrschend. Doch gibt es noch viele Dorfgemeinden besonders im Departement der Mosel, wo das Deutsche die Volkssprache ist. Diese deutschen Lothringer leben jedoch, zum großen Nachtheile für eine tüchtigere Bildung, in völliger Abgeschlossenheit, und alle Fortschritte in der Entwickelung des deutschen Volksgeistes gehen für sie völlig verloren. Anders und besser sieht es im Elsasse aus. Wenn sich hier in der eigentlichen Volksmasse die Einen oder Andern etwas darauf

*) Vgl. Nr. 4 u. 5 d. Bl. D. Red.

zugute thun, daß sie gelegentlich ein wenig Französisch reden gelernt, so sind dies nur seltene Ausnahmen. Im Übrigen beschränkt sich das Französische so ziemlich auf das „bon jour", womit man die Vorübergehenden begrüßt, und wenn man sich französisch bedankt, so ist man häufig artig genug, das „merci" sogleich auch ins Deutsche zu übersetzen. Das Wenige, was ihnen sonst noch in den Schulen mehr angelernt werden soll, als wirklich angelernt wird, verliert sich bald im deutsch geselligen Verkehr. In den mittlern Ständen wird freilich der Unterricht in der französischen Sprache schon etwas weiter getrieben, und die Leute verfehlen nicht, gelegentlich in der Unterhaltung zu repetiren, was sie in den Collegien und Pensionnaten sich angeeignet haben; allein sobald sie etwas warm, oder nur etwas ausführlich werden, pflegt das Gespräch alsbald wieder in das naive Elsässische überzugehen. Nur in den höchsten Classen der Gesellschaft ist das Französische vorzugsweise, jedoch nicht ausschließend, die Sprache der Conversation geworden. Im Allgemeinen hat dasselbe mehr bei den Katholiken als bei den Protestanten, und mehr im Departement des Oberrheins als des Niederrheins Eingang gefunden. Bei den Bewohnern des Oberrheins liegt es zum Theil daran, daß sie, den andern Deutschen gegenüber, ihrer etwas rauhern Mundart sich nicht bedienen mögen. Es ist dies eine falsche Scham, da sich ihr Dialekt, wie das Elsässische überhaupt, durch Kraft und Nachdruck, durch eine reiche Fülle der eigenthümlichst bezeichnenden Ausdrücke und durch eine ansprechende Natürlichkeit so besonders auszeichnet.

Indem der größte Theil der Lothringer seiner Muttersprache entsagte, hat er zugleich dem Franzosenthum bestmöglich sich hinzugeben gesucht. Die Lothringer haben sich aus dem Deutschen ins Französische übersetzt und — wie es bei Übersetzungen zu gehen pflegt — auf eigne Originalität verzichten müssen, ohne sich die besondern Vorzüge ihres Musterbildes aneignen zu können. Sie sind nicht geistreich gewandte und nicht einmal leichtfertig frivole Franzosen geworden, welchen man um besonderer Liebenswürdigkeit willen Manches hingehen lassen mag. Wie man aber in Paris räuspert und spuckt, haben sie glücklich abgeguckt. Namentlich thun sich die Bewohner von Nancy etwas darauf zugute, daß ihre Stadt nebst Toulouse die beiden Orte Frankreichs sind, wo die pariser Moden zuerst und vollständigst copirt werden. Auch versteht man es in den Städten Lothringens nicht weniger als in der Hauptstadt, auf Märkten und in Buden alle Waaren gefällig auszulegen, mit viel verheißenden Inschriften die Häuser zu tapeziren, durch pomphafte Ankündigungen die öffentlichen Blätter und Anschlagzettel zu füllen. So werden neue Erziehungsmethoden, wonach junge Franzosen oder Französinnen baldigst und billigst mit allem Bedarf an Tugend und Wissenschaft versehen werden sollen, sowie neue Mittel gegen Krankheiten, deren man sich in Deutschland noch einigermaßen zu schämen pflegt, ungefähr mit demselben Aufwande von Worten abgethan. In dem Allen scheinen mir selbst die Strasburger noch nicht ganz auf der Höhe der Zeit zu stehen. Deutsche Bescheidenheit hindert sie noch immer, so groß im Kleinen zu sein. Es sind nur Ausnahmsfälle, wenn man auch bei ihnen so kolossale Maueranschläge trifft, daß es eines mäßigen Spazierganges bedarf, um vom einen Ende an das andere derselben zu kommen, und welche, hätte man sie an die Spitze des Münsters angeheftet, jedenfalls bequemer zu lesen sein würden.

Selbst in den häuslichen Einrichtungen tritt uns der Unterschied deutscher und französischer Art und Weise entgegen. In den Küchen des Elsasses erhebt sich der Herd als ein Altar, welchen die geschäftige Hausfrau priesterlich umwandelt; in Lothringen wird das Meiste, was die Sorge für leibliche Nahrung betrifft, auf dem flachen Boden abgethan. Dort liebt man es, sich am behaglichen Ofen gründlich durchzuwärmen; hier zieht man es vor, am flackernden Feuer in zierlichen Kaminen halb zu frieren und halb zu braten. Zwar werden neuerdings auch in Lothringen die Öfen häufiger, und das Klima ist rauh genug, um endlich auf diese Verbesserung häuslicher Einrichtungen denken zu lassen. Allein immer mag man sich von dem alten Gebrauche nicht ganz lossagen. Besonders rühmt man als einen Vorzug der Kamine, daß man das Feuer so schön betrachten könne, und daß es eine société si agréable sei. Diese Liebhaberei scheinen die zahmgewordenen Franzosen mit den wilden Indianern zu theilen. Oder liegt vielleicht ein tieferer Grund dafür in der besondern Ähnlichkeit ihres Charakters mit der flackernden Flamme? An solche allgemeine Volksgebräuche, wie unbedeutend sie scheinen mögen, knüpfen sich indessen oft wichtige Folgen. Wenn die Gewohnheit, an ihren Kaminen zu frieren, die Franzosen in Petersburg dem nordischen Klima leichter als selbst die Eingeborenen Trotz bieten läßt, so mag das Tragen der großen und schweren Holzschuhe, die in Lothringen schon viel allgemeiner als im Elsasse sind, mit dazu beitragen, die Franzosen zu rüstigen Fußgängern zu machen; und zum guten Theile hat Napoleon mit den Füßen seiner Soldaten seine Schlachten gewonnen.

In den ehelichen Verhältnissen und im Familienleben möchten überhaupt die Unterschiede zwischen den wesentlich auf gleicher Culturstufe stehenden Völkern nicht ganz so groß erscheinen, als man gewöhnlich behauptet, sobald man erst seine Beobachtungen auf die ganze Masse des Volkes ausdehnt. Der Vorzug, den man ziemlich allgemein dem deutschen Familienleben gibt, beruht doch zum Theil auf dem Umstande, daß die meisten Beobachter hauptsächlich nur die mittlern Classen der Gesellschaft ins Auge fassen. Bei den höhern Ständen ist im Elsasse wie in Lothringen die Ehe ziemlich durchweg eine Speculation auf Reichthum und Glanz geworden. Auch bei den untern Ständen ist der Abschluß der Ehe ein Handel, und oft genug ein ziemlich schmutziger, welcher jedes feinere Gefühl tief verletzen würde. Die Bauermädchen des Elsasses heirathen gewöhnlich, wie man sich ausdrückt, in den Hof eines andern Bauern, und sehr

häufig wird die Heirath von den Ältern abgeschlossen, ohne daß die Brautleute nur Gelegenheit haben, sich kennen zu lernen. Nicht anders ist es bei den Bauern in Lothringen. Da wird denn aus der Ehe, was sie grade werden kann. Wenn im Ganzen noch ziemlich leidliche Verhältnisse daraus hervorgehen, so liegt der Grund darin, weil bei diesen Leuten die geistigen und sittlichen Bedürfnisse einfach sind. Da man hiernach wenig Ansprüche macht, so werden wenig Erwartungen getäuscht. Anders ist es bei den mittlern und höhern Ständen, wo die mannichfaltigern Interessen und Ansprüche, wenn nicht schon vorher eine harmonia praestabilita vorhanden war, in der Begrenzung eines engern Verhältnisses um so schwerer zu vereinigen sind. Erst auf dem Standpunkte einer etwas höhern geistigen Bildung wird es zur widerlichsten moralischen Verzerrung, wenn bei dem Abschlusse der Heirathen das Herz und Gemüth so gar nicht zu Rathe gezogen werden, und in dieser Beziehung gebührt nun allerdings den Deutschen vor den Franzosen, sowie auch den Elsassern vor den Lothringern ein einschiedener Vorzug. Es gibt wenigstens immer noch mehr Heirathen aus Neigung unter den mittlern Classen des Elsasses, als in Lothringen der Fall ist. Die allgemeinste Krankheit unserer Zeit, die Alles überwuchernde Habgierde, ist überhaupt bei den Franzosen vielleicht in höherm Grade zu Hause als bei irgend einem andern europäischen Volke; selbst mehr als bei den Engländern, wo doch ein weit größerer Theil der Bevölkerung ausschließend den commerciellen Beschäftigungen zugethan ist. Am wenigsten ist noch diese Krankheit bei den Deutschen vorgerückt, ob sich gleich ihre Fortschritte bei ihnen gleichfalls nicht in Abrede stellen lassen. So haben denn auch die Elsasser zwar des Einflusses einer nähern Berührung mit Frankreich nicht durchaus sich erwehren können, aber doch hat das Gift noch nicht so tief als in den andern Theilen des Landes bis in den Kern der Bevölkerung eingefressen. Bei den Lothringern dagegen hat man sich der französischen Weise fast allgemein hingegeben. Die jungen Mädchen aus den mittlern und höhern Classen werden streng bewacht und ängstlich eingehalten, bis sie mit der Ehe zugleich ihre Emancipation vom langen Zwange feiern. Die jungen Männer dagegen haben schon früher ausgetobt, und wenn sie hinlänglich abgestumpft sind, fällt es ihnen um so leichter, den sogenannten Vernunftgründen Gehör zu geben und mit kalter Prüfung die Reize und Renten der Geliebten gegeneinander abzuwägen. Ein Theil derselben sieht etwas länger zu und sucht auf eigne Hand zu erwerben, um sich erst bei Jahren in den ehelichen Ruhestand zu versetzen. Darum findet man vielleicht nirgend eine größere Zahl junger Männer mit ältern Weibern und alter Männer mit jungen Weibern als in Frankreich, wo Lothringen gleichfalls keine Ausnahme macht. Es wäre keine unwichtige Aufgabe der vergleichenden Statistik, den Umfang zu ermessen, in welchem da und dort solche eheliche Misverhältnisse stattfinden. Von dem Umstande, daß dies in Frankreich in besonderm Grade der Fall ist, rührt es zum Theil wol her, daß hier die Ehen weniger fruchtbar sind, und daß sich die Bevölkerung nicht in demselben Verhältnisse, wie in den meisten andern Ländern Europas, vermehrt. Auch ist es unter diesen Verhältnissen sehr natürlich, wenn die französischen Romane so oft da anfangen, wo die deutschen aufhören, mit der Heirath nämlich, welche den Verfassern die Aussicht auf einigen Ehebruch als herkömmliche Ergötzlichkeit darbietet und ihnen Gelegenheit gibt, die Untreue so höchst erklärlich zu schildern. Und es ist sehr natürlich, wenn in der Menge von Vaudevilles, die alljährlich zum Vorscheine kommen, die Zahl der alten Ehemänner Legion ist, welche mit mehr oder weniger Glück ihre jungen Frauen zu bewachen haben. Die Musterbilder zu der poetischen Abspiegelung Dessen, was der schmutzige Strom des gewöhnlichen Lebens fort und fort vorüberführt, sind auch in den lothringischen Städten zahlreich genug. Es läßt sich hiernach ermessen, wie es mit den reinern Freuden des Familienlebens beschaffen sei, und daß neben der großen Zahl gleichgültiger Ehen zugleich die der entschieden unglücklichen nicht gering sein könne. Darum hat der Streit über den Vorzug der beiden Geschlechter, wie er unter uns Deutschen so oft zum Scherze geführt wird, in Frankreich mehr Bedeutung, und mancher Deutsche hat es unangenehm empfunden, wenn er die jungen Franzosen, trotz ihrer Galanterie in Gesellschaft der Damen, ihre Geringschätzung und Verachtung derselben so geflissentlich zur Schau tragen sah.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leben des berühmten britischen Mimen Edmund Kean mit Zügen und Anekdoten aus seiner theatralisch.n Laufbahn. Dem Englischen nacherzählt von Georg Lotz. Hamburg, Perthes und Besser. 1836. 8. 1 Thlr.

Neues über E. Kean wird in dem Buche eben nicht viel geboten. Es scheint auf Speculation gemacht zu sein, wie so gar viele Bücher jetzt gemacht werden, auch herrscht ein etwas roher, unfeiner Ton durchweg darin; wir wissen freilich nicht, ob er dem Verfasser oder Übersetzer zur Last fällt. Wenn der Übersetzer einmal, wie er sagt, abkürzend verfuhr, so hätte er wol noch manche inhaltlose Seite streichen können, denn da eine kritische Erörterung der Vorzüge und Mängel des Spiels von E. Kean, eine Charakteristik desselben darin nicht enthalten ist, so bleibt wahrhaftig nicht viel übrig, worauf man sich nach Durchlesen des Buches noch besinnt. Hr. Lotz konnte hier allerdings nicht wohl mehr streichen, wenn er ein Buch liefern wollte, denn das Bändchen ist dünn genug, das sehen wir ein; in solchem Falle thut man dann aber allemal am besten, man gibt lieber nichts als etwas Mittelmäßiges. Mit großer Kenntniß der englischen Bühne scheint auch nicht eben übersetzt zu sein, denn so z. B. wird das bekannte „Rule a wife and have a wife" von Beaumont und Fletcher beharrlich für Shakspeare's „Taming of the shrew" gehalten.

Kean's Jugend — seine Lebensverhältnisse berühren wir nicht weiter, denn jedes Conversationslexikon u. s. w. gibt darüber Auskunft — und seine Kindheit waren abenteuerlich genug, um denen so vieler Schauspieler, seiner Zeit namentlich, zu gleichen. Wie roh es dazumal, er war 1787 geboren, in diesen Ständen in England zugegangen sein mag, vielleicht in der Provinz noch zugeht, ersieht man aus der Anekdote, die hier (S. 18) von Kean erzählt wird, daß die Beschützerin seiner Kindheit nämlich, Miß Tidswell, die seine erste theatralische Erziehung leitete, als er ihr einmal entlaufen

Nr. 14 Zeitschrift für Elektrotechnik 15. Juli 1922

Seite
Zeitschrift für Elektrotechnik 337

den Truppen des Rheinbundes unter dem Einflusse eines großen Fremden die deutsche Tapferkeit endlich wieder von Neuem hervorleuchtete, so mögen wir selbst darin eine Bürgschaft für die Zukunft unsers Vaterlandes nicht verkennen. Ihr militairischer Geist treibt die Elsasser in besonders großer Menge in die Reihen der französischen Armee und keine Provinz dürfte ihr eine beträchtlichere Zahl von Stellvertretern zusenden. Dazu wirkt freilich die Dichtheit der Bevölkerung des Landes mit und die Noth, mit welcher, trotz seines Reichthums und seiner Fruchtbarkeit, viele Einzelne zu kämpfen haben. Wie sehr aber die Franzosen überhaupt ein militairisches Volk sind, sobald sie unter dem Einflusse irgend einer Aufregung stehen, so ziehen doch die Meisten die productiven Beschäftigungen des bürgerlichen Erwerbs dem militairischen Handwerke im Frieden vor. Dessen ein Beweis ist die Kostspieligkeit der Stellvertretung in Frankreich. Während man in den kleinern Staaten des deutschen Bundes für die gewöhnliche Dienstzeit von sechs Jahren gegen eine Summe von etwa 200 Gulden, oder weniger, leicht seinen Stellvertreter findet, müssen im Elsasse für eine Dienstzeit von acht Jahren regelmäßig 1000 bis 1200 Francs bezahlt werden. Es gibt in Frankreich keine größern Gesellschaften für militairische Stellvertretung, wie in manchen deutschen Staaten der Fall ist. Dieser moderne Handel mit Menschenfleisch, der übrigens förmlich organisirt ist und seine Hauptstapelplätze sowie seine bestimmten Nebenverzweigungen hat, ist vielmehr dem Einzelverkehr überlassen. Im Elsasse ist derselbe hauptsächlich, oder ausschließend, in den Händen der Juden, zu ihrem großen Gewinne und häufig zum großen Nachtheile Derjenigen, die sich unter ihrer Vermittelung verhandeln lassen.

Überhaupt ist die Zahl der Juden im Elsasse sowie in einigen Theilen von Lothringen sehr beträchtlich. In besonders großer Menge drängen sie sich in einzelnen Landstädtchen des Elsasses zusammen, wo sie sich bald im Besitze der geräumigsten Wohnungen und eines unverhältnißmäßig großen Theiles des Einkommens befinden. Wenn man sich kürzlich in der Versammlung der würtembergischen Stände auf die heilsamen Folgen der Emancipation der Juden in Frankreich berufen hat, so ist davon an Ort und Stelle nicht viel zu bemerken. Im eigentlichen Frankreich zwar, wo nur wenige Juden zerstreut leben, können keine besonders nachtheiligen Folgen aus ihrem Thun und Treiben hervorgehen. So ist es aber schon vor der bürgerlichen und politischen Gleichstellung gewesen. Im Elsasse dagegen, wo in der größern Masse der eigenthümliche esprit de corps derselben fort und fort Nahrung erhält, haben sie noch lange nicht ihren wucherischen Gewohnheiten entsagt. Nur sehr wenige in einigen etwas größern Städten haben sich den bürgerlichen Gewerben zugewendet. Diese Erfahrungen sprechen jedoch nicht *gegen*, sondern *für* die rechtliche Gleichstellung; denn schon jenes Wenige ist etwas, und immer ist gewiß, daß sich durch die Emancipation der Juden das Verhältniß zu den Christen wenigstens nicht verschlimmert hat. Wie in verschiedenen Theilen Deutschlands, so haben sich in neuester Zeit auch unter den Juden des Elsasses mehre tüchtig gebildete Männer gefunden, die sich die sittliche Erhebung ihrer Glaubensgenossen mit löblichem Eifer angelegen sein lassen. Eine besondere Zeitschrift „La régénération", während längerer Zeit unter der Redaction von Simon Bloch erschienen, ist ausschließend diesem Zwecke gewidmet. Namentlich rühmt man auch das Benehmen und die rastlose, fördernde Thätigkeit des allgemein geachteten jetzigen Oberrabbiners zu Strasburg. Während man so für die geistige Emancipation der Juden besorgt ist, sollte man indessen, ihnen gegenüber, auch auf diejenige der christlichen Bevölkerung des Elsasses, namentlich der Bauern, bedacht sein. Es ist unglaublich, mit welcher Blindheit diese immer von Neuem den Juden in das Garn laufen. Solche gläubige Ehrlichkeit findet sich nur unter den Deutschen, und darin liegt wol mit ein Grund, warum wir von einer so zahlreichen jüdischen Bevölkerung heimgesucht sind. Gewiß wäre es also zweckmäßig, wenn man die Landleute durch Verbreitung echt populairer Schriften über die hauptsächlichsten Machinationen jüdischer und freilich auch christlicher Wucherer zu belehren suchen wollte, damit jene endlich lernten, sich selbst zu wahren. Ein besonders gewöhnlicher Kunstgriff der Juden im Elsasse besteht darin, daß sie ihren Schuldnern auf dem Lande Zahlungstermine festsetzen, welche weitab von der Zeit der Ernte liegen. Können dann die Schuldner nicht bezahlen, wie die Gläubiger voraussehen, so wird davon Veranlassung zu weitern Verpfändungen und wucherlichen Contracten genommen, bis jene mehr und mehr verstrickt sind. Endlich sollte man wol unter öffentlicher Autorität der Gemeinden zahlreichere Leihanstalten errichten und so den Bauern ein leicht sich darbietendes Mittel, um sich der Willkür der Juden zu entziehen, an die Hand geben. Erst in Verbindung mit solchen Maßregeln dürfte überall, auch bei der Masse des Volks, die Emancipation der Juden nicht ungünstig angesehen werden. Zugleich würde sie für diese selbst um so eher zu einem Resultate führen, als sich in derselben Zeit, wo sich ihnen neue Wege des Erwerbs und der Thätigkeit öffnen, der Schacherhandel und Geldwucher als minder ergiebig darstellen würden.

Die kriegerische Lust und der militairische Geist offenbarten sich in Lothringen und im Elsasse besonders in der ersten Zeit nach der Julirevolution. Mit überraschender Schnelle bildeten sich aller Orten die Nationalgarden. Es war ihnen heiliger Ernst mit ihrem Enthusiasmus, und die neuen Bürgersoldaten des Elsasses mochten sich nicht mehr, wie es wol früher geschah, den Ruf: „Vivre libres ou mourir!" in vivre lieber als mourir übersetzen. Besonders zeichnete sich die Nationalgarde in Strasburg unter tüchtiger Leitung durch regen Eifer und militairische Übung und Bildung aus. Die Artillerie dieser Nationalgarde, 1100 — 1200 Mann stark, zog zuweilen mit 30 Kanonen aus und wetteiferte nicht blos in Bedienung der Geschütze und in richtigem Zielschießen mit der gut geübten Linienartillerie, sondern trug in letzterer Beziehung häufig den Preis davon. Hiervon war der einfache Grund, daß sich in ihrer Mitte viele Handwerker befanden, die

am Tage liegt, für den Menschen ein unerschöpflicher Quell der edelsten Geistes- und Sinnengenüsse — ist" u. s. w. (wobei nur vergessen, daß sie leider auch dem Gegentheile genug Stoff bietet), handelt die erste Abtheilung „Von der Bedeutung der Rose im ersten Stadium ihres Lebens". Weitschweifig und geschmacklos wechseln sinnige Ergüsse, überpfropft mit den heterogensten Dingen, mit nüchternen Citaten, in Betreff der ersten Blattentwickelung. Folgen hierauf „Der Rose Lebenskämpfe" Sonnenglut und Kälte, aber auch „Zu sehr gedüngter Boden", „Blattläuse"; und diese besonders speciell. S. 43: „Indem sie ihre Saugrüssel einbohren, erlernen sie gar bald die Art und Weise, langsam zu tödten. Sie sind die neidischen Recensenten (hierbei ein Citat aus Saphir) jeder neuerstandenen Blütenbildung, über die sie herfallen wie ein Ittis über die Tauben." Noch zwei volle Seiten geht die Naturgeschichte der Blattläuse so fort; ihre auf eine Billion berechnete Vermehrung und Angabe der Naturforscher, die sie beobachtet und über sie geschrieben. Hierunter auch der Cantor Kyber, der sie jahrelang im Zimmer pflegte. „Man könnte diesem Forscher daher etwa den Namen Blattlaus-Rafael beilegen, wie man jenen berner Maler (und nun in einer sieben Zeilen langen Anmerkung die Biographie desselben, Gottfried Mind, der mit den Rosen gar nichts zu schaffen hat) Katzenrafael nennt, der wie Crebillon so leidenschaftlich die Katzen liebte."

Ref. fragt jeden Leser von Geschmack, was er von solchem Mischmasch halten könne. Sowie an dieser Stelle, geht es das ganze Buch hindurch; auf die Blattläuse folgen die Baumwanzen u. a., bald darauf Lieder von Haug, und Den möchten wir sehen, der zehn Seiten hintereinander hier zu lesen im Stande wäre. Nur noch ein Beispiel zum Schluß, S. 624, die wir soeben zufällig aufschlagen. „H. L. über die Vergänglichkeit der Rosen der Jungfrau. Motto: „Die schönen Tage in Aranjuez sind nun vorüber." Fr. v. Schiller im „Don Carlos". Auch die blühendste Jungfrau verliert früher oder später ihre Rosen; selten erfreut sie sich ihrer so lange als eine Ninon de Lenclos, die Aspasia Frankreichs, und schwerlich wird, wenn ihr schönes Haupt ein bleicher Schädel geworden, dieser noch Bewunderer finden wie jener berühmte bildschöne Schädel der Georgianerin bei Blumenbach." *) Doch genug und übergenug. 128.

*) S. Abbildungen naturhist. Gegenstände von J. F. Blumenbach. 2. Heft, Nr. 51. Göttingen 1802.

Literarische Notizen.

Während diejenigen europäischen Nationen, welche der europäischen Cultur voranzuschreiten pflegen, die Deutschen, Engländer und Franzosen, bereits seit mehren Jahrzehnten ihre selbständige Almanachsliteratur besitzen, ein literarischer Zweig, gegen den die solide Kritik freilich in einer Hinsicht immer etwas einzuwenden haben wird, hat man in der polnischen Literatur erst in ganz neuerer Zeit, im J. 1829, das erste belletristische Taschenbuch erscheinen sehen. Dieser Erstling der polnischen Almanachsliteratur war die in Warschau von Odyniec herausgegebene: „Noworoczne Melitele", mit Umsicht redigirt, und durch gute Beiträge von Mickiewicz, Odyniec, Gorecki, Chodzko und andern polnischen Verfassern ausgezeichnet. Kürzere, der Volksgeschichte entnommene Erzählungen, sowie die lithauischen Novellen (Dumki), welche den hauptsächlichen Inhalt dieses Taschenbuchs bildeten, gereichten demselben sehr zur Empfehlung. Dessenungeachtet erlebte dieses Taschenbuch nur noch eine Jahresfolge, denn die furchtbar bewegte Zeitperiode von 1831—34 stellte der polnischen Nation freilich eine weit andere Aufgabe, als die Redaction eines poetischen Almanachs ist. Endlich brachte das Jahr 1835 wieder einige polnische Taschenbücher. In Breslau erschien: „Marzana", eine Sammlung, worin man allerdings eine gewisse jugendliche Kräftigkeit verspürt, die aber sich in sehr ungleichartigen und zum Theil unersprießlichen Elementen offenbarte und nebst einigen Blüten auch mehre unreife Früchte enthielt. Ausgezeichneter in jeder Hinsicht war der in demselben Jahre zu Wilna erschienene: „Znicz". Nordische Kraft und südliche Milde der Dichtung zeichnen dies Taschenbuch in gleicher Weise aus; es enthielt nächst poetischen Ergüssen der leichten und anmuthigen Gattung auch ein großartiges Gemälde, aus der Geschichte Lithauens entnommen, welches dem Geschichtsfreund manche durchaus neue und interessante Gesichtspunkte darbietet. Die Lithauer sind an und für sich ein hochpoetisches Volk, von einer dichterischen Passivität wie wenige andere, und so kann man es den Redactoren des „Znicz" nur Dank wissen, daß sie in dem nächsten Jahrgang für 1836 die Fortsetzung jener historischen Darstellung gegeben haben. Die beiden Jahrgänge des in Warschau erschienenen „Intrzenka" (Morgenstern), 1835 und 1836, bieten kein so schönes und befriedigendes Ganze dar, doch ist das Streben der Herausgeber auch hier nicht zu verkennen, und es läßt sich mithin für die Folgezeit auch von diesem Almanach Gelungeneres erwarten. Zu Lemberg in Galizien erschien 1835 das polnische Taschenbuch „Dziewonia", dessen nationales Colorit und jugendliche Kräftigkeit es zu einem würdigen Genossen des „Znicz" erheben. Unter allen diesen Taschenbüchern ist, so viel uns bekannt, der Jahrgang für 1837 erst von der „Melitele", und zwar in Leipzig erschienen, doch läßt sich erwarten, daß auch die übrigen ihr einmal begonnenes Streben nicht hintansetzen werden.

„A history of the life of Edward the black prince and of the various events connected therewith, which occurred during the reign of Edward III., king of England, by *G. P. R. James*" (Zwei Bände) ist, der Aufmerksamkeit nach zu urtheilen, die es bereits erregte, eins der verdienstlichsten unter den neuesten englischen Geschichtswerken. Ein englischer Kritiker äußert sich darüber so: „Die Geschichte Englands bietet in ihrem ganzen Verlaufe keine denkwürdigere und interessantere Periode dar als die, welche mit dem Leben dieses ritterlichen und romantischen Prinzen in Verbindung steht. Keine Periode ist so reich an nationaler Charakteristik, so ausgestattet mit auffallenden und eigenthümlichen Zügen, sowol in Hinsicht auf das Zeitalter selbst als auf die in demselben hervorstechenden Individuen. Die Ereignisse sind ebenso wichtig, als die handelnden Personen bedeutend sind. Urtheil und Einbildungskraft werden gleich stark in Anspruch genommen. Eine solche Epoche verlangt allerdings einen kräftigen Darsteller, der mit unermüdlicher Forschung und gründlichem Sammlerfleiß auch den Glanz der Rhetorik und das Feuer der poetischen Begabung verbinden muß; der es versteht, das menschliche Gemüth bis in seine geheimsten und dunkelsten Schlupfwinkel zu verfolgen und ebenso sehr Das, was er Bedeutungsvolles in diesem Schachte entdeckt hat, lichtvoll zu Tage zu fördern. Man kann sagen, daß der Verf. obigen Werks seine schwere Aufgabe auf eine glänzende Weise gelöst hat, und muß gestehen, daß diese seine Geschichte des tapfern schwarzen Prinzen einen bewunderungswürdigen Gegensatz zu den Tagesrevolutionen im Gebiete der Geschichte bildet. Man erblickt darin nicht die rohen und hastigen Ergüsse einer temporairen Autorschaft, sondern Alles ist besonnen und mit ruhigem Fleiße zu Stande gebracht. Was die Darstellung betrifft, so zeugt sie durchgängig von wirklicher historischer Genialität. Der Styl ist ein reines, durchdachtes Englisch und zeigt sich am durchgebildetsten da, wo Schwierigkeiten, Controversen und Zweifel im Stoffe selbst sich darbieten, zwischen denen allen es darauf ankommt, hindurchzusteuern und den rechten Hafen ausfindig zu machen. Mit einem Worte: dies Buch wird ein bleibendes Document im heutigen Conflict der englischen Nationalliteratur sein, und dies ist für die Gegenwart sicherlich das vorzüglichste Urtheil, was gefällt werden kann. Es scheint wahrscheinlich, daß es auch im Auslande sich bald einer angemessenen Verbreitung wird rühmen können." 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Preußische Gesetzsammlung

Bauern muß die Braut eine Menge von Kleidern zur Mitgabe bringen. Nach Ankunft des Brautwagens wird über den Beſtand dieſer Kleider eine Art mündlichen Inventars aufgenommen, indem der Bräutigam ſelbſt die verſchiedenen Stücke vor ſo vielen Gemeindegliedern, als grade zuhören wollen, mit lauter Stimme hinzählt. Und wie es anderswo die Damen für eine Schande halten, wenn ſie nicht in jeder Jahreszeit in neuer Tracht erſcheinen, ſo läßt man es in vielen Ortſchaften des Elſaſſes für eine Schande gelten, wenn während der ganzen Ehe auch nur ein einziges neues Kleid angeſchafft werden muß Wenn irgend ein freudiges Familienereigniß eintritt, eine Hochzeit oder eine Kindtaufe, ſo wird die herkömmlich einfache Lebensweiſe durch langen Saus und Braus unterbrochen. Man liebt es nicht, wie es ſonſt gewöhnlich geworden, die Luſt und Laſt des Lebens, das Süße und Sauere durcheinander zu rühren, um es gleichmäßiger zu vertheilen und zu genießen, ſodaß alle Tage unſeres Lebens im trüben Grau des juste milieu erſcheinen, aus welchen kein rechter Ernſt und kein rechter Scherz hervorzuleuchten pflegt. Wie man an unſern altdeutſchen Münſtern die ſteinernen Bilder der Heiligen und die wunderlichſten Narrenfratzen in bunter Reihe und keckem Widerſpiele erblickt, ſo mag man noch im Elſaſſe den Ernſt und den Scherz entſchiedener einander gegenüberſtellen. Man ſucht dieſen letztern für beſtimmte Gelegenheiten zuſammenzuhalten, damit noch lange die Erinnerung auf den wohlmarkirten Stunden und Tagen wie auf grünen Inſeln in dem grauen Meere der Vergangenheit bei ihrem rückwärtsgehenden Fluge ausruhe und ſich ergötze. Bei ſolchen Familienfeſten ſind in weiter Ausdehnung alle nahen und fernen Verwandten und Bekannten zur Mitfreude geladen. Dafür macht man auf gemeinſame Bezeigungen des Mitleidens gleichfalls Anſpruch, ſobald traurige Ereigniſſe eingetreten ſind. Bei Beerdigungen begleiten die Worte des Geiſtlichen den Todten in das Haus, in die Kirche und an das Grab, während es zugleich ein zahlreiches, freiwilliges Gefolge von Bekannten und Verwandten für ſeine Pflicht hält, ihm das Geleite zu geben. In den meiſten deutſchen Städten der Rheinlande beſteht dagegen meiſtens das Gefolge nur aus einigen bezahlten Trägern, ſodaß der trennende Egoismus, welcher die frühere Gemeinſchaftlichkeit der Freuden und Leiden immer mehr zerſetzt und zerlegt, ſelbſt bis an den Rand des Grabes ſich bemerkbar macht.

Wie man in vielen Dörfern des Elſaſſes bei den Frauen und Mädchen eine gehörige Kleiderordnung zu handhaben weiß, ſo dehnt man die Sittenpolicei auch weit aus, indem man Schildwache ſteht gegen den beſonders von Frankreich her eindringenden Geiſt der Frivolität. Iſt ein Mädchen zu Falle gekommen, ſo erhält es in der Kirche ſeinen beſondern Platz. Kommt es dann ſpäter zur Heirath, ſo wird die Braut nicht, wie die unbeſcholtenen Jungfrauen, vom Pfarrer im Hauſe abgeholt; ſie darf keinen Brautkranz tragen; ſie muß, wenn ſie in einen andern Ort überzieht, neben dem Wagen hergehen. Es iſt vielleicht mit eine Folge dieſer Volksjuſtiz, oder dieſer Sittenpolicei, daß die Zahl der unehelichen Kinder im Elſaſſe verhältnißmäßig gering iſt.

Zu den allgemeinern Volksfeſten im Elſaſſe gehören zu Pfingſten die Umzüge der jungen Burſche in mehren Ortſchaften; die Johannesfeſte, wo ſich die Burſche und ihre Mädchen damit unterhalten, paarweiſe und Hand in Hand über die auf den Bergen angezündeten Feuer zu ſpringen u. ſ. w. Beſonders eigenthümlich und noch jetzt im Gebrauche iſt das Feſt, das jährlich zu Ehren des Schutzpatrons von Tann gefeiert wird, einem kleinen Städtchen im obern Elſaſſe. Auf dem Platze vor dem ſchönen Münſter, ein ſtrasburger Münſter im kleinern Maßſtabe, ſammelt ſich die Menge um ein großes Feuer. Jeder ſucht nun einen Feuerbrand zu erhaſchen, der gegen Hieb und Stich dienlich ſein und ein ganzes Jahr lang eine wunderthätige Kraft bewahren ſoll. Iſt man ſo im beſten Thun, ſo werden plötzlich Waſſerſpritzen gegen das Feuer und gegen die Menge losgelaſſen, bis unter Lärmen und Lachen die Sache ein Ende hat. Auch unſer liebliches Weihnachts- und Kinderfeſt wird überall im Elſaſſe auf deutſche Weiſe begangen. In Lothringen dagegen iſt alle Spur davon verſchwunden. Die Kinder daſelbſt müſſen ſich mit dem St.-Nikolaus begnügen, der ungefähr auf dieſelbe Art wie bei uns ſein Weſen treibt, und mit den Geſchenken, die ſie nach franzöſiſcher Sitte am Neujahrstage erhalten. Aber damit iſt die reiche Poeſie unſers Weihnachtsfeſtes und unſerer Chriſtbäume in nüchterne, dürre Proſa überſetzt.

Freilich iſt auch das Land mit den Spuren, welche ihm die Geſchichte aufgedrückt hat, ſchon an ſich unendlich poetiſcher zwiſchen dem Rhein und den Vogeſen als das lothringiſche Flach- oder Hügelland. Lothringen hat wenig, was in eine fernere, poetiſch-dämmernde Vergangenheit hinweiſt, einige Werke gothiſcher Baukunſt ausgenommen, unter welchen die Kirche von St.-Nikolaus, einige Stunden von Nancy, die bedeutendſte und künſtleriſch vollendetſte iſt. Das Elſaß aber hat nicht blos ſeinen Münſterrieſen, welcher ſo viele Jahrhunderte durchragt, welcher, weithin ſichtbar im Lande, der Stolz ſeiner Bewohner und der Mittelpunkt iſt, auf welchen immer wiederkehrend die Sinne wie die Gedanken ſich richten; es hat auch andere denkwürdige Dome, welche die Andacht der Vorfahren gewölbt hat; es hat zahlloſe Burgen, die in Trümmern von den Gipfeln der Vogeſen herabblicken; es hat vielfache Trümmer aus der Römerzeit und Heidenſteine und Heidenmauern, welche noch tiefer zurückdeuten. An dies Alles knüpfen ſich eine Menge Sagen, die noch jetzt im Munde des Volkes fortleben. Auch zeigt ſich im Elſaſſe ein löblicher Eifer — und neuerdings mehr als je zuvor — die ſichtbaren Denkmale der Vergangenheit, durch Bild und Wort vervielfältigt, der Nachwelt zu überliefern und die mündlichen volksthümlichen Überlieferungen in neuem dichteriſchen Gewande aufzubewahren. Dahin gehört das Prachtwerk: „Antiquités de l'Alsace", von Golbéry und Schweighäuſer mit einem franzöſiſchen Texte in 20 Lieferungen herausgegeben; die „Chateaux, monumens et sites pittoresques", von Rothmüller gezeichnet, mit

französischem Texte und einer deutschen Übersetzung; sodann die „Alsabilder", eine poetische Bearbeitung eines Theils der elsässischen Volkssagen von den Brüdern August und Adolf Stöber u. s. w.

Auch die allgemeiner verbreiteten, aber eigenthümlich deutschen Sagen und Märchen wie die vom hörnen Siegfried, vom Till Eulenspiegel u. s. w. sind im Elsasse zu Hause. In Lothringen scheint dagegen das Bedürfniß einer Volkspoesie seine beinahe ausschließende Befriedigung in jenen wunderbaren Kindermärchen zu finden, die in wesentlich gleicher Überlieferung fast bei allen europäischen Völkern vorkommen und deren Ursprung bei vielen schlechthin nicht auszumitteln ist. Schon vor geraumer Zeit gesammelt und gedruckt, sind diese Märchen zu Epinal 1830 in einer neuen Sedezauflage erschienen. Da finden sich „La barbe bleue", „Le chaperon rouge", „Le chat botté", „Le petit pouce" u. s. w., mit allen Einzelnheiten, wie sie in Deutschland berichtet werden und von Tieck dramatisirt worden sind; sodann verschiedene Zauber- und Feenmärchen, welche zum Theil eigenthümlich französischen Ursprungs scheinen, als die „Histoire nouvelle et divertissante du bon homme Misère", „Brinborion", „Peau d'ane", „La petite aux grelots" u. s. w. Diese Sedezbüchlein werden auf allen Messen und Märkten Lothringens in Massen ausgeboten und in Menge verkauft. Es ist dies einer der bedeutendsten Zweige der eigentlich populairen Literatur. In Nancy ist man auf den guten Gedanken gekommen, zu diesen verschiedenen Märchen bunte Bilder drucken zu lassen, die zu 1 Sou der Bogen verkauft werden. So wird der Phantasie der Kinder etwas nachgeholfen und den Müttern und Lehrerinnen das Erzählen erleichtert. In der That wissen die kleinen Jungen und Mädchen die verschiedenen Kindermärchen mit der liebenswürdigsten Plauderhaftigkeit und mit allen Umständen herzuerzählen. Aber leider erlaubt man den Kindern nicht, lange genug Kinder zu bleiben. Dies gilt vielleicht in Frankreich noch mehr als anderswo, wenngleich die Masse des französischen Volks in mancher Hinsicht die Kinderschuhe nimmer austreten mag. 117.

Der Mucker in der Einsamkeit. Ein Beitrag zur Sittengeschichte des 19. Jahrhunderts. Leipzig, Literarisches Museum. 1837. Gr. 12. 9 Gr.

Wahrscheinlich das Schriftchen, wovon wir soeben im nürnberger „Correspondenten" lesen, daß es in Baiern verboten sei. Wenn Rec. es für ganz recht hielt, daß gegen die giftigen Frivolitäten des jungen Deutschlands von Oben her eingeschritten und der Welt gezeigt wurde, man sei noch nicht bis zu der Stumpfsinnigkeit und Immoralität gelangt, daß man die Grundfesten aller Religion und Sittlichkeit freventlich untergraben und die Menschheit stillschweigend zur Thierheit wolle herabsinken lassen, so scheint es bei diesen wenigen Bogen nicht wohlgethan zu sein, sie zu unterdrücken. Es sind allerdings Schändlichkeiten mitgetheilt, die das bessere Gefühl verletzen. Allein fast Alles hat man schon in den öffentlichen Blättern ebenso gelesen. Sodann ist es nicht die Absicht, diese Lasterhaftigkeit zu vertheidigen und als die rechte Lebensklugheit für das kommende Geschlecht zu empfehlen und sie con amore zu schildern, sondern den Blinden die Augen, den Tauben die Ohren zu öffnen, daß man vernehme, was es mit der Frömmelei und Heuchelei, mit dem Conventikelwesen und der Andere verdammenden Rechtgläubigkeit für eine Bewandtniß habe. Wenn man auch Diejenigen gern ausnimmt und sie ihres Glaubens in ihrer Einfalt und geistigen Beschränktheit gern dahinwandeln läßt, die in guter Meinung sich dem Mysticismus hingeben, so sollen dagegen solche freche Menschen, die das Heiligste, die Religion, zum Deckel ihres Schmuzes misbrauchen, auch von der Öffentlichkeit zur Warnung für Andere gezüchtigt werden. S. 1—32 werden die Ausschweifungen der zwei Parteien, der Waldenser, deren Haupt der Superintendent Wald an der haberberger Kirche war, als dessen Freund auch Dr. D. genannt wird (S. 6), und der viel schlimmern, der Ebelianer, die von dem Prediger Ebel den Namen haben, dessen rühmlicher Gehülfe der Prediger Diestel war, erzählt, welche sogar hohe gräfliche Ehepaare bethörten, bis diesen die Augen auf- und übergingen. Wald, Diestel und Ebel sind bereits abgesetzt, die Untersuchungen sind aber noch nicht zu Ende; hoffentlich wird der Ausgang des noch dazu von Geistlichen verübten Skandals bekannt werden. Von S. 23 folgen „Muckeraphorismen", ganz in dem Sinne, daß von Jesu Blut auch „ein Tröpflein kleine, die ganze Welt kann reine, ja von des Teufels Rachen kann los und ledig machen", vermuthlich aber nicht von dem Criminalgericht. Wir könnten mit noch ganz andern Verslein aus dieser Schule aufwarten. 23.

Notizen über Spanien. *)

Häusliches Leben in Spanien. „Ich und ein anderer Offizier von demselben Regiment wurden in der Calle-Mayor, eine der vorzüglichsten Straßen der Stadt, einquartiert, in dem Hause einer alten Dame, die Witwe war und zwei Töchter hatte, die eine von etwa 20, die andere von 15 Jahren, beide von sehr vortheilhaftem Äußern und gutem Temperament. Sie standen in der Regel um 8 oder 9 Uhr Morgens auf, nahmen ein einfaches Frühstück, bestehend aus gerösteten Weißbrotschnitten und Chocolate, die in kleinen irdenen Tassen, etwas größer als Fingerhüte (?), aufgetragen wurde. Ganz ohne alle die Formen und Ceremonien, die bei einem englischen Frühstück stattfinden, wurde dieser Morgenimbiß stehend oder sitzend, oder während des Promenirens aus einem Gemach in das andere eingenommen, je nachdem es die Geschäfte erlaubten. Nach dem Frühstück zog sich die alte Dame auf ihr Zimmer zurück, während die Töchter im Saale blieben, um an einer neuen Mantilla zu sticken, wobei ich ihnen einige Seiten aus „Gil Blas" oder „Don Quixote" vorzulesen pflegte. Um 1 Uhr begab man sich zum Mittagessen, das einigermaßen im französischen Styl war, obwol frugaler. Es bestand in der Regel aus etwas Fisch mit Bohnen und grünen Erbsen, die auf verschiedene Weise zubereitet waren; nachher ward in der Stickerei und Vorlesung fortgefahren, bis der Abend kühl wurde und die Mädchen, stattlich mit Fächer und Mantilla herausgeputzt, sich nach dem Paseo oder öffentlichen Markt begaben. Um 10 Uhr servirte man das Abendessen, das in der That nur ein zweites Mittagessen war, und mit dem Schlag Elf erhob sich die ganze Familie und wünschte uns „buenas noches"."

Soldatenfrauen. „Niemand war zufriedener als ich, da ich nach einmonatlicher Abwesenheit wieder zu meinem Regiment gelangte; denn ich war des ewigen Sehens nach dem Gepäck und der ewigen Beschwerden und Zänkereien von Seiten der Soldatenfrauen herzlich müde. In der That waren diese Exemplare von dem britischen schönen Geschlecht, die von der Legion mitgebracht worden waren, keineswegs geeignet, den Spaniern

*) Aus dem in Nr. 8 d. Bl. bereits erwähnten Werke: „Twelve months in the British legion. By an officer in the 9th regiment". D. Red.

eine vortheilhafte Idee von der weiblichen Schönheit in England einzuflößen, und ihr zerlumptes Ansehen, mit den schmuzigen Strohmützen auf ihren rothplüschigen Köpfen, die pöbelhaften Gesichter u. s. w. waren wol geeignet, die niedlichen Señoras in Erstaunen zu setzen und sie zu der naiven Frage zu berechtigen, ob denn in England alle Frauen so beschaffen wären wie diese. Die Stämme der unbeschuhten „Moll-Flaggens" von der „grünen Insel", die mit unsern irischen Regimentern herüberkamen, sind über oder unter aller Beschreibung, und die Figuren, die sie in dem Nachtrab der Bataillone auf dem Marsch bildeten, mit einer Pyramide von Kindern auf ihrem Rücken und noch einigen dazu, die nebenher liefen, mußten in den Augen der Eingeborenen allerdings sehr befremdlich erscheinen, die nicht abgeneigt waren, sie als ein integrirendes Moment der britischen Legion überhaupt, oder als eine Supernumerarcompagnie von Weibern und Waschweibern zu betrachten, die einen wesentlichen Bestandtheil jedes Regiments ausmachten. Auf welche Weise diese im höchsten Grade überflüssigen Accidenzien unsers Heeres ihren Lebensunterhalt fanden, habe ich niemals begreifen können, denn da ihre Anwesenheit gegen die ausdrückliche Ordre war, so empfingen sie weder Rationen noch Löhnung und hatten auch innerhalb der letzten sechs Wochen keine Aussicht, diese mit ihren Männern zu theilen, da diese selbst keine empfingen. Dennoch folgten sie unserm Zuge Tag für Tag, bei gutem und bei bösem Wetter, und hatten immer leichte Herzen und rothe Wangen, nur daß sie sich hin und wieder ein wenig zankten, und ertrugen alle Beschwerden des Marsches mit weit mehr Geduld als die Männer, bis sie die Genugthuung hatten, in die Thore von Vittoria einzulaufen."

Beschreibung Cordova's. „Während unserer Einquartierung in Ilarazza hatte ich Gelegenheit, Cordova zu sehen, der häufig mit seinem Stab einen Ritt durch das Dorf machte, um die Außenposten zu besichtigen und das Terrain zu recognosciren. Einmal hielt er eine Stunde Rast und ich benutzte diese Gelegenheit, mich unter die ihn umgebenden Offiziere zu mischen, um wo möglich etwas Näheres über die Aussichten und den Fortgang des Krieges zu erfahren. Hier sah ich nun den Sieger von Arlaban ganz in der Nähe. Es ist ein kleiner, übelgebauter Mann, mit eingezogenen Schultern, in dessen Physiognomie kein tiefer Ausdruck, außer dem eines phlegmatischen Mißvergnügens liegt, der durch seine kleinen scharfen und blinzelnden Augen, die ihm beinahe das Ansehen eines Trödeljuden geben, noch vermehrt wird. (Man sieht, der englische Offizier ist kein großer Freund des Herzogs von Mendigorria.) Seine Haltung und Geberden waren träge und langsam und machten auf den Beobachter den Eindruck eines Mannes, der mit irgend einer schleichenden Krankheit behaftet oder durch Ausschweifungen entnervt ist. Seine Kleidung war, ob ich ihn gleich zu drei verschiedenen Malen sah, immer dieselbe, nachlässig und unreinlich. Sie bestand aus einem langen braunen Überrock, der, wegen seines Mangels an Anschluß und Taille, mich lebhaft an Paganini erinnerte, einer scharlachrothen Weste, mit einer Reihe vergoldeter Knöpfe, die bis ans Kinn zugeknöpft wurde, einem kleinen dreieckigen Hut, der unternehmend auf einer Seite saß und mit einer Kokarde, dem Zeichen der Loyalität seines Besitzers, geziert war, ferner aus einem Paar nicht allzu glänzender Beinkleider, oder vielmehr langer Beinkamaschen, an denen ein Paar große silberne Sporen klirrten. Zuweilen trug er einen Degen nach dem Zuschnitt der britischen Legion. Die rothe Weste schien sein Lieblingskleidungsstück, denn er erschien nie ohne sie, selbst bei besondern Veranlassungen. Er trug keinen Backenbart, sondern nur einen Schnauzbart über der Lippe, der sich ebenso nachlässig ausnahm als seine ganze übrige Tracht. Mit einem Wort: wenn man Luis Fernandez de Cordova unter irgend einem zusammengelaufenen Haufen erblickt und nicht weiß, daß er ein so großer Graf und Herzog ist, so wird man sehr versucht sein, ihn für einen mit der Auszehrung behafteten Schreiber oder mißvergnügten Schneider zu halten. Ausschweifend in seinen Sitten und ohne die Talente eines Soldaten, besitzt er keine hervorstechende Eigenschaft, außer einem rastlosen Ehrgeiz und etwas von Intrigue, das ihn vielleicht besser zu einem Attaché des diplomatischen Corps als zu einem Heerführer eignen würde. Er wird von den meisten Generalen, die ihm den Mangel an persönlicher Tapferkeit vorwerfen, gehaßt, und der Soldat betrachtet ihn als einen Mann, der, um seine schmuzigen Privatzwecke zu erreichen, sehr bereit ist, auch den Verräther zu spielen. Der Einfluß, den er auf das schwache und mißleitete Weib besitzt, die gegenwärtig an der Spitze der Regierung steht, ist so groß, daß man stark davon spricht, er werde einst der Nachfolger von Muñoz werden, wenn nicht Gott oder irgend ein Meuchelmörder seinem Leben vor dieser Zeit ein Ziel setzt."

Körperliche Züchtigung in der spanischen Armee. „Während unserer Stationirung in Trevino war ich Augenzeuge eines körperlichen Strafacts unter den spanischen Truppen. Ich sah eines Morgens aus meinem Fenster und sah in einiger Entfernung auf offenem Felde drei oder vier Compagnien spanischer Infanterie in Linie aufmarschirt. Aus ihrer Stellung und dem tiefen Stillschweigen, das unter ihnen herrschte, sah ich, daß es eine Execution war, die hier vor sich gehen sollte. Jetzt trat der Tambour vor, nahm seine Trommel ab und stellte sie vor die Fronte hin; dann wurden einige Soldaten ohne Gewehr, in bloßen Überröcken vorgeführt, die zu beiden Seiten der Trommel niederknien mußten. Sobald dies geschehen war, marschirten etwa ein halb Dutzend andere Soldaten aus dem Gliede vor, mit Stöcken in der Hand, womit jeder einem der Inculpaten etwa fünf bis sechs Hiebe gab, worauf die Execution vorüber war, die Delinquenten ihre Gewehre zurückbekamen und wieder in Reihe und Glied traten. Die Hiebe, obgleich es nur wenige waren, schienen doch sehr derb zu sein, denn sie schallten ziemlich weit, und wenn etwa ein Soldat nicht stark genug prügelte, so sprang gleich ein Offizier vor und befahl ihm, seine Schuldigkeit zu thun."

Ein luxuriöser Bivouak. „Der Anblick des Gemachs, in welches ich und mein Capitain einquartiert wurden, würde Jemanden, der eben aus einer civilisirten Wohnung gekommen wäre, sehr befremdlich vorgekommen sein. Die Wände waren schmuzig-weiß und das einzige kleine viereckige Fenster zeigte nur noch schwache Spuren von Glasscheiben. An dem einen Ende des Gemachs, in einem finstern Alkoven, befand sich unsere Streu, und an dem andern Ende standen eine lange Bank, ein dreibeiniger Stuhl, dem man es wol ansah, daß er aus Feuers- und andern Nöthen errettet war, und ein rohgezimmerter Tisch aus Eichenholz, bedeckt mit Weinflaschen, Wassergefäßen und einem wüsten Quodlibet von Haar-, Schuh- und Kleiderbürsten, Wichsnäpfen, Brotrinden, Stücken Rindfleisch und Zwiebelbündeln, um unsere Suppe zu würzen. Geladene Musketen standen an den Seiten herum, und ringsherum hingen an den Wänden Collets, Marketenderzelte, Beinkleider und andere soldatische Utensilien. Unsere Küchenbatterie bestand aus einer Bratpfanne, einem alten Krug ohne Henkel und einer irdenen Schüssel, die nach Belieben als Suppennapf, Vorlegeschüssel und Waschbecken dienen konnte. Niemals hätte ich geglaubt, daß irgend ein Land in Europa solche Haufen Gewürm und Insecten hervorbringen könnte, als uns in diesem Nachtquartier belästigten. Sobald wir uns auf unsere Streu niedergestreckt, wurden wir von einem ganzen Heer karlistischer Flöhe überfallen, die uns keine Minute Schlaf verstatteten, sodaß wir unter Seufzen, Stöhnen und beständigem Jucken kaum den Anbruch des Morgens erwarten konnten. Beim Aufstehen fanden wir, daß unser ganzer Körper mit großen weißen Blasen bedeckt war, die nach und nach in blutrothe Flecken übergingen von der Größe eines Sixpencestücks, sodaß es den Anschein hatte, als ob wir die Masern oder Kinderblattern gehabt hätten." 80.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. I.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1836

bei

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

1. Abenteuer, Die, des Simplicissimus. Ein Roman aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Herausgegeben von Eduard von Bülow. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.
2. Altdeutsche Blätter von Moritz Haupt und Heinrich Hoffmann. Erster Band in 4 Heften. 1835—36. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 4 Gr.
3. Anfangsgründe der Botanik zum Gebrauche für Schulen und zum Selbstunterrichte. Zweite Auflage, gänzlich umgearbeitet und vermehrt von Eduard Winkler. Mit 140 Abbildungen. 16. Geh. 16 Gr.
4. Baggesen's (Jens) poetische Werke in deutscher Sprache. Herausgegeben von den Söhnen des Verfassers, Karl und August Baggesen. Fünf Theile. Gr. 12. Geh. 5 Thlr. 12 Gr.
5. Ben Jonson und seine Schule, dargestellt in einer Auswahl von Lustspielen und Tragödien; übersetzt und erläutert durch Wolf, Grafen von Baudissin. Zwei Theile. Mit zwei Kupfertafeln. Gr. 8. 5 Thlr. 12 Gr.
6. Bericht vom Jahre 1836 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von Karl August Espe. Gr. 8. Geh. 10 Gr.

   Der Bericht vom Jahre 1835 kostet auch 10 Gr.
7. Bibliographie, Allgemeine, für Deutschland. Erster Jahrgang. 1836. 53 Nrn. (von 1—2 Bogen). Mit Registern. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.
8. Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In alphabetischer Ordnung. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. Ersten Bandes erste bis zehnte Lieferung. 1834—36. Gr. 4. Geh. Jede Lieferung 6 Gr.
9. Blätter für literarische Unterhaltung. Jahrgang 1836. Außer den Beilagen täglich eine Nummer. Gr. 4. 12 Thlr.
10. Böttiger (K. W.), Karl August Böttiger, königl. sächs. Hofrath, Oberinspector der königl. Alterthumsmuseen zu Dresden, Ritter ꝛc. Eine biographische Skizze von dessen Sohne. (Aus den „Zeitgenossen" besonders abgedruckt.) Mit einem Bildnisse. 1837. Gr. 8. Geh. 16 Gr.
11. Bührlen (Friedrich Ludwig), Der Flüchtling. Lebens- und Sittengemälde aus der neuesten Zeit. Zwei Theile. 8. 3 Thlr. 12 Gr.
12. Bülow (Eduard von), Das Novellenbuch; oder Hundert Novellen, nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck. Vier Theile. 1834—36. 8. 10 Thlr.
13. Cambecq (Louis), Themis oder Rechtsstudium und Rechtspflege. Ein Handbuch für angehende praktische Rechtsgelehrte, mit besonderer Berücksichtigung vaterländischer Gesetze und des Gerichtsgebrauchs in Livland verfaßt. (Dorpat 1835.) Gr. 8. 2 Thlr.
14. Conversations-Lexikon, oder Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. Achte Originalauflage. In 12 Bänden oder 24 Lieferungen. Erste bis einundzwanzigste Lieferung. A bis Ir. 1833—36. Gr. 8. Jede Lieferung auf Druckp. 16 Gr., auf Schreibp. 1 Thlr., auf Velinp. 1 Thlr. 12 Gr.
15. Cramer (Friedrich), Denkwürdigkeiten der Gräfin Maria Aurora Königsmark und der Königsmark'schen Familie. Nach bisher unbekannten Quellen. Erster Band. Mit einer Beilage: Biographische Skizze Friedrich August's des Starken. — Zweiter Band. Mit einer Beilage: Quedlinburgische Geschichten. Gr. 8. 3 Thlr.
16. Cuvier (Baron von), Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von F. S. Voigt. Erster bis vierter Band. 1831—36. Gr. 8. 11 Thlr. 8 Gr.

   I. Säugethiere und Vögel. 1831. 4 Thlr. II. Reptilien und Fische. 1832. 3 Thlr. 8 Gr. III. Mollusken. 1834. 2 Thlr. 16 Gr. IV. Die Anneliden, Crustaceen, Arachniden und die ungeflügelten Insekten. 1836. 2 Thlr. 8 Gr.
17. Dictionary, A complete, English-German-French. On entirely new plan, for the use of the three nations. Second edition. Breit Octav. Cart. 2 Thlr.
18. Dictionnaire français-allemand-anglais. Ouvrage complet, rédigé sur un plan entièrement nouveau à l'usage des trois nations. Seconde édition. Breit-Octav. Cart. 1 Thlr.

   Nr. 17 und 18 sind einzelne Theile des unter Nr. 28 erwähnten Handwörterbuchs.
19. Eckermann (Johann Peter), Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 1823—32. Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.
20. ΕΛΛΗΝΙΣΜΟΣ. Τομος πρωτος. — Auch u. d. T.: Γραμματικη. 1835. Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 12 Gr.
21. Encyklopädie, Allgemeine, der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. 1818—36. Gr. 4. Cart.

   Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 20 Gr., auf feinem Velinpapier 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier im größten Quartformat mit breitern Stegen (Prachtexemplare) 15 Thlr.

   Erste Section, A—G, herausgegeben von J. S. Gruber. Erster bis achtundzwanzigster Theil.

Zweite Section, H—N, herausgegeben von A. G. Hoffmann. Erster bis dreizehnter Theil.

Dritte Section, O—Z, herausgegeben von M. H. E. Meier und L. F. Kämtz. Erster bis achter Theil.

Den frühern Subscribenten auf dieses Werk, welchen eine Reihe von Theilen fehlt, sowie Solchen, welche als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die den Ankauf erleichterndsten Bedingungen zugesichert.

22. Encyklopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis, mit Einschluss der Geburtshülfe, der Augenheilkunde und der Operativchirurgie. Im Verein mit mehren praktischen Ärzten und Wundärzten herausgegeben von Georg Friedrich Most. Zweite, stark vermehrte und verbesserte Auflage. In zwei Bänden. Erstes bis achtes Heft. *Articulatio — Melanosis.* Jedes Heft im Subscr.-Preise 20 Gr.

23. Falk (Johannes), Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt. Ein nachgelassenes Werk. Zweite Auflage. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

24. Funck (J.), Erinnerungen aus meinem Leben in biographischen Denksteinen und andern Mittheilungen. Erster Band. E. T. W. Hoffmann und F. G. Wetzel. — Auch u. d. T.: Aus dem Leben zweier Dichter: Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann's und Friedrich Gottlob Wetzel's. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

25. Gloptothek treffender Bilder und Gemälde aus dem Leben für alle Stände. Herausgegeben von einem Verein für Kunst und Wahrheit begeisterter Freunde. Mit königl. würtemb. allergnädigstem Privilegium gegen den Nachdruck. Zwei Bände. 1831—36. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

26. Hahn-Hahn (Ida Gräfin), Neue Gedichte. 8. Geh. 1 Thlr. 4 Gr.

27. — —, Venetianische Nächte. 8. Geh. 1 Thlr.

28. Handwörterbuch, Vollständiges, der deutschen, französischen und englischen Sprache. Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. Zweite Auflage. In drei Abtheilungen. Breit-Octav. Velinpap. Cart. in Einem Bande. 3 Thlr. 12 Gr.

Die drei Abtheilungen, aus denen dieses Handwörterbuch besteht, sind auch einzeln unter besondern Titeln zu erhalten. (Vgl. Nr. 17, 18 und 29.) Die Lettern sind aus England und von besonderer Schönheit, und auf Druck und Correctheit die allergrößte Sorgfalt gewendet worden.

29. Handwörterbuch, Vollständiges deutsch-französisch-englisches. Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. Zweite Auflage. Breit-Octav. Cart. 1 Thlr. 8 Gr.

30. Hartenstein (G.), Die Probleme und Grundlehren der allgemeinen Metaphysik. Gr. 8. 2 Thlr.

31. Hauch (J. C.), Tiberius, der dritte Cäsar. Eine Tragödie in fünf Handlungen. 8. Geh. 20 Gr.

32. Heim's (Ernst Ludwig) vermischte medicinische Schriften. Im Auftrage des Verfassers nach hinterlassenen Papieren gesammelt und herausgegeben von A. Paetsch. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

33. Heinsius (Wilhelm), Allgemeines Bücher-Lexikon. Achter Band, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von O. A. Schulz. Erste bis siebente Lieferung. *Abälard — Moncada.* Gr. 4. Geh. Jede Lieferung auf Druckp. 20 Gr., auf Schreibp. 1 Thlr.

Die ersten sieben Bände dieses Werkes, 1812—29, kosteten früher 37 Thlr., sind aber jetzt zu dem ermäßigten Preise von 29 Thlrn zu beziehen. Auch einzelne Bände werden zu billigern Preisen abgegeben.

34. Henz (Ludwig), Denkschrift zur Begründung des Projectes der Erbauung einer Eisenbahn zwischen Köln und Eupen als deutsche Hälfte der Bahn von Köln nach Antwerpen. Auszug der speciellen Bearbeitung des Planes. Mit einer Karte. (Elberfeld 1835.) Gr. 4. Geh. 16 Gr.

35. Horae Belgicae. Studio atque opera Henrici Hoffmann Fallerslebensis. Pars III. — Auch u. d. T.: Floris ende Blancefloer door Diederic van Assenede. Mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

36. — —, Pars IV. — Auch u. d. T.: Caerl ende Elegast. Edidit et illustravit Hoffmann Fallerslebensis. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

P. I. II. Breslau 1830—33. 1 Thlr. 16 Gr.

37. Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von Oken. Jahrgang 1836. 12 Hefte. Mit Kupfern. Gr. 4. 8 Thlr.

38. Julius, Die amerikanischen Besserungssysteme, erörtert in einem Sendschreiben an Herrn W. Crawford, Generalinspector der großbritannischen Gefängnisse. 1837. Gr. 8. Geh. 8 Gr.

39. Koenig (H.), Die Bußfahrt. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. Geh. 16 Gr.

40. — —, Die Waldenser. Ein Roman. Zwei Theile. 8. 4 Thlr.

41. Leben Napoleon's, Das, kritisch geprüft. Aus dem Englischen. Nebst einer Nutzanwendung auf „Das Leben Jesu, von Strauß". Gr. 8. Geh. 12 Gr.

42. Lelly (Chevalier de), Cavalier-Perspective. Handbuch für angehende Verschwender. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

43. Leo (Heinrich), Herr Dr. Diesterweg und die deutschen Universitäten. Eine Streitschrift. Gr. 8. Geh. 16 Gr.

44. Müller (Wilhelm), Homerische Vorschule. Eine Einleitung in das Studium der Ilias und Odyssee. Zweite Auflage, mit Einleitungen und Anmerkungen von Detlev Karl Wilh. Baumgarten-Crusius. Gr. 8. 20 Gr.

45. Olshausen (Hermann), Erwiderung auf die Schriften von Dr. Scheibel, Kellner und Wehrhan gegen meine Abhandlung über die kirchlichen Ereignisse in Schlesien. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Die „Abhandlung" ꝛc., 1835, 8 Gr.

46. Pfennig-Magazin, Das, der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Jahrg. 1836. 53 Nummern. (Nr. 144—196.) Mit vielen Abbildungen. Klein Folio. Velinpapier. 2 Thlr.

Erster Jahrg., Mai 1833 bis April 1834, Nr. 1—52, 2 Thlr. Zweiter Jahrg., Mai bis December 1834, Nr. 53—91, 1 Thlr. 12 Gr. Dritter Jahrg., Januar bis December 1835, Nr. 92—143, 2 Thlr. Jede einzelne Nummer 1 Gr. 6 Pf.

47. Pfennig-Magazin, Das, für Kinder. Jahrg. 1836. 53 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Kl. 4. Velinpapier. 1 Thlr.

Der erste und zweite Jahrg., cart., haben gleichen Preis.

48. Raumer (Friedrich von), Beiträge zur neuern Geschichte aus dem britischen Museum und Reichsarchive. Erster Theil. Die Königinnen Elisabeth und Maria Stuart nach den Quellen im britischen Museum und Reichsarchive. Mit dem Bildniß der Maria Stuart. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

49. — —, Dasselbe. Zweiter Theil. König Friedrich II. und seine Zeit. (1740—69.) Nach den gesandtschaftlichen Berichten im britischen Museum und Reichsarchive. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

50. — —, England im Jahre 1835. Zwei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

51. Rellstab (L.), **1812.** Ein historischer Roman. Zweite Auflage. Vier Bände. 8. Geh. 8 Thlr.

52. — —, Blumen- und Ährenlese aus meinem jüngsten Arbeits-Lustrum. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 4 Thlr. 12 Gr.

53. — —, Empfindsame Reisen. Nebst einem Anhang von Reise-Berichten, -Skizzen, -Episteln, -Satiren, -Elegien, -Jeremiaden u. s. w. aus den Jahren 1832 und 1835. Zwei Bändchen. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

54. Repertorium der gesammten deutschen Literatur für das Jahr 1836. Herausgegeben im Verein mit mehren Gelehrten von K. G. Gersdorf. (Angehängt ist: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Siebenter bis zehnter Band. Gr. 8. Jeder Band 3 Thlr.

55. Ross (Ludovicus), Inscriptiones Graecae ineditae. Fasc. I. Insunt inscriptiones Arcadicae, Laconicae, Argivae, Corinthiae, Phocicae, Megaricae. (8 lithogr. Taf. mit 86 Inschriften.) (Nauplia 1834.) 4maj. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

56. Schubert (G. H. v.), Die Symbolik des Traumes. Neue verbesserte und vermehrte Auflage. Mit einem Anhange aus dem Nachlasse eines Visionairs: des J. Fr. Oberlin, gewesenen Pfarrers im Steinthale, und einem Fragment über die Sprache des Wachens. 1837. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Anhang besonders u. d. T.:

57. — —, Berichte eines Visionairs über den Zustand der Seelen nach dem Tode. Aus dem Nachlasse Johann Friedrich Oberlin's, gewesenen Pfarrers im Steinthale, mitgetheilt, nebst einem Fragment: Die Sprache des Wachens. 1837. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

58. Sonntags-Magazin, Familien-Museum zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Dritter Jahrg. 1836. 48 Nrn. Mit vielen Abbildungen. Klein Folio. Herabgesetzter Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Der erste und zweite Jahrg., welche ebenfalls in meinen Verlag übergegangen sind, kosten im herabgesetzten Preise anstatt 2 Thlr. jeder nur 16 Gr.

59. Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von Franck. Erster Jahrgang. Mit fünf Kupfern. (Bauernfeld's Bildniß und vier scenischen Darstellungen.) 8. Elegant geb. 2 Thlr. 8 Gr.

60. Taschenbuch, Historisches. Mit Beiträgen von Barthold, Leo, Soltmann, Zinkeisen, herausgegeben von Friedrich von Raumer. Achter Jahrgang. Mit dem Bildnisse Ludwig XIV. Gr. 12. Cart. 2 Thlr.

Der erste bis fünfte Jahrgang dieses Taschenbuchs (früherer Preis 9 Thlr. 16 Gr.) sind zusammen

im Preise herabgesetzt auf 5 Thaler.

Einzeln kostet jeder 1 Thlr. 8 Gr., der sechste und siebente aber, wie bisher, jeder 2 Thlr.

61. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1837. Mit Alex. von Humboldt's Bildniß und fünf Stahlstichen, sowie Beiträgen von J. Freiherrn von Eichendorff, Emerentius Scävola, Leopold Schefer und Ludwig Tieck. 16. Mit Goldschnitt geb. 2 Thlr.

Alex. von Humboldt's Bildniß kostet in gr. 4. 8 Gr.

Im Preise herabgesetzt

sind die frühern Jahrgänge der Urania, 1830—34; sie kosteten bisher 10 Thlr. 8 Gr., sind aber jetzt zusammengenommen für fünf Thaler, einzeln aber für 1 Thlr. 8 Gr. jeder, zu haben, so weit der nicht mehr bedeutende Vorrath reicht. Die Jahrgänge 1835 und 1836 kosten jeder 2 Thlr.

62. Vibe (F. L.), De classicae antiquitatis disciplina injuste hodie in patria obtrectata. Oratio quam pronuntiavit etc. (Christiania.) Gr. 8. 4 Gr.

63. Wiese (S.), Drei Dramen. I. Die Freunde. II. Paulus. III. Beethoven. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

64. — —, Friedrich. Ein Roman. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

65. Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. Fünften Bandes siebentes und achtes, sechsten Bandes erstes und zweites Heft. (Nr. 39—42.) Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

66. Zuccagni-Orlandini (A.), Die toscanische Insel Pianosa und deren Colonisirung. Nebst dem Plane eines Actien-Vereines. Herausgegeben von Alfred Reumont. Mit 1 Karte der Insel Pianosa. Gr. 8. Geh. 8 Gr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Ueber das Kopfweh, die Migräne

und den Gesichtsschmerz in pathologischer und therapeutischer Hinsicht. Nach Hume Weaterhead, Dr. Martin, Sir Halford u. Andern. Gr. 12. 10 Gr.

Dr. Weaterhead und Dr. Martin fanden darin, daß sie an den genannten Übeln selbst schmerzlich litten, eine ernste Veranlassung, ihre Natur zu studiren und ihre Heilung aufzufinden. Ihre Mittheilungen sind rein praktisch und auch Nichtärzten nicht blos verständlich, sondern gewiß auch sehr heilsam. Ausgezeichnete Ärzte haben diese Mittel mit Erfolg angewendet.

Lucian Bonaparte's Memoiren.

Soeben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Denkwürdigkeiten

von

Lucian Bonaparte,

Herzogs von Canino.

Von ihm selbst geschrieben.

Erster Theil.

Nach der französischen Originalausgabe übersetzt.

Leipzig und Darmstadt, bei C. W. Leske. Preis geheftet 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Wer kennt nicht den Bruder Napoleon's, der im Glücke sein Gegner, im Unglück sein treuer Freund war. Zum ersten Mal werden in diesem Werke die Begebenheiten der Geschichte der neuesten Zeit von einem Manne erzählt, der so hoch gestellt war; es ist reich an Aufklärungen über Ereignisse, welche bisjetzt im Dunkel geblieben waren, und je weiter die Darstellung der Begebenheiten der neuesten Zeit sich nähert, je interessanter muß sie werden.

Die folgenden Bände — deren im Ganzen sechs versprochen sind — werden gleich nach Erscheinen des Originals in der Übersetzung geliefert.

Eine merkwürdige Schrift zur Warnung für Homöopathen.

Dr. A. Noack, Olla potrida. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte der Homöopathie.

1stes Heft: Leckiv, L. Heyne, J. Th. Hofbauer, El. Herding, der Verein mehrer Homöopathiker als Verfasserschaft der homöop. Real-Encyklopädie oder Dr. C. W. Fickel, Oberarzt etc. Gr. 8. Br. 12 Gr.

ist in der Arnold'schen Buchhandlung erschienen und in allen andern Buchhandlungen zu bekommen.

Erwiderung auf die Antikritik des Herrn Julius Weise in Bezug auf den Morvell'schen Roman „Furchtlos und treu" in Nr. 38 des Literarischen Anzeigers für 1836.

Nr. 45 ist für den Verleger des Romans „Furchtlos und treu", von Dr. Morvell, eine eminöse Zahl. Nr. 45 war die Nummer der „Jenaischen Literaturzeitung", welche den Roman günstig beurtheilte und die Gräßlichkeit der in ihm aufgehäuften Mord- und Blutscenen als einen Beweis von dem guten Geschmack des Verf. hervorhob; Nr. 45 unterschreibt sich der Recensent, welcher in Nr. 204 der „Blätter für literarische Unterhaltung" dieselben widrigen Scenen als geschmacklos und dem guten Geschmack Verderben drohend rügte und sich überhaupt mit dem Stoffe, den der Verf. behandelte, wie mit der Einkleidung, die er ihm gab, auf keine Weise vertragen und sich als mit ihm einverstanden erklären konnte. So wunderbar spielt das Fatum mit Nr. 45! Die Weltgeschichte, womit freilich unser Streit und Gegenstreit glücklicherweise nichts zu thun hat, weist ähnliche Schicksalsspiele in Menge auf.

Dr. Morvell, der von der Wahrheit meiner Rügen vielleicht selbst innerlich überzeugt ist, zog sich in den Hintergrund zurück und schob als Ersatzmann seinen Verleger, Herrn Julius Weise, vor, welcher, nicht als ein Weiser, sondern als ein Unweiser, mich unterzeichnete Nr. 45 in einer Erwiderung in ebenso gehässiger als lächerlicher und unhaltbarer Schreib- und Denkart angriff und der seltsamsten Absichten beschuldigte.

Ich würde mich, da es sich um einen so geringfügigen Gegenstand, um einen Morvell'schen Roman, handelt, durchaus nicht in eine Erwiderung eingelassen haben, wenn der Herr Verleger nicht in mehren andern Blättern mich zu verdächtigen fortführe und seine Farben wo möglich noch dicker und greller auftrüge.

Über den stylistischen Werth der Weise'schen Antikritik mich auszusprechen, halte ich für unnütz. Die Resultate Dessen, was er aus Morvell's und anderer Romantiker Schreibweise gelernt und sich angeeignet hat, liegen in jener Erwiderung vor. Man erstaunt über einen Styl, der dem in Morvell's Romane vorwaltenden so bluts- und wahlverwandt erscheint. Ehe ich aber auf die unbegründeten Anklagen, die meine persönliche und literarische Ehre antasten, zu sprechen komme, sei es mir erlaubt, einige Vorposten, die Herr Weise dem Hauptcadre vorausschickt, auf dieses selbst zurückzuwerfen, letzteres dadurch zu schwächen, in Unordnung zu bringen und schon vor der Schlacht unbrauchbar zu machen.

Herr J. Weise wirft mir zuvörderst vor, daß ich die Tendenz des Ganzen nicht erkannt habe. Ich bin erstaunt, zu hören, daß ein Roman, der in lauter Gräßlichkeiten und Liebesabenteuern sich umtummelt, eine Tendenz haben soll! Diese Tendenz soll nun in den Worten liegen: „Ihr Beide habt euern Wahlspruch bewährt, furchtlos und treu! du handelnd als Mann, sie duldend als Weib u. s. w." Ist das nun eine Tendenz? oder eine, um welche man drei dicke Bände zurechtsetzt? oder glaubt Herr Weise, daß ich den Accent, der auf diesen Worten liegt oder auf sie gelegt werden soll, verkannt habe? — Ich sagte ja selbst: „furchtlos ist der Schwede Scop" (wobei zu supplieren: handelnd als Mann) „und treu Gertrud, des Rathsherrn Böttcher Töchterlein" (d. h. duldend als Weib) „und daher der Titel." Ich habe hier nur Worte verschwiegen, nicht die Tendenz; aber Worte und Tendenz scheinen dem Verleger wesentlich eins zu sein.

Ich nannte Gustav Adolf, wie er in Morvell's Roman erscheint, „einen unleidlichen Schwätzer". Nun heißt es, daß seine Worte fast alle historisch treu sind. Dieses fast ist ein geringes Wort, aber hier von wirklicher Bedeutung. Ich hätte von Gustav Adolf sagen sollen, er wäre ein fast unleidlicher Schwätzer, und Herr Weise würde sich vielleicht mit diesem fast zufriedengestellt haben. Freilich sprechen in unsern jüngsten Romanen die Personen so unleidlich viel, daß das Gewäsch mancher Schwätzer, im Verhältniß zu dem Anderer, als wirklicher Lakonismus erscheint.

Ich habe es für wunderbar erklärt, daß ein Kriegsmann des dreißigjährigen Krieges seinen Gefährten einen „Sir John Fallstaff" nennt. Es ist mir gleichgültig, ob der Sprecher ein — wie ihn Herr Weise nennt — „vorzugsweise gebildeter Artilleriemajor" gewesen ist und Shakspeare's „Heinrich IV." in den Mußestunden gelesen oder auf irgend einer damaligen deutschen Bühne gesehen hat; genug! ich finde diese Anrede in dem Munde eines Kriegshelden des 17. Jahrhunderts höchst — ja ich sage höchst lächerlich. — Und wer zweifelt denn daran, daß die Husaren von jeher zu den Nationaltruppen der Ungarn gehört haben? — Wenn aber ein kaiserlicher Kriegsoberst zu einem Herrn Collegen sagt: „Du bist ein Husar!" — so fällt das so sehr ins modern Lächerliche, daß man an der beglaubigtsten geschichtlichen Wahrheit zu zweifeln anfangen möchte.

Weil ich nun gesagt habe, daß der Herr Vers. die Rathsmänner gewöhnlich „hochbeinig" nennt, diese Bezeichnung aber nur in Bezug auf einen einzigen eins- oder, wie Herr Weise zugibt, auch wol ein paar Mal vorkommt, so wird auf mich der Verdacht einer böswilligen Entstellung geworfen. Als ob Einer weniger grob wäre, der irgend eine Grobheit nur gegen Einen, nicht Mehre, sich zu Schulden kommen läßt! Was aber den Vorwurf der böswilligen Entstellung betrifft, so antworte ich mit Shakspeare:

Du sprichst nicht wahr, und wer nicht wahr spricht, lügt!

Ich habe von einer im Roman auftretenden Italienerin gesagt, daß man nicht wisse, wie sie in das Pommerland gekommen sei. Der Herr Verleger meint nun, ich hätte nur ein paar Seiten zurückblättern dürfen und ich hätte gefunden, wie die Italienerin sogar bis nach Schweden gekommen sei und auf welch eine natürliche Weise. Das ist aber eben das Schreckliche bei unsern Romanen gewöhnlichen Styls, daß man uns genau sagt, so geschah es oder so geschieht es, oder so wird es geschehen, und daß wir dennoch nicht daran glauben können, entweder weil das Factum selbst unglaubhaft ist, oder weil die Darstellung es unglaubhaft macht, oder weil wir dergleichen schon in neunundneunzig Romanen gelesen haben und uns bei dem hundertsten wol herausnehmen können, an der Glaubwürdigkeit des Factums zu zweifeln.

Was den Knix betrifft, welchen Morvell in einer Anmerkung weitläufig erklärte, weil, wie es sich jetzt herausstellt, die Süddeutschen nichts vom Knix wissen, so muß ich Herrn Weise sagen, daß ich ein Norddeutscher bin und vom norddeutschen Standpunkt aus kritisirt und gelacht habe. Auch gegen die gerühmte Kunstkenntniß des Herrn Dr. Morvell will ich nichts einwenden, so lächerlich es mir auch erscheint, bei der Beschreibung eines pommerschen Mädchens einen ganzen Abriß der Kunstgeschichte einzuschieben und bis auf die Griechen, bis auf Skopas und Apelles zurückzugehen.

So eitel bin ich nicht, zu glauben, daß mein Urtheil das allein richtige sei; aber es freut mich, daß auch andere bewährte Kritiker mit mir ein und derselben Ansicht sind. Eine mit S. unterzeichnete Recension in Nr. 23 des „Berliner Conversationsblatts" nennt den Roman des Herrn Morvell ein Gespenst, welches in den öden Gängen unserer Literatur umherspukt und von Mord, Brand, Schlacht, Jungfrauenraub, Vaterfluch und Mönchsunfug unheilvolle Sprüche raunt. So haben noch andere, besonders norddeutsche Journale, wie z. B. der „Gesellschafter", sich gegen diesen Roman stark und kräftig ausgesprochen.

Wenn ich dem Herrn Verleger pecuniairen Schaden zugefügt haben sollte, so werde ich mich mit meiner kritischen Überzeugung und damit zu trösten wissen, daß ich nach Pflicht und Gewissen geurtheilt habe. Bücher der Art finden ihre Leser, und leider mehr als sie verdienen und für die Geschmacksbildung des Publicums heilsam ist. Der Herr Verleger sagt selbst, daß in der Leihbibliothek zu den sechs vorhandenen Exemplaren noch zwei nachgeliefert wurden, was, wie er hinzusetzt, wenigstens beweist, daß der Roman fleißig gelesen wird. Ich wünschte, daß meine deutschen Mitbürger auf andere Dinge als auf Romane dieser Art ihren Fleiß verwenden möchten. Aber mit einem Verleger, welcher die Leihbibliothek zur Richtschnur kritischer Würdigung erheben möchte, und mit einem Schriftsteller, welcher für Leihbibliotheken schreibt, und mit einem Romane, welcher in diesen Niederlagsstätten der Unnatur und Barbarei eine Rolle spielt, habe ich als Kritiker nichts zu schaffen. Und weil ich dem Buche seine dürftige Leihbibliothekennatur an der Stirne ansah, habe ich für räthlich gehalten, mit ihm nicht umzugehen wie mit einem würdigen, ernsten Erzeugniß vaterländischer Dichtkunst, sondern wie mit einem geschmacklosen Product einer wüsten Phantasie, welches nur Spott, keine kritische Musterung verdient. Ich halte es für meine Pflicht, gegen alles Rohe, Ungebildete, Unschmackhafte und den Geschmack Verderbende meine Stimme laut zu erheben und mit allen Mitteln, die mir zu Gebote stehen, dahin zu wirken, daß unsere geschändete — ja, ich sage geschändete Literatur wieder zu Ehren komme und die faulen und giftigen Säfte, woran sie leidet, ausstoße. Ich habe in Herrn Morvell nur den Repräsentanten einer ganzen, weitverzweigten Brüderschaft angegriffen, welche unsere Literatur wüste legt und brandig macht.

Und in dieser Gesinnung fühle ich mich zu erhaben über die persönlichen Angriffe des Herrn Weise, welcher meine Recension eine tadelnd bestellte nennt (vgl. „Planet"), um über diese und ähnliche, zum Theil in lateinische Floskeln vor Scham sich hüllende Verunglimpfungen noch ein Wort zu verlieren. Denn die Worte sind kostbar, aber mehr noch als das Wort die Gesinnung, die uns vor Allem Noth thut. 45.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Allgemeiner Anzeiger
der
Deutschen
Für Handel und Gewerbestand überhaupt.
Herausgegeben
von
Johann Georg Heinzmann.
Jahrgang 1799.
Bern,
gedruckt bey Johann Georg Heinzmann.

In meinem Verlage werden im nächsten Jahre nachstehende Zeitschriften erscheinen:

Blätter für literarische Unterhaltung. (Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Außer den Beilagen täglich eine Nummer. Gr. 4. Auf gutem Druckpapier. Preis des Jahrgangs 12 Thlr.

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von Oken. 12 Hefte. Mit Kupfern. (Bärlich.) Gr. 4. Preis des Jahrgangs 8 Thlr.

Allgemeine medicinische Zeitung. In Gemeinschaft mit Dr. J. B. Friedreich und Dr. C. Hohnbaum herausgegeben von Dr. C. Pabst. Wöchentlich 2 Nummern von 1 Bogen in gr. 4. Preis des Jahrgangs 6 Thlr. 16 Gr.

Diese Zeitschrift, deren erste Jahrgänge bei Pierer in Altenburg erschienen, wird von nun an wieder in meinem Verlage herausgegeben und auf deren Redaction besondere Aufmerksamkeit verwandt werden. Probenummern stehen auf Verlangen zu Diensten.

Zu diesen Zeitschriften erscheint ein

Literarischer Anzeiger,

welcher zur Aufnahme von Anzeigen aller Art bestimmt ist. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden zwei Groschen Insertionsgebühren berechnet.

Gegen Vergütung von 3 Thlr. werden Anzeigen u. s. w. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 12 Gr. der Allgemeinen medicinischen Zeitung und der Isis beigelegt oder beigeheftet.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. (Herausgeber: E. Avenarius.) In wöchentlichen Nummern von 1—2 Bogen. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Ein möglichst vollständiges und genaues Verzeichniß aller in Deutschland erschienenen Schriften, sowie der irgend ein Interesse in Anspruch nehmenden Werke der ausländischen Literatur in ihrem ganzen Umfange, mit vollständigen alphabetischen und systematischen Registern. Nicht allein hierauf beschränkt, enthält sie Anzeigen über künftig erscheinende Werke, Subscriptions- und Pränumerationsunternehmungen, Preisherabsetzungen, Auctionen, Bücherverbote, antiquarische Kataloge u. s. w., Alles zur leichtern Uebersicht unter bestimmte Rubriken geordnet.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben im Verein mit mehren Gelehrten von Ernst Gottlieb Gersdorf. Vierter Band und folgende. (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Gr. 8. Preis eines Bandes von etwa 50 Bogen auf gutem Druckpap. 3 Thlr.

Das Repertorium erscheint regelmäßig am 15. und 30. jedes Monats in Heften, deren Umfang sich nach den vorhandenen Materialien richtet.

Beiden Zeitschriften wird ein

Bibliographischer Anzeiger

beigegeben, der für literarische Anzeigen aller Art bestimmt ist. Die Insertionsgebühren betragen 1½ Gr. für die Petitzeile oder deren Raum. Besondere Beilagen, als Prospecte, Anzeigen u. dgl., werden ebenfalls mit der Bibliographie wie mit dem Repertorium ausgegeben und dafür die Gebühren bei jeder Zeitschrift mit 1 Thlr. 12 Gr. berechnet.

Das Pfennig-Magazin für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. (Herausgeber: Friedrich Brockhaus.) Klein-Folio.

Diese Zeitschrift erscheint zugleich als Fortsetzung des in meinem Verlag übergegangenen „Sonntags-Magazin", welches im nächsten Jahre als selbständige Zeitschrift nicht weiter fortgesetzt wird.

Der Preis eines Jahrgangs des Pfennig-Magazins von 52 Nrn. auf feinem Velinpapier, mit einigen hundert Abbildungen ausgestattet, bleibt wie bisher 2 Thlr. Die frühern Jahrgänge sind zu nachstehenden Preisen sauber geheftet zu erhalten: I., Nr. 1—52, 2 Thlr.; II., Nr. 53—91, 1 Thlr. 12 Gr.; III., Nr. 92—143, 2 Thlr.; IV., Nr. 144—196, 2 Thlr.

In dem Intelligenzblatt zum Pfennig-Magazin finden Ankündigungen solcher für ein großes Publicum bestimmt sind, den passendsten Platz. Die Insertionsgebühren werden für die gespaltene Zeile oder deren Raum nur mit 5 Gr., gewiß bei einer Auflage von mehr als 20,000 Ex. äußerst billig berechnet. Besondere Beilagen werden gegen eine Gebühr von 18 Gr. für das Tausend beigelegt.

Das Pfennig-Magazin für Kinder. (Herausgeber: A. Kaiser.) Der Jahrgang von 52 Nummern in kl. 4. auf feinem Velinpapier mit fast 200 Abbildungen 1 Thlr.

Der erste, zweite und dritte Jahrgang haben gleichen Preis.

Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. (Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.) Sechsten Bandes drittes Heft und folgende. (Nr. XLIII und folgende.) Gr. 8. Preis des Heftes von 6—7 Bogen auf gutem Druckpapier 12 Gr.

Leipzig, im December 1836.

F. A. Brockhaus.

Anzeige,
betreffend das

Staats-Lexikon
oder
Encyklopädie
der
Staatswissenschaften.

In Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands
herausgegeben
von
Karl von Rotteck und Karl Welcker.

Gr. 8. Altona, Hammerich.
Ister bis 5ter Band.

Subscriptionspreis à Lieferung nur 12 Gr.

Von diesem Werke liegen nun mit der soeben erschienenen 5ten Lieferung die III. Bände dem Publicum bereits drei Bände vor. Alle Urtheile gelehrter Blätter, wie z. B. die des Repertoriums der Literatur von Gersdorf, der Heidelberger Jahrbücher und der Jenaer Literaturzeitung, die in den Jahrbüchern von Pertz, in den Kritischen und Literarischen Blättern der Hamburger Börsenhalle, in der Braunschweiger Mitternachtzeitung u. s. w. vereinigen sich, wie es die Namen der Herren Herausgeber und ihrer gelehrten Mitarbeiter erwarten ließen, in der Anerkennung der ausgezeichneten Vortrefflichkeit dieses deutschen Nationalwerkes, welches selbst die in Aussicht gestellte „Allgemeine Staatszeitung, diese Encyklopädie theilend", als Vorläufer „nannte, „kein anderes Werk" — so lautet z. B. eines dieser Urtheile (in dem vorletztgenannten Blatte vom 21sten April 1835) — „ist zur Begründung einer allgemeinen politischen Bildung geeigneter als das Staatslexikon. Kein anderes verfolgt eine edlere Tendenz mit mehr männlicher Ruhe und gewissenhaftem Ernst; keines verbindet uns mit edlern Freudigkeit der Ueberzeugung mehr erschütterndes Wissen und belehrendere Gründlichkeit. Kein anderes Mittel, auch nicht das gewaltsamste des Despotismus oder das beharrlichste des Witzes, vermöchte eine brauchbarere und entsprechendere Kanalisation und ein nachhaltigeres Fortschreiten von Anno 1830 sicherer zu versperren als die Verbreitung jenes Geistes und jener Kenntnisse, die dem Staatslexikon angehören."

Kaum aber kann man von einer so reichen Sammlung der verschiedenartigsten Artikel von verschiedenen Verfassern ein gro-

Die

Mitternachtzeitung

für

Gebildete Stände

beginnt mit Anfang des Jahres 1837 ihren

zwölften Jahrgang

und nehmen alle Buchhandlungen und Postämter Bestellungen darauf an.

Preis 8 Thlr.

Braunschweig, den 15ten December 1836.

Chr. Hornemer.

Interessante Neuigkeit.

Bei Goedsche in Leipzig und Meißen ist erschienen und in allen Buchhandlungen das 1ste Bändchen zu haben:

MEMOIRES DE LUCIEN BONAPARTE,

PRINCE DE CANINO.

Memoiren des Prinzen von Canino,

Lucian Bonaparte.

Mit dessen Portrait.

Nach der Originalausgabe übersetzt von L. v. Alvensleben.

☞ *Ich erkläre durch dieses eigenhändig geschriebene Zeugniss, dass diese Memoiren die einzigen sind, welche ich geschrieben habe, und leugne alle die ab, welche bisher mit meinem Namen oder ohne Namen eines Verfassers erschienen sind. Zu Beglaubigung dessen*

L. Prince de Canino.

Diese Memoiren werden 10—12 Bändchen, jedes von 160—192 Seiten bilden und im Laufe dieses Jahres erscheinen. Jedes Bändchen der franz. Ausgabe kostet 9 Gr., der deutschen Ausg. 10 Gr.

Wenige Werke bieten ein größeres Interesse als das, welches wir hier bieten. Der Feder eines der ausgezeichnetsten Männer unsers Jahrhunderts entflossen, interessirt es im höchsten Grade alle Politiker und Gebildete und ist allen Denen unentbehrlich, welche sich mit Geschichte, Diplomatie und Gesetzgebung beschäftigen.

Die Ausstattung beider Ausgaben ist sehr elegant, Druck correct.

Der äußerst geringe Preis, den wir dafür setzen, macht Jedermann die Anschaffung leicht.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Schiller's Flucht von Stuttgart

und

Aufenthalt in Manheim

von 1782 — 1785.

8. Brosch. Preis 1 Fl. 48 Kr., oder 1 Thlr. 6 Gr.

Der Verf. dieser Schrift ist der vor einigen Jahren in Wien gestorbene Clavierlehrer **Streicher**, ein Jugendfreund Schiller's, der ihn auf seiner Flucht von Stuttgart begleitete, alle Leiden, die ihm dieser Schritt anfangs zugezogen, mit enthusiastischer Hingebung theilte und dem völlig hülflosen Dichter sogar die zu seiner eignen Ausbildung als Musiker bestimmten Summen zum Opfer brachte. Das Buch ist ein sehr werthvoller Beitrag zur Biographie Schiller's; es enthält eine Menge interessanter Details aus der Epoche, wo sich sein äußeres Schicksal entschied, und kleinere, ihn charakterisirenden Züge, welche nur die Liebe und der Enthusiasmus eines Freundes behalten konnte, dem die Zeit, „welche er mit dem jugendlichen Schwärmer verlebt, durch die nachmalige Größe des Mannes zur merkwürdigsten seines Lebens" geworden war. — Die Herausgeber, die Kinder des verstorbenen Verfassers, haben das Honorar dem Denkmal Schiller's gewidmet.

Stuttgart und Augsburg, im Nov. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Neue vorzügliche Schriften für Forstmänner und Ökonomen.

H. Cotta, Grundriß der Forstwissenschaft.

Zweite sehr verbesserte Auflage, herausg. von dessen vier Söhnen. Erste Abtheilung. Gr. 8. 1 Thlr.

L. Moll, Prof., Beschreibung einer landwirthschaftlichen Reise durch mehre Theile des nördlichen Frankreichs. Deutsch mit Anmerkungen und Beilagen von Dr. A. G. **Schweitzer**, Professor. Gr. 8. Brosch. 21 Gr.

A. v. Schönberg, Zusammenstellung und Vergleichung einer Dreifelderwirthschaft und dreierlei Wechselwirthschaften, auf das Areal eines Rittergutes begründet. Gr. 8. Brosch. 9 Gr.

Arnold'sche Buchhandlung in Dresden und Leipzig

Vom Januar 1837 an erscheint im Verlage der Unterzeichneten:

Der Kirchenfreund

für das nördliche Deutschland,

eine Zeitschrift zur Verständigung über Angelegenheiten der Kirche und zur Förderung christlichen Sinnes und kirchlichen Lebens. Redigirt von **B. Jacobi, F. Köhler, A. Bähr** und **A. W. Möller**. In wöchentlichen Lieferungen von zwei halben Bogen in gr. 4. zu dem halbjährigen Subscriptionspreise von 1 Thlr 12 Gr.

Ankündigungen und Probeblätter sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Rackhorst'sche Buchhandlung in Osnabrück.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schlagende Beweisführung:

das

Napoleon Bonaparte

niemals existirt hat.

Aus dem Franz. übers. nach der 2ten Aufl. (Paris 1836.)

Münster, Druck und Papier von Friedr. Regensberg.

Taschenformat. Sauber gedruckt und geheftet. 5 Gr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Allgemeiner Anzeiger
der Deutschen.
Beilage zu Nro. 1.

Der Bauernkalb.

Ein Bauer hatte ein Kalb, das ihm sehr viel Mühe machte, weil es nicht saufen wollte. Er hatte es schon mit Gewalt versucht, aber es war ihm nicht gelungen. Da kam ihm der Gedanke, es mit Schnaps zu versuchen. Er goß also ein Glas Schnaps in den Eimer, und siehe da, das Kalb soff. Nun goß er noch ein Glas hinein, und das Kalb soff wieder. Da goß er noch ein Glas hinein, und das Kalb soff wieder. Da goß er noch ein Glas hinein, und das Kalb soff wieder. Da

Subscription Rates
Single Copy, 5 Cents
Delivered by Carrier, 10 Cents per Week
Mail Subscription, $3.00 per Year
Entered at the Postoffice at Cedar Rapids, Iowa, as Second Class Matter

Subscription Rates
Single Copy, 5 Cents
Delivered by Carrier, 10 Cents per Week
Mail Subscription, $3.00 per Year
Entered at the Postoffice at Cedar Rapids, Iowa, as Second Class Matter

Subscribers are requested to give notice of any irregularity in the delivery of their papers, to the Publication Office, 41 Park Row, New York.

Subscribers who wish their addresses changed will please give the name of the Post Office to which the paper has been sent, as well as that to which they wish it sent hereafter.

Subscribers who wish their papers discontinued at the expiration of their subscription will please notify us to that effect, as we do not consider ourselves authorized to discontinue the sending of papers to any subscriber unless we are specially requested to do so.

Subscribers who do not receive their papers regularly will please notify us at once, as we are anxious that every subscriber should receive the paper promptly and regularly.

Subscribers who wish to change their address will please give the name of the Post Office to which the paper has been sent, as well as that to which they wish it sent hereafter.

Subscribers who wish their papers discontinued at the expiration of their subscription will please notify us to that effect, as we do not consider ourselves authorized to discontinue the sending of papers to any subscriber unless we are specially requested to do so.

Subscribers who do not receive their papers regularly will please notify us at once, as we are anxious that every subscriber should receive the paper promptly and regularly.

Subscribers who wish to change their address will please give the name of the Post Office to which the paper has been sent, as well as that to which they wish it sent hereafter.

Subscribers who wish their papers discontinued at the expiration of their subscription will please notify us to that effect, as we do not consider ourselves authorized to discontinue the sending of papers to any subscriber unless we are specially requested to do so.

Subscribers who do not receive their papers regularly will please notify us at once, as we are anxious that every subscriber should receive the paper promptly and regularly.

An alle Buchhandlungen haben wir versandt:

Oberdeutsche Staaten und Stämme

vom Standpunkte der Politik beleuchtet

von

Gustav Schlesier.

Gr. 8. Brosch. 4 Fl. 12 Kr., oder 2 Thlr. 15 Gr.

Inhalt:

I. Einleitung. — II. Deutschland und seine Haupttheile. — III. Östreich und die Interessen des Kaiserstaates. — IV. Die bairische Combination. — V. Oberdeutsche Staaten und Stämme. — VI. Würtemberg und die Würtemberger. — VII. Die Rheinlande. — VIII. Die Gesammtinteressen Oberdeutschlands. — IX. Politisches Schlußwort.

Memoiren eines Banquiers.

Herausgegeben

von

August Lewald.

2 Theile. Brosch. Preis 5 Fl. 24 Kr., oder 3 Thlr.

J. Scheible's Buchhandlung in Stuttgart.

Briefwechsel

zwischen

Schiller und Goethe

in 6 Bänden kl. 8.

Je mehr sich dieses Werk, seiner innern Bedeutsamkeit nach, an die sämmtlichen Goethe's und Schiller'schen Werke anschließt, um so häufiger dürfte der Wunsch entstehen, dasselbe der Sammlung letzterer anzuschließen. Unsererseits dies möglichst zu erleichtern, haben wir früher schon die Preise aller 6 Bände

Velinpapier von 23 Fl. 36 Kr. auf 11 Fl. 48 Kr., oder 7 Thlr.,

Druckpapier von 19 Fl. auf 9 Fl. 30 Kr., oder 5 Thlr. 16 Gr.

herabgesetzt, für welche fortwährend noch Exemplare durch sämmtliche Sortimentsbuchhandlungen bezogen werden können.

Stuttgart und Tübingen, im Dec. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Sagen, Märchen, Kriegsscenen, Novellen, Abenteuer, Reisen und Bilder aus Spanien. 3tes, 4tes und letztes Bändchen, enth.: Scenen aus dem Leben Castiliens und Andalusiens nach Lord Feeling, der Herzogin von Abrantes und Chaho. Herausg. von Ferd. Freih. v. Biedenfeld. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Die beiden ersten, kürzlich erschienenen Bändchen enthielten die Märchen und historischen Sagen des Don Telesforo de Trueba, dem Europas gebildete Nationen den Namen des spanischen Walter Scott beigelegt haben. Deutsche kritische Blätter haben die v. Biedenfeld'sche Übersetzung derselben den geistreichsten, lebendigsten und gelungensten Arbeiten der neuesten belletristischen Literatur beigezählt, und es ist derselben im Phönix 1836, Nr. 124; in der Mitternachtszeitung 1836, Nr. 117; im Berl. Modenspiegel, Correspondenzblatt Nr. 31; in der Posaune 1836, Nr. 64, 69; in dem Berliner Conversationsblatt, 1836, Nr. 80; in der Theaterchronik, 1836, Nr. 80, und in andern Blättern auf eine ausgezeichnet rühmliche Weise gedacht worden. Die beiden letzten vorstehend angezeigten Theile müssen ein um so größeres Interesse einflößen, als ihr Stoff nicht, wie der der zwei ersten, aus der ältern, sondern diesmal aus Spaniens allerneuester Geschichte geschöpft ist, und aus Begebenheiten, die die Augen der ganzen Welt noch fortwährend auf sich ziehen.

Bei Ed. Meißner in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Deßmann, J. D., Kleine Sprachlehre, oder die vorzüglichsten Regeln zum Rechtsprechen und Rechtschreiben der deutschen Sprache für Anfänger. Vorzüglich zum Gebrauch in Schulen. 7te Aufl. 8. Geh. (6 Bogen.) 4 Gr.

Dietrich, Dr., Abhandlung über die Bleichsucht, oder faßliche Belehrung, wie diesem Leiden vorzubeugen und seinen Zufällen durch Heilmittel und Lebensordnung zu begegnen sei. 8. Brosch. 12 Gr.

Als Anhang ist eine topographische Darstellung zweier vorzüglichen Curorte Böhmens, Josephsbad und Lachotin, gegeben, deren Heilquellen in diesen und verwandten Leiden von vorzüglicher Wirkung sind.

Heilmethode, Die kräftigste und bewährteste, der Skrophelsucht und der von ihr abhängigen Zustände. Nach Lugol's Mémoires sur l'Emploi de l'Iode et des Bains jodurés dans les Maladies scrofuleuses. Frei bearbeitet von Dr. A. Wilhelmi. Mit einem Vorwort von Dr. Alb. Braune, Prof. d. Med. und prakt. Arzte in Leipzig. Gr. 8. Brosch. 1 Thlr. 8 Gr.

Libri veteris Testamenti apocryphi graece. Accurate recogniti brevique diversarum lectionum delectu instructos edid. H. E. Apel, Ph. Doct. et AA. LL. Mag. Gr. 8. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Das Novellenbuch;

oder Hundert Novellen, nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet von Eduard von Bülow. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck.

Vierter Theil,

mit dem diese Mustersammlung echter Novellen geschlossen wird. Für den Werth derselben haben sowol die günstigsten Beurtheilungen in geachteten öffentlichen Blättern, wie die beifällige Aufnahme des Publicums, entschieden. Es finden sich darin Novellen nach dem Italienischen des Alamanni, Argelati, Bandello, Bargagli, Bettari, Erizzo, Giovanni, Giraldi, Gozzi, Grazzini, Machiavelli, Malespini, Mori, Morense, Nota, Sacchetti, Straparola, Tomasi; nach dem Spanischen des Avellaneda, der Donna Caravajal y Saavedra, des Castillo Solorzano, Cervantes, Don Manuel, Montalvan, Montemayor, Nobles, Vega und der Donna de Zayas y Sotomayor; nach dem Französischen der Angelique de Gomez, des Hugues-le-Roi, Loqurfolles und Retif de la Bretonne; nach dem Lateinischen des Aeneas Silvius (Piccolomini), dem Englischen der Aphra Behn, des Defoney, Head und Alex. Smith, dem Deutschen des Sam. Greiffenfohn, Kirchhof, Just. Möser, Schnabel, Ursi, außer den vielen nach Originalen anonymer Schriftsteller.

Eine werthvolle Zugabe bietet Tieck in seinem Vorworte, in dem er die Geschichte der Novelle behandelt. Alle vier Theile kosten 10 Thlr.

Leipzig, im Januar 1837.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. IV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Verlags-Bericht 1836

von

Leopold Voss in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

*Abulghasi Bahadûr Chani Historia Mongolorum et Tatarorum nunc primum tatarice edita. Fol. Casani 1825. 6 Thlr.

*Adernson, E., Die Regenwürmer auf den Feldern der orientalischen Numismatik. Gr. 8. Geh. 8 Gr.

Agardh, C. A., Icones algarum europaearum. Représentation d'algues européennes suivie de celle d'espèces exotiques les plus remarquables récemment découvertes. Livr. 4me et dernière avec 10 planches coloriées. Gr. in-8. 1 Thlr. 16 Gr.

*—, J. G., Synopsis generis Lupini. Acced. tabb. II. lithogr. 8. Lundae 1835. Geh. 16 Gr.

*Argelander, F. G. A., Stellarum fixarum DLX positiones mediae ineunte anno 1830. Ex observationibus Aboae habitis deduxit, aliorum astronomorum positionibus comparavit subsidiaque ad supputandos locos apparentes inservientia adjecit. 4maj. Helsingforsii 1835. 1 Thlr. 12 Gr.

*— —, Observationes astronomicae in specula universitatis litterariae Fennicae factae. Universitatis nomine instituit. Tom. I—III. Aboae 1824—28. Fol. Helsingforsii 1830—32. 9 Thlr.

*Barkow, J. C. L., Disquisitiones neurologicae. Acced. tabula lith. 4. Vratislaviae 1836. 6 Gr.

— —, Monstra animalium duplicia per anatomen indagata. Habito respectu ad physiologiam medicinam forensem et artem obstetriciam. Tom II. et ultimus. 4maj. Cart. 4 Thlr. 12 Gr.
(Tom. I. Acced. tabb. 15 aen. 1828. 5 Thlr.)

*Bericht an Sr. M. den Kaiser über das Ministerium des öffentlichen Unterrichts für das Jahr 1835. Gr. 8. St.-Petersburg 1836. Geh. 6 Gr.

Berthier, P., Handbuch der metallurgisch-analytischen Chemie. Nach d. Franz. bearbeitet und mit Zusätzen u. eignen Erfahrungen vermehrt von C. M. Keraten. 2ter und letzter Band, mit 1 Kupfertafel. Gr. 8. 5 Thlr.
(1ster Band, mit 5 Kupfertafeln, 1835. 3 Thlr. 12 Gr.)

*Boettticher, C., Die Holzarchitektur des Mittelalters. Mit Anschluss der schönsten in dieser Epoche entwickelten Producte der gewerblichen Industrie. In Reisestudien gesammelt. 2ter Theil, mit 6 in Farben gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin 1835. 2 Thlr. 12 Gr.
1ster Theil, mit 6 in Farben gedruckten Tafeln. 1835. 2 Thlr. 12 Gr.

*— —, Ornamentenbuch zum praktischen Gebrauche für Architekten, Decorations- u. Stubenmaler, Tapetenfabrikanten, Seiden- Woll- u. Damastweber. Neue Folge. 1stes Heft. Mit 6 farbigen Steintafeln. Querfolio. Berlin 1836. 3 Thlr. 8 Gr.

*Brandt, J. F., Mammalium exoticorum novorum vel minus cognitorum musei academici zoologici descriptiones et icones. Acced. tabb. XIX color. 4maj. Petropoli 1835. 5 Thlr. 8 Gr.

*— —, Prodromus descriptionis animalium ab H. Mertensio in orbis terrarum circumnavigatione observatorum. Fasc. I. 4maj. Petropoli 1835. 18 Gr.

*Brandt, J. F., Bemerkungen über die Mundmagen- oder Eingeweidnerven (*Nervus sympathicus seu nervi reproductorii*) der Evertebraten. Mit 3 Kupfertafeln. Gr. 4. 1 Thlr. 8 Gr.

*— —, Descriptiones et icones animalium Rossicorum novorum vel minus rite cognitorum. Aves. Fasc. I. Cum 6 tabb. pictis. 4maj. Petropoli 1836. 2 Thlr. 12 Gr.

*Bulletin scientifique de l'Académie Impériale des sciences de St.-Pétersbourg. Tom. I. Gr. in-4. St.-Pétersbourg 1836. 1 Thlr. 12 Gr.

Burdach, K. F., Die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. Erster Band, mit Beiträgen von K. E. v. Baer und H. Rathke. Zweite berichtigte und vermehrte Auflage, mit Beiträgen von E. Meyer, H. Rathke und G. Valentin. Mit 6 Kupfertafeln. Gr. 8. 3 Thlr. 18 Gr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 7ter Jahrgang f. 1836. In wöchentlichen Lieferungen. Gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 2ter Jahrgang für 1836. In fünftägigen Lieferungen. Gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Choulant, Ludwig, Anleitung zur ärztlichen Praxis. Gr. 8. 1 Thlr. 9 Gr.

*Chrysostomi, S. Joannis, Opera omnia quae exstant, vel quae ejus nomine circumferuntur, ad mss. codices Gallicanos, Vaticanos, Anglicanos, Germanicosque, nec non ad Savilianam et Frontonianam editiones castigata, innumeris aucta etc. Tom. VII. Pars I. 8max. Parisiis 1836. 4 Thlr. 12 Gr.

Drobisch, M. W., Neue Darstellung der Logik nach ihren einfachsten Verhältnissen. Nebst einem logisch-mathematischen Anhange. Gr. 8. 18 Gr.

*Eichwald, E., Memoria Ludovici Henrici Bojani. (Acced. catalogus musaei zootomici academiae medico-chirurgicae Vilnensis.) Cum icone Bojani. 4maj. Vilnae 1835. 2 Thlr.

*— —, Discours sur les richesses minérales de quelques provinces occidentales de la Russie qui pourroient devenir un objet de commerce. Gr. in-4. Vilna 1835. 20 Gr.

*— —, Plantarum novarum vel minus cognitarum, quas in itinere Caspio-Caucasico observavit, Fasc. II. et ult. Cum tabb. 20 lith. Vilnae 1835. 4 Thlr.
(Fasc. I. cum tabb. 20 lith. 1832. 4 Thlr.)

*Graefe, F., Das Sanscrit-Verbum in Vergleich mit dem griechischen und lateinischen. Aus dem Gesichtspunkte der classischen Philologie dargestellt. (Aus d. Mémoires de l'Académie abgedruckt.) Gr. 4. St.-Petersburg 1836. 1 Thlr. 21 Gr.

Hartmann, Ph. C., Glückseligkeitslehre für das physische Leben des Menschen, oder die Kunst das Leben zu benutzen und dabei Gesundheit, Schönheit, Körper- und Geisteskräfte zu erhalten und zu vervollkommnen. Dritte, verbesserte Auflage. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Herschel, J. F. W., Einleitung in das Studium der Naturwissenschaft. Nach dem Englischen von Dr. Albert Weinlig. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Hülsse, J. A., Die einfache und zusammengesetzte Zinsrechnung mit ihrer Anwendung auf Rechnung von Interessen, Discont, Zahlungstermine, mittlere Zahlungen, Zeit- und Leibrenten, Lebensversicherungen und Schuldentilgung. 4. 6 Gr.

*Jomini, Baron de, Tableau analytique des principales combinaisons de la guerre et de leurs rapports avec la politique des états. 4me édition consid. augmentée. Avec 2 planches. Gr. in-8. St.-Pétersbourg 1836. 3 Thlr.

Leti, Calvidii, i. e. Claudii Quilleti Callipaedia seu de pulchris prolis habendae ratione poema didacticon. Secundum editionem alteram seu Parisiensem cum integra lectionis varietate editionis primae seu Leidensis edidit Ludovicus Choulant. 12. Cart. 18 Gr.

*Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St.-Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tome III. Gr. in-4. St.-Pétersbourg 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Sciences naturelles. Tome II. Gr. in-4. St.-Pétersbourg 1836. 11 Thlr. 6 Gr.

Sciences politiques, Histoire et Philologie. Tome IV. Gr. in-4. St.-Pétersbourg 1836. 4 Thlr. 12 Gr.

Mémoires présentés par divers savans. Tome III. Gr. in-4. St.-Pétersbourg 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Recueil des actes des séances publiques. Partic. XI. Gr. in-4. St.-Pétersbourg 1836. 1 Thlr. 12 Gr.

*Meyer, E. H. F., Commentariorum de plantis Africae Australioris quas per octo annos collegit observationibusque manuscriptis illustravit J. F. Drege. Vol. I. Fasc. I. 8maj. 1 Thlr. 20 Gr.

Minding, J., Das Leben der Pflanze. Ein Gedicht. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Mises, Dr., Schutzmittel für die Cholera, nebst einem Anhange, enthaltend die vornehmsten Meinungen der Ärzte über den Sitz und das Wesen oder die nächste Ursache, die Contagiosität oder Nichtcontagiosität dieser Krankheit. Zweite verbesserte Auflage. 8. 15 Gr.

*Pallas, P. S., Icones ad geographiam Rosso-Asiaticam. Fasc. III. Cum 8 tabb. aen. pictis. 4maj. Petropoli 1836. 1 Thlr. 21 Gr.

Pinder, E., Das Provinzialrecht der königl. preußischen vormaligen königl. sächsischen Landestheile mit Ausschluß der Lausitz, nebst Beweisstellen, Gründen und Bemerkungen. Im Auftrag des königl. Justizministeriums für die Gesetzrevision bearbeitet. 2 Theile. Gr. 8. 5 Thlr.

Pogodin, Michael, Historische Aphorismen. Aus dem Russischen von E. Göring. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Prinz, C. G., Das Verschneiden oder die Castration der Milchkühe, eine landwirthschaftliche Operation für Ökonomen und Thierärzte. 8. Geh. 6 Gr.

Radius, J., Auserlesene Heilformeln zum Gebrauche für praktische Ärzte und Wundärzte. Mit Berücksichtigung der neuesten Bereicherungen der Arzneimittellehre. 16. Cartonn. 1 Thlr. 18 Gr.

Schmidel, C. T., Verwandlungstafeln verschiedener Masse in pariser Fusse, Zolle und Linien berechnet. 1stes Heft. Millimeter, Meter und engl. Fusse. 12. 6 Gr.

*Schmidt, J. J., Die Thaten des Vertilgers der zehn Übel in den zehn Gegenden, des verdienstvollen Helden Bogda Gesser Chan; eine mongolische Heldensage, nach einem in Peking gedruckten Exemplare aufs Neue abgedruckt. Herausgegeben von der k. Akademie der Wissenschaften. Gr. 4. St.-Petersburg 1836. 3 Thlr.

Spieker, C. W., Emiliens Stunden der Andacht und des Nachdenkens. Für die erwachsenen Töchter der gebildeten Stände. Fünfte, durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage. 2 Bände, mit Titelkupfer. 8. Geh. 1 Thlr. 18 Gr.

*Trinius, C. B., Species graminum iconibus et descriptionibus illustravit. Fasc. 29 et 30. 4maj. Petropoli 1836. 3 Thlr.

(Complet III Vol. s. 30 Fasc. cum 360 tabb. 1823—36. 45 Thlr.)

Wagner, R., Prodromus historiae generationis hominis atque animalium aistens icones ad illustrandam ovi primitivi, imprimis vesiculae germinativae et germinis in ovario inclusi, genesin atque structuram, per omnes animalium classes multosque ordines indagatam. Acced. tabb. II. aere incisae. Fol. maj. Cart. 3 Thlr. 12 Gr.

*Weinmann, C. A., Hymeno- et Castero-Mycetes hucosque in imperio Rossico observatos. Pars prodromi florae rossicae. 8maj. Petropoli 1836. 3 Thlr.

Weissenbach, C. G. A. von, Abbildungen merkwürdiger Gangverhältnisse aus dem sächsischen Erzgebirge. Mit 32 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 16 Gr.

Zeitung für die elegante Welt. 36ster Jahrgang für 1836. Herausgegeben von F. G. Kühne. In wöchentlichen Lieferungen. Gr. 4. 8 Thlr.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Blumen- und Ährenlese

aus

meinem jüngsten Arbeits-Lustrum.

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Rellstab.

Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 4 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: I. Die Steinkohlengruben. Erzählung. — Die Räuber im Schwarzwalde. Novelle. — II. Die Badereise. Erzählung. — Die Cholera im Fürstenthum Schceerau. — Ludwig Devrient. — Wilhelmine Schröder-Devrient.

Leipzig, im Januar 1837.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Polytechnisches Journal,

herausgegeben

von den

D. D. Dingler und Schultes.

Erstes Novemberheft.

Inhalt: Köchlin, über die Dampfmaschinen und vergleichende Versuche mit verschiedenen Systemen derselben. — Ericsson's verbesserte Maschine zur Mittheilung von Kraft zu mechanischen Zwecken. Mit Abbildungen. — Hauson's Verbesserungen an den Locomotivwagen. Mit Abbildungen. — Higgin's Verbesserungen im Baue und im Treiben der zur Schiffahrt dienenden Fahrzeuge. Mit Abbild. — Fussell, Verbesserungen an den Pumpen. Mit Abbild. — James, über eine verbesserte Spindel für Drossel-Spinnmaschinen. Mit Abbild. — Boulnois' Verbesserungen an den Kutschenfedern. Mit Abbild. — Jevon's Verbesserung an den Maschinen zur Verfertigung von Hufeisen und andern Gegenständen aus Stab- oder Schmiedeeisen. Mit Abbild. — Heineken, über eine Vorrichtung zum Schraubenschneiden. Mit Abbild. — Tracey, über einen Apparat zum Schraubenschneiden. Mit Abbild. — Ericsson's verbessertes Instrument zum Messen der Tiefe des Wassers der Seen und der Flüsse. Mit Abbild. — Howell's Verbesserungen an den Musikinstrumenten. Mit Abbild. — Pott's verbesserte Methode, ein- oder mehrfarbige Dessins oder Zeichnungen auf Töpferwaare, Porzellan, Glas

und andere derlei Substanzen zu übertragen. Mit Abbild. — Hutchinson's Apparat zum Messen des Leuchtgases in den Gasfabriken. Mit Abbild. — Über die Darstellung und Eigenschaften der festen Kohlensäure. — Miscellen. Englische Patente. — Außerordentliche Leistung eines amerikanischen Dampfwagens. — Bramley's und Parker's Verbesserungen an den Locomotivmaschinen. — Über die schiefen Flächen oder Rampen an den Eisenbahnen. — Lalanne's Maschinen zum Nivelliren, zum Aufnehmen von Planen und zum Messen der Kraft beim Ziehen. — Carey's Vorschlag, Kanalboote über die Schleußen zu schaffen. — Über directe Erzeugung von hämmerbarem Eisen aus den Eisenerzen. — Über die galvanischen und elektrischen Versuche und Apparate des Herrn Crosse. — Eigenschaften der Substanz, welche das Bouquet der Weine bildet. — Letterndruck mit Walzen. — Verbesserungen in der Fabrication von Bodenplatten. — Vorschüsse von der British Association for the advancement of science zu wissenschaftlichen und technischen Untersuchungen und Zwecken gemacht. Literatur: deutsche.

Zweites Novemberheft.

Inhalt: Bericht über die Abhandlung des Hrn. Emil Köchlin, betreffend die Dampfmaschinen; erstattet im Namen des Comité für Mechanik, von Joseph Köchlin. — Douglas, Verbesserungen an den Dampfkesseln, wodurch das Bersten derselben durch übermäßigen innern und das Einsinken durch übermäßigen äußern Druck verhütet wird. Mit Abbild. — Über das Ruderrad des Hrn. Henry Pickworth von Sipson in der Grafschaft Middlesex. Mit Abbild. — Heinecken's Beschreibung einer Art von Drehbank zur Verfertigung von Medaillen. Mit Abbild. — Beschreibung einer tragbaren Ausschneidepresse von der Erfindung des Hrn. Hosking. Mit Abbild. — Barber's Verbesserung an den Spulen, auf welche das Baumwollgarn aufgewunden wird. Mit Abbild. — Witherspoon, über eine neue Hemmung für Pendeluhren. Mit Abbild. — Über die Sicherheitslampe des Hrn. John Martin in London. Mit Abbild. — Martens, über die Natur der bleichenden Chlorverbindungen. — Fuchs, Professor, Neue Methode, das Bier auf seine wesentlichen Bestandtheile zu untersuchen. Mit Abbild. — Dingler, über den Twaddle'schen und Atkins'schen Aräometer. — Keene's verbesserter Apparat zum Ausbaue von Getreide und andern Samen, sowie auch zum Düngen. Mit Abbild. — Miscellen. Gurney's neue Dampfwagen. — Saloman's Sicherheits-Dampfkessel. — Neuer Heizapparat für Wagen. — Carey's Vorschlag zur Überwältigung steil ansteigender Flächen. — Über die vortheilhafteste Geschwindigkeit bei der Kanalschiffahrt. — Verbesserung der Napier'schen Multiplicationsstäbe. — Verbesserung an den Sägen der Sägmühlen. — Aubray's Verbesserung an den Maschinen zur Papierfabrication. — Sonderbare Benutzung der hydraulischen Presse. — Artesischer Brunnen in Granit gebohrt. — Gewebe von Glas. — Belote's Patent-Gerbeproceß. — Hrn. Cairo's Tachymeter. — Anwendung des Schiefers zu verschiedenen Geräthschaften. — Über das Sicherheitspapier des Hrn. Morand. — Ähnlichkeit des Kautschuks mit dem Maulbeerblättersafte. — Klein's Methode, mit Reservage die Wolle zu färben. — Ernst Augustine's wasserdichte Schuhe. — Über jodhaltige Erze und Pflanzen in Mexico. — Bentouillac's tragbare Verrichtung zum Tödten der Seidencocons. — Amerikanische Methode, Getreidespeicher vor dem Kornwurme zu schützen. — Verfälschung des Talges mit Kartoffelbrei.

* * *

Von diesem sehr gemeinnützigen und wohlfeilsten Journal erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Kupfern. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit 24—30 Kupferplatten bestehend und welcher mit einem vollständigen Sachregister versehen wird, macht für sich ein Ganzes aus und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Thlr. 8 Gr., oder 16 Fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Ein dieses Journal begleitender Anzeiger nimmt einschlägige Dienstgesuche, Waaren- und Maschinenanbietungen, Bücheranzeigen u. s. w. gegen sehr billige Insertionsgebühren auf, und die Verlags-Expedition besorgt die einschlägige Correspondenz.

Stuttgart und Augsburg, im Nov. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei Karl Drobisch in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Türk in Sachsen, von Osman. 2te verb. Aufl. Preis 1 Thlr.

Das Erscheinen einer zweiten Auflage und höchst günstige Kritiken, z. B. in der Zeitung für die elegante Welt, Nr. 182 und 183, bürgen für den Werth dieser Schrift. Der Freimüthige, Nr. 184, sagt von diesem Roman: „er kann für die Mehrzahl der Schriftsteller vom Fach als ein Muster betrachtet werden" u. s. w., von der vorgedruckten Abhandlung über Romandichtung: „es ist hier auf wenigen Seiten mit mehr Einsicht und Sachkenntniß von den höhern Bedingungen dieser Dichtungsform gesprochen, als in vielen dickleibigen Systemen der Ästhetik" u. s. w.

Der Wende. Erzählung von R. W. Heller. Preis 1 Thlr. 4 Gr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Taschenbuch für Theetrinker,

oder der Thee in naturhistor., culturl., mercantil., medic. diätetischer und luxuriöser Hinsicht. Von Marquis und Berard. Kl. 8. Geh. 20 Gr.

Dieser kleine Modeartikel bringt unsern Damen von Stande die Biographie ihres Hausfreundes und ganz besondern Lieblings. Im Orient ist er Despot, Europa dagegen ist ihm freiwillig zinsbar und sein Einfluß auf das angenehme gesellige Leben und die wichtige Rolle, die er in unsern ersten Cirkeln spielt, sind bekannt genug. Wie er mit dem feinsten Anstand in diese einzuführen ist, welchen Nutzen er in medicinischer Hinsicht gewährt, wie er culturlich behandelt und überhaupt bereitet wird, ist in diesem Büchlein auf eine angenehme, unterhaltende und belehrende Weise entwickelt.

*** Neue Unterrichtbücher.

W. H. v. Rouvroy, Hauptmann, Leitfaden zum Unterricht in der Mathematik.

Zweiter Theil: Geometrie und mathematische Theorie des Aufnehmens mit dem Meßtische; ebene und sphärische Trigonometrie und Theorie des Richtens der Geschütze, mit 5 großen Tafeln. 1 Thlr. 8 Gr. Sowie dessen

Dritter Theil: Infinitesimalrechnung, analytische Geometrie und mathematische Geographie, mit 2 großen Tafeln. 1 Thlr. 8 Gr. sind in der Arnold'schen Buchhandlung erschienen und in allen andern Buchhandlungen zu haben.

Der erste Theil: Zahlenrechnung und Algebra, erschien vor einiger Zeit und kostet 21 Gr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* 1836. Zehnten Bandes fünftes Heft. (Nr. XXIV.) Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. (Herausgeber: *E. Avenarius.*) Jahrgang 1836. Monat December, oder Nr. 49—53, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 49—53. Gr. 8. Preis des Semesters auf gutem Druckpapier 1 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, im Januar 1837.

F. A. Brockhaus.

Vol. XXXIII. (1909).

Part I. (pp. 1-176, Plates I.-XXIII.), issued 30th June, 1909.

Part II. (pp. 177-344, Plates XXIV.-XXXIII.), issued 30th December, 1909.

Vol. XXXIV. (1910).

Part I. (pp. 1-176, Plates I.-XXIII.), issued 30th June, 1910.

Part II. (pp. 177-344, Plates XXIV.-XXXIII.), issued 30th December, 1910.

Vol. XXXV. (1911).

Part I. (pp. 1-176, Plates I.-XXIII.), issued 30th June, 1911.

Part II. (pp. 177-344, Plates XXIV.-XXXIII.), issued 30th December, 1911.

Vol. XXXVI. (1912).

Part I. (pp. 1-176, Plates I.-XXIII.), issued 30th June, 1912.

Part II. (pp. 177-344, Plates XXIV.-XXXIII.), issued 30th December, 1912.

Vol. XXXVII. (1913).

Part I. (pp. 1-176, Plates I.-XXIII.), issued 30th June, 1913.

Part II. (pp. 177-344, Plates XXIV.-XXXIII.), issued 30th December, 1913.

Vol. XXXVIII. (1914).

Part I. (pp. 1-176, Plates I.-XXIII.), issued 30th June, 1914.

Part II. (pp. 177-344, Plates XXIV.-XXXIII.), issued 30th December, 1914.

Vol. XXXIX. (1915).

Part I. (pp. 1-176, Plates I.-XXIII.), issued 30th June, 1915.

Part II. (pp. 177-344, Plates XXIV.-XXXIII.), issued 30th December, 1915.

Vol. XL. (1916).

Part I. (pp. 1-176, Plates I.-XXIII.), issued 30th June, 1916.

Part II. (pp. 177-344, Plates XXIV.-XXXIII.), issued 30th December, 1916.

Vol. XLI. (1917).

Part I. (pp. 1-176, Plates I.-XXIII.), issued 30th June, 1917.

Part II. (pp. 177-344, Plates XXIV.-XXXIII.), issued 30th December, 1917.

Vol. XLII. (1918).

Part I. (pp. 1-176, Plates I.-XXIII.), issued 30th June, 1918.

Part II. (pp. 177-344, Plates XXIV.-XXXIII.), issued 30th December, 1918.

Vol. XLIII. (1919).

Part I. (pp. 1-176, Plates I.-XXIII.), issued 30th June, 1919.

Part II. (pp. 177-344, Plates XXIV.-XXXIII.), issued 30th December, 1919.

Vol. XLIV. (1920).

Part I. (pp. 1-176, Plates I.-XXIII.), issued 30th June, 1920.

Part II. (pp. 177-344, Plates XXIV.-XXXIII.), issued 30th December, 1920.

Vol. XLV. (1921).

Part I. (pp. 1-176, Plates I.-XXIII.), issued 30th June, 1921.

Part II. (pp. 177-344, Plates XXIV.-XXXIII.), issued 30th December, 1921.

Vol. XLVI. (1922).

Part I. (pp. 1-176, Plates I.-XXIII.), issued 30th June, 1922.

Part II. (pp. 177-344, Plates XXIV.-XXXIII.), issued 30th December, 1922.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. V.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Bericht
über die
Verlagsunternehmungen für 1837
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

I. An Zeitschriften erscheint für 1837:

*1. Allgemeine Bibliographie für Deutschland. (Herausgeber: *E. Avenarius.*) Jahrgang 1837. 52 Nummern (von 1—2 Bogen). Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Wird Freitags ausgegeben.

Die Allgemeine Bibliographie gewährt eine möglichst vollständige und schnelle Uebersicht der im deutschen Buchhandel erschienenen Schriften, wie der für Deutschland wichtigen oder interessanten des gesammten Auslandes, verbunden mit Notizen über künftig erscheinende Werke, Subscriptions- und Pränumerationsunternehmungen, Preisherabsetzungen, Auctionen, Bücherverbote, antiquarische Kataloge u. s. w., Alles zur leichtern Uebersicht unter bestimmte Rubriken geordnet. Genaue alphabetische und systematische Register erleichtern den Gebrauch.

*2. Repertorium der gesammten deutschen Literatur für das Jahr 1837. Herausgegeben im Verein mit mehren Gelehrten von *Ernst Gotthelf Gersdorf.* Elfter Band und folgende. (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Gr. 8. Preis eines Bandes von etwa 50 Bogen auf gutem Druckpapier 3 Thlr.

Das Repertorium erscheint regelmäßig am 15. und 30. jedes Monats in Heften, deren Umfang sich nach den vorhandenen Materialien richtet.

Der Allgemeinen Bibliographie für Deutschland und dem Repertorium der deutschen Literatur wird ein beiden Zeitschriften gemeinschaftlicher

Bibliographischer Anzeiger

beigegeben, der für literarische Anzeigen aller Art bestimmt ist. Die Insertionsgebühren betragen 1½ Gr. für die Petitzeile oder deren Raum. Besondere Beilagen, als Prospecte, Anzeigen u. dgl., werden mit der Bibliographie wie mit dem Repertorium ausgegeben und dafür die Gebühren mit 1 Thlr. 12 Gr. bei jeder dieser Zeitschriften berechnet.

*3. Blätter für literarische Unterhaltung. (Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1837. Außer den Beilagen täglich eine Nummer. Gr. 4. Auf feinem Druckpapier. 12 Thlr.

Wird Dienstags und Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

*4. Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von Oken. Jahrgang 1837. 12 Hefte. Mit Kupfern. (Zürich.) Gr. 4. 8 Thlr.

*5. Allgemeine medicinische Zeitung. In Gemeinschaft mit Dr. *J. B. Friedreich* und Dr. *C. Hohnbaum* herausgegeben von Dr. *Carl Pabst.* Jahrgang 1837. Wöchentlich 2 Nrn. von 1 Bogen. Gr. 4. Auf feinem Druckpapier. 6 Thlr. 16 Gr.

Wird Dienstags ausgegeben.

Diese Zeitschrift, deren letzte Jahrgänge bei A. Pierer in Altenburg erschienen, wird von nun an wieder in meinem Verlage herausgegeben und auf deren Redaction besondere Sorgfalt verwandt werden. Probenummern sind auf Verlangen zu erhalten.

Zu den unter Nr. 3, 4 und 5 genannten Zeitschriften erscheint ein

Literarischer Anzeiger,

für literarische Ankündigungen aller Art bestimmt. Für die gespaltene Petitzeile oder deren Raum werden zwei Groschen berechnet.

Gegen Vergütung von 8 Thlrn. werden Anzeigen und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 12 Gr. der Isis oder der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet.

*6. Das Pfennig-Magazin für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. (Herausgeber: Friedrich Brockhaus.) Jahrgang 1837. 52 Nummern. (Nr. 197—248.) Mit vielen Abbildungen. Klein Folio. Auf Velinpapier. 2 Thlr.

Wird wöchentlich und monatlich ausgegeben.

Der erste Jahrgang des Pfennig-Magazins in 52 Nummern (Nr. 1—52) kostet sauber geheftet 2 Thlr., der zweite Jahrgang in 39 Nummern (Nr. 53—91) 1 Thlr. 12 Gr., der dritte Jahrgang in 52 Nummern (Nr. 92—143) 2 Thlr., der vierte Jahrgang in 53 Nummern (Nr. 144—196) 2 Thlr., und es sind fortwährend Exemplare davon in guten Abdrücken zu erhalten.

Das Pfennig-Magazin bildet zugleich die Fortsetzung des in meinen Verlag übergegangenen Sonntags-Magazins, welches selbständig nicht ferner erscheinen wird.

Das dem Pfennig-Magazin beigefügte

Intelligenzblatt

eignet sich vorzüglich für alle das gesammte deutsche Publicum betreffende Ankündigungen. Für die gespaltene Petitzeile oder deren Raum werden nur 5 Gr. berechnet, Anzeigen und dergl. gegen Vergütung von 18 Gr. für das Tausend beigelegt.

*7. Das Pfennig-Magazin für Kinder. (Herausgeber: A. Kaiser.) Jahrgang 1837. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Kl. 4. Auf Velinpapier. 1 Thlr.

Wird monatlich ausgegeben.

Der erste, zweite und dritte Jahrgang kosten cartonnirt jeder 1 Thlr.

*8. Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. (Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.) Sechsten Bandes drittes Heft und folgende (Nr. XLIII und folgende). Gr. 8. Geh. Preis des Heftes von 6—7 Bogen auf gutem Druckpapier 12 Gr.

II. An Fortsetzungen und Resten erscheint:

*9. Altdeutsche Blätter von *Moritz Haupt* und *Heinrich Hoffmann.* Zweiten Bandes erstes Heft und folgende. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Der erste Band in 4 Heften (1836—37) kostet 2 Thlr. 4 Gr.

10. *Becker (Wilhelm Gottlieb)*, Augusteum. Dresdens antike Denkmäler enthaltend. Zweite Auflage. Besorgt und durch Nachträge vermehrt von *Wilhelm Adolf Becker.* Dreizehntes und vierzehntes (letztes) Heft. Die Kupfertafeln in Royalfolio, der Text in Grossoctav.

Das erste bis zwölfte Heft (Taf. I—CXLII, und Text Bogen 1—22, 1832—34) kosten im Subscriptionspreise 22 Thlr. 12 Gr. In der ersten Auflage kostete jedes Heft 9 Thlr. 16 Gr. Nach der vor Kurzem mir wiederholten Versicherung des Herausgebers sollen die letzten Hefte dieses Werkes nun bald erscheinen. Die bisherige Verzögerung fällt mir nicht zur Last.

11. Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Begonnen von Wilhelm Müller. Fortgesetzt von Karl

Förster. Dreizehntes Bändchen und folgende. 8. Auf feinem Schreibpapier. Geh.

Das dreizehnte Bändchen wird Hoffmannswaldau und Lohenstein enthalten. Erstes bis zwölftes Bändchen (1822—31) kosten 16 Thlr. 8 Gr.

*12. Bibliothek classischer Romane und Novellen des Auslandes. Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Dreiundzwanzigster Band und folgende. Gr. 12. Auf gutem Druckpapier. Geh.

Diese Fortsetzung wird mit Manzoni's „Die Verlobten" beginnen, dann sollen zunächst Cervantes' „Persiles und Sigismunde" und die „Novellen" desselben folgen. Die ersten 22 Bände, 1825—30, enthaltend:

I—IV. Don Quixote von Cervantes, übers. von Soltau. 2 Thlr. 12 Gr. — V. Landprediger von Wakefield von Goldsmith, übersetzt von Delsnitz. Zweite Auflage. 15 Gr. — VI—IX. Gil Blas von Le Sage. 2 Thlr. — X. Leben des Pikaro Lazarillo von Quevedo, übersetzt von Keil. 12 Gr. — XI—XIV. Tom Jones von Fielding, übersetzt von Lüdemann. 2 Thlr. 12 Gr. — XV. Niels Klim von Holberg, übersetzt von Wolf. 15 Gr. — XVI. Ortis von Foscolo, übersetzt von Lautsch. 15 Gr. — XVII—XIX. Delphine von Staël, übersetzt von Gleich. 1 Thlr. 20 Gr. — XX—XXII. Dekameron von Boccaccio. 2 Thlr.

Kosten zusammengenommen anstatt 13 Thlr. 5 Gr. nur acht Thaler.

*13. Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In alphabetischer Ordnung. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. Elfte Lieferung und folgende. Gr. 4. Auf gutem Druckpapier. Geh. Preis der Lieferung 6 Gr.

Auf die Auswahl und Abfassung der Artikel wird die größte Sorgfalt verwendet, die Wohlfeilheit des Werkes (die ersten 11 Lieferungen, 83 Bogen mit 259 Holzschnitten und 16 Landkarten enthaltend, 1 Thlr. 18 Gr.) macht es auch den minder bemittelten Ständen zugänglich und gewiß zu einer nützlichen Hausbibliothek für den deutschen Bürger und Landmann.

Mit dem Buchstaben E wird binnen sehr kurzer Zeit der erste Band dieses Werks geschlossen sein. Um ein schnelleres Vorschreiten des Bilder-Conversations-Lexikons herbeizuführen, ist die Veranstaltung getroffen, daß neben dem mit F beginnenden zweiten Bande gleichzeitig auch der Druck und die Ausgabe des dritten, mit dem Buchstaben M anfangenden Bandes erfolgen soll. Die Subscribenten werden nun also bald in Besitz des auf vier Bände berechneten Werks kommen und sollen dabei in keiner Weise eine sorgfältige Bearbeitung vermissen.

Auf dem Umschlage des Bilder-Conversations-Lexikons werden Anzeigen ꝛc. gegen Berechnung von 4 Gr. Insertionsgebühren für die gespaltene Petitzeile oder deren Raum inserirt, sowie gegen eine Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend demselben beigeheftet.

*14. Conversations-Lexikon, oder Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. Achte Originalauflage. In 12 Bänden oder 24 Lieferungen. Gr. 8. Jede Lieferung auf weißem Druckpapier 16 Groschen, auf gutem Schreibpapier 1 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Die erste bis einundzwanzigste Lieferung (A bis Ar) dieser achten umgearbeiteten, vielfach verbesserten, zweckmäßig vervollständigten und bis auf die neueste Zeit fortgeführten Originalauflage sind erschienen. Die letzten drei Lieferungen werden bis Ostern ausgegeben.

*15. Cuvier (Baron von), Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere, und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von F. S. Voigt. In sechs Bänden. Fünfter Band. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Der erste Band (Säugthiere und Vögel, 1831) kostet 4 Thlr., der zweite Band (Reptilien und Fische, 1832) 2 Thlr. 8 Gr., der dritte Band (Mollusken, 1834) 2 Thlr. 16 Gr., der vierte Band (Anneliden, Crustaceen, Arachniden und ungeflügelte Insekten, 1836) 2 Thlr. 8 Gr. Der fünfte Band wird mit der großen Classe der Insekten: Coleoptera beginnen und noch einige der folgenden kleinen Classen enthalten.

*16. Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart.

Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 20 Gr., auf feinem Velinpapier 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier im größten Quartformat mit breitern Stegen (Prachtexemplare) 15 Thlr.

Erste Section, A—G, herausgegeben von J. G. Gruber. Neunundzwanzigster Theil und folgende.

Zweite Section, H—N, herausgegeben von A. G. Hoffmann. Vierzehnter Theil und folgende.

Dritte Section, O—Z, herausgegeben von M. H. E. Meier und L. F. Kämtz. Neunter Theil und folgende.

Den frühern Abonnenten, denen eine Reihe von Theilen fehlt, und Denjenigen, die als Abonnenten auf das ganze Werk neu eintreten wollen, werden die billigsten Bedingungen gestellt.

*17. Ergänzungen der Allgemeinen Gerichtsordnung und der allgemeinen Gebührentaxen für die Gerichte, Justizcommissarien und Notarien in den preußischen Staaten, des Stempelgesetzes, Salarienkassenreglements, sammt der Instruction für die Oberrechnungskammer, wie auch die Verordnungen der General-Commissionen, enthaltend eine vollständige Zusammenstellung aller noch geltenden, die Allgemeine Gerichtsordnung, die Allgemeinen Gebührentaxen, das Stempelgesetz, das Salarienkassenreglement und die Instruction für die Oberrechnungskammer abändernden, ergänzenden und erläuternden Gesetze, Verordnungen und Ministerialverfügungen, nebst einem chronologischen Verzeichnisse derselben und Register, herausgegeben von F. H. von Strombeck. Vierter Band. Enthaltend die Nachträge zur dritten Ausgabe derselben, bearbeitet und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von Ferdinand Leopold Lindau. Gr. 8. Auf Druck- und Schreibpapier.

Erscheint binnen Kurzem. Die ersten drei Bände (1829—30) kosten auf Druckpapier 5 Thlr. 16 Gr., auf Schreibpapier 7 Thlr. 12 Gr.

*18. Ergänzungen des Allgemeinen Landrechts für die preußischen Staaten, enthaltend eine vollständige Zusammenstellung aller noch geltenden, das Allgemeine Landrecht abändernden, ergänzenden und erläuternden Gesetze, Verordnungen und Ministerialverfügungen, nebst einem chronologischen Verzeichnisse derselben und Register, herausgegeben von F. H. v. Strombeck. Vierter Band. Enthaltend die Nachträge zur dritten Ausgabe derselben, bearbeitet und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von Ferdinand Leopold Lindau. Gr. 8. Auf Druck- und Schreibpapier.

Erscheint binnen Kurzem. Die ersten drei Bände (1829) kosten auf Druckpapier 6 Thlr., auf Schreibpapier 8 Thlr.

19. *Ersch (Johann Samuel)*, Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue, mit verschiedenen Mitarbeitern besorgte Ausgabe. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier, auf feinem franz. Schreibpapier, und auf demselben Papiere in gr. 4. mit breitem Rande.

Zweiten Bandes zweite Abtheilung: Literatur der schönen Künste. Bearbeitet vom Prediger *C. A. Rese* in Halberstadt.

Der Druck ist bis zum 32. Bogen fortgerückt und es fehlt nur wenig zur völligen Beendigung dieser Abtheilung.

Vierten Bandes zweite Abtheilung: Literatur der vermischten Schriften. Bearbeitet von Dr. *C. A. Geissler* in Wien.

*20. Der Führer in das Reich der Wissenschaften und Künste. Zweiter Band, in einzelnen Abtheilungen: Mineralogie, Krystallographie. Geologie, Versteinerungskunde, Chemie, Berg- und Hüttenkunde, Meteorologie. Mit vielen eingedruckten Holzschnitten. 16. Auf feinem Velinpapier. Geh.

Der erste Band mit 221 Abbildungen (1830) kostet 2 Thlr. — Die einzelnen Abtheilungen siehe unter Nr. 32—38.

21. Funck (J.), Erinnerungen aus meinem Leben in biographischen Denksteinen und andern Mittheilungen. Zweiter Band. Jean Paul. Iffland u. Devrient. Bretzner. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh.

Der erste Band, E. T. W. Hoffmann und F. G. Wetzel (1836), kostet 1 Thlr. 16 Gr.

22. Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI., oder Entstehung, Fortschritte und Wirkungen der sogenannten neuen Philosophie in diesem Lande. Nach des Verfassers Tode fortgesetzt von Prof. Friedrich Brömmel. Siebenter Theil und folgende. Gr. 8. Auf Druck- und Schreibpapier.

Die ersten 6 Theile (1827—33) kosten 10 Thlr. 16 Gr.

*23. Heinsius (Wilhelm), Allgemeines Bücher-Lexikon, oder Vollständiges alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1834 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und in den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Nebst Angabe der Druckorte, der Verleger, der Preise ꝛc. Achter Band, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von Otto August Schulz. Elfte Lieferung und folgende.

Gr. 4. Geh. Jede Lieferung auf gutem Druckpapier 20 Gr., auf Schreibpapier 1 Thlr.

Der erste bis siebente Band (1812—29) kosten im herabgesetzten Preise 20 Thlr.; auch einzelne Bände werden zu verhältnißmäßig billigern Preisen gegeben.

*24. Hoepfstein (Albert), Praktisches Handbuch der Buchführungskunde für den deutschen Buchhandel zur klarsten Geschäfts- und Vermögensübersicht. Zweite Abtheilung. Schmal gr. 4. Auf Velinpapier. Geh.

Die erste Abtheilung, Inventur (1836), kostet 16 Gr.

*25. Most (Georg Friedrich), Encyklopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis, mit Einschluss der Geburtshülfe, der Augenheilkunde und der Operativchirurgie. Im Verein mit mehren praktischen Aerzten und Wundärzten Deutschlands herausgegeben. Zweite, stark vermehrte und verbesserte Auflage. In zwei Bänden. Neuntes Heft und folgende. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh.

Das erste bis achte Heft enthält den ersten Band und Bogen 1—28 des zweiten (die Artikel Abarticulatio bis Melasosis). Der Subscriptionspreis eines Heftes von 12 Bogen ist 20 Gr.

26. Raumer (Friedrich von), Geschichte Europas seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts. Sechster Band u. folgende. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier und extrafeinem Velinpapier.

Durch die zweimalige längere Anwesenheit des Verfassers in England in den Jahren 1835 und 1836 ist das Erscheinen der Fortsetzung dieses mit so überaus großer Theilnahme aufgenommenen Werks etwas unterbrochen; doch kann ich die Versicherung geben, daß der Verfasser nun wieder seine Zeit der Vollendung desselben widmen wird, wie denn endlich die Früchte der Benutzung englischer Archive die Besitzer für die Unterbrechung entschädigen werden.

Der erste bis fünfte Band (1832—35) kosten im Subscriptionspreise auf Druckpapier 14 Thlr. 16 Gr., auf Velinpapier 29 Thlr. 8 Gr.

*27. Ross (Ludovicus), Inscriptiones Graecae ineditae. Fasc. II. Gr. 4. Geh.

Das erste Heft (1835) kostet 1 Thlr. 8 Gr.

28. Schmid (Reinhold), Die Gesetze der Angelsachsen. In der Ursprache mit Uebersetzung und Erläuterungen. Zweiter Theil. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Der erste Theil, den Text nebst Uebersetzung enthaltend (1831), kostet 2 Thlr. 6 Gr.

*29. Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Neunter Jahrgang. Mit einem Bildnisse. Gr. 12. Auf feinem Druckpapier. Cart.

Der erste bis fünfte Jahrgang dieses Taschenbuchs (früherer Preis 9 Thlr. 16 Gr.) sind zusammen im Preise herabgesetzt auf 5 Thaler.

Einzeln kostet jeder 1 Thlr. 8 Gr.; der sechste, siebente und achte aber, wie bisher, jeder 2 Thlr.

*30. Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von Dr. Franck. Zweiter Jahrgang. Mit Kupfern. 8. Auf feinem Velinpapier. Geb. mit Goldschnitt.

Der erste Jahrgang (1836), mit 5 Kupfern, kostet 2 Thlr. 8 Gr. — Für den zweiten Jahrgang haben die ausgezeichnetsten dramatischen Dichter Beiträge zugesagt.

*31. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1838. Mit einem Bildnisse und sechs Stahlstichen. 16. Auf feinem Velinpapier. Geb. mit Goldschnitt. 2 Thlr.

Im Preise herabgesetzt

sind die frühern Jahrgänge der Urania, 1830—34; sie kosteten bisher 10 Thlr. 6 Gr., sind aber jetzt zusammengenommen für fünf Thaler, einzeln aber für 1 Thlr. 8 Gr. jeder, zu haben. Von den Jahrgängen 1835, 1836 und 1837 kostet jeder 2 Thlr.

(Der Beschluß folgt.)

Bücher-Versteigerung.

Am 3ten April 1837 beginnt bei Unterzeichnetem die Versteigerung **von 10,000 Werken, aus allen Fächern der Naturwissenschaft**, als Mathematik, Physik, Chemie (Alchymie und Magie), Medicin, Chirurgie, Pharmacie, Botanik, Astronomie, Mineralogie, Mechanik, Hydraulik, Naturgeschichte u. s. w.; ferner Geographie (Reisebeschreibungen), Kriegswissenschaft, Technologie, Oekonomie, Handelswissenschaft, Encyklopädien, akademische- und Societätsschriften, Dissertationen u. s. w.

Kataloge sind zu beziehen bei den Herren Birett in Augsburg, Asher, Finke, List in Berlin, Meyer in Bonn, Korn in Breslau, Mayer in Brüssel, Grimmer in Dresden, Schmerber, Varrentrapp, Kettembeil, Beer, St. Goar in Frankfurt, Kübler, Otto in Göttingen, Lippert in Halle, Helm in Halberstadt, Gröker in Jena, Weigel, Dyk in Leipzig, Peischer in München, Levrault in Strasburg, Sammer, Kupitsch in Wien, Stahel in Würzburg, Hurter in Schaffhausen, sowie bei den meisten Antiquarien- und Sortimentsbuchhandlungen Deutschlands und der Schweiz und direct von

Ferdinand v. Waldkirch
in Schaffhausen.

Für Garten- und Blumenfreunde.

In der Rauck'schen Buchhandlung in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Allgemeine Gartenzeitung.

Eine Zeitschrift für Gärtnerei und alle damit in Beziehung stehende Wissenschaften. In Verbindung mit den tüchtigsten Gärtnern und Botanikern des In- und Auslandes, herausgegeben von

Friedrich Otto,
königl. preuß. Garten-Director und Inspector des botan. Gartens zu Berlin,

Albert Dietrich,
Doct. der Philos. und Lehrer der Gärtner-Lehranstalt zu Berlin.

Fünfter Jahrgang. **1837.**

Von dieser Zeitschrift erscheint in jeder Woche ein Bogen in gr. 4. 52 Bogen bilden sonach einen vollständigen Jahrgang und kosten 4 Thlr. — Macht es der Inhalt nothwendig, so erscheinen auch Kupfer hierzu, jedoch ohne den Preis zu erhöhen. Von den vorhergehenden vier Jahrgängen sind noch einige Exemplare für obigen Preis zu haben.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Sammlung historischer Schriften und Urkunden.

Geschöpft aus Handschriften
von

M. Freiherrn von Freiberg,
Vorstand des königl. bair. Archivs.

Fünfter Band, erstes Heft.

Die ältesten Statuten der Stadt Regensburg enthaltend.

Gr. 8. Preis 1 Fl. 24 Kr., oder 20 Gr.

Stuttgart und Augsburg, im Sept. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Nordamerikanische Bilder und Zustände.

Nach G. v. Beaumont und A. v. Toqueville von D. Spazier (in Paris). 2 Theile. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Obschon dieses Werk in kernhaft-epitomatischer Verkürzung alle vier Bände des franz. Originals wiedergibt, so ist dennoch in Deutschland nie etwas Genialeres, Wahrhafteres, Lebendigeres und Gründlicheres über Nordamerika erschienen, und es kann gar nicht fehlen, daß diese Schrift viele Köpfe in Bewegung setzen wird; denn den genannten beiden Männern, welche als Bevollmächtigte Frankreichs nach den Vereinigten Staaten abgeordnet wurden, ist es endlich gelungen, uns zum ersten Mal ein meisterhaft gezeichnetes, erschöpfendes, getreues und völlig unparteiisches Bild der politischen, gesellschaftlichen, intellectuellen, moralischen, industriösen und commerciellen Entwickelung der Nordamerikaner, von ihren Licht- und Schattenseiten zu geben.

Literarische Anzeige.

Soeben erschien das 2te Heft der

Skandinavischen Bibliothek.

Eine Zeitschrift, enthaltend eine fortlaufende Auswahl des Anziehendsten und Neuesten aus der dänischen, norwegischen und schwedischen Literatur, in sorgfältig bearbeiteten Übertragungen.

Redigirt von J. L. v. Schepelern und A. v. Gähler.

Kopenhagen. Geh. 1 Thlr. 4 Gr.

Inhalt:

Dänische Dichter. Haken Jarl von Oehlenschläger. Von Andersen: Die Schneekönigin, die Kirche bei Rörwiig, Holger Danske, Abenddämmerung, Abschiedsgruß an Italien. Von Chr. Winther: Der Matrose, Erich und Ellen.

Miscellen. Altdänische Heldenlieder. Der Elfenhügel, mit Musikbeilage. Stolz Mettelil und Herr Nilus.

Norwegische Dichter. Der norwegische Nationalgesang, von Bjerregaard, mit Musikbeilage. Die Klosterruine, eine Novelle von M. Chr. Hansen, mit der skizzirten Lebensbeschreibung des Verfassers.

Schwedische Dichter. Der letzte Kämpe, von Geijer. Epigramme von Runeberg.

Inhalt des 1sten Heftes:

Dänische Dichter. Der dänische Nationalgesang, von Ewald, mit Musikbeilage. Amor und Psyche, lyrisches Drama in fünf Aufzügen von Paludan-Müller, mit der skizzirten Lebensbeschreibung des Verfassers.

Miscellen. Altdänische Heldenlieder. Schön Anna. Jungfrau Gundelille und Herr Palle.

Norwegische Dichter. Die Lure, Novelle von Hansen. Herr Zinclar, Ballade von Storm. Sigurd der Kreuzfahrer und die Mohren auf Formentera, von Bjerregaard.

Schwedische Dichter. Södersors, von Böttiger. Der Weihnachtsabend, Volkssage von Runeberg. Gesang auf die Geburt des Herzogs von Dalekarlien, von Fehleranz, mit Musikbeilage.

Anhang: Von der Aussprache der dänischen und schwedischen Buchstaben.

Leipzig, im Januar 1837.

Rein'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Großbritanniens Gesetzgebung

über

Gewerbe, Handel und innere Communicationsmittel,

statistisch und staatswirthschaftlich erläutert

von

C. Th. Kleinschrod,

Ministerialrath im königl. bair. Staatsministerium der Finanzen.

Mit mehren Tabellen.

Gr. 8. Preis 3 Fl. 24 Kr., oder 2 Thlr.

Inhalt: Einleitung. Statistik der Bevölkerung. Gesetzgebung für Gewerbe und Manufacturen: I. Legislative Politik des Gewerbswesens überhaupt; Monopole und Gewerbsprivilegien; Verlagsrecht. II. Gesetzgebung der Industriegewerbe im engern Sinne. III. Statuten und Einrichtungen der Corporationen in Beziehung auf das Gewerbswesen. IV. Statistik der Gewerbe und Manufacturen. V. Legislative und staatswirthschaftliche Beziehungen der Manufacturen. A. Die Baumwollenmanufactur und Verhältnisse der Fabrikarbeiter überhaupt. B. Die Wollenmanufactur. C. Die Seidenmanufactur. D. Die Leinwandmanufactur. E. Die Papierfabrikation. F. Die Glasfabrikation. G. Eisen- und Metallwaarenfabrikation. VI. Besondere Anstalten zur Beförderung der Gewerbsindustrie. Handelsgesetzgebung. I. Navigationsgesetze. II. Die britisch-ostindische Handelscompagnie. III. Commercialsystem der Ein- und Ausfuhrzölle. Über den Getreidehandel insbesondere. IV. Innere Mercantilgesetzgebung. Anmerkung über das Bankwesen im vereinigten Königreiche überhaupt. V. Statistischer Überblick des britischen auswärtigen und Colonialhandels. Gesetzgebung über die innern Communicationsmittel. I. Öffentliche Landstraßen. A. Allgemeine Gesetzgebung über die öffentlichen Landstraßen (General Highway Acts). B. Specielle Gesetzgebung über die Turnpike-roads. II. Fluß- und Kanalschifffahrt; Eisenbahnen.

Stuttgart und Augsburg, im Sept. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu St.-Petersburg

hat in Erfahrung gebracht, daß die Preise ihrer Verlagsartikel in mehren deutschen bibliographischen Werken unrichtig und zwar meist zu hoch angegeben sind, namentlich aber in der neuesten Ausgabe von Kayser's Bücherlexikon, in welchem z. B.:

Stritter memoriae populorum	statt	9	ß	9	Ngr	mit	24	ß	Ngr
Pallas, Reisen, 3 Bände	"	9	"	9	"	"	27	"	4 "
—, Nachrichten über die mongolischen Völkerschaften	"	3	"	16	"	"	14	"	12 "
—, Flora rossica	"	24	"	9	"	"	76	"	— "
—, Zoographia	"	9	"	9	"	"	16	"	16 "
—, Tableau de la Tauride	"	—	"	9	"	"	1	"	4 "
Falk, Beiträge zur topogr. Kenntniß des russischen Reichs	"	5	"	12	"	"	17	"	— "
Fischer, Sibirische Geschichte	"	1	"	21	"	"	2	"	18 "
Gmelin, Flora Sibirica	"	11	"	6	"	"	25	"	6 "
Güldenstaedt, Reisen	"	5	"	15	"	"	13	"	6 "
Georgi, Reisen	"	3	"	18	"	"	6	"	18 "
Lehrberg, Untersuchungen	"	2	"	20	"	"	5	"	— "
Acta acad. Petropolit.	"	37	"	12	"	"	32	"	— "
Nova acta acad. Petrop.	"	46	"	21	"	"	58	"	12 "
Commentarii acad.	"	45	"	—	"	"	42	"	— "
Novi Commentarii acad.	"	71	"	6	"	"	60	"	— "
Mémoires de l'Académie, 11 Bde.	"	37	"	12	"	"	94	"	2 "

angesetzt sind.

Indem die Akademie diese Berichtigungen bekannt macht, unterläßt sie nicht in Erinnerung zu bringen, daß die Kataloge ihrer Verlagswerke bei ihrem Commissionair, dem Herrn Buchhändler Leopold Voß in Leipzig, gratis zu haben sind.

The Dramatic Works of William Shakspeare. Printed from the text of the corrected copies of Steevens and Malone. With a Life of the poet, by *Charles Symmons*, D. D. et Glossary: and sixty Embellishments. A new Edition. London and Berlin 1837. Prachtvoll in Maroquin gebunden, mit Goldschnitt, 6 Thlr., in engl. Leinen cartonnirt, mit Goldtitel, 4 Thlr. 12 Gr.

Diese neue Ausgabe des grossen Dichters zeichnet sich durch besonders schönen Druck (aus Whittingham's Officin) und durch die herrlichen Holzschnitte, sowie durch elegantes Äussere aus, zu Geschenken dürfte es wol wenig geeignetere Bücher geben.

London und Berlin. ***A. Asher.***

Bei Karl Wigand in Wetzlar ist erschienen:

Wetzlar'sche Beiträge

für Geschichte und Rechtsalterthümer, herausg. von Dr. Paul Wigand. Erstes Heft. Gr. 8. Geh. 8 Gr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Nº 1. Vol. 1. Price 1d.

THE NEW PHILOSOPHER.

A Journal of Science, Literature, and Art.

Saturday, January 1, 1825.

Introduction.

The object of this publication is to diffuse a knowledge of the principles of science, literature, and art, among those who have not had the opportunity of acquiring it in the regular way. We shall endeavour to explain the principles of every thing we treat of, and to avoid the use of technical terms as much as possible. Where we are obliged to use them, we shall explain their meaning.

We shall not confine ourselves to any particular branch of science, but shall endeavour to make our work a miscellany of useful knowledge. We shall also give a portion of original poetry, and occasionally some tales and anecdotes.

We hope that our readers will find our work both entertaining and instructive, and that it will be the means of introducing a taste for science among those who have hitherto neglected it.

erhalten.

ipzig

n.

Herr Dr. Diesterweg
und die
deutschen Universitäten.
Eine Streitschrift von
Dr. Heinrich Leo.
Gr. 8. Geh. 16 Gr.

Jeder wird die vorliegende Schrift mit vielem Genuß lesen. Ein frisches, kräftiges Wesen, eine große Kenntniß und geistvolle Auffassung des Universitätswesens, zahlreiche Erfahrungen, alle mit erfreulicher Offenherzigkeit vorgetragen, machen diese Schrift zu einer unterhaltenden, zu pikanten Lecture, und zur Befestigung richtiger Ansichten über das innere Leben der Universitäten, zur Abwehrung unbegründeter Urtheile wird sie wesentlich beitragen

---

Erwiederung
auf die Schriften von Dr. Scheibel, Kellner und Wehrhan gegen meine Abhandlung über die kirchlichen Ereignisse in Schlesien.
Von
Dr. Hermann Olshausen,
Prof. der Theol. zu Erlangen.
Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Des Verfassers Abhandlung über die kirchlichen Ereignisse in Schlesien erschien 1835 und kostet 8 Gr.

Isis.
Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie,
von
Oken.
Jahrgang 1836.

Der Jahrgang von 12 Heften in gr. 4. mit vielen Kupfern kostet 8 Thlr.

Die frühern Jahrgänge sind zu herabgesetzten Preisen zu beziehen.

Von dem Herausgeber der Isis erschien früher in meinem Verlage:

Naturgeschichte
für Schulen.

Raumer.

Europas

Jahrhunderts.
32—35. Gr. 8.
hlr. 16 Gr. Auf extrafeinem
hlr. 8 Gr.

---

ngen

schichte.
8. 6 Thlr.

---

ohenstaufen
Zeit.
karten. 1823—25. Gr. 8.

Paris
6. und 17. Jahrhunderts.
seln (in gr. 4., Facsimiles ert:
h. 4 Thlr. 12 Gr.

Entwickelung
Staat und Politik.
Auflage. 1832. Gr. 8.

---

rgang.
2. Geh. 16 Gr.

---

schenbuch.
n
Raumer.
ng.
big XIV.
. Cart. 2 Thlr.
er Romanow und seiner Freunde.
urgenbau und Burgeneinrichtung
Von H. Lee. — Versailles.
Aeltere Geschichte der Xylographie
ndung auf den Bilddruck. Ein
J. D. F. Sotzmann.
kosten anstatt 9 Thlr. 16 Gr.
5 Thaler;
nte Jahrgang (1835 und 1836)

W. Böttiger, F. Förster,

Jens Baggesen's
poetische Werke
in deutscher Sprache.
Herausgegeben
von den Söhnen des Verfassers
Karl und August Baggese
Fünf Theile.
Gr. 12. Geh. 5 Thlr. 12 G

Diese Sammlung der deutschen W des in der Literatur Dänemarks, se Vaterlandes, wie in der deutschen, ausgezeichnete Stelle einnehmenden D ters verdient der Beachtung aller Freu der Poesie angelegentlichst empfohlen werden.

Der Führer
in das Reich
der
Wissenschaften und Künst
Erster Band.
Mit 221 Abbildungen. Sauber gebund
Kl. 8. 2 Thlr.

Eine populaire, wesentlich zugleich a Unterhaltung berechnete Darstellung d Mechanik, Hydraulik und Hydrostat Pneumatik, Akustik, Pyronomik, Opt Elektricität, des Galvanismus und M gnetismus, bearbeitet nach dem Book science von J. Sporschil, welche bei de jetzt so lebhaften Interesse für die physikal schen Wissenschaften eine äußerst günsti Aufnahme gefunden hat. Die verschieden Abtheilungen, aus denen das Werkchen se nem Inhalte nach besteht, sind auch ei zeln, wie unten angegeben, zu haben. Ei zweiter Band, die übrigen physikalische Wissenschaften enthaltend, wird im nächste Jahre erscheinen.

Anleitung zum Selbststudium der Me chanik. Geh. 9 Gr.

Anleitung zum Selbststudium der Hy drostatik und Hydraulik. Geh 6 Gr.

Anleitung zum Selbststudium der Pneu matik. Geh. 6 Gr.

Anleitung zum Selbststudium der Aku stik. Geh. 6 Gr.

Anleitung zum Selbststudium der Pyro nomik. Geh. 6 Gr.

Anleitung zum Selbststudium der Op tik. Geh. 9 Gr.

Anleitung zum Selbststudium der Elek tricität, des Galvanismus u. Magnetismus. Geh. 6 Gr.

Daran schließt sich die eben fertig ge worden kleine Schrift:

Anfangsgründe
der Botanik
zum Gebrauche für Schulen
und
zum Selbstunterrichte.
Zweite Auflage,
gänzlich umgearbeitet und vermehrt von

Mary Bolton
Mary Bolton
Mary Bolton

Altdeutsche Blätter

von

Moriz Haupt

und

Heinrich Hoffmann.

Erster Band in vier Heften.

Gr. 8. 2 Thlr. 4 Gr.

Es ist gewiß ein verdienstliches, alle Unterstützung verdienendes Unternehmen, durch diese Sammlung eine Gelegenheit zu geben, um kleineres Material dem Studium des deutschen Alterthums durch sichernde Herausgabe zur Benutzung darzubieten.

Nächst der Bekanntmachung mannichfaltigen Materials sind diese Blätter bestimmt, Abhandlungen, Bemerkungen, Auszüge aus seltenen und Nachträge zu wichtigen Büchern zu liefern.

Horae Belgicae. Studio atque opera *Henrici Hoffmann* Fallerslebensis. Pars tertia. — Auch u. d. T.: Floris ende Blancefloer door Diederic van Assenede. Mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar herausgegeben von *Hoffmann* von Fallersleben. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

— — Pars quarta. — Auch u. d. T.: Caerl ende Elegast. Edidit et illustravit *Hoffmann* Fallerslebensis. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Die beiden Gedichte, welche diese Abtheilungen enthalten, erscheinen hier zum ersten Male sorgfältig und geschickt herausgegeben und werden allen Freunden dieser Literatur gewiß eine willkommene Gabe sein.

Die ersten Hefte der „Horae Belgicae" (1830—33) kosten 1 Thlr. 16 Gr.

Die toscanische

Insel Pianosa

und

deren Colonisirung.

Nebst dem Plane eines Actien-Vereines.

Von

A. Zuccagni-Orlandini.

Herausgegeben von

Dr. *Alfred Reumont.*

Mit einer Karte der Insel Pianosa.

Gr. 8. Geh. 8 Gr.

Der preuss. Consul, C. Stichling in Livorno, hat im Laufe des Jahres 1835 die Insel Pianosa von der grossherzogl. Regierung in Erbpacht übernommen und schon ist zur Ausführung des wichtigen Unternehmens der Colonisirung Alles vorbereitet. Der Anhang des Schriftchens enthält den Plan zu einem Actienvereine, um mit gemeinsamen Mitteln ein so schönes, aber die Kräfte eines Einzelnen wol übersteigendes Werk in seinem ganzen Umfange zu beginnen. Die in diesen Blättern einfach dargestellten Thatsachen werden hoffentlich besser als irgend eine An-

---

g.

raut.

n.

4 Thlr.

ichneten Buchs erschien in diesem

nser.

Thlr.

ien Werke abermals den Beweis deutschen Gegenwart gehört, die ischen Roman zur Bedeutsamkeit

---

hrt.

Aufzügen.

r.

---

e b e n

m Hoffmann's

Wetzel's.

pischen Denksteinen und an- T. W. Hoffmann und

Gr.

dazu ermunterte und bestimmte, beginnen, und der Verfasser der schriftlich darin bestärkte, die So werden diese Mittheilungen erfreuen.

auf dessen Aufenthalt in Bam- Beiträge zu dessen persönlicher geschichte mancher seiner Werke. wird darin als Dichter, als s. w. Auch finden sich darin 's zur katholischen Confession

---

ch

zinalien.

n g.

und vier scenischen Kupfern.

2 Thlr. 8 Gr.

ustspiel in drei Aufzügen von bdicht in einem Aufzuge von iel in einem Aufzuge von

---

Die

Symbolik des Traumes,

von

Dr. G. H. v. Schubert,

Hofrath und Professor in München.

Neue verbesserte und vermehrte Auflage.

Mit einem Anhange

aus dem Nachlasse eines Visionärs: des J. Fr. Oberlin, gewesenen Pfarrers im Steinthale, und einem Fragment über die Sprache des Wachens.

Gr. 8. 1837. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Schubert's berühmtes Buch: „Die Symbolik des Traumes", bedarf keines den Inhalt andeutenden Wortes, wol aber ist zu bemerken, daß der Anhang auch besonders zu haben ist unter dem Titel:

Berichte eines Visionärs

über den

Zustand der Seelen nach dem Tode.

Aus dem Nachlasse

Johann Friedrich Oberlin's ꝛc.

Nebst einem Fragment:

Die Sprache des Wachens.

Gr. 8. 1837. Geh. 12 Gr.

Nicht ohne vielfaches Bedenken entschloß sich der Herausgeber dieser Blätter, den Aufforderungen nachzugeben, die ihm, seitdem man ihn im Besitz eines ansehnlichen Theiles der Papiere aus dem Steinthale wußte, von der Nähe wie von der weiten, durch Meere getrennten Ferne kamen: den Aufforderungen zur Herausgabe eines Theils jener Papiere, welcher Oberlin's Meinung von den Bleibstätten der Seelen nach dem Tode und die Geschichte seiner Visionen umfaßt.

Vibe (F. L.)

De classicae antiquitatis

disciplina injuste hodie in patria obtrectata. Oratio etc.

Gr. 8. Christiania. Geh. 4 Gr.

ΕΛΛΗΝΙΣΜΟΣ. Τομος πρωτος. ΓΡΑΜΜΑΤΙΚΗ. Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 12 Gr.

Eine Grammatik des Altgriechischen in neugriechischer Sprache.

Inscriptiones Graecae ineditae. Collegit ediditque *Ludovicus Rossius*, Fasc. I. Insunt inscriptiones Arcadicae Laconicae Argivae Co-

Bekanntmachung.

Die Gemeinde Ruhlsdorf hat beschlossen, die Straßenbeleuchtung durch Gas einzuführen. Die Arbeiten sollen an einen Unternehmer vergeben werden.

Ruhlsdorf, den 3. Mai 1912.

Der Gemeindevorsteher.
Hermann Lüdtke.

Bekanntmachung.

Die Gemeinde Ruhlsdorf hat beschlossen, die Straßenbeleuchtung durch Gas einzuführen. Die Arbeiten sollen an einen Unternehmer vergeben werden.

Ruhlsdorf, den 3. Mai 1912.

Der Gemeindevorsteher.
Hermann Lüdtke.

Advertisements.

Advertisements will be inserted in this Paper at the following rates:—

For the first 10 lines, 1s. 6d.
For every additional 10 lines, 1s.
Each repetition, 1s. 6d.

Advertisements must be sent in before 12 o'clock on the day of publication.

Wanted.

Wanted, a Boy to learn the Printing Business. Apply at this Office.

Wanted.

Wanted, a Boy to learn the Printing Business. Apply at this Office.

Von der

Allgemeinen Encyklopädie

der Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben

von

J. S. Ersch und **J. G. Gruber.**

Mit Kupfern und Karten.

sind wieder erschienen und an alle Buchhandlungen und Subscribenten versandt:

Erste Section (A—G). Herausgegeben von J. G. Gruber. 27ster, 28ster Theil.

Zweite Section (H—N). Herausgegeben von A. G. Hoffmann. 13ter Theil.

Dritte Section (O—Z). Herausgegeben von M. H. E. Meier und G. F. Kämtz. 7ter, 8ter Theil.

Der Pränumerationspreis eines Theils in der Ausgabe auf Druckpapier ist 3 Thlr. 20 Gr., **indeß gewähre ich gern für den ersten Ankauf des ganzen Werks sowol, als auch einer Partie Bände, die billigsten Bedingungen, um die Anschaffung zu erleichtern.** Die getroffenen Einrichtungen machen es mir möglich, auch ferner ein schnelleres Fortschreiten zur Beendigung zu verbürgen, ohne daß dem innern Gehalte des Werkes dadurch ein Nachtheil entstände. Die eigne Einsicht dieser neuen Theile wird dies Jedem zeigen; ich vermag hier nur auf die umfangreichern Artikel aufmerksam zu machen:

In der ersten Section: Donatisten von *v. Coelln*; Donau von *Eisenmann, Schreiner*; Donax von *Sprengel*; Dönhof von *v. Stramberg*; Doppelsterne von *Richter*; Dorf von *Dieck*; Doria von *Rauschnick*; Dorier von *K. O. Müller*; Doris von *L. Zander*; Doris (Mollusca) von *Thon*; Dorpat von *Petri, v. Stramberg*; Dotation von *Buddeus*; Dreissigjähriger Krieg von *Röse*; Dreschen von *Fischer*; Dresden von *Herrmann, v. Gansauge*; Druiden von *Richter*; Drusen von *Rommel*; Drüsen, Drüsenkrankheiten von *Seiler*; Drusus von *Wachter*; Dsanraäk, von *Richter*; Dualismus von *Scheidler, Wachter*; Duell von *Buddeus*; Dugueselin von *v. Stramberg*; Dukaten von *Fischer*; Duldung von *Dieck*; Duodecim leges von *Pernice*; Durchsichtigkeit von *Kämtz*; Dynast von *Dieck*; Dysenteria von *Baumgarten-Crusius*.

In der zweiten Section: Hypnum von *Sprengel*; Hypothek von *Ortloff*; Hypsometrie von *Kämtz*. In den Nachträgen zu H: Hegemonie von *C. W. Müller*; Heidelberg von *Leger*; Heraklit von *H. Schmid*; Hess von *Escher*; Hieroglyphen von *Kosegarten*; Histologie von *Heusinger*; Hutter von *A. G. Hoffmann*; Hypochthon von *Thon*. Ferner: I und Jod von *Grotefend*; Jacob von *Röse*; Jacobe von *Röse*; Jacobi von *Döring*.

In der dritten Section: Osterfest von *Rheinwald*; Ostfranken von *Wachter*; Ostfriesland von *Gittermann*; Ostgothen von *Wachter*; Ostindien, Ostindische Compagnieen von *Roepell*; Ostraksmos von *M. H. E. Meier*; Ostren von *Brown, Thon*; Oströmisches Reich von *Stahr*; Osymandyas von *K. O. Müller*; Othin von *Wachter*; Otho von *Haase*; Otto von *Wachsmuth, Wachter, v. Hormayr, Roepell, Landau, Jacck, Döring, Frenzel*; Ottokar von *Wachter, v. Hormayr*; Ouverture von *Fink*; Ovarium von *Klose*; Overbeck von *Döring*; Ovidius von *v. Leutsch*; Ovis von *Thon*; Oxalsäure von *Schreger*; Oxenstierna von *v. Stramberg, Röse*; Oxford von *Huber, v. Stramberg*.

Vollständiges

Handwörterbuch

der

deutschen, französischen und englischen Sprache.

Zweite Auflage.

Breit-8. Elegant gebunden.

3 Thlr. 12 Gr.

Jede der drei Abtheilungen dieses Wörterbuchs:

I. Dictionnaire français-allemand-anglais. (1 Thlr.)

II. A complete Dictionary english-german-french. (2 Thlr.)

III. Vollständiges deutsch-französisch-englisches Handwörterbuch. (1 Thlr. 8 Gr.)

ist zu dem beigesetzten Preise ebenfalls elegant gebunden besonders zu haben.

Dieses Wörterbuch, für dessen Brauchbarkeit die binnen Jahresfrist nöthig gewordene zweite Auflage spricht, zeichnet sich ebenso durch seine Vollständigkeit als typographische Einrichtung aus. Die Schönheit und Deutlichkeit der dazu verwandten englischen Lettern, noch mehr hervorgehoben durch den auf das schönste Velinpapier ausgeführten sehr saubern Druck, machen die Benutzung äusserst bequem. Auf die Correctheit ist nicht weniger eine grosse Sorgfalt verwandt, der Preis aber wird bei diesem Umfange und solchen Leistungen nur als höchst billig erscheinen.

Glyptothek

treffender Bilder und Gemälde aus dem Leben für alle Stände.

Herausgegeben

von

einem Verein für Kunst und Wahrheit begeisterter Freunde.

(Zweiter Band.)

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Der erste Band dieser ansprechenden Sammlung erschien 1831 und kostet 1 Thlr. 8 Gr.

---

ten an mich ergangenen Anfoderungen zu entsprechen, habe ich mich entschlossen, den Preis des

Allgemeinen

Bibliographischen Lexikons

von

Friedrich Adolf Ebert.

Zwei Bände in gr. 4. 1821—27.

0 Thlr., auf Schreibpapier 26 Thlr. 16 Gr. kosteten,

in der Ausgabe auf Druckpapier auf **10 Thlr.**,

in der auf Schreibpapier auf **13 Thlr. 8 Gr.**

g das Werk durch alle Buchhandlungen zu beziehen ist.

Gefällig, zur Empfehlung dieses allgemein so vortheilhaft bekannten classischen Werks mich aus-

Von der

All
der W ier!
in alphabet

g,

ind wieder erschi
Erste Secti
Theil.
Zweite Se
Theil. **ngen.**
Dritte Se
k. k. Kämt.

Der Prän
3 Thlr. 20 Gr
ganzen Wer
Bedingunge
Einrichtung
Fortschreit
Gehalte de
sicht dieser ne
umfangreichern

In der
Schreiner; D
Richter; Dor
Doris von *L*
berg; Dotat
Fischer; Drer
Rommel; Dr
sik, von *Rich*
gueselin von
cim leges vo
teria von *Be*

In der
Hypsometrie
Müller; Hei
Hieroglyphe
Hoffmann;
von *Röse*;

In der
ter; Ostfrie
sche Comp
Bronn, *Th*
Othin von
mayr, *Roc*
mayr; Ou
dius von *v.*
v. Strambe

ten an mien, und die
ar, warum
am meisten
Bibli Masse Bei-
, und zwar

F r

0 Thlr.,
in der
in der
g das Werk durc
flüssig, zur E

en geben zu können; auf der andern Seite aber wächst dadurch der Vor-
r bisher in 96 Druckbogen oder Nummern beschränkte Raum unmöglich
at, nur immer das Dringendste, Zeitgemäße mitzutheilen. Die
ine große Anzahl sehr wichtiger, lehrreicher Abhandlungen sich ungedruckt
ffentlichung entgegenharren.
die stehende Rubrik: „Oekonomische Literatur" bei weitem nicht
ei ihrer großen Wichtigkeit verdient, und wie es sowohl für den wissen-
n bloß praktischen Landwirth nothwendig ist; denn dem einen wie dem
stetes Fortschreiten unentbehrlich, stets in Kenntniß des Neuen,
esten der Literatur zu seyn, mit ihr stets gleichen Schritt zu halten und
fahrungen, Entdeckungen, Ansichten bekannt und vertraut zu
Redaction, aufgemuntert durch die so große Theilnahme des Publikums,
steht, dazu beitragen, die Oekonomischen Neuigkeiten noch lehrreicher,
als bisher zu machen, und dadurch das Interesse der Leser und

, von 1837 angefangen, statt der bisherigen 96 Bogen oder Nummern,
tern mehr erscheinen, welche bloß der ökonomischen Literatur
Raum erhalten, in den andern der landwirthschaftlichen Abtheilung ge-
ie eingehenden Beiträge aufnehmen zu können, da von nun
egbleibt. Die der forstwirthschaftlichen Abtheilung gewidmeten 16 Bogen
richtung.
lein nur im Interesse der verehrten Herren Leser und Mitarbeiter getroffen,
h wird:
eller und früher als bisher erscheinen zu lassen, da die Anzeigen neuer
ht mehr im Wege stehen und ihren Raum wegnehmen. Es ist natürlich, daß
ige möchten so bald als möglich zur Kenntniß des Publikums gelangen,
unangenehm seyn muß; abgesehen davon, daß durch Verspätung so viele
lieren. Es wird dadurch also das doppelte Interesse der Herren Mit-
frühern Erscheinens ihrer Beiträge, — und der Leser: wegen ge-
ter, wichtiger Aufsätze vereinigt.
erlich behandelte Feld der ökonomischen Literatur nun möglichst voll-
ildete Oekonom will und muß nothwendig mit der neuen Literatur voll-
ä und muß von den neuen Ideen, Vorschlägen, Ansichten der Gelehrten
nd genau unterrichtet seyn, um den größtmöglichsten Nutzen daraus zu
können.
gewiß höchst willkommen seyn, durch diese neue Einrichtung der Oekon.
allen neuen literarischen Erscheinungen bekannt zu werden,
als unentbehrliches Bedürfniß befriedigt zu sehen.
nische Literaturblatt:
er gesammten Oekonomie erscheinende Bücher nach ihrem Inhalte und
ere Werke ausführlicher behandeln, wodurch der Leser den Vortheil erhält,
urtheilen zu können, was ihn in den Stand setzt, sich durch pomphafte Titel
b für werthlose Bücher auszugeben, auf der andern Seite aber mit den
wahrhaft nützlich sind.
der Inhalt der erscheinenden teutschen landwirthschaftlichen Zeitschriften
ht der landwirthschaftlichen teutschen Journalistik das
essanteste kurz und bündig herausgehoben werden.
chtig und wie sehr im Interesse der Herren Mitarbeiter und Leser diese neue
onomischen Neuigkeiten sey. Außerdem, daß von nun an mehr
, erscheint nun auch ein eigenes Oekonomisches Literaturblatt,
m Lesen hat, doch mit der ganzen teutschen ökonomischen Literatur bekannt
ß alle jene Bücher und Zeitschriften zuerst und am schnellsten angezeigt
n oder Herausgebern oder Verlegern gratis eingesendet werden.

lungen zu beziehen ist.

allgemein so vortheilhaft bekannten classischen Werks mich aus-

Von der

A

der ler

in alph

g,

sind wieder

Erste S
Theil.

Zweite
Theil.

Dritte
L. F. Kän

Der
3 Thlr. 2
ganzen
Bedingu
Einricht
Fortschr.
Gehalte
sicht dieser
umfangrei

In d
Schreiner;
Richter;
Doris von
berg; De
Fischer;
Rommel;
sik, von
gueselin
cim lege
teria von

In
Hypsome
Müller;
Hieroglyf
Hoffmann
von Rose

In
ter; Ost
sche Co
Bronn,
Othin v
mayr, R
mayr;
dius von
v. Stran

ten an n

Bib

F

0 Thlr.
in d
in d
g das Werk d

flüssig, zur

Lehrbuch
der
und Staatenkunde.
Von
Johann Gottfried Sommer.

ad. I. Abtheilung. gr. 8. Prag, 1837. Broschirt 1 fl. 4 kr. C. M. (18 ggr.)
stet 2 fl. 20 kr. C. M. (1 Rthlr. 15 ggr.) Die 2te Abtheilung des 2ten Bandes erscheint zu Ostern 1837.

s, J. M. Freih. v., die Bienenzucht nach Grundsätzen der Theorie
ung. gr. 8. 1829. 2 fl. 15 kr. (1 Thlr. 16 ggr.)

ichtliche Darstellung meiner neuen Schafkultur, oder das zwei-
rige Electoralschaf. (Aus den Oek. Neuigk. bes. abgedr.) gr. 8. 1831. Brosch. 45 kr. C. M. (12 ggr.)

kann die gesunkene Landwirthschaft und der dadurch gesunkene
in Oesterreich wieder gehoben werden? Eine beantwortete Preisfrage mit dem Motto: „Alles
berall wachsen." (Aus den Oek. Neuigk. 1828 bes. abgedr.) gr. 8. 1828. Brosch. 48 kr. C. M. (14 ggr.)

J. G., Beschreibung meiner Wirthschaft zu Reindorf in Preußisch-
gr. 8. 1826. (6 Bog.) Broschirt 40 kr. C. M. (12 ggr.)

sicht der europäischen veredelten Schafzucht. 2 Bände. gr. 8. 1828
(31 Bog.) Gebunden 3 fl. 24 kr C. M. (2 Thlr. 12 ggr.)

äferkatechismus, als Anleitung für Schäfer, nach dem jetzigen
Schafzucht in Deutschland. gr. 12. 1830. (6 Bog.) Gebunden 30 kr. C. M. (9 ggr.)
den Herrebe in böhmischer Sprache zu gleichem Preise.

ner Dienstinstruction für die Wirthschaftsämter in den k. k. Staa-
tend eine Anleitung zur Geschäftsführung, sowohl hinsichtlich der judiciellen und politischen Amts-
als im Fache der Oekonomie; für alle Klassen der Beamten. Zweite umgearbeitete und ver-
lage von Dr. und Prof. G. N. Schnabel. Zwei Abtheilungen. 4. 1827. (24 Bog.) Gebun-
. M. (2 Thlr.)

W. A., Berichtigung und naturgemäße Begründung der land-
Prizlichen Ertragsberechnungen, Güter-Veranschlagungen und Werthstaxen, für das Bedürfniß der vor-
Entwicklung der Landwirthschaft und der heutigen Gewerbs-Verhältnisse, und zur Vermeidung
Sten Mängel und Irrthümer bei diesen Gegenständen. Als Hülfsbuch für Privat- und amtliche
Wan praktischen Betriebe der Landwirthschaft. gr. 8. Prag, 1835. Broschirt 2 fl. 36 kr. C. M.
8 ggr.)

Sommer- und Winter-Stallfütterung so wie die Weideverpflegung
thschaftlichen Hausthiere in ihrem jetzigen Entwicklungsstande und in Verbindung mit den Mit-
ernern Verbesserung zur Veredlung und höhern und sicherern Nutzbarkeit der landwirthschaftlichen
gr. 8. Prag, 1836. 2 fl. 36 kr. C. M. (1 Thlr. 18 ggr.)

Dr. A. v., Anleitung zum praktischen Wiesenbau. Mit beson-
ksichtigung des Zustandes und der Bedürfnisse der norddeutschen, namentlich der Meklenburg'schen
der nutzschaft. Mit 8 lithogr. Zeichnungen. gr. 8. Prag, 1836. Geb. 3 fl. 20 kr. C. M. (2 Thlr. 12 ggr.)

innsdorf, S. Graf, praktischer Nivellir-Unterricht und dessen
n, um auf das Anlegen der Wiesenbewässerungsgräben und die Führung der Wasserleitungen in hölzer-
ar, wsernen Röhren, wie auch mancherlei andere Gegenstände landwirthschaftlicher Cultur. Für jeden,
am me mathematische Kenntnisse besitzenden Oekonomen faßlich dargestellt. Zweite Auflage,
Masse-rundsätzen des Herrn Verfassers umgearbeitet und vermehrt von dessen Mitarbeiter an der ersten
, und Rit sechs lithographirten Tafeln. gr. 8. Prag, 1836. Cartonirt 1 fl. 48 kr. C. M. (1 Thlr. 6 ggr.)

Gedruckt bei J. Spurny.

handlungen zu vergeben.

ses allgemein so vortheilhaft bekannten classischen Werks mich aus-

Received 15 December 2020, accepted 15 December 2020

This work is licensed under a Creative Commons Attribution 4.0 International License.

Von der

A

der l

in alp

ider Lectüre.

sind wieder id

Erste [illegible]ste **Thaler.**
Theil.

Zweit[illegible] 8
Theil.

Dritt[illegible] Nur
L. F. Kä[illegible] von heute an für die Zeit von [illegible]rzeichniß bietet zur Begründung

Der [illegible] 3 Thlr. Theil
ganzen [illegible]türe, in der Anschaffung noch
Bedingu[illegible]befreier Auswahl, noch folgende
Einrich[illegible]
Fortsch[illegible]
Gehalti[illegible] 12 Groschen als wieviel der
sicht dies[illegible] umfangre[illegible]net werden.

In [illegible]n Preisen 50 Procent Rabatt,

Schreiner [illegible]l.	. .	40	— —
Richter; de[illegible]			
Doris von He[illegible]	. .	30	— —
berg; D[illegible]rbei	. .	20	— —
Fischer, [illegible]	. .	10	— —

Rommel[illegible]er, ll
sik, von Ente[illegible]
guesclin[illegible], en.
cim lege[illegible]eitle
teria vo[illegible]einen der unter a 1—6 ange-
[illegible]ik, i[illegible]
In[illegible]rich[illegible] muß. Es kann dabei niemals
Hypsom[illegible]p[illegible]och der herabgesetzte Preis auf
Müller; [illegible]d
Hierogl[illegible], [illegible]
Hoffmann[illegible], Büchern niemals etwas zurück-
von *Rös*[illegible], [illegible]n

In[illegible]
ter; Os[illegible]Also wird bei Effectuirung einer
sche C[illegible]n Groschen in Abzug gebracht.
Bronn, [illegible]bis 24 Groschen stets für einen
Othin v[illegible]durch Fehlen von Werken nicht
mayr; *lettr*[illegible]echenden Satz behandelt, wenn
mayr; [illegible]
dius vol[illegible]
v. Strai[illegible]jetzt der Bestellung erforderlich.

[illegible]der
[illegible]hen völlig einverstanden.
ten an [illegible]
[illegible]n, [illegible]leinzeln, als auch zu den unter
[illegible]ar, [illegible]pie pünktlichste Ausführung des
Bild[illegible]am [illegible]. Mit dem 1. Juli 1838 hö-
[illegible]Ma[illegible]
[illegible]un[illegible]

F[illegible]rich Fleischer.

0 Thlr

	Laden-Preis.	Herabgesetzter Preis.
in [illegible]		
in [illegible]		

g das Wer[illegible]

flüssig, zur Empfehlung dieses all[illegible]

	Laden-Preis.	Herabgesetzter Preis.
é, Caroline de la Motte, Lodoiska und r. Ein Roman. 3 Thle. 8.	3 12	1 16
Friedrich Baron de la Motte, die wunderbegebenheiten des Grafen Arthes von Lindenle. 8.		
Gefühle, Bilder und Ansichten. Sammlung saischer Schriften. 2 Bdchn. 8	2 8	1 4
ente aus der Chronique Scandaleuse von : und während der Revolution. 8.	3 —	1 12
:uter, die, von Paris. Ein hist. Gem. der Par. . Viertel des 16. Jahrh. Nach dem franz.: les arçons pr. Merimée frei bearb. 8. 3 Theile.	1 —	— 12
d, der falsche, ein Roman der Miß Rodinson. Engl. von Schenk, mit 1 Kupfr. 3 Bde.	3 18	1 6
richs II. eigenhändige Briefe an seinen geheimerer Fredersdorf. Herausgeg von Fr. Laurent 2 Fac Simile in gr. 4. 12.	3 4	1 12
nnen, unglücklich durch Liebe Mit 1 Kupfr. 8.	— 12	— 8
nberg, Graf Hugo, Leonardo da Vinci. Mit Bildniß und 4 Steintafeln. gr. 8.	— 16	— 8
rte von Kabinetsstücken der Familie Kuwackel inkel und Tauche. Bestehend in einer asorti-	2 6	1 8

Nr. Schorsch der Schöne, oder die gerettete Gerechtigkeit. Ein Gemälde aus dem 15ten Jahrhundert. 8.
2. Alban, Augen v. Gl., Gern wie es ist. 2 Thle.
3. Broch. Alexander und Kunkel, ein Roman. 2 Bde.
4. Allegro, die besten Citaten. Quartett. 2 Bdchen.
5. Almaroa. Ein Roman aus der Türkenwelt des vorigen Jahrhunderts, von Martina. 2 Thle. 8.
6. Anekdoten von Tieren, nach den neuern authentischen Mittheilungen, in Verbindung mit einigen Freunden hrsg. von Pfeil. 3 Bde. 8.
7. Aphorismen über den Kuss; ein Weihnachtsgeschenk für die Kussustige und kussgerechte Welt, von einem Spiritus Asper. Mit 10 bezüglichen Kupfern. 8.
8. Arnold, der graue Engel, eine ostentatiöse Geschichte mit 1 Kupf. 8.
9. Arnsdorf, oder der Sieg des Gerechten; ein Roman vom Verfasser des Elfenkinds. A. d. Engl. 2 Thle. 8.
10. Augustin, ein Roman aus der wirklichen Welt. 3 Bde. mit 4 Kupfern. 8.
11. Aurelia, ein Roman vom Verf. des Pfarrers. 8.
12. Avellino, Marino, Doctor Fieramosca, oder der Zweikampf bei Barletta. Historischer Roman aus den Stallmeisterthum, frei übersetzt. 8.
13. Bacelo, Bub. u. Mohr und Fanor, oder die beredtesten Männer. 8.
14. — — die Fam. Gilenberg ob. d. Gerechtigkeit d. Vorsehung. 8.

eiltzaft bekannten classischen Werks mich aus-

Von der

Nr.		Laden-Preis.		Herabgesetzter Preis.	
	gelsang, Erzählungen.	1	8	—	16
Erste	ein Mährchen. Vom	4	20	2	8
Theil.	Romantische Erzäh-	—	12	—	6
Zwei	he Tropf. Geschichte				
Theil.	Deutsch von Fr. Gleich.	3	—	1	12
Drit	und sein Freund. Ge-				
8 Thlr.	ines Bürgers. Deutsch				
ganzen	ginals von Fr. Gleich.	3	12	1	18
Bedin	und der Zweite, König				
Einri	Schausp. in 5 Aufz. 8.	1	—	—	12
Fortse	enberg. Ein Roman.				
Gehal		2	—	1	—
sicht di	und Sebastian. Züge und				
umfang		2	—	1	—
In	Flucht nach und aus				
Schrein	genden dreimonatlichen	1	8	—	12
Richter					
Doris v	der Niederlassungen u.				
berg;	rds-Afrika. 2 Theile mit	3	12	1	8
Fischer					
Romme	die Camisarden. Histor.	1	18	—	20
sik, vo	2 Bdchen. 8.				
guesell	Lausanne. Historische	1	—	—	12
cim leg					
teria v	zu Bocksdorf; Lustspiel	—	16	—	8
Isik,	chiedene Kalmücken-Hor-				
Hypsorich	ments im Jahre 1823,				
Müller	gesellschaft von H. A.				
Hierog	Charte. gr. 8.	1	6	—	16
Hoffmei	schwestern. Nach dem				
von Rek		1	12	—	16
Ji	ritains, Erzählung von				
ter; O	küsten, in den Jahren				
sche C	nterhandlungen mit den				
Brom	chsten Befehl. Aus dem				
Othin	Kotzebue. 8.	—	21	—	12
mayr,	ste von Frankreich; in				
mayr;	erbunden durch historische				
dius v	von R. O. Spazier.	3	18	1	20
v. Stra					
	sse um Menschen kennen				
	jetzt	1	12	—	16
	graphie. 2 Thle. 8.	3	—	1	8
ken an	Mit Kupfern. 3 Theile				
		3	8	1	16
n,	rzählungen. 3 Thle. 8.	4	12	2	—
ar,	Thle. 8.	3	12	1	16
Bild	Stunden. 2 Thle. Mit				
am		4	8	1	16
	Mar.				
	für jeden Gebildeten.				
F		—	21	—	10
	von, oder das biedere				
		1	—	—	12
	leckungsreise unter den				
0 Thl	talität mit dem Königl.				
	er, um Baffins-Bay aus-				
in	it einer nordwestlichen				
	Uebersetzt und heraus-				
in	Mit der Entdeckungs-				
		2	12	1	—
g das					

Nr.		Laden-Preis.		Herabgesetzter Preis.	
241.	Schumacher, A., Bilder aus den Alpen von Steiermark. 8.	—	16	—	8
242.	— — Herz, Schmerz und Scherz in Liedern. 8.	1	8	—	16
243.	Scott, W., Allan Mac-Aulay, die Seher des Hochlandes. A. d. Engl. übersetzt von Soph. Mar. 2 Thle.	2	12	1	4
244.	— — Lebensbeschreibungen berühmter britischer Dichter und Prosaisten Ueberf. von H. Döring. 8.	1	—	—	12
245.	— — Pauls Briefe an seine Verwandten. A. d. Engl. von K. L. Methusalem Müller. 8.	2	—	1	—
246.	Seidel, C. A., Theaterstücke. 2 Thle. 8.	1	18	—	20
247.	Senffarth, D. Woldemar, meine Reisetage in Deutschland, Frankreich Italien u. d. Schweiz. 4 Thle. 8.	5	12	2	12
248.	Sieber, F. W., Reise nach der Insel Kreta im griechischen Archipelagus im Jahre 1817. 2 Thle. Mit 14 Kupfern und Charten. gr. 8.	5	12	2	12
249.	Sintenis, C. F., Oswald der Greis. Oder mein letzter Glaube, als Nachlaß zugleich f. m. Fr. 3. Ausg. 8.	1	4	—	16
250.	— — Vater Roderich unt. sein. Kindern. 4. Ausg. 8	1	8	—	16
251.	— — Stunden des einsamen Nachdenkens im Schooße der schönen Natur. 3 Thle. Mit 1 Kupfer. 8.	4	—	2	—
252.	— — Syllegen, oder der Sammler edler Charakterzüge, großer Handlungen, witziger Einfälle und wichtiger Anekdoten aus der wahren Geschichte. 2 Thle. 8.	1	16	—	20
253.	Smith, Ch., Emeline, oder die Waise des Schlosses. 4 Thle. 8.	2	20	1	8
254.	Spazier, R. O., die Uzkokin. Novelle mit historischen Erläuterungen. 8.	1	6	—	16
255	Spiegel menschlicher Handlungen und Schicksale, in kleinen und angenehmen Erzählungen. 8.	—	12	—	6
256.	Steinbeck, D. C. G., Henkersgeschichten zur Belehrung und Warnung für Alt und Jung im Volke. 8.	—	12	—	6
257.	Stengel, Franziska v., Maximilian Emanuel u. seine Baiern. Historischer Roman in 3 Theilen. 8.	1	12	—	16
258.	Stolz und Vorurtheil. Ein Roman. Frei n. d. Engl. von Louise Marezoll. 2 Thle. 8.	2	12	—	20
259.	Storch, Lud., die Fanatiker. Ein histor. Roman aus der 2. Hälfte des 16ten Jahrhunderts. 8. 2 Thle.	2	—	1	—
260.	— — Förderts Henns. Novelle aus dem Leben eines Wundermannes der neueren Zeit, nach wahren Begebenheiten dargestellt. 8. brosch.	1	12	—	20
261.	— — der Freiknecht, historischer Roman aus der 2. Hälfte des 14ten Jahrhunderts. 3 Bde. 8.	6	—	4	—
262.	— — der Glockengießer. Novelle nach einer deutschen Volkssage bearbeitet. Ein Nachtstück. 8.	1	8	—	16
263.	Streckfuß, Julie v. Lindau, oder Wille, Natur u. Verhängniß. Mit 1 Kpfr. 2 Thle. 2te wohlf. Ausg. 8.	2	—	1	—
264.	— — Clementine Wallner, ein Roman. 8.	1	8	—	16
265.	Stürme, die großen, und Ueberschwemmungen in Deutschland, Frankreich, England und Rußland im Jahre 1824 ꝛc. 8.	—	16	—	4
266.	Sydonie, oder Leidenschaft und Verhängniß. Memoiren eines Unglücklichen. Aus dem Französischen frei übersetzt von Th. Blum. Mit 1 Kpfr. 8.	1	8	—	16
267.	Talvj, drei Erzähl.: Die Rache; menschl. Schwäche; verfehlte Bestimmung. Auch unter d. Tit.: Psyche. 8.	1	8	—	16
268.	Tempelritter, der. Ein hist. Roman. 2 Thle. 8.	3	—	1	—
269.	Therese od. Resignation a. Pflichtgefühl. Roman. 8.	1	—	—	8
270.	Tieck, Fr., Erzählungen und Phantasiestücke. Mit einem Vorworte von Fr. Bar. de la Motte Fouqué. 8.	1	—	—	8
271.	Urach der Wilde; Roman a. d. Ritterzeiten. 2 Thle. mit illuminirten Kupfern. 3te Auflage. 8.	2	16	1	12
272.	Urmutter Agathe, die, eine Legende aus den Geister- und Ritterzeiten. Von F. W. v. F. 2 Theile mit 1 Holzschnitte. 8.	1	16	—	20
273.	Uschakow, Wassilij, der Kirgis Kaisak. Erzähl. a. d Russ. frei übers. von C. R. Goldammer. 2 Thle. 8.	1	6	—	10

lässig, zur Empfehlung dieses allgemein so vortheilhaft bekannten classischen Werks mich aus-

Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.

Soeben erschien:

Die Krankheit des Weibes.

Ein Handbuch für Frauen

von

Dr. Hermann Fritsch

Professor der Geburtshilfe und Gynäkologie an der Universität Breslau.

Mit 100 Abbildungen im Text.

Preis: 6 Mark.

Elegant gebunden: 7 Mark 50 Pf.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 32. — 1. Februar 1837.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Paris und die Rheingegenden. Tagebuch einer Reise im Jahre 1835 von C. G. Carus. Zwei Theile. Leipzig, G. Fleischer. 1836. 8. 3 Thlr.

In einer Zeit, wo das Reisen an der Tagesordnung ist, und die Mittel, die weitesten Entfernungen schnell zu überflügeln, sich mit jedem Tage vervollkommnen und vermehren, darf es nicht befremden, auch die Reiseberichte in infinitum wachsen zu sehen. Wir gönnen Jedem, der seine Lust daran büßen will, einen „Reisegalopp", unter welchem anzüglichen Titel wir neulich einen Tanz angekündigt sahen; auch wollen wir Keinen beneiden, der in der kürzesten Zeit seinen trip nach Konstantinopel oder Moskau zu machen und das „Itinerario di Roma" vorschriftmäßig in acht Tagen abzulaufen versteht; nur sollte nicht gleich jeder Reisegalopp oder trip einer besonnenen, auch auf das Verweilen eingerichteten Reise gleichgeachtet, beschrieben und als ein Beitrag zur Völker- und Länderkenntniß dem Publicum vorgelegt werden. Nur sehr begabte und geistig sehr ausgezeichnete Reisende, die in einer Minute mehr sehen als Andere in einem ganzen Tage, dürfen sich hier eine Ausnahme gestatten, und zu diesen Reisenden gehört allerdings unser berühmter Verfasser. Wie viel derselbe in sehr kurzer Zeit zu sehen und aufzufassen vermag, das hat er in seiner „Reise durch Italien" bewiesen, welche Rec. in Nr. 51 d. Bl. f. 1836, angezeigt hat. Jetzt sehen wir ihn einen Ausflug zu unsern überrheinischen Nachbarn machen und in ihrer Hauptstadt, die er zuvor nie besucht, etwa zwei Wochen verweilen; auf die ganze Reise, die über Frankfurt zu den interessantesten Stellen des Rheins, dann über Metz nach Paris, von hier durch Belgien zu der Versammlung der Naturforscher nach Bonn, hierauf über Köln und Kassel nach Göttingen und über Eisenach und Gotha zurück nach Dresden ging, wurden im Ganzen sechs Wochen verwendet! Man kann nicht umhin, das eigne Talent des Verf. zu bewundern, der auch die kürzeste Frist auf das vortheilhafteste zu benutzen und auch den kleinsten Zeitraum durch eine Masse der verschiedenartigsten Anschauungen und Erfahrungen auszufüllen versteht, die sich bei ihm um so mehr häufen müssen, als ihn allenthalben das Interesse des Arztes, Naturforschers, Kunstfreundes und selbst des Künstlers in Anspruch nimmt. Allerdings befindet sich der Verf. vor vielen Reisenden in dem großen Vortheil, durch vieljährige Beschäftigung mit den zartesten Gebilden der Natur und durch mikroskopische Untersuchungen eine Übung und Virtuosität in der schweren Kunst zu sehen erworben zu haben, deren die Wenigsten sich erfreuen. Zu diesen Vorzügen gesellt sich nun noch eine seltene physische Ausdauer, die es dem Verf. möglich machte, auch nach der angestrengtesten Tagesarbeit (denn von einem ruhigen Genusse und sonstigen Comforts konnte wol nicht die Rede sein) alle Erlebnisse des Tages mit reichen Bemerkungen in sein Tagebuch einzuzeichnen. Welch eine Ermüdung auf einen londoner oder pariser Tag folgt, wenn der Fremde genöthigt ist to make the best of his time, wird mancher unserer Leser bezeugen können, der bei der späten Heimkehr nach einem solchen Tage mit ermatteten Geistesflügeln und müden Sinnen auf sein Lager sank, statt am Schreibtische auszuruhen. Doch es ist Zeit, die Mittheilungen unsers Verf. zu prüfen, wozu sich Rec. um so mehr berufen fühlt, als er, nach einem frühern ziemlich langen Aufenthalte in Paris, im verwichenen Herbste dort wieder vier Wochen zugebracht und diese kurze Zeit nach Kräften zu benutzen gestrebt hat, ohne jedoch unsers Verf. Polypragmosyne (dies Wort im besten Sinne genommen) im entferntesten erreicht zu haben.

Den ersten Halt macht Hr. C. in dem vaterstädtischen Leipzig, wo nur das neue Augusteum, das geschmackvolle Härtel'sche Haus und die Bilder von L. Kranach in der Rathsbibliothek ihm Veranlassung zu einigen Bemerkungen geben. In Frankfurt, dieser „durch regsamste In-

lustrie aus mittelalterlichem Gewande elegantest erneuten Stadt" (der Verf. liebt und häuft dergleichen Superlative) entgeht ihm keine bedeutendere Merkwürdigkeit; doch scheint dem Städel'schen Museum nur ein sehr flüchtiger Besuch zu Theil geworden zu sein, sonst würde der Verf. dort unter den Gemälden wol bedeutendere bemerkt haben, als er anführt. Oder gehört etwa der treffliche Schoreel, der herrliche kleine van Eyk, Roger van der Weyde, und so manches gute altdeutsche Bild zu dem „Unbedeutenden, das die Wände mit erfüllen helfen muß"? Rec., der vor wenigen Monaten das Städel'sche Museum zuerst sah, wurde durch das äußerst stattliche Gebäude und die Sammlungen auf das angenehmste überrascht, namentlich aber durch die vortrefflichen Frescomalereien des Directors Ph. Veit, welche den schönsten Werken dieser Art sich würdig an die Seite stellen und jetzt eine der größten Zierden Frankfurts geworden sind. In der Schilderung der nun folgenden Rheinreise erkennt man leicht den kunstsinnigen Mann, der malerisch aufzufassen und darzustellen versteht, und gerne wird jeder mit den Schönheiten des Rheins Vertraute den Eindrücken Gerechtigkeit widerfahren lassen, die der Verf. mit jugendlicher Frische empfangen und wiedergegeben hat. Um so mehr mußte Rec. beklagen, daß grade in den preußischen Rheinlanden so Vieles störend in die Genüsse des Verf. eingegriffen hat. Schon die herrlich wiederhergestellte Burg Rheinstein ist ihm nur eine „königlich preußische Ruine", aber Koblenz und Ehrenbreitstein zerstören vollends durch ihre Modernität alle romantischen Bilder und die poetische Stimmung, welche der sagenumrauschte Strom in ihm erzeugt hatte. Rec. hat Ehrenbreitstein sehr oft und von den verschiedensten Punkten aus gesehen und, den Kennern die Bewunderung dieses Meisterwerks der Befestigungskunst überlassend, stets gefunden, daß die Mauern der imposanten Veste, welche den Höhen außerordentlich glücklich und in wahrhaft künstlerischen Linien angefügt sind, weit entfernt dem Charakter der Landschaft zu schaden, in voller Übereinstimmung mit derselben einen sehr befriedigenden und selbst erhebenden Eindruck hervorbringen.*) Wenigstens empfindet ihn Der, der in diesen Mauern das Denkmal einer zwar noch jungen, aber glorreichen Vergangenheit und eine Gewähr für die Zukunft, kurz eine Bedeutung und Bestimmung zu erkennen vermag, die keine auch noch so hochpoetische Rheinfahrt eines Deutschen stören sollte. Wenn nun aber der Verf. gar in die Klage ausbricht:

> Wenn ich dann wieder neben mir hören mußte, wie der uns umherführende arme Teufel von polnischem Unteroffizier, welcher mit dem Regimente seiner Landsleute hieher versetzt war, uns vorrechnete, wie viel Pfennige vom Sold ihm übrig blieben, wenn er das nöthige Putzpulver und hinreichenden Lack zu seinem Lederzeuge gekauft habe, wenn ich der 20 Millionen gedachte, welche dieser Bau gekostet, — wenn ich zu denken begann, wie hier das Höhere im Menschen noch schlechteres Auskommen finde als das Niederste der Leiblichkeit — da überließ ich die weitere Betrachtung der jenseits gelegenen gewaltig festen Karthause u. s. w.

so müssen wir aufrichtig beklagen, daß Hr. C. durch einen schelmischen Unteroffizier, dem wahrscheinlich seine Speculation auf ein gutes Trinkgeld gelungen sein wird, sich hat dupiren lassen. Hätte er nach solchen verstimmenden Mittheilungen sich an irgend einen Offizier oder unterrichteten Bürger um Auskunft gewendet, so würde man ihm gesagt haben, daß kein preußischer Soldat, und am wenigsten ein Unteroffizier, der seltener Wachen thut, den größten Theil seiner Löhnung für Lack und Putzpulver zu verwenden braucht, auch hierüber noch niemals Klage geführt worden ist; daß jene 20 auf den Festungsbau verwendeten Millionen, wenn der Verf. darunter Thaler verstanden haben will, auf etwa fünf Millionen reducirt werden müssen, und daß auch seine zuletzt ausgesprochene Befürchtung glücklicherweise vollkommen grundlos ist, da Jedermann, selbst im Auslande weiß, welch einen Werth die preußische Regierung auf die intellectuelle und moralische Ausbildung ihrer Krieger legt, und von welchem Erfolge ihre Bemühungen in dieser Hinsicht gekrönt werden. Schade, daß der böse Unteroffizier unsern Verf. um den Besuch der herrlichen und selbst als Veste höchst malerischen Karthause gebracht hat! Nur wenige Punkte in Deutschland gewähren einen so reichen Überblick und einen solchen Wechsel zauberischer Beleuchtung; aber freilich würde Hr. C. in dem großartigen Gemälde vielleicht weniger Stoff zu einem Bilde „in seiner Weise" oder „nach seinem Sinne" gefunden haben, als z. B. in Metz, dessen pittoreske Festungsmauern ihm lange nicht so „steril und ungeschichtlich" sich zeigten wie die von Ehrenbreitstein, und „wo" den sich umtreibenden Militairs in ihrem bequemen Wesen (wie vortheilhaft contrastirend zu dem preußischen Zwange!) die blutrothen Hosen so wunderlich zu Leibe stehen!

(Der Beschluß folgt.)

*) Rec. ist hocherfreut, diese seine Ansicht Ehrenbreitsteins von einem unserer berühmtesten lebenden Künstler getheilt zu sehen, dessen Competenz in dieser Angelegenheit Niemand, selbst Hr. C. nicht, bestreiten dürfte.

Dykcyonarz uczonych Polaków porządkiem alfabetycznym ułożony przez Ks. *Ignacego Chodynickiego*. (Lexikon der gelehrten Polen von J. Chodynicki.) Drei Theile. Lemberg 1834.

Der polnischen Literatur fehlt es noch immer an einer den Anfoderungen entsprechenden Literaturgeschichte von Polen. Bentkowski hat zwar vor nicht gar langer Zeit mit großem Fleiße ein sehr brauchbares und jetzt schon seltenes Werk der Art geliefert; aber es mangelt demselben doch zu sehr ein tieferes geistvolles Eingehen sowol in das Wesen der Literatur überhaupt wie auch in den Geist der einzelnen Schriftsteller und deren Erzeugnisse. Ein neueres Werk von Mochnacki aber dürfte sich wegen seiner, auf einseitigen Ansichten beruhenden, oft ungerechten Urtheile kaum Gunst erwerben, und so wäre es wol an der Zeit, daß wieder eine mit Kenntniß und kritischem Geiste verfaßte Literaturgeschichte von Polen ans Licht träte. Dagegen besitzen die Polen einige treffliche neuere Vorarbeiten zu solchem vollkommenen Werke, unter denen das Lexikon der polnischen Dichter von Juszyński und das Lexikon von Szarzyński, das die Lebensbeschreibungen aller in der wichtigen Periode des Königs Sigismund III. ausgezeichneten Personen enthält, obenan stehen. Der Verf. des obengenannten

Werks, ein Karmelitermönch, hat den Plan Juszynski's weiter auszuführen unternommen, jedoch ohne seinen Vorgänger zu erreichen. Er hat zwar mit vielem Fleiße gesammelt und sein Werk, das alle Gelehrten Polens umfaßt bis auf die neuere Zeit fortgeführt, aber der Mangel an allgemein wissenschaftlicher Bildung und klarer Umsicht tritt doch gar sehr hervor. Auch erkennt man den katholischen Geistlichen heraus, von dem Wohlthäter der Kirche und Beförderer des Glaubens mit den ausführlichsten Lebensbeschreibungen und Lobpreisungen bedacht sind, wogegen dissidentische Schriftsteller kaum mit einigen Worten abgefunden werden. Dann findet man über die bedeutendsten Dichter Polens, die der neuesten Schule, nicht eine Sylbe. Dennoch hat das Werk einen Werth, den es besonders dadurch erhält, daß der Verf. die Lebensbeschreibungen und die Angaben über die Werke und deren Gehalt guten Quellen, insbesondere schwer zugänglichen polnischen Zeitschriften, wörtlich entnommen hat. So kann das Werk Denen, die sich zuvörderst in der polnischen Literatur umsehen wollen, gute Dienste leisten, zu tieferm, gründlichem Studium dürfte es fast ganz unbrauchbar sein.

Wir benutzen diese Gelegenheit, um über zwei der berühmtesten Gelehrten Polens, über die in Deutschland wenig bekannt sein dürfte und die auch in der neuesten Auflage des „Conversations-Lexikon" noch keine Biographien gefunden haben, aus dem genannten Werke biographische Notizen mitzutheilen.

Johann Albertrandy gehört zu denjenigen Männern, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts am meisten dazu beigetragen haben, von Neuem Liebe für Wissenschaft und Gelehrsamkeit unter den Polen zu wecken. Er war geboren 1731 zu Warschau; sein Vater, ein geborener Italiener, der sich Polen zum zweiten Vaterlande erwählt hatte, ließ ihm in den Jesuitenschulen eine sorgfältige Erziehung ertheilen. Albertrandy zeichnete sich hier durch Fleiß und Talent so aus, daß er zum Übertritt in den Orden bewogen und schon in seinen neunzehnten Jahre zum Professor an dem Collegium zu Pultusk, später zu Plock und Wilna ernannt wurde. Joseph Zaluski erwählte ihn bei Eröffnung seiner großen Bibliothek zu Warschau zum Ordner derselben, welchem Amte Albertrandy zum großen Nutzen der Bibliothek vorstand, bis ihn 1764 der Primas Lubienski zu sich berief und ihm die Erziehung seines Enkels, Felix Lubienski, der nachher zur Zeit des Herzogthums Warschau Justizminister war, übertrug, ihn aber auch sehr häufig zu Staatsgeschäften benutzte. Nach dem Tode des Primas begab sich Albertrandy mit seinem Zöglinge nach Siena, wo er von dem General der Jesuiten die Erlaubniß erhielt, aus dem Orden zu treten. Er wurde Weltgeistlicher, besuchte Rom, das großen Eindruck auf ihn machte, und kehrte mit reichen Sammlungen in Begleitung seines Zöglings nach Polen zurück. Nun wurde er dem Könige Stanislaus August bekannt, der an dem gewandten Manne so großes Gefallen fand, daß er ihn zu seinem Lector ernannte und ihm die Aufsicht über seine kostbare Privatbibliothek übertrug. Als Albertrandy bei seiner genauen Kenntniß der polnischen Geschichte auf Lücken in dieser Sammlung und in der Geschichtschreibung Polens überhaupt gestoßen war, so sandte ihn der König nach Rom, um aus der vaticanischen und andern Bibliotheken und Archiven zu excerpiren, was auf Polen Bezug haben könnte. Drei Jahre lang, von 1782 an, arbeitete nun Albertrandy in Italien mit größtem Fleiße; er brachte mehr denn hundert von ihm eigenhändig geschriebene Volumina voller Excerpte mit nach Polen, wofür ihm der König eine goldene Medaille mit der Umschrift: „Merentibus", und den St.-Stanislausorden ertheilte, auch seine Ernennung zum Titularbischof von Zenopol veranlaßte. Um diese Sammlungen zu vervollständigen, wurde Albertrandy in der Folge nach Stockholm und Upsala gesandt, woher er abermals reiche Excerpte mitbrachte. Aber weder der König noch Albertrandy selbst konnte diese Materialien benutzen, da bald darauf der Untergang des polnischen Staates erfolgte. Nach dem Tode des Königs war Albertrandy fast dem Mangel preisgegeben. Aber an ihn schlossen sich jetzt Alle an, die durch Anbau der Wissenschaft und Sprache den gefahrdrohenden Einfluß des Fremden zu hemmen gedachten. Es entstanden durch seine Bemühungen Versammlungen von Gelehrten, und endlich trat 1801 mit Bewilligung des Königs von Preußen die Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften zu Warschau zusammen. Albertrandy wurde einstimmig zum ersten Präsidenten derselben erwählt und konnte ihr noch von dem Könige Friedrich August den Titel einer königlichen Gesellschaft verschaffen. Er starb 1808. Er besaß eine umfassende Gelehrsamkeit, ein treffliches Gedächtniß, eine rasche Beurtheilungskraft und eine klare kräftige Sprache. Seine hauptsächlichsten Schriften sind Abhandlungen und Reden, die in den Jahrbüchern der genannten Gesellschaft und in Zeitschriften zerstreut sind und wol gesammelt zu werden verdienten. Außerdem hat man von ihm ein Compendium der römischen und polnischen Geschichte, auch hat der Prof. Onacewicz in Wilna aus Albertrandy's Nachlasse zwei ausführlichere Werke zur polnischen Geschichte herausgegeben.

Hugo Kollontay, Graf Stumberg, geboren den 1. April 1750 in der Woiwodschaft Sandomir, erhielt seine wissenschaftliche Bildung zu Pinczow und auf der Akademie zu Krakau. Er trat zum geistlichen Stande über, begab sich nach Rom und wurde hier 1774 trotz der Hindernisse, die der Bischof von Krakau machte, zum Kanonikus bei der krakauer Kathedralkirche ernannt. Er kehrte nach Warschau zurück, als die Commission zur Verbesserung der Unterrichtsanstalten der Republik vom Könige gebildet wurde; er ward Mitglied dieser Commission und begann kräftig für die Reform der krakauer Akademie, die seit der Herrschaft der Jesuiten unter Sigismund III. ihre Bedeutung ganz verloren hatte, zu sprechen. Er ward nach Krakau gesandt, gleichsam nur um die dortigen Schulanstalten zu heben. Nach und nach wagte er sich, aber behutsam, da heftiger Widerstand von Seiten der Mitglieder der Akademie zu erwarten war, an diese Anstalt selbst. Er ward zum Visitator derselben ernannt, begann mit kleinen Änderungen im Lectionsplane, setzte unter Anderm die polnische Sprache mit unter die Lehrgegenstände, brachte in die finanziellen Verhältnisse der Akademie Ordnung sichtete ihre Rechte und Privilegien und führte endlich am 1. Oct. 1780, nachdem die Educationscommission Kollontay's Project angenommen hatte, die vollständige Reform der Akademie ein; er löste ihr insbesondere die Fesseln, welche ihr die Geistlichkeit übergeworfen hatte. Nun aber trat die Gegenpartei, mächtige Prälaten, offen auf, und der Bischof von Krakau entsetzte Kollontay sogar seines Kanonikats. Doch hob der Erzbischof von Gnesen dieses Urtheil nicht nur auf, sondern verwies auch die Widersacher zur Ruhe; die Akademie aber erwählte 1782 Kollontay in Anerkennung seiner Verdienste um sie zu ihrem Rector auf drei Jahre. Nun richtete er eine besondere medicinische und chirurgische Lehranstalt ein, besetzte die Lehrerstellen mit tüchtigen Männern, ließ eine mineralogische Sammlung aufstellen, ordnete an, daß die polnische Sprache statt der lateinischen beim Unterrichte gebraucht werden sollte, ließ das zerstreute Archiv sammeln u. s. w. Im letzten Jahre seiner Amtsthätigkeit gelang es den Gegnern dennoch, besonders da Kollontay nicht vorsichtig genug gewesen war, ihn von der Akademie zu entfernen. Nun begann die wichtigste Lebensperiode Kollontay's, seine politische Wirksamkeit. Er kehrte nach Warschau zurück, wurde Unterkanzler der Krone und verwaltete dies Amt während der ganzen Zeit der Berathungen des zur Entwerfung der Constitution versammelten Reichstages bis zur völligen Auflösung Polens, immer seinen großen Charakter bewahrend, von Vaterlandsliebe glühend, für das Vaterland Alles wagend. Er war einer der Haupturheber der berühmten Constitution vom 3. Mai 1791, wirkte aber auch durch viele kleinere, die Nothwendigkeit einer Staatsreform darstellende Schriften. Seine große Wirksamkeit erkannte selbst der König an, der ihn mit dem weißen Adlerorden schmückte. Als aber die targowizer

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 33. — 2. Februar 1837.

Paris und die Rheingegenden. Tagebuch einer Reiſe im Jahre 1835 von C. G. Carus. Zwei Theile.

(Beſchluß aus Nr. 32.)

Wir machen von Koblenz gleich einen Sprung nach Paris, ohne der unterwegs berührten Orte zu erwähnen, und freuen uns den Verf. die Schilderung ſeines pariſer Aufenthaltes echt Hippokratiſch mit einer Betrachtung de aëre, aquis et locis beginnen zu ſehen. Die Unterſuchung, wie die äußern Lebensbedingungen den Charakter eines Individuums oder Volkes modificiren, gehört unſtreitig zu den intereſſanteſten, und wie nun durch die Eigenthümlichkeit des Bodens, des Waſſers und der Luft auch der Pariſer das leichtbewegliche, ſo viele Vorzüge und Mängel in ſich vereinigende Weſen wird, hat der Verf. wenigſtens auf eine ſehr geiſtvolle Weiſe zu ermitteln geſucht. Was ſeine Mittheilungen über Paris ſelbſt betrifft, ſo berühren ſie faſt Alles, was dort den Gebildeten irgend intereſſiren kann, und da deſſen bekanntermaßen nicht wenig iſt, ſo muß man erſtaunen, wie der Verf. ſo Vieles in 14 oder 15 Tagen bewältigen, ſich aneignen und dabei noch einen lebhaften Verkehr mit Gelehrten, Künſtlern u. ſ. w. unterhalten konnte. Jedenfalls wird man Vieles mit Vergnügen leſen und zum Danke dafür wünſchen, daß dem Verf., welchem ſo viele neue Anſchauungen flüchtig wie die Bilder einer laterna magica vorbeigezogen ſein müſſen, ohne auf den Blättern des Gedächtniſſes und des Tagebuchs mehr als einen ſchwachen Schattenriß zu hinterlaſſen, eine längere Zeit zur Auffaſſung und zum Genuſſe an Ort und Stelle vergönnt worden wäre. So hat z. B. Hr. C. an einem Tage hintereinander erſt die Sammlungen im Palaſt Luxemburg, dann die des Louvre in ihrem ganzen Umfange geſehen und letztere, wenn wir nicht irren, nur noch einmal wiederbeſucht. Die Galerie des Luxemburg, aus Werken neuerer Meiſter beſtehend, von denen gar viele den Beſchauer nicht lange zu feſſeln geeignet ſind, iſt bald überſehen; das Louvre hingegen enthält in ſeiner unendlichen Gemäldegalerie, in ſeinen noch immer überreich gefüllten Antikenhallen und in ſeinem unlängſt eröffneten Musée grec et égyptien eine Welt von Kunſtſchätzen, unter welchen man ſich auch nach mehrmaligen Beſuchen kaum orientirt, geſchweige denn einheimiſch gemacht hat. Nichtsdeſtoweniger gibt uns der Verf. nach einer ſolchen Tagesarbeit auf 32 Seiten von dieſen Sammlungen einen ſehr anſchaulichen Bericht, von ſehr vielen Kunſtwerken nicht blos die Namen, ſondern ſelbſt ausführlichere Schilderungen, und „nachdem die Eindrücke dieſes kunſtreichen Tages ruhig überdacht, die Notanda beſeitigt und manche Anmeldungen und Vorbereitungen auf den morgenden Tag geordnet waren", macht der Unermüdliche noch einen ſpäten Spaziergang durch die Stadt, deſſen Beſchreibung „an demſelben Tage ſpät Abends" auch noch mehre Blätter füllt. Wie ſehr bleiben wir andern armen Kunſtfreunde gegen ſolche Leiſtungen im Rückſtande; aber freilich, Eines ſchickt ſich nicht für Alle!

Vorzugsweiſe, wie billig, beſchäftigt auch in Paris unſern Verf. das Studium der Natur, und ſo finden wir ihn denn häufig unter den herrlichen Sammlungen des Jardin du Roi und in wiſſenſchaftlichen Beſprechungen mit den berühmten Profeſſoren deſſelben oder den Notabilitäten der Medicin, von denen gar Mancher „mit Wohlwollen und Theilnahme ſeinen Arbeiten gefolgt war". Trotz allem Drange findet er noch Zeit, in der Galerie der vergleichenden Anatomie zu arbeiten und zu zeichnen, gelehrten Kreiſen manches Neue unter dem Mikroſkope zu zeigen, und wir zweifeln nicht, daß deutſche Vielſeitigkeit und Gründlichkeit, als deren Repräſentanten man in Paris Alex. v. Humboldt zu betrachten pflegt, auch durch unſern Verf. ſich den Franzoſen bewährt haben werde. Er ſieht ſich mit Kenneraugen in den Hospitälern um, er beſucht Theater, Bibliotheken, Dioramen, Sitzungen des Inſtituts, Abatteirs und die Gobelinfabrik; ihm öffnet ſich die ſchwer zugängliche Sammlung ſpaniſcher Gemälde des Marſchalls Soult, er durchwandert Kirchen und die Nekropolis des Père Lachaiſe, ihm entgeht kein bedeutendes öffentliches Monument, er lernt St.-Cloud und Verſailles kennen, er beobachtet das Leben und Treiben in den Cafés, Reſtaurants und ſelbſt in den Spielhäuſern, und Alles, was im Menſchengewühle, auf den Straßen, an den Gebäuden und ſelbſt am Himmel in Wolkenbildungen und Lichtwirkungen ſich eigenthümlich und auffallend geſtaltet, wird ſinnig von ihm aufgefaßt und im Tagebuche beſprochen. Leicht könnte Rec. noch gar manches höchſt Intereſſante nennen, was Hr. C. in Paris nicht geſehen zu haben ſcheint; aber beim Apoll, wer in zwei Wochen ſo viel nicht nur zu

sehen, sondern auch zu verarbeiten im Stande ist, der hat selbst in unserer industriösen Zeit einen Ehrenkranz oder ein Patent verdient.

Brüssel fesselt den Verf. nur einen Tag, und dieser reicht hin, ihm eine Anschauung der sehr parisirten belgischen Hauptstadt zu verschaffen. Er besucht die Kathedrale Sta.-Gudula und bewundert ihre schönen Glasmalereien wie die vortreffliche hölzerne Kanzel von Verbruggen; er verweilt auf einer Industrieausstellung, wo er viel Interessantes hervorhebt; er sieht sich mit Aufmerksamkeit in dem Museum der öffentlichen Sammlungen für Kunst und Wissenschaft und im Palast der Stände um; er gibt uns eine Liste aller seltenen Pflanzen, die er in den Gewächshäusern des botanischen, besonders palmenreichen Gartens bemerkt hat; er bespricht die Place des martyrs und das berühmte Rathhaus und betrachtet die Kunstschätze in den Palästen des Prinzen von Oranien und des Fürsten von Aremberg. Nicht den Palast des Herzogs von Aremberg, der am Petit Sablon liegt und historisch wie artistisch sehr interessant ist, sondern den Palast des Fürsten am Park hat Hr. C. besucht, und in diesem befindet sich allerdings eine zwar kleine, aber höchst sehenswerthe Sammlung hauptsächlich niederländischer Bilder. Daß unter diesen der Verf. „an J. Steen eine neue Bekanntschaft macht", mußte uns überraschen; J. Steen, dieser unvergleichliche humoristische Darsteller des Lebens in der niedrigsten Sphäre seines Vaterlandes, dessen Bilder auch eben nicht zu den seltensten gehören, sollte keinem Kunstfreunde unbekannt sein. In der nicht großen, aber prachtvollen Gemäldesammlung des Prinzen von Oranien erwähnt Hr. C. mehre ausgezeichnete Bilder; da er sich aber überhaupt für die ältere niederländisch-deutsche Kunst nicht zu interessiren scheint, so ist natürlich von einigen der größten Pretiosen dieser Sammlung, den Bildern des J. v. Eyk, v. d. Meeren, Hugo v. d. Goes, Hans Memeling und namentlich den merkwürdigen Gemälden Dierik Stuerbout's nicht die Rede. Bei dieser Gelegenheit kann Rec. nicht umhin, den Verf. aufrichtig zu bedauern, daß er von Belgien nichts mehr gesehen hat als das moderne Brüssel, welches in Hinsicht auf Schätze der Kunst und des Alterthums mit den altherrlichen, durch und durch historischen Städten Brügge, Gent, Antwerpen und Löwen sich gar nicht vergleichen läßt, und von allen diesen Orten, deren jeder allein eine weite Reise belohnt, war Hr. C. nur wenige Meilen entfernt.

Von der Versammlung der Naturforscher in Bonn, wo der genius loci dem Verf. sehr freundlich erschien und aus der Masse der Fremden mehr oder minder erfreulich so manche interessante Persönlichkeiten „herantraten" oder „sich herandrängten", liefert der Verf. sehr anziehende Mittheilungen; am meisten aber fühlten wir uns durch eine eingeschaltete Episode in der Form eines Briefes an einen Freund „über die Bildungsgeschichte unsers Planeten" angesprochen. Wir zweifeln zwar, daß die Annahme einer Erdbildung aus verdichtetem Äther und die damit verbundene Theorie der Elemente unsern Physikern von Profession sehr behagen werde, doch kommt es auch darauf nicht an, und Hr. C. spricht sich vortrefflich darüber aus, daß bei dem Eindringen in diese Geheimnisse der Urphysik auch die Phantasie ihr Recht behalten müsse, und überhaupt nicht selten die Lücken der Wissenschaft glücklich durch begeisterte Anschauungen der Poesie ergänzt würden, deren Vermittelung die Welt der Ideen und der Erscheinungen oft weit schneller und glücklicher verbindet, als dem nüchternen Verstande zulässig scheinen will. Wenn es wirklich die Absicht des Verf. ist, in einer Reihe von Briefen an einen Freund die wichtigsten Seiten der Naturforschung für Gebildete allgemeinverständlich zu beleuchten, so können wir nach diesem geistvollen Fragment ein Buch erwarten, das großen Anklang finden wird. Jedenfalls sind uns die kosmo- und geogonischen Ansichten des Verf. willkommener als seine Mittheilungen über den kölner Dom, der zwar nur ein kolossaler Torso ist, dessen ideale Größe aber, wie uns scheint, von Hrn. C. nicht vollständig aufgefaßt und nicht richtig gewürdigt worden ist. Das bereits Vollendete dieses Wunderbaues beträgt allerdings kaum ein Drittel des Ganzen; dennoch liegt die Vollendung desselben keineswegs so sehr außer den Grenzen der Möglichkeit, wie der Verf. zu glauben scheint. Auch der Tadel, den er gegen die Reinheit des Styls in den Bogen des hohen Chors ausspricht, dürfte bei Architekten und gründlichen Kennern der deutschen Baukunst kein Gewicht haben; Rec. erinnert sich unter Anderm in einer der schönsten Kapellen des strasburger Münsters, die angeblich mit den Sculpturen Sabina's, der Tochter Erwin's, verziert ist, grade dieselbe Bogenstellung gesehen zu haben, welche „die Grenzen des echtgothischen" ihm keineswegs zu überschreiten scheint. Doch wie dem auch sei, wir wollen einstweilen, auch ohne den Verf. einstimmen zu sehen, den wahrhaft erhabenen fürstlichen Sinn preisen, mit welchem Preußens König sich die Pflege und Erhaltung dieses Riesendenkmals deutscher Kunst angelegen sein läßt und, große Summen aufopfernd, der Nachwelt vorarbeitet, welche vielleicht das Werk zu vollenden berufen ist.

Was wir schon früher über die Diction des Verf. bemerkten, sehen wir hier aufs Neue bestätigt. Sie ist nicht frei von einer gewissen Manier, die wir schon früher als göthisirend bezeichnet, und einem vornehmen Anstrich, der etwas Unechtes hat. Auch die Vorliebe für gewisse stets wiederkehrende Wendungen und Ausdrücke, namentlich für das fatale und sehr oft ganz unpassend gebrauchte „opulent" macht sich dem Leser nicht angenehm bemerklich. Hr. C. schreibt Tuillerien, Enfillade, der table d'hôte, der imperial (Imperiale eines Wagens), der place, die faubourg u. s. w., was grade so klingt, als wenn unsere Juristen das lex Julia, oder Anatomen die humerus und das capillus sagen wollten. Der gute alte Lorenzo di Credi ist wieder, wie mehrmals in der italischen Reise, ein L. di Creti geworden, was also kein Druckfehler sein kann. Doch genug von solchen Kleinigkeiten, die dem Verf. nur beweisen sollen, wie aufmerksam wir waren, und welchen Werth auch die ästhetische Reinheit der Form für uns hat. Da in unsern

Allgemeine Literatur-Zeitung.

Nr. 1. Januar 1804.

poetiſchen Richtung ſich erkennen laſſen. Schiller's Austritt aus der Akademie, ſeine Anſtellung als Arzt mit einer Beſoldung von jährlich 100 Gulden befriedigten weder die Erwartungen ſeiner Ältern noch ihn ſelbſt und ließen für die Zukunft von der Verſorgung des Herzogs wenig erwarten. Dazu kam die höchſt abhängige Lage des feurigen Jünglings, der „ohne Erlaubniß ſeines Obern nicht einmal ſeine nur eine kleine Stunde von Stuttgart wohnende Mutter beſuchen durfte". Das Erſcheinen der „Räuber" mit dem Aufſehen, welches ſie erregten, trug nur noch dazu bei, Schiller ſeine Stellung immer entſetzlicher, ja ſogar entwürdigend finden zu laſſen, und als er gar der erſten Vorſtellung der „Räuber" in Manheim beigewohnt hatte und nun nach dem bekannten Skandal mit dem Schloßgärtner ihm „alles Schriftſtellern und jeder Verkehr mit dem Auslande" von dem Herzoge unterſagt ward, da brach die Geduld in ihm zuſammen und jeder Tag ſteigerte ſeine unbezähmbare Freiheitsluſt.

In dieſe Zeit, wo Schiller's ganzes Weſen einer innern Revolution erlag, fällt die genauere Bekanntſchaft mit Andreas Streicher, dem Verf. des vorliegenden Buches. Streicher hatte ſich der Tonkunſt gewidmet und wollte zur Ausbildung ſeiner Fähigkeiten nach Hamburg gehen. Schon früher hatte er Schiller oberflächlich kennen gelernt, war von ſeinem freien, einnehmenden Weſen angezogen worden und die Neigung Beider zu einander gedieh bald zur innigſten Freundſchaft. Die Veränderung einer Lage, in der der endliche geiſtige Untergang Schiller's mit Gewißheit vorauszuſehen war, ward zwiſchen Beiden lebhaft beſprochen und Baron von Dalberg ins Intereſſe gezogen. Denn noch immer hoffte Schiller ſich ſeiner Bande auf geſetzlichem Wege entledigen zu können. Intereſſant ſind die Mittheilungen in Beziehung auf Ausführung dieſes Planes, die er Dalberg macht, um durch Vermittelung dieſes Gönners den Herzog zu gewinnen. Er ſchreibt in einer Beilage vom 4. Juli 1782 an den Baron unter Anderm:

E. E. würden ihn (den Herzog) von der Seite ungemein kitzeln, wenn Sie in den Brief, den Sie ihm wegen mir ſchreiben, einfließen ließen, daß — Sie mich für eine Geburt von ihm, für einen durch ihn Gebildeten und in ſeiner Akademie Erzogenen halten, und daß alſo durch dieſe Vocation (an das manheimer Theater) ſeiner Erziehungsanſtalt quasi das Hauptcompliment gemacht würde, als würden ihre Producte von entſchiedenen Kennern geſchätzt und geſucht. Dieſes iſt der passe par tout beim Herzog. Ferner — fährt er fort — wünſche ich (und auch meinetwegen) ſehr, daß Sie meinen Aufenthalt beim Nationaltheater zu Manheim auf einen gewiſſen beliebigen Termin feſtſetzen (der dann nach Ihrem Befehl verlängert werden kann), nach deſſen Verfluß ich wieder meinem Herzog gehöre. So ſieht es mehr einer Reiſe als einer völligen Entſchwäbung (wenn ich das Wort brauchen darf) gleich und fällt auch ſofort nicht auf. Wenn ich nur einmal hinweg bin, man wird froh ſein, wenn ich ſelbſt nicht mehr anmahne.

Sodann würde es höchſt nothwendig ſein, zu berühren, daß mir Mittel gemacht werden ſollten, zu Manheim zu prakticiren und meine mediziniſchen Übungen da fortzuſetzen. Dieſer Artikel iſt vorzüglich nöthig, damit man mich nicht unter dem Vorwande, für mein Wohl zu ſorgen, conjonire und weniger fortlaſſe.

Schiller aber hoffte vergeblich. Dalberg ging auf die Vorſchläge nicht ein, des Dichters Ungeduld wuchs, und als durch Zufall die erſte heimliche Entfernung deſſelben von Stuttgart, um der Aufführung ſeiner „Räuber" in Manheim beizuwohnen, zu den Ohren des Herzogs kam, erfolgte der vierzehntägige Arreſt und vernichtete für immer die Hoffnung auf eine friedliche Ausgleichung ſeiner Angelegenheit. So entſchloß er ſich zur Flucht, die nur der Mutter und ſeiner älteſten Schweſter bekannt gemacht wurde, während das Geheimniß dem Vater ſorgfältig verwahrt bleiben mußte. Um der Beobachtung weniger ausgeſetzt zu werden, wählte Schiller und ſein treuer Gefährte, Streicher, zur Ausführung des Planes den 17. September, an welchem Tage ein großes Feſt zu Ehren des anweſenden Großfürſten Paul von Rußland auf der Solitude gegeben wurde. Bemerkenswerth und charakteriſtiſch für die Fürſtenlaunen damaliger Zeit iſt es, daß, da an demſelben Tage eine große Treibjagd zu Ehren des hohen Gaſtes gehalten werden ſollte, zu dieſem Zwecke eine Anzahl von 6000 Hirſchen aus allen Forſten zuſammengetrieben worden war, die, eingehegt, vor den hohen und höchſten Herrſchaften einen Hügel hinangejagt wurden, von dem herab ſie ſich in einen See ſtürzen mußten und hier aus einem eigens dazu erbauten Luſthauſe bequem erlegt werden konnten.

Nachdem Schiller den Abſchied von Mutter und Schweſter überſtanden hatte, ward das Nöthige vorbereitet und der Abend zur Ausführung des Planes erwartet.

Erſt am Nachmittag — erzählt Streicher — konnte Alles in Ordnung gebracht werden, und Abends 9 Uhr kam Schiller in die Wohnung von S. mit einem Paar alten Piſtolen unter ſeinem Kleide. Diejenige, welche noch einen ganzen Hahn, aber keinen Feuerſtein hatte, wurde in den Koffer gelegt; die andere mit zerbrochenem Schloß in den Wagen gethan. Daß aber beide nur mit frommen Wünſchen für Sicherheit und glückliches Fortkommen geladen waren, verſteht ſich von ſelbſt. Der Vorrath an Geld war bei den Reiſenden nichts weniger als bedeutend; denn nach Anſchaffung der nöthigen Kleidungsſtücke und anderer Sachen, die für unentbehrlich gehalten wurden, blieben Schillern noch dreiundzwanzig und S. noch achtundzwanzig Gulden übrig, welche aber von der Hoffnung und dem jugendlichen Muthe auf das Zehnfache geſteigert wurden. — Der Weg wurde zum eßlinger Thore hinaus genommen, weil dieſes das dunkelſte war und einer der bewährteſten Freunde Schiller's als Lieutnant die Wache hatte, damit, wenn ſich ja eine Schwierigkeit ergäbe, dieſe durch Vermittelung des Offiziers ſogleich gehoben werden könne.

Das Glück war den beiden Freunden günſtig. Sie paſſirten unangefochten, Schiller als Doctor Ritter und Streicher als Doctor Wolf das Thor und überließen ſich der lauteſten Freude, als ſie ſich außer Gefahr wußten. Glücklich erreichten ſie Manheim, wo der Regiſſeur Meier am dortigen Theater für ihr Unterkommen Sorge trug. Schiller, der ungeachtet des Drucks der Verhältniſſe, in denen zu leben er gezwungen war, mit Eifer an ſeinem „Fiesco" gearbeitet und dieſes Stück beinahe beendigt hatte, war es jetzt weſentlich darum zu thun, dies Drama auf das manheimer Theater zu bringen. Die Schauſpieler, voll aufrichtiger Bewunderung für den ta-

Kaiser des karolingischen Stamms, Ludwig V., war, wie unzweifelhaft, ohne Kinder gestorben. Die Krone hätte demnach auf seinen Oheim, den Herzog von Niederlothringen übergehen sollen; allein dieser Fürst hatte wegen seines Herzogthums dem Könige von Deutschland den Lehnseid geleistet. Nun war aber eben dieses Herzogthum ein Gegenstand unausgemachten Streites zwischen Frankreich und Deutschland: demnach hatte der Herzog von Lothringen, indem er sich für einen Vasallen des Kaisers erklärte, seiner Eigenschaft als Franzose entsagt und folglich den Ansprüchen, die er auf den Thron haben mochte. Auch gewahrt der Pater Daniel, einer unserer scharfsinnigsten Geschichtschreiber, keine Usurpation in diesem Dynastiewechsel, der in der That Niemand entthront hat, weil es sich um eine Successionsfrage zwischen Hugo Capet und dem Oheime des kinderlos gestorbenen Königs handelte ꝛc."

Da das Buch nach Promulgation der bekannten Septembergesetze (in Betreff der Presse) erschienen ist, so hütet sich Hr. D. wohl, das jetzige Regierungssystem und dessen Princip auf geradem Wege anzugreifen; indessen verfehlt er keine Gelegenheit, demselben hämische Seitenhiebe zu versetzen und eine siebente Restauration in nähere oder entferntere Aussicht zu stellen. Er gewahrt zu dem Ende in der Buchdruckerkunst besonders einen mächtigen Hülfsgenossen; „denn", sagt er, „die Wirkung dieser erhabenen Erfindung war vornehmlich, die oberste Gewalt dem Recht und der Gerechtigkeit zu verleihen, die bei allen öffentlichen Erörterungen zuletzt immer triumphiren werden, sollten sie auch durch Misbrauch der materiellen Gewalt vorübergehende Beeinträchtigungen erfahren. So sah man das im J. 1795 als eine Unmöglichkeit vertriebene Königthum gleich einer Nothwendigkeit zurückkommen und, nachdem es 20 Jahre lang im Exil gelebt und mit Lästerungen überschüttet worden, den Wünschen aller Parteien entsprechen. Die Logik herrscht, wo öffentliche Rede stattfindet; Menschen, die Unrecht haben, können über Menschen triumphiren, die Recht haben, weil in den Kämpfen des Menschen mit dem Menschen die materielle Gewalt der Leidenschaften und der Zahl oft den Sieg verleiht, wie man es unter Etienne Marcel, dem Herzog von Guise und dem Herzoge von Orleans bei der Fronde sah; allein die Zeit triumphirt über sie, weil die Zeit, wie man gesagt hat, der erste Minister der Wahrheit ist. Die Grundsätze sind so nothwendig, daß, wären sie auch scheinbar in Mitte eines ganzen Volks verschwunden, sie doch stets von Denjenigen selber, die sie verletzt gehabt, wiederhergestellt werden würden, und daß der gesunde Gemeinsinn daraus nur den letzten Schluß gegen Diejenigen, welche sie verletzten, zu ziehen braucht, um Restaurationen hervorzubringen." Nun aber, dies ist etwa die Klimax, womit auch wir unsern Bericht schließen wollen, übten die monarchischen und legitimen Ideen in Frankreich von jeher eine so große Gewalt aus, daß dasselbe im Verlaufe von vierzehn Jahrhunderten nur drei Königsstämme aufzuweisen habe. Vermöge dagegen keine andere Staatsgesellschaft in der Welt einen solchen Beweis ihrer Achtung für die Principien der Ordnung aufzubringen, so käme dies daher, weil Frankreich das Land sei, wo die Civilisation am weitesten vorgerückt. 17.

Mancherlei.

Was ist der Jesuitismus unserer Zeiten? Keine Macht wie im 16. Jahrhundert gegen die Kirchenreformation, wo der Orden seine Glieder *für sich* hatte und dieselben unverändert treu erhielt; denn er ward aufgehoben, und seine Wiederherstellung ist nur eine halbe, da nichts Gewesenes in der Geschichte mit derselben Wirksamkeit wiederkehrt. Es folgten damals der Aufhebung die Bewegungen des 18. Jahrhunderts zu ungebundener Freiheit in Staat und Kirche als Vorzeichen der französischen Revolution, der Illuminatismus, die berliner Aufklärung. Mit großem Ärger sahen dies Alle, welche einst dem Orden angehörten, und fanden viele Gleichgesinnte, denen die Aufklärung nicht behagte, unter dem Volke, welches das Sinnliche liebt, unter den katholischen Geistlichen, welche an Rom gewöhnt sind, unter den protestantischen Geistlichen, welche ihre Orthodoxie gefährdet sahen, unter den Gegnern des Indifferentismus, Rationalismus und Materialismus, unter dem Adel, dem vor revolutionnairer Gleichmachung graut, unter vielen mit dem Gange der Dinge unzufriedenen Christen der verschiedensten Stände und Bildung. Um bei ihnen zu gelten, mußte der Jesuitismus nicht schroff verfahren, sondern sich verhüllen, die Meinung erwecken, er sei gar nicht mehr vorhanden, mußte das Gemeinschaftlich Religiöse hervorheben, besonders bei Protestanten, von einer gereinigten katholischen Überzeugung sprechen und die milde duldsame Herrschaft des Hirtenstabes preisen. Hierin lag Wahrheit, denn der Orden bestand nicht mehr, die Kraft Roms war gebrochen; aber auch Täuschung, denn Jesuitismus, römisches Kirchenregiment mit ihren Ansprüchen bleiben sich selber treu. Es hing davon ab, ob Jemand die Wahrheit oder die Täuschung ins Auge faßte, um das Dasein des Jesuitismus zu leugnen oder zu behaupten. Lavater empfahl katholische Gebetbücher, Protestanten wurden dem Papstthume nicht abgeneigt, es bildete sich eine freundliche Stimmung und Gemeinschaft, nicht auf eigentlichen Jesuitismus begründet, denen dieser aber gern sich anfügte. Die Berliner gewahrten Widerstand gegen ihr Treiben, lärmten gegen geheime jesuitische Verbindungen, wurden hart und unbillig gegen Einzelne. Dies schien Vielen ein Märchen und war es wol im vollen berliner Sinne, aber kein Märchen der Sache nach, weil doch eine Gemeinschaft der Denkweise vorhanden.

Französische Revolution und Kant'sche Philosophie brachten einen Wendepunkt; jene verschlang alles Kleinere, diese machte sich tonangebend, das Märchen oder Nichtmärchen verscholl — bis nach dem Sturze Napoleon's die Jesuiten in Rom aufleben, jesuitische Hoffnungen erwecken, Papst und Concordate auftreten. Das ist nun freilich ein Anderes, als wogegen einst Wiester und Nicolai gestritten, aber doch in demselben Geiste zu suchen, und wer das Alte in Erinnerung hatte, konnte es in der Gegenwart wiederzufinden glauben.

Der Erzjesuiten gibt es nun allerdings weniger, schon durch den Tod der Exjesuiten; allein Jesuitismus ist geblieben unter allen Stürmen und hat das Seinige gewirkt, wie jegliche entschiedene Gesinnung. Protestanten sind übergetreten zur katholischen Kirche, wie Stolberg und F. Schlegel, und haben mit ihren Schriften direct oder indirect für das römische System geworben. Was ein fortgesetzter Einfluß solcher Art vermöge, beweist Hamann, der während seines münsterschen Aufenthalts die Vulgata zu *lieben* anfängt und Sailer's Glückseligkeitslehre *verschlingt*.

Mit dem Jesuitismus schloß die Naturphilosophie eine Art von Bündniß, bahnte ihm die Wege, katholische Dogmatiker fochten unter ihrem Schilde. Das Rechte war sie freilich nicht, aber eine gute Vorhut. Manches sonst Unbegreifliche wird dadurch erklärbar und Nicolai ein Prophet, obgleich dieser gegen Kant'sche Philosophie ebenso sehr weissagte wie gegen Jesuiten.

Hinter den Kämpfen gegen Rationalismus, als Zusammenhang der Gleichgesinnten, wird allerdings Jesuitismus stecken, nur nicht grade in der Form des Ordens, aber diesem genehm. Geduldig wartend, Umstände benutzend, ist er unsterblich, tritt zu gelegener Zeit hervor und hofft wie einst, mit Erinnerung Dessen, was er gewesen, das Reich der Welt.

Das menschliche Leben zeigt eine große Trauerseite. In der Jugend hat man nicht, was man begehrt, in spätern Jahren begehrt man nicht, was man hat. Und doch ist in der Ausgleichung des Begehrens und Habens alle irdische Glückseligkeit zu suchen. 28.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 35. —— 4. Februar 1837.

Schiller's Flucht aus Stuttgart und Aufenthalt in Manheim von 1782—85.

(Beſchluß aus Nr. 34.)

Aller Verwendung von Seiten Meier's und Iffland's ungeachtet, wollte es dem harrenden Dichter doch nicht gelingen, ſeinen „Fiesco" von der Bühne herab hören zu können. Im Anfange fand man das Stück zu lang und rieth zur Umarbeitung, der ſich auch Schiller in der drückendſten Noth unterzog. Aber auch nach Erfüllung der geſtellten Foderungen ward es abermals als untauglich und nicht bühnengerecht verworfen und dem unterdeß völlig Verarmten, den ſeine Schuldner in Stuttgart drängten, weder eine Gratification noch ein Dank zuerkannt. Schiller wandte ſich in dieſer Bedrängniß ſeines Herzens, die von Äußerlichkeiten noch bedeutend vermehrt wurde, wiederholt in ſeiner freimüthigen Weiſe an Dalberg, von deſſen Edelmuth und Biederſinn er eine geringe Unterſtützung zu erhalten hoffte. Seine Bitten blieben aber erfolglos, und Dalberg, der ſonſt ſo milde und immer zum Helfen bereite Mann, erſcheint hier in einem zweideutigen Lichte, deſſen ſeltſames Helldunkel nicht leicht zu durchſchauen iſt. Selbſt die von Iffland vorgeſchlagene Entſchädigung des Dichters von acht Louisdor ward von Seiten der Intendanz zurückgewieſen, und Schiller verließ bekümmerter als je, an allen Hoffnungen verarmt, Manheim, in dem er ein dauerndes, ſeinen Beſtrebungen angemeſſenes Lebensglück zu finden gemeint hatte.

Erſt ſpäter, als der ruhelos umhergeworfene Jüngling in Bauerbach bei der Familie Wollzogen glücklichere Tage fand, ward auch die Stimmung an dem manheimer Theater für ihn wieder günſtiger. Dalberg ſelbſt näherte ſich ihm, es wurden Briefe gewechſelt, und Schiller trat im September 1783 ſein neues Amt als Theaterdichter in Manheim an mit einer Beſoldung von jährlich 300 Gulden Reichswährung, wofür er jedoch auf ein beſonderes Honorar für ſeine dramatiſchen Arbeiten verzichten mußte. Dennoch war er befriedigt, er hielt ſich für reich im Vergleich mit ſeiner frühern Lage und ſah erſt nach einiger Zeit, wie wenig geeignet dieſe geringe Einnahme war, um ihn unter ſeinen Umgebungen ſo erſcheinen zu laſſen, wie er es ſich ſelbſt und ſeiner Ehre ſchuldig war. Nach mannichfachen Mühen kam nun endlich auch ſein „Fiesco" auf die Bühne, ward aber ſo kalt aufgenommen, daß Schiller in einem Briefe an den Bibliothekar Reinwald in Meiningen, ſeinen nachmaligen Schwager, ſchrieb:

Den „Fiesco" verſtand das Publicum nicht. Republikaniſche Freiheit iſt hier zu Lande ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name — in den Adern der Pfälzer fließt kein römiſches Blut. Aber zu Berlin wurde es vierzehn Mal innerhalb drei Wochen gefodert und geſpielt. Auch in Frankfurt fand man Geſchmack daran. Die Manheimer ſagen, das Stück wäre viel zu gelehrt für ſie.

Wie gedrückt er ſich in ökonomiſcher Hinſicht fühlte, geht aus demſelben Briefe hervor, wo er unter Anderm ſagt:

Noch bin ich hier (in Manheim), und nur auf mich kommt es an, ob ich nach Verfluß meines Jahres, nämlich am 1. Sept., meinen Contract verlängern will oder nicht. Man rechnet aber indeß ſchon darauf, daß ich hier bleiben werde, und meine gegenwärtigen Umſtände zwingen mich beinahe, auf längere Zeit zu contrahiren, als ich vielleicht ſonſt würde gethan haben. Das Theater hat mir für dieſes Jahr in Allem 500 Fl. Firum gegeben (ſein Gehalt war demnach geſtiegen), wobei ich aber auf die jedesmalige Einnahme einer Vorſtellung meiner Stücke Verzicht thun mußte. Meine Stücke bleiben mir frei zu verkaufen. Aber Sie glauben nicht, mein Beſter, wie wenig Geld 600—800 Fl. in Manheim, und vorzüglich im theatraliſchen Cirkel iſt; wie wenig Segen, möchte ich ſagen, in dieſem Gelde iſt; welche Summen nur auf Kleidung, Wohnung und gewiſſe Ehrenausgaben gehen, welche ich in meiner Lage nicht ganz vermeiden kann. Gott weiß, ich habe mein Leben hier nicht genoſſen und noch einmal ſo viel als an jedem andern Orte verſchwendet. Allein und getrennt! — Ungeachtet meiner vielen Bekanntſchaften dennoch einſam und ohne Führung, muß ich mich durch meine Ökonomie hindurchkämpfen, zum Unglück mit Allem verſehen, was zu unnöthigen Verſchwendungen reizen kann. Tauſend kleine Bekümmerniſſe, Sorgen, Entwürfe, die mir ohne Aufhören vorſchweben, zerſtreuen meinen Geiſt, zerſtreuen alle dichteriſchen Träume und legen Blei an jeden Flug der Begeiſterung.

Dieſe Ermattung ſeines dichteriſchen Menſchen verließ ihn nie mehr in Manheim. Gram und Ärger, die er ſich aus der Vergangenheit ſog, die ungeſunde Luft der Stadt, körperliche und geiſtige Überreizung warfen ihn aufs Krankenbett, und der Gedanke, daß er ſchon in dieſer ſo mislichen Lebenslage den Keim zu ſeinen ſpätern Leiden und ſeinem frühen Tode legte, drängt ſich dem ſtillen Beobachter gewaltſam auf. Um den geiſtig Kräftigen, aber gemüthlich Schwachen noch mehr zu beunruhigen, kam nun, wie ſo oft im Leben aller mehr als gewöhnlichen Menſchen, die gutgemeinte väterliche Sorge,

die Älternliebe mit ihren, alle Blüten des Geistes zermalmenden Bedenklichkeiten. Es kann einem genialen Menschen nichts Entsetzlicheres begegnen als die Sanftmuth beschränkter Häuslichkeit. Nicht das Laster, das ihm nachjagt und sich an seine Fersen hängt, nicht Unglück und Feindschaft einer beunruhigten Zeit erdrücken ihn, es sind einzig und allein die beschränkte Tugend, die fluchschwangere Liebe, die in ihrer kleinlichen Moralität unmoralische Bedachtsamkeit deutscher Frömmigkeit, die dem Talente alle Wege mit Sprüchen, Gebeten und Ermahnungen verrammeln und es meist entweder in Ketten legen und die warme Nachtmütze des soliden Bürgerthums über die Ohren ziehen, oder es in Verzweiflung zu gewaltsamen Schritten verleiten. Schiller war zu sehr Deutscher, um keck und frei mit Einem Male die Ketten völlig abzuschütteln. Was der stille Mensch, der gute Sohn dadurch gewann, verlor der Dichter. Er ward feig, als er sich zu entschuldigen anfing. Für gewisse Zustände und Verhältnisse im Leben gibt es keine ausgleichenden Mittel, nur der Radicalismus hilft und führt, weil er selbst die Tugend in höchster Potenz ist, zum gesicherten und in der Sicherheit auch allgeachteten Ziele. Hätte Schiller die Kraft besessen, seine ganze Vettern- und Basenschaft vor den Kopf zu stoßen, wie er es doch mit dem Herzoge that, so würde Deutschland einen ganzen dramatischen Dichter in ihm besitzen, während es jetzt nur großartige dramatische Anfänge zu bewundern hat, die durch das sentimentale Sentenzengeklingel moralischer Gutmüthigkeit und die Wohlgerüche aufopfernder Pietät ein unverwüstliches Interesse erhalten. Wenn der Deutsche einmal anfängt weich zu werden, so zerfährt er auch nach und nach in Brei.

In Schiller's ganzem Wesen ist Güte und Sanftmuth als Urtypus nicht zu verkennen. Eine unvertilgbare Hinneigung zur Pastoraltheologie verfolgte ihn auch in den Stunden der heiligsten Begeisterung. Das Predigen war ihm angeboren, und konnte er nicht einen Helden auftreiben, der das Christenthum und den Geist der Luther'schen Bibelübersetzung in dramatische Jamben verarbeiten mochte, so war ihm nicht wohl zu Muthe. Es wäre mehr als Unrecht, wollte man diesen Fehler ihm selbst Schuld geben; er war die Frucht der Jämmerlichkeit deutschen Familienlebens, das immer nur im süßen Manna, wie es alle Tage vom Himmel herabfällt, ein dauerndes, solides Lebensglück erblickt. Überhaupt hetzt die Solidität das Genie immer zu Tode, wenn sich das letztere nicht bei Zeiten seine Freiheit zu sichern weiß. So erging es Schiller. Mit geistigen Arbeiten überhäuft, in Umgebungen lebend, die nicht immer den Katechismus in ihren Kreisen die policeiliche Aufsicht führen lassen, überließ er sich gern dem freien Walten des Genius und suchte den Unmuth, der von außen her, aus Stuttgart herüber, in ihm geweckt wurde, durch die gewöhnlichen Gegenmittel zu vertreiben. Vater, Mutter und Schwester hielten ihm unablässig das Unsichere seiner Lage vor, fanden seinen Umgang wol gar ehrenrührig und hätten fürs Leben gern einen ehrlichen Hausvater, einen eingefleischten Schwaben in ihm gesehen. Ein Ämtchen und Käppchen mit etwaigem Zubehör sollte nun einmal besser und wärmer sein als ein kalter, dunkler Lorberkranz. Schiller war schwach genug, so viel als möglich nachzugeben, und wie sehr ihm diese erste gutmüthige Schwäche geschadet, liegt klar genug am Tage. Ward er doch sogar so weit gebracht, daß er im Begriffe stand, noch einmal sich der Rechtswissenschaft zu widmen, um den Vater zu beruhigen und als ein guter Sohn zu erscheinen. Zum Glück für ihn und zum Ruhme Deutschlands ward er an der Ausführung dieses Entschlusses durch die Theilnahme wohlhabender Freunde verhindert, die, sein Talent richtiger als er selbst würdigend, erkannten, daß er nur als Dichter den Frieden finden könne, nach dem er jahrelang unter so mannichfachen Hindernissen gerungen. 1785 verließ er Manheim, wo die Schauspieler, veranlaßt durch seine scharfen Kritiken über ihre Leistungen in der „Rheinischen Thalia", ihn auf alle Weise zu verfolgen suchten.

Kurz zuvor war er noch weimarischer Rath geworden, und dieser Titel befriedigte denn auch mindestens auf einige Zeit seine Ältern und Verwandten; denn wenn der Deutsche nur recht viele Titel sieht, ist er selig und vergnügt. Es liegt nun einmal in seiner Natur, und nur die Wenigen, die dergleichen als Abscesse des reinen Menschenthums betrachten und möglichst abzuwehren suchen, sind die in deutschen Landen wahrhaft Unglücklichen. Schiller gewann mit Ernennung zum Rath die Freiheit aus der Vormundschaft beschränkten Bürgersinnes, verlor aber in vielem Betracht die üppige Frische seiner bisher rein republikanischen Gedanken. Er verließ den Radicalismus und schwur zur Fahne des liberalen Begutachtens und gehäbigen Reformirens.

Diese Wahrheit durch die vorliegenden Mittheilungen bestätigt zu finden, gibt dem Buche seinen größten Werth. Es ist ein Beitrag zur Geschichte der Genies, wie er nicht alle Tage so harmlos offen geliefert wird. Bei vielem Bekannten findet sich mancherlei noch nicht Gesagtes, und dies wird, an sich zwar unbedeutend, wichtig durch die Folgen, die es für Den gehabt, der Veranlassung und Gegenstand dieser Mittheilungen ist. Viel können Ältern und Erzieher aus diesen wenigen Blättern lernen, die Erziehung, meist verfehlt und auf verbrauchte Maximen zurückgeführt, kann weise werden, sobald sie zu Verstande kommen will, und der Zerstörung manches Lebens- und Familienglücks dürfte vorgebeugt werden, wollte man beachten, daß die Methode nicht den Menschen, sondern der Mensch die Methode modeln soll. 108.

Die Kentuckier. Amerikanischer Roman von Paulding. In das Deutsche übertragen von Karl Andree. Zwei Theile. Leipzig, Schumann. 1836. 8. 2 Thlr.

Die Literatur der Nordamerikaner fängt damit an, womit die griechische aufhörte; so arm sie an Geschichte sind, so reich sind sie an Romanen; ob dieser Ersatz wirklich genügend ist, sei dahingestellt; aber da sich auf ihn so viele schöne Kräfte gewendet haben, ist es kein Wunder, wenn der Verf. der „Kentuckier" durch den Zusatz: „Amerikanischer Roman", nicht blos

glücklich schätzen, wenn er seine Durchschnittseinnahme für das Jahr etwa auf 2 Schilling oder 2 Schilling und 6 Pence berechnen kann. Ist er ein Häusler, so ist er nicht viel besser als ein Sklave, dem es blos erlaubt ist, so viel Land zu bebauen, als etwa nothdürftig hinreicht, um ihn mit trockenen Kartoffeln zu versorgen, wobei ihm aber die Verpflichtung gegen seinen Herrn nicht erlassen bleibt. Ist er ein kleiner Pachter, so speist er gleichfalls seine Kartoffeln wie seine Nachbarn, und muß den übrigen Ertrag seiner Pachtung seinem Herrn als Landrente überliefern. Hier gibt es keine Landbauer in dem Sinne wie in England. Die Bauern sind alle Landbesitzer und der Begriff des Landbesitzes schließt den der Nahrung und des Lebensunterhaltes ein. Land müssen sie haben unter jedweder Bedingung, und auch die besten Bedingungen gewähren ihnen nach Abzahlung der Rente keinen weitern Überschuß als eine dürftige Lebensfristung. Aber in viel häufigern Fällen kann die Landrente nicht einmal bezahlt werden. In diesem Falle kommt es dann darauf an, so wenig als möglich davon zu bezahlen und für seinen Theil etwas von dem Ertrag zu nehmen, der eigentlich für den Herrn bestimmt ist, das ist mit andern Worten, zu stehlen. Aber sogar dies gewährt keinen beständigen Vortheil und der Unterschlagende bleibt somit immer der Entdeckung und Bestrafung ausgesetzt. Dabei muß der unglückliche Leibeigne noch immer sich in Lumpen kleiden und in einer Höhle sein Dasein fristen; es wird ihm zum Verbrechen gemacht, wenn er gute Kartoffeln anstatt der schlechten speist, wie sich Mr. Bicheno, einer der mit Untersuchung der Lage der ärmern Classen in Irland Beauftragten, ebenso wahr als treffend ausdrückt. Der Leser, der mit den Verhältnissen des Landes unbekannt ist, wird hier vielleicht ausrufen: Das Übel liegt daran, daß die Landrente übermäßig groß ist, und es wird ihn deshalb in Verwunderung setzen, wenn er erfährt, daß die Rente, mit Ausnahme sehr weniger Fälle, nicht allein mäßig, sondern sogar niedrig ist, und daß ein irländischer Gutsbesitzer, selbst wenn ihm die Rente immer voll bezahlt wird, doch beiweitem weniger Gewinn von seinen Gütern ziehen kann, als dies in England der Fall ist. Keineswegs ist die Landrente übermäßig, allein die Mittel der Cultur sind zu dürftig. Mit wahrer Industrie und guter Einrichtung könnte die Rente, sowie sie jetzt ist, vollkommen bezahlt werden, und es würde noch ein ansehnlicher Überschuß für den Leibeignen bleiben. Durch Industrie und gute Einrichtung würde sich auch die Ergiebigkeit des Bodens verdoppeln und verdreifachen; aber man sage das dem irländischen Bauer, und er wird euch, wenn er der zusammenhängenden Rede fähig ist, ungefähr Folgendes erwidern: „Wenn ein mühseliges Tagewerk, das mir täglich 6 Pence und oft wol nur eine Hand voll Futter einträgt, wenn dies Gewerbfleiß ist, so bin ich so thätig als ein Anderer; wenn eine armselige Lebensfristung für mich und meine Familie, und daß ich den herumziehenden Bettler auf seiner Wanderung mit einem Trunk Wasser und einigen Kartoffeln unterstütze, weil ich vielleicht in Kurzem selbst mit den Meinigen den Bettelstab ergreifen muß, wenn dies gute Einrichtung heißt, so ist meine Einrichtung gut. Warum haltet ihr mir lange Reden darüber, daß der Ackerbau ein einträgliches Geschäft ist, da ich doch nicht die Mittel habe, ihn zu einem solchen zu machen, und warum macht ihr mir Vorwürfe darüber, daß ich einen Penny für mich verwende, anstatt ihn zum Besten meines Bodens, dessen Ertrag mir nicht zukommt, auszugeben? Gebt mir ein Capital, sei es auch noch so gering, das, wenn ich meine Rente bezahlt, einen kleinen Überschuß für mich und meine Familie abwirft, und alsdann erst verlangt von mir Thätigkeit und gute Einrichtung.“ Wollte man nach solchen Äußerungen, die vollkommen in der Wahrheit begründet sind, noch weiter gehen und den armen Leibeignen fragen, warum er Das, was ihm an Zeit von seinem Tagewerk übrig bleibt, nicht wenigstens auf die Verbesserung seiner Wohnung, auf die Wohnlichermachung seiner Höhle verwende, so würde man die gänzliche Hoffnungslosigkeit dieser unglücklichen Menschen bald hindurchblicken sehen. „In einer solchen Höhle“, so würde der arme irländische Bauer antworten, „lebte mein Vater vor mir und in einer solchen wird auch mein Sohn nach mir leben.“ Wer bei dieser Rede dem unglücklichen Inhaber ins Angesicht blickte, der würde deutlich die Inschrift darauf erkennen: Ich habe keine Hoffnung.

Man vergleiche diese ergreifenden Bemerkungen mit denen Raumer's und der besser gesinnten englischen Zeitschriften, und man wird sich überzeugen, daß einem solchen Elend gegenüber alle, auch die größten Vorurtheile und Nebenrücksichten schweigen müssen. Könnte man alle diese verschiedenen „Stimmen über Irland“ sammeln und als fliegende Blätter unter die europäischen Völker ausstreuen, so würde das dadurch erregte Mitleid der verschiedenen Nationen wahrscheinlich in kurzer Zeit Dasjenige bewirken, woran sich das grausame und saumselige Parlament noch jahrelang abarbeiten wird.

Der Uthlecan ist ein kleiner Fisch, der sich in Amerika in den Flüssen unweit der Rocky Mountains aufhält. Seine Farbe ist ein glänzendes Gelb, und er ist so fett, daß man ihn im Nothfall anstatt eines Lichtes brennen kann. Auf diese Weise benutzen ihn die Eingebornen nicht selten. Er kommt in dichten Scharen, gleichsam in leuchtenden Säulen, angeschwommen und wird von den Indianern haufenweise in kleinen Netzen gefangen. Man speist diese Fische getrocknet, und sie werden in diesem Zustande in den Hütten der Eingebornen an Schnüren aufgereiht, wie bei uns das Backobst. 11.

Bibliographie.

Abrantes, Hernandez. Eine Erzählung nach dem Französischen. 8. Breslau, Richter'sche Buchh. 1836. 6 Gr.

Almanach für Freunde der Schauspielkunst auf das Jahr 1836. Herausgegeben von L. Wolff. 8. Berlin. (Gurths.) 20 Gr.

Eichendorff, J. Freih. v., Gedichte. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 2 Thlr. 8 Gr.

Frauenlob. Taschenbuch für das Jahr 1837. Von J. N. Vogl. 16. Wien, Rockert. 1 Thlr. 16 Gr.

Huber, F., Bernhard Lamette. Historisches-romantisches Gemälde aus den Zeiten der ersten französischen Revolution. 2 Theile. 8. Gotha, Neumann. 1836. 1 Thlr. 12 Gr.

Kugler, F., Handbuch der Geschichte der Malerei von Constantin dem Grossen bis auf die neuere Zeit. — Auch u. d. T.: Handbuch der Geschichte der Malerei in Italien seit Constantin dem Grossen. Gr. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 2 Thlr.

Lorbell, J. W., Reisebriefe aus Belgien. Mit einigen Studien zur Politik, Geschichte und Kunst. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 2 Thlr.

Müller, F. H., Der ungrische Volksstamm oder Untersuchungen über die Ländergebiete am Ural und am Kaukasus in historischer, geographischer und ethnographischer Beziehung. 1ster oder geographischer Theil. 1ste Abtheilung. Gr. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 3 Thlr.

Rellstab, L., Genre- und Fresco-Skizzen aus Berlin und Athen. In Mappen mit fliegenden Blättern. No. III. Die Weihnachtsmappe. 8. Leipzig, Köhler. 1836. 8 Gr.

Schoppe, A., Zeitlosen. Novellen und Erzählungen. 2 Bände. Gr. 12. Leipzig, Taubert. 2 Thlr. 16 Gr.

Tholuck, A., Die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte, zugleich eine Kritik des Lebens Jesu von Strauß, für theologische und nicht theologische Leser dargestellt. Gr. 8. Hamburg, Perthes. 2 Thlr.

Tobler, S., Die Enkel Winkelried's. Epische Dichtung. Gr. 8. Zürich, Höhr. 1 Thlr. 21 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 36. — 5. Februar 1837.

Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel. Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense. Zwei Theile. Leipzig, Reichenbach. 1836. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Rahel ist durch Geist und Erregbarkeit die Freude ihrer Umgebungen geworden, ein Mittelpunkt vom Umgangskreise, dessen dieser mit entschiedener Sichtlichkeit bedarf, um lose flatternde Gesellschafter in Raumnähe zu bringen, träumende Poeten und grübelnde Gelehrte aus ihren Einsiedeleien zu locken, eine gewisse Verstocktheit Mancher, die ohne fremdes Centrum nur ihr eignes sind und es bleiben wollen, zu heilen, und überhaupt dem Trägen einen Reiz, dem Raschen ein wohlthätiges Band der Sitte und der Bescheidenheit zu gewähren. So sehen wir sie denn mittheilend und empfangend von ausgezeichneten Personen umgeben und wissen, da diese mit ihr selber schon zu den Verstorbenen gehören, gern in eine Galerie von Bildnissen treten, welche uns das Gewesene vergegenwärtigt und frühere Zustände in einer angenehmen Vereinzelung und Ausführlichkeit vor die Augen stellt.

Nur sonderbar, daß in der hier geöffneten Galerie Manche von Denen, die uns bekannt sind, in keiner rechten Beleuchtung erscheinen, Andere mit gar zu wenig Pinselstrichen keine bestimmte Physiognomie darbieten und dadurch die Freude der Wiedererinnerung bekannter und der Auffassung unbekannter Individualitäten in allerlei Weise verkümmern. Selbst die Nachhülfe, welche der Herausgeber als gewiegter Galeriekenner durch seine Vorworte gibt, ist unzureichend; denn der beste Commentar kann die Lücken seines Textes nicht ausfüllen, und die beste Beschreibung von Gemälden, wie solche sein sollten, bietet keine Entschädigung für Dasjenige, was sie nicht sind.

Gleich der Erste in der Reihe, David Veit (als praktischer Arzt gestorben in Hamburg 1814), einst dem edeln geistvollen Kreise von Reimarus und Sieveking angehörig, gibt uns durch seine Briefe an Rahel ein mangelhaftes Bild, wenngleich der Herausgeber hinsichtlich seiner aufmerksam macht, er habe in den gegebenen Verhältnissen nie vollkommen zeigen können, was er innerlich war. Er muß seinen Bekannten mehr gezeigt haben, als in diesen Briefen zum Vorschein kommt. Göthe — dessen Gestalt und Kleidung recht ausführlich bei dem ersten Besuch beschrieben wird —, war freundlich und wohlwollend gegen ihn, aber die brieflich erwähnten Gespräche sind unbedeutend, und wiewol Veit viel über sich selbst mittheilt, auch wie seine Freundin ihm schreiben und ihn verstehen soll, bleibt doch Alles in großer Unbestimmtheit. Vielleicht liegt dies an einer gewissen humoristischen Hülle, womit der Mann aus innerer Nichtbefriedigung sich zu umgeben suchte, worauf folgende Stelle hindeutet:

Es fehlt Ihnen zu sehr an Menschen, die Ihnen genügen; Ihre Gedanken finden keine Bestätigung, keine Modification durch die Gedanken Anderer. Ihren Urtheilen setzt man meistens Geschwätz, und wo es hoch kommt, flüchtige Bemerkungen entgegen. Das muß freilich auf die Gedanken bringen, Liebe, daß Ihren Ideen wenig Reelles in vielen Fällen zum Grunde liegt, daß sie meist durch Ihre eigenthümliche, für keinen Andern gültige Vorstellungsart gelten, und so suchen Sie dann zugleich in der Ausbreitung Ihres Wissens, worin Sie mehr sympathisirende Menschen finden werden, den Trost, welchen Sie in der Stärke des Denkens vergebens suchen. Das ist ein großes Unglück, ein Unglück, woran ich gleichfalls darniederliege. Ich kenne hier (in Göttingen 1793) keinen Menschen von großem Werth für mich, ich bin dahin gebracht, die Menschen durch Narrenpossen und Witz zum Lachen zu bewegen, und dann lache ich mit.

Auch in Jena (1794) kennt er im Sinne Rahel's „keinen ordentlichen Menschen". Also treibt er Dinge zum Lachen, zu denen wol auch gehört, was damals in Jena über Veit erzählt wurde, er gehe aus Witz stundenlang spazieren — auf seinem Sopha!

Dennoch gehören die Züge dieses Bildnisses zu den ausführlichsten der Sammlung. Vom Fürsten von Ligne — wer kennt nicht seinen Geist und seine Liebenswürdigkeit? — nur ein paar französisch-artige und gewandte Briefe; von Karoline v. Humboldt, deren feine hochgebildete Unterhaltung Niemand, der sie sah, vergessen wird, allgemein Freundschaftliches aus Paris und Wien, nichts näher die äußern Umgebungen oder innere Zustände Bezeichnendes; von Friedrich v. Schlegel fünf kleine Briefchen aus Paris und Köln; von Adam v. Müller zwei Briefe, die allerdings seine bekannte katholische Gesinnung kundgeben, außerdem aber Unbedeutendes berühren.

Und so finden wir bei den Übrigen in ähnlicher Weise unbestimmte Zeichnung und Färbung, gehen vorüber an Henriette Mendelssohn, der jüngsten Tochter des berliner Philosophen; an Wilhelm v. Burgsdorf, einem märkischen Edelmann, einem Freunde Tieck's, der eine Zeit lang bei ihm lebte; an Thomas Young, einem

englischen Arzte, der 1795 nach Göttingen, dann nach Berlin gekommen war und 1829 starb; an Peter v. Gualtieri, einem laut Erzählung des Herausgebers höchst originellen italienisch-preußischen Major und königl. Flügeladjutanten; an Josephine, Gräfin v. Pachta, einer schönen und unglücklichen Frau aus Böhmen; an Hans Genelli, einem gelehrten Architekten, der bei der Familie Finkenstein lebte und den Tieck in einer Novelle als Eulenböck schildern wollen; an Karoline v. Schlaberndorf, einer früh verwitweten, stark und männlich denkenden Frau, deren eigenthümlichste Briefäußerungen sich jedoch nicht zur Mittheilung eigneten; an Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen, dem leicht zu tadelnden, schwer zu verdammenden genialen Helden, dem der Herausgeber eine anziehende kurze Schilderung widmet und ein biographisches Denkmal einst zu stiften wünscht, der beinahe täglich in einer gewissen Zeit an Rahel schrieb, wovon fast Alles verbrannt und das Gerettete nicht mittheilbar ist; am Grafen v. Tilly, der sich 1816 in Brüssel entleibte und dessen drei Bände Memoiren ihn besser zeichnen als ein paar Briefe an Rahel; an Ölsner, dessen Liebenswürdigkeit von allen Bekannten gepriesen wurde, und der als preußischer Legationsrath in Frankfurt am Main, in Berlin, Paris (er starb dort 1828) lebte, Vieles unter fremdem Namen schrieb und mit einer Menge namhafter Personen in Verbindung stand. Gewiß war Keiner und Keine von allen Genannten unbedeutend, ohne mannichfaltige Erregung im Leben durch mündliches und schriftliches Wort, jedoch als Galeriestück nicht mit Holbeinisch sprechender Ähnlichkeit hervorspringend.

Nur bei Alexander von der Marwitz dürfen wir etwas länger verweilen, da er (wenn nicht sogar ein Anderer), laut einigen Spuren in Rahel's Nachlaß, Gegenstand ihrer stärksten Gunst und Neigung war, und der Herausgeber von ihm berichtet, er sei gleich nach der ersten Bekanntschaft von ihr ganz eingenommen worden, habe sie das größte Weib auf Erden genannt, Beider Verhältniß sei die liebevollste Innigkeit und treueste Versicherung gewesen. Geboren 1787 auf seinem Familienstammgute Friedersdorf unfern Küstrin, erhielt Marwitz gelehrte Erziehung, besuchte die Universität Halle, nahm preußische und östreichische Kriegsdienste, verwaltete in Zwischenzeiten sein Gut und fiel 1813 auf dem Felde der Ehre in Frankreich. Die Briefe zeichnen ihn voll männlicher Regsamkeit, mit dem Meisten, was ihn umgibt und geschieht, unzufrieden, oft in jugendlich raschem Vielerfassen schwankend, dem Gemeinen stets abhold, dem Edeln und sich selber treu, und mithin wie — der Herausgeber anmerkt — die Seele erfüllt von Schönem und Großem, im Besitz aristokratischer Vorzüge über sie hinaus, und dadurch zwar mehr den Jünglingen des griechischen Alterthums als Vielen der neuern Zeit ähnlich, aber diesen doch mit mancher Überworfenheit gleichend. Gedrückt ist er gewesen, theils durch die damalige Lage der Welt, theils durch persönliche Misverhältnisse, von denen eine leidenschaftliche Zuneigung erwähnt wird, die ihn gegen das Ende seiner Tage in Verwirrung setzte und von der wir nichts Näheres erfahren; die bessere Zeit Deutschlands und seine eigne durchgereifte Männlichkeit hat er nicht gesehen. Sein Bild stellt sich etwa nach folgenden Hauptzügen vor Augen.

O, die Einheit des Lebens zu finden, in welcher Beruf und Trieb ineinander aufgehen, das Innere von dem Äußern, und das Äußere von dem Innern rege getrieben wird, das ist so unendlich schwer. In mir stoßen und treiben sich die beiden Sphären, und diese Reibung macht mich oft verwirrt, fast immer leer, gelangweilt und abgeschmackt.

Dies wird aus Bilenz 1810 geschrieben, und das Jahr darauf aus Friedersdorf:

Es wird mir immer klarer, daß ich die Tapferkeit nicht habe, die sich im Dulden bewährt, den ruhigen Gleichmuth nicht, der bei großen Ansprüchen nöthig ist, um sich durchs Leben hindurchzukämpfen.

Er liest viel durcheinander, erbaut sich wenig an den Schriften Adam Müller's, des „lügenhaften, hohlen, gemachten Gesellen"; er kann untergehen, aber sich „zum Ekel, Andern zur Last leben, oder auf eine unanständige, gemeingrausame Art endigen, das kann er nicht", und hat doch zuweilen an Selbstmord gedacht. Er fühlt in echt gesunden Tagen, daß seine moralische und intellectuelle Schwäche, an der er leidet, nur physische Krankheit ist. Mit den Menschen in Potsdam, wo er eine Zeit lang in Geschäften lebt, gibt es keine Gemeinschaft; Ecossaise und Quadrille sind die Blüten ihres Daseins, der Mittelpunkt ihrer Gedanken, ihn erfreuen Feldwanderungen und Bücher; er lernt aus Duclos die Verdorbenheit des französischen Hofes und der Regierung, die Nothwendigkeit der Revolution. Seine Religiosität ist folgender Art:

Gott ist nichts als das tiefe, mystisch geheimnißvolle, einfache, unbedingte, über die Persönlichkeit ebenso wie über die todte Unpersönlichkeit erhabene Dasein, die Idee, vor der der ganze wilde Tumult der Welt in leeren Schein hinstirbt, das Böse nicht ist, also auch keiner Erklärung bedarf, und in der die ganze Fülle der Welt, körperlich und geistig zugleich, ruht.

Seine Zeit, in der er lebt (1812), ist ihm eine wunderliche, wirklich mystische, was sich den Sinnen zeigt, ist kraftlos, unfähig, ja heillos verdorben; aber es fahren Blitze durch die Gemüther, es geschehen Vorbedeutungen auf eine Revolution aller Dinge, und der Mittelpunkt dieser Gestaltung wird Deutschland sein; mit seiner Freundin tadelt er Niebuhr, der Alles in einem falschen Lichte sehe, Gesinnungen theils vorzufinden glaube, theils herbeiwünsche und fodere, die nicht wirkliche sind, oder sich von dieser Zeit erwarten und ihr wünschen lassen, Niebuhr habe sie in Büchern, in römischen, griechischen und spanischen Geschichten gefunden, aber nicht recht verstanden. Solche Urtheile, wenn auch rasch ausgesprochen und vielleicht mancher spätern Umstellung bedürftig, sind keine gleichgültigen Züge im Bilde einer strebenden, mit sich selbst noch nicht zum vollen Abschlusse gekommenen Jugend.

(Der Beschluß folgt.)

Dodecaton, ou le livre des douze. Zwei Bände. Paris 1837.

Ein französischer Buchhändler hat den Einfall gehabt, von den zwölf ersten Romanendichtern seiner Nation kürzere Erzählungen zu verlangen und unter dem Titel „Dodecaton" herauszugeben. Die Auswahl der Schriftsteller ist nur theilweise

gelungen; doch ſind die verſammelten Talente ſo mannichfaltig, daß ihre Überſicht von einem großen Theile der jetzigen franzöſiſchen Romanenliteratur einen Begriff geben kann.

Die Galerie eröffnet die berühmte Frau Dudevant, die unter dem Namen Georges Sand ſchreibt, mit einer Erzählung: „Le Dieu inconnu". Zur Zeit der Chriſtenverfolgungen in Rom, als eines Abends Pamphilus die Gemeinde geſegnet und entlaſſen hatte und noch allein in der Grotte, verſunken in Sorgen um ſeine Brüder, vor dem Altare ſtand, trat eine verſchleierte Dame zu ihm ein. Es war die Römerin Lea, der Ruhm ihrer Schönheit, ihrer Verſchwendung und ihres Leichtſinns war überall hin, ſelbſt bis zu dem Prieſter gedrungen. Sie hatte, kam ſie ihm zu erklären, die Freuden der Welt bis zur Neige genoſſen; umſonſt begehrte ſie nach neuen Genüſſen, umſonſt auch nach der Ruhe des Gemüthes; ihre Götter hatten ſie verlaſſen; jetzt komme ſie zu dem Gotte der Chriſten, um von ihm zu verlangen, was ihr die heidniſchen Götter nicht mehr gewähren wollen. Pamphilus bedauerte die verirrte Seele, er fand die Sprache nicht, um ihre Fragen nach den unzähligen Eigenſchaften, die ſie an den heidniſchen Göttern kannte, von ſeinem Gotte zu verneinen und ihr doch verſtändlich zu machen, daß dieſer Gott, der nichts von Allem ſei, was ſie anzubeten pflege, und nichts gewähre, wornach ſie gelüſte, der einzige ſei, dem ſie vertrauen dürfe; er hieß ſie zurückkehren und zu dem unbekannten Gotte im Innern ihres Gemüthes beten, ſo oft ſie niedergeſchlagen ſei. Lea that es, und jedes Mal, wenn ſie zu dem unbekannten Gotte betete, kam eine wunderbare Ruhe über ihr Gemüth; ſie lebte noch zwei Jahre, auf dem Todbette berief ſie den Prieſter und empfing von ihm die Taufe der Chriſten. Dieſe Skizze ſcheint einen einfachen und wohlthuenden Sinn anzudeuten; aber wer die Erzählung geleſen hat, wird in Verlegenheit ſein, ihren Sinn zu nennen. Die meiſten Dichtungen der Verf. haben dieſe Eigenthümlichkeit, ſie ſcheinen für einen tiefen Sinn angelegt zu ſein, der aber in der Ausführung verdorben worden. In der vorliegenden Erzählung läßt ſich die Schuld unzweifelhaft nachweiſen. Die Grundzüge, welche die Skizze zuſammenrückt, ſind in einer Stimmung von wehmüthiger Erhebung gedichtet; ſie hätten in ſchönem Ebenmaße ausgeführt werden müſſen, wenn dieſe Stimmung auch in der Erzählung vorherrſchen ſollte. Allein da der unnachahmlich reiche Styl, der die Verf. vorzüglich auszeichnet, in der ihr ebenfalls eignen Scheu vor Allem, worin ſich die Tugend und der Frieden des Lebens zu ſpiegeln ſcheint, ſeine reichlichſte Nahrung findet, ſo ſind die Theile der Erzählung, die dieſer Scheu Raum geben, zu einer ſo ungemeſſenen Länge ausgedehnt, daß man in ihnen die Beſtimmung des Ganzen ſuchen zu müſſen glaubt. Jenes glückliche Gelingen der Gebete zum unbekannten Gotte, der Frieden, der durch ſie in die Seele der Römerin niederſtieg, iſt nur mit wenigen Worten am Schluß angemerkt. Dagegen nimmt der Styl in der Unterredung Lea's mit dem Prieſter ſeinen vollen Lauf, nicht in den kurzen, verlegenen Zuſprüchen des Prieſters, aber in den Reden der Römerin, die bald mit üppiger Erinnerung, bald mit Zorn über die jetzige Einbuße, die Geſchenke aller heidniſchen Götter ſchildert; die ſich entſetzt, daß man den Gott der Chriſten um nichts von alle dieſem bitten dürfe, und nicht begreifen kann, daß es über dieſes noch etwas Anderes gebe. Hier gewinnt der Styl eine Beredtſamkeit und einen rhythmiſchen Zauber, der den Leſer ſo feſſelt, daß er aufhört auf die Gedanken zu merken.

Drei andere Schriftſteller des „Dodecaton" zeichnen ſich ganz eigentlich in der Erzählung der Ereigniſſe aus. Mérimée erzählt die Geſchichte des Don Juan von Marana unter dem Titel: „Les âmes du Purgatoire". Hier ſind keine Ausſchweifungen zu Gunſten des Styls, der Gang iſt ruhig, durch jedes Ereigniß findet ſich die Geſchichte um ein Glied gefördert. Man wird zuweilen an Leſage erinnert, nur vermißt man dann einen Theil von des Letztern Laune und tiefer Menſchenkenntniß. Überhaupt pflegt Mérimée in ſeinen Erzählungen an irgend einen claſſiſchen Schriftſteller zu erinnern. Auch dichtet er meiſtens mit Leſefrüchten, aus denen er mit viel Geſchmack und hiſtoriſchem Sinn und mit einem ausgezeichnet ſchönen Style eine anſprechende Geſchichte zu bilden weiß.

Emile Souveſtre dagegen beobachtet das Leben ſelbſt in der Natur. Man kann das wirkliche Leben in verſchiedenem Sinne beobachten. Man kann ihm ſeine idealiſchen Augenblicke abſehen, um einer idealiſchen Erzählung dadurch Wahrheit zu geben, oder man ſucht ſein Geberdenſpiel mit überraſchender Ähnlichkeit nachzuahmen. Emile Souveſtre unterſcheidet ſich von Beidem auf eine ſeltſame Weiſe. Anſtatt in der Wirklichkeit eine Auswahl des Schönen zu treffen, anſtatt das Detail bis zur Täuſchung auszuführen, durchwandelt er ſeine Scenen mit ſtets geſammelter, ſtudirender Stimmung und pflückt jedem Augenblicke ſeinen Tiefſinn aus. Aber der Tiefſinn des gemeinen Augenblicks iſt alltäglich oder abgeſchmackt, wenn er mit den Anſprüchen des Tiefſinns ausgeſprochen wird. Indeſſen gibt es in der Erzählung von Souveſtre: „Un dernier amour", gehaltvolle Augenblicke und wahrhaft tiefſinnige Beobachtungen; denn der Gegenſtand iſt eine merkwürdige pſychologiſche Erſcheinung. Ein junger Arzt und die junge Witwe eines Greiſes hatten in engem Verhältniſſe gelebt, als der Arzt, durch wichtige Entdeckungen in ſeiner Wiſſenſchaft für alles Übrige unempfänglich geworden, den Zeitverluſt in der Liebe zu bedauern anfing. Die Witwe ſah ſich vernachläſſigt, ſie überzeugte ſich bald von der Urſache und griff in ihrer Verzweiflung zu dem einzigen Mittel, ihren Geliebten noch an ſich zu feſſeln. In kleinen Doſen nahm ſie täglich Gift, um durch eine räthſelhafte Krankheit das Intereſſe des Arztes zu ſpannen. Es gelang ihr; der Antheil, den er ihr bewies, ſeine ſorgſame Thätigkeit um ſie ſchien ſogar von wiederkehrender Liebe zu zeugen. Aber jedes Mal, wenn ſich ihr Zuſtand verbeſſerte, trat auch ſeine Gleichgültigkeit wieder ein und die Witwe griff von Neuem zum Gifte. Die Wiſſenſchaft des Arztes war erſchöpft, die Hartnäckigkeit dieſer Krankheit quälte ihn, ſein Stolz fühlte ſich verletzt, an dem Leichname der Geliebten erfuhr er die Wahrheit.

Eine ſeltene Originalität zeigt ſich in der Erzählung von Léon Gozlan: „Rog". Sein Talent hat die Theilnahme an den kleinen pariſer Blättern gebildet, die den Ariſtophanes im franzöſiſchen Staatsleben vertreten. Jede öffentliche Perſon führt in ihnen einen lächerlichen, aber bezeichnenden Charakter, und unter dieſen Charakteren erzählen ſie die Vorfälle jedes Tages bald epigrammatiſch, bald in Form von kleinen Scenen, von Briefwechſeln u. ſ. w. Denke man ſich nun ein ſolches Talent, fern von den politiſchen Leidenſchaften, vor der kleinen Welt eines häuslichen Lebens, und daneben für alles Zarte und Unſchuldige einen äußerſt gemüthlichen Sinn, ſo kann man ſich eine Vorſtellung von der Erzählung Gozlan's machen, deren Perſonen man in den meiſten Vorfällen zugleich liebgewinnt und belacht.

Alexander Dumas pflegt von ſeinen hiſtoriſchen Studien, was er nicht zu Dramen benutzen kann, als dramatiſche Erzählungen zu behandeln. Aber man ſieht, daß es abgefallener Stoff iſt. Er behandelte auf dieſe Art neulich die Sage von der Entſtehung des Schweizerbundes; er wollte ſie poetiſcher machen und ließ darüber die Poeſie, die der Sage ſchon eigen iſt, verloren gehen. Im „Dodecaton" iſt es eine Erzählung aus den Kriegen Karl VII. gegen die Engländer. Der Verf. hat ſie in Scenen getheilt, um ſie ſeinem dramatiſchen Talente ſo viel wie möglich zuzubereiten. Wie im Drama gewinnen die Perſonen mehr Geſtalt und Leben, als ihnen ein Hiſtoriker geben können, der ſich gleichſam in den Mittelpunkt der Handlung geſtellt hätte. Aber was hinter der Scene anders als im Wortwechſel vorgeht, ſetzt den Verf. in Verlegenheit. Zuweilen greift er zu der Aushülfe der Dramatiker und läßt eine anweſende Perſon auf der Scene davon berichten; begibt er ſich aber ſelbſt auf den Schauplatz der Handlung, und ſcheint er hier mit Walter Scott ſich verſuchen zu wollen, welcher die Schilderung des Getümmels wie der ſtillen Handlung ſo künſtleriſch mit dramatiſchen Scenen zu verſchmelzen weiß, ſo gibt

er nur Blößen, auf welche die natürlich entstehende Vergleichung mit diesem Vorbilde noch stärkeres Licht wirft.

Ein anderer Schriftsteller des „Dodecaton", der sich nicht nennt, hat ebenfalls seine Geschichte: „Beata", in Scenen zerlegt, aber nicht für das dramatische, sondern für ein anderes Talent. Man kennt die Geschicklichkeit, mit welcher einige französische Schriftsteller die Decoration eines Zimmers, eines Thales, oder irgend eines zusammengerückten Raumes beschreiben. Von der Beschreibung der Umgebung auf die Stimmung, die sie einflößt, von dieser auf die Personen, die darin leben, und auf eine ebenfalls angemessene Handlung überzugehen, bringt oft eine künstlerische Wirkung hervor. Es ließe sich sogar die Idee einer Erzählung fassen, die nur in solchen Gemälden, auf die Hauptgelenke ihrer Entwickelung vertheilt, dargeboten würde. Um zu gelingen, müßte die Fabel dieser Erzählung äußerst einfach sein und von Allem frei bleiben, was überraschte, oder was einer verwickelten Vorbereitung bedürfte. Der Verf., von dem wir reden, hat übrigens nicht rein nach dieser Idee gearbeitet. Die Handlung, welche er in der durch die Umgebung vorbereiteten Stimmung aufgenommen hatte, verläßt in ihrem Verfolge diese Stimmung und nimmt einen unabhängigen Gang an; die Beschreibung der Umgebung dient ihm nur zum Eingange, und es ist nur sein besonderes Talent dazu, was ihn mehre solcher Eingänge in derselben Erzählung anbringen läßt.

Auch Jules Janin findet sich im „Dodecaton" ein, und zwar mit einer Reisebeschreibung: „Mon voyage à Brindes". Für seinen Styl ist dies ein zuträglicheres Element als der Roman. Im Romane versteht er fast nur in Tiraden zu schreiben, oder bewegt sich erst frei, wenn er vom Gegenstande abgekommen ist. In der Reisebeschreibung hat es weniger auf sich, vom Gegenstande abzukommen, und unter seinen Tiraden darf er hier nur die gehaltreichen auswählen, während im Romane, wo nichts übergangen werden darf, auch die einfältigen stehen bleiben müssen. Was Jules Janin am besten zu schreiben pflegt, ist das Feuilleton über die neuen Theaterstücke, das jeden Montag im „Journal des débats" erscheint. Bemerken wir im Vorbeigehen, daß, wenn ein Schriftsteller, der sich nicht aus der Literatur ausschließen läßt, ausgezeichneter im Tageblatt als in seinen Büchern ist, das Tageblatt von Rechtswegen einen Platz in der Literatur erhält. Jenes Feuilleton geht den Gesprächen zur Seite, die man über dieselben Theaterstücke in den Gesellschaften von Paris hört; und da es in der Regel geistreicher ist als diese Gespräche, so hat es schon darum einen Reiz, wenigstens für den Einwohner von Paris. Überdies, wenn das Talent des Verfassers für irgend eine Schreibweise alle Eigenschaften vereinigt, so ist es für den Briefstyl; jene Artikel über die neuen Theaterstücke sind aber, wo sie am besten gelingen, Briefe über die Vergnügungen des pariser Publicums, geschrieben an eben dieses Publicum, und es entgeht ihnen selbst die Würze nicht, die ein gewandter Briefsteller von dem Charakter der Person hernimmt, der er schreibt; das pariser Publicum hat seine Eigenheiten, seine Launen, seinen Geschmack, wie an Schmeicheleien, so auch an dem geistreichen Spotte, den man mit ihm treibt. 122.

Notiz.

Bekanntlich haben seit einem Jahrhunderte europäische Gelehrte nachzuweisen gesucht, daß das schwarze Meer sich über dem Niveau des kaspischen befinde; über das eigentliche Verhältniß ist man aber noch nicht zu einem allgemein anerkannten Resultate gelangt. Im J. 1811 gab Wisniewski die Differenz auf 256 pariser Fuß an, Parrot und Engelhardt hingegen setzten sie auf 300 Fuß fest. Ja, 1829 behauptete Parrot nach wiederholter Messung, daß der Unterschied im Niveau gar nicht stattfinde. Die kais. russische Akademie der Wissenschaften hat jetzt auf den Vorschlag der Akademiker Struve, Parrot und Lenz diese Angelegenheit zum Gegenstande ihrer Untersuchung gemacht und der Kaiser hat derselben eine sehr bedeutende Summe ausgesetzt, um eine neue Expedition zur Aufnahme eines trigonometrischen Nivellements jener Orte auszurüsten. Die Akademiker Fuß, Sadler und Sawitsch werden nun in Begleitung eines tüchtigen Mechanikers im Monat Juli sich nach dem schwarzen Meere begeben und etwa 18 Monate dort verweilen. Sie werden ihre Beobachtungen entweder zwischen Taganrog und der Mündung der Kuma, den Manitsch und die Steppe entlang, oder zwischen Taman und Kislar längs der kaukasischen Linien anstellen. Gleichzeitig werden barometrische Beobachtungen mit streng verglichenen Instrumenten nicht blos von den Reisenden, sondern auch in Taganrog und Astrachan stattfinden. Hierdurch soll die von Alexander v. Humboldt bereits am Ende des vorigen Jahrhunderts gemachte, später von Erman und Schouw und neuerlich von Sir J. Herschel bestätigte Wahrnehmung festgestellt werden, nach welcher die Passatwinde einen merklichen Einfluß auf den Stand des Barometers üben, sodaß dieses Instrument beständig eine Vermehrung des atmosphärischen Druckes unter den Wendekreisen und eine Verminderung unter dem Äquator zeigt. Es soll nun festgesetzt werden, ob es noch andere locale Bedingungen gibt, die an verschiedenen Orten an der Meeresfläche gleichfalls constante Differenzen in dem Drucke der Atmosphäre, somit in dem Stande des Barometers hervorbringen können. Hierdurch wird nun zugleich entschieden, ob das Barometer überhaupt bei Bestimmungen des Niveau angewendet werden dürfe. 60.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Symbolik des Traumes,

von

Dr. G. H. v. Schubert,

Hofrath und Professor in München.

Neue verbesserte und vermehrte Auflage.

Mit einem Anhange

aus dem Nachlasse eines Visionärs: des J. Fr. Oberlin, gewesenen Pfarrers im Steinthale, und einem Fragment über die Sprache des Wachens.

Gr. 8. 1837. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Schubert's berühmtes Buch: „Die Symbolik des Traumes", bedarf keines den Inhalt andeutenden Wortes, wol aber ist zu bemerken, daß der Anhang auch besonders zu haben ist unter dem Titel:

Berichte eines Visionärs

über den

Zustand der Seelen nach dem Tode.

Aus dem Nachlasse

Johann Friedrich Oberlin's u. s. w.

Nebst einem Fragment: Die Sprache des Wachens.

Gr. 8. 1837. Geh. 12 Gr.

Nicht ohne vielfaches Bedenken entschloß sich der Herausgeber dieser Blätter, den Aufforderungen nachzugeben, die ihm, seitdem man ihn im Besitz eines ansehnlichen Theiles der Papiere aus dem Steinthale wußte, von der Nähe wie von der weiten, durch Meere getrennten Ferne kamen: den Aufforderungen zur Herausgabe eines Theiles jener Papiere, welcher Oberlin's Meinung von den Bleibstätten der Seelen nach dem Tode und die Geschichte seiner Visionen umfaßt.

Leipzig, im Januar 1837.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 37. — 6. Februar 1837.

Galerie von Bildniſſen aus Rahel's Umgang und Briefwechſel. Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Enſe. Zwei Theile.

(Beſchluß aus Nr. 36.)

Am längſten verweile die Betrachtung bei dem letzten, ausgeführteſten Bildniß dieſer Galerie, der Krone des Ganzen, bei Friedrich v. Gentz. Als Schriftſteller war dieſer Mann ausgezeichnet, ſeine Proſa iſt frei von jener Breite und Schweifigkeit, denen die deutſche Sprache leicht Vorſchub gibt, mehr der guten britiſchen Rede ähnlich, nach welcher Gentz ſich gebildet haben mag; indem er Vorfechter einer Partei geworden, waren die Gegner wider ihn ungerecht; indem er bei den Congreſſen von Wien, Aachen, Karlsbad, Troppau, Laibach und Verona die Feder geführt, konnte ſchwerlich eine Meinung von ſeiner Charaktergröße ſich bilden, vielmehr mochten Zweifel an Selbſtändigkeit und Unbeſtechlichkeit rege werden. Was in ſolcher Beziehung der Perſönlichkeit des Schriftſtellers ſchadet, das ſchadet auch der Eindringlichkeit und dem Werth ſeiner Worte; was in den Sälen der Großen vollkommen gefällt, verliert oft ſeinen Klang und Ton draußen vor dem Volk.

Im Gegenſatz gegen die Gemeinheit des Daſeins der Menſchen und eine dadurch beſtimmte Geſinnung und Denkweiſe, wird jede Hinwendung zur Ariſtokratie ſtets gerechtfertigt ſein; wenn ſie aber ausläuft in bloße Genußſucht, leeren Hochmuth und Dünkel bevorrechteter Stände, dann verdient ſie Tadel. Für Gentz war beiderlei Anziehung miteinander vermiſcht, und er mochte wol dem Tadelhaften mehr als billig gewogen ſein, um nicht an Behaglichkeit und Tafelfreuden der Großen einzubüßen. Ein daraus hervorgehendes Leben wird im Fortgange allemal kleinlich, fürchtet Sturm und Gewitter, geräth in Angſt über Störung, Geringſchätzung und zierliche Wohlſtandsregeln, ſcheut endlich mehr als Alles ihn, der ſich um nichts bekümmert — den Tod.

Gentz war begünſtigt von den glücklichſten äußern Umſtänden, und doch kein glücklicher Mann. Zum Menſchenglück gehört friſcher Muth, nicht bange Beſorgniß, ein innerer feſter Kern der Geſinnung, um welchen ſich die angeſchwemmten äußern Gebilde lagern. Mit Schulden und verzärtelnden Genüſſen gehen dieſe Güter verloren. Man ſah den Brunnengaſt in Gaſtein für allerlei Bequemlichkeit beſorgt, beſonders für gute Tafel, deren Bedürfniſſe Salzburg nach einer Menge genauer, oft ſchwer zu befriedigender Beſtellungen zu liefern hatte. Wie mochte auch der wiener Lebemann ſich vom Fleiſch der Gebirgsziegen und Kälber nähren, deſſen täglich wiederkehrende Zubereitung ſelbſt einem minder Verwöhnten beſchwerlich fiele? Was einem friſch Glücklichen unbequem dünkt, wird dem bangſorgend Glücklichen zum vollen Unglück.

Warme Liebe werden wir ſchwerlich dem Manne zuwenden; ob wir ihn mehr verdammen oder bedauern, iſt von der Härte und Weichheit jedes Einzelnen abhängig. Neuevangeliſche Chriſten haben ihn als Beiſpiel religiöſer Haltloſigkeit und Schmach des 18. Jahrhunderts aufgeführt, wofür dann ſeine ängſtliche Genußſucht und ſein Zittern vor dem Tode unverwerfliche Belege geben, und daß er weder ein Glaubensheld noch ſonſt einer geweſen; allein Niemand ſei doch zu keck mit dieſem Vorwurfe, denn auch Leute, welche ausgezeichneten Ruf der Frömmigkeit hatten und nicht blos in die Kirche gingen, ſondern zu ihr gehörten, ſah man die irdiſchen Gaben mit beſonderer Sorgfalt hochſchätzen und bei der geringſten Spur von Krankheit möglichen Tod fürchten. Zur rechten energiſchen Tapferkeit des Gemüths iſt vielleicht für Chriſten wie für Heiden etwas Stoicismus nothwendig, und dieſen hatte Gentz freilich nicht; er huldigte der Lehre Epikur's mit jener Feinheit und Peinlichkeit, die in den höhern Claſſen der Geſellſchaft Raum zu gewinnen pflegt.

Milde und günſtig gedenkt ſeiner der Herausgeber, bemerkt, wie kaum Jemand eine ſo gute Stellung gehabt und als bürgerlicher Autor zu europäiſcher Wirkſamkeit ſich emporgeſchwungen, und berichtet dann über ihn kürzlich Folgendes: Gentz wurde geboren zu Breslau 1764, ſein Vater war bei der königlichen Münze angeſtellt. Gleich ſo vielen bedeutenden Gelehrten und Schriftſtellern gab der Knabe keine beſondern Anlagen zu erkennen, außer einmal im Halten einer Rede bei der Schulprüfung. Erſt auf der Univerſität Königsberg, und beſonders erweckt durch Kant's Vorträge erfuhr ſein Weſen Umwandlung oder vielmehr Entwickelung, und in der praktiſchen Laufbahn zu Berlin, die er einſchlug, ſowie in geſellſchaftlichen Verhältniſſen wurden ſeine Fähigkeit, Gewandtheit und Wohlredenheit bald bemerkt. Als die franzöſiſche Revolution alle Gemüther ergriff, war Gentz anfangs ihr Anhänger, ſpä-

ter ihr entschiedener Gegner. Seine mit Kenntniß und Schärfe abgefaßten Schriften fanden Beifall in den höhern Kreisen der Gesellschaft, bei Fürsten, Gesandten, Emigranten. Gentz stürzte sich in die dadurch ihm dargebotenen Genüsse, machte so viel Schulden, daß er gern eine in Östreich ihm eröffnete Aussicht ergriff. Vorher noch reiste er mit dem britischen Gesandten nach England, ward von Pitt und Grenville höchst schmeichelhaft empfangen; sie gaben ihm, was er bedurfte, Gold, zuerst eine runde Summe, dann auch einen Jahrgehalt. Seit 1803 bald in Wien, bald in Prag lebend, verlor er sich in die großartige Welt, oder vielmehr die Welt der Großen, nahm Theil an Verbindungen und Kriegsabsichten gegen Frankreich, bewachte die englischen und nordischen Verhältnisse, beleuchtete die politischen Rechte und Interessen der Staaten sowie jene Gefahren, welche Europa durch die revolutionnaire Gewaltherrschaft bedrohten. Im Jahre 1809 machten Napoleon's Waffenerfolge der Sache früher ein Ende, als das von Gentz geschriebene Kriegsmanifest sich verbreiten konnte. Inzwischen gibt ihm eine nahe Verbindung mit dem Grafen v. Metternich noch bedeutendere Stellung, und das Manifest von 1813 hat wiederum Gentz zum Verfasser. Bei den folgenden Congressen ist er fortwährend thätig, auch in Paris, und kämpft als Schriftsteller wider Görres und Lindner. Seinen eignen Vortheil verband er mit der Sache, welcher er diente, und ließ sich ungeheuer bezahlen; daß er aber käuflich gewesen, verneint der Herausgeber. Der Furcht und Angst war er dabei von vielen Seiten offen: er fürchtete Gewitter, See- und Bergfahrt, Waffengeklirr, Volksgeschrei, Schnurrbärte, trotzige finstere Blicke und besonders den Tod. Nach Kotzebue's Untergange, als ihm ein Drohbrief geschrieben worden, wagte er sich acht Tage lang nicht aus dem Hause und aß nur Weniges mit Schauder. Selbst seine Freunde neckten ihn durch Mystificationen, und er gestand offen seine Furcht, Eitelkeit und Sinnlichkeit, deren Schwächen man bei tausend kleinen Anlässen leicht bemerkte. Waren Noth und Angst vorüber, so vergaß er sie schnell; auch die ihm geleisteten Dienste. Der Herausgeber wirft einen Schatten auf den Beschatteten, dessen Deutung schwer wird:

> War es ihm schmeichelhaft, daß ihn, den aus unterm Stande Emporgekommenen, die vornehmsten und reizendsten Gunstbezeigungen anlockten, so gefiel er sich nicht weniger in dem Gelüst, den Reiz des Absonderlichen und Fremdartigen auch in untern Regionen, und selbst in strafbaren, zu verfolgen, um einer, doch meist nur kindischen Neugier schauerliche Eindrücke zu gewähren.

Auch ohne diesen nicht weiter zu verfolgenden Wink erhellt hinreichend aus Üppigkeit und Weichlichkeit der Lebensweise, daß ihn früher, als in seiner ursprünglich starken Natur begründet schien, Abspannung und Überdruß beschleichen mußte; seine Schwermuth ward grenzenlos durch jedes Misverständniß, jede Verlegenheit oder Bedrohung, jede Wolke am politischen Himmel, jede Stockung seiner außerordentlichen Einkünfte, deren er nie genug haben konnte.

Da halfen wunderbar wiederbelebend die Bäder von Gastein und Ischl. Er schrieb, fast schreibselig, mehr als je, wenn auch nur Briefe; aber seinem erfrischten Alter „waren noch gewaltige Schickungen zugedacht, um den Gipfel aller Lebensbeziehungen noch zuletzt als höchstes Dasein in Glück und Unglück zu erfahren: er sah seine letzten Tage durch Liebe verherrlicht, nicht durch eine gefällige Neigung, ein wohlwollendes Anschließen, eine reizende Bethörung, sondern durch echte, volle beglückende Leidenschaft". Hier beginnt ein Unglaubliches der Erzählung. Gentz war einst in Berlin mit einer geborenen Gilly verheirathet; aber weil der Versuch einer Häuslichkeit seinem Wesen widersprach, war das Band gelöst; jetzt fesselte den alten Junggesellen die Tänzerin Fanny Elsler, machte ihn zum Liebhaber der Poesie, besonders der Poesien von Heine, er widmete seiner Neigung alle Mußestunden in einem mit reichem Blumenflor ausgestatteten Gartenhause, und die Tänzerin soll an dem Achtundsechziger Gefallen gefunden haben! Wie so? Unter den Künsten hat die Tanzkunst am wenigsten innere Gemeinschaft mit Kopf und Herz, mit Kenntnissen und verständigen Jahren. Gentz selber — obgleich er früher schon für eine Schauspielerin Leidenschaft empfunden — glaubt kaum daran, „hat nie etwas Ähnliches gefühlt und glaubt dadurch an Alles, auch an die tollsten Geheimnisse des Magnetismus". Mit guter Gesundheit hatte er sogar die Furcht nahen Sterbens verloren; da erscholl die Nachricht von Göthe's Tode. Es erschüttert ihn, daß einer der größten Männer aller Zeiten sterben könne, daß die Welt darüber nicht untergehe, sondern weitergehe; er ordnet seine Angelegenheiten, verbrennt den größten Theil seiner Papiere, wird krank, faßt sich in Ruhe und stirbt (9. Juni 1832).

Wie eigenthümlich doch persönliche Verhältnisse der Menschen sich bilden und stellen! Nach der Bekanntschaft mit Rahel nennt Gentz sie seine Lehrerin, sein Orakel, sein Alles, einen Engel, ein ganz aus Liebe gesponnenes Herz, ein unendlich producirendes Wesen, einen Mann (wogegen er selber ein unendlich empfangendes, das erste aller Weiber ist), auf Erden nicht weiter zu finden, das erste Wesen auf dieser Welt. Mit Marwitz, den Rahel so warm erhebt, kommt er nicht zur Annäherung, weil dieser „so starr, so steif, so eisern, so über alle Maßen unjugendlich ist"; dagegen nennt er Adam Müller „einen der ersten Menschen unserer und aller Zeiten", welchen Marwitz nicht leiden kann. Mit Göthe lebt er viel in Teplitz, macht sich aber daraus wenig; denn in diesem stecken zwei Menschen, eine Art von Mephistopheles und das Dichtergenie; sonst war er ihm als Mensch zuwider; in Teplitz lernt er ihn ertragen, weil er ihn früher zu hoch nahm; aus seinem persönlichen Umgang kommt in alle Ewigkeit nichts heraus, er ist auch eigentlich mit Niemand recht aufrichtig, außer mit Mariane Eybenberg, welches das Schrecklichste ist, was Gentz über einen Menschen zu sagen weiß. Humboldt findet er nach zehn Jahren nicht verändert, ebenso klug, ebenso amusant, ebenso dämonisch als sonst; der Reiz, sich an einem solchen Sophisten zu reiben, seiner eiskalten Seele ein Attachement einzuflößen, war ein Triumph der Eitelkeit. Die Frau v. Stael hat ihn auf ihrer Flucht von Coppet (1812)

in Wien bis zur Verzweiflung genothzüchtigt, in ihrem Buch über die deutsche Literatur ist außer einigen merkwürdigen und schöngeschriebenen Capiteln alles Übrige ausstaffirter Schund.

Was weiß eine so ekelhafte Egoistin, die Alles nur auf die armselige Geschichte ihrer (mit Recht) mislungenen vielen Liebesversuche zurückführt, von Nationen, oder auch nur von Einzelnen, wenn es ihr nicht durch eine Art Inspiration zuweilen wundervoll offenbart wird? Sie setzte einmal an, und recht ernhaft, mich zu lieben; aus purer Eitelkeit zwang ich mich damals, sie zu cultiviren. Nachher wurde sie mir unerträglich. Im J. 1813 schrieb sie mir einige wahnsinnige und dabei insolente Briefe politischen Inhalts; ich beantwortete sie mit Kälte und Verachtung. Eine gewisse Virtuosität kann man dieser Person nicht absprechen; wenn sie anders wäre, als sie ist, und dann ebenso zu schreiben verstände, würde sie groß sein. Da aber Niemand, auch mit dem höchsten (sogenannten) Talente etwas Größeres ausdrücken kann, als in ihm ist, so liefert sie in ihren besten Compositionen doch nur emphatisches Geschwätz. Chateaubriand betrachte ich als das Männchen von ihrer Gattung.

Er selbst nun, der diese starken Rügen schreibt, wie stark ist er? Wir hören:

Es ist doch eine schreckliche Sache mit Alter und Tod. Niemand verstand es so herrlich, mich darüber zu trösten wie Sie (Rahel). Ich meine, menschlich zu trösten, denn in der Religion habe ich mehr gethan als Sie; ich vermuthe, Sie sind sehr heidnisch geblieben (welches unter Anderm aus Ihrer blinden Liebe zu dem Heiden aller Heiden, Göthe, hervorgeht), ich hingegen bin in den letzten zehn Jahren durchaus christlich geworden und betrachte das Christenthum als den eigentlichen Mittelpunkt der Welt.

Dennoch begegnen uns folgende Äußerungen:

Es freut mich ewig, daß ich meine Jugend nicht, wie ein Lumpenhund, langsam auslaufen ließ, sondern im höchsten Rausche vom Tisch des Lebens, ein gesättigter Gast, mich emporhob. Wir Beide haben unser Bestes an Leute (wie Sie diese Classe vortrefflich bezeichnen) verschwendet und sind, ein Jedes auf seine Weise, verarmt. Glauben Sie mir, ich bin höllisch blasirt, habe so viel von der Welt gesehen und genossen, daß man mit Illusionen und Schaugepränge nichts bei mir ausrichtet. Sie leben, ich bin todt. Es ist nicht blos Scheintod, die geschicktesten Experimente bringen mich nicht ins Leben zurück. Ich bin in den Ketten der Welt so schmählich befangen, daß nicht blos Freiheit, sondern Muth, nach ihr zu streben, mir abgeht. Ich bin durch nichts entzückt, vielmehr sehr kalt, blasirt, höhnisch, von der Narrheit fast aller Andern und meiner eignen, nicht Weisheit, aber Hellsichtigkeit durch Tief- und Scharfsichtigkeit mehr, als erlaubt ist, durchdrungen und innerlich quasi teuflisch erfreut, daß die sogenannten großen Sachen solch ein lächerliches Ende nehmen (1814). — Der Zauber der Gegenwart ist mir immer noch mächtig. Das Vergangene kommt mir vor, als wenn es mir nicht gehört hätte, und vor der Zukunft habe ich ein wahres Grauen, hauptsächlich weil sie an den Tod grenzt. Ich fühle, daß ich alt und älter werde. Das Leben hat fast allen Reiz für mich verloren, und sterben mag ich doch auch nicht. Ich habe keine bestimmte Klage, Alles, was Mysticismus oder Fanatismus heißen kann, ist fern von mir. Ich glaube die Menschen und die Dinge nie so klar gesehen zu haben als jetzt; und doch ist Alles leer, matt und abgespannt um mich her und in mir.

Die Regeneration des Armen erscheint durch jene außerordentliche Neigung zum neunzehnjährigen Mädchen; Gentz erlangt „ein so lebhaftes Gefühl von Wohlsein, wie es ihm kaum in seinen besten Jahren zu Theil geworden, selbst sein Äußeres hat sich verjüngt". Er hat Fanny, die nur winken durfte, um die einnehmendsten und mächtigsten Liebhaber zu ihren Füßen zu sehen, gewonnen, nicht durch Beredtsamkeit, wie Manche meinen, sondern durch die „Zauberkraft seiner Liebe". Sie wußte nicht, daß es eine solche Liebe gäbe, ihr ward durch dieselbe eine neue Welt eröffnet. Ihm war genug, ihr ein zwischen Freundschaft, Dankbarkeit und Liebe schwebendes Gefühl einzuflößen. Er kann sich stundenlang in sie vertiefen, führt unerschöpfliche Gespräche, lebt in einem Reichthum von Genüssen. Wenn sie entfernt ist, leidet seine Gesundheit. „Verstanden und geliebt zu werden, ist der höchste Genuß der Welt." Er vergeht vor Sehnsucht nach Fanny, die in Berlin ungeheuern Beifall erntet (1830). Aber schon ein Jahr darauf kommen Rückfälle, er befindet sich bei fortbestehendem körperlichen Wohlsein „im Zustande einer wirklichen Gemüthskrankheit", grämt sich über die Begebenheiten, daß seine Rolle ausgespielt ist, über seine Stellung in der Gesellschaft, die er zu viel cultivirte, und von der er sich, da sie ihm zum Ekel geworden, nicht losmachen kann; ist unzufrieden mit sich und der Welt; Lecture und Studium helfen nicht, er erblickt rings um sich „ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer"; Nachdenken und Poesie ziehen ihn blos in melancholische Grillen, die ihn zuletzt um das bischen Verstand bringen könnten, das ihm in seinem großen Bankrutt geblieben ist. Selbst Fanny, ihr unvergleichliches Benehmen, das zarte glückliche Verhältniß vermag ihn nicht bleibend zu erheitern. Er macht selbst bei ihr die traurige Erfahrung, von welcher Lucrez spricht: „Mitten aus der Quelle des Vergnügens steigt ein bitterer Geschmack, der unter Blumen peinigt." Sein letzter Brief an die Vertraute solcher Leiden schließt mit den Worten: „Was ist doch das Leben für ein abgeschmacktes Ding!"

Voll sinnenden Ernstes scheidet unsere Betrachtung von diesem letzten Bildnisse der Sammlung. Bloßer Geist und bloße Kenntnisse, wohin führen sie? Zum Schriftstellerruhm, zum Umgange mit den Großen, zum Gelde, zum Glanz, zu Genüssen der Kaiserstädte, selbst auch wol zum Entzücken eines phantastischen Liebesrausches im nüchternen phantasielosen Alter; aber nicht zum Glück. Ein wahrhaft Glücklicher kann ohne alle jene Dinge, ja ohne Geist und Kenntnisse leben und sterben. Soll man sie deshalb verachten oder fliehen? Keineswegs; aber man soll suchen, was hinausliegt über die Nebel des irdischen Daseins. Es zu suchen, fodern und rechtfertigen Natur wie Geschichte, alle Poesie und Philosophie; es zu finden, ist dem Geist und den Kenntnissen nicht immer beschieden, und dazu vielleicht nichts bleibend förderlicher, Ermattung aufrichtend, böse Stunden überwindend, als was die Theologen Gnade genannt haben. 28.

Chronologisch geordneter Überblick der deutschen Geschichte von W. Karl Lochner. Nürnberg, Schrag. 1837.

Der Hr. Verf. — Subrector an der lateinischen Schule des durch seine Stifter wie durch seine jetzige Blüte ausgezeichneten Gymnasiums zu Nürnberg — hat sich bereits durch mehre historische Preisschriften rühmlichst bekannt gemacht und ist

auch schon mehrmals, zuletzt noch als Herausgeber der alten Müller'schen „Nürnberger Jahrbücher" in d. Bl. genannt worden. Da ihm ein Theil des historischen Unterrichts aufgetragen ist, so hat er auch die deutsche Geschichte zu lehren und dabei, wie er in der Vorrede sagt, des Hofraths und Professors Böttiger in Erlangen Lehrbuch derselben zu Grunde gelegt. Die diesem Buche angehängte chronologische Übersicht, die zugleich dort die Stelle eines bei dem gedrängten Inhalte nothwendigen Blattweisers vertritt, ist ihm nicht ausführlich genug gewesen, und so hat er denn aus den bewährtesten Hülfsmitteln und nicht selten nach angestellten besondern Forschungen diese chronologischen Tafeln zusammengetragen und dabei auch auf die bairische oder specielle Landesgeschichte Rücksicht genommen. Dies erspart nun nicht nur weitläufiges Dictiren, sondern gibt auch durch dreifachen Druck gleich eine Übersicht des unbedingt Unentbehrlichen und des mehr und minder Wichtigen. Damit, daß wenigstens das Erstere ganz auswendig gelernt werden muß, stimmt Ref. völlig überein; genaue Kenntniß der wichtigsten historischen Zahlen sind gleichsam die Knochen, um welche dann der Lehrer oder jedes ausführlichere Buch dies Fleisch desto haltbarer anlegt, je fester und zweckmäßiger jene Unterlage ist. Daß damit ein historisches Lehrbuch ganz entbehrlich gemacht werden könne, ist wol selbst des Verf. Meinung nicht, weil sonst der Schüler, wenn er die Ausführung jener einzelnen chronologischen Sätze nicht niederschreiben soll, ein Hülfsmittel entbehren würde, den verlorenen Zusammenhang sich selbst ohne Beihülfe des Lehrers oder Buches wiederherzustellen. Daß gar nicht blos auf politische, sondern auch auf Kirchen-, Cultur-, Literaturgeschichte, auf Erfindungen u. s. w. Rücksicht genommen ist, versteht sich von selbst. Am ausführlichsten ist die Zeit etwa von den Hohenstaufen an bis zu dem westfälischen Frieden behandelt. Daß das Buch auch in andern gelehrten Anstalten und selbst in Bürger- und Gewerbsschulen mit Nutzen gebraucht werden kann, ist kein Zweifel. Wünschenswerth wäre es, daß bei einer zweiten Auflage noch einige Thatsachen über das J. 1815 hinaus chronologisch specificirt würden, wie z. B. die Jahre der wichtigsten seit 1816 ins Leben getretenen Verfassungen, wo denn auch eine Anzahl Druckfehler, z. B. die Stiftung des eisernen Kreuzes im J. 1812 (l. 1813) berichtigt werden könnten. Beim J. 965 dürfte der Tod des für die ostdeutsche Geschichte so wichtigen Markgrafen Gero noch angeführt werden. Die Schlachten mit den Ungarn fallen in die J. 932 und 933 nicht 934. Daß kein Buch so klein ist, daß man nichts aus demselben lernen kann, hat Ref. auch hier erfahren. Denn auf die Angabe S. 123, daß die Protestanten am 29. Jan. 1776 wieder den gregorianischen Kalender statt des verbesserten von 1700 angenommen, hat er sich in Gatterer's „Chronologie" Raths erholt und die Sache wirklich bestätigt gefunden. 39.

Notiz.

In dem, in dem herzoglichen Schlosse zu Dessau aufbewahrten Gesammtarchive des herzoglichen Hauses Anhalt befindet sich eine, einige Tausend Bände enthaltende Büchersammlung, aus dem 16. Jahrhundert und frühern Zeiten herrührend, welche mehre Seltenheiten enthält, worunter auch eine Übersetzung von Ovid's „Ars amandi", unter folgendem Titel:

Hie hebt sich an dz Buch
Ovidij die liebe zu erwerben und auch die liebe
zu verschmerzen.

Getrückt und vollendet zu Straßburgk von Martin Schattē nach Xsti Geburt MCCCCLXXXIIII jar Uf Invstag nach Sanct Gertrauten Tag. Aber nit daß darumb volbracht das werd schand und übel wan nit böß ist böß künden, aber bös zu vollbringen, den unwissent übel mag nitt vermitten werden.

79 Blätter in Folio ohne Seitenzahl, jede Seite zu 40 Zeilen. Mit Holzschnitten.

Es ist zu bedauern, daß der Zutritt zu dieser Büchersammlung aus gewichtigen Gründen nicht allgemein gestattet werden kann; der Kenner dürfte in derselben manche Seltenheit finden, besonders wenn er die innern Seiten der Deckel untersucht. Denn in den ersten Zeiten nach Erfindung der Buchdruckerkunst wurden beinahe alle Bücher an den Orten, wo sie gedruckt worden, auch gebunden und zur Befestigung der Deckel im Innern sehr häufig auch beschriebenes Pergament verwendet, sowie die Rücken damit beklebt; man findet, wenn man das Leder von den Rücken alter Bücher loslöst, häufig beschriebenes Pergament untergeleimt. Am Rhein, an dessen Ufern die Buchdruckerkunst erfunden worden, ist auch die Heimat der ältesten deutschen Dichtkunst; die dort gedruckten Bücher wurden auch mehrentheils daselbst gebunden und dann erst zum Verkaufe gebracht, und so ist es sehr leicht möglich, daß manches schätzbare Denkmal unserer frühern Dichtkunst oder anderer Wissenschaft mit zu den Einbänden der ersten Drucke verwendet worden ist und den Blicken der Forscher auf diese Art verborgen bleibt. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Urschrift von Englands Magna charta eben von einem Schneider zerschnitten werden sollte, um Maße zu Kleidern daraus zu machen, als sie noch von einem Kenner erkannt und auf diese Art von dem gänzlichen Untergange gerettet wurde; wie leicht ist es möglich, daß solche Handschriften deutscher Dichter oder anderer Gelehrten von unwissenden Buchbindern frühерer Jahrhunderte mit verarbeitet worden sind.

Vielleicht dient diese Notiz, um Forscher darauf aufmerksam zu machen, auch die innern Seiten alter Einbände genau zu beachten; es wäre doch möglich, daß dadurch manches bisher Unbekannte entdeckt würde. Schaab in seiner „Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst" führt mehre Beispiele an, daß einzelne Blätter aus den ersten Zeiten nach Erfindung der Buchdruckerkunst in alten Bibliotheken auf den innern Seiten der Buchdeckel verklebt gefunden worden sind.

Bei dem in den nächsten Jahren bevorstehenden vierhundertjährigen Jubiläum der Erfindung der Buchdruckerkunst wäre es vielleicht an der Zeit, dem Ursprunge eines andern mit derselben in engster Verbindung stehenden Gewerkes nachzuforschen, der Buchbinderei. Schwerlich hat es vor der Erfindung der Buchdruckerkunst schon eigentliche Buchbinder gegeben. Man findet zwar alte Handschriften aus der Zeit vor der Erfindung der Buchdruckerkunst, die eingebunden sind, aber diese tragen so deutlich das Gepräge der Ungeübtheit und des rohesten Dilettantismus, daß diese nicht als Erzeugnisse von in diesen Arbeiten Geübten angesehen werden können. Wurden, wie allgemein als begründete Wahrheit angenommen wird, die meisten Abschriften von Büchern in Klöstern gemacht, weil in jenen Zeiten die Fertigkeit zu schreiben beinahe nur bei dem geistlichen Stande anzutreffen war, so mag es in den Klöstern auch wol fratres gegeben haben, die dann die Handschriften einbanden. Als aber nach Erfindung der Buchdruckerkunst die Bücher sich vervielfältigten, wurden auch Leute nothwendig, welche sie einbanden, und zuerst mag dieses Bedürfniß in den Wiegestädten der Buchdruckerkunst fühlbar geworden sein. In diesen Städten, vielleicht Mainz, Strasburg, Köln, Bamberg, Augsburg, mögen auch wol die ersten Buchbinder gewesen sein, welche dieses Geschäft als eigentliches besonderes Gewerbe betrieben. Es wäre doch wol der Mühe nicht ganz unwerth, zu ermitteln, wo sie zuerst durch eine authentische Urkunde als Innung oder Gilde anerkannt worden sind. Wahrscheinlich in einer dieser ehemaligen Reichsstädte, und es wäre wol möglich, daß in den Archiven derselben die Urkunden aufzufinden sind. Wenigstens würde es doch für Manchen anziehend sein, zu erfahren, wie lange dieses Gewerbe als eine gleichsam freie Kunst geübt worden; vielleicht ergäben sich aus dem ersten Gildebriefe nähere Notizen über die damalige Ausbreitung des Verkehrs mit Büchern, was für die Geschichte der Literatur im Ganzen nicht ganz ohne Bedeutung sein würde. 111.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 38. — 7. Februar 1837.

Le livre *de Baudoyn*, conte de Flandre; suivi de fragmens du roman de Trasignyes. Publié par *C. P. Serrure* et *A. Voisin*. Brüſſel 1836.

Die Ritterromane, welche zuerſt in Verſen, dann in Proſa, früher in Frankreich, hernach auch in Deutſchland, theils aus hiſtoriſchen Motiven, theils aus Sagenkreiſen ſich ausbildeten, tragen in den frühern Perioden großentheils den Charakter alter Miniaturen und Holzſchnitte. Man ſieht, die Verfaſſer haben Sinn für die Beobachtung und Darſtellung von Seelenregungen, aber ſie haben nicht Bildung und Beharrlichkeit genug, ein ganzes Werk in gleichmäßiger Darſtellung zu halten. Die guten Gedanken in den Schriftwerken ſind theils eingehüllt in eine Menge conventionelle Beſchreibungen und Wendungen, theils auf das gewaltſamſte verbunden und gelöſt durch Engelerſcheinungen und andere dii ex machina, grade wie die guten Motive in jenen bildlichen Darſtellungen ſich mühſam durch die ſteife Zeichnung, die dünnen Arme und verkehrt angeſetzten Beine hindurchringen und, wo die Mittel des bildlichen Ausdrucks zu Ende ſind, gewaltſam dem Beſchauer durch Stimmzettel, die den Perſonen aus dem Munde gezeichnet ſind, ergänzt werden. Die Lecture ſolcher Romane erfodert deshalb immer einige Reſignation, weil man die einzelnen guten Biſſen nur mit einer langen abgeſchmackten Brühe vorgeſetzt bekommt. Deſſenungeachtet verdienen dieſe Literaturwerke geſammelt, die ungedruckten gedruckt und wohl beachtet zu werden; wenn es ältere ſind, ſchon der Sprache wegen; dieſe aber ſowol als die ſpätern auch des Einfluſſes wegen, den ſie auf Bildung und Geſinnung ihrer Zeit geübt haben, von denen ſie andererſeits ſelbſt wieder Proben und Erzeugniſſe ſind. Wer könnte ſich rühmen, jenes eigenthümliche Zerrbild der Ritterlichkeit des 15. Jahrhunderts zu verſtehen, wenn er nicht dieſe Ritterromane in größter Ausdehnung kennt? In welchem nahen Zuſammenhange in dieſem Falle Literatur und Leben ſtehen, haben die Herausgeber des uns hier vorliegenden Ritterromans nicht ſchlagender darthun zu können geglaubt, als indem ſie auf die Verbreitung der Namen aus den romantiſchen Dichtungskreiſen, namentlich der Namen: Iwain, Lancelot, Perceval, Olivier, Triſtan, Roland u. ſ. w. hinwieſen, und allerdings iſt dies ein Beweis ad oculos, neben welchem ſich aber noch viele tiefer eindringende ebenſo anſchaulich führen ließen.

Haben wir nun mit wenigen Worten das Intereſſe angedeutet, was ſich an Publicationen der vorliegenden Art etwa anſchließt, ſo glauben wir zunächſt unſern Leſern einen kurzen Abriß geben zu müſſen des Inhalts dieſes Buches von Baudoyn, wobei wir nicht ermangeln werden, einige jener gut motivirten Stellen, die ſich im Buche wie ſchöne Blumen auf einer Sandſteppe verſtreut finden, beſonders hervorzuheben.

Der Markgraf von Mailand, von einem ſarazeniſchen Heerführer Caquedent belagert, wendet ſich um Hülfe an den König Philipp von Frankreich. Als dieſer ſich bereit zeigt, erhält er einen zweiten Boten aus Gascogne, daß König Johann der Böſe von England ihm ins Land gefallen ſei, und ſo muß er in der Bedrängniß des eignen Reiches es dem Grafen Philipp von Flandern, der ſich erbietet, überlaſſen, Mailand zu entſetzen. Der Entſatz hat glücklich ſtatt; Caquedent wird erſchlagen und Graf Philipp erobert ſein Schild; aber Caquedent's einer Sohn, Aquilon, wirft den Grafen nieder, und erſt der Graf von Jülich errettet Philipp und behauptet Caquedent's Schild. Der Streit, wem von Beiden, dem Fläming oder dem Jülicher, Caquedent's Wappen, der lyon rampant, zukomme, wird von König Philipp, der inzwiſchen Johann zum Waffenſtillſtand genöthigt hat, dahin entſchieden, daß Beide das Wappen führen ſollen, Jülich aber mit blauem Saume. Der König kehrt hierauf nach Paris zurück; Graf Philipp ſtirbt, und deſſen Sohn Balduin (Baudoyn) kommt zur Lehenshuldigung nach Paris, wo ihn der König mit ſeiner Tochter vermählen will; allein Balduin ſchlägt ſie aus und erklärt, nie heirathen zu wollen, er finde denn eine Braut, die ihm ſo viel Land zubringe, als er ſelbſt ſchon habe. Die Prinzeſſin Beatrix heirathet hierauf den Kaiſer von Konſtantinopel, der ſich eben für ſie findet; Balduin aber, der ſich bei einer Sauhatz verirrt, begegnet mitten im Walde einer ſchönen Dame, welche Helius heißt und behauptet, eine Königstochter aus Morgenland, aber von ihrem Vater geflohen zu ſein, weil ſie nur den reichſten Grafen der Chriſtenheit heirathen wolle. Als dieſen, alſo als ihren künftigen Gemahl, gibt ſich Balduin ſofort zu erkennen, erfährt aber den Vaternamen der Dame nicht: Gott habe es ihr verboten! In der That iſt ſie

der Teufel, der in den Leib einer jungen Dame gefahren iſt, und Graf Balduin iſt ſo entbrannt für dieſen weiblichen Teufel, daß er ihn heirathet, allen Abmahnungen Heinrich's von Valenciennes zum Trotz. Mit dem Teufel erzeugt Balduin hierauf zwei Töchter: Johanna und Margaretha.

Inzwiſchen rückt mehre Jahre ſpäter Aquillon vor Konſtantinopel und bedrängt den Kaiſer, der im Kampfe mit ihm fällt. Beatrix iſt in höchſter Noth. In derſelben Zeit hält Graf Balduin zu Oſtern Hof in Vymandable; ein Eremit findet ſich bei Tafel ein, erkennt in Dame Helius den Teufel und nöthigt ihn zum Geſtändniß und zur Flucht. Er fährt durchs Fenſter und nimmt noch ein Fenſterpfeilerchen mit; der Hof iſt in Entſetzen, das Land aber froh; denn die teufliſche Gräfin hatte es arg geplagt. Nach drei Tagen, die Balduin in Nachdenken in ſeiner Pfalz zugebracht, zeigt er ſich wieder, wird aber laut im Lande verhöhnt als „le conte qui espousa le dyable". Da gelobt er in der Aufregung einen Kreuzzug, ordnet die vormundſchaftliche Regierung für ſeine Töchter, wenn er nicht wiederkommen ſollte, und übergibt die fürſtliche Gewalt während ſeiner Abweſenheit dem Bouchart d'Auvergne (d'Avesnes ſollte es heißen) zu verſehen. Balduin nimmt dann ſeinen Weg über den Monjouſt nach Rom, wo er dem Papſt beichtet, und dieſer legt ihm als Buße auf, daß er Konſtantinopel entſetze und die bedrängte Kaiſerin heirathe. Dies wird denn auch ausgeführt; die Kaiſerin wird ſchwanger, Balduin aber hat keine Ruhe mehr, bis er in Jeruſalem geweſen ſein würde, und zieht nach Paläſtina, wo er Bethlehem gegen die Sarazenen erobert. Inzwiſchen ſtirbt die Kaiſerin Beatrix; er aber rückt vor Jeruſalem, wo Dalphorot Sultan und deſſen Sohn Saladin iſt. Durch den Verrath Jehan's de Hautefeuille, des Grafen von Blois, fällt Balduin den Sarazenen gefangen in die Hände. In Flandern glaubt man nachher, er ſei todt. „Et après que le conte de Flandres eut ainsi esté emprisonné, Bouchart d'Auvergne, à qui Baudoin avoit laissé sa terre à gouverner et ses filles à marier, fist tant qu'il eut compaignie avecques Marguerite, la puis née fille de Baudoin, et luy fist deux enfans masles, dont il fut grandement blasmé." Johanna aber, die ältere Tochter Balduin's, hütete ihren Leib in Ehren und fand hernach einen andern Gemahl.

Es war nämlich der König Clemens von Portugal geſtorben und hatte zwei Söhne hinterlaſſen, von denen der älteſte, Dietrich, ihm im Königreiche folgte; der jüngere aber, Ferdinand, erhielt von der Mutter die Weiſung, an den franzöſiſchen Hof zu gehen und König Philipp's Dienſte zu ſuchen. Dieſem übergibt er einen Ring der Mutter, nach deſſen Beſchauung Philipp ihn zum Ritter und Connetable macht, indem er ihm zugleich eröffnet, der verſtorbene König von Portugal ſei für die Hülfe, die er ihm gegen den König von Spanien geleiſtet, ſein Leibeigner (serf) geworden; deshalb ſeien nun auch deſſen Söhne, Dietrich und Ferdinand, Leibeigne der Krone von Frankreich, obwol von königlichem Geſchlecht und jener in königlichen Ehren. Ferdinand zeichnet ſich hierauf durch Kriegsthaten aus gegen die Engländer in Gascogne, weshalb Johanna von Flandern ſich ihn (obwol ſie die Wahl hätte unter den Söhnen des Königs ſelbſt) zum Gemahl erbittet und durch die Gnade Philipp's erhält.

Unterdeſſen nach zwanzigjähriger Gefangenſchaft in Jeruſalem, und nachdem Dalphorot geſtorben und deſſen Sohn Saladin Sultan geworden iſt, wird Graf Balduin, der Todtgeglaubte, von Saladin freigelaſſen und kommt nach manchem Unglück als armer, verlaſſener Pilger nach Flandern; an einem Sonntag Morgen um Himmelfahrt (1209) ſucht er Hrn. Richart du Parc, den Prevoſt von Doornick, in deſſen Wohnung auf, wird von ihm bald erkannt, zu Eröffnungen vermocht und dann beredet, ſich weiter verborgen zu halten, weil leicht Johanna und Ferdinand, um das Regiment länger zu behalten, bewogen werden könnten, ihn aus dem Wege räumen zu laſſen. Die Tüchtigkeit dieſes Rathes erkennt Balduin an; allein im Rathe der Vorſehung iſt es anders beſchloſſen.

— il y eut une jeune fille de dix ans en l'ostel qui éstoit couchée sur ung lit qui ouyt tout ce que Boudoin et son père avoient dist, et vint à sa mère, et luy dist: Madame, celluy homme qui est aujourd'huy venu céans, fut jadis conte de Flandres et se nomme Boudoin; et dist qu'il vient d'oultre mer, où il a esté emprisonné quinze ans et dist qu'il raura sa terre, s'il peult. — Beaulx Sire Dieu! dist la dame, tu en soyes adouré: c'est le bon conte dont mon mari fust tant aymé. — Et ne se peult tenir qu'elle ne le dist à ses commères et ainsi de l'ung à l'aultre fut le fait révélé et tantost la cité de Tornay en fut toute commune.

Sobald die Gräfin Johanna in Ryſſel (Lille) von der Wiederkunft ihres todtgeglaubten Vaters Gerüchte hört, läßt ſie den Prevoſt von Doornick zu ſich kommen (Ferdinand iſt gegen die Frieſen nach Holland gezogen) und lockt ihm durch das Verſprechen, ihrem Vater das Land wieder übergeben zu wollen, Geſtändniſſe und die Zuſage ab, ihren Vater ihr zuführen, ihn aber inzwiſchen öffentlich unter dem Namen Bertran de Ray gehen laſſen zu wollen. Dieſer Abrede zufolge handeln der Prevoſt und Baudoin; ſobald aber Letzterer wirklich ſich vor Johanna's Hofe als Bertran de Ray genannt hat, läßt ſie ihn ins Gefängniß führen; denn der Papſt hat durch ſeine Briefe einen Mann dieſes Namens als einen Verräther Roms genannt. Als ſei er dieſer Verräther, wird Baudoin auf Befehl der Teufelstochter gehangen, und der Prevoſt, der das Volk für den alten Grafen aufgerufen, wird erſchlagen. Als der Abt von Loz ihr die Wahrſcheinlichkeit vorſtellt, daß dieſer Bertran ihr Vater geweſen, leugnet ſie, davon gewußt zu haben, baut aber ein Hospital zu Ehren St.-Peter's und St.-Nicolas'.

Als Ferdinand vom Frieſenzuge heimkommt, glaubt Johanna ſeinen innigſten Dank verdient zu haben, daß ſie ihm ihren Vater geopfert; Ferdinand aber wendet ſich auf ihren Bericht mit Abſcheu von ihr und will ſie mit dem Dolche niederſtoßen für die Unthat; erſt nach längerer Zeit verſöhnt er ſich mit ihr. Nun aber entwickelt allmälig eine Sünde, die ihm ſein Daſein gegeben, ihre Strafenreihe.

(Der Beſchluß folgt.)

W. Irving's „Astoria".

Einem neuen Werke Irving's zu begegnen, ist eine neue Veranlassung zur Freude. Die Kunstausstellungen der echten Poesie werden von Tage zu Tage seltener, dagegen brüstet sich die Afterpoesie mit ihren ungenießbaren Erzeugnissen nur um so merklicher. Wenn uns deshalb der echte Genius, dessen Gewalt und Anmuth wir kennen, bei der Hand nimmt und uns in die liebliche Landschaft, der „Dichtung und Wahrheit" geheiligt, einführt; wenn er uns die freundlichen Schöpfungen zeigt, die er hervorgebracht, die er wenigstens als vorgefunden mit dem Zauberstab seiner Dichtkraft berührt, verwandelt und geadelt hat; wenn es uns in diesen sonnenbeglänzten, vom kühlen Morgenthau und warmen Abendroth getränkten Fluren wahrhaft wohl wird, dann wollen wir mindestens den herzlichen Dank nicht vergessen, der ja auch von selbst aus aller wahren Herzensfreude hervorgeht.

W. Irving ist auch in diesem neuen Werke noch der vormalige. Für einen andern Schriftsteller würde dieser Ausspruch vielleicht kein, oder nur ein beschränktes Lob enthalten; bei ihm ist es anders, weil man bei ihm nur die Gleichartigkeit der poetischen Begabung, die Unveränderlichkeit der jugendkräftigen Erfindung, Metamorphosirung und Darstellung damit meinen kann. Zu einer andern Zeit, bei Gelegenheit der Anzeige der „Ausflüge in den Prairies", haben wir uns ausführlicher über Irving's poetische Eigenthümlichkeit ausgesprochen und dieselbe nach ihrer wahren und überaus mannichfaltigen Natur zu bezeichnen versucht. Wir bestimmten damals sein Talent als ein wirklich ursprüngliches, durch innigste Befreundung mit der Natur und ihren Erscheinungen vollkommen ansprechendes, als ein in ruhiger und erschöpfender Darstellung seltenes und mächtiges Talent, dem sich jede schöne Anschauung, Betrachtung und Empfindung unmittelbar auch in die ihr entsprechende schöne Form übersiedelt, mit einem Worte als ein plastisches Talent im reinsten Sinne, dessen Plastik aber ebenso sehr von der Idee des Romantischen durchdrungen, ja durch diese, als ihre wahre Seele, erst bedingt ist. Aus diesen Gründen lag die Vergleichung seiner Darstellungen mit einem schönen Landschaftsgemälde sehr nahe, und namentlich mit den Bildern von Ruysdael, der unter allen Landschaftern vielleicht den seelenvollsten, innigsten und am meisten romantischen Charakter trägt. Versteht sich, daß man unter Romantik, auch beim Gemälde, noch etwas mehr versteht als die bloße pittoreske Anlage und pikante Wildniß.

Schon der Umstand, daß W. Irving zu den wenigen, auserwählten Dichtern gehört, an denen sich die Verunglimpfung nicht zu vergreifen wagt, oder vielmehr nicht vergreifen kann, denn das Wagniß würde sich wol einstellen, wenn die Möglichkeit da wäre; schon dieser Umstand kann uns beweisen, daß sein Genie ein wahrhaft ursprüngliches und berechtigtes ist. Schon deshalb auch verdient sein poetischer Charakter eine mehr als gewöhnliche Auszeichnung, und es wird gewiß der Mühe verlohnen, wenn man seine Werke einer sorgsamen Betrachtung, ja dem Studium unterwirft. Zur nähern Charakteristik dieses seltenen Geistes mögen deshalb noch einige Bemerkungen dienen, die sich aus der Lecture dieses seines neuesten Werks von selbst hervorstellen, nicht minder aber aus der Lecture aller seiner frühern. Man hat vielleicht ähnlichen Betrachtungen bisher zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet.

Es ist nämlich Irving's, des Dichters, und dieses Dichters vorzüglichstes Verdienst, daß er ein Amerikaner ist. Dieser Ausdruck klingt paradox, und damit er nicht den Lobrednern und Lobhudlern amerikanischer Zustände Stoff zur Misdeutung darbiete, so wollen wir ihn gleich näher erörtern: Amerika ist ein Welttheil, dessen geschichtliche Bildung, oder besser, dessen historische Formation (denn der geologische Ausdruck ist hier weit bezeichnender) derjenigen von Europa gradezu entgegengesetzt ist. Amerika hat nicht, wie Europa, eine Vergangenheit, kein Vormals seines Daseins, ebendeshalb auch keine Romantik. Amerikas ganze Vergangenheit ist der Urwald und der nackte Wilde, und seine Gegenwärtigwerdung ist nur die Civilisation dieser rauhen, ungastlichen und abstracten Zustände. Die Geschichte dieser Civilisation ist aber selbst nur eine Geschichte der merkantilen Speculation und des kaufmännischen Verkehrs. Die Staaten von Amerika sind durchweg nichts als Colonien. In jeder Colonie fehlt aber der nationale Assimilationsproceß; es bleibt das fremde, das überseeische, das ausheimische Element in ihrem Herzen und Lebensmark haften; jeder Fortschritt des Landes ist nur ein Culturfortschritt, nicht sowol eine Metamorphose als eine Neutralisirung oder Vernichtung der Nationalität. Es entsteht daraus die historische Unangemessenheit (welche wol erst spätere Jahrhunderte ganz auslöschen werden), daß das Alte, Rauhe, Rohe und Urländliche neben der fremden herübergebrachten Verfeinerung stehen bleibt. Die Urwälder und was darin Urzuständliches haust, sind nicht auszurotten und lassen sich ihr Recht nicht nehmen; mag der englisirte Amerikaner, der in Philadelphia den Rabob spielt und einen protestantischen Prediger aus eigner Tasche bezahlt, oder in der abonnirten Theaterloge zu Neuyork sich von seinen Landsleuten im normalen londoner Costum bewundern läßt, sich noch so sehr spreizen, so wird er sich doch seiner Stammverwandtschaft mit den canadischen Halbwilden und Freibeutern nimmermehr entschlagen können; ja, man wird es ihm sogar selbst sehr deutlich anmerken, daß er der Gewaltsam-Modernisirte, der Mit-Dampf-Verfeinerte ist. Mit einem Worte: es liegt in dieser Art von Cultur etwas Zwitterhaftes, das sich Diejenigen zu Herzen nehmen sollten, die uns täglich und stündlich die amerikanischen Verhältnisse als etwas Unfehlbares und Musterhaftes vorzurücken pflegen. Allen diesen chimairischen Ansichten, diesen gespreizten Vorurtheilen können wir immer nur den einfachen Satz entgegenstellen: daß in der amerikanischen Cultur der nationale Assimilationsproceß, wenigstens für jetzt, noch mangelt. Wer uns weismachen will, daß dort das gelobte Land sei, der muß uns vor allen Dingen erst beweisen, daß die fremde Schminke das eigne Lebensblut zu ersetzen vermag.

Ganz anders ist es mit Europa. Europa hat ein Weltalter. Man kann nicht sagen: heute und von diesem ist es entdeckt worden. Seine Persönlichkeit ist eine ewige, und es setzt sich, wie die ewige Persönlichkeit des menschlichen Individuums, immerdar selbst voraus. Es gibt in der That eben darum keine schönere historische Idee und Beziehung, als die uralte vom Morgenlande und Abendlande, denn in dieser Idee hängen die Welttheile, Asien und Europa, so innig und unzertrennlich zusammen wie der Sonnenaufgang mit dem Sonnenuntergang. Kraft dieser Idee ist Europa die Welt selbst und stellt bis heute das Bewußtsein der Welt vor. Natürlich birgt ein solcher Welttheil, der ganz etwas Anderes ist als das von Colombo aufgefundene Amerika, in seiner uralten Geschichte die wahren, gedankenvollen Unterschiede aller historischen Entwickelung und Selbstentfaltung. Diese Unterschiede nun in ihrer Erscheinung sind nichts Anderes als die Zeitalter selbst: das symbolisch-classische, mit dem Anstrich ägyptischer, israelitischer, chaldäischer, überhaupt alt-morgenländischer Weisheit; das reinclassische in seiner ausgeprägten europäischen Form; das christlich-romantische Mittelalter und endlich die moderne Zeit, das Heute, das auf jener dreifach geschiedenen Vergangenheit ruht. Hier in Europa ist also schon die Geschichte an und für sich poetisch; und wie sie selbst hat nun auch die europäische Poesie ihre ewige Voraussetzung, eine Prämisse ihres Daseins, die doch nur ihr Dasein selbst ist. Darum hat freilich unsere Poesie ihre urwelttlichen Bestandtheile längst abgestreift, und es wäre eine arge Verblendung, wenn sie weiter nichts zu exhibiren verstände als die längst verschwundenen Ursümpfe und Urreichenwälder Germaniens und Galliens im Gegensatze zu Dem, was heutzutage an die Stätte jener Wälder und Sümpfe getreten ist. In Amerika stehen noch der merkantilisch-seciale Dandy aus Pennsylvanien und Baltimore mit seinem Dampf- und Eisenbahnanstrich, und andererseits der Wilde aus Canada mit seinem Thierfell landsmannschaftlich

nebeneinander; bei uns in Europa sind die Bärenhäute der alten Germanen nicht einmal mehr dem Antiquitätensammler zugänglich, und selbst die Ritter leben nur noch in den Ritterbüchern. Aber die Elemente aller vergangenen Zeiten sind schon längst mit unserm nationalen Leibe und dessen Blute assimilirt.

Man könnte fragen: wozu dies Alles? Nur um zu beweisen, daß Amerika kein Land für die Poesie ist; daß es verdienstvoller ist, ein Sohn dieses Landes und zugleich ein Dichter zu sein, als wenn der Europäer dies von sich sagen kann. Amerika hat keine Romantiker, das hat uns Cooper bewiesen. Irving ist ein solcher nur darum, weil er die seltene, die für einen Amerikaner einzige Begabung besitzt, sich als geistiger Mensch von den rohen und halben Elementen seines Vaterlandes zu unterscheiden und im Fortschritt einer hohen Geistesbildung sich von ihnen zu befreien. Man sage nicht: Irving ist kein Amerikaner mehr, er kann für keinen gelten; er ist europäisch gebildet. Dies ist falsch. Irving ist eine so nationale Individualität als eine; aber das Nationale in ihm ist geadelt, geistig vermittelt und diese Gradation hat in ihm die Macht der Poesie bewirkt.

Kommen wir nach dieser kurzen Einleitung zum Werke selbst, aus welchem wir ebenfalls nur einige wenige Andeutungen geben können. Was den Haupttitel: „Astoria", betrifft *), so verdankt er seinen Ursprung der Benennung einer gewissen Niederlassung am Columbiafluß, die wiederum diesen Namen führt von Mr. Astor, dem ersten Projector des amerikanischen Pelzhandels; wie man sieht eine ganz mercantilische Person, deren Lebensgeschichte, aus Zeitschriften, Originalbriefen und andern Documenten zusammengestellt, unter einer andern Feder sich wahrscheinlich zu einem höchst trocknen Bestandtheil des Buchs gestaltet haben würde. Diejenigen also, die geneigt sind, Irving seine Nationalität zu bestreiten, werden schon durch die ausschließliche Wahl dieses Stoffs widerlegt werden können. In dem Buche selbst nun ist Alles so, wie wir es an Irving gewohnt sind: feine, geistige und doch natürliche Anschauungen, liebliche Vertheilung der Partien, der Schatten und Lichter, eine fast spielende, aber doch bis ins Lebensmark der Zustände eindringende Beobachtung, der magische Zauber der Tableaux, die selbstbewußte Ruhe, die über dem Allen schwebt, die reiche Gemüthlichkeit, man möchte fast sagen, trauliche Persönlichkeit der Localitäten, die geistvolle, plastische, aber vom Zauberlicht der Romantik beleuchtete Gruppirung — kurz, die alte Kraft und der alte Liebreiz dieses seltenen Dichtertalents in durchaus unverkümmerter Regsamkeit. Wer daran zweifeln möchte, der überzeuge sich nur, welche reiche poetische Gestaltung er dem Leben der canadischen Voyageurs abgewinnt, jenes merkwürdigen und pikanten Landstreichervolks, in der noblern Bedeutung des Worts, welches die spröde Gegensätzlichkeit des amerikanischen Volkslebens selbst schon zu einer poetischen Erscheinung gemacht hat. Allein für den darstellenden Dichter besteht eben das Poetische darin, diese Gegensätzlichkeit herauszugreifen, was z. B. Cooper wol schwerlich gelungen sein würde, so sehr auch immer die letzten Eröffnungen dieses Dichters mit dem darin enthaltenen intellectuellen Fortschritt unsere Anerkennung verdienen. Jene canadischen Voyageurs zeigen in ihrer ganzen Erscheinung den Widerspruch, der in ihrer Existenz liegt und der sie zu völlig nationalen Gestalten macht. Ihr Kleidung ist halb wild, halb civilisirt. Sie tragen eine Art von Überkleid, das beinahe den Zuschnitt einer Bettdecke hat, einen gestreiften Schurz von Baumwollenzeuch, enge Pantalons, über welche man lederne Strumpfstiefeln zieht. An einem Gürtel hängt das Messer und der Tabacksbeutel. Ihre Sprache ist ein französisches Patois, vermischt mit indianischen und englischen Brocken. Im Allgemeinen sind diese wilden Nomadenstämme französischen Ursprungs, und es liegt noch jetzt in ihrem Charakter viel von der Lebhaftigkeit und dem Leichtsinne dieser Nation. Sie sind leidenschaftlich dem Tanz ergeben, singen viel und besitzen einen großen Reichthum an lustigen und pikanten Anekdoten. Ihr Leben ist ein fortgesetztes Abenteuer, sie sind geborene Räuber, die großentheils im Solde des Einzelnen, besonders der Pelzhändler stehen. Es fehlt ihnen nicht an Gefälligkeit und Urbanität der Sitten, und auch hierin gleichen sie sehr der Nation, von welcher sie abstammen. Unter sich selbst leben sie in großer Einigkeit, und man findet in ihrem Umgange nichts von der Derbheit und Grobheit, die von der Lebensweise der arbeitenden Classe unzertrennlich ist. In Folge der immerwährenden Abenteuer, die sie zu bestehen haben, sind sie fähig, die größten Beschwerden zu ertragen und bei allen Entbehrungen stets die gute Laune zu bewahren. Sie befinden sich am wohlsten, wenn sie, in irgend einer rauhen und nicht gefahrlosen Unternehmung begriffen, Ströme durchwaten, über Seen schiffen, Gebirge durchstreifen und dann des Nachts in wildromantischer Gegend ihr Bivouac aufschlagen und, rund um das Feuer gelagert, ihren Taback schmauchen und sich Geschichten erzählen. Sie sind überaus geschickte Ruderer und wissen überhaupt mit Allem, was zur Binnenschiffahrt gehört, vortrefflich umzugehen. Selten rudern sie einen Nachen über einen Strom oder See, ohne einen lebhaften Gesang, ein munteres Lied, eine altfranzösische Ballade vernehmen zu lassen, zu deren Tönen sie mit ihren Rudern den Takt schlagen. Die canadischen Gewässer hallen wider von französischen Chansons, das Echo trägt sie von Berg zu Berg, von Mund zu Mund, und sie haben sich seit den frühesten Zeiten der Colonie vom Vater auf den Sohn und von diesem auf den Enkel fortgeerbt. Es macht den angenehmsten Eindruck, wenn man an einem schönen warmen Sommerabend ein vollbemanntes Boot mit diesen Sängern langsam stromabwärts rudern sieht und der leichte Wind die rauhen Töne, denen es doch auch nicht an Anmuth fehlt, weiter und weiter trägt, bis sie in der Entfernung verklingen. Aber dieser Poesie des Abenteurerlebens steht denn auch die kahle Prosa der Wirklichkeit feindlich gegenüber. Die Dampfschiffahrt vertreibt nach und nach immer mehr diese kühnen romantischen Ruderer von den canadischen Gewässern und macht aus der poetischen Eigenthümlichkeit dieser Herren der Seen und Ströme endlich einen prosaischen Gemeinplatz. Wo die Industrie in ihrer nackten Gestalt auftritt, da verhüllt sich das Poetische in sein altergraues Gewand und entweicht in andere noch ungastlichere Gegenden. Es wird den canadischen Schiffern ergehen, wie es den Fährleuten des Mississippi erging. Ihr Ruhm ist dahin. Sie sind nicht länger die Fürsten des Wasserreichs, die großen Schiffer der Wildniß. Nur noch einige sieht man auf den kleinern Seen mit ihren morschen Barken daherschiffen, und immer spärlicher leuchten ihre nächtlichen Feuer von den Gestaden. Im Laufe der gegenwärtigen Tage verlieren sie sich immer mehr, ihre Gesänge sterben, gleich dem tausendfachen Echo, das sie sonst geweckt, und die canadischen Wanderleute werden zuletzt ein vergessenes Geschlecht, dessen man sich nur noch erinnert, wenn man im traulichen Kreise und in halbschwermüthiger Seelenstimmung sich die Bilder der vergangenen Zeit wieder hervorruft, mit all ihrem localen Reiz und romantischen Zubehör.

(Der Beschluß folgt.)

*) Der vollständige Titel lautet: Astoria, or enterprise beyond the Rocky Mountains, by W. Irving. Drei Bände.

Anekdote.

Im zweiten Jahre des siebenjährigen Krieges führte Frau von Ogilvie, die Oberhofmeisterin der Königin von Polen, während Sachsen von den Preußen besetzt war, einen geheimen Briefwechsel mit der östreichischen Behörde in Prag, unter dem Vorwande, Blutwürste aus Prag zu bekommen. Aber die hungrige Neugier der preußischen schwarzen Husaren machte demselben bald ein Ende. (Aus dem Berichte des englischen Gesandten Mitchell vom 27. März 1757 in Raumer's „Beiträgen zur neuern Geschichte", II, 422.) 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 39. — 8. Februar 1837.

Le livre *de Baudoyn*, conte de Flandre; suivi de fragments du roman de Trasignyes. Publié par *C. P. Serrure* et *A. Voisin*.

(Beſchluß aus Nr. 38.)

Der König von England hat einen ſchönen weißen Falken. Nachdem er ſich lange damit vergnügt hat, ſtellt ihm ſeine Gemahlin vor, es ſchicke ſich nicht für einen Herrn, wie er ſei, ſein Herz ſo lange an ſolche ſchöne Dinge zu hängen; dieſe ſolle er vielmehr benutzen, ſich Freunde zu ſchaffen; mit Frankreich werde er doch keinen dauernden Frieden haben. Da ſendet der König den ſchönen Falken durch Heinrich Arundel dem Grafen Ferdinand, der wieder einige Zeit ſeine Freude an dem Vogel hat und ihn dann auf den Rath Johanna's dem Könige von Frankreich zum Geſchenke ſchickt als Beweis, daß er der Verpflichtungen wohl eingedenk ſei, die er gegen Philipp habe. Die Ritterboten mit dem Falken treffen den König juſt auf der Reiherbaize, und er erfreut ſich nicht nur des Geſchenkes, ſondern will es auch ſofort nutzen; aber der Graf von St.-Pol ſtellt ihm vor, daß ein Adler (der König der Vögel) in der Höhe kreiſe; daß der Falke dieſen nicht fliehen und im Kampfe mit dem Adler ſeinen Tod finden werde. Der Vogel ſei doch zu ſchön, um ihn ſo preiszugeben. Grade nun aber läßt der König den Falken ſteigen, um durch ein Beiſpiel zu ſehen: „se ung conte oseroit aller à l'encontre d'ung roy".

Wie der Graf von St.-Pol vorausgeſehen, ſo geſchieht's. Der Falke läßt alle andere Jagd und ſtößt auf den Adler; auch iſt er der Stärkere und drängt dreimal den Adler zu Boden, Angeſichts des Königs, bis endlich der Adler flieht. Als nun aber der Falke auf einen Reiher ſtößt und mit dieſem kämpft, kehrt plötzlich der Adler zurück, faßt geſchickt den Falken mit ſeinen Fängen, führt ihn auf einen Baum und macht ihn todt. Die flämiſchen Ritter ſind nun ſehr erzürnt, daß der König ſo ihres Grafen Geſchenk preisgegeben, und der Graf von St.-Pol ſagt dem König, es ſei dieſe Jagd ein Vorzeichen geweſen; Ferdinand werde zürnen und dreimal den König in Unglück bringen, bis er endlich ſelbſt durch den König ſeinen Tod finde. Der König gibt ihm einen herben Verweis, daß er wage, ſo über des Königs Zukunft zu ſprechen, was um ſo thörichter ſei, da Ferdinand als ſein Leibigner nicht wagen werde, ſich gegen ihn aufzulehnen.

Dieſe Äußerung iſt den Flämingern ein Stich in ihre ſtolze Seele; ſie verſchmähen des Königs Ehrengeſchenke, und als ſie heimgekehrt ſind, ſagt Einer von ihnen, der Sire de Tourmay, zu Johanna grade heraus:

Dame, vous nous aves laydement servis: car vostre mari est serf du roy de France et s'en vanta le roy en nostre présence à Paris, et que si fut son père et le roy de Portingal qui est à présent. Or est ainsi que nul serf ne peult tenir plain pié de terre que son seigneur n'ait, si luy plaist; ou il le peult faire pendre ou faire noyer, se il mesprent riens envers luy. Dame, prenes votre serf, qu'il soit maudit de Dieu et vous en alles en Portingal où sont les serves gens: car jamais serf n'aura sur les Flamans aulcune mestrise et vueillies bien sçavoir que si Ferrant est encores XV jours par desça, nous luy ferons coupper la teste.

Johanna verweiſt ſeufzend ihre grobtreuherzigen Flämminger an Ferdinand, der dieſe Leibeigenſchaft gradehin ableugnet und verſpricht Rache zu nehmen, falls der König auch ſpäter bei ſeiner Erklärung bleibe; fürs Erſte aber müſſe dieſe gelten als Folge des Verdruſſes über den Tod des ſchönen Falken, ſowie über des Grafen von St.-Pol Vermeſſenheit und zugleich als Folge des vorher bei Tafel getrunkenen Weines: „L'omme est bien povre et chétif qui est en sa maison assis à sa table et a beu de son vin, faut qu'il en est surprins, se il ne peult aulcunsfoys dire son talant." Als der König dann aber Ferdinand's Brief und Botſchaft erhält, iſt er wüthend, daß Letzterer ſich herausnimmt, eine Zurücknahme ſeines königlichen Wortes zu fodern. Ferdinand's Vater ſei ſein Leibeigner geweſen; er, Philipp, habe Ferdinand erhoben, ſo hoch er ſtehe.

Nach dieſen Vorgängen beſendet ſich Ferdinand und fällt in Frankreich ein, und in der Schlacht bei Senlis, wohin ihm der König mit ſeinem Heere entgegenrückt, wird der König dreimal von Ferdinand geworfen, ſodaß ihn nur der Graf von St.-Pol rettet. Die Flämminger ſiegen und belagern Senlis; Philipp aber bietet nun Ferdinand Waffenſtillſtand, und obwol er nicht zu deſſen Annahme geneigt iſt, muß er doch darauf eingehen, weil ſeine Barone nicht länger im Felde liegen wollen. Sobald nun Ferdinand abgezogen iſt, öffnet Philipp alle ſeine Schätze und bringt ein großes Heer zuſammen; bald ſtehen wieder die feindlichen Scharen einander bei Choiſi gegenüber; ein Waſſer trennt ſie. Da ſchlägt ſich aber König Otto von Deutſchland ins Mittel und ſucht Frieden für Ferdinand,

der sein Vetter ist. Der Friede kommt unter der Bedingung zu Stande, daß die Grafschaften Noyon, Vermandois, Tharache, Artois, Ponthieu, Cambresis, Amiens und Boulogne von Flandern auf hundert Jahre getrennt und nur zurückgegeben werden sollen, wenn die Fläminger so lange sich gegen die französische Hoheit nicht empören.

Der Graf Régnault de Boulogne erbaute nicht lange nachher auf einem Grundstücke, was rings vom Gebiet des Bischofs von Beauvois umschlossen war, die Burg Morvel. Dagegen protestirte der Bischof und fand Hülfe bei Philipp, welcher die Zerstörung der Burg androhte. Der Graf aber trotzte und suchte Hülfe bei Johann von England, den er mit Erfolg zum Bruch des Friedens mit Frankreich reizte; auch bei Ferdinand gelangen ihm seine Aufreizungen, und dieser bewog seinen Oheim, den Bugre d'Avignon *), ebenfalls zu einem Angriff auf Frankreich, sowie den Bischof von Lüttich, den Grafen von Jülich und den Herzog von Geldern; endlich auch seinen Bruder, Dietrich von Portugal. Auf fünf Seiten zugleich ist Philipp bedroht, vom Bugre in der Provence und im Lyonnais; von Johann in der Normandie; von Dietrich in der Gascogne; von den deutsch-niederländischen Fürsten in der Champagne; von Ferdinand im Artois. Da sendet Philipp seine vier Prinzen gegen die vier Erstern; er selbst bleibt beim Heere gegen den Letzten und sie begegnen sich bei Bouvines. Der König läßt am Sonnabend Ferdinand sagen, daß er nächsten Dienstag schlagen wolle, und der Bote trifft Letztern, wie er übermüthig mit Hue de St.-Venant um Laon und Orleans, welche Städte sie erobern wollen, Würfel spielt. Eben als der Bote seine Werbung angebracht hat, erhält Ferdinand auch von seiner Mutter Botschaft: er solle nichts gegen den König von Frankreich unternehmen, denn sie habe ihn mit diesem im Ehebruch erzeugt; Philipp sei sein Vater.

Hier bilden nun einen prächtigen Gegensatz die glatte Botschaft der durch ihre Sünden ungebeugten, fast sich darauf brüstenden Portugiesin und der Grimm, der in Ferdinand, ohne recht zum Bewußtsein zu kommen, aufsteigt. Der Übermuth Dessen, den er als seinen natürlichen Vater betrachten soll, hat Den, welchen er als seinen bürgerlichen Vater betrachten muß, zum Leibeignen gemacht, und nun will der sündengraue Philipp dem eignen Sohn die leibeigne Stellung des betrogenen Clemens aufnöthigen. Dieser sittliche Contrast wühlt in Ferdinand, und wüthend läßt er dem Könige sagen, er wolle das ihm abgenommene Land wieder, oder morgen noch, obwol es ein Sonntag sei, wolle er Schlacht und Rache und werde den König aus seinem Reiche jagen.

So schöne Motive psychologischer Zeichnung, wie nun hier auch vereinigt sind, weiß der Verf. doch keine mit Bewußtsein zu benutzen; aber man sieht im Fortgange doch, wie Ferdinand von diesem gordischen Knoten, den die Sünde seiner Mutter um ihn geschlungen, innerlich aufgerieben, verwildert und ins Verderben getrieben wird. Ein Seelenabscheu gegen Philipp bemächtigt sich seiner.

An Einem Tage siegt Philipp über Ferdinand bei Bouvines, siegen seine Söhne über alle die andern Heere. Alle Führer werden gefangen, aber freigegeben; auch Johann von England. Nur Dietrich von Portugal wird hingerichtet, weil er als Leibeigner die Hand gegen seinen Herrn zu erheben gewagt, und Régnault de Boulogne, der Anstifter des Krieges. Ferdinand soll ebenfalls auf die Fürbitte eines Taufpathen des Königs, des Ritters Philipp des Langen, frei werden, nach Portugal gehen und seines Bruders Thron einnehmen, ist aber so ingrimmig, daß er von der Rache gegen König Philipp, der ihm das Leben nur gegeben, um es ihm unwiederherstellbar zu verderben, nicht lassen will. Da läßt ihn der König nach Paris bringen und im Louvre in einen bleiernen Käfig einsperren.

Während Ferdinand noch in diesem Gewahrsam ist, erhebt sein Oheim, der Bugre d'Avignon, von Neuem Kampf gegen Frankreich. Während der Belagerung, bei welcher König Philipp zu siegen oder zu sterben gelobt, macht nun Henri de Haulteseuille, der Sohn des Verräthers Balduin's, einen verrätherischen Anschlag, Avignon von der Belagerung zu befreien, den König umzubringen und auch Ferdinand aus seinem bleiernen Käfig einen Ausgang zu eröffnen.

Ferdinand aber ist inzwischen in sich demüthig geworden, hat sein Unglück auf sich allein genommen und will weder, als ihm der Anschlag eröffnet wird, überhaupt, noch insbesondere an seinem natürlichen Vater zum Verräther werden. Er entdeckt also den Anschlag dem Prinzen Loys, einem Sohne Philipp's, der nun seinen Vater unterrichtet und Ferdinand die Freiheit zusagt. In Avignon macht der Bugre, sobald er erfährt, der König wisse um seinen Verrath, einen Ausfall, wobei er und Haulteseuille gefangen und in Folge davon erhängt werden. Endlich kommt auch Dame Beatrix, die sündengleisende Königin von Portugal, und erinnert, um ihren Sohn zu befreien, Philipp daran, daß er auch sein Sohn sei. Dieser denkt mit einem Seufzer an seine Sünden, ist aber durch ein Gelübde gebunden, so lange er König ist, Ferdinand nicht frei zu geben. Unwillig weint Beatrix und macht ihm harte Vorwürfe, die Prinz Loys, der gegenwärtig ist, natürlich nicht recht versteht. Letzterer beredet Beatrix dann, ihm die Sorge für Ferdinand's Freiheit zu lassen, da er sie ihm zugesagt. Nach der Tafel eröffnet Loys seinem Vater, Ferdinand sei es, der ihn durch Mittheilung des Verrathes gerettet, der König solle Ferdinand freigeben; und als Philipp wieder sein Gelübde vorschützt, bestimmt ihn Loys, um sein Gelübde und doch auch des Sohnes Zusage wahr zu machen, im Parlament auf seinen Thron zu verzichten. Dann läßt Loys, als König, Ferdinand frei und gibt ihm die Länder auf dem linken Scheldeufer zurück; Ferdinand aber kann, als er durch die verlorenen Landschaften zurückkehrt, doch den alten Groll gegen Philipp nicht ganz bergen, und seine drohenden Äußerungen bewegen den Ritter Philipp den Langen, ihn in Noyon wieder gefangen zu nehmen, wo er bald im Ge-

*) Dieser Titel: Bugre d'Avignon, ist uns ganz unverständlich; vielleicht ist er ein aus dem deutschen Worte Burggraf verderbter.

fängniß ſtirbt. Loys gibt, nachdem er ſein Verſprechen gehalten und Ferdinand die Freiheit geſchenkt, dem Könige das Reich zurück. Beatrix tröſtet ſich über des Sohnes Tod damit, daß dieſer Tod eine Folge ſeines hohen Sinnes geweſen ſei, und dieſer ſei wieder nur eine Folge der königl. franzöſiſchen Erzeugung geweſen; ſo bleibt ſie im Schleier ihrer Eitelkeit jeder reuigen Anregung verſchloſſen. Johanna aber läßt den Leichnam ihres Gemahls in Lille beſtatten und heirathet nachher wieder Ernoul, den Grafen von Savoyen. Auch König Philipp ſtarb bald und wurde in St.-Denis beſtattet.

In ähnlicher Weiſe, wie nun die geſchichtliche Grundlage des Lebens Balduin's, Johanna's und König Philipp's in dem Bisherigen romanhaft verzerrt erſcheint, wird im weitern Verlaufe die Geſchichte der Könige Ludwig VIII. und Ludwig IX., ſowie der Gräfin Margeretha und ihres Sohnes Gui de Dampierre verzerrt; auch der Kampf Manfred's und Konradin's (Manfray et Cardin) mit Karl von Anjou wird hereingezogen und das traurige Ende der Gräfin von Bethune.

Die äußere Geſchichte, wie die Herausgeber im Vorworte meinen, kann aus ſolchen Romanen gar nichts gewinnen; es wäre auch nicht ein Haar anders, als wenn Jemand nach Tieck's Novelle, welcher die Geſchichte Balduin's zu Grunde liegt, Balduin's Hiſtorie rectificiren wollte. Auch das Beiſpiel, an welchem die Herausgeber zu zeigen ſuchen, daß hiſtoriſcher Gewinn aus ſolchen Romanen gezogen werden könne, iſt unglücklich gewählt:

Ouvrez tous les écrivains qui nous parlent de la réception de Ferrand en Flandre et de son épouse Jeanne: ils nous disent que Gand et d'autres villes de Flandre leur fermèrent leurs portes, sans nous dire pourquoi: aussi ne comprenons-nous rien à la conduite des Flamands qui nous paraît plus que déraisonnable. Le livre de Baudoin au contraire, nous dit d'une manière fort claire que les Flamands ne voulurent pas reconnaître pour leur comte un prince qui était serf du roi de France.

Es iſt möglich, daß Gerüchte die Fläminger beſorgt machten, Johanna und Ferdinand hätten ſich dem Könige zu mehr anheiſchig gemacht, als wobei die Privilegien des Landes beſtehen könnten; aber an ein Leibeigenſchaftsverhältniß Ferdinand's zu der Krone Frankreich zu denken, iſt doch ein ſo vollſtändiger Misgriff, daß wir nicht begreifen, wie die Herausgeber darauf kommen konnten.

Dagegen kann die Geſchichte, wie ſchon bemerkt iſt, über Sitten, Anſichten und Geſinnungen der Zeit, in welcher dieſer Roman ſein Daſein erhielt, recht wohl Manches daraus lernen; denn damals objectivirte man ſich noch nicht ſo, daß man Geſchichten in das ihnen gleichzeitige Gewand einzuhüllen geſucht hätte. Schwerlich geht indeß die Geburtsſtunde dieſes Romans über das 15. Jahrhundert zurück, und ein früherer verſificirter Text deſſelben, welchen die Herausgeber wegen einiger phrases rimées et tournées avec une certaine cadence annehmen, ſcheint uns weder durch Inhalt noch durch Form des Werkes auch nur entfernt eine gerechtfertigte Annahme.

Auch ſo aber verdient das Streben der Herausgeber, den Geiſteswerken des Mittelalters Anerkennung zu verſchaffen und zunächſt ihre Landsleute auf dieſe Schätze aufmerkſam zu machen, das größte Lob; nur hätte ſich vielleicht beſſer eine Partie aus dem eignen und in eigner Sprache abgefaßten Vorrathe Flanderns zur Herausgabe empfohlen, als dieſer offenbar von einem Nordfranzoſen (einem Picarden oder Utrechter) verfaßte, wenn auch ſeltene, doch ſchon öfter in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts gedruckte, die Fläminger als grimmig-grobe Menſchen darſtellende Roman, deſſen Grundgedanke, wenn wir Alles in Allem überlegen, doch am Ende der immer wiederkehrende Refrain franzöſiſcher Sittengeſchichte auch iſt:

Il est mal advisé, qui se fie en femme.

Die neue Ausgabe iſt nach der Ausgabe zu Chambery (Antoine Neyret, 1485, in Folio) beſorgt, und auch die Holzſchnitte dieſer Ausgabe ſind von Hrn. Charles Onghena auf das treueſte nachgeſtochen und der neuen Ausgabe beigefügt worden. Text und Orthographie ſind nach der alten Ausgabe beibehalten bis auf die hinzugefügte Interpunction und einige Accente. Angehängt ſind Fragmente eines andern alten Romans („Gillon von Trasignies"), welche, wie die Herausgeber im Vorworte bemerken, bereits in den „Altfranzöſiſchen Volksliedern" von Wolff herausgegeben ſind.

Mögen die Herren Herausgeber fortfahren mit ihren mittelalterlichen Publicationen und uns weitere Einſicht gewähren auch in die eigenthümlichen literariſchen Reichthümer ihres Landes, die Hr. Willems ſoeben durch die Herausgabe von Jan's van Heelu Lied auf die Woeringer Schlacht uns aufgeſchloſſen und auf eine glänzende Weiſe eröffnet hat. 49.

W. Irving's „Aſtoria".

(Beſchluß aus Nr. 28.)

Wir würden kaum ein Ende finden, wenn wir uns auf Auszüge aus dem ebenſo unterhaltenden als gediegenen Werke, das trotz der drei Bände, oder vielmehr Bändchen, ſo überreich an Stoff erſcheint, einlaſſen wollten; und die Wahl würde uns ſchwer fallen zwiſchen dieſen Schilderungen der mannichfaltigſten Reiſeabenteuer zu Waſſer und zu Lande, dieſen Gebirgserſteigungen, dieſen kühnen Wanderungen durch rauhe Engpäſſe und unerforſchte Steppen, die von dem Verf. mit ſo ausgezeichnetem Humor, mit ſo tiefer, oft rührender Wahrheit wiedergegeben ſind. Dieſe Zeichnungen und Umriſſe verrathen die höchſte Meiſterſchaft, und man bewundert zuletzt, wenn man dieſe Fülle von Scenerien durchlaufen iſt, wie dieſer große Reichthum innerhalb ſo enger Beſchränkung Platz gefunden. Deshalb müſſen wir uns leider darauf beſchränken, einige wenige Bilder, in denen die reizende Eigenthümlichkeit des Darſtellers beſonders plaſtiſch hervortritt, anzugeben.

Jede romantiſche Localität iſt Irving's Heimat; hier iſt er ganz zu Hauſe, hier entfalten ſich die Schwingen ſeines lieblichen Genius auf das Wunderbarſte. Die Schwarzen Hügel (Black hills) mit ihren Donnergeiſtern, die ſelbſt dem Eingeborenen Schrecken einflößen, ihm ſind ſie vertraut und freundlich, und erſchließen ihm ihre düſtern Geheimniſſe. Dieſe Schwarzen Hügel beſtehen größtentheils aus Sandſtein und zeigen an manchen Stellen kühn gebildete Klippen, ſteile Abſtürze, Felſenbildungen in den abenteuerlichſten Formen. Oft glaubt man auf der nebeligen Höhe eine rauhe verwitterte Zwingburg, eine mit altergrauen Thürmen geſchmückte, halbeingeſunkene Stadt zu erblicken. Allein es iſt nur der Fels, nur das Geſtein, das

dieſe ſeltſame Geſtaltung im Verlaufe ſeines geheimnißvoll-geologiſchen Bildungsproceſſes angenommen. Die Bewohner der Ebenen, dem Aberglauben aller Art ergeben, ertheilen dieſem grotesken Gebirgszug, der ihnen ſo kühn den Horizont abſchneidet, die märchenhafteſten Geſchichten und Attribute. Wenn ſich ſo das Abend- oder Morgengewölk dichter und dichter um die Felſenſpitzen lagert und ſie in eine immer dunkler werdende Nebelkappe einhüllt, während noch die ganze Ebene ringsum im hellen Sonnenſchein liegt, oder der Aufgang der Sonne hier ſchon Alles klar zu Tage gelegt hat, dann ſchauen die wandernden Stämme aus den Steppen, wenn ſie vorüberziehen, ängſtlich nach dieſem zackigen Wolkenſchleier und vermeinen das gefahrdrohende Weben der Donner- und Sturmgeiſter in den halbdunkeln Himmelsräumen zu erblicken, wie ſie ſchüren und arbeiten, ſich neigen und beugen, um ein ſchreckliches Ungewitter zu erſchaffen, das ſein Unheil über die lachende Ebene ergießen ſoll. Wenn dann die Eingeborenen jene waldbewachſenen Thalſchluchten und Hohlwege durchziehen müſſen, die gleichſam als die Eingangsthore zu jenen ungaſtlichen Höhen zu betrachten ſind, dann pflegen ſie allerlei Opfer und Weihgeſchenke an die Bäume zu hängen, um durch dieſe Gaben den zornigen Muth der Herren des Gebirgs zu verſöhnen, damit ſie von ihrem Grimm ablaſſen und günſtiges Wetter, gutes Glück für die Jagd verleihen. Dieſer furchtſame Aberglaube mag großentheils ſeinen Urſprung einem ganz abſonderlichen Phänomen verdanken, das vorzugsweiſe in dieſen Gebirgen wahrgenommen wird. Man vernimmt nämlich oft bei vollkommen klarem und heiterm Wetter ein ſeltſames Getöſe, das dieſe Höhen und engen Thalſchluchten durchbrauſt und dem Donner einer Artilleriesalve ſehr ähnlich iſt. Mehre Reiſende bemerkten dieſelbe Erſcheinung in dem Felſengebirge und verſichern dabei, daß der Glaube der Indianer dieſes Krachen dem Berſten der Silberminen zuſchreibt, die ſich im Schooſe jenes Gebirgs befinden. Auch in den Gebirgen Braſiliens kommen von Zeit zu Zeit ähnliche Erſcheinungen vor. Der Jeſuit Vasconcelles beſchreibt ein ſolches Gebirgskrachen, das er in der Sierra von Siratininga vernahm und das er gleichfalls mit dem Abfeuern einer Lage ſchweren Geſchützes vergleicht. Die Indianer ſagten ihm, es ſei eine Exploſion von Steinen. Auch fand es ſich bald, daß ſie mit ihrer Behauptung die Wahrheit getroffen, denn man gelangte bald an eine Stelle, wo ein Felſen geborſten war und eine Maſſe kleinern und größern Geſteins aus ſeinem Innern hervorgeſchleudert hatte. Das Ganze ſah aus, als ob eine mit Steinen geladene, ungeheuere Bombe zerplatzt wäre; denn man bemerkte eine ziemliche Menge ſteinerner Gehäuſe in Kugelform, die zerſprungen waren und allerlei erzähnliche, gleich Edelſteinen glänzende Stücke umhergeſtreut hatten, deren Ähnlichkeit mit der Füllung einer Bombe auffallend war. Manche dieſer kleinen Stücke waren hell und durchſichtig wie Kriſtall, andere hatten eine röthliche Farbe, noch andere zeigten ſchwarze Flecken wie Brandflecken. Es ſcheint, daß dieſe eigenthümlichen Exploſionen, die offenbar vulkaniſcher Natur ſind, doch noch keine durchaus erſchöpfende Erklärung von Seiten der Geologen und Naturforſcher gefunden haben.

Da, wo die Natur ſo rauh und geheimnißvoll iſt, da darf man ſich nicht verwundern, wenn auch das Menſchliche ganz abweichende, rauhe und abenteurliche Formen zeigt. Es gibt hier in dieſen Gegenden eine ungemeine Anzahl verſchiedenartiger Stämme, welche ſich untereinander öfters durch ſelbſtbeigelegte Thiernamen unterſcheiden. Zu den rauhſten dieſer Stämme gehören unter andern die Crows (Krähen), die ſich wiederum in vier verſchiedene Banden theilen. Sie haben ihre Wohnſitze, oder Neſter, in jenen dichtbelaubten, fruchtbaren Thälern, der Rocky Mountains, die von dem großen Pferdefluß (Big-horse river) und deſſen Nebenflüſſen bewäſſert werden. Aus dieſen Thälern ſtammen ſie, hier leben ihre Weiber und Kinder, während die ſtreitbaren Männer überall umherſtreifen und nur auf kurze Zeit einmal ihre heimatlichen Diſtricte beſuchen. Dieſe ſind die ausgemachteſten Pferderäuber und Marodeurs, die man nur irgend finden kann; ſie durchziehen die Gebirge nach Kreuz und Quer, rauben in der einen Gegend und theilen den Raub in der andern. Sie erklären Alles, was ihnen in den Weg kommt, für gute Priſe, und eine ſolche aufzuſuchen, ſchwärmen ſie raſtlos umher; dieſe Lebensweiſe mag vielleicht Veranlaſſung zu ihrer Benennung gegeben haben. Pferde bleiben jedoch der Lieblingsgegenſtand ihrer Räubereien, und ihre Gewandtheit und Unerſchrockenheit bei dieſer Art von Raub iſt erſtaunenswürdig. Dies iſt ihr Stolz und ihr Ruhm, und ein vollkommener Pferderäuber gilt bei ihnen für das Muſterbild eines Helden. Ihre Kleidung iſt ſtets wild, unvollſtändig, zerriſſen und ſchmuzig, wie ſich dies bei ihren ewigen Streifereien in Waldesdickicht nicht anders erwarten läßt.

Wir beſchließen unſere Mittheilung mit einer kleinen humoriſtiſchen Skizze, deren Held freilich nur ein Bär, aber ein ſehr launiger Bär iſt und von ſtarkem Ehrgefühl. Es befand ſich unter der Reiſegeſellſchaft ein alter Jäger aus Kentucky, Namens John Day, der viele Erfahrung beſaß und einen ziemlichen Stolz auf ſeine erprobten Eigenſchaften als Waidmann hegte. Dieſer begab ſich eines Tages in Geſellſchaft eines jungen Gelehrten, der gleichfalls zu der Partie gehörte, auf die Jagd. Nachdem ſie eine Weile fruchtlos umhergewandert, ohne auf Wild zu ſtoßen, erblickten ſie plötzlich einen Bär von gewaltiger Größe, der aus dem Dickicht hervorkam. Kaum hatte das Thier ſeine Feinde bemerkt, als es Poſto faßte und ſich in einer Entfernung von etwa 30 Ellen auf die Hinterfüße kauerte und nun den Jägern ein ſo tüchtiges fletſchendes Gebiß und ein Paar ſo derbe Fänge zeigte, als der alte John Day jemals in ſeinen beſten Tagen geſehen hatte. Der Bär machte förmlich Männchen, ſah aber dabei ſehr grimmig aus, ſodaß der junge Mann augenblicklich die Büchſe von der Schulter nahm und ſie auf den grimmigen Feind anlegte. Aber John Day's eherne Fauſt fiel ihm ſogleich in den Arm. „Ruhig, Kind, ganz ruhig", flüſterte der alte Waidmann und machte ſelbſt keine Bewegung, während er jedoch den Bär mit unverwandtem Blick anſah. So blieben ſie eine Weile regungslos, worauf das Ungeheuer des Waldes ſich bald auf ſeine Vorderpfoten niederließ und ſeinen Abmarſch zu nehmen begann. Kaum war er jedoch einige Schritte gelaufen, als er ſein früheres Manoeuvre wiederholte. Day's Hand lag noch immer auf dem Arme ſeines Gefährten, und er murmelte aufs Neue zwiſchen den Zähnen: „Ruhig, Kind, ruhig, bleib du nur ganz ſtill", obgleich ſein Gefährte nicht die geringſte Bewegung machte. Wiederum ließ ſich nun der Bär auf ſeine Vordertatzen nieder und lief einige Schritte vorwärts. Es dauerte aber keine Minute, ſo ſaß er wieder auf dem Hintern und wendete ſein drohendes Antlitz den Jägern zu. Dies war jedoch für den alten Waidmann zu viel. „Ei, das halte der Teufel aus", rief er, nahm raſch ſein Gewehr und feuerte es auf den Bär ab. Der Schuß verwundete das Thier nicht gefährlich, hatte aber doch die Wirkung, daß es ſich ſo eilig als möglich wieder in das Dickicht zurückzog. Als dies Scharmützel vorüber war, machte Day's Begleiter ihm Vorwürfe, daß er gegen ſeinen eignen Befehl gehandelt; aber der alte Waidmann war ganz ungehalten und ſagte: „Schweig nur, Kind! Vorſicht iſt Vorſicht; aber man muß auch mit einem Bär nicht zuviel Umſtände machen. Soll ich alter Kerl mich von ſolch einem Haſenfuß zum Beſten haben laſſen?" 80.

Notizen.

Ungemeiner Beifall iſt am 14. Januar im italieniſchen Theater zu Paris der neuen, von Coſta componirten Oper: „Malek-Adel", zu Theil geworden. Das Verdienſt des Componiſten erſcheint um ſo größer, als der Text, wie leider gewöhnlich, abgeſchmackt ſein ſoll.

Von dem Abbé de Pradt iſt ſoeben wieder eine neue Schrift: „De la réforme anglaise et de ses suites probables", herausgekommen. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 40. — 9. Februar 1837.

Rückblicke auf Perſonen und Zuſtände von Eduard Gans. Berlin, Veit u. Comp. 1836. 8. 2 Thlr.

Ein Schüler und Vorkämpfer Hegel's, ein gelehrter deutſcher Juriſt, Profeſſor an der berliner Univerſität, Koryphäe einer neuen Rechtsſchule, derſelbe Mann, der unlängſt durch ſein „Erbrecht" als Leviathan umfangreicher Gelehrſamkeit und mühſamer Nachtforſchungen, die mindeſtens eine Tonne Lampenöl im Leibe führen, mit mächtig emporgeworfenem Waſſerſtrahl über ſich ſelbſt einen glänzenden Triumphbogen ausgeſpritzt hat, derſelbe berühmte Gelehrte hat mit bewundernswürdiger Elaſticität ſich dünn, ſchmächtig und geſchmeidig gemacht und iſt als gewandter, geiſtvoller, feinlächelnder Salonmann aufgetreten. In Deutſchland iſt ein ſolches Buch ein Phänomen. Noch immer war bisjetzt, mit wenigen Ausnahmen, die deutſche Schriftſtellerkunſt in Pelzhandſchuhen, Waterproofs und einer Wildſchur auf der Menſur erſchienen. Es thut uns wohl und erquickt uns, wenn einmal ein Mann wie Hr. Gans graziös wird und eine Umgangsfeinheit kundgibt, eine Darſtellungskunſt auch im Portrait und niederländiſchen Memoirengenre entwickelt, die kaum von dem geübteſten Franzoſen, der darin lebt und aufgewachſen iſt, zu übertreffen wäre. Wenn wir nur viel ſolcher Bücher hätten! Unſere literariſche Flotte ſteht ausgerüſtet. Wir haben mehr Linienſchiffe, Fregatten und aller Art dickbäuchiger Fahrzeuge als irgend eine andere Literatur. Jedes Schiff hat über hundert Kanonen am Bord; Foliantenballaſt ſichert uns vor dem Spiel der Winde; viel Theer, eine ſchöne Maſſe Pech, ſtarke Eiſenbänder und vortrefflich grobes Segeltuch. Der Gottſched'ſche Perückenkopf ragt am Vordertheil als geſchnitzter Uranus über dem Bugſpriet hervor. Nichts fehlt als günſtiger Wind. Drum geſegnet und gebenedeit die Backen, die dieſen erwünſchten Wind in unſere Segel blaſen!

Mit Ausnahme der Leiſtungen Heine's, dieſes Callot-Rafael der Religion des Fleiſches, der dem Heiligen den Nimbus abſtreift und ihn auf der Palette zu brillanten Farben reibt, um mit feinſter Pinſelführung damit irgend ein Affengeſäß zu bemalen, ſcheint uns von allen den Productionen, die in neueſter Zeit es mit den franzöſiſchen an Leichtigkeit, reiner und ſcharfer Skizzenzeichnung und anmuthiger Behandlung aufzunehmen verſuchen, vorliegendes Buch das gelungenſte zu ſein. Keine Spur von deutſcher Tiefthuerei und Schwerfälligkeit. Alles iſt treffend, prägnant, leicht und doch ſicher angedeutet. Die Meiſterſchaft, die das deutſche Talent bisher in Ausmalungen von Seelenſtimmungen, pſychologiſcher Lebenstiefe und ſpeculativen Zuſtänden verſchwendet hat, verflüſſigt ſich hier zu Portraitſchilderungen und erblüht in leiſen und doch lebendigen Pinſelſtrichen eines in ſeiner Weiſe großartigen, bedeutungsvollen und gleichwol lieblichbewegten Lebens.

Es wird das geſellſchaftliche Triebwerk vorgelegt mit durchſichtigem Gehäus und Zifferblatt; eine Erſcheinung, die in Deutſchland unmöglich iſt. Wir ſehen, wie der politiſche Zeiger ſeinen Kreislauf beſchreibt, denn blank und offen zeigen ſich die Sprungfedern und Räderzähne des häuslichen und geſelligen Lebens, gleichſam das geſchäftige Zahnwerk des alten Kronos. Schon ſeit Ludwig XIV. hatten ſich in Frankreich ſchöngeiſtige Kreiſe inmitten der bewegteſten Politik gebildet, die eine ganz andere Grundlage und Bedeutung als ähnliche unter andern Einflüſſen hatten. Die Galanterie war und bleibt der Nationalnerv des franzöſiſchen Lebens, mit dem Unterſchiede, daß ſie dazumal, als Hauptreſultat erzielt, alle andern Intereſſen und Lebensmomente ſich untergeordnet hat, und daß das Volk zu keinem andern Zweck gekeltert worden, als um dieſe Genußeſſenz zu gewinnen. Die Blüte der franzöſiſchen Geſellſchaft hatte ſich um den Mittelpunkt einer durch Grazie, Geſchmack, erotiſche Kunſtfeinheit, oder durch vollendete und muſterhafte Umgangsſitte ausgezeichneten Frau vereinigt. Die groben und rohen Erſcheinungen der politiſchen Vorgänge läuterten ſich hier zu künſtleriſchem Lebensreiz. Eleganz, Zartheit und Ritterlichkeit der Sitte trieben aus den ſchmuzigen Wurzeln der Ereigniſſe in die volldufte Kronenblüte eines raffinirten Genuſſes. Die höchſten Stände und auch diejenigen edeln Lebensglieder des Staates, die des ſittlichen und geiſtlichen Princips hätten pflegen und wahren müſſen, wurden allmälig von dieſem Circenſtab berührt. Im Übermaß einer ſchwelgeriſchen Verfeinerung ging die Geſellſchaft zu Grunde. Allein ſo tief liegt dieſer Zug in der Nation begründet, daß aus der blutigſten Umwälzung ſich dieſelbe Neigung nur in anderer Form und Geſtalt wieder herausgebildet hat.

Es wäre intereſſant, eine Parallele zwiſchen den weiblichen Salonheldinnen jener Zeit und der jetzigen zu zie-

hen. Es iſt hier der Ort nicht dazu. Ich glaube aber, es ließe ſich an jenen Erſcheinungen der ganze Zeitcharakter vermeſſen. Ninon, Sévigné, Dudeffand, Grafſigny ſind ſo gut die Typen jener Zuſtände, als in Madame Récamier ſich die Verſchmelzung der durch die Revolution ermittelten Wiedergeburt bürgerlicher Häuslichkeit mit dem edeln und geiſtigen Profil des höchſten Geſchmacks ſpiegelt.

Es iſt ſchon früher bemerkt worden und nicht zu leugnen, daß ein melancholiſcher Zug die Phyſiognomie des geſellſchaftlichen Lebens der Franzoſen umſpielt. Das ganze Ergebniß der Revolution ließe ſich unter dieſe Melancholie ſubſumiren. An der Stelle der ehemaligen brillanten Tändelei führt ein tieferes Bildungsbeſtreben die Geſellſchaft zuſammen. Ein Paar zart und feingedrechſelte Verſe war die letzte Blüte, die man mit lüſterner Hand von der Alles gewährenden Gunſt einer berühmten Frau brach. Aus dem durch Entmannung des Saturn herabgetröpfelten Blute ſoll nach der Mythe die Liebesgöttin dem Meeresſchaum entſtiegen ſein; das alte Ritterthum in Frankreich ſchien dieſelbe Operation beſtanden und die Galanterie erzeugt zu haben. Die heutige aber beſteht zum Unterſchiede darin, daß das Frivole als anſtandswidrig äußerlich verpönt und verwieſen iſt, daß ſich ernſte und geiſtreiche Männer, die größten durch Geiſtesproducte ſowol als Lebensſchickſale merkwürdigen Berühmtheiten um die auserleſenſten Muſter weiblichen Liebreizes, anſtändigen Wandels und anſpruchloſer Geſelligkeit ebenſo zwanglos wie ſonſt, ebenſo fein und glänzend, nicht weniger zart den Frauen huldigend, nur mit größerer Anerkennung und inniger Verehrung geſellen und bewegen. Ja, man hat eine größere Meiſterſchaft des Umgangs erreicht. Das Künſtliche, Preciöſe und Formelle iſt ganz verſchwunden. Die größte Unbefangenheit, die ungezwungenſte Berührungsweiſe gehen mit der gebildetſten Lebensart Hand in Hand. Zu jener Zeit verbarg ſich unter dem leichten Glanz eines Lächelns, des gewähltesten Ausdrucks, der einſchmeichelndſten Galanterie ein Wipernknäuel von innerm Seelenſchmuz, von Egoismus und wahrhaft ruchloſer Geſinnung. Nicht ganz ſo jezt. Die größere Gediegenheit duftet aus dem ſchöngeſchliffenen Kryſtall heraus, tüchtiges Wiſſen, die wohlwollendſte Humanität, ſcharfer und glänzender Witz, das Gewicht der Erlebniſſe und der perſönlichen Erſcheinung, ſelbſt das ſinnige und inhaltsvolle Schweigen beleben jezt häufig die Geſellſchaft und überhauchen ſie mit einer Anmuth, die ſie dem Deutſchen insbeſondere einheimiſch, anfügſam und genußreich machen.

Man vergleiche ſelbſt nur die äußere Erſcheinung der Geſellſchaft in Frankreich von ehedem mit der jezigen. Vielleicht findet man, daß jene mit den ſteifen brocatenen Paniers, den Spizenmiedern, den Bandſchleifen, den fingerhohen, gefärbten zierlichen Abſätzen, den Treſſenröcken, dem bei jedem Bückling wie ein feiner Wespenſtachel heraustretenden Courdegen, mit der Schminke, den ſchwarzen Pflaſterchen, die dem Geſichte das Anſehen einer beſchoſſenen Zielſcheibe gaben, dem ſtereotypen Süßlächeln und dem gothiſchen Perückenbau u. ſ. w., ſich zu der jezt ganz häuslich und anſpruchslos gewordenen Darſtellungsform wie ein Mummenſchanz, den bei allem Glanz, Geiſt und bacchanaliſcher Freude etwas Puppenhaftes und Unheimliches drückt, zu einem einfachen natürlichen Stilleben verhalte. Die größten, einflußreichſten Begebniſſe waren zu jener Zeit nichts als ein ſchmeichelndes Lüftchen, das ſich eine Maitreſſe ab- und zufächelte. Madame Pompadour ſchreibt in einem Billet an Louis XV.: „Au nom de Dieu, Sire, laissez l'Europe à elle-même, et permettez-moi de vous parler de l'état de mon coeur.“ Die gelehrteſten und witzigſten Köpfe Frankreichs kannten keinen größern Triumph, als die Funken ihres Geiſtes zu Beſatzflitterchen einer Favoritin auszuſprühen. Die winzigſten und eitelſten Motive fachten nicht nur den Zunder verheerender Schlachten an, es traf ſich wol auch, daß die ritterliche Aufwallung eines flaumbärtigen Prinzen die Blutſtröme der Völker wie eine Roſaſchleife der Herzensdame mit zierlichen anmuthigen Worten überſandte. Les modes à la Steinkerque waren das einzige Reſultat einer berühmten Schlacht, eine Salonſchmeichelei der Courtiſanen zu Ehren des Prinzen von Conti, der im Eifer und in der Eile des Angriffs ſein Spizenhalstuch nachläſſig umgebunden hatte. Was zeigt ſich aber in der Geſellſchaft von heute? Das Heroiſche liegt in den Maſſen. Von den Bevorzugten iſt das Ritterthum auf das Volk übergegangen. Die Perſonen, und zwar im Verhältniß ihrer Größe und ihres außerordentlichen Schickſals, erſcheinen prunklos und bürgerlich, ſich gegen das Rieſenhafte, die Dunkelmaſſen und mächtigen Schlaglichter einer großen Zeitgeſchichte abhebend. Das Königthum in Frankreich mußte ſchon deshalb ein bürgerliches ſein, weil das Bürgerthum königlich geworden. Die Volksſouverainetät in Frankreich liegt keineswegs in einzelnen Beſtimmungen, ſondern darin, daß die Nation allein und durch ſich ſelbſt großartige und königliche Thaten vollbracht hat. Aus dieſem Boden wächſt denn auch das jetzige geſellſchaftliche Leben heraus. Die hervorragendſten Perſönlichkeiten ſind auf den Einblick in ſich ſelbſt und ſomit auf ſtillſinnige Vergleichung und eine daraus nothwendig entſpringende Beſcheidenheit angewieſen. Denn ſo bedeutend und groß ſie ſelber ſein mögen, erbleichen ſie doch gegen das Ungeheuere der Vergangenheit. Tiefe Seelen wie Chateaubriand fühlen dies zuerſt. Sie erſcheinen umfloſſen von einem melancholiſchen Glanz. Sie ſind nachdenkend wie Geiſterſeher, denn hinter ihrem Rücken weilt unſichtbar, wie Cäſar's Schatten bei Brutus, die Seele einer unglaublichen Zeit. Das Erlebte war an ſich ſo überwältigend, von ſo grandioſer Geſchichtlichkeit, daß alle Celebritäten der jetzigen Geſellſchaft nur den Eindruck bürgerlicher Genrebilder, wenn auch im edelſten Style, hervorbringen können.

Herr Gans hat die drei verſchiedenen Geſichtsbildungen von Paris im J. 1825, 1830 und 1835 mit ſcharfem Beobachtungsgeiſte aufgefaßt und in flüchtigen, aber dennoch kräftigen Umriſſen hingezeichnet. Einzelne Portraits ſind mit leiſironiſcher Laune hineingewebt. Der Verf. hat

das Talent, durch unscheinbare Entwickelung markirender Züge in wenigen Strichen einen Charakter zu umzeichnen. Der Anflug von harmloser Jovialität vollendet das Prägnante und die Lebendigkeit des Profils. Cousin, der es gelegentlich immer abkriegt, Professor Hase, der mit einer an Humor streifenden Laune skizzirt ist, aber auch hervorstechendere Charaktere wie Benjamin Constant, Royer-Collard verrathen ein scharffassendes Auge und eine sichere kunstgeübte Hand. Der Styl hat überall das Hingeworfene und Raschüberstreifende, das dieser Darstellungsart vollkommen angemessen ist; eine gewisse rapide Eile, wie ein lebhafter, seinen Stoff schnell und geläufig Überdenkender zu erzählen pflegt. Der Jurist und Politiker geht nach hastiger Umzeichnung einiger Persönlichkeiten etwas näher in die Sachlage von 1825 ein. Einige geschickte und gutangebrachte Pinselstriche zeigen auch hier den Mann, der seinen Gegenstand durchdacht hat. Die Schilderung der Kammer der Dreihundert ist treffend und einsichtsvoll. Sie wird von einigen Bemerkungen durchblickt, die das geschichtforschende Auge bekunden.

Verschlagenheit und List können einen Augenblick das wirklich Nothwendige entfernen und abhalten, nur aber unter der Bedingung, es für die Dauer in heftigern Formen und Gestaltungen wiedererscheinen zu lassen.

Sehr wahr und in der Geschichte tausendfach bestätigt. Alles sich daran Anschließende ist ebenso richtig und leidet durchaus keinen Einwand, sowie die Hindeutung, daß dasselbe Mittel, was in England heilbringend gewesen war, durch die unlautern und verwickelten Manoeuvres in Frankreich in sein Gegentheil umschlagen mußte, von den Begebenheiten gerechtfertigt und begründet wird. Die Charakteristik Ludwig XVIII. und Karl X. scheint mir selbst für solche Croquis, wie sie in diesem Buche gegeben werden, zu dürftig und oberflächlich. Dagegen gibt der Verf. in gedrängter und resumirender Kürze ein gutgetroffenes Bild von der Mummerei des Congregationsgeistes, dem Jesuitismus der Tendenzprocesse, vielleicht des Perfidesten, was in jenem Zeitraum ausgedacht worden, wie denn überhaupt das Ministerium Villèle, ohne anmaßlich zu scheinen, an Peter Faber, Franz Xaver, Salmeron, Lainez und die berühmtesten Vortänzer jenes Ordens sich füglich anschließen kann.

Voll anschaulichen und unmittelbaren Lebens sind die Verhandlungen eines merkwürdigen Processes dieser Art dargestellt. „Man hörte den Herzschlag Frankreichs.“ Nie scheint wol diese Nation frappanter, als wenn sie ein schlau umworfenes Netz mit einem Male durchbricht und, sich schmückend mit der durchrissenen Umstrickung, in mänadenhafter Anmuth dahinjauchzt.

Noch lebenvoller, glänzender und fortreißender, wie es von der so plötzlichen Scenenumstellung zu erwarten war, wird 1830 geschildert. Auch hier werden bemerkenswerthe Personalien eingeflochten. Das innere Salonleben wird aufgerollt. Die Herzogin von Broglie ist mit feinen Zügen und warmen Farbentönen portraitirt. St.-Marc Girardin, Duchatel, Vitet, Abel Remusat werden mit rapider Umreißung hingestellt. Den liebenswürdigen Familienkreis des Grafen von St.-Aulaire und insbesondere dessen Gemahlin hat der Verf. mit deutscher Innigkeit und Gefühlstiefe abgezeichnet. Es konnte nicht fehlen: wir sehen uns in dem Salon Lafayette's, des Pantalon der Revolution. Wie der Diptam nach einem Ungewitter leuchtet, so erblicken wir ihn hier in seinem Blütenspätglanz; es ist sein Alterweibersommer. Er ist aufgeräumt und in altväterischer Zierlichkeit liebenswürdig wie eine Großmutter, die ihre Urenkelin, die Julirevolution, unter die Haube bringt; oder vielmehr er begeht selbst mit ihr seine goldene Hochzeit. Wie symbolisch ist da die unerwartete und gleich dem Silberblick der Lafayette'schen Spätwonne vorübereilende Erscheinung des feinsten Revolutionsschmarotzers, Talleyrand's! Der delicate Glücksgourmand, der genäschige Machtschmecker wird von einem ephemeren Glückszufall angelockt, kostet ihn aus und empfiehlt sich.

(Der Beschluß folgt.)

Dick Brown, ein Gemälde aus London. Von Woldemar Seyffarth. Stuttgart, Cotta. 1836. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Wenn uns der Verf. in seinem Vorworte nicht feierlichst versicherte, daß, möge „Dick Brown“ nun Wahrheit oder Dichtung sein, er doch sein freies Eigenthum wäre, so würden wir Stein und Bein darauf geschworen haben, daß diese Blätter von irgend einer züchtigen englischen Predigerstochter geschrieben und von der Moral society edirt wären. Hat aber Hr. S. eine Täuschung damit beabsichtigt, wie beim „Walladmor“ und „Schloß Avalon“ geschah, so ist diese Täuschung vollendet; denn wir fodern jeden Leser heraus, in diesem Romane den deutschen Schriftsteller zu erkennen und in einem Worte nachzuweisen. Die Geschichte ist so echt englisch, sie schmeckt so durchaus nach der schönen Insel, sie ist so ganz undeutsch, daß der Verf. nothwendig Briefe gefunden haben muß, die darum noch immerhin sein freies Eigenthum sein können. Ob die Erzählung Wahrheit oder Dichtung sei, ist uns ganz gleichgültig, denn als Wahrheit ist sie eine langweilige und triviale Wahrheit, als Dichtung eine höchst prosaische und unbedeutende; aber ob sie Übersetzung sei oder Original, das geht uns an, das betheiligt uns. Beim Mangel anderer als innerer Beweise müssen wir glauben, was uns der Verf. davon sagt; denn einen Federkrieg darüber zu beginnen, wie um die Hinterlassenschaft des Sanchuniathon, hieße wahrlich die Pferde hinter den Wagen spannen und Eulen nach Athen tragen.

Die Geschichte des kleinen Brown, der es endlich bis zum Associé des Herrn N. N. bringt, und durch eine Erbschaft, für die er nichts thut, halber Millionnair und Bräutigam der schönen Luise Lockwood wird, ist übrigens ganz gut und würde sich auszugweise im „Brandenburgischen Kinderfreund“ ganz passabel ausnehmen; indessen entdecken wir auch nicht ein Fünkchen poetischen Geistes darin. Daß ein frommer und fleißiger Junge am Ende zu etwas gelangt, seiner gleichfrommen Mutter Freude macht und seine eiteln Verwandten, die sich seiner schämten, zuletzt beschämt, ist eben weder eine Seltenheit noch ein sehr dichterischer Gegenstand. Außerdem kommen, wie in allen englischen Geschichten, Matrosen, Bettler und einige Gassenkehrer, einige Gauner und Advocaten, die diesmal aber ehrlich sind, in der Erzählung vor. Es ist in der That zu bewundern, daß die englische Leserwelt sich noch immer an diesen über und über verbrauchten Romanelementen erfreut, ja, daß sie sie nur duldet. Walter Scott, Banim, Bulwer und Smith haben, so sollten wir glauben, dies Thema erschöpft; aber nein, es schwillt immer wieder über, wie der

Zauberſee des Donald in der iriſchen Sage, und unmöglich ſcheint es, daß ein Engländer einen Roman denke ohne Gauner, falſche Rechtsſprüche und Betteljungen. Nun fängt ſogar der Verf. mit ſeinen engliſchen Originalerzählungen an, daſſelbe Thema wiederzukäuen, doch wahrlich nicht in W. Scott's poetiſcher Weiſe.

Dick Brown iſt eine höchſt moraliſche Geſchichte, eine angewandte Predigt über den Text: Sei fromm und arbeite. Mit ſolchen Sachen befaßt die Kritik ſich nur, wenn ſie neu und geiſtreich vorgetragen, anziehend und geſchmackvoll dargeſtellt ſind. Da dies der Fall hier nicht iſt, ſo überheben wir uns einer weitern Beſprechung dieſer Blätter, von denen der Name des Verlegers uns, wir leugnen es nicht, etwas mehr erwarten ließ.

Der Verf. und alle Die, welche etwa zu ähnlichen Beſtrebungen Luſt hätten, wollen doch bedenken, daß unſere ſchöne Literatur reich genug iſt, um nicht im Trivialen eine Vermehrung ihres Reichthums zu finden. Das Geiſtreiche iſt zwar in ſeinen Formen von unendlicher Mannichfaltigkeit; aber immer fodert es als erſte Bedingung das Neue. Nur wo ein Streben nach dem noch nicht Dageweſenen erblickt wird, iſt überhaupt ein geiſtiges Intereſſe lebendig zu machen. In dem vorliegenden Werke aber ſehen wir nichts Anderes als aufs höchſte eine recht glückliche Nachahmung des engliſchen Romangeiſtes in ſeinen hundert und hundertmal wiederholten und faſt ſtereotyp gewordenen Beſtandtheilen. Was daher der Verf. auch, ſeine Unſchuld vertheidigend und nicht den Raub, ſondern die Ertappung ſtrafbar findend, ſagen möge, wir können ihm Recht geben und dennoch behaupten, daß man durch ſeine deutſche Schrift die engliſche erkenne, wie die Rückſeite einer Tapete das Muſter derſelben annäherungsweiſe wenigſtens erkennen läßt. Wozu aber ein ſolcher tour de force? Warum will der deutſche Romandichter auf einmal ein Engländer werden? Iſt das deutſche Leben etwa plötzlich verarmt, oder iſt es erſchöpft? Wer wagt das zu behaupten? 21.

Notiz.

In einem vor Kurzem zu London unter dem Titel: „Portugal and Gallicia with a review of the social and political state of the Basques Provinces, and a few remarks on recent events in Spain" (zwei Bände) erſchienenen Reiſewerk gibt der ungenannte Verf. folgende Beſchreibung eines Mittagseſſens bei dem Marquis von Fronteira, das wegen der dabei vorwaltenden Umſtände intereſſant genug iſt. „Ich ſpeiſte bei dem Marquis", erzählt der Verf., „auf ſeinem ſchönen Landſitz unweit Bemfica. Der Speiſeſaal war auf das prächtigſte und geſchmackvollſte verziert, er war im alten Styl gebaut, geſchmückt mit ſchönen heroiſchen Basreliefs, welche die Thaten der erſten Ritter aus dem Geſchlechte der Fronteira vorſtellten. Die Tiſchgeſellſchaft beſtand aus den britiſchen Commandanten, Sir William Clinton, und ſeinem Militairſecretair, Oberſt Hare, dem Grafen und der Gräfin von Villaflor, dem Grafen von Alva und ſeiner Schwiegertochter, einer noch ſehr jungen und ſchönen Dame, dem Grafen von Taipa, dem Grafen von Puente und dem Wirth ſelbſt nebſt ſeiner Gemahlin. Beſonderes Intereſſe gewann dieſe Tiſchgeſellſchaft dadurch, daß ſie aus Männern beſtand, die während dieſer bedenklichen Zeitperiode eine ausgezeichnete und hervorragende Rolle ſpielten; ferner weil dies der letzte Act der Gaſtfreundſchaft war, der mir von meinen portugieſiſchen Freunden in Liſſabon zu Theil wurde; beſonders aber deshalb, weil dies beinahe der letzte Augenblick war, der dieſe angeſehenen Familien in ihrem Vaterlande an dem gaſtlichen Herde verſammelt fand; denn kaum waren drei Tage vergangen, ſo waren ſie ſämmtlich Verbannte, die ſich bereits auf der See befanden und ihrer Heimat den Rücken zukehrten. Dies war ein trauriges Gericht und ein ſchwerer Abſchied, ein Tag der heißen Prüfung, wo man ihnen ihren erlauchten Stammbaum abſtritt, ihre Privilegien vernichtete, ihre Güter einzog und ſie ſogar aus jenen alten Gemächern vertrieb, worin wir ruhig Verſammelten kaum erſt zu Mittag geſpeiſt hatten. Dieſe Gemächer, die von einer langen Reihe von Ahnen auf ſie vererbt und nun von der Liſte ihrer rechtmäßigen Herren geſtrichen worden waren. Während des Mittagseſſens fand keine Anſpielung auf die öffentlichen Ereigniſſe ſtatt, aber nach geendigter Mahlzeit theilte ſich die Geſellſchaft in verſchiedene Gruppen und man unterhielt ſich in einem gedämpften Ton und mit einer gewiſſen ruhigen Ergebung über die bewegten Zuſtände und finſtern Ausſichten des Vaterlandes. Alle kannten ſehr genau das Umfaſſende und Bedeutende der Kriſis und fühlten die Größe der Gefahr; ſie hatten ſämmtlich die Sache Don Pedro's mit unwandelbarer Treue unterſtützt und waren folglich den Ahndungen der gegenwärtigen Regierung im vollen Maße ausgeſetzt, einer Regierung, die in Bethätigung ihrer abſoluten Macht reißende Fortſchritte machte, die bereits mehre Offiziere von gemäßigter Geſinnung von der Armee entfernt und ihre Stellen durch ſolche Perſonen beſetzt hatte, die dem Hofe unbedingt ergeben waren. Sie wußten, daß die Rache Don Miguel's auch gegen ſie ſich richten würde, ſobald die damals im Entſtehen begriffenen Veränderungen bewirkt ſein würden und der Hof mit Sicherheit den Streich würde führen können. Bisher hatte man ſie freilich noch verſchont; allein es war nur eine hohle Ruhe, ein verrätheriſcher Friede. Sie ſchliefen auf einer Pulvermine und mußten jeden Augenblick der Exploſion gewärtig ſein. Da dieſe Geſpräche die Gemüther der Gäſte etwas verſtimmt hatten, ſo ſetzte ſich die Marquiſe, um uns etwas zu zerſtreuen, ans Fortepiano und ſpielte uns ein heiteres Stück vor; allein obgleich die Fertigkeit und der gute Vortrag unſerer Wirthin gleich bewundernswürdig waren, ſo vermochte doch ihre Muſik nicht, die Schwermuth unſerer Stimmung zu verbannen, und wir trennten uns unter ſolchen Gefühlen, die man als Vorzeichen des nahe bevorſtehenden Unglücks betrachten konnte." 11.

Literariſche Anzeige.

In meinem Verlage erſcheint und iſt durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen:

Allgemeine

medicinische Zeitung.

In Gemeinſchaft mit Profeſſor Dr. *J. B. Friedreich* und Obermedicinalrath Dr. *C. Hohnbaum*

herausgegeben von

Dr. **Karl Pabst.**

Jahrgang 1837.

Wöchentlich erſcheinen 2 Nummern von einem Bogen in gr. 4. Preis des Jahrgangs 6 Thlr. 16 Gr.

Dieſe Zeitſchrift, auf deren Redaction beſondere Sorgfalt verwandt werden ſoll, wird von dieſem Jahre ab wieder in meinem Verlage erſcheinen und namentlich enthalten: *Originalabhandlungen über irgend einen beſonders zeitgemäßen Gegenſtand der theoretiſchen und praktiſchen Medicin; Auszüge aus den beſten und neueſten Schriften deutſcher oder fremder Sprachen; Kritik der neu erſcheinenden mediciniſchen Schriften*, zu welchem Behufe die Herren Verleger um Einſendung eines Freiexemplars an die Redaction gebeten werden; *Miscellen und Correſpondenznachrichten.*

Probenummern ſind durch alle Buchhandlungen gratis zu bekommen.

Leipzig, im Januar 1837.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 41. — 10. Februar 1837.

Rückblicke auf Personen und Zustände von Eduard Gans.

(Beschluß aus Nr. 40.)

Der Verf. läßt uns in seinem Skizzenstrauß, wie der Asfodill im Kelchbusen mythisch-blutige Male trägt, stets bis auf den politischen und revolutionnairen Fruchtboden hinuntersehen. Die Darstellung zeichnet sich durch einen weltmännischen sachkundigen Anstrich aus. Die Farbe ist hingehaucht, brillant, französisch. Es scheinen hier die Grundlinien des diplomatischen Erzählungstones hingestreut, aus denen sich eine neue deutsche Behandlungsart der Geschichte entwickeln möchte, die, gewissenhafter und tiefer Begründung durchaus unbeschadet, nur den Reiz des Ungekünstelten, des Lebensfrischen und der Grazie ihr verleihen kann. Es ist übrigens keineswegs leicht, unmittelbar vorabgelaufene und gleichsam noch unter den Augen wachsende Begebenheiten, eben weil die Perspective fehlt und alle Stadien noch nicht durchmessen sind, in anschaulicher Wechselbedingung sich entfalten zu lassen. Der Verf. thut dies klar, besonnen und seines Stoffes mächtig. Juristische Fragen werden hin und wieder angestreift und, wie es dem Fluß der Darstellung zukommt, nur mit flüchtiger Meinung berührt und in unentschiedener Schwebung gelassen. Schlagend ist das wie im Flug über den St.-Simonismus Bemerkte. Ich erinnere mich nicht, über diesen Punkt etwas gelesen zu haben, was in wenigen Worten den Nagel so auf den Kopf träfe. „Wenn Fähigkeit der letzte Träger der Glücksgüter sein soll, wo ist der Messer dieser Fähigkeit?" Diese und ähnliche Fragen leiden schlechthin keine Widerlegung. „In dem fehlenden Erbrechte wird sogar die moralische Seite des Eigenthums verloren gehen, die dieses nicht entbehren kann." Ein tiefer Blick. Was läßt sich wol gegen die Bemerkung einwenden:

Dann tritt aber gegen die Grundlage der Fähigkeit ein weiterer Beschwerdepunkt auf, nämlich der, daß es am Ende doch auch ein Privilegium ist, daß dem Einen der Beruf geworden und dem Andern nicht. Soll der Unfähige nun ganz verstoßen sein und nicht im Glücke und Zufall einen möglichen Ersatz für seine Dummheit finden?

Diese Sachführung der Dummheit ist ebenso human wie durchdacht.

Die neue Dynastie war inzwischen gegen ihren Ursprung ins Aphelion getreten und hatte sich mit Fixsternen in Conjunction gestellt, zu denen sie eine größere Anziehung verspürte. Die Orleans'sche Macht hatte durch ihre schnellere Drehung sich zu einem solchen Kreise umgeschwungen, daß der Pendel des Liberalismus verkürzt werden mußte, damit sie selbst bei seinen Schwingungen nicht zu kurz käme. Von dem J. 1835 zieht der Verf. den Vorhang weg. Er weiß sich und sein Tableau so geschickt in den Lichteffect zu rücken, daß es unentschieden bleibt, ob das Farbenspiel den unmerklichen Nuancen einer geschmeidigen Gesinnung zuzuschreiben, oder vielmehr auf Rechnung des äußern Farbenwechsels der auf ihn fallenden Schlaglichter der Begebnisse zu setzen sei. Indeß würdigt er, wie es von ihm zu erwarten stand, die Intimidationsgesetze, die wie Leichenwürmer aus dem Rumpfe des jämmerlichsten Taugenichts und Lumpen, der aus Liederlichkeit und Völlerei einen Mordversuch unternommen, hervorgekrochen sind. An die Endfäden der Politik knüpfen sich hier Literatur und Wissenschaft. Auf Michelet wird die Aufmerksamkeit gelenkt. Er ist einer von Denen, die am glücklichsten die Fusion von deutscher Tiefe und französischer Eleganz abspiegeln. Ich wundere mich, daß Hr. Gans Balzac und George Sand so obenhin abfertigt. Letztere namentlich würde gewiß bei einer genauern Kenntniß ihrer Leistungen den Verf. zu einem andern Urtheil veranlaßt haben. Sie ist ohne Frage der glänzendste Geist, den die Franzosen im socialen Roman aufzuweisen haben. In ihrem Genre ist sie der größte lebende Autor. Sie besitzt eine analytische Psychologie und Auffassung der gesellschaftlichen Wirrnisse, wie sie in der französischen Literatur noch nicht dagewesen. Ihr dunkelrollendes, wie vom prophetischen Wahnsinn bewegtes Sibyllenauge dringt tiefer als irgend eines ihrer Landsleute. An poetischem Glanze kommt sie den ersten Schriftstellern gleich. Sie ist ein Phänomen für sich, das näher gewürdigt und geprüft zu werden verdient. Die höchst interessanten Portraits der Prinzessin Belgiojoso, der Delphine de Girardin lächeln uns aus der Skizzenmappe des Verf. freundlich und gewinnend an. Quinet's, Ballanche's, Buchon's Umrisse daneben.

Dem Inhalte und der Grundlage nach ist das dreifache Bild von Paris wol das Wichtigste im Buch. Was jedoch die Darstellung betrifft, scheinen vier folgende Schilderungen: „Der Salon der Madame Récamier"; „Ein Abend zwischen

Sièyes und Merlin"; „Ein Beſuch bei Jeremias Bentham"; „Göthe an ſeinem Geburtstage", noch gelungener. Im erſten namentlich iſt eine kunſtvolle, pikante und allmälige Entfaltung der Perſönlichkeiten. Nicht aus gewöhnlichen Zügen werden die bekannten phyſiognomiſchen Lineamente zuſammengeſetzt. Ein leiſeres, geiſtreicheres Ablauſchen führt neue Eigenthümlichkeiten aus. Wir betreffen den Maler gleichſam beim Portraitiren und ſehen ſeine Gebilde ihm unter der Hand Geſtalt und Form gewinnen. Einige erblühen wie aus ſympathetiſchen Farben, und das geiſtige Auge der Geſelligkeit in Frankreich ſieht uns klar und lebendig an. Chateaubriand namentlich, ganz im Einklange mit der Bemerkung des Verf., daß er zu den Abgeſchiedenen zu zählen, löſt ſich unter dem Pinſel des Darſtellers geheimnißvoll und faſt geiſterhaft von dem Dunkel ab, und gleichwol bleibt auch hier die Zeichnung ſkizzenartig hingeworfen. Hr. v. Tocqueville iſt eine nicht minder anziehende und ſinnige Erſcheinung, die durch das Schweigſame wirkt. Madame Récamier ſelbſt, als Vereinigungspunkt ſo bedeutender Männer, brennt wie eine ſtille beſcheidene Flamme, die dieſe ernſten und zarten Geiſter umkreiſen. Dieſe Nummer ſchließt der Verf. mit einer ſalbungsvollen Tirade, die einen Hegel'ſchen Predigeranſtrich hat:

Die Geſelligkeit, welche die reine Geſelligkeit, die Geſellſchaft, welche die reine Geſellſchaft iſt, bleibt ſomit lediglich in Frankreich zu Haus. Hier iſt ſie mit ſich ſelber eins, ohne Anſprüche und Drangſal, ohne Koſten und Verderben, eine Tochter des Gottes, der den Menſchen zu ſeinem Ebenbild erſchaffen, damit er in Jedem auch den göttlichen Urſprung erkenne.

Es fehlt nichts als das Amen.

Das zunächſt darauf folgende: „Ein Abend zwiſchen Sièyes und Merlin", iſt ein wohlgelungenes flamändiſches Genrebild. Es muß ſich maleriſch ausgenommen haben, das leibhafte Bild einer ſtrotzenden, wohlgenährten Gegenwart zwiſchen zwei ausgedörrten Hieroglyphen der Vergangenheit ſitzen zu ſehen; zwiſchen Sièyes, der welken abgeſtreiften Schlangenhaut des vorigen Jahrhunderts, die nichts als die Klapper behalten hat, und dem dünnen blutroſtigen Beil im Fascesbündel, Merlin. Ein glänzender, fettſaftiger Gänſebraten zwiſchen den Skeletten einbalſamirter Ibiſſe. Den jovialgeſchilderten Abend beſchließt eine Brauwer'ſche Kneipenſcene.

Mit demſelben Darſtellungstalent iſt der Beſuch bei Bentham conterfeit. Die Kleinmalerei gelingt dem Verf. ebenſo vortrefflich, als er ſich bei aller Aufmerkſamkeit auf das Umgebungsdetail jene feinen Lächerlichkeiten nicht entgehen läßt, die mit einem kaum bemerkbaren Schlagſchatten von leiſer Narrheit oft den Weiſeſten anwehen. Der große Juriſt Jeremias Bentham iſt des gezogenen Facits gewiß; er hat die Löſung ſeines politiſchen Rechenexempels in Sicherheit; er hat es ſchwarz auf weiß; die Andern trifft ſein herber Eifer und kauſtiſcher Spott. Canning, der Sohn der Schauſpielerin, iſt zufolge ihm ein Narr. Er beweiſt es, wie jener Irrenwärter, der einen ſeiner Pflegebefohlenen, welcher ſich für Gott den Sohn hielt, damit überwies und ad absurdum führte, daß er es doch beſſer wiſſen müſſe, er, der Gott Vater ſei. Er ſagt, nämlich der berühmte Staatsweiſe, Jeremias Bentham: „Wir müßten vielmehr in euer Land uns begeben, wo die Geſundheit durchgängiger Reform ſeit beinah einem Jahrhundert herrſchend iſt", was die Energie des Predigers auf Gielsdorf, der Zopfſchulze, unwiderleglich bewieſe. Man glaubt Tieck's „Reiſende" zu leſen. Der eingeſtreute Dialog in dieſem Stück iſt meiſterhaft gehalten. Dabei bewahrt der Verf. die Bonhomie, die ihm bei der ehrerbietigſten Deferenz eine ſeinen Mann durchſchauende Überlegenheit ſichert.

Vielleicht dürfte „Göthe an ſeinem Geburtstage" für die beſte unter dieſen Skizzen gelten. Das tiefgefühlte Seelenglück des Verf., von dieſer ſchönen großartigen Nähe erwärmt und durchleuchtet zu werden, geht auf den Leſer über. Das herablaſſend Grandioſe, das poetiſch Freundliche, das geſellig Erhebende und Veredelnde dieſes großen Mannes ſtrahlt mit fürſtlichem Genügen aus ſeiner Umgebung heraus. Man kann nicht ſonnenhafter und liebenswürdiger ſein. Keine Literatur wird edler und impoſanter repräſentirt als die deutſche durch Göthe. Sein Bild mögen die Pfützen trüben; er ſelbſt wandelt ſeine Bahn dahin in fleckenloſem Glanz nach wie vor. Auch in ſtyliſtiſcher Behandlung läßt dieſe Partie nichts zu wünſchen übrig. Die Form entwickelt ſich im Volldrang eines leichtbewegten gleichmäßigen Fluſſes.

Die übrigen Darſtellungen, ſtehen ſie auch gegen die genannten an Werth zurück, ſind doch gewandt und tüchtig behandelt. Brüſſel, das alle franzöſiſche Werke und daher pflichtſchuldigermaßen auch die Julirevolution nachgedruckt hat, bietet an ſich zu wenig Intereſſe, um durch des Verf., wenn auch ſonſt ſehr gut und mit Laune entworfenen Schattenriß beſonders anſprechen zu können. Die Figur des Engländers iſt ergötzlich gehalten. „Die Sitzung des Oberhauſes vom 7. zum 8. October 1831" iſt intereſſant und beluſtigt unter Anderm auch dadurch, daß der Verf., ſelbſt ein tüchtiger Sprecher, bei den Verhandlungen vom bloßen Zuhören müde-krank geworden, ſich zerſchlagen ins Bett legen mußte, wo er denn einen Tag lang mit aller Muße über ſeine parlamentariſche Unzulänglichkeit nachdenken konnte.

In dem Artikel: „Die Schweiz am Ende des Jahres 1832", erfährt man von dem Verf., daß ihm zur Landſchaftsmalerei das Talent fehle. Daß ihm die Neigung und der Reiz dafür jedenfalls abgehe, iſt ſchon deshalb natürlich, da ihn, den die Politik, das parlamentariſche Leben und der Glanz der Rede ganz und gar zu eigen hat, die ſtummen Naturſchönheiten wenig rühren mögen. Die Gebirge, das ſtille Ober- und Unterhaus, ſehen einander an und ſagen kein Wort. Der Waſſerfall, der Sprecher des Unterhauſes, ſtottert zum Erbarmen. Das Finſteraarhorn erhebt ſich zwar wie der edle Lord auf dem Wollſack, gibt aber keinen Laut von ſich. Die Sturzbäche reichen zwar Petitionen ein, ſie werden aber zurückgewieſen. Die Emancipationsbill der Lavinen fällt jedesmal durch. Ein Politiker, zumal ein liberaler, muß dem verächtlich den Rücken wenden. Der Fürſt Pückler-Muskau ſollte in der That den Vorſchlag des Hrn. Gans

nicht von der Hand weisen. Der Fürst ist ihm an Auffassungssinn der Natur ebenso überlegen, als Hr. Gans ihn an politischem Urtheil übertrifft.

In dem übrigens vortrefflich geschriebenen Aufsatz: „Die Stiftung der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik", schien mir ein wenig Commérage zu herrschen. Diese Abhandlung soll beim Vorlesen den Frauen besonders gefallen haben.

Das Letzte: „Die Deutschheit des Elsasses", läuft etwas dünn aus mit dem magern Gedanken: daß die Elsasser als Repräsentanten deutscher Art bei unsern überrheinischen Nachbarn betrachtet werden dürften.

Noch eines Vorzugs, der diese Blätter auszeichnet, muß erwähnt werden. Der Verf. verhält sich darin passiv, das Beobachtete rein aufnehmend und abspiegelnd. Und obgleich die Fäden des Erzählten mit großer Lebendigkeit bewegend, bleibt er dennoch selbst anspruchslos und bescheiden im Hintergrunde. Indem die Kritik die Bescheidenheit dieser Selbstzurückstellung anerkennt, erlaubt sie sich zugleich dem einsichtsvollen Verf., den hierin ein feiner Takt geleitet hat, für die Zukunft einen Fingerzeig zu geben, weil das selbstgefällig Vordringliche eines persönlichen Dazwischentretens diesem Genre namentlich sehr viel Eintrag thun kann, ja es ganz und gar verleiden möchte.

J. L. Klein.

Correspondenznachrichten.

Paris, 8. Januar 1837.

Das so schon vielbewegte Paris nimmt, wie Sie wissen, um die Weihnachtszeit, am Schlusse des Jahres, einen noch regsamern, bewegtern Charakter an als gewöhnlich. Ich könnte Ihnen davon Vielerlei erzählen. Ich könnte Sie z. B. des Morgens ein Stündchen, vielleicht auch zwei und drei, über die Boulevards, durch die Rue Vivienne nach dem Palais royal und von da zu Hrn. Chirour und Comp. führen, um Ihnen die glänzendste Ausstellung von Neujahrsgeschenken in der Welt zu zeigen; wir könnten uns des Abends zusammen in einen der vielen Salons verlieren, welche, so langweilig sie in der Regel auch an sich sind, doch grade um diese Zeit einen gewissen Reiz der Neuheit haben; man ist soeben erst vom Lande, von weiten Reisen zurückgekehrt, man sieht veränderte und neue Gesichter, man hört alte und neue Grundsätze ausposaunen, man bemerkt alte und neue Toiletten. Gefiele es Ihnen hier nicht, wollten Sie vielleicht lieber ein wenig bewundern als blos beobachten und kritisiren, so könnte ich Sie den einen Abend zu dem italienischen Improvisator Cicconi begleiten, der uns neulich Savonarola in einer einzigen Sitzung auf einem recht artigen tragischen Kothurn vorgeführt hat; an einem andern würden Sie mir vielleicht zu dem polnischen Virtuosen Gusikow folgen, welcher mit seinem wunderbaren Strohinstrumente schon ganz Deutschland in Erstaunen gesetzt hat. Aber Sie wollen vielleicht etwas Gediegeneres, Vollständigeres, Imposanteres? Gut, wir gehen heute in das romantisch-phantastische Concert der Hrn. Lizst und Berlioz, und morgen sehen wir den Ballon des Hrn. Green aufsteigen, und des Contrastes wegen können wir dann gleich auf dem Rückwege Hrn. Mathias Gulia, dem kleinsten, schönsten und gewandtesten des Pygmäengeschlechts, einen Besuch abstatten; und zwischen diesen beiden Extremen der Scheuswürdigkeiten, der Zwerggestalt des Hrn. Mathias Gulia und dem Riesenballon des Hrn. Green, haben sich in den letzten drei Wochen noch so viel Dinge und Undinge zusammengedrängt, von denen ich mit Ihnen sprechen sollte, daß mir wahrhaftig die Wahl schwer werden würde, wenn nicht in dieser Zeit auch die literarische Welt gewissermaßen ihre Feste gefeiert hätte, von denen ich Ihnen und Ihren Lesern von Rechtswegen vor Allem Bericht erstatten muß. Ich sage ihre Feste; denn heutzutage muß ja die Wissenschaft im Allgemeinen ihre Triumphe so im Stillen und in der Zurückgezogenheit feiern, daß jeder Tribut, der ihr etwa äußerlich noch dargebracht werden mag, in ihren Annalen wol als Festtag eingezeichnet werden darf. Dem guten Genius, welcher in dem Institut de France dem literarischen Leben Frankreichs einen Mittelpunkt schaffen wollte und bisjetzt, wenigstens äußerlich, erhalten hat, ist es zu danken, daß dergleichen dies fasti hier häufiger wiederkehren als sonst irgendwo. Wir sind vor Kurzem von zwei derselben Zeuge gewesen: am 22. Dec. wurde Guizot feierlich in die Académie française aufgenommen, und einige Tage später, den 28. Dec., hielt die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften ihre alljährliche öffentliche Sitzung.

Es wird Ihnen bekannt sein, daß unter den fünf Akademien, woraus das Institut de France besteht, blos die Académie française das Vorrecht der öffentlichen und feierlichen Aufnahme ihrer neuen Mitglieder genießt, und daß, der akademischen Sitte gemäß, der Neuaufzunehmende mit einem Panegyrikus Dessen debutiren muß, dessen Platz er einnimmt, wogegen er in der Regel wieder durch eine officielle und von der Akademie approbirte Lobrede begrüßt wird. Das steht nun einmal als Grundsatz fest, und es läßt sich daran ebenso wenig etwas ändern, als billigerweise dagegen einzuwenden ist. Weil es aber nun grade so ist, so wird auch leicht begreiflich, wie es gekommen ist, daß diese akademischen Feierlichkeiten einen einförmigen, leblosen, steifen und nicht selten unbeholfenen und selbst spaßhaften Charakter angenommen haben, den am Ende nur Witz und Ironie möglichst auszubeuten suchen. Ist dies in der letzten Zeit weniger der Fall gewesen, haben diese öffentlichen akademischen Feierlichkeiten im Gegentheil mehr Theilnahme gefunden und beinahe eine gewisse allgemeine Wichtigkeit erhalten, so wüßte ich dafür in der That keinen triftigern Grund anzugeben als den, daß sie sich mit all ihren alten Formen zuletzt doch auch dem Geiste der Zeit haben fügen müssen, daß sie, mit einem Worte, politisches Interesse gewonnen haben. Wie so? werden Sie fragen. Wie so? Weil man sich genöthigt sah, die Thüren des Palais Mazarin vor allen Leuten zu öffnen, die in hohem Grade zu den eminenten politischen Charakteren der Zeit gehören, weil man einen Thiers, einen Salvandy, einen Guizot und erst noch vor ein paar Tagen einen Mignet eher zulassen zu müssen glaubte, als z. B. einen Victor Hugo, welcher es mit all seinen Frühlings- und Herbstpoesien und mit seinem ganzen verjährten Romantismus noch nicht einmal bis zum Deputirten hat bringen können und folglich auch schon seit einigen Jahren bei jedem Scrutin der französischen Akademie mit seinen vier bis fünf Stimmen immer kläglich durchfällt. Daß man daher diesmal, bei der Aufnahme Guizot's, schon lange vorher, ehe es wirklich dazu kam, im hohen Grade gespannt war; daß man eine Zeit lang in den Salons nur davon sprach und in den Journalen nicht selten weitschweifige Diatriben darüber lesen mußte, war nur natürlich. Wir wollen jedoch bei dieser Präliminarien, wodurch sich für den Fall eines endlichen Friedensschlusses die verschiedenen Parteien nur eine möglichst vortheilhafte Stellung, ein möglichst freies Spiel zu sichern suchten, nicht verweilen. Wir wollen nicht einmal erzählen, wie man sich schon acht Tage vorher in ziemlich bittern Kritiken über die Rede des Hrn. Philipp Ségur ausließ, dem als Director der Akademie der ehrenvolle Auftrag zu Theil geworden war, Hrn. Guizot im Namen derselben zu begrüßen; und wie noch am Vorabende der Feierlichkeit der „National" Hrn. Guizot seine akademische Genealogie nicht ohne einige beißende Bemerkungen vorrechnete. Anstatt dessen begeben wir uns lieber sogleich in die Sitzung selbst.

Alle Zugänge zu der Rotunde des Palais Mazarin sind schon eine Stunde vor der Eröffnung von einer mit Billets aller Farben bewaffneten Menge belagert; man schiebt und drängt sich, man macht Queue wie vor dem Vaudeville oder den Variétés, wenn Frédéric Lemaitre oder Odry spielen, und die bewaffnete Macht — denn hier zu Lande stehen selbst diese friedlichen Zusammenkünfte der Akademiker unter dem Schutze nicht nur des Gesetzes, sondern auch des Bayonnets — thut ihr Möglichstes, um mit gehörigem Anstande die gute Ordnung zu erhalten. Mit Anstande sage ich; denn allerdings verlangt das Publicum, welches sich hier zusammengefunden hat, einige Rücksichten, und wenn es auch aus keinem andern Grunde wäre als dem, daß die Toiletten der Damen, welche bekanntlich selbst hier wie überall bei öffentlichen Schauspielen fast immer die Majorität bilden, einige Schonung erheischen, die ein französischer Musketier und ein pariser Stadtsergeant, même dans l'exercice de ses fonctions, nie verweigert. Neben diesen Damen finden sich aber auch noch andere Persönlichkeiten männlichen Geschlechts, welche einigen Respect wol in Anspruch nehmen dürfen. Es sind Deputirte, Staats- und andere Räthe, Präsidenten und Generale, englische Lords und französische Marquis des alten, mittlern und neuen Regimes, litterarische und politische Notabilitäten, Doctrinaires und Tiersparti, rechte und linke Seite. Genug, Sie können versichert sein, daß man sich für diesmal, obgleich in einer Queue, doch in recht guter Gesellschaft befand und folglich auch die Langeweile des Wartens noch so ziemlich verschmerzen konnte. Denn daß es dabei auch nicht an Unterhaltung fehlte, können Sie wol denken.

Aber schon thun sich die Thüren auf, und in wenig Minuten ist die elegante, aber für dergleichen außerordentliche Fälle allerdings etwas zu kleine Rotunde gefüllt, oder noch besser, überfüllt. In dem Amphitheater des Erdgeschosses, dem Bureau des Präsidenten und der Tribune gegenüber, nehmen vorzugsweise die Damen Platz, welche von elegant gekleideten, mit großen goldenen Ketten und Paradedegen geschmückten Huissiers bekomplimentirt und mit vielem Anstande in ihre Bänke eingewiesen werden. Das männliche Publicum drängt sich unterdessen, so gut es eben gehen will, und ohne Complimente auf den engen Galerien zusammen. Im untern Raume bleiben zunächst noch einige Bänke leer, welche, wie sich bald zeigt, für die Minister und einige der ersten politischen Notabilitäten bestimmt sind. Denn in der That nahmen hier auch kurz nachher die Hrn. Molé, Martin du Nord, Duchatel, Persil, Barthe, Decazes, Pasquier u. s. w. Platz. Doch hatte man wahrscheinlich noch auf mehr Gäste aus dieser Sphäre gerechnet; denn grade dort war der einzige, noch leere Raum im ganzen Saale. Für wen er bestimmt sei, darüber wurden verschiedene Conjecturen laut. Talleyrand wurde ziemlich allgemein genannt; man fing schon an sich zu wundern, daß er noch nicht eingetroffen sei, und erzählte, wie er sich bei der Aufnahme seines politischen Schooskindes Thiers sammt seinen Krücken in einem Tragsessel nach dem Palais Mazarin habe transportiren lassen. Eine gleiche Höflichkeit Hrn. Guizot zu verweigern, meinten Einige, könne der feine Takt des Veteranen politischer Schicklichkeit schwerlich zugeben. „Mais il viendra", entgegneten Andere, wahrscheinlich Doctrinaires, indem sie noch fünf Minuten vor Eröffnung der Sitzung ängstlich die Uhr herauszogen. Aber er kam nicht und der Platz blieb leer. „Il y aurait là dedans l'histoire politique de deux années", äußerte am folgenden Tage der schalkhafte Feuilletonist des „Temps". Übrigens verkündigte gleichzeitig die Fama, Hr. v. Talleyrand habe den sehr dringenden Einladungen der Freunde des Hrn. Guizot nur den schlimmen Zustand seiner Gesundheit entgegengesetzt; ein Entschuldigungsgrund, der wenigstens ebenso höflich als unantastbar ist. Wir lassen ihn ruhig im Hotel Talleyrand und kehren zum Palais Mazarin zurück.

Die bewaffnete Macht, welche vier bis sechs Mann hoch, auch im Innern des Saales entwickelt war, hatte sich allmälig zurückgezogen, und schon hatten sich am Haupteingange der Rotunde verschiedene Gestalten in gründebrößten Röcken, der Staatsuniform der Akademiker, blicken lassen, als plötzlich die Bewegung an jener Stelle heftiger wurde und sich die noch leeren Bänke zu beiden Seiten des Bureaus mit den Mitgliedern der fünf Akademien füllten. Daß sich hier so ziemlich Alles zusammenfand, was Frankreich an bedeutenden Namen auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst aufzuweisen hat, ist eben kein Wunder, und ich werde Sie davon nicht unterhalten. Es war überhaupt viel leichter die Fehlenden als die Gegenwärtigen zu übersehen. Die Abwesenheit der Hrn. Thiers und Chateaubriand, die unter den bestehenden Verhältnissen wol mehr als ein bloßer Zufall war, wurde sogleich bemerkt und ziemlich übereinstimmend gedeutet. Es wäre jedoch vielleicht dennoch darüber gleich an Ort und Stelle zu heftigern Discussionen gekommen, wenn nicht das Erscheinen des Hrn. Guizot und die sofortige Eröffnung der Sitzung allen weitern Bemerkungen ein Ziel gesetzt und die Aufmerksamkeit des Publicums ganz in Anspruch genommen hätte.

Herr Guizot ist ein Mann von mittler, gewöhnlicher Größe und nicht eben starkem Körperbau. Gleichwol hat seine Haltung und sein Gang etwas Bestimmtes, Dictatorisches und folglich mehr Achtunggebietendes als Einnehmendes. Der Ausdruck seines Charakters, welcher sich schon hierdurch ziemlich kund gibt, liegt noch offener in den regelmäßigen und stark markirten Zügen seines Gesichts zu Tage. Die Stirne ist hoch und frei, das dunkle Haupthaar glatt und schlicht, das Auge liegt tief und verräth das Feuer der Seele, welches im Innern kocht, während der etwas gepreßte Mund mit seinen fast farblosen Lippen ganz dazu gemacht zu sein scheint, sich mehr zu kaltem Fieberhauche als zu erwärmender Rede zu öffnen. Die Gesichtsfarbe stimmt hiermit vollkommen überein. Sie ist bleich und spielt etwas ins Gelbe. Sie erhöht den Napoleonischen Ausdruck, den ich in diesem Kopfe, als ich ihn zum ersten Male sah, gefunden habe und nun, ich kann mich zwar täuschen, immer wiederfinde. Man will bemerkt haben, daß Guizot, als er auf der Tribune Platz nahm, noch bleicher ausgesehen habe als gewöhnlich. Es ist leicht möglich. Denn wenn dieses Gesicht überhaupt die Fähigkeit besitzt, Gemüthsbewegungen durch gewisse Nuancen der Färbung wiederzugeben, so spielen diese jedenfalls nur ins Bleiche. Mir scheint es physiologisch, vielleicht selbst moralisch unmöglich, daß Guizot's Kopf erröthen könne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Die alten Schriftsteller haben uns einen altceltischen Jagdgesang aufbewahrt, dergleichen nach beendigter Jagd von den Barden beim Gastmahl gesungen wurden. Er lautet etwa so: „Das Schwert des Jägers war aus seiner Scheide. Der Wald hat seine mächtigen Streiche mit tausendfachem Echo widergehallt. Überall, wo es darein schlug, ist Blut in Strömen geflossen. Weithin von Lager zu Lager hat man den Fußtritt des gescheuchten Wildes, das dumpfe Geheul der reißenden Thiere vernommen. Fleucht hin vor den Söhnen der Celten, hat ihnen die Angst zugerufen; das blitzende Schwert der Götter ist aus der Scheide. In Blut und Tod ist uns das Wild der Wälder geliefert. Wir erlegten sie mit gewaltigen Streichen, und sie haben sich vor Angst selbst in unsern Speer gestürzt. Das Schwert ist der Sklave des Celten, sein treuer Sklav. Nie fehlt ihm die Beute, weder auf dem Felsen des Gebirgs, noch in dem schallenden Thalgrunde. Durch Wald und Luft, durch Wasser und Feuer dringt die furchtbare Waffe des celtischen Jägers. Ohne die herrliche Jagd wäre das Leben des Celten einsam und traurig; den Thieren gleich würde er dann von Eicheln leben. Singt Preis den Gottheiten der Jagd, richtet Gastmahl an und laßt eure Barden laut ihre Stimme erheben." 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 42. — 11. Februar 1837.

Mein Römerzug. Federzeichnungen von Franz Freiherrn Gaudy. Drei Theile. Berlin, Enslin'ſche Buchhandlung. 1836. 8. 3 Thlr. 18 Gr.

Kein Leſer wird erſchrecken und an einen imperator posthumus denken, der ſeine Römermonate einzufodern kommt; die friedlichen „Federzeichnungen" deuten auf einen Herrn des heiligen römiſchen Reichs, der um keine eiſerne, ſondern um Lorberkronen wirbt, der kein anderes Heer ſammeln will, als eines von Leſern, und uns andere Römermonate bringt, als unſere Altvordern zählen mußten: kurz, Franz Freiherr Gaudy war in Rom und erzählt dies der leſefrohen Welt in drei Octavbändchen. Halb Europa iſt in Italien ſo gut wie zu Hauſe, ſo weit man dies nämlich durch Reiſen dahin — einige eigne und viele hundert fremde — durch Kupferſtiche, Zeichnungen, Gemälde, Gedichte u. ſ. w. ſein kann; die andere Hälfte wartet nur auf den günſtigen Zeitpunkt, es der erſten gleich zu thun, und ſo iſt denn Italien recht eigentlich das Paradies unſers Erdtheils, das wir als ein verlorenes beſingen, als ein wiederzugewinnendes predigen, und in welches nur einige Enochs und Eliaſſe bei Lebzeiten aufgenommen worden, die vielleicht noch in ihrem feurigen Wagen ſitzen. Alles aber, was in den beiden Endzonen der Phantaſie, in der Ferne der Erinnerung und der Hoffnung lebt, verlangen wir durch die Hände der Kunſt uns nahgebracht, und ſo erfreuen wir uns, wenn wir nicht grade Geographen, Statiſtiker, Manufacturiſten, Ärzte, Sprach- oder Kunſtforſcher u. ſ. w. ſind, am meiſten an Bildern Italiens, ſie kommen nun aus des Künſtlers oder des Dichters Werkſtatt.

Vorliegende „Federzeichnungen" kommen aus der letztern und geben uns Anſichten von Berlin, Baireuth, aus der Schweiz, dem Lago maggiore, Mantua, Bologna, Florenz, Rom und der Umgegend, vom Dampfſchiff auf der Fahrt nach Livorno, von Ferrara und Venedig, wo endlich der Autor hinter den rhätiſchen Alpen verſchwindet. Die Zeichnungen, ſie ſind oft colorirt, wechſeln in Form und Farbe; Erzählungen, Schilderungen, lyriſche, dramatiſche Gedichte folgen ſich in angenehmer Abwechſelung, und oft tritt der Künſtler ſelbſt mit ſeinen Reflexionen dazwiſchen, mit Selbſtgeſprächen und Urtheilen. Welcher Art ſind nun dieſe Dichtungen und Betrachtungen, welcher Richtung, welcher Schule gehören ſie an? Der Verf. läßt uns darüber nicht in Zweifel, und gleich im erſten Abſchnitte, am Lago maggiore, enthüllt er uns ſeine innige Liebe zu dem Dichter des „Titan", „deſſen große Bruſt zerfiel, ehe ſie vor Wonne über das Anſchauen der Alpen und Italiens erzitterte; dem nur im Geiſte dieſe leuchtenden Bilder entgegenglänzten; der nur ſeine Träume beſingen durfte". Das Andenken an Jean Paul begleitet den Autor an manche Stellen ſeines Wegs, und die Luſt, in ſeiner Weiſe zu ſchreiben, regiert faſt immer ſeine Feder. Möchte doch die Wärme der Liebe überall zum Lichte des Verſtändniſſes werden und das Dephlogiſtiſiren des Herzens immer von einem Dephlegmatiſiren des Kopfes begleitet ſein. Wie aber der Verf. in dem aus der Ausſage des baireuther Todtengräbers, „daß nur Wenige mehr das Grab des Herrn Legationsraths beſuchen", gezogenen Schluß, „daß Deutſchland ſeinen edelſten Schriftſteller vergaß", irren dürfte (wir Deutſche ſuchen nun einmal den Lebenden nicht bei den Todten und wiſſen ſchon lange nicht mehr, in welchem Sarge die Gebeine Schiller's liegen, obſchon ſeine Geſänge in Aller Munde leben), ſo begegnet ihm dies noch mehr in der Auffaſſung und Nachahmung ſeines großen humoriſtiſchen Vorbildes.

Launige Erzählungen, wie die von der Wallfahrt nach der Annunziata in Florenz, wo er den Leſer durch Enthuſiasmus und Hinderniſſe ſpannt, um ihn zuletzt auf gemeinſchaftliche Koſten zu betrügen (denn der Autor ſelbſt hatte ganz ohne Erfolg ſich geſehnt und Schwierigkeiten überwunden), oder wie die andere vom feinangelegten und wohlausgeführten Kampf mit dem Speiſewirth in Otricoli und andere ſind vortrefflich und leſen ſich gut; weniger, ja faſt gar nicht gelingt ihm die Sprache der Ironie und der Witz. Letzterer iſt ſelten motivirt, oft blos local und verhält ſich zu dem Jean Paul'ſchen wie Kopfſtimme zu Bruſtſtimme. Dahin gehört die unhaltbare Allegorie von der Zerſtörung des Coliſeums aufs Bürgerkönigthum in Frankreich. Ein Hinken erlaubt man dem Gleichniß, aber einbeinig darf es nicht ſein. Was haben die Fontainen neben dem Obelisk von St.-Peter mit „miniſteriell und liberal" gemein? Wie kann man vor einem „jüngſten Gericht" von einem (oder „keinem") „Lieblingsgericht" ſprechen? Wie die Statuen in der Peterskirche „courfähig" nennen, und jene ſelbſt „den Rothſchild der Kirchen"? Warum nicht auch

den Fallſtaff, das heidelberger Faß, den großen Mogul der Kirchen? u. ſ. w. Mehre Anſpielungen ſind außer Berlin unverſtändlich. — Noch mehr verfehlt der Autor die Sprache der Ironie, nämlich den Schein des Ernſtes, den ja Ausdrücke wie „famos" vom Mondſchein im Coliſeum, „impertinent ſchön", „ajuſtieren" u. ſ. w. nicht haben. Den größten Fehlſprung aber thut er als Humoriſt κατ' ἐξοχήν vom Ernſt zum Spaß, vom Pathos ins Komiſche, in das er wirklich unſanft fällt. Zum Beiſpiel, wenn er im Garten der Paſſioniſten zu Rom durch die ganze Umgebung ſich in eine pathetiſche Stimmung heben läßt und aus dieſer in ein Spottbild derſelben umſpringt, ſo iſt dies nicht Humor, und am wenigſten Jean Paul'ſcher, und es hätte ihn des Meiſters Wort aus der „Vorſchule der Äſthetik" warnend begleiten ſollen, welches lehrt, wie, bei dem allgemeinen Spotte der Humoriſt, welcher die Seele erwärmt, von dem Perſifleur abgeſondert iſt, der ſie erkältet (Jean Paul's ſämmtliche Werke, XLI, §. 32 fg.): „Nach jeder pathetiſchen Anſpannung gelüſtet der Menſch ordentlich nach humoriſtiſcher Abſpannung; aber da keine Empfindung ihr Widerſpiel, ſondern nur ihre Abſtufung begehren kann, ſo muß in dem Scherze, den das Pathos aufſucht, noch ein herabführender Ernſt vorhanden ſein." Wenn aber (Gaudy, II, 13) „auf Trümmern geboren, das ſtündlich raſtlos erneute Anſtürmen des Feindes auf ihre Schutzmauer gewahrend, den Sturz der ſtolzen Zinnen mit vorahnendem Geiſte ſchauend, die hohe Palme, der Kaſſandra gleich auf den Thürmen der heiligen, dem Untergange geweihten Veſte verſtummend, ſchwermüthig das trauernde Haupt wiegend" u. ſ. w. ſteht, und unmittelbar darauf von einem Abreiſenden (dem Dichter) „die Karte pour prendre congé" empfängt, ſo iſt dies eben jene Erkältung, an der die Dichtkunſt ohne Rettung ſtirbt und vor der der Meiſter des Humors in der angeführten Stelle und ſonſt 60 Bände hindurch warnt. Kehrt aber der Autor die Ironie gegen ſich ſelbſt, ſo überſieht er dabei ein weſentliches Moment, daß ſie nur den Schein treffen darf, und der Widerſpruch gegen dieſelbe feſt begründet und unausgeſprochen gefühlt ſein muß. Wenn er aber den Mönch in S.-Onofrio bei Taſſo's Grabmal über ihn (den Autor), nachdem er die abgenutzten Gleichniſſe von Lorber- und Dornenkrone gebraucht, ausrufen läßt: „Seltſames Volk, und Einer wie der Andere!" ſo trifft die Ironie auf keinen Schein und der Dichter vernichtet ſich ſelbſt.

Eine zweite Gabe unſers erzählenden Dichters ſind die Gedichte, die verſchiedene Situationen und Stimmungen meiſt glücklich, wenn auch ohne hervorſtechende Originalität ſchildern. Eines aus vielen wird das bedingte Lob rechtfertigen:

Die Bettlerin.

Auf dem Corſo glänzt die Kuppel
Von San-Carlo's heil'gem Dom,
Ragt aus der Paläſte Kette,
Überſtrahlt das neue Rom.
Auf dem Corſo rollen Wagen,
Sprengen Reiter flink einher,
Fächer rauſchen, Hände winken,
Blicke lauſchen deutungsſchwer.

Ringsum zucken Scherzesblitze
Jede Stirn verklärt ihr Licht,
Nur auf einem ſtillen Antlitz
Spiegelt ſich ihr Schimmer nicht.
Auf San-Carlo's Marmorſtufen
Sitzt 'ne ſchöne blaſſe Dirn',
Gleich der Sonnenblume trauernd
Hüllt Nacht des Tags Geſtirn. (Unklar.)

Tiefgeſenkter Wimpern Schleier
Überwebt des Auges Glanz,
Durch die feinen Finger gleiten
Perl' auf Perl' am Roſenkranz,
Und wie griech'ſche Götterbilder
Leuchten aus der Hütte Wand,
Alſo tauchen zarte Glieder
Aus verblichenem Gewand.

Senkt die Sonne ſich zum Scheiden,
Sitzt das ſchöne Mädchen dort,
Blickt zu Boden, betet eifrig,
Doch der Lipp' enttönt kein Wort.
Nicht die ſchmerzliche Geberde,
Nicht der leiſe flehnde Mund —
Nur der Teller auf der Erde
Thut die Noth der Armen kund.

Gleich dem Bilde der Madonna,
Das von Spinneweb umflort,
Deß Gewand und lichte Glorie
Von dem Meiſter Wurm durchbohrt,
Deſſen Farbenglanz geblättert
Sich im Brand der Sonne rollt,
Und wo nur der Jungfrau Antlitz
Unverſehrt und rührend hold:

Alſo ſchaut aus dürft'ger Hülle
Auch der Bettlerin Geſicht,
Alſo glänzt die bleiche Stirne,
Die das ſchwarze Haar umflicht.
Alſo ſitzt ſie auf den Platten
Thränenlos und matt und ſtill,
Harrend, ob ein menſchlich Auge
Stummen Jammer ſehen will.

Wagen rollen raſch vorüber,
Stutzer zeigen ſich zu Pferd,
Keiner hält des flücht'gen Blickes
Das vergrämte Mädchen werth.
Nach den Fächern, nach den Federn
Fliegen eitle Blicke hin,
Keiner auf die Kirchenſtufen
Nach der ſchönen Bettlerin.

Augengläſer auf die Perle
Richtet nur ein Dandy feſt,
Er, der ſchwere Silbermünze
In den Teller gleiten läßt,
Der ſich lüſtern lächelnd neiget
Zu dem reizenden Geſicht
Und, gewiß des leichten Sieges,
Leiſe freche Worte ſpricht.

Und mit zornentflammter Wange
Springt empor die röm'ſche Maid;
Nach Verachtung ſprühnden Worten
Haſcht die Glühnde lange Zeit.
Raſch vor des Verſuchers Füße
Schleudert ſie das Silberſtück
Und dann ſinkt ſie auf die Stufen
Von San-Carlo bleich zurück.

(Der Beſchluß folgt.)

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Fortsetzung aus Nr. 61.)

Herr Guizot hatte natürlich, nachdem der Director der Akademie, Herr Philipp v. Ségur, mit den beiden Secretairen, Villemain und Biennet, am Bureau Platz genommen hatte, zuerst das Wort. Der Augenblick der allgemeinen Spannung, welcher seiner Rede vorherging, hat auf mich einen ganz sonderbaren Eindruck gemacht, der sich nicht beschreiben läßt. Man erwartete etwas Außerordentliches. Die Stimme Guizot's — von ihr nur ein Wort, ehe ich von dem Inhalte der Rede selbst spreche — steht mit seinem ganzen Wesen in gutem Einklange. Sie ist fest, bestimmt und hat selbst ein gewisses Metall, aber dabei mehr Eintönigkeit als Modulation und ist weniger wohlklingend als überzeugend. Seine rednerische Action, welche bei einer akademischen Rede, da sie immer abgelesen wird, freilich nicht sehr hervortreten kann, scheint gering zu sein, und sein Mienenspiel verräth nur selten die lebhaftere Regung des Gemüths. Man erwartete, was den Inhalt der Rede betrifft, wie ich sagte, etwas Außerordentliches. Einmal, weil es Guizot war, welcher sprach, und zweitens, weil ein großartiger Gegenstand vorlag. Denn daß Guizot, als Nachfolger des Herrn v. Tracy, auf die Philosophie des 18. Jahrhunderts eingehen müsse, lag ziemlich auf der Hand; und wenn man wirklich gespannt war, so war man es eben nicht sowol auf die Wahl des Gegenstandes als auf die Art, wie ihn grade Guizot fassen und behandeln, und wie er die philosophischen Ideen des 18. Jahrhunderts mit den Grundsätzen seines politischen Systems in Beziehung bringen werde. Gleich in den ersten Worten hob Guizot selbst das Schwierige seiner Aufgabe heraus.

„Es ist Ihnen, meine Herren", redete er die Akademiker an, „gegeben, Den zu erheben, auf welchen Ihre Stimmen gefallen sind; aber es steht nicht in Ihrer Macht, ihn bis zu der Höhe der Prüfung emporzutragen, die Sie ihm auferlegt haben. Ein großes Jahrhundert, ein Jahrhundert, das die Welt erobert hat, ist kaum von uns gewichen; ein großer Philosoph, der letzte eines großen Philosophengeschlechts ist kaum ins Grab gestiegen, und schon bin ich berufen, hier vor Ihnen meine Gedanken über diese unermeßliche Epoche und ihren würdigen Vertreter auszusprechen. Aber geziemt es sich, daß Söhne sich öffentlich zum Richter ihrer Väter aufwerfen? Das 18. Jahrhundert hat Das aus uns gemacht, was wir jetzt sind; Ideen, Sitten, Institutionen, Alles haben wir von ihm erhalten; wir sind seine Schuldner, und ich für meinen Theil zolle ihm die Liebe eines Sohnes. Möchte sie doch alle meine Worte, selbst die freiesten durchdringen und sich in ihnen kund thun! Wenn unsere Worte frei sind, wem haben wir es zu verdanken? Das 18. Jahrhundert hat unsere Freiheit gemacht. In und außerhalb dieser Halle, überall gibt jeder Gedanke, der sich frei entwickelt, jede Stimme, die sich ohne Hinderniß erhebt, Zeugniß über den Ruhm und die Wohlthaten des 18. Jahrhunderts. Montesquieu, Voltaire, Rousseau, mächtige Geister, unsterbliche Namen, wir sind frei, wie ihr uns gewollt habt! Wir werden es gegen euch selbst sein; aber unsere Freiheit wird euch die würdigste Huldigung sein, und unsere Erkenntlichkeit wird zu euch mit der Unabhängigkeit unseres Urtheils emporsteigen."

Herr Guizot macht dann in wenigen Zügen auf die Bewegung der Geister aufmerksam, welche allein in den zehn Jahren von der Erscheinung des „Esprit des lois" von Montesquieu bis zu der des Werkes von Helvetius „De l'esprit" 1748—58 stattfand. Er nennt diese Zeit den Zenith des 18. Jahrhunderts, und in ihr erblickte Tracy das Licht der Welt. Gleich durch seine Verhältnisse eher zu jeder andern Bestimmung hingezogen als zum Studium der Philosophie, wurde er jedoch von ihr ergriffen und folgte ihr mit Leidenschaft. „Und wie hätte man ihr auch widerstehen sollen?" heißt es dann weiter. „Diese Philosophie äußerte und verbreitete ihre Herrschaft ja nicht blos dadurch, daß sie zur Vernunft sprach, nicht blos durch das kalte Wort in Schriften. Sie bemächtigte sich der Gesellschaft selbst, beherrschte ihre Gewalten, hob ihre Gesetze auf und brachte in die Beziehungen der Menschen zueinander eine Freiheit, eine Mannichfaltigkeit und eine Bewegung, wie man sie bisher nicht gekannt hatte. Jahrhunderte lang waren die Geschicke der Philosophen und der freien Denker beschwerlich und selbst oft schmerzlich gewesen; sie wurden jetzt leicht und glänzend. Weit entfernt, in einer arbeitsamen Zurückgezogenheit nur nach den Freuden des strengen Denkens zu streben, fanden sie Geschmack an allen Annehmlichkeiten des Lebens, welche die Gesellschaft bietet. Noch nie hatte sich eine so große Milde der Sitten mit einer solchen Lebendigkeit der Discussion gepaart; noch nie war ein solcher Eifer geistiger Thätigkeit mit so viel Sicherheit der äußern Existenz, noch nie ein solcher Aufschwung der Gemüther mit einer so leichten Hingebung in den Handlungen verbunden gewesen. Und dieser Aufschwung war allgemein; diese Hingebung gehörte Allen an und hatte für Alle dieselben Reize, sowie sich in der letzten Stunde eines Festes alle Zuschauer, belebt und mit fortgerissen, drängen und vermischen, um mit derselben Hingebung gemeinschaftlich dieselben Vergnügungen zu genießen. Aber es waren nicht mehr jene schmachvollen Vergnügungen, nicht jene regellosen, ungemessenen Freuden, welche die ersten Jahre des Jahrhunderts charakterisirt hatten. Edle und reine Freuden knüpften sich an die gewöhnlichen Genüsse, erhabene Hoffnungen an die Befriedigung literarischer oder weltlicher Eitelkeiten. Im Schooße dieser so leichten Sitten gediehen die schönsten und edelsten Gefühle mit Freuden zu Kraft und Leben. Diese Philosophie, so freigebig mit Vergnügungen und Ruhm gegen ihre Schüler, versprach sich selbst für das Menschengeschlecht Freiheit und Glück."

Als die erste große Erfüllung dieses Versprechens schildert hierauf Herr Guizot sogleich die Nationalversammlung von 1789, deren Mitglied Herr v. Tracy war. „Er kam zu dieser Versammlung, fremd jedem Interesse, frei von persönlicher Selbstsucht, einzig und allein von dem Wunsche ergriffen, die Gesellschaft, welche so lange Zeit zum Nutzen Einiger durch Gewalt und Zufall beherrscht worden war, nach Vernunft und Gerechtigkeit, zum Frommen Aller einzurichten. So dachte der Theil des Adels, welchem Herr v. Tracy angehörte und welcher die Reformen mit Feuer unterstützte, ohne daß er etwas von ihnen zu erwarten hatte. Es waren wahrhaft liberale Geister, wahrhaft edle Herzen, die vor Allem die Menschheit liebten und welche, wenn sie auch nicht immer dem Irrthume entgangen sind, ihre Täuschungen doch wenigstens noch mit Opfern bezahlt haben."

Dem gerechten Lobe der Nationalversammlung folgt ein um so schärferer und härterer Tadel des Convents und der Zeit des Terrorismus. Herr v. Tracy ward von ihr, wie alle Edlern der Nation, tief ergriffen; er rettete sich mit seinem Schmerze in das Heiligthum der Philosophie und fand für die innigsten Gedanken seines Geistes eine Freistatt in dem Kreise jener Männer, welche damals als die edelsten Trümmer des 18. Jahrhunderts im Schooße des Instituts vereint waren. Ganz der Philosophie seines Jahrhunderts ergeben, wurde er hier ihr treuester Pfleger; er hatte sie, wie sich Guizot ausdrückt, „aus dem Schiffbruche gerettet und gab sie den Menschen wieder, deren Thorheit sie mit allen Wohlthaten, welche sie ihnen versprochen hatte, beinahe vernichtet hätte". Wir können uns nicht enthalten hier noch einige Stellen mitzutheilen, in welchen Guizot bei dieser Gelegenheit einige der Hauptcharakterzüge der Philosophie des 18. Jahrhunderts hervorgehoben hat.

„Das eigentliche Wesen, der Ruhm der Philosophie des 18. Jahrhunderts ist ihre tiefe Verehrung des Menschen, ihre erhabene Idee von der Würde und den Rechten des menschlichen Wesens an sich genommen und unabhängig von jeder andern Betrachtung. Diese bis dahin rein religiöse Idee hat die Philosophie des 18. Jahrhunderts zum ersten Male in das gewöhn-

Digitized by Google

liche Leben übertragen, indem sie sich zugleich mit Eifer der Erfüllung der Aufgabe widmete, den Menschen, als solchen in den vollkommenen und wahren Besitz seiner Würde und seiner Rechte zu setzen. Die Folge davon war ein zweiter, ebenso hervorspringender, ebenso rühmlicher Charakter dieser Philosophie: ihre unermeßliche und unersättliche Selbstsucht für den Menschen, für das Menschengeschlecht; eine Selbstsucht, welche nicht blos nach allgemeiner Glückseligkeit, sondern nach Vervollkommnung, und zwar nach unendlicher Vervollkommnung in jeder Beziehung strebte. Selbstsucht führt Philosophen wie Könige auf Irrwege; aber sie erzeugt auch in ihnen die wahrhaft großen Dinge, welche die Menschheit erheben und bereichern. Wir mögen sein, wer wir wollen, lassen Sie uns immer gegen die Selbstsucht ein gewisses Mistrauen hegen, meine Herren; aber lassen Sie uns ihr auch nie ganz entsagen; wir würden hiermit der höchsten Macht unserer Natur, den größten Momenten unserer Bestimmung entsagen. Und hat wol das 18. Jahrhundert, welches diese Natur und diese Bestimmung des Menschen so erhoben hat, wirklich auch ihre Erhabenheit gekannt? Hat wol diese Philosophie, welche auf den Menschen so stolz und für ihn so selbstsüchtig war, hat sie ihn wirklich wie einen Gegenstand aufgefaßt, welcher eines so großen Stolzes, einer so großen Selbstsucht würdig ist? Nein, meine Herren, nein! Die Philosophie des 18. Jahrhunderts hat von dem Menschen nur eine unvollkommene und kleine Idee gehabt; sie hat das Reinste und Edelste in ihm verkannt; sie hat das Schönste und Erhabenste in seiner Bestimmung nicht begriffen. Sie hat in ihm nicht das erhabene, unsterbliche und von dem göttlichen Hauche belebte Wesen gesehen, welches, indem es durch dieses Leben geht, mit an einem göttlichen Werke arbeitet und anderwärts den Lohn seiner Arbeit erhalten soll. Sie hat den Menschen vorzugsweise in seinen Verhältnissen zu dieser, zu der materiellen Welt betrachtet; und da sie in ihrem Wesen in hohem Grade social war und die Veränderung der irdischen Lage des Menschen als ihr Ziel betrachtete, so hat sie in ihm fast nur die Seite studirt, durch welche er an die Erde geknüpft ist. So hat man, einer sonderbaren Inconsequenz zufolge, gesehen, daß das Jahrhundert, welches die Würde des Menschen am meisten geachtet hat, welches von ihm am meisten erwartete und für ihn die höchsten Ansprüche erhob, ihn zugleich auch auf der Stufenleiter der Wesen herabsetzte, seine Natur verstümmelte und die Größe seiner Stellung beinahe zunichte machte. Wir wollen es, meine Herren, der Inconsequenz des Menschen, oder vielmehr, damit ich ganz spreche, wie ich es meine, der göttlichen Weisheit Dank wissen, daß sie es nicht zugibt, daß der Mensch seine rühmliche Natur, selbst wenn er sie verkennt, doch nicht ablegen kann; wir wollen ihr danken, daß sie in dem Geiste des Menschen einen Schatz von Wahrheit niedergelegt hat, welchen kein Irrthum daraus verbannen kann, in dem Herzen des Menschen eine Macht der Uneigennützigkeit, welche die selbstsüchtigsten Theorien zu überwinden und zu beseelen im Stande ist! Die Philosophen des 18. Jahrhunderts haben oft das Werk Gottes verkannt, und gleichwol besaßen sie Glauben, einen wahrhaft tiefen Glauben, welcher, wenn man ihnen in dieser Beziehung glauben müßte, gar kein Recht auf so viel Zutrauen haben würde; sie haben mit Liebe der Menschheit gedient, welche, wenn sie nicht Das wäre, was sie in ihr gesehen haben, so viel Ergebenheit gar nicht in Anspruch nehmen dürfte."

Mit wenigen, vielleicht selbst etwas zu flüchtigen Zügen zeichnet nach diesen allgemeinen Sätzen der Redner die Stellung, welche Herr v. Tracy mit seiner materialistischen Philosophie während des Consulats, des Kaiserthums und der Restauration einnahm. „Wie hätte Herr v. Tracy", heißt es hier unter Anderm in Bezug auf seinen Commentar zu Montesquieu, „nicht die Freiheit des menschlichen Geistes mit seiner eignen Freiheit für compromittirt halten sollen, als er 1811 seinen Commentar über den „Geist der Gesetze", wovon Montesquieu 1750, unter dem alten Régime, in weniger als zwei Jahren 22 Ausgaben gesehen hatte, nicht einmal in Frankreich drucken, sondern blos in Amerika konnte erscheinen lassen?" Überhaupt war Tracy, seinem eignen Geständnisse zufolge, der Welt seitdem fast abgestorben. Die politischen Ereignisse hatten ihn tief ergriffen; er hatte seine besten Freunde verloren; seine Gesundheit fing an schwankend zu werden; er zog sich in die Einsamkeit zurück. Selbst die Restauration, in welcher die Philosophie des 18. Jahrhunderts einigermaßen wiederaufzuleben schien, konnte ihn nicht befriedigen. „Denn während dieser Auferstehung der Philosophie des 18. Jahrhunderts entstand und wuchs eine neue Philosophie an ihrer Seite empor, welche in dem Geistesleben den Spiritualismus und in der moralischen Weltordnung das Gesetz der Pflicht als Symbol anerkannte; welche in der Politik nicht die Souverainetät der Mehrzahl zugab, dem religiösen Glauben die Hand bot und ebenso sehr die Wissenschaft wie die Freiheit liebte, aber nach andern Grundsätzen und mit andern Gefühlen als ihre Vorgänger." Geistig und durch schwere körperliche Leiden, wie namentlich eine vollkommene Blindheit, von der Welt abgeschieden, lebte Tracy zuletzt nur noch sich selbst und einem kleinen vertrautern Kreise, dessen Seele er war.

(Der Beschluß folgt.)

Reise-Plaudereien, über Ausflüge nach Wien (1811), Salzburg und dem Salzkammergut in Oberöstreich (1834), Weimar (1806), in die würtembergische Alb (1824) und nach den Vorcantonen der Schweiz und dem Rigi (1818), von Georg Reinbeck. Zwei Bändchen. Stuttgart, Brodhag. 1837. Gr. 12. 2 Thlr. 12 Gr.

Der würdige Verf. ist durch Arbeiten für die Bühne, die jedoch nicht eben Glück gemacht haben und jetzt wieder vergessen sind, früherhin bekannt geworden. Er bespricht hier als gebildeter Mann mit Geschmack und Einsicht Gegenstände der Kunst und des Lebens und gibt sich als einen warmen und heitern Freund der Natur zu erkennen. Man liest also diese „Reiseplaudereien" mit wahrem Vergnügen durch, und wenn sie auch ein wenig sehr verschieden geschrieben und namentlich der zweite und vierte Aufsatz beiweitem schwächer als die andern sind, so gewährt Einem doch dagegen die Schilderung der Schweizerreise und des Aufenthaltes in Weimar unmittelbar nach der an sich unglückseligen oder ihrer Reaction wegen gesegneten Schlacht von Jena einen desto größern Genuß. Besonders gern hören wir dem Verf. zu, wenn er so unbefangen und unverfälscht, wie er es thut, seinen Genuß an schönen Naturscenen auf uns überträgt. In der Schilderung von Wien und der Besprechung literarischer Gegenstände und Verhältnisse ist er mitunter allzu breit und geschwätzig; indessen wollen wir doch zehnmal lieber die harmlose Wortlust eines alternden Mannes von dieser Ehrbarkeit als etwa die widerwärtige Wortmacherei über nichts vieler jüngern deutschen Autoren uns bieten lassen. Über Alles, was in das eigentliche Gebiet der Poesie einschlägt, gehen Hrn. Reinbeck's Äußerungen so ziemlich auf der Oberfläche hin; jedoch mag man die fast komische Ernsthaftigkeit, mit der er z. B. vom Dichter Lenau gegenüber dem Dichter Göthe spricht und die übrigens gewiß ehrenwerthen Bestrebungen der jetztlebenden süddeutschen Sänger so viel wichtiger nimmt, als sie wol von dem unbefangenern Theile des Publicums angesehen werden dürften, recht gern aus dem Grunde einer wohlwollenden persönlichen Freundschaft entschuldigen. Also danken wir schließlich dem Hrn. Verf. für seine gemüthlichen Plaudereien und wünschen nicht nur einem jeden wandernden Naturfreunde eine so liebenswürdige Empfänglichkeit wie die seinige, sondern auch seinem Buche recht viele damit ausgestattete Leser.

75.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 43. — 12. Februar 1837.

Mein Römerzug. Federzeichnungen von Franz Freiherrn Gaudy. Drei Theile.

(Beſchluß aus Nr. 42.)

Statt uns in Bezug auf die eingeſtreuten Gedichte auf weitere Erörterungen einzulaſſen, verweilen wir lieber bei einer Frage, die der Verf. als Dichter aufwirft. „Warum darf ein Maler, ein Architekt, ein Bauchredner, Steuerreviſor, ja der ſimpelſte Geheimerath ſich bei ſeinem Prädicat nennen und nur der Dichter nicht? Er, der u. ſ. w. ſollte nicht ausrufen dürfen: Heil, drei Mal Heil mir, der ich ein Dichter bin!“ Der Autor ſieht eine Ungerechtigkeit, eine Herabwürdigung darin und fällt dabei in einen doppelten Irrthum. Er ſetze nur den Steuerreviſor an ſeine Stelle und laſſe ihn ausrufen: „Heil, drei Mal Heil mir, daß ich ein Steuerreviſor bin!“ ſo fühlt er die ganz andere Bedeutung ſeines enthuſiaſtiſchen Ausrufs oder die des ähnlichen von Correggio (nicht Francia wie der Verf. will): „Anch' io sono pittore“, wenn er letztere etwa als Antwort eines Reiſenden neben Andern auf dem Paßbureau auf die Frage: „E lei?“ ſich denkt. Hat der Autor nun einerſeits den Unterſchied der den Ausſpruch motivirenden Stimmungen oder Veranlaſſungen überſehen, ſo überſieht er ebenſo auf der andern Seite den Unterſchied der Bezeichnungen ſelbſt. Je kleiner der Begriff iſt, in je engern Grenzen er uns erſcheint, um ſo eher können wir ihn ausfüllen, oder auszufüllen glauben; mit der Größe des Begriffs wächſt die Scheu, ſich ihm gleichzuſtellen, und es kommt nur auf unſere Vorſtellung von gewiſſen Prädicaten an, daß wir ſie uns nie und nirgend beilegen. Der Schuſter, der als Geſell abſolvirt, wird ſich leicht Meiſter nennen; thut es aber einer unſerer großen Künſtler? Daß er Lieutenant ſei, kann leicht Einer ſagen; aber auch, daß er tapfer, ſchön, witzig ſei? Kann Einer ſich ſeiner Frömmigkeit rühmen, wie Äneas bei der Dido, oder ſeines Glaubens, wie unſere Stillen im Lande? Erkennen wir alſo vielmehr ſtatt einer Herabwürdigung eine Würdigung der Dichtkunſt in der Scheu ihrer Jünger und Meiſter, ſich Dichter zu nennen; überlaſſen wir dieſen Vorzug den alten nürnberger Meiſterſängern und Denen, deren Muſenberg höchſtens 180 Fuß über der Meeresfläche liegt.

Der Autor macht indeß nicht nur ſein Recht als Dichter geltend, ſondern auch das als Kunſtfreund, ja als Kunſtrichter. Als Göthe nach Italien ging, ſchrieb er in Verona in ſein Tagebuch: „Ich ſage mir ganz aufrichtig, daß ich von der Kunſt wenig verſtehe.“ Erhebt er hernach Guercino zum Meiſter erſten Ranges, vergöttert des Caracci Engel u. ſ. w., ſo kann man ihm keinen Vorwurf weiter machen. Tritt aber ein Autor mit der Meinung vor, daß es „wahre Sünde wider den uns inwohnenden heiligen Geiſt ſei, ſich der Urtheilskraft in der Kunſt (wie in Glaubensſachen) zu entäußern“ (II, 112); „daß ein Richterſpruch, der in Deutſchland als Anmaßung gelte, im Süden zum wohlbegründeten werde“ u. ſ. w. (S. 111), ſo gibt er uns ein Recht zu großen Erwartungen in die Hände; er wird, ſo hoffen wir, ſein Schuldig oder Unſchuldig ſowol durch eine genaue Kenntniß der Geſetze als Berückſichtigung der Umſtände der Angeklagten ausſprechen, oder er bricht mit ſeinen falſchen Sentenzen den Stab — über ſich. Folgen wir ihm in die Gerichtsſäle, in die Hallen der Kunſt, ſo können wir uns im Palazzo del Te in Mantua, obſchon voller Verwunderung, doch bei ſeinem Urtheil über Giulio Romano (Degradation und Abnahme der Ehrenzeichen) einigermaßen beruhigen, wenn wir das von hohem ſittlichen Gefühl bedingte Motiv des Richterſpruchs vor Augen uns ſtellen; ja, es muß ſogar in der Pinakothek zu Bologna uns gefallen, daß die Unſchuld der heiligen Magdalena von Timoteo delle Vite (der freilich zur Wahrheit der eine Umſtand fehlt, daß ſie nie wie bei der heiligen Büßerin verloren gegangen) von ihm erkannt wird, wenn auch Rafael's Cäcilie unverſtanden bleibt.

Löſet die Geſtalten
Aus der Gruppirung, theilt fünf Mal das Bild,
So beug' ich mich fünf Mal vor Idealen.

heißt es von dieſem Bilde (I, 66). Aber wenn in der Sixtina zu Rom dem jüngſten Gericht Michel Angelo's gegenüber der Geſetzesparagraph citirt wird: „Ein Gemälde verlangt mit Einem Blicke umſpannt zu werden“, ergo! wenn nur die einzelnen Heiligen und armen Sünder des armen Sünders Buonarotti, ja nur ihre Gliedmaßen Gnade finden in dem Ausſpruch: „Jedes Glied, jede Muskel jauchzt Michel Angelo! Aber —“, ſo fangen wir an, an dem Erkenntnißvermögen des Richters, ſowie an gründlicher Bildung zu zweifeln. Unſer Vertrauen ſteigt auch nicht, wenn wir vernehmen, von den ſieben Bildern Ra-

fael's im Vatican sei keines „makellos" als das kleine Predell zur Grablegung, und in der Transfiguration sei dieselbe Einheit „wie in der Madonna di Foligno, oder tausend andern Bildern, welche das Himmlische mit dem Irdischen verschmelzen", während wir schon längst durch unsere Dichter über die französische Einheit des Raumes und der Zeit gehoben sind; oder wenn wir „die milde, beseligende Ruhe, welche die Jünglinge, die Frauen- und Greisengestalten mondscheinlieblich verklärt", als „das Element der Größe Rafael's" bezeichnet sehen (II, 122), während wir an Auffassung des Gegenstandes, an Composition und an Durchbildung des Styls bei ihm zu denken gewohnt waren; oder wenn „das Leonardeske Lächeln das schönste Vermächtniß des Meisters, welches er Luini hinterließ", genannt wird, während wir diesen Rafael der Lombarden auf nichts weniger als einen Mundwinkel eingeschränkt glaubten. Wenn aber endlich (III, 247) von der Kunst eines Giovanni Bellini, Tizian, Giorgione u. s. w. der Richter sagt: „Venedigs Kunst entsproß, eine Treibhauspflanze, auf das gebieterische Wort der Mächtigen, schwelgerisch wuchernd, sich in geilen Ranken streckend" u. s. w. (S. 248), „sie fröhnte knechtisch dem Stolz und der Sinnlichkeit der Großen, sie ward zur feilen Buhlerin" u. s. w., so haben wir nicht die peinliche Gerichtsordnung Karl V., nicht die Proceßordnung aus „Tausend und einer Nacht" vor uns, sondern das Revolutionstribunal der Terroristen. Der Richter, der sich eines solchen Urtheils begibt, begeht — das wird man ihm von Berlin bis Rom bezeugen — keine „Sünde wider den dem Menschen inwohnenden heiligen Geist", und sein Gewinn wird sein, daß er, was Göthe a. a. O. sich vorgesetzt, „sich selbst an den Gegenständen kennen gelernt".

Um nun aber doch nicht mit Vorwürfen von dem Verf. zu scheiden, der uns so manche theuere Bilder wiederaufgefrischt und selbst die Langeweile, wo sie unvermeidlich in den Weg tritt (in den Nestern der Lombardei, auf dem Apennin), in goldene Rahmen gefaßt, erinnern wir uns zum Schluß an zwei Mittheilungen aus Rom, die schwerlich allgemein bekannt sind. Die erste ist die allerdings empörende, daß die Mönche von S.-Paolo fuori le mura in Rom den Glauben unter dem Volke verbreiten, als haben die „ketzerischen Engländer" die Basilika des heil. Paul in Brand gesteckt; die zweite ist die lachenerregende von dem Feldzuge der päpstlichen Dragoner gegen die Künstler und deren Maskerade in den Steinbrüchen von Cervara, dessen Resultat die Gefangennehmung eines russischen Malers war, dem zur Entschädigung für erlittene Schmach die übrigen Entkommenen (unter denen sogar Horaz Vernet u. s. w.) ein Album mit Zeichnungen verehrt. 36.

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Beschluß aus Nr. 12.)

Der Übergang, welchen Guizot hierauf zum Schlusse von der Schilderung der Allem entsagenden Zurückgezogenheit Tracy's zur Julirevolution und ihren Folgen macht, ist zwar etwas unerwartet und hat selbst etwas Gesuchtes; er ist aber zu gleicher Zeit so charakteristisch für den Redner selbst, daß wir ihn nothwendig noch mittheilen müssen. „Indessen", sagt Guizot mit Beziehung auf Tracy, „begab sich in seiner Nähe, um ihn ein ungeheueres Ereigniß, der ruhmvollste Triumph, der endliche Triumph der Sache, welcher sein Leben angehörte. In der That, meine Herren, die Philosophie des 18. Jahrhunderts hatte für die gesellschaftlichen Zustände des Menschengeschlechts sehr kühne Ansprüche und Hoffnungen erhoben. In ihrem Übermuthe hatte sie das unserer Natur inwohnende Übel verkannt und die unüberwindliche Unvollkommenheit unsers Wesens nicht begriffen. Auf die Probe gestellt, hat sie daher große und schmerzliche Niederlagen erlitten. Und sind nicht gleichwol jetzt die wesentlichsten Ansprüche, die allgemeinen Hoffnungen dieser Philosophie erfüllt? Sehet: der Gedanke ist frei, das Gewissen ist frei, die Arbeit ist frei, das Leben ist frei. Mächtige Institutionen, die Institutionen, welche Voltaire von Weitem bewunderte und Montesquieu dem erstaunten Europa erklärte, verbürgen alle diese Freiheiten. Eine souveraine Handlung Frankreichs hat der Welt gezeigt, daß fortan die nationalen Freiheiten und Institutionen nicht ungestraft verletzt werden dürfen. Ein König, würdig unserer Institutionen, unverletzlich wie sie selbst, widmet ihrer Befestigung seine unermüdliche Weisheit. Auch erstarken schon ihre vortrefflichen und so sehr ersehnten Früchte, die Sicherheit, der Wohlstand, die Civilisation, die öffentliche Einsicht, zusehends. Die Menschen haben, um sich ihren Genuß zu verschaffen, nur die Proben zu überstehen, welche das Gesetz der Menschheit selbst sind, die Proben der Zeit und der Anstrengung. Wer sich dieser entledigen zu können glaubt, für den gibt es weder Freiheit, noch Civilisation, noch Gesellschaft. Und zu welcher Zeit sind wol diese nothwendigen und heilsamen Proben kürzer und leichter gewesen? Welches Zeitalter, welches Land hat wol je einen so erhabenen Zweck so schnell erreicht? Fragen Sie nur, meine Herren, jenen großen Minister, welcher seinen Namen dadurch geehrt hat, daß er ihn den ihrigen beigesellte; fragen Sie jenen großen König, welcher den seinigen so sehr an dem Ruhm Frankreichs geknüpft hat: haben wol Richelieu und Ludwig XIV., welche während ihres langen und gewaltigen Lebens so viel gesehen und so viel gethan haben, je etwas gesehen, je etwas gethan, was Dem nahe käme, was unter unsern Augen und durch unsere Hände vorgegangen ist? Haben sie wol die Ehre gehabt, zu einer so vollkommenen Umwandlung, zu einer so unermeßlichen Entwickelung der Ideen, der Institutionen, der Sitten, der Gesetze, der ganzen Existenz so vieler Millionen mitzuwirken, oder sind sie von ihr Zeuge gewesen? Und wie viel Zeit war nöthig, um solche Resultate zu erreichen? Sie haben es soeben gehört: ein Menschenleben. Als Herr v. Tracy das Licht der Welt erblickte, begann im Reiche der Ideen der große Kampf; als er starb, war im Reiche der Thatsachen der große Sieg vollendet. Gewiß hat niemals die Vorsehung ein Jahrhundert und ein Volk mit mehr Auszeichnung behandelt; niemals würden Zweifel und Entmuthigung so undankbar gewesen sein; niemals hat die Menschheit nach so viel unsinnigen Ansprüchen und traurigen Irrthümern schlagendere Gründe gehabt, den Glauben an ihre hohe Bestimmung und an die Macht der Wahrheit zu behalten."

Unter rauschendem Beifallklatschen, welches freilich bei keiner akademischen Feierlichkeit fehlen darf, begann hierauf sogleich Herr v. Ségur seine Antwortsrede. Es läßt sich darüber nur wenig sagen, und noch weniger verdient sie eine genauere Mittheilung. Es war ein übertriebener, ungeschickter Panegyrikus, welcher an jedem andern Orte als in diesem Elderado der Lobsprüche, wo man mit dergleichen Speise so gesättigt ist, daß man selbst gegen jede Ironie abgestumpft zu sein scheint, nur für eine platte Lächerlichkeit gegolten haben würde. Ich habe die Standhaftigkeit bewundert, womit Herr Guizot diese Lobhudelei ertragen hat. Die kalte Gleichgültigkeit, welche er ihr entgegenzusetzen schien, meine ich, hätte Herrn Ségur demüthigen müssen. Denn Herr Guizot wechselte weder Farbe

noch Miene, ſelbſt nicht als Herr Ségur in ſeinen Hyperbeln bis zu Ignoranz und Unwahrheit herabſank. „Sie ſind einer von Denen, welche zu dem ſtürmiſchen Meere unſerer Leidenſchaften geſagt haben: du ſollſt nicht weiter gehen! Und Ihre Stimme, ſtark durch die Eingebungen der wahren Beredtſamkeit, hat ſiegreich in ganz Frankreich widergehallt.“ Es wäre vielleicht zu wünſchen, daß dies die Wahrheit ſein möchte! Mir ſchien es aber auch in der That, als ob der Beifall, welcher am Ende abermals mit Händen und Füßen zu erkennen gegeben wurde, mehr der ganzen Feierlichkeit und dem Helden des Tages als Hrn. Ségur gegolten hätte, und was ich beim Herausgehen ſo hier und da vernahm, beſtätigte dieſe Meinung. Leugnen läßt ſich dagegen nicht, daß Guizot's Rede auf das kleine Publicum, welches ſie aus ſeinem eignen Munde gehört hatte, im Allgemeinen einen günſtigen, einen tiefen Eindruck gemacht hatte. Unter einem Strome von Bewunderungsformeln hörte ich nur hier und da einige ziemlich derbe misfällige Äußerungen, welche ſo ziemlich verriethen, wie die Preſſe der verſchiedenen Farben die Rede des Herrn Guizot am folgenden Morgen beurtheilen werde.

Die Abendjournale hatten nämlich kaum noch Zeit, von dieſer Feſtlichkeit nur ſummariſch Bericht zu erſtatten. Blos das Abendblatt des Herrn Guizot: „La charte“, welches wahrſcheinlich die Rede ſchon vorher erhalten hatte, füllte damit den größten Theil ſeiner Columnen an. Von Rechtswegen folgte am nächſten Morgen das „Journal des débats“ ſeinem Beiſpiele und ſtreute Herrn Guizot verdienten Weihrauch. Faſt die ganze übrige Preſſe nahm dagegen an dieſem und dem folgenden Tage eine mehr oder minder feindliche Stellung gegen Herrn Guizot und ſeine Anſichten über die Philoſophie des 18. Jahrhunderts ein. Offenbar war dabei viel mauvaise foi, abſichtliche Böswilligkeit. Herr Guizot, welcher überhaupt nichts weniger als populair iſt und es in Frankreich auch ſchwerlich werden kann, hat, ich weiß eigentlich ſelbſt nicht warum, jenes Heer literariſcher Eintagsfliegen gegen ſich, deren Element das Feuilleton iſt, und welche da, wo ſie ſich einmal eingeniſtet haben, ihrer Natur zufolge eben nichts als Koth und fatale Stiche zurücklaſſen können. Der „National“, ungeachtet Carrel's Tode immer noch das tüchtigſte Oppoſitionsblatt, war noch ziemlich gemäßigt und ließ Herrn Guizot volle Gerechtigkeit widerfahren. Er begann nach dem alten Thema: „Praeterea censeo Carthaginem esse deleudam“, ſeine Kritik mit der gewöhnlichen Polemik gegen die Akademie im Allgemeinen. Man ſolle ſich nur nicht vergeblich abmühen, ſie zu ihrem goldenen Zeitalter, oder wie Pélisſon ſich ausdrückte, zur Unſchuld ihrer Jugend zurückführen zu wollen, wo man z. B. lange Berathungen darüber pflog, wie man die Königin Chriſtine von Schweden empfangen ſolle, um ihr am Ende nichts als eine Überſetzung des erſten Buches des Lucian vom Abbé Colin zu übergeben, und die Proſaiſten noch das Recht hatten, ſitzend ihre Vorträge zu halten, während die Poeten ſtehen mußten. Sie ſolle, wenn ſie ihrer Beſtimmung noch einigermaßen entſprechen wolle, nur literariſch werden, wie ſie es z. B. noch bei der Wahl Scribe's geweſen ſei; an Vaudevilliſten, an denen Herr Villemain ſeine Sarkasmen auslaſſen könne, werde es nie fehlen. Von der politiſchen Literatur dagegen ſolle ſie ſich ja fern halten; dieſe ſei unter den Streichen der Beredtſamkeit der Herren Salvandy, Guizot und Ségur geſtorben. Jedoch dürfe man billigerweiſe auf Herrn Guizot nicht das Wort des Cardinal Retz anwenden: „Il sied plus mal à un ministre de dire des sottises que d'en faire.“ Dies würde ungerecht und grauſam ſein, da Herr Guizot blos langweilig geweſen ſei, und zwar weil dies ſein Gegenſtand ſo mit ſich gebracht habe. Überhaupt könne Herr Guizot nur auf der Tribune der Kammer Effect machen, wo er zur Linken die Oppoſition, zur Rechten die Legitimiſten, im Angeſichte die Majorität und im Rücken Herrn Dupin habe. Mit ſolchen und ähnlichen Phraſen half ſich der „National“ über die eigentliche Kritik der Rede ſelbſt weg. Er machte nur noch über die in derſelben aufgeſtellte Theorie von der Freiheit einige beißende Bemerkungen. Herr Guizot, meinte er, habe wenigſtens doch noch ſo viel Schamgefühl gehabt, daß er die Preßfreiheit weggelaſſen habe.

Derber fielen ſchon die Blätter des Tiers-Parti aus. Der „Temps“, welcher die ganze Rede blos als eine verkappte Lobrede des Syſtems der Doctrine betrachtete, konnte es nicht verſchmerzen, daß Guizot, voller Haß gegen die Revolution, ſich über Richelieu und Ludwig XIV. erheben wolle und ſich berufen glaube, allein das Heil der Welt zu machen. Dieſe „inflexible rigueur de son ambition“ war und blieb auch ungefähr das Thema, worüber das übrige Heer der Journale Chorus anſtimmte. Mehre Tage lang las man mitunter ziemlich pikante Artikel, deren Zweck war, zu beweiſen, daß Herr Guizot der Typus des Egoismus, der Eigenliebe und der Selbſtſucht ſei. Die Krone hat dieſer Oppoſition eigentlich aber doch erſt Herr Guſtav Planche aufgeſetzt, welcher in der „Revue des deux mondes“ Herrn Guizot am Neujahrstage mit einer etwas derben Kritik beſchenkt hat. Herr Guſtav Planche ſchreibt gut und hat allerhand nützliche und ehrenwerthe Kenntniſſe, beſitzt aber zu wenig moraliſche Haltung, als daß er nicht bisweilen in einen gewiſſen geiſtreichen Cynismus herabſinken ſollte, von dem ſich dieſe Tagsliteratur nun einmal nicht ganz rein waſchen kann. Mir kommt es immer vor, als wenn ich unter dem modernen Florgewande, womit dieſe Herren ihre literariſchen Blößen und Gemeinheiten zuzudecken ſuchen und verſtehen, noch hier und da etwas von den Lumpen und dem Schmuze Marat's, des Urvaters und Erztypus literariſch-cyniſcher Polemik, gewahr würde.

Freilich kommt auf der andern Seite dabei auch manche Wahrheit zu Tage. Was in der Kritik des Herrn Planche über die geringen Verdienſte des Herrn Guizot um die Literatur der Nation, d. h. um die eigentliche Fortbildung der Sprache, geſagt wird, dürfte nicht ganz ungegründet ſein. Die wiſſenſchaftliche Bedeutung ſeiner Arbeiten, meint er, hätte ihn vielleicht eher einen Platz in der Académie des inscriptions et belles lettres als in der Académie française geſichert. Die gefährlichſte aller Wahlen für die Würde, das Anſehen und den Zweck der letztern ſei eine politiſche Wahl wie die, welcher Herr Guizot ſeine Aufnahme verdanke. Gegen Herrn Guizot's Rede etwas Haltbares einzuwenden, war eben nicht ſchwer, wenn man ſich einmal auf einen ihm feindlichen Standpunkt geſtellt hatte. Tadelt ſie der „Temps“ politiſch wegen ihrer doctrinairen Tendenz, ſo wirft ihr dagegen der Kritiker der „Revue des deux mondes“ den Mangel an ſcharfer Charakteriſtik der Philoſophie des 18. Jahrhunderts vor; er findet, daß Herr Guizot zu ſehr bei Allgemeinheiten, bei gewöhnlichen, alltäglichen Dingen, bei „lieux communes de collége“ ſtehen geblieben iſt; er vermißt in ſeiner Rede die „biographie intellectuelle“ des Herrn Tracy und greift die ohne ſchärfere Definition der „ambition“ ſo hingeſtellte Vertheidigung und Empfehlung des Ehrgeizes an. Er gibt dann dieſe Definition ſelbſt: „L'ambition n'est pas l'amour obstiné du pouvoir; c'est le désir et le courage d'accomplir une volonté conçue dès long-temps, discutée par la conscience dans la solitude et le recueillement dont la sagesse evidente prescrit l'accomplissement.“ Vielleicht entdeckt man die ſchwachen Seiten dieſer Definition ebenſo leicht als die darin enthaltene Anklage gegen Herrn Guizot.

Daß natürlich Ségur in der Kritik des Herrn Planche auch ſeinen Theil erhielt, war natürlich. Nach dieſer Lobrede, heißt es am Schluſſe, müſſe Frankreich, wenn es nicht undankbar ſein wolle, Herrn Guizot wenigſtens einen Tempel errichten. Wir wiſſen nicht, ob Herr Guizot für dergleichen Sarkasmen durch die Theilnahme des Hofes an ſeinem akademiſchen Triumphe ſich hinlänglich entſchädigt gefunden haben mag. Jedenfalls war aber der Wunſch Ludwig Philipp's und ſeiner Familie, die Rede des Herrn Guizot nochmals von ihm ſelbſt zu hören, eine Auszeichnung, welche ihn ſogar für die Abweſenheit des Herrn v. Talleyrand zu entſchädigen im Stande ſein

mochte, zumal da sich Thiers einer gleichen Auszeichnung seiner Zeit nicht zu erfreuen gehabt hatte. Diese zweite Recitation fand auch wirklich einige Tage nach der Aufnahme des Herrn Guizot in den innersten Gemächern der Tuilerien und in alleiniger Gegenwart der königlichen Familie statt. Wir wissen darüber nur so viel, daß Guizot an jenem Abende einen zweiten wohlverdienten Triumph gefeiert hat. 129.

Mancherlei.

Thorheit ist ansteckend, nicht Vernunft, gleichwie Seuchen anstecken, aber nicht Gesundheit. Dieser Satz dient zur Erklärung zahlreicher Erscheinungen. Der Jugend z. B. kann ein vernünftiges Alter gar nicht beikommen, ohne sich selber anzustecken und an thörichten Dingen scheinbar Geschmack zu finden. Selbst ein ernster Jüngling erwirbt nur durch solche Inoculation die Liebe seiner Genossen, und es ist ein Theil der Lebensklugheit, sich anstecken zu lassen, um geduldet zu werden; nur daß in höherm Alter die gleich den Knochen sich stets verhärtende Vernunft ihre Empfänglichkeit für Thorheitstoffe einbüßt. Darum wirkt Jugend auf Jugend mit wunderbarer Kraft, und die Weisheit der Alten gleicht den Ärzten, welche mühsam Ansteckung zu verhindern suchen und selten ihren Zweck erreichen.

Wir kennen demagogische Umtriebe und ein junges Deutschland. Jene wurden während der Befreiungsjahre epidemisch, und die policeilichen und ärztlichen Gegenanstalten haben sie kaum erstickt, dieses aber ist nur eine neue Form der frühern Krankheit. Ältere Männer bleiben allenthalben gesund, unter den jüngern wuchert das Übel, tolle Gedanken tauchen auf von Einheit Deutschlands, Wahlreich, Verbindungen für diesen Zweck, oder von Auflösung der Ehe, Überflüssigkeit des Christenthums, Rehabilitation des Fleisches. Ohne Menschenkenntniß suchen Einige den Grund dieser Erscheinungen in den Lehrvorträgen der Unterrichtsanstalten und meinen, wenn diese beschaffen wären, wie sie sollten, wäre die Heilung unfehlbar. Allein man bedenke: ist die Lehre ein wenig angesteckt, so wirkt sie zauberisch auf die Gemüther; ist sie vor Ansteckung sicher, so wirkt sie mit aller Vernünftigkeit nichts. Darum kann höchstens das Junge, mithin Wirkende, in Untersuchung gezogen werden, das Alte ist unverdächtig, nur zugleich unwirksam gegen das Thörichte.

Noch in größerer Ausdehnung gilt dasselbe. Alle Wissenschaften haben ihre wechselnden Moden, wie Putz und Kleidung, gewöhnlich mit etwas Thörichtem versetzt, und grade dieses macht ihre Erscheinung beliebt und genehm. Was nicht im neuesten Geschmack hervortritt, wird wenig bewundert und gepriesen. Die vernünftigste Philosophie findet am wenigsten Anhänger und kann neben einer wunderlichen nicht bestehen. Selbst Theologie, Medicin, Philologie, Geschichte ergreifen ohne ein seltsames Angebinde niemals die Menge, Keiner wird dann in sie vernarrt. Auf Vernarrung aber beruht der Ruf und die zeitliche Werthschätzung der Wissenschaften; es ist nicht das Bleibende derselben, was ergreift, sondern das Wechselnde, Vorübergehende. So will es der Gang menschlicher Dinge, und wer sich ihm entgegenstellt, thut ein Werk ohne Folgen, ein wahres opus operatum.

Sogar verstattet diese Wahrheit eine tiefere Begründung. Vernunft ist das Ewige, Bleibende des Menschengeschlechts; Thorheit ist das Zeitliche, Hinfällige. Ein Bleibendes nun kann sich in der Welt nur als Zeitliches und Hinfälliges offenbaren, und das Letztere wird dadurch zum eigentlich Wirklichen, Realen. Mögen wir auch von ihm zum ursprünglich Idealen hinaufschauen, unsern sterblichen Augen entdeckt letzteres sich nie. Dadurch erhält das Reale der Thorheit ein sinnliches Übergewicht gegen das Ideale der Vernunft, grade wie Sündhaftigkeit gegen die Tugend. Auch die Sünde ist ansteckend, was schon die Erzählung von ihrer Erbschaft durch das erste Menschenpaar andeutet; die Tugend besitzt nicht diese Eigenschaft. Der Trost bei solchen untröstlichen Wahrheiten besteht im Vertrauen auf die Ewigkeit der Vernunft und der durch alle Geschichte bewährten Überzeugung, jede Thorheit müsse ihr Grab finden, um aus ihrem verwesenden Leichnam eine zweite Schwester auferstehen zu lassen, die früher oder später gleichfalls absterbt. Sonach ist die Vernunft ewig, die Thorheit zeitlich; jene über den Wolken, diese auf der Erde; jene unsterblich, ohne vergänglichen Leib, diese sterblich, aber stets in Leibern neugeboren.

Die Jugend strebt zu erwerben, das Alter zu erhalten, und weil letzteres schwerer ist als jenes, so lebt das Alter voll Sorge. Dies gilt auch für literarische Verhältnisse. Junge Schriftsteller treten keck vor das Publicum, wollen gewinnen und denken, ohne Besitz, an kein Verlieren, sie haben zur Polemik rechte Lust, weil es Geschrei und Stöße dabei absetzt. Ältere Schriftsteller ziehen sich zurück, vermeiden Streit, welcher der Erhaltung des Erworbenen Schaden bringen könnte, und wenn sie Rationalisten sind, halten sie die Bücherwelt für so eitel als die übrige.

Die poetische Welt der Ideen, des Schlafes, ist frei; die prosaische der Vorstellungen, des Wachens, ist determinirt, ungeachtet das Bewußtsein der Freiheit, gleich einem Traume, in die letztere hineinspielt. Pedanten und Philister, als Nachtreter fester prosaischer Vorstellungen, bleiben unfrei. 28.

Bibliographie.

Aus dem Tagebuche eines in Großbritannien reisenden Ungarn. 8. Pesth, Heckenast. 1 Thlr. 12 Gr.

Blessingtons, Lady, Bekenntnisse eines alten Junggesellen. Übersetzt von R. Z. Ende. Mit 6 Bildnissen, nach Zeichnungen von Parris von den ersten Künstlern Englands gestochen. Gr. 12. Berlin, Asher. 2 Thlr. 16 Gr. Ohne Stahlst. geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Cooper, J. F., Lebensbilder aus Frankreich, den Rheinländern und der Schweiz von ꝛc. Frei nach dem Englischen von Dr. F. Steger. 2 Theile. Gr. 8. Braunschweig, G. E. E. Meyer sen. 2 Thlr.

Geschichte der historisch merkwürdigsten Städte Deutschlands, von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Nach den neuesten und besten Hülfsmitteln verfaßt und im Verein mit mehren deutschen Gelehrten herausgegeben von G. Lange. 1. Band. Dr. Jäger's Geschichte von Augsburg. (1stes Heft.) — Auch u. d. T.: Geschichte der Stadt Augsburg, von ihrem Anfang bis auf die neuesten Zeiten. Von C. Jäger. Gr. 8. Darmstadt, Lange. 6 Gr. Ohne Stahlstich 4 Gr.

Janus. Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Dr. F. H. Bothe. (1ster Band.) Gr. 8. Zürich, Wirz-Widmer. 1 Thlr. 3 Gr.

Irving, W., Astoria, oder Abenteuer in den Gebirgen und Wäldern von Canada. Aus dem Englischen von E. Brinckmeier. 3 Bände. 8. Braunschweig, G. E. E. Meyer sen. 3 Thlr.

— —, Astoria, oder die Unternehmungen jenseit des Felsengebirges. Aus dem Englischen von A. von Treskow. 2 Bände. 8. Quedlinburg, Basse. 2 Thlr. 4 Gr.

Klagen eines Juden. 8. Manheim, Hoff. 16 Gr.

Schmetzer, Ch. W., Gedichte. Gr. 8. Ansbach, Brügel. 20 Gr.

Taschenbuch der neuesten Geschichte. Herausgegeben von E. Münch und G. Bacherer. Geschichte des Jahres 1834. 2ter Thlr. Mit 10 Portraits. Gr. 16. Carlsruhe, Müller. 1836. 1 Thlr. 16 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 44. —— 13. Februar 1837.

Ben Jonſon und ſeine Schule, dargeſtellt in einer Auswahl von Luſtſpielen und Tragödien, überſetzt und erläutert durch Wolf Grafen von Baudiſſin. Zwei Theile. Mit zwei Kupfertafeln. Leipzig, Brockhaus. 1836. Gr. 8. 5 Thlr. 12 Gr.

Es muß eine wunderbar reiche Zeit geweſen ſein, wo Shakſpeare unter den gewöhnlichen Erſcheinungen des Tages mit rangiren konnte. Die Erſcheinung wiederholt ſich zwar, daß ein Genius, von der Mitwelt verkannt, erſt von ſpätern Generationen gewürdigt und verehrt wird. Aber Shakſpeare war nicht verkannt, er lebte im Vollgenuß der Volksgunſt, die ihm Beifall und Einnahme ſpendete, wie es an der Zeit war; und auch die über dem Volke ſtehen, ſchenkten ihm ſo viel Theilnahme, als ſich bei einem Wendepunkte der Bildung von Gebildeten erübrigen ließ, welche das Volkstheater nur als zu duldende Luſtbarkeiten im Gegenſatz zu der claſſiſchen Poeſie betrachteten. Shakſpeare leuchtete zwar auch damals ſchon vor ſeinen Vorgängern und Mitbewerbern hervor, wenn auch ſeine Würdigung mehr im Genuſſe, den er bereitete, aufging. Aber er leuchtete nicht ſo, wie etwa — eine ſchwache Vergleichung — Leſſing zu ſeiner Zeit vor ſeinen Mitgenoſſen hervorſtrahlte, das heißt, nicht einmal ſo auffällig, ſo Jedem ins Auge ſpringend. Andere konnten ſich mit ihm in eine Reihe ſtellen, man konnte abwechſelnd Shakſpeare'ſche, Ben Jonſon'ſche, Decker'ſche, Fletcher'ſche Stücke geben, ohne daß der ungeheuere Abſtand ſogleich gefühlt ward. Ja, es konnte zweifelhaft bleiben, ob ein Stück von ihm war oder einem Andern, und er, den heut Europa als den erſten dramatiſchen Genius aller Zeitalter verehrt, konnte aus Gefälligkeit oder Luſt Flickarbeit an den Stücken anderer Dichter verrichten (wie uns z. B. die humoriſtiſchen Partien des Thomas Middleton'ſchen „Maire von Queenborough" beweiſen), ohne daß ſeine Arbeit, wie neue Flicken am alten Kleide, das ganze Gewebe zerriſſen.

Lag dieſes Mitaufgehen, Mitverzehrtwerden nur in in der geringern äſthetiſchen Würdigungskraft der Zeit, oder darin, daß er für uns ein Gigant iſt, für ſeine Zeitgenoſſen aber nur ein ſehr großer Mann unter auch großen Leuten war? So lange uns ſeine Erſcheinung wie eine mythiſche Tradition aus den Zeiten der Barbarei herüberſtrahlte, konnte dieſe Frage nicht beantwortet werden. Nachdem wir ihn kennen und würdigen gelernt, ſtaunten wir ihn an wie etwas abſolut Gegebenes, wie eine iſolirte Offenbarung des ewigen Geiſtes der Poeſie, und an unſere Bewunderung hängte ſich eine kleinkrämeriſche Kritik, die auch Das, was eben nur der Abdruck von Formen war, in denen er, als ihm gegebenen, ſich bewegen mußte, wie etwas Weſentliches, von ihm Gebornes anſtaunte und zu bewundern, zu lieben und zu erklären verſuchte. Seitdem ſind wir auf hiſtoriſchem Wege zu einer andern Würdigung des Heroen gelangt, deren Reſultat iſt, daß er womöglich noch größer vor uns ſteht, als wir ihn uns dachten, und daß deſſenungeachtet vieles an ihm Bewunderte in die Rumpelkammer einer abgelebten Zeit verwieſen werden darf.

Um ihren Stolz kennen zu lernen, haben die Engländer (nun auch beinahe ſeit einem Jahrhundert) den Archivſtaub eines frühern Jahrhunderts aufgewühlt, Teſtamente, Kirchenbücher, Gerichtsacten, Rechnungsbücher und, was noch mehr iſt, die ganze modernde Literatur jener ſonſt vergeſſenen Zeit ins Leben gerufen. Der Ertrag für Shakſpeare's Leben iſt gering geblieben; man hat ſein Teſtament, ſeinen Taufſchein, aber nicht einmal ſein wahres Portrait. Ein nebelhafter Dunſt bleibt über ihn ausgebreitet, aus dem nur hier und da helle Schlaglichter erfreulich vorblicken, Lockungen genug für die Poeſie, Das auszufüllen, was die Geſchichte unentdeckt ließ. Dagegen kennen wir die Planeten, die um die Sonne Shakſpeare's ſich bewegten, jetzt möglichſt vollſtändig; die ganze poetiſche Zeit vor und nach ihm rollt ſich vor uns wie ein ungeheuerer buntgewirkter Teppich auf, und wir erſtaunen über die Maſſe von Farben und Geſtalten, die uns noch heut blenden und irre werden laſſen könnten, was Fix- und was Wandelſtern ſei, hielten wir nicht Shakſpeare zu feſt ſchon im Geiſte. Von der Zeit ſelbſt, wo dieſe Fülle productiver Geiſter plötzlich auftraten und ſchnell nach der Geburt in Manneskraft glänzten, erwarten, daß ſie ſchon klar den Genius von den ſchöpferiſchen Kräften unterſchieden hätte, wäre zu viel gefodert. Scheint es doch, als habe die Productionskraft von ganzen Jahrhunderten vor und nachher ſich auf jene glückliche Zeit von etwa 50 Jahren (1585 — 1635) zuſammengedrängt und daſelbſt der dramatiſche Geiſt ſeine volle Wucht und Schönheit niedergelegt, um nun erſchöpft auf lange,

wenn nicht auf immer, auszuruhen. Denn selbst, wenn man geringere unter diesen Dichtern der altenglischen Bühne mit unsern Dramatikern vergleicht, wie überragen sie uns an Erfindungskraft und an markiger Ausführung. Das Selbsteigne tritt überall heraus; waren sie keine Genien, Schöpfer, Erfinder, so waren sie doch glückliche Fischer in einem überreichen Meere. Sie warfen ihr Netz aus und zogen Neues empor. Unsere Dramatik, wo noch eine ist, ist nur eine Ährenlese; wir sind genöthigt, die Verhältnisse, wenn sie sich in keinem neuen Lichte mehr zeigen lassen, auf die äußerste Spitze zu treiben, oder gar auf den Kopf zu stellen. Daß die Franzosen dies mit Grazie zu thun verstehen, gibt ihren neuern Lustspieldichtern das scheinbare Übergewicht. Glückliche Zeit, wo der Dichter nicht zu diesen halsbrechenden Künsten seine Zuflucht zu nehmen brauchte, wo die Würze in den Verhältnissen selbst lag, die er, wie sie waren, nur zu conterfeien brauchte. Nur in der Malerkunst findet sich noch etwas Ähnliches. Italien, Rom ist längst nicht mehr das Land, wo unsere Künstler die Weihe der Kunst lebendig finden und lernen mögen; aber es bleibt für sie, trotz aller Überschwemmungen mit Fremdem, der unerschöpfliche Boden schöner ursprünglicher Eindrücke. Sie brauchen nur, was die Natur ihnen vorführt, abzudrücken, eine Ruine, ein Bauerweib, eine weinumrankte Hütte, einen Bettler, und sie haben etwas geschaffen, was Farbe, Gestalt, Charakter hat.

Um deshalb ist es freilich noch kein Kunstwerk im höhern Sinne. Aber das sei auch von jenen altenglischen Dramatikern nicht gesagt. Hier treffen wir auf den großen Scheidepunkt zwischen ihnen und Shakspeare. Ja, Vieles, was uns, da wir ihn als einzelne Größe anstaunten, unklar blieb, wird durch sie erklärt; er war in allen äußern Bedingungen ein Mann seiner Zeit, er hat Vieles mit ihnen gemein; auf den ersten Blick, wenn man Theile vergleicht, kann es scheinen, als stehe er mit ihnen auf einer Linie. Da ist derselbe Pathos, ähnliche Scherze, conventionnelle Witzspiele, der Modebombast und der Modehumor einer, in gewisser gesellschaftlicher Bildung schon höchst raffinirten Zeit. Auch bei seinen Mitbewerbern um die Gunst der Menge finden sich helle Blitze aufflammender Begeisterung, überraschend schöne Stellen, welche uns in die höchsten Regionen der Poesie versetzen und für lange farblose Gemeinplätze entschädigen. Aber wenn wir scharf auf das bewegte Wellenspiel hinschauen, sehen wir doch nur immer die eine Welle die andere treiben und der Geist über dem Wasser fehlt. Der Geist der Berechnung, der ordnende Verstand ist wol bei Mehren da; aber jener freie Äthergeist, der mit dem Elemente spielt, indem er seinen Naturgesetzen sich scheinbar hingibt, der ist nur in Shakspeare. Nur er konnte in diesem übermüthigen Schönheitsgefühl mit dem unförmlichen Märchen, was er vorfand, gaukeln, und es ward schön; nur er die vorgefundene Unwahrscheinlichkeit durch seine zauberhafte Behandlung zur Wahrheit umwandeln; nur seinem Hauche gelang es, den gräßlichen, rohen, ungethümen Überlieferungen, die er in die Hände nahm, Anmuth und Zauber einzublasen, ohne daß er sie in ihrer Wesenheit umformte. Das vermögen die Ben Jonson, Decker, Fletcher, Massinger u. s. w. nicht. Sie müssen das Gegebene sorgfältig construiren, um Wahrheit und Wirklichkeit hervorzubringen, und wenn sie es gethan, sind um deshalb Anmuth und Schönheit noch nicht immer da. Er konnte spielend ergreifen, was ihm in die Hände fiel, Ungebrauchtes und Verbrauchtes, Gebildetes und Rohes; es ist sein Genius, nicht der Stoff, der uns entzückt, und mit demselben Zauber wußte er die Liebesgeschichte des schönen Romeo und die unförmliche Fleischmasse des Caliban in ein höheres Leben zu verklären. Das durften die Andern nicht wagen; sie mußten den Stoff wählen, für den ihre Kräfte ausreichten. Ihm nur gelang es, solche tief innige Wesen und ernste Gestalten ins Leben zu rufen, die oft mehr Einfluß auf unsere Bildung geübt wie wirkliche der Geschichte, und fortleben werden, so lange es eine Geschichte gibt. Die Mythe des Pygmalion ist in ihm zur Wirklichkeit geworden; aus ihren Rahmen, von ihren Piedestalen sind seine Hamlet, Shylock, Macbeth, seine Heinriche und Falstaff, seine Cordelia, Ophelia, Beatrice, fertige, von Lebensfülle durchglühte Wesen, gesprungen und leben unter uns jetzt wie gute Bekannte. Das hat kein Marlow und Green vor ihm, kein Ben Jonson und Fletcher nach ihm vermocht. Endlich jener Zauber der Sprache, jene Blüte des Gefühls, jene musikalische Lyrik, die, so sparsam gebraucht, wo sie herausbricht, immer an ihrer Stelle Wunder wirkt, sie ist der unnachahmbare Stempel, das Privilegium des einen, unerreichbar Großen.

Und doch waren die Männer, die um ihn herstanden, große Dichter. Das Volk erkannte sie dafür, wenn auch kein Kritiker in unserer Weise es aussprach, und noch mehr als jenes Publicum sind wir berechtigt, sie als solche zu erkennen und ihnen einen Theil der Bewunderung zuzuwenden, in der wir uns nun für Shakspeare beinahe erschöpft haben. Er steht unerschütterlich fest. Selbst die neuesten Bilderstürmer haben sich nicht an sein kolossales Bild gewagt; es stand ihnen über der Kunst, die sie mit ihrem schwachen Athem fortblasen zu können meinten. Nun ist es an der Zeit, unsere Aufmerksamkeit auf seine Zeitgenossen zu wenden und, abgesehen von der historischen Ausbeute zur Kenntnißnahme jener Zeit, werden uns reiche Adern poetischen Metalls begegnen, Metall, das zu jeder Zeit gelten muß, wenngleich das Gepräge nur bei vergangenen Geschlechtern Curs hatte.

Es ist an der Zeit, von den Shakspeare-Übersetzungen abzulassen. Was kann da noch besser gemacht werden! Was hilft es, die und jene Stelle genauer, zarter, kräftiger wiederzugeben? Wird um deshalb Shakspeare mehr verstanden, reiner genossen werden? Wer ihn so genießen will, wende sich ans Original. Für die Andern genügen die vorhandenen Übersetzungen, und es ist sogar nicht recht, an dem Typus zu rütteln, den Schlegel durch seine geniale Übertragung dem Briten in Deutschland gegeben hat. Vieles Einzelne mag richtiger hergestellt werden, aber das einzelne Unrichtige ist unwichtig für das Verständniß des

Ganzen, und der Schlegel'sche Shakspeare mit allem Willkürlichen des Übersetzers ist unser Nationaleigenthum geworden. Man soll es ergänzen, aber nicht ändern. Wohl jedem großen Dichter, der mit nicht mehr willkürlichen Änderungen einem fremden Volke bekannt wird. Graf Baudissin verdient gewiß mehr Dank für das Unternehmen, den Ben Jonson, Fletcher, Massinger und Fields in Deutschland zuerst dem größern Publicum bekannt zu machen, als vielleicht für den Mühetheil, welchen er an der Fortübersetzung des Schlegel-Reimer'schen Shakspeare unter Tieck's Auspicien genommen hat. Dies vor uns liegende Werk ist ein sehr verdienstvolles, zeitgemäßes und gelungenes, ein Buch von so tüchtigem Inhalt als tüchtiger Fassung. Dem Vorworte voll trefflicher Winke über die Stellungen der hier aufgenommenen Dichter zu Shakspeare schließt sich eine chronologische Übersicht der Geschichte der englischen Bühne von ihrer ersten Entstehung bis zu den Zeiten Cromwell's an. Dann folgen übersetzt Ben Jonson's „Alchemist", dessen „The devil is an ass", John Fletcher's „Spanish curate", Massinger's und Nathanael Field's „Fatal dowry", Massinger's „Duke of Milan", John Fletcher's „Elder brother", Philipp Massinger's „A new way to pay old debts" und dessen „City Madam". Angehängt sind zur Erklärung nöthige und wenige zur Rechtfertigung des Übersetzers dienende kritische Noten, welche sich nicht die Prolixität und stupende Gelehrsamkeit der englischen Commentatoren zum Muster genommen haben. Hier und da könnte man sogar mehr wünschen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reisen und Länderbeschreibungen der ältern und neuesten Zeit. Mit Karten. Herausgegeben von Ed. Widenmann und Herm. Hauff. Siebente Lieferung: Alexander Burnes' Reisen in Indien und nach Bukhara. Zweiter Theil. Achte Lieferung: Ein Besuch auf der Insel Island im Sommer 1834 von J. Barrow jun. Neunte Lieferung: Südafrikanische Skizzen von Thomas Pringle. Stuttgart, Cotta. 1836. Gr. 8. 4 Thlr. 4 Gr. *)

Es freut uns außerordentlich, sobald schon die deutlichen Beweise des ungehemmten Fortschreitens dieser so schönen als nützlichen Unternehmung vor uns liegen zu sehen. Die siebente Lieferung gibt, wie schon der Titel zeigt, eine Fortsetzung der in den frühern Lieferungen begonnenen und in unserer frühern Anzeige auch schon erwähnten Reise Burnes' durch Indien nach Bukhara. Die beiden andern Lieferungen führen uns in zwei polarisch entgegengesetzte, auch der äußern Erscheinung nach grundverschiedene Länder, nach Island und nach den neuen Colonien der Engländer am Vorgebirge der guten Hoffnung. Die eine Reise führt uns zu Gegenden, wo gewissermaßen nur die feindliche Natur noch großartig, der Mensch selbst in ärgstem Elend der Armuth zu erblicken ist; die andere zu einem Lande, wo wenn erst die menschliche Thätigkeit sich mehr entwickelt haben wird, Milch und Honig fließen und Feigen und Wein wie im gelobten Lande gedeihen, an welches auch so vielfach die Scenerie in der Natur, das Thiergeschlecht und die Lebensart der Menschen erinnern; während in Island sogar ordinairer Branntwein eine so große Kostbarkeit ist, daß er an viele Geistliche der Insel nur selten kommt, die überdies zu gleicher Zeit die Hufschmiede ihrer Beichtkinder sind. „Dr. Hooker gedenkt der seltsamen Wirkung, die eine kleine Portion Rum auf den guten alten Geistlichen von Middair machte, dessen Magen nur an Milch und etwas Kaffee gewöhnt war. Er bat mich, sagt der Doctor, ihm etwas Rum zu geben, um die Brust seines Weibes damit zu waschen; nachdem er aber einen Theil zu diesem Zwecke verwendet hatte, trank er den Rest, ohne die Stärke dieses Getränkes zu kennen, die jedoch auf den geistlichen Hufschmied keine andere Wirkung äußerte, als daß er trotz seiner lahmen Hüfte auf die lächerlichste Weise vor dem Hause herumtanzte. Dieser Auftritt gereichte der ganzen Familie zur großen Belustigung, jedoch mit Ausnahme seiner alten Frau, die sich alle Mühe gab, ihn ins Bett zu bringen, weil er durchaus haben wollte, daß sie mit ihm tanzen solle."

Übrigens bei den holländischen Colonisten des Cap wie bei den skandinavischen Colonisten Islands finden sich gewisse gleiche Züge wieder, die zuletzt aus der alten germanischen Wurzel sprossen. Die Freude und Treue, mit der auf beiden Seiten am Christenthum und zwar am protestantischen Christenthum gehalten wird, sodaß der rohste holländische Viehzüchter doch die Bibel unter seinem Mobiliar hat und auf den Sonntag hält und der ärmste isländische Bauer Sonntags nach seiner Art wohlgeputzt mit Weib und Kind meilenweit zur Kirche reitet. Ja sogar im Äußerlichen möchte man noch manche Ähnlichkeiten finden, so weit beide Länder und Klimate auseinanderliegen: die Abtheilung eines isländischen Bauernhauses, dessen Fußboden geschlagene Erde ist, in ein Vorhaus und ein zuweilen ganz abgesondert liegendes Küchenzimmer mit überall im Vorhaus angebrachten Wandsimsen, und die Abtheilung eines capischen Bauernhauses, dessen Fußboden geschlagene Erde ist, in Voorhuis (nebst zur Seite angehängten Slaapkameren) und einen in der Regel ganz abgetrennt gelegenen Küchenraum, mit im Voorhuis angebrachten Wandsimsen und Balkenbehängungen durch Peitschen u. s. w. stehen so weit nicht voneinander ab, wie verschieden auch die umgebende Natur ist, die an dem einen Orte Zwergbirken von höchstens sechs Fuß als das schönste Holz der Insel betrachten läßt, während in den Colonien am Cap nicht blos Wein und Pfirschen, Aprikosen, Mandeln, Wallnüsse, sondern auch Orangen gedeihen und die Hecken aus Quitten und Granaten bestehen. 49.

*) Vgl. über die ersten sechs Lieferungen Nr. 139 d. Bl. f. 1836. D. Red.

Literarische Notizen aus Dänemark.

Unter den in Dänemark letzthin erschienenen Biographien verdient die folgende ehrenvolle Erwähnung: „Johannes Ewald's Levnet med Bidrag til hans Digterverkers Historie og Charakteristik, af *Christian Molbech*" (Johannes Ewald's Leben, mit Beiträgen zur Geschichte und Charakteristik seiner Dichtungen u. s. w., Kopenhagen 1835). Der Verf. dieser Lebensbeschreibung, der selbst ein ausgezeichneter dänischer Dichter und Schriftsteller ist, hat seinen Steff auf eine würdige Weise behandelt. Schon im Anfang seiner Schrift bemerkt er, daß außerdem daß Ewald's Leben höchst poetisch und romantisch in seinem Eingang und tragisch in seiner Entwickelung und früher Auflösung war, noch etwas darin ist, was das Gefühl wunderbar bewegt, die Offenbarung des Edelsten und Erhabensten in einer von menschlichen Schwächen gedrängten Natur; dieses Hervortreten einer göttlichen Kraft in einem gebrechlichen Wesen, welches dadurch groß wird mitten in seiner Schwachheit und liebenswürdig mitten unter seinen Verirrungen. Ewald, ein Kind des 18. Jahrhunderts, war 1743 geboren und starb 1781. In der ganzen Darstellung von dessen Leben athmet Molbech Liebe und Begeisterung für den Dichter; aber den größten Beweis

seiner Hochschätzung hat der Verf. durch die Sorgfalt gegeben, womit er Alles, was auf irgend eine Weise über des Dichters Charakter und Leben sowie über die Geschichte seiner Schriften Licht verbreiten konnte, zusammengestellt und gesichtet hat. Nationalität legt der Verf. dem Dichter in hohem Grade bei, sowol was den Geist als die Sprache desselben betrifft. Ewald's Prosa athmet Munterkeit, Witz und Humor; aber in seinen lyrischen Dichtungen nimmt er oft den hohen Schwung der Ode.

Nicht unwichtig für die dänische Geschichte ist folgendes Werk: „Danemarks politisk-militaire Historie under Unionskongerne, fra Kong Olaf og Dronning Margarethe ind til Kong Hanses Död, med et Tillaeg af forhen utrykte Diplomer og andere historiske Actstykker samt 2 Oversigtskort og 1 Plan, af *Ferd. H. Jahn.* Efter Forfatterens Död udgiven af *Ewald, J. A. Fibiger* og *C. Molbech*" (1835, 4.). Hauptverdienst dieses Werkes ist, eine Menge specieller historischer Data berichtigt zu haben.

Alterthumsforschern willkommen ist folgendes Werk: „Vigilum Romanorum latercula duo Coelimontana. Edidit atque illustravit, appendicem Inscriptionum militarium adiecit *Olaus Kellermann*, Danus (Rom 1835, Fol.). *) Dr. Kellermann, der sich vier Jahre in Rom aufgehalten, hat die alten lateinischen Inschriften zum Hauptgegenstande seiner Studien gemacht. Er ist dabei mit den eifrigsten Bearbeitern dieses Fachs unter den italienischen Gelehrten in Verbindung getreten und hat im Verein mit einem von diesen, Prof. Sarti in Rom, mit dem Versprechen der Unterstützung von einem Andern, dem angesehensten Kenner der lateinischen Epigraphik in Italien, Bart. Borghesi in San-Marino, den Plan zu einem Werke entworfen, dessen die lateinische Philologie in hohem Grade bedarf und welches nur in Italien und namentlich in Rom ausgeführt werden kann, nämlich eine vollständige und kritisch zuverlässige Sammlung der lateinischen Inschriften. Als Probe seiner epigraphischen Studien hat nun Dr. Kellermann in obgedachter Schrift zwei bisher nicht herausgegebene größere Inschriften mitgetheilt und ausführlich behandelt und mehre andere, theils vorher, theils zum ersten Male herausgegebene Inschriften hinzugefügt, welche ebenso wie die beiden größern über einzelne Theile der römischen Militairverfassung unter den Kaisern neues Licht verbreiten. — Dieser Schrift des Dr. Kellermann schließt sich eine andere verwandten Inhalts an von Dr. L. Roß, einem Holsteiner, der sich mehre Jahre in Griechenland aufgehalten hat und zuletzt als Antiquitätsconservator daselbst angestellt war. Diese Stellung, wozu er eine gründliche philologische Bildung mitbrachte, setzte ihn in Stand, eine große Anzahl vorher unbekannte oder sehr fehlerhaft abgeschriebene griechische Inschriften zu copiren. Von diesen hat er dem Geheimen-Regierungsrath Boeckh in Berlin alle die böotischen mitgetheilt. Die übrigen beschloß er in Griechenland selbst herauszugeben, um wo möglich Andere zu ähnlichen Unternehmungen zu bewegen und eine Art von literarischem Verkehr zwischen Griechenland und dem übrigen Europa zu eröffnen. Das erste Heft von diesen Inschriften ist auf königliche Kosten unter folgendem Titel herausgegeben: „Inscriptiones Graecae ineditae. Collegit ediditque *Ludovicus Rossius*, Ph. D. etc. Fasciculus I. Insunt Inscriptiones Arcadicae, Laconicae, Argivae, Corinthiae, Megaricae, Phocicae (Nauplia 1834, 4.). Die Schrift ist dem König Otto gewidmet. Die Inschriften, 85 an der Zahl, wovon wenige vorher bekannt waren, sind alle sehr gut lithographirt und die Form der Buchstaben mit großer Sorgfalt wiedergegeben. Mehre der mitgetheilten Inschriften sind interessant, die größten und am besten erhaltenen sind von den phocischen Städten Delphi, Stiris und Daulia. Noch reichlicher werden die zwei nächstfolgenden Hefte ausgestattet werden, welche nur attische Inschriften, wovon Dr. Roß bereits im November 1834 einen hinlänglichen Vorrath hatte und täglich neue aus der Erde hervorkommen sah, enthalten sollen.

Großen und verdienten Beifall des lesenden Publicums in Dänemark fand folgende Novelle: „Nye Fortaellinger af Forfatteren til en Hvardagshistorie (Neue Erzählungen vom Verfasser einer Alltagsgeschichte). Udgivne af *Johan Ludwig Heiberg*. Zweiter Band: „Extremerne" (Die Extreme). (Kopenhagen 1835.) Der besondere Vorzug dieser Novelle ist die darin wie in den frühern Erzählungen desselben Verfassers herrschende echte poetische Geistesfreiheit, welche ebenso fern von egoistischem Mangel an Mitgefühl ist, als von der unfreien Gemüthsbewegung, die daraus entsteht, daß die prosaischen Interessen eines Dichters zu großen Einfluß auf seine poetischen Phantasien haben. Zwischen den hier bezeichneten Äußersten, Mangel an Sympathie und schwerer prosaischer Mitleidenheit, bewegt sich der neue dänische Novellist mit einem echten poetischen Sinn; hier ist eine warme und innerliche Theilnahme an den heterogensten Geisteërichtungen, verbunden mit einer Geistesfreiheit, welche sie alle zum Gegenstand einer beruhigenden Contemplation macht. Durch diese Geistesfreiheit unterscheiden sich diese Novellen wesentlich von einigen frühern dänischen Erzählungen, mit denen man sie irrigerweise in eine Classe gebracht hat, z. B. von Nahbek's und Kruse's. Die beiden hier dargestellten Extreme sind der alte, in anständiger Armuth lebende Graf Granjelm, ein Aristokrat mit Leib und Seele, und dessen einziger Sohn, der Demagog Horatius Turbus, ein toller Student, deren entgegengesetzte Charaktere meisterhaft geschildert sind. In dieser Novelle herrscht mit einem Wort eine solche poetische Harmonie, in der alle besondern Partien zusammenwirken, um die Zufriedenheit hervorzubringen, womit der Leser die Lesung des Buchs beendigt.

Ein Werk der Gelehrsamkeit und großen Fleißes ist das folgende: „*P. T. Hald*, Historia ecclesiastica medii aevi, synoptice enarrata. Pars I. historiam annorum 604—858 complectens" (Kopenhagen 1832, 4.). Der Verf. dieser Schrift macht den Versuch, ein Werk in einer neuen Form zu liefern, indem er die pragmatische Darstellungsweise mit der tabellarischen verbindet; er hat sich demnach bemüht, die höhere historische Kunst mit der niedern, die schaffende mit der schematisirenden zu vereinigen, und ungeachtet eine solche Vereinigung von zwei so ungleich gearteten Theilen auf den ersten Anblick fast unmöglich scheinen möchte, so muß man nach der gelehrten Arbeit, womit der Verf. die Literatur bereichert hat, doch einräumen, daß sie bis zu einem gewissen Grade denkbar ist; denn überall findet man die Ursachen der Begebenheiten mit ihrem Zusammenhange und ihren Folgen auf das bestimmteste angegeben; man sieht Resultate einer gründlichen Philosophie der Geschichte in Verbindung mit reicher Sachkenntniß hervortreten und zugleich den ganzen Stoff durch eine sinnreiche Anordnung in die Columnen und unter die verschiedenen Überschriften, welche die Natur der Tabellen erfodert, eingezwängt. Doch ist das Lesen seines Werks mühselig und anstrengend. — Ein Resultat gelehrter Geschichtsforschung ist auch die folgende kleine Schrift: „De rebus inter Johanem et Christianum II., Daniae reges, ac Ludovicum XII. et Jacobum IV., Galliae Scotiaeque reges, a MDXI—MDXIV actis. Auctore *Petro Becker*" (Kopenhagen 1835). Die Schrift enthält gewissermaßen mehr als sie verspricht, indem der Verf. sich nicht auf den Zeitraum, welchen er auf dem Titelblatte angibt, beschränkt, sondern Vieles aufgenommen hat, welches dazu dient, Dänemarks Verhältniß zu Frankreich und Schottland in den Jahren 1511—14 in ein helleres Licht zu setzen. M. Becker hat das Verdienst, mehre Verhandlungen und Verbindungen, denen die dänischen Geschichtschreiber bisher keine sonderliche Aufmerksamkeit geschenkt, zur Kenntniß des gelehrten Publicums gebracht zu haben. 119.

*) Diese sowie die nachher erwähnte Schrift von Roß sind durch die Verlagshandlung d. Bl. zu beziehen. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 45. — 14. Februar 1837.

Ben Jonſon und ſeine Schule, dargeſtellt in einer Auswahl von Luſtſpielen und Tragödien, überſetzt und erläutert durch Wolf Grafen von Baudiſſin. Zwei Theile.

(Fortſetzung aus Nr. 44.)

Noch ſind zwei Zeichnungen, die innere Anſicht einer altengliſchen geſchloſſenen Bühne und die Façade, Durchſchnitte und den Grundriß des Sommertheaters The Fortune darſtellend, beigegeben. Wol hätte grade hierher für ein größeres Publicum, dem Tieck's hier und dort zerſtreute Erklärungen und Winke über die Einrichtung jener Bühnen nicht zur Hand und gegenwärtig ſind, eine ausführlichere Erklärung jener uns fremdartigen Conſtruction gehört. Entweder rechnete aber der Überſetzer auf ganz unterrichtete Leſer, oder er wollte ſeinem Freunde, dem das Werk gewidmet iſt, nicht vorgreifen. Jenes wäre unrichtig, denn er beabſichtigt ja eine Lecture für das große Publicum, weshalb er auch alle engliſche Namen im Luſtſpiel, ein nicht unbedingt zu billigendes Verfahren, verdeutſcht hat. In den Ausgaben des Shakſpeare iſt die Scenerie in der Regel hinzugeſetzt; hier, wo noch keine ſpätern Hände ſich an die Erklärung gemacht, wäre daher für minder Unterrichtete die ſceniſche Erläuterung wünſchenswerth. In den Stücken ſelbſt wird häufig auf die beſondere Einrichtung der alten Theater, an die wir uns kaum gewöhnen mögen, angeſpielt. So drückt ſich der Prolog zum „Dummen Teufel" ſpaßhaft und handgreiflich genug über die faſhionable Sitte der vornehmen jungen Stutzer aus, ſtatt in den Logen, auf der Bühne ſelbſt ihren Platz zu nehmen und dadurch den der Schauſpieler zu beengen:

— edle Herren, Eu'r Nahn erfreut uns kaum;
Ihr ehrt uns, doch Ihr laßt uns keinen Raum.
Ihr meint, der Satan ſei ein luſtig Ding
Und berge ſich in einem Daumenring.
Doch in ſo falſchem Glauben bannt uns nicht
In eines Tellers Umkreis; Raum gebricht
Für unſre Sünde, wenn die Eure daſitzt.
Geſteht es nur! Ihr thut Euch ſelbſt zu nah itzt,
Wenn Ihr uns ſtoßt und drückt, den Platz uns engt,
Uns an die Schultern ſtreift und rückwärts drängt.
Wir müſſen, kaum daß wir geſprochen, wandern,
Oder zugleich vortreten mit den Andern,
Wie junge Gänſe, folgend ihrer Alten;
Wir können weder uns im Norden halten,
Noch uns gen Süden drehn; ſind nicht Kryſtalle,
Damit Ihr durchſehn könntet durch uns Alle!
Wie ſoll man Euch erfreun? Ihr müßt drauf denken,
Dem neuen Stück ein wenig Raum zu ſchenken.

Dieſe Cavaliere drängten ſich aber weder der Kunſt noch der Künſtlerinnen wegen ſo nahe an die Acteurs, noch opferten ſie ihren Schilling mehr für das dreibeinige Schemelchen, um beſſer zu ſehen, ſondern um beſſer geſehen zu werden. Künſtlerinnen gab es noch nicht, aber Damen in den Logen, die ihre neuen Anzüge bewundern ſollten. Der treffliche Aufſatz des ſeligen Adolf Wagner in Nr. 317—320 d. Bl. f. 1835, worin er ſo lebendig einen Abend im Globustheater darſtellt, verdiente in einem hoffentlich bleibenden Werke wie dieſes wiederabgedruckt zu werden.

Welcher fabelhafte Reichthum der altengliſchen Bühne von der Zeit ihres Entſtehens bis zu ihrem Untergange im religiöſen Bürgerkriege zeigt ſich uns ſchon in dem Namenverzeichniſſe der chronologiſchen Überſicht des Überſetzers! und wo er von den Namen aller dramatiſchen Schriftſteller nur Proben geben könnten, wie vermöchte da irgend eine Feder die Namen ihrer ſämmtlichen Stücke aufzuzählen! Um 1100, unter Heinrich I., beginnen die Aufführungen von Mirakelſtücken und Epiſoden aus der heiligen Schrift, denen die morals folgen. Um 1530 bringt John Heywood zuerſt ſeine plays vor, die ſich durch ihren derben Humor empfehlen; dann kommen tragedies und comedies, noch immer mit den moraliſchen interludes untermiſcht; John Radcliffe bringt 1538 in ſeinen Komödien und Tragödien, die er für die Schüler zu Hitchie ſchrieb, ſchon moderne Themata, eine geduldige Griſeldis, die Verbrennung des Johannes Huß u. a. vor. Schon miſchte ſich das aufblühende Theater in die Religionsſtreitigkeiten der Zeit, es wurden Dramen für und gegen die Reformation gegeben, und die katholiſche Maria verbot alle der Reformation günſtigen dramatiſchen Darſtellungen, wie ſich denn überhaupt die Cenſur ſchon früh in das Theaterweſen miſchte. Während ſchon viele Große ihre beſondern Schauſpielertruppen ſich hielten, erfolgte 1556 ein geſchärftes Verbot aller Schauſpiele ohne beſondere Autoriſation des privy council. Unter Eliſabeth blüht das Theater auf. Vor der Königin wurden von 1568 bis 80 nicht weniger als 18 histories aus der alten Geſchichte, 21 aus der neuern und aus Novellen, 6 Ko-

mödien und 6 morals aufgeführt, die sämmtlich verloren gegangen sind. Für den ersten Versuch der Bearbeitung einer italienischen Novelle, die später in die Mode kamen, gilt „Tancred und Gismunda" nach Boccaz, und zwar von fünf Schauspielern zusammen gearbeitet. Doch werden unter derselben Königin durch ein Statut die wandernden Schauspieler in eine Kategorie mit Fechtern, Bärenführern, Gauklern und Hausirern gestellt. 1574 ward das erste königliche Patent einer besondern Schauspielertruppe, fünf Dienern des Grafen Leiceſter, ertheilt, unter denen der Vater des berühmten Richard Burbage, James Burbage, voransteht. Aber schon im folgenden Jahre, demselben, in welchen das berühmte Fest von Kenilworth fällt, fangen die Verfolgungen abseiten der Aldermen von London gegen die Schauspieler an, die in immer steigenden Progressionen mit der Entwickelung des Theaters Schritt halten, bis der Sieg der Puritaner den völligen Untergang desselben nach sich zieht. Lord Mayor und Aldermen von London fodern nämlich schon 1575 die Oberaufsicht und specielle Erlaubniß für jedes in der City aufzuführende Drama sowie Verwendung der halben Einnahme für fromme Zwecke. Der privy council schützt diesmal noch, und auch noch lange nachher, die armen Schauspieler; aber fast alljährig erneuern sich die Beschwerden des Magistrats, und sie werden immer dringender, je mehr puritanische Elemente in denselben eindringen. Vor Allem wird das unanständige Geräusch vor und nach dem Theater, das Rollen und Halten der Equipagen in den engen Straßen und die dadurch verursachte Störung der Andacht als Grund angegeben. Elisabeth hielt noch in ihrer angeborenen königlichen Würde den bigotten Anmaßungen der Stadtbehörde die Stange; schon nachgiebiger wird Jakob I., und Karl I. macht ihnen Concessionen, die, wenn man streng darauf gehalten und nicht die heimliche Hofgunst Schauspieler und Dichter ermuthigt hätte, schon damals verderblich auf das Theater zurückgewirkt haben würde. So ward z. B. der Gebrauch der Namen Gottes, Jesus Christus, ja nur Anrufungen und Betheuerungen, die irgend mit der Schrift Zusammenhang haben, auf der Bühne untersagt. Dennoch mehrten sich die stehenden Theater ungemein und theilten sich in Sommer- und Winter- oder geschlossene Theater. Wiewol die meisten Truppen in Diensten und Sold der Königin oder der Großen standen (14 Lords, welche sich Truppen hielten, sind bekannt), traten die Hauptmitglieder derselben doch als Actionnaire zusammen, und es war auf ihre Kosten, daß diese Theatergebäude errichtet wurden. Das nationale Drama erblühte nunmehr mit unglaublichem Gedeihen und ward nicht wenig durch den Aufschwung gefördert, zu dem die großen politischen Begebenheiten, als der Fall der Maria Stuart und der Sieg über die Armada, das englische Volk begeisterten. Philipp Sidney's und Spencer's classischer Eifer gegen die neue Volkspoesie war vergeblich, wo Christopher Marlow und Robert Green die Bahn gebrochen und Shakspeare's Genius freien Weg fand. Schon vereinigte sich die Industrie mit der Kunst und ein durch sein Tagebuch über seine Theaterrechnungen so wichtig gewordener Impresario, Philipp Henslow, der nicht Schauspieler und nicht Dichter ist, tritt auf. Die ältern Dichter werden neidisch auf Shakspeare, und die jüngern, die sein bewundertes Talent hervorgerufen, kritisiren, mit ihm wetteifernd, den glücklichen Dichter. Aber es ist ein edler Streit, denn er ruft die vorzüglichsten Kräfte ins Feld, die Decker, Ben Jonson, Beaumont und Fletcher, Massinger, Rowley, Webster u. A. Jener Impresario beschäftigte in sechs Jahren (1597 — 1603) gegen 30 Autoren für seine Bühnen, und außer den berühmten werden in einem Verzeichniß von Drake 44 Schriftsteller genannt, welche für das Theater schrieben. Für ein neues Stück wurden zwischen 5 und 10 Pfund, oder die Einnahme einer Vorstellung bewilligt, und Shakspeare's Einnahme als Actionnair der beiden verbundenen Theater von Black Friars und dem Globus kann nicht ganz unbedeutend gewesen sein. Wenn es aber an sich betrübend ist, so reiche Kräfte in der Art uneins zu sehen, daß die jüngern, unter Ben Jonson's Fahne, gegen Shakspeare kämpfen und mehr und mehr den Sieg über ihn in der sogenannten gebildeten öffentlichen Meinung davontragen, so wird der Kampf um so tragischer, als über die Häupter beider Parteien von Jahr zu Jahr drohender eine dunkle Gewitterwolke aufzieht, die endlich, sich entladend, beide Theile vernichtet. Den Puritanern, als sie 1642 am 2. September den Parlamentsbeschluß erwirkten, der alle öffentliche dramatische Vorstellungen aufhob, war es gleichgültig, ob der Volksliebling Shakspeare oder der pretentiös kluge Ben Jonson mit seiner Schule vorher den Sieg davongetragen hatten. Sie waren Beide auf gleiche Weise Diener des Satans, und Beide hatten im selben Vorgefühl ihres kommenden Schicksals die Waffen ihres Witzes gegen den dumpfen Geist der pietistischen Heiligen geschwungen. Im Verborgenen athmete die heitere Kunst noch hier und da bei einem trotzigen Großen fort; aber man deckte schnell Asche darüber, wenn der Funken aufschlug, daß ihn das Auge des Späthers nicht gewahre. Das Feuer war erloschen, als die Restauration der Puritanerherrschaft ein Ende machte; es fand sich kein Priester, der die alte Flamme wiederentzündete. Das Theater unter Karl II. war ein völlig anderes als das unter Elisabeth, Jakob und Karl I. Statt kühner heiterer Freiheit herrschte freche Ausgelassenheit. Die Naivheit, der Humor, der Verstand der vergangenen Epoche machte dem frivolen Verlangen nach dem Bizarren, Lüsternen und Überraschenden Platz, es ward eine Gladiatorenarena für das Grausame und Abnorme, und ein volles Jahrhundert mußte vergehen, bis Shakspeare wiedererkannt wurde. Noch länger dauerte es, bis man auch seine Zeit würdigte.

Es muß eine wunderbar reiche Zeit gewesen sein, begann Ref. diese Anzeige, aber er setzt hinzu: es muß eine wunderbar *freie Zeit* gewesen sein. Was durften diese Dichter in jenem goldenen Zeitalter darstellen, was aussprechen, ohne daß Regierung, Kritik, Sitte es ihnen verargte! Und man weiß nicht, daß es um diese drei

Dinge unter dem Scepter der großen Elisabeth schlimmer stand als heut. Mit Ausnahme jener religiösen Beschränkungen, die aber nicht vom Staat und seinen Lenkern, sondern von einer verstockten, düstern Partei ausgingen, lag ihnen die ganze Welt offen. Wie derb, wie scharf, wie vernichtend durfte die Thorheit gegeißelt werden, und eine Thorheit, die hoch oben am Throne stand. Unter den Stutzern und Hofschranzen, deren Eitelkeit dicht vor ihren Augen — denn sie saßen zunächst den Schauspielern — gezüchtigt ward, erhob sich kein erzürnter Alcibiades, der den Satiriker gefaßt und in die Themse geworfen hätte. Der Getroffene lachte mit. Weit mehr als Shakspeare stichelt und peitschen seine Nachfolger Personen, Stände und Gewerbe; aber kein Advocatenstand, keine Judenschaft, keine Schneiderinnung kommen um ein Verbot des Stückes ein. Den königlichen Vater der Elisabeth durfte ein Shakspeare auf die Bretter führen, und kein Hofmarschall und Oberceremonienmeister entsetzte sich über den verletzten Anstand. Ja, selbst noch lebende historische Personen, gekrönte Häupter wagen die kühnen Schauspieler redend handelnd vor die Schranken des Publicums zu citiren, und nur ausnahmsweise wird dies aus politischen Rücksichten untersagt. Das alte, königliche England ist nicht untergegangen an einer Theaterfreiheit, die unsere Staatsmänner erblassen machen würde; nicht eine einzige von den vielen Rebellionen und Empörungen, die an ihm rüttelten, ist daraus hervorgegangen, ja hat sich nur genährt an dieser gefährlichen Freiheit; aber unter ging das königliche England durch die finstere, rigide Partei, welcher jene Freiheit ein Greuel war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Versuch über die englische Literatur und Betrachtungen über den Geist der Menschen, der Zeiten und der Revolutionen, von Chateaubriand. Zweiter Band. Stuttgart, Metzler. 1836. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Wir haben in Nr. 315 d. Bl. f. 1836 über den ersten Band dieses Werks Bericht erstattet. Der zweite, welcher soeben erscheint, ist größtentheils dem großen Dichter Milton geweiht. Wir dürfen seine Jugendjahre als bekannt voraussetzen, obwol Chateaubriand auf einzelne Abschnitte derselben manches neue Licht wirft, und gehen daher sogleich zu seinen Werken über. Seine erste, in englischer Sprache verfaßte Schrift scheint die Rede an das Parlament von England über die Freiheit der Presse gewesen zu sein. Nachdem er aufmerksam gemacht, wie die Censur nutzlos sei gegen schlechte Bücher, deren Verbreitung sie doch nicht hindern könne, sagt er: „Einen Menschen tödten, heißt ein vernunftbegabtes Wesen tödten; ein Buch tödten, heißt die Vernunft, also vielmehr noch die Unsterblichkeit als das Leben tödten ꝛc.“ In dieser energischen Sprache erkennt man den Dichter des „Verlorenen Paradieses“. Chateaubriand fügt hinzu: „Seine politischen Ideen machen ihn zu einem Manne unserer Zeit: er beklagt sich in seinen Gedichten ein Jahrhundert zu spät gekommen zu sein; in seiner Prosa hätte er sich darüber beklagen können, daß er ein Jahrhundert zu früh gekommen. Er ist der Erste, der die Freiheit der Presse ausdrücklich und förmlich in Anspruch genommen hat.“

Als nach der Hinrichtung Karl I. die Presbyterianer über den Mord schrien und die Unverletzlichkeit des Königs behaupteten, antwortete Milton durch seine Schrift: „Das Verhalten der Könige und Obrigkeiten“, worin er zu beweisen suchte, daß es zu allen Zeiten und unter allen Regierungsformen gesetzmäßig war, einem schlechten Könige den Proceß zu machen, ihn abzusetzen, oder zum Tode zu verurtheilen. Diese Schrift, die ihm später unendliches Ungemach zuzog, lenkte die Häupter der Regierung auf ihn; er ward zum lateinischen Secretair des Staatsraths der Republik ernannt, welche Stelle er noch unter Cromwell bekleidete. In dieser Eigenschaft erhielt er Befehl, auf die „Likon basilike“, eine Art Testament und Schutzschrift Karl I., welche nach seinem Tode erschien, zu antworten. Diejenige Schrift, welche bei seinen Lebzeiten ihm am meisten Ruf einbrachte, war die „Vertheidigung des englischen Volks“ gegen die Flugschriften zu Gunsten des Gedächtnisses Karl I. von Saumaise und dem Kanonikus du Moulin von Canterbury. Der Verf. theilt Auszüge aus derselben mit, wobei die historischen Bilder eines Bradshaw, Fairfax, Cromwell von besonderm Interesse sind.

Auch nachdem Milton erblindet war, fuhr er fort, das Amt eines Secretairs des Staatsraths zu versehen. Seine Bemühungen gingen dahin, die lateinische Sprache zur allgemeinen diplomatischen Sprache zu machen, was ihm jedoch nicht gelang. Als nach Cromwell's Tode Karl II. den Thron bestieg, legte Milton, immer noch ein Republikaner mit Leib und Seele, seine Stelle nieder. Als er eines Tages im Park St.-James spazieren ging, hörte er plötzlich in seiner Nähe rufen: „Der König, der König!“ „Entfernen wir uns“, sagte er zu seinem Führer, „ich habe die Könige nie geliebt.“ Karl II. redete dem Blinden an: „Seht, Herr, wie Euch der Himmel dafür gestraft hat, daß Ihr Euch gegen meinen Vater verschworen.“ „Sire“, war Milton's Antwort, „wenn die Leiden, die uns in dieser Welt treffen, die Strafen für unsere Sünden sind, so muß Euer Vater ein großer Sünder gewesen sein.“

Gegen das Ende des Protectorats begann Milton an seinem „Verlorenen Paradies“ zu dichten, zu gleicher Zeit aber beschäftigte er sich mit historischen, logischen und grammatischen Arbeiten. Der Verf. theilt Auszüge aus seinem „Moscovien“ und aus seiner „Geschichte von England“ mit, ferner den Plan zu dem „Verlorenen Paradiese“ in Gestalt einer Tragödie. In der Bibliothek des Trinitätscollegiums zu Cambridge finden sich unter seinen Handschriften die Titel von 36 Tragödien, deren Stoff aus der englischen Geschichte von Vortiger bis zu Eduard dem Bekenner, und von 28, deren Stoff aus der heiligen Schrift geschöpft werden sollte.

Über Milton's Lebensweise finden wir Folgendes: Er stand im Sommer um vier, im Winter um fünf Uhr auf; meist trug er ein Kleid von grobem grauen Tuche; er studirte bis Mittag, hielt eine frugale Mahlzeit, ging mit einem Führer spazieren und sang am Abende zu irgend einem Instrumente; er verstand Musik und hatte eine schöne Stimme. Einige Zeit hatte er sich mit Waffenübungen beschäftigt. Zu Nacht aß er fünf bis sechs Oliven und trank etwas Wasser, legte sich um neun Uhr nieder und dichtete bei Nacht im Bette. Wenn er einige Verse gemacht hatte, klingelte er und dictirte sie seiner Frau oder seinen Töchtern. An sonnigen Tagen saß er auf einer Bank vor seiner Thüre.

Als nach Karl II. Thronbesteigung die Reaction eintrat, ward der kranke, verlassene Dichter mit Mißhandlungen überhäuft. Man warf ihm sein Alter, seine Armuth, seine Häßlichkeit, seine Kleinheit und selbst seine Blindheit vor, soweit verirrte sich die Parteiwuth. Hierzu gesellte sich noch häusliches Unglück, der Verlust zweier Frauen; die Töchter schienen nicht mit Liebe an ihm zu hangen, sie betrogen ihn und verkauften ihm seine Bücher. Unzählig sind die Mühseligkeiten und Hindernisse, auf die er stieß, als er endlich im 59. Jahre sein „Verlorenes Paradies“ herausgeben wollte. Für die Abtretung des Eigenthumsrechts auf das „Verlorene Paradies“ erhielt Milton von einem obscuren Buchhändler 10 Pfund und seine Wittwe 8 Pfund Sterling. Milton lebte noch sieben

Jahre nach der Ausgabe seines Gedichtes, ohne den geringsten Erfolg zu erleben.

Unter den spätern Werken des Dichters hebt der Verf. besonders die Tragödie „Simson" heraus und behauptet, in dem blinden, gefangenen, unglücklichen Israeliten habe Milton sich selbst geschildert.

Milton's Tod erzählt Chateaubriand mit folgenden Worten: „In seinen letzten Lebenstagen war Milton genöthigt, seine Bibliothek zu verkaufen. Er näherte sich seinem Ende; der Doctor Wright, der ihn zu besuchen kam, fand ihn im ersten Stockwerke seines kleinen Hauses in einem ganz kleinen Zimmer. Der Dichter des „Verlorenen Paradieses", mit einem schwarzem Wamms bekleidet, ruhte in einem Lehnstuhle; sein Haupt war bloß, seine Silberhaare fielen ihm über die Schultern, und seine schönen, schwarzen, blinden Augen glänzten über sein blasses Antlitz. Am 10. Nov. 1674 verschied Milton so sanft, daß man den Augenblick nicht wahrnahm, wo er im Alter von 66 Jahren Gott einen der gewaltigsten Geister, die je den menschlichen Thon beseelten, zurückgab. Bossuet war wie Milton 59 Jahre alt, als er das Meisterwerk seiner Beredtsamkeit verfaßte. Diese unvergleichlichen Geister, die, in den entgegengesetztesten Reihen stehend, beide Cromwell's Bild entwarfen, kannten einander nicht und hörten nie Einer des Andern Namen nennen. Die Adler, von Allen gesehen, leben einzeln für sich und einsam auf dem Gebirge."

Der Verf. geht nun in eine ausführliche Analyse des „Verlorenen Paradieses" ein, macht auf einige Fehler desselben aufmerksam, erörtert den Plan und schildert die Charaktere, welche darin vorkommen, mit der ihm eignen Meisterschaft.

In dem vierten Theile seines Werkes handelt Chateaubriand von der Literatur unter den zwei letzten Stuarts; um den Sprung von Milton auf diese Epoche minder fühlbar zu machen, vergleicht er die Menschen und Ereignisse in der englischen und französischen Revolution. Bei Gelegenheit Mirabeau's erzählt er Folgendes: „Zweimal bin ich mit Mirabeau bei einem Bankette zusammengetroffen, einmal bei der Nichte Voltaire's, das zweite Mal im Palais royal mit den Deputirten der Opposition, deren Bekanntschaft mir Chapelier verschafft hatte. Chapelier ist auf dem nämlichen Karren mit meinem Bruder und Herrn v. Malesherbes zum Schaffot geführt worden. Beim Weggehen von unserer Mahlzeit sprach man von den Feinden Mirabeau's. Ein junger, schüchterner und unbekannter Mensch, befand ich mich an seiner Seite und hatte noch kein Wort gesprochen. Er sah mir mit seinen lasterhaften und geistvollen Augen voll ins Gesicht und, mir die platte Hand auf die Schulter legend, sagte er: „Man wird mir meine Überlegenheit nie verzeihen!" Ich fühle noch den Druck dieser Hand, als ob mich Satan mit seinen feurigen Krallen berührt hätte."

Bei Vergleichung des Volks von beiden Nationen im revolutionnairen Zeitraum verweilt der Verf. mit sichtlicher Vorliebe bei der Vendee. Was er über Cromwell und Bonaparte sagt, ist ebenso wahr als schön, steht aber in offenem Widerspruche mit seinen frühern Schutzschriften der Bourbons. Er fragt: „Auf die Thatenbühne Napoleon's versetzt, wäre der Sieger der Irländer und Schotten wol auch der Sieger der Östreicher, der Preußen und Russen gewesen? Cromwell hat keine Einrichtungen geschaffen, wie Bonaparte, er hat kein Gesetzbuch, keine Verwaltung hinterlassen, welche noch Frankreich und einen Theil Europas beherrschen. Napoleon betrieb die Reaction mit übermäßiger Gewaltsamkeit; aber zu seiner Entschuldigung hatte er die Nothwendigkeit, die Unordnung zu tödten; sein kräftiger Arm stieß das Schwert zu tief hinein, und er traf auch die Freiheit, welche hinter der Anarchie sich barg. Die besiegten Völker haben Napoleon eine Geisel genannt; die Geiseln Gottes haben etwas von der Ewigkeit und Größe des Grimmes an sich, dessen Ausfluß sie sind. Diese Kraft hat sich an Bonaparte geoffenbart, so lang er lebte. Geboren auf einer Insel und bestimmt zu sterben auf einer Insel an der Grenze dreier Continente, auf das Meer hinausgeworfen, konnte Napoleon auf seinem Felsen sich nicht rühren, ohne daß eine Erschütterung uns dies fühlbar gemacht hätte; ein Schritt des neuen Adamastor an einem Pole ward am andern verspürt. Wenn Napoleon, den Händen seiner Kerkermeister entronnen, sich in die Vereinigten Staaten geflüchtet hätte, seine Blicke, auf den Ocean geheftet, hätten hingereicht, die Völker der alten Welt in Unruhe zu setzen. Seine bloße Anwesenheit schon auf dem amerikanischen Ufer des atlantischen Meeres hätte Europa genöthigt, auf dem andern Ufer ein Lager zu beziehen."

Lovelace, der Barde des monarchischen Princips, zur Zeit der englischen Revolution auf Befehl der Gemeinen zu Westminster eingesperrt, gibt dem Verf. Veranlassung, sich selbst mit ihm zu vergleichen, indem er seine eigne Gefangensetzung auf der Policeipräfectur erzählt. Nach dieser Abschweifung kommt er auf die englische Prosa zurück, indem er den Einfluß von Tillotson, Temple, Burnet, Clarenden und Algernon Sidney kurz charakterisirt, worauf er zu den Dichtern übergeht. Dryden nennt er den Gründer der Kritik unter seinen Landsleuten, Denjenigen, der die englische Poesie correct machte. Waller, Buckingham, Roscommon, Rochester, Shaftesbury gaben, ohne ausgezeichnet zu sein, in der Modeliteratur den Ton an während der Regierung Karl II.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Meyerbeer's „Robert der Teufel" macht in und außer Europa die Runde; sogar an Orten bringt man ihn zur Aufführung, wo man kaum denken sollte, daß nur der Name bis dahin erschollen. Eine Liebhabergesellschaft, meistens aus Seeleuten bestehend, führte ihn auf diesen Sommer in Gruissen, einem kleinen Hafen bei Narbonne, auf Decorationen u. dergl. verzichtend, denn die Schaubühne war auf dem Verdeck eines Schiffs aufgeschlagen, die musikalische Begleitung bestand aus zwei Violinen, einer Flöte, einer Pickelpfeife und einer Trommel. Die Zuschauer betrachteten sich vom Ufer aus die Herrlichkeiten und waren mit der Vorstellung gewiß zufriedener als ein übersättigtes Publicum, dem auch das Beste nicht mehr genug ist. 29.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Gespräche mit Goethe

in den

letzten Jahren seines Lebens.

1823—1832.

Von

Johann Peter Eckermann.

Zweite, mit einem Register versehene Ausgabe.

Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Für die Besitzer der ersten Ausgabe ist, um einem vielfältig ausgesprochenen Verlangen zu genügen, besonders abgedruckt

Namen- und Sachregister dazu. 8. 4 Gr.

und ebenfalls durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Die binnen nicht einmal Jahresfrist nothwendig gewordene zweite Auflage dieses höchst interessanten Beitrags zur Kenntniß Goethe's gibt mir eine willkommene Veranlassung, die Freunde unserer Literatur auf dieses reichhaltige Buch aufmerksam zu machen, wie sie zugleich der beste Beweis des demselben gewordenen verdienten Beifalls ist.

Leipzig, im Januar 1837.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 46. — 15. Februar 1837.

Ben Jonſon und ſeine Schule, dargeſtellt in einer Auswahl von Luſtſpielen und Tragödien, überſetzt und erläutert durch Wolf Grafen von Baudiſſin. Zwei Theile.

(Fortſetzung aus Nr. 45.)

Soweit Ref. die nach-Shakſpeare'ſchen Stücke kennt, ſtellen ſich ihm folgende Kriterien heraus, die er indeß keineswegs für allgemeingültig ausgeben will, denn wie reichten wenige Sätze für dieſen halb erſt gekannten Reichthum von Schöpfungen aus. Auf die vom Grafen Baudiſſin in dieſer Sammlung gegebenen dürften ſie indeß Anwendung finden.

Wenn es in Shakſpeare die Phantaſie iſt, die überwältigend heraustritt, ſo iſt es hier die gediegene Arbeit, welche ſich geltend macht und unſere Bewunderung erregt. Nicht daß uns die Eigenſchaft des Gemachten vermöge der Fehler im Einzelnen in die Augen fällt und um deshalb misfällig wird, nein, es ſind koloſſale Machwerke voll innerer Gediegenheit, Gebäude feſt fundamentirt, die mächtigen Quaderſtücke ſind rechtwinklich ineinandergefugt und ordnungsmäßig iſt der große Bau bis in den Dachgiebel geführt. Aber indem die ſchöne Conſtruction uns erfreuen mag, werden wir doch die Mühe inne, die es gekoſtet, und ſie laſtet ſelbſt auf uns im Beſchauen, während jene luftigen und in ihrer willkürlichen Conſtruction doch ebenſo naturwahren Shakſpeare'ſchen Zauberſchöpfungen uns, ſtatt zu drücken, mit ſich erheben. Aber unſere neuern Dramatiker für das Bedürfniß des Tages könnten ſich dieſe Dramen dafür zum Muſter nehmen, wie das Talent arbeiten muß, um nicht unwürdig neben dem Genius zu ſtehen. Es ſpricht für jene Autoren, in einer Zeit, die ſo viel begehrte, verzehrte und es auch verhältnißmäßig lohnte, daß ſie ſich nicht vom Dünkel fortreißen ließen und, ſtatt leichte Waare zu liefern, alle Kräfte anſtrengten, um nur Gediegenes dem Volke zu bieten, einem Volke, das doch, ihrer Anſicht nach, den lockern Schöpfungen ſeines Lieblings ſo überreichen Beifall ſpendete. Wenn Ben Jonſon den Genius ſeines großen Rivalen verkannte, ſo hat er wenigſtens das Verdienſt, das Talent ſeiner geringern Nachfolger vor einem Irthum bewahrt zu haben, der unſer Theater, freilich von aller Pedanterie es ſäubernd, aber auch aller Würde beraubt hat. Wo die Zeit keinen Shakſpeare gebiert, ſoll man ihn nicht forciren, ſondern froh ſein, wenn man einen Ben Jonſon und ſeine Schule feſthalten kann.

Wenn die große Mehrzahl der altengliſchen Stücke für die heutige Bühne nicht paſſen und ſelbſt in Bearbeitungen nur bedingten Eingang finden, ſo liegt der Grund mehr im Stoff als in der Arbeit. Ein Drama wie Ben Jonſon's „Alchemiſt" müßte, wenn das Thema noch glaubhaft wäre, auf allen Theatern Glück machen. Aber während Shakſpeare alle Perſonen und Verhältniſſe, wo er ſie trifft, ins rein Menſchliche, was ewig gilt, was Jeder verſteht, überſetzt, verſenken ſich ſeine Nachfolger in das Örtliche. Als Luſtſpieldichter ſind ſie großartige Localdichter. London war ſchon damals, zu der andern Welt gehalten, eine Weltſtadt. Wir finden in ihnen die meiſterhafteſten, getreuen Portraitirungen der Sitten ihrer Zeit; aber ihre Schilderungen bleiben an der Materie kleben, während Shakſpeare, wohl auf ihr fußend, ſich doch über ſie hinaus erhebt. Die Zeit des Ben Jonſon mit ihren Sitten iſt faſt ſpurlos vergangen, wir bedürfen der antiquariſchen Beihülfe, um den Witz ganz zu verſtehen. Dies iſt nicht allein beim Luſtſpiel der Fall; auch in die Tragödien und ihre Conflicte, die über den Verhältniſſen ſtehen ſollten, weil ſie von ewig gültigen Leidenſchaften und Gefühlen erzeugt werden, miſchen ſich jene und verdumpfen für uns die Wirkung. Auch wäre es ein Irrthum, wenn wir von den gerühmten Studien der Ben Jonſon'ſchen Schule annähmen, daß ſie Shakſpeare's ſo arg gerügte Fehler, die Nationalitäten aus Unkenntniß nicht zu beachten, vermieden. Die Franzoſen, Italiener, Spanier, Cyprier der Ben Jonſon, Fletcher, Decker ſind ſo gute Engländer als Shakſpeare's Römer und Griechen.

Hinſichtlich der dramatiſchen Kraft, was wir darunter jetzt begreifen, ſtehen ſie auf dem altengliſchen Standpunkt. Jene raſche fortgreifende Entwickelung mit epigrammatiſchen Abſchlüſſen und ſcharfen Antitheſen, worin die Spanier, beſonders im Intriguenſtück, Meiſter ſind, dürfen wir bei ihnen ſo wenig als im Shakſpeare ſuchen. Es iſt mehr die pſychologiſche Entwickelung als die der äußern Handlung, was wirken ſoll. Der breite, naive, epiſche Charakter macht ſich geltend, die Scenen ſcheinen ſich mehr aneinander zu reihen, als daß ſie auseinan-

der entſpringen oder ſich nothwendig bedingen. Das draſtiſche Gewicht ruht in der Kraft einzelner begeiſterter Reden, oder, um populair zu ſprechen, die Schauſpieler finden glänzende rhetoriſche Momente, aber keine Abgänge. Auch dies, abgeſehen von dem tiefern Grunde im ruhigen Charakter der Nation, wird durch die Einrichtung ihrer alten Bühne bedingt. Wir haben, und das läßt ſich nicht mehr ändern, andere Anfoderungen an ein Drama. Weshalb halten ſich ſpaniſche Luſtſpiele, deren Motive, Leidenſchaften, conventionnelle Anſichten uns oft wildfremd ſind, auf unſern Theatern und in Bearbeitungen, die ſich wenig vom Original entfernen, während es der gänzlichen Umſchmelzung bedarf, um ein Shakſpeare'ſches Luſtſpiel bei uns heimiſch zu machen? Ja, die allerſchlechteſten Umarbeitungen, die den Briten ganz umwerfen, gefallen am meiſten. Auch das neue franzöſiſche Luſtſpiel hat ſich, nicht ſeines Gehaltes wegen, ſondern weil es in ſeiner Form uns näher ſteht, bei uns wie erdrückendes Unkraut eingebürgert. Klagen, daß es ſo iſt, helfen nicht, auch werden ſie allmälig ungerecht; denn ein ſo allgemeines, durch die That ausgeſprochenes Verlangen nach der mehr epigrammatiſchen Kunſtform des Dramas, und bei ſo vielen Völkern zugleich, läßt ſich nicht um deshalb als unrecht ſtempeln, weil es bei dem einen Volk der Engländer in ihrer goldenen Zeit anders war.

Eine unübertreffliche Sittenſchilderung jener kernhaften Zeit liegt in allen dieſen Stücken. Delicat und prude war ſie nicht; ſie hatten ihre groben Fehler, jedoch eine Geſundheit, die ſie zu großartigen Proceſſen und Entwickelungen befähigte. Wenn aber die Sentimentalität und die prude Ethik ſchon an Shakſpeare's freien Ausdrücken Anſtoß nimmt, ſo muß ſie vor dieſer noch kühnern Freiheit ein Kreuz ſchlagen. Waren jene edeln zarten Frauen, die er uns in ſüßem Liebreiz hinſtellt, nur Geſchöpfe ſeiner Phantaſie? Denn in den uns von ſeinen Nachfolgern geſchilderten Frauen finden wir zwar eine ähnliche Wahrheit, aber nichts von dem Adel, der ſeine Portia, Imogen, Ophelia, Cordelia, Beatrice, Hyppolita, Hermia und Helena umſchwebt. Artige Kinder und tüchtige, mit einer Partie Schelmerei ausgeſtattete Weiber finden ſich zwar mitunter, in der Regel ſind aber die Frauen anbrüchiger Art; und nicht allein die verheiratheten Modedamen, ſondern auch die jungen Liebhaberinnen. Der ſtumme Gehorſam gegen den Vater in Heirathsangelegenheiten, der als Etwas, was ſich von ſelbſt verſteht, gepredigt wird, ſchließt nicht einen recht eigenmächtigen und eigenſinnigen Willen in Liebesangelegenheiten aus. Das weibliche London mag in allen ſeinen Caricaturen der Eitelkeit und Modeſucht von Ben Jonſon's Schülern geplündert ſein, während Shakſpeare aus Flittern und Tand der City den ſchönen Geiſt engliſcher Weiblichkeit vorzauberte und ſeine edeln Frauen ſchuf. Nächſt den Frauen, die man ſich freilich immer von Männern geſpielt denken muß, geht es den vornehmen jungen Herren ſchlecht. Wo dürfte je das Thema der Stutzer den Luſtſpieldichtern und Satirikern fehlen, und wo würden ſie es ſich entgehen laſſen! Ein ſpecifiſches Gewicht wohnt aber den altengliſchen bei, um die Thorheit ihrer Cavaliere zu geißeln. Wie ſchon geſagt, es fand hier die allernächſte Wirkung ſtatt, denn die portraitirten Stutzer ſaßen während der Vorſtellungen ſo, daß ihre Beine und Ellbogen ihre Copien unter den Schauſpielern leiblich berührten. Wenn ihr Schwören, Borgen, das Ceremoniell ihrer punktiliöſen Ehrenrechte und Duellgeſetze vielfach perſiflirt wurde, ſo werden es noch mehr ihre Kleider. Ihre Verwandtſchaft mit den Schneidern iſt ein unerſchöpfliches Thema und es entpuppt ſich aus einem von ſeinen Gläubigern verfolgten und ſeinen Gönnern verlaſſenen Hofſchranzen auch wol ein verlaufener Schneider ſelbſt. Welche unausſprechliche Luſt mag dies vor einem Parterre von londoner prentices erzeugt haben! Nichtsdeſtoweniger vermuthe man darunter keine liberalen Angriffe gegen die bevorrechteten Stände. Im Gegentheil waltet der ungemeſſenſte, unangetaſtete Reſpect gegen Alles, was Ariſtokratie iſt, ob. Die Schauſpieler, und zum Theil auch ihre Dichter waren ja servants der Großen; ſie trugen ihre Livreien, und die Partei, unter der zuerſt im frömmelnden Gewande demokratiſche Elemente ſich regten, waren ihre bitterſten Feinde. Daher die oft gepredigte Hochachtung vor dem Unterſchied der Stände, die Anempfehlung gleicher Ehen, die Misbilligung, wenn reiche Cityleute ſich zur Ariſtokratie erheben wollen. Beim größern Shakſpeare ſpricht ſich derſelbe Gedanke weniger poſitiv in Submiſſion vor den Großen als in ſeiner Verachtung gegen den Pöbel aus.

Die Puritaner ſind, wie ſchon angeführt, das gemeinſame Stichblatt aller engliſchen Dichter aus dieſer Periode. Der Grund lag nahe genug. Wenn Shakſpeare ihnen nur gelegentlich einen Hieb verſetzt, ſo gehen ſeine Nachfolger mit Methode zu Werke. Auch dies hat ſeinen Grund. Er konnte ſie noch verachten, jene mußten ſie ſchon fürchten. Aber die Waffen des Witzes waren machtlos gegen einen Fanatismus, der keine leuchtenden Einzelpunkte bot, ſondern in einer dunkeln Maſſe ſich heranwälzte. Die Pfeile konnten nicht verwunden, wie die Dummheit überhaupt dies Recht voraushat. Die angeführten Verbote erklären übrigens, weshalb auch im Shakſpeare alle religiöſe und kirchliche Controverſe, auch wo ſie ſich faſt von ſelbſt ergibt, vermieden wird.

(Die Fortſetzung folgt.)

Verſuch über die engliſche Literatur und Betrachtungen über den Geiſt der Menſchen, der Zeiten und der Revolutionen, von Chateaubriand. Zweiter Band.

(Beſchluß aus Nr. 45.)

Im fünften Theile betrachtet der Verf. die Literatur unter dem Hauſe Hanover, und zwar zuvörderſt die Ausbildung und Vollendung der engliſchen Sprache, ſofort den Einfluß der Kritik auf die Sprachen. Von der neuen Kritik der Engländer behauptet er, ſie habe die Ideen verwirrt über die Ausdrücke, die Wendungen der Worte, die man vermeiden müſſe, oder deren man ſich bedienen dürfe. Es ſei nicht möglich, daß ein Schriftſteller aus den verſchiedenen Urtheilen von hundert kritiſchen Journalen heraus das Wahre über irgend ein Werk zu erkennen vermöge. Weiterhin ſucht der Verf. zu beweiſen,

daß es in der Folge keine universellen literarischen Berühmtheiten mehr geben werde gleich denjenigen, welche vom Alterthum auf uns gekommen sind. Als Hauptgründe dieser Behauptung erscheinen ihm, weil man keine Meister, keine Autoritäten mehr anerkennt, keine Regeln mehr gelten läßt, keine feststehenden Ansichten annimmt; weil die freie Prüfung auf dem Parnaß ebenso zulässig ist, wie in der Politik und der Religion, als Folge des Fortschreitens der Zeit; weil Jeder sich das Recht zuschreibt, zu urtheilen, nach seiner Einsicht, seinem Geschmacke, seinem System, seinem Haß oder seiner Liebe. Daher eine Menge von Unsterblichen, die in ihrer Straße abgegrenzt, auf den Kreis ihrer Schule und ihrer Freunde beschränkt und in dem benachbarten Bezirk nicht gekannt sind, oder ausgezischt werden.

Den gegenwärtigen Zustand der Literatur in Frankreich bezeichnet der Verf. traurig genug mit folgenden Worten: „Heutiges Tages altert Alles in ein paar Stunden; in einem Augenblick welkt eine Reputation, geht ein Werk vorüber. Die Poesie hat das Schicksal der Musik: ihre Stimme, frisch bei der Morgendämmerung, ist bis Sonnenuntergang gebrochen. Jeder schreibt, Niemand liest ernsthaft, ein dreimal genannter Name wird schon lästig. Die sich im J. 1830 die Jugend nannten — wo sind sie? Seht da die großen Männer von 1835, welche die Alten von 1830 als Leute von Verdienst in ihrer Zeit, aber als jetzt abgenutzt, vergangen, zurückgeblieben ansehen. Bald werden die Wickelkinder in den Armen ihrer Ammen ankommen; sie werden lachen über diese 10,000 Poeten und 50,000 Prosaiker, welche sich jetzt in allen Ecken und Winkeln Frankreichs mit Ruhm und Melancholie bedecken. Wenn man zufällig von der Existenz dieser Schriftsteller keine Notiz nimmt, tödten sie sich, um die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich zu ziehen. Was verursacht diesen Wahnsinn, diese Verwüstung? Der Mangel des Gegengewichts für die menschlichen Thorheiten — der Religion!“

Was der Verf. über die classische Schule und die periodische Presse unter der Königin Marie, unter Wilhelm und Anna mittheilt, ist zu kurz und aphoristisch, um belehrend zu sein. Gleiches gilt von dem Übergange der classischen Literatur zur didaktischen, beschreibenden und sentimentalen Literatur unter Gay, Young, Akenside, Goldsmith, Gray, Bloomfield, Glover, Thompson, unter Richardson und Fielding. Dem Engländer Thompson stellt er die Franzosen St.-Lambert und Delille gegenüber. Von den Historikern Hume, Smollet und Gibbon, denen er kaum einige Zeilen widmet, geht er auf das neue englische Theater über, von dem er jedoch nur fragmentarische Andeutungen gibt. Zur Zeit seines achtjährigen Aufenthalts (1792—1800) in England erscheint ihm das englische Parterre stürmisch und plump. Matrosen tranken daselbst Bier, aßen Orangen und apostrophirten die Logen. Kotzebue's Dramen entweihten damals die Scene Shakspeare's; er beklagt, daß die Engländer keine andere Wahl trafen, da man Göthe, Schiller und Lessing hatte.

Die Auszüge, welche der Verf. bei Gelegenheit der englischen Reiseliteratur aus den Werken des Capitains Roß, Jacquemont's und Lamartine's macht, übergehen wir, da diese Werke dem größten Theile unserer Leser bekannt sind; aber was der Verf. im Eingange von sich selbst sagt, ist dennoch charakteristisch: „Ich habe die Pforten des Orients für Lord Byron und die Reisenden, welche nach mir den Cephissus, den Jordan und dem Nil besuchten, eröffnet; eine zahlreiche Nachkommenschaft, die ich nach Ägypten schickte wie Jakob seine Söhne.“

Wie scharf und richtig der Verf. das Wesen des englischen Romans auffaßt, geht aus folgender Stelle hervor: „Nach Richardson machten die Sitten vom Westende der Stadt einen Einfall in das Gebiet der Dichtungen; die Romane füllten sich mit Schlössern, mit Lords und Ladies, mit Seescenen, mit Abenteuern beim Wettrennen, beim Ball, in den Opern, im Ranelaghtheater, mit unendlichem Gewäsche und Geschwätz. Bald wurde die Scene nach Italien verlegt; die Liebenden überschritten die Alpen unter gräßlichen Gefahren und Seelenschmerzen, welche einen Löwen erweichen mußten; der Löwe vergoß Thränen. Ein Jargon der guten Gesellschaft wurde eingeführt; und da die Moden der Wörter, die Affectation einer gewissen Sprache in der hohen englischen Gesellschaft beinahe mit jeder Parlamentssitzung wechseln, so ist ein ehrlicher Leser ganz verblüfft darüber, daß er das Englische nicht mehr versteht, welches er noch vor sechs Monaten zu verstehen glaubte. Im J. 1822 bei meiner Gesandtschaft in London mußte der Fashionable auf den ersten Blick als ein Unglücklicher und Kranker erscheinen; er mußte etwas Nachlässiges in seinem Äußern haben, lange Nägel, den Bart nicht unverschnitten und nicht barbirt, sondern eine Weile stehen geblieben aus Vergeßlichkeit, oder aus Verzweiflung; eine im Winde flatternde Haarlocke, einen tiefsinnigen, erhabenen, irren und unglückweissagenden Blick; den Mund zusammengekniffen in höhnischer Verachtung der menschlichen Natur; ein verdrossenes Byron'sches Herz, versunken im Ekel und Geheimniß des Daseins.“

„Heutzutage muß der Dandy ein siegreiches, leichtes, übermüthiges Wesen an sich haben; er muß Sorgfalt auf seine Toilette verwenden, muß einen Schnurrbart tragen, oder einen rundgeschnittenen Kinnbart wie die Halskrause der Königin Elisabeth, oder wie die strahlende Sonnenscheibe; er zeigt die trotzige Unabhängigkeit seines Charakters, indem er den Hut auf dem Kopfe behält, sich auf den Sophas herumwälzt, und unter der Nase der in Verwunderung dasitzenden Damen seine Stiefeln auf den vor ihm stehenden Stühlen ausstreckt. Er steigt zu Pferde mit einem Stocke, den er wie eine Kerze trägt, unbekümmert um das Pferd, das er zufällig zwischen den Beinen hat. Seine Gesundheit muß vollkommen gut sein und seine Seele auf dem Gipfel von fünf bis sechs Glückseligkeiten schweben. Einige radicale, der Zukunft sich am meisten zuwendende Dandys haben eine Pfeife. Aber ohne Zweifel hat sich dies Alles während der Zeit, wo ich es beschreibe, schon geändert.“

Mit Walter Scott ist Chateaubriand nicht zufrieden; er gibt ihm schuld, eine falsche Gattung geschaffen zu haben. Der Romanschreiber habe historische Romane, der Historiker romantische Geschichten zu schreiben unternommen. Alle englischen Liederdichter stehen seiner Ansicht nach unendlich weit hinter Béranger zurück. Aber vermag der Ausländer, der Franzose, den eigenthümlichen Reiz des englischen Liedes überhaupt nur aufzufassen, und nun gar zu würdigen oder zu beurtheilen? In der Vergleichung mit Byron gefällt sich Chateaubriand ganz besonders; er nennt sich und ihn „die beiden Häupter der neuen Schule in Frankreich und England. Beide hatten einen gleichen Ideenschatz und ein gleiches Geschick, wennschon ungleiche Sitten; der eine Pair von England, der andere Pair von Frankreich; Beide Reisende im Orient, oft genug einander nahe kommend, ohne sich je zu sehen; nur ist das Leben des englischen Dichters nicht in ebenso große Ereignisse verflochten gewesen wie das meinige.“ Dieses Voranstellen des eignen Ichs spricht aus dem ganzen Werke und kann daher den Leser nicht mehr befremden; was soll man aber sagen, wenn der Verf. behauptet, Byron habe alle seine Helden, Childe Harold, Konrad, Lara, Manfred, den Giaur nach seinem (Chateaubriand's) René geformt; er sei einer der Vorfahren gewesen, die Byron verleugne, nachdem er zur Macht gelangt! Die Bitterkeit, nicht genug von der literarischen Welt geschätzt zu sein, tritt insbesondere in folgender Stelle heraus: „Ich bin Lord Byron im Leben, er ist mir im Tode vorangegangen; er ist gerufen worden, ehe eigentlich die Reihe an ihm war. Meine Nummer war früher als die seinige, und doch kam die seinige zuerst heraus. Byron hätte noch auf der Erde bleiben sollen; mich konnte die Erde verlieren, ohne mein Abtreten zu bemerken und ohne mich zu bedauern.“

Am Schlusse kommt Chateaubriand wieder auf Milton zurück. Es ist derselbe Geist der eignen Überschätzung der ihm die

Schlußworte ergibt: „Milton diente Cromwell, ich bekämpfte Napoleon; er griff die Könige an, ich habe sie vertheidigt; er hoffte nicht auf ihre Verzeihung, ich habe nicht auf ihre Dankbarkeit (?) gerechnet. Jetzt da in unsern beiden Ländern die Monarchie sich dem Ende zuneigt, haben Milton und ich nichts mehr über Politik miteinander zu streiten; ich setze mich wieder an die Tafel meines Gastfreundes; im Alter soll er mich ernähren, wie er in meiner Jugend schon an mir gethan hat. Es ist edler und sicherer, sich an den Ruhm zu halten als an die Gewalt."

Wir haben hier einfach über den Gang berichtet, welchen Chateaubriand in seinem neuesten Werke genommen hat. Die tiefergehende Beurtheilung wird von jenseit des Kanals erfolgen und ist theilweise bereits erfolgt, indem das „Athenäum" in einer seiner letzten Nummern sich in höchster Erbitterung über den Verf. ausspricht und folgendes Urtheil über ihn fällt:

„Als Schriftsteller gehört Chateaubriand dem unerträglichsten Extrem der rhetorischen Schule an, Denjenigen, die in ihren glücklichsten Stunden die Geschmeidigkeit einer prunkenden und flitterhaften Beredtsamkeit dazu benutzen, ein Sophisma auszuspinnen, oder ein Vorhaben zu verstecken, die aber für gewöhnlich bei ihrem Schreiben nur durch das Ohr geleitet werden und, wenn eine Phrase nur harmonisch klingt, nicht darnach fragen, ob sie für den Leser einen Verstand hat oder nicht. Zwischen solchen Schriftstellern und der Logik ist eine ewige Scheidung. Der gewöhnliche Zweck solcher Schriftsteller ist der: sich selbst zu erheben und beim Schluß jedes Satzes glaubt man sie rufen zu hören: „Ist das nicht hübsch? Bin ich nicht ein Genie?" Aber das Übel ist noch weit größer, wenn ein Autor einen bestimmten Zweck verfolgt, denn alsdann ist Mystification seine Absicht, und seine Mittel sind: fortwährende Unterschiebung von Worten, statt der Sachen, von Metaphern, statt der Gründe." 55.

Stehende Masken im Lustspiel des Lebens. In zwölf Frescobildern von Ritter Braun von Braunthal. Wien, Pichler. 1837. Gr. 12. 16 Gr.

Die stehenden Masken, welche uns der werthe Ritter in diesem kleinen Büchlein vorführt, sind folgende: 1) „Monsieur Immergrün", 2) „Die politischen Kannegießer", 3) „Gelehrte Frauen", 4) „Cabinetsstücke", 5) „Kokette Mütter", 6) „Gecken", 7) „Die Schwärmerin", 8) „Die Hagestolzen", 9) „Literarische Schmarotzer", 10) „Allerweltsdiener", 11) „Der Eisenfresser", 12) „Der Enthusiast". Man sieht, es ist genau genommen nichts Neues, was uns der Verf. darbietet, und wir sind der Meinung, daß das innerlich so bewegte Leben der letzten Decennien unter manchem Andern auch einige neue Masken mitgebracht hat, welche darzustellen es sich mehr verlohnt haben würde als jene alten und bereits sehr verbrauchten Exemplare, die wir schon seit einem Jahrhunderte kennen. Unter der hier ausgestellten kleinen Galerie möchte nur etwa die erste Figur: „Monsieur Immergrün", in gewissem Sinne neu zu nennen sein. Dieser Monsieur Immergrün ist nämlich ein halbjunger und halbalter Hagestolz, dessen physische Bestandtheile, dessen körperliches Gestelle, um uns dieses Ausdrucks zu bedienen, zwar schon ziemlich verfallen ist, weshalb er sich auch genöthigt sieht, bei der Morgentoilette allerlei Hülfsmittel, als da sind: Haaröle, Parfumerien, Wattentafeln, Unterjäckchen und dergleichen, anzuwenden, der sich aber trotz diesem äußern Verfall seiner Körpermaschine mit vielem guten Willen und einem wenig Talent auf Das gelegt hat, was man schon seit vielen Jahren das Immergrün der Gefühle genannt hat. Dies ist freilich nur ein unechtes Pflänzchen, welches fälschlich für einen Zweig vom immergrünen Lebensbaum Jean Paul's ausgegeben wird; allein die Pflege dieses Pflänzchens beseligt doch auf gewisse Weise den Besitzer und gehört als ein ganz nothwendiges Moment und charakteristisches Kennzeichen zu seiner Existenz. Löst man diese Existenz des Monsieur Immergrün in ihre chemischen Bestandtheile auf, so findet man allerdings dieselben Lebenssurrogate, die den Stutzer und den ältlichen Gecken bilden, allein doch zugleich mit dem blassen und interessanten Anstrich des Immergrünenden; man findet sie in eine Essenz getaucht, die beinahe so aussieht wie wahrer Frühling, und diese Essenz eben ist der Humor davon. Als ein intellectuelles Charaktermerkmal des Monsieur Immergrün, der zwischen dem fünfundvierzigsten und funfzigsten Jahre steht, wird angegeben, daß er Blumenhagen und Kruse studirt und gegen Wolfgang Menzel, der diese seine beiden Novellenfavoriten einigermaßen auf dem Strich hat, einen so starken Widerwillen empfindet, als es ihm das blaßblaue Immergrün seiner Gefühle erlaubt.

Unter den „Cabinetsstücken" führt der Verf. eine hagere Personnage mit röthlich angelaufener Haartour auf, der unter Anderm die häßliche Gewohnheit hatte, daß er gleich beim Eintritt ins Kaffeehaus sich alle mögliche Zeitungen und Journale, wie der Phönix Edelsteine und kostbares Holz zu seinem Scheiterhaufen, zusammentrug und zu größrer Bequemlichkeit sich sogar darauf setzte, während er an einem einzigen Blatte oft länger las als billig war, und ihm nebenher noch manchmal das Menschliche begegnete, daß er einschlief, die Zeitung fallen ließ und laut zu schnarchen anhub. Man erlaubte sich mit diesem Cabinetsstück (dergleichen man leider zum wahren Ärger der rüstigen Lesejugend auf allen Museen findet) einen kleinen Scherz, der auf S. 61 nachzulesen ist, und dieser Scherz war gut genug, wenn er nämlich geholfen hat. Leider aber gehören dergleichen Leseliebhaber insgemein zu den Unverbesserlichen, die weder das Feuer noch das Eisen des Hippokrates von ihrer Manie zu heilen vermag.

Unter Nr. 7 tritt eine Schwärmerin für Lord Byron auf, die seine Werke auswendig weiß, was viel sagen will, und sich über die skeptische Lebensansicht des berühmten Dichters zu Tode grämt. „Der Eisenfresser" unter Nr. 11 hätte füglich wegbleiben können. Die Bramarbasse sind Jahrhunderte alte Muster, die bereits von den ausgezeichnetsten Schriftstellern aller Nationen gebührend mitgenommen worden. Ein heutiger Eisenfresser ist ein Fisch, dem sein Element abhanden gekommen; er ist nicht interessant genug, um geschildert zu werden. Was die „Literarischen Schmarotzer" betrifft, so finden wir beim Verf. nur die Überschrift davon. Er sagt, er werde sich an einem andern Orte darüber äußern. Warum nicht hier? Gleichfalls sehr verbraucht sind die „Enthusiasten". Über diese hat man bereits vor zehn Jahren dicke Romane geschrieben.

Mit kurzen Worten wollen wir schließlich den Verf., falls er etwa geneigt sein sollte, diese Galerie stehender Masken fortzusetzen, den Rath geben, daß er sich nach pikantern und modernern Exemplaren umthun möge. Bei der Weltkenntniß, die dem Verf. nicht abzustreiten ist, kann es ihm nicht schwer werden, neue Muster für seine Sammlung aufzutreiben. Was bietet heutzutage nicht allein das Feld der Literatur! Auch in der Politik gibt es jetzt noch ganz andere, auffallendere und mehr zeitgemäße Figuren als die bloßen „Kannegießer". Es würde sicherlich einer Darstellung, welche die individuellen Erscheinungen des Jetzt nicht blos als Masken, sondern auch als Charaktere aufzufassen verstünde, nicht an Anklang und Anerkennung fehlen. 1.

Notizen.

Die Gemäldegalerie im Vatican ist neu und zweckmäßig aufgestellt worden; zugleich sind Rafael's Fresken der Beschauung zugänglicher gemacht und seine Tapeten haben einen passendern Platz erhalten.

Carlo Maratti, einer der ausgezeichnetsten italienischen Maler des 17. Jahrhunderts, entgegnete dem Vorwurfe mehrer römischen Großen, daß er sich seine Werke zu theuer bezahlen lasse: „Die Welt ist ungeheure Summen den großen Künstlern, die mir vorangingen, schuldig geblieben; ich, als ihr rechtmäßiger Nachfolger, habe das Recht, das ihnen Vorenthaltene einzufodern." 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 47. — 16. Februar 1837.

Ben Jonſon und ſeine Schule, dargeſtellt in einer Auswahl von Luſtſpielen und Tragödien, überſetzt und erläutert durch Wolf Grafen von Baudiſſin. Zwei Theile.

(Fortſetzung aus Nr. 46.)

Über den „Alchemiſten" (den Ben Jonſon 1610 auf die Bühne brachte) ſagt der Überſetzer mit Recht, dieſes geiſtreiche Luſtſpiel müſſe, als die Verkehrtheit noch aufrecht ſtand, welche es mit ſo vielem Erfolge niederſchlagen half, von unvergleichlicher Wirkung geweſen ſein, da es ſelbſt jetzt, wo wir von Goldmachern nur in alten Büchern leſen, durch ſeinen gründlichen Verſtand und Scharfſinn, durch die gleichmäßige Vollendung, mit der es durchgängig gearbeitet iſt, und durch ſeine Charakteriſtik feſſele. Freilich ſind die dramatis personae mehr Begriffe als Perſonen, doch werden ſie ſo „drall" körperlich, daß wir ſie vor uns ſtehen ſehen und ſie noch lange in unſerm Gedächtniß lebendig bleiben. Ja, der Dichter fühlte in ſeinem Prologus ſich genöthigt, gegen die Annahme beſtimmter Portraits zu proteſtiren, indem er ſagt:

Keiner wird Beziehung hier erſpähn:
Selbſt wer dem Strom ſo nahe ſitzt, zu ſehn,
Was drin ſich ſpiegelt, wird dem flüchtigen Schein
Erlebte Wahrheit wünſchen und Gedeihn.
Treu malten wir die Narr'n, doch ſo verhüllt,
Daß ſelbſt der Schuld'ge nicht erkennt ſein Bild.

Die Fabel des Stückes iſt in ſich ſo geſchloſſen und abgerundet wie nur in einem Luſtſpiel; und doch würde es ſchwer werden, den Inhalt auszuziehen, der eben in den altengliſchen Luſtſpielen ſich nicht trennen läßt von Fleiſch und Saft der Worte. Drei Betrüger, ein Alchemiſt, ein Hausverwalter und ein gefälliges Mädchen, haben ſich verbunden, halb London zu betrügen, denn

Kein Klima brütet beſſern Stoff für Huren,
Narr'n, Kuppler, Schälk' und derlei Creaturen.

Während ſie unter ſich über die Theilung am Raube zerfallen ſind (und damit hebt in vortrefflicher Expoſition das Stück an), läuft ihnen an dem einen Tage (denn Einheit der Zeit, des Orts und der Handlung ſind ziemlich ſtreng beobachtet) eine Muſterkarte aller Narren, die ſich übervortheilen laſſen, ins Netz. Es kommt die ſimple Dummheit in zweierlei Geſtalten; die puritaniſche Dummheit, ebenfalls in doppelter, als bornirteſte Einfalt und als ſpeculative Herrſchſucht; die Rauſſucht, der ſinnlichſte Egoismus u. a., alle um den Stein der Weiſen und durch dieſen den höchſten Genuß des Lebens zu gewinnen. Wirklich mit dem gründlichſten Verſtande iſt jede Scene ausgearbeitet und eine merkwürdige Phantaſie der Gelehrſamkeit ſteht dem Hauptbetrüger zu Gebote, um den Leichtgläubigen zu imponiren. Unerſchöpflich in Verwandlungen ſeiner Perſon, denn gegen jeden dieſer Gimpel wird er nach Bedürfniß ein anderer Charakter, iſt er ebenſo unerſchöpflich in gültigen Ausflüchten, weshalb die Procedur nicht gelingt. Feenköniginnen, Talismane und Kobolde aller Art werden citirt und verkauft, denn der Autor ſchrieb noch für eine gläubige Welt und in einem Reiche, deſſen König ſelbſt ein ſtrotzendes Werk über Hexen und Zauberer verfaßt hat. Um ſo mehr iſt ſeine eigne Klarheit, die kecke Ironie, mit der er über dem bunten Krame ſchwebt, zu bewundern. Am leuchtendſten ſind die Partien mit den Puritanern, und wir mögen uns nicht enthalten Mehres davon mitzutheilen.

Einer nämlich von den vertriebenen heiligen Brüdern aus Amſterdam, von woher der Same aller puritaniſchen Sekten über England ſich verbreitete, verhandelt mit Dunſt (dem Alchemiſten) um den Stein der Weiſen. Der einfältige Küſter Ananias wird als Abgeſandter ſeines Paſtors Trübſal Heiligung auf das heftigſte durch die immenſen Brocken alchemiſtiſcher Gelehrſamkeit, die Dunſt ihm vorwirft, eingeſchüchtert, erklärt aber doch dieſe und alle Sprachen für heidniſch bis auf das Hebräiſche und findet in ſeiner Einfalt, daß der große Philoſoph zu viel Bezahlung im Voraus nehme; denn Dunſt habe empfangen von den Heiligen

Für Inſtrumente, Ziegel, Lehm und Gläſer
Schon ſechzig Pfund; hernach für Material
Noch neunzig — — und in Heidelberg
Hat Einer Gold aus einem Ei gemacht
Und einer kleinen Düte Sand.

Aber der Philoſoph will natürlich noch mehr, und es gelingt ihm, durch eine donnernde Rede den Emiſſair aufs Neue einzuſchüchtern:

Fort, du verruchter Knecht, der die Apoſtel
Betrog! Fleuch, mach dich fort! Heb' dich hinweg,
Du Unglücksbote! Hatt' Eur' Conſiſtorium
Nicht Namen mir von beſſerm Klang zu ſenden
Als Ananias den Gottloſen? Schickt

Die Alt'sten gleich, daß sie Verzeihung flehn
Und mich besänft'gen, sonst, bei Gott! verlöschen
Laß' ich das Feu'r, die Kolben reiß' ich ein,
Den hohen Ofen und den faulen Heinz,
Den ganzen Trödel. Du nichtsnutz'ger Lump!
Buso und Sericus wird dann vernichtet,
Das sag nur: alle Hoffnung auszureuten,
Die Hierarchie des Antichrist sowie
Die Bischofswürde geht auf ewig unter,
Wenn sie funfzig Minuten säumen; ja
Der Wassergeist, der Erd- und Schwefelgeist
Fließt durcheinander, sinkt ins alte Chaos,
Gottloser Ananias!

Pfarrer Trübsal Heiligung meint, dergleichen Züchtigung treffe die Heiligen oft, und die Erwählten müßten solche Stöße mit willigen Schultern, als eine Versuchung, um ihre Schwachheit zu prüfen, tragen. Als Ananias einwendet, daß an des Philosophen Stirn des Stieres sichtbare Zeichen zu ersehen und der Stein wol gar ein Werk der Finsterniß wäre, erklärt der besonnene Heilige:

Doch darf kein Mittel uns zu niedrig dünken,
Wenn's unsrer heil'gen Sache nützt, mein Bruder,

und auf Ananias' weitere Einrede, daß die fromme Sache eines frommen Weges brauche, in einer langen erbaulichen Rede:

Nicht immer unerläßlich,
Die Kinder der Verdammniß sind zuweilen
Werkzeuge für den allergrößten Bau,
Und etwas Rücksicht auch gebührt des Menschen
Natur, dem Ort, an dem er lebt, beständig
Dem Feuer nah — — — — — —
Sind Köche nicht die ärgsten Atheisten?
Glasbläser stets profan und zorngeneigt?
Wo gibt es schlimm're Atheisten wol
Als unter Glockengießern? Ja, was macht
Den Teufel selbst so teuflisch, frag' ich dich,
Satan, den großen Erzfeind, als sein ew'ges
Sitzen am Feu'r und Schwefel und Arsenik
Schmelzen und Glühn? — — — — —
— — — Sehr zu Unzeit
Warfst du der heidelberger Brüder Segnung
Ihm vor; erwäge nur, wie sehr uns noth thut,
Das Werk zu fördern, um die unterdrückten
Verstummten Heil'gen wieder zu erhöhn;
Und das wird einzig durch den Stein erreicht.
Das hat der weise Alt'ste, der aus Schottland,
Mir wiederholt: aurum potabile
Sei für den Magistrat das einz'ge Mittel,
Ihm ein Verständniß unsres Rechts zu wecken,
Und täglich zu verordnen in der Krankheit.

Beide treten demüthig vor dem Zorn affectirenden Dunst auf, und ihre Opfer besänftigen endlich den Philosophen, der dem frommen Pastor mit steigender Ironie alle die Vortheile aufzählt, welche den Heiligen aus dem Stein der Weisen erblühen würden:

Wie Ihr durch seine Heilkraft einen Anhang
Gewinnen könnt im Reich! — Als, setzt den Fall,
Ein großer Staatsbeamter hat die Gicht:
Ihr sendet ihm drei Tropfen Elixir,
Und helft sogleich; da ist ein Freund gewonnen.
'Nen Andern trafen Schwindsucht oder Lähmung:
Er nimmt von Eurem feuerfesten Mittel,
Und fühlt sich jung; da ist ein Freund gewonnen.
'Ne Dame, die an Körper alt, doch jung
Noch im Gemüth, und deren Schönheit welkt
Trotz aller Schminke, stellt Ihr wieder her
Mit Talköl; eine Freundin ward gewonnen,
Nebst allen Ihrigen. Einem Lord, den Aussatz,
'Nen Ritter, den das Hüftweh quält, 'nen Junker,
Den beides zwickt, Ihr macht sie glatt und schier
Mit einem Aufguß Eurer Medicin.

Trübsal.

Ja 's ist greiflich!

Dunst.

Dann wandelt Ihr des Advocaten Zinn
In Silber, um Lichtmessen.

Ananias.

Nichts von Messen!

— — — — — — — — — — — —

Dunst.

Oder Vergoldung in massive Arbeit.
Ihr müßt Euch Freunde schaffen, Macht zugleich,
Im Feld ein Heer zu halten, ja dem König
Von Frankreich seine Staaten abzukaufen
Und dem von Spanien seine beiden Indien.
Was könnt Ihr nicht in Zukunft Alles thun
Geistlichen Lords und Weltlichen zum Trotz,
Die Euch anfeinden werden.

Trübsal.

Ja, in Wahrheit!
Wir werden selbst noch, denk' ich, mächt'ge Lords.

Welche prophetische Blicke wirft hier Ben Jonson in Englands nächste Zukunft. Aber schnell bricht er ab in der Prophezeiung und persiflirt die Heiligen sofort als Schalk:

Ihr könnt Euch dann ersparen
Die lang gedehnten Reden; braucht nicht mehr
Nach Melodien Euer Ach und Weh zu stöhnen.
Ich leugne nicht, wer nicht im Staat gedeiht,
Thut wohl, in Glaubenssachen Streit zu suchen,
Und Melodien, die Heerde sich zu kirren;
Denn freilich wirkt 'ne Melodie auf Weiber
Und schwache Geister.

Trübsal gibt zu, es brauche nicht der Lieder, wenn man den Stein besitze, und Dunst fährt fort:

Noch der heil'gen Larve, bei der Witwe
Die Erbschaft zu erschleichen; noch fortan
Bedürft Ihr's, fromme Weiber zu verführen,
Noch Jagd zu machen auf verfall'nde Wechsel
Recht auf Moment und Stund', und dann zu sagen,
Durch Gottes Fügung sei's geschehn; braucht nicht
Ein derbes Mahl am Abend zu verschlingen,
Um nächsten Tags erbaulicher zu fasten,
— — — — — — auch nicht
Den hungrigen Gemüthern kleine Krümlein
Von Scrupeln vorzuwerfen — — —
— — — — — — — — — — —
Ob Frauen aus der heiligen Gemeine
Schnürleiber anthun sollen oder Locken
— — — — — — Braucht Libelle nicht
Ferner zu schreiben gegen die Prälaten,
Noch Eure Ohren so zu kürzen für
Das nächste stundenlange Tischgebet.
Noch müßt Ihr unerläßlich das Theater
Verlästern, Euch beim Schultheiß einzuschmeicheln,
Daß tägliche Pasteten Ihr verschlingt;
Noch eifernd lügen, bis Ihr heiser seid.
Nicht eine dieser seltnen Künste braucht's,
Auch in der Taufe nicht die Namen Trübsal,
Verfolgung, Langmuth und Gefangenschaft
Und ähnliche zu wählen, wie bei Euch

Der ganze Stamm, die ganze Sippschaft liebt
Aus Eitelkeit, um Eurer Jünger Ohr
Zu kitzeln —

Trübsal.

Ja in Wahrheit, Herr, das sind
Erfindungen der wackern Brüderschaft
Für die Verbreitung unsrer heil'gen Sache,
Und sehr bewährte Mittel, selber auch
Berühmt zu werden, schnell und wirksam.

Dunst.

Doch der Stein,
Dagegen ist das Alles eitel und nichts.

Die heiligen Männer gehen so gierig in die Falle, daß sie sogar des Philosophen Vorschlag annehmen, einstweilen, bis das Zinn zu Gold verwandelt ist, daraus holländische Thaler zu verfertigen, um die fernern Kosten zur Hervorbringung des Magisterii zu decken. Der fromme Ananias hat nichts gegen die Falschmünzerei, weil die Heiligen der weltlichen Obrigkeit nicht gehorchen dürften, und der Pastor sammt dem heiligen Consistorium um deshalb nicht, weil das Verbot nur von Prägen spreche, sie aber die Thaler gießen wollten! Man sieht, daß die Puritaner zu vollem Zorne vollen Grund hatten.

Der „Dumme Teufel" desselben Verfassers steht an Erfindung und Gehalt der Ausführung weit hinter dem „Alchemisten". Die vortreffliche Hauptidee, obgleich hier nicht neu, daß ein armer Teufel sein Probejahr bestehen soll, aber der Arglist der Welt nicht gewachsen ist und deshalb von den gewöhnlichsten Gaunern gerüffelt und betrogen wird, bis er seinen Herrn um Gotteswillen bittet, mit ihm nur wieder in die Hölle abzufahren, verliert sich allzu sehr vor den verwickelten und doch nicht in rechtem Verbande stehenden Intriguen. An trefflichen Einzelheiten, an meisterhaften Gesprächen und dichterischen Stellen ist das Stück übrigens reich. Eine herrliche Beschwörungsscene mahnt, wie der Übersetzer mit Recht sagt, an neueste Vorfälle der Art. Wie so viele Lustspiele der Spanier und der neusten Franzosen dreht sich auch dieses — und es hat diese Verwandtschaft mit mehren altenglischen gemein — um einen drohenden Ehebruch. Freilich bleibt es nur bei der Drohung; aber die Abwendung der Katastrophe ist rein willkürlich und fast nur, möchte man behaupten, um den Anstand zu bewahren; etwa wie in Göthe's „Mitschuldigen", wo der den Diebstahl reparirende Ehebruch auch nur symbolisch eintritt. Das Peinliche der Situation wird dadurch vermehrt, daß unser ganzes Gefühl auf Seiten der beiden liebenswürdigen Liebenden ist, während der widerwärtige, grausame, verschwenderische Gimpel von Ehemann unsern ganzen Abscheu verdient und es eine traurige Beruhigung gewährt, wenn der am Schluß ihm wiederzugeführten Gattin kein anderer Trost wird, als daß der Rest ihres Vermögens durch den Liebhaber gerichtlich gesichert ist. Die satirische Geißel richtet sich gegen die Projectenmacher, die dazumal eine bedeutende Rolle gespielt haben müssen; Manches erinnert unwillkürlich an Erscheinungen unserer Tage, z. B. wenn Fintenheim alle Moräste in einem Strich urbar machen will und so schnelle Communicationen verspricht, daß man an Dampfwagengedanken 1616 denken möchte. Es fehlt aber dabei auch nicht an Skurrilitäten, z. B. wenn Fintenheim ein Patent löst zum

Zahnstocherliefern für den ganzen Staat.
Die Sach' ist schwierig zu erläutern; doch
Vor Allem zeig' ich, wie der Unterthan
Mit dieser Waare schändlich wird betrogen.
Denn wie viel Krankheit und abnorme Fäulniß
Durch solche wird erzeugt, die man aus falschem,
Unechtem Holze schnitzt; nun folgt demnächst
Mein Plan zur Hauptreform in diesem Zweig.
Alle Zahnstocher bringt man ohne Weig'rung
In ein Collegium; siegelt dort sie ein,
Und wer den Stempel nachahmt, zahlt 'ne Buße.
Dann, den Vertrieb anlangend, wird ein Buch
Gedruckt, das den Gebrauch erklärt; das muß
Jegliches Kind im ganzen Königreiche,
Das lesen kann, sich kaufen und draus lernen,
Wie man die Zähne stochert u. s. w.

In einem meisterhaften Dialoge wird das Modegespräch der vornehmen Damen parodirt. Es ist so entsetzlich, daß dem armen Teufel, der es mit anhören muß, übel wird und er sich in die unterste Hölle wünscht, weil es dort menschlicher hergeht. Die londoner Ladies müssen zu der Zeit den Musterton spanischer Damen in der Conversation forcirt haben, denn eine solche tritt als Lehrmeisterin im guten Tone auf, der sich um nichts als Modesachen dreht. Auch läßt Ben Jonson wie andere Dichter die Bürgersöhne klagen, daß keine Parlamentsacte den reichen Kaufmannstöchtern die Heirath mit großen Herren verbiete; das gebe eine Bastardzucht, und wenn die Lords erst das Bürgergeld hätten, würfen sie die Bürger selbst aus der Thür.

(Der Beschluß folgt.)

Texier's Reise in Kleinasien im Jahre 1836.

Texier hat im verwichenen Jahre seinen Vorsatz, ganz Kleinasien von Tarsus bis Trebisonde zu durchreisen, ausgeführt. Auf der von dem Marineminister zu seiner Verfügung gestellten Brigg Dupetit-Thouars am 29. März 1836 von Smyrna abgehend, hat er zuerst Karamanien, welches das ehemalige Karien, Lydien und Pamphylien in sich begreift, genau durchforscht. Diese schönen, bereits zu Homer's Zeiten so blühenden Landstriche, im Alterthum der Sitz des Luxus, der Genüsse und hoher Civilisation, in aller Fülle und allem Reiz des Orients prangend, diese glänzenden Vorläufer von Asiens Herrlichkeit, leben nur noch in den Denkmalen der Poesie, die sie einst feierten, und sind jetzt traurige Einöden. Texier berichtet: „Um in das Innere Lyciens zu gelangen, überstiegen wir einen ganzen Tag lang namenlose Gebirge und durchreisten Thäler, die Niemand kennt. Das Wetter war beständig neblig; endlich sagte uns am Schlusse des Tages der Führer, daß wir in Echoucourba, d. h. in den Ruinen von Phellus, angelangt wären. Die untergehende Sonne zerstreute den Nebel und wir hatten vom Gipfel des Berges das schönste Schauspiel, das man sich vorstellen kann. Das wie ein Gazevorhang sich aufziehende Gewölk enthüllte die imposanten Ruinen von Phellus, seine riesigen, auf einem Plateau vereinzelt stehenden, aus dem Felsen gehauenen Grabmäler; die Mauern der Stadt waren an einem unermeßlichen Abgrund hin aufgeführt, durch welchen die Wolken wie ein schäumender Bergstrom rollten, im Hintergrunde die rauhen Umrisse des Kragus, die sich an dem Blau des Himmels abzeichneten. Ein schönes, aber trauriges Schauspiel. Ringsumher bemerkten wir nichts als Ruinen und

zu unsern Füßen hohe Wälder, deren Wipfel einen grünen Teppich zu bilden schienen."

Die von Dureau de la Malle rücksichtlich der Ruinen von Karthago gemachte Bemerkung, daß die ältesten Denkmäler oft am besten den Zerstörungen der Zeit widerstanden haben, bestätigte sich unserm Reisenden an mehrern Stellen. Er sagt u. A.: „Zu Myra, dem über alle Maßen von den griechischen Kaisern verschönten, das marmorne Mauern hatte und an prächtigen Kirchen und Klöstern reich war, gibt nichts mehr von dieser byzantinischen Stadt Kunde, kaum findet man unter dem Gesträuch noch Spuren dieser Mauern, während von dem ursprünglichen Myra, das die Lycier und die Römer bewohnten, zahlreiche und merkwürdige Monumente zeugen." Darunter befindet sich auch ein gut erhaltenes Theater. Aber noch besser erhalten ist das Theater der alten Stadt Aspendus in Pamphylien, das selbst die umwohnenden Türken anstaunen und von dem sie Wunderdinge erzählen. Noch vorhandene Inschriften verkünden, daß dieses Prachtgebäude der Freigebigkeit des Aulus Curtius Crispinus sein Entstehen verdankt, der zur Erbauung desselben in seinem Testamente die nöthigen Summen anwies, und daß Titianus und Arruntianus die Vollstrecker dieses letzten Willens waren. Eine andere Inschrift nennt Zeno, den Vorsteher der öffentlichen Bauten der Stadt, als Architekten und besagt, daß dieses Meisterwerk ihm den Beifall seiner Mitbürger erworben, die ihm zu Ehren seine Bildsäule darin aufstellten und dem Meister aus Dankbarkeit einen Garten unfern des Hippodroms schenkten.

Die Fahrt längs der westlichen und südlichen Küste Kleinasiens auf der Brigg Duperit-Thouars, die den gelehrten Reisenden nach und nach in Jonien, Karien, Lycien, Pamphylien und Cilicien ans Land setzte, um das Litorale von Smyrna bis Tarsus zu besuchen und Ausflüge nach mehr oder minder entfernten Punkten im Innern zu unternehmen, war die angenehmste Partie der diesmaligen Reise. Von Tarsus an, wo er zu Lande Kleinasien durchschnitt, um sich erst im schwarzen Meere wieder einzuschiffen, warteten Gefahren und Beschwerlichkeiten aller Art des Reisenden, der die in den beiden vorhergehenden Jahren oftmals erprobte Beharrlichkeit aufs Neue zu bethätigen Gelegenheit genug fand. Die Gefahren, denen er entgegenging, schienen dem wackern Pascha von Adana so groß, daß er ihn nicht ohne starke Escorte ziehen lassen wollte und überdies den Gouverneurs der verschiedenen Districte Befehle ertheilte, eine bestimmte Zahl ihrer Leute seinem Schützlinge zur Bedeckung mitzugeben.

Die Ruinen von Anazarbus, wohin Texier nun zuerst gelangte, schienen ihm nicht ihrem Ruf zu entsprechen. Er sagt: „Die sie von Ferne erblickten, mögen sie für bedeutend gehalten haben; aber es ist durchaus nichts da als die Mauern in der Ebene und ein von den armenischen Königen erbautes Schloß auf dem Berge. Diese Ruinen sind ganz verlassen; wir bedurften nicht weniger als eine Bedeckung von 40 Mann, um sie mit Sicherheit zu besuchen. Als wir Sis, die nächste Stadt, verließen, widersetzte sich der Gouverneur, den Befehlen des Pascha von Adana zufolge, förmlich unserm Plan, die gerade Straße nach Marasch einzuschlagen, da dieser Weg zu gefährlich sei. Wir wandten uns daher in den Taurus und suchten einen Bey der Turkomanen auf, einen Verbündeten Mehemet-Ali's, der angewiesen war, uns allen Schutz angedeihen zu lassen. Auch waren wir, so lange wir in seinem Gebiete uns befanden, vollkommen geschützt; als wir uns aber der türkischen Grenze näherten, kamen wir unter die Zorbas, aufrührerische Stämme, und mußten jeden Augenblick auf einen Angriff von Seiten derselben gefaßt sein. Trotzdem daß mein Tatar und die Mannschaft meiner Escorte in mich drangen, eine feindliche Stellung gegen diese Stämme anzunehmen, zog ich es doch vor, mich in die Zelte der Häuptlinge zu verfügen und mit diesen zu unterhandeln. Ich freue mich, diesen guten Ausweg ergriffen zu haben; aber vielmals habe ich mit der größten Mühe verhindern müssen, daß meine Leute mit denen der Stämme in Kampf geriethen, die ihren Häuptern theilweis so wenig gehorchen als dem Sultan Mahmud. Dieses Gebirg bildet die Grenze zwischen dem Gebiet Mohammed Ali's und dem des Sultans; wenn ein Stamm sich gegen einen dieser Oberherren vergangen hat, so bricht er die Zelte ab und begibt sich auf das benachbarte Gebiet des andern, um nicht beunruhigt zu werden." So legte der Reisende 95 Stunden Weges in dem Taurus zurück. In diesen Gebirgspässen war es möglich, dem Feinde zu entgehen, schwierig dagegen auf der Ebene, die sich zwischen dem Gebirge und der Stadt Malathia ausbreitet. Hier galt es, nicht den Muth zu verlieren; „auch vermehrte sich", sagt Texier, „meine Begleitung in dem Maße, als die Gefahr zunahm, und so kam ich in Malathia gleichsam inmitten eines kleinen Heeres an. Übrigens konnte ich meinen Begleitern vollkommen vertrauen, da die Zorbas ihre Feinde sind. Diese hatten vier Tage vor unsrer Ankunft in der Nähe der Stadt einen persischen Hadschi mit seinem Gefolge ermordet; wir kamen an der Stelle vorbei, und die Geier verzehrten bereits die noch auf dem Kampfplatz liegenden Pferde." In der Nacht sollte die Reise fortgesetzt werden; aber Texier fand es gerathener, zur Mittagszeit, in welcher diese feindlichen Reiter, die in der Ferne sichtbar waren, sich nur höchst ungern der Hitze aussetzen, diese gefährliche Ebene zu passiren, was auch glücklich gelang.

„Der Bey Zorha ward 1835 von Reschid Pascha angegriffen, hatte aber auf einem Berge im Taurus eine Feste, die der Feind nicht einzunehmen vermochte. Seit Reschid Pascha sich nach Bagdad gewandt, beginnt der Bey seine Streifzüge von Neuem und plündert alle Dörfer der Umgegend. Man kann sich keine Vorstellung von dem entsetzlichen Elend machen, was in diesen Gegenden herrscht. Nur mit der größten Mühe konnten wir uns Lebensmittel verschaffen; wir hatten jedoch die Vorsicht, eines unserer Pferde mit Zwieback zu beladen, und dieser hat öfters den ganzen Tag unsere einzige Nahrung ausgemacht. Die Landbewohner versicherten uns zwar, Reschid Pascha habe die Kurden dieser Gegenden mit einem Heer von 30,000 Mann angegriffen; ich glaube, daß diese Zahl noch übertrieben ist, wenn man eine Null davon streicht; denn es gibt hier weder Lebensmittel, noch Straßen, um dieselben herbeizuschaffen."

Texier hat endlich zu Anfang August vorigen Jahres das diesmal gewählte Ziel, Trebisonde, nach manchen bestandenen Gefahren und Beschwerden glücklich erreicht. Die Ausbeute dieser dritten Reise ist in archäologischer Hinsicht wiederum schätzbar; aber viel bedeutender noch sind die Resultate der von Texier angestellten geologischen Untersuchungen und die unzähligen Berichtigungen und genauern Angaben, die der Sorgfalt des Reisenden die Geographie Kleinasiens verdankt. 4.

Notizen.

In Abyssinien befindet sich jetzt ein deutscher Missionair (dem Vernehmen nach soll er Gobat heißen), der bei Fürsten und Volk dort in so großem Ansehen steht, daß man ihn zum Patriarchen des Landes hat machen wollen. Er hat großen Einfluß auf die Staatsverwaltung und kann, wenn er ihn weise benutzt, Ungemeines für die Civilisation dieses noch auf keiner hohen Stufe der Cultur befindlichen Landes wirken.

Wie wahr ist es, daß die Macht des wahrhaften Genius über den ganzen Erdkreis herrscht und die entlegensten Pole zu vereinigen weiß! Die Sympathie für Shakspeare zeigt sich nun auch in Rußland, in dessen Hauptstadt unlängst eine Subscription für die Wiederherstellung von Shakspeare's Grab zu Stratford am Avon eröffnet worden ist, an deren Spitze eine liebenswürdige Dame, die Prinzessin Wariatinski, steht. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 48. — 17. Februar 1837.

Ben Jonſon und ſeine Schule, dargeſtellt in einer Auswahl von Luſtſpielen und Tragödien, überſetzt und erläutert durch Wolf Grafen von Baudiſſin. Zwei Theile.

(Beſchluß aus Nr. 47.)

John Fletcher's „Spaniſcher Pfarrer", ein Luſtſpiel voll luſtiger Scenen, laborirt doch an demſelben peinlichen Misverhältniß wie das vorige. Man kann nicht umhin, dem edeln Galan Glück bei ſeinem Einbruch in das Eherecht des ſchuftigen Advocaten Bartolus zu wünſchen. Trotz der entgegengeſetzten Verſicherungen muß man auch glauben, daß er zum Ziel gelangt ſei. Aber was iſt nun das Reſultat des Luſtſpiels? Daß die Liebenden kurze vorübergehende Freuden genoſſen und die anmuthige junge Frau wieder auf Lebenszeit unter den ſchmuzigen Scepter ihres fatalen Ehemanns duckt, um ihn vielleicht bei Gelegenheit wieder zu betrügen. Dies iſt eine Frivolität, welche ſchon an ſpätere engliſche und franzöſiſche Luſtſpiele ſtreift, fremd der kernigen Geſundheit und Sinnlichkeit der altengliſchen Poeſie; Shakſpeare hat kein ſolches Stück geſchrieben. Daneben läuft zwar eine ſehr ernſthafte Fabel mit einem überernſthaft moraliſchen Ausgang; dies Familiendrama iſt aber in ſeinen Ver- und Entwickelungen allzu romanhaft im alten Sinne und nur locker an das Luſtſpiel angelöthet. Als charakteriſtiſch für die Sittengeſchichte entheben wir folgende Rede des edeln Bonvivant Leandro:

'S iſt jetzt Mode,
Daß unſre jungen Herrn beim Glas entſcheiden,
Was nächſtes Frühjahr der Erzherzog thun wird,
Wie Holland ſich vertheidigt, was der Kaiſer
Dem ländergier'gen Türken ſtellt entgegen,
Und ob des halben Monds Standarten Polen
Bedrohn, ob Perſien. Und das Alles ſcheinen
Die weiſen Zeitungsmänner zu verſtehn,
Beſſer als was ſie ſelbſt betrifft. — Das ſind
Geſpräche für den Staatsrath; wir ſind jung:
Sollt' ich ein Thema wählen, ſprächen wir,
Von hübſchen Mädchen lieber.

Von Philipp Maſſinger und Nathanael Field iſt das Trauerſpiel: „Die unſelige Mitgift". Eine wohldurcharbeitete, gediegene Tragödie, der nur etwas von antikem Froſt anhaftet und deren gegebene Verhältniſſe doch zu ſehr von der Örtlichkeit beſchränkt ſind, als daß ſie recht lebhafte, allgemeine Theilnahme in Anſpruch nehmen könnte. Ein edler, ritterlicher Charakter, der junge Charolais, wird ſeiner heroiſchen Aufopferung für die Manen ſeines Vaters halber von einem großgeſinnten Manne, dem Gerichtspräſidenten Rochfort, aus dem Schuldthurm und Verderben gerettet. Um ſeine Güte voll zu machen, gibt Rochfort dem jungen Manne ſeine einzige Tochter zur Gattin. Dieſe liebt einen Andern. Sie gehorcht dem Vater, beglückt aber als Gattin den frühern Galan, und nicht in ſentimentaler Schwäche, ſondern mit keckem Bewußtſein. Wahrhaft ſchön ſind die Aufwallungen edeln Zorns, mit dem Charolais die Anſchuldigungen zurückweiſt und ſeine Gattin vertheidigt. Erſt als der Augenſchein ihn überführt und er den Verbrecher an ſeiner Ehre getödtet hat, klagt er vor dem Vater ſeiner Gattin. Dieſer ſpricht das Schuldig über die eigne Tochter aus und Charolais vollſtreckt ſelbſt den Richterſpruch. Erſt jetzt erwacht das Vatergefühl in Rochfort, er flucht dem Mörder, den kein Gefühl der Dankbarkeit durchzuckt hat, auch der Gnade ihr Recht zu gewähren, wie er ſie ja früher gegen ihn ſelbſt walten laſſen; er flucht ihm und verklagt ihn vor Gericht. Das Gericht ſpricht nach einer Unterſuchung den Mörder frei, aber ein Freund des getödteten Liebhabers rächt dieſen durch einen raſchen Streich, wofür er freilich auf der Stelle von einem Freunde Charolais' umgebracht wird. In der Tragödie zucken altrepublikaniſche Lichter, aber ſie iſt doch auch von modernem Gefühl durchwärmt, und wenn einem der bis hier mitgetheilten Stücke, gebührte dieſem das Prädicat der Schönheit.

Die folgende Tragödie Maſſinger's: „Der Herzog von Mailand", iſt ein vollendetes Trauerſpiel zu nennen, eine gediegene, durchgearbeitete Handlung, mit ergreifenden und pſychologiſch richtigen Kataſtrophen, und dabei voll lyriſchen Aufſchwunges, der in Kraft, Fülle und Innigkeit oft an Shakſpeare ſtreift. Wir ſtimmen dem Überſetzer bei, daß ſie, mit einigem Geſchick zugerichtet, auch auf unſern Bühnen einer Wirkung gewiß ſein dürfte. Die Intrigue iſt ſo geſchickt mit der Steigerung des tragiſchen Intereſſes verwoben, daß man an ſpaniſche Muſter denkt. Dazu iſt die Ökonomie des Stückes mit einer großen Beſonnenheit gehandhabt; nirgend zu viel noch zu wenig, und dichteriſche Klarheit ſchwebt über einer Handlung, die von den gewaltigſten Affecten in Bewegung geſetzt

wird. Um ihr für den Eindruck beim Lesen keinen Abbruch zu thun, entheben wir uns diesmal der lockenden Aufgabe, eine Skizze davon zu geben.

„Der ältere Bruder", von John Fletcher allein, hat als in sich gehaltenes und abgerundetes Lustspiel wenig Werth, mag aber seiner Zeit sehr angesprochen haben, da es von Stichelreien auf Moden und Zeitereignisse, auch Typen von Charakteren, die vermuthlich in der Mode waren, wimmelt. Namentlich kommen die Hofschranzen und Modegecken überaus schlecht weg. Die ungemessenste Feigheit wird ihnen in die Schuhe geschoben und es als eine vortreffliche Eigenschaft gerühmt, wenn ein Hofcavalier an den Degen greift und zu einem Duelle sich entschließt. Die psychologischen Motive sind nicht ohne Werth: der ältere Bruder, ein verstockter Gelehrter, wird erst ein Mensch, als er die Schönheit erblickt und die Liebe ihn aus seinen classischen Träumen zur Mannesthätigkeit erweckt; der jüngere, ein erbärmlicher Geck, wird Mann, als er sich ernstlich an der Ehre gekränkt fühlt. Die Übergänge sind magisch und würden ihrer Wirkung nicht entbehren, wenn das Ganze in einer höhern Sphäre gehalten wäre; aber das bürgerlich conventionnelle Gewebe rundum erhebt sich nicht dazu, und der lockere Zusammenhang wird durch einen liederlichen Schluß gekrönt, dem man des Autors Verlangen, überhaupt nur zu einem zu kommen, ansieht.

„Eine neue Weise, alte Schulden zu bezahlen", Lustspiel von Philipp Mässinger, ist wie alle Stücke dieses tüchtigen Autors von kernigem Werth. Der Versuch, es auf unsere Bühne zu versetzen, ist mehre Male, so viel Ref. bekannt, gescheitert. Die Ursache ist nicht fern zu suchen. Es schildert mit grell naiven Farben Verhältnisse einer verschwundenen Zeit. In der Schärfe vertragen wir sie nicht mehr; abgeblaßt, und es ist nicht mehr dasselbe Lustspiel. Junge vornehme Verschwender der Art sind nicht mehr in der Mode; wo es deren gäbe und sie aus der Societät bis in die Branntweinläden versänken (und das wäre das Äquivalent des jungen Wellborn), verlören sie unsere conventionnelle Theilnahme und wir ertrügen es kaum, sie wieder durch solche zärtliche Theilnahme einer jungen vornehmen Frau gehoben zu sehen. Noch weniger aber gibt es dergleichen raffinirte und mit Macht begabte Wucherer wie der Sir Giles Overreach, die es an ihrer Stirn geschrieben tragen dürfen: ich bin ein Schurke und freue mich meines Berufes, unschuldige Leute um das Ihre zu bringen. Kurz, das Stück schwelgt in der vollen Naivheit einer vergangnen Zeitepoche, und so wenig ein Dichter heut Geizige, wie Plautus und Molière sie noch zeichnen konnte, vorbringen darf, können heut maskenartige Personen wie diese in einem Lustspiel wirken. Dennoch ließe sich das Mittel, alte Schulden zu bezahlen, von vortrefflicher Wirkung auch noch heut, und grade heut denken, wo der Credit Alles ist; aber es erfoderte keine Überarbeitung, sondern eine neue Dichtung. Ein glücklicher Lustspieldichter müßte es in die Sphäre der Bankierwelt hinüberspielen.

Während uns jenes Stück in das englische Landleben vor 200 Jahren, versetzt uns desselben Dichters „City madam" (übersetzt in: „Die Bürgerfrau als Dame") mitten in das Getriebe der Bürgerhäuser des reichgewordenen London. Ein Gemälde voll schwellendem Stolz, Übermuth, raschen Umschlägen und einer kernigen, faßlichen Moral, wie es bei einem Volksstück sein soll. Die londoner Bürgerfrauen müssen um Shakspeare's Zeit ein übermüthiges Geschlecht gewesen sein; er selbst gibt uns nur beiläufig Winke über ihren Muthwillen und weiß ihn als Dichter von der humoristischen Seite in den „Merry wives of Windsor" darzustellen. Seine Nachfolger fassen die aufgeblähten Citydamen mit schärferer Satire an. Hier überheben sich Frau und Töchter eines reichen geadelten Bürgers dermaßen über ihren Stand, daß eine Radicalcur sie zur Demuth zurückzuführen nöthig wird. Der Gatte und Vater geht angeblich in ein französisches Kloster und überläßt einem verarmten Bruder, welcher in seinem Hause das Gnadenbrot genossen und von Schwägerin und Nichte weidlich tyrannisirt wurde, sein Vermögen. Die Cur ist aber zugleich eine Prüfung für diesen, der in seiner außerordentlichen Demuth den Verdacht arger Heuchelei bei dem umsichtigen Kaufmanne erregt hat. Er besteht nicht die Prüfung, denn er schlägt plötzlich, früher Verschwender, zum niedrigsten Geizhals und grausamsten Tyrannen um. Die eiteln Frauen werden so erniedrigt, daß die Reue sich von selbst macht, und als er sie gar zur Opferung für heidnische Götzen an Indianerhäuptlinge verhandeln will, tritt der Gatte und Vater redivivus auf, schmettert den Verräther in Staub und drückt die purificirten Frauen an sein Vaterherz. Der marionettenhafte Schluß gehört seiner Zeit an, man liebte so etwas romanhaft Wunderbares zum Ausgang, und selbst Shakspeare thut hier und da (z. B. im „Wintermärchen") dem Publicum den Gefallen. Ebendesgleichen ist der Charakter des Lucas fast maskenhaft in seiner geständlichen Niederträchtigkeit. Ein Bruder Lucas von heut könnte ebenso schlecht denken, aber im Handeln würde er seiner zu Werke gehn. Wie es ist, schadet es aber weder der Wirkung noch der übrigen Wahrheit dieses vortrefflichen reichen Lustspiels, das uns tiefe Blicke in die Haushaltungen der englischen Bürgerwelt gewährt. An Verderbniß fehlte es nicht; sie war aber nicht sentimentaler Art, also heilbar. Die jungen Leute toben aus, im Alter schlagen sie zum andern Extreme um. Kassen werden angegriffen von den Ladendienern, aber nicht aus Edelmuth, und ohne Monologe vorher. Die Burschen thun's, um lustig zu leben und sich ein Mädchen zu halten, das sie wieder betrügt. Es kann also keiner gutmüthigen Seele einfallen, eine Thräne des Mitleids edelmüthig-Iffland'schen Verbrechern zu weihen. Es sind Diebe; werden sie gefangen, hängt man sie, und sie verdienen es; oder bei ernster Reue peitscht man sie aus und sagt: bessert Euch. Die Ladies und ihre pretiösen Töchter überschreiten auch das Maß des heut Möglichen, aber damals waren sie gewiß nicht viel über das Portrait hinausgetrieben. An einzelnen, echt dichterischen Stellen fehlt es auch diesem Stück so wenig als den übrigen von Massinger.

Glückliche Zeit und glückliche Dichter, die alle Irren und Zerwürfnisse durch einen edeln vornehmen Mann zum Schlusse heilen konnten, durch einen hochherzigen Lord, dessen edler Wille klar bleibt und an dessen Macht die Tücke des furchtbarsten Bösewichts scheitert! Sie ist vorüber; es gibt keine solche Autoritäten mehr, die Leute in ihrer Bedrängniß müssen sich selbst helfen, wodurch allerdings die Aufgabe des Dichters erschwert wird, der schon genug zu thun hat, wenn er vorher immer neue Verlegenheiten erfinden soll. Bleibe ihm wenigstens der Trost, daß er so frei wie jene alten Dichter von der Leber weg sprechen und Menschen, Stände, Verhältnisse geben könnte, wie sie sind! Aber wenn die Censur es auch erlaubte, wo sind im Publicum die Sokrates, die sich hinstellen und lächeln, wenn ihr Abbild vor die Lampen tritt? Die Geistlichkeit schreit, wenn ein Moses den Zauberstab erhebt, die Juden depreciren, wenn „Unser Verkehr", und pochen, wenn „Herodes vor Bethlehem" uns zum Lachen auffodert. Ich weiß von Schusterinnungen und Schneiderzünften, die gegen Stücke protestirten, wo man über Schuster und Schneider lachen soll; denn Schuster und Schneider seien rechtliche, vom Staate geduldete Professionen. Von Advocaten weiß ich, die Heinrich Kleist's „Zerbrochenen Krug" ausgezischt, weil der Advocatenstand darin verlästert werde. Wer wagte heut unsere Pietisten mit dem Witz zu geißeln, den Ben Jonson auf seine Puritaner losließ! Auf einer Bühne mußte in den „Deutschen Kleinstädtern" der Commissionsrath Sperling in einen Spaß verwandelt werden, weil ein Gönner, der selbst Sperling hieß, seine Hand vom Theater abzuziehen drohte, und von einem Bürgermeister weiß ich, der Raupach's „Versiegelten Bürgermeister" verbot, weil — er Bürgermeister war. Da schreibe heut Einer Lustspiele, die an Kraft und Humor mit den alten wetteifern. Glückliche Zeit der Elisabeth!

Es ist ein vortreffliches Unternehmen, das Ref. hier mit Vergnügen angezeigt hat. Möchte Graf Baudissin, von der Theilnahme des Publicums aufgemuntert, fortfahren, uns die Schätze des altenglischen Theaters vor die Augen zu führen. Die Übersetzung ist durchgängig gelungen und wird sich in der Folge vielleicht zu noch mehr Freiheit durcharbeiten. Stellenweise, z. B. in den Prologen, läßt sich nicht mehr wünschen. 34.

Suum cuique,

oder:

Wanderungen durch Sicilien und die Levante (Berlin, Nicolai, 1834) und Die Insel Sicilien mit ihren umliegenden (sic) Eilanden, von Joh. Kaspar Fehr (Drei Hefte, St.-Gallen, Wegelin und Wartmann, 1835).

Daß Jemand sich die Arbeit eines Andern zu Nutze macht, die von einem Andern zuerst aufgefundenen Notizen oder selbst gesehenen und erlebten Dinge in einem eignen Werke über den nämlichen Gegenstand verarbeitet, das gehört zu den alltäglichsten Erscheinungen; ja, in vielen Fällen bleibt nichts Anderes übrig, als sich der Berichte Anderer zu bedienen, wo man nicht mit eignen Augen zu sehen im Stande ist. Es läßt sich kaum eine gelehrte Arbeit denken, welche nicht auf den Vorarbeiten Anderer ruhte, und wenn diese Vorgänger im Allgemeinen erwähnt und vorkommenden Falls ausdrücklich citirt werden, so ist gegen ein solches Verfahren nichts Erhebliches einzuwenden. Aber daß Jemand „eine Reise mache, oder wenigstens schreibe, die ein Anderer vor ihm wirklich gemacht und beschrieben hat, daß er ihm darin Schritt vor Schritt folge, nicht etwa um ihn zu berichtigen oder seine Angaben zu bestätigen, sondern, ohne seinen Vorgänger auch nur zu erwähnen, an vielen Stellen ganze Seiten, Wort für Wort, Zeile für Zeile abschreibe, ganz als ob es seine eignen Gedanken, seine Darstellung, ja, als ob es etwas wäre, was er selbst an dem nämlichen Orte erlebt und gesehen habe", das gehört hoffentlich zu den bis jetzt noch seltenen Erscheinungen in der Literatur. Ein solches, wo nicht unicum, doch gewiß curiosum ist dem Ref. dieser Tage in die Hände gekommen. Er hatte behufs einer Arbeit die interessanten „Wanderungen durch Sicilien" einmal wiederdurchgesehen und sich an dem originellen, lebensfrischen Buche, welches die unverkennbarsten Spuren der Autopsie an sich trägt, erfreuet, als ihm einige Zeit nachher von der Buchhandlung „Die Insel Sicilien" des Hrn. J. K. Fehr zugeschickt wurde. Er durchblätterte das Buch, welches ihn durch das Auskramen einer sehr wohlfeilen Gelehrsamkeit und Belesenheit im Homer, Hesiodus u. s. w. eben nicht besonders anzog, als er hin und wieder auf Stellen stieß, welche ihn wie alte Bekannte gemahnten und bei einigem Besinnen an die nur vor Kurzem erst gelesenen „Wanderungen" erinnerten. Er las nun aufmerksamer und fand immer mehr solcher überraschenden Ähnlichkeiten, bis er, um sich von der Richtigkeit der Sache zu überzeugen, sich die „Wanderungen" aufs Neue kommen ließ. Hier fand sich nun bei einem nur flüchtigen Durchblättern die merkwürdigste Übereinstimmung beider Bücher. Beide Verf. sind nach Sicilien gesegelt, haben die Insel fast genau in der nämlichen Richtung und Ordnung durchwandert und theilen brieflich ihren Freunden in Deutschland mit, was sie selbst gesehen und erlebt haben; nur hat es dem Hrn. F. gefallen, zuerst die liparischen Inseln zu besuchen, um dann von Messina an der Nordküste entlang nach Palermo zu wandern, während Hr. Dr. P. (denn warum sollten wir den wohlbekannten, nur allzu bescheidenen Gelehrten, der sich nicht genannt hat, nicht wenigstens also bezeichnen) nur gegen das Ende seiner Reise einen Abstecher nach jenen Inseln machte und die Nordküste übrigens fast gar nicht besuchte. Hier ist also Hr. F. wirklich auf eignen Füßen gewandert. Von Palermo aus aber folgt er Hrn. P. Schritt für Schritt an der Küste, durch das Innere des Landes, nach Syrakus und zuletzt wieder nach Messina, und wundersamerweise hat er an den nämlichen Orten die nämlichen Schicksale, die nämlichen Glücksfälle, die nämlichen Gedanken als sein Vorgänger, ja, sie kleiden sich ihm ganz von selbst in die nämlichen Worte. Hr. Dr. P. schifft von Syrakus aus durch den großen Hafen nach der Mündung des Anapus, um den Bach aufzusuchen, an dessen Ufern die Papyrusstaude wächst; dabei erwähnt er von S. 198 an, daß dieser Hafen lange für zu seicht sei angesehen worden, um große Schiffe aufzunehmen, eine Meinung, welche durch Nelson auf das glänzendste sei widerlegt worden, welcher mit seiner ganzen Flotte hineingesegelt sei; Dasselbe erzählt uns, mit den nämlichen Worten, Hr. F. S. 249. Bei Gelegenheit dieses Hafens tischt uns Hr. Dr. P. (er schrieb an eine Dame) das bekannte Geschichtchen auf von dem geprellten Ritter Camnius, welcher ein Landhaus am Ufer dieses Hafens kaufte, in der Meinung, es sei daselbst eine höchst ergiebige Fischerei, während sich schon am folgenden Tage ergab, daß man dort niemals fische; Hrn. F. fällt die nämliche Geschichte ein, und er erzählt sie S. 251 mit den nämlichen Worten, sodaß was bei Hrn. F. von S. 249—251 steht, nichts ist als der wörtliche Abdruck Dessen, was bei Hrn. Dr. P. von S. 198—201 zu lesen ist. Hr. Dr. P. erzählt S. 202 die bekannte Geschichte von dem ältern Dionysius, welcher eine Ju-

piterstatue ihres goldenen Mantels beraubte, und bei der nämlichen Gelegenheit und mit den nämlichen Worten erzählt sie uns Hr. F. S. 253. Hr. Dr. P. macht eine Spazierfahrt von Messina nach der gegenüberliegenden Küste von Calabrien, Hr. F. ebenfalls; Hr. Dr. P. bedient sich dazu eines Kahnes mit vier Rudern, Hr. F. eben eines solchen; Hr. Dr. P. braucht drei und eine halbe Stunde zu dieser Fahrt, Hr. F. macht sie in drei Stunden; Hr. Dr. P. hat das Glück, auf dieser Fahrt eine Erscheinung der Fata Morgana zu erhaschen, Hr. F. ist bei der nämlichen Gelegenheit nicht minder glücklich, und damit wir nicht an der Identität der Begebenheiten und Erlebnisse zweifeln, läßt er Alles, was Hr. Dr. P. über den Anblick des Meeres, der Küsten, der Luftspiegelung von S. 291—300 niedergeschrieben, wörtlich in seinem Buche von S. 318—322 abdrucken. Hr. Dr. P. endlich kommt an einem Sonntage nach Reggio, Hr. F. ebenfalls; Hr. Dr. P. schildert anmuthig (S. 301—302) die verschiedenen Kleidertrachten der calabresischen Bauern und Bäuerinnen, und Hr. F. will darin nicht zurückbleiben und berichtet uns (S. 323—324) wörtlich das Nämliche; ebenso unterläßt er auch nicht, uns (S. 322) die Art zu beschreiben, wie die Seide in Reggio gewonnen wird, was wir, wenn es uns beliebt, ebenso wörtlich bei Hrn. Dr. P. (S. 300) lesen können. Dies mag genügen; bei einer genauern Vergleichung beider Werke würden sich ohne Zweifel noch manche ähnliche wunderbare Übereinstimmungen auffinden lassen. Eine nagelneue Art, Bücher zu schreiben, ist das nun allerdings; auch die wohlfeilste Art zu reisen, die es nur geben kann. Man bespricht sich mit einem Buchhändler, daß man auf einige Wochen einen guten Platz bekomme in Dr. P.'s „Wanderungen", wofür man nichts bezahlt, steckt zum Überfluß Übersetzungen Homer's und irgend eine Geschichte von Altgriechenland ein und ist nun reisefertig; und ohne Kosten, ohne die Seekrankheit zu fürchten, ohne von der Hitze in den wasserlosen Ebenen Siciliens und von den seit den neuesten italienischen Reisen so furchtbar gewordenen Flöhen im mindesten zu leiden, ohne alle Furcht vor Raub und Todschlag durchwandert man, an der Hand eines so liebenswürdigen Führers wie Hr. Dr. P., die ganze anmuthige Insel, und wenn man wieder heimgekommen, streicht man noch ein hübsches Sümmchen in die Tasche, welches ein arglos er Verleger mit Freuden auszahlt. Ob dem guten Dr. P. bei einer so schamlosen Plünderung seines ehrlichen Buchs nicht sollten die köstlichen Worte des alten Benvenuto von Imola eingefallen sein: „I nunc vir docte et frange tibi caput pro faciendo libros"? Noch einen kleinen Umstand kann Ref. nicht unerwähnt lassen. Die „Wanderungen" sind wirklich vom Jahre 1822; Hr. F. aber datirt seine Briefe von 1819, wodurch er den nicht zu verachtenden Vortheil erlangt, daß, wenn ein unkundiger und unaufmerksamer Leser die merkwürdige Übereinstimmung beider Bücher zufällig entdeckt, er ganz natürlich auf den Gedanken geleitet werden muß, nicht Hr. F., sondern der ehrliche Dr. P. sei der unverschämteste Plagiarius, der vielleicht je in deutschen Landen erfunden worden. Wenn Hr. F. seine Reise fortsetzt, so wird er ohne Zweifel auch nach Malta kommen, denn dahin ging die Reise des Hr. Dr. P., und wir freuen uns schon in Voraus auf die lebendige und anschauliche Schilderung dieser Insel, wie wir sie mit Vergnügen in den „Wanderungen" gelesen haben. *) 63.

Notizen.

Die Todtenausstellungen und Leichenceremonien auf Cuba weichen von den derartigen Gebräuchen anderer Gegenden in vielen Stücken ab. Sobald dort Jemand verstorben ist, schafft man ihn sogleich aus dem Sterbezimmer; Dasselbe geschieht mit den darin befindlichen Geräthschaften. Der Priester kommt nun und spricht den Segen; hierauf wird ein geweihter Teppich auf dem Fußboden ausgebreitet und das Zimmer mit Sammet, Seide oder schwarzem Damast ausgeschlagen. Sodann werden vier Todtenschädel an verschiedenen Stellen des Zimmers aufgestellt, das Kreuz darüber erhöht und Kerzen darunter angezündet. In die Mitte des Zimmers stellt man den Todtentisch, der aus dem Kloster herbeigeschafft wird. Ist der Verstorbene ein Mann, so ist der Tisch schwarz, ist es eine Frau, so ist er weiß behangen. Vier große Todtenkerzen brennen auf den Ecken des Tisches, und neben jeder liegt ein Kreuz. Zu Häupten des Leichnams stellt man ein lebensgroßes Bild der Jungfrau Maria, um welches eine große Anzahl Kerzen angezündet wird. Man bestreut den Tisch rings um den Todten mit grünen Orangenblättern und wohlriechenden Blumen. Dieser selbst ist in schwarze Seide gekleidet; ist es ein Knabe, so kränzt man sein Haupt mit Blumen und bemalt ihm das Gesicht. Die Priester zeigen sich bei diesen Leichenceremonien besonders thätig, denn es sind dies Gelegenheiten, wobei ihre Säckel nicht zu kurz kommen. In dem Leichenzimmer nämlich befindet sich ein Mann von der Geistlichkeit, der die Geschenke und Gaben annimmt, welche die Leute bei solchen Gelegenheiten immer für die Gebete über den Todten bringen. Sobald der Priester seine Ceremonie, die eigentlich nur in dem Hersagen weniger lateinischen Worte und mannichfachem Bekreuzen besteht, beendigt hat, geht er zu jenem geistlichen Einsammler und nimmt die Belohnung in Empfang. Ist der Verstorbene ein reicher Mann gewesen, so finden sich die Priester von allen Klöstern in dem Leichenzimmer ein. In diesem Fall sieht man einen Tisch mit verschiedenen Arten Wein, Confect und Cigarren. Es ist nicht Sitte bei den Priestern, das Zimmer zu verlassen, ohne Wein und Cigarren als Geschenk mitzunehmen. Ebenso sieht man in dem Leichenzimmer und den anstoßenden Gemächern Herren und Damen, welche plaudern und lachen, rauchen, Wein trinken, Karten spielen, oder sich auf der Guitarre hören lassen, da man es für eine Sünde hält, zu trauern, bis die Seele des Verstorbenen aus dem Fegefeuer gebetet ist. Während der Leichnam zur Bestattung fortgetragen wird, bleibt einer der Priester zurück, um das heilige Geräth wieder nach dem Kloster oder nach einem andern Leichenzimmer zu bringen; bevor er jedoch das Haus verläßt, vergißt er nicht, seinen Lohn mitzunehmen, der selbst dem Unbemittelten nicht erlassen wird. Der Preis wechselt zwischen vier bis sechs Unzen und richtet sich nach dem Vermögen des Verstorbenen. Die Kirchhöfe der Katholiken auf Cuba sind alle vortrefflich eingerichtet, mit schönen Blumen und Bäumen bepflanzt und unterscheiden sich dadurch vortheilhaft von denen der presbyterianischen Gemeinden; eine hohe steinerne Mauer umgibt sie rings, und auf keinem einzelnen Grabe vermißt man das Kreuz.

Von dem bekannten und originellen H. B., der sein Incognito, so viel uns bekannt ist, noch immer nicht gebrochen hat, ist kürzlich wieder ein interessantes Trio erschienen. Nr. 1, der Poucha O'Connell als übernatürliches Pferd, wie es mit den Lords Mulgrave und Morpeth, dem Lordlieutenant und Secretair für Irland, auf seinem Rücken, davongaloppirt. Die verschiedenen Stellungen und Ausdrücke des Schreckens bei den unglücklichen Reitern, mit denen die wilde Bestie so schonungslos dahinbraust, sind von sehr komischer Wirkung. Nr. 2 stellt gleichfalls O'Connell als Satan vor, der als Titelkupfer zu einer neuen Ausgabe von Milton's „Verlorenem Paradiese" dienen soll und mit einem überaus prächtigen Schwanz versehen ist. Nr. 3, eine Scene aus „Hudibras": der Ritter und Squire in den Blöcken, Puritanismus und Papstthum im hitzigen Streite, gehört gleichfalls zu den besten Arbeiten des erfindungsreichen Caricaturisten. 11.

*) Vgl. Nr. 183 d. Bl. f. 1835, wo arge Plagiate des Hrn. Fehr in Bezug auf Stolberg's und Kephalides' Werke von einem andern Mitarbeiter gerügt wurden. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 49. —— 18. Februar 1837.

Über die Erkenntniß Gottes in der Welt. Von Heinrich Ritter. Hamburg, F. Perthes. 1836. Gr. 8. 3 Thlr.

Der Verf. dieſes Buches hat ſich vorlängſt durch ſeine „Geſchichte der Philoſophie" einen günſtigen Ruf erworben. Obgleich nämlich die Urtheile über den Werth dieſes Werkes im höhern Sinne, über die Tiefe und Genialität der Forſchung, über das innigere, geiſtige Verſtändniß der großen ſpeculativen Ideen und Syſteme des Alterthums und über die jenen Eigenſchaften entſprechende Kunſt und Gabe der Darſtellung nicht ganz einſtimmig lauten, ſo geſteht man demſelben doch allgemein das Verdienſt eines redlichen und gewiſſenhaften Fleißes, einer umſichtigen und beſonnenen, auch bis zu einem gewiſſen Grade gründlichen und unbefangenen Forſchung und einer klaren, gebildeten und leicht faßlichen Darſtellung zu. Dieſe Eigenſchaften ſind hinreichend, um ein Unternehmen ſolcher Art, wie eine ausführlichere Geſchichte der Philoſophie iſt, als brauchbar und verdienſtlich erſcheinen zu laſſen und ihm den Dank aller oder der meiſten Freunde dieſer Wiſſenſchaft zu ſichern. Ähnliches würde unſtreitig auch von dem vorliegenden Werke gelten, wenn ſelbſtändige Arbeiten auf dem Gebiete der Philoſophie ſich bei dem größern wiſſenſchaftlichen Publicum einer gleichen Gunſt zu erfreuen hätten wie hiſtoriſche Darſtellungen. Denn auch hier bewährt ſich der Verf. als der nüchterne, treufleißige, ſelbſtdenkende Forſcher, als der beſonnene, verſtändige, das Bedürfniß und die Faſſungskraft ſeiner Leſer ſorgfältig erwägende Schriftſteller, als welchen wir ihn bereits aus ſeiner frühern Arbeit kennen. Allein es iſt zu beſorgen, daß man hier dieſe Eigenſchaften weniger als dort zureichend finden wird, um in Ermangelung jener andern, die Manche an ihm vermiſſen wollen, ein gleichmäßiges Intereſſe für dieſe rein philoſophiſche Arbeit wie für jene geſchichtliche in Anſpruch zu nehmen. Insbeſondere fürchten wir, daß die in der That beſchwerliche und ermüdende Weitläufigkeit viele Leſer von dem Buche zurückſchrecken wird. Auf ein Drittheil ſeines Umfangs reducirt, was ohne weſentlichen Nachtheil des Inhalts, namentlich der Verſtändlichkeit deſſelben, gar wohl hätte geſchehen können, würde das Werk gewiß von Vielen willkommen geheißen und die ſchätzbaren Seiten, die es unſtreitig hat, in ein günſtiges Licht getreten ſein.

Einige Äußerungen der Vorrede geben über den Charakter des Werkes einen Wink, deſſen aufmerkſame Beachtung es gar ſehr erleichtert, ſich in demſelben zurechtzufinden. Hr. Ritter erklärt dort, nicht ohne einige, wiewol zurückgedrängte Gereiztheit gegen die philoſophiſche Stimmung der Gegenwart, weder Anhänger eines beſtimmten Lehrers, einer beſtimmten Schule, noch Autodidakt zu ſein; er habe bei der ganzen Geſchichte der Philoſophie ſeinen Unterricht geſucht und dort die Formeln, die Stichworte, die in der Gegenwart die Aufmerkſamkeit reizen, verſchmähen gelernt. Kurz, er nimmt eine vollkommene Unabhängigkeit von allen unmittelbaren Einflüſſen der philoſophiſchen Gegenwart in Anſpruch; inſofern zwar vielleicht nicht ganz mit Recht, als wir allerdings den vorwiegenden Einfluß eines ausgezeichneten und originalen Denkers der neueſten Zeit, nämlich Schleiermacher's, zu bemerken glauben, aber doch bei der unleugbaren Selbſtändigkeit ſeines Gedankengangs und ſeiner Ideenverknüpfungen in der Hauptſache gewiß auch nicht mit Unrecht. So löblich nun aber von der einen Seite ſolche Unabhängigkeit iſt, ſo hat ſie von der andern auch ihre Nachtheile, und zwar noch andere und ernſtere, als die der Verf. ſelbſt anerkennt und zugibt. Jene „Formeln und Stichworte" der Zeitphiloſophie, von denen Hr. Ritter mit ſolcher Geringſchätzung ſpricht, ſo viel Unfug mit ihnen in dem Munde unberufener Nachtreter getrieben werden mag, bezeichnen in dem Munde der Tüchtigern und Geiſtreichern den Lebenspuls desjenigen Philoſophirens, welches mehr als nur ein willkürliches Thun, ein zufälliger Einfall Einzelner iſt; ſie bezeichnen diejenige Stellung und Geſtaltung der philoſophiſchen Probleme, welche ſich, in Folge der eigenthümlichen Bildung und Geiſtesrichtung des Zeitalters als die zeitgemäße im höhern Sinne erwieſen hat, und in welche der Einzelne, ohne darum ſeine Selbſtändigkeit aufzugeben, gar wohl eingehen kann. Wer es verſchmäht, in dieſem Sinne ſich den Foderungen der Zeit anzubequemen, in dieſem Sinne Schüler eines Meiſters, Glied einer philoſophiſchen Schule zu werden, und lieber bei der Vergangenheit als bei der Gegenwart in die Schule geht, der thut dies, wenn auch die richtige Einſicht in die Einſeitigkeiten und Verirrungen des Schul- und Sektenweſens dabei nicht zu verkennen iſt, doch häufig aus Mangel an Verſtändniß

Dessen, um was es sich in den philosophischen Bestrebungen der Gegenwart eigentlich handelt. Es ist noch sehr zweifelhaft, ob es in jedem Falle als ein Lob gelten kann, wenn man von einem in dieser Weise sich isolirenden Forscher mit Hrn. Ritter sagen will: „was man allgemein festhält, wird ihm nicht sicher dünken; worüber man streitet, das wird ihm vielleicht von geringer Bedeutung scheinen". Wenigstens hat ein Solcher sich darauf gefaßt zu machen, daß, womit sein eignes Bewußtsein ihm als mit einer Erhebung über die Wirren und Parteikämpfe des Zeitalters schmeicheln mag, eben dies ihm von Andern als ein Zurückgebliebensein hinter dem philosophischen Standpunkte der Gegenwart, als ein Rückfall auf frühere Standpunkte, oder häufiger noch auf den Standpunkt des gemeinhin so genannten gesunden Menschenverstandes angerechnet wird.

Werke von dem zuletzt bezeichneten Charakter — und zu ihnen scheint uns, um es gerade heraus zu sagen, das vorliegende zu gehören — pflegen jedoch, dafern ihnen übrigens die Eigenschaften nicht fehlen, die wir an Hrn. Ritter's Buche rühmten, ein eigenthümliches Interesse zu haben, welches ihnen, wenn es die Umstände so mit sich bringen, selbst eine gewisse Wichtigkeit und Bedeutung geben kann. In den philosophischen Arbeiten und Kämpfen, die in eigentlicherm Sinne als die hier zu besprechenden auf der Höhe des Zeitalters vor sich gehen, erzeugen sich Ansichten und Ideen von durchgreifender Neuheit und Bedeutung, die, so fremd und unverständlich sie anfangs der gemeinen Denkweise gegenüberstehen, doch die Bestimmung haben, allmälig sich mit diesen zu befreunden und endlich in sie überzugehen. Wenn nun Ideen dieser Art von solchen Werken, wie die vorhin beschriebenen, aufgenommen, wenn sie in ihnen, losgetrennt von jenem, der größern Menge unverständlich bleibenden Zusammenhange, in welchem sie zuerst auftauchten und freilich allein auch ihre tiefere wissenschaftliche Begründung erhalten können, mit Klarheit ausgesprochen, mit Entschiedenheit festgehalten und mit Besonnenheit und Umsicht ausgeführt werden: so ist dies ein Zeichen, daß sie fähig sind, aus dem engern Kreise der Schule heraus in die weitern des Volkes oder wenigstens der Gebildeten überzugehen, ja daß sie von selbst wie reife Früchte von dem Baume der philosophischen Speculation auf den Boden der allgemeinen Denk- und Sinnesweise herabzufallen im Begriffe sind. Das Verdienst der Darstellung solcher Ideen in jenen Werken ist dann in manchen Fällen ein keineswegs gering zu schätzendes, auch wenn die Werke, wie offenbar das vorliegende, nicht eigentlich populair sind; auch wenn durch sie zunächst nichts Anderes als nur dies erreicht werden kann, die Ideen noch von andern Seiten her und in anderm Zusammenhange, als sie bisher es waren, der Wissenschaft als solcher zum ausdrücklichen Bewußtsein zu bringen, und auf die Probleme, die in Bezug auf sie etwa noch zu lösen sind, aufmerksam zu machen.

Daß nun der Charakter des vorliegenden Werkes in seinen Vorzügen und in seinen Mängeln ein solcher sei, wie er durch die vorstehenden Bemerkungen bezeichnet wird, wird aus einer kurzen Angabe seines Planes und seines Inhaltes erhellen. Schon der Titel weist auf eine Gestaltung des Unternehmens hin, welche mehr der verständigen Reflexion als der eigentlichen philosophischen Speculation angehört: es soll nicht eine wirkliche Erkenntniß Gottes versucht, sondern nur über solche Erkenntniß gesprochen werden. Die Ansicht des Verf. ist nämlich diese: In der Einleitung werden drei verschiedene Denkweisen als untergeordnete Stufen der wahren Gotteserkenntniß charakterisirt: 1) das Denken des praktischen Lebens und die Philosophie des gesunden Menschenverstandes oder der Dogmatismus; 2) der Skepticismus und die kritische Philosophie; 3) die absolute Philosophie. Unter der letztern versteht er alle diejenigen Systeme, welche ein „absolutes Wissen" von Gott behaupten. Er unterscheidet in derselben wiederum (S. 66) zwei Hauptformen, in deren Schilderung man, obwol Hr. Ritter hier so wenig wie irgendwo sonst in dem Buche Namen nennt, sogleich das ältere Schelling'sche und das Hegel'sche System erkennt; nur dem letztern, aber nicht auch dem erstern spricht er Wissenschaftlichkeit zu. Hauptsächlich im ausdrücklichen Gegensatze gegen das zuletztgenannte System ist es, daß der Verf. in dem übrigen Theile der Einleitung die Grundzüge seines eignen Standpunktes zu entwickeln unternimmt; und hieran nun können auch wir sogleich die nähere Bezeichnung dieses Standpunktes knüpfen. Hr. Ritter beschuldigt die „absolute Philosophie", daß sie den Unterschied der reinen Begriffserkenntniß und der Erfahrungserkenntniß verkenne; daß sie die Erfahrung in dem Begriffe zu absorbiren und durch letztern allein ein vollständiges System alles Wissens, ein solches, das zu seiner Ergänzung keiner Erfahrung bedürfe, zu gewinnen trachte. Diesem gegenüber behauptet er eine Trennung der Begriffs- und der Erfahrungserkenntniß, der philosophischen und der empirischen Wissenschaften, und zwar dergestalt, daß die erstern zwar, für sich allein genommen, eines Abschlusses und einer Vollendung fähig seien, die letztern aber nach allen Seiten hin ins Unendliche gehen; nur aus beiden vereint aber gehe ein wirkliches, reales Wissen hervor. Diese Trennung und Vereinigung auf die Erkenntniß Gottes angewandt, gibt dem Verf. folgendes Resultat. Der Begriff Gottes gilt ihm gleich mit dem Begriffe der Wahrheit als solcher, wiefern dieser rein positiv gefaßt und alle Beschränkungen und Verneinungen daraus entfernt werden. Diesen Begriff als Begriff zu fassen, seine Foderungen und Bedingungen zu verdeutlichen und alles ihm Unangemessene zu entfernen, ist ihm das Geschäft rein philosophischer Erkenntniß. Aber so gefaßt bleibt der Begriff ein leerer, ein bloßes Schema. Um ihn mit einem bestimmten Inhalt zu erfüllen, bedarf es der Erfahrung, und zwar einer solchen, die durch philosophische Vernunft geleitet, d. h. gelehrt wird, das Positive von dem Negativen, von der bloßen Beschränkung zu unterscheiden und nur das erstere, aber nicht auch die letztere auf den Begriff von Gott zu übertragen. In

diesem Sinne behauptet Hr. Ritter, daß es auch für den Menschen allerdings eine Erkenntniß Gottes gebe, jedoch keine vollständige, sondern eine, unter Voraussetzung des Vernunftbegriffs, nur durch den unendlichen Progreß der Erfahrung vollständig zu gewinnende, also in stetem Werden und Wachsen begriffene.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, 15. Januar 1837.

Ich habe Ihnen noch von neulich her über eine zweite akademische Feierlichkeit, die jährliche öffentliche Sitzung der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften, die am 28. December gehalten wurde, einige Worte zu sagen. Sie war natürlich farbloser, unbedeutender und alltäglicher als die Aufnahme des Herrn Guizot in die Académie française. Das Publicum drängte sich nicht stundenlang vorher vor den Thüren des Instituts herum, und als ich etwas spät ankam, fand ich im Innern der Rotunde leere Plätze in Menge. Es fehlte deshalb aber auch dieser Feierlichkeit keineswegs an Interesse. Graf Siméon, dessen moralische und politische Verdienste ich in diesem Augenblicke wahrhaftig nicht anzugeben im Stande wäre, führte den Vorsitz. Es wurden wie gewöhnlich Preisschriften beurtheilt, aber für dieses Mal wenigstens nicht gekrönt, neue Preisfragen gestellt und einige interessante Aufsätze gelesen.

Herr Naudet verlas einen von dem Secrétaire perpétuel der Akademie, Herrn Ch. Comte, verfaßten Aufsatz über das Leben und die Meinungen des berühmten englischen Staatsökonomen Malthus, welcher auswärtiges Mitglied dieser Akademie war. Dann gab Cousin mit seiner bekannten Lebendigkeit einen Theil der auf seiner neulichen, angeblich pädagogischen Reise gemachten Bemerkungen über den Zustand des Elementarunterrichts in Holland zum Besten. Er verweilte vorzüglich bei den Elementarschulen in Rotterdam, welche sich durch eine zweckmäßige Organisation vorzüglich auszeichnen sollen. Ein Theil der Beobachtungen Cousin's auf besagter Reise ist fragmentarisch bereits in dem „Journal général de l'instruction publique" bekannt gemacht worden, und die erwähnte Vorlesung über Rotterdam ist soeben ausführlich in der „Revue des deux mondes" erschienen. Ein umfassendes Werk über den öffentlichen Unterricht in den Niederlanden überhaupt wird Cousin jedoch nächstens selbst herausgeben. Den Schluß der Sitzung machte Mignet mit einer Vorlesung über das Leben, die politischen Meinungen und Systeme des erst im vorigen Sommer verstorbenen Abbé Sièyes. Natürlich erregte schon der Gegenstand an sich unter Allem, was in dieser Sitzung vorkam, das meiste Interesse, und Mignet ist ganz dazu gemacht, solchen Dingen durch seinen Vortrag noch besondern Reiz zu geben. Neue Thatsachen oder eigenthümliche Ansichten finden sich in dergleichen Vorträgen Mignet's nur wenige oder gar keine. Aber er besitzt in hohem Grade jenen richtigen politischen Blick und jenes eindringende treffende Urtheil, welche, vereint mit einer seltenen und eigenthümlichen Eleganz und Präcision des Styles und einem gemessenen, würdevollen Vortrag, auf ein gebildetes Auditorium stets den günstigsten Eindruck machen. Wenig bekannt ist es bisjetzt gewesen, daß Sièyes schon 1781 an die Errichtung der Nationalgarde dachte, wie eine hier von Mignet mitgetheilte Anekdote beweist. Auch sind über Sièyes' Stellung zum und im Directorium einige Notizen gegeben, welche darüber ein eigenthümliches Licht verbreiten. Herr Mignet hat den ganzen Aufsatz der „Revue des deux mondes" zum Neujahrsgeschenk überlassen. Man findet ihn in dem am 1. Januar ausgegebenen Hefte dieser Zeitschrift. Übrigens ist Mignet schon am Tage nach dieser Sitzung für sein ausgezeichnetes Talent auf die würdigste und angemessenste Weise belohnt worden. Er wurde nämlich am 29. December mit entschiedener Mehrheit der Stimmen an die Stelle des unlängst verstorbenen Raynouard, des berühmten Kenners und Beförderers provençalischer Sprache und Literatur, in die Académie française erwählt.

Die von der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften für dieses und die zwei folgenden Jahre aufgestellten Preisfragen sind ziemlich zahlreich und zum Theil gut, zum Theil aber auch nicht eben glücklich gewählt, zumal im Verhältnisse zu dem eben nicht sehr glänzenden Preise von 1500 Francs. Die philosophische Abtheilung verlangt für 1837 „Eine kritische Prüfung des Organons von Aristoteles" und für 1839 „Eine kritische Prüfung der deutschen Philosophie seit Kant, d. h. mit Einschluß des Kant'schen Systems". Die Preisschriften hierüber müssen bis zum 31. December 1838 abgeliefert sein. Die moralische Abtheilung hatte für 1836 schon im J. 1834 folgende Aufgabe gestellt: „Recherches, d'après des observations positives, quels sont les élémens dont se compose, à Paris, ou dans toute autre grande ville, cette partie de la population qui forme une classe dangereuse par ses vices, son ignorance et sa misère. Indiquer les moyens que l'administration, les hommes riches ou aisés, les ouvriers intelligents et laborieux, peuvent employer pour améliorer cette classe depravée et malheureuse." Da keine Beantwortung eingelaufen war, hat man die Frage für 1838 erneuert. Erfolg ist von dieser Verlängerung kaum zu erwarten, da nur vereinte Kräfte verschiedener Individuen eine genügende Lösung zu geben im Stande sein dürften. Der Preis ist übrigens für diese Frage verdoppelt worden und beträgt 3000 Frs. Mehr Erfolg ist jedenfalls für die Beantwortung folgender für dasselbe Jahr vorgelegten Frage zu hoffen: „Welche Vervollkommnungen könnten die Normalschulen (Seminarien) für den Elementarunterricht in ihrem Verhältnisse zur moralischen Erziehung der Jugend erhalten?" Die Abtheilung für Gesetzgebung, Staatsrecht und Jurisprudenz erneuert zunächst die höchst interessante Frage: „Welche Fortschritte hat das Völkerrecht in Europa seit dem westfälischen Frieden gemacht?" Zur Beantwortung ist noch bis zum 31. December 1837 Frist gegeben. Die Abtheilung für Nationalökonomie erneuert gleichfalls eine schon 1834 aufgestellte Frage: „Lorsqu'une nation se propose d'établir la liberté du commerce, ou de modifier sa législation sur les douanes, quels sont les faits qu'elle doit prendre en considération pour concilier de la manière la plus équitable, les intérêts des producteurs nationaux et ceux de la masse des consommateurs?" Charles Dupin hat über diese Frage in dem Programme der Akademie eine ziemlich weitläufige Erläuterung gegeben. Wer sein Memoire darüber bis zum 31. December 1837 eingeschickt hat und den Preis erhält, kann gleichfalls das Doppelte der gewöhnlichen Preissumme, nämlich 3000 Frs., in Empfang nehmen. Die Abtheilung der Nationalökonomie und Statistik hat eine im gegenwärtigen Zeitpunkte äußerst wichtige Frage gewählt: „Welchen Einfluß können die bewegenden Kräfte und die Transportmittel, welche sich gegenwärtig in beiden Welttheilen verbreiten, auf die materielle Ökonomie, das bürgerliche Leben, die gesellschaftlichen Zustände und die Macht der Nationen haben?" Der Termin ist derselbe wie bei der vorigen Frage. Die Abtheilung der allgemeinen Geschichte will eine Arbeit über die Abschaffung der Sklaverei im Alterthum haben. Zwei Fragen sind dabei als Hauptpunkte herausgehoben worden: 1) Wie und durch welche Ursachen ist die alte Sklaverei abgeschafft worden? 2) Zu welcher Zeit hat diese Sklaverei im westlichen Europa ganz aufgehört und ist nur noch Leibeigenschaft (servitude de la glèbe) geblieben? Da jedoch dieser Preis schon im Laufe dieses Jahres zuerkannt werden soll, so war der Termin der Ablieferung der etwaigen Beantwortungen bereits auf den 31. December 1836 festgesetzt. Derselbe Termin gilt auch für einen außerordentlichen Preis aus dem Fache der Jurisprudenz. Es sollte nämlich angegeben werden, durch welche Mittel

man mit größter Gewißheit die Wahrheit der Thatsachen bestimmen könne, welche sowol in der Civil- als in der Criminalpraxis der Gegenstand der Debatten sind. Dabei sollte eine Vergleichung der verschiedenen bei den gebildetsten Völkern üblichen Verfahren, um zu diesem Resultate zu gelangen, gegeben und auf ihre vortheilhaften und nachtheiligen Seiten aufmerksam gemacht werden. Den Schluß dieser sämmtlichen Preisaufgaben macht endlich der große von Felix v. Beaujour gegründete fünfjährige Preis von 5000 Francs, welcher zum ersten Male in diesem Jahre zuerkannt werden soll. Die Aufgabe, welche für diese recht anständige Summe zu lösen ist, geht etwas zu sehr ins Allgemeine und Vage: „Déterminer en quoi consiste et par quels signes se manifeste la misère en divers pays. Rechercher les causes qui la produisent.“ Wer diesen Gegenstand zu umfassen vermag und ihn von der richtigen Seite anzugreifen versteht, kann sich daran zum Meister machen; leider ist dabei aber auch die Versuchung zu leeren Declamationen groß.

Doch für dieses Mal genug von den Festtagen des Instituts. Es hat neben diesen in den letzten Zeiten auch seine Trauertage gehabt. Der rauhe Winter hat in den Reihen der Akademiker manches verdiente Haupt zum Opfer verlangt. Unlängst ist Raynouard dahingegangen, und nur erst vorgestern hat man den letzten der vier berühmtesten Schüler David's, den Maler Gérard, einen der Heroen der neufranzösischen Schule, zu Grabe getragen. Drouais, Girodet und Gros waren ihm längst vorausgegangen. Er hatte sein 66. Jahr erreicht. Bei seinem Begräbniß äußerte sich die allgemeine Theilnahme auf die würdigste Weise. Drei seiner Werke, Belisar, gegenwärtig in der Leuchtenberg'schen Galerie in München, die Schlacht bei Austerlitz und der Einzug Heinrich IV. in Paris, beide letztere im Louvre, reichen hin, seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen.

16. Januar 1837.

Das neue Jahr hat uns, d. h. uns hier mitten in Paris, eine deutsche literarische Neuigkeit ganz sonderbarer Art gebracht. Lassen Sie sich nur erzählen. Ich ziehe vor einigen Tagen ruhig meines Wegs durch die Rue Richelieu. Wie billig, bleibe ich vor der librairie étrangère des Hrn. Théophile Barrois fils, rue de Richelieu No. 14 einige Minuten stehen, um die eben angekommenen und stattlich ausgelegten Neuigkeiten aller Länder und Zungen in Augenschein zu nehmen. Was denken Sie wol, daß mir hier unter den schönsten englischen Kupferwerken aller Größen und Formate zuerst ins Auge fällt? Ein kleines, unansehnliches Bändchen in rosenrothem Umschlage mit folgendem Titel: „Menzel der Franzosenfresser von Ludwig Börne“ (Paris 1837). Menzel, Wolfgang Menzel als Franzosenfresser, dachte ich, jedenfalls ist ein Kupferstich oder Holzschnitt dabei, der das anschaulich macht, die Sache ist einige Francs wol werth; ich nehme das Büchlein mit mir. Das Kupfer fehlte; aber dagegen habe ich darin andere amusante Dinge gefunden, welche man bei Ihnen wol kaum lesen, geschweige denn sagen und schreiben dürfte.

Börne, welcher, seitdem es ihm nicht gelingen wollte, seine „Wage“ ins Gleichgewicht zu bringen, laut S. 1 zum großen Leidwesen seiner Freunde und Gleichgesinnten ein stoisches Stillschweigen beobachtet hat, rafft sich endlich zusammen, um „dem Lügenweber Menzel in sein Zeug zu fahren“ und den Fehler wieder gut zu machen, den er begangen hat, indem er „diesen Franzosenfresser ruhig verdauen ließ“. Der Spaß wäre so übel nicht, wenn es Börne nur dabei bewenden ließe und sich begnügte, im Ärger über die ungestörte Verdauung des Hrn. Wolfgang Menzel ihm noch nachträglich zum Überfluß ein wohlthuendes Purgirmittel zu administriren. Börne war aber, wie es scheint, in einer übeln Stimmung, als er dieses Purgirmittel einrieb, und hat daher einige Tropfen zu viel von seiner beliebten Quintessenz in den Mörser fallen lassen, nach deren Gebrauch seiner Meinung zufolge ganz Deutschland schon längst, verzeihen Sie mir den Ausdruck, politisch hätte laxiren müssen. Sie muß gewaltig bitter sein, und Börne schrint sich wirklich mit ihr etwas identificirt zu haben, da er sich gegen diesen Vorwurf so gründlich vertheidigen zu müssen glaubt, wie hier (S. 6) zu lesen ist:

„Menzel, weil er meinen guten Willen weder zu bezweifeln noch in Zweifel zu setzen vermag, sucht meine Gesinnungen aus meiner Leber zu erklären, läßt drucken, ich hätte den Spleen, und sähe den herrlich deutschen Rosengarten mit schmuziggelben Augen an. Für eine andere Art Leser, welche eine so standhafte Logik des Unterleibes für unmöglich halten, hat Menzel eine andere Art, das Räthsel meiner Leidenschaft zu lösen. Er macht einen jüdischen Hannibal aus mir, der schon als Knabe den Eid geschworen, einst an den Feinden Jerusalems blutige Rache zu nehmen. Glaube doch ja Keiner den Lügen und Verleumdungen der stuttgarter Literaturpolizei. Ich bin Keiner von Denen, die das Herz im Bauche tragen und deren Philosophie von der Verdauung abhängt. Ich bin nur krank an meinem Vaterlande; es werde frei und ich gesunde. Ich bin kein dunkler Heraklit, der heitere Anakreon ist mir viel näher verwandt. Wie oft habe ich nicht hier in Paris, zusammen mit meinem alten Freunde Heine, bei Punsch und Wein das hohe Lied Salomonis durchgejubelt! Ist das ein grämlicher Mensch, der bei Very im Palais royal den liederlichen Schirhaschschirim singt? Solcher wäre eher ein liebenswürdiger Taugenichts zu nennen. Was ist denn so wunderlich an mir, das einer kunstreichen Enträthselung bedarf? Ich bin standhaft geblieben, während Andere umgewandelt. Mich haben die Zeiten gegerbt, ich bin rauh, aber fest, während Andere, früher gleichgesinnt mit mir, der Essig des deutschen Liberalismus, in dem sie eine Weile gelegen, so mürbe gebeizt hat, daß sie an dem gelinden Feuer gnädiger Augen in wenig Minuten gar geworden. Nach einem guten Frühstücke sich auf das Sopha hinstrecken, einige auserlesene moralische Capitel in Paul de Kock's Romanen lesen, dann einschlafen und träumen; Mittags mit fröhlichen Gesellen schmausen; Abends mit angenehmen Frauenzimmern plaudern und mit Bankiers und Wechselagenten gegen die Republikaner losziehen, die uns unser Geld wegnehmen und uns den Hals abschneiden wollen, das wäre auch meine Lust, hörte ich nicht auf die Stimme des bessern Genius in mir. Es komme ein wackerer Mann, der mich ablöse und für unser elendes Vaterland das Wort führe; ich werde ihn als meinen Erretter, als meinen Wohlthäter begrüßen. Ich bin müde wie ein Jagdhund und möchte „Florentinische Nächte“ schreiben.“

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

LES DEUX MONDES.

Par

M. Gustave d'Eichthal,

Ex-Membre du Bureau d'économie publique d'Athènes.

Servant d'introduction à l'ouvrage de M. *Urquhart*:

La Turquie et ses ressources.

Publié avec l'autorisation de l'auteur.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Eine höchst interessante Schrift für Alle, welche die Verhältnisse des Orients mit einiger Theilnahme beobachten.

Leipzig, im Januar 1837.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 50. — 19. Februar 1837.

Über die Erkenntniß Gottes in der Welt. Von Heinrich Ritter.

(Fortsetzung aus Nr. 49.)

Der Gegensatz, in den sich der Verf. hier gegen die Idee des absoluten Wissens, diesen Cardinalpunkt des heutigen Philosophirens, stellt, ist scheinbar derselbe, der neuerdings von so vielen Seiten her gegen das Princip der Hegel'schen Philosophie geltend gemacht worden ist. Aber ob er auch wirklich und dem Geiste nach derselbe sei, dagegen stößt sogleich der Umstand Bedenken ein, daß in der Bezeichnung desjenigen Princips, welches ihm für das höchste gilt, Hr. Ritter ungleich mehr mit dem Systeme des absoluten Wissens als mit den Gegnern dieses Systems übereinstimmt. Wie er objectiv Gott und „Wahrheit" als identische Begriffe nimmt, um damit ein Absolutes, Letztes und Allumfassendes zu bezeichnen; so gilt ihm subjectiv für das alleinige Princip der Erkenntniß nicht nur, sondern jedweder Bethätigung dieses Höchsten, die Vernunft. Sein System ist reiner Rationalismus, nicht minder wie das System des absoluten Wissens dies ist. Er geht in der consequenten Apotheose der Vernunft, allem philosophischen und außerphilosophischen Sprachgebrauche, dem auch das letztgenannte System sich zu entziehen nicht gewagt hat, zuwider, so weit, selbst den Geist, als ein Unreines, durch körperliche Mischung Getrübtes, unter die Vernunft zu stellen (S. 307). Die Rechte des Gefühls, des Gemüths und Glaubens in Sachen der Religion dreifert er sich zwar mit Worten anzuerkennen (S. 130 fg., 136), aber er thut dies auf eine Weise, wodurch, ebenso wie in dem Systeme des absoluten Wissens und in allem Rationalismus, Gefühl, Gemüth und Glaube nur als andere, sei es gleich- oder minderberechtigte Erkenntniß- oder Aneignungsweisen des Göttlichen neben die Vernunft gestellt, nicht aber, womit erst ein wirklicher Gegensatz gegen den Rationalismus gegeben wäre, als höhere, reichere, vollständigere Erkenntnißquellen über die Vernunft erhoben und zugleich als ein selbständig Reales, selbst Göttliches und die Erkenntniß des Göttlichen für die Vernunft Vermittelndes der Vernunft zum Object gegeben werden. Noch weniger gibt er eine über die Vernunfterkenntniß hinausgehende ästhetische Erkenntniß des Göttlichen zu; er sträubt sich (S. 500) ausdrücklich dagegen, das Schöne in Eine Reihe mit dem Wahren und dem Guten zu stellen. Kurz, die Vernunft ist und bleibt ihm alleinige Erkenntnißquelle für das Göttliche. Denn auch die Erfahrung, die er neben der Vernunft als Erkenntnißquelle genannt hatte, vermag — dies ist das Resultat der weitläufigen Entwickelung, die der Verf. in der zweiten Hälfte seines Buches von dem Verhältniß der Erfahrung zu der Erkenntniß Gottes gibt — nur insofern dies zu sein, als Vernunft in ihr enthalten ist, als Das, was erfahren wird, das Thun und das Sein von Vernunftwesen ist.

Ob ein Rationalismus dieser Art wirklich für einen Fortschritt über das Princip der absoluten Philosophie hinaus zu achten sei, ob die höhere Würde, die er der Erfahrung zugesteht, nicht vielmehr nur aus einem Nachlassen der Energie und Consequenz des Denkens stamme, das sich selbst seinen Inhalt schafft, läßt sich mit Grund bezweifeln. Belehrt die Erfahrung uns nur insofern über das Göttliche, als die Vernunft in ihr sich selber wiederfindet, als man in ihr vernünftige Gedanken und vernünftige Zwecke antrifft, so ist nicht abzusehen, warum nicht dieselbe Vernunft auch unabhängig von der Erfahrung jenen Begriff der Wahrheit und der Vollkommenheit soll wissenschaftlich begründen und abschließen können, der in die Erfahrung doch nur durch sie hineingetragen wird. Der Verf. ergeht sich in einer Demonstration von der Nothwendigkeit der Erfahrungserkenntniß überhaupt, welche wir darum überflüssig finden müssen, weil solche Nothwendigkeit von der absoluten Philosophie keineswegs geleugnet wird. Nicht darauf wäre seine Beweisführung zu richten gewesen, daß es neben der reinen Begriffserkenntniß überhaupt noch eine, in jener nicht vollständig enthaltene Erfahrungserkenntniß gibt, sondern darauf, daß der Begriff der Gottheit vollständig nicht aus jener erstern, sondern nur aus dieser letztern geschöpft werden kann. Ein solcher Beweis ist offenbar nur dann möglich, wenn die Vernunft in sich selbst die Gewißheit findet, daß nicht sie, sondern ein Anderes über ihr, welches sich ihr in der Weise der Erfahrung mittheilt, das wahrhaft Seiende, das Vollkommene ist. Diese Gewißheit aber hat die Vernunft des Verf. nicht, sondern grade umgekehrt die Gewißheit, daß das Wahre nur insofern wahr, das Vollkommene nur insofern vollkommen ist,

als es von der Natur der Vernunft iſt. Die Unvollkommenheit, deren ſich allerdings auch die Vernunft des Verf. bewußt iſt, gilt ihm nach ſeiner ausdrücklichen Erklärung (S. 92 fg. u. a.) nicht für einen Mangel an Realität in der Vernunft als ſolchen, ſondern nur für eine Unvollſtändigkeit in der Entwickelung der menſchlichen Vernunft. Solche Unvollſtändigkeit nämlich ſoll ſich eben darin zeigen, daß das Wiſſen unſerer Vernunft nicht unmittelbar mit der Erfahrung zuſammenfällt, ſondern die Erfahrung außer ſich hat. Hier aber kann die abſolute Philoſophie dem Verf. mit Recht einwenden, daß dieſe Trennung der Empirie von dem abſoluten Wiſſen der Vernunft gegen die Vollkommenheit des letztern nichts beweiſt, dafern nur die letztere, wie Hr. Ritter nicht in Abrede ſtellt, den Maßſtab für die Wahrheit und die Würde des Erfahrungsinhalts in ſich trägt. Die Empirie iſt dann eben nur, wie Hegel ſie bezeichnet, das gleichgültige „Außerſichſein" der Vernunft; das Wahre und Wirkliche in der unendlichen Vielfältigkeit ihrer Geſtalten iſt nur Eines, nämlich das Vernünftige, und es tritt der Fall ein, wo wir mit jenem alten Philoſophen ſagen müſſen, daß es einerlei iſt, Daſſelbe einmal, oder es tauſend und abertauſend Male zu ſetzen.

Wenn daher der Verf., nachdem er auf die angegebene Weiſe in der Einleitung ſeinen Standpunkt feſtgeſtellt hat, in dem erſten Theile ſeiner Unterſuchung „von der Erkenntniß Gottes aus ſeinem Begriff" handelt, ſo hat er ſich von Seiten der abſoluten Philoſophie des Vorwurfs zu gewärtigen, daß es nur die Schuld ſeiner von vorn herein verfehlten Richtung iſt, welche die Reſultate dieſes Abſchnitts ſo unbefriedigend ausfallen läßt. Statt den Verſuch zu machen, den reinen Vernunftinhalt, der in der Erfahrung für die Wahrheit und die Vollkommenheit des Erfahrenen den Maßſtab hergeben ſoll, aus ſich ſelbſt zu entwickeln, um dadurch vor aller Erfahrung des Einzelnen und Beſondern den Begriff Gottes zu gewinnen, betrachtet er ſolches Unternehmen von vorn herein als unmöglich. Er begnügt ſich, die Begriffe des Wahren und des Vollkommenen als abſtracte Begriffe zum Bewußtſein zu bringen und zu zeigen, wie zwar ſchon das bloße Vorhandenſein dieſer Begriffe das Daſein eines Wahren und Vollkommenen beweiſe (der alte ontologiſche und kosmologiſche Beweis für das Daſein Gottes, welchen auf klare, einſichtige und überzeugende Weiſe dargelegt zu haben als ein Verdienſt dieſer Abhandlung anzuerkennen iſt), wie aber ihre Ausfüllung erſt von der Erfahrung zu erwarten ſei. Dies Letztere bleibt eine unerwieſene Vorausſetzung, ſo lange jener Verſuch nicht gemacht und aus ihm ſelbſt die Unmöglichkeit ſeines Gelingens erwieſen iſt. Hier wäre von dem Verf. zu verlangen geweſen, daß er auf die wirklich vorhandenen Syſteme der abſoluten Philoſophie näher eingegangen wäre und nachgewieſen hätte, wiefern der Begriff der Gottheit, den ſie mittels Entwickelung des reinen Vernunftinhalts aufſtellen, ein unwahrer oder unbefriedigender iſt. Solche kritiſche Arbeit würde, gründlich ausgeführt, unſers Erachtens den Erfolg gehabt haben, entweder den Verf. zu einem jener Syſteme zu bekehren, oder ihn von dem Rationalismus überhaupt zurückzubringen, ihn zu überzeugen, wie der Irrthum jener Syſteme nicht darin beſteht, die Vernunft des Menſchen auf der gegenwärtigen Stufe ſeiner Entwickelung mit der Vernunft überhaupt, ſondern den Begriff der Vernunft mit dem Begriffe des göttlichen Geiſtes, der höher iſt als alle Vernunft, verwechſelt zu haben.

Daß von dem Standpunkte des Verf. aus die nähere Begriffsbeſtimmung Gottes, ſo ſehr ihm auch Gott das rein und durchaus Poſitive iſt, dennoch und eben darum faſt nur negativ ausfallen kann, wird man aus dem Bisherigen leicht abnehmen. Hr. Ritter dringt auf die Unterſcheidung Gottes von der Welt, weil in der Welt auch Negatives und Unvollkommenes, in Gott aber nur Poſitives und Vollkommenes geſetzt werden könne; er geht weiter (S. 160) dazu fort, Gott als den Grund der Welt zu beſtimmen und ſagt ſich in beiderlei Beziehung von dem Pantheismus los. Aber in Bezug auf die große Frage, welche neuerdings in einem Sinne, wie bisher noch nie, ein Angelpunkt des Philoſophirens geworden iſt, die Frage nach der Perſönlichkeit Gottes, kommt das Mangelhafte ſeines Standpunktes unzweideutig an den Tag. Es ſei erlaubt, dieſen Sinn der neueſten Verhandlungen über den Begriff der Perſönlichkeit hier kürzlich anzudeuten, da derſelbe dem Verf., wie ſeine dürftige Erörterung dieſer Frage zeigt (S. 172), ſo gut wie gänzlich fremd geblieben iſt. Bekanntlich hat Hegel bereits in der Vorrede zur „Phänomenologie des Geiſtes" (S. 14 d. neuern Ausg.) als die große Aufgabe der neuern Philoſophie, gegenüber der Spinoza'ſchen, dieſe bezeichnet: „das Wahre nicht als Subſtanz, ſondern ebenſo ſehr als Subject aufzufaſſen und auszudrücken". Offenbar auch geht die Tendenz ſeiner „Logik" dahin, dieſen Begriff der „übergreifenden Subjectivität" als die inwohnende, allein mögliche, weil allein denkbare, Form und Geſtalt der Wahrheit des wahrhaft Seienden aufzuzeigen. Darauf pochen die Anhänger Hegel's, wenn ſie dieſem Philoſophen das Verdienſt zuſchreiben, Gott zuerſt im ſpeculativen Sinne als Perſon gefaßt, ſeine Perſönlichkeit wiſſenſchaftlich erwieſen zu haben. Die Gegner, nämlich diejenigen Gegner, die in den Gedankengang jenes Syſtemes ſelbſt eingehen und nicht wie unſer Verf. ihn draußen liegen laſſen, ſtimmen in jener Stellung der Aufgabe und in der Richtung, die Hegel, um ſie zu löſen, eingeſchlagen hat, mit ihm überein und erkennen auch ihrerſeits dies Beides für ſein Verdienſt. Beide alſo, die Anhänger und diejenigen Gegner, zwiſchen denen dieſe Frage verhandelt wird, treffen zuſammen in dem, aller bisherigen Philoſophie und auch der unſers Verf. fremd gebliebenen Streben, aus der Entwickelung des reinen Vernunftinhaltes den Begriff der Perſönlichkeit, als einen ſchlechthin nothwendigen, in allem Sein vorauszuſetzenden und nicht nicht zu denkenden, zu gewinnen. Die Differenz iſt nur dieſe, daß die Anhänger vermöge ihrer rationaliſtiſchen Denkweiſe mit dem bloßen Begriffe der Perſönlichkeit Alles gewonnen meinen und die-

sem Begriffe ohne Weiteres göttliche Würde, oder, was gleich viel, Gott, als bloßen Vernunftbegriff gedacht, Persönlichkeit zuschreiben, die antirationalistischen Gegner aber in dem Vernunftbegriffe nur eine Form erblicken, über deren Verwirklichung durch die dialektische Entwickelung des Begriffs als solchen noch nichts entschieden sei. Es lasse sich, meinen die Gegner, gar wohl denken, daß, auch zugestanden die Nothwendigkeit des Begriffs der Persönlichkeit als Form des Daseins überhaupt (zu deren Erweis doch Hegel vielmehr nur den Weg gezeigt, als wirklich sie erwiesen habe), diese Form sich innerhalb der Zeit nur im Einzelnen, in Gestalt eines unendlichen Wechsels und Progresses von Werden und Vergehen persönlicher Wesen verwirkliche. Nur ein solcher Progreß sei mithin durch Hegel's logische Philosophie, dafern man nämlich diese als bereits vollendet gelten lassen wolle, erwiesen; zum Erweise der Einen, ewigen Persönlichkeit Gottes dagegen bedürfe es noch eines Weitern, welches Hegel nicht geleistet habe.

Wie wenig des Verf. Begriff von Gott Demjenigen entspricht, was nicht nur die gewöhnliche Vorstellung, sondern was allerdings auch eine weiter ausgebildete Philosophie unter dem Begriffe der Persönlichkeit zu verstehen nicht umhin kann, erhellt unter Anderm daraus, daß er (S. 242) Gott im eigentlichen Wortsinne einen Willen zuzuschreiben Bedenken trägt; daß er auf entsprechende Weise (S. 221 fg.) fast alle Prädicate, welche die religiöse Vorstellung Gott beizulegen pflegt, als anthropomorphistische bezeichnet. Es dürfte in der That schwer fallen, zu sagen, wodurch sich sein Gottesbegriff von der wohlbekannten, in ihrer Dürftigkeit längst entlarvten Abstraction eines leeren être suprême unterscheide. Aber in diese auszugehen ist das allgemeine Schicksal jedes solchen Rationalismus, der es verschmäht, gleich dem Hegel'schen, in welchem allein wir zu unserer Zeit die consequente und wahrhaft speculative Durchführung des rationalistischen Princips erblicken können, in die dialektische Entwickelung des reinen Vernunftbegriffs einzugehen. Dieser Rationalismus, mag er noch so sehr die herrlichsten positiven Eigenschaften aus der Erfahrung entlehnen wollen, um sie auf Gott zusammenzuhäufen, wird stets mit der andern Hand wieder nehmen, was er mit der einen gab, darum nämlich, weil in allen jenen Eigenschaften eine Negation sich verbirgt, die sie zu Prädicaten für ein ens realissimum untauglich macht. Nur ein gründliches Bewußtsein über das wahre Wesen der Vernunft vermag über den Anstoß, den der rationalistische Verstand an jenen Negationen nimmt, hinwegzuhelfen; nur die echte speculative Methode der Philosophie vermag sie als Momente des echten Vernunftbegriffes, der entweder mit dem Begriffe des lebendigen Gottes identisch ist, oder doch demselben als unumgängliche Bedingung seines Seins und seiner Wirklichkeit zum Grunde liegt, erkennen zu lehren.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Beschluß aus Nr. 49.)

Armer Heine! Der böse Dämon, welcher in deinen alten Freund gefahren ist, will auch dir nicht einmal mehr deinen florentinischen Somnambulismus vergönnen! Aber tröste dich! Denn den größten deiner Bewunderer, der dich für den Lichtenberg unserer Zeit erklärt hat und in drei der gebildetsten Sprachen Europas zu gleicher Zeit drucken ließ, daß er es zu den größten Unglücksfällen auf seinen Irrfahrten rechne, dich in Paris zweimal vergebens aufgesucht zu haben, den Unsterblichsten aller Verstorbenen trifft noch härteres Schicksal. Gott weiß, in welche unangenehme Berührung Fürst Pückler mit Börne gekommen sein mag, denn dieser hält ihm hier über den Text seiner „aristokratischen Grazie", welche der „Franzosenfresser" voll Bewunderung Börne's demokratischen Cynismus gegenübergestellt hat, eine so eindringliche Bußpredigt, daß diesem armen aristokratischen Sünder wol fast leid thun sollte, daß er die Frechheit gehabt hat, sich, wenn auch nur als Schatten, unter der plebejischen Schriftstellerwelt breit machen zu wollen. Er mag sich dafür gegen Hrn. Menzel dankbar beweisen, dem er es vorzugsweise zuzuschreiben hat, wenn ihm jetzt die Plebejer die Kappe abziehen und mit Stockschlägen begreiflich machen wollen, daß dieser aristokratische Schatten noch Fleisch und Bein habe und glorreich aus ihrer Mitte herausgeprügelt werden müsse, weil er ihnen ins Handwerk gepfuscht habe. Semilasso wird nach seinen Wanderungen auch gegen dieses Kreuz in dem Boudoir des „Literaturblatt" seines Bewunderers eine weichgebettete Freistatt finden, wo er diese Verdrießlichkeit verträumen kann. Wir wollen dagegen noch ein wenig zusehen, wie Börne dem „Franzosenfresser" weiter in sein Zeug fährt. Wir lesen S. 25:

„So oft sich meine Gegner in der Gefahr sehen, am Börne zu scheitern und mit ihrem Verstande Schiffbruch zu leiden, werfen sie ihren Nothanker Baruch aus. Hr. Menzel ist noch vorsichtiger als die Andern; er fängt nicht eher gegen mich zu manoeuvriren an, als bis er sich in meinem Judenthume festgeankert. In der Verzweiflung, mich mit Gründen der Wahrheit und des Rechts zu widerlegen, macht er mich interessant und weiß mich so romantisch zu schildern, daß man eine Novelle aus mir machen könnte."

Daß Menzel sich über Börne's Christenhaß einiges Geschwätz hat aufbinden lassen, wie hier erwiesen wird, ist freilich nicht eben lobenswerth. Es möchte aber doch allenfalls noch hingehen, wenn er dies Alles klüglich für sich daheim behalten hätte. Da er nun dies nicht gethan, sondern sich damit bewaffnet hat zur Schilderhebung gegen seinen Widersacher, so muß er es sich auch gefallen lassen, wenn ihn dieser mit seinem eignen Geschütz angreift, wie hier von S. 26 an ziemlich spaßhaft zu sehen ist. Der Gegenstand, warum es sich eigentlich bei diesem Strauße handelt, ist zu bekannt und auch etwas zu delicat, als daß wir eben Beruf und Lust fühlen sollten, uns auch noch hineinzumischen und als Schiedsrichter ein derbes Wort zu reden. Wir bemerken nur, daß von Deutschland und seinem politischem Heile, das ihm Noth thue, eigentlich vielmehr die Rede ist, als von der Gallophagie, deren Börne Menzel beschuldigt. Wir geben lieber noch einige Pröbchen der Taktik, welche dabei befolgt wird.

„Wäre Menzel ein Demosthenes, dann müßte ich ein Äschines sein, um mich seiner Rede pro corona entgegenzustellen; aber glücklicherweise ist er es nicht, und wir reichen grade fürtinander aus. Ja, ich habe noch den großen Vortheil über ihn, daß ich nicht zu fürchten brauche, mir den Mund zu verbrennen; denn in Frankreich ist die Politik jetzt eine kühle Schüssel. Wer hieß aber auch Hrn. Menzel, die lächerliche Rolle eines Kätzchens zu übernehmen, das lüstern und furchtsam um den heißen Brei schleicht? Warum hielt er sich nicht an die kalte Küche der deutschen Philosophie? Hier aber muß ich ausdrücklich bemerken, daß ich es als etwas Unedeles, ja Gemeines weit von mir abweisen würde, meine vor-

theilhafte freie Stellung dem Hrn. Menzel gegenüber zu benutzen, wenn es sich bei ihm und bei mir nur um etwas Persönliches handelte. Mir ist recht gut bekannt, daß man in Deutschland den Teufel nicht beim Namen nennen darf, selbst nicht, um ihn zu bannen, und daß man ihn, wenn man ihn austreiben will, nicht anders heißen darf als den Gott sei bei uns. Ich weiß, daß Hr. Menzel nicht die Freiheit hat, die ich genieße, Grundsätze und Meinungen, die er bekämpfen möchte, sich in ihrer ganzen Breite ausdehnen zu lassen. Aber es handelt sich hier um nichts Persönliches, es betrifft die große Angelegenheit eines ganzen Volkes, und da wäre großmüthige Zurückhaltung unzeitig, ja frevelhaft."

Ungeachtet dieser offenen Erklärung und Kampfrüstigkeit hat Menzel Börne vorgeworfen, er streite mit dem Terrorismus der Worte, behalte aber wohlweislich die Faust im Sacke und mühe sich vergebens auf einem hölzernen Gaule ab, der denn doch nicht vom Flecke wolle.

„Was meine Faust betrifft", heißt die Antwort auf diese Beleidigung der ritterlichen Ehre unsers Helden, „so dächte ich doch, daß ich sie immer offen genug gezeigt, und wenn meine Worte keine Thaten hervorgebracht, ist das meine Schuld? Soll ich Deutschland befreien? Auch ist Keiner im Lande, der es lächerlicher findet, als ich selbst es finde, daß ich mich ungeduldig auf einem hölzernen Gaule ereifere, der doch einmal nicht fortwill; aber kam es Hrn. Menzel zu, darüber zu spotten? Ihm, der doch diesen hölzernen Gaul immerfort als ein edles Roß geschildert? Ich hätte die Irrthümer gleich sehr verhöhnt wie die Laster! Aber das Laster haßt man, man verhöhnt es nicht; der Spott gebührt den Irrenden. Wenn Kinder fallen, hebt man sie mitleidig auf; aber wenn Männer fallen und mit einer Beule aufstehen und dabei wie Kinder greinen, lacht ein Jeder, und wäre er noch so gutmüthig."

So viel zunächst über Börne's Taktik und Vertheidigungsmittel. Gegen Menzel's Angriffe gehalten, erscheinen sie, das muß man zugeben, nicht ohne Berechtigung. Denn Hr. Menzel hat sich, wie aus der nachfolgenden Auseinandersetzung hervorgeht, bewußt oder unbewußt, Kunstgriffe bedient, um seinen Gegner aus der Schanze zu schlagen. Er hat Börne's Äußerungen entweder misverstanden oder absichtlich verkehrt ausgelegt und somit einigen geistreichen Phrasen, vielleicht mehr noch seinem Interesse die Wahrheit aufgeopfert. Dies bleibt unter jedem Verhältnisse, sie mag angewendet werden, gegen wen sie will, eine heillose Kriegskunst, so lange der Kampf noch auf dem Felde der Ehre ausgefochten werden soll; denn sie rächt sich am Ende doch am meisten an Dem, der sie angenommen hat oder sich zu ihr verleiten ließ. Auch hat sich ja Menzel auf solchen Irrwegen schon bei diesem Feldzuge in die Sümpfe seichter Allgemeinheiten verloren, in denen natürlich auch sein besseres Geschütz stecken geblieben ist, womit er vielleicht noch am ersten den Feind aufs Haupt geschlagen haben würde. Am schlimmsten aber ist es, daß Menzel dieser Unfall bei aller Vorsicht und seinen Berechnung passirt ist, die er angewendet hat, um bei scheinbar freier Bewegung doch nirgend anzustoßen, wo man ihn deshalb ernstlich zur Rede stellen könnte. Vielleicht können ihn hierüber nur etwa die Fehltritte trösten, welche sein Gegner bei dem Streifzuge gegen die deutsche Reformation und den ehrlichen Luther gethan hat (S. 72 fg.). Börne ist dabei gleichfalls auf Unkiesen gerathen und wird sich darin mit seinem Gepäcke wahrscheinlich noch lange herumschlagen müssen, ehe er sich auf den festen Boden eines vernünftigern Raisonnements herausarbeiten dürfte. Damit ihn wenigstens bis dahin der Feind in Ruhe lasse, sucht er ihn zu einer kleinen Diversion in das Bad Dobberan und den Bockbierkeller in München zu bereden, wahrscheinlich für künftigen Frühling und Sommer und zwar in sehr ehrenwerther Gesellschaft.

„Es gab noch keinen diplomatischen Lehrjungen, es gibt keinen einzigen Krautjunker in ganz Deutschland, der nicht einmal über die Tugendrepublik des seligen Hrn. v. Robespierre gescherzt hätte. Hr. Menzel gehe mit seinem seligen Hrn. v. Robespierre ins Bad Dobberan und lasse sich präsentiren, oder nach München in den Bockbierkeller. Dort wird er ohne Zweifel Lachen erregen mit der Tugendrepublik des seligen Hrn. v. Robespierre; aber mich verschone er damit. Er wird mich nie demüthig genug finden, mit fürstlichen Lakaien über die Tugend und Seligkeit Robespierre's zu streiten, das faßt kein Bedientenherz."

Menzel hatte nämlich mit einer gewissen Naivetät politischer Unschuld die gelehrte Frage aufgeworfen: „Ob Hr. Börne die Tugendrepublik des seligen Maximilian Robespierre wolle?" In Dobberan oder in besagtem Bockbierkeller, heißt es darauf, könne dann Hr. Menzel Gelegenheit nehmen, sich mit der Lecture eines seiner glorreichsten Feldzüge, des gegen das junge Deutschland, welcher hier mit vieler Einsicht in die Menzel'sche Taktik recht lehrreich beschrieben wird (S. 92 fg.), die Zeit zu vertreiben. Die Begeisterung bei dieser Beschreibung hat nur unglücklicherweise Hrn. Börne etwas zu weit vom Wege abgeführt. Er schildert z. B., wie uns scheint ganz am unrechten Orte, auch noch Hrn. v. Raumer als Menzel's Bundesgenossen und will dessen vorjährigen Heerzug nach England als eine schlechte Kriegslist in übeln Ruf bringen. Dabei macht er aber selbst wieder allerhand Fehlgriffe. Er ereifert sich z. B. gar sehr über Raumer's Diatriben gegen die deutschen politischen Flüchtlinge im Auslande, namentlich zu London und Paris; daß Börne sie dagegen in Schutz nimmt, ist ziemlich natürlich und an sich ehrenwerth. Wenn er aber behauptet, daß sie niemals die Unterstützung in Anspruch genommen, welche die Großmuth und Menschenliebe (?) des französischen Volkes den Verbannten aller Länder darreicht, und sogar arithmetisch nachweisen will, daß unter 7000 Flüchtlingen aller Länder, welche von der französischen Regierung unterstützt worden sind, nur ein Deutscher gewesen sei, so ist dies ein großer Irrthum, entweder des Hrn. Börne, oder der zur Vertheilung jener Unterstützungsgelder eingesetzten Commission. Wir sind auch in Paris und wissen aus guter Quelle, daß viele sehr ehrenwerthe Deutsche, die in jene Kategorie gehören, dergleichen Unterstützungen wenn nicht noch gegenwärtig erhalten, doch gewiß früher erhalten haben.

Aber bei alle diesen Kreuz- und Querzügen erfahren wir immer noch nichts über Hrn. Menzel's Heißhunger nach Franzosenfleisch? Nur Geduld! Es kömmt! S. 120 ist zu lesen, wie folgt: „Was wäre denn das für ein gefährliches Wort, das die Franzosen nicht auszusprechen wagten? Das gefährlichste Wort für die Franzosen des 19. Jahrhunderts ist Menzel, und dennoch wollte ich es in allen Städten und Dörfern, auf allen Gassen ausschreien, und es fände sich in ganz Frankreich kein altes Weib, das Weib und alt genug wäre, bei dem Worte zu erschrecken!" Jedoch verfällt Börne nach diesem Seitenhiebe, welcher, wie ich glaubte, den Nagel hätte auf den Kopf treffen sollen, sogleich wieder in sein altes Hauptthema über die Deutschen, ihren Bund, ihre Fürsten und ihre Journalisten, unter welchen letztern am Ende noch Menzel die Ehre eines besondern Miniaturportraits mit starken Zügen und schlagenden Farben zu Theil wird. Wir empfehlen allen Kunstfreunden, welche so glücklich sein sollten, dieses chef d'oeuvre moderner deutscher Schwarzkunst, mit seinem geschmackvollen, aus deutschen Bundestagsbeschlüssen und diplomatischen Noten der nordischen Cabinete wohlgefügten Rahmen und dem übrigen künstlerischen Zubehör, zu Gesicht zu bekommen, zu weiterer eignen, aber möglichst glimpflichen Beurtheilung. 129.

Literarische Notiz.

Der Doctor Francesco Gatta hat soeben in Turin eine Schrift über Wein und Weinbau im Thale von Aosta („Saggio sulle viti e sui vini della valle d'Aosta") herausgegeben, aus welcher man unter Anderm erfährt, daß sich in jener Gegend Weingärten 1200 Metres über der Meeresfläche befinden, vielleicht die höchsten in Europa; ferner, daß es daselbst zwei Gattungen Reben gibt, die nirgend anders gepflegt und orive und prié genannt werden, und daß letztere wunderbarerweise in den höchsten und kältesten Regionen gedeiht. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 51. — 20. Februar 1837.

Über die Erkenntniß Gottes in der Welt. Von Heinrich Ritter.

(Beſchluß aus Nr. 50.)

So weit nun aber Hr. Ritter, wie wenigſtens Ref. zu urtheilen nicht umhin kann, in der unmittelbaren Beſtimmung des Begriffs der Gottheit hinter den philoſophiſchen Foderungen unſerer Zeit zurückbleibt, ſo hat er dagegen in Bezug auf den Begriff der Schöpfung und auf das Verhältniß Gottes zur Welt ein wichtiges und durchgreifendes Geſammtreſultat der neuern Philoſophie ſich angeeignet und daſſelbe mit einer Klarheit und Beſtimmtheit ausgeſprochen, die um ſo mehr unſere Anerkennung verdient, als dies nicht ohne eine gewiſſe Kühnheit, mit welcher eingewurzelten dogmatiſchen Vorurtheilen von der göttlichen Allmacht, der Schöpfung aus Nichts u. ſ. w. Trotz zu bieten war, geſchehen konnte. Wir glauben in das Ausſprechen und Feſthalten dieſes Reſultats die Bedeutung des vorliegenden Werkes vornehmlich ſetzen zu müſſen, denn es iſt unſers Wiſſens das erſte ſeiner Art und ſeines Standpunktes, welches dieſe freilich nicht von dem Verf. neu entdeckte, aber mit lobenswerther Unbefangenheit und Selbſtändigkeit aufgefaßte Wahrheit in den Zuſammenhang ſeiner Darſtellung aufgenommen hat und dadurch gewiß zur allgemeinern Anerkennung oder wenigſtens Beachtung derſelben weſentlich beitragen wird. Darum halten wir es für unſere Pflicht, dieſen Punkt, zum Theil mit den eignen Worten des Verf., beſtimmter hervorzuheben.

Der Verf. ſpricht im zweiten Abſchnitt ſeines erſten Theils über das Verhältniß Gottes zur Welt und macht hier in einer klaren und lichtvollen, die gewöhnlichen unzureichenden Verſuche zur Löſung bündig widerlegenden Darſtellung auf den Widerſpruch aufmerkſam, der darin liegt, daß wir einerſeits, „auf die Vollkommenheit des Schöpfers blickend, behaupten müſſen, Alles in dieſer mit Vernunft begabten Welt iſt vollkommen von ihm geſetzt“; andererſeits aber, „auf das Streben unſerer Vernunft nach dem Beſſern, nach dem Wiſſen blickend (ſo nämlich motivirt der Verf., ſchlagend und überzeugend genug *für den Forſcher als ſolchen*, den Satz von der Unvollkommenheit der Welt), anerkennen müſſen, nicht Alles iſt vollkommen geſetzt in dieſer Schöpfung“. Wie nun er ſeinerſeits dieſen Widerſpruch löſt, wird aus folgenden Stellen ſich ergeben, die wir wörtlich aus der ausführlichern Verhandlung S. 197 fg. ausziehen.

Wie es überhaupt mit ſcheinbaren Widerſprüchen der Fall iſt, daß ſie ihren Grund nur in Verwirrung von Begriffen haben, welche durch Unterſcheidung gehoben werden muß, ſo werden wir uns auch hier durch eine Unterſcheidung zu helfen ſuchen müſſen. Erſichtlicherweiſe jedoch iſt hier keine andere Unterſcheidung anzubringen als die, welche zwiſchen dem Geſetztſein der Welt in Gott und ihrem Geſetztſein in ſich ſelbſt gemacht werden kann. Alles In-ſich-ſein der Dinge iſt darin gegründet, daß ſie etwas ſich ſelbſt aneignen, nicht blos geſetzt ſind als ein Product eines Andern, ſondern auch ihr Geſetzt-ſein innerlich empfangen durch eine ihnen eigne Thätigkeit, durch welche ſie das Empfangene als das Ihrige ſetzen. Schreiben wir daher den Geſchöpfen ein In-ſich-ſein zu, ſo behaupten wir damit nicht allein, daß ſie geſetzt ſind, ſondern auch ſich ſelbſt ſetzen, und wir haben daher ein Doppeltes in ihnen zu unterſchreiben, ihr Geſetzt-ſein durch Gottes ſchöpferiſche Kraft und ihr Sich-ſelbſt-ſetzen. — Wollten wir behaupten, Alles ſei damit vollendet, daß Gott die Welt geſetzt habe, und dazu brauche nun nichts weiter hinzuzutreten, ſo würden wir damit nichts Anderes geſagt haben, als, die Welt müſſe als ein unvernünftiges Product gedacht werden. Denn Jeder wird eingeſtehen müſſen, daß die Vernunft damit nicht vollendet ſei, daß ein Anderer ſie geſetzt oder gegeben habe, ſondern es iſt ihres Weſens, daß ſie nur durch ihr eignes Sich-ſelbſt-ſetzen ſich vollenden kann. Sie ſoll vernehmen, ſie ſoll in ſich vollziehen, was ihr dargeboten worden von einem Andern. — Wir behaupten, daß die Welt aus ihrem Geſetzt-ſein in Gott übergehen müſſe in ihr Sich-ſelbſt-ſetzen, daß nämlich Gott in ſeine Schöpfung nur ein Vermögen legt, etwas in ſich zu ſein oder zu werden. Denn das Geſetzt-ſein der Dinge in Gott, ſagen wir, iſt zu unterſchreiben von ihrem eignen Sein in ſich; ſie müſſen jenes Geſetzt-ſein erſt in ſich empfangen und ſich aneignen, damit es ihr Sein werde; in ihm alſo liegt nur die Möglichkeit ihres eignen Seins, oder es iſt für ſie nichts weiter als ein Vermögen, welches ſie durch ihre eigne That zur Wirklichkeit für ſich bringen ſollen. Ein ſolches Vermögen kann Gott den Geſchöpfen geben zur Vernunft, aber nicht die Vernunft als Wirklichkeit, weil dies dem Begriffe der Vernunft widerſpricht, daß ſie eine gegebene oder irgendwie verliehene ſei.

Daß nach dieſer Lehre alle Unvollkommenheit der Geſchöpfe in ihr In-ſich-ſein fallen und auf Rechnung ihres Sich-ſelbſt-ſetzens kommen wird, bedarf keiner beſondern Bemerkung; ebenſo wenig, daß hiermit allerdings die einzig befriedigende Erklärung für das Übel in der Welt, die einzig mögliche Theodicee gefunden iſt. Dieſe Nothwendigkeit des Sich-ſelbſt-ſetzens aller geſchaffenen Dinge neben ihrem Geſetztſein durch Gott, dieſer allein wahre und allein zuläſſige Begriff der *creatürlichen Frei-*

heit, ist an die Stelle jenes malum metaphysicum, jener angeblich in dem Begriffe des geschaffenen Wesens mit Nothwendigkeit liegenden Endlichkeit oder Beschränkung zu setzen, woraus Leibnitz und mit ihm alle deterministische Philosophen die Unvermeidlichkeit des Übels und des Bösen ableiten wollten.

Wir wiederholen, daß wir zwar nicht das Verdienst der Entdeckung dieser großen Wahrheit dem Verf. zuschreiben können — dieses Verdienst gebührt der gesammten neuern Philosophie seit Kant und Fichte, und bei jedem bedeutendern Denker dieser Periode findet sich diese Einsicht auf eigenthümliche Weise ausgeprägt —, daß wir aber nichtsdestoweniger die Darlegung des Verf. für eine sehr verdienstliche halten. Das Ergebniß tritt bei ihm einerseits in seinem ganzen Umfange und mit Einem Male nett und unzweideutig hervor, während es bei Andern sich in einzelne Sätze zerbröckelt und hinter schwer verständliche Formeln versteckt; andererseits reinigt es sich in der ruhigen und besonnenen Auseinandersetzung des Verf. von dem Scheine der Schroffheit und Paradoxie, der ihm sonst häufig anklebt. Dies selbst aber, daß es bei einen so nüchternen und kaltblütigen Denker wie unser Verf. Eingang finden konnte, zeigt, welchen Grad von Evidenz dasselbe bereits durch die bisherige Philosophie erlangt haben muß, und wie ihm wol der hinreichende Grad von Reife zuzutrauen ist, um eine allgemeinere Anerkennung zu finden und in solcher Anerkennung anderweiten philosophischen Ideen den Weg zu bahnen, die bei unserm Verf. sich noch nicht daran haben knüpfen wollen.

Leider nämlich müssen wir bekennen, daß in seinem weitern Verlaufe, in den zwei letzten Theilen, dem zweiten, der „von den philosophischen Begriffen, welche zur Erkenntniß Gottes in der Welt führen", und dem dritten, welcher „von der Erkenntniß Gottes in der Erfahrung" handelt, das Werk fühlbar an Interesse verliert und zuletzt fast lediglich zu einer breiten, nur sparsam mit Anklängen eines Höhern, zu welchem den Verf. seine philosophische Bildung befähigt, durchflochtenen Auseinandersetzung der ganz gemeinen rationalistischen Weltansicht wird. Noch die meisten Anklänge jener Art finden sich in einigen Abschnitten des zweiten Theiles, in der Abhandlung der Begriffe des Sinnlichen und Übersinnlichen, von Ding und Wesen, von Ursache und Wirkung, Besonderm und Allgemeinem und dem Verhältniß dieser Begriffe zu dem damit scheinbar streitenden, in der That aber gar wohl vereinbaren Begriffe der Freiheit. Hier überall läßt sich eine gewisse Gründlichkeit und Schärfe der metaphysischen Begriffsentwickelung nicht verkennen, so weit dieselbe ohne jenes dialektische Princip, welches, den eigentlichen Lebenspuls für alle solche Untersuchungen, der Verf. von vorn herein verschmäht hat, erreichbar ist. Aber diese Abschnitte trifft der anderweite Tadel, allzu weit in metaphysische Erörterungen einzugehen, die behufs der vorliegenden Zwecke beiweitem nicht in dieser Ausdehnung erfoderlich waren, als Selbstzweck aber betrachtet hier doch nicht in ihr rechtes und vollständiges Licht gestellt erscheinen können. Wo aber der Verf. daran geht, von diesen metaphysischen Voruntersuchungen die Anwendung zu machen auf die nähere Bestimmung des Verhältnisses zwischen Natur und Vernunft, zwischen den Naturbedingungen und der Freiheit des menschlichen Willens, zwischen Gutem und Bösem in dem Menschen, da treten, neben einigen tüchtigern Ansichten allerdings, die sich aus jenem wissenschaftlichen Zusammenhange ergeben, doch vorwiegend die Mängel hervor, welche ihren wesentlichen Grund in der Halbheit und Einseitigkeit der philosophischen Grundansicht des Werkes haben, aber durch den Mangel an Lebendigkeit und geistreicher Beweglichkeit der Darstellung noch auffallender werden.

Es läßt sich nach allen Prämissen des Werkes erwarten, daß die Untersuchung in diesen letzten Theilen hauptsächlich eine ethische Richtung nehmen wird. Zwar ist der Verf. weit entfernt, den Begriff von Vernunftwesen, von vernünftigen Geschöpfen auf die Menschenwelt zu beschränken; auch in der äußern Natur nimmt er zufolge seines Grundbegriffs der Schöpfung ein vernünftiges An-sich an, welches nur der unmittelbaren Anschauung und Erkenntniß sich entziehe. Eben dieser Umstand aber, daß nur in dem Menschen die Vernunft für den Menschen erscheint und sich offenbart, lenkt die Betrachtung, welche durch die Vernunft in der Welt Gott erkennen will, vorzugsweise auf die vernünftige, somit also, zufolge der Grundbegriffe des Rationalismus, die sittliche, die ethische Natur des Menschen hin. Darum beschäftigt sich schon im letzten Abschnitte des zweiten Theiles der Verf. vielfach mit den ethischen Begriffen des Guten und des Bösen; im dritten Theile aber eilt er, nachdem er in dem ersten Abschnitte, der „von unserm Standpunkte in der Erfahrung" handelt, die Naturbetrachtung, als ein nur untergeordnetes Interesse für seine Zwecke bietend, beseitigt hat, schnell im zweiten und dritten Abschnitte zu der ausführlichern Betrachtung „von der Erkenntniß Gottes im Leben des einzelnen Menschen und im Leben der ganzen Menschheit" fort. In beiden Abschnitten nimmt auf entsprechende Weise, wie wir ein Ähnliches von der metaphysischen Betrachtung des zweiten Theiles soeben bemerken mußten, eigentlich die selbständige ethisch-psychologische und ethisch-geschichtliche Betrachtung das Hauptinteresse in Anspruch, und die Anwendung, die ganz zuletzt davon noch auf die „Erkenntniß Gottes" gemacht wird, hat etwas Unbehülfliches und Langweiliges.

In der ethischen Entwickelung selbst haben wir als ein Verdienst dies anzuerkennen, daß überall die Einheit und Ganzheit des sittlichen Selbst festgehalten, daß nirgend vergessen ist, wie die Sittlichkeit nicht in einem vereinzelten Wollen oder Handeln, sondern in dem gesammten untheilbaren Sein und Wesen des wollenden und handelnden Subjectes besteht. Beachtenswerth ist in dieser Hinsicht unter andern die Stelle S. 547 fg., wo der Verf. die sittlichen Zustände und Strebungen auf den Begriff eines sittlichen Gesammtbewußtseins zurückführt, welches, in fortwährender Entwicklung und Selbst-

bildung begriffen, allein den zureichenden Maßstab und den vollständigen Ausdruck für die Stufe des moralischen Werthes und der moralischen Bildung jedes Individuums gibt. Diese richtige und gründliche Einsicht in das Wesen des Sittlichen nach seinem Verhältniß zu dem Subjecte verdankt der Verf. seiner geläuterten Auffassung des Freiheitbegriffs, zufolge deren die Freiheit nicht das Vermögen der Wahl zwischen Entgegengesetztem, sondern der Proceß des Sich-selbst-setzens und der Entwickelung zum Vernunftdasein ist, nicht das Selbstbewußtsein des Einzelnen voraussetzt, sondern umgekehrt solches Selbstbewußtsein begründet. Freilich bringt der rationalistische Standpunkt den Übelstand mit sich, daß ein zu einseitiges Gewicht auf das Wissen und Erkennen gelegt und der Werth des bewußtlosen sittlichen Triebes dagegen unverhältnißmäßig zurückgestellt wird, insbesondere aber, daß der Begriff des Glaubens, dieses eigentlichen Lebensprincips der christlichen Sittlichkeit, der zugleich allein der wahrhafte Vermittler der Erkenntniß Gottes in dem Sittlichen ist, gänzlich unerörtert bleibt; und doch wäre die Ausführung dieser von dem Verf. vernachlässigten Seiten des Ethischen nicht etwa nur verträglich gewesen mit dem Wahren und Wissenschaftlichen in seiner ethischen Grundansicht, sondern dieses Wahre selbst würde dadurch erst seine rechte Begründung erhalten haben. Denn eben jene richtige Anschauung setzt wesentlich ein Princip der Individuation, der Selbst- und Ichwerdung der allgemeinen Vernunftsubstanz voraus; solches Princip aber ist und bleibt für den Rationalismus, dem die Allgemeinheit des Vernünftigen das Höchste ist, ein hors d'oeuvre, und bedarf, um in seiner Wahrheit erfaßt zu werden, eines höhern Zusammenhangs.

Von dem Übel und dem Bösen hat der Verf. einen durchaus negativen Begriff, indem er es als bloße Hemmung des Guten, d. h. des Vernunftbewußtseins und der Vernunftthätigkeit ansieht. Dieser Umstand insbesondere, neben dem zuvor angeführten, läßt seine ethische Weltansicht zu keiner eigentlichen Tiefe kommen und namentlich im letzten Abschnitte, wo er von der Weltentwickelung im Großen, von der Erkenntniß Gottes in der Geschichte und im Leben der ganzen Menschheit zu sprechen unternimmt, sogar in das Flache, in oberflächliche Gemeinplätze ausgehen; und doch war dem Verf. in seiner Ansicht der Freiheit und des Schöpfungsbegriffs der Keim gegeben, aus welchem sich eine positivere, geistreichere Ansicht des Bösen entwickeln konnte, wozu sich in den neuern philosophischen Systemen so bedeutende Winke finden. Freilich aber wäre er mit solcher Entwickelung aus den Grenzen des Rationalismus herausgetreten; denn dieser kennt, da ihm die Vernunft das einzig Positive ist, keinen andern als einen negativen Begriff des Bösen. Auf der Spitze zwar, auf welche Hegel's Philosophie den Rationalismus hinaufgetrieben hat, beginnt diese Weltansicht, wie in verschiedenen andern Beziehungen, so auch in dieser, in ihr Gegentheil umzuschlagen und zu einer positiven Fassung des Bösen wenigstens den Weg zu zeigen; zur wirklichen Verfolgung dieses Wegs indeß kommt es auch dort nicht. Unser Verf. aber bringt es, genauer angesehen, hier nicht weiter als zu dem wohlbekannten, wenn auch von ihm zum Theil in andere Worte und Formeln eingekleideten Gegensatze von Vernunft und Sinnlichkeit, dessen weitläuftige Exposition, auch wenn man sich über ihn nicht zu erheben weiß, in unserer Zeit doch unmöglich noch als ein wissenschaftliches Bedürfniß erscheinen kann.

59.

Histoire de la marine française, par *Eugène Sue*. Paris 1836.

Herr Eugène Sue gilt in Frankreich für den Erfinder des Seeromans. In vorliegendem Werke aber, das auf zehn Bände berechnet ist, von denen bisjetzt die zwei ersten erschienen sind, unternimmt derselbe, eine aus archivarischen Quellen geschöpfte und sohin vollkommen authentische Geschichte der französischen Marine zu schreiben. Nach der zu dem Behufe von dem Verf. gewählten Methode besteht sein Werk aus zwei wohl voneinander geschiedenen Theilen, wovon der eine die Erzählung der vornehmsten Begebenheiten und die Lebensbeschreibungen der merkwürdigsten Seemänner, und der andere die dazu gehörigen Beweisstücke, als amtliche Berichte, Journalauszüge, Briefe und andere Urkunden enthält, die jedoch, um den Gang der Erzählung nicht zu unterbrechen, in Form von Noten, einen Anhang bilden. Gegen diese von Hrn. Sue gewählte Methode möchte sich nun allerdings von Seiten der strengen Kritik mancher Tadel erheben lassen; denn zu verkennen ist wol nicht, daß, bei seinem leichten Vortrage, wo er, gleichsam als unnützes Gepäck, Alles, was seinen Lauf hemmen könnte, von sich wirft, die Geschichte etwas von ihrer ernsten Würde und Größe verliert. Gleichwol kann man nicht in Abrede stellen, daß dieselbe dadurch an Mannichfaltigkeit und Interesse gewinnt; zudem aber ist hier von keiner gewöhnlichen Geschichte die Rede, deren Schauplatz das Festland ist, und wo die Handlung zwischen Menschen allein vorgeht, wo ein Jeder seinen Freund und seinen Feind, seine Bundesgenossen und seine Rivalen kennt, wo man sich einander ins Angesicht schaut und wo ein jeder menschliche Tritt seine Spur auf dem Boden, wenigstens für einen Tag, zurückläßt. Es ist hier vielmehr von einer, gleich dem Winde des Himmels, stets wechselnden Geschichte die Rede, die beweglich wie die Fluten des Meeres in tausend kleine Theilchen wie der Sand des Gestades sich sondert; von einer Geschichte der Stürme und Ungewitter des Himmels und der Klippen des Meeres ebensowol wie der Leidenschaften der Menschen; von einer Geschichte, deren glänzendste Großthaten nur Himmel und Wasser und einige Menschen zu Zeugen haben, die der Abgrund des Meeres erwartet; von einer Geschichte, die fern von dem Festlande, den Menschen, den Herrschern der Erde, sowie fern vom menschlichen Tadel und Lob zur Erfüllung kommt, und endlich von einer Geschichte, die ohne Einheit sich in tausend kleine unbemerkte Bruchstücke eines kleinen Universums theilt, das, zwischen zwei Wogen schwimmend, Schiff genannt wird.

In vorangeführten und andern ähnlichen Worten nun, die wir der Einleitung entlehnten, rechtfertigt Hr. Sue die von ihm gewählte Methode; in seiner Geschichtserzählung selbst aber, die in der Zeit mit der Epoche Colbert's, als des Gründers der französischen Marine, beginnend, tritt zuerst der berühmte Jean Bart auf, dessen Thaten und nähere Lebensumstände der Verf. beschreibt. Unserm Zwecke aber mag es genügen, aus dieser Lebensbeschreibung einige der Hauptzüge hier anzuführen.

Es war bei der Belagerung von Dünkirchen 1688, wo Jean's Vater, der Schiffsmeister Cornill Bart, auf den Wällen des Platzes verwundet, seinen Tod fand. Sein kleiner Jean, zu seinen Füßen sitzend, hört offenen Mundes die letzten Erzählungen und die letzten Ermunterungen des alten Seemanns an. Meister Cornill's Stimme war laut und feierlich. Er spricht von der Pflicht als Held und zwar als Seeheld. Hierauf stirbt er an

dieser englischen Wunde, und sein junger Sohn ruft ganz in Thränen aus: Die Engländer! die Engländer! Es war dies eine Zeit, ganz geeignet, um in Frankreich ein großer Seemann zu werden, sowie überhaupt, um sich auf jeder Laufbahn auszuzeichnen. Der Seekrieg von 1666 war nahe bevorstehend. Alle Leidenschaften und alle Intelligenzen jener Epoche — Ludwig XIV., Karl II., Ruyter, der Prinz Wilhelm von Oranien — waren auf Kriegs- und Seezüge hingerichtet. Colbert hatte Leben und Bewegung in den Häfen Frankreichs hervorgerufen, die, bevor sein mächtiger Wille ihnen den Impuls dazu ertheilte, todt und verödet waren. Innerhalb fünf Jahren hatte dieser große Minister, von Ludwig XIV. unterstützt, 36 Schiffe und 15 Brander in das Mittelmeer, und 18 Linienschiffe und fünf Brander in den Ocean vom Stapel gelassen. Zu jener Zeit auch wuchs der kleine Jean Bart auf einer schlechten Barke in die Höhe. Es war Derselbe bald nicht mehr, wie Hr. Sue uns erzählt, jenes rosenwangige, blondgelockte Kind von Meister Cornill Bart, sondern ein tüchtiger und kräftiger Seemann, mit kühnem und sorglosem Blicke, gebräunter Farbe, breiten, viereckigen Schultern und borstigem Haupthaar, der sein Fahrzeug gleich einer Nußschale dahinfliegen ließ, der alle Gestirne des Himmels und alle Klippen des Meeres kannte. Befehlshaber des Mastschweins (Cochon gros), in dem Augenblick, wo unser Held sich bei nächtlicher Weile einiger Ruhe in seiner Kajüte überließ, sieht er drei hübsche Hofcavaliere, die Herren v. Coislin, v. Harcourt und v. Canope, bei sich eintreten. Jean Bart rauchte sein Pfeifchen, die fernen Wellenschläge des Meeres beschauend. Kaum beachtet er jene jungen Leute mit ihren goldverbrämten Kleidern; allein als er vernimmt, er solle sie zur holländischen Flotte überführen, die bei den Banken von Harwich vor Anker lag und die Admiral Ruyter commandirte, fing das Herz des jungen Mannes in seiner Brust zu schlagen, sein Auge zu funkeln an, und noch in der nämlichen Nacht brachte er jene Herren auf seiner Barke bis zu Ruyter's Admiralschiff. Von nun an eröffnete sich für Jean Bart eine neue Lebensperspective. Er, der Ludwig XIV. reichgekleidete Hofleute kaum eines Blicks gewürdigt, warf sich schluchzend zu Ruyter's Füßen, der, in einem Schlafrocke von schwarzem Wollenzeuch gekleidet, grade damit beschäftigt war, seine Lieblingshühner zu füttern. Vielleicht ist dieser Auftritt, den Hr. Sue sehr ausführlich beschreibt, nicht ganz historisch richtig; allein er ist im höchsten Grade dramatisch, und gewiß liegt ihm Wahrheit zu Grunde. Alles, was noch in der Folge dem jungen Seemann auf dem holländischen Admiralschiffe begegnete, gewährt nicht minderes Interesse. Hiernächst folgt eine Beschreibung der Seeschlacht, in deren Folgen Ruyter mit dem Orden des heil. Michael von Ludwig XIV. geschmückt wird. „Beim heiligen Kreuz", ruft Jean Bart, der, unter dem Haufen verborgen, der betreffenden Feierlichkeit mit zusah, aus, „es wird vielleicht eines Tages heißen: der Admiral Bart!" Alle diese Scenen, die ebensowol in der ernsthaften Geschichte wie in einem guterdichteten Roman ihre Stelle finden könnten, sind mit viel Begeisterung, Lebendigkeit und heiterm Anstrich beschrieben.

Wir werden vielleicht noch in d. Bl. auf die Fortsetzung von Hrn. Sue's Geschichtswerk zurückkommen. Fürjetzt wollen wir, um wenigstens ein Merkmal für den subjectiven Standpunkt des Verf. anzugeben, nur schließlich bemerken, daß, nach seiner Ansicht, Colbert die nützliche, der Marquis von Seignelay die glanzende Seite der französischen Marine ist. Das Losungswort des Vaters ist der Handel, während der Sohn vor Allem die Ehre der Flagge im Auge hatte. Alle diese Schattirungen aber werden von Hrn. Sue sehr wohl begriffen, und so tritt denn abwechselnd und in jedem neuen Capitel der Geschichtschreiber an die Stelle des Heldendichters. 17.

Notizen.

Die Beispiele, wo Fürsten und berühmte Feldherren auf eine zweideutige Weise die Erfüllung ihres gegebenen Wortes umgingen, sind in der Geschichte nicht selten. Tamerlan vermochte die Besatzung von Haiti unter der Bedingung zur Capitulation, daß kein Blut vergossen werden sollte. Er hielt auch Wort, denn er ließ die Leute der Besatzung lebendig verbrennen. Mohammed II. versprach bei der Einnahme von Negroponte einem Manne, daß er seinen Kopf schonen wolle; dies that er auch, denn er verurtheilte ihn dazu, daß ihm der Leib mitten entzweigespalten werden sollte. Cromwell behandelte Karl I. auf ähnliche Weise. Er gab ihm das Versprechen, daß kein Haar auf seinem Haupte verletzt werden sollte, was auch nicht geschah, obgleich das Haupt selbst Ursache sich zu beklagen hatte. Ebenso zweideutig benahm sich Kaiser Karl V. gegen den Landgrafen Philipp von Hessen, der nach der Schlacht bei Mühlberg zum Gefangenen gemacht war, aber in Folge einer Convention seine Freiheit wiedererhielt. Kaum aber hatte man ihn freigelassen, als der Kaiser ihn aufs Neue verhaften ließ, und als Philipp's Schwiegersohn, der Kurfürst Moritz von Sachsen, dagegen Einwendungen machte, so erklärte der Kaiser, er habe ja in seinem Documente nicht gesagt, daß er ihn nicht wieder gefangen setzen wollte, er habe sich nur so darin ausgedrückt, daß das Gefängniß des Landgrafen Philipp kein ewiges sein solle. Es waren nämlich, verrätherisch genug, in dem Entlassungsdocument die Worte: in einiger Gefangniß, verwandelt worden in „ewiger Gefangniß". Da war freilich der wackere Kaiser Konrad, der nicht haben wollte, daß sein Kaiserwort gedeutelt werde, anderer Meinung als diese Fürsten.

Miß Landon, die Herausgeberin des englischen Bijou-Almanachs, hat in dem Jahrgang 1837 unter andern kleinen Gedichten auf Coleridge, Cooper, Göthe und andere litterarische Notabilitäten, auch eins dergleichen auf Herrn von Raumer gegeben, das wörtlich so lautet:

He has recalled the past as still
The present should the past recall:
With carefull patience seeking truths,
And asking lessons from them all.
'Tis the historian's part to weigh
The glories of a former hour.
His are the trophies that outlast
The storied arch, the lofty tower.
We mark the progress of the mind —
How changed to what it was of yore,
And every point of knowledge gained
Seems an encouragement for more.

Indem wir dem Inhalt dieses Gedichtchens vollkommene Gerechtigkeit widerfahren lassen, müssen wir doch bemerken, daß die Verf. sich auf dies Pröbchen ihrer Poesie ja nichts einbilden möge, denn es ist enorm alltäglich. Und solche Expectorationen, die dem Gegenstand, den sie besingen, eben keine sonderliche Ehre erweisen, nennt die „Literary gazette": „The kindness of true genius." Nun möchten wir einmal den falschen Genius sehen.

Der erste Band von den Erzählungen und Skizzen des Ettrick-Schäfers, herausgegeben von Hill, ist nun erschienen: „Tales and sketches by the Ettrick Shepherd etc." Es finden sich in dieser Sammlung mehre bisher ungedruckte Stücke und hübsche Steindrücke nach dem Leben. Mehres ist von Walter Scott überarbeitet. „Wir empfehlen", so äußert sich die englische Kritik, „diesen Nachlaß dem Publicum recht dringend, welches man zwar häufig beschuldigt, daß es dem Dichter, wenn er um Brot bittet, einen Stein reiche, das sich jedoch, soviel wir wissen, noch zu keiner Zeit die weit größere Grausamkeit zu Schulden kommen ließ, den dürftigen Kindern eines Dichters das Brot zu versagen." Es möchten sich — des Engländers Wort in Ehren — aber doch wol für das Letztere einige kleine Beispiele finden. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 52. — 21. Februar 1837.

Der Abfall der belgiſchen Provinzen von Öſterreich. Von Louis Lar. Aachen, Mayer. 1836. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wir ſehen den Verf. des vorliegenden Werkchens ſich ſeit einiger Zeit mit einer großen Productivität im belletriſtiſchen Fache bewegen. Überall finden wir Novellen, Erzählungen, Romane in mehren Bänden unter ſeinem Namen. Es war natürlich, daß wir, ohne etwas von ihm geleſen zu haben, ihn in Gedanken in die Zahl der Vielſchreiber rangirten, und daß dies bei uns kein günſtiges Vorurtheil für ſeine Geſchichtſchreibung erweckte; deſto angenehmer wurden wir überraſcht, hier eine fleißige, einſichtsvolle Bearbeitung zu finden, verſtändige Anſichten, große Beſcheidenheit im Auftreten und völlige Freiheit von der Servilität des Despotismus wie von der der Demokratie; denn auch die Demokratie hat ihre Servilen, wie alle Macht auf Erden. Schon das inhaltſchwere Wort Montesquieu's, welches der Verf. zum Motto gewählt, zeigt den verſtändigen Standpunkt, den er für ſeine Arbeit gefunden: „Les peuples sont très-attachés à leurs coutumes, les leur ôter violemment, c'est les rendre malheureux: il ne faut donc pas les changer, mais engager à les changer eux-mêmes."

Es iſt ein glücklicher Gedanke, dieſe Revolution, welche das hiſtoriſche Recht zu erhalten bezweckte, den Töchtern der Julirevolution entgegenzuſtellen und die dunkeln und mannichfaltigen Motive zu entwickeln, die in ihr wirkten, um ſo mehr als ſie eine Epiſode in der Weltgeſchichte war, welche der Sturm der franzöſiſchen Revolution mit ſeinen nachfolgenden Eroberungen von der Oberfläche der Erde verwiſchte. Zugleich aber macht die Verſchiedenheit der Sitten, der Sprache, der Verfaſſungen der einzelnen belgiſchen Provinzen, die Zerſtörung der Archive durch die vielen Kriege ſowie der raſche Wechſel der Herren dieſen Stoff der Bearbeitung unzugänglicher als manchen andern.

Das überaus reiche Staatsarchiv — ſagt der Verf. — hat durch die Stürme von 1794 arg gelitten. Erſt durch den jetzigen königlichen Archivar, Herrn Gachard, iſt hierin ein wichtiger Schritt zum Guten geſchehen. Durch den belgiſchen Miniſter, Herrn de Theux, unterſtützt, hat dieſer noch junge, aber ebenſo kenntnißreiche als fleißige Gelehrte 1832 angefangen, die ihm auf allen Punkten der belgiſchen Monarchie geöffneten Sammlungen zu ſichten, und das Reſultat ſeiner mühevollen Arbeit in ſeinen „Analectes belgiques", in ſeinen „Documens politiques et diplomatiques sur la révolution belge de 1790" und endlich in ſeiner „Collection de documens inédits concernant l'histoire de la Belgique" bekannt gemacht, von welchem letztern Werke bis jetzt ſchon drei ſtarke Bände erſchienen ſind. Trotz dieſer ergiebigen Ernte iſt noch eine vielleicht ebenſo lohnende Nachleſe zu halten, um dann erſt an eine Bearbeitung des rohen Stoffes zu gehen.

Außer dieſen Werken nennt uns der Verf. als benutzte Quellen: „Lettres sur la révolution brabançonne" von Borgnet, die zuerſt im „Journal de Namur" erſchienen und ſpäter geſammelt herauskamen; ferner die „Mémoires pour servir à la justification du général d'Alton et à l'histoire secrète de la révolution belgique 1791", das „Mémoire historique et pièces à la justification pour M. van der Mersch" (Lille 1791), die „Mémoires militaires sur la campagne de l'armée belgique en 1790" (London), den „Recueil des représentations, protestations et réclamations, faites à l'empereur" vom Abbé de Feller, die belgiſche Geſchichte von Dewez, die „Denkwürdigkeiten" Dohm's und eine Menge Broſchüren, welche, wie der Verf. bemerkt, nur von Werth ſind für die Würdigung der damals in Belgien herrſchenden Bildung und Aufklärung, die ſo Skandalöſes ertragen konnte.

Die belgiſchen Provinzen waren von jeher ſo ſehr von einer Hand in die andere gegangen, daß ſie ohne ihre Verfaſſungen, die ſie ſich unter jedem Wechſel erhalten hatten, alle eigenthümliche Farbe verloren haben würden. Für Brabant und Limburg waren dieſe Privilegien in 59 Artikeln niedergelegt, die ein Ganzes bildeten, welches man von Philipp's des Guten von Burgund Einzug, der ſie beſchworen, die Joyeuse entrée nannte; jeder folgende Herrſcher hatte dieſe Joyeuse entrée abermals beſchwören müſſen, mit ihr die ziemlich analogen Verfaſſungen der andern Provinzen. Der utrechter Tractat entzog Belgien dem Kurfürſten von Baiern, dem es Philipp V. von Spanien überlaſſen, und verleibte es dem Hauſe Öſtreich ein. Unter Maria Thereſia's milder Herrſchaft genoß das Land eines langen Friedens; aber die Verſchiedenheit der Provinzialintereſſen machte es allerdings unfähig, Theil an Fragen allgemeinen Nutzens zu nehmen, und ſelbſt die große Maßregel der Eröffnung der Schelde erweckte keinen Funken von Begeiſterung, ſodaß

die Regierung sie auf die erste Drohung Frankreichs wieder fallen lassen mußte. Unter solchen Umständen war Joseph allerdings gerechtfertigt, Veränderungen vornehmen zu wollen, welche die Interessen der Provinzen verschmelzen, sie zu einem Ganzen bilden und aus dem Zustand, in welchem sie sich befanden, zu einem, den Fortschritten des übrigen Europa analogen erheben könnten; nur auf seine schülerhafte Weise — wir wagen unbedenklich das Wort — durfte es nicht geschehen. Joseph handelte hier wie überall; er schien zu glauben, der gute Zweck, sobald er nur durch ein Machtwort von oben ausgesprochen sei, unterstütze sich selbst; er bedachte nicht, daß jeder Kämpfer auf Erden eine spröde Masse zu bewältigen hat, daß alles Menschliche nur wachsen kann, daß das Zauberwort der Allmacht: es werde, selbst Autokraten nicht gegönnt ist; und der Kaiser war hier nicht einmal Autokrat, ja er war nichts weniger als das, denn er hatte die Joyeuse entrée bei seinem Regierungsantritte beschworen, hatte wörtlich beschworen, daß jede Contravention seinerseits alle seine Unterthanen von der Pflicht des Gehorsams entbinden solle. Dennoch glaubte er die Verfassung mit einigen Federstrichen umstürzen zu können. Durch ein Edict vom 17. März 1783 hob der Kaiser, ohne die Staaten zu fragen, plötzlich alle Klöster auf und zog ihre Güter ein; drei Jahre später wurden alle Brüderschaften abgeschafft; ein Edict vom 16. Oct. 1786 errichtete ein Generalseminarium zu Löwen, welches die Erziehung der Jugend den Händen des Klerus entzog. Durch alle diese Maßregeln hatte der Kaiser die Geistlichkeit unversöhnlich gereizt; doch das genügte ihm noch nicht. Das große Wort: divide et impera, schien ihm unbekannt; am 1. Jan. 1787 erschienen zwei Diplome, welche die ganze Verfassung von Grund aus umstürzten. Jetzt erhob sich Alles wider ihn. Die Vorstellungen der Staaten der Provinzen, die schon davon sprachen, bei allen dabei interessirten Mächten die Aufrechthaltung der Bedingungen zu reclamiren, unter welchen Östreich die Niederlande übernommen, waren umsonst; der Kaiser sandte zwar einen milden Mann, den Grafen Trautmannsdorf, als Generalgouverneur, aber er gab ihm den General d'Alton zum Befehl der Truppen bei, dessen militairischer Despotismus bekannt war. Beide Charaktere hatten sich einander ausgleichen sollen; sie widersprachen und entkräfteten sich nur. Trautmannsdorf's Vorstellungen wurden in Wien überhört oder verachtet, und Scenen spanischer Tyrannei wiederholten sich im Lande, die das Feuer der Rebellion nur schürten; alle Aussicht einer Ausgleichung verschwand. Zugleich fesselte der Türkenkrieg Joseph's Hände; er konnte keine Verstärkung nachsenden, und er würde die 20,000 Mann, die er in Belgen beschäftigen mußte, gern zurückgezogen haben, wenn die offene Empörung, welche jetzt ausbrach, es ihm gestattet hätte. Ihr Streben concentrirte sich in einigen Personen, die der Verf. uns folgendermaßen schildert.

Heinrich van der Noot, Advocat, war der Sohn eines Ammanns von Brüssel, am 7. Jan. 1731 geboren. Er war von Gestalt groß, mager, aber muskulös. Seinem Gesichte fehlte jeder edle Ausdruck, und es verrieth weder Geist noch Charakter. Von Jugend auf gemeinen Ausschweifungen ergeben, hatte er es nie zu einem großen Rufe in seinem Amte gebracht, aber sich durch Frechheit und heftige Declamationen einen Namen gemacht. Seine Reden wie seine Gewohnheiten trugen das Gepräge der Gesellschaft, die er vorzugsweise liebte. Ein aus der tiefsten Hefe der Menschheit hervorgegangenes Weib hatte ihn unauflöslich gefesselt, und nur der Trunk, dem er nicht weniger ergeben war, machte dieser Madame Pineau, die einen traurigen Einfluß auf das Geschick eines ganzen Landes auszuüben vermochte, den Rang streitig. Dieser Umgang wirkte selbst auf die Sprache van der Noot's ein, denn obgleich sie allgemein in Belgien damals nicht zu den feinsten gehörte, wie zur Genüge aus den Schriften jener Zeit erhellt, gelang es ihm doch, durch den Reichthum von Flüchen und Ekelworten aufzufallen, mit denen er jeden Satz zu würzen pflegte. Diese Kernausdrücke waren keineswegs nur angenommen, um dadurch desto leichter auf den Pöbel zu wirken, sondern gingen aus seiner eigentlichen Natur hervor. Auch wäre es ihm in seiner Beschränktheit in der That nicht gelungen, sich zu einiger Bedeutung aufzuschwingen, wenn er nicht unbewußt ganz von fremden Händen geleitet worden wäre, die ihn vorschoben, um hinter seinem Rücken desto sicherer handeln zu können. Vor Allem stand er in allen höhern politischen Fragen ganz unter der Leitung eines Priesters, Namens van Eupen, der wegen eines schweren Vergehens hatte aus Antwerpen flüchten müssen, van der Noot auf der Stelle durchschaute und ihn gänzlich am Gängelbande leitete.

Der Zweite war Fr. Vonck, geboren 1735 und ebenfalls Advocat. Aber durch Geist und tüchtige Studien hatte er sich schon früh einen großen Namen in seinem Fache erworben und durch sein gutes Herz und seinen zuverlässigen Charakter sich Aller Achtung gesichert. Von wahrem Patriotismus beseelt, sprach er sich ebenso entschieden gegen die despotische Richtung aus, welche der Kaiser einschlagen zu wollen schien, als er den alten Misbräuchen abhold war, die auf seinem Vaterlande lasteten und den Bürger unter die Ruthe des Adels und des Klerus stellten. Hätte Joseph langsam dahin gestrebt, das Volk zu einer gewissen Selbständigkeit zu erheben, und ihm die Besorgnisse benommen, daß er nicht die Rechte Aller zu seinem Vortheile zu confisciren denke, so hätten Vonck und seine Freunde der Regierung in die Hände gearbeitet. Auch wurde sein Auflehnen erst bemerkbar, als das Zwangssystem der Militairgewalt vorzuherrschen anfing. Er war von dem Geiste erfüllt, der damals in Frankreich aufleuchtete und, ehe er sich in so gräßliche, blutrothe Blitze concentrirte, weithin seine wärmenden Strahlen ausschickte. Es war ihm nicht um eignen Ruhm und Gewinn zu thun, sondern um das Ideal der reinen Demokratie, deren Verwirklichung damals von so manchen Gutmeinenden, wenn auch politisch Kurzsichtigen geträumt wurde, die sämmtlich bald genug die Bilder ihrer Phantasie an der Wirklichkeit zerrinnen sehen sollten.

Vonck hatte den Plan zu einer Association entworfen, die er pro aris et focis nannte und an deren Spitze er sich mit noch sieben andern Patrioten stellte. Ein jeder derselben warb eine kleine Anzahl Verschworener an, deren wieder Jeder als Werber auftrat und den Namen des Verbundeten an die Bundeshäupter abschickte, sodaß diese den ganzen Umfang der Gesellschaft übersehen konnten, ohne daß sie sich untereinander kennen lernte. Ganze Städte wurden auf diese Weise mit unsichtbaren Banden umzogen und Alles zu einem plötzlichen allgemeinen Aufstande vorbereitet. In Mecheln wurden an einem Tage 3000 Mann, Löwen in acht Tagen ganz in den Bund aufgenommen. Ein kleines Corps, welches der Bund bildete, indem er Alles, was für das Vaterland zu den Waffen greifen wollte, heimlich nach Hasselt im Lüttichischen beförderte, wurde von den Dienern Joseph's, die Kunde von ihm erhalten, verachtet und nicht anders als die Armee im Mond genannt, und wenn eine Procession durch die Straßen Brüssels

zog, so fragte man, ob van der Noot sich in Marsch gesetzt habe.

Doch dieses Corps wuchs und erhielt einen ausgezeichneten Anführer in einem pensionirten Obersten, über dessen Talente und braven Charakter nur Eine Stimme war, Jean André van der Mersch, geboren zu Menin am 10. Febr. 1734, und am 18. Dec. 1789 schon war Brüssel erleuchtet zu Ehren der Vertreibung „der östreichischen Ketzer".

Als aber der Sieg errungen war, spalteten sich die übel vereinten Elemente des Widerstandes, und der Fanatismus beutete ihn aus. Die Vonck'sche Partei, welche man die belgische Gironde nennen könnte, war noch immer zu einer Versöhnung mit Joseph geneigt und behauptete, es bedürfe, nun eines der vorzüglichsten Bestandtheile der Verfassung, der Souverain, herausgeschieden sei, einer völligen Umgestaltung derselben. Aber van der Noot, vorgeschoben von der Masse des Adels und der Geistlichkeit, verlangte, daß Alles beim Alten bleibe, ließ sich zum bevollmächtigten Agenten der belgischen Nation, mit dem Titel Excellenz, erklären, machte van Eupen zum Staatssecretair, mit demselben Titel, den Bischof von Antwerpen zum Präsidenten der Stände, und unter dem Einflusse dieses würdigen Triumvirats, welches an Joseph's Stelle getreten, constituirten sich 53 Deputirte als Generalstaaten und schlossen eine Bundesacte der Vereinigten belgischen Staaten ab, welche dieselben frei und unabhängig erklärte und einen souverainen Congreß der Vereinigten belgischen Staaten einsetzte, zu dem die Provinzen Deputirte schicken mußten. Dieser Congreß versammelte sich in Brüssel am 20. Febr. 1790; er hatte die vollziehende Gewalt und blieb permanent.

Die siegende Partei bezeichnete ihren Sieg bald durch die schändlichste Verfolgung ihrer einstigen Freunde, der Vonckisten, die mehr dazu gethan als sie selbst, das östreichische Joch abzuschütteln, und diese hatten jetzt nicht genug politischen Muth, Alles an Alles zu setzen. Van der Mersch, der Washington Belgiens genannt, der Vater seiner Armee, benutzte seine Gewalt nicht, zog Unterwerfung dem Bürgerkriege vor, und ward zum Lohn ins Gefängniß geworfen, wo man ihn ohne Papier und Bücher ließ. Die ruchlosesten Grausamkeiten fanden gegen die Demokraten, wie man sie nannte, statt, zu denen sich die Edelsten und Gebildetsten des Landes zählten, ja manche Mitglieder des Adels selbst, so der Herzog v. Ursel und der blinde Herzog v. Aremberg; die Journale der herrschenden Partei predigten den Mord, vor den Häusern der Freunde des jetzigen Regiments ward ein Bild der Jungfrau als Schutz befestigt, vor denen der Demokraten wurden folgende Verse angeschlagen:

Cette maison doit être pillée,
Le chef en sera massacré,
Pour conserver notre liberté:
Sans cela point de tranquillité,
C'est le voeu de la publicité.

Und der Pöbel ermangelte nicht, solchen Auffoderungen Folge zu leisten. Simons, einer der Vonckisten, rettete sein Haus nur dadurch, daß er es beim ersten Angriff in die Luft zu sprengen drohte. Prediger unterstützten diese Unthaten von den Kanzeln, verfluchten ganze Geschlechter und versprachen ihren Mördern Absolution. Drei Tage dauerten diese Schreckensscenen in Brüssel; am dritten erst, als Alles landesflüchtig geworden, was ihnen entgegenstand, verboten die Stände sie bei Lebensstrafe; Vonck war unter den Entflohenen.

Unterdessen starb Joseph, gebrochenen Herzens, und Leopold machte die mildesten Vorschläge völliger Amnestie und Herstellung des vorigen Zustandes, selbst mit Ausdehnung der alten Privilegien. Im Rausche des Sieges und der Grausamkeit warf sie ihm die herrschende Partei höhnend ins Gesicht.

Bei diesem Übermuthe vertraute sie jedoch nicht auf ihre eigne Kraft, der sie durch die Entfernung aller bessern Elemente des Aufstandes den Todesstreich gegeben hatte, sondern auf die eingebildete Hülfe fremder Mächte, Preußens, Frankreichs, Englands und Hollands. Aber diese Hoffnungen verschwanden bei dem Abschluß des Tractats von Reichenbach, und die Unfähigkeit der Partei, die das Vaterland im Namen der Freiheit tyrannisirte, stellte sich nun auf das kläglichste heraus. Es ist unbegreiflich, wie wenig Herrschertalent der belgische Klerus bei dieser Gelegenheit entwickelte. Zwar boten die Mächte ihre Vermittelung an, aber man hatte das Volk so wider Östreich eingehetzt, daß man es nun nicht mehr herabstimmen konnte. Als der letzte Termin dieser Anerbietungen verstrichen war, wollte man, von Angst getrieben, sie noch ansprechen und that den verzweifelten Vorschlag, den Erzherzog Karl, Leopold's dritten Sohn, als Souverain anzuerkennen; doch die Östreicher nahmen keine Rücksicht darauf und überschritten die Grenzen.

Bei dem Herannahen der Gefahr wiederholten sich die Scenen des Terrorismus in Brüssel. Man schrie die verfolgten Demokraten als Verräther des Vaterlandes aus, die an allem Unglück schuld seien. Vor den Fenstern des Congreßsaales ward ein Mann als Vonckist zersägt, der nicht genug Ehrfurcht vor der Mutter Gottes bewiesen haben sollte, und die Schriftsteller des Tages nannten das „des irrégularités". Doch diese Ausschweifungen ohnmächtiger Grausamkeit halfen wenig; überall floh das belgische Heer vor den herannahenden Östreichern, die Truppen waren im elendesten, aufgelösetsten Zustande, und die Anekdoten darüber sind fast lächerlich zu nennen; van der Noot, der sich gerühmt hatte, 80,000 Östreicher wie die Fliegen mit seinen Freiwilligen todtzuschlagen, sah der Flucht der belgischen Haufen von den Bergen zu. Die Östreicher zogen überall siegend ein, Amnestie verkündend und die bewundernswürdigste Manneszucht haltend. Van der Noot's Bild, das man in Processionen durch die Straßen Brüssels getragen, wo er zur Zeit seines Sieges in einem offenen Wagen triumphirend eingezogen, hinter ihm Madame Pineau, Beide aus allen Fenstern mit Blumen überschüttet — van der Noot's Bild ward nun vom Volke zertreten, zerrissen, die Stände mit Schlägen aus ihrem Saale getrieben, und die Stad-

kam selbst um eine bessere Organisation derselben beim Kaiser ein. Am 1. Juli 1791 ward Leopold feierlichst in Brüssel gehuldigt. Er stellte den alten Zustand des Landes völlig wieder her und entzog nur die nicht theologischen Studien der Aufsicht der Geistlichkeit. In kurzer Zeit waren dem Kaiser Aller Herzen gewonnen; doch schon im März 1792 starb er, in dessen Geschichte diese Wiedereroberung Belgiens eines der schönsten Blätter füllt, und Mitte Octobers desselben Jahres überschritten die Franzosen die flandrischen Grenzen, die östreichische Armee vor sich hertreibend.

Die Hauptfiguranten dieser Revolution starben eines natürlichen Todes in ruhiger Dunkelheit; van Eupen in Holland, Vonck, van der Mersch und van der Noot in ihrem Vaterlande.

Hier das unvollkommene Gerippe Dessen, was uns das vorliegende Buch mit dem Leben des Details auf 333 Seiten gibt. Es interessirt vorzüglich dadurch, daß es uns den Antheil französisch demokratischer Grundsätze, den Antheil des Zeitgeistes an einer Revolution enthüllt, die wir gewohnt waren nur als einen Widerspruch des Zeitgeistes zu betrachten und zu übersehen. Geistig stand jene Partei der Vonckisten oder Demokraten eigentlich auf der Seite des Kaisers, begriff die Gebildetsten und Tüchtigsten der Nation, während der Klerus über das gemeine Volk gebot; und wer mag sagen, welches die Folgen gewesen wären, wenn Joseph sie zu benutzen verstanden. Aber er wollte biegen oder brechen. Doch es fehlte diesen sogenannten Demokraten, gleich der Gironde, an eigentlichem politischen Genie; gleich ihr und gleich ihrem geistesverwandten Feinde, dem Kaiser, waren die Vonckisten Männer der Theorie, welche wähnten, Grundsätze verföchten sich in der Welt durch ihre eigne Kraft, und so gingen sie wie fast jede große Erscheinung halb durch die Widerspenstigkeit ihres Stoffes, halb durch eigne Schuld zu Grunde.

Als eine Verbesserung des Werks müßten wir es betrachten, wenn den Capiteln Inhaltsverzeichnisse beigegeben wären und vielleicht die Jahreszahlen hin und wieder mehr hervorträten; es würde das historische Aussehen desselben erhöhen und einen Überblick des Stoffes erleichtern, für den durchaus nichts geschehen ist. 10.

Literarische Notiz.

Der Verf. des „Hofes und Feldlagers von Don Carlos", Burke Honan, hat ein „Andalusisches Taschenbuch für 1837" herausgegeben, von sehr mannichfaltigem Inhalte, das unter Seinesgleichen sehr empfehlungswerth ist. Der artistische Theil desselben enthält lebensgroße Portraits in andalusischem Costum von merkwürdigen Charakteren aller Art, Banditen, Schleichhändlern, Actricen und Matadores, ausgeführt durch den geschickten Pinsel von José Becquier, einem Maler aus Sevilla, und in Stein gestochen von Gauci; der literarische Theil besteht aus kürzern spanischen Novellen, Schilderungen nach dem Leben, Legenden, pikanten Räubergeschichten, Anekdoten und dergleichen aus der geschickten und populairen Feder des Hrn. Honan. Einige der darin figurirenden Helden sind sehr galant, z. B. der berühmte Schmuggler und Bandit José Maria, ein kleiner Robin Hood der spanischen Gebirge. Die Galanterie dieses Banditenhäuptlings, der vielleicht noch geraume Zeit in den spanischen Legenden leben wird, war zum Sprüchwort geworden. So fügte es sich einst, daß eine Dame von Stande nach Madrid reiste mit einem von seinen Hofkleidern, Schmuck und Juwelen strotzenden Gepäck, welches Alles jedoch nicht so tief in die Koffer der Dame verpackt war, um nicht den kunstfertigen Händen einiger Freibeutter aus José Maria's Bande zur Beute zu werden. Glücklicherweise besaß die Dame als Andalusierin einige Geistesgegenwart und Witz und verlangte, nachdem man sie dergestalt ausgezogen, den Hauptmann zu sprechen, was ihr auch gewährt wurde. „Freund", sagte sie zu diesem, „Ihr seht, daß ich nothwendig nach Cadiz zurückmuß, seid doch so gut und gebt mir eine kleine Escorte." „Wie so? meine Dame", fragte der Räuber, „ich meinte, Ihr wolltet nach Madrid." „Ei wol; aber wie kann eine Frau meines Ranges ohne Kleider und Schmuck nach Hofe reisen?" „Gebt der Dame sogleich ihre Juwelen und Anzüge wieder", befahl der Hauptmann, und sie fand sich demnach bald wieder im Besitz ihres Eigenthums. Als dies der Fall war, wandte sich die begehrliche Dame nochmals an den Räuber. „Mein Herr", sprach sie mit dem holdseligsten Lächeln, „ich werde Ihrer Gefälligkeit stets eingedenk sein, allein ich muß gestehen, daß ich zu meiner Weiterreise auch einiges Geld brauche." Der Caballero José Maria schien dies Gesuch sehr natürlich zu finden und ordnete sogleich an, daß der Dame aus seinem Schatze einige Beutel mit Geld ausgezahlt wurden. Dabei entschuldigte er sich ebenein in den galantesten Ausdrücken, daß er so unklug gewesen, diesen wichtigen Umstand zu vergessen. Späterhin kam die Bekanntschaft dieser Dame dem Caballero sehr zu statten, denn ihr Einfluß wirkte ihm einen Generalpardon aus. Nach seiner Begnadigung ward er Policeibeamter und später von einigen Leuten aus seiner eignen Bande erschossen. Auch das Portrait und die Lebensskizze von Mathilde Diez, einer der gefeiertesten spanischen Actricen vom Teatro del Principe in Madrid findet sich in dem Büchlein, welche der Verfasser in ihrer angenehmen Häuslichkeit mehrmals besuchte. Sie soll eine der jüngsten, schönsten, liebenswürdigsten und talentvollsten Bühnenerscheinungen sein. 11.

Bibliographie.

Frommel's, C., pittoreskes Italien. Nach dessen Original-Gemälde und Zeichnungen in Stahl gestochen in dem Atelier von C. Frommel und H. Winkles. Als Anhang Scenen aus dem Volksleben, nach Zeichnungen von Catel, Gail, Goetzloff, Mosbrugger, Weller, Pinelli etc. Text für Ober-Italien von *W. von Lüdemann*. Unter-Italien von *C. Witte*. 1ste Lieferung. Gr. 8. Leipzig, Kollmann. 10 Gr.

Magnien, E., Mensch, Engel oder Teufel? Byrons Leben und Abenteuer in England, Italien und Griechenland. 2 Bände. 8. Meißen, Goedsche. 2 Thlr. 16 Gr.

Norden, M., Die Belagerung von Antwerpen und die Vergeltung. 8. Hamburg, Herold. 1 Thlr.

Otto, W., Die Entdeckung von Amerika. Ein Heldengedicht. 1ster Theil: Columbus. Gr. 12. Leipzig, Fest. 6 Gr.

Preuß, J. D. E., Friedrich der Große als Schriftsteller. Verarbeit zu einer echten und vollständigen Ausgabe seiner Werke; bei Annäherung des großen Preußischen Thronjubelfestes ehrerbietigst der Königl. Akademie der Wissenschaften empfohlen. Gr. 12. Berlin, Veit u. Comp. 1 Thlr. 18 Gr.

Prokesch von Osten. Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient. Aus Jul. Schnellers Nachlaß herausgegeben von Dr. Ernst Münch. 2ter Band. Gr. 12. Stuttgart, Hallberger. 1836. 3 Thlr.

Wolf, L., Der Tabu auf Tahiti. 8. Hamburg, Herold. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 53. — 22. Februar 1837.

Briefe aus Elſaß und Lothringen.

Dritter Brief.*)

Es iſt bekannt, daß es mit dem Volksunterrichte bei der „civiliſirteſten Nation der Welt" — daß ſie dieſe ſind, iſt bei den Franzoſen eine ausgemachte Sache — ziemlich kläglich ausſieht. Die deutſche Gewiſſenhaftigkeit im Lehren und Lernen hat jedoch im Elſaſſe, mancher beſondern Schwierigkeiten ungeachtet, der Bildung der Maſſen großen Vorſchub geleiſtet, ſodaß dieſe Provinz im Verhältniſſe zu allen andern Theilen von Frankreich einen unbeſtreitbaren Vorzug behauptet. Auch beſteht die Literatur des Elſaſſes zum größten Theile aus Schulbüchern und zahlreichen Werken und Werkchen zum Unterrichte und zur Bildung der Jugend. Hier iſt nun die eigenthümliche Stellung der Elſaſſer an der Schwelle der beiden Länder von eingreifender Bedeutung. Sie ſind dadurch berufen, die Vermittler zwiſchen deutſcher und franzöſiſcher Bildung zu machen. Wirklich thut ſich dieſes Beſtreben namentlich in zahlreichen Überſetzungen deutſcher Jugendſchriften in das Franzöſiſche und franzöſiſcher in das Deutſche kund, wobei aber freilich viel Kraut und Unkraut durcheinander läuft. Weit mehr iſt man in Lothringen an eigentlicher Volksbildung zurück. Es iſt noch nicht ſehr lange her, daß im Departement der Moſel bei Gelegenheit der Truppenaushebungen von 15,000 jungen Männern an 4500 erklärten, weder leſen noch ſchreiben zu können. Bei der Gründung der Normalſchule zur Bildung junger Schullehrer in Metz fanden ſich unter 27 Concurrenten, achtzehn- bis zwanzigjährigen Jünglingen, welche als die beſtunterrichteten des Departements nach der Hauptſtadt geſchickt wurden, nur etwa 8 oder 10, welche befriedigend zu leſen wußten. Noch vor einigen Jahren hatten unter 46 Knaben nur 14 die Schulen beſucht. Neuerdings iſt jedoch viel zur Förderung des Volksunterrichts ſowol in Metz als in Nancy geſchehen. Auch hat die Literatur der beiden Departements der Moſel und Meurthe, die jedoch von keiner großen Bedeutung iſt, nächſt den verſchiedenen Zweigen der Induſtrie, welche da und dort im Gange ſind, hauptſächlich den Elementarunterricht zum Gegenſtande. Gedeihlichen Erfolg haben die neuerrichteten Schulen des wechſelſeitigen Unterrichts, die aber wie faſt aller Orten in Frankreich der Gegenſtand mancher Angriffe und feindſeliger Umtriebe von Seiten eines Theils des katholiſchen Klerus geworden ſind. So wurde unlängſt zu Nancy auf Veranlaſſung der frères de la doctrine chrétienne von mehren Bürgern eine Eingabe an den Gemeinderath gemacht mit der Bitte, durch die unter der Leitung dieſer Geiſtlichen ſtehenden Schulen diejenigen des wechſelſeitigen Unterrichts zu erſetzen. Die Petition ſuchte glauben zu machen, daß in dieſen letztern Anſtalten der Religionsunterricht durchaus vernachläſſigt werde. Nach dem Berichte der Commiſſion hat ſich dieſe Behauptung als völlig unwahr erwieſen. Auch wurde die Petition von der Mehrheit des Gemeinderaths zurückgewieſen. Damit iſt jedoch die Sache noch keineswegs abgeſchnitten und der Fortbeſtand des wechſelſeitigen Unterrichts dürfte vielleicht ſpäter wieder von Neuem in Frage geſtellt werden.

Unter den beſondern Bildungsanſtalten zeichnet ſich in Strasburg hauptſächlich die mediciniſche Facultät aus, und namentlich iſt für das Studium der Naturwiſſenſchaften durch die daſelbſt befindlichen ſehr reichen Sammlungen beſtens beſorgt. In Metz iſt die Artillerieſchule in ſehr gutem Stande und mit tüchtigen Lehrern beſetzt. In Nancy nimmt das Taubſtummeninſtitut ein beſonderes Intereſſe in Anſpruch; es gehört unſtreitig zu den vorzüglichſten Anſtalten dieſer Art.

Wenn von dem mangelhaften Elementarunterrichte in Frankreich häufig die Rede iſt, ſo muß man ſich doch hüten, darin ausſchließend den Maßſtab für die Bildung des Volks zu ſuchen. Der Franzoſe liebt es, ſich keck und leichtſinnig in den Strom des Lebens zu ſtürzen, und lernt oft erſt ſchwimmen, wenn ihn die Wellen ſchon zu verſchlingen drohen. Überhaupt werden ja die Menſchen weniger durch die Schule als durch das Leben ſelbſt gebildet und durch die vielfach ſie berührenden Inſtitutionen des politiſchen, bürgerlichen und geſelligen Verkehrs. Nun haben aber die Franzoſen in ihrer Revolution eine ſtrenge Lehrmeiſterin gehabt, und ſie haben noch weitere tüchtige Lehrerinnen in manchen öffentlichen Inſtitutionen, die im Sturme Wurzel gefaßt und die Stürme überdauert haben, wie in ihren Geſchworenengerichten, in der Öffentlichkeit der Rechtspflege und in einer relativ noch immer großen Preßfreiheit. Den Einfluß von dem Allen wird Derjenige nicht geringſchätzen, der ihn ſelbſt zu beobachten Gelegenheit

*) Vgl. Nr. 4, 5, 29—31 d. Bl. D. Red.

hatte. Aber dies Alles geht doch nur die Beurtheilung des öffentlichen Lebens an und das Zurechtfinden in den politischen und bürgerlichen Verhältnissen. Dagegen gibt es so manche schmiegsame Privatvorurtheile und Irrthümer, die sich von einem großen, allgemeinen Sturme so leicht nicht entwurzeln lassen, sondern sich einstweilen in irgend einen stillen Schlupfwinkel zurückziehen, wo sie heimlich fortwuchern, bis sie bald wieder in ihrer vollen Größe zu Tage kommen. So mag man auch jetzt erst, nachdem es wieder Ruhe geworden im Lande der Franzosen, sich darüber wundern, wie so manche Vorurtheile und mancher Aberglaube bei dem Volke sich erhalten konnten, das sich über das Alles hinweggesetzt zu haben vermeinte und in dem guten Glauben an seine radicale Aufklärung hinlebte.

Im Elsasse wie in Lothringen ist noch gar mancherlei Aberglaube zu Hause. Hier kann nun freilich nur durch tüchtigen Unterricht, durch bessere Jugenderziehung aufgeräumt und ausgereutet werden, und zwar nur im Einzelnen und Besondern, denn wer den Irrthum in Masse vertilgen will, läuft Gefahr, zugleich die Wahrheit vor den Kopf zu stoßen und den Glauben mit dem Aberglauben aus der Wurzel zu reißen. Zwar sieht der letztere ziemlich ungefährlich aus und hat sogar mitunter einen poetischen Anstrich. Allein das Schlimme ist, daß der Irrthum den Irrthum erzeugt, und daß er so leicht in ganzen Familien sich ansiedelt und ausbreitet, bis er der unbewachten Wahrheit über den Kopf gewachsen ist. Auch gilt es ja im Gebiete der Erkenntniß nicht weniger als in dem der körperlichen Welt, daß durch die Beleuchtung eines einzelnen dunkeln Punktes das Licht nach allen Seiten verbreitet wird. In manchen Theilen des Elsasses mögen gewisse Arten von Aberglauben wol auch durch das Zigeunervolk einige Nahrung erhalten, welches sich daselbst in ziemlicher Anzahl niedergelassen hat, ohne jedoch seiner schweifenden Lebensweise gänzlich zu entsagen, und welches sehr wohl weiß, daß sich, wie Lichtenberg sagt, zwar nicht durch Wahrheit sagen, aber doch durch Wahrsagen in der Welt durchkommen läßt. Auch bilden die Wahrsagebüchlein, die gedruckten „Glücksräder", die Traumbücher aller Art einen sehr beträchtlichen Zweig der vorzugsweise populairen Literatur. Sie werden auf dem Lande auf allen Märkten ausgeboten und in Menge verkauft. Doch scheint der Ursitz dieser Literatur in dem überrheinischen deutschen Lande zu sein, da wenigstens als Druckorte Reutlingen, Augsburg, Nürnberg, Frankfurt und andere deutsche Städte angegeben werden. Da diese Schriften niemals bis zu 20 Bogen hinaufreichen, da sie also durch ihre allzu beträchtliche Größe der gesetzlichen Conscription im Reiche des Geistes nicht entgehen, so scheint es, daß sie die deutsche Censur passirt haben. Übrigens sieht es in dieser Beziehung in Lothringen nicht anders wie im Elsasse aus, denn auch die französische Literatur ist mit populairen Werken der gedachten Art in Fülle versehen. Auch wird da und dort das Wahrsagerhandwerk mit französischem savoir faire und mit einem gewissen rhetorischen Pompe betrieben. So pflegt am Dome zu Metz ein Wahrsager von Profession zu stehen, mit Spieß und Fähnchen in der Hand und einem mächtigen Napoleonshut auf dem Kopfe. Das gläubige Landvolk Lothringens drängt sich oft in dichten Scharen um ihn her, um seine Weisheit zu hören und seine Taschen zu füllen. Diese privilegirte Bettelei läßt man geschehen, obgleich die gewöhnliche in Metz wie in Strasburg verboten ist, und obgleich das Verbot ziemlich gehandhabt wird, was in Frankreich nicht immer zusammentrifft. Die Bewohner von Nancy dagegen und von vielen andern französischen Städten haben es weiter gebracht in der Freiheit der Julitage. Da ist es Niemand verboten, die Vorübergehenden um milde Gaben in Anspruch zu nehmen und allen Jammer zur Schau zu stellen, um ihr Mitleid zu erwecken. Freilich sollte in einem Lande, wo die Charte eine Wahrheit geworden, das menschliche Elend nicht sich verbergen müssen. Auch wird von diesem Rechte der Öffentlichkeit hinlänglich Gebrauch gemacht. Eine andere Freiheit, deren die constitutionnellen Franzosen noch allgemeiner genießen, besteht darin, daß sie sich, was die Reinlichkeit der Straßen betrifft, so wenig um die Policei bekümmern, als sich diese um sie bekümmert. Es wird dabei mit einer genialen Freimüthigkeit zu Werke gegangen, welche uns Deutschen sehr auffallend ist. Überall gibt es nur besonders privilegirte Orte, welche von der allgemeinen Unsauberkeit ausgenommen sind, und im Übrigen gilt der Grundsatz, daß erlaubt sei, was nicht verboten ist. So ist es indessen bei allen romanischen Völkern: es scheint ein Grundzug ihres Charakters zu sein, sich keinen Zwang anzuthun. Vielleicht stehen sie der Natur noch näher als die germanischen, stubensitzenden Völker, und daran könnte es liegen, daß sich Strasburg in einer Art von juste milieu zwischen deutscher Reinlichkeit und den Folgen französischer Zwanglosigkeit erhält.

In das Capitel vom Aberglauben gehört auch einigermaßen von der einen Seite der medicinische Charlatanismus und von der andern Seite die unbegreifliche Leichtgläubigkeit, womit sich fast überall das Volk den Quacksalbern und Quacksalbereien aller Art hingibt. Da wird mit Mixturen und mit Sympathie, von graduirten Doctoren und von officiers de santé, von Apothekern und Pfarrern, von Schäfern und alten Weibern geheilt und getödtet. Nur im Departement des Niederrheins gibt es besondere Cantonalärzte, eine Einrichtung, welche man dem sehr verdienstvollen und allgemein beliebt gewesenen verstorbenen Präfecten, Lesé Marsia, verdankt. Diese Cantonalärzte sind gegen eine ziemlich geringe Besoldung, die sie aus der Departementskasse erhalten, von Amtswegen zu verschiedenen ärztlichen Dienstleistungen berechtigt und verpflichtet. Im Übrigen ist das medicinische Practiciren eine nur allzu freie Kunst.

Dieselbe Leichtgläubigkeit zeigt sich in Beziehung auf Religion und die kirchlichen Verhältnisse. Selbst in manchen Theilen des katholischen Elsasses gibt es noch manche blinde Heerde, die sich von ihrem geistlichen Hirten ebenso leicht zum Schlimmen als zum Guten würde leiten lassen. Doch gilt dies nur von mehren Landgemeinden, und zwar nur in solchen Theilen des Landes, welche von

protestantischer Bevölkerung weniger durchmischt sind. In Lothringen dagegen sind die blinde Gläubigkeit des Volks, mitunter einige Bigoterie sowie der Einfluß des Klerus noch weit allgemeiner zu Hause. Zu verschiedenen Jahreszeiten sieht man gewaltige Züge lothringischer Bauern und Bäuerinnen das Elsaß durchwandern, um nach dem heiligen Otilienberge oder nach Marienzell bei Hagenau zu pilgern. Auf diesen Wallfahrten geht es denn oft wunderlich genug zu. Überhaupt ist der Einfluß des Klerus noch viel größer in Frankreich, als man sich von außen her vorzustellen pflegt. Er verliert jedoch dadurch in seiner Wichtigkeit, daß er sich nicht auf gedrängte Massen erstreckt, sondern auf zerstreute Landgemeinden und Landbewohner, und daß ihm die Mehrheit der dicht gescharten, städtischen Bevölkerung zu begegnen weiß. In grellem, aber sehr natürlichem Contraste mit den alten religiösen Vorurtheilen und mit der Übergläubigkeit eines großen Theils des Landvolks findet sich nämlich in den Städten von Lothringen bei der Mehrheit der Bewohner eine völlige Abgestumpftheit und eine gänzliche Gleichgültigkeit gegen Alles, was Religion und Kirche betrifft. Auch sind Manche durch den Zorn gegen die Pharisäer und Heuchler im priesterlichen Gewande selbst bis zum blinden Hasse gegen alle positive Religion gedrängt worden, in dem Grade, daß in mehren christlich geborenen Familien die Ältern sich weigern, ihre Kinder taufen zu lassen. Auch in dieser Beziehung bieten jedoch die Städte des Elsasses, namentlich Strasburg, ein ganz anderes und viel erfreulicheres Bild dar. Der eigentliche Kern der strasburger Bürgerschaft hat mit der alten, einfachen Lebensweise die alte Religiosität sich zu bewahren gewußt. Selbst bei dem protestantischen Theile derselben hat fast jede Familie einen Beichtvater, der es nicht blos dem Namen nach, sondern zugleich der Hausfreund und Rathgeber ist in allen wichtigern Angelegenheiten, welche die Interessen des Geistes und Herzens betreffen. Neben einer Religiosität, die sich vom Aberglauben und Unglauben gleich entfernt zu halten wußte, hat jedoch in der neuesten Zeit auch der Pietismus, ohne übrigens noch zur Zeit in Separatismus auszuarten, da und dort Anhänger gefunden.

Sollten in Frankreich noch einmal die Massen in Bewegung kommen, so wäre es bei den da und dort herrschenden Gesinnungen wol möglich, daß ein neuer Angriff gegen alles positive Kirchenthum versucht würde. Allein schwerlich würde er auch nur vorübergehenden Erfolg haben. Es hat schon jetzt eine Umkehr zu duldsamern Ansichten begonnen, und nach den beiden äußersten Seiten hin ist eine Reaction des Volksgeistes gegen die Extreme des Glaubens und des Unglaubens eingetreten. Selbst die heftigsten Oppositionsmänner in politischen Angelegenheiten sind es jetzt weit weniger in Sachen der Religion und des Kirchenthums. Dazu hat Lamennais, mag man übrigens von seinen „Paroles d'un croyant" halten was man will, wenn nicht den Anstoß, doch das Losungswort gegeben. Sogar viele Derjenigen, welchen an Umkehrung aller Verhältnisse gelegen schien, kommen doch zu der Einsicht, daß sie wenigstens Eines festen Punktes bedürfen, um den Hebel, welcher die Welt aus den Fugen heben soll, stützen zu können, und daß die junge Freiheit wol auch auf den alten Glauben sich gründen lasse.

(Die Fortsetzung folgt.)

Religion, Natur und Kunst, vorzüglich in ihrer Verbindung. Eine Reihe öffentlicher Vorlesungen, gehalten von P. Scheitlin. St.-Gallen, Wartmann und Scheitlin. 1836. Gr. 12. 1 Thlr.

Vorlesungen halten vor einem, wie die Vorrede es angibt, gemischten Publicum und dadurch Gedanken und Kenntnisse verbreiten, die sonst mehr in Büchern oder im Bewußtsein des Einzelnen verschlossen geblieben wären, ist immer ein gutes Unternehmen, und es hängt dann damit zusammen, was gleichfalls die Vorrede äußert, daß man grade kein System gibt und den Gegenstand erschöpft, aber doch eine Einheit im Ganzen vorherrschen, eine Grundvorstellung alle Theile durchleuchten läßt. Der Verf. ist befriedigt, wenn er für sein Thema: „Einheit der Religion, Natur und Kunst", Gedanken und Empfindungen weckt, und hoffentlich sind es die Leser auch.

Wir erfahren demnach, die Letztern brauchen zum Verständniß keine Theologen und Theologinnen, Naturkenner und Naturkennerinnen, Künstler und Künstlerinnen zu sein, der Verf. selber sei nichts von diesen; aber am Einzelnen dürfe man nicht kleben, müsse die Welt aus der Höhe betrachten, und die Riesen Plato und Kant, Aristoteles und Schelling sähen die Welt vom Rigi, Chimberasso, Davalagiri herunter, während der Verf. und seine Zuhörer schon auf Monzeln (Mons coeli, Himmelsberg, eine Anhöhe bei St.-Gallen) stehen blieben.

Wir erfahren, es sei an der Zeit, daß man einander um der allgemeinen Wahrheit ehre und am Leben lasse; die Religion sei das Gebiet des Übersinnlichen, meist wende sich der Mann durch den Verstand der Lehre, das Weib durch das Gefühl dem Glauben zu, es sei aber in keinem von beiden vollkommenes Heil, weil jedes nur eine Hälfte ist; in den Protestanten sei allzu viele Lehre und sehr vieler Glaube, und nur ein unsicheres Ideenleben. Die Anbetung sei mehr werth als alle Grübeleien, alle Religion sei supernaturalistisch, wie es auch Natur und Kunst ursprünglich sind, und alle drei seien rationalistisch.

Wir erfahren, die Natur sei eine Sammlung von Dingen, oder Bildern, oder auch nur Kräften; sie habe die Sonne zum Himmelsauge, die Luft zum Ohr, die Rose zur Braut, die Nachtigall zum singenden Engelchen, und sich selbst mache sie im steten Wechsel der Tages- und Jahreszeiten zum Proteus, Chamäleon, zum Kaleidoskop. St.-Gallen gebe für Beeren jährlich an 6000 Gulden aus, und London, mit dessen Bewohnern man mehr als 200 St.-Gallen bevölkern könnte, speist jährlich ganz allein 350,000 Rinder. Oft werde die Natur unser Schicksal, oder wir machen unser Schicksal zur Natur. Alle Unordnung sei nur relativ, der Tod sei die größte Unordnung, erhalte aber und mache die größte Ordnung. Wessen Name auf Erden ins Bürgerbuch aufgeschrieben sei, der sei auch ins Allgemeine eingeschrieben, weil die Erde zum Allgemeinen gehöre und dem Allgemeinen der Mensch gehöre, weil er es denken kann. Die Natur versinke mit ihrem Lauf und Leben, mit ihren Ursachen und Gründen in einen Urgrund, in eine Ursache, in eine dunkelste Unterwelt, in die Metaphysik hinab.

Wir erfahren, auch die Form existire wie das Übernatürliche und Natürliche, und die Kunst sei das Gebiet der Form, die Natur sei ein großes Kunstwerk, sie liebe und schaffe auch das Ästhetische. Kunstgebilde sollen schön, erhaben oder rührend sein; die menschlichen müßten Wahrheit, Harmonie und Originalität besitzen. Mancher Mensch aber dichte miserabel, die Kunstgeschichte wie die Kirchengeschichte sei eine große War-

Digitized by Google

nung. Das Schöne müsse religiös und natürlich machen, wie es selbst religiös und natürlich sei.

Wir erfahren, die Geschichte stelle uns Religion, Natur und Kunst mitrinander verbunden vor, die katholische Kirche sei der Kunst holder als die protestantische. In Bonnet sei das Religions- und Naturfternbild, in Aristoteles das der Natur und Philosophie, in Plato das der Religion, Philosophie und Kunst helle gewesen.

Wir erfahren, Religion, Natur und Kunst seien dem Gefühl allgemein, vereinigen sich im Gemüth des Menschen, wie Eins in Eins, alle Drei seien mystisch, gehörten dem Unerklärbaren an, wären auch ideal, wären unser Anfang und Ende, unsere Schande und Ehre, unsere Lust und Qual, die uns nie schlafen lassen, wenn wir einschlafen, wiederwecken, und in die wir hineinschauen, in die große Bildergalerie.

Die Nutzanwendung ist: die Menschen wohnten ursprünglich, wie Nebukadnezar, in einem Königreiche, einem freudigen Lande, und sangen die Religion, Natur und Kunst. Mehr geistige Potenzen kannten sie noch nicht. Sie sind aber unter sich heruntergesunken. Im Religiösen ist unser Welttheil furchtbar zerrissen, ganze europäische Völker scheinen die Natur lieber verachten und genießen als kennen und verehren zu wollen; vom allgemeinen Kunstsinn scheinen etliche Völker so wenig als der Stamm Levi vom gelobten Lande empfangen zu haben. An das Vaterländchen erinnernd: wenn wir in Zürichkapel und bei Wilmergen eins gewesen wären, und unsere himmlische Natur viele Bonnet und Salis erzeugte! Kunstmusten haben nur wenige Städte. Manche Kirchen surrogiren sie, aber Zerrbilder arbeiten ihnen oft entgegen. Die Plastik ist uns unbekannt, die Baukunst windet sich aus den Windeln, Landschaftsmaler haben wir vortrefflich, die Schauspielkunst ist nicht einheimisch, die Tonkunst lieben wir, vom Ballet wissen wir nichts, Gartenkünste bedürfen wir am allerwenigsten. Unsere Natur ist eigen, lieblich und herrlich um die Vorberge gelagert, darum sollte sie uns ganz vorzüglich anziehen; die Kunst dagegen sollten wir darum besonders eifrig suchen, weil wir sie nicht haben. Patriotische Aufforderungen an Frauen und Jungfrauen, Jünglinge und Männer, Schullehrer und Professoren, Kirchenlehrer und Staatsmänner machen den Beschluß, und der Verf. gesteht bescheiden: „Ich habe zu rhapsodisch gearbeitet, ich habe manchen Zusammenhang zerrissen, ich habe Manches aufzunehmen vergessen und mich oft wiederholt, weil mir immer nur Eine Beziehung vor Augen schwebte und, verscheuchte ich sie, sie traumartig sich wieder vor mich stellte. Den freien Vorlesungen halte man diese Unvollkommenheiten zu gute." Die Zuhörer haben dies wahrscheinlich gethan, und den übrigen deutschen Lesern ist zu rathen, daß sie es halten wie die Zuhörer von St.-Gallen. 28.

Notizen.

Mr. Harrison Ainsworth hat aus der Lebensgeschichte des bekannten gelehrten Wundermanns Crichton einen Roman in drei Bänden gemacht, der in London unlängst herausgekommen ist. Die neuere Romantik sucht allerlei fast verschollene Charaktere wieder hervor, und so gut der modernisirte Chatterton seine dankbare Rolle gespielt hat, wird nun auch vielleicht die neue Auflage des schottischen Hercules in Wissenschaft und Kunst ihr Glück machen. Crichton war ohne alle Frage ein sehr großer Teufelskerl. Die Natur gab ihm mit einem Wort Alles; mehr konnte sie nicht thun. Es war neben seiner stupenden Gelehrsamkeit auch viel Heroisches in ihm und etwas romanesker und chevalereskerer Leichtsinn, und dies Alles zusammengenommen eignet ihn vortrefflich zum Helden eines neuern Romans. Was wol jetzt die Leute dazu sagen möchten, wenn heutiges Tages Einer käme und an die Thüren der akademischen Gebäude anschlagen ließ: er sei bereit, mit wem es auch sei, von früh bis Abend zu disputiren, in Versen oder in Prosa, in hebräischer, syrischer, arabischer, griechischer, lateinischer, französischer, englischer, italienischer, holländischer oder irgend einer andern Sprache; und wenn dieser Jemand, anstatt sich auf den schwierigen Disput vorzubereiten, die Tage vorher auf der Jagd, beim Würfel- und Kartenspiel, im Theater und bei Mädchen zubrächte? Damals schrieben die pariser Studenten aus Muthwillen unter Crichton's Annonce: „Wer das neue Wunderkind zu sprechen wünscht, melde sich im Wirthshause oder noch an einem schlimmern Orte." Dergleichen Randglossen bedarf es jetzt nicht, denn die Genies sind ausgegangen. Mr. Harrison Ainsworth hat seinen interessanten Stoff gut bearbeitet. Er schildert Crichton's Anwesenheit in Paris mit lebhaften Farben und führt ihn in allerlei anziehende Lebensverhältnisse, unter Anderm auch bei Hofe ein. Hierbei tritt eine historische Portraitsgalerie von großem Interesse auf, darunter die Charaktere der Katharina von Medici und der Margarethe von Valois, Königin von Navarra, am gelungensten sind. Die Letztere war bekanntlich die Hebe und Venus ihres Jahrhunderts. Ihr Hals und Nacken ließen nichts zu wünschen übrig. „Jamais", sagt ein französischer Historiker dieser Zeit, „n'en fut veue une si belle, ny si blanche, si pleine, ny si charnue." Ihre Hand, eine wahre Medicihand, wurde mit den rosenhaften, thaubenetzten Fingern Aurorens verglichen; ihr Fuß war feenhaft, und wer ihn sah, der erbebte in seinem Innersten. Mit einem Worte, Margarethe von Valois war eine Dame, die sich vollkommen dazu eignete, einem romantisch-ritterlichen Wunderjünglinge wie Crichton zum Polar- und Angelstern zu dienen; und was konnte geeigneter sein, einem solchen Ritter zum glänzenden Relief zu dienen als der Hof Heinrich III.? In aller Kürze: der Roman „Crichton" ist unter den neuesten Erscheinungen dieser Art in England eine der gelungensten. Dankbar müssen wir auch dem Verf. für die vorausgeschickte historische Einleitung sein, welche Crichton's Lebensdetails und eigentliche Biographie enthält und die am meisten bestrittenen Punkte dieses wunderbaren und wunderlichen Lebens in ein genügendes Licht stellt.

Unweit Alzei hat man vor Kurzem eine fossile Hirnschale des ungeheuern Dinotherium giganteum gefunden, welche nicht weniger als sechs Fuß in der Länge und drei und einen halben Fuß in der Breite mißt. Das ist doch eine Hirnschale, in welcher beinahe die Weisheit der ganzen Welt Platz hat. 11.

Literarische Anzeige.

Preisherabsetzung.

Um den von vielen Seiten an mich ergangenen Anforderungen zu entsprechen, habe ich mich entschlossen, den Preis des

Allgemeinen

Bibliographischen Lexikons

von

Friedrich Adolf Ebert.

Zwei Bände in gr. 4. 1821—27.

welche bisher auf Druckpapier 20 Thlr., auf Schreibpapier 26 Thlr. 16 Gr. kosteten

in der Ausgabe auf Druckpapier auf **10 Thlr.,**

in der auf Schreibpapier auf **13 Thlr. 8 Gr.**

zu ermässigen, für welchen Betrag dasselbe durch alle Buchhandlungen zu beziehen ist.

Zur Empfehlung dieses allgemein so vortheilhaft bekannten classischen Werkes mich ausführlicher auszusprechen, halte ich für überflüssig.

Leipzig, im Januar 1837.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 54. — 23. Februar 1837.

Briefe aus Elſaß und Lothringen.

(Fortſetzung aus Nr. 53.)

Vierter Brief.

„La France prospère" tönt jetzt aus dem Munde aller miniſteriellen und halbminiſteriellen Blätter, und unter den Franzoſen iſt, wie anderswo, jederzeit eine ziemliche Menge bereit, Das nachzuſagen, was ihnen eine Zeit lang vorgeſagt wurde. Auch läßt ſich die Behauptung durchaus nicht in Abrede ſtellen. Allein dies hindert nicht, daß viele Franzoſen das Gedeihen von Handel und Wandel nicht ſowol der beſondern Weisheit ihrer Regierung zu gute rechnen, als vielmehr ihrer eignen Thätigkeit und Rührigkeit und dem gütigen Himmel, welcher grade geneigt ſcheint, der Erde ſieben fruchtbare Jahre zukommen zu laſſen. Aber ſo viel Früchte ſind noch lange nicht gewachſen, um allen Klagen den Mund zu verſchließen. Die Elſaſſer namentlich behaupten, dazu theils allgemeine, theils beſondere Gründe zu haben. Unter die erſtern gehören die Abgaben auf das Salz und die Getränke. Beſonders tadelt man, daß das Salz in Frankreich ſelbſt von der Regierung um einen dreifach höhern Preis als in das Ausland verkauft wird; hinſichtlich der Getränkeſteuer beſchwert man ſich, daß die Abgabe für alle Arten Wein dieſelbe iſt, was freilich dem Elſaſſe, das meiſtens Wein von geringer Qualität, aber in ſehr beträchtlicher Menge erzeugt, zum großen Nachtheile gereichen muß. Was die Tabacksregie betrifft, ſo gilt zwar der franzöſiſche Schnupftaback für gut, iſt aber auch ziemlich theuer. Der Rauchtaback niederer Sorte iſt dagegen ſehr billig im Elſaſſe, um dem Schmuggel mit ausländiſcher Waare zu begegnen, während dieſelbe Qualität in weiterer Entfernung von der Grenze doppelt oder dreimal ſo hoch bezahlt werden muß. Eine etwas eigenthümliche Gleichheit der Beſteuerung und Gleichheit vor dem Geſetze! Trotz des niedrigen Preiſes können es aber die einigermaßen feinſchmeckenden Elſaſſer nicht über ſich gewinnen, mit ihrem übelduftenden Regietaback ſich zu begnügen, und ſo hat ſich denn ein ſehr ausgebreiteter Schmuggelhandel längs der ganzen Grenze organiſirt, wodurch gleichfalls der kleine Krieg gegen die Regierung und ihre Beamten unterhalten wird. Zu den beſondern Beſchwerdegründen der Elſaſſer gehören noch die zahlreichen Anſtellungen von Franzoſen im Elſaſſe und die wenigen von Elſaſſern in Frankreich; die neuern jetzt wieder aufgehobenen Sperrmaßregeln gegen Baſel-Landſchaft, wodurch die Bewohner des elſaſſiſchen Oberlandes, deren Abſatz an Wein ſich verminderte, mehr als die Landſchäftler ſelbſt geſtraft wurden u. ſ. w.

Die Beſchwerden, welche ein Theil der Elſaſſer hat, werden leicht von allen übrigen als gemeinſchaftlich betrachtet und behandelt. Überhaupt beſteht unter den Elſaſſern ein großer Zuſammenhang. Von Deutſchland getrennt und mit Frankreich nur äußerlich verbunden, ſind ſie lange Zeit auf ſich ſelbſt beſchränkt geweſen. Darin liegt wol mit ein Grund für die ganz beſonders langen Reihen von elſaſſiſchen Vetter- und Baſenſchaften. So iſt namentlich das halbe Land mit der halben Stadt, d. h. mit Strasburg verwandt und bekannt, und mit darum beſteht hier nicht jene Eiferſucht zwiſchen Stadt und Land, wie ſie anderswo bemerkbar iſt. Dies hat einen weitern Grund darin, daß die eigentliche Bürgerſchaft von Strasburg um ihrer Ehrenhaftigkeit, ihres geſunden Verſtandes, ihrer einfachen Lebensweiſe und ihrer geordneten Thätigkeit willen allgemeine Achtung ſich erworben hat. Wie in Folge davon unter einem großen Theile der Strasburger ein ſolider Wohlſtand begründet iſt, ſo verbreitet er ſich auch von der Stadt aus über das Land; und wenngleich da und dort einige Landleute ſich beklagen mögen, daß ſie durch die ſtädtiſche Betriebſamkeit in dem einen oder andern Gewerbszweige beſchränkt werden, ſo haben ſie wenigſtens der Regierung gegenüber mit den Städtern ſo ziemlich dieſelben Intereſſen und Beſchwerden. Endlich iſt die Stadt Strasburg groß genug, damit keine andere Stadt des Elſaſſes mit ihr rivaliſiren könne. Darum iſt ſie hoch geachtet und alle Blicke ſind vorzugsweiſe auf ſie gerichtet. Dies Alles iſt auch in politiſcher Beziehung nicht unbedeutend; wenn es gilt, werden die Anſichten und die Handlungsweiſe der Strasburger für das ganze Elſaß entſcheidend ſein.

Nun läßt ſich nicht leugnen, daß die Mehrzahl der ſelbſtändigern Claſſen der Bevölkerung Strasburgs zu einer ziemlich entſchiedenen Oppoſition hinneigt. Die gleiche Behauptung dürfte für das Elſaß überhaupt gelten. Zwar iſt es ziemlich ſchwierig, ein beſtimmtes und richtiges Urtheil über den Beſtand der politiſchen Meinungen und Geſinnungen bei der Mehrheit der Bevölkerung einer ganzen Provinz zu fällen; es gibt jedoch einleuch-

tende Thatsachen, welche wenigstens in Bezug auf die Bewohner von Strasburg keinen Zweifel übrig lassen. Zwar sind die Abgeordneten von Seiten des Elsasses, namentlich auch diejenigen Strasburgs, zwischen der Opposition und der Regierung getheilt. Aber davon abgesehen, daß mehre dieser Herrn erst nach der Wahl zur ministeriellen Fahne geschworen haben, darf man in Frankreich nicht den Volksgeist nach den Wahlen zur Abgeordnetenkammer bemessen wollen. Erst im Lande selbst tritt die ganze Beschränkung des französischen Wahlgesetzes, wodurch nur ein Extract der Aristokratie des Reichthums vorgeschoben wird, mit voller Deutlichkeit vor Augen. Es gibt selbst im reichen Elsasse eine Menge von Dorfschaften, die nicht den geringsten Antheil an diesen Wahlen haben; es gibt andere, von einer Bevölkerung von 2 — 3000 Bewohnern, deren gesammtes Contingent an Wahlfähigen auf zwei Individuen und an Wählbaren auf ein einziges sich beläuft. In allen Fällen dagegen, wo ein größerer Theil der Bevölkerung an den Wahlen Theil nahm, sind dieselben meistens im Sinne der Partei der Bewegung ausgefallen. So bei den Wahlen der Offiziere zur frühern Nationalgarde in Strasburg. Ganz ähnlich fielen die Wahlen in den meisten andern Orten aus, sodaß nur in den kleinern Dorfschaften, wo an militairischen Fähigkeiten Mangel war, die politischen Meinungen unberücksichtigt blieben. Auch die theilweise Erneuerung des Municipalraths zu Strasburg hat hauptsächlich Männer der Opposition eingeführt, obgleich die Häupter der liberalen Partei zur Erringung des Sieges in diesen Wahlkämpfen keine besondern Anstrengungen gemacht hatten. Noch manches Andere läßt auf die herrschende Stimmung schließen. Als in dem Processe gegen die Gesellschaft des Café Faubel zu Strasburg, die als eine verbotene Gesellschaft verfolgt wurde, eines der angeschuldigten Mitglieder während der Discussion eines Ausdrucks gegen die jetzige Regierung sich bedient hatte, der in Deutschland als schwere Majestätsbeleidigung wäre geahndet worden, brach das ganze Auditorium, wie es zufällig sich zusammengefunden hatte, in laute Beifallsbezeigungen aus. Noch schlimmer wird es, wenn es die Policei versucht, das loyale Gewissen der Leute zu schärfen, und wenn sie bei solchen Gelegenheiten, wie es zuweilen geschieht, allzu augenfällig zufährt. Vor dem Beginnen des Processes der Republikaner zu Paris lag der Regierung daran, den öffentlichen Geist für ihre Maßregeln zu gewinnen. Um diese Zeit sah man plötzlich eine Frau, mit wehenden Federn auf dem Kopfe und in bunter Theatertracht, zu Pferde durch die Straßen von Strasburg passiren, um mit Erlaubniß aller hohen Behörden eine Art Pamphlet für einen Sou das Stück zu verkaufen oder umsonst zu vertheilen. Diese Druckschrift enthielt einen angeblichen Brief des Königs von Rom an den jetzigen König der Franzosen von der plumpsten Erfindung. Der junge Napoleon bietet ihm darin für den Fall des Krieges, der aber gewiß nicht eintreten werde, seine kriegerischen Dienste an, indem er zugleich die gegenwärtige wohlwollende Regierung aus allen Kräften lobt und preist. Ehe noch viele Exemplare verkauft waren, verbreitete sich das Gerücht, daß in dieser Schrift der Regierung die bittersten Wahrheiten gesagt seien. Um so eifriger suchte man sie zu erhaschen, aber um so größer war die Täuschung, und um so weniger ließ man es sich ausreden, daß hier wieder die Policei ihr Spiel gespielt habe.

Auch in Lothringen möchte die Aufopferungskraft für Erhaltung des gegenwärtigen Bestandes der Dinge nicht sehr groß sein, wenn sie auf eine ernstliche Probe gesetzt werden sollte. Bei den Jahresfesten, welche die Julirevolution unmittelbar oder mittelbar veranlaßt hat, pflegt regelmäßig eine Illumination ausgeschrieben zu werden. Darum bekümmern sich die Bürger ebenso wenig in Metz und Nancy als in Strasburg. Um so mehr müssen die Staatsbeamten die Ehre der glorreichen drei Tage zu retten suchen. Aber selbst an den Häusern dieser Herren pflegen die Lämpchen so spärlich zu flimmern, daß man die weise Ökonomie ihres Enthusiasmus, die nicht allzu viel auf einmal verbrauchen mag, sehr anerkennen muß. Überhaupt scheinen diese Illuminationen ungefähr denselben Zweck zu haben wie die seit den Julitagen in Frankreich errungene Preßfreiheit: sie dienen beide dazu, um das Dunkel sichtbarer zu machen. Indessen ist man doch in Lothringen nicht in dem Maße wie im Elsasse von wesentlich gleichen Ansichten durchdrungen. Es ist hier Alles mehr getheilt. In Nancy findet sich eine beträchtliche politisch gleichgültige Masse. Aber auf der einen Seite neigt doch der zahlreich hier lebende Adel sowie ein Theil des Klerus sehr bestimmt zu den Ansichten des alten Régime hin, während diesen gegenüber eine liberale Partei steht, welche zwar gegenwärtig zersprengt und zerstreut ist, aber früher große Thätigkeit entwickelte und unter Umständen, die nicht sehr fern lagen, wol auch einen bedeutenden Einfluß auf die Masse hätte gewinnen können. In Metz dagegen, wo seit längerer Zeit ein aufgeregteres politisches Leben herrschte, ist das eigentliche juste milieu und die Masse der völlig Gleichgültigen viel geringer, und ein weit größerer Theil der Bevölkerung besteht entweder aus entschiedenen Karlisten oder aus entschiedenen Anhängern einer raschern Bewegung.

Die verschiedenen Parteien und Meinungsschattirungen drücken sich in der periodisch-politischen Literatur aus. Im Elsasse sind die beiden in Strasburg erscheinenden Courriere, der Niederrheinische und der des Ober- und Niederrheins, die politischen Tonangeber. Der Letztere befaßt sich damit, unbedingt die Maßregeln und das System der Regierung zu rechtfertigen, mag übrigens dieses System dahin und dorthin schwanken, und mag ein Ministerium dem andern auf dem Fuße folgen. Dieses Blatt hat ein sehr kleines Publicum, das meistens aus ganz oder halb gezwungenen Abonnenten besteht, und das Unternehmen wird durch eine Gesellschaft von Actionnairen in kümmerlichem Fortgang erhalten. Der „Niederrheinische Courrier" hütet sich seit den Fieschigesetzen wie alle andere Oppositionsblätter, zu republikanischen Grundsätzen sich zu bekennen. Er hat sich unter einer neuen Redaction auf die äußerste Linke einer constitutionnellen Oppo-

sition gestellt, indem er als erstes Dogma seines politischen Glaubensbekenntnisses die constitutionnelle Monarchie als eine nothwendige und unausweichliche Übergangsstufe im natürlichen Wechsel der Staatsformen darzustellen sucht. Dieses Blatt ist beiweitem das gelesenste und in dem ganzen Elsasse sowie in deutsch Lothringen fast in allen Bierhäusern, Kaffeehäusern und Schenken zu finden. Die karlistischen Neigungen sind im Elsasse nicht verbreitet genug, um ein besondres Organ in der periodischen Presse zu besitzen. In Nancy sucht gleichfalls der Karlismus von andersher seine literarischen Bedürfnisse zu befriedigen. Die beiden andern Blätter, das ministerielle und das Oppositionsblatt, sind stark gelesen; besonders das letztere, der „Patriote de la Meurthe", welcher namentlich in den kleinern Städten und da und dort auf dem Lande einen ziemlich beträchtlichen Absatz hat. Dagegen hat das Blatt des juste milieu in Metz: „L'indépendant", nur ein sehr kleines Publicum, während das karlistische Oppositionsblatt: die „Gazette de Metz", in ziemlicher Menge, und das liberale Oppositionsblatt: der „Courrier de la Moselle", in beträchtlicher Anzahl verbreitet wird. Die Politik hat sich des besonders wichtigen Zweigs der populairen Literatur, der Volkskalender, gleichfalls zu bemächtigen gesucht. Hier hat nun auch im Elsasse die zu karlistischen Ansichten hinneigende katholische Opposition in dem „Messager boiteux" einen Vertreter ihrer Meinungen gefunden, und durch den Einfluß der Geistlichkeit ist diesem Kalender eine große Verbreitung verschafft worden. Noch mehr jedoch wird der früher von Ehrenfried Stöber redigirte „Welperische hinkende Bote" gelesen, ein Organ der entgegengesetzten, freisinnigen Ansichten. In demselben Sinne erscheint in Metz ein französischer Volkskalender, wozu selbst mehre der ausgezeichnetsten Abgeordneten von der äußersten Linken Beiträge liefern und welcher nicht blos im Moseldepartement, sondern auch in dem der Meurthe und noch weithin in der Nachbarschaft verkauft wird. Nebenbei findet auch der in Metz erscheinende karlistische Kalender eine nicht unbeträchtliche Zahl von Abnehmern.

Wenn die Bewohner des Elsasses keineswegs für eine Auflösung des politischen Bandes gestimmt sind, das sie mit Frankreich vereinigt, so mögen sie doch ebenso wenig von einer Vergrößerung dieses Landes auf Kosten der Nachbarstaaten etwas wissen. Die Idee von der Rheingrenze als der angeblichen natürlichen Grenze Frankreichs scheint dagegen noch hier und da in den Köpfen der Lothringer zu spuken und kommt dann und wann wol auch in den öffentlichen Blättern zum Vorschein. Dies ist im Elsasse nicht der Fall, wenngleich es noch Einzelne gibt, die selbst über die Stimmung in der nächsten Nachbarschaft die wunderlichsten Begriffe mit sich herumtragen. So las ich vorlängst einen Brief, worin der Empfang, den einige französische Offiziere von der Garnison zu Weissenburg bei den Bürgern von Landau gefunden haben sollen, sehr pomphaft geschildert wird, und welcher mit den Worten schließt: „Da sah man wieder daß französisches (!) Blut in den Adern der Landauer fließt!" Solche naive Plattheiten gehören indessen jetzt zu den Ausnahmen. Die große Mehrheit der Elsasser hat sich doch endlich überzeugen müssen, daß der Glaube an die alleinseligmachende Verbindung mit Frankreich nirgend zu finden ist, da sie auch aus dem Munde der deutschen Ausgewanderten, bei welchen sie die meiste Hinneigung zu diesem Glauben voraussetzen mochten, die lebhaftesten Protestationen gegen jede Zerstückelung Deutschlands vernehmen mußten. Überhaupt dürfte in Frankreich die aus der Kaiserzeit gewohnheitsmäßig überlieferte fixe Idee von der Rheingrenze, wie alle Vorurtheile, die nicht durch beständige Übung genährt werden, ihre Kraft ziemlich verloren haben. Man scheint im Allgemeinen doch endlich zu begreifen, daß das Geständniß dieser Manie in jedem Munde, besonders aber in dem der Liberalen, eine politische Dummheit des höchsten Grades ist, und daß durch jeden Versuch ihrer Geltendmachung die grade in Frankreich herrschende Partei, welche sie auch sei, unfehlbar in den Abgrund gestürzt werden müßte.

(Der Beschluß folgt.)

Originalbeiträge zur deutschen Schaubühne. I. (Lüge und Wahrheit, Schauspiel. Die Braut aus der Residenz, Lustspiel. Der Oheim, Schauspiel.) Zum Besten des Frauenvereins zu Dresden. Dresden, Arnold. 1836. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Ein Kritiker, der leider nicht mehr zu den Lebenden gehört, hat einst geistvoll auseinandergesetzt, daß auch die parteiloseste Kritik die Persönlichkeit und den Standpunkt des Dichters, auf den ihn die Geburt gestellt, zu berücksichtigen habe, wenn sie ihr Urtheil fällt. Es war Wilhelm Neumann, der durch eine Recension der Gedichte König Ludwig's von Baiern, welche mit dieser Voraussetzung anhub, sich in der ästhetischen Kritik einen Namen gemacht, den er bis zu seinem frühen Tode sich bewahrt hat. Ref. wünschte, daß diesem gewiegten, lebenserfahrenen Manne die Aufgabe, welche ihm hier vorliegt, zugefallen wäre. Wenn die Gedichte, die ein König verfaßt, anders beurtheilt werden müssen als die, welche ein noch namenloses Talent in die Welt schickt, so wären bürgerliche Lustspiele, welche eine Dame, die, weit von der bürgerlichen Sphäre entfernt, in die enggemessenen Kreise des Hoflebens gebannt ist, für die reale Bühne liefert, einer noch speciellern Berücksichtigung werth. Der Hauch des Gefühls, der sich in lyrischen Gedichten verkörpert, sollte man annehmen, sei überall nach seiner Stärke, Tiefe und Wärme abzumessen, nicht nach äußern Verhältnissen; wo hingegen im bürgerlichen Lustspiel es grade die Verhältnisse sind, aus denen es hervorgegangen, in denen es spielt, und mit deren Berücksichtigung es von den Zuschauern gewürdigt wird. Man lacht zwar über Das, was lustig ist, auch wenn es unwahr wäre; aber die nächste Frage ist doch: ob es wahr ist? Welche verschiedene Wahrheit des bürgerlichen Lebens gibt es nun für den Mann, der sich in alle Strudel und Winkel desselben stürzen konnte, mitlebend, das Leben in allen seinen niedrigen Offenbarungen belauschend, und für die zarte Frau, der nicht einmal die gewöhnlichen, sogenannten anständigen Sammelplätze des täglichen Lebens offenstehen, und der nur aus weiter Ferne Durchblicke auf das bunte Treiben gestattet sind! Was liefert ihr Wahrheit? Entweder eine höhere Inspiration, welche die ewige Menschenwahrheit, auch ohne den Spuren der Wirklichkeit nachzugehen, trifft, oder — Bücher.

Jenem Fürsten, der erstaunt vom Altan herab das Gewühl der Hunderttausende auf Neapels Markte ansah und fragte: Aber wovon leben sie? antwortete ein Kenner: „Einer, Sire, betrügt den Andern." Von diesem supponirten Betruge schleicht so viel

bis über die Stufen der Throne, daß die darauf sitzen, die nächste Anwartschaft und Entschuldigung haben, wenn sich in ihnen der Glaube festnistet, daß es so sei. Wenn ein König einmal einen Roman schriebe, sollte es mich nicht wundern, wenn er den bittersten Menschenhaß athmete. Aber zu diesen sanften Höhen ist von den modernen Lebenswirren und Zerwürfnissen nichts heraufgedrungen. Nichts von Pech und Schwefel, von Katastrophen, die auf der Messerspitze balanciren, von Hohn, Verzweiflung und dem andern Hautgout der modernsten Romantik. Die milde Verfasserin führt uns in eine Colonie von Menschen ein, die aus dem vergangenen Jahrhundert in die Gegenwart hineinleben, harmlose, freundliche Geschöpfe, wie sie gewiß überall existiren; die Poesie gab sich nur keine Mühe, sie aufzusuchen. Mit mütterlich-weiblicher Anmuth führt sie uns in etwas von der Dichtkunst Vergessenem, im Familienglück, umher und zeigt uns, daß in der Mäßigkeit überhaupt das Glück zu suchen ist.

Der Erfolg der dramatischen Arbeiten der ungenannten Verfasserin auf dem heutigen Theater ist überraschend. Man darf ihn nicht, wie Einige möchten, dem unausgesprochenen Lustre der Geburt der Dichterin allein und der größern Sorgfalt zuschreiben, welche die Directionen und Schauspieler auf die Darstellung verwenden. Eine solche Rücksicht würde ein-, zweimal wirken, aber nicht auf die Dauer. Ihre Stücke haben sich fast auf allen Theatern einen Beifall gesichert, der um so anhaltender sein dürfte, als er niemals rauschend war. Wären sie weiter nichts als das Werk einer Fürstin, das durch die Seltenheit und Neuheit der Erscheinung frappirte, so schlüge die gewaltsam angeregte Aufmerksamkeit sehr bald zum Gegentheil um. An Beispiele braucht nicht erinnert zu werden. Es muß also eine innere Eigenschaft sein, welche sie auf unsern degenerirten, für ganz andere Bestrebungen umgewandelten Theatern einbürgert.

Es ist das Heiligthum des Familienlebens, welches, aller Götzenbilder, denen man geräuchert hat, ungeachtet, von uns verehrt wird. Es ist die ehrenwerthe Sitte, die diesen bescheidenen Sittenbildern ihren Beifall spendet. Iffland wurde verdrängt, um einer reichern Kunst, die aus einer tiefern Natur schöpfte, Platz zu machen. Die ästhetische Kritik hat seinen Familienjammer mit bitterm Spotte verfolgt, und mit Recht. Aber weshalb sieht das deutsche Publicum dann und wann noch immer mit Theilnahme seine Stücke? Nicht des Jammers wegen, der den Spott verdient und fern bleiben soll aus den Regionen der Kunst; es ist, weil das deutsche Gemüth von seiner gemüthlichen Seite, vom Stillleben in den heiligen Singvereinen der Häuslichkeit nicht lassen will. Versuche man es, Das, was sein eigen ist, ihm ursprünglich angehört, ihm in edlerer Form, ohne Misere und die Nerven zerrüttende Sentimentalität wieder vorzuführen, und es wird immer wieder wirken. Grade jetzt ist dazu der Moment, wo zwei feindliche Elemente dagegen ankämpfen, die Fratzen der pariser Romantik und unter uns die hohlen Theorien verirrter Jünglinge. Beide wollen sie uns unsern Schatz, die Heiligkeit des Familienlebens, verkümmern. Beide sind freilich ohnmächtig, gegen beider Angriffe sträubt sich überall der gesunde Sinn auch in der Masse; aber dem Blendenden und Verführerischen muß man auch Thatsachen entgegensetzen. Darum wäre es Aufgabe der Dichter, positive Familiengemälde zu schaffen, aus denen wahrhaftig die Poesie nicht verbannt zu sein braucht, wenn man es auf rechte Art anzugreifen versteht. Im Roman, in der Erzählung ist es schon oft mit Glück versucht, warum nicht auch auf dem Theater. Welche Wirkung könnte eine so zartsinnige, einfache und doch ergreifende Erzählung wie Tieck's „Weihnachtsabend", geschickt dramatisirt, auf der Bühne hervorbringen!

Nehmen wir die Arbeiten der Ungenannten als glückliche Versuche, als die Mahnungen einer edeln Frau an unsere Theaterdichter. Eine Frau wird die Aufgabe im vollsten Sinne nicht zu lösen vermögen; sie hat schon das Ihrige geleistet, wenn sie sich selbst der Grenzen bewußt bleibt, in denen sie schaffen kann, und darüber hinaus keine Streifzüge in das ihr Fremdartige und Unerreichbare versucht. Wie leicht ist der Kitzel und wie schwer der kleinste Fehltritt. Grade Das erwirbt der Dichterin unsere volle Achtung, daß sie in stiller, freundlicher Emsigkeit ihren kleinen Garten pflegt und Wald und Wüste, Gebirg und Schlucht den Männern überläßt.

Ihr Ideenkreis ist leicht ermessen. Das Glück blüht uns nur in der besonnenen Mäßigung unserer Wünsche, die Exaltation der Gefühle führt nur zur Täuschung und gewährt keine Dauer. Die Liebe soll nicht auf glänzende Eigenschaften sehen, sondern die Vernunft zu Hülfe rufen, und dem Manne winkt sein Lebensglück nicht in dem Gegenstande, für den seine ersten Gefühle auflodern, sondern in den stillen, übersehenen Geschöpfen, die es nicht wagen, ihre verborgenen Gefühle auszusprechen und die doch mit reiner Neigung ihn unaussprechlich glücklich machen werden, wenn er dies Glück zu genießen versteht. Dies lockt freilich keine Julien und Käthchen hervor; aber warum soll es nicht auch freundliche Minchen geben? Die Macht der Liebe, welche von jenen Beiden repräsentirt wird, ist unantastbar; wenn Mode oder Philosophie und Politik sie auch für einen Augenblick beseitigt haben sollte, wird sie ewig wiederkehrend in Poesie und Leben ihre Rechte fodern, und nur als Folie würde es ihr dienen, wenn inzwischen die Dichter zur Abwechselung die freundlich vernünftige Neigung an ihre Stelle setzten. Wie wohlthätig ist übrigens diese von der ungenannten Verfasserin geschilderte Vernunftneigung, verglichen mit den zum Überdruß bekannten Vernunftheirathen der Scribe und A., wo Herz und Gefühl als ganz überflüssige Antiquitäten aus der Romanbildung bei Seite geworfen werden und die Vernunft in der conventionnellen Berechnung der Ältern ihren tiefsten und einzigen Quell hat. Dem Gefühl läßt sie seine heiligen Rechte, daher ihr Erfolg in Deutschland; mit unsern Romantikern liegt sie nur im factischen Streite über das Maß desselben.

Doch wäre es ungerecht gegen das Talent der Verfasserin, den Erfolg ihrer Schauspiele allein auf Rechnung des Stoffes zu bringen. Wenn dieser für ihr richtiges Gefühl spricht, so ist es die außerordentlich geschickte und einfache Behandlung, die überall den theatralischen Effect für sich hat, welche von ihrem effectiven Talente Zeugniß ablegt. Was so vielen reichbegabten Dichtern, denen das Leben, wohin sie sich wenden wollten, offen stand, mißglückte, wie konnte eine Dame in Verhältnissen, welche ihr die nähere Berührung mit der Coulissenwelt untersagten, so Schritt für Schritt sicher gehen, daß jedes ihrer Stücke, auch das erste, was auf der Bühne erschien, eine nicht zu erlernende und auch nicht hineinzucorrigirende Bühnengewandtheit verräth! Ihre Vorzüge sind ferner die Entfernung falscher Sentimentalität und jener Breite, welche die frühern Familienstücke unsers Theaters charakterisirt. Wenn dazu eine heitere Laune und manche überraschende Situation kommt, so läßt sich bei so vielen Vorzügen auch manches Fehlerhafte, das meist aber nur in der mindern Kenntniß unsers heutigen bürgerlichen Lebens seinen Grund hat, übersehen.

Drei ihrer Stücke liegen uns nunmehr gedruckt vor: „Lüge und Wahrheit", womit die Verfasserin auf dem deutschen Theater sich Bahn brach, ein tüchtiges Lustspiel, welches sich auf der Bühne erhalten dürfte und das Summarium ihres Ideenkreises und ihrer Befähigung abgibt; „Die Braut aus der Residenz", ein Lustspiel von Effect und mit einer vortrefflichen Damenrolle dafür, an innerm Gehalt und hinsichts des Mangels an Wahrscheinlichkeit vielleicht das schwächste, und das Schauspiel: „Der Oheim",*) welches, in psychologischere Sphären sich vertiefend, schon Anlaß zu Controversen und eignen Broschüren gegeben und auf mehren Theatern durch eine vortreffliche Darstellung ein großes Glück gemacht hat.*) Wenn wir in diesen drei Stücken Charaktere und Menschen erhalten, zu denen die Studien mehr oder minder aus Büchern herrühren, so ist „Die Fürstenbraut" der Verf., ein noch nicht gedrucktes, aber treffliches Schauspiel, dasjenige, wo wir sie als Schöpferin aus eigner Wahrnehmung achten lernen. 101.

*) Betrachtungen über das Lustspiel: Der Oheim, von einem Arzte. Berlin, Hirschwald. 1836. Gr. 8. 3 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 55. — 24. Februar 1837.

Briefe aus Elsaß und Lothringen.

(Beschluß aus Nr. 54.)

Fünfter Brief.

Abgesehen von den politischen Journalen und einigen wenigen Schulbüchern und Erziehungsschriften, hat Lothringen keine eigne Literatur. Selbst die erstern sind im Wesentlichen doch nur ein Nachhall der pariser Blätter. Das Elsaß dagegen steht auch literarisch viel selbständiger da. Schon der Masse nach fallen seine jährlichen literarischen Erzeugnisse ziemlich in die Wagschale. Hiervon sind die zahlreichen Schulbücher und Jugendschriften zu ziemlich gleichen Theilen entweder deutsch, oder französisch, oder deutsch und französisch zugleich verfaßt, welches letztere auch bei den politischen Tagsblättern und einigen andern Zeitschriften der Fall ist. Die eigentlich wissenschaftlichen Werke werden dagegen meistens in französischer und die mehr populairen, wie religiöse Erbauungsschriften, schöngeistige Werke u. dgl., meistens in deutscher Sprache geschrieben. Im Ganzen ist noch die deutsche Sprache in der Literatur des Elsasses beiweitem die überwiegende.

Während in dem Charakter und der Art und Weise der Bewohner Lothringens alle hervorragenden Besonderheiten durch die französische Politur weggeschliffen sind, zeichnen sich die Elsasser grade durch eine sehr bestimmt hervortretende Eigenthümlichkeit aus. Diese drückt sich zunächst in ihrer Sprache aus, in der unvergleichlichen Naivetät und in der treffenden niederländischen Malerei derselben, mit kräftigen, ausdrucksvollen Zügen. Das Hauptwerk der Strasburger, aus welchem man diese Eigenschaften besonders kennen lernen kann, ist der noch unübertroffene „Pfingstmontag", welcher durch Göthe's Empfehlung auch im übrigen Deutschland bekannt geworden ist. Dieses Localstück schildert das Leben und Treiben der Strasburger, wie es vor einigen Jahrzehnden war und wie es in sehr wesentlichen Stücken noch gegenwärtig ist. Überdies ist dasselbe einer der reichsten Sprachschätze. Man erstaunt über die Fülle des gesunden Volkswitzes, der sich in den zahlreich aufgeführten Sprüchwörtern und den in der Unterhaltung des Volks herkömmlichen Gleichnissen ausdrückt. Oft glaubt man in einem Lustspiele von Shakspeare zu lesen, wo derselbe seine Laune am reichsten sprudeln läßt, und man überzeugt sich auch bei dieser Lecture, daß doch immer das Volk im Ganzen ein besserer Lebensphilosoph und ein tüchtigerer Humorist ist, als irgend ein Einzelner es zu sein vermag. Aber selbst die einzelnen Ausdrücke und Worte der elsassischen Mundart haben etwas ungemein Plastisches, und mehr als dies in jedem andern deutschen Dialekte, selbst in dem allemannischen, der Fall ist. Wie treu spiegelt sich nicht in folgenden Worten der Gegenstand den sie bezeichnen sollen: Annebadeschterle: eine häuslich geschäftige Frau; Sydebridel: eine verzärtelte Person; Dotsch, Dotschel: ein ungeschickter Mensch; broszerli: behaglich und mit Selbstgefühl; Gackebibbele: ein Kindeskopf; Suerimmel: ein Murrkopf, Sauertopf; Mungedrissel: ein verdrießlicher Mensch.

Die Elsasser begreifen sich in ihrer Eigenthümlichkeit, und sie lieben es, in ihrer besondern Art und Weise sich zu betrachten und echt humoristisch mit sich selbst ihren Scherz zu treiben. So erscheinen gegenwärtig zu Strasburg in fortgesetzten Lieferungen sogenannte „Helje", oder Localbilder, welche Scenen aus dem Volksleben darstellen und mit sehr großem Beifalle aufgenommen werden. Eines derselben hat einen gewissen Ruf erlangt. Es soll grade ein königliches Namensfest gefeiert werden, und die Bürger sind aufgefodert ihre Häuser zu erleuchten. Da kommt eine Magd in die Werkstätte eines Schusters und fragt ihn, ob er denn auch zu Ehren des Königs zu illuminiren gedenke. „Ei jo", erwidert der Schuhmacher, „wann er erst Pech gitt." Pech geben heißt bekanntlich so viel, als sich aus dem Staube machen. Obgleich der Herausgeber die besondere Vorsicht gebraucht hatte, seinem Bilde ausdrücklich beizusetzen, daß hier eine Scene während der Restauration dargestellt sei, fand man dennoch für gut, ihn wegen Spott gegen den König vor Gericht zu stellen. Natürlich mußte der Proceß zu seinen Gunsten entschieden werden. Der Elsasser, besonders der Strasburger, hält so fest an seinem Lande und seiner Stadt, daß er selbst in der Fremde sich wenigstens in Gedanken nicht gern davon trennen mag. „Er ist von hier", sagt der Strasburger von seinem Landsmanne, auch wenn er grade in Wien oder Berlin mit ihm zusammen ist. Es ist bekannt, daß unlängst ein junger elsassischer Militair, als ihm in Paris die heimatlichen Töne zu Ohren drangen, seinem Heimweh

durch einen Selbstmord ein Ende machte. Wenn die Elsasser dennoch bei dieser Vorliebe zu ihrem Lande und ihren Landsleuten in beträchtlicher Zahl auswandern, um in der neuen Welt ihr Heil zu versuchen, so geben sie in ihrem theilweise übervölkerten Lande dem Drucke der materiellen Verhältnisse nach und haben dies mit den Schweizern gemein, die ja gleichfalls mit besonderer Innigkeit ihrer Heimat anhängen.

Das Behagen der Elsasser an ihrem Lande und an ihrer besondern Art und Weise drückt sich noch in manchen andern Dingen aus. Seit dem Erscheinen des „Pfingstmontags" kommen fortwährend eine Menge von Schriften und Schriftchen, Prosa und Gedichte, in elsasser Mundart zum Vorschein, und ohne Zweifel sind diese echt elsassischen Erzeugnisse der wichtigste und gehaltvollste Theil ihrer belletristischen Literatur. Ein besonderes Glück hat nächst dem „Pfingstmontag" der „Vetter Daniel" von Ehrenfried Stöber gemacht. Noch mehr war dies der Fall mit dessen Gedichten im elsassischen Dialekte. Mehre derselben, welche passende Melodien erhielten, sind zu eigentlichen Volksliedern geworden und durch das ganze Elsaß bekannt und beliebt. Dahin gehört namentlich:

Das Elsaß, unser Ländel,
Es ist meinetdi schö';
Mer halten's fest am Bändel
Und lan's by Gott nit geh! u. s. w.

sowie das: „I bin lustig un sing" u. s. w. In allen diesen Liedern spricht sich ein besonderes, elsassisches Selbstgefühl aus und der feste Wille, an eigenthümlich deutscher Weise festzuhalten. So lange aber dieses Gefühl im Volke fortlebt — und es hat in jüngster Zeit neue Nahrung erhalten — ist nicht zu befürchten, daß die Elsasser in dem pariser Tiegel so bald in das Franzosenthum eingeschmolzen werden könnten. 117.

Loyola. Von Eduard Duller. Drei Bände. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1836. 8. 4 Thlr. 21 Gr.

Einen Roman zu schreiben, der mit der Genesis des Jesuitenthums zugleich die innere Geschichte von dessen Stifter enthalten soll, den Gestaltungsproceß, nach welchem sich ein so geschichtlich-gewaltiges Ereigniß zuerst als Gedanke, als intensiv immer mächtiger werdende Idee in der Seele des Schöpfers formirte und hervorbrach, einen solchen Roman zu schreiben, wäre keine Kleinigkeit; denn der Dichter würde es bei diesem Unternehmen noch schwieriger haben als der Geschichtschreiber selbst, weil er wie dieser auf alle innere und äußere Triebfedern und Wurzelkeime zu achten hätte, zugleich aber das der Sache selbst Fremdartige, nämlich das Allgemein-Poetische, in seine Dichtung aufnehmen müßte.

Hier nun ist von einem jugendlich-rüstigen und bereits beliebten Novellisten ein solcher Versuch gemacht worden, der zwar allerdings bei genauerer Durchsicht in einzelnen Partien lobenswerth erscheint, im Allgemeinen aber, in die Kategorie eines wahrhaften Zeitbilds gefaßt, den Erwartungen und Forderungen der Kritik nicht entspricht. Denn erstlich ist die Fassung, Einrahmung, oder wie man es nennen will, sind die Conteure des Gemäldes keineswegs einheitsvoll; es hüpft, springt und geberdet sich Mancherlei darin herum, was über den Plan ebenso sehr hinausgewachsen erscheint, als es für denselben unentsprechend angesehen werden muß. Die Grenzen des Romans sind mit einem Worte nicht mit derjenigen künstlerischen Weisheit abgesteckt und geschlossen, welche, genau betrachtet, doch nur das unmittelbare Ergebniß des productiven Genius selbst ist. Weil nun der Verf. des vorliegenden Romans dies im Verlauf seiner Dichtung selbst gefühlt hat, so ist ihm aus diesem Mangel unmittelbar das Bedürfniß hervorgegangen, sich desto inniger an die Hauptgestalt, an den Helden Loyola selbst anzuschmiegen und für sein Bild, dem es an der unverrückbaren Grenze und ruhigen Schranke fehlt, mindestens ein Centrum, einen Höhenmittelpunkt zu gewinnen, der Alles überblickt und gleichfalls von allen entlegenen Theilen aus wahrgenommen werden kann. Nach dieser Annahme erhält der Held dieses Romans ungefähr dieselbe relative Bedeutung wie jener Babelthurm, welchen die Kinder Israel sich erbauten, um sich als Zerstreute aus ihrem Getrenntsein wiederzusammenzufinden; ein Gleichniß, welches dadurch noch passender erscheint, da auch dem Helden unserer Dichtung in gewissem Sinne die plastische und Charaktervollendung mangelt.

Eine andere niederschlagende Bemerkung muß sich ferner bei Durchlesung auch dieses Romans wiederaufdringen, daß nämlich für Deutschland im Verhältniß zu England, Frankreich, ja sogar zur nordeuropäischen Literatur, der historische Roman fortwährend eine so untergeordnete Bedeutung behält. Scheint es nicht fast, als ob unserer Literatur und unsern Dichtern der Sinn für die Poesie der Geschichte abginge. Allerdings können und wollen wir uns nicht bergen, daß es deutsche Romane dieser Gattung gibt, an denen man eine geschickte Verknüpfung, eine rasche, lebendige Darstellung, ein frisches Colorit, ja wol auch eine nicht gemeine Charakterisirung, mindestens Anlage dazu rühmen muß; allein dennoch fehlt es allen diesen Dichtungen an durchgreifender Energie, an Einheit der Fassung und vor allen Dingen an individuellem Wesen. Es treten in diesen Romanen, deren einige so zweideutig und zwitterhaft sind, daß sie eigentlich in keine Rubrik gebracht werden können, eine Menge von Figuren auf, allein diese Figuren sind so wenig selbständig, so automatenhaft, so unsicher, ja so unkörperlich, daß man sie nicht im treuen poetischen Gedächtniß behalten kann, daß man sie wieder aus der Erinnerung verliert, nachdem man sie kaum darin aufgenommen. Mit einem Worte, es sind keine Charaktere, noch weit weniger sind es poetische Gestalten. Wie unangenehm und betrübend, daß wir bei solchen Veranlassungen immerfort an ausländisches Verdienst (um nicht zu sagen an fremde Muster) erinnern müssen. Nehmt Walter Scott, den Vielbesprochenen, den auch Vielgetadelten. Es finden sich auch in seiner Charakteristik manche Fehler; aber es findet sich nichts Leeres, nichts Verblasenes; es ist Alles consistent, hat Leben und auch Mark. Die Figuren seiner Helden sind so ausgeprägt, daß man sie nicht aus dem Gedächtnisse zu verlieren vermag. Nehmt auch die französischen Novellisten, Victor Hugo in seinem ersten Romane, auch Eugene Sue, trotz allen widrigen Elementen, der doch nicht einmal auf der Basis der Geschichte dichtet. Diesen Leuten gegenüber, die doch unter sich selbst so verschieden sind, nimmt sich die Charakteristik unserer Novellisten dürftig aus. Auch sie zeichnen uns etwas hin, was aussieht wie ein Charakter; aber das unechte Bild verlischt ihnen fast noch unter den Händen. Oft ist es der historische Name, der allgemeine Begriff, der sich daran geknüpft hat, allein, der dem poetisch wiedergeborenen Charakter seine Existenz sichert. Der Held heißt: Wallenstein, Kosciuszko, Napoleon u. s. w.; mag sich die Poesie an ihm versündigen wie sie will, etwas muß doch als Grundlage bleiben, denn bei wahrhaft welthistorischen Gestalten ist der Name selbst schon ein Charakter. Nur daß darin in der That eher eine Verantwortung als eine Entschuldigung für den Dichter liegt.

Um nun auf den vorliegenden Roman zurückzukommen, so vermissen wir in demselben wie in so vielen Seinesgleichen ferner jene trauliche Gemüthlichkeit in der Haltung des Ganzen wie in der Ausführung des Einzelnen. Diese Gemüthlichkeit

ist bekanntlich dem englischen Roman und dem Scott'schen insbesondere eigen, und hierin ist es zu suchen, daß uns diese Romane bei wiederholter Lectüre immer aufs Neue gefallen. Eine Hauptwurzel dieser Gemüthlichkeit ist die poetische Ruhe, mit welcher sie empfangen sind, und der lebensfrische Humor, der sie durchdringt. Letzteres dagegen ist grade die schwache Seite unserer Romane, und anstatt der poetischen Ruhe, ohne welche, doch nie ein Zeit- und Lebensgemälde gelingen kann, finden wir häufig in ihnen einen Sturm und Drang, eine Unruhe, welche als ein eingeborenes Leiden unserer modernen Zustände, der Kritik wahrhaftes Bedenken erregen. So findet sich denn auch in diesem neuesten Romane Duller's eine gewisse Unstetigkeit und Hast, ein Drängen und Aufeinanderstoßen, das sich sogar in dem Styl selbst unangenehmerweise ausspricht. Nehmen wir z. B. und als Beleg des Gesagten eine Stelle wie diese: „Xaver! — ruft Miguel aus, der in Italien den Freund als Priester der Gesellschaft Jesu wiederfindet — du sollst kein Priester sein! Ich habe nichts ... ich hatte dich vergessen ... Ich finde dich wieder, ich klammere mich an dich. Wenigstens ein Herz auf Erden. Ist's zu viel gefodert? Du sollst kein Priester sein; deine Blicke, deine blassen Wangen sollen mich nicht beschämen! Einst hatte ich ein Recht an dein Herz; einst warst du mein Freund — o ewige Dürre, ewiger Durst, ewiges Jammern, ewiges Suchen, Verlieren, — Haben, Haben, Haben!" Wir fragen mit Recht, ob man dies einen Styl, eine Darstellung nennen kann? Dieselbe unersprießliche Hast charakterisirt das ganze Verhältniß zwischen Blanche, die späterhin als Mutter Johanna auftritt und in die Geschichte des bekannten Schwärmers Postel verwickelt wird, und Miguel, der, während er Loyola und Blanche und die ganze Welt zu hassen vorgibt, doch im eigentlichen Sinne nur gegen sein eigenes Fleisch wüthet. Hier ist keine wahre Leidenschaft vorhanden, sondern nur die Heftigkeit und Selbstzerstörung des Wahnwitzes.

Von dem obenerwähnten Humor findet sich in dem vorliegenden Buche allerdings auch etwas und dies ist Tiburzio, Loyola's Diener, nach unserm Ermessen die gelungenste Figur des ganzen Romans. Tiburzio ist die personificirte Treue, bei beschränkten Geisteskräften; er ist instinktmäßig an Loyola gefesselt, der unverbrüchliche Bewahrer seines Geheimnisses und endlich auf Loyola's Sterbebette noch sein guter, trostreicher Engel, indem er ihm, dem in Herrschsucht und geistlichem Hochmuthe erkalteten Priester, noch zuletzt den Sohn entgegenführt und so dem erweichten Vater die einzige und letzte Lebensfreude bereitet. Allein Tiburzio ist dessenungeachtet keine vollendete Gestalt, obwol wir der Meinung sind, daß es wol in der Begabung des Dichters gelegen hätte, ihr die Vollendung zu geben. Solche Naturen wie Tiburzio, mit welchen sich noch obenein etwas gutmüthige Narrheit verbindet, brauchen zu ihrer Entwickelung viel Spielraum. Nichts ist wahrer, als daß der Humor seine Breite haben muß. Von dieser räumlichen Breite hat der Dichter dem Tiburzio zu wenig verstattet. Wir wollen diese Bemerkung aber nicht falsch verstehen: nicht als ob Tiburzio im Verlauf des Ganzen zu wenig in Anspruch genommen wäre, das keineswegs; aber der Dichter spricht seinerseits zu viel in ihn hinein, es fehlt an der Selbstentfaltung, an der Pointe, daß es das Individuum selbst ist, das seine Gemüthlichkeit offenbart. Dies ist die größte Kunst des Novellisten, und daher bedarf auch er wie Alles in der Welt seiner eigenthümlichen Dialektik.

Was wir nun zu den gelungenen Partien des Romans rechnen, das ist vornehmlich das Verhältniß des treuen Tiburzio zu dem Sohne seines Herren, ferner die zarte Neigung Peregrina's zu Loyola, sodann die Schilderung des protestantischen Augustiners, der in Mantua den Flammentod erleidet, die Schilderung von Postel's theosophischem Wahnsinn, und endlich die progressive Läuterung des strengen und stolzen Charakters des Jesuitengenerals, je nachdem der Roman sich seinem Ende nähert. Überhaupt ist, was man vielleicht nur von wenigen Büchern sagen kann, der dritte Band der gelungenste; es herrscht hier mehr Besonnenheit und Ruhe der Darstellung, und hin und wieder sieht man jene traulichere Gemüthlichkeit, von welcher oben die Rede war, mit recht klaren freundlichen Augen hervorblicken. Solche Stellen muß man sich in unsern neuesten Romanen merken; es können immer nur Hoffnungen und frohe Aussichten sein, wozu sie veranlassen. In dieser Hinsicht glauben wir, der Leser werde es nicht befremdlich finden, grade das nachstehende Bruchstück von uns hervorgehoben zu sehen. Es handelt davon, wie Tiburzio, ausgesandt von Loyola, um den Jüngling Juan, Loyola's Sohn, aufzufinden, endlich nach Augsburg gelangt ist, wo er früherhin mit dem Jüngling im Hause des reichen Herrn Pittlinger gewohnt hat. Allein der ehrliche Tiburzio hatte, obwol aus guten Absichten, doch an der Familie des Herrn Pittlinger nicht ganz redlich gehandelt, indem er mehre Jahre früher heimlich mit dem Jüngling Juan oder Johannes nach Rom entflohen war, um Loyola dort aufzusuchen und so dem Vater den Sohn zurückzugeben. Dazwischen liegt nun Mancherlei, denn Johannes hatte sich in Italien mit dem Augustiner, der in Mantua hingerichtet ward, verbunden, war so dem ehrlichen Tiburzio abhanden gekommen, der denn auch nicht erfahren hatte, daß Johannes inzwischen wieder nach Augsburg in die alten Verhältnisse zurückgekehrt war und nun im Begriffe stand, sich mit der lieblichen Maria, der Tochter des Herrn Pittlinger, seiner Jugendgespielin, zu verbinden. Dies Alles weiß Tiburzio nicht; es wird ihm daher, je mehr er sich dem lieben Augsburg nähert, immer beklommener zu Muthe; eine Beklemmtheit, die sich, als er nun vor den Mauern der Stadt steht, zur wirklichen Angst steigert. Er wagt es nicht, hineinzugehen und der würdigen Familie Pittlinger vor die Augen zu treten. Lieber will er Loyola's Zorn ertragen, wenn er unverrichtet zu ihm zurückkehrt; er entschließt sich also kurz und gut, wieder nach Italien umzukehren. „Er war also mit sich fertig, wendete Augsburg wieder den Rücken, ohne seinen Fuß innerhalb der Ringmauern gesetzt zu haben, und wanderte wieder gen Süden, fest entschlossen, lieber durch den Zorn seines Generals zu sterben, als durch die Fragen seiner Wohlthäterin in Augsburg. Eine Stunde vor der Stadt war ein Lustort, mit einem anmuthigen Hain umpflanzt, wohin die Bürger der Reichsstadt an Sonn- und Feiertagen Ausflüge machten. Das vortreffliche Bier dieser Festtagsstation war weit und breit berühmt. Tiburzio war in früherer Zeit öfter dort gewesen und hatte manches Krüglein versucht, dessen Inhalt, obwol von Ketzern gebraut, seiner katholischen Kehle doch ohne Nachtheil blieb. Er war müde, durstig und konnte sich nicht enthalten, hier zu rasten und sich zu erquicken. Anfangs erschrak er freilich, als er zu den Fenstern heraus manches Ketzergesicht sich neigen sah (Tiburzio ist nämlich durch ein komisches Mißverständniß selbst Mitglied der Gesellschaft Jesu geworden); doch ermuthigte er sich selbst, zog den Hut tiefer über die Stirn herab, senkte den Kopf wie ein echtes Mitglied der Gesellschaft Jesu und setzte sich an einen Tisch im Wäldchen, der von allen Gästen unbeachtet blieb. Das erste Bier wieder, seitdem er mit Johannes aus Augsburg fortgewandert war! Mit welcher Andacht hob er den zinnernen Deckel, mit welcher Kennermiene verfolgte er das Aufsteigen der zahllosen Perlen vom Grunde des gläsernen Krügleins bis zum Rande! Als ob er ein Patermester betete! Er hielt sich mit Gewalt vom allzu raschen Genuß zurück, um ihn durch den Vorgenuß zu würzen. Und als er den ersten Schluck gethan, wie eigen ward ihm zu Muthe! Er konnte den Griff nicht mehr aus der Hand lassen; er hielt das Glas gegen die Sonne, hob den Deckel, ließ ihn sanft wieder niedergleiten, hob ihn wieder und hielt den zweiten Schluck, wollüstig prüfend, lange auf der Zunge. Augsburg, schönes Augsburg, dachte er, halb umgewandelten Sinnes, ich habe dir Unrecht gethan. Ja, du steckst voller Ketzer, aber sie brauen einen Trank, der di. Engel im Himmel zum Weinen und die Menschen auf Erden zur Wonne bringen kann. Du hast viel gesündigt, Augsburg; aber dir wird viel vergeben werden um deines Bieres willen. Was

sind alle Weine Spaniens gegen dieses schmerzenlindernde Öl? Der köstlichste Val de-Peñas erscheint gegen dich, du durchsichtige braune Milch, wie schlechtes Pech. Du stillst jedes Weh, du gibst Trost und Beruhigung, Stärke und Standhaftigkeit, und gesegnet seist du für ewige Zeiten."

„Herr Jesus — Tiburzio!" rief ihn Maria an. Tiburzio meinte, er höre einen Engel vom Himmel und schrak dabei zusammen, als wäre er gestorben. „Woher kommst du? Was bringst du? Von Johannes?" Von Johannes? — — Señora Maria! — So wahr ich zehn Finger am Leibe habe. — — Ach verrathet mich nicht; ich bin's wahrhaftig und ohne ihn ... Gott, wie groß, wie schön seid ihr seit der Zeit geworden" u. s. w.

Wir bemerken nochmals, daß Stellen wie die mitgetheilte in unsern modernen Romanen nicht übersehen werden dürfen. Sturm und Drängen, gewaltsame Gefühle und Ereignisse, Wirrsal und Unruhe wird uns allenthalben genug geboten. Aber wenig Heiterkeit, Gemüthsfrieden, gemüthliche Selbstvertiefung in die freundlichern Zustände des Lebens. Darum ist es ein doppeltes Verdienst, wenn irgendwo diese Saiten stark und innig angeschlagen werden.

In Summa: es ist von Duller's Talent für die Zukunft Vorzüglicheres zu erwarten als er bisher geleistet. Der deutschen Romanschriftsteller, von denen sich dies sagen läßt, sind nicht viele. 1.

Notizen.

Ein vor Kurzem zu London über London erschienenes Werk, das den Titel führt: „The great Metropolis", findet zwar bei einigen, namentlich torystisch gesinnten englischen Zeitschriften wenig Anerkennung, enthält aber nichtsdestoweniger manches Beherzigenswerthe. Der Verf. ist allerdings ein Liberaler von Gesinnung, ja man kann ihn in gewissem Betracht wol sogar einen Radicalen nennen; allein dessenungeachtet scheint er ein geistreicher Mann zu sein, und wir wollen doch nicht lauter beobachtende Werke von vornehmen Leuten, von Grafen und Fürsten, von Semilassos und Homegalaktos lesen. Wir wollen die Welt nicht blos aus der Cavalierperspective, sondern auch aus der rein bürgerlichen Perspective betrachtet wissen. Es fragt sich, welche die richtigere ist. So wenig wir es billigen können, wenn der pure blanke Sansculottismus sich aufthun und sich eine besondere Weltbeobachtungsgabe beimessen will, ebenso wenig können wir uns mit der puren Vornehmigkeit und ständischen Erimirtheit befreidigen, sollte sie auch so geistreich sich ausnehmen wie in dem Büchlein des Verf. der „Impressions of England", über die in Nr. 23 u. 24 d. Bl. bereits berichtet worden ist.

„London", so äußert sich der Verf. von „The great Metropolis", „ist eine kleine Welt für sich. Man kann dort im eigentlichsten Sinne Alles haben, wenn nur die Mittel nicht fehlen. Es sind hier Menschen aus allen Weltgegenden, Ländern und Himmelsstrichen. Mit jedweder Gestalt und Form der öffentlichen und Privatmeinung, mit allen Nuancen des menschlichen Charakters kann man hier bekannt und vertraut werden. Dies vermag außer London keine andere Stadt der Welt, und darum läßt sich in dieser Hinsicht auch keine andere mit ihr vergleichen. Man berechnet im Durchschnitte Tag aus Tag ein die Zahl der Fremden, die sich nur wenige Tage in London aufhalten, auf 120,000. Es sind hier allein fortwährend 130,000 Schotten, eine Zahl, die beinahe der Bevölkerung von Edinburg gleichkommt. Irländer sind hier mindestens 200,000, was etwa die Einwohnerzahl von Dublin betragen mag." (Es wäre gut für Irland, wenn einmal alle Irländer nach London zögen, wenigstens Diejenigen, deren wöchentliche Einnahmen man auf zwei Schillinge berechnet. Sie würden die londoner Bürger allerdings nicht reich, vielleicht aber die engherzigen Parlamente etwas weitherziger machen.) Die Anzahl der in London stets anwesenden Franzosen wird auf 50,000 angegeben. Über die londoner Clubs äußert sich der Verf. sehr humeristisch und sarkastisch. Er meint, einer der größten Vortheile dieser Clubs sei der, daß die Mitglieder dort wohlfeiler speisen könnten als anderwärts. Man bekomme dort jeden Artikel um den Einkaufspreis und außerdem auch halbe Portionen. Der Herzog von Wellington speise auch zuweilen in seinem, dem Carltonclub, Mr. Hume thue desgleichen im Reformclub, und Beide bezahlten für ihre Mahlzeit nicht mehr als einen Schilling. Obwol nämlich Se. herzogl. Gnaden und das ehrenwerthe Mitglied für Middlesex sehr verschiedenartige Naturen seien, so seien sie doch wiederum in allen Dingen, die zur Privatökonomie gehören, auf bewunderungswürdige Weise einverstanden. Mr. Hume sowol als Se. herzogl. Gnaden hätten Beide weislich überlegt, daß, wenn man für sein Mittagsbrot nur einen Schilling ausgäbe, man desto eher den Penny für den Aufwärter erübrigen könne. Auch fänden vortreffliche und höchlich zu berücksichtigende Anwartschaften in diesen Clubs statt. Jeder solche habe seinen Weinausschuß, und als Glied in diesen aufgenommen zu werden, sei das sehnsüchtige Verlangen aller Mitglieder ohne Ausnahme. Wenn man zum Weincomité gehöre, so sei man geborgen, denn man erlange dadurch erstlich den unzerstörbaren Ruf eines echten Weinkenners, und dann sei man auch ex officio verbunden, die vortrefflichsten Weine privatim zu kosten.

Die londoner Aristokratie kommt bei unserm Verf. sehr übel weg. Man glaube kaum, sagt er, welch eine sittliche Verderbtheit, welche Ausschweifung unter dem männlichen Theile derselben herrschend sei. „Was ich hierbei vorzüglich im Auge habe", sagt er, „das sind die unablässigen Versuche unserer aristokratischen Fashionables (zuweilen produciren sie sich auch auf sehr unfashionable Weise), rechtliche Frauen zu verführen. Der Ausdruck, mit dem sie die jungen Mädchen, die sie zu ihren Opfern auserwählt, bezeichnen, ist für ihre eigne Unsittlichkeit sehr ausdrucksvoll; sie nennen sie unfortunate girls". Es gibt ihrer, die sich die Realisation dieser Bezeichnung zur Lebensaufgabe stellen." Wer London kenne, fügt der Verf. hinzu, der werde zugestehen, daß das Leben unter den höhern Ständen wenig besser sei als eine fortwährende Scene von Intriguen und Liebeshändeln, von „Massacren bürgerlicher Ehen und Keuschheiten". Das Verbrechen des Ehebruchs komme in keiner andern Hauptstadt so häufig vor als in London, und man wisse wohl, von wem es hauptsächlich ausgehe. Dies ist ein hartes Wort, vielleicht ein zu hartes Wort, wenn es blos auf den Adel Bezug haben soll. Sonst aber ist es ein wahres Wort. Es läßt sich mit Bestimmtheit versichern, daß in Paris weit weniger skandalöse Ehebruchsgeschichten unter den höhern Ständen vorfallen als in London, und Paris gilt doch sonst dem sittlichen Censor immer für das Sodom von Europa.

Der zu Gent erscheinende „Messager des sciences et des arts" ꝛc. verbreitet sich ausführlich und nicht ohne Gelehrsamkeit über eine im J. 1834 unweit dem Dorfe Poulseur in der Provinz Lüttich aufgefundene Bronzebüste aus den Römerzeiten, deren vollkommen unversehrter Zustand und große Schönheit die Bewunderung der niederländischen Alterthumsforscher auf sich zog. Ihrem Alter nach stammt diese Büste aus der Zeit der Antonine, vielleicht auch aus einer noch frühern Epoche, und dürfte an Zierlichkeit und Geschmack der Arbeit nicht leicht ihres Gleichen finden. Man war früher der Meinung, sie stelle einen Nero oder Antinous vor; doch wird von Roulez, einem der tüchtigsten Archäologen in den Niederlanden, eben in jener Zeitschrift mit ziemlicher Authenticität nachgewiesen, daß es ein Bacchuskopf sei. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 56. —— 25. Februar 1837.

Mittheilungen über die Freimaurerei von Br. ·. Fr. Heldmann. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1836. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Der Geiſt unſerer Zeit ſtrebt offenbar dahin, möglichſt große Öffentlichkeit allen Thatſachen und Verhandlungen zu geben, welche die Geſellſchaft intereſſiren können. So iſt beiſpielsweiſe in Staaten, die ſich populairer Verfaſſungen erfreuen, Öffentlichkeit der parlamentariſchen wie der gerichtlichen Verhandlungen einer der Grundzüge dieſer Verfaſſungen. Als eine fernerweitige Conſequenz eben dieſes Princips aber möchten wir fodern, daß im Staate kein Inſtitut beſtehe, deſſen weſentliche Tendenzen und Zwecke nicht nur keineswegs offenkundig, ſondern das ſelbſt unter ſeinen eigentlichen Mitgliedern „viele Tauſende" zählt, denen ſolche unbekannt oder dunkel ſind. Ein ſolches Inſtitut im Staate gar nicht zu dulden, oder doch mit Mistrauen zu überwachen, möchte man den reſpectiven Regierungen in ſo lange nicht verargen dürfen, bis der Schleier des Geheimniſſes, hinter dem es ſich verbirgt, hinlänglich gelüftet iſt, um ſie von deſſen Unſchädlichkeit zu überzeugen. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir der Publication des gegenwärtigen Buches, das ſich vor andern Freimaurerſchriften dadurch vortheilhaft auszeichnet, daß es nicht ausſchließlich für die .·. Brüder geſchrieben iſt, jene Abſicht zu Grunde legen. Auch bezweifeln wir um ſo weniger, daß ſolche erreicht werden dürfte, da in demſelben wirklich ſehr ſchätzbare und in hohem Grade befriedigende Auskünfte über den Urſprung und Zweck der Freimaurerei, deren Verhältniß zu Kirche und Staat, wie überhaupt über Alles, was auch für den ſogenannten Profanen dabei von Intereſſe ſein kann, enthalten ſind. In dieſer Hinſicht aber zeichnen ſich beſonders die aus der Feder des Herausgebers und H. Zſchokke's fließenden Mittheilungen aus, mit denen wir uns demnach auch hier vorzugsweiſe beſchäftigen wollen.

Letzterer eröffnet den Band mit einem „Überblick des gegenwärtigen Zuſtandes der Freimaurerei in Europa". Nach ihm iſt dieſer Zuſtand keineswegs erfreulich. An die Stelle des Maurerthums ſelbſt nämlich ſeien, wie er ſagt, Ceremoniel und Ordensſucht — das heutige Freimaurerweſen — getreten, weshalb denn auch ſchon ſeit geraumer Zeit die beſſern Köpfe, die an dem Bunde Theil genommen, die Maurerei in ihrer gegenwärtigen Entartung nur für eine zeitverſplitternde feierliche Spielerei großer Kinder mit Bärten gehalten und ſich theils von dem Bunde zurückgezogen, theils auf das Beſſere hingeſtrebt hätten. „Doch die meiſten leuchtenden Brüder blieben leider ſehr oft Unerleuchtete und freuten ſich lieber ihres Spieles mit Titeln, Bändern und bequaſteten blau-, grün-, oder rothgefütterten Schurzfellen." Darum ſei denn auch eben das heutige Freimaurerweſen eine von jenen menſchlichen Stiftungen, die mit der Zeit überalt und den Verhältniſſen des Jahrhunderts fremd geworden. Könne und werde daſſelbe aber noch eine Zeit lang fortbeſtehen, wie es bisher beſtand, ſo ſei dies nur, wie in manchen Ländern Das, was zu ſeiner Zeit löblich geweſen — als Feudalweſen, Mönchsthum, Leibeigenſchaft u. ſ. w. — zwar noch fortdauere, aber ſchwächlich, vom edlern Theile der Welt geringgeſchätzt, oder mit Unwillen betrachtet und gänzlicher Auflöſung mit ſtarken Schritten entgegeneilend.

Entweder — dies iſt die Klimax — muß die Freimaurerei, die, wie ſie jetzt iſt, nichts Geheimes, nichts Eigenthümliches mehr hat, aufhören, weil ſie des Aufhörens würdig geworden, oder ſich in ihrem innerſten Weſen zu Dem, was ſie war und ſein ſoll, verjüngen. Abänderungen der Handgriffe, Paßworte, Logenzeichen und ſelbſt der alterthümlichen Gebräuche ſind aber keine Verjüngung, ſondern nur eine Schminke oder Larve über das alte, welke Geſicht.

Inzwiſchen ſchreibt ſich die von Zſchokke beklagte Entartung des Maurerthums ſchon von einer ziemlich entfernten Epoche her, da ſie, ihm zufolge, in England begann, als es daſelbſt mit Anfang des 17. Jahrhunderts in den ſtaatsbürgerlichen Händeln der Briten zur königlichen Kunſt und eine ſolche achtbare Verbindung zum Ordensgetändel erniedrigt wurde. Als aber andere Nationen die Maurerei empfingen, was viel ſpäter geſchah, wie denn z. B. die älteſte Loge in Deutſchland zu Hamburg 1733 von engliſchen Abgeordneten geſtiftet wurde, war dieſelbe bereits ihrem Weſen und Herkommen nach unkenntlich geworden. Bemerkenswerth dabei iſt aber, daß jede Nation, bei der fortan die Freimaurerei einheimiſch ward, ihr aus ihrer eigenthümlichen Gemüthsart einer Grundzug gab. So ward denn dieſelbe in England politiſch, in Frankreich ſchauſpielerhaft und prunkreich, in Deutſchland roſenkreuzeriſch, wunderſüchtig und moraliſch.

Mit der, hier freilich nur in ſehr gedrängter Kürze wiedergegebenen Schilderung des heutigen Freimaurerweſens, nach

Zschokke, bilden einen grellen Abstich die Grundzüge des wahren Maurerthums, wovon derselbe folgende Skizze entwirft.

Schaffe dir — sagt er — ein Urbild der Menschheit in ihrer einstigen Vollendung; alle Nationen, ohne Unterschied der Farbe, Sprache, Religion und Staatsverhältnisse, aufgelöst in eine einzige Geschwisterschaft; alle losgeschält von den Vorurtheilen der Örtlichkeit, des Standes und Handwerks, ohne National- und Religionshaß; alle in brüderlicher Eintracht um den Allvater vereinigt; alle das Verdienst und die Tugend höher achtend als äußern Rang, Gunst des Zufalls, der Geburt, des Glücks; alle in Demuth, Liebe und Treue wetteifernd am Bau allgemeiner Glückseligkeit; alle bei ungleichen Glücksgütern einander dienstbar; bei ungleichen Ansichten und Einsichten duldsam und sich gegenseitig ehrend; nirgend Gewaltherrschaft, nirgend Knechtschaft, im Genusse der ewigen Rechte aller Sterblichen; Keinem leibeigen, Keinem geisteigen als dem Vater der Geister. Schaffe dir ein solches Urbild, und du kennst nach Maßgebe deiner Bildungsstufe Wesen und Zweck der Maurerei. — Die Religion ist das Verhältniß des Geistes zu Gott und Ewigkeit, ohne Rücksicht auf den Staub der Welt und alles Vergängliche in ihr. Das Maurerthum ist das höchstgedachte ideale Verhältniß der Sterblichen unter sich selbst im Wechsel des Vergänglichen als menschliche Gesellschaft. Wie sich die Religion zu den verschiedenen Kirchen, so verhält sich das Maurerthum zu den verschiedenen Freimaurerschaften, und das Ideal vom Verein der menschlichen Gesellschaft zur Wirklichkeit der bestehenden Staaten.

In einem zweiten Aufsatze, der in Briefform an den Herausgeber gekleidet ist, entwickelt Hr. Zschokke noch näher das hier blos flüchtig angedeutete Verhältniß der Freimaurerei zu Kirche und Staat. Das an diesem Orte Gesagte rechtfertigt das Maurerthum vollkommen gegen jedweden, wider dasselbe wol hin und wieder erhobenen, ja selbst in die Praxis mancher Regierungen übergegangenen Argwohn, es könne solches den bestehenden kirchlichen oder politischen Einrichtungen irgend eine Gefahr bringen und müsse daher strenge überwacht, wol gar als geheime Gesellschaft durchaus nicht geduldet werden. Die Natur der Freimaurerei, sagt er unter Anderm in ersterm Betreff, scheidet alles Kirchliche von ihr aus, weil sie sich nur auf das gegenwärtige Leben bezieht und ohne Rücksicht auf Glaubens- und Kirchenverschiedenheit alle Menschen zu einer einzigen Gottesfamilie wieder verbinden möchte. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, misbilligt er denn auch das System derjenigen Freimaurerlogen, die sich als blos christliche Stiftungen betrachten und daher weder Juden noch Mohammedanern Zutritt bei sich gestatten. Diese bilden nach seiner Ansicht ein wirkliches Seitenstück zu den Quäkern und Herrnhutern, die im bürgerlichen Leben ganz maurerisch, d. i. Brüder sind, oder sich doch wenigstens nennen, und die in ihrer Verbrüderung ebenfalls Vaterland, Stand, schwarze und weiße Farbe der Haut vergessen, bei denen aber Bedingung zu Allem ist: der Bruder müsse von ihrem kirchlichen Meinungssysteme sein. Ebenso aber, wie in kirchlichen Dingen, scheidet auch die Natur der Freimaurerei „alles Politische, und was den bestehenden Staaten eigenthümlich ist, von sich aus, weil sie, ohne Rücksicht auf die wirkliche Cultur, auf die Örtlichkeiten, auf den klimatischen Einfluß und andere Bedingungen, die den Staat für Das, was da ist, bestimmen, nur das Urverhältniß der Menschheit im Auge hat; weil sie sich das menschliche Geschlecht in seiner Vollendung, also auch den Menschen rein denkt von Leidenschaften, also auch von Thorheiten und Verbrechen (worauf der Staat die erste Rücksicht nehmen muß); ferner, weil sie alle Menschen, ohne Rücksicht der Vaterlande und Stände, als eine einzige Geistesverbrüderung um Gott vereinen möchte."

Über den Ursprung und das Alter der Freimaurerei, hinsichtlich deren seither so viel gefabelt ward, ertheilt vornehmlich der Herausgeber in einer der betreffenden Untersuchung eigens gewidmeten Abhandlung sehr schätzbare Aufschlüsse, die um so mehr Glaubwürdigkeit verdienen, da sich solche keineswegs wie andere diesfällige Angaben auf Hypothesen und Legenden stützen, sondern aus alt-überlieferten Urkunden geschöpft sind, die Hr. Heldmann zu Rathe zog. Das wesentlichste Resultat seiner Forschungen aber resumiren wir in Folgendem. Wurde durch ägyptische und phönizische Colonisten nebst andern Wissenschaften und Künsten auch die Baukunst nach Griechenland verpflanzt, so wanderten nach der Unterjochung dieses Landes mehre Baucorporationen nach Rom und lebten auch hier, wie Vitruv bezeugt, den Sitten ihrer Ahnen treu, in eignen Innungen und nach eignen Gesetzen. Mitglieder dieser Corporationen kamen mit den römischen Legionen nach Britannien, wo sie ebenfalls in enggeschlossenen Körperschaften lebten und ihre Kunst fortwährend als Geheimniß übten, dabei aber auch noch andere Geheimnisse und Lehren hatten, die sich wie bei den alten Mysterien an sinnvolle Symbole knüpften. Da nun, wie geschichtlich erwiesen, bei dem römischen Heere in Britannien die Mitglieder der Baucorporationen zu den Ersten gehörten, bei welchen die christliche Lehre Eingang fand, so zogen sie sich später, von den römischen Priestern verfolgt, mit dem Klerus der ersten christlichen Kirche, den Kuldeern, nach den schottischen Hochlanden zurück, wo sie ihr Andenken durch noch vorhandene Denkmäler verewigten. In Folge der allgemeinen Einführung des Christenthums kamen jedoch viele von jenen Bauleuten nach England zurück, wo sie späterhin von den Königen große Freiheiten und sogar das Privilegium erhielten, sich selbst untereinander regieren zu dürfen, auch nach einer aus dem 10. Jahrhunderte vorhandenen Urkunde daselbst im Innern ihrer Verbindung die nämlichen Einrichtungen trafen wie ihre Stammältern in Griechenland und Rom. Sanken nun mit höher steigender und weiter sich verbreitender Cultur die Baucorporation allmälig in der Art, daß sie endlich nach Einführung der Zunftverfassung in den britischen Städten nicht viel mehr als eine bloße Maurerzunft bildeten, so hegte man daselbst doch allgemein noch eine solche Vorliebe für den alten Künstlerbund, daß sich die Angesehensten und Vornehmsten des Landes als Genossen in denselben aufnehmen ließen und, zum Unterschiede von den Werkleuten sich freie Maurer nannten. Ihre Anzahl aber überstieg bald die der Erstern, von denen sie sich in Folge der bürgerlichen Unruhen trennten und unter dem Namen der Freimaurerei einen besondern Bund stifteten, den sie mit Ausschluß der technischen Baukunst nur

den höhern reinmenschlichen Angelegenheiten widmeten, dabei aber ihre Geheimlehre an die höhere Vergeistigung bedeutungsvoller Symbole und der beibehaltenen Embleme der Baukunst knüpften. Allein nicht blos in England, auch in den meisten Ländern des Festlandes findet man den größten Theil des Mittelalters hindurch die Baucorporationen in den Klöstern, wo bekanntlich nach dem Untergange des Römerreiches und der Einführung des Christenthums Künste und Wissenschaften zuerst wiederauflebten und sich über die, in Folge der Völkerwanderung in Barbarei versunkenen Länder verbreiteten. Britische und irländische Priester, wie Bonifacius, Columban u. m. A., die vorzüglich in Frankreich und Deutschland das Christenthum predigten und zu dessen Beförderung eine Menge Kirchen und Klöster bauten, mußten die Mönche derselben bei der Unwissenheit der Laien auch in der Baukunst unterrichten, zu welchem Behufe ihnen denn ganz natürlich die heiligen Gebäude ihres Vaterlandes und deren Einrichtung als Muster dienten. Da nun zur Aufführung so ansehnlicher Gebäude eine große Anzahl von Werkleuten erfoderlich war, so vermuthet Hr. Heldmann mit großer Wahrscheinlichkeit, es hätten die Mönche in den neubekehrten Ländern von jenen Aposteln des Christenthums auch die Institutionen und Statuten der britischen Baucorporationen empfangen. Zur Unterstützung eben dieser Hypothese bemerkt derselbe, daß sich sowol aus Feßler's gesammelten Urkunden wie aus andern Denkmälern ergebe, daß bis ins 13. Jahrhundert und an manchen Orten noch später gelehrte und kunstverständige Mönche, ja, selbst Äbte und Bischöfe an der Spitze zahlreicher Bauverbindungen standen, die ihre Kunst geheim hielten und bei ihren Versammlungen, die stets in den Klöstern gehalten wurden, besondere liturgische und symbolische Gebräuche übten. Auch daß sie eine höhere Geheimlehre hatten, beweisen seiner Meinung nach die fast in allen von ihnen erbauten kirchlichen Gebäuden befindlichen sogenannten Wahrzeichen, woraus deutlich abzunehmen, daß sie über gewisse Begriffe und Vorurtheile ihrer Zeit weit erhaben waren.

Ist indessen, wie aus dem Vorstehenden erhellt, die Freimaurerei von England aus nach dem Continente und namentlich nach Deutschland hin verpflanzt worden, so läßt sich doch nach einer von Dr. Kloß zu Frankfurt a. M. dem Herausgeber gemachten und in dem Bande abgedruckten Mittheilung mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß die betreffende Grundidee wirklich deutschen Ursprungs ist und die Stifter des neu-englischen Großmeisterthums solche als Typus ihrer Reform der Freimaurerbrüderschaft etwa um die Mitte des 17. Jahrhunderts angenommen haben. Nach jener Mittheilung nämlich hätte in den ersten Decennien eben dieses Jahrhunderts der würtembergische Generalsuperintendent J. V. Andreä einen Bund errichtet und in einem kleinen Cirkel ausgeführt, den er Civitas Christianopolis genannt, und dessen Formen mit den freimaurerischen, besonders den alten, viel Ähnlichkeit hatten, in manchen Stücken sogar mit denselben übereinstimmten. Die Leitung dieses Bundes nun — heißt es weiter — sei von Andreä seinem Freunde Comenius übertragen worden, der ein zu seiner Zeit berühmter Gelehrter war und 1641 nach England berufen wurde, um daselbst die Schulen des Landes zu reformiren. Aus den von diesem Gelehrten hinterlassenen, aber erst geraume Zeit nach seinem Tode durch den Druck veröffentlichten Schriften nun, die Dr. Kloß erforschte, ergibt sich aus schon angedeuteten Gründen die vorbesagte Vermuthung.

Was die übrigen noch in dem vor uns liegenden Buche enthaltenen Mittheilungen anbetrifft, so wollen wir schließlich bemerken, daß solche mehrentheils in freimaurerischen Reden bestehen, die vom Herausgeber und andern .·. Brüdern an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten gehalten wurden. In ihnen allen athmet derjenige Geist, den Hr. Zschokke als den des echten Maurerthums bezeichnet; sohin geht aus denselben implicite hervor, was auch wol mit deren Veröffentlichung bezweckt wurde, daß gedachtes Institut, in seiner Reinheit aufgefaßt, weit entfernt, in die kirchliche oder politische Sphäre nachtheilig einzugreifen, nur die Beförderung wahrer Humanität zum Gegenstande seines Wirkens hat. 17.

Über Jephtha's Tochter, ein Gemälde von Karl Österley.

Wenn es den Zwecken Ihrer „Blätter für literarische Unterhaltung" nicht zu fremd erscheint, so möchte ich Ihre Leser mit ein paar Worten von einem Bilde unserer neuesten Zeit unterhalten, das auch vielleicht insofern nicht ganz vom Literarischen abgeschieden ist, als man darin wol den kleinen Einfluß eines kleinen literarischen Productes nachweisen kann. Die deutsche Kunst scheint überhaupt, gefördert durch eignes inneres Erstarken und äußere Theilnahme, ein so bedeutendes Element unserer Cultur werden zu wollen, daß wir sie kaum in unsern literarischen Journalen noch lange werden ignoriren dürfen. Das fragliche Gemälde, das durch eine Skizze und Beschreibung der „Hanoverschen Kunstblätter" dem Gegenstande nach bekannter geworden ist und hoffentlich durch einen Kupferstich bald auch der Behandlung nach bekannter werden wird, scheint uns einer der glücklichen Vertreter der neuesten Kunstthätigkeit zu sein, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Der vielbearbeitete Gegenstand ist hier mit einem so sichern Griff in die tiefste Natur desselben aufgefaßt, daß man um so freudiger überrascht wird, je mehr man die vielfache Hülflosigkeit neuerer Compositionen zu bemerken Gelegenheit hat. Dieses Bild stellt gleichsam unter vielen vorausgegangenen mißglückten Versuchen das Ei des Colombo auf, vereint wie in einem Brennpunkt die Idee der bekannten Mythe und stellt diese so rein verkörpert dar, daß schwerlich Jemand nach dieser Tochter Jephtha's eine andere wird denken oder sehen mögen. Ältere Meister verschiedener Schulen aus mehr materiellen Zeiten haben zur Darstellung dieser Mythe die Scene gewählt, wo Jephtha zurückkommt und seine Tochter ihm aus dem Hause mit Pauken und Reigen entgegeneilt. Dies ist ein gänzlicher Mißgriff schon an und für sich; es ist ein Moment gewählt, der sich zum theatralischen Effecte, der sich zur Hervorhebung in jeder poetischen successiven Darstellung vortrefflich eignet, wo man vorher den erschütternden Gegensatz in dieser Begegnung durch das Vorausgegangene der Thatsache kennt und die Aussicht auf den tragischen Ausgang hat, der die dunkle Folie zu der heitern Scene des Augenblicks bildet. Diese Auffassung zertheilt das Interesse auf zwei Partien, die in dem Bilde gar keinen Bezug aufeinander haben, sondern nur in der Phantasie des der Sage kundigen Beschauers; und überdies regt dieser Moment leidenschaftlich und schmerzlich an, eine Wirkung, die der Künstler nicht muß

machen wollen, wenn ihn nicht die Natur seines Gegenstandes dazu zwingt. Unsere Aufgabe aber hat weit tiefere Seiten und namentlich weit innerlichern Werth, als jene Auffassung zu zeigen vermag, in der gleichsam der Vater mehr die Hauptperson bildet als die Tochter, auf der doch unser größerer Antheil unwillkürlich und natürlich ruht. Ein neuester Rival von Österley ging auf diese innerlichere Natur des Gegenstandes mehr ein. Er zeigt die Tochter, schon kundig ihres Schicksals, auf ihren Bergen in der Mitte ihrer Gespielen, wie sie ihre Jungfrauschaft beweint und von ihren Begleiterinnen getröstet wird. Abgesehen von dem Widerlichen, das in dieser Ursache des Weinens für uns liegt, sobald wir an den Text des Mythus erinnert sind, so ist in dieser Behandlung freiwillig und muthwillig das Große dem Kleinen geopfert. Die Heldin spielt die Figur der Schwäche, die Gespielen heben sich durch ihren Trost über sie hervor, dem Betrachter wird ein Mitleid eingeflößt, das in der Heldin nur ein armes Opferlamm erkennt, und das nicht in sich irgend ein versöhnendes und erhebendes Moment bietet. Ganz anders die Jephtha-Tochter Österley's. Sie steht auf den Bergen, wohin sie mit ihren Mädchen gewandert ist, umgeben von diesen vier Gespielen, die sich in verschiedenen Graden und Abstufungen des verzweifelnden, des lauten, des stillen Schmerzes oder der anbetenden Bewunderung um und an sie schmiegen, eine einzige ganz vortreffliche Gruppe bildend, in deren Mittelpunkt die Tochter Jephtha's erhaben steht, wie in der äußern Stellung, die ihr gegeben ist, so in dem wundervollen Ausdrucke ihres Gesichts. Es ist keine Jungfrauschaft, die hier beweint wird, denn die Jungfrauen trauern hier nicht ceremoniell einer Sitte gemäß, sondern um ihre Freundin, die ihnen entrissen wird; es ist nicht ein Abschied von den Bergen, was in dem ausgestreckten Arme liegt, ein „Lebt wohl ihr Berge, ihr geliebten Triften" (wir wünschen wenigstens nicht, daß der Künstler dies damit hat andeuten wollen); es ist nicht ein Abschied von den Mädchen, den die Tochter Jephtha's nimmt, sondern ein Abschied von dem Leben, und nicht ein gepreßter Abschied eines unwillig zum Tode geschleppten Opferthieres, sondern der heroische einer Jungfrau, die mit freiem Willen, und erfüllt von dem Werthe ihres Todes für Israel, dem Gelübde ihres Vaters tröstend entgegenkam. Hier hat sie nicht den Vater mehr zu trösten, aber ihre Gespielen. Diese verzagen, sie selbst erhebt sich groß und edel. Es glänzt eine überwundene Thräne in ihrem Auge, ein bewältigter Schmerz schreibt gleichsam aus ihren Gesichtszügen, in dem ausgestreckten rechten Arme liegt eine so bestimmte Sprache des Trostes: ob es werth wäre, um dieses kleine Leben so heftig zu trauern, das zu verlassen ein so großer Anlaß auffodere; und eben dies sagt der Mund, in dem ein Hauch von Geringschätzung zum Erstaunen fein angedeutet ist. Denn dies ist vielleicht die größte Seite des Bildes, daß Österley nach dieser Auffassung nicht in den Fehler des Allzuheroischen, auch nicht im Geringsten, verfallen ist. Man sieht, daß die schwache weibliche Natur einen Kampf gekämpft, daß der Wille einer Heldentochter über den Körper gesiegt hat; denn in ihrem Gesichte strahlt dieser schmerzliche Sieg, während noch in der ganzen Haltung des Körpers etwas Gebrochenes liegt, was wir unbeschreiblich und freilich auch unbeschreibbar finden. Österley muß das Lied von Lord Byron gekannt haben, das in Baumstark's „Bardale" steht, mit der Composition, der es untergelegt ist, denn die Wirkung seines Bildes ist mit der des schmucklosen und ergreifenden Gesangs ganz harmonisch. Dieses Lied schließt im deutschen Texte mit den Worten, die die Sterbende spricht: „Mein gedenk noch, die Ruhm dir erwarb, und vergiß nicht, daß lächelnd ich starb." Wenn Österley der naheliegenden Versuchung unterlegen wäre, dieses Lächeln abzubilden im Gemälde, so würde er die große, tiefergreifende Wirkung seines Gemäldes wesentlich gestört haben, diese einheitliche Wirkung; denn nichts in diesem Bilde fällt auf, nichts stört, nichts wünscht man anders, Alles zielt nur objectiv auf den Einen idealsten Moment der Sage, subjectiv auf die Eine Gemüthswirkung, die jener Idee entspricht. Der freiwillige Opfertod für eine große Sache ist jene Idee, bewunderndes Mitleid oder ein schmerzlich-stilles Bestaunen diese Wirkung. Dem Maler ist es gelungen, aus der Tochter Jephtha's an Höhe und Würde eine Iphigenie zu machen. So streiten sich auch in seinen Gruppen und Figuren patriarchalische Einfalt und griechische Grazie. Man sieht dem Bilde an, daß der Künstler die Antike studirt hat, daß er das Eigenthümliche eines Gegenstandes daneben zu respectiren weiß. Die Köpfe seiner Figuren, oder der Tochter Jephtha's, um bei ihr allein stehen zu bleiben, sind nach orientalischem Ideal gehalten, ohne daß es irgend störend würde; die Gestalten sind alle mehr schlank und dürftig, wie es der Geschmack des Orientalen liebt. Nichts aber verräth irgend ein ängstliches Anschließen an hergebrachte Darstellungsart; keine kleinliche Scheu vor der künstlerischen Tradition. Alles wächst aus der innersten Natur heraus. Der Künstler gehört keiner deutschen Malerschule an, und wir wünschten, daß man das bald von vielen unserer hoffnungsvollen jungen Maler sagen könnte. Nicht am geringsten schätzen wir die Anspruchlosigkeit und große Einfachheit im Colorit, die merkwürdig absticht gegen die übersatten Farben so vieler unserer gegenwärtigen Künstler; und so ist über das Ganze eine nachahmenswerthe Einfalt gebreitet, die völlig entfernt ist von der so gewöhnlichen Sucht der Neuern, in allem Detail gleiche Vollendung wie in der Hauptsache zu erzielen, neben dem interessanten historischen Gegenstande auch zugleich eine interessante Landschaft u. dergl. zu geben. Wir wünschen unserm Künstler viele Gelegenheit, sich Stoffe frei zu wählen, und wollen dann sehen, ob dies ein einzelner glücklicher Wurf war, oder ob er aus jedem eingegangenen Spiele mit so entschiedenem Glücke hervorgeht. 75.

Notizen.

Der Professor der böhmischen Literatur in Olmütz, Anton Boczek, hat einen „Codex diplomaticus et epistolaris Moraviae" in Brünn herausgegeben. Es treten hierdurch sehr wichtige historische Documente, besonders in Bezug auf die ältere Geschichte von Mähren und den Nachbarländern, ans Licht. Der Herausgeber hat 20 Jahre mit dem größten Fleiße an diesem Werke gearbeitet.

In dem Studienjahre 1835—36 befanden sich auf der petersburger Universität 41 Lehrer und 275 Studirende, 38 mehr als im vorhergehenden Jahre.

Im Jahre 1829 wurden goldhaltige Striche im Bezirke der turinskischen Erzgruben in Petropawlowsk entdeckt. Die Striche laufen an dem Flusse Pestschanka hin, der 9 Werst von den turinskischen Gruben entspringt und nach südöstlicher Richtung in die Kamenka einmündet. Der Raum, in dem der goldhaltige Sand vorkommt, ist 3 Werst lang und 15—30 Faden breit. Seit der Entdeckung im Aug. 1829 bis zum J. 1836 sind 195 Pud, 2 Pfund, 44 Solotnik, 82 Theile reines Gold aus dieser Wäsche gewonnen. Im ersten Jahre lieferte die Wäsche im mittlern Gehalte 16 Solotnik reines Gold aus 100 Pud Sand, 1835 nach allmäliger Abnahme nur 1—1½ Solotnik. Zur festern Begründung der Theorie der Aufsuchung und Ausbeutung der goldhaltigen Lager in Rußland sind kürzlich zwei Preise, jeder von 2500 Rubel, für die beste Schrift über einen jeden dieser Gegenstände ausgesetzt worden.

Die Bergwerke in Ungarn, Siebenbürgen, dem Banat und der Bukowina ergaben für 1836: in Gold 3367 Mark, in Silber 12,473 Mark, oder in wiener Pfunden: Gold 1683 Pfund 15 Loth, Silber 6236 Pfund 15 Loth. Hieraus werden geprägt: an kaiserlich östreichischen einfachen Dukaten 296,671 Stück à 4½ Fl. C.-M., oder 1,330,519 Fl. 30 Kr. C.-M., und in Silber 380,772 Fl., zusammen 1,711,291 Fl. 30 Kr. C.-M. 60.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 57. — 26. Februar 1837.

Afronius Fatagel, der Freiheitsritter. Philanthropiſcher Roman von Juſtus Ironius Kosmopolita. Glogau, Flemming. 1835. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Wir bitten unſere Leſer gleich im Voraus um Vergebung, wenn der Inhalt dieſes Buches, der alle großen Zeitfragen in Anregung bringt, uns weitläufiger als gewöhnlich werden läßt. Der Titel deſſelben ſagt hinreichend, was es iſt, eine Satire auf die herrſchenden Lieblingsideen des Zeitalters und Diejenigen, welche ſich, mit Recht oder Unrecht, berufen fühlen, ſie ins Leben treten zu machen. Es iſt zugleich eine geiſtreiche und witzige Satire, welche Freund und Feind mit Nutzen leſen mag; indeſſen, eine Satire iſt noch kein Beweis. Alles Menſchliche und Irdiſche hat ſeine Schatten, ſeine ſchwache Seite, durch die es zum Theil mit iſt, denn ohne ſie würde es vielleicht nicht ins Leben treten können, ſodaß in gewiſſer Beziehung, wie ſophiſtiſch es auch klingen möge, ſeine ſchwache Seite wieder ſeine ſtarke, die negative Bedingung ſeiner Exiſtenz wird. So hat das Höchſte und Beſte auf Erden der Satire, der Parodie Raum gegeben und wird es, ſo lange die Erde Erde iſt. Zwar ſagt uns der Verf. in ſeiner Vorrede:

Der größte Fehler der Deutſchen iſt der, keinen Spaß zu verſtehen. Sie gleichen darin einem halbgebildeten Menſchen, dem die Geſellſchaft fremd iſt. Jeder Scherz wird von ihnen hoch genommen und der Witz beleidigt ſie. Sonderbar! Dieſelben Deutſchen, die der freien Genialität immer ſo laut das Wort reden, in der Theorie ihr huldigen, ſie verfechten, wo ſie immer angegriffen wird, dieſelben Deutſchen ſind in Bezug auf die grade herrſchende Idee die engherzigſten, die reizbarſten, die eingenommenſten Menſchen. Vor 50 Jahren war es Niemand zu rathen an einem Hochgeſtellten irgend etwas lächerlich zu finden; heute wird Der geſteinigt, der über einen anmaßlichen Volksvertreter ein witziges Wort ſagt, oder der an dem Reiche der Ordnung irgend etwas Gutes entdeckt. Bei andern Völkern iſt dies anders. Ariſtophanes durfte ohne Gefahr über Plato und Sokrates lachen zu einer Zeit, wo ihre Philoſophie im höchſten Anſehen ſtand; Cervantes durfte das Ritterthum verſpotten, während Jeder ein Ritter ſein wollte (?); Ariſtin konnte das Epos verhöhnen, während Taſſo und Arioſt bewundert wurden; Butler durfte den Puritanismus verſpotten, während ein Puritaner zu ſein die höchſte der Ehren war, und Voltaire konnte den Optimismus und die Philoſophie parodiren, während Niemand ohne Philoſophie leben zu können glaubte. Die Deutſchen nur dulden dergleichen nicht. Trotz ihrer freien Genialität iſt jeder leiſe Scherz gegen eine jedesmalige Lieblingsidee eine Beleidigung für Alle. Der Satiriker iſt verloren unter ihnen!

Wie ſollten ſie nun mir verzeihen, der ich es gewagt habe, ihnen den ſtillen Wahnſinn jener liebenswürdigen Freiheitsmänner hinzumalen, vor denen ſie heut auf den Knien liegen und die ſie in 50 Jahren aus vollem Halſe verlachen werden?

Wenn er uns aber wirklich überzeugen will, daß er nicht grade der Meinung, welche dieſer herrſchenden, oder nach Herrſchaft ſtrebenden, entgegengeſetzt iſt, huldigt und ſomit auch Parteigänger iſt, deſſen Befangenheit man nicht durchweg glauben darf, ſo ſollte er nun recht bald mit einem ſatiriſchen Roman auftreten, in welchem er mit gleichem Talent als den Freiheitsritter unſerer Tage den Ritter der Legitimität zeichnete, mit ſeinen ſchwachen Seiten, ſeinen Fehlern, ſeiner Beſchränktheit, ſeinem eigennützigen Beharren, ſeinem Nichts-gelernt-haben, ſeinem Warten auf einen Meſſias, der nur dann kommen könnte, wenn das Rad der Welt einmal rückwärts rollte. Dann würden wir Betheuerungen, die wir jetzt halb ungläubig anhören, mit Überzeugung aufnehmen, dann würde ſein Wort mit ſeiner Weisheit einen noch ſtärkern Eindruck machen als jetzt, wo wir ihn im Herzen noch für einen Parteiſchriftſteller halten, wie ſehr auch unſer guter Wille ſich beſtreben möge, ihn für Das, wofür er ſich ausgibt, für unparteiiſch anzunehmen. Vielleicht hält er ſich ſelbſt dafür; aber wer weiß das ſo eigentlich? Wer kann mit ſeinem Ich ſein Ich beurtheilen, Object und Subject zugleich? Iſt denn das urtheilende Ich darum leidenſchaftloſer und weniger befangen als das handelnde, deſſen Handlungen ja auch eben aus ſeiner, vielleicht einſeitigen Überzeugung hervorgingen? Der Verf. kann uns höchſtens ſagen: „Ich habe kein einleuchtendes materielles Intereſſe, welches mich beſtieht dieſe Meinung auszuſprechen, ich bin nicht erkauft" — und das glauben wir ihm gern aufs Wort —, „ich glaube es redlich zu meinen"; aber ſind wir nicht ſchon beſtochen durch das ganze Gewebe unſerer Lage, unſerer Verhältniſſe, durch unſere Erziehung, unſere Lebenserfahrungen, unſere Umgebungen endlich? Wer darf daher ſagen, er ſei abſolut unparteiiſch und gerecht? Das iſt Gott. Wir Andern glauben es zu ſein, wenn wir redlich gegen uns ſelbſt ſind.

Das, was der Verf. von ſich rühmt und als eine Tugend zu betrachten ſcheint, daß er nämlich weder Dieſes

noch Jenes verficht, ſondern nur die ſchwachen Seiten von Allem aufdeckt, können wir unmöglich für einen Vorzug erachten; denn der Menſchen, welche ſagen, daß Alles eitel iſt auf Erden, haben wir genug gehabt, dieſe Weisheit iſt ſo alt wie das Siegel Salomonis. Damit aber kommen wir nicht weiter, und Werke, welche alles Poſitive angreifen, ohne die Mittel zur Beſſerung anzugeben, hinterlaſſen immer den traurigen Eindruck eines blos Negativen; ſie entmuthigen, ſie drücken nieder, ohne wieder zu erheben, ſie ſind der Ausſpruch des ſtets verneinenden Geiſtes, der die Schöpfung, das Vorhandene angreift, ohne ſie beſſer machen zu können, ohne den Weg zum Beſſern anzugeben. Indeſſen, aus allem Übel iſt dennoch ein Gutes zu ziehen, und das Leben iſt ſo organiſch geſtaltet, es liegt eine ſolche Urkraft darin, daß auch bloßes Wegſchneiden des Schlechten dem Guten ſchon nützt, und daß der Teufel dem lieben Gott in die Hände arbeitet, wenn er das Gegentheil zu thun glaubt. Denn da wir ohne Poſitives im Großen wie im Kleinen nicht fertig werden können, das Poſitive einmal vorhanden ſein muß, alles Poſitive aber ſeine ſchwachen Seiten hat, ſo hat der Satiriker immer leichtes Spiel, oder vielmehr, er findet überall, im Beſten wie im Schlechteſten, Stoff für ſeine Laune. Wir wiſſen Alle, und nur Kinder und Thoren wiſſen es nicht, die Parteien in der politiſchen Welt, wie in der Meinungswelt überhaupt, theilen ſich nicht in gute und ſchlechte Menſchenparteien, ſondern auf jeder Seite ſind Gute und Schlechte, hingeriſſen durch ihre Lage, ihre Erziehung, ihre Vorurtheile, ihre Intereſſen, angezogen durch das Gute wie durch das Schlechte, das Wahre und das Falſche, was in jeder Meinung liegt. Der Gute ergreift vorzugsweiſe die gute Seite der Meinung ſeiner Partei, und die ſchlechte befängt ihn auch; er veredelt ſie ſich in ſeinem Geiſte und Herzen mit der Sophiſtik der Leidenſchaft, und ſelbſt Das, was er ſich nicht erklären kann, was ihm dunkel und nicht zu rechtfertigen zurückbleibt, wird ihm theuer eben durch dieſe Myſtik, durch das Unerklärbare, an dem er das Element des Glaubens, was in ihm liegt, übt, die große Mitgift unſerer Unſterblichkeit, die dunkle Ahnung eines frühern oder ſpäteren Wiſſens, die Wurzel, mit der wir in der Gottheit haften.

Jede Partei alſo empfängt in ihrem Schoos das Gute und das Schlechte, was ihr ihre Anhänger mitbringen, und ihre innere Wahrheit leidet durch den böſen Stoff, den ihr die Geſtaltung des Lebens mitbringt; ihre ſchwache Seite wird gehoben durch den Zuwachs edler Kräfte, den ihr die Guten zuführen. So tritt die reine Theorie der Meinung gleich in das Leben und empfängt auf ihrer lichten oder dunkeln Fläche das Farbenſpiel des Lebendigen; die Meinung der Partei ſchwankt auf den Wellen der Zeit und nach einigen Jahren iſt ihre Farbe und ihr Licht oft ein ganz verändertes.

Es iſt daher der Satire immer möglich, auch die reinſten Meinungen, ſobald ſie Gegenſtand des Streits der Parteien werden und demzufolge in das Leben treten, bei einer dunkeln, fieberhaft gefärbten oder ſchwachen Seite zu faſſen. Daß dieſe für die Partei der Linken oder der Bewegung die Maſſe der ſchlechten, unwiſſenden und untauglichen gewiſſenloſen Subjecte iſt, welche überall Veränderung wünſchen und nie zufrieden ſind, wenn ſie eintritt, weil ſie nirgend brauchbar ſind, iſt leicht einzuſehen; ſobald ein Zuſtand der Ruhe eintritt, werden ſie wieder ebenſo wenig zu brauchen ſein, weil ſie nichts leiſten und nichts lernen wollen, und ſie werden ihn wieder wegwünſchen und wieder nach etwas Anderm ringen und ſtreben, in dem Wahne, ihre Untauglichkeit liege in der Untauglichkeit der Verhältniſſe, nicht in ihnen; und ſo, ſich und Andere betrügend, ſtürzen ſie, ewig löſend, einem nie vorhandenen Ziele zu, einem Ziele, welches im ganzen weiten Raume der Welt und der Schöpfungen nirgend ſtecken wird, denn überall wird nur der Tüchtige der Brauchbare ſein.

Dieſe ſchwache Seite der Partei der Bewegung iſt leicht zu faſſen; die Lächerlichkeit und Nichtsnützigkeit der Schreier dieſer Partei, welche ihr allerdings ſehr ſchädlich ſind, iſt augenſcheinlich, und Niemand wird ſie eher zugeben als grade Die, welche es mit dieſer Partei redlich meinen; deshalb aber iſt die Zeichnung eines ſolchen Narren, wie gelungen ſie auch ſei, noch nicht das Todesurtheil der Partei ſelbſt; denn daß dies die innerſte Meinung des Verf. iſt, zeigt ſein Wahlſpruch. Dieſe Thoren ſind ſo wenig das Weſen dieſer Partei, daß ſie, wenn die Bewegung im liberalen Sinne in der Politik erſt einmal ſo weit gegangen ſein wird, als ſie im Verein mit der Ordnung gehen kann, wenn auf dieſe Weiſe ein ſtabiler Zuſtand erlangt ſein wird, wenn die Meinung des Publicums ſich nicht mehr nach dieſer Seite hin erweitern laſſen wird, zu dem Alten umkehren werden; denn ſie wollen ja nichts als einen Zuſtand finden, in den ihre Untauglichkeit als Tauglichkeit paßt, und werden darin nie ermüden. Iſt alſo die äußerſte Grenze nach der Seite der Bewegung hin erreicht, ſo wird dies perpetuum mobile der Nichtigkeit wieder rückwärts ſtürzen, die alten Zuſtände preiſen und hoffen, daß ſich unter dem Regiment der Sinecuren und Hofchargen etwas für ſie finden möchte; denn die Leidenſchaften des Volks, die ſie kurze Zeit getragen, ſind noch vergänglicher als die Leidenſchaften des Individuums, eben weil ſie Leidenſchaften ſind, und weil die Meiſten, die daran Theil nehmen, nur von den Übrigen gehoben, ſelbſt zu ſchwach ſind, die Leidenſchaft des Individuums zu empfinden. Dann werden alle dieſe Freiheitsritter, ſo viel deren noch vorhanden ſind, warme Legitimiſten werden.

Wir ſehen alſo, daß, wenn ſie leider die Trompeter ihrer Partei ſind, vor deren Blaſen die Mauern Jerichos *nicht* fallen, ſie nicht das Weſen derſelben ſind, und daß ihre geiſtreiche und treffende Schilderung darum die Partei noch nicht entkräftet. Dieſe Schilderung des Helden in dem vorliegenden Werkchen iſt gut; aber gehäſſig müſſen wir es nennen, daß die Perſon, die dazu gewählt wurde, der Träger ſolcher Unwürdigkeit zu ſein, und der man alle Laſter und Gebrechen jener Nichtigen gibt, eine hiſtoriſche Perſon iſt, an der die Verehrung

von Völkern und Individuen hängt; Afronius Fatagel ist nämlich kein anderer als der alte Lafayette. Das Streben dieses Mannes hätte nicht mit dem jener neuern Thoren identificirt werden sollen, um so mehr, als Afronius in dem Buche häufig der jesuitischen Schülerschaft beschuldigt wird; denn wiewol er ein Narr ist, betrügt er doch mit Bewußtsein; er ist ein unerschöpflicher Schwätzer, dessen Schwatzsucht so zur Leidenschaft geworden ist, daß er, wenn er nur vor der Versammlung reden kann, Tolles und Wahres wissend durcheinander mischt, um nur zu reden; um zu glänzen, sind ihm auch jesuitische Mittel nicht zu schlecht: kurz, er ist ein Mensch, den Albernheiten und Leidenschaften beherrschen und hinreißen, der sich selbst ein wenig, Andere aber viel mehr betrügt; eine gelungene Zeichnung einer menschlichen Larve, einer menschlichen Maschine; dieser Mensch ist zwar der moderne Weltstürmer, wie er leibt und lebt, aber er ist auch nicht einmal die Caricatur eines Lafayette.

(Die Fortsetzung folgt.)

Des General Feldmarschalls Hans Adam v. Schöning auf Tamsel Leben- und Kriegsthaten, namentlich sein Zug mit achttausend Brandenburgern gegen die Türken. Ein Beitrag zur Erkennung der Zeitverhältnisse in den kurbrandenburgischen und kursächsischen Landen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Mit dem Bildnisse des Feldmarschalls und 55 Facsimiles von Namensunterschriften ausgezeichneter Zeitgenossen. Von Kurd Wolffgang v. Schöning. Berlin, Lüderitz. 1837. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Die vorliegende, mit Fleiß und Geschicklichkeit aus persönlichen Denkwürdigkeiten und andern ungedruckten schätzbaren Materialien zusammengestellte Biographie eines berühmten Feldherrn gehört in die Classe derjenigen Schriften, durch welche, wie durch die Denkwürdigkeiten der Familie Königsmark, des Grafen Schulenburg u. A., die Specialgeschichte des 17. u. 18. Jahrhunderts wichtige Bereicherungen erhalten haben. Der Verf., Hr. v. Schöning, Hofmarschall des Prinzen Karl von Preußen, hat mit unverkennbarer Theilnahme und durchaus loyaler Gesinnung die Thaten seines berühmten Geschlechtsverwandten geschildert, sich dabei vielfacher Unterstützung zu erfreuen gehabt und, wenn auch Vieles von größerer Wichtigkeit für das Detail der Kriegführung und des Heerwesens in jener Zeit ist, doch auch nicht wenig Interessantes für die Geschichte des genannten Zeitraums geliefert. Die Heldengestalt des großen Kurfürsten, seine tapfern Generale Derfflinger und Barfus, die ausgezeichneten Thaten der brandenburgischen Truppen in den Kriegen gegen die Türken und Franzosen, wo sich unter ihren Führern noch manche Namen finden, die seitdem fortwährend mit Ehre und Ruhm im preußischen Heere genannt sind, wie die Dewitz, Marwitz, Borstell, Götzke, Ziethen, Natzmer, Dohna u. A., bringen eine erfreuliche Mannichfaltigkeit in die Geschichte der allgemeinen Zustände, welche der Verf. theils ausführlich zu beschreiben, theils nur anzudeuten nicht unterlassen hat. Einzelnes daraus wollen wir im Folgenden mittheilen.

Hans Adam v. Schöning war am 1. October 1641 auf seinem Stammgute Tamsel, eine Meile jenseit Küstrin, geboren. Seine Erziehung war die eines jungen Herrn von Adel in jener Zeit; achtjährige Reisen in Frankreich, Italien, England, Spanien, Portugal und Deutschland vollendeten dieselbe, worauf er an den Hof seines Lehnsherrn zurückkehrte. Von 1665—74 ward er Johanniterritter, Legationsrath, Rittmeister, Oberst, focht in den Feldzügen am Rhein und dann gegen die Schweden, als diese nach ihrem verunglückten Einfall in die Mark Brandenburg (1674) von dem Kurfürsten nach Pommern verfolgt wurden. Die Belagerung von Stettin (1677) gab dem Obersten Schöning Gelegenheit, ein selbständiges Commando zu führen und sich unter den Augen seines Landesherrn so auszuzeichnen, daß derselbe ihn nach der Einnahme von Stettin trotz seiner 36 Jahre zum Generalmajor ernannte. Im Feldzuge von 1678 war er bei der Eroberung von Rügen und Stralsund sehr thätig und ward zum Gouverneur von Stralsund erhoben. Darauf zeichnete er sich in dem Winterfeldzuge 1679 in Preußen und Lithauen wiederum aus, wo Mangel und strenge Kälte den Truppen sehr empfindlich waren; „denn (so heißt es in dem Auszuge aus einem Journal des kurfürstlichen Hauptquartiers auf S. 52) Alles mußte unter freiem Himmel bei der entsetzlichsten Kälte bleiben; der Kurfürst blieb angezogen; ich blieb vor das Ofenloch des Kurfürsten sitzen, es waren gottlose Einwohner, der Wirth des Generals Derfflinger wollte sein Haus selbst anzünden"; und weiter: „unsere Armee war in den elendesten Umständen, unsere Leute hatten seit zwei Tagen kein Brot gehabt, und es war auch nichts vor Geld zu haben; bei der entsetzlichen Kälte verloren die Soldaten ganze Glieder, und Einige erfroren selbst während der Nacht". Doch gelang es Schöning, den Feind bis in die Gegend von Riga zu verfolgen und seinem Kurfürsten die Nachricht von der gänzlichen Auflösung der schwedischen Armee zu bringen. In den folgenden Jahren ward Schöning auf alle Weise ausgezeichnet, er stieg bis zum Generallieutenant, Gouverneur von Berlin, Obersten der Leibgarde und Geheimen Staats- und Kriegsrathe.

Im Besitz des vollen Vertrauens seines Kurfürsten erhielt Schöning 1685 den Befehl, ein Hülfscorps von 8000 Brandenburgern nach Ungarn gegen die Türken zu führen; bei Krossen musterte der Kurfürst, der, wie es in einem gleichzeitigen Berichte heißt (S. 85), „mit einem so majestieusem und martialischem Wesen im siebenundsechzigsten Jahre seines Alters zu Pferde saß, daß den Meisten vor Wehmuth die Augen übergingen", seine vortrefflich ausgerüsteten Truppen und ermunterte sie, zu jeder Zeit „ihre Devoir und die wahre Gleire vor Augen zu haben". Schöning antwortete darauf in einer „kurzen, aber wohlgefaßten Soldatenrede" und äußerte in derselben, daß „sie Alle bereit wären, in einer so gerechten Sache und vor die Reputation ihrer Waffe mit Freuden ihr Blut zu vergießen und ihr Leben aufzuopfern, dessen Se. kurfürstl. Durchlaucht festiglich könnten versichert sein".

Die Geschichte der Belagerung und Einnahme von Ofen am 2. September 1686 ist aus Tagebüchern, eigenhändigen Briefen des Generals und anderer Feldherren, sowie aus Schöning's Berichten an den Kurfürsten ausführlich und mit besonderer Berücksichtigung der „brandenburgischen Tapferkeit", sowie der „rigoureuse et bonne conduite de Mr. de Schoening" dargestellt worden (S. 98—138), auch der großen Wichtigkeit gedacht, welche dieser Sieg für die gesammte Christenheit hatte, und der mannichfachen Ehrenbezeigungen, welche Schöning erhielt, den namentlich der Oberbefehlshaber, Herzog Karl von Lothringen, zu verschiedenen Malen „ganz gnädigst embrassirt" und für die Dienste seiner Truppen gedankt hatte. Dafür waren aber auch 3148 Brandenburger geblieben, und mehr als der dritte Mann von Denen, die ausgezogen waren, sah sein Vaterland nicht wieder.

Zwei Jahre darauf (29. April 1688) starb der große Kurfürst, an dem Schöning einen sehr gnädigen Gebieter verlor, obschon die Erhebung des französischen Marschalls Schomberg zum Oberbefehlshaber der gesammten brandenburgischen Kriegsmacht den ältern Offizieren, also auch ihm sehr empfindlich gewesen war. Es ist nicht unerheblich, dabei zu bemerken, daß, als der östreichische Gesandte, Baron Freydag, der bekanntlich das Interesse seines Hofes öfters zum Nachtheile des brandenburgischen Hofes wahrzunehmen wußte, gleich nach dem Absterben des Kurfürsten sich nach Potsdam zu dem neuen Regenten begeben wollte, Schö-

ning als Gouverneur von Berlin nicht zugab, daß ihm die Thore der Residenz geöffnet wurden. Man erinnere sich dabei, daß die in kaiserlichem Eide stehenden brandenburgischen Commandanten beim Regierungsantritt des großen Kurfürsten sich geweigert hatten, ihm den Eid der Treue und des Gehorsams zu schwören (S. 154).

Vom neuen Landesherrn zum Feldmarschallieutenant ernannt, führte Schöning ein Corps von 26,000 Brandenburgern an den Unterrhein, um hier im Reichskriege gegen Ludwig XIV. (1689) thätig zu sein. Er siegte bei Ordingen, eroberte Rheinbergen und eröffnete sodann auf Befehl des Kurfürsten, der persönlich anwesend war, die Belagerung von Bonn, wobei ihn derselbe unter Anderm versicherte, daß er zwar von seiner Klugheit und Tapferkeit die besten Erfolge erwarte, aber auch „wegen des Ausganges, der von Gott dependiret, nicht responsable sein, sondern deshalb außer Verantwortung und Blam sein solle" (S. 197). Die Geschichte dieser Belagerung ist ausführlich nach einem im kurfürstlichen Hauptquartiere geführten Journale erzählt worden (S. 169—205) und gibt manche Belege zu der bequemen Art, wie im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts Belagerungen betrieben wurden. Da kam der Kurfürst mit großer Begleitung in das Lager, hielt öffentliche Tafel, schlief auch eine Nacht daselbst und zog dann wieder ab; die Bürger von Köln kamen scharenweise in das brandenburgische Lager und beschauten die Belagerungsarbeiten u. s. w. Während der ganzen Zeit der Belagerung zeigte sich schon, daß Schöning die Gunst des Kurfürsten nicht in dem Maße besaß, wie er sie bei dessen Vater genossen hatte. Auch trat die persönliche Feindschaft des Generallieutenants v. Barfus, des Oberstlieutenants v. Dohna (desselben, dessen Memoiren G. W. v. Raumer herausgegeben hat) und dem Sohne des Feldmarschalls Schomberg immer mehr hervor und konnte wol nur durch die Anwesenheit des Kurfürsten bei der Armee in Schranken gehalten werden. Sobald derselbe aber im Herbst 1689 nach Kleve abgegangen war, um sich dort huldigen zu lassen, geriethen am 9. September Schöning und Barfus so hart aneinander, daß Beide die Degen zogen und nur durch die Dazwischenkunft anderer Personen ein Duell verhütet wurde. Aus den im vorliegenden Buche mitgetheilten Originalien (S. 208—214) geht so viel hervor, daß beide Männer sich vergessen hatten, daß Schöning allerdings vielfach gereizt war, Barfus indeß auch subordinationswidrig handelte. Der Kurfürst verlangte in dieser Angelegenheit ein Gutachten seiner geheimen Räthe in Berlin, durch welches Schöning als Urheber des Streits bezeichnet wurde, worauf ihn der Kurfürst von der Armee entließ und er sich im September desselben Jahres nach Tamsel zurückbegab; Barfus aber nahm wieder thätigen Antheil am Feldzuge.

Hiermit schließt Schöning's dienstliche Laufbahn im Brandenburgischen. Er trat darauf in kursächsische Dienste und fand an den Kurfürsten Johann Georg III. und Johann Georg IV. sehr gnädige Herren, obgleich bei den sächsischen Truppen weder seine Neuerungen in allen Zweigen der sächsischen Militairreinrichtungen noch seine soldatischen Manieren Beifall finden konnten. Seinem Einflusse auf den Kurfürsten schrieb man es am kaiserlichen Hofe in Wien ganz besonders zu, daß die Verhandlungen über die fernere Stellung der sächsischen Truppen zum Reichsheere einen ungünstigen Ausgang nahmen, und daß der Kurfürst sich dazu nur anheischig machen wollte, wenn ihm vom kaiserlichen Hofe die rückständigen Subsidien bewilligt und andere Vortheile zugestanden würden. Die übertriebenen Berichte, welche hierüber nach Wien erstattet waren, hatten 1692 eine Handlung zur Folge, durch die damals ganz Deutschland in Staunen und Bewegung gesetzt wurde. In der Nacht auf den 23. Juni wurde nämlich das Haus in Teplitz, wo sich Schöning grade wegen seiner Gesundheit aufhielt, mit 200 Mann östreichischer Truppen umstellt, die Thüren mit Gewalt erbrochen und Schöning gezwungen, im bloßen Hemde und Schlafrock, mit nackten Füßen, in einen Wagen zu steigen, der im schnellsten Galopp nach Prag fuhr. Von da ward er nach dem Spielberge bei Brünn geführt, wo man ihn als einen Criminalverbrecher behandelte und allerlei hochverrätherischer Absichten gegen Kaiser und Reich beschuldigte. Trotz warmer Verwendungen von Seiten des Kurfürsten von Sachsen, der sich allerdings durch eine solche Behandlung seines Feldmarschalls auf das tiefste gekränkt fühlte, blieb doch Schöning zwei Jahre in seiner Gefangenschaft, und erst Friedrich August, Johann Georg IV. Nachfolger, erhielt 1694 seine Freilassung vom Kaiser, die er zur Bedingung gemacht hatte, wenn er ferner den mit dem Kaiser bestehenden Verträgen treu bleiben sollte. Hierauf trat Schöning wieder in den Genuß aller seiner Aemter und Würden; aber die schönsten Kräfte waren geschwunden, obschon er erst 52 Jahre alt war, und schon am 28. August 1696 endigte der Tod das Leben eines Mannes, der 30 Jahre lang Soldat und fast immer im Kriege gewesen war. Seine Leiche wurde nach seinem Stammgute Tamsel abgeführt und dort beigesetzt.

Das dem Buche vorgesetzte Bildniß Schöning's zeigt ihn als einen schönen Mann von imposantem Aeußern, wie es wol einem unerschrockenen Kriegsobersten ansteht. Die vielen beigegebenen Facsimiles sind eine dankenswerthe Zugabe für alle Leser, auch wenn sie nicht grade leidenschaftliche Sammler von Autographen berühmter Männer sind. 7.

Notiz.

Tragikomischer Rechtsfall.

Unter den tausend und abertausend Rechtsfällen, womit Jahr für Jahr die europäischen Policeigerichtshöfe ihre Annalen füllen, kommen allerdings häufig recht spaßhafte Geschichten, allein seltener solche vor, in denen Scherz und Ernst so seltsam durcheinander greifen, daß man nicht recht weiß, ob man mehr lächeln oder gerührt werden soll. Hier ist ein solcher auserlesener Fall. Patrick O'Rourke, ein Irländer und noch überdies ein recht origineller Irländer, wurde vor das Policeibureau von Hattengarden in London gestellt, um sich deswegen zu verantworten, daß er in Broadstreet, vor mehren Hundert Zuschauern und Zuhörern O'Connell öffentlich zum König von Irland ausgerufen hatte. Der Arrestant führte zu seiner Entschuldigung an, daß ihn zu diesem Benehmen nicht sowol die Sache selbst als eine beträchtliche Quantität Whisky begeistert hätte, die er zum Frühstück zu sich genommen. Die Magistratsperson fragt nach dem Geschäft des Inculpaten. Derselbe gesteht, daß er so ein Stück von einem Zahnarzt sei und bereits zu Cork in Irland keine üble Praxis gehabt, auch gegenwärtig noch im Kirchspiel von St.-Giles sich einiger Kunden erfreue. „Nun, so wird es Euch", bemerkt der Richter, „unstreitig nicht schwer fallen, die Geldstrafe von fünf Schilling zu erlegen, zu welcher ich Euch wegen Trunkenheit verurtheilen muß." Patrick O'Rourke wendet alle Taschen um. „Beim heiligen Patrick, meinem Namensvetter", ruft er aus, „es ist lange her, daß fünf Schillinge und ich zusammen unter einem Dach gehaust haben." Aus Rücksichten auf diesen Umstand reducirt nun der Beamte die Geldbuße auf einen Schilling, allein da er auch diesen nicht auftreiben kann, so muß der arme Teufel von Zahnarzt ins Gefängniß wandern. Nach einer Viertelstunde meldet der Gefängnißwärter dem Beamten einen seltsamen Umstand. Er war zu dem Gefangenen gekommen und hatte diesen mit ganz blutigem Munde gefunden. Als er ihn nach der Ursache fragte, zeigte ihm O'Rourke zwei Zähne: „Hier, Freund", sagte er, „nehmt diese beiden vollkommen schönen Schneidezähne, die ich mir soeben ausgenommen, tragt sie geschwind zu einem Zahnarzt; er wird Euch mit Vergnügen zwei und einen halben Schilling für das Stück zahlen. Dies wird mehr als hinreichend sein, um meine Geldstrafe zu erlegen, und den Rest behaltet für Eure Mühe." Den Policiebeamten, dem solcher Fall wol noch nicht vorgekommen war, rührte ein so standhaftes Benehmen, er bezahlte die Geldbuße für den Inculpaten und entließ ihn mit dem unverkümmerten Ertrag seiner schmerzlichen Operation. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 58. — 27. Februar 1837.

Afronius Fatagel, der Freiheitsritter. Philanthropiſcher Roman von Juſtus Fronius Kosmopolita.

(Fortſetzung aus Nr. 57.)

Es iſt eine große Einſeitigkeit, wenn wir, aus einer gewiſſen Ferne uns nicht mehr in eine Zeit hineindenken könnend, alle Fehler und Irrthümer derſelben dem Individuum und ſeinem Bewußtſein aufbürden; eine Einſeitigkeit und eine proſaiſche Trockenheit zugleich. So ſagen uns kleinliche Kritiker: „Göthe iſt nur ſo groß und berühmt geworden, weil er die Schwächen ſeiner Zeit ſo meiſterhaft zu benutzen verſtand und ſich jedes Mal an die Spitze ihrer Bewegung und ihrer herrſchenden Idee ſtellte, ihren Schwächen und Meinungen ſchmeichelnd.“ Iſt denn der Dichter kein Menſch? Rechnet er mit ſo kleinlichem Selbſtbewußtſein, ſo jeſuitiſch mit ſich und Andern? Ergreift ihn denn wie jeden tieffühlenden, gewaltigen Menſchen nicht ſeine Zeit von ſelbſt und ohne Berechnung am mächtigſten? Hat er nöthig, ſich abſichtsvoll und bewußt an die Spitze zu ſtellen? Die force des choses trägt ihn hinauf; oder, deutlicher zu reden, ſein Geiſt, ſein tieferes Gemüth ergreift die herrſchenden Ideen mächtiger, ſie ergreifen ihn, weil er in ſeiner Zeit ſteht und keinen andern Grund und Boden hat als ſie; er bewältigt ſie, wird ihrer Herr, gibt ihnen Deutung, Entwickelung und Anwendung, ſpricht ſich aus, und die Schar der Geringern folgt ihm; das iſt das ganze Räthſel jener jeſuitiſchen Berechnung. Aber das wollen die Kleinen, welchen alle Menſchengröße nur ein wohlgetroffenes Rechenexempel iſt, nie begreifen.

Daſſelbe iſt der Fall mit den meiſten hiſtoriſchen Perſonen, die ihre Kraft, nicht blos Umſtände, Lage und Zufälle, in bewegter Zeit emporgetragen; die Gefühle und Gedanken der Zeit ſpiegeln ſich mächtiger in ihrem Geiſte ab. Es iſt deshalb Thorheit, der Berechnung eines ſchändlichen Eigennutzes zuzuſchreiben, was Begeiſterung der Zeit war. Lafayette lebte in einer Zeit, welche die edelſten Gemüther, die größten Geiſter hinriß; auch ſeine Seele ward in den Wirbel der ſchönen Täuſchung fortgeriſſen, und ſein Name knüpft ſich an die edelſten Momente dieſes Traumes, dieſer begeiſterten Leidenſchaft der Zeit. Aber er bewältigte die Zeit nicht; Lafayette hatte geraden Sinn, ein edles Herz, Phantaſie, Gefühl; er hatte vielleicht auch mehr Verſtand als tauſend Andere; aber ſein Verſtand war im Rathe ſeiner übrigen Geiſtesfähigkeiten doch die unterdrückte Kraft, und ſeine Zeit überwältigte ihn mit ihren unermeßlichen Eindrücken, ihre Begeiſterung fiel in ſeine entflammbarſte Periode, und er konnte dieſe Liebe ſeiner Jugend nicht wieder los werden; er lernte nichts mehr von den Wellen der Zeit, die ſich darüber hinlegten, weil er ſeine Zeit in ſeinem Herzen immer noch nachfühlte; und ſo ward er ein junger Greis, der den Traum der Jugend im Alter noch träumte, und der, weil er nie über die Zeit Herr geworden war, auch nur ein falſcher Leiter in der Zeit werden konnte.

Eine ſolche Geſtalt, deren einziger Fehler jene altgewordene oder jene unerſchütterliche Begeiſterung für Ideen war, die ſie nicht mehr nach den Bedürfniſſen der Zeit motivirte, wird auf keine Weiſe durch jenen anmaßlichen Narren, den Helden des vorliegenden Werks, charakteriſirt, und eine heilige Scheu hätte den Verf., wie Ariſtophaniſch er auch dachte, abhalten ſollen, ſeine Larve mit einem ſo edeln Namen zu ſchmücken. Afronius iſt nicht Lafayette; er iſt der moderne Freiheitsritter, die unwiſſende, die anmaßende, die aus Nichtigkeit, um ſich die innere Leere zu verhüllen, tobende, unruhige Geſtalt, die, von einer unſinnigen Leidenſchaft getrieben, nicht weiß, wohin ſie ſtürzt, was ſie will, wohin ſie Andere treibt.

Ebenſo wunderlich iſt eine andere Geſtalt des Romans mit bekannten Charakteren der Geſchichte identificirt, und dieſes Mal noch dazu mit mehren; Abbé Picaro, der Lehrer und Erzieher des Helden, ſein Freund, ſein Werkzeug. Dieſer iſt bald Sièyes, der Conſtitutionsfabrikant, bald iſt er der große Diplomat Talleyrand, und nebenbei ſtellt er den Sancho Panſa des irrenden Ritters vor, womit ſich jene beiden Namen gar nicht vereinen wollen. Indeſſen iſt dieſe Geſtalt im Ganzen doch ziemlich ergötzlich, vorzüglich gegen das Ende, wo ſie ſich dem Weſen Sancho's mehr zuneigt und ſogar in die Sprüchwortswuth des alten Schildknappen verfällt, wenn der Ritter weidlich ausgeprügelt worden iſt. Sie ſteht anfangs neben dem ſchwärmenden Narren wie der kluge, nicht begeiſterte Eigennutz, der ſeinen eignen Handel nebenbei treibt, und ſo verſchmilzt ſie nicht übel Talleyrand's und Sièyes' Figuren und geht endlich in den platten geſunden Menſchenverſtand über, der der ſchwärmenden Thorheit warnend folgt und mitunter mit ihr leiden muß.

Um Einheit der Charakterzeichnung hat ſich der Verf., wie wir ſehen, hier nicht viel bekümmert; ſeine Perſonen ſind meiſt abgezogene Begriffe, wie Sophia Pandemos, die Geliebte des Helden, oder Caricaturen hiſtoriſcher Perſonen, ohne Wahrheit und Haltung; nur ſein Held iſt, als Maske, durchweg aus dem Ganzen gegoſſen und eine in ſich vollendete Zeichnung, an der nur der untergelegte hiſtoriſche Name zu tadeln. Unſere Leſer werden wiſſen wollen, worauf wir denn dieſe unſere Erklärung der wahren Bedeutung der im Incognito gehaltenen Figuren des Romans gründen; es gereiche ihnen zur Antwort, daß dieſes ſehr deutlich aus der Fabel des Buches hervorgeht, welche weiter nichts iſt als die Zeitgeſchichte ſelbſt unter veränderten Namen, und die Geſchichte Lafayette's, der ihren Helden darſtellt. Auch Napoleon kommt als kleiner Schlächtermeiſter Nipaul darin vor und wird beſonders ſehr unwürdig bedacht, indem der Verf. bei ſeinem Sturze ſagt: die Welt habe nun geſehen, wohin der abſolute Egoismus führe. Dieſe flache Anſicht eines Charakters, der die Zeit während ſo langer Zeit unumſchränkt beherrſchte, würde auch Europa nicht ſehr zur Ehre gereichen, was ſich ſo lange von ſolcher abſoluten Nichtigkeit beherrſchen ließ, und es wäre wol gerathen den großen Schatten endlich einmal mit welthiſtoriſchem Blicke zu meſſen. Napoleon's Jugend fiel in die Zeit, wo die Begeiſterung der Freiheit ſchon anfing, ihre Enttäuſchung zu finden. Zuerſt ward er ſelbſt mit hingeriſſen; aber nicht blos die Greuel der Revolution enttäuſchten ihn, auch die Zerrüttung der ganzen Staatsverwaltung mußte ſeinem großen Geiſt, der, weil er ſo groß und mächtig war, ſchon von ſelbſt vermöge ſeiner Übergewalt zum Despotismus hinneigte, die ganze Nichtigkeit jener auflöſenden Lehre zeigen; ſie mußte ihm zeigen, daß eine große Kraft die Zügel faſſen müſſe, wo Alles zerfiel; er war die größte, er ergriff ſie. Das Illegitime ſeiner That erhielt ihn in lebenslangem Kampfe mit Europas entgegengeſetzter Partei; je mehr er gewann, deſto mehr ſtärkte ſich der Widerwille der gedemüthigten Alten und Legitimen vor dem Emporkömmling; ſie hatten immer noch arrière-pensées, immer noch einen Rückhalt; er ſah, nur Gewalt konnte ihn halten. Zugleich ergriff ihn der Rauſch einer ſchrankenloſen Thatkraft, die Leidenſchaft der Geſtaltung; alles Maß verließ ihn, ſeine ſchaffenden Plane kannten keine menſchliche Grenze mehr, der Übermuth der Thatkraft ließ ihn endlich Alles als Werkzeug betrachten, die Individualität verſchwand ihm in ſeiner ungeheuern Perſönlichkeit, er ſah nur noch Maſchinen ſeines Wollens, die Menſchheit war ſein Werkzeug für die Menſchheit, für die Geſtaltung ihres Geſchicks, wie er es faßte. Aber auch ſeine Einſicht und ſeine Perſönlichkeit hatte ihre Begrenzung; ſie fand ſie in ſeiner Bildung, ſeiner Erfahrung, und es war Etwas in der Welt, was ſie ihn nicht begreifen gelehrt hatten, Etwas, was ihn überwältigte: germaniſcher Sinn und germaniſche Bildung in den germaniſchen Stämmen, die er ſich unterworfen, in Frankreich ſelbſt, wohin ſie die Stael und Chateaubriand, die Berührung mit Deutſchland, die er verurſacht, getragen. Er verſtand ſich nicht zu beſchränken, ſein Leben war der Rauſch der That; er wollte den Oſten zurückwerfen in ſeine aſiatiſchen Grenzen, den ſlawiſchen Geiſt in Feſſeln legen, und der germaniſche lag ihm noch unbezwungen und unbegriffen im Rücken. Er fiel, er ging unter an ſeiner Armuth und ſeinem Übermaß wie alle gewaltigen Charaktere; und in dieſer ungeheuern Erſcheinung hätte nichts gelegen als die Ohnmacht des Eigennutzes? So viel vermag ſeine Nichtigkeit nicht; ſo hätten Tacitus und Juvenal, die Satiriker der Weltherrſcher, dieſe große Erſcheinung, ſo eng, ſo gemein, ſo dürftig hätten ſie ſie nicht aufgefaßt! Das iſt es ja, was Walter Scott's Auffaſſung dieſes alle Norm überſchreitenden Charakters ſo kümmerlich und engherzig machte. Wehe Europa, wehe der Menſchheit, wenn ſie ſich ſo lange vor dem abſoluten Eigennutz krümmten und beugten!

Der Verf. greift vorzüglich die Idee der conſtitutionnellen Monarchie an; der Wille der Nation ſoll nicht herrſchen, Sophia Pandemos wird am Ende zur Haushälterin gemacht, als das einzige Amt, wozu ſie tauglich befunden, und hier fällt uns zuerſt ſein Motto in die Augen: „Vielheit iſt Unſinn, ſtets hat Verſtand bei Wenigen geweilt.“ Wie leicht angreifbar und umſtürzbar iſt dieſer Satz ſchon in der Beziehung, die ihm der Verf. gibt.

Allerdings iſt der Verſtand wie alles Höchſte und Beſte nur bei Wenigen zu Hauſe, und ſchon das Evangelium ſagt uns, daß die Straße ſchmal iſt, und Wenige ſind, die ſie wandeln; was aber bedeutet uns das hier? Wenn man auf Erden einmal ein Mittel gefunden haben wird, die wenigen Klugen an die Spitze eines Staats zu ſtellen, dann wird allerdings die beſte Staatsverfaſſung gefunden ſein, aber dieſes Mittel muß auch ein fortdauerndes und fortwirkendes ſein; da dieſe wenigen Klugen, und Klügſten — die zugleich auch die Beſten von Herzen und Charakter ſein müßten, denn ſonſt wäre der armen Menſchheit wenig geholfen; der Teufel iſt auch klug — immer trotz ihrer Klugheit nur Sterbliche ſind, ſo müßte dieſes Mittel gleich nach ihrem Tode abermals die Klügſten und Beſten an ihre Stelle ſchieben können, damit das Glück des Staats nicht auf den Sand gebaut ſei. Wo aber findet ſich ein ſolches Mittel, ſo lange wir nicht Meſſer des moraliſchen Menſchenwerthes haben, welche unumſtößliche, mathematiſche Wahrheit liefern? Wir kennen bisjetzt kein Mittel der Stabilität als die Erbfolge. Werden nun die Söhne dieſer Klugen grade wieder die Klügſten und Beſten ſein? Die Erfahrung beweiſt das Gegentheil. Es genügt aber nicht, eine abſolute Wahrheit in die Welt zu werfen, ſie muß auch anwendbar ſein, wir müſſen gezeigt haben, wie ſie anwendbar iſt, wenn wir verlangen dürfen ſollen, daß die Welt ſich nach ihr richte. Wie alſo ſollen die wenigen Klugen an die Spitze kommen? durch Wahl? Was Wahlmonarchien ſind, haben wir geſehen; und wer wählt? — Menſchen, bethört von Leidenſchaft; auf wie lange, in Monarchien? — auf eine Lebensdauer. Niemand wird uns mehr Wahlmonarchien empfehlen wollen, wo am

Ende immer die Prätorianer wählen, und wo man zuletzt so viel Kaiser und Könige hat, als Legionen oder fremde Parteien im Lande sind.

Gebe uns der Verf. also ein untrügliches Mittel an, die wenigen Klugen immer an die Spitze zu stellen, oder den Klügsten; ein Mittel, welches das nicht blos de jure, sondern auch de facto in dieser Welt der That vermag, so wollen wir uns seiner Idee unterwerfen. Auf die Art aber, wie er seinen Spruch vorträgt, spricht er ebenso stark für die Vielherrschaft als für die Herrschaft eines Einzigen. Wo ist Verstand? Bei Wenigen, nicht bei Vielen. Unter den Hunderten, die der Zufall auf den Thron ruft, sind also weniger mit Verstand zu finden, da sie nicht darnach ausgesucht worden, als unter den Millionen, die nicht hinaufkommen. Deshalb ist es besser, daß den wenigen Verständigen aus Millionen der Weg zur Herrschaft geöffnet werde als den noch wenigern Verständigen unter den Hunderten, die der Zufall auf den Thron setzt u. s. w.

Greift der Verf. nun die constitutionnelle Monarchie an und gibt uns nichts Besseres dafür, so müssen wir ihm entgegnen: ist es nicht ein Glück, wenn sich eine Verfassung fand, welche die Vortheile der Stabilität mit den Vortheilen der Bewegung vereint? Der König repräsentirt das auf Erden nun einmal unumstößliche Princip der Erblichkeit, was Besitz, Recht und Liebe gründen; denn ohne Erblichkeit kein Eigenthum, keine Familie. Wenn aber der erbliche König, wie das nach den Gesetzen, auf denen die Welt ruht, am wahrscheinlichsten und am häufigsten, ein gewöhnlicher Mensch ist — nach der Idee des Verf. müßte er sogar in der Regel ein Dumpfkopf sein, weil der Verstand bei Wenigen zu Hause ist —, so hat er seine Minister, die eigentlich regieren und die nicht der König allein, sondern auch die Kraft der Dinge hebt und stürzt. Allerdings wirkt zu ihrer Wahl die öffentliche Meinung mit, welche oft von der Leidenschaft der Zeit geblendet wird, und der persönliche Charakter des Königs; aber die force des choses ist immer da, diese zu corrigiren, sodaß eigentlich die Zeit über die Zeit herrscht. Wol ist das ein Schaukelsystem; was ist aber die ganze Weltgeschichte anders? und was weiß uns der Verf. Besseres zu geben? Er gesteht es selbst — nichts. Wenn du aber dem Volke keine bessern Götter zu geben hast, hieß es schon von Alters her, so schweig und greife die alten nicht an, denn etwas Höheres muß der Mensch haben; ohne Religion und Staat ist keine Gesellschaft. Denn was soll uns die hohle Phrase des Verf.: der bestadministrirteste Staat ist der beste, oder hat die beste Verfassungsform. Was heißt das anders als: der Staat, der am besten verwaltet oder regiert wird, ist der bestregierteste; es läuft auf das geistreiche Räthsel des Volkes hinaus: es hat drei Beine und sieht aus wie ein eiserner Topf, was ist das? Antwort: ein eiserner Topf. So klug waren wir vorher auch. Der bestregierteste Staat hat darum noch nicht die beste Verfassungsform, sonst müßten Trajan und die beste Charte einunddasselbe Ding sein.

Man wiederhole uns nicht bis zum Ekel: das Volk, dessen materielle Bedürfnisse am besten besorgt werden, ist das bestregierteste. Es hat der Mensch noch höhere Bedürfnisse, und Glück, materielles Glück allein, kann nicht die einzige Aufgabe für Völker sein, für die Collectivmasse des Individuums, da es nicht der einzige Zweck für das Dasein des Individuums ist. Bildung ist der höchste Zweck, ist es, weil wir eine Unsterblichkeit glauben, fühlen; freilich muß seine erste Grundlage materielle Bildung sein. Daß dieser Zweck aber nicht durch höchste Freiheit und Beförderung der materiellen Interessen allein erreicht wird, beweist der nordamerikanische Freistaat, der einst an jenem Mangel einer höhern Tendenz, wenn er sie nicht im innern Streite erringt, zu Grunde gehen wird.

Wir wollen mit dem Obigen durchaus nicht behaupten, daß die constitutionnelle Regierungsform die überall mögliche und überall beste sei. So eintönige Bedürfnisse hat Gott seiner Welt nicht gegeben, wo Feigenbaum und Eiche, Pappel und Linde wachsen, wenn der Boden ihnen nicht zuwider ist, weil ein inneres organisches Gesetz sie entwickelt. Ein Volk hat dieses Bedürfniß, ein anderes jenes; ein Culturzustand fodert, was der andere verbietet, es ist Thorheit, Eine Form auf jedes Wesen passen zu wollen, und überall gedeiht nur das Vernünftige, von Liebe und Einsicht gehalten; aber ohne Form, wie der Verf. am Ende seines Werkes fodert, existirt auch nichts Menschliches, und ganz gleichgültig kann die Form darum nicht sein, obgleich wir wissen, daß ein widerstrebender Geist zuletzt jede Form zerbricht, und daß die Erscheinung des Lebens nur in der Ehe zwischen Geist und Körper besteht.

(Der Beschluß folgt.)

Schilderungen aus dem heiligen Lande.

Das neueste Reisewerk über Indien, Ägypten, Syrien und Palästina ist das vom Major Skinner*), ein durch lebhafte Darstellung ausgezeichnetes, auch äußerlich gut ausgestattetes Werk. Die Reise des Verf. geschah größtentheils zu Lande. Das eigentliche Reiseziel war Indien. Im December 1832 schiffte sich der Major Skinner in Marseille ein und machte eine sehr beschwerliche und durch die Ungunst des Wetters gefährliche Reise bis Alexandria und von da bis Kaifa. Den letztern Ort fand er in Folge der anhaltenden Stürme und Regengüsse fast ganz zerstört, und überhaupt war die ganze Gegend, durch welche er von hieraus gelangte, durch das üble Wetter in einen für den Reisenden sehr ungünstigen Zustand versetzt. Es war ein Glück, daß bei diesen unerwarteten Beschwerden und Gefahren der Verf. fortwährend bei guter Gesundheit und heiterer Seelenstimmung verblieb. Wir heben nur einige Züge aus diesem keineswegs uninteressanten Reisewerk aus. Unweit Nazareth kam der Reisende in das Dorf Hafafie; es war viel Schnee gefallen und hatte einige Wohnungen zerstört. Eine herrliche Pflanzung von Olivenbäumen umgab das Dorf. Der Verf. kehrte in dem letzten Hause, das einem Christen zugehörte, ein, dessen Inneres einen eigenthümlichen Anblick gewährte. Mitten in dem Hausflur saß ein hübsches Weib an einem Feuer, über welchem ein großer Kessel brodelte wie in einer Hexenküche. Ein

*) Adventures during a journey over land to India, by way of Egypt, Syria and the holy Land. By Major Skinner. Zwei Bände. London 1836.

nacktes Kind lag schlafend zu den Füßen der Mutter, beinahe als ob es in dem Kessel geschmort werden sollte. Es war nur eine einzige Stube in dem Hause, um einige Stufen höher als der Hausflur, ganz erfüllt von Rauch, der aus dem letztern emporstieg. Ziegen und Schafe, die der Mann von der Weide nach Hause gebracht, gingen in den beiden Gemächern frei aus und ein. Die Stube wurde immer voller, es liefen viele Kinder hin und her, und ein reisender Türke nahm hier sein Nachtquartier. Der Verf. wurde sehr gastfreundlich aufgenommen und bewirthet, man speiste zu Abend gutes Fleisch und trank vortrefflichen Wein; nach dem Essen wurde Kaffee gegeben. Das Lager wurde nach Art einer Streu zubereitet, alle lagen in einer Reihe mit den Köpfen nach der Wand. Zuerst kam die Frau, dann der Mann, dann die Kinder, hierauf der Verf. und endlich der Türke. Übrigens fanden sich noch allerlei Hausthiere in der Nähe. Ein Kalb war an einem Pfeiler angebunden, einige Lämmer lagen zu den Füßen der Menschen, die Kühe hörte man ganz in der Nähe brüllen und mehre Ziegen lärmten in dem Gemach herum. Es war mithin eine wahrhaft patriarchalische Nacht, jedoch an Schlaf nicht viel zu denken. Der Verf. war genöthigt, sich mehre Tage in Nazareth aufzuhalten, weil der tiefe Schnee die Wege ungangbar machte. Dieser Umstand verstattete ihm Zeit, die berühmtesten Plätze der heiligen Stadt in Augenschein zu nehmen. Trotz der engen und winklichen Straßen macht Nazareth doch einen großen Eindruck auf den Fremden, denn hier ist jede Stelle classisch, jedes Plätzchen heilig, jede Anhöhe und jedes Thal ringsumher hat seine eigne heilige Geschichte. Die ehemalige Wohnung Joseph's ist gegenwärtig eine kleine Kapelle, mit wenigen schlechten Gemälden geschmückt, worin gelegentlich Messe gelesen wird. Auch die sogenannte Synagoge ist gleichfalls eine Kapelle. Sie gehört zwar als Eigenthum den lateinischen Priestern, doch haben die Priester der griechischen Kirche das Recht, Messe darin zu lesen. Rundum an den Wänden hingen Heilige von sehr unscheinbarem Ansehen, und einige arme Leute, von dem Schneewetter hereingetrieben, hatten hier einstweilen eine Zuflucht gefunden und kauerten auf dem Boden umher. In einer andern kleinen Kapelle befindet sich der Stein, der den Namen mensa Christi führt. An diesem Steine soll der heiligen Legende zufolge der Heiland mit seinen Jüngern vor und nach der Auferstehung das Abendmahl eingenommen haben. Ringsherum an den Wänden hängen allerlei Certificate, welche die Heiligkeit dieser Reliquie bestätigen. Sie sind geschrieben in allen bekannten Sprachen der Christenheit. In der Nähe befindet sich die Quelle der heiligen Jungfrau, welche sehr besucht wird, weil die Legende berichtet, daß die Mutter des Heilandes daraus das Wasser für ihren Haushalt geschöpft habe. Diese Quelle enthält das klarste und frischeste Wasser und wird besonders um ihrer Heiligkeit willen sehr besucht. Während der Anwesenheit des Verf. zogen eine Menge Frauen mit ihren Wassergefäßen auf dem Kopfe nach der Quelle hin, obgleich der Schnee kniehoch lag und ihnen der Rückweg dadurch sehr beschwerlich wurde.

In Jerusalem angekommen, war es eins der ersten Geschäfte des Verf., das heilige Grab zu besuchen. Er begab sich sehr früh dorthin, um es wo möglich noch unbesucht zu finden, mußte aber dennoch geraume Zeit warten, ehe er Eingang gewinnen konnte, weil es schon von Andächtigen besetzt war. Einige derselben standen um den Stein, der den Platz bezeichnet, wo der Engel am Eingang des Grabes saß. An dem obern Ende des letztern stand ein griechischer Priester mit einer Flasche Rosenwasser, um damit die Besuchenden zu besprengen. Obgleich der Raum zwischen dem marmornen Sarkophag und den Mauern des darüber erbauten Hauses nur eng ist, so drangen doch unaufhörlich neue Besucher heran und verrichteten ihre Andacht. Einige küßten den Stein und benetzten ihn mit ihren Thränen, während Andere ihr Angesicht und ihre Hände auf demselben hin- und herrieben, als ob dadurch etwas von seiner Heiligkeit auf sie überginge. Bei diesen rührenden Beweisen der Andacht stört das Benehmen der Priester sehr, die hier allerlei Sächelchen und Reliquien ausstellen, um dafür ein Geldstück von den Pilgern zu erhaschen, und dieses Schachergeld legt man auf das Grab Dessen, der einst im heiligen Zorn die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel trieb. Die Kirche des heiligen Grabes ist ein unregelmäßiges, aber weitläufiges Gebäude und steht auf der Stelle, wo die Kreuzigung Christi stattfand. Der Verf. nahm die Procession der lateinischen Priester in Augenschein, die ziemlich lange dauerte, weil sie auf jeder heiligen Stelle eine besondere Andachtsübung verrichten. An der Stelle, wo auf dem Kalvarienberge das Kreuz eingeschlagen wurde, befindet sich der Hauptaltar. Eine der heiligsten Stellen ist auch die, wo der Pfeiler steht, an welchem Christus gegeißelt wurde. Dieser ist mit einem eisernen Gitter umgeben. Hier steht ein Mönch, der in der Hand einen langen Stecken hält, an dessen Ende sich ein Stück Leder befindet, ähnlich einer Billardqueue. Mit diesem Stecken berührt er fortwährend den Pfeiler und läßt hierauf die umherbefindlichen Gläubigen das Leder küssen. Die Kirche war übermäßig voll, denn auch die griechische Procession hatte nun ihren Anfang genommen. Allein es war im Ganzen von religiöser Stille und feierlicher Sammlung unter den Anwesenden wenig zu bemerken. Man schwatzte und lachte laut auf allen Seiten. Übrigens bestand die Versammlung aus Leuten von fast allen Nationen der Erde, mit Ausnahme des Volkes Israel. Türken schlenderten in der Vorhalle und den Flügeln umher und rauchten Taback. In der Halle dicht bei dem Eingang saß eine Gruppe und trank Kaffee. Von den anwesenden Frauen waren alle verschleiert, mit Ausnahme der Weiber der ärmern griechischen Pilger. Andachtige Mütter hatten ihre kleinen Kinder mitgebracht und reichten ihnen, wenn sie auf keine andere Weise zu beruhigen waren, die Brust in der Nähe des heiligen Grabes. Um die Scene vollends ganz unheilig zu machen, erhob sich zuletzt noch ein heftiger Zank zwischen den Griechen und Armeniern, der endlich sogar in Schlägerei ausartete. Die Türken mußten herbeieilen, um Frieden zu stiften, was jedoch wiederum nicht ohne manchen Schlag abging, den sie mit ihren langen Stöcken austheilten. Endlich brachte man es so weit, daß die Armenier ihre Procession fortsetzen konnten, was jedoch nur unter dem Schutze der Mohammedaner, die eine förmliche Escorte bildeten, stattfand. Man kann dem Verf. wol nicht Unrecht geben, wenn dieser letztere Umstand ihn mit großem Widerwillen erfüllte, und er eben keine sonderlichen Begriffe mit sich nahm von der Eintracht und Würdigkeit der christlichen Gemeinden, die dort am Quell der Gnade wohnen. 80.

Literarische Anzeige.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die

amerikanischen Besserungs-Systeme,

erörtert in einem Sendschreiben

an

Herrn W. Crawford,

Generalinspector der großbritannischen Gefängnisse,

von

Dr. Julius.

Gr. 8. 1837. Geh. 8 Gr.

In diesem Sendschreiben gibt der durch seine lebhafte Theilnahme an dem Schicksal der Gefangenen so rühmlich bekannte Verfasser, von seiner Reise in den Vereinigten Staaten zurückgekehrt, sein Gutachten über die beiden in Amerika vorzugsweise ausgebildeten Systeme des Gefängnißwesens und der Besserungsanstalten ab.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 59. — 28. Februar 1837.

Afronius Fatagel, der Freiheitsritter. Philanthropischer Roman von Justus Fronius Kosmopolita.

(Beschluß aus Nr. 58.)

Wenn wir das Werk des Verf. in einer rein literarischen Beziehung betrachten und die Politik und politische Ansicht, wie doch kaum möglich, davon sondern, so müssen wir ihm Verstand, Scharfsinn und Witz zusprechen und Einzelnes gut nennen, die Einsicht in einzelne Zustände, einzelne Schwächen der Zeit und der Menschen. Vortrefflich ist die Schilderung der Erziehung des Helden, der verkehrten Erziehung unserer Tage; die Erzählung seines ersten Abenteuers, der Befreiung Nordamerikas, ist sehr witzig; aber hier wäre es ebenso leicht, eine Satire auf die Gegenpartei zu machen und den alten Papa als Caricatur hinzustellen, der seinen groß gewordenen Sohn, welchen er in die weite Welt geschickt hat, noch zu behandeln gedenkt wie damals, als er ihn zu Hause am Gängelbande führte. Der Verf. vergißt, daß jeder mächtigen That, wie die Befreiung eines Volks ist, nicht blos materielle, eigennützige oder thörichte Motive unterliegen, sondern daß hier etwas Göttliches, Mächtiges mitwirken müsse, Selbstbewußtsein und Vertheidigung angeborener, oder anerzogener, in der Sache selbst gegründeter Rechte. Denn die Vorsehung gibt die Zügel der Welt nicht dem Unsinn preis, der Thorheit, der Jämmerlichkeit, und in dem Erfolg, nicht dem augenblicklichen allein, sondern dem fernhin gesicherten, liegt allerdings ein Gottesurtheil der Tüchtigkeit. Es liegt in der Nothwendigkeit, daß Colonien sich vom Mutterlande losreißen, und grade die historische Überlieferung, deren Erfahrung der Verf. seiner Ansicht nach so hochschätzen muß, beweist es uns in der Geschichte der ältesten Staaten. Diese Nothwendigkeit liegt schon in der Schwierigkeit der Communicationen gegründet, und wird abnehmen in dem Maße, wie diese vor dem Erfindungsgeiste der Menschen abnimmt; aber sie gründet sich auch auf die innere Selbständigkeit der Colonien und wird mit dieser zunehmen. Die Eifersucht des Mutterlandes erstickt dann bald die Dankbarkeit des Tochterstaats, Reibungen treten ein, Leidenschaften entfesseln sich, Druck gießt Öl in die Flamme, und die neue Schöpfung, erweckt von dem Gefühl innerer Selbständigkeit, steht da von Gottes Gnaden, weil Gott Alles gibt, auch den Geist, der vermag, und von eignen Gnaden, weil sie nur in der eignen Brust den Beruf fand, im entzückten begeisterten Gefühl nie geahnter Kraft, jungen Lebens, innigster Verbrüderung mit den Ihren, zu Schutz und Trutz.

Wer dieses Alles übersieht, der kann allerdings noch eine Satire schreiben, aber nicht eine ewig lebendige Satire wie „Don Quixote", denn diese große Satire lebt, weil sie Das, was sie angreift, das hinsterbende Ritterthum, in ihrem Helden mit Humor und aller Ironie der Erhebung noch einmal anlächelt, ehe sie es begräbt, und angestrahlt von diesem Lächeln, schreitet es seiner Verklärung zu; hier wirkt nicht blos Haß, hier wirkt auch Liebe, und ohne Liebe ist keine Schöpfung lebendig. So ist aber Afronius nicht lebendig; er ist eine verkörperte Idee, ein Begriff ohne menschliche Individualität, während Don Quixote der edelste und liebenswürdigste Mensch ist, dem nichts Menschliches fremd bleibt, dessen Mangel an Welt- und Menschenkenntniß aber, verbunden mit seiner schwärmenden Phantasie, ihn in Beziehung auf seine Lieblingsidee bis zu der Befangenheit des Wahnsinns treibt. Don Quixote ist ein Mensch mit einer Monomanie, aber nicht eine Monomanie mit einem Menschen als Appendix, wie Afronius Fatagel. Eine wahrhaft lebendige Satire würde also nur eine solche sein, die uns, wie des großen Spaniers Satire, die Thorheit der Idee im Leben zeigte, nicht die, welche das Leben selbst in die übertriebene und verzerrte Idee verlarvte und als solche auftreten läßt, Begriffe in Menschenhäute steckt.

Haben wir nun das Werk als Ganzes, sowol literarisch als politisch, angegriffen, haben wir das Negative in der politischen Grundidee gezeigt, welches sich schon anfangs in der gänzlichen Herabsetzung eines der größten politischen Geister, Montesquieu's, ausspricht, haben wir das Negative berührt, welches in der literarischen Idee desselben liegt, so ist es nicht mehr als billig, Einzelnes als bedeutend hervorzuheben und zu preisen. In ihrer Art ist die Maske des Afronius eine vollendete Zeichnung, und um unsern Lesern einen Begriff davon zu geben, mit welchen Waffen der Verf. die Schwächen der Zeit angreift, folgen hier einige Auszüge aus der Geschichte von Afronius' Erziehung.

Zu ungewöhnlich früher Stunde, nämlich schon im zweiten oder dritten Jahre, zeigten sich alle Spuren einer frühen Reife

an unſerm halbgöttlichen Helden. Wie Hercules in der Wiege ſchon Schlangen würgte, ſo widerſprach Afronius mit den erſten Lauten, welche die Natur ihm verſtattete, bereits ſeiner Amme, die ihn zur Ruhe ermahnte. Das erſte Wort, was er ſprechen lernte, war: Sklaverei; der erſte Satz, den er articulirte, war: unveräußerliche Menſchenrechte. Seine Amme nannte er eine Jeſuitin, wenn ſie ihm Märchen erzählen wollte, wie andere Kinder ſeines Alters ſie gern hörten, und er gab ihr ein Beſtreben nach Verfinſterung der Welt ſchuld, ſo oft ſie das Licht zu putzen unternahm. Mit ſeiner Mutter verfuhr er, unerachtet alles kindlichen Reſpects, nicht beſſer, nannte es eine unwürdige Beſchränkung der menſchlichen Freiheit, wenn ſie ihm das Gängelband anlegen wollte, und ſtieß unwillig den Löffel zurück, den man ihm zum Eſſen reichte. Seine Beredtſamkeit war ſchon in dieſen frühen Jahren ſo groß, daß er der Mutter und Amme bewies, wie Jeder ſeine Rechte ſelbſt erobern müſſe, und er griff daher kühn mit den Fingern in den Breitopf. So oft er ſich dieſe nun auch verbrannte, der wunderbare Knabe ſchrie nicht und weinte nicht, ſondern ertrug den Schmerz geduldig und behauptete gegen die Lacher, er habe doch Recht!

Der Vater hatte endlich ein Einſehen, legte Degen und Spaten, die er ſo lange geführt hatte, bei Seite und übernahm nun die Erziehung ſeines Sohnes ſelbſt. Allein es erging ihm um kein Haarbreit beſſer als der Amme und der Mutter; ſei es nun, daß die Sache ſchon zu ſpät war, oder daß, wie Andere behaupteten, der junge Afronius mit zehntauſend Freiheitsdämonen zugleich geboren war, welche jede Erziehung an ihm unmöglich machten. Genug, auch der Vater hatte ſeinen harten Stand mit ihm. Wollte er ihn in irgend einer Beziehung zurechtweiſen, ſo behauptete Afronius, die eingeborenen Ideen des Menſchen ſeien mehr werth als alle Erfahrung, Jeder ſei ſeiner Urbeſtimmung nach frei, die Welt liege im Argen, und müſſe reformirt werden, jede Gewalt, auch die väterliche, ſei ein Misbrauch, nur den Ideen, und zwar denen, die Jeder für ſich habe, ſei er Gehorſam ſchuldig. Von Strafe konnte gar keine Rede ſein, denn Afronius ertrug nicht einmal eine Ermahnung.

So lieſt er Locke, Hobbes und mehre Schriften der Art, ohne die Sprachen zu verſtehen, in denen ſie geſchrieben, und der Verf. ſagt uns:

Das Räthſel dieſer Erſcheinung wird ſich unſern Leſern ſogleich löſen, wenn wir ihnen ſagen, daß Afronius all dieſe Bücher mittels einer Art Inſpiration las, welche, in alten Zeiten höchſt ſelten, in der neuen Welt eine ſehr gewöhnliche Erſcheinung iſt, auf welche hundert Gelehrte und Überſetzer feſt vertrauen und die ſie auch niemals im Stich läßt.

Die Bildung des Helden ſchreitet weiter, er lernt von Voltaire und Helvetius:

daß das Weſen, Menſch genannt, nichts Anderes ſei als ein äußerſt kunſtreicher Automat, bewegt von dem feinen und complicirten Räderwerke des Körpers, der ſich freiwillig und thörichterweiſe einem ſelbſterfundenen Geſetz, das er Moral nannte, unterworfen habe, um nun ſein ganzes Leben damit zuzubringen, ſeinen Abfall von dieſem Geſetze vor ſich ſelbſt zu rechtfertigen. Er beklagte von Herzen die Thorheit des Menſchengeſchlechts und nahm ſich vor, ihm endlich die Augen zu öffnen und ein Zwangsgeſetz zu ſtürzen, was auf nichts beruhe.

Ebenſo wirft unſer Held die Religion bei Seite als eine werthloſe Fabel:

Alles dies prägte Afronius ſich wohl ein, wiederholte ſich beſtändig den Satz, der ihm der Inbegriff aller Weisheit ſchien — der Menſch eine Maſchine, die Freiheit das höchſte Gut —, warf dieſe Formel zu ſeiner Übung in hundert Redeformen durcheinander, ohne ſie ein einzig Mal zu verſtehen, und glaubte ſich nun zum Weltverbeſſerer herangereift.

Wir brauchen unſere Leſer nicht erſt darauf aufmerkſam zu machen, wie tiefſinnig der Verf. hier auf den größten Widerſpruch in den Bekenntniſſen jener betrogenen oder betrügenden Schwärmer hinweiſt, welche Materialismus und Freiheit, die entgegengeſetzteſten Pole der Welt, durch die Achſe ihrer Überzeugung zu verbinden meinen.

Sein Vater hatte endlich die Unmöglichkeit erkannt, dies Wunder von Sohn ſelbſt zu lenken und zu unterrichten, und wie denn liebevolle Ältern ſtets bereit ſind, dieſe Laſt womöglich fremden Schultern aufzubürden, ſo hatte er lange nach einem würdigen Erzieher für ſeinen Afronius umhergeſchaut.

Abbé Picaro wird dazu gewählt:

Abbé Picaro wußte etwas, Afronius nichts, und in Streitigkeiten dieſer Art ſiegt immer die gründlichere Unwiſſenheit. Afronius überzeugte ihn von der Nichtexiſtenz des Geiſtes, und Picaro brachte ihm dagegen bei, wie man die Welt betrügt, die betrogen ſein will. Dieſer Austauſch von Lehre und Unterricht war unſerm jungen Helden überaus günſtig. Er übte ihn in der nothwendigen Verachtung der Menſchen und Dinge, überzeugte ihn tiefer von der Unfehlbarkeit der Ideen und ſtellte ſein ſchon feſtes Vertrauen zu ſich ſelbſt noch feſter. Zugleich knüpfte er ihn von den letzten Banden der Sitte oder der Neigung los, machte ihn geiſtig vollkommen frei und lehrte ihn, wie uns nichts aufhalten dürfe, trotz Welt und Gewiſſen unſere Wünſche und unſere Ideen zu verwirklichen. Die innige Verbindung mit ſeinem Erzieher lehrte ihn zugleich diejenige Freundſchaft kennen, welche ſich auf gegenſeitige Verachtung gründet u. ſ. w.

Seltſam genug läßt der Verf. ſeinen Roman nach einem blutigen Chaos von drei Menſchenaltern mit der Erhebung Frankreichs zum glücklichſten Staate der Welt ſchließen; es hat alle Erfahrungen durchgemacht; die Thatkraft ohne Gedanken, wie er es im Gegenſatz zu Deutſchland nennt, welches als thatloſe Speculation bezeichnet wird, iſt zu Gedanken und Verſtande gekommen; aber Deutſchland liegt ermattet und entkräftet da, aufgelöſt in kleine Föderativrepubliken, verachtet nach außen hin; nur Preußen ſteht groß und mächtig, aber vereinzelt; in Rußland gährt Alles, in allen andern europäiſchen Staaten iſt Friede und goldenes Zeitalter wie in Frankreich, wo kein Geſetz und keine Verfaſſung mehr herrſcht, ſondern Sitte und guter Wille — ein goldener Zuſtand, den die Welt, wie ſie iſt, fürchten wir, nie erleben wird; denn überſchätzt die Zeit auch die Formen der Staaten, ſo ſind ſie doch nicht zu umgehen, weil nichts Menſchliches ohne Form lebt, ſo ſind ſie doch nicht ohne Bedeutung, weil ſie der Ausdruck der Idee ſind, und der Verf. ſchüttet hier das Kind mit dem Bade aus. Er geht noch weiter: was, ſagt er, war nun aus all den gewaltigen Anſtrengungen unſers Helden hervorgegangen? und antwortet und ſchließt mit: „Nichts!!“

Wir aber denken, ſehr viel, und meinen, der Verf. widerſpricht ſich hier ſelbſt, denn er läßt ja das goldene Zeitalter, wenn auch ſpät, doch endlich daraus entſtehen, und ſagt uns ausdrücklich, Rußland habe es nicht errungen, weil es Frankreichs, oder, wie er es tauft, Gallipoli's Beſtrebungen nachgeahmt, ohne ſeine Erfahrung zu beſitzen, ſodaß Afronius Fatagel, der, wie er behauptet, nichts erlangte, dennoch nach ſeinem eignen Geſtändniß der Moſes war, der Gallipoli durch die Wüſte dieſer Erfahrungen in das gelobte Land führte. O Conſequenz der

Menschen, selbst der Scharfsinnigen! möchten wir am Schlusse dieser Satire dem Verf. satirisch zurufen. 151.

Die russischen Häfen am schwarzen Meere.*)

Es ist ein eigner Umstern, daß dem Verf. der ersten in der Note angeführten Schrift die zweite nicht bekannt geworden, ehe er seine Arbeit ans Licht stellte. Je dankenswerther die Sorgfalt ist, mit welcher er aus neuen und guten Quellen seine Angaben zusammengelesen und zur leichten Übersicht zusammengedrängt, um so mehr ist zu bedauern, daß er nicht Hagemeister's meistens neuere und gewiß genauere, officielle Notizen aufnehmen konnte. Der Handel des schwarzen Meeres hat bei den gegenwärtigen politischen Verwickelungen nicht allein die Augen des mercantilischen Publicums auf sich gezogen. Gewiß, die Natur hat jene Gegenden zu großen Dingen bestimmt. Wo fände sich ein solches Zusammenströmen gewaltiger, weitherwandernder Flüsse wie in jenem Bassin? Ein Zahlenverhältniß, das Malte-Brun darlegt, mag die Fülle der sich begegnenden Wassermassen versinnlichen. Wenn alle Ströme Europas als Einheit angenommen werden, so betragen die, welche sich ins Mittelmeer ergießen, 0.144, die ins schwarze Meer ausmünden aber 0.273, und wie weit sind nicht die Kreise, wie unerwartet die Combinationen, in welchen jeder neueintretende Impuls von einem Ende der langen Reihe bis zum andern empfunden wird. So hat noch vor wenigen Monaten Ref. in Friedrichshafen am Bodensee gehört, daß auf dem dortigen Zollamte Waarensendungen aus der Schweiz bemerkt worden sind, die von dort über Ulm bestimmt waren, der Donau-Dampfschiffahrt und durch diese dem schwarzen Meere zugeführt zu werden. Fürwahr, selbst im Zeitalter der Eisenbahnen noch und inmitten ihrer Wunder gilt Pindar's Wahlspruch: „Das Fürnehmste ist — das Wasser!"

Die Natur hat die besten Häfen des schwarzen Meeres an die Küsten der Krim versetzt. Sie sind nicht die bedeutendsten, noch die besuchtesten, sondern geben dem Verf. der zweiten Schrift Anlaß zu der Bemerkung, daß die natürliche Beschaffenheit eines Hafens nur von secundairer Bedeutung ist; daß der Schiffseigner so wenig als der Kaufmann, wo ein vortheilhaftes Geschäft sich darbietet, durch das Risico eines unsichern Hafens sich abschrecken läßt; daß nach dem Reichthum der natürlichen Producte einer Provinz oder nach der Beschaffenheit des Marktes für fremde Waaren die commercielle Bedeutung eines Hafens sich bestimmt. Es ist dies eine Bemerkung, die man schon bei Sir William Temple findet, indem er („Obs. on the U. Prov.", c. 6) die wenigen und schlechten holländischen Häfen mit den zahlreichen und von der Natur begünstigten Irlands contrastirt. Wie groß aber zugleich der Einfluß der Handelsgesetzgebung ist, der fördernde sowol als der hemmende, davon liefert die Geschichte der Häfen des schwarzen Meeres auffallende Beispiele.

Der merkwürdigste und wichtigste von allen ist Odessa. Im vorigen Jahrhundert hatten die Türken an der Stelle, wo jetzt Odessa steht, ein kleines Fort erbaut. Im J. 1789 ward dasselbe durch den russischen Contreadmiral v. Ribas genommen, und er hat das Verdienst, die ungemein günstige Lage zuerst erkannt zu haben. Ihm gab Katharina 1793 den Auftrag, dort eine Stadt zu gründen. Sechs Jahre später zählte Odessa bereits 4147 Einwohner; jetzt zählt es 50,000. Im J. 1817 erhielt es für den Zeitraum von 30 Jahren die Privilegien eines Freihafens, der im August 1819 auch wirklich eröffnet ward. Durch spätere Ukasen (vom 1. Juni 1821, 9. Juni 1822, 12. Jan. 1826) wurde der Umfang und die Befugniß des Freihafens bald geschmälert, bald wieder etwas erweitert. Das Beengende und besonders das Schwankende dieser Verordnungen blieb nicht ohne nachtheilige Folgen theils für den Verkehr der Stadt mit den Vorstädten, theils für das auswärtige Geschäft und den Transit. Ausgenommen von der freien Lagerung wurden Salz, Rum, Eisen- und Stahlwaaren. Doch blieben beträchtliche Vortheile. Von den zum Verbrauch innerhalb des Freihafens anlangenden Artikeln wird nur ein Fünftheil der gewöhnlichen Abgaben, und auch dies nur, wenn sie vom Lager wirklich abgeführt werden, entrichtet. Für die Lagerung selbst ist keine Zeitbeschränkung festgesetzt, und bei der Wiederausfuhr erliegen die Güter gleichfalls nur einem Fünftel des gewohnten Satzes. (Hagemeister, S. 14—17, 73, 171.) Detaillirte Nachweisungen über die einzelnen Ausfuhr- und Einfuhrartikel gibt Hagemeister. Bei allen spielt Odessa eine ansehnliche Rolle. Unter jedem Handelssystem würde es sie spielen, so begünstigt wie es durch seine Lage ist. Die Nachbarschaft des fruchtbaren Podoliens hat es zuerst in den Stand gesetzt, dem Auslande schätzbare Producte anzubieten, und ganz Neurußland bedarf der thätigen Vermittler in Odessa, um für seinen Überfluß einzutauschen, was es entbehrt. Auch für das Staatseinkommen beginnt Odessa wichtig zu werden. In 30 Jahren hat die Zollstätte 40,209,412 Rubel abgeliefert; 1834 betrug diese Einnahme 2,061,712 Rubel. In sieben Jahren brachte die Pacht für die Abgabe von Branntwein 3,952,500 Rubel; in 20 Jahren die Briefpost 3,802,456 Rubel ein. Fünf Seeassecuranz-Compagnien (Hagemeister S. 79; Reumont führt nur eine an, als in der Bildung begriffen) bethätigen die Regsamkeit des Geschäfts. Viel wichtiger noch könnte Odessa für die benachbarten Provinzen, viel reger noch und vielseitiger würde seine Ausfuhr werden, wenn die Einfuhrartikel, mit welchen es Neurußland versorgt, nicht auf den nahen Zollstätten durch den hohen Tarif vertheuert, sondern unter günstigern, zur Rückfracht mehr anlockenden Bedingungen aufgenommen würden.

Über diesen Punkt, den russischen Tarif, wird man nicht ohne Überraschung das freimüthige Urtheil Hagemeister's vernehmen. Zwar bemerkt er in der Vorrede, nur die Tabellen seien officiell und das Übrige nur seine Privatansicht; aber daß diese von einem Beamten ausgeht, in einem Bericht an den Gouverneur (Grafen Woronzow) niedergelegt und in Odessa zuerst gedruckt worden, mag für ein Zeichen guter Vorbedeutung gelten. Daß die Einfuhr von Reni und Ismail durch den Tarif (dem eine Verlegung des Cordons vorangegangen war) fast vernichtet worden, äußert er an zwei Stellen seines Buchs (S. 12 und 187). Aber besonders lebhaft spricht er über die nachtheilige Wirkung des Tarifs in seiner Anwendung auf den transkaukasischen Verkehr. 1822 waren diesem Verkehr stattliche Privilegien auf zehn Jahre zugesichert; ein neues Leben begann in jenen Provinzen; die Armenier von Tiflis kauften in Odessa, kauften bald in Leipzig ein, und Redout Kalé empfing zahlreiche werthvolle Ladungen, bald von Odessa, bald auch von Triest her. Selbst der Landweg von Brody nach Tiflis war gewählt worden, und zwar mit ausdrücklicher Erlaubniß (laut Ukase vom 12. Juni 1828). „Aber", sagt Hagemeister, „die russischen Fabrikanten hielten sich durch die Concurrenz der Fremden in ihrem Absatze beeinträchtigt; ihr Andrängen ward immer ungestümer, und die Ukase vom 8. Juni 1831 verordnete, daß vom 1. Jan. 1832 an der europäische Tarif für vier Jahre (wie zum Versuch) auf das Land jenseits des Kaukasus angewendet werden sollte." Dies Bekenntniß erinnert unwillkürlich an ein ähnliches in Ranke's „Zeitschrift" (I, 448): „Vor Allem sind es die Selbstsucht und der Brotneid der Gewerbtreibenden aller Art und im weitesten Umfange des Wortes, die bei dem zeitigen Culturzustande dem Zollwe-

*) 1. Geographisch-statistische Nachrichten von den russischen Häfen am schwarzen Meere. Nach Graf L. Serristori, E. Taitbout de Marigny u. A., bearbeitet von A. Reumont. Stuttgart, Cotta. 1836. Gr. 8. 16 Gr.

2. Report on the commerce of the ports of New-Russia, Moldavia and Wallachia, made to the Russian government, by *Julius de Hagemeister*. Translated from the original, published at Odessa, by *J. F. Trübner* (Mit einer Karte und 13 Tabellen). London 1836.

sen Maßregeln beimischen, welche demselben ebenso sehr im Grundsatze entgegen als in der Ausführung hinderlich sind. . . . Die Meinung und die Speculation bringen der Regierung ein Verfahren auf, welches einerseits Mühen ohne verhältnißmäßigen Erfolg und andererseits unbilligen Tadel bereitet." Und nun, in Hagemeister's Worten, die Folge der erwähnten Maßregel der russischen Regierung: „Die Ukase von 1831 vernichtete den Handel von Redout Kalé, entzog den Provinzen Mingrelien und Immeritien die daraus entspringenden Vortheile und nahm den Häfen des schwarzen Meeres einen großen Theil ihres Handels. . . . Noch jetzt gehen einige Armenier wie früher nach Leipzig, aber sie senden ihre Waaren über Triest und von da nach Arebisond und Tauris. Rußland hat also nichts bewirkt als nur den Verlust des Durchgangszolls und des Gewinns, den der Transit allen Classen der Bevölkerung gebracht hatte. 1832 verkauften russische Handelsleute in Tauris Güter zum Werth von 3,600,000, und 1833 nur zum Werth von 1,783,335 Rubeln, davon 1,088,225 für russische Producte, 432,000 für Güter von Leipzig, und 261,110 für fremde, in Konstantinopel erkaufte Waaren. . . . Es ist also nur zum Vortheile von Trebisond und zum Vortheile der Engländer, die dort bedeutende Etablissements haben, daß Rußland den Hafen von Redout Kalé geschlossen hat."*) Nachdem der Verf. nachgewiesen hat, wie leicht der Transit für die russischen Provinzen sich ausbeuten ließe, und wie gewiß er bei der Fortdauer des jetzigen Systems gänzlich in die Hände von Fremden gelangen und die russischen Provinzen umgehen werde, gibt der eigenste Geist der Politik ihm noch eine Betrachtung ein, die sich zunächst auf das kräftige, noch immer der fremden Herrschaft widerstrebende Volk der Kaukasier bezieht: „Ist's nicht anerkannt, daß das beste Mittel zur Unterwerfung wilder Colonien darin besteht, daß man sie mit dem Luxus der Civilisation bekannt macht; und wie groß würde nicht für Rußland der Vortheil sein, wenn es nicht länger sich in die traurige Nothwendigkeit versetzt sähe, die Völker des Kaukasus durch furchtbare Heere im Zaum zu halten!"**)

Diese Stelle bedarf keines Commentars. Die englische Übersetzung ist dem Lord Palmerston gewidmet. Vielleicht wird er dafür sorgen, daß in nicht gar zu entfernter Zeit das Publicum auch mit einem schätzbaren statistischen Bericht über die türkischen Häfen des schwarzen Meeres beschenkt wird.

C. F. Wurm.

*) Im Jahre 1828 hatte die Einfuhr in Redout Kalé 2,001398 Rubel betragen; 1832 nur noch 20,742. Eine Übersicht der Jahre 1825—30 findet man auch in dem soeben ausgegebenen zweiten Supplementheft zu Richter's M'Culloch, S. 837, und dabei die Anmerkung: „Es ist wahrscheinlich, daß in nicht sehr entfernter Zeit der Phasis von englischen Schiffen besucht werden wird, und daß britische Kaufleute ohne Beihülfe einer Zauberin allein durch das Mittel überlegener Wohlfeilheit und Güte ihrer Waaren sich paßfreie Aufnahme in Kolchis sichern und einen reichern Preis von dort wegtragen werden, als er Jason und seinen Argonauten zufiel."

**) Die neueste Verordnung vom 4. (16.) Nov. 1836 gestattet „zur Aufmunterung des Handels mit den friedlichen Gebirgsvölkern an der kaukasischen Linie" zollfreie Ausfuhr dahin von Eisen und Stahl („Waaren"), die bis dahin verboten gewesen. „Hamburger Corresp.", 4. Jan. 1837.

Notizen.

Von „La reale galeria di Torino ec.", erläutert von deren Director, Robert d'Azeglio, sind bisjetzt vier Hefte herausgekommen. Jedes Heft dieses den Kennern und Freunden der Kunst willkommenen Werkes enthält vier Kupferstiche in Folio, nebst Azeglio's erläuterndem Text, und kostet 12 Lire. Das erste Blatt ist eine Kreuzabnahme mit vielen Nebenfiguren von dem trefflichen piemontesischen Maler Gaudenzio Ferrari, einem Schüler Giovenone's, gezeichnet von Lorenzo Metalli, im Stich begonnen von dem der Kunst zu früh entrissenen Giovita Garavaglia, dem Nachfolger Morghen's zu Florenz, vollendet von Anderloni. Wir begegnen in den vorliegenden Lieferungen ferner drei Gemälden von Rubens (eine heilige Familie, ein Portrait eines Unbekannten und eine Eberjagd), einem Gemälde Guido Reni's (eine Fama), Carlo Dolce's (unbefleckte Empfängniß), Holbein's (Portrait des Erasmus von Rotterdam), Giulio Cesare Procaccini's (die Heiligen Franciscus und Carl vor einem Bildniß der Madonna), Pier Franc. Mazzucchelli's, gen. il Morazzone (Portrait Fulvia's), Orazio Lomi's, gen. Gentileschi (Maria's Verkündigung), Dan. Crespi's (der heil. Nepomuk, die Beichte der Königin von Böhmen anhörend), zwei Gemälden Guercino's (Rückkehr des verlorenen Sohnes und eine heilige Francesca Romana) u. s. w. Die Zeichnungen sind von Lor. Metalli, Ferreri, Gonin, Pianazzi, die Stiche von Garavaglia, Anderloni, Lasinio Vater und Sohn, Ferreri, Boselli, Rosaspina. Azeglio's Text ist nicht blos erläuternd, sondern gibt auch schätzbare kritische und historische Bemerkungen über die verschiedenen Künstler und ihre Werke.

Die sechs ersten Vorstellungen von Scribe's fünfactigem Lustspiel: „La camaraderie", haben dem Théâtre français eine Einnahme von 29,687 Francs gebracht. Der pariser Buchhändler Barba hat für das Manuscript 8000 Francs bezahlt. „Le charlatanisme", ein kleines Stück desselben Verf., wird auf dem Gymnase mit Beifall aufgeführt.

Neulich ward in der Peterskirche das von dem Cavaliere Fabris gefertigte Denkmal enthüllt, das der jetzige Papst seinem Vorgänger Leo XII. errichten ließ. Letzterer ist in dem Augenblicke abgebildet, wo er im festlichen Ornate, die Tiare auf dem Haupte, dem Volke vom Erker herab den Segen ertheilt. Die Statue, aus einem Stücke Marmor, ist 18½ römische Palmen hoch, 10½ breit. Im Hintergrunde erblickt man, ebenfalls kolossal, die Cardinäle Pacca, Dean des heiligen Collegiums, Zurla, gewesenen Vicar Leo XII., und Odescalchi, der diese Stelle jetzt begleitet. Das Monument befindet sich rechts am Eingange der Kirche, dem Grabmale Maria Christinens von Schweden gegenüber, das unter Leo XI. begonnen und unter Innocenz XII. 1702 beendet worden ist. Es hat folgende Inschrift: „MEMORIAE LEONIS XII. P. M. GREGORIUS XVI. P. M."

Visconti beschäftigt sich jetzt auf Befehl des Papstes mit der Ordnung eines etruriſchen Cabinets, das die Sammlung der vielen auf Kosten des Staats gewonnenen Alterthümer dieser Art enthalten wird. 4.

Bibliographie.

Harrys, G., Das Kaiserbuch. Erinnerungen an Napoleon und die große Armee. Mit Portrait. Gr. 8. Weimar, Voigt. 18 Gr.

Ein Morgen in Sanssouci. 4. Berlin, Gropius. 8 Gr.

Mügge, Th., Die Vendéerin. Ein Roman. 3 Theile. Gr. 12. Berlin, A. Duncker. 3 Thlr. 16 Gr.

Raczynski, A. Graf, Geschichte der neuern deutschen Kunst. Aus dem Französischen übersetzt von *Friedr. Heinr. von der Hagen*. 1ster Band. Düsseldorf und das Rheinland. Mit einem Anhange: Ausflug nach Paris. Royal 4. 1836. Leipzig, Brockhaus. 26 Thlr. 16 Gr.

Satori, (Neumann), J., Ubaldo oder die Empörer. Eine Novelle. 8. Leipzig, Meißner. 1 Thlr. 8 Gr.

Hierzu Beilage Nr. 1.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 1. 28. Februar 1837.

Dr. Gottlieb Jakob Planck. Ein biographischer Versuch. Nebst einem erneuerten, hier und da verbesserten Abdruck einer biographischen Mittheilung über Dr. Heinrich Ludwig Planck. Von Friedrich Lücke. Mit einem Brustbilde Dr. Gottlieb Jakob Planck's. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1835. Gr. 8. 1 Thlr.

Wenn wir unter den Lesern dieser Blätter sicher auch manchen Schüler und Verehrer des durch Wissenschaft und Charakter gleich ausgezeichneten Planck antreffen, so dürfen wir nicht zweifeln, es werde denselben die nähere Anzeige obiger vortrefflichen Biographie angenehm sein. Der ehrwürdige, liebenswerthe Lehrer ist uns da in allen seinen Verhältnissen, nicht nur als Schriftsteller und akademischer Docent, sondern auch in seinem geselligen und häuslichen Leben so treffend geschildert, daß wir ihn noch einmal wie vor Augen erblicken. Darstellungen seiner wissenschaftlichen Seite überhaupt sind z. B. folgende: „Es gibt Männer, nach denen man ganze Zeitalter und Gemeinschaften nennt. Das sind jene sonnenartigen, mächtiggebietenden und fortreißenden Prometheischen Geister. Sie haben das Feuer, welches zugleich zerstört und schafft; sie üben die Macht, welche zugleich anzieht und abstößt, trennt und bindet; sie bringen das Schwert und schwingen jenen Speer, der das Geschlecht der Menschen zugleich verwundet und heilt. Unter diesen Bewunderungswürdigen ist Planck nicht. Aber es gibt eine andere Ordnung ausgezeichneter Männer, die nicht weniger Säulen des göttlichen Hauses sind, jene milden, rein liebenswürdigen, deren Macht und Originalität das Ebenmaß ist, das sanfte, bescheidene Wirken und Ansichziehen, das besonnene, sinnige Zusammenhalten und Fortbilden. Jene wie diese hat Gott gewollt und geordnet, und man soll ihm danken für jede Art guter und großer Menschen. Wird man an jenen vorzugsweise den Kampf, die oft schmerzhaften Wendepunkte des göttlichen Reiches gewahr, so geben uns diese wie ein heiterer, milder Sonnenschein das Gefühl des Friedens, der ruhigen Entwickelung. Unter diesen finde ich unsern Planck, den Ehrwürdigen und Liebenswürdigen." (S. 130.) „Man gewöhnte sich bei ihm (heißt es S. 54) an ein ruhiges, vielseitiges Nachdenken und an die Arbeit der Forschung. Er dämpfte das rasche Zufahren und Entscheiden des jugendlichen Gemüthes durch männliches Zweifeln und Abwägen nach allen Seiten; er liebte mehr, auch bei großen Erscheinungen der Geschichte, den Zuhörer zu entwundern, als Bewunderung zu erregen, und obwol er niemals das Große verkleinerte und herabwürdigte, sondern eher rechtfertigte, so war er doch gern darauf aus, Bilder der Vergangenheit, die in der Ferne und Höhe Staunen erregen, etwas näher zu bringen und niedriger zu hängen, daß die dunkle Vorliebe und Bewunderung allmälig der unbefangenen Betrachtung wich. Aber es fehlte doch seinen Vorlesungen nicht an erhebenden und bewegenden Stellen, besonders wenn er der verkannten und zu ihrer Zeit verfolgten Unschuld und Tüchtigkeit sich annahm, oder den verborgenen Gang der göttlichen Providenz in der planmäßigen Entwickelung der Begebenheiten aufdeckte, oder auf den Höhenpunkten der Geschichte in der Gegenwart einen prophetischen Blick in die Zukunft warf." Auf eine treffende Vergleichung Planck's mit seinem berühmten Freunde und Landsmann Spittler, als Historiker (S. 22 fg.), können wir hier nur im Vorübergehen aufmerksam machen. Planck's Hauptwerke im kirchengeschichtlichen Fache: „Geschichte der Entstehung, Veränderungen und Bildung des protestantischen Lehrbegriffs" u. s. w. (6 Bände, 1783—1800) und die „Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung" (5 Bände, 1803—9), werden immerdar als Meisterwerke der Wissenschaft und Kunst gelten. Planck's Ansicht vom Christenthum und seine Behandlung desselben charakterisirt Dr. Lücke bei Anzeige der hierher gehörigen Schriften und Vorlesungen des Verklärten durch folgende Grundzüge: „Seine Zeit des Hervortretens war zugleich die Zeit, wo nacheinander Kant, Fichte und Schelling hervortraten, denen seine Collegen Bürger, Bouterwek und Ständlin huldigten. Planck, der ruhige, besonnene, historische Beobachter, theilte diese Begeisterung nicht. Er machte auf den natürlichen, nothwendigen Übergang von der ältern, orthodoxen Schule zu der sogenannten „kritischen" Periode psychologisch-erklärend aufmerksam und wies auf die in der Zeit liegenden Elemente und Keime weiterer Entwickelung hin, leitete zu besonnener Beobachtung und Beurtheilung des Alten und des Neuen an, lehrte den scheinbaren Fortschritt von dem wahren unterscheiden, hielt seine Zuhörer ebenso fern vom gedankenlosen Kleben am Alten und Hergebrachten wie von der herzlosen Zerstörung des Alten und dem stürmischen Jagen nach dem Neuen, prüfte in der Dogmatik ohne den Eigensinn und Übermuth des Zweifels, eignete sich aus der Kant'schen Schule die überwiegend ethische und praktische Schätzung und Begründung des Christenthums an, wie denn überhaupt das praktische Interesse bei ihm stets über das speculative vorherrschte. Aber die willkürliche Behandlung des Positiven und Historischen, die gleichfalls von der Kant'schen Schule ausging, hielt er für falsch, obgleich unbedingtes Vertrauen zum Positiven er doch auch nicht hatte. Das Praktisch-Vernünftige im Christenthum galt ihm für dessen alleinigen Zweck und wesentlichen Inhalt. Das Christenthum war ihm innere Herzens- und Lebenssache, aber mehr nur in seinem allgemeinen ethischen Sinne. Man befand sich bei ihm immer auf geradem klaren Boden, ohne Schein und Blendung falscher Tiefen. Er führte zu dem Wahren und Wesentlichen, dem frommen Leben und Denken, bewahrte und warnte vor dem flachen herzlosen Rationalismus, vor der trotzigen Orthodoxie der Zeit, vor der mystischen Sentimentalität und vor der speculativen Verderbung." (S. 42.) In der großen, mit dem Jahre 1813 beginnenden Epoche der neuern Geschichte ließ der immer auf den Gang und die Bedürfnisse der Zeit aufmerksame Planck seine sehr zeitgemäßen, zurechtweisenden Schriften: „Über die gegenwärtige Lage der katholischen und protestantischen Partei in Deutschland", „Über den gegenwärtigen Zustand und die Bedürfnisse unserer protestantischen Kirche", erscheinen, wie er früherhin seine Gedanken „Über die Trennung und Wiedervereinigung der christlichen Parteien", „Über Concordate protestantischer Fürsten mit dem römischen Stuhle" vorgetragen und „Worte des Friedens an die katholische Kirche" gesprochen hatte. Außerdem waren aus Planck's stets praktischer, heller und heiterer Stimmung auch drei romanähnliche Schriften hervorgegangen, nämlich schon früh, als er (1779) noch als Repetent am tübinger Stift und dann (1782) als Prediger und als Professor an der stuttgarter Karlsschule fungirte, das „Tagebuch eines neuen Ehemanns" und „Briefe Jon. Ashley's" (Erfahrungen und Ansichten vom deutschen Volk und Leben), und dann noch, am Schluß seiner Bahn (1823) „Das erste Amtsjahr des Pfarrers von S., in Auszügen aus seinem Tagebuche".

In Anerkennung seiner ausgezeichneten Tüchtigkeit und Wirksamkeit war Planck 1787 zum Doctor der Theologie, 1791 zum Consistorialrath und Professor Primarius von Göttingen, 1806 zum Generalsuperintendenten, 1816 zum Ritter (nachmals Commandeur) des Guelfenordens und 1828 zum Abt von Bursfeld ernannt worden. Er war am 15. Nov. 1751 zu Nörtlingen im Würtembergischen als der Älteste von 16 Geschwistern geboren. Im J. 1831 feierte er sein Amtsjubiläum und seine goldene Hochzeit.

Im gewöhnlichen Leben galt ihm heitere Stille und ungestörte Ruhe des Studirens und Lehrens, erfrischt durch Erholung in der Natur und im geselligen Leben, für das Höchste. Das eigentliche Geschäftsleben mit seinen ängstlichen Formen und Umständlichkeiten liebte er nicht, widmete aber, wenn Ehre und Pflicht es geboten, auch diesem seine ganze Kraft. Im häuslichen Leben liebte er heitere Geselligkeit, nur durfte er in seiner gewohnten Arbeit und Lebensweise nicht zu sehr dadurch gestört werden. Sein frühes Tagewerk begann er mit Gebet und Lesung des Neuen Testaments. Den öffentlichen Gottesdienst besuchte er regelmäßig. Die Zeit bei Tische und nach acht Uhr Abends war seiner Familie gewidmet. Ehe er zu Bette ging, hielt er noch seine „Denkstunde", den verlebten Tag überdenkend und für den folgenden den Plan entwerfend. Seit 1829, wo ihn ein schlagähnlicher Zufall betraf, fing er an zu kränkeln, konnte bei seinem Jubiläum (15. Mai 1831) nicht mehr öffentlich erscheinen, erlitt 1833 einen Verlust, den er nicht zu verwinden vermochte, durch das Hinscheiden seiner treuen Lebensgefährtin, und folgte ihr in demselben Jahre (29. Aug.) in die Wohnungen der Seligen. 66.

Geschichte des Bisthums Ratzeburg von G. M. C. Masch. Lübeck, Aschenfeldt. 1835. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Die Süddeutschen haben sich seit einiger Zeit daran gewöhnt, Norddeutschland als den Sitz der Finsterniß und Barbarei zu betrachten, die Bewohner des deutschen Nordens als noch um Jahrhunderte zurück zu bemitleiden. In einer Rücksicht mögen sie so unrecht nicht haben, in Beziehung nämlich auf das Verhältniß Dessen, was im südlichen und mittlern Deutschland gegen das nördliche in der Bearbeitung der Landesgeschichten geschehen ist. Besonders liegt das Königreich Hanover als eine literarische Wüste in dieser Beziehung zwischen Elbe und Weser; ehe hier einmal der Born des Urkundenschatzes geöffnet wird, müssen wir uns mit somnia Litznerana zufrieden geben und selbst darauf verzichten, die Geschichte der angrenzenden Länder völlig aufgeklärt zu sehen.

Herr Masch, schon früher durch mehre kleine historische und genealogische Schriften bekannt, thätig wirkendes Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften, hat es unternommen, die bis dahin fast gänzlich unbekannte Geschichte des Landes, in welchem er lebt, zu bearbeiten. Es ist ihm dabei das großherzoglich strelitzische Archiv mit großer Liberalität eröffnet worden, und so wurde es ihm möglich, nicht allein die historischen und urkundlichen Nachrichten, welche Westphalen im zweiten Theile der „Monumenta inedita" liefert, zu verbessern und zu ergänzen, sondern eigentlich sein Werk aus neuen Urkunden ganz neu aufzubauen.

Die Geschichte des Bisthums Ratzeburg, einer Stiftung aus der Zeit Heinrich's des Löwen, greift natürlich sehr in die Geschichte der angrenzenden Länder, als namentlich Mecklenburg und Lauenburg ein; für diese Gegenden gibt daher Masch auch viele neue und höchst wichtige Aufschlüsse. Das Bisthum ist größtentheils aus Besitzungen entstanden, welche eigentlich zum Herzogthum Lauenburg gehörten; durch Kauf oder Schenkungen erwarben die Bischöfe nicht allein einzelne, zerstreut im Lauenburgischen liegende Dörfer und Höfe, sondern besonders das Land Boitin. Wie dieser Strich Landes von den Herzogen aufgegeben wurde, ist sehr gnügend dargethan (vgl. S. 172 fg.). Mit größter Beharrlichkeit verfochten die geistlichen Herren ihre Unabhängigkeit von den Herzogen von Lauenburg, obgleich sie in frühern Jahrhunderten so schwach waren, daß sie kaum einem Raubritter zu widerstehen vermochten. So wurde der bis 1249 lebende Bischof Ludolf von Erich vom Walde gefangen genommen, umhergeschleppt und sogar einem Juden im Lüneburgischen verpfändet. Das Stift erlangte durch Kauf oder Schenkungen immer mehr Gebiet; nachdem ein früherer Diener der Herzöge von Lauenburg, Heinrich Bergmeier (1511) Bischof geworden, geschah jedoch ein Versuch der Herzöge, dem Stifte Güter und Freiheit wieder zu entziehen. Dieser Streit dauerte so lange, als das Stift bestand, und hat, was die vielen entzogenen Zehnten betrifft, erst nach dem westfälischen Frieden sein Ende erreicht, indem der Besitzstand des Normaljahrs 1624 auch hier seine Anwendung fand. In diesem Frieden wurde das Bisthum säculurisirt, dem Hause Mecklenburg als Fürstenthum zur Entschädigung wegen der an Schweden abgetretenen Stadt Wismar zuertheilt und kam 1701 durch den hamburger Vergleich an das Haus Mecklenburg-Strelitz.

Die Geschichte eines geistlichen Staats hat immer mehr Trockenes als die eines Landes, das die Familiengeschichte eines Fürstenhauses uns bietet. Herr Masch hat es jedoch versucht, durch lebhafte Darstellung, durch Einwebung von Volkssagen der trockenen Erzählung von Erwerbungen eine gefälligere Farbe zu geben. Die Volkssagen sind benutzt, ohne der Kritik Abbruch zu thun; der Styl ist würdig und sicher gehalten; keine Überladung, keine unpassende Blumensprache, wie man sie in neuern geschichtlichen Werken immer mehr findet. Als Probe der Darstellung und zur Begründung dieses Urtheils möge hier eine Stelle des Werkes einen Platz finden (S. 739):

„Fast 500 Jahre hatte unter mannichfachem Wechsel von Glück und Unglück das Bisthum bestanden, und unverkennbar ist der Einfluß, den es in den frühern Zeiten auf die Gestaltung des nordwestlichen Theiles von Deutschland gehabt hat; wie es die Barbarei entfernte, wilde Völker durch die Segnungen des Christenthums milderte, Kirchen gründete, den Ackerbau beförderte, Bildung und Wissenschaft in seinem Schooße pflegte und nährte, Ungebühr und Frevelthat zügelte und bestrafte. Mag man auch in seiner Geschichte vergebens nach großen Thaten suchen müssen, mag sich auch kein Bischof weder als Krieger noch als Gelehrter einen Namen erworben haben, mag auch die Glorie der Heiligkeit, die einige von ihnen umgab, in unsern Augen eine zweifelhafte sein: überall findet sich doch beim Capitel und Bischof der Sinn, welcher dem Kirchenfürsten Ehre gibt, der da wirkt für Christenthum und seine Verbreitung, der da strebt, die Kirche zu verherrlichen und zu zieren, der da hält auf Ordnung und Rechte, der da lenkt, und leitet und zügelt. Langsam hat dieser Sinn gewirkt, wie er ja überhaupt seinem Wesen nach nicht stürmisch ist, aber sicher und dauernd; wenn noch bis in die jetzigen Zeiten in den Bauern und Eingeborenen des ehemaligen Stiftes ein treues Festhalten an der Sitte und Kleidung der Vorfahren geblieben, wenn vorzugsweise unter ihnen ein kräftiger, biederer, ehrlicher Geist vorherrschend ist, wer mag da widerlegen, wenn man die Begründung desselben auf die frühesten Zeiten zurückführt? Wenn die Unterthanen des Bisthums nie den Druck der Leibeigenschaft kannten, nie in Hinsicht auf Freizügigkeit oder Eheverbindung beschränkt waren, wenn ihre Hufen stets in dem Verhältniß der Lehne zu ihren Erbherren, dem Bischof und Capitel, standen, wenn die Abgaben und die Dienste, welche sie zu leisten hatten, im Ganzen gering waren, wenn sie alle ihre Rechte behielten, während im benachbarten Mecklenburg die Hörigkeit sich immer schärfer und strenger ausbildete: muß man da nicht den Bischöfen von Ratzeburg das Lob lassen, daß auch unter ihrem Krummstab gut wohnen war?" 77.

Die Insel Helgoland vor ihrem bevorstehenden Untergang. Eine Nationalschrift, zum Nutzen ihrer Bewohner und der Nordseeschiffahrt, von J. A. Siemens. Mit zwei Ansichten und einer Karte. Helgoland 1835. Gr. 8. 16 Gr.

Schon der Großvater des Verf. war Rathmann auf Helgoland und in Lootsenangelegenheiten sehr thätig und erfahren, sein Vater durch Bergung eines von aller Mannschaft ver-

lassenen amerikanischen Fregattschiffs seit 1795 den hamburgischen Assecuratoren vortheilhaft bekannt und während der nachherigen Elbblockade viel gebraucht und ausgezeichnet. Er selbst, Schiffbauer auf Helgoland und von dortigen Fischern als ihr Bevollmächtigter nach England gesandt, wo man ihn günstig aufgenommen und nicht unerhört entlassen hat, ist ein verständiger, unterrichteter, wohlwollender Mann, kein Schriftsteller vom Handwerk, der aber, was er wohl versteht, faßlich, freimüthig und bescheiden auszudrücken weiß. Die Felseninsel Helgoland bildet ein unregelmäßiges Dreieck, gegen 2200 Schritte lang, 600 Schritte breit, etwa 200 Fuß über der Meeresfläche erhaben, und scheint der Überbleibsel eines vor Zeiten größern Landtheiles zu sein, wovon sich widersprechende Überlieferungen erhalten haben. Schon als natürliches Merkmal und Compaßstrichzeiger ist sie dem Forscher unersetzlich. Eine in der Nähe liegende niedrige Sanddüne, jetzt noch 190 Schritte breit und 540 Fuß lang, dient den Bewohnern des eigentlichen Helgoland, kleine Fische, Sandspiere genannt, zum Köder der größern zu sammeln, deren Fang sie in Stand setzt, geeignete Fahrzeuge zu besitzen, um den Seefahrern Lootsen und Retter zu werden. Als solche sind sie diesen höchst willkommen, und seit den letzten Jahrzehnden Allen, die im Sommer herbeiströmen, um des dortigen Seebades zu genießen. Daraus geht die Pflicht hervor, zu erhalten, was irgend erhalten werden kann, und für möglichen Ersatz zu sorgen, wenn man die Hoffnung aufgeben muß, der allmächtigen Natur mit Erfolg zu widerstreben. Nun mag der langsam untergrabenen Felseninsel wol noch hundertjährige Dauer für den Bestand ihres Leuchtthurms zugetraut werden; aber die Sandinsel, das Fundament des Hauptnahrungsbetriebes der Helgolander, der Fischerei und des Lootsenwesens, bricht so augenscheinlich ab, daß zu fürchten ist, es werde nach zehn Jahren keine Spur von ihr mehr vorhanden sein. Dagegen können Menschen freilich nichts; aber sie können den 2000 Helgolandern, welche den hundertsten Theil einer geographischen Quadratmeile bevölkern, Mittel darbieten, Fischer und Lootsen zu bleiben und den Köder zu kaufen, den ihre unmittelbare Nähe bald nicht mehr gewährt. Dahin geht also der Vorschlag des kundigen, vaterlands- und menschenliebenden Verf., daß sich ein Verein von Einheimischen und Auswärtigen, bei der Nordseeschiffahrt und Badeanstalt betheiligten Actieninhaber bilde, der durch Belebung und Unterstützung der Nahrungsbetriebe diese erweitere und den Bestand sichere, wenn auch die Sandinsel verschwinden sollte, die vormals mit der Felseninsel zusammenhing, erst 1725 durch gewaltsame Wasserfluten von ihr losgerissen ward, und jetzt durch eine Tiefe von einer Viertel Seemeile von ihr getrennt ist, welche Kriegsschiffe durchfahren könnten. Viel Lesenswürdiges und Eindruckvolles enthält die kleine, aber gehaltreiche Schrift über Anordnung des Lootsenwesens, und zeigt in Lob und Tadel, Furcht und Hoffnung unverkennbar den Mann vom Fache. Diese Anzeige mußte sich begreiflich darauf beschränken, ihr Dasein Denen bekannt zu machen, von welchen zu wünschen ist, daß sie solche beherzigen mögen. Die Steindrücke zeigen die Südwestseite und Westseite von Helgoland, und die Karte die Felseninsel von 800, 1300, 1649 und 1830, ingleichen die Sandinsel und die sie umgebenden Klippen. S.

Authentische Notiz über die Ögger'sche Auffassung des „Neuen Jerusalems", im Gegensatz zu der Swedenborg'schen.

In der Erwiderung des Ref. über Ögger's „Rapports inattendus" auf meine „Weitere Berichtigung" *) in Nr. 21 d. Bl. ist die Hoffnung ausgedrückt, daß gegenseitige Erörterungen auch hier dazu dienen werden, den Gegenstand in ein helleres Licht zu stellen, und besonders auch über den Unterschied zwischen dem „Neuen Jerusalem" des Hrn. Ögger und Einiger und der „Neuen Kirche" des Hrn. T. und Anderer allmälig mehr Aufklärung zu geben, als bisjetzt geschehen sei. Diese Aufklärung bin ich im Stande, aus der Quelle zu geben. Der Unterschied war, wie nun Hr. Ögger selbst zugibt, kein Unterschied innerhalb des „Neuen Jerusalems", sondern ein Unterschied zwischen sämmtlichen Mitgliedern oder Freunden der „Neuen Kirche" und Hrn. Ögger nebst seinem Herausgeber H. Jene bleiben nämlich, wie ich schon 1823 in meiner Vorrede zum ersten Bande meiner Übersetzungen Swedenborg's, und dann wieder 1835 in meiner „Vergleichenden Darstellung und Beurtheilung der Lehrgegensätze ꝛc." aus den Quellen nachgewiesen hatte, dem protestantischen Princip getreu, indem sie die heil. Schrift A. und N. T. als einzige Erkenntnißquelle der Kirchenlehre festhalten und in Swedenborg's theologischen Schriften (von 1749—71) nur die reine christliche Lehre sehen, und zwar weil und sofern sie dieselbe (logisch und historisch-grammatisch) aus der heil. Schrift nachgewiesen finden; Hr. Ögger dagegen und sein Herausgeber H. hatten neben jener Einen Erkenntnißquelle auch noch andere, von derselben unabhängige, unmittelbare und äußere, neue Offenbarungen angenommen. Ich freue mich aber, nun sagen zu können, daß Hr. Ögger jetzt wiedereingelenkt und in einem Schreiben vom 15. Dec. 1836, dessen ganze oder theilweise Bekanntmachung er mir freistellte, erklärt hat, er halte die Hälfte der in seinen „Rapports inattendus" enthaltenen Mittheilungen für unecht und werde mit Keinem disputiren, der noch weiter gehe. Dieselben seien durchaus nicht mit dem „Neuen Jerusalem" zu vermengen, dessen Lehre auf sich selber ruhe und nicht auf einer elenden Broschüre. Doch er möge selbst reden: „Quant à mes „Rapports" dans leur ensemble, ouvrage tout à fait à part . . . Je l'avais composé pour moi et mes amis; je l'avais depuis plusieurs années dans mon portefeuille, quand tout à coup . . . Mr. H. m'a offert, de le publier. Comme je ne dirais dans cet ouvrage que ce qui m'est réellement arrivé, je n'ai pas cru devoir m'y refuser. . . . Mon unique intention était d'offrir à la France un échantillon des preuves matérielles de rapports établis entre les deux mondes . . . une preuve palpable contre le matérialisme. . . . Quant aux détails ensuite, quant au degré de pureté que l'on doit assigner à ces communications en elles mêmes, c'est aux disciples seuls de la Nouvelle Jérusalem, c'est à dire, à ceux qui ont fait une étude particulière de la nature des rapports existants entre les deux mondes, et sur lesquelles la nouvelle doctrine des détails si admirables, qu'il appartient de le déterminer. Quoique dans ma Relation je parle quelquefois d'un ton affirmatif, j'y déclare néanmoins formellement, que je crois la moitié de ces communications mauvaises; et si des hommes instruits parmi mes frères en religion prétendent que les ¼ ou les ¾ et ½ comme on dit, sont mauvaises, ou fausses, ou produit de l'imagination, je ne le leur disputerai pas. . . . Quelle est donc cette liaison si intime entre ma publication et la vérité ou la fausseté de la Nouvelle doctrine? Cette doctrine admirable repose sur elle-même, et non sur une misérable brochure! Elle repose sur cette circonstance si frappante, comme l'a remarqué le Dr. Hartley, que dans plus de 15,000 paragraphes que Swedenborg a écrits, on chercherait en vain la plus légère contradiction (darüber ist freilich Hr. Dr. Carové anderer Meinung; allein ich kann beweisen, daß seine Einwürfe völlig grundlos sind und auf 144 handgreiflichen Entstellungen, Fehlschlüssen und Erschleichungen beruhen), et que, pris dans son ensemble, il n'y a jamais eu de système plus complet, plus admirable ni plus capable de satisfaire à la fois l'esprit philosophique et la foi du vrai Chrétien." Wenn der Ref. noch den Wunsch ausdrückt, daß die Ögger'sche Schrift

*) In dieser „Weitern Berichtigung" hat sich ein sinnentstellender Druckfehler eingeschlichen; ich hatte nicht gegen ungeschaffene Engel, sondern gegen urgeschaffene gesprochen.

möge erwogen werden zur „Warnung, daß wir nicht Meister suchen mehr, als Jesum Christ in rechtem Glauben, und ihm aus ganzer Macht vertrauen", so ist diese Warnung gewiß sehr gut, paßt aber jetzt nicht mehr auf Hrn. Ögger, der nicht nur sagt, er maße sich dergleichen nicht an, und seine Schrift habe keine Sensation erregt, sondern bei dieser Gelegenheit auch dem sehr verbreiteten, aber völlig grundlosen Vorurtheil widerspricht, als ob Swedenborg sich als solchen Meister gegeben, oder seine Schriften als neue selbständige Offenbarung der heil. Schrift an die Seite gesetzt habe. Er sagt in obigem Schreiben: „J'ai uniquement appris que mon apparition de Judas avait fait rire beaucoup de monde et pleurer quelques personnes. Et je me contente de cela; je suis devenu modeste; je ne porte pas mes prétentions d'auteur plus haut. . . . Lisez donc l'apôtre de la fin des tems, o vous, qui voulez connaître la vérité; et laissez là nos chétives productions humaines! — Et rappelez vous surtout, que les ouvrages de Swedenborg ne sont point une révélation nouvelle, ajoutée à l'ancienne; ainsi qu'on vous le dit souvent pour vous les rendre suspect; mais qu'ils offrent seulement l'explication de toutes les révélations anciennes; c'est à dire qu'ils sont le mot de l'énigme! lequel donné, il ne reste plus à l'homme de bonne volonté que d'étudier, et de l'approprier une plus ou moins grande partie des richesses infinies, dans la parole de Dieu; et dont les anges encore dans le ciel font leur nourriture la plus délicieuse. J'ose dire, qu'au point ou en sont les choses aujourd'hui, il n'est plus permis de prendre le titre de theologien ou de savant Chrétien, quand on n'a pas pris connaissance des ouvrages de Swedenborg, c'est à dire quand on n'a pas fait quelque chose de plus que d'en feuilleter un ou deux, ou d'en examiner la table des matières; et j'ose ajouter que tout homme instruit, de bonne foi, cherchant la vérité dans le but de devenir meilleur, et qui les lira sans prejugé seulement pendant deux ou trois mois, au milieu de ses autres occupations, commencera à entrevoir la vraie lumière qui a commencé à luire."

In Beziehung auf die neuen Propheten und Prophetinnen, welche der Herausgeber der Ögger'schen Schrift empfohlen hat, ist noch zu bemerken, daß sie sich jedem Unbefangenen, der auf die Quellen zurückgeht, bald als unecht erweisen werden. Was insbesondere Tennhardt betrifft, so hat nach Will's „Nürnbergischer Gelehrten-Geschichte" (4. Band) auch er widerrufen. Er kam 1714 wieder nach Nürnberg, ward hier abermals eingesetzt, nachdem er aber seine Irrthümer widerrufen hatte, den 12. Febr. 1715 wieder freigelassen.

Schließlich habe ich noch zu bemerken, daß eine ausgezeichnete französische Dame mir vor Kurzem schrieb, was von dem Hauptmann B. in d. Bl. aus Ögger's Schrift berichtet worden, sei unrichtig; sie habe ihn gut gekannt, er sei nicht, wie Ögger sage, in Folge zu großen Eifers für das „Neue Jerusalem" erkrankt; auch habe er sein Bewußtsein bis ans Ende behalten, das sie mit angesehen. J. F. J. Tafel.

Miscellen.

Das weiße Pferd.

Sir William Windham, bekannt durch seinen Antheil an den, zur Wiederherstellung Jakob II. auf den englischen Thron gespielten Intriguen, machte gegen Ende des 17. Jahrhunderts eine Reise durch Italien, und fuhr eines Tages im Cabriolet über den St.-Marcusplatz zu Venedig, als ein ungewöhnlicher Zusammenlauf von Menschen in einer Ecke dieses Platzes seine Aufmerksamkeit erregte. Es war ein Wahrsager, welcher durch außerordentlich treffende Antworten auf die ihm vorgelegten Fragen so viele Neugierige um sich versammelt hatte; er ertheilte seine Aussprüche durch eine Art von Sprachrohr von Blech, welches sich nach Belieben verlängern und verkürzen ließ. Der, auf den Aberglauben des Pöbels stolz herabsehende, vorurtheilsfreie Lord wollte eben vorbeifahren, als der Italiener einen stechenden Blick auf ihn richtete und ihm durch sein Sprachrohr in sehr verständlichen Tönen die wunderlichen Worte zurief: „Signor Inglese, cavete il bianco cavallo!" Diese Worte frappirten Windham um so mehr, als ihm dabei sogleich ein merkwürdiger Vorfall aus seinen Jünglingsjahren in das Gedächtniß kam. Zurückkehrend nämlich einst von der Hirschjagd, fand er am Thorwege des väterlichen Parks einen Wahrsager, der aber taubstumm war, oder sich doch so stellte, und seine Aussprüche mit Kreide an das Thor schrieb. Als derselbe den jungen Lord ankommen sah, bedeutete er ihn, daß er auch ihm wahrsagen wolle, und schrieb, da Windham scherzend einwilligte, sehr leserlich an das Thor: „Hütet Euch vor dem weißen Pferde!" Windham's erster und natürlichster Gedanke war, daß jener frühere Wahrsager und der Italiener mit seinem Sprachrohre ein und derselbe Betrüger sei; allein die sorgfältigsten Nachforschungen ergaben, daß Letzterer Venedig nie verlassen hatte.

Dabei blieb die Sache vor der Hand und Windham hatte sie schon fast vergessen, als er, mehre Jahre nachher, in Folge seiner schon oben erwähnten Theilnahme an einer Intrigue zur Wiederherstellung der Stuarts, in London verhaftet und nach dem Tower gebracht wurde (1715). Über dem innern Thore dieses Gefängnisses steht das Wappen Großbritanniens gemalt, und man brachte darin eben die Veränderungen an, welche das Gelangen des Hauses Hanover auf den englischen Thron erheischte; im Augenblicke als Lord Windham darunter wegfuhr und die Augen auf den damit beschäftigten Maler warf, sah er, daß er malte: was? — das im hannöverschen Wappen bekanntlich vorkommende weiße Pferd.

Der Lord war äußerst betroffen von diesem Umstande. Er erinnerte sich sogleich der beiden ihm gemachten Prophezeiungen und erzählte dieselben dem Untergouverneur des Tower, der sich bei ihm im Wagen befand, gleichwie nachher einer Menge anderer Personen, die ihn in seiner Gefangenschaft besuchten. Der Sinn der Prophezeiung selbst schien ihm damit vollkommen erfüllt, und er war nun ganz ruhig darüber.

Allein er hatte sich grausam getäuscht. Viele Jahre nach diesem Vorfalle wollte er auf der Fuchsjagd über einen Graben setzen, stürzte und brach das Genick. Er ritt — ein weißes Pferd.

Madame Récamier.

Madame Récamier, bekanntlich eine der schönsten, geistreichsten und liebenswürdigsten Frauen unter der Consular- und Kaiserregierung, war die Tochter eines Herrn Bernard, der eine Stelle bei der französischen Briefpost bekleidete. Er hatte sich bei Verbreitung eines royalistischen Blattes betreten lassen, und war nach dem damaligen Gesetze der Kugel verfallen. Die Milde des ersten Consuls, welcher sich durch die Fürbitte der schönen Tochter rühren ließ, erstickte diesen Handel. Herr Bernard kam mit dem Verluste seiner Stelle davon. Er würde sogar in diese wiedereingesetzt worden sein, wenn die Tochter . . . (So deutet wenigstens Bourrienne in seinen Memoiren an, denen aber auch nicht unbedingt zu trauen ist.) Späterhin trat Madame Récamier in sehr enge Beziehungen zur Frau v. Stael, welches Napoleon, der Letztere bekanntlich nicht cordialement haßte, noch mehr als ihr früherer refus gegen sie aufreizte. Als sie daher einstmals wieder eine ihrer vielen Reisen nach Coppet antreten wollte, wo sich Frau v. Stael bekanntlich im Exil befand, ergriff der Kaiser diese Gelegenheit, ihr durch seinen damaligen Policeiminister, den, seines Herrn würdigen Diener, Fouché, sagen zu lassen: „Qu'elle était bien maîtresse de retourner en Suisse, mais qu'elle ne le serait pas de revenir à Paris." — „Ah Monseigneur", war die schöne Antwort der Dame Récamier, „on peut pardonner à un grand homme la faiblesse d'aimer les femmes, mais non celle de les craindre." Und sie reiste nach der Schweiz ab. 62.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. VI.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Bericht
über die
Verlagsunternehmungen für 1837
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Beschluß aus Nr. V.)

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint:

*32. Anleitung zum Selbststudium der Mineralogie. Nach dem Book of science von K. Hartmann. Mit Abbildungen. 16. Geh.

*33. — — zum Selbststudium der Krystallographie. Nach dem Book of science von K. Hartmann. Mit Abbildungen. 16. Geh.

*34. — — zum Selbststudium der Geologie. Nach dem Book of science von K. Hartmann. Mit Abbildungen. 16. Geh.

*35. — — zum Selbststudium der Versteinerungskunde. Nach dem Book of science von K. Hartmann. Mit Abbildungen. 16. Geh.

*36. — — zum Selbststudium der Chemie. Nach dem Book of science von K. Hartmann. Mit Abbildungen. 16. Geh.

*37. — — zum Selbststudium der Berg- und Hüttenkunde. Nach dem Book of science von K. Hartmann. Mit Abbildungen. 16. Geh.

*38. — — zum Selbststudium der Meteorologie. Nach dem Book of science von K. Hartmann. Mit Abbildungen. 16. Geh.

Nr. 32—38 bilden einzelne Abtheilungen des unter Nr. 20 erwähnten Werks.

*39. Bericht vom Jahre 1836 an die Mitglieder der deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von Karl August Cöpe. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh. 10 Gr.

Der Bericht vom Jahre 1835 kostet auch 10 Gr.

*40. *Bidder* (*F. H.*), Neurologische Beobachtungen. Mit zwei lithographirten Tafeln. 4. (Dorpat, 1836.) Auf gutem Druckpapier. Geh. 20 Gr.

*41. Böttiger (K. W.), Karl August Böttiger, königl. sächs. Hofrath, Oberinspector der königl. Alterthumsmuseen zu Dresden u. s. w. Eine biographische Skizze von dessen Sohne. (Aus den „Zeitgenossen" besonders abgedruckt.) Mit K. A. Böttiger's Bildniß. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh. 16 Gr.

*42. Cervantes Saavedra (Miguel de), Die Leiden des Persiles und der Sigismunde. Mit einer Einleitung. Gr. 12. Auf gutem Druckpapier. Geh.

43. — —, Novellen. Mit einer Einleitung. Gr. 12. Auf gutem Druckpapier. Geh.

*44. Cobbett (William), Englische Sprachlehre in einer neuen und faßlichen Darstellung der auf ihre richtigen und einfachsten Grundsätze zurückgeführten Regeln. Für Schulen und zum Selbstunterricht. Mit vielen Uebungsstücken und einem besondern Anhange für Kaufleute. Für Deutsche bearbeitet. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Die neue Ausgabe dieser zweckmäßig und faßlich gearbeiteten, wahrhaft praktischen englischen Sprachlehre, deren Original sich der größten Verbreitung in England und Frankreich erfreut, wird in vielfach verbesserter Gestalt bei einem billigen Preise mehr und mehr sich den verdienten Beifall sichern.

*45. Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur.

Nach Vollendung der achten Auflage des Conversations-Lexikons, welche bis zu Ostern erfolgen wird, werde ich in passender Form zu diesem Werke eine Ergänzung liefern, welche namentlich der neuern Zeit gewidmet sein soll. Sie wird, wie ich nicht zweifle, allen Besitzern dieser achten, wie der frühern Auflagen des Conversations-Lexikons, sowie des Conversations-Lexikons der neuesten Zeit und Literatur, an welches sie sich wesentlich anschließen wird, sehr willkommen sein. Speciellere Mittheilungen behalte ich mir für später vor.

*46. Conversations-Lexikon, oder Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. Achte Originalauflage. Registerband. Gr. 8. Auf Druck-, Schreib- und Velinpapier.

Dieser Registerband soll ein wahrer Zauber zu dem vielverbreiteten Werke werden und den Besitzern das Auffinden aller der verschiedenartigen Mittheilungen desselben erleichtern, dadurch also noch wesentlich dessen Brauchbarkeit erhöhen.

*47. Dante Alighieri's lyrische Gedichte. Italienisch und deutsch herausgegeben von Karl Ludwig Kannegießer. Zweite, verbesserte Auflage. Gr. 8. Auf feinem Druckpapier.

Früher erschien in meinem Verlage: Die göttliche Komödie des Dante. Uebersetzt und erklärt von K. L. Kannegießer. Dritte, sehr veränderte Auflage. Drei Theile. Mit einem Titelkupfer (Dante's Bildniß) und geometrischen Plänen der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses. Gr. 8. 1832. 5 Thlr.

*48 Eckermann (J. P.), Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 1823 — 32. Zwei Theile. Zweite, mit einem Register versehene Ausgabe. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh. 4 Thlr.

*49. — —, Dasselbe. Erste Ausgabe. Namen- und Sach-Register. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh. 4 Gr.

*50. *Eichthal* (*Gustave d'*), Les deux mondes. Servant d'introduction à l'ouvrage de M. Urquhart: La Turquie et ses ressources. Publié avec l'autorisation de l'auteur. (Avec une carte.) Gr. 8. Auf feinem Druckp. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

*51. Ikonographische Encyklopädie der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe. Unter Mitwirkung des Herrn Professor Dr. Dieffenbach, Leibarzt Dr. Großheim, Professor Dr. Jüngken, Geheimemedicinalrath Prof. Dr. Kluge, Geheimemedicinalrath Dr. Trüstedt, besorgt und herausgegeben von Dr. Friedrich J. Behrend. In acht Abtheilungen: I. Medicinisch-klinische Abtheilung (Hautkrankheiten, Eingeweidewürmer, Auscultation, Cyanose, Atrophien). II. Chirurgisch-klinische Abtheilung (Geschwüre, Syphilis, Muttermäler, Polypen, Vorfälle u. s. w.). III. Augen- und Ohrenkrankheiten, und dazu nöthige Operationen. IV. Chi-

Digitized by Google

rurgische Operationen, Instrumente und dazu nöthige Bandagen, auch Bruchbänder. V. Beinbrüche und Verrenkungen und dazu nöthige Bandagen und Apparate. VI. Orthopädische Apparate. VII. Zahnheilkunst. VIII. Geburtshülfe. Das Ganze etwa 150 Tafeln, zum Theil colorirte Abbildungen in Folio mit ausführlichem Texte.

Ein binnen Kurzem erscheinender Prospect wird das Nähere über dieses wichtige Werk mittheilen, welches sich zu den bisjetzt vorhandenen Kupferwerken wie eine Encyklopädie zu Monographien verhalten und gewiß bei dem durchgehends festgehaltenen Gesichtspunkte praktischer Brauchbarkeit die größte Theilnahme im medicinischen Publicum finden wird.

52. *Ersch* (*Johann Samuel*), Literatur der schönen Künste seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue fortgesetzte Ausgabe vom Prediger *C. A. Rese* in Halberstadt. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Vergl. Nr. 49.

53. — —, Literatur der vermischten Schriften seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue fortgesetzte Ausgabe von Dr. *C. A. Geissler* in Wien. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*54. Hitle (Karl Christian), Die Bäder und Gesundbrunnen Deutschlands und der Schweiz. Ein Taschenbuch für Brunnen- und Badereisende. Zwei Theile in mehren Heften. Mit Karten und Plänen. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh.

Dieses Werk wird, nächst einer Einleitung, welche die Geschichte der Bäder, eine kurze Uebersicht der Arten der Bäder und der Gesundbrunnen, die verschiedenen Ansichten über die Entstehung der Mineralquellen und eine allgemeine Bade- und Brunnendiätetik umfaßt, in neun bis zehn Heften die Bäder und Gesundbrunnen, wie sie sich nach ihrer geographischen Lage am besten gruppiren, behandeln. Zunächst werden erscheinen, verbunden mit der Einleitung, die Bäder Böhmens, dann die Schlesiens und der Grafschaft Glatz, die Ost- und Nordseebäder, die Soolbäder und übrigen Bäder des nördlichen Deutschlands mit denen von Sachsen, u. s. w.

*55. Julius, Die amerikanischen Besserungs-Systeme, erörtert in einem Sendschreiben an Herrn W. Crawford, General-Inspector der großbritannischen Gefängnisse. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh. 8 Gr.

*56. Allgemeiner Kalender für das deutsche Volk und Land. Auf das Jahr 1838. Mit vielen Abbildungen. 4. Auf gutem Druckpapier. Geh.

Es wird das Bestreben der Verlagshandlung sein, in diesem Kalender allen Ansprüchen an ein gutes Volksbuch zu genügen.

*57. Kannegießer (Karl Ludwig), Abriß einer Geschichte der Philosophie. Zum Gebrauche für Gymnasien. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*58. — —, Deutsches Declamatorium. Mit biographischen und literarhistorischen Nachweisungen. In drei Abtheilungen. Erster Theil. Für die beiden untern Classen eines Gymnasiums. Zweiter Theil. Für die mittlern Classen eines Gymnasiums. Dritter Theil. Für die obern Classen eines Gymnasiums. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Jede dieser Abtheilungen wird einzeln zu haben sein. Die ersten beiden sind namentlich auf den Gebrauch in Elementar- und Bürgerschulen berechnet. Die Eigenthümlichkeit dieser Sammlung besteht theils in der Sonderung des Stoffes nach je zwei Classen, theils darin, daß die Stücke nicht blos aus den bekanntern, sondern auch aus den minder bekannten guten Dichtern der neuesten Zeit genommen sind, für die beiden ersten Classen auch aus gelungenen Umbildungen mittelalterlicher Gedichte gewählt wurden, daher als Beispielsammlung des Besten der deutschen poetischen Literatur dienen können.

*59. Kathâ sarit sâgara. Die Märchensammlung des Soma Devn. Sanskrit und deutsch herausgegeben von *Hermann Brockhaus*. Gr. 8. Auf feinem Velinpapier. Geh.

Ein Fragment hiervon: Gründung der Stadt Pataliputra und Geschichte der Upakosa, erschien 1835 und kostet 6 Gr.

*60. Körte (Wilhelm), Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen. Gesammelt und mit vielen schönen Versen, Sprüchen und Historien in ein Buch verfaßt. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Ich beabsichtige dieses für ein sehr großes Publicum bestimmte Werk in Heften auszugeben und behalte mir vor, bei dem Erscheinen des ersten binnen Kurzem das Nähere bekannt zu machen.

*61. Kritiken des Werkes von Friedrich von Raumer: England im Jahre 1835, aus dem Morning Chronicle, den Times, dem Dublin Review, Foreign quarterly Review und Edinburgh Review. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh. 8 Gr.

Friedrich von Raumer's „England im Jahre 1835", 2 Theile, 1836, kostet 5 Thlr.

*62. Krug (Wilhelm Traugott), Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften, nebst ihrer Literatur und Geschichte. Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaften bearbeitet und herausgegeben. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Fünfter oder Supplementband. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Auch unter dem Titel: Encyklopädisches Lexikon in Bezug auf die neueste Literatur und Geschichte der Philosophie.

Die ersten vier Bände (1832 — 34) kosten 11 Thlr.

63. Die englische Landwirthschaft. Nach dem von der Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse zu London herausgegebenen Werke: „The British husbandry" für Deutschland bearbeitet. Zwei Bände. Mit vielen Holzschnitten. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

64. Leben und Briefwechsel George Washington's. Nach dem Englischen des Jared Sparks im Auszuge bearbeitet. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Erster Band und folgende. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*65. Leopardi (Giacomo), Gesänge. Nach der in Florenz 1831 erschienenen Ausgabe übersetzt von Karl Ludwig Kannegießer. 12. Auf feinem Druckpapier. Geh.

*66. Pfeffer (Franz Adam), Ueber die Gesetzgebung der Presse, ein Versuch zur Lösung ihrer Aufgabe auf wissenschaftlichem Wege. Erster Bestandtheil. Entwickelung der preßlichen Sach- und Rechtsbegriffe. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*67. Manzoni (Alessandro), Die Verlobten. Geschichtlicher Roman. Deutsch von Eduard von Bülow. Zweite verbesserte Auflage. Mit einer Einleitung. Gr. 12. Auf gutem Druckpapier. Geh.

68. *Martens* (*Charles de*), Nouvelles causes célèbres du droit des gens. Deux volumes. Gr. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh.

Eine Fortsetzung der im J. 1827 von Herrn Baron von Martens veranstalteten Sammlung der „Causes célèbres du droit des gens" (2 Bände, 4 Thlr. 12 Gr.), welche sich aber allein auf Rechtsfälle der neuern Zeit beschränken wird.

*69. *Most* (*Georg Friedrich*), Encyklopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis mit Einschluss der Geburtshülfe, der Augenheilkunde und der Operativchirurgie. Im Verein mit mehren praktischen Aerzten und Wundärzten Deutschlands herausgegeben. Supplementband zur ersten Ausgabe. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh.

Dieser Supplementband wird die Bereicherungen enthalten, mit denen der Verfasser die zweite Ausgabe sorgfältig ausstattete.

70. *Most* (*Georg Friedrich*), Encyklopädie der Staatsarzneikunde. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh.

Das Nähere über dieses Werk wird in einem besondern Prospecte später mitgetheilt werden.

*71. *Passavant* (*J. D.*), Giovanni und Rafael Santi's Leben und Werke. Zwei Bände. Mit einem Atlas. Gr. 8. Auf feinem Druckpapier. Cart.

Ich behalte mir vor, über dies für die Kunstgeschichte gewiß sehr bedeutende Werk, auf dessen Bearbeitung wie typographische und artistische Ausstattung die größte Sorgfalt verwandt wird, später noch besondere und ausführliche Mittheilungen zu machen.

72. Posgaru, Vater und Sohn. Eine Novelle. Zwei Theile. 8. Auf feinem Velinpapier. Geh.

*73. Raumer (Karl von), Der Zug der Israeliten aus Aegypten nach Kanaan. Ein Versuch. Beilage zu des Verfassers „Palästina". Mit einer (sehr schön in Kupfer gestochenen) Karte. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh. 12 Gr.

Des Verfassers „Palästina" (1836) kostet 1 Thlr. 12 Gr.

74. Schmid (Karl Ernst), Lehrbuch des gemeinen deutschen Staatsrechts. Zweite, umgearbeitete und vervollständigte Ausgabe. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*75. Schopenhauer (Johanna), Richard Wood. Ein Roman. Zwei Theile. 8. Auf feinem Druckpapier.

*76. Schubert (G. H. v.), Die Symbolik des Traumes. Neue verbesserte und vermehrte Auflage. Mit einem Anhange aus dem Nachlaß eines Visionärs: des J. Fr. Oberlin, gewesenem Pfarrers im Steinthal, und einem Fragment über die Sprache

Digitized by Google

des Wachens. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Anhang besonders unter dem Titel:

*77. — —, Berichte eines Visionärs über den Zustand der Seelen nach dem Tode. Aus dem Nachlaß Johann Friedrich Oberlin's, gewesenen Pfarrers im Steinthal mitgetheilt. Nebst einem Anhange über die Sprache des Wachens. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh. 12 Gr.

*78. *Vitruvii* de architectura libri decem apparatu praemuniti emendationibus et illustrationibus refecti thesauro variorum lectionum ex codicibus undique quaesitis et editionibus universis locupletati tabulis centum quadraginta declaratiab *Aloisio Marinio*. Accedunt compendium architecturae emendatum et indices tres. Opus in quatuor volumina distributum. Folio. (Rom, 1836.) Auf feinem Velinpapier.

Diese neue Ausgabe des classischen Schriftstellers, die Frucht langjähriger Studien, verdient die größte Beachtung Aller, welche sich mit demselben beschäftigen, wie sie namentlich auch eine Zierde jeder öffentlichen Bibliothek bilden wird. Dem kritisch berichtigten und erläuterten Texte, welcher die beiden ersten Theile umfaßt, geht eine fünffache Einleitung über das Leben Vitruv's, über die Handschriften, Ausgaben, Uebertragungen und Commentare seiner Werke voraus. Der dritte Theil enthält eine Zusammenstellung aller in den Handschriften und Ausgaben vorkommenden verschiedenen Lesarten und drei Indices. Den vierten und letzten Theil endlich bilden 140 Kupfertafeln, theils zur Erläuterung, theils zur Zierde dieser Ausgabe neu entworfen, mit Nomenclatur. — Der Preis aller vier Bände wird etwa 100 Thlr. sein.

*79. *Winkler* (*Eduard*), Vollständiges Real-Lexikon der medicinisch-pharmaceutischen Naturgeschichte und Rohwaarenkunde. Enthaltend Erläuterungen und Nachweisungen über alle Gegenstände der Naturreiche, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch-pharmaceutischer und toxikologischer Hinsicht bemerkenswerth geworden sind. Naturgeschichtlicher und pharmakognostischer Commentar jeder Pharmakopöe für Ärzte, Studirende, Apotheker und Droguisten. Zwei Bände. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier

Dieses Werk wird im Aeußern ganz mit Mohr's Encyklopädie (Nr. 25) übereinstimmen und wie diese in Heften von 12 Bogen erscheinen.

80. Witte (Karl), System des preußischen Erbrechts, mit steter Beziehung auf gemeines Recht. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

81. Zinckeisen (Joh. Wilh.), Frankreich im Jahre 1836. Skizzen und Ansichten. In zwei Theilen. I. Politik und gesellschaftliche Zustände. II. Literatur und Kunst. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh.

*82. — —, Lafayette. Eine Biographie. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Am Schlusse dieser Mittheilungen sei es mir vergönnt, auf meinen sorgfältig gearbeiteten und mit einem Autorenregister versehenen, jetzt durch einen Nachtrag bis Ende 1836 vervollständigten **Verlagskatalog** (7 Bogen) aufmerksam zu machen, welcher durch alle Buchhandlungen auf Verlangen zu haben ist.

Um den von vielen Seiten an mich ergangenen Anfoderungen zu entsprechen, habe ich mich entschlossen, den Preis des

Allgemeinen

Bibliographischen Lexikons

von

Friedrich Adolf Ebert.

Zwei Bände in gr. 4. 1821—27.

welche bisher auf Druckpapier 20 Thlr., auf Schreibpapier 26 Thlr. 16 Gr. kosteten,

in der Ausgabe auf Druckpapier auf **10 Thlr.**,

in der auf Schreibpapier auf **13 Thlr. 8 Gr.**

zu ermäßigen, für welchen Betrag das Werk durch alle Buchhandlungen zu beziehen ist.

Ich halte es für überflüssig, zur Empfehlung dieses allgemein so vortheilhaft bekannten classischen Werks mich ausführlicher auszusprechen.

Anzeige für den Kunsthandel.

In der Unterzeichneten sind folgende neue Kupferwerke erschienen:

Alexander's des Grossen

Einzug in Babylon,

Marmorfries im königl. dänischen Schlosse Christiansburg,

von

Bertel Thorwaldsen.

Nach Zeichnungen von Fr. Overbeck u. A.

gestochen von

Professor Samuel Amsler.

Mit Erläuterungen von Ludwig Schorn.

XXII Kupfertafeln in groß Querfolio. Preis 24 Fl.

Die heilige Familie.

Nach Rafael gestochen

von

Professor Samuel Amsler.

S. M. dem König

Ludwig von Baiern

gewidmet.

Groß Folio. Preis auf chines. Papier avant la lettre 30 Fl., lettre grie 18 Fl. — Auf gewöhnlichem Papier 12 Fl.

Die heilige Familie von Rafael, welche seit langer Zeit eine der Hauptzierden der königl. bairischen Sammlungen und nun der neu eröffneten Pinakothek ausmacht, ist zwar durch einige ältere Stiche und Lithographien bereits bekannt, jedoch niemals mit der Vollendung des Grabstichels wiedergegeben worden wie in dem Blatte, welches wir hiermit den Kunstfreunden darbieten. Herr Professor Amsler unternahm und vollendete diese Arbeit mit aller der Liebe und Sorgfalt, welche ihm seine Verehrung für Rafael und seine eigne in frühern Leistungen bewährte Meisterschaft gebot. Die Kunstfreunde werden die vortreffliche Wirkung der kräftigen und sichern Behandlungsweise, welche er in den Arbeiten nach Thorwaldsen's Alexanderzug und in dem ausgezeichneten Stiche der Grablegung nach Rafael an den Tag legte, auch in diesem Blatte wieder erkennen und dasselbe gern neben die von den berühmtesten ältern und neuern Künstlern nach Rafael gearbeiteten legen. Und wie Alles, was Rafael's Geist athmet, zur Verbreitung des Sinnes für das Schöne und zum anmuthigen Schmuck unserer Umgebungen beiträgt, so wird dies Blatt ohne Zweifel auch für solchen Zweck eine willkommene Gabe sein.

München, den 1sten November 1836.

Literarisch-artistische Anstalt
der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Für Freunde der Rechnenkunst.

Soeben ist in meinem Verlage erschienen:

Praktische Anleitung

zur Bildung und Berechnung magischer oder sogenannter

Zauber-Quadrate.

Herausgegeben

von Gustav Hohndell.

Kl. 4. Elegant broschirt. Preis 1 Thlr. 18 Gr.

Leipzig, im Januar 1837.

Aug. Lehnhold.

In der Buchhandlung von C. Schünemann in Bremen erscheint binnen Kurzem folgendes höchst wichtige Werk:

SANCHUNIATHONIS historiarum Phoeniciae LIBROS NOVEM

Graece versos a Philone Byblio

edidit

latinaque versione donavit

Fried. Wagenfeld.

Geh. 2 Thlr.

Endlich haben wir das Vergnügen, die baldige Vollendung eines Werkes anzeigen zu können, welches, wie wol selten ein anderes, seit der ersten Kunde davon, bereits so vieler Gelehrten Köpfe und Federn in Bewegung gesetzt, ja dem, man kann es unbedenklich sagen, alle wissenschaftlich Gebildeten der ganzen civilisirten Welt mit der gespanntesten Sehnsucht entgegen gesehen haben. Das grosse Interesse dieses Werkes hat in der Vorrede zu dem im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung bereits im vorigen Jahre veröffentlichten Auszuge der Herr Director **Grotefend** mit Gelehrsamkeit und Scharfsinn entwickelt und mit Freuden anerkannt. Und hat gleich dieser seine Meinung geändert, haben gleich gelehrte Wissbegierde, unwissenschaftliche Neugierde, unbescheidene Zudringlichkeit dem Herrn Herausgeber das Leben sauer zu machen und das Erzeugniss seines gelehrten Fleisses schon vor der Veröffentlichung todt zu schlagen gestrebt — er hat dadurch sich nicht irre machen lassen, und indem er seinen Gegnern all ihre Lästerungen und Ungebührlichkeiten verzeiht, hofft er für die Fehler Verzeihung zu erhalten, welche er dabei sich hat zu Schulden kommen lassen. Haben manche schon vor dem Erscheinen des griechischen Originals zu beweisen sich bemüht, dass es keinen Obersten Pereira, kein Kloster Santa Maria de Merinhao, keine Handschrift des Sanchuniathon gebe: so überlässt der Herr Herausgeber getrost jetzt dem Gelehrten zu entscheiden, ob der nunmehr aus der in seinem Besitze befindlichen Handschrift veranstaltete Abdruck ein Werk des Philonischen Sanchuniathon sei oder einer spätern Zeit seine Entstehung verdanke.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen an.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Über

Lenau's Faust.

Von

Johannes M.....n.

Preis 30 Kr., oder 8 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Soeben ist bei mir erschienen:

Insectorum protogaea specimen, cura *E. F. Germar.* 8.

welches auch das 19te Heft der Fauna insectorum Europae bildet.

Es enthält die Beschreibungen und Abbildungen von 25 Insekten aus der Braunkohlenformation, mit Bemerkungen über ihr Vorkommen und ihre Beziehungen zu der gegenwärtigen Insektenwelt, und liefert daher einen wichtigen Beitrag zu der Versteinerungskunde.

Halle, den 8ten December 1836.

Kümmel.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Abracadabra,

oder die dritte und letzte Stufe der höhern Weihe in die geheimen Wissenschaften oder die Magie, von Dr. J. F. Th. Wohlfarth. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

In unsern Tagen, wo man selbst auf dem Gebiete der Wissenschaften, namentlich der Naturphilosophie, Chemie, Arzneiwissenschaft (im thierischen Magnetismus und der Homöopathie), ja selbst in der Theologie, die geheimen Wissenschaften der Alten, die sogenannte Magie wieder aus dem Schutte hervorsucht, muß ein Werk, welches den Schleier der Isis hebt, allen Denkenden und Gebildeten Bedürfniß sein. Ein solches wird durch vorliegendes geboten. Der Verf., als freisinniger theologischer Schriftsteller bekannt, führt den Leser in den schauervollen Tempel der geheimen Wissenschaften, um ihm die geheimnißvollen Hieroglyphen in denselben zu deuten. Weit entfernt, über die alten Weltweisen und Magiker den Stab zu brechen, sucht er vielmehr ihre oft verborgenen Goldkörner auf, unterscheidet das Wahre von dem Falschen und bildet somit eine freilich hoch über den Systemen der Alten stehende, allein durchgängig wahre Magie, wie sie Vernunft und Religion nicht nur billigen, sondern sogar fodern, und durch welche der Geweihte mit der Geisterwelt auf das innigste verbunden, im höchsten Sinne sich zum Herrn über alle Kräfte der Natur erhebt.

Im Verlage der Buchhandlung G. P. Aderholz in Breslau ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Zur Geschichte der Medicin in Schlesien.

Erstes Heft:

Die vorliterarischen Anfänge.

Von **Dr. *A. W. E. Th. Henschel,***

Professor an der Univ. Breslau. Gr. 8. 8 Bogen. Geh. 16 Gr.

Die Krankheiten des Foetus,

von

Dr. *J. Grätzer,*

ausübendem Arzte und Geburtshelfer. Gr. 8. 18 Bogen. 1 Thlr. 8 Gr.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen:

Ornithologische Galerie

oder

Abbildungen aller bekannten Vögel

von

C. F. Dubois.

9tes Heft,

mit 6 Tafeln Vögel, nebst Beiblättern des Gattungskennzeichens, Nester und Eier und Beschreibung derselben. Preis ausgemalt 12 Gr., schwarz 7 Gr.

Die Abbildungen sind alle nach natürlichen Exemplaren, wobei angegeben wird, aus welcher Sammlung sie entnommen sind. Dieses Heft enthält folgende Vögel: Trogon pavoninus *Spix*, aus dem Museum zu Brüssel. Paradisea regia *Lath.*, aus dem Museum zu Paris. Anas oxyptera *Meyen*, aus der Sammlung des Verfassers. Psittacus Pennanti *Lath.*, Männchen und Weibchen aus dem Museum zu Brüssel. Fringilla leuopogon *Vieil.* und Fringilla plendens *Vieil.*, beide aus der Sammlung des Verfassers. Ardea Nycticorax *Linn.*, alter und junger Vogel, aus der Sammlung des Verfassers.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. VII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Comptoir-Handbuch

nach

MAC-CULLOCH

in

Einem Bande.

Mit den Plänen von Konstantinopel, Gibraltar, Helsingör, Neuyork, Petersburg und Rio Janeiro, und einer Weltkarte nach Mercator's Projection.

Soeben ist bei uns erschienen und durch jede solide Buchhandlung zu beziehen:

Die 4te — 6te Lieferung

einer schönen und ausserordentlich wohlfeilen Ausgabe von Mac-Culloch's vortrefflichem:

Dictionary of Commerce and Commercial Navigation,

Bogen 31 — 60.

Preis 2 Fl. 24 Kr., oder 1 Thlr. 12 Gr.

Inhalt:

Flaschen, Flaschenkürbis, Flaumfedern, Fleischleim, Flensburg, Flieder, Fliegen, Flindern, Flintglas, Flittergold, Flohsamen, Flor, Florenz, Flugschrift, Flußspath, Folie, Foligno, Forli, Fortepiano, Foulards, Fracht, Frachtbrief, Frachtcontract, Frachtfahrer, Francavilla, Frankfurt a. M., Frankfurt a. O., Fransen, Franzosenholz, Freiberg, Freiburg, Friedrichshafen, Früchte, Fulda, Fuhr(manns)wagen, Fuhrwerke, Funchal, Fünfhäfen, Fünfkirchen, Fürth, Furniere, Fußmaß, Fußteppiche, Gaeta, Gagat, Galaß, Galbanum, Galgant, Galläpfel, St.-Gallen, Gallerte, Gallipoli, Gallipoli, türk., Gallen, Galmei, Gamander, Gambia, Gummi, Gangfische, Garn, Gaslicht, Gesellschaft, Gase, Gebrannte Wasser, Gefle, Geflechte, Geislingen, Gelbholz, Geld, Gemskugeln, Genever, Genf, Gent, Genua, Gepäckzoll, Gera, Germain, Gerste, Gerstenbranntwein, Gerstengraupen, Gerstenzucker, Gesellschaftshandlungen, Gesellschaftspaß, Getränke, geistige, Gewerbschein, Gewichte, Gewürznelken, Ghee, Gibraltar, Gießen, Gilbkraut, Gilb, Gin, Ginseng, Girgenti, Girona, Glarus, Glas, Glasflüsse, Glasgalle, Glasgow, Glasperlen, Glastropfen, Glatz, Glaubersalz, Glaucha, Glätte, Gleckengut, Glogau, Glückstadt, Goa, Gobelins, Göppingen, Görlitz, Göttingen, Görz, Gold, Gomuti, Gombrun, Goole, Goslar, Gotha, Gothenburg, Granatäpfel, Granaten, Granville, Grasse, Graudenz, Graupen, Grauwerk, Gray, Grätz, Greenock, Greenwich, Greifswald, Grenadillholz, Grenoble, Gries, Grindwurz, Grodno, Gröningen, Grünspan, Grütze, Guajac-Gummi, Guanarnato, Guatemala, Guajaquil, Guernsey, Guineapfeffer, Gummi, Gummiguttä, Gummilack, Gunny, Güstrow, Gyps, Haag, Haare, Haarkugeln, Haarlem, Haarpuder, Hadern, Hafen, Hafengeld, Hafer, Hagenau, Hahnenfedern, Haircords, Halberstadt, Halifax, Hall, Hall, Halle, Hamans, Hamburg, Hameln, Hamm, Hanau, Handel, Handelsbilanz, Handelsfactor, Handelsgesellschaften, Handelsgewicht, Handelskammern, Handelsverträge, Handschuhe, Hanf, Hanföl, Hanfsaat, Hanover, Hansa, Harpunierer, Haselnüsse, Haselwurz, Hasenbälge, Hausen, Hausenblase, Hausirer, Häute, Hauteliffe, Havannah, Havarie, Havre de Grace, Hayfischflossen, Heidekorn, Heidelbeeren, Heidelberg, Heilbronn, Helsingör, Herat, Heringe, Hermannstadt, Hermeline, Heu, Hildburghausen, Hildesheim, Hirschberg, Hirschhorn, Hirse, Hof, Höllenstein, Hollunder, Holzessig, Holzhandel, Holzkohlen, Holzuhren, Holzwaaren, Honfleur, Honig, Hopfen, Horn, Huddersfield, Hull, Hummer, Hunde, Hüte, Hüttenrauch, Hyeres, Idria, Ilau, Imola, Indianische Vogelnester, Indiennes, Indigo, Indigolack, Indigo, rother, Ingber, Innsbruck, Inseret, Inselwanz, Instrumente, Ipecacuana, Ipswich, Iridium, Iris, Irkutzk, Iserlohn, Ismail, Ispahan, Jän, Jalapparwurzel, Jamaicapfeffer, Jatpis, Jasso, Jeddo, Jersey, Jesine, Johannisbrod, Jonische Inseln, Juchten, Judenpech, Kabeltau, Kabliau, Kai, Kaigeld, Kaisarich, Kalisch, Kalk, Kalmank, Kaluga, Kamel, Kamelgarn, Kamelhaar, Kamelot, Kammertuch, Kammholz, Kämme, Kanefas, Kaninchenhaare, Kanonen, Kanten, Kapern, Kaperschiff, Kapptaken, Karmin, Kars, Kartoffeln, Kasan, Kaschau, Kaschuruß, Käse, Kastanien, Kattun, Katzenauge, Katzenfelle, Kaufscuren, Kaviar, Kelp, Kempten, Kerman, Kermes, Kerzen, Kessel, Khiva, Khokand, Kiachta, Kidbermünster, Kiel, Kienruß, Kiew, Kilmarnock, Kingston, Kinchorn, Kirkaldy, Kirschen, Kislar, Klagenfurth, Klausenburg, Kleber, Kleesame, Klippfisch, Knallquecksilber, Knallsilber, Knochen, Knöpfe, Kobalt, Kolkothar, Komora, Kompaß, Königsberg, Königsholz, Königswasser, Kopenhagen, Korb, Korkholz, Korn, Kornbranntwein, Korngetze, Kostroma, Kottbus, Kurek, Krähenaugen, Krakau, Krämpeln, Krapp, Kratzen, Kraut, Kreide, Kremnitz, Krems, Kropp, Kriegsbedarf, Kreuznach, Kronstadt, Kümmel, Kupfer, Kupferstiche, Kupferwasser, Kurze Waaren, Küstenhandel, Küstrin, Kutahieh, Laberdan, Labrador, Lackaux de Fond, Lachs, Lack, Lackirte Waaren, Lackmus, Ladanum, Ladungsschein, La Guayra, Laguna, Lahore, Laibach, Lakritzensaft, Lammfelle, Lampen, Lampreten, Lancaster, Lanciano, Landau, Landsberg, Landshut, Landstraßen, Länge und Breite, Langensalza, Langres, Laon, Lapis-Lapuli, Lärchenbaumschwamm, Last, Lustigkeit, Lasurstein, Latten, Laugensalze, Lausanne, Lavendel, Lazareth, Lebensversicherung, Leberthran, Lebkuchen, Leece, Leckage, Leder, Lederarbeit, Leeds, Lehrlinge, Leibrenten, Leicester, Leim, Leinen, Leinenband, Leinene Garne, Leindl, Leinsaat, Leipzig, Leith, Lemberg, Lennep, Lecnisches Gold, Lerida, Leuchtthürme, Leuwar-

den, Leyden, Libau, Liebenzell, Lichter, Liebesäpfel, Liegezeit, Liegnitz, Lille, Lima, Limmerick, Limoges, Limonen, Limonensäure, Lincoln, Lindau, Linde, Linon, Linsen, Linz, Lipari, Lisieux, Lissabon, Listados, Literarisches Eigenthum, Liverpool, Livorno, Locle, Lodève, Lodi, Löffel, London, Londonderry, Longcloths, Lootsen, Lorber, Lora, L'Orient, Loubeac, Löwen, Louviers, Lübeck, Lublin, Lucca, Lugano, Lumpen, Lüneburg, Lünéville, Lüttich, Luxemburg, Luzern, Lynn-Regis, Lyon, Maße, Macao, Macassar, Maccaroni, Macclesfield, Macis, Macisbohnen, Macon, Madera, Madras, Madrid, Magdeburg, Magnesin, Magnesia, Magnet, Mahagonibolz, Mahon, Maidstone, Mailand, Mainz, Mais, Makler, Maklerlohn, Makrele, Malakka, Malachit, Malaga, Malmö, Malo, Malta, Malvasierwein, Malz, Mamers, Man, Manchester, Mandeln, Mandelöl, Mangischlak, Manilla, Manna, Manheim, Manresa, Mans, Mansfeld, Mantua, Maracay, Maracaibo, Maranham, Marburg, Margate, Mariakirch, Marienburg, Marienglas, Marienwerder, Mark, Markt, Marly, Marmelade, Marmor, Marokko, Marsala, Marseille, Martinsholz, Maschinen, Masse, Mastix, Mastricht, Masulipatam, Matanzas, Mataro, Matera, Matresen, Matrosenpresse, Matten, Maubeuge, Mauritius, Mazzara, Meaco, Meaux, Mecca, Mechlin, Meerrettig, Meerschaum, Meerschwämme, Meerstint, Meerspinne, Meerzwiebel, Mehl, Mehlbeerbaum, Meiningen, Meisel, Meißen, Melinde, Melisse, Melonen, Melun, Memel, Memmingen, Mendoza, Mennig, Mequinez, Mercur, Merqui, Merseburg, Messe, Messerschmiedwaaren, Messing, Metalle, Metallgold, Meth, Metz, Mexico, Middelburg, Mietau, Milch, Milchzucker, Milford-haven, Milhaud, Minden, Mineralwasser, Mispeln, Mocha, Modena, Modon, Mogadore, Mohr, Mohilew, Moissac, Mömpelgard, Monopol, Mons, Montargis, Montaban, Montelimart, Montevideo, Montilla, Montpellier, Montreal, Montrose, Menja, Morcheln, Morges, Morlaix, Moschus, Moskau, Mossul, Moulins, Mülhausen, Mühlsteine, Mühlheim, Mülheim, München, Munition, Munjet, Münster, Münzen.

Stuttgart und Tübingen, im Januar 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die

amerikanischen Besserungs-Systeme,

erörtert in einem Sendschreiben

an

Herrn W. Crawford,

Generalinspector der großbritannischen Gefängnisse,

von

Dr. Julius.

Gr. 8. 1837. Geh. 8 Gr.

In diesem Sendschreiben gibt der durch seine lebhafte Theilnahme an dem Schicksal der Gefangenen so rühmlich bekannte Verfasser, von seiner Reise in den Vereinigten Staaten zurückgekehrt, sein Gutachten über die beiden in Amerika vorzugsweise ausgebildeten Systeme des Gefängnißwesens und der Besserungsanstalten ab.

In der H. Laupp'schen Buchhandlung zu Tübingen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Einleitung in die Chemie,

in zwei Bänden,

nebst vollständigem Register und Inhaltsverzeichniß

von

C. G. Gmelin,

Doctor der Medicin und Lehrer der Chemie an der Universität zu Tübingen.

Dritte und letzte Abtheilung (nach früherer Eintheilung) oder nach neu getroffener Eintheilung zweiten Bandes erster und zweiter Theil (womit das Werk geschlossen ist).

Preis dieses letzten Bandes von 76 Bogen 8 Fl. 54 Kr.

Preis des ganzen Werkes von 137 Bogen 15 Fl. 24 Kr.

Mehrfache Misverständnisse von Seiten der Herren Abnehmer und die weit über den ursprünglichen Plan hinaus vermehrte Bogenzahl des schätzenswerthen Werkes, dessen Schlußband wir als erschienen hiermit anzukündigen uns beehren, machten eine andere als die bisherige Bändeintheilung sehr wünschenswerth. So bilden nun die früher erschienenen beiden Abtheilungen den ersten Band in zwei Theilen, und in Obigem erhält das Publicum den zweiten Band, ebenfalls in zwei Theilen, wonach das vollendete Werk zwei Bände oder vier Theile umfaßt, zu denen geeignete Titel diesem zweiten Bande beiliegen.

Der ganze erste (größere) Theil dieses zweiten Bandes ist einer ausführlichen Betrachtung der chemischen Verhältnisse der organischen Verbindungen gewidmet. — Im zweiten Theile desselben sind die allgemeinen Verhältnisse der Salze, die isomeren Zustände der Körper, die verschiedenen Methoden des chemischen Vortrags, namentlich der populaire Vortrag dieser Wissenschaft beleuchtet. Außerdem enthält er eine ausführlichere Einleitung in die analytische Chemie.

Indem wir nun die zahlreichen Besitzer der beiden Theile des ersten Bandes hiermit einladen, den neu erschienenen zweiten Band zur Vervollständigung ihrer Exemplare benachbarten Buchhandlungen zu entnehmen, glauben wir auf eine fortgesetzte lebhafte Theilnahme um so mehr rechnen zu dürfen, da wir den Herren Pharmaceuten, Chemikern ꝛc. ein Werk bieten, wie es die heutige Literatur noch nicht aufzuweisen vermag, und welches — gleichsam eine Vorschule der Chemie — bestimmt ist, in diese vielfach verzweigte Wissenschaft, namentlich den Anfänger, gründlich einzuführen. Der berühmte Herr Verfasser legt den Zweck seiner Arbeit in der Vorrede selbst mit folgenden Worten dar: „Der Zweck, den ich bei der Bearbeitung dieser Einleitung zu erreichen strebte, ist der, das Studium grade der schwierigern Theile der Wissenschaft durch eine möglichst populaire und unbefangene Darstellung dem Anfänger zu erleichtern und denselben so weit zu führen, daß er jedes ausführlichere Werk über Chemie — an welcher Stelle er dasselbe auch aufschlagen mag — ohne Schwierigkeit sollte verstehen und benutzen können."

Im November 1836.

Die Verlagshandlung.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Taschenbuch

der neuesten Geschichte.

Herausgegeben

von **Dr. E. Münch** und **Dr. G. Bacherer.**

Jahrgang 1834. 2ter Theil.

Mit 10 lithogr. Portraits. Brosch. Preis 1 Thlr. 16 Gr.

Es umfaßt dieser zweite Theil die Geschichte des Orients, Skandinaviens, Rußlands und Polens, der Schweiz, Italiens, Deutschlands und der außereuropäischen Welttheile; beigegeben ist eine kleine Chronik der merkwürdigsten Naturerscheinungen und Reisen, Nekrolog und chronologische Tabelle über die wichtigsten Ereignisse des Jahres 1834. Der erste Theil des Jahrgangs 1835 ist unter der Presse und wird demnächst versandt werden.

Karlsruhe, im Januar 1837.

C. F. Müller'sche Hofbuchhandlung.

Ankündigung eines wichtigen historischen Werkes.

Zur

Geschichte Trajan's

und seiner Zeit

von

Dr. Heinrich Francke,

ordentlichem Lehrer am Gymnasium zu Wismar.

Das unter obigem Titel bei Unterzeichnetem zu Ostern 1837 erscheinende Werk zerfällt in folgende Disposition.

Erster Abschnitt.

Äußere Angelegenheiten des römischen Reichs unter Trajan.

Trajan's Leben und Kriege.

I. Trajan's Heimat.

II. Trajan's Namen, Würden und ihre Zeit.
A) Filius. B) Tribunitia potestas. C) Consul. D) Pater patriae. E) Optimus princeps. Optimus. F) Germanicus. G) Dacicus. H) Parthicus. I) Caesar. K) Imperator.

III. Trajan's Familie.
A) Trajanus pater. B) Pompeja Plotina. C) Marciana und Matidia. D) Hadrianus.

IV. Trajan in Germanien.

V. Geten und Dacier.
A) Das Land. B) Kriege der Dacier vor Trajan. C) Cultur des Landes und Volkes.

VI. Trajan's erster Krieg gegen die Dacier.
A) Das Heer. B) Der Heerführer und Heereszug. C) Kriegsbegebenheiten. D) Hölzerne Brücken.

VII. Trajan's zweiter Krieg gegen die Dacier.
A) Vorbereitungen zum Kriege. B) Die steinerne Donaubrücke. C) Beendigung des Krieges.

VIII. Alterthümer Daciens.
A) Heerstraßen. B) Wälle, Pässe und Gräben. C) Daciens Eintheilung. Municipien. Colonien. D) Isis, Anubis und Canopus in Dacien. Erweiterung der Provinz.
E) Trajan's Büste und Marstempel, mit Grabmonumenten.

IX. Trajan's Säule.

X. Trajan's Feldzüge in Asien.
A) Völker und Staaten Asiens vor und zu Trajan's Zeit.
B) Palma's Feldzug nach Arabien.
C) Trajan's Feldzug gegen die Parther.
D) Trajan's Tod.

Zweiter Abschnitt.

Innere Angelegenheiten des römischen Reichs unter Trajan.

Trajan's Staatsverwaltung.

I. Politischer Zustand des Reichs.
A) Monarchisches und polyarchisches Princip.
B) Glückseligste Periode der Menschheit. Recht.
C) Trajan's Gesetzgebung.

II. Religiöser Zustand des Reichs.
A) Römisches Heidenthum und Christenthum.
B) Christen unter Trajan.

III. Zustand der schönen Künste unter Trajan.
A) Über den Begriff der classischen Kunst.
B) Baudenkmale Trajan's.
a) Straßen. Posten. b) Brücken. c) Wasserbauten. Bäder. Häfen. Kanäle. Wasserleitungen. d) Gebäude. Porticus. Circus. Forum. Odeum. Gymnasium. Bibliothek u. s. w.
C) Bildhauerei.
D) Malerei.
E) Öffentliche Spiele. Geschmack und Leben der Großen.

IV. Zustand der Wissenschaft unter Trajan.
A) Erziehung und Unterricht.
B) Trajan's gelehrte Bildung und sein Verhältniß zu den Gelehrten.

V. Quellen und Hülfsmittel zur Geschichte Trajan's und seiner Zeit.

VI. Rückblick auf Trajan's Charakter und Zeit.

Eine kritische Geschichte des römischen Kaisers **Trajan** gehört ganz gewiß unter die ebenso schwierigen als interessanten Resultate der historischen Forschung. **Trajan** muß unter die größten Regenten-Genien gezählt werden, welche die Geschichte aufzuzeigen hat; er hat überall nur Wenige seines Gleichen gefunden. Er war ein gewaltiger Krieger, Gesetzgeber, Staatsmann, und — was man bei dem Größten so oft vermißt — ein vortrefflicher Mensch.

Unter seiner Herrschaft waren die Grenzen der römischen Welt am ausgedehntesten und die Macht der Römer stand auf ihrem höchsten Punkte. Leider aber fließen die Hauptquellen seiner Geschichte nur sparsam, das Beste ist verloren gegangen; daher eine vollständige und erschöpfende Darstellung des großen Mannes und seiner Wirksamkeit nur mühsam und von vielen Seiten her nicht ohne scharfe Kritik und kunstvolle Combination zusammengebracht werden kann.

Wir vertrauen indessen, daß dieses in reichlichem Maße in dem Werke geschehen sei, welches wir einem verehrl. Publicum hierdurch ankündigen. Der Verfasser desselben, Herr Dr. **Francke in Wismar,** ist der historischen Welt nicht unbekannt mehr; sein **Arnold von Brescia,** schon vor vielen Jahren geschrieben, sowie sein **Feldzug der Mecklenburger im Befreiungskriege,** haben sich einen rühmlichen Namen gemacht. Jahrelange unablässige und mühsame Studien haben ihn endlich zu der Hoffnung ermuthigt, als Herold eines der größten Menschen nicht unwürdig auftreten zu können.

Der Umfang und die Bogenzahl des Werkes mögen im Allgemeinen die Umständlichkeit bezeichnen, womit er seinen Gegenstand behandelt hat, und die angegebenen Rubriken die Genauigkeit verbürgen, die man über jedes Einzelne in dieser mächtigen Reichsverwaltung zu erwarten hat.

Das Werk wird 50 Bogen in Großoctav umfassen und 4 Thlr. 12 Gr. kosten. Das schönste Druckvelinpapier entspricht dem Gegenstande. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Güstrow, im Januar 1837.

Opitz & Frege.

Um mit Sammlern in Tauschverbindung zu treten, offerirt Unterzeichneter das Verzeichniß seiner zahlreichen Doubletten gratis. Man erhält dasselbe auf portofreie Briefe in Leipzig durch C. F. Köhler daselbst, oder durch den Besitzer. Auf Verlangen ist derselbe bereit, Exemplare nach der dem Verzeichniß beigegebenen Taxe zu überlassen.

Wedin bei Anclam, den 18ten Januar 1837.

Fr. Homeyer.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1837. Januar. Nr. 197—200.

Nr. 197. *Galerie der deutschen Bundesfürsten. I. Ferdinand I., Kaiser von Östreich. Die rechte und die linke Hand. Die Sparkassen in London. *Aberglauben und Irrthümer. Seidenzucht in der Nähe von Paris. *Die Vogelnester. — Nr. 198. *Galerie der deutschen Bundesfürsten. II. Friedrich Wilhelm III., König von Preußen. Blicke auf die thierische Ökonomie. *Das Ziegelbrennen. *Ofen und Pesth. — Nr. 199. *Sitten und Gebräuche der Perser. Feen und Hexen in Irland. Eine Anekdote aus Napoleon's Leben. Leihhäuser in Paris und London. *Loretto. — Nr. 200. *Galerie der deutschen Bundesfürsten. III. Ludwig I., König von Baiern. Das Neueste aus der Natur- und Gewerbswissenschaft. Die Rattenjagden zu Paris. Knochendüngung. *Sitten und Gebräuche der Perser. (Beschluß.)

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der erste Jahrgang von 52 Nrn. kostet 2 Thlr., der zweite von 89 Nrn. 1 Thlr. 12 Gr., der dritte von 52 Nrn. 2 Thlr., der vierte von 53 Nrn. 2 Thlr.

Leipzig, im Januar 1837.

F. A. Brockhaus.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Des Marquis von Londonderry,
Generallieutenant im Dienste Englands und Commissair Sr. brittischen Majestät bei den verbündeten Heeren.

Geschichte des Kriegs von 1813 u. 1814

in Deutschland und Frankreich. Ins Deutsche übersetzt und mit Anmerk. begleitet durch D. G. v. Ekendahl, vormal. Hauptmann in engl. Diensten. Den Manen Lützow's, Schill's und Th. Körner's geheiligt. 2 Theile. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Motto: „Lernet, vom Schicksal gewarnt, Gerechtigkeit kennen."

Der Krieg von 1813 und 1814, der den größten Mann, das mächtigste Heer seiner Zeit durch den erwachten Ingrimm der Völker besiegte und stürzte, hat in Betracht seiner großen Wichtigkeit und seines unberechbaren Einflusses auf Deutschland, dessen Macht die größte Rolle dabei spielte, noch viel zu wenig Historiographen gefunden, obschon Hunderttausende von uns selbst an demselben kämpfend Theil genommen haben. Seine Geschichte sollte keinem ehemaligen Mitstreiter fehlen. Unter den über ihn vorhandenen Geschichtswerken hat das vorstehende die besondere Eigenthümlichkeit, daß es eine Menge von Thatsachen an das Licht bringt, welche bisjetzt im geheimnißvollen Dunkel begraben lagen. Die schon auf dem Titel bezeichnete wichtige und einflußreiche Stellung des Verfassers in den Hauptquartieren der alliirten Mächte, seine Functionen, die ebenso wol politischer als militairischer Natur waren, öffneten ihm stets den Zutritt zu den hohen Souverainen und zu ihrem geheimen Rath. In diesem konnte nichts von Wichtigkeit verhandelt und beschlossen werden, ohne daß es zu seiner Kenntniß kam. Unterrichtet von allen Beweggründen, von allen ostensiblen und geheimen Ergebnissen, war er ganz besonders befähigt, uns die interessantesten Aufschlüsse zu geben. Von ihm erfahren wir die Ursachen des östreichischen Beitritts zur Coalition, sowie die Veranlassung, warum dem Fürsten Schwarzenberg die Würde eines Generalissimus, die der Kaiser Alexander zu erhalten wünschte, beigelegt wurde. Ebenso entdeckt er uns zuerst die geheimen Triebfedern der Invasion von 1814, der Unterhandlungen von Chatillon und des Vertrags von Chaumont, die Ursachen der Restauration der Bourbons, die Discussionen, welche den Frieden von Paris vorbereiteten, und die Ansprüche und Foderungen, welche das russische Cabinet beim wiener Congreß, dem der Verfasser ebenfalls beiwohnte, machte. Der Übersetzer dieses wichtigen Werkes, ein geborener Schwede, theilte die damalige Begeisterung als Mitstreiter und hat solches mit sehr interessanten Anmerkungen bereichert.

Subscriptions-Anzeige.

„Kenntniss von Grund und Boden, auf welchem die Geschichte sich bewegt, ist unabweisliches Bedürfniss." Solches Bedürfniss zu befriedigen, bietet sich den Freunden der historischen Literatur, insbesondere den Lesern der von *„Heeren und Ukert"* herausgegebenen *„Geschichte der europäischen Staaten"*, als treuer Begleiter

K. von SPRUNER'S

Historisch-geographischer Atlas,

aus 53 Karten bestehend,

in dem bequemen Format des *Stieler*'schen Hand-Atlas dar, wovon die eben erschienene aus 8 illuminirten Karten bestehende *erste Lieferung* in allen Buchhandlungen zur Ansicht vorliegt. Dem schon seit mehren Jahren vorbereiteten Unternehmen haben bewährte Historiker, wie *Leo*, *Rehm*, *Rudhardt*, *Stenzel*, *Wachsmuth u. A.*, ihren Beifall geschenkt, insbesondere ist von *Leo*, dem Geschichtsschreiber Italiens, den in dieser ersten Lieferung mit ausgegebenen *fünf* die Geschichte dieses Landes umfassenden Karten das genügendste Anerkenntniss gründlich-wissenschaftlicher Bearbeitung und zweckmässiger Einrichtung zu Theil geworden. — In Aussicht auf zahlreiche Theilnahme ist der *Subscriptionspreis* für die Lieferung von 8 schön in Kupferstich ausgeführten und colorirten Karten auf 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr.) bestimmt.

Gotha, im Januar 1837.

Justus Perthes.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig sind soeben erschienen:

Reichard, Dr. H. G., Monarchie, Landstände und Bundesverfassung in Deutschland. Nach der historischen Entwickelung und dem gegenwärtigen Standpunkte der Staats- und Bundesgesetzgebung beleuchtet. 1ster Band. Gr. 8. 3 Thlr.

Freyberg, M. v., Pragmatische Geschichte der bairischen Gesetzgebung und Landesverwaltung seit Maximilian I. Nach den Acten bearbeitet. 1ster und 2ter Band. Gr. 4. 5 Thlr.

Beide Werke haben sich bereits gründlicher Beurtheilungen zu erfreuen gehabt, und werden bestimmt vollendet werden.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1837. Erstes Heft. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf*. 1836. Elften Bandes erstes und zweites Heft. (Nr. I, II.) Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. (Herausgeber: *E. Avenarius.*) Jahrgang 1837. Monat Januar, oder Nr. 1—4, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 1—4. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im Februar 1837.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlags-Bericht

von

Otto Wigand, Buchhändler in Leipzig.

W. Hazlitt,

Geschichte

Napoleons.

Aus dem Englischen übersetzt

und

mit kritischen und erläuternden Anmerkungen versehen

von

Johann Sporschil.

2 Bde. 8. 1836. Cartonirt 3 Rthlr.

Der

praktische Rathgeber

in

Wochen-, Kinder- und Kranken-Stuben.

Ein Handbuch

zur

Belehrung für Frauen und Mütter,

in allen

vorkommenden Krankheitsfällen,

über den

weiblichen Körper und die Funktionen

desselben.

Von

Dr. F. L. C. d'Alnoncourt.

gr. 8. 1835. In Umschlag br. 2 Rthlr.

Lord H. Brougham,

GOTT

und

Unsterblichkeit

aus

dem Standpunkte

der natürlichen Theologie

und

ihrer Beweiskraft.

Aus dem Englischen übersetzt

von

Joh. Sporschil.

1835. 8. broschirt. 1 Rthlr. 12 Gr.

ED. GIBBON'S

Geschichte

des allmäligen Sinkens und endlichen Unterganges

des

römischen Weltreiches,

nebst einer biographischen Skizze über den Verfasser.

Deutsche Ausgabe in einem Bande

von

Johann Sporschil.

Groß Lexikon-Octav. 170 Bogen stark. 1836. Preis 8 Thaler.

Die Geschichte des Sinkens und Unterganges des römischen Weltreiches hat vom erhebungsvollen Augenblicke ihres Erscheinens den vordersten Platz unter den historischen Werken des vorigen Jahrhunderts eingenommen und behauptet. Was staunernder, mehr als zwanzigjähriger Fleiß im Verein mit den tiefsten, gründlichsten und ausgebreitesten Kenntnissen, was Liebe zum Gegenstand, wirksam durch unermüdliche Vorstudien und einer schicksalsgeschichtlichkeit ohne Gleichen, was das innerste Erfassen historischer Weltereignisse und des Suchens aller ihrer Ursachen in Verbindung mit der Darstellungsgabe, die bis jetzt an Klarheit, Kraft, Würde, Schönheit und Erhabenheit nicht übertroffen wurde, zu leisten im Stande ist: dieß Gibbon, dieser große Lehrmeister der Fürsten und Völker, an Wahrheit, Vaterlandsliebe, Unabhängigkeit und weltüberschauendem Blick das Ideal aller Historiker der neuern Zeit, im vollsten Umfange geleistet. Er hat einen Zeitraum von sechs Jahrhunderten, in welchen die Gründung und Ausbreitung von zwei Weltreligionen, der Sturz von Rom und Constantinopel, der Untergang der alten und der Anfang der neuen Kultur fallen, mit großartigem Weltüberblicke in ihrem tiefinnersten Zusammenhange geschildert, und ein unvergängliches Werk geliefert, das ferne Zeiten auf die fernsten bringen, und, so lange Europa der herrschende Welttheil sein wird, für Regierende wie für Regierte ein Lehrbuch, für alle Gebildeten eine unerschöpfliche Quelle des Unterrichts und der erhebendsten Lectüre bleiben muß.

Von diesem großartigen Werke biete ich dem deutschen Volke eine deutsche Uebersetzung von Hrn. J. Sporschil in einem Bande an! Die wahrhaft class. Uebersetzung kann man mit Recht ein Normalwerk der deutschen Literatur nennen.

Alle Verehrer der Geschichte, was soviel heißt, als alle gebildeten Deutschen, lade ich daher zum Kauf in der angenehmen Hoffnung ein, daß das größte Geschichtswerk der neuern Zeit vordeutscht von einem der genauesten, sachkundigsten und besten Uebersetzer, sich der Theilnahme und des Beifalls der Deutschen aller Gauen erfreuen wird.

Dr. Benjamin Ritter,

Geographisch-statistisches

Comoir- und Zeitungslexikon,

oder

Beschreibung aller bekannten Länder, Meere, Seen, Flüsse, Inseln, Gebirge, Reiche, Provinzen, Städte, der wichtigsten Flecken, Dörfer, Fabriksanlagen, Bäder u. s. w.,

mit genauer Angabe

der Lage, Größe, Producte, der politischen Eintheilung und Organisation, der Anzahl der Bewohner, der Industrie, des Handels, der Merkwürdigkeiten u. s. w.

In alphabetischer Ordnung.

Für öffentliche Bureaus, Comtoirs, Geschäftsmänner, Kaufleute, Fabrikanten, Zeitungsleser, Reisende, überhaupt für jeden Gebildeten.

In 4. 36. **146 Bogen stark.** In Umschlag 4 Rthlr.

Deutschlands freie Blätter haben die Brauchbarkeit, Nützlichkeit und Gediegenheit dieses Werkes einstimmig anerkannt.

E. L. Bulwer,

Die

letzten Tage

von

Pompeji.

Aus dem Englischen übersetzt

von

JOH. SPORSCHIL.

3 Bände. 8. 1835. brosch. 3 Rthlr.

Desselben Werkes

Taschen-Ausgabe.

12. 3 Bände. 1835. brosch. 1 Rthlr. 12 Gr.

Pariser

Silhouetten.

Nebst einer

aphoristischen Uebersicht

der

Monumentalgeschichte von Paris.

Von

Adelbert von Bornstedt.

2 Bände. 8. 1836. dreschirt. 3 Rthlr. 8 Gr.

Die berühmtesten

Staatsmänner

und

Diplomaten

unserer Zeit.

Politische Charakterskizzen in Copieen und Originalien

von

Dr. A. Diezmann.

1—3. Lieferung.

8. geh. 1835. Preis jeder Lieferung 12 Gr.

Erste Lieferung enthaltend: Lord Brougham: Casimir Perier: Villèle. Belgien. — Zweite Lieferung: Mauguin: Marpot: O'Connell. — Dritte Lieferung: Kossuth. Dupanloup: Pozzo di Borgo: Metternich Alt.

Digitized by Google

Neue Leipziger
Zeitschrift für
Literatur und Kritik.

Encyclopädie der Literatur.

Leipzig,
Verlag von Otto Wigand.

Stadt- und Landbote
Amtliches Organ der Amtshauptmannschaft Bautzen
Erscheint jeden Werktag abends 5 Uhr.
Preis für Abholer 1 M. 20 Pf. vierteljährlich.
Bei Postbezug 1 M. 50 Pf. vierteljährlich.
Einzelnummer 10 Pf.
Anzeigenpreis für die 6gespaltene Petitzeile oder deren Raum 15 Pf.
Anzeigen werden bis vormittags 10 Uhr angenommen.

Nr. 75 Bautzen, Sonnabend, den 30. März 1907 1. Jahrgang

Inhalt.

Amtlicher Teil.
Bekanntmachung, die Ausführung des Reichsgesetzes betreffend

Dr. G. Blumröder,
über das

Irreseyn,

oder
antropologisch-psychiatrische
Grundsätze.

Für
Aerzte und Psychologen.

gr. 8. 1836. 2 Rthlr. 6 Gr.

Die
Merkurialkrankheit
in
allen ihren Formen
historisch, pathologisch, diagnostisch und therapeutisch
dargestellt
von
Dr. G. Ludw. Dieterich.
gr. 8. 1837. br. 2 Rthlr. 12 Gr.

Systematisches
HANDBUCH
der
gerichtlichen Psychologie
für
Medicinal-Beamte, Richter und Vertheidiger.
Von
Dr. J. B. Friedreich,
gr. 8. 1835. 4 Rthlr. 12 Gr.

Historisch-kritische
Darstellung
der Theorien
über
das Wesen und den Sitz
der
psychischen Krankheiten.
Von
Dr. J. B. Friedreich.
gr. 8. 1836. br. 1 Rthlr. 20 Gr.

Robert Grant,
ANATOMIE
der
vergleichenden Anatomie.

Aus dem Englischen
von
Dr. C. C. Schmidt.
Vier Abtheilungen.

gr. 8. 1836. In Umschlag brosch. 4 Rthlr. 16 Gr.

Die dritte Abtheilung, enthaltend: das Nervensystem, die Sinnes- und Verdauungsorgane, durch zweiundzwanzig Abbildungen erläutert, ist so eben fertig geworden. Die vierte Abtheilung erscheint binnen Kurzem, wie die früheren, gleichzeitig mit dem englischen Original.

JAHRBÜCHER
DER
IN- UND AUSLÄNDISCHEN
GESAMMTEN MEDICIN.
HERAUSGEGEBEN
VON
Dr. C. C. SCHMIDT.

IV. Jahrgang. 1837.

oder 13.—16. Band. 12 Hefte. Lexicon-Octav Velinp. 12 Rthlr.

(Von den ersten 3 Jahrgängen sind nur noch einige wenige Exemplare zu haben und kosten 36 Rthlr.! Der I. Supplementband von 68 Bogen im Juni 1836 erschienen, kostet 4 Rthlr. 16 Gr.)

Diese Jahrbücher geben eine fortlaufende *vollständige* wissenschaftliche Uebersicht Alles dessen, was die gesammte in- und ausländische medicinische Journal- und Bücher-Literatur Neues und Interessantes bringt. An Grossartigkeit und Reichhaltigkeit kann sich nach dem Urtheile competenter Richter kein Journal weder des In- noch des Auslandes mit den Jahrbüchern messen; denn die bisher erschienenen drei Jahrgänge enthalten ausser den eigenen Originalabhandlungen über 4000 Auszüge aus mehr als 100 medicinischen Journalen und 1000 kritische Bücherreferate; ein Resultat, was nur durch die vereinten Bemühungen von mehr als 200 Mitarbeitern, unter denen sich die meisten Koryphäen der Heilkunde befinden, erlangt werden konnte. Auch den Preis dieser Jahrbücher wird Jeder für beispiellos wohlfeil anerkennen, der den grossen Umfang und den höchst compressen Druck derselben berücksichtigt; abgesehen davon, dass sie dem praktischen Arzte die Stelle der reichhaltigsten Bibliothek vertreten.

CAROLI LINNÆI
SYSTEMA,
GENERA, SPECIES PLANTARUM
uno volumine.

EDITIO CRITICA, ADSTRICTA, CONFERTA

SIVE

CODEX BOTANICUS LINNÆANUS

TEXTUM LINNAEANUM INTEGRUM EX OMNIBUS SYSTEMATIS, GENERUM ET SPECIERUM PLANTARUM EDITIONIBUS, MANTISSIS, ADDITAMENTIS: SELECTUMQUE EX CETERIS EIUS BOTANICIS LIBRIS DIGESTUM, COLLATUM, CONTRACTUM, CUM PLENA EDITIONUM DISCREPANTIA EXHIBENS. IN USUM BOTANICORUM PRACTICUM EDIDIT BREVIQUE ADNOTATIONE EXPLICAVIT

Herrmannus Eberhardus Richter,
M. DR., PL. S. I. A. O.

LIPSIÆ, SUMPTUM FECIT OTTO WIGAND. 1837. Fol. min. 12 Rthlr.

Die
Lungenschwindsucht
nebst
einer Untersuchung
über
Ursachen, Wesen, Verhütung und Behandlung
tuberkulöser und scrophulöser
Krankheiten
im Allgemeinen.

Aus dem Englischen
des
Herrn James Clark.
Mit Zusätzen und Bemerkungen
von
Dr. August Vetter.
gr. 8. 1836. 2 Rthlr.

Die
Pockenkrankheit
mit
besonderer Rücksicht
auf
pathologische Anatomie
Von
Dr. A. Petzbold.
Mit 4 Tafeln Abbildungen.
gr. 4. 1836. 2 Rthlr. 16 Gr.

G. Hume Weatherhead,
über das
Kopfweh

Aus dem Englischen
von
Dr. L. Pfeiffer.
8. 1836. eleg. brosch. 15 Gr.

Ueber
schwammige Auswüchse
der
weiblichen
Geschlechtsorgane.
Von
Dr. F. L. Meissner.
Mit 3 lithographirten Tafeln.
4. 1835. brosch. 16 Gr.

Capt. Marryat's Romane

in einer wohlfeilen und eleganten Taschenausgabe seiner sämmtlichen Werke.

Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

»England ist das Vaterland des modernen Romans. Swift im satirischen Roman, Sterne im humoristischen, Richardson im sentimentalen, Goldsmith im naiven, und besonders Fielding in seinen feinen und scharfgezeichneten Schilderungen des Gesellschaftslebens, waren unerreichte Vorbilder, als Walter Scott durch seine gedehnten, aber kräftig gehaltenen und von epischer Fülle überschwellenden Gemälde der Vorzeit eine neue Bahn brach. Durch Walter Scott schien Alles, was in dem Fache des Romans zu leisten blieb, erschöpft; selbst die beiden geistvollen Amerikaner Cooper und Washington Irving schlossen sich, obwohl jeder seinen eigenthümlichen Weg nahm, im Ganzen der neuen Richtung an. Da zeigte Edward Lytton Bulwer, in seinem Pelham und in seinem Eugen Aram, wie wenig selbst Fielding das romantische Räthsel des gesellschaftlichen Lebens gelöst hatte; und bald darauf eröffnete Capitain Marryat in seinen Seeromanen uns eine neue Welt, in die vor ihm Cooper nur einige flüchtige Blicke geworfen hatte. Cooper kann auch in seinen Schilderungen des Seelebens sich von der Manier Walter Scott's nicht losmachen. Marryat bewegt sich selbständig und frei; er begründet eben so eine neue Gattung, wie Walter Scott und alle die übrigen großen Meister dieß vor ihm gethan haben. Das Seeleben ist an und für sich romantisch. Jede Schilderung aus demselben, die nur treu ist, erregt auch ohne Zuthat ein poetisches Interesse. Marryat vereinigt aber mit Walter Scott's durchsichtiger Klarheit und dramatischer Kraft jene tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, die wir an Fielding bewundern, und durch die in der letzten Zeit auch Bulwer, obwohl unserem Urtheile nach weit zurückstehend, vorzugsweise sein Glück gemacht hat.«

»Daß in Marryat's Romanen der Hintergrund immer derselbe ist — dieselbe unendliche See mit ihren grünen Wogen, die bald zu spiegelglatter Fläche sich ebnen, bald wild vom Sturme gepeitscht zum Himmel aufschäumen — ist selbst von geistreichen Kritikern, wie Menzel und Kühne, vielfach getadelt worden. Wir sehen darin einen neuen Vorzug, weil durch den stets sich gleich bleibenden Hintergrund die Mannigfaltigkeit der Begegnisse und der Charaktere nur stärker hervorgehoben wird. So unendlich verschieden die Küsten sind, die der erdumwogende Ocean bespült, so unendlich verschieden sind die Situationen, in die Marryat in seinen verschiedenen Romanen uns versetzt. Wenn Bulwer geistreicher genannt werden mag, als Marryat, weil er sich häufiger in schön abgeschliffenen und fein zugespitzten Reflexionen ergeht, so ist Marryat ohne Vergleich unmittelbarer, lebendiger, tiefer, treuer und dichterischer; ihm gebührt neben Bulwer nach unserm Urtheil unter den Romandichtern unserer Zeit der erste Rang.«

Von dieser Ansicht eines ausgezeichneten Kritikers und Kenners der englischen Literatur ausgehend, glauben wir auf die Theilnahme des deutschen Publicums rechnen zu dürfen, indem wir demselben zuerst eine vollständige Uebersetzung der Meisterwerke Marryat's übergeben, von der wir wünschen und hoffen, daß sie nicht allein in die Leihbibliotheken, sondern in die Privatsammlungen der Freunde der schönen, besonders der englischen Literatur aufgenommen werden möge. Marryat's Werke erscheinen in einer eben so überaus wohlfeilen, als elegant ausgestatteten Taschenausgabe, und zwar in einem anständigen Octav-Format, auf feinem geglätteten Velinpapier und sauber geheftet. Die Namen der Uebersetzer bürgen für eine genaue und fließende Uebertragung, die den Geist des Autors erfaßt hat und wieder zu geben weiß.

Jeder Roman von 3 Theilen kostet nur

Einen Thaler,

und wird eben so wohl einzeln, als in der ganzen Sammlung erlassen. Erschienen sind im Laufe dieses Jahres

Der Pascha. 3 Thle.
Willy Königseigen. 3 Thle.
Frank Mildmay. 3 Thle.
Peter Simpel. 3 Thle.
Japhet, der einen Vater sucht. 3 Thle.
Newton Forster. 3 Thle.
Jakob Ehrlich. 3 Thle.
Ralph Rattlin. 3 Thle.
Der Pirat und die drei Kutter. 3 Thle.
Mr. Midshipman Easy. 3 Thle.

Dieser ungemein wohlfeile Subscriptionspreis besteht jedoch nur bis zur

Leipziger Ostermesse 1837

und tritt nach deren Beendigung der Preis von 1½ Thlr. für jeden Roman von 3 Bänden ein.

Capt. Frederic Chamier's Romane.

»Treffliche Seitenstücke zu Marryat's Romane bilden die Gemälde aus dem Seeleben vom Capitain Chamier, die manche Leser, welche die baare Wirklichkeit der poetischen Abspiegelung vorziehen, vielleicht noch mehr interessiren werden. Chamier wetteifert an Treue der Darstellung, so wie an Wahrheit in der Auffassung der Charactere mit Marryat; die beiden Werke, die wir bis jetzt von ihm erhalten haben, gehören fast mehr in das Gebiet der Memoiren, als des Romans. Im Ben Brace dient das Leben des wackern Hochbootsmannes nur zum Faden, an den die glänzenden Thaten des großen Seehelden Nelson gereiht werden, obwohl freilich Ben Brace selbst eine so eigenthümliche und köstliche Erscheinung ist, daß wir ihm unsere innigste Theilnahme nicht versagen würden, wenn er auch nicht der treue Lebensgefährte Nelson's gewesen wäre. In dem »Leben eines Seemannes« schildert Chamier seine eigene Laufbahn, und reich genug an überraschenden Wechseln ist diese gewiß, um es wohl zu verdienen, erzählt zu werden. Wie Marryat in dem Romane, begründet Chamier in den Memoiren eine neue Gattung. Wer sich auch noch so sehr an den Landmemoiren der Franzosen übersättigt hat, wird die Seememoiren des Engländers immer noch mit Vergnügen lesen.« Erschienen sind bis jetzt:

Das Leben eines Seemannes. 3 Thle. 3 Thlr. 12 Sgr.
Der unglücklichste Mann der Welt. 3 Thle. 3 Thlr. 12 Sgr.
Ben Brace, der Letzte von Nelsons Agamemnonen. 3 Thle. 3 Thlr. 18 Sgr.

Morier's Romanen

in einer wohlfeilen und eleganten Ausgabe seiner sämmtlichen Werke anzukündigen.

»Morier ist bisher in Deutschland bei weitem noch nicht seinem Verdienste gemäß anerkannt worden, was um so auffallender ist, da vielleicht gerade Morier unter allen neueren englischen Romandichtern durch heitere, unbefangene und vorurtheilsfreie Auffassung sich am meisten dem deutschen Charakter nähert. Daß seine Romane schon deshalb lesenswerth sind, weil sie unübertreffliche Schilderungen der Sitten und Zustände des Orients enthalten, wird so ziemlich von allen Seiten zugestanden. Voreilige Kritiker haben freilich einzelne Züge gar zu auffallend und andere wieder gar zu gewöhnlich, gar zu europäisch gefunden; wer sich indessen die Mühe nehmen will, genauer nachzuforschen, wird immer finden, daß solche Beschuldigungen nur in eigener Unkenntniß des Orients ihren Grund haben. Unser Autor war mehr wie irgend ein Anderer durch seine Stellung befähiget und berufen, die Sitten des Orients richtig zu schildern, da er Jahre lang der brittischen Gesandtschaft in Persien angehörte. Morier's Romane sind aber nicht bloß ethnographische Schilderungen in dem Gewande der Dichtung, sie sind wahre Lebensgemälde, mit der tiefsten Innigkeit des Gemüthes aufgefaßt, und mit der liebevollsten Treue wiedergegeben. Morier stellt uns nicht bloß, wie andere Romandichter, die Charaktere einzelner Personen, sondern ganze Nationen, in ihrer innersten Eigenthümlichkeit, vor Augen. Wer Morier's Romane gelesen hat, hat einen Blick in die fremde, wunderbare Welt des Orients geworfen, die gerade jetzt durch ihre politische Wichtigkeit doppeltes Interesse gewährt.«

Auch von Morier's Werken kostet jeder Roman in 3 Bänden

Einen Thaler.

Erschienen sind:

Johrab der Geißel. 3 Thle.

Aeßischa, das Mädchen von Kars. 3 Thle.

Erscheinen werden in den nächsten Wochen:

Hadschi Baba in Ispahan. 3 Thle.

Hadschi Baba in England. 3 Thle.

Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Arztes

von Dr. Harrisson.

4 Thle. 8°. Fein Velinpapier. geh. 5 Thlr. 12 Ggr.

Wir machen die Freunde einer geistreichen und tiefergreifenden Lectüre ganz besonders auf den eben herausgekommenen 4ten Theil einer der würdigsten Erscheinung der neuesten Literatur, aufmerksam. Ein lebendiges Lehrbuch der Moral, das seine Beispiele aus dem wirklichen Leben greift, schildert es uns die mannigfaltigsten Zustände der Gesellschaft und die merkwürdigsten Schicksale der Individuen in einer so entschiedenen Meisterschaft, mit so tiefer Kenntniß des menschlichen Herzens und Gemüthes, daß wenige Leser das Buch aus der Hand legen werden, ohne daß es ihnen Nutzen und Interesse in gleichem Maße gewährt hätte. Der Verfasser ist Seelenarzt, auch wenn er nicht Doktor der Medizin wäre! Selbst auf verknöcherte Gemüther wird er, bei dem Wege welchen er einschlug, seinen Einfluß üben. Man lasse sich ja nicht durch den Titel verleiten, das Buch für ein medizinisches zu halten und als solches zu übersehen. Wenige Romane, die in den letzten Jahren erschienen sind, haben den poetischen Werth der reichen Gallerie von Lebensbildern und Scenen aus dem Leben, welche die »Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Arztes« vor uns eröffnen.

Eben so empfehlen wir die nachstehenden, nur dem Titel nach angezeigten neueren Werke der schönen Literatur unseres Verlags allen Freunden einer unterhaltenden Lectüre:

Neuer Novellenkranz. Von W. Blumenhagen. 1r. u. 2r. Bd. 8°. geh. 4 Thlr.

Der Letzte der Mohicans. Eine Erzählung aus dem Jahre 1757. Von J. F. Cooper. Aus dem Engl. 3 Thle. 3 Thlr.

Der Henker oder das Winzerfest. Von J. F. Cooper. Aus dem Engl. übersetzt von J. Sporschil. 3 Thle. 8°. 3 Thlr. 12 Ggr.

Die Heidenmauer oder die Benedictiner. Von J. F. Cooper. Aus dem Engl. übersetzt von J. Sporschil. 3 Bde. 8°. 3 Thlr.

Die Meerkatzen. Von J. F. Cooper. Aus dem Englischen. 3 Thle. 8°. geh. 3 Thlr. 12 Ggr.

Die Sixtinische Madonna. Ein erzählendes Gedicht in zehn Gesängen. Von W. R. Griepenkerl. 8°. Fein Velinpap. geh. 1 Thlr.

Der Bukkanier, Roman aus den Zeiten Cromwells. Von Mrs. Hall. Aus dem Engl. übersetzt von J. Sporschil. 3 Thle. 3 Thlr.

Der Geächtete. Historischer Roman. Von Mrs. Hall. Aus dem Engl. übersetzt von H. Roberts. 3 Thle. 8°. geh. 3 Thlr. 12 Ggr.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Von Freiherrn Joseph von Hormayr. Neue Folge. 6r. Jahrgang. 1835. sauber in Linnen gebunden. 2 Thlr. 12 Ggr.

Die Alhambra. Von Washington Irving. Aus dem Engl. übersetzt von J. Sporschil. 2 Thle. 8°. 2 Thlr. 12 Ggr.

Eine Wanderung in die Prairien. Erster Band der Miscellaneen. Von Washington Irving. Aus dem Engl. von H. Roberts. 8°. geh. 1 Thlr. 12 Ggr.

Abbotsford und Newstead-Abtei. Zweiter Band der Miscellaneen. Von Washington Irving. Aus dem Engl. von H. Roberts. 8°. geh. 1 Thlr. 12 Ggr.

Marie von Burgund, oder der Aufruhr in Gent. Aus dem Engl. des Verfassers des »Darnley,« »Richelieu,« ꝛc. von J. Sporschil. 8°. 3 Thle. 4 Thlr.

Bernhard Mergy, oder die Bartholomäusnacht. Historisch-romant. Gemälde aus dem 16ten Jahrhundert. Nach dem Französ. frei übersetzt von K. von Ludow. 2 Bdchn. 1 Thlr. 12 Ggr.

Tobias Olfens, eines braunschweigischen Rathsherrn, Geschichtsbücher der Stadt Braunschweig, herausgegeben von C. Fr. v. Vechelde. Mit einer Vorrede des Geh. Raths v. Strombeck. 8°. geh. 20 Ggr.

Altenglische Sagen und Mährchen, nach alten Volksbüchern. Von V. J. Thoms. Deutsch und mit Zusätzen von R. O. Spazier. 8°. 1 Thlr. 8 Ggr.

Gemälde aus dem häuslichen Leben. Von G. W. C. Starke. 3te Aufl. 5 Bde. geh. 4 Thlr. 12 Ggr.

Die Werke Friedrichs des Großen, Königs von Preußen, im Auszuge. 5 Thle. 8°. Velinpapier. geh. 2 Thlr. 16 Ggr.

Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Von Fr. Karl v. Strombeck. Zweite vermehrte Auflage. 2 Thle. geh. 2 Thlr. 8 Ggr.

Darstellungen aus einer Reise durch Deutschland und Italien im Jahre 1835. 3 Thle. geh. 5 Thlr.

Auch unter dem Titel:

Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit. 3ter — 5ter Thl.

Die schwarze Wache. Historischer Roman vom Verfasser von »The dominies Legacy« u. s. w. Aus dem Engl. übersetzt von H. Roberts. 3 Thle. 8°. 3 Thlr. 12 Ggr.

Bilder aus dem Leben von Thomas und Karl August West. 2 Bdchn. 8°. geh. 2 Thlr.

Lord Porchester's Aufenthalt in Spanien während der Revolution des Jahres 1820. Aus dem Englischen übersetzt, mit Bemerkungen über die neuesten Ereignisse in England, von A. W. Rehberg. 8°. geh. 16 Ggr.

Mancherlei neue Bücher von entschiedenem Werth.

Lebensbeschreibung eines berühmten Zeitgenossen. — Bericht über das Fortschreiten der deutschen Ausgabe der Bridgewater-Bücher. — Die menschliche Hand. — Chemie und Meteorologie. — Populäre Physiologie. — Neue Schriften zur Erleichterung des Unterrichts im Sprechen des Französischen. — Wiederentdeckung einer Panacee der Vorzeit gegen Brustübel. — Schrift für Baukünstler.)

Admiral Nelson's Leben, Kämpfe und Siege,

von Robert Southey. Drei Lieferungen à 30 kr. oder 8 gr. gr. 8.

Einer der größten Schriftsteller Englands beschreibt hier das Leben des größten Helden Englands. Die Laufbahn Nelson's, der den Ruhm seines Vaterlands auf den Gipfel der Größe erhob, vor dem selbst Napoleon's Stern erbleichte, ist in Deutschland kaum in ihren Hauptzügen bekannt. Und doch war dieses Leben reich an Wechsel, an Abenteuern, an Beispiel und Lehre, wie selten ein Menschenleben. Nelson ist in dieser Geschichte seiner Thaten geschildert, wie er war als Knabe in der bürgerlichen Stille des schlichten väterlichen Hauses, als verwegener Seemann unter den Gefahren aller Zonen, als siegekrönter Gegner Napoleon's, und endlich, sterbend für sein Land auf dem Bett der Ehre, betrauert von Englands Genius. „Er wurde uns in der Fülle des Ruhms entzogen," spricht der Verfasser, „und nicht zu frühe, denn er hatte seine Aufgabe gelöst. Sein Name wird ewig Englands Stolz, sein Schild und seine Stärke seyn. So leben die Geister der Großen und Weisen fort, auch wenn sie nicht mehr unter uns weilen."

Zur Geschichte unserer Zeit ist dieses Werk ein schätzbarer Beitrag, und jedem Alter, jedem Stand, als eine eben so sehr bildende, als unterhaltende Lektüre zu empfehlen. Was ihm einen besondern Reiz verleiht, ist, daß die Scenerie nicht wie bei Ségur, in Hugo's Geschichte Napoleon's, in den düstern Gemälden von Mignet und Thiers das Land, sondern das unermeßliche Meer ist; der Schlachtlärm vermischt sich mit dem Getöse der Wogen, Schiffe sind die Schanzen, welche Tod sprühen und die der kühne Muth erstürmt, und man erblickt Britannien und Frankreich, kämpfend, gleich Titanen der Sage, um das Scepter der Welt.

Von der deutschen Ausgabe der

Bridgewater-Bücher,

oder die Natur, ihre Wunder und Geheimnisse,

aus dem Englischen vom Redacteur des Morgenblattes, Dr. Hermann Hauff, und Andern, wird im Laufe dieses Winters das dritte Werk:

Populäre Physiologie,

nach P. M. Roget von Dr. F. M. Duttenhofer,

in 8—10 Lieferungen vollendet werden. Die Tendenz der Bridgewater-Bücher hat in Deutschland denselben ungetheilten Beifall gefunden wie in England, wo sie in jeder Familien-Bibliothek angetroffen werden. Bekanntlich ist ihr Zweck nicht eine trockene Aufzählung der Naturmerkwürdigkeiten, sondern eine Beschreibung der Natur zur Verherrlichung ihres Schöpfers. Die ganze Sammlung wird 24—30 Lieferungen, mit vielen Abbildungen, umfassen. Der Preis der Lieferung ist 30 kr. 7½ gr. Für einzelne Abhandlungen ist der Preis 48 kr. oder 12 gr. pr. Lieferung. Erschienen ist bereits das geistvolle Werk von Sir Charles Bell:

Die menschliche Hand und ih

in 2 Lieferungen. Es verbreitet sich über den B
die Hand vertretenden Organe der Thiere; über
Kraft, Elasticität, die Vergleichung des Auges mi
ist in vier Lieferungen erschienen:

Chemie, Meteorolo

nach P. M. Roget von G.
Der Verfasser ist bestrebt, die geheimnißvolle We
verständlich mit der Fackel der Wissenschaft zu beleu
Geologie, Physik, Astronomie, werden
anreihen.

In demselben Verlag ist erschienen:

Handbuch der französischen Conve

von Eduard Coursier. Zweite verbesserte Aufl
August Lewald. Drei Lieferungen à 6
Die reichhaltigste Sammlung von Materialien zur
fassen: Mehr als 10.000 Sätze aus der Umgangsspra
im Leben vorkommende Art des Ausdrucks. Wenn bei
das Sprechen Rücksicht genommen wird, ist dieses W
wird durch kein anderes ersetzt.

Grammaire abrégée,

par Noël & Chapsal. 8. br. 24 kr.
Diese kleine Grammatik, ein Meisterstück von Präcisio
in allen französischen Lehranstalten eingeführt. Es ist bek
schritte in einer fremden Sprache am raschesten sind, wenn
Grammatik lernt, die darin geschrieben ist.

Die Heilkraft der Rose

bei drohender Auszehrung und Schwindsucht, von Dr.
8. br. 8 gr. 30 kr.

Lehrbuch des Steinschnitts

der Treppen und Bogen. Nach J. P. Douliot von De
Ausgabe mit 574 Abbildungen. 8. br. 10 fl. oder 6 R.

Nächstens erscheint:

Deutsch-französischer Briefsteller

von Eduard Froment und Ludwig Müller. Vierte Auflage.
1 fl. 30 kr.

Vorstehende Werke sind in allen Buchhandlungen zu

№ 36. Samstag, den 5. September 1840.

Redigirt von Adolf Bäuerle.

Gedruckt bei Anton Strauß.

ſtrumenten das beſte auszuwählen und zu erkennen, daß Das, was wir zu ſeinem Beſten thun, gut und der Berückſichtigung und Befolgung werth iſt.

Um zu dieſer Einſicht zu gelangen, iſt Belehrung nöthig. Wir ſelbſt müſſen dahin zu wirken ſuchen, daß der Menſch nicht allein befähigt werde, ſich über das ärztliche Wiſſen und Handeln ein nicht blos auf den äußern Schein, ſondern auf Realität gegründetes Urtheil zu bilden, um ſein Vertrauen unter vielen Ärzten nur dem wahrhaft guten zuzuwenden, ſondern auch ſo viel Einſicht in die Structur und Verrichtungen ſeines Körpers erlange, um zu erkennen, was er im geſunden ſowie im kranken Zuſtande vernünftigerweiſe thun oder vermeiden muß.

Ich weiß es wol, daß viele Ärzte der Meinung ſind, daß eine ſolche Belehrung nur zur Halbwiſſerei führe, und daß, da es doch nicht möglich ſei, den Laien inſoweit in das Gebiet der ärztlichen Wiſſenſchaft einzuführen, als erfodert werde, um zu jener Einſicht zu gelangen, es gerathener ſei, ihn lieber ganz in Unwiſſenheit zu laſſen. Allein dieſe mögen bedenken, daß der einmal in dem Menſchen liegende Drang, ſich mit ſeinem eignen Wohl und Wehe zu beſchäftigen, die Mittel zur Erhaltung der Geſundheit und längern Lebensdauer aufzuſuchen, ſo tief in ihm begründet iſt, daß, wenn er nicht auf zweckmäßige Weiſe befriedigt wird, er leicht auf Irrwege führt, die noch größer und unheilbringender ſind als diejenigen, auf die er durch eine übelverſtandene wiſſenſchaftliche Belehrung geführt werden dürfte. Ich zweifle, ob Jemand, der ſich nur halbweg wiſſenſchaftliche Begriffe von der Structur und den Verrichtungen ſeiner Verdauungswerkzeuge verſchafft hat, im Stande ſein würde, ſeine Geſundheit den Gefahren einer Cur durch Moriſſon'ſche Pillen, Lebenselixire und wie die berüchtigten Geheimmittel alle heißen mögen, auszuſetzen.

Alſo Belehrung iſt dem Menſchen nöthig zur Bewahrung und Wiedergewinnung ſeiner Geſundheit; ſucht er ſie doch in ſo vielen andern Dingen, die nicht unmittelbar zu ſeiner Brotwiſſenſchaft und zu ſeinem Tagesgeſchäfte gehören. Wir Alle intereſſiren uns für neue Entdeckungen im Gebiete des Himmels und der Erde und erfreuen uns an den Rieſenfortſchritten in den chemiſchen und phyſikaliſchen Wiſſenſchaften; warum ſollte uns nicht auch Belehrung und Einſicht in Das, was uns am nächſten liegt, in den Bau und die Verrichtungen des eignen Körpers, willkommen ſein?

Freilich liegt oft dem Menſchen Manches nahe, was er am wenigſten der Beachtung werth hält. Schon Lichtenberg, ein Mann, der keine Syſteme baute, aber ſo tiefe Blicke in die menſchliche Natur that und in wenigen Aphorismen ſo viel Wahres und Tiefes ausſprach, daß manches Syſtem daraus gebaut werden könnte, beklagt ſich darüber. Er ſagt in ſeinen pädagogiſchen Bemerkungen:

Man geht heutzutage unter uns in dem Studium der Naturgeſchichte zu weit. Die Meiſten lernen nur, was Andere gewußt haben, ohne ſo weit zu kommen, ſelbſt etwas zu ſehen. Ich leugne die Wichtigkeit und die Würde eines ſolchen Studiums gar nicht; allein es iſt traurig, wenn man junge Leute über eine Inſektenhiſtorie die Kenntniß ihrer ſelbſt, ihres Körpers und ihrer Seele vernachläſſigen ſieht, daß ſie die Kennzeichen einer Phaläne beſſer inne haben als die von dem Syntax des Genitivs, und von einem oſtindiſchen Fiſch reden können, ohne zu wiſſen, wo der Magen liegt.

Man hat es auf mannichfaltige Weiſe verſucht, den Laien in das Gebiet der wiſſenſchaftlichen Medicin einzuführen, namentlich hat man ſich bemüht, ihn in ſogenannten Hausarzneibüchern über die häufigſten und gemein vorkommenden Krankheitsformen, ihre Urſachen, Zeichen, Unterſcheidungsmerkmale und ihre Behandlung zu belehren. Dergleichen Anweiſungen ſcheinen mir aber ihren Zweck gänzlich zu verfehlen. Sie fangen den Bau vom obern Stockwerke an, verwirren, ſtatt aufzuklären, und öffnen der Pfuſcherei Thür und Thor. Daſſelbe gilt von populairen Schriften über einzelne Krankheitsformen.

Um ſich Einſicht in die Entſtehung und Behandlung der krankhaften Verhältniſſe des Körpers zu verſchaffen, muß man denſelben Weg einſchlagen, den der Arzt einſchlägt, d. h. man muß den Körper zuerſt im geſunden Zuſtande kennen lernen, man muß ſich allgemeine Begriffe von ſeinem Bau und ſeinen Verrichtungen erwerben. So anziehend nun aber grade dieſer Theil der Medicin für den Arzt iſt, ſo ſelten finden ſich Laien von ihm angezogen. Beſonders hat das Studium der Anatomie etwas Trockenes, wenn es ohne Anſchauung und ohne Secirübungen, wozu ſich nicht leicht ein Laie verſteht, getrieben werden ſoll, und alle großen und kleinen Abbildungen gewähren für letztere keinen Erſatz. Indeſſen ohne einige anatomiſche und phyſiologiſche Kenntniſſe läßt ſich hier kein Schritt vorwärts thun, nur durch ſie kann man ſich den Weg zu weiterer Erkenntniß bahnen, iſt auch ihr Studium mit einigen Schwierigkeiten verbunden. Viel hängt hier auch von einem lichtvollen, einnehmenden, von eigentlicher Profeſſorweisheit abſtrahirenden Vortrag ab. Ref. erinnert ſich noch mit vielem Vergnügen der ebenſo angenehmen als belehrenden Vorträge, die einſt der verſtorbene Loder, damals in Jena, vor einem gemiſchten Publicum über mediciniſche Anthropologie hielt, und hatte vielfältige Gelegenheit, zu erfahren, wie auch Nichtärzte ſich davon angezogen und belehrt fühlten.

Unſere meiſten ſchriftlichen Anweiſungen über dieſen Gegenſtand trifft ſehr der Vorwurf, daß ſie nicht populair genug, unklar und trocken ſind und mehr von dem Detail geben, als der Faſſungskraft und dem Bedürfniſſe des Laien angemeſſen iſt. Selbſt unſers genialen Oken neueſte Darſtellung des Menſchen geht von dieſem Vorwurfe nicht frei aus. Zudem weiß der Nichtarzt nicht, was er mit einer blos anatomiſch-phyſiologiſchen Schilderung des Menſchen anfangen ſoll, wie ja auch der Arzt erſt die nähere Anwendung davon einſieht, wenn er weiter in dem Studium ſeiner Wiſſenſchaft vorgeſchritten iſt. Das Ganze muß ihm bedünken wie ein neuerfundenes Inſtrument, von dem man ihm nicht ſagt, wozu es zu gebrauchen iſt. Wir fodern zu viel von ihm, wenn wir es ſeinem eignen Nachdenken überlaſſen, ſich die Regeln zur Bewahrung der Geſundheit aus dem Bau und den Verrichtungen ſeines Körpers ſelbſt zu abſtrahiren.

Herr von gutem Geblüte, welcher die einzige Unvorsichtigkeit begangen hat, daß er im 70. Jahre eine junge Frau von niederer Herkunft geheirathet hat. Diese Frau, gewissermaßen die Heldin des Stücks und, wie gesagt, jung und dabei, wie sich von selbst versteht, liebenswürdig, kokett und vorzüglich voll Intrigue, hat ihren alten Ehegemahl dahin gebracht, daß er ein politisches Journal gekauft hat, welches in hohem Ansehen steht und von ihr folglich zum Mittel benutzt wird, sich bedeutenden Einfluß und einen fügsamen Anhang nach ihrem Geschmacke zu verschaffen. Sie ist, mit einem Worte, bald der Mittelpunkt aller literarischen, parlementarischen, künstlerischen Coterien geworden, welche sich durch gegenseitige Fürsprache, Hülfe und Unterstützung in den Besitz aller bedeutenden Stellen und, Jeder in seiner Weise, in ausgebreiteten Ruf gesetzt haben. Den Kern dieser Camaraderie bilden junge Advocaten, Mediciner, Schriftsteller, Deputirte, Künstler, Beamte u. s. w., welche in ihren Augen sämmtlich große Genies und gewichtige Persönlichkeiten sind. Um dieses zu sein oder zu werden, bedarf es ja blos des Schutzes der Mad. de Miremont, deren Macht für ihre Freunde ebenso wohlthätig wirkt als sie vernichtend ist für Die, welche das Unglück haben, ihre Feindschaft auf sich gezogen zu haben. Zu diesen Unglücklichen gehört Edmond de Warennes, aus dem Hr. Scribe den jungen interessanten Edelmüthigen gemacht hat, der nichts von Intriquen wissen will und noch weniger davon versteht, wie deren in Paris nur wenige sind, Hr. Scribe nun aber grade einen braucht. Er ist ein junger talentvoller Advocat, aber weder reich, noch ein Glückspilz. Er stößt im Gegentheil überall auf Hindernisse, nichts will ihm gelingen, und er möchte doch so gern eine Carrière machen, sich einen Namen und durch ihn Vermögen verschaffen; denn er liebt die Tochter eines Pairs von Frankreich, an deren Hand und Herz ohne Ruf und Geld gar nicht zu denken ist. Ein unglücklicher Zufall will nun noch, daß diese Auserwählte seiner Wünsche die Tochter des alten de Miremont und folglich die Stieftochter der jungen Cesarine de Miremont — so heißt nämlich die Heldin des Stücks — ist. Cesarine haßt aber den armen Edmond, weil sie ihn vor ihrer Verheirathung geliebt hat, ohne von ihm verstanden, wie viel weniger wieder geliebt worden zu sein.

Dagegen sind Agathe, die Stieftochter der Cesarine, und ihre Freundin Zoe seine Schutzengel, welche ihn auf jede Weise zu ermuthigen, zu unterstützen, zu fördern suchen. Er erwartet Alles von dem günstigen Eindruck, welchen sein Plaidoyer in einer gewichtigen Sache eines der ersten Häuser der Hauptstadt machen soll. Eitle Hoffnung! Schon am nächsten Morgen läßt Cesarine in ihrem Journal über die Vertheidigungsrede Edmond's den giftigsten Artikel drucken, und um Mittag ist seine Ungeschicklichkeit bereits das Gespräch der gebildeten Welt, vorzüglich aber der Camaraderie der Frau v. Miremont. In der äußersten Verzweiflung trifft Edmond seine Geliebte und ihre Freundin. Sie sprechen ihm Muth ein, machen hundert Pläne für ihn, und Agathe gibt ihm am Ende selbst zu verstehen, daß ihr Vater nicht abgeneigt sein würde, ihre Hand einem Deputirten zu überlassen. Neuer Hoffnungsstrahl! Edmond will und muß Deputirter werden. Aber mein Gott, wie und durch wessen Hülfe? Er hat ja keine Verbindungen, keine Freunde, er gehört ja nicht zur Camaraderie der allmächtigen Frau v. Miremont und versteht nicht einmal eine Intrigue einzuleiten und durchzuführen. Zoe schafft in dieser Noth schnell Rath. Sie ist an einen Hrn. v. Montlucard verheirathet, welcher von guter Familie und nicht ohne Vermögen ist, den Schöngeist oder vielmehr den politisch-industriellen Schriftsteller à la mode macht und, das ist in diesem Falle sein Hauptverdienst, zur Camaraderie der Frau v. Miremont gehört. Durch ihn, meint Zoe, solle sich Edmond die Bahn in die Camaraderie und dann zur Deputirtenwürde brechen. Er eröffnet sich mit Zagen Hrn. v. Montlucard, wird aber von diesem mit Kälte, mit Mistrauen und selbst mit Geringschätzung empfangen. Denn anstatt in ihm einen Freund und Helfer zu finden, lernt er nur einen Rivalen für die Deputirtenstelle von St.-Denis kennen. Folglich neue Verzweiflung, neue Verwickelungen. Edmond ist schon auf dem Wege zur Seine, als ihn ein alter Schulkamerad — ein deus ex machina — wieder zur Besinnung bringt. Hr. Oskar Rigaut, so heißt dieser Freund in der Noth, ist der Sohn eines reichen Holzhändlers aus Villeneuve-sur-Yonne und naher Verwandter der Frau v. Miremont, welche ihn ungeachtet seiner provinciellen Dummheit zu poussiren weiß und eben im Begriff ist, ihn durch einen Platz in der Deputirtenkammer etwas über seinen Stand zu erheben. Also abermals ein Rival, aber für diesmal ein unschädlicher, wie es scheint; denn Oskar denkt wenig an die Kammer, sucht seinen Ruhm darin, daß er seine Freunde von der Camaraderie mit guten Frühstücken bewirthet, ja zur Noth ihre Schulden bezahlt, hat seinen Ehrgeiz zur Zeit nur auf die Bekanntmachung einer Sammlung unschuldiger Gedichte beschränkt, deren Inhalt und Titel: „Le catafalque ou poésies funèbres par Oscar Rigaut", mit dem lustigen Wesen ihres Verf. einen ziemlich belustigenden Contrast bildet, und bietet Edmond seine Verwendung bei seinen Genossen an, um ihm ihre Stimmen für die ersehnte Deputirtenwürde zu verschaffen. Ein Frühstück bei Oskar soll ihn noch an demselben Morgen in die Camaraderie einführen und zum Deputirten von St.-Denis machen. Edmond verspricht sich einzustellen; man trennt sich voll Freuden und guten Hoffnungen.

Hier schließt der erste Act, welcher so ziemlich den Stoff und Geist des ganzen Stücks gibt. Die folgenden führen schnell zu gewünschter Entwickelung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Der Verf. des unlängst in London erschienenen „Journal of a tour to Moscow in the summer of 1836" bemerkt über die Trunkliebe der Russen Folgendes: An einem Festtage ist ganz Rußland betrunken, oder, wenn man ohne alle Übertreibung reden will, an solchen Tagen sind unter zehn Menschen neun betrunken. Und dessenungeachtet kann man füglich behaupten, daß der russische Bauer nicht in dem Grade Säufer ist, wie der schwedische oder norwegische; denn er kann sich mehre Tage nacheinander der geistigen Getränke gänzlich enthalten. Allein bei gewissen Gelegenheiten bricht die verhaltene Lust alsdann auch ganz unwiderstehlich aus, und dann legt es jeder gleichsam systematisch darauf an, sich ganz von Sinnen zu trinken. Der Verf. hatte Gelegenheit, dies im Detail zu beobachten, da er an einem Platze wohnte, wo täglich unter seinem Fenster Branntwein verkauft wurde. Er sagt, in London sei das Laster des Trunks doch tief in das sittliche Leben des Volks eingedrungen, allein er zweifle, daß man dort Augenzeuge solcher Scenen sein könne, wie wenigstens einmal in der Woche, in der Molnoy-Moskoi-Straße in Petersburg vorkommen. Bei alledem vernimmt man nichts von Händeln, da es das charakteristische Zeichen einer russischen Trunkenheit ist, sich nicht in Streit zu verwickeln.

Bekanntlich hatte der letzte Lordmayor von London einen Preis von 10 Guineen ausgesetzt, für den Verf. der besten Darstellung von dem Leben und den Institutionen des englischen Gesetzgebers Offa, König von Mercia. Diesen Preis gewann ein Hr. Mackenzie vom Pembrokecollegium zu Oxford. Gegenwärtig nun ist ein Preis von demselben Betrag auf eine Darstellung des Lebens und der Zeiten von Robert Baron Fitzwalter, Castellan von London unter der Regierung Königs Johann, gesetzt worden, um welchen die Bewerbung bis zum October 1837 offen steht. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Allgemeine Literatur-Zeitung.

Num. 1. Seite 1–8.
Num. 2. Seite 9–16.

mag ſie wol aus der irrigen Meinung entſprungen ſein, daß Kinder von Natur mehr Wärme erzeugten und der Kälte mehr widerſtehen könnten. Daß aber grade das Gegentheil ſtattfindet, beweiſen Dr. Milne Edwards' Verſuche, nach welchen die Kraft, Wärme zu erzeugen, in warmblütigen Thieren bei der Geburt am geringſten iſt und nach und nach mit dem Alter wächſt. Anſtatt daß jüngere Thiere wärmer, ſind ſie im Gegentheil 1 — 2 Grade kälter als ausgewachſene und verlieren ihre Wärme leichter. Bei zehn geſunden Kindern von zwei Stunden bis einige Tage alt betrug die mittlere Temperatur nur 94°, 55 Fahrenheit, während ſie bei Erwachſenen 97° — 98° betrug; und bei einem ſieben Monate alten Kinde fand man drei Stunden nach der Geburt die Temperatur 89°, 6 Fahr., obgleich das Kind wohl bekleidet war und ſich nahe beim Feuer befand.

Im vierten und fünften Capitel beſchreibt der Verf. die Muskeln und ihre Verrichtungen, und ertheilt die nöthigen Vorſchriften in Bezug auf zweckmäßige Leibesbewegung. Er zeigt, daß zur geſunden und kräftigen Action dieſer Organe hauptſächlich ſtarke und geſunde Muskelfaſern gehören. In jedem Theile der thieriſchen Ökonomie ſteht die Stärke und die Structur derſelben im genauen Verhältniſſe zu ihren Leiſtungen, und es iſt ein Geſetz der Natur, daß, wenn ein Muskel häufig gebraucht wird, ſeine Faſern bis zu einem gewiſſen Grad an Dicke zunehmen und befähigt werden, leichter und mit größerer Stärke zu wirken; daß dagegen, wenn ein Muskel wenig geübt wird, ſein Volumen und ſeine Kraft gleichmäßig abnehmen. Im Zuſtand der Thätigkeit nimmt auch die Menge des Blutes, welches die Muskeln erhalten, zu, und daher bekommen auch diejenigen, welche mehr geübt werden, eine dunklere Farbe, und umgekehrt. Daher ſchreibt ſich denn auch das mannichfaltige Elend unſerer jungen Leute in Fabriken und Schulen. Durch übermäßige Arbeit, langes Eingeſchloſſenſein und ſchlechte Nahrung wird das Muskelſyſtem in ſeinem Wachsthum zurückgehalten und ſchwach in ſeiner Structur, und das Blut, verarmt durch Mangel an nährenden Speiſen und ungeſunde Luft, iſt nicht länger im Stande, den durch die Arbeit bewirkten Verluſt zu erſetzen, oder für Gefäße und Nerven, von denen die Belebung der Muskeln ausgeht, als hinreichender Reiz zu wirken. Ermattung, Schwäche und Erſchöpfung des Geiſtes iſt die natürliche Folge davon. Dergleichen Menſchen können nur durch geiſtige Getränke oder durch ungeſtüme Leidenſchaften aufgeregt werden.

Bei dieſer Gelegenheit berührt der Verf. einen Gegenſtand, der auch in unſerm Vaterlande die volle Aufmerkſamkeit unſerer Erzieher und Erzieherinnen verdient. Die Muskelthätigkeit beſteht nämlich eigentlich in abwechſelnder Contraction und Erſchlaffung der Fleiſchfaſern. Daher erklärt ſich denn die Ermattung, die Schwäche und die Nachtheile für die Geſundheit, wie wir ſie oft bei jungen Mädchen beobachten, die zu einer einſeitigen Haltung oder nur zu einſeitigen Bewegungen ihres Körpers verurtheilt ſind. Nur abwechſelnde Contraction und Erſchlaffung oder Übung der Muskeln, die den Rumpf des Körpers unterſtützen, ſind die Mittel, durch die ſich dieſe Organe entwickeln und körperliche Kraft und Stärke erhalten werden können. Statt deſſen geſchieht das gerade Gegentheil. Der Körper, ſeinem eignen Gewicht anheimgegeben, würde dem Geſetze der Schwere folgen und zu Boden fallen; während des Sitzens, Stehens und Gehens erhalten wir uns daher in dieſen Stellungen nur durch unſere Muskelthätigkeit. Beſchränken wir uns aber nur auf eine Stellung, ſitzen wir z. B. auf einem Stuhle, oder, was noch ſchlimmer iſt, auf Bänken ohne Rückenlehne, wie dies in unſern Schulen der Fall iſt, ſo zwingen wir dadurch die Muskeln, die die Rückenſäule und den Rumpf unterſtützen, in die allernachtheiligſte Stellung; anſtatt ſich gegenſeitig zu contrahiren und zu expandiren, bleiben ſie in anhaltender Contraction. Mädchen, die auf ſolche Weiſe täglich viele Stunden nacheinander ſitzen müſſen und ſich nicht wie die Knaben nach den Schulſtunden hinreichende Bewegung machen können, bekommen endlich eine ſolche Muskelſchwäche, daß ſie ſich auf Eine Seite neigen und krumm werden, oder man ſteckt ſie, wenn man ihre üble Haltung bemerkt, in Schnürbrüſte, d. h. man ſucht die Stütze ihnen durch Stahl und Fiſchbein zu geben, für die die gütige Natur doch durch ihre eignen Knochen und Muskeln geſorgt hatte. Die arme Kranke findet ſich anfangs durch eine ſolche Stütze erleichtert; am Ende aber zeigt es ſich, daß ſie ihr mehr ſchadet als nützt. Der Mangel an hinreichender Bewegung, der die erſte Urſache die Muskelſchwäche iſt, wird immer größer, weil die knappanliegende Schnürbruſt das freie Spiel der Muskeln noch mehr beſchränkt und ſie in wenigen Monaten kraftloſer macht als zuvor. Indeſſen man läßt die Schnürbruſt forttragen, und wenn auch die arme Kranke täglich einen Spaziergang macht, ſo werden dabei doch nur die Beine in Bewegung geſetzt, der übrige Körper aber bleibt bewegungslos wie eine Bildſäule. Die natürlichen Folgen einer ſolchen Behandlung ſind Schwäche des Körpers, Verkrümmung der Wirbelſäule, ſchlechte Verdauung und, als Folge des verminderten Wirkungsvermögens aller thieriſchen und Lebensverrichtungen, geſchwächte Geſundheit überhaupt. Und doch können wir uns noch wundern, daß wir heutiges Tages ſo vielen misgeſtalteten und kränklichen Frauen begegnen? In einem Erziehungsinſtitute für junge Mädchen fand Dr. Forbes bei genauer Unterſuchung unter 40, die bereits zwei Jahre in dem Inſtitut geweſen waren, auch nicht eines, das nicht mehr oder weniger an Verkrümmung gelitten hätte. Wenn ſich nun auch in Deutſchland das Verhältniß nicht ebenſo ungünſtig ſtellen würde, ſo muß doch Ref. nach ſeinen Erfahrungen in einem kleinen Kreiſe ſchließen, daß es auch hier ungünſtig genug iſt. Möchte daher doch recht bald ſich ein zweiter Lorinſer finden, der gegen die geiſtige Überfütterung und das Zuſammenſitzen in Schulen und Inſtituten für unſere armen Mädchen in die Schranken träte!

Im ſechsten Capitel werden die Knochen des menſchlichen Körpers, ihre thieriſchen und erdigen Beſtandtheile, das Verhältniß dieſer Beſtandtheile in verſchiedenen Lebensperioden, die Gefäße, Nerven, das Leben, das Wachsthum und das Abſterben derſelben, der Nutzen ihrer Lebensthä-

tigkeit und Unempfindlichkeit, ihr richtiges Verhältniß zu den in ihnen enthaltenen Theilen, die nothwendigen Bedingungen zu ihrer Geſundheit und die Nothwendigkeit der körperlichen Bewegung zu ihrer Erhaltung betrachtet.

(Die Fortſetzung folgt.)

Correſpondenznachrichten aus Paris.

(Fortſetzung aus Nr. 60.)

Im zweiten Acte ſind wir bei Oskar Rigaut. Das Frühſtück wird eben vorbereitet; die Gäſte finden ſich nach und nach ein; ſie gehören ſämmtlich zur Camaraderie, und Dr. Bernardin, ein durchtriebener Arzt und Hausfreund der Frau v. Miremont, macht die Honneurs und führt das große Wort. Sich über die Wahl eines Deputirten für St.-Denis zu verſtändigen, iſt der eigentliche Zweck der Zuſammenkunft; Jeder hat dabei zunächſt an ſich gedacht. Endlich trifft auch Edmond ein; er wird vorgeſtellt und mit Zuvorkommenheit empfangen. Seine Hoffnungen ſteigen, er hält ſich des Beiſtandes ſeiner neuen Freunde verſichert. Aber nur zu bald wird er enttäuſcht. Man ſieht, daß ſeine Grundſätze mit denen der Coterie nicht übereinſtimmen, er will ſein Gewiſſen nicht ihren Intereſſen aufopfern, man überhäuft ihn mit Vorwürfen, bis er voll Unmuth das Zimmer verläßt und auf die weitere Fürſprache der Camaraderie gänzlich verzichtet. Sogleich beſchließt man, ſich Edmond's Wahl aus allen Kräften zu widerſetzen und zu einer neuen Wahl des Candidaten zu ſchreiten. Das erſte Scrutinium weiſt aus, daß ſich Jeder ſelbſt ſeine Stimme gegeben hat; ein zweites, vorbereitet durch den ſchlauen Dr. Bernardin, den Agenten der Frau v. Miremont, vereinigt alle Stimmen zur Wahl Oskar's. Unter allgemeinem Jubel und in der Hoffnung, daß Jeder bei der nächſten Wahl gleiche Unterſtützung finden werde, verſpricht man ihm ewige Freundſchaft. Armer Edmond! Er will ſich abermals das Leben nehmen, hat aber doch zuvor ſeine Freundinnen, Agathe und Zoe, durch einen Brief von ſeiner Verzweiflung und ſeinem furchtbaren Entſchluß in Kenntniß geſetzt.

Wir finden ſie im dritten Acte darüber außer ſich; aber die kluge Zoe ſchafft bald wieder Rath. Sie kommt auf den Gedanken, Ceſarine in ihr Geheimniß und ihr Intereſſe zu ziehen. Sie rechnet dabei vorzüglich auf ihre ehemalige und vielleicht noch nicht ganz erſtorbene Liebe zu Edmond. Sie theilt ihr ſeinen Brief mit und macht ihr glauben, ſie ſelbſt ſei der Gegenſtand der hoffnungsloſen Liebe, welche er, wie es in dem Briefe heißt, nie zu erklären gewagt habe. Ceſarine wird davon ergriffen, ihr Haß gegen Edmond ſchwindet und macht der Sehnſucht, ihn zu retten, d. h. ihn zum Deputirten zu machen, unverzüglich Platz. Aber ihre eigne Stellung war bereits ſehr verwickelt, ſie war ſchon zu weit gegangen; Oskar war durch ihren Einfluß zum Candidaten deſignirt; er hatte ſelbſt die Protection des alten Miremont erhalten. Wie konnte dies Alles wieder rückgängig, unwirkſam gemacht werden? Die Mittel ſind leicht gefunden und entſprechen ihrem Zwecke. Frau v. Miremont nimmt eine zu große Zuneigung zu ihrem Couſin Oskar an; ihr Eheherr wird darüber eiferſüchtig und entzieht folglich Oskar ſeine Gunſt. Damit iſt aber nur erſt eine Schwierigkeit gehoben; man hat den alten Miremont dahin gebracht, daß er an die Wähler von St.-Denis ſchreibt, um ſie zu Gunſten Edmond's zu ſtimmen. Man muß aber noch den Einfluß des Miniſteriums für ihn gewinnen. Ein glücklicher Zufall kömmt auch hier zu Hülfe.

Wir ſind im vierten Acte. Das Miniſterium braucht vier Stimmen, um ein Geſetz durchzuſetzen. Ceſarine verſpricht ihm zwanzig, unter der Bedingung, daß es die Wahl Edmond's unterſtütze. Um ihr Verſprechen zu erfüllen, läßt ſie plötzlich durch Dr. Bernardin und ſeine Genoſſen das Gerücht verbreiten, ihr Gemahl ſei tödtlich krank und werde den Tag nicht überleben. Nichts konnte dem Miniſterium erwünſchter ſein, denn Hr. v. Miremont iſt im Beſitz von acht einträglichen Stellen, über die es folglich bald zu Gunſten der Deputirten verfügen kann, welche die Majorität verſtärken ſollen. Auch treten in der That ſchon alle Deputirten, welche gern Stellen haben möchten, auf die Seite des Miniſteriums, ſie machen ihm den Hof und ſtimmen für das Geſetz, welches mit einer Majorität von 30 Stimmen durchgeht. Aus Dankbarkeit ſagt das Miniſterium Frau v. Miremont die Wahl ihres neuen Günſtlings zu, welche auch kurz darauf wirklich erfolgt. So ſcheint bis hierher Alles glücklich, Alles nach Wunſche gegangen zu ſein. Die Camaraderie tröſtet ſich mit der Hoffnung auf die nächſte Deputirtenwahl und bringt Edmond ihre Glückwünſche dar; der alte v. Miremont freut ſich im Stillen, daß er Oskar dieſen Streich geſpielt hat; Zoe und Agathe jubeln; und Ceſarine, was thut ſie? Sie iſt außer ſich vor Ingrimm, denn ſie hat unterdeſſen eine Zuſammenkunft mit Edmond gehabt, welcher ihr, anſtatt ihr mit einer verzweifelten Liebeserklärung entgegenzukommen, in aller Unſchuld und Naivetät eingeſteht, der Gegenſtand ſeiner Liebe ſei Agathe, um deren Hand er bereits wirklich angehalten habe.

Dieſe verhängnißvolle Enttäuſchung der Frau v. Miremont macht eigentlich die Würze des fünften Actes aus. Sie möchte Alles, was geſchehen iſt, wieder rückgängig machen; ſie verwünſcht Cabalen, Intriguen, Coterien, genug Alles, mit Einſchluß des armen Edmond, wie ſich von ſelbſt verſteht. Dieſer aber iſt dagegen heitern Sinnes geworden. Seine Wahl hat ihn mit der Welt ausgeſöhnt; er macht ſich ſelbſt Vorwürfe darüber, daß er ſeine Zeit verkannt habe, und fängt wieder an, an das Daſein wahrer Freundſchaft zu glauben. „Pauvre jeune homme" ruft ihm zum Schluſſe Zoe mit ironiſch warnender Stimme zu. Aber gleichviel; Edmond iſt auf der Stelle, wohin Herr Scribe ihn haben wollte; er iſt Deputirter für St.-Denis, er hat eine glänzende Carrière vor ſich, ſein Talent wird ihm zu Hülfe kommen und das Übrige wird ſich finden. Die Hochzeit iſt natürlich, wie immer, hinter die Couliſſen verwieſen.

Sie ſehen folglich, daß es dieſem Stück durchaus nicht an intereſſanten Situationen, an pikanten Verwickelungen und ſelbſt nicht an einer gewiſſen Wahrheit fehlt, wenn man ſich auch hier und da gefälligſt etwas dazu denken muß oder wegwünſchen möchte. Die einzelnen Charaktere ſind meiſtens wahre Typen aus der pariſer Alltagswelt und von den Acteurs und Actricen richtig, mitunter vortrefflich aufgefaßt worden. Samſon als Pair von Frankreich, Monroſe als Dr. Bernardin und Regnier als Oskar ſind ganz an ihrem Flecke; weniger haben mich die übrigen Rollen befriedigt. Mad. Volnys, ehemals als Leontine Fay ſo bekannt, iſt als Ceſarine nicht genug die intrigante Dame der höhern pariſer Cirkel und erinnert in ihren Manieren noch zu Zeiten an die erſte Liebhaberin des Gymnaſe; wer wollte aber auch ſogleich ſeinem goldenen Zeitalter den Rücken zukehren. Dem. Pleſſy, Agathe, vor ein, zwei Jahren noch ſo klein, niedlich, liebreizend, iſt jetzt groß, aber nichts weniger als hübſcher geworden und hat dennoch etwas Geziertes in ihrem Spiele glücklich beibehalten; eine Mars, wie man zu hoffen ſchien, wird man nie aus ihr machen. Das iſt aber in keinem Falle Herrn Scribe's Schuld und ſoll ſeiner „Camaraderie" nicht zugerechnet werden; denn außer den genannten Vorzügen zeichnet ſich das Stück durch lobenswerthe Lebendigkeit der Handlung und der Diction aus; der Dialog iſt pikant, voller Bonmots und fataler Wahrheiten und verliert ſich häufig ſogar in faſt mehr malicióſe als feine Anſpielungen, welche nur für Den genießbar ſind, welcher das jetzige pariſer Treiben etwas kennt. Ich kann mir ebenſo wenig vorſtellen, daß ein vor einigen Tagen, ſelbſt Wochen in Paris eingelaufener Deutſcher an der „Camaraderie" Wohlgefallen finden würde, als ich glaube, daß ſie auf der deutſchen Bühne Glück machen könnte. Für dieſe ſchreibt aber auch Herr Scribe nicht, und es iſt wahrhaftig nicht ſeine Schuld, wenn man ihn gleichſam bei den Haaren immer noch auf deutſchen Bretern herum- und

verzerrt. Er will sein französisches Publicum befriedigen, und daß ihm das so gut gelingt, das ist eben sein Hauptverdienst. Er ist zu bescheiden, als daß er auch noch den Ruhm der Bereicherung und Förderung der dramatischen Literatur und Kunst seiner Nation und seiner Zeit in Anspruch nehmen sollte. Man kann sich getrost beruhigen, sie sind durch die „Camaraderie" um keinen Schritt weiter gebracht worden; sie stagniren und werden stagniren, solange Herr Scribe mit seinen Helfershelfern den Ton angibt.

Übrigens muß ich gestehen, daß mir, und wahrscheinlich auch vielen Anderen, gestern ein guter Theil der besten Sachen der „Camaraderie" gradezu verloren gegangen ist. In meinem ganzen Leben habe ich noch in keinem Theater einen solchen Zusammenfluß von Niesen, Schnupfen, Husten, Keuchen gehört als gestern im Théâtre français. Die Grippe schien die Hälfte des Publicums, ja selbst der Schauspieler (einige Theater haben ja deshalb schon mehre Male schließen müssen) bereits überfallen zu haben. Repressalien dagegen waren natürlich und verzeihlich. „Silence donc! Que le diable emporte la grippe! Bst! Bst!" ertönte es auf einmal von hundert Seiten; unterdessen hatte aber Samson eine Dummheit oder Monrose einen feinen Schwank zum Besten gegeben; die eine Hälfte, die es gehört hatte, klatschte, die andere, die darum gekommen war, fluchte in verschiedenen Sprachen und Ausdrücken, und so mußte man allemal erst diesen Skandal mit durchmachen, ehe man sich wieder in den Dialog finden konnte. Es that mir leid, denn ein zweites Mal kann ich die „Camaraderie" unmöglich sehen; das wäre zuviel verlangt.

Dagegen könnte ich mich wol dazu verstehen, einer Abendunterhaltung, wie sie uns vorgestern im Gymnase musical geboten wurde, abermals einige Stunden aufzuopfern. Aber dergleichen kann man nur selten haben und ist selbst in Paris vielleicht nur dieses Mal vorgekommen. Die drei Improvisatoren, welche zufällig jetzt hier zusammengetroffen sind, Langenschwarz aus Deutschland, Eugène de Pradel, ein Franzose, und Luigi Cicconi aus der Romagna, hatten sich zu einer öffentlichen Vorstellung vereinigt, d. h. Jeder wollte in seiner Sprache improvisiren, und das Publicum sollte nachher entscheiden, welchem der Kämpfenden, oder auch welcher Sprache der Preis zuzuerkennen sei. Das konnte man wenigstens aus den gegenseitigen Herausfoderungen abnehmen, welche Langenschwarz und Cicconi einige Tage vorher an den Ecken hatten anschlagen lassen. Da ich mich zufälligerweise in allen drei Sprachen ziemlich umgesehen habe, so hatte die Sache für mich gewissermaßen ein wissenschaftliches Interesse. Ich sage Ihnen nichts von dem recht braven Gesange eines jungen Deutschen, Huner mit Namen, der hier seit einiger Zeit in Privatcirkeln und auch öffentlich mit vielem Beifall gehört wird, nichts von dem vortrefflichen Harfenspiel des Herrn Godefroid, welche beide mit in den Kauf gegeben wurden, sondern spreche blos von der Improvisation.

Unter einer Menge Gegenstände, welche sich hier Pradel zum Zwecke der Improvisation einer historisch-dramatischen, aber nicht gleichzeitigen Scene vom Publicum, welches, obgleich ziemlich zahlreich, doch sehr gewählt war, bestimmen ließ, wurden endlich nach langem Streit und Widerreden drei gewählt: Johanna Gray, die Stände von Blois und der Tod des Herzogs von Guise, und Tasso's Wahnsinn. Diese Gegenstände sind eben nicht neu, aber zur Improvisation vorzüglich geeignet und wol auch schon öfter dazu benutzt worden. Langenschwarz trat, wahrscheinlich vorher durchs Loos bestimmt, zuerst auf, und wählte Johanna Gray. Man muß zugeben, daß ihn weder seine ganze äußere Erscheinung noch sein Organ besonders unterstützen; er hat eine etwas nachlässige Haltung, eine mehr schreiende als wohlklingende Stimme, und hatte an diesem Tage noch den komischen Gedanken gehabt, zu seiner ganz gewöhnlichen schwarzen Kleidung rothe Strümpfe anzuziehen. Vielleicht hatte er auf Mephistopheles gerechnet. Die Einleitung sprach er schnell, natürlich in Prosa, und in kurzen abgebrochenen Sätzen, was eben keinen guten Eindruck machte. Da ihm nur eine halbe Stunde Zeit gegeben war, wählte er nur die Schlußscene eines vorgeblichen Trauerspiels. Johanna ist im Gefängniß; die übrigen Personen sind Suffolk, die Königin Maria, ein Hofnarr, der Henker. Die Hinrichtung soll vor sich gehen. An tragischen Motiven fehlte es folglich nicht. Herr Langenschwarz hatte gut gewählt und führte die Scene recht brav durch. Sein Vers ist leicht und fließend, der Reim ungezwungen; die Gedanken waren ergreifend, mitunter selbst erhaben, die Bilder meistens treffend, wenn auch bisweilen etwas zu sehr gesucht; Reminiscenzen kamen natürlich vor, und einige unangenehme Sprachfehler schienen zu beweisen, daß Herr Langenschwarz aus der Mark Brandenburg gebürtig sein mag. Das that aber der ganzen Darstellung wenig wesentlichen Abbruch; sie ward im Gegentheil noch durch eine lebendige Action sehr gehoben und wurde durch rauschenden Beifall nicht nur mehre Male unterbrochen, sondern auch am Ende reich belohnt.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Die wissenschaftliche Societät in der Lausitz hat einen Preis auf eine Sammlung der wendischen Volkslieder ausgesetzt.

In Prag erscheinen in böhmischer Sprache „Slawische Alterthümer" von Schaffarik. Derselbe gedenkt mit Palacki das altböhmische „Gericht der Libussa" mit einem vollständigen Facsimile herauszugeben. Hanka arbeitet an einer „Slawischen Polyglotta der königinhofer Handschrift", mit Rücksicht auf das Alt- und Neuböhmische, das Polnische, Lusatische, Slowakische, Russinische und Serbische. Der gerühmte böhmische Musiker Tomaszek hat die kürzern Gedichte der königinhofer Handschrift in Musik gesetzt und gibt seine Compositionen auf Subscription heraus. Die Musik wird als vortrefflich bezeichnet, der Volkston soll vollkommen wiedergegeben sein. Die kürzlich erschienenen wohlgetroffenen Bildnisse Schaffarik's, Hanka's und Jungmann's dürften Freunden slawischer Literatur angenehme Geschenke sein. 60.

Literarische Anzeige.

Mit der soeben erschienenen zweiundzwanzigsten Lieferung der

Allgemeinen deutschen Real-Encyklopädie (Conversations-Lexikon)

achte Originalauflage,

ist der elfte Band dieses Werks, die Buchstaben T bis V umfassend, geschlossen. Die zur Beendigung des Ganzen noch fehlenden zwei Lieferungen erscheinen bis zur Ostermesse.

Die jetzige Auflage des Conv.-Lex. besteht aus 12 Bänden, jeder enthält durchschnittsmäßig 60 Bogen im größten Octavformat, und wird in zwei Lieferungen ausgegeben, deren jede auf Druckpapier 16 Gr., auf gutem Schreibpapier 1 Thlr., auf feinem Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr. kostet.

Leipzig, im Februar 1837.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 62. — 3. März 1837.

The principles of physiology applied to the preservation of health, and to the improvement of physical and mental education. By *Andrew Combe*.

(Fortſetzung aus Nr. 61.)

Das ſiebente Capitel iſt der Betrachtung der Lungen und ihrer Verrichtungen gewidmet. Den Verf. beſchäftigt hier vorzüglich die Circulation des Blutes, die Umwandlung des arteriellen und venöſen Blutes, die Verrichtung des Athmens, die Lage und der Bau der Lungen, ihre Luftzellen und Blutgefäße, die Lungenexhalation und Abſorption. Er gedenkt bei dieſer Gelegenheit der angeerbten Anlage zu Lungenkrankheiten, insbeſondere zur Lungenſchwindſucht, und zeigt, daß, wo in Folge dieſer erblichen Anlage frühe Reife und delicater Körperbau vorhanden ſind, das Heirathen nicht übereilt, ſondern ſo lange aufgeſchoben werden müſſe, bis die vollſte Reife und Feſtigkeit des ganzen Organismus eingetreten ſei. Während der Periode des Wachsthums und noch geraume Zeit nachher, wenn dieſe ſchon vorüber, iſt ſelbſt bei geſunden Perſonen die Conſtitution noch unvollkommen und beſitzt noch nicht die Stärke, die ſie ſpäter in reiferm Alter erhält und die ſie zur Ausübung der Geſchlechtsverrichtungen befähigt. Viele junge Leute von beiden Geſchlechtern fallen als Opfer zu früher Ehen, die vielleicht geſund geblieben wären, wenn ſie ihre Verbindung noch einige Jahre aufgeſchoben hätten.

Der Verf. ſtellt als nothwendige Bedingung zur Erhaltung geſunder Lungen ferner auf: 1) geſundes und in hinreichender Menge vorhandenes Blut, welches wieder hinreichende, geſunde Nahrung und geſunde Verdauungskräfte erfodert; 2) freie, leichte Expanſion der Bruſt, durch angemeſſene körperliche Bewegung begünſtigt; 3) Heiterkeit des Gemüths; 4) reine, friſche Luft. Bei dieſer Veranlaſſung wird der bekannten Geſchichte der in die ſchwarze Höhle zu Calcutta eingeſchloſſenen 146 Engländer gedacht, von denen nach Verlauf von ſechs Stunden 96 in Folge der verdorbenen Luft ums Leben kamen. Weniger bekannt ſind vielleicht zwei andere ähnliche Vorfälle. Der eine betrifft den Dichter Crabbe. Als dieſer 10—11 Jahre alt war, wurde er in eine Schule nach Bungay geſchickt. Bald nach ſeiner Ankunft wurde er mit einigen ſeiner Mitſchüler zur Strafe, weil ſie Soldaten geſpielt hatten, in eine, unter dem Namen der ſchwarzen Höhle bekannte große Hundehütte geſteckt. Crabbe war der Erſte, der hineintrat, und da der Platz von den kleinen Gefangenen vollgeſtopft war, ſo war auch bald die Luft darin gänzlich verdorben und verpeſtet. Der arme Teufel ſchrie aus vollem Halſe, bis ihm die Stimme verſagte. Endlich biß er in der Verzweiflung ſeinen Nachbar tüchtig in die Hand. „Crabbe ſtirbt, Crabbe ſtirbt", brüllte der Gebiſſene. Da öffnete endlich die Wache von außen die Thüre und ließ die Knaben heraus. „Noch eine Minute länger", ſagt Crabbe ſelbſt, „und ich wäre wirklich des Todes geweſen."

Die zweite Geſchichte erzählt Walpole in ſeinen Briefen. Einige betrunkene Conſtables ſetzten ſich in den Kopf, die Geſetze gegen unordentliche Perſonen in Ausübung zu bringen, und griffen daher Alle auf, denen ſie begegneten, bis ſie deren 25—26 zuſammenhatten, die ſie dann in ein Wachhaus bei St.-Martin ſchleppten und bei verſchloſſenen Thüren und Fenſtern die ganze Nacht über gefangen hielten. Die armen Menſchen, die ſich weder rühren noch athmen konnten, ſchrien, ſo lange noch ein bischen Lebensluft übrig war, und baten endlich um Waſſer. Ein armer Teufel ſagte, ſie wären doch wol 18 Pfennige werth, und das wollten ſie gern geben für einen Trunk Waſſer, aber vergebens! Die Conſtables hielten ſie in ſo guter Verwahrung, daß am andern Morgen viere davon erſtickt waren, zwei Andere ſtarben bald darauf, und zwölfe von ihnen waren dem Tode nahe. Was mögen die armen Menſchen erduldet haben; einige von ihnen waren Bettler, die, weil ſie keine Wohnung hatten, natürlich auf den Straßen gefunden werden mußten; die Andern waren ehrliche Frauen aus der arbeitenden Claſſe. Eine von den Verſtorbenen war eine ſchwangere Wäſcherin, die ſehr ſpät vom Waſchen nach Hauſe zurückkehrte. Einer von den Conſtables wurde feſtgenommen, die andern hatten ſich verſteckt. Walpole wirft die Frage auf, ob wol Einer von ihnen mit dem Tode beſtraft werden würde, obſchon es bekannt ſei, daß die größten Verbrechen in London den Policeiofficianten angehören; es gebe keine Tyrannei, deren ſie nicht fähig ſeien, keinen ſchlechten Streich, an dem ſie nicht Theil nähmen. Dieſelben Menſchen brachen in derſelben Nacht in ein Bad in Coventgarden ein, nahmen die Herren Jakob Spencer, Stewart und Lord Georg Graham mit ſich, und würden ſie mit den armen Weibern in daſſelbe Wachhaus eingeſperrt haben, wenn ſie nicht mehr als 18 Pfennige werth geweſen wären.

Obwol nun dergleichen Fälle selten sind, so geht doch daraus für alle Menschen der große Nachtheil einer eingeschlossenen, nicht erneuerten Luft hervor, und wenn dergleichen Menschen, in enge Räume eingeschlossen, auch nicht plötzlichen Todesfällen ausgesetzt sind, so leuchtet es doch ein, daß ihre Gesundheit dabei nicht bestehen kann und sie früher oder später in Siechthum verfallen müssen. Mit Recht tadelt daher der Verf., daß die Schlafzimmer gewöhnlich die kleinsten und am wenigsten geräumigen im Hause sind, und daß Manche ihre Betten noch mit Vorhängen umgeben und so den Zutritt der frischen Luft noch mehr abhalten. Das Gleiche findet seine Anwendung auf unsere Schulstuben. Eine Menge Kinder sind hier in enge Räume zusammengeschichtet, ohne daß es dem Lehrer oder sonst Jemand einfiele, die verdorbene Luft von Zeit zu Zeit zu erneuern. Warum entläßt man nicht die Schüler und Schülerinnen nach Verlauf einer Stunde auf einige Minuten und öffnet alle Fenster? Die Ausdünstungen in manchen Schulstuben sind so permanent, daß sie sich auch außer den Lehrstunden nicht so leicht wieder verlieren, wie sich nach Ref. Beobachtungen Jeder überzeugen kann, der sie zu solchen Zeiten besuchen will.

Als ein unentbehrliches Mittel zur Erneuerung der Luft betrachtet der Verf. eine zweckmäßige Heizung, und macht uns mit einer neuen, von dem erfindungsreichen Perkins angegebenen und in der Wohnung des Buchhändlers Robert Cadell zu London ausgeführten Methode bekannt, die in der That höchst sinnreich ist. Der einfache Apparat besteht aus einer Ofen im untersten Theile des Gebäudes und aus einem ununterbrochenen, ungefähr einen Zoll im Durchmesser haltenden, eisernen Röhre, die mit Wasser gefüllt und so lang ist, daß sie sich durch alle Räume des Hauses, welche erwärmt werden sollen, bis wieder zu dem Punkt erstreckt, von dem sie ausgeht. Die Röhre bildet daher eigentlich einen Kreis ohne Ende. Der Theil derselben, der von dem Feuer umgeben ist, wird zuerst erwärmt, daher expandirt sich das in ihm enthaltene Wasser, und da es specifisch leichter ist als das kältere Wasser in dem absteigenden Arm der Röhre, so steigt es immer höher, je mehr seine Temperatur zunimmt. So bildet sich denn eine regelmäßige Strömung von aufsteigendem heißen Wasser und absteigendem kühlern, und es ist zur Erwärmung eines Zimmers nichts weiter erforderlich, als daß die aufsteigende Röhre verhältnißmäßig lang genug ist zu dem Raum, der erwärmt werden soll. In gewöhnlichen Zimmern ist es schon hinreichend genug, wenn ein Theil derselben an der gewöhnlichen Feuerstelle (fireplace) aufgewickelt (coiled up) wird, in großen Sälen dagegen muß die Röhre rund um den Rand des Fußbodens geführt werden, damit sich die Wärme gleichmäßiger bis zu den entferntesten Orten vertheilt. Obgleich in Hrn. Cadell's Hause für fünf Stockwerke nur ein Ofen vorhanden ist, so fand doch der Verf. in allen Theilen desselben eine sehr angenehme Wärme und nirgend eine Spur eines empyreumatischen Geruchs oder einer versengenden Trockenheit (parched dryness), wie man sie gewöhnlich in Räumen findet, die mit erhitzter Luft erwärmt sind.

Ungeachtet nun der Verf. ein großes Gewicht auf gut und zweckmäßig erwärmte Wohnungen legt, so ist er doch weit davon entfernt, ein zu warmes Verhalten und eine erschlaffende Temperatur zu empfehlen. Er will vielmehr, daß man zu einer behaglichen Wärme des Körpers die eigentlichen Quellen benutze, wie sie in ihm selbst vorhanden sind, freie Respiration in reiner, frischer Luft, Bewegung im Freien, gute Verdauung und hinreichende geistige Beschäftigung.

Zur Stärkung der Lungen und Abwendung der Krankheiten derselben empfiehlt er vor Allem zweckmäßige Behandlung dieser Organe. Die Werkzeuge der Respiration gleichen in dieser Hinsicht ganz den Muskeln und andern organischen Theilen. Sie sind da, um gebraucht zu werden, und wenn sie in Unthätigkeit bleiben, wird auch ihre Kraft und ihre Gesundheit beeinträchtigt. Übertriebene Anstrengung oder Bewegung zur unrechten Zeit kann aber ebensowol zur Krankheit führen. Die Lungen können indirect geübt werden durch solche Körper- oder Muskelbewegungen, welche ein schnelleres und tieferes Athmen nöthig machen, direct aber durch Sprechen, lautes Lesen, Schreien oder Singen. Im Allgemeinen müssen beide Arten der Bewegung verbunden werden. Wo man aber hauptsächlich beabsichtigt, die Lungen zu verbessern, sind diejenigen Bewegungen vorzuziehen, wobei sich die Brust expandirt und die Organe der Respiration in Thätigkeit kommen, als: Rudern, Fechten, Ballspiel und andere gymnastische Übungen. Auch das Erklimmen von Anhöhen ist sehr nützlich zur Bethätigung der Lungenfunctionen. Wo entweder wegen erblicher Anlage oder aus andern zufälligen Ursachen die Brust ungewöhnlich schwach ist, da sollte man es sich zum besondern Geschäfte machen, von Kindheit an die Entwickelung und die Kraft der Lungen durch dergleichen Bewegungen zu befördern. Je früher man damit anfängt und je beharrlicher man sie fortsetzt, desto größer werden die Vortheile sein. Auch empfiehlt der Verf. insbesondere jüngern Personen, im Stehen die Arme und Schultern zurückzuziehen und in dieser Stellung langsam so viel Luft einzuathmen, als sie können, und dieses Manoeuvre mehre Male hintereinander in kurzen Intervallen zu wiederholen. Kann es in freier Luft geschehen, so ist es noch vortheilhafter.

Im achten Capitel gibt der Verf. eine zwar kurze, aber faßliche Beschreibung von dem Gehirn und Nervensystem. Er zeigt, daß das erstere, als Organ der Seele, ebensowol einer zweckmäßigen und seinen Kräften angemessene Erregung bedarf als jedes andere Organ des Körpers, daß aber diese Erregung auch nicht übermäßig sein darf, wenn die Gesundheit nicht gefährdet werden soll. So wenig als wir das Auge zu anhaltend brauchen, oder damit in zu helles Licht sehen dürfen, wenn wir ihm nicht Schaden zufügen wollen, ebenso wenig dürfen wir das Gehirn übermäßig anstrengen. Dies zeigt sich deutlich in Fällen, wo zufällig ein Theil der Hirnschale verlorengegangen ist und man die beschleunigte Bewegung der Gehirngefäße mit den Augen wahrnehmen kann. So fand Astley Cooper bei einem jungen Mann, dem ein Stück der Hirnschale

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 63. — 4. März 1837.

The principles of physiology applied to the preservation of health, and to the improvement of physical and mental education. By *Andrew Combe*.

(Beſchluß aus Nr. 62.)

Aber auch in ſpätern Jahren ſind die Nachtheile einer einſeitigen geiſtigen Ausbildung mit Vernachläſſigung der zur phyſiſchen Geſundheit ſo nöthigen körperlichen Bewegung nicht minder groß. Mancher junge Mann, reich an Kenntniſſen und ausgezeichnet durch ungewöhnliche Geiſtesgaben, welkt ſo frühzeitig dahin. Er hat zwar den Pflichten ſeines Geiſtes und ſeines Herzens Genüge gethan, aber nicht denen ſeines Körpers. Dreihundertundfünfundſiebzig Muskeln, die Bewegungsorgane ſeines Körpers, ſind 9—10 Jahre lang ihrer eigenthümlichen Verrichtung beraubt geweſen und werden jetzt ſammt ſeinem übrigen Körper nahe an 150 kranken und reizbaren Nerven zur Beute. Zur Beförderung einer zweckmäßigern Erziehung und gleichzeitiger Ausbildung der geiſtigen Vermögen mit körperlicher Geſundheit bei der Jugend hat man bereits 1829 in Philadelphia eine eigne Handarbeitakademie (Manual labour academy) errichtet, welche bereits die erfreulichſten Reſultate aufzuweiſen hat. Neben den gewöhnlichen Beſchäftigungen der claſſiſchen Schulen werden die Erholungsſtunden zu nützlichen körperlichen Arbeiten verwendet. Man hat dabei die Abſicht, den jungen Leuten nicht allein körperliche Kraft und Geſundheit zu bewahren, ſondern ſie auch geſchickt und gewandt in mancherlei Beſchäftigungen zu machen, ihre eignen Ausgaben zu beſtreiten und ſich in die verſchiedenen Lagen des Lebens zu ſchicken. Aus dieſer ſyſtematiſchen Verbindung körperlicher Arbeiten des Garten- und Landbaues, des Zimmerhandwerks u. ſ. w. mit den gewöhnlichen akademiſchen Studien ſind ſchon manche Vortheile hervorgegangen. Die Geſundheit der jungen Leute iſt bisjetzt immer erwünſcht geweſen, einige wenige ausgenommen, die ſchon krank aufgenommen wurden; nach einem Bericht von 1830 ſind aber auch dieſe Kranke wieder geſund geworden. Man hat gefunden, daß junge Leute, denen ſo Folgſamkeit gegen die Geſetze des organiſchen Lebens praktiſch eingeprägt wird, in ſpätern Jahren viel weniger den Ausſchweifungen ausgeſetzt ſind, als ſolche, die über ihren eignen Körper in Unwiſſenheit bleiben.

Wenn einmal der Gedanke kein Gehirn mehr nöthig hat — ſagt der amerikaniſche Bericht — und nahe an 400 Bewegungsorgane nicht mehr die Hauptheile des menſchlichen Körpers conſtituiren, dann kann der Student von körperlicher Bewegung dispenſirt werden; bis dahin aber möge er ſich vorſehen, was er thut, auf die Geſetze achten, die die Vorſehung zu ſeinem Schutze gegeben hat, und ſein Glück darin ſuchen, ſie nicht zu verleugnen, ſondern ihnen gern und willig Folge zu leiſten.

Welchen Gefahren für ihre Geſundheit auch große Geiſter ausgeſetzt ſind, wenn ſie ihre Gehirnorgane durch Übermaß im Studiren, Unruhe und Nachtwachen anſtrengen, zeigt der Verf. an dem Beiſpiel eines bekannten Gelehrten. Sir Humphrey Davy, der berühmte Chemiker, nämlich wurde im Nov. 1807, in Folge großer geiſtiger Anſtrengung, als er mit ſeiner Entdeckung der Alkaloiden beſchäftigt war, von einem heftigen Fieber befallen. Sein Laboratorium war immer voll von Menſchen aus allen Ständen und er ſelbſt befand ſich den ganzen Tag in ſteter Aufregung. Dieſer Umſtand, verbunden mit den Fatiguen, denen er früher durch ſeine Arbeiten ausgeſetzt war, zogen ihm einen heftigen Krankheitsanfall zu, ſodaß er eine Zeit lang ſeine Unterſuchungen abbrechen und ſeine Gedanken auf etwas Anderes wenden mußte. Davy ſchrieb zwar ſeine Krankheit der Anſteckung zu, die er ſich in den Spitälern zugezogen habe, wo er Verſuche mit Räucherungen anſtellte; allein ſeine Ärzte waren anderer Meinung und behaupteten vielmehr, das Fieber ſei offenbar die Folge großer Anſtrengung und Überreizung des Gehirns geweſen. Wirklich waren auch damals ſeine geiſtigen Beſchäftigungen von der nachtheiligſten Art. Dabei ſtand er zu damaliger Zeit in ſo allgemeiner Achtung, daß es ſich die vornehmſten Perſonen zu einer beſondern Ehre ſchätzten, ihn bei ſich zu Tiſche zu ſehen; er aber hatte nicht Kraft genug, ſolchen Verſuchungen zu widerſtehen, obwol er dabei ſeine angefangenen Unterſuchungen im Laboratorium nicht eher unterbrach, bis die Stunde des Mittageſſens ſchlug. Wenn er dann Abends nach Hauſe zurückkehrte, nahm er ſogleich ſeine chemiſchen Arbeiten wieder vor und fuhr damit gewöhnlich fort bis 3 oder 4 Uhr des Morgens, und doch fanden ihn ſeine Diener nicht ſelten ſchon an der Arbeit, wenn ſie aufſtanden.

Auch unſer unvergeßlicher Karl Maria v. Weber wird von dem Verf. als Opfer übermäßiger Geiſtesanſtrengung bezeichnet. Als bereits die Hand des Todes auf ihm lag und er den innern Drang zur Beſchleunigung ſeiner geiſtigen Schöpfungen nicht von ſich abweiſen konnte, ſoll

er einmal im Unmuth ausgerufen haben: „Ich wollte, ich wäre ein Schneider, so hätte ich doch auch einen Sonntag.“

Im neunten Capitel gibt der Verf. die hauptsächlichsten Regeln für geistige Beschäftigungen, und weist dabei vorzüglich auf die Irrthümer hin, die in Hinsicht der moralischen Erziehung begangen werden. Obwol Manches nur dem Unterricht in den englischen Schulen und Erziehungsanstalten zur Last fällt, so dürften sich doch auch manche deutsche Erzieher und Erzieherinnen davon getroffen fühlen.

Das zehnte Capitel ist der Anwendung der vorhergehenden Principien gewidmet. Der Verf. zeigt darin, daß Krankheit nicht immer das Resultat unserer moralischen oder unmoralischen Handlungen ist, auch nicht allein immer von zufälligen Umständen oder äußern Einflüssen abhängt, denen wir uns nicht entziehen können, sondern meist von Übertretung der Gesetze oder Bedingungen, die zum Wohlsein und zur Thätigkeit jedes körperlichen Organs von dem Schöpfer in uns gelegt worden sind, Gesetze, welche zu kennen und zu berücksichtigen größtentheils in unserer Macht liegt. Interessant sind die Beweise, die der Verf. für diese Behauptung aus der Geschichte überhaupt, aus der verminderten Sterblichkeit bei fortschreitender Erkenntniß und größerer Aufmerksamkeit auf die Bedingungen zur Erhaltung der Gesundheit, aus der Vergleichung der Seeexpeditionen von Anson und den Vorkehrungen von Roß, Parry und Franklin, aus der Vergleichung der Sterblichkeitslisten in verschiedenen Altern und Ländern, und den wohlhabenden und ärmern Volksclassen, anführt.

Besonders beachtenswerth scheinen mir aber die Bemerkungen des Verf. über das Recrutirungssystem in den Armeen. Vor wenigen Jahren, sagt er, zog man allgemein junge Bursche Männern von reiferm Alter zu Soldaten vor, weil man glaubte, sie hätten noch keine Gewohnheiten angenommen und könnten daher leichter in gute Soldaten umgewandelt werden, als einige Jahre später. Viele Offiziere sind noch der Meinung, und die Zeit des Eintritts in den Militairdienst ist gesetzlich auf das 18. Jahr gestellt, während bei den meisten Continentalmächten das 20. als solches angenommen wird. Sieht man die Sache vom physiologischen Standpunkte an, so erscheint dieses frühe Ausheben der jungen Mannschaft durchaus verwerflich. Während des Wachsthums sind die Hauptbedingungen zur Entwickelung des Körpers: mäßige und zweckmäßige Leibesbewegung, hinreichende, nährende Kost, hinreichender Schlaf und ein fröhliches Gemüth. Beim Übergang von der Kindheit in die Periode der Geschlechtsreife ist das Gleichgewicht der Actionen zwischen den verschiedenen Theilen des Körpers so leicht gestört, daß auch bei den günstigsten Verhältnissen eine ungewöhnliche Anlage zu Krankheiten vorherrscht, welche diese Lebensperiode besonders gefährlich macht. Wenn man Finlaison's und des Grafen Chabrol's statistische Tabellen über die Bevölkerung von Paris zu Rathe zieht, so ergibt sich, daß bei allen Menschenclassen die Sterblichkeit plötzlich zunimmt vom 14. Jahre, wo das Wachsthum zuzunehmen beginnt, bis zum 23., wo es wieder abnimmt. In Paris z. B. kommen nach den Tabellen von 1820 nur 395 Todte auf das Alter von 10—15, dagegen 703 auf das Alter von 15—20, also fast noch einmal so viel, auf die fünf folgenden Jahre endlich 1339; dann nimmt die Sterblichkeit wieder ab. Bringt man diese Resultate in Verbindung mit den Gesetzen der thierischen Ökonomie, und erwägt man dabei, daß der Militairdienst auch im Frieden unterbrochenen Schlaf, Trennung von Freunden und Bekannten und gelegentlich auch Fatiguen und Entbehrungen mit sich bringt, so leuchtet es von selbst ein, daß eine Armee, die aus jungen Leuten in dieser gefährlichen Lebensperiode besteht, nur schwächlich und unwirksam sein kann, und daß ein großer Theil der Ausgaben und der Mühe, die man auf ihre Einkleidung und ihr Exercitium verwendet, ganz verloren ist. Nach Marshall („On the enlisting, the discharging and the pensioning of soldiers“) ist es vor vollendetem Wachsthum unmöglich, die wahrscheinlichen Leistungen eines Recruten genau zu bestimmen, indem viele scheinbar vielversprechende junge Leute von Brustübeln und andern acuten Krankheiten dahingerafft werden, ehe sie das Alter der Reife erlangen und ehe sie noch ungewöhnlichen Entbehrungen oder Fatiguen ausgesetzt werden. Nach Coche bringen auch in Friedenszeiten, und ohne daß großes Ungemach auf ihnen lastete, die Freiwilligen, die man mit 18—20 Jahren in die Armee aufnimmt, zwei, drei bis vier Jahre ihrer Dienstzeit (acht Jahre) in den Spitälern zu, und zwar allein deswegen, weil sie Schwierigkeiten nicht ertragen können, welche Andere, die einige Jahre älter sind, kaum rühren. Ist dies so in Friedenszeiten, so ergibt es sich von selbst, daß im Kriege diese Methode, nur ganz junge Leute einzukleiden, ebenso nachtheilig für die Mannschaft selbst, als kostbar für den Staat sein muß. So zeigte es sich denn auch bei der Armee in Spanien. Krankheit und Unvermögen zum Dienst stand fast in gleichem Verhältniß mit der Jugend und der Zahl der neuangekommenen Soldaten. Nach Sir James Mac Grigor verlor das siebente Regiment zwischen dem 9. August 1811 und dem 20. Mai 1812 246 Mann, von denen 169 Recruten waren, die erst im Juni zuvor gelandet hatten, während nur 77 alte Soldaten waren. Die ursprüngliche Zahl dieses Detachements von Recruten betrug 353, sodaß also über die Hälfte in den ersten 11 Monaten starb. Die Gesammtzahl der alten Soldaten dagegen betrug 1143, und von diesen starben in derselben Zeit nur 77. Derselbe Mac Grigor ist so überzeugt von der Untauglichkeit junger, noch im Wachsthum begriffener Leute zum schwerern Dienst im Felde, daß nach seiner Berechnung 300 Mann, welche fünf Jahre gedient haben, mehr werth sind als 1000 Neuangekommene, und zwar nicht wegen ihrer größern Erfahrung allein, sondern hauptsächlich wegen ihres Mangels an körperlicher Reife.

Marshall sagt ferner, man könne sehr zahlreiche Fälle zum Beweis anführen, daß junge Leute viel weniger geschickt sind zur Erduldung von Strapazen auf dem Marsch als solche, die schon ein reiferes Alter erlangt haben. Während des Winters 1805 marschirte eine französische Armee, die in der Gegend von Boulogne an der Küste

ſtationiete, 400 franz. Meilen, um ſich vor der Schlacht von Auſterlitz mit der großen Armee zu vereinigen.“ Sie bewerkſtelligte dies, ohne faſt einen Mann während des Marſches in den Spitälern zurückzulaſſen. Die Mannſchaft hatte zwei Jahre gedient und war nicht unter 22 Jahre alt. Anders dagegen war es im Sommer 1809. Die Truppen cantonirten damals im Norden von Deutſchland und marſchirten nach Wien. Als ſie an dem Ort ihrer Beſtimmung ankamen, waren alle Spitäler auf der ganzen Route mit Kranken angefüllt. Mehr als die Hälfte der Mannſchaft, woraus dieſe Armee beſtand, war aber unter 20 Jahre alt, weil man die gewöhnliche Conſcription anticipirt hatte. Nach der Schlacht von Leipzig machte Napoleon große Anſtalten, um ſeine Armee wieder vollzählig zu machen, und wendete ſich daher an den geſetzgebenden Körper um Beiſtand. Dieſer aber machte einige Schwierigkeiten. „Schämt euch!“ rief der Kaiſer, „ich verlange, daß 300,000 Mann ausgehoben werden; aber es müſſen ausgewachſene Männer ſein; Knaben taugen nur dazu, die Spitäler und die Landſtraßen zu füllen.“

Das elfte Capitel handelt von der Anwendung phyſiologiſcher Grundſätze auf die pſychiſche Behandlung von Nervenkrankheiten und Seelenſtörung, ein Gegenſtand, der ſich jedoch mehr für den Arzt von Profeſſion, als für ein gemiſchtes Publicum eignet.

Dem Buche ſind einige Holzſchnitte, zur Erläuterung mancher anatomiſcher Gegenſtände beigegeben, die zwar klein, aber ſo vortrefflich ausgeführt ſind, daß ſich Ref. nicht erinnert, je etwas Vollkommeneres von Holzſchneidekunſt geſehen zu haben. Karl Hohnbaum.

Ruſſiſche Literatur.

Die ruſſiſche Literatur ſchreitet ihren muntern, heitern Gang fort und iſt beſonders reich an Romanen. Die vier letzten vorjährigen (1836) Monatshefte (Sept., Oct., Nov., Dec.) der bekannten und vielgeleſenen ruſſiſchen Zeitſchrift: „Die Leſebibliothek“, enthalten allein die Anzeigen und kurze Recenſionen von 21 neuen ruſſiſchen Originalromanen und Novellenſammlungen, dazu von 12 überſetzten, worunter „Der Jude“ von Spindler und „Das Zauberſchloß“ von L. Tieck, bei welcher Gelegenheit beſonders der erſtgenannte Roman als ein vorzügliches Erzeugniß der ausländiſchen Romanenliteratur angeprieſen wird. Neben ſolchen Recenſionen befinden ſich auch die von vier erzählenden Gedichten, ſechs Gedichtſammlungen, neun Originallustſpielen und Dramen, mehrer Schriften für und über Unterricht und Erziehung, vier ſtatiſtiſchen Werken, technologiſcher und anderer Bücher nicht zu gedenken. Aus den Gedichtſammlungen iſt folgende beſonders zu erwähnen: „Stichotworenija“ ꝛc. d. i. Gedichte von Alexius Meißner (Moskau 1836). Es iſt die jugendliche Lyrik eines wandernden, an vielen Orten des weiten Vaterlands campirenden Kriegers. Er verläßt Petersburg, die glänzende Reſidenz, ohne Leidweſen und ſingt:

Man kann mit Stolz wol auf dich weiſen,
Paris, dem ſtürmiſchen, zum Trotz;
Ich aber mag dich fröhlich meiden,
Ich werd' zu Eis in dieſem Froſt.

Er begrüßt hierauf Twer, das weißſteinerne Moskau, dichtet in Volhynien und bringt dann ſeine meiſten Gedichte in den Thälern und zwiſchen den Felſenklippen des Kaukaſus hervor. Auch Liebesabenteuer und Liebesklagen fehlen nicht. Hier ein kurzes Gedicht dieſer Art wegen ſeiner Eigenthümlichkeit. Es iſt in Georgiewsk, am Kaukaſus, gedichtet und „Das Kalmuckenmädchen“ überſchrieben:

Aus allmächtiger Gewöhnung
Liebt' ich ein Kalmuckenmädchen.
Hat ein breites, gelbes Antlitz,
War nicht hübſch, mir aber recht.
Ihre ſchmalen Äuglein brannten,
Wie ein Feuer blitzt durch Ritzen.
Viele Glut mocht' drinnen ſitzen,
Liebesblicke fand ich drin.
Und ich liebt' mit ruh'gem Sinn,
Ohne mich mit Sorg' zu quälen.
„Wer wird dir die Fratze ſtehlen,
Platte Naſe, breiten Mund?“
Dacht' ich, fand doch einen Gegner,
Einen Städtlichen zur Stund'.
Wie man ringt nach ſchönen Zielen,
Er die Fratze hat beſiegt.
Soll nicht Schönheit mit uns ſpielen,
Wenn auch Fratzenhaftes trügt?
Merk es, mäß'ge dein Vertrauen,
Seladon im Modefrack,
Fürchte Unbeſtand der Frauen,
Fürchte Männerungeſchmack!

Aus der Zahl der dramatiſchen Gedichte iſt hauptſächlich hervorzuheben: „Torquato Taſſo, eine dramatiſche Phantaſie“ von Neſtor Kukolnik, wovon nun die zweite Auflage erſchienen (Petersburg 1836). Der auch durch andere dramatiſche Productionen rühmlich bekannte Dichter hat hier nicht blos Taſſo's inneres Leben, ſondern auch ſein äußeres, vielbewegtes Erdenwallen dargeſtellt. Daher iſt das Drama reich an Action. Es beginnt in Sorrento, wo Taſſo im Bettlergewande, aus Ferrara verbannt, im Hauſe ſeiner Schweſter Cornelia erſcheint. Doch bald überfällt ihn auch hier ſein Wahnſinn, und er wandert mit Bettlern, die nach Ferrara zu des Herzogs Alfons ergiebigen Vermählungsfeſten ziehen, zurück dorthin. Die Bettler wollen betteln, Taſſo mit ihnen unerkannt Leonore ſehen. Sie kommen an; während ihres Zugs hat aber der Herzog Taſſo verziehen und er darf in guten Kleidern bei Hofe erſcheinen. Hier geräth er bei ſeiner Reizbarkeit mit einem Cavalier des Herzogs in Streit und erſticht ihn im Palaſt in Gegenwart Leonorens, die darüber in Ohnmacht fällt. Alfons wiederum erzürnt, dazu von ſeiner andern Schweſter Lucretia, Herzogin von Urbino, gegen Taſſo eingenommen, läßt ihn in ein Narrenhaus ſperren. Es erſcheint nun im Drama nach der Darſtellung geräuſchvoller Hoffeſte auch das Innere eines Narrenhauſes mit ſeiner mannichfaltigen Bevölkerung. Der Herzog indeß, auf viele Fürbitte, ſetzt den Dichter in Freiheit und er darf nach Rom reiſen. Unterwegs überfallen ihn Räuber, entlaſſen ihn aber in Ehren, ſobald ſie hören, daß der Reiſende der große Taſſo ſei. Dieſe bunten Scenen füllen ein ganzes Zwiſchenſpiel. In Rom wird Taſſo beim Anſchauen des Pantheons vom Volke erkannt und auf das Capitol getragen, um dort gekrönt zu werden. Er ſtirbt, ergriffen vom Schickſal und ſeiner Schwäche, mit lorberumwundenem Haupte. Vor ſeinem Ende hat er voll prophetiſcher Begeiſterung ein Geſicht, das ſpätere Zuſtände berührt und woraus folgendes Bruchſtück entlehnt wird:

All' überall und ſtets dieſelben Menſchen — — —
Jedoch, wer weiß — die kommenden Geſchlechter
Die wandeln ſich, und anders wird's — Was ſeh' ich?
Der ganze Süd geht in den Norden über:
Es wächſt die Schar der Sänger und der Dichter
Und Künſtler jeder Art, kraftreicher Meiſter!
Italien ſeh ich nicht — — —
Die Stelle dort, wo lag das Wunderland,
Die deckt ein hoher Hügel, Grabeshügel.
Doch ſchön und wunderbar noch anzuſchauen!
Ein Pfad führt hin; der wiſſensgier'ge Norden

Mr. Bell, Mr. Bell, Mr. Bell,

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 64. — 5. März 1837.

Die Emancipation des Weibes.
Aus dem Standpunkte der Pſychologie betrachtet von Karl Roſenkranz.

Die Pſychologie hat den Begriff der eigenthümlichen Beſtimmtheit des Geſchlechts im Manne und im Weibe und aus der ſich ſelbſt entgegengeſetzten Einſeitigkeit beider die Nothwendigkeit zu entwickeln, daß Mann und Weib nur gemeinſchaftlich, wie phyſiſch im Gattungsproceß, ſo auch im geiſtigen zuſammenwirken, ſich zur Totalität des wahrhaft Menſchlichen ergänzen. Die Ehe iſt die ſittliche Form, in welcher der Proceß dieſer Ergänzung vor ſich geht. Das Pſychologiſche greift alſo hier unmittelbar in das Ethiſche ein, und der Pſychologe wird in der pſychiſchen Beſchaffenheit des männlichen und weiblichen Geſchlechtslebens bereits die Grundzüge vom geſetzmäßigen ethiſchen Verhalten der Gatten vorgezeichnet finden. Da nun neuerdings die Frage nach der Emancipation des Weibes wieder ſehr lebhaft in Anregung gekommen, ſo ſei es geſtattet, ohne dies weitläufige Thema irgend erſchöpfen zu wollen, einige Andeutungen darüber von pſychologiſcher Seite zu geben, denn es ſcheint uns, daß man über dem juriſtiſchen und politiſchen Eifer, mit dem man dieſe Frage behandelte, dies Moment, worauf es nicht weniger ankommt, zu oberflächlich genommen habe.

Übrigens verſteht es ſich ganz von ſelbſt, daß die Freiheit des Weibes mit der des Mannes immer gleichen Schritt in der Geſchichte gehalten hat. Wenn wir bei den Wilden das Weib größtentheils in einem ſehr gedrückten Zuſtande finden, ſo haben wir auch bei dem Manne noch keinen hohen Begriff der Freiheit zu erwarten. Ebenſo iſt es bei den Orientalen und von da aus in immer ſteigender Progreſſion durch die Entfaltung der occidentaliſchen Völker hin. Beſäßen wir eine gründliche Geſchichte der Ehe (denn Wilh. Alexander's „Geſchichte des weiblichen Geſchlechts" iſt nur eine unkritiſche Compilation), oder gar eine Geſchichte des Familienlebens, zu welcher Boſſe 1835 allerdings ſchon eine Skizze gegeben hat, ſo würden wir ganz deutlich ſehen, wie der Standpunkt der Freiheit, den der Geiſt eines Volkes überhaupt einnimmt, zugleich auch der ſeines Familienlebens, alſo auch der ſeiner Ehe, d. h. des ſittlichen Verhältniſſes beider Gatten iſt. Wenn im Morgenlande z. B. das Weib von dem Manne äußerlich getrennt lebt, ſo ſehen wir auch die Männer für ſich wieder durch die Theilung der Stände und Kaſten in ſcharfer äußerer Begrenzung; iſt dort das Weib dem Manne zu ſtummem Gehorſam unterworfen, ſo iſt der Mann auf die nämliche Weiſe einer höhern Macht, dem deſpotiſchen Herrn, unterthan, und dieſer ſelbſt weiß ſich gegen die göttliche Subſtanz auch nur als ein Accidenz derſelben, worin er mit ſeiner Macht, wie ungeheuer ſie erſcheine, verſchwindet. Sobald wir dagegen in die jüdiſche Geſchichte eintreten, als in dasjenige Glied des Orients, welches den innerſten Wendepunkt des orientaliſchen Geiſtes zum occidentaliſchen enthält, erſcheint das Weib mehr neben dem Manne. Bei den Hellenen aber ſpielt es ſchon in den älteſten Mythen eine ebenſo bedeutende Rolle als der Mann, weil die griechiſche Geſchichte von Anfang an das Individuum in ſeiner Beſonderheit gelten läßt. Eine Medea, Helena, Andromache, Penelope, Hekabe, Kaſſandra, Klytämneſtra u. ſ. w. ſind ſchon beſtimmte Charaktere, nicht blos Weiber in der Allgemeinheit, wie ein Harem ſie nur als Exemplare der Gattung einſchließt.

Wir wollen dieſe Betrachtung, welche uns in die Philoſophie der Geſchichte führen würde, nicht weiter verfolgen und nur im Vorbeigehen noch daran erinnern, daß eine ſpecielle Darſtellung des Familienlebens in dem Moment ſeiner natürlichen Auflöſung durch den Tod bereits von Gans gegeben iſt, welche den weltgeſchichtlichen Fortſchritt auch der Ehe bis in das Einzelne hin nachweiſt. Man darf alſo keine Sorge darum haben, daß den Frauen nicht ihr gebührendes Recht werde zu Theil werden; ſie werden vielmehr ebenſo wol die Früchte die Weltgeſchichte ernten als die Männer, die ja ihr Schoos gebiert.

Wenn nun in neuerer Zeit ſo vielfach von einer Emancipation der Frauen die Rede geweſen iſt, ſo kann es keine Frage ſein, daß nicht hier, wie immer, die allgemeine Bewegung der Welt ſich auch in dieſem beſondern Elemente wiederholt. Die amerikaniſchen Tochterſtaaten emancipirten ſich von den europäiſchen Mutterländern; die Emancipation der Negerſklaven wurde Sache der europäiſchen Menſchheit; Frankreich emancipirte ſich durch die Revolution von ſeiner Vergangenheit; ſeitdem die Rechte der Menſchheit decretirt wurden, ward die Frage nach der Emancipation der Juden lebhafter als je angeregt; genug,

der Geiſt hat die Richtung genommen, alle Feſſeln der Tradition, die ſeine freie Bewegung hemmen könnten, abzuwerfen und in dem einmal entſtandenen Mistrauen gegen das Beſtehende ſelbſt in Dingen eine Beſchränkung der Freiheit zu finden, welche vielmehr poſitive Garantien ihrer Exiſtenz ſind. Bei einem ſolchen Zuſtande iſt es ſchwerlich ein Wunder, wenn auch in die Frauen der Argwohn gedrungen iſt, es geſchehe ihnen vielleicht Unrecht, und wenn ein gewiſſer Unmuth laut wird, der beſonders gegen die Männer gerichtet iſt, als wären ſie bewußterweiſe Schuld an der untergeordneten Stellung des Weibes in der Geſchichte. Im Ganzen wirkt eine ſolche Verſtimmung wohlthätig, weil ſie zu einer Reviſion der Sache nöthigt, welche nur mit der tiefern Erkenntniß des wahren Verhältniſſes und der durch ſie innigern Verſöhnung mit ihm endigen kann. Daß nun die belletriſtiſche Literatur das thätigſte Organ für ſolche Wünſche und Anſichten geworden iſt, darf auch nicht in Erſtaunen ſetzen, da ſo viele Frauen daran mit ſchriftſtellern, und der Roman die größte Breite darin einnimmt, und dieſer ſich hauptſächlich mit dem Verhältniſſe der Geſchlechter, mit der Liebe, der Ehe und dem Ehebruch beſchäftigt. Die oft gedankenloſe Vergötterung des Weibes in den Romanen ſowie die ausſchweifende Feier, welche einige geiſtreiche Frauen, wie die Stael, die Lady Morgan, Rahel und Andere genoſſen, mußte die Neigung aufreizen, ſcheinbar unterdrückte Rechte mit Heftigkeit in Anſpruch zu nehmen. Schon in Heinſe's „Ardinghello" finden wir einen ſolchen Ausgang, daß auf dem griechiſchen Archipelagus von Ardinghello und ſeiner Fiordimona ein Reich geſtiftet wird, deſſen Codex die platoniſche Republik iſt. Dieſe Tendenz hat ſich allmälig weiter fortgeſponnen. Eine Engländerin, Marie Wollſtonecrafft, am Ende des vorigen Jahrhunderts, foderte in einem eignen Werke Antheil der Weiber an der Politik und gymnaſtiſche Übungen für dieſelben. Der St.-Simonismus ſtellte theoretiſch den Begriff der femme libre auf, ließ die ſittliche Haltung des Willens ganz in die Zufälligkeit der unmittelbaren Neigung aufgehen, fand unter ſeinen eignen Mitgliedern den größten Widerſtand gegen ſolche Meinung und brachte ſich eben hierdurch beim Publicum in entſchiedenen Miscredit. Die Lady Stanhope wäre den St.-Simoniſten erwünſcht geweſen; da dieſe aber ihren eignen Glauben hat, ſo blieb dem père Enfantin nichts übrig, als mit einigen feilen Almeen in Kairo ſich abzugeben. Bei uns ſind die jüngern, an Heine ſich anſchließenden Schriftſteller voll von Polemik gegen die momentane Stellung des weiblichen Geſchlechts. Sie warfen ſich zu Rittern für daſſelbe auf, ſchalten die Männer Barbaren und rüttelten endlich auch an dem Inſtitut der Ehe, als der Kette, mit welcher das arme Weib an die jämmerlichſte Situation angeſchloſſen würde, ſodaß die Wiſſenſchaft mit dicken Büchern gegen dieſe Plänkler zu Felde zog, Liebetrut für die evangeliſche, Pabſt für die katholiſche Kirche. Unſtreitig iſt George Sand gegenwärtig auf dieſem Gebiete dasjenige Individuum, welches mit der meiſterhafteſten Darſtellung der Charaktere, mit der hinreißendſten Poeſie auch die größte Kenntniß des Lebens und der Pſychologie bis zum Calcul hin verbindet. Das Weib, wie es bald durch die Willensſchwäche, bald durch die Genialität, bald durch den diaboliſchen Egoismus, bald durch die Vorurtheile des Mannes leidet, iſt ein ſtereotypes Element ihrer Dichtungen. Viele Kritiker, auch Nisard, der ſie übrigens für die höchſte Blüte der neuern franzöſiſchen ſchönen Literatur hält, haben ſie als in unſittlichen Tendenzen befangen angeklagt. Die arme George Sand, von ihrem ſpäter geſchiedenen Gemahle, dem Barone Dudevant, tyranniſch gequält, vertheidigte ſich ſehr naiv und rührend damit, daß es ihr nicht in den Sinn gekommen ſei, die Heiligkeit der Ehe zu verkennen; ſie werde ſich wol eines falſchen Ausdrucks bedient haben; ſie hätte ſtatt Ehe ſagen ſollen: *die verheiratheten Perſonen*.

Es wäre durchaus ungerecht, wollte man den Fortſchritt nicht anerkennen, der ſich bei vielfachen Verirrungen hier wirklich findet. Es iſt derſelbe, der auch in der Philoſophie des Rechts gemacht iſt. Die Ehe ſoll nicht blos als ein formeller *Vertrag*, ſondern als ein *ſubſtantielles* Verhältniß betrachtet werden. Sie ſoll nicht blos eine gegenſeitige *Benutzung der Geſchlechtseigenſchaften*, ſondern *Liebe* ſein, und die Liebe ſoll nicht blos in den kleinlichen Aufmerkſamkeiten eines ſentimentalen, in bald erlöſchenden Illuſionen ſich entzückenden Bräutigamſtandes oder in dem Ceremoniel feierlicher Gelegenheiten beſtehen, ſondern eine überall hin ſich erſtreckende *Innigkeit* haben, die allein ein dauerhaftes Glück begründen kann. Inſofern alſo der Ausdruck: Emancipation des Weibes, ſagen ſoll, daß der wahrhafte Begriff der Ehe, die Liebe der Gatten, in ihr ſelbſt nicht verloren gehen, und daß für die Bildung unſerer Zeit den Frauen eine angemeſſene Erziehung gegeben werden ſoll, damit ſie den allgemeinen Intereſſen der Männer nicht zu fremd und theilnahmlos gegenüberſtehen und ſo eine Kälte in den Männern erzeugen, die in einer ganz andern Welt leben, inſofern iſt jene Foderung als eine ganz vernünftige anzuerkennen. Allein dies wahrhafte Bedürfniß unſerer Zeit nimmt eine ganz *falſche Wendung*, wenn die Emancipation die *abſolute Gleichheit* der Weiber mit den Männern verlangt, ſodaß ſtatt der *Einheit im Geiſt*, welche den *Unterſchied der pſychiſchen Individualität* nicht ausſchließt, erſtlich alle Bildung der Männer auch die der Frauen werden ſoll, und ſodann dieſe mittels der erlangten Bildung auch zur Gleichheit der politiſchen Berechtigung, zur Übernahme von Staatsämtern ſich erheben können.

Die erſte Foderung der abſoluten Gleichheit der Bildung der Frauen mit der der Männer kann etwa ſo vertheidigt werden: Das Weib iſt ſeinem Weſen nach Daſſelbe, was der Mann. Es iſt Geiſt, wie er. Es erfaßt die Außenwelt mit denſelben fünf Sinnen, und das Blau des Himmels ſpiegelt ſich in ſeinem Auge ſo ſchön als in dem des Mannes. Es hat dieſelbe Vernunft. Ein Schluß iſt für das Weib ſo verbindlich als für den Mann u. ſ. w. Folglich iſt die *reale Möglichkeit vorhanden*, daß es Alles lerne, was der Mann lernt,

und auch Alles hervorbringe, was der Geist hervorzubringen vermag. Die Erfahrung bestätigt die Wahrheit dieses Begriffs, denn Weiber haben sich neben den Männern in allen Künsten und Wissenschaften ausgezeichnet. Eine Deborah nennt uns schon die Bibel; Sappho, die pythagoräischen und stoischen Philosophinnen, die Gottschedin, die Karschin, Karoline Pichler u. A. die profane Literatur. Ist in den Leistungen der Frauen ein Gradunterschied von denen der Männer, so liegt dies wahrscheinlich nicht darin, daß es den Frauen an der Genialität fehlt, sondern darin, daß sie, zurückgehalten von den in der Kunst und Wissenschaft monopolisirenden Männern, sich nicht die strengere Vorbildung haben geben können. Allein abgesehen davon, sollten doch die Herren bedenken, daß auch in ihren eignen Leistungen ein bedeutender Gradunterschied herrscht, und daß es darunter gar manche gibt, bei denen man nicht auf Männer als deren Urheber, allein auch nicht auf Weiber, vielmehr auf Kinder schließen muß. Wenn ein Dichter sagt:

Nichts Arges ist, das nicht ein Priester that!

so kann man gewiß auch parodiren:

Nichts Albernes, das nicht ein Mann gethan!

(Die Fortsezung folgt.)

Gedichte von Ernst Freiherrn von Feuchtersleben. Stuttgart, Cotta. 1836. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Es ist ein vielfach gebildeter Dichter, dem wir hier begegnen, und eben deshalb ist auch die vorliegende Sammlung von Liedern sehr reichhaltig und mannichfaltig. Der schnellen Übersicht wegen geben wir die Rubriken an, in welche der Dichter sein Ganzes zerlegt hat: I. „Trieb"; II. „Resultate"; III. „Gelegenheitlich, Persönlich"; IV. „Im Sinne des Alterthums"; V. „Sonette"; VI. „Ghaselen"; VII. „Erzählend"; VIII. „Dem Dichter"; IX. „Sinn"; X. „Übersetztes". Man sieht, daß auf diese Eintheilungsweise Göthe, den der Verfasser überhaupt sehr verehrt, einigen Einfluß geübt hat. Was die äußere Form und den Ton dieser Gedichte betrifft, so möchten wir beides am liebsten mit Platen vergleichen, wiewol hier nichts von dem Hochmuth und der seelischen Empfindlichkeit dieses unglücklichen Grafen anzutreffen ist. Es herrscht vielmehr in den Liedern des Freiherrn v. Feuchtersleben eine unverkennbare Freiheit der Welt- und Lebensbetrachtung, welche bei dem beklagenswerthen Platen stets durch jene idiosynkratische und durchaus abnorme Schranke gehemmt war, womit der verblendete Mann sich fortwährend selbst zu hindern bemüht war. Dagegen finden wir hier sein Streben nach Melodie des Tonfalls und Harmonie des Versbaues wieder, seine Vorliebe für Orientalisches und altgriechische Classicität sowie eine Spur jenes fein heraushebenden Sinnes, der nicht sowol die Object entschieden durchdringt und in seine poetische Erkenntniß aufnimmt, als vielmehr ihnen Sprache und Resultate ablockt. Auch jene paraphrasirende Methode Platen's erkennen wir hier wieder, welche freilich immer, im streng poetischen Sinne genommen, mit etwas Weitschweifigkeit gepaart ist, dafür aber auch dem Gegenstande seine Schroffheit nimmt und ihn gleichsam in das zuhorchende Gemüth hineinspielt. Offenbar gehört auch dieser Lyriker unserer süddeutschen Bildung und Darstellungsweise an. Allein er unterscheidet sich doch wieder merklich von manchen Zöglingen dieser so achtens- und liebenswerthen Schule. Pfizer ist gedankenvoller und innerlicher; Lenau ist stärker in der contemplativen Anschauung; Mayer besitzt mehr unmittelbare Empfänglichkeit für Natur und Naturweihe. Eben deshalb müssen wir, was die ursprüngliche Kraft des Talents anlangt, jene genannten Dichter über den Verf. der vorliegenden Poesien stellen, womit wir ihm jedoch keineswegs ein recht beachtenswerthes Talent, noch weit weniger eine schöne poetische Bildung absprechen wollen. Diese Bildung ist es auch, welche ihn wiederum am ersten mit Platen vergleichbar macht, und wodurch das Reflectirende dieser Gedichte auf angenehme Weise gemildert wird. Vielleicht lassen sich solche Dichter überhaupt als Übergangspunkte vom beschaulichen Süden zum reflectirenden Norden bezeichnen. Das Verständige der Form, das Allgemeine der Bildungsfähigkeit tritt hier versöhnend in die Mitte.

Seite 16 in der ersten Rubrik findet sich eine lyrische Apotheose Shakspeare's, welche freilich nicht an Platen, oder wenigstens nur negativ an ihn erinnert; denn bekanntlich hatte dieser in der zweiten Ausgabe seiner Gedichte einiges recht Unstatthafte und Alberne über den Schöpfer der romantischen Tragödie geäußert. Hier an dieser Stelle wird er vielmehr mit Atlas verglichen, der die „jammerschwere Kugel unserer Welt auf seinen Riesenschultern trägt". Es wird ihm Preis und Ehre verliehen, als

Dem hohen
Manne, dem Erheiterer der Stunden,
Dem Verschönerer des Glücks, dem Tröster
In getrübter Zeit, dem Kenner unsrer
Herzen, der wohl weiß, wo's Jedem weh thut,
Der für Jedes einen Balsam mitbringt,
Der mit Frohen lacht, mit Duldern trauert,
Dem Erlöser des Geschlechtes, der die
Leiden seiner Brüder trägt und ausspricht,
Dem Erzähler herrlicher Geschichten:
Dem verehrten, hohen lieben Atlas.

Es ist eine erfreuliche und gegründete Bemerkung, daß alle unsere neuesten Dichter und Schriftsteller recht con amore wieder auf Shakspeare zurückkommen. Nehmen wir diese Betrachtung nicht so oberflächlich. Es ist immer von allertiefster Wirkung, wenn in einer ermatteten, durch vielfachen Widerstreit der Interessen, Foderungen und Ansprüche geängstigten Zeit eine kraftvolle, allgemeingültige und Alles überflügelnde Persönlichkeit dazwischentritt und durch ihre geistige Dazwischenkunft, durch ihr ideelles Beiunssein die Widersprüche mildert, die Gemüther in ihrer Verschiedenheit anzieht und allen diesen Abweichenden, gegeneinander selbst Unfreundlichen, ja Feindlichen, eine gemeinsame Anerkennung, eine gemeinsame Andacht abnöthigt. Einst leistete dies unter uns Göthe; allein er leistet es nicht mehr, denn der Zeitpunkt ist nun schon seit geraumen Tagen erschienen, wo die Kritik sich auch über diese Größe ihr negatives Recht und jene Verneinung nicht rauben läßt, welche er selbst als nothwendiges Lebensmoment in seiner tiefsinnigsten Dichtung in unsere Literatur eingeführt hat. Göthe ist uns durchaus zu nahe in der Zeit gestellt; weder seine Verehrer noch seine Gegner sind unbefangen genug, um ihn als einen einig daseienden Geist, als einen Mittler der Gemeine in dieser walten zu lassen. Aber Shakspeare ist schon durch der Zeiten Folge geläutert; Alles, was etwa Niederschlag in seinen Dichtungen ist, ist bereits ausgeklärt. Wir haben ein vollkommen durchsichtiges Bild seines totalen Wesens, und was etwa der tieferschauenden Kritik in Betreff seiner frei steht, ist, daß die Summe der Totalität in ihm wieder multiplicirt werde, und daß alle Momente seiner großen Weltoffenbarung, alle Atome seines Wesens dargelegt und gedeutet werden. Aber zulegen ihm an Größe oder davon etwas rauben können wir nicht mehr. Nur ein zerstörtes oder vorlautes, nur ein in hochmüthigster Selbstbespiegelung versunkenes Gemüth kann sich etwa von ihm hinwegwenden, in Anfällen des Verdrusses, die an dem Verdrießlichen selbst sich bitter bestrafen.

Obgleich sich nun in den Trieben unsers Dichters überall ein unverkümmertes Leben regt, so fehlt es ihnen doch keineswegs an Mäßigung und Selbstbeschränkung. Deshalb fehlt es auch nicht an Mahnungen, die Zeit zu nutzen, sich gegen Melancholie zu verwahren, für wahren Lebensgewinn Sorge zu tragen und Alles, was störend in der Erinnerung auftritt,

gern zu vergessen. Diese günstigen Zustände des Dichtergemüths wirken alle auf die erwünschte Lebensheiterkeit hin; weshalb es denn zu ermunternden Worten kommt, die Jedem Stoff zum Selbstbetrachten und Selbstbedenken geben, sowie etwa diese:

Es flattern, ach, des Frühlings Bilder
Wie seine Schwalben uns vorbei;
Die Stürme blasen wild und wilder,
Wir merken, daß es Winter sei.

Allein das Frühjahr im Gemüthe
Bewahrt nur vor des Winters Frost!
Wie herrlich, wenn des Scherzes Blüte
Verjüngend aus dem Schnee noch sproßt!

Und dieser Gemüthsfrühling ist selbst dann noch wünschenswerth, wenn er ein possirliches Extrem berührt und die Heiterkeit des Lenzes selbst zu Gewöhnlichkeit wird; denn:

Ich weiß auf Erden nichts Erhabner's,
Als einen heitern alten Mann,
Der, ohne Groll und Ärger, Rabner's
Und Börne's Bücher lesen kann.

Der trotz der Allgemeinen Zeitung
Sein Pfeifchen ganz behaglich schmaucht
Und im Gewirr der Welt zur Leitung
Nur ein Blick nach Innen braucht.

Sind wir nun gleich mit einer solchen Lebensstimmung und mit solchen Lebensentschlüssen im Allgemeinen einverstanden, so möchten wir doch den Dichter auch diesen Rath geben, es mit seinen Lebensan- und Aussichten nicht gar zu leicht nehmen, d. h. mit andern Worten: der Heiterkeit, als bloßer Heiterkeit, als purem Seelenzustand, überhaupt den bloßen Zuständen im Allgemeinen nicht zu sehr das Wort zu reden. Es ist sehr schön, wer sich vor Schwermuth und vor dem dumpfen Hinbrüten des Gemüths zu wahren versteht; es mag auch schön sein, wer sein Inneres immer zu situiren und zuständlich zu machen mit Erfolg bemüht ist. Allein es gibt doch harte, grausame Kämpfe des Geistes, des Selbst und Gemüths, welche weit herrlicher und lohnender sind als jene Zustände, in denen man sich über die „Allgemeine Zeitung" hinwegsetzen kann und wo ein einziger Blick ins Innere hinreicht. Es gibt in dieser und für diese gegenwärtige Zeit ein Leiden im Schaffen, und ein Schaffen im Leiden, einen Streit und innern Widerstreit, dem wir, wollen wir uns in Wahrheit Befugte und Begabte nennen, auch einen Theil, einen großen Theil unsers Daseins widmen müssen. Wenn solche „Nöthen" kommen, alsdann hilft es nichts, Das zu singen, was der Verf. Seite 35 vorschlägt:

Larifari heißt das Wort,
Welches mich am tiefsten tröstet,
Wenn der Böse meine Seele
Auf dem Rost des Kummers röstet — —

Was kein Dichter je beschrieben,
Unsern Jammer, Angst und Graus,
Unser Leben, Hoffen, Lieben —
Larifari drückt es aus.

O nein, Verehrtester, dem ist nicht so. Das wäre eine elende Welt, in welcher Larifari dies Alles ausdrückt. Es gibt nicht sowol Seelen- als Lebenszustände, wo es nicht blos eine vergebliche Thorheit, sondern auch eine wirkliche Versündigung sein würde, sich mit dem bloßen Larifari beruhigen zu wollen. Es gibt Fälle im geistig-individuellen Leben, wo der Mensch sich mit Larifari nicht muß wollen trösten, selbst wenn er es damit vermöchte. Sollten denn in des Verf. Leben noch keine solchen Momente widergeklungen sein?

(Der Beschluß folgt.)

Neugriechische Literatur.

In der ersten, am 10. Oct. 1836 in Athen ausgegebenen Nummer der in neugriechischer Sprache erscheinenden Zeitschrift: „Iris", finden sich einige Notizen über neugriechische Literatur. Darnach waren unter Anderm im J. 1836 folgende neugriechische Schriften erschienen:

„Περὶ ἀνατροφῆς τῶν κορασίων" (Von der Erziehung der Mädchen, vom Arzte Sontanos), in Syra.

Eine Übersetzung der Trauerspiele des Racine von Rangavis, in Athen; der erste Band, enthaltend „Cinna" und „Phädra".

'Απομνημονεύματα πολεμικὰ διαφόρων μαχῶν κατὰ τὸ Σούλιον καὶ 'Ανατολικὴν 'Ελλάδα ἀπὸ τοῦ 1820 μέχρι τοῦ 1829, ὑπὸ Περραιβοῦ", erster Theil (Militairische Denkwürdigkeiten über verschiedene Schlachten in Suli und in Ostgriechenland, während der Jahre 1820—29, von Perraivos).

„Στοιχεῖα τοῦ δημοσίου δικαίου" (Grundzüge des öffentlichen Rechts), übersetzt von N. und P. Argyropulos.

Erscheinen sollte in einer Übersetzung aus dem Französischen eine Schrift über das Naturrecht von Kokkonis; desgleichen wurde von Panag. Sutsos ein Drama: „Der Messias", und von Alex. Sutsos ein Trauerspiel: „Brutus", erwartet.

Das genannte Blatt theilt auch noch mit, daß auf dem Theater in Athen das den Freunden der neugriechischen Poesie längst bekannte Trauerspiel: „Polyxene", von Nerulos, aufgeführt worden sei. 12.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1836 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

1. Abenteuer, Die, des Simplicissimus. Ein Roman aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Herausgegeben von Eduard von Bülow. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.
2. Altdeutsche Blätter von Moritz Haupt und Heinrich Hoffmann. Erster Band in 4 Heften. 1835—36. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 4 Gr.
3. Anfangsgründe der Botanik zum Gebrauche für Schulen und zum Selbstunterrichte. Zweite Auflage, gänzlich umgearbeitet und vermehrt von Eduard Winkler. Mit 140 Abbildungen. 16. Geh. 16 Gr.
4. Baggesen's (Jens) poetische Werke in deutscher Sprache. Herausgegeben von den Söhnen des Verfassers, Karl und August Baggesen. Fünf Theile. Gr. 12. Geh. 5 Thlr. 12 Gr.
5. Ben Jonson und seine Schule, dargestellt in einer Auswahl von Lustspielen und Tragödien; übersetzt und erläutert durch Wolf, Grafen von Baudissin. Zwei Theile. Mit zwei Kupfertafeln. Gr. 8. 5 Thlr. 12 Gr.
6. Bericht vom Jahre 1836 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von Karl August Espe. Gr. 8. Geh. 10 Gr.
   Der Bericht vom Jahre 1835 kostet auch 10 Gr.
7. Bibliographie, Allgemeine, für Deutschland. Erster Jahrgang. 1836. 53 Nrn. (von 1—2 Bogen). Mit Registern. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.
8. Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In alphabetischer Ordnung. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. Ersten Bandes erste bis zehnte Lieferung. 1834—36. Gr. 4. Geh. Jede Lieferung 6 Gr.
9. Blätter für literarische Unterhaltung. Jahrgang 1836. Außer den Beilagen täglich eine Nummer. Gr. 4. 12 Thlr.
10. Böttiger (K. W.), Karl August Böttiger, königl. sächs. Hofrath, Oberinspector der königl. Alterthumsmuseen zu Dresden, Ritter ꝛc. Eine biographische Skizze von dessen Sohne. (Aus den „Zeitgenossen" besonders abgedruckt.) Mit einem Bildnisse. 1837. Gr. 8. Geh. 16 Gr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 65. —— 6. März 1837.

Die Emancipation des Weibes.
Aus dem Standpunkte der Pſychologie betrachtet von Karl Roſenkranz.

(Fortſezung aus Nr. 64.)

Da alſo das Weib ſich deſſelben Geiſtes als der Mann erfreut, ſo iſt es eine Ungerechtigkeit, wenn man die Weiber von den Kenntniſſen der Männerwelt ſchon durch die Einrichtung der Bildungsinſtitute ausſchließt, wenn man ſie als geiſtig Unmündige behandelt, denen manche Regionen des Wiſſens nothwendig von Haus aus ein Geheimniß bleiben müßten. Folglich haben die Weiber darauf zu dringen, daß ſie auch in den alten Sprachen, um welche ſich eine Dacier verdient machte, in der Mathematik, in der Philoſophie, für welche eine Chriſtine von Schweden, eine Sophie Charlotte von Preußen ſich ſo leidenſchaftlich intereſſirten, in dem Rechte, worin ſchon im Mittelalter eine Dame die Novellen ſogar auf dem Katheder erklärte, in der Staatskunde, die ſo viel große Königinnen von Semiramis bis zu den Eliſabethen und Thereſien nennen kann, unterrichtet werden, damit die von der arroganten Deſpotie der bildungsſtolzen Männer gezogene Grenze endlich falle. Die Männer ſelbſt könnten nur Gewinn von ſolcher Gleichheit haben, denn die Frau würde im Stande ſein, ihre Arbeiten zu theilen, und nicht wie bisher als vor einem Wunder dummſtaunend daſtehen. Preis den Franzoſen, welche auch hier das Nivellement ſchon begonnen haben, indem die Mädchen in der doppelten Buchhaltung, in fremden Sprachen u. ſ. w. unterrichtet werden, um dem Manne in ſeinem Geſchäft, im Bureau, im Comptoir beizuſtehen. Das triviale Küchenmetier iſt durch die Reſtaurationen, die jezt in Paris ſogar ambulant werden, glücklich beſeitigt.

Hiergegen iſt nun, den beſtehenden Zuſtand zu rechtfertigen, Folgendes zu erinnern: Die allgemeine Möglichkeit wiſſenſchaftlicher Durchbildung iſt dem Weibe nicht abzuleugnen, allein ſeine unmittelbare anatomiſche, phyſiologiſche und pſychiſche Beſtimmtheit, welche auf das Gefühlsleben gerichtet iſt, widerſpricht einer Durchführung jener Möglichkeit zur Wirklichkeit. Das ſubſtantielle Intereſſe des Weibes iſt die Liebe; der Mann, der von der Natur auf den Kampf mit ſich und der Welt angewieſen iſt, hat auch ſein ſubſtantielles Intereſſe in der Welt. Er muß ſich daher allſeitiger bilden und das Schwanken der ſkeptiſchen Intelligenz durch die Wiſſenſchaft aufzuheben ſuchen. Das Weib iſt durch ſeine natürliche Einheit mit ſich dem Manne in perſönlichen Beziehungen voraus, wie ſich dies in der frühern ſocialen Reife der Mädchen zeigt. Während der Mann noch mit dem linkiſchen Benehmen ſeiner Tölpeljahre ringt, iſt das Weib ſchon bei der präſentirbaren Damenhaftigkeit angelangt. Das Weib iſt, unverworren durch einen Wuſt des Wiſſens und die Künſtlichkeit ſeiner Darſtellung, ſo zu ſagen an ſich ſchon vernünftig, während der Mann dies mühſam zu werden hat. Es wird daher ein Bedürfniß um genauere wiſſenſchaftliche Bildung nicht im unmittelbaren Intereſſe der Frau liegen, ſondern ihr entweder von einem Zuſtande der Überbildung aufgedrungen werden, oder es wird dadurch entſtehen, daß das Herz keine Befriedigung in Liebe gefunden hat, und nun der Verdruß und die Langweile nach einer Unterhaltung ſuchen, welche die Leerheit des Gemüths vergeſſen mache. Wie oft erlebt man nicht, daß Jungfrauen ſich eifrigſt mit allen möglichen Künſten, Modeſprachen, mit allem Wiſſenswerthen, Mythologie u. ſ. w. beſchäftigen. Sie verheirathen ſich und werden plötzlich lau, laſſen nach und ſcherzen wol gutmüthig über ſich ſelbſt und ihr früheres halbgelehrtes Treiben. Brunhild in unſern deutſchen Nibelungen war unüberwindlich; ſelbſt Sigfrid konnte ſie nur durch Vermittelung magiſcher Kräfte bändigen. Dann aber, heißt es, habe Gunther ſie im Bett nicht ſtärker als jedes andere Weib befunden, und Alles androgyniſche, Walkyrenhafte iſt von da ab in ihr verſchwunden. Die Erfahrung zeigt auch, daß die durch Wiſſenſchaft oder Kunſt, wenn nicht Mimik und Muſik, namentlich Geſang gemeint iſt, beſonders ausgezeichneten Frauen Ausnahmen ſind. Sie widerlegen glücklich das Vorurtheil, als vermöchte das Weib nicht tiefer in Kunſt und Wiſſenſchaft einzudringen, aber ſie ſind deswegen noch nicht Regel, und der Kreis ihrer Leiſtungen iſt in der That ſehr beſchränkt. Das Weib kann ſehr viel lernen, über recht Vielerlei ſinnig reflectiren und auch recht hübſch darſtellen, aber es kann nichts erfinden. Für Sprachen, für Naturgeſchichte, für Mathemathik, ſofern ſie auch einen Mechanismus enthält, für einzelne Zweige der Geſchichte, für Muſik, Malerei und für die kleinern oder proſaiſchern Gattungen der

Poesie hat es Talent, allein Genialität ist ihm hierin abzusprechen. Selbst in der Musik gibt es keine großen Componistinnen. Der Fortschritt in Kunst und Wissenschaft, das Erfinden, Entdecken ist Sache des Mannes, weil er für das Allgemeine, für die Totalität organisirt ist, während das Weib am Detail, am Einzelnen haften bleibt. Memoiren, wie die Herzogin v. Abrantes, wie die Roland im Gefängniß, Frau v. Campan u. s. w., oder Briefe, wie die Frau v. Sévigné und in neuester Zeit die Rahel und Bettina geschrieben haben, sind dem weiblichen Wesen überaus zusagend, weil diese Gattungen der Literatur der Geselligkeit angehören. Die freie Production dagegen, die sich nicht so unmittelbar an ein selbst Erlebtes anschließt und nicht die Willkür des breiten Memoirentons, das Ausschweifende des epistolarischen Ergusses, auch nicht das Négligé desselben duldet, ist viel schwieriger. Kleine lyrische Seufzer, wenn auch, wie bei der einzigen Sappho, voll intensivster Glut, mag ein Weib wol dichten; auch idyllische Epen wie Wilhelmine von Chézy; auch Novellen und Romane mag es schreiben wie so Viele; aber das echte, das nationale Epos wird ihm ewig eine eben solche Unmöglichkeit sein als die Tragödie und Komödie. Ja, bei letzterer fragt sich, ob ein Weib den Aristophanes auch nur verstehen kann, da es den Cynismus schwerlich in seiner poetischen Würde wird fassen können. Im Gesange hingegen kann das Weib das Höchste erreichen, weil es die ganze Schönheit und Tiefe der Seele in den Tönen unmittelbar aushauchen kann, weshalb auch gefeierte Sängerinnen nicht blos, so lange sie thätig sind, den größten Enthusiasmus erregen, sondern auch noch nach ihrem Tode längere Zeit sich im Andenken erhalten. Wenn es die Frauen besonders zu ärgern pflegt, daß die Speculation ihnen verschlossen sein soll, da sie doch so einen guten Verstand hätten, so ist zu erwidern, daß eben dieser gute Verstand die Ursache ist, welche ihnen ein tieferes Eingehen auf die Philosophie verwehrt. Denn so nothwendig der Verstand für die Speculation ist, um die Begriffe ihrem Unterschiede nach gehörig auseinanderzuhalten, so ist doch ebenso nothwendig, auch die Einheit in dem Unterschiedenen zu setzen, und diese Einheit haben die Frauen nun zwar im Gefühl, sie aber zu denken fällt ihnen sehr sauer, und sie fangen bei dieser Zumuthung, wenn sie sonst aufrichtig sind, immer an, ein Mistrauen gegen die philosophische Erkenntniß zu bekommen und ihr Verfahren seltsam zu finden. Daß es nicht an Männern gefehlt hat, welche den Frauen mit der Versicherung schmeichelten, daß sie den größten Beruf zur Philosophie hätten, wie Friedrich v. Schlegel dies alles Ernstes gethan hat, kann natürlich die Sache nicht ändern. Wollte man aber aus dem Alterthum Anhängerinnen der Pythagorik und der Stoa nennen, so ist zu erwägen, daß es bei diesen Philosophien hauptsächlich die eigenthümliche *Lebensweise* war, welche sie mitmachen konnten. Daß ihr Cultus dem tiefern Gedankeninhalt gewidmet gewesen sei, läßt sich durch nichts beweisen. Wenn aber auch die neuplatonische Philosophie, namentlich in der byzantinischen Schule, zu ihren Anhängern Frauen zählt, ja, wenn einige derselben den Lehrstuhl innegehabt haben, so hat man sich der vielfachen Verschrobenheit, Langweile und geistigen Verzweiflung jener Zeit zu erinnern, um solche Phänomene sich hinreichend zu erklären. Das normale Verhältniß wird hier ewig die Geschichte Abälard's und Heloise's darstellen. Die Idealität der Philosophie verlor sich hier in die Idealität der Liebe und diese consequent in die Realität der Natur. Der Philosoph unterrichtete das schöne, geistreiche Mädchen, bis ihre Schwangerschaft eine unselige Katastrophe herbeiführte, und die unendliche Zärtlichkeit Heloise's in ihrem Betragen wie in ihren leidenschaftlichen Briefen ist unstreitig mehr werth als Alles, was sie je Speculatives gedacht hat. Zum Überfluß kann noch bemerkt werden, daß viele der Weiber, die sich eigentlich männerhaft auszeichneten, entweder ihre natürliche Bestimmung, die Würde der Mütterlichkeit, gar nicht erreichten — sie kamen nicht zur Ehe und wurden alte Jungfern, wie die Königin Elisabeth von England —; oder der Befriedigung ihres Gelüstes fröhnten wie Katharina II. von Rußland; oder endlich, wenn sie sich verheiratheten, kinderlos blieben wie Rahel, und dann nicht recht wußten, wohin mit ihrem großen Herzen, welches dann seine Brutwärme, die es sonst in der Familie concentrirt haben würde, in die Weite der Welt hin ausdehnte.

Da also die Frauen, wenn sie in Kunst und Wissenschaft selbständig erscheinen wollen, so leicht in Gefahr sind, sich zu compromittiren, so ist es gar keine Ungerechtigkeit, wenn bei uns die öffentlichen Unterrichtsanstalten sie von vorn herein auf einen engern Kreis des Wissens beschränken. Die Möglichkeit, ihn zu überschreiten, steht bei uns Jeder offen; Keiner werden die Mittel geflissentlich entzogen. Die Hauptsache ist aber, daß das Weib alle Resultate der geistigen Bildung überliefert empfängt, daß es also von dem Genuß der Cultur gar nicht ausgeschlossen wird, sondern daß man ihm nur die harte Mühe des Erwerbes erspart. Dieser nur, das Wie der Production, ist nicht für das weibliche Gemüth, dessen Element nicht das Denken, sondern die Liebe ist, worin seine Productivität als unendlich und wahrhaft genial anerkannt werden muß. Wenn das Weib so Vieles von den Hervorbringungen des Mannes nur reproducirt, so kann hier der Mann vom Weibe lernen. Verschlössen wir den Frauen unsere Bibliotheken, Museen, Theater, Journale u. s. w., ließen wir sie nicht die Blüten von Allem pflücken, was Natur und Cultur Erfreuliches bieten, dann hätten sie ein Recht zur Klage gegen uns. Aus falscher Eitelkeit mag sich die Eine oder Andere ärgern, wenn der Mann auf gelegentliche Fragen antwortet: „Mein Kind, das verstehst du nicht!" Gäbe er sich noch so viel Mühe, deutlich zu werden, er würde doch unverstanden bleiben und die Frau mit dem Scheine des Verständnisses sich und ihn betrügen.

(Der Beschluß folgt.)

Gedichte von Ernſt Freiherrn von Feuchtersleben.

(Beſchluß aus Nr. 84.)

Die „Reſultate", welche uns die zweite Abtheilung darbietet, ſind einzelne, aphoriſtiſche Gedanken und Betrachtungen. Warum hat der Verf. die abgeriſſenen Stücke juſt „Reſultate" genannt? Es iſt dies nicht beſonnen gehandelt; denn das Reſultat des Triebes ſoll nichts Abgeriſſenes, ſondern ein möglichſt Ganzes ſein. Sagt der Dichter doch ſelbſt mit maßvoller Selbſtbeſchränkung:

Nicht das Grenzenloſe, Unterbrochne
Frommt der Dichtung,
Frommt dem Leben;
Sondern ausgeſprochne
Feſte Richtung,
Treues Streben.

Ein Spruch, den wir mit Leichtigkeit hier gegen ihn ſelbſt anwenden und deuten können. Auch iſt das Einzelreſultat, was ſich hier dem kritiſchen Auge darſtellt, nicht immer wahr und beſonnen, ja zuweilen ſogar durchaus falſch und unerquicklich. Hier ein ſolches:

Idee, dein Reich zu finden,
Ringt matt ſich der Verſtand:
Es läßt ſich nicht ergründen,
Es iſt ein Fabelland.

Wie lange werden junge Geiſter, welche ſich in Wiſſenſchaft und Kunſt Aufſtrebende nennen, fortfahren, ſich auf ſo ſchnöde und rieſenhafte Weiſe ſelbſt zu belügen! Wie oft ſoll die Wiſſenſchaft in ihrer heiligen und großen Weiheſprache es ihnen wiederholen, daß die Idee als Urewiges und Einzig-Wirkliches kein Fabelland iſt. Iſt denn nicht die Idee, ganz einfach, der Gedanke? und wenn dieſer ein Fabelweſen ſein ſoll, was ſoll denn wirklich ſein? Wahrſcheinlich die Gedankenloſigkeit, womit Jeder, der Luſt hat, auf den Thron, von dem er eingebildetermaßen die Idee herabgeſtürzt, ſetzen kann, was ihm beliebt, und wäre es nur ſeine Tabacksdoſe. In der That ſehr ſchwer, ja wahrlich gar nicht zu begreifen iſt es, wie jugendliche Menſchen dieſe ſo deutlich hervorſpringende und dabei ſo anmuthige Einſicht ſo hartnäckig und ſtetig von ſich abwehren können. Gibt es denn etwas Friſcheres, Jugendlicheres und Freieres als den Gedanken? Gibt es und gäbe es außer ihm denn noch irgend ein Träumen, Sinnen, Ahnen, Fühlen und Dichten?

In dem „Gelegenheitlichen und Perſönlichen" des dritten Abſchnitts finden wir eine Apotheoſe Göthe's, in ſchöne Verſe gefaßt, denen wir mit Andacht lauſchen; dafür aber auch (S. 140) eine kleine Invective gegen die ſpaniſche Komödie, deren Sinn wir nicht theilen können. Die ſpaniſche Komödie iſt doch etwas noch Andres, als daß ſich blos A. in B. und X. in Y. verliebt, daß ſich ſechs und zehn Paare darin heirathen, und am Ende der Verf. mit der Entſchuldigung ſchließt, daß „die Weiber mit uns machen, was ſie wollen".

Unter den „Sonetten" finden ſich mehre zarterfundene und gedankenvolle. Den Sinn des vorangeſetzten Mottos: daß es dem Dichter nimmer Schaden bringe, ſich in ſtrenger Form zu beſchränken, weil, einmal gewöhnt an ein rythmiſches Denken, ſein Lied als ein durchdachtes klingen werde, theilen wir in unſerer Anſicht mit dem Verf. vollkommen. Wir wollen eins dieſer Sonette hier mittheilen. Es iſt der Natur geweiht:

Natur! ſo oft genannt, und o ſo ſelten
Erkannt! Und darf der Menſch dich auch erkennen?
Ob er es darf? Kaum wag' ich dich zu nennen
Vor ihnen, die den Seher Lügner ſchelten!

Die Gottheit ſpricht zur Menſchenwelt durch Welten!
Wo irgend Geyſer ſprühn, Vulkane brennen,
Vom Schnee der Anden bis zu den Ardennen,
Von Abyſſiniens Glut bis zu den Polen

Iſt jeder Kieſel Heiligthum und Bildniß.
Glückſelig, wer das faßt und das empfindet!
Die Stürme koſen ihn, ihm lacht die Wildniß;

Und wenn ſein Staub dem Staube ſich verbindet,
Entblühn verwandte Pflanzen dem Gebeine,
Umhüllt es ein befreundetes Geſteine.

Bei dieſer Gelegenheit möge uns noch eine kurze, allgemeine Bemerkung verſtattet ſein: überall wo in irgend einem Dichter eine lebendige Naturfreude, die ſich endlich auch zur Naturweihe ſteigert, wahrzunehmen iſt, da ſoll die Kritik es freudig anerkennen und dem Dichter, dem ſich Bildenden, dies Element als ſeine wahre Heimat eindringlich und liebevoll darſtellen. Denn, um kurz zu ſein, alle wahre Poeſie iſt Naturweihe, und eben darum iſt die moderne deutſche Poeſie auf ſo wüſte Weiſe aus ihrer Bahn geſchritten, weil ſie dieſes ihr Fundament und Grundprincip verkannt hat. Nicht innig, nicht brünſtig genug kann der aufſtrebende Dichter ſich in die Natur vertiefen, allen ihren Offenbarungen lauſchen, alle ihre Myſterien ſtudiren; denn die Natur führt zum Geiſte. Wer aber das Geiſtige ſo aus der Luft haſchen und als Hauskobold chen mit ſich nach Hauſe nehmen will, der wird ſich bitter täuſchen.

Die „Ghaſelen" unſers Dichters — dies müſſen wir mit vorzüglicher Anerkennung geſtehen — ſind durchgängig ſchön. Keine einzige von den ſo berühmten Platen's hat uns in gleichem Grade angeſprochen. Es iſt eine reine, ſchöne, heitere, durch ſonnigen Ernſt verklärte, wahrhaft orientaliſche Weltanſchauung darin enthalten. Wir wollen unſern Leſern die zwölfte Ghaſele mittheilen:

Vöglein, weil der Lenz die Roſe küßte, lachen,
Blumen, weil die Sonne ſie nicht grüßte, weinen;
Darf man oftmals, ohne daß man's büßte, lachen,
Mag man wol auch einmal aus Gelüſte weinen;
Wenn ihr Ohr vernähme jenes wüſte Lachen,
Würden ſelbſt die Augen einer Büſte weinen;
Heut ſah man den Kaufmann an der Küſte lachen,
Und man ſieht ihn morgen in der Wüſte weinen;
Über dieſes Leben, trotz der Lüſte Lachen,
Wärd' ich, wenn es Liebe nicht verſüßte, weinen;
Laßt uns, ob der Haß ſich drohend rüſte, lachen,
Laßt uns, ſinkend an der Liebe Brüſte weinen!
Niemand wahrlich würde, wenn er müßte, lachen,
Niemand wärd' auch, wenn er Alles wüßte, weinen.

Eine wahrhaft ſchöne und liebliche Ghaſele, in welcher ſich jene Lebensanſicht des Verf., bei welcher wir in Obigem eine leiſe Mahnung ausſprachen, als geiſtig verklärte, verdelte und ſomit gerechtfertigte zeigt.

Um nicht zu ausführlich zu werden, wollen wir ſchließlich nur noch die „Überſetzungen" des Verf. von kleinern Stücken aus dem Polniſchen, Franzöſiſchen, Engliſchen u. ſ. w. erwähnen. Es iſt Schade, daß es deren nur ſo wenige ſind. Die mitgetheilten polniſchen Stücke ſind von Rei von Naglovice, dem älteſten Dichter in polniſcher Sprache, aus dem 16. Jahrhundert, von A. Zbylitowski, von Kraſicki u. A. Der unter Nr. 5 mitgetheilte „Eingang zu Kraſicki's Fabeln" lautet ſo:

Ich war ein Jüngling, der in Allem Maß gehalten —
Ich war ein Greis, und zog die Stirne nie in Falten —
Ich war ein reicher Mann, der Alles Armen weihte —
Ich war ein Autor, der ſich fremden Ruhmes freute —
Ein Schuſter, der nicht trank, ein Stutzer, der nicht prahlte —
Ein Räuber, der nicht nahm, ein Schuldner, der bezahlte —
Ein Richter, der den Streit ſich zum Verluſt geſchlichtet —
Und endlich ein Poet, der nie ein Wort erdichtet.
„Was will die Fabel uns? Das iſt ja ganz croyabel."
Herr Leſer, mit Verlaub, dies iſt die erſte Fabel.

Von den „Im Sinne des Alterthums", nämlich des griechiſchen und römiſchen, verfaßten Gedichten dieſer Sammlung enthalten wir uns Proben zu geben. Es genüge zu ſagen, daß

auch diese von der vielseitigen Geistesbildung und poetischen Auffassung gegebner Formen Seitens des Verf. ein rühmliches Zeugniß ablegen. 71.

Das Haus Torelli. Eine Erzählung von Julie v. Großmann. Zwei Theile. Berlin, Duncker und Humblot. 1836. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Wären diese Blätter eine Recensiranstalt, so müßten sie wohl oder übel über das Buch sagen: „Damenarbeit, Damenlecture im besten Falle. Zwecklos durcheinandergewürfelte, romanhafte Begebenheiten, gezierte, mitunter sogar unrichtige Sprech- oder Schreibart. Ein etwa noch aufstrebendes Talent kann aus der Larve dieser Schwächlichkeit schwerlich jemals herauskriechen. Es ist unbegreiflich, wie eine namhafte Verlagshandlung solche leichte Waare so gut ausstatten kann.“ Da auf unserm Aushängeschilde aber: „Blätter für literarische Unterhaltung“ steht, und da dieses Büchelchen weder schlecht noch gut genug ist, um uns Stoff zu literarischer Unterhaltung abzugeben, so schweigen wir darüber mit Vergnügen still und lassen ein billigdenkendes Publicum dafürhalten, daß die Tugend eines Buches vielleicht grade wie die Tugend einer Frau dann eine recht solide ist, wenn man von ihr nichts zu sprechen weiß. Solche Bücher sollten ein- für allemal nur für gute Zwecke, oder, da der Zweck der Frau Verfasserin ganz gewiß kein schlimmer ist, für milde Stiftungen geschrieben werden, so wüßte man doch, woran man mit ihnen eigentlich wäre. 75.

Aus Italien.

In der Voraussetzung, daß die meisten Leser d. Bl. nichts Genaueres über die Lebensverhältnisse des allbetrauerten Vincenzo Bellini wissen, als sie das „Conversations-Lexikon der neuesten Zeit“ über ihn gelehrt hat, geben wir aus italienischen Nänien und Elogien, die sein früher Tod veranlaßt hat, folgende Berichtigungen: Bellini war am 1. Nov. 1802 zu Catania in Sicilien geboren, wie aus einer Gedächtnißrede auf Bellini hervorgeht, die Carlo Gemelli, ein Sicilier, am 9. Nov. 1835 in der philharmonischen Gesellschaft zu Messina vorlas und die daher mehr Glauben zu verdienen scheint als selbst Pietro Beltrame's „Biographie Bellini's“ (Venedig 1836), die Bellini's Geburtstag auf den 28. Nov. 1804 ansetzt. Sein Vater Rosario war selbst Musikmeister. Die Mutter hieß Agata Ferlito. Noch als Kind schlug Bellini den Takt, wenn der Vater spielte, und baute sich, wenn er recht guter Laune war, ein Orchester aus Stühlen zusammen, als dessen Director er sich dachte. Doch wollte der Vater durchaus nicht zugeben, daß er sich mit dem Componiren befasse, sondern meinte, daß nur in einer andern Laufbahn sein Glück zu machen sei. Vielleicht hätte Bellini's Genius ohne diese Hindernisse nicht seinen Aufflug genommen: früh geprüft ward er kräftig genug, sie zu besiegen. Im funfzehnten Jahre trat B. in das königliche Conservatorium in Neapel ein, erhielt gegen das Herkommen in diesem frühen Alter eine Freistelle, wurde Zingarelli's Schüler, trug den Preis davon und erregte die schönsten Hoffnungen. Eine Oper: „Adelson e Salvini“, die nur im Conservatorium (1825) zur Aufführung kam, war die erste Frucht seiner Studien; doch folgte er in den eifrigen Übungen seiner Kräfte nicht sklavisch der Weise Rossini's, sondern mit eignem Urtheil befragte er auch die Schatten der alten Meister, die im südlichen Italien so viele Stimmen der Lehre für Die zurückgelassen haben, welche nur zuhören wollen. Am 30. Mai 1826 betrat Bellini's Muse zum ersten Male die Bretter. In S.-Carlo zu Neapel wurde „Bianca e Ferrando“ unter lautem Beifall und Ermunterung des jungen Talentes gegeben. Lablache hatte in dieser Oper gesungen und das jetzt schon vergessene Werk verdankte vielleicht diesem Umstand seine feiernde Aufnahme. Von Neapel kam Bellini nach Mailand und einer seiner Biographen, Romani, versichert, daß er dadurch Bellini's Genius auf seine wahre Staffel gehoben habe, daß er ihm einen Text, den Text zum „Pirata“, schrieb, der den Componisten zur Selbsterkenntniß und zur richtigen Würdigung seiner Kräfte gebracht habe. Die Oper ward 1827 zuerst in Mailand gegeben und begründete den Namen Bellini's, der nebenbuhlerisch von nun ab neben Rossini's Namen trat. 1829 folgte, gleichfalls zuerst in Mailand, die „Straniera“; ob die Zwillings- oder die jüngere Schwester des „Pirata“, wird noch gestritten. Matter und entschieden schwächer schien „Zaira“, für die Bühne zu Parma geschrieben; doch ehe noch der Eindruck dieses Rückschrittes sich geltend machen konnte, waren im Theater Fenice zu Venedig die „Capuleti e Montecchi“ gegeben worden, und nur dieser Triumph war fortan in Aller Ohren. Rossini's allbekannte Melodien wurden von Bellini's tiefer empfundenen und gleich einschmeichelnden von den Lippen der trällernden Italiener verdrängt. 1831, ein Jahr später, erschien die „Sonnambula“, und für die Scala zu Mailand 1832 „Norma“. Von solchen Riesenschritten mußte der Genius sich erholen. Bellini's Bewunderer mußten eingestehen, daß in „Beatrice Tenda“, die 1833 in der Fenice zu Venedig auf die Bühne kam, sein Genius ruhe; und doch war sie das Werk, zu dem der Meister eine Vorliebe hatte. Paris wollte Bellini's „Capuleti“ durch ihn selbst aufgeführt, London die „Norma“ unter seiner Leitung hören. Er reiste nach Paris und nach London. Die „Puritani“, die er für Paris componirte, verschafften ihm Rossini's Beifall. Aber Italien fürchtete für Bellini's Genius im fremden Lande, indem man öffentlich durch Rossini's Beispiel ihn warnte. Nur Italiens Himmel sei il cielo della bellezza, dell' inspirazione, dell' armonia. Er solle von der Seine zurückkehren. Die Warnung konnte ihn nicht erreichen; denn schon am 23. Sept. 1835 ging der Künstler zu Puteaux bei Paris zum vollen Einklang höherer Harmonien über; am nämlichen Tage, wo, nur zwölf Monate später, Maria Garcia-Malibran ihrem Lieblingsdichter ins Grab nachfolgte. Der Schmerz, der durch ganz Italien bei der lang bezweifelten Nachricht von Bellini's Tode laut wurde, war lebhaft und tief empfunden, dem Jubel gleich, der einst den Lebenden so oft begrüßt hatte. Alle Künste feierten sein Andenken, und unter den vielen Gedichten fanden italienische Kritiker in einigen aus Sicilien bekannt gewordenen den innigsten Ausdruck wahren Gefühls.

Durch die Vereinigung Elbas mit Toscana ist man über die mineralogische Bedeutenheit der Insel und ihre günstige Lage für die Belebung großartiger Eisenwerke an der westlichen Küste Italiens erst zu voller Einsicht gekommen. Unerschöpflich scheint der Reichthum an Eisenstein an der westlichen Küste von Elba, namentlich am Vorgebirge della Calamita, dessen Berge, aus einem quarzhaltigen Sande, dort verruano genannt, bestehend, die großen Massen des Eisens, den Knoten der mächtigsten Eisenadern enthalten; der in den Augen vieler Mineralogen für einen Meteorstein vom ungewöhnlichsten Umfange galt. In einer sehr belehrenden Abhandlung des Prof. Savi zu Pisa („Sulla miniera di ferro dell isola d'Elba. Memoria del l'prof. *Paolo Savi*“, Pisa 1836) wird der Mittelpunkt der Eisengewinnung, die miniera di Rio, beschrieben und auf alle die Vortheile aufmerksam gemacht, die mit den Begünstigungen der Lage zusammenfallen. Um das Eisen zu gewinnen, macht man in Rio weder Gruben noch Schachte, sondern mit Stemmeisen oder durch Sprengung spaltet man senkrecht vom Berg ab, läßt, was gewonnen wurde, herabrollen und liest die brauchbaren Stücke aus, die zur Bearbeitung in den Hochöfen sich eignen. Selbst das Meer und die Felder liefern solches Material, für dessen weitere Bearbeitung in den Maremmen Toscanas unschätzbares Brennmaterial und Wasser im Überflusse sich findet. Kohlen von Steineichen, Bucheichen und Pantoffelholz sind in der Maremma die einzigen, welche verbraucht werden, und rasch zum Meere eilende Wässer, die in den kleinsten Entfernungen Fälle bilden, beleben im Val di pecora mit nie verlechzenden Quellen die Werke. 40.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 66. — 7. März 1837.

Die Emancipation des Weibes.
Aus dem Standpunkte der Pſychologie betrachtet von Karl Roſenkranz.

(Beſchluß aus Nr. 65.)

Was aber endlich den Vorſchlag anbetrifft, daß das Weib die Geſchäfte des Mannes, wenn es dazu gebildet worden, theilen könne, ſo iſt er der verkehrteſte von allen, der ſo wenig pſychologiſche als ſociale Einſicht verräth. Denn durch die Natur iſt das Weib auf den Familienkreis als ſeine Wirkungsſphäre angewieſen, da es in dieſem mit Liebe und praktiſchem Verſtande ausreicht. Soll in der Wiſſenſchaft nicht blos zur Erheiterung genaſcht, d. h. ſollen nicht blos, wie vorhin ſchon angegeben wurde, die Reſultate genoſſen, ſoll vielmehr wirklich etwas geleiſtet werden, ſo fodert ſie eine einſame, unausgeſetzte Anſtrengung, eine Entäußerung von aller Subjectivität, welche dem Weibe nur in außerordentlichen Situationen möglich wird. Da nun der Reiz des geſelligen Lebens auf dem Gegenſatze beruht, der ſich wechſelnd anſpannt und abſpannt, ſo würde durch das geprieſene franzöſiſche Nivellement, beſonders wenn wir den Frauen, wie ja auch ſchon eine Bill darüber beim Publicum eingebracht iſt, Gilets und Inexpreſſibles mit Stiefeln und Sporen zur Tracht gäben, die ertödtendſte Monotonie für die Geſellſchaft erzeugt werden. (Der hiſtoriſchen Gerechtigkeit halber wollen wir die Zwiſchenbemerkung machen, daß der Steller der Bill in ſeinen Aufſätzen „Zur Philoſophie der Geſchichte" ſich in ſehr ehrenwerthen Sinn über die Emancipationsfrage der Frauen ausgeſprochen und ſeine frühere Polemik ſelbſt vernünftig modificirt hat.) Grade dadurch, daß das Weib nicht Daſſelbe iſt, was der Mann, daß er in ihm die Weichheit und leichte Erregbarkeit des Gefühls, nicht ſeinen Calcul des Verſtandes antrifft, und umgekehrt, daß es in ihm die Klarheit des Gedankens, die Entſchiedenheit der Richtung, die Überſicht der Weltverhältniſſe findet, entſteht die anmuthigſte Gegenſeitigkeit, das Bedürfniß des Austauſches. Der Mann aber iſt ein Stümper, der in höhern Sphären von dem Weibe Förderung, Unterſtützung erwartet, der nicht für ſich ſelbſt Mann zu ſein die Kraft hat. Mag die Theilnahme deſſelben noch ſo groß ſein, darauf rechnen darf er nicht. Mag z. B. die Frau dem Herrn Gemahl, wenn er ein Poet iſt, die Correcturbogen durchſehen; dichtet ſie ihm aber wie jenes unglückliche Weib, weil er nicht weiter kann, die beſte Scene in ein Trauerſpiel hinein, oder muß ſie, wie eben Charlotte Stieglitz, um den Charakter und die Thatkraft aufrecht zu halten, ihm beſtändig das an ſich hohle Wort: Größe, zurufen, ſo iſt das ſehr traurig und nur als ein krankhafter Zuſtand entſchuldbar.

So viel in Anſehung des Poſtulats der durchgängig gleichen Bildung des Weibes mit der des Mannes. Allein zweitens wollen die Weiber auch in Bezug auf das öffentliche Leben den Männern gleichgeſtellt werden. Es wurde ſchon oben bemerkt, daß das Weib keine ſo tiefe innere Entzweiung als der Mann zu durchleben hat, und daß ihm eben dadurch ein unbefangener Blick leichter bewahrt bleibt. Es hat für perſönliche Verhältniſſe eine ſcharfe Auffaſſung und bewegt darin ſich kraft ſeines Gefühlsinſtinctes im Allgemeinen mit großer Sicherheit. Es iſt eine bekannte Erfahrung, daß Frauen aus untern Standesverhältniſſen, z. B. Köchinnen, wenn ſie durch Verheirathung oder ſonſtwie in die höhere Geſellſchaft eintreten, ſich viel eher zu finden, viel angemeſſener zu betragen wiſſen als der Mann, dem man als homo novus in dieſer Hinſicht bald hier bald dorthin ein Zurückbleiben oder wenigſtens momentanes Zurückfallen auf den urſprünglichen Standpunkt, den er in der Geſellſchaft einnahm, wird abmerken können. Daß die Weiber auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten ſeit jeher einen großen Einfluß geübt haben, iſt ſo unbeſtreitbar, daß die Geſchichte voll von glänzenden Erinnerungen daran iſt, und wie oft hat man nicht der Eva zuerkannt, den eigentlichen Anfang der Geſchichte gemacht zu haben. Iſt es alſo nicht eine Barbarei der Männer, ſie von den Bureaus, den Kanzeln, Tribunen, Miniſterien, Armeen gewaltſam auszuſchließen?

Hierauf iſt zu erwidern: Daß die Frauen ſich in der Geſellſchaft, in allen perſönlichen Verhältniſſen, mit großem Takt bewegen, iſt wahr. In der Geſellſchaft werden die Frauen immer die Tonangeberinnen ſein. Aber grade darum taugen ſie nicht für die Öffentlichkeit, bei welcher es auf Ideen und deren weitere Perſpective ankommt. So lange ſich dem Weibe eine Idee in der Form einer Perſönlichkeit darſtellt, kann es das lebhafteſte Intereſſe dafür haben; allein die Idee ohne ſolche Sympathien und Antipathien an und für ſich zu ergreifen und feſtzuhalten,

iſt mehr Sache des zum Denken und zum rückſichtsloſen Wirken nach außen hin organiſirten Mannes. Ihm kann es geſchehen, daß er im Benehmen gegen Perſonen es oft verſieht, daß er ſie falſch beurtheilt u. ſ. w. und nichtsdeſtoweniger das allgemeine Nothwendige unverrückt im Auge behält und glücklich durchſetzt. Das Bewußtſein, der Idee zu leben, erhält ihn in allen Widerſprüchen, worin er ſich vielleicht perſönlich verwickelt, aufrecht und gibt ihm unſterblichen Muth, die ſubſtantielle Verſöhnung des Geiſtes mit ſich. Das Weib dagegen iſt von der Flut und Ebbe ihrer Gefühle, von perſönlichen Zu- und Abneigungen viel abhängiger und deshalb zur Vertiefung in die allgemeinen Angelegenheiten der Völker weniger befähigt. Es hat faſt immer große Fürſtinnen gegeben; allein ihre Größe beruht hauptſächlich darin, daß ſie einem ſchon vorhandenen Aufſchwunge ihres Volkes, der Fortentwickelung ſchon begonnener Inſtitutionen Folge leiſteten. Eine männliche Energie, der ſelbſtſchöpferiſche Hang derſelben wäre der Blüte der Staaten in ſolchen Epochen vielleicht gefährlich geworden, und die Hingebung eines weiblichen Enthuſiasmus, die Schmiegſamkeit eines weiblichen Charakters, der von dem Strome der Nation getragen wurde, war dafür das Angemeſſenſte. Die Geſchichte kennt keine Fürſtin, welche den Standpunkt eines Volkes in der Welt, die Verfaſſung eines bedeutendern Staates begründet hätte, wie der Oſtgothe Theoderich, der Franke Clodwig, Karl der Große, Peter I., Friedrich II., Napoleon u. ſ. w. Vielmehr erſcheinen die Frauen, von denen wir natürlich die mythiſchen ausnehmen, als ſolche, welche einen ſchon fundirten Bau weiter ausführen. Iſt die Verfaſſung eines Staates recht tief durchgebildet und die Verantwortlichkeit für die einzelnen Schritte der Regierung durch die Öffentlichkeit der Verhandlungen wie durch die ſpecielle Reſponſabilität der Miniſterien zu einem Minimum verringert, ſo iſt die fürſtliche Gewalt und ihre Function ohnehin eine ſo allſeitig beſtimmte, daß es mehr auf die Exiſtenz des allgemeinen Willens in der Form der fürſtlichen Entſchließung überhaupt, als auf die Beſonderheit der Perſönlichkeit als ſolcher ankommt. Die Eigenthümlichkeit ihrer Bildung und ihres Charakters wird gegen die Stärke, die das Geſetz ſelbſt gewinnt, beiweitem gleichgültiger; die Geſchichte hört da, wo es zu einer ſolchen Gediegenheit des Staatsſinnes kommt, auf, eine bloße Regentengeſchichte zu ſein, und es können auch Frauen den Thron mit Würde einnehmen.

Es iſt ferner wahr, daß Frauen, namentlich als Maitreſſen, ſtets einen großen Einfluß auf die Geſtaltung der Begebenheiten gehabt haben und ohne Zweifel immer haben werden. So kann man fragen, was wollen ſie denn? Eine Olympia und Kleopatra, eine Lucretia und Charlotte Corday, eine Jeanne d'Arc und Bobelina, eine Agnes Sorel und Pompadour, eine Velleda u. ſ. w., iſt das nicht Ruhm genug? Haben die Frauen das Spiel der Perſönlichkeiten, das Geſchick der Völker tauſendfach gelenkt, ſo kann es ihnen bei dieſem Bewußtſein nur darum zu thun ſein, daß ſie nicht blos handeln, ſondern auch den Genuß der öffentlichen Anerkennung haben wollen. Die Welt ſoll es wiſſen, daß ſie, ſie grade, wie Fichte ſagt, Dies oder Jenes gethan haben. Ihre Eitelkeit alſo, ihr Mangel an Demuth verlangt die Celebrität, mit welcher dem Weibe eine Selbſtändigkeit gegeben wird, die es mit ſeiner eigenthümlichen Stellung in der Familie und im Hausweſen in Widerſpruch ſetzt. Das Weib ſoll nur, wie die Mutter der Gracchen, ſtolz ſein auf ihren Mann und ihre Kinder. Gut gezogene Kinder ſind ſeine größten Thaten. Doch wir wollen den wahrhaften Grund ſolcher Beſtrebungen, ſich dem öffentlichen Bewußtſein zu integriren, lieber in dem Verlangen ſuchen, mittels ihrer die Augen der Männer auf ſich ziehen. Es iſt nicht ſowol um das Handeln, nicht um die Berühmtheit, ſondern darum zu thun, die Männerwelt an ſich zu feſſeln. Es kann Liebe, es kann auch Koketterie dazu bewegen. In beiden Fällen würden wir doch die weibliche Natur zugeben müſſen. Daß Frauen, wenn ſie ſolche Mittel in Bewegung ſetzen, immer in Gefahr ſind, die Männer als huldigende Bewerber eher abzuſtoßen als anzuziehen, iſt aus der Geſchichte der ſogenannten gelehrten Weiber zur Gnüge erſichtlich.

Die Weiber können daher auch nicht, wie verlangt worden, für das Staatsleben erzogen werden. Man muß wenig phyſiologiſche Kenntniſſe beſitzen, um dem Weibe den Kriegsdienſt in allem Ernſt zuzumuthen. Eine angemeſſene Gymnaſtik wäre vielleicht nicht zu verwerfen, obwol das Weib durch ſeinen Beruf für die Häuslichkeit von ſelbſt zu einer größern Harmonie des körperlichen Daſeins befähigt iſt als der Mann, deſſen Beſchäftigung durch ihre Einſeitigkeit die natürliche Entfaltung des Lebens ſo oft der grauſamſten Aufopferung unterwirft. Die Begeiſterung für das Vaterland, mit deſſen Exiſtenz die der Familien identiſch iſt, kann auch das Weib zum Schwert greifen laſſen. Allein eine ſolche Situation wird immer eine Ausnahme, ein Product der höchſten Aufregung ſein. Die Amazonen mußten ſich, um den Bogen ſpannen zu können, die eine Bruſt abſchneiden, und dieſe Sage kann man als Symbol für die Gewaltſamkeit überhaupt anſehen, welche der Kriegsdienſt dem Weibe koſtet. Plato ſuchte in ſeinem Staat das Weib ſo hoch als möglich zu ſtellen, wagte aber doch, was den Krieg betrifft, ihm nur die Arrièregarde anzuvertrauen. Als Marketenderinnen, als Pflegerinnen im Spitale, durch Charpiezupfen, bei Belagerungen durch Zutragen von Kugeln und andere Handlangerdienſte, namentlich aber durch die Verachtung des Feigen und die Gunſt gegen den Tapfern würden die Weiber ſich unſtreitig mehr Verdienſt in dieſer Hinſicht erwerben als durch ihre perſönliche Bravour; denn einen Menſchen aufs Korn zu nehmen, ihn zu erſchießen oder Jemanden mit dem Säbel den Kopf zu ſpalten, ſind doch Handlungen, welche mit dem innerſten Weſen des Weibes, mit der Liebe zu ſehr contraſtiren. Was nun aber die Anſprüche der Frauen auf unmittelbaren Antheil an der Staatsregierung betrifft, ſo iſt dagegen alles Das einzuwenden, was oben bereits darüber geſagt wurde, daß das Weib von dem Intereſſe für Perſonen nicht frei genug und von den Schranken der Ge-

Ich habe die Ehre, Ihnen anbei die Abschrift eines Schreibens des Herrn Reichsministers des Innern vom 15. Juli d. J. — IV 1 — 1 — 1 —

Rubel. Nach der pyrenäischen Halbinsel wurde ausgeführt für 3,748,626 Rubel, dagegen eingeführt von daher für 4,612,507 Rubel (besonders Wein und Salz). Nach Schweden betrug die Ausfuhr 3,534,419 Rubel, die Einfuhr (Hauptartikel waren Fische) 4,196,622 Rubel. Dänemark: die Ausfuhr 5,454,886 Rubel, die Einfuhr 1,514,583 Rubel.

Von Grusien und andern transkaukasischen Provinzen aus betrug zu Lande die Ausfuhr nach Persien und der asiatischen Türkei 2,181,109 Rubel, die Einfuhr 6,066,700 Rubel. Auf dem kaspischen Meere wurde aus Astrachan, Baku und den übrigen Häfen nach Persien ausgeführt für 2,725,798 Rubel, eingeführt für 2,076,633 Rubel. Vom kaspischen Meere, längs der asiatischen Grenze bis Buchturma sind Hauptpunkte für den Handel mit Mittelasien und den Kirgisiskosacken die Städte: Orenburg, Troizk, Petropawlowsk und Semipalatinsk; die Ausfuhr betrug hier 6,543,484 Rubel, die Einfuhr 8,208,161 Rubel, besonders hat sich hier der Handel auf der orenburgischen und sibirischen Zollinie gehoben. Handel von Kjachta: Hauptgegenstände für den Handel mit China sind Pelzwerk, Tuch, Juchten, Baumwollen-, Leinen- und Flachsfabrikate, dagegen gibt China besonders Thee; Ausfuhr 7,146,205 Rubel, Einfuhr (worunter Thee für 6,871,493 Rubel) 7,146,205 Rubel. Die Totalsumme der Ausfuhr aus Odessa betrug 35,875,218 Rubel, die Einfuhr 19,953,957 Rubel.

An der westlichen Landesgrenze ward ein starker Schleichhandel getrieben, der bei der Höhe des Zolltarifs sehr einträglich ist. Die Zollaufsicht wird durch die weite Grenzausdehnung und die bequeme Handelsverbindung der Grenzbewohner sehr erschwert. Im J. 1835 wurden überhaupt für 456,978 Rubel Waaren confiscirt, davon an der Landesgrenze von Europa für 329,254 Rubel. 60.

Van Praet.

Am 5. Febr. endete zu Paris Jos. Basile Bernard van Praet, Conservateur der königlichen Bibliothek und Mitglied der Akademie der Inschriften, seine lange und ehrenvolle Laufbahn. Das Muster eines Bibliothekars, wie es, trefflich gefaßt und ausgedrückt, Aug. Ernesti in der „Narratio de Jo. Matthia Gesnero ad Dav. Ruhnkenium" aufstellt, hat der Verewigte seit mehren Jahrzehnden sich die hohe Achtung und Erkenntlichkeit fast unzähliger Gelehrten und Schriftsteller erworben, denen seine nur Wenigen erreichbare bibliographische Gelehrsamkeit eine unerschöpfliche Quelle der Belehrung darbot. Seit drei Jahren hinderte Altersschwäche den fast Achtzigjährigen, wie sonst die mit wissenschaftlichen Schätzen erfüllten weiten Räume der Bibliothek zu durchlaufen; aber auf seinem Sessel, an den ihn das Alter band, gab er oft den richtigen Titel eines Buchs an, den Ort, wo dasselbe stehe u. s. w. Sein Gedächtniß war noch immer Allen, die ihn mit Fragen anginzen, eine zuverlässige Hülfe, und fast bis zu dem letzten Augenblicke seines Lebens mußte man den hohen Werth seiner Belehrungen und seines Rathes rühmen. Der königlichen Bibliothek vermachte er zwei Tage vor seinem Tode den größten Theil der herrlichen Werke, die man ihm aus allen Gegenden Europas verehrt hatte — viele hatte er schon früher dieser seiner Aufsicht anvertrauten Anstalt geschenkt —, und den Rest seiner Bücher der öffentlichen Bibliothek von Brügge, seiner Vaterstadt, die er seine zweite Geliebte nannte, da die pariser seine erste war.

Um 1783 machte sich van Praet durch seine „Notice des manuscrits du duc de la Vallière" bekannt, wegen welcher ihn der Abbé Rives auf grobe und hämische Weise angriff; aber der unbestreitbare Werth dieser Schrift wurde von Freunden der französischen Nationallitteratur und der Bibliographie freudig anerkannt. Kurze Zeit nachher ward van Praet mit 1200 Francs Gehalt bei der königlichen Bibliothek angestellt. Hier blieb der nur seinen Studien und seinem Berufe lebende, stille und fleißige Mann allen politischen Angelegenheiten fremd, und auch die kleinlichen Leidenschaften so vieler Gelehrten unterbrachen nicht seinen Gleichmuth.

Während fast funfzig Jahren ist vielleicht kein Fall vorhanden, daß van Praet nicht auf seinem Posten gewesen wäre, vielmehr war er kaum anderswo. Blos alle Sonnabende, nach den Bibliothekstunden, empfing er einige Freunde, wißbegierige, gelehrte und bescheidene Leute wie er selbst; aber, wohl zu merken, in einem der Säle der Bibliothek, denn ihm würde keine Freundschaft genügt haben, welche der Neigung, die ihn unausgesetzt beherrschte, hätte nachtheilig sein können. Er sagte oft lächelnd zu Parisot: „Amicus Plato, sed magis amica bibliotheca."

Im J. 1795 ward für die damalige Nationalbibliothek ein neues Reglement gegeben. Der Titel eines Bibliothekars wurde abgeschafft und mit dem eines Conservateurs vertauscht; van Praet ward als solcher angestellt. Seine Schriften beziehen sich, wie man denken kann, alle auf die Anstalt, für die er lebte und lebte. Auch die Handschriften des Herzogs von la Vallière, über welche er vor seiner Anstellung an der königlichen Bibliothek schrieb, gehören jetzt zu den Schätzen dieser Anstalt. Sein „Catalogue des livres imprimés sur vélin de la bibliothèque du roi" ist für Bibliographen ebenso unentbehrlich als seines Collegen Mionnet Werk für Numismatiker.

Van Praet hat noch geschrieben: „Histoire du seigneur de la Gruithuyse". Dieser hat einen dreifachen Anspruch auf sein Wohlwollen: er war ebenfalls aus Brügge, ein großer Freund schöner Handschriften, und diese gehören jetzt der königlichen Bibliothek. Ferner: „Catalogue des livres imprimés au quinzième siècle, par Colard Mansion de Bruges". Endlich sein letztes Werk: „Catalogue des livres de l'ancienne bibliothèque de Charles V roi de France"; diese treffliche Arbeit würde der Verf. nicht ohne Beihülfe Feizy's, der ebenfalls bei der königlichen Bibliothek angestellt ist, haben vollenden können. 4.

Literarische Notiz.

Pelain, Archivarius der Provinz Lüttich, ist im Begriff, eine belgische Chronikensammlung, die mehres bisher Unbekannte und insonderheit diese Provinz Betreffende enthalten soll, herauszugeben. Als Specimen davon ist bereits erschienen: „La mutinerie de Rivageois, par *Guillaume de Meeff*." Was demnächst für derartige Werke folgen sollen, sind: 1) „Le patron de la temporalité", von Jakob von Henricourt, einem lüttichschen Geschichtschreiber aus dem 14. Jahrhundert. 2) Eine lateinische Chronik des 14. Jahrhunderts, die viele neue historische Details enthalten soll. 3) Die Chronik von Jean de Prez, genannt d'Outremeuse (in Prosa), nebst Auszügen aus der Reimchronik desselben Verf. 4) Die Chronik von Jean de Stavelot, Mönch von Saint-Laurent. 5) Eine Sammlung von Originalstücken über die Regierung Ludwig's von Bourbon und Arnold's von Hornes, Bischöfen von Lüttich. 6) Eine Auswahl der Chroniken und Originalstücke über die Regierung Ferdinand's und Maximilian's von Baiern. 7) Eine Geschichte von Lüttich von 1688—1734, von Louvrex. Jedes Werk soll selbständig, mit erklärenden Noten, Vorbemerkungen in Betreff des Verf. u. s. w. erscheinen. Auch neue und seltene Karten sollen beigegeben werden, die man in den Archiven des Exapitels von St.-Lambert aufgefunden. Ein Glossarium, die alten Wörter befassend, soll die Sammlung beschließen, die als allgemeine historische Monographie einer ganzen berühmten Provinz von Wichtigkeit und Interesse ist. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 67. —— 8. März 1837.

Godwie-Caſtle. Aus den Papieren der Herzogin von Nottingham. Drei Theile. Breslau, Max u. Comp. 1836. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Rec. iſt noch ſo wenig grau und grämlich im Dienſte der Kritik geworden, daß er, tief ergriffen von dem vorliegenden Buche und hingeriſſen von ſeiner Vortrefflichkeit, fürchten muß, den ruhigen, kühlen Ton nicht finden und bewahren zu können, den ihm ſein Richteramt zur Pflicht zu machen ſcheint. Indeß was thut's? — er betrachtet ſich als einen der erſten unter den zahlreichen Leſern, welche dies Buch finden wird; er ſpricht den Eindruck friſch und unbefangen aus, den es auf ihn gemacht hat, und er glaubt ſicher zu ſein, daß ihn Alle, die in einem Romane mehr ſuchen als den bunten Wechſel wunderbarer Ereigniſſe, Alle, die an einer geſunden Richtung unſerer Literatur lebhaften Antheil nehmen, nicht Lügen ſtrafen werden, wenn er ihnen hier einen der größten und ſchönſten Genüſſe ankündigt, die überhaupt unter den ſtreitenden und verwirrenden Beſtrebungen der gegenwärtigen Belletriſtik möglich ſind. Seit Göthe's „Wahlverwandtſchaften", mit denen „Godwie-Caſtle" beinahe ſelbſt in dem Verhältniſſe der Wahlverwandtſchaft zu ſtehen ſcheint, iſt eine ſo feine und tiefe Erkenntniß menſchlicher Charaktere und Zuſtände, eine ſo gleichmäßig ſchöne, ſcharfe und geiſtreiche Darſtellung nicht geſehen worden. Wie auf einem reinen, glatten Spiegel eines herrlichen, tiefen und dabei doch treuen Stromes werden wir hindurchgeführt durch die lieblichſten Thäler, die mit aller Pracht eines himmliſchen Friedens geſchmückt ſind, und durch die Schrecken ſchroffer, drohender Felſenhänge, und entzückt durch die immer neuen, immer freundlichlächelnden oder großartig ergreifenden Ausſichten, die ſich im ſchönſten Lichte und erfreuender Klarheit unſerm Auge darbieten, glauben wir faſt zu früh das Ziel der Ruhe und Befriedigung erreicht zu haben, das, ſo ſehr und ſo lange wir es auch erwarteten und erſehnten, dennoch uns nicht ſo feſſelt, daß wir nicht faſt ſehnſüchtig zurückſchauen ſollten auf den Reichthum der Bilder, die wir eben genoſſen, mit dem Gefühl, das man hat, wenn ein lieblicher Traum uns eben entflohen iſt, den wir uns vergebens bemühen zurückzurufen, oder wenn wir erfüllt von dem Nachklange einer herrlichen Muſik den Platz noch nicht verlaſſen wollen, wo wir ſie vernahmen, um uns nicht aus der ſüßen Täuſchung des Glaubens an ihre längere Dauer gewaltſam herauszureißen. Aber grade dieſe Empfindung iſt es, die ein in ſich vollendetes Kunſtwerk hinterläßt, umfaßte es auch eine noch ſo große Fülle geſonderter und verſchiedener Erſcheinungen; denn dieſe alle wirken in der Hand des Meiſters einträchtig zu Einem Ziele, während uns das Durchwandern und Durchgenießen einer Galerie der ſchönſten Gemälde anſtrengt, ermüdet und unbefriedigt entläßt.

Doch wir müſſen wol dieſe allgemeinen Lobſprüche, zu denen wir uns gedrungen fühlten, noch etwas beſtimmter faſſen, um das Eigenthümliche der vorliegenden Leiſtung hervorzuheben. Der Charakter der Herzogin von Nottingham, der durch ſeine wunderbare Miſchung aus ariſtokratiſchem und ſittlichem Stolz, aus der Offenheit für ein reines, edles Gefühl und dem erzwungenen Streben, es zu unterdrücken, aus wahrer innerer Hoheit und äußerlicher Kleinlichkeit große Schwierigkeiten darbot, iſt mit einer ergreifenden Wahrheit in ſeine verſteckteſten Tiefen hinein aufgefaßt und dargeſtellt; ja, obgleich die Herzogin eigentlich nicht die Hauptperſon des Romans iſt, ſo ſcheint doch das intereſſante Problem, das ſich der Verf. in ihrem Charakter ſtellte, ihn vorzugsweiſe angezogen zu haben; er hat es auf das befriedigendſte gelöſt und hat es verſtanden, den unangenehmen Eindruck, den eine ſolche Perſönlichkeit nothwendig machen muß, möglichſt zu mäßigen und zu verwiſchen, trotzdem daß er ſich faſt zu viel mit ihr beſchäftigt. Dennoch möchten wir das Hauptverdienſt des Verf. nicht darein ſetzen, daß er überhaupt die einzelnen Charaktere nach allen Seiten hin deutlich und ſcharf ausgeprägt zu einer klaren Anſchauung brächte; im Gegentheil erſcheinen beſonders die männlichen Charaktere, namentlich die der beiden Söhne der Herzogin und des Lord Ormond, in einer etwas unbeſtimmten Vortrefflichkeit. Dagegen iſt die Geſchicklichkeit und Schärfe, mit der einzelne Zuſtände und Situationen der handelnden Perſonen für ſich und in ihren mannichfachen Verhältniſſen zueinander dargeſtellt werden, wahrhaft bewundernswürdig. Die Dialoge ſind überall mit einer ſolchen Feinheit ausgeführt, daß wir hier eine unübertroffene geniale Meiſterſchaft erkennen, die es ebenſo gut verſteht, den zarteſten, bewußten und unbewußten Empfindungen des Herzens, der tiefen Reflexion und der verſteckten Sophiſterei den richtigen Ausdruck zu geben, als ſie die conventionnellen Formen

eines Lebens in den gebildeten höchsten Kreisen der Gesellschaft mit tiefer Einsicht zu beherrschen und für poetische Zwecke zu veredeln weiß, sodaß wir hier die schönste Apologie, die irgend ein Dichter geben kann, für diese Formen finden, die sonst als leer und nichtig, als Zwang und Schranke für ein unmittelbares Leben und das reine Wiedergeben des Inneren im Äußern erscheinen müssen. Der Verf. läßt sie (Th. III, S. 99) als die geselligen Pflichten bezeichnen, die ergänzend eintreten, wo der große Verband, den die Natur unter den Menschen knüpfte, nicht stattfindet.

Des hiermit bezeichneten Talents ist sich der Verf. sehr wohl bewußt, und darum ist ihm nie die Aufgabe zu schwer, verwickelte Collisionen ringender Persönlichkeiten durch ein Gespräch zu vergegenwärtigen, wo sich ein weniger fähiger Schriftsteller durch eine referirende Angabe des Resultats der Schwierigkeit entzogen haben würde. Wir bewundern die geistvolle Anatomie, die mit ebenso viel Leichtigkeit als Gründlichkeit ein verhülltes Innere mit allen seinen empfangenen Eindrücken, mit seinen oft ihm selbst unbewußten Bestrebungen und Motiven offen vor uns darlegt; aber möge der Verf. bedenken, daß diese schneidende Schärfe gar leicht einen peinlichen Eindruck macht; wie uns selbst im Leben eine zu wenig verdeckte, anhaltende Beobachtung eines durchdringenden Blicks widerwärtig ist, auch wenn wir keine Ursache haben, uns vor ihm zu verbergen, so kann es auch in dem Roman leicht lästig werden, wenn seine Personen sich zu oft der stets lauernden Menschenkenntniß enthüllen müssen. „Godwie-Castle" gibt uns nicht grade Grund, einen Vorwurf dieser Art entschieden auszusprechen, wol aber glauben wir genügende Veranlassung zu haben, den Verf. für die Zukunft vor dem Übermaße zu warnen, zu dem das Talent sich so leicht verführen läßt.

Ein unbeschränktes Lob müssen wir der Sprache des Verf. ertheilen, und wir können dies um so weniger versäumen, je mehr wir wünschen müssen, daß sich so manche von unsern bessern neuern Schriftstellern durch das hier aufgestellte Muster von den Verirrungen abbringen ließen, zu denen sie sich nur zu oft durch ein Haschen nach dem Sonderbaren, Effectmachenden, Genialscheinenden, durch mangelnde oder zu schlaffe Aufsicht über ihre Eigenthümlichkeit, durch bewußte Verachtung der Form oder gleichgültige Nachlässigkeit verleiten lassen; man denke nur an Th. Mundt's Productionen in den „Dioskuren", an L. Schefer, an Rellstab, der sein schönes „1812" durch eine zuweilen selbst bis an das Gedankenlose streifende Haltlosigkeit der Darstellung verunziert hat, zumal in den letzten Bänden. So oft sich auch eine bequeme, wirkliche oder eingebildete Genialität dagegen auflehnen mag, immer bleibt die Wahrheit unumstößlich, daß Form und Inhalt sich innig durchdringen und entsprechen müssen. Wer mag ein schönes Kind in Lumpen hüllen, wenn ihm ein angemessenes Kleid zu geben möglich ist? Und für dieses sorgt eine gute Mutter noch vor der Geburt des Kindes. Wer weiß es nicht, eine wie ängstliche Sorgfalt das Alterthum auf die Form wendete? Darunter litt der Inhalt nicht, und eben darum sind seine Muster die vollkommenen. Auch unserer Literatur fehlt es daran nicht, aber leichtfertige Arbeitsscheu hindert ihre Wirkung. Wenn wir den Styl in „Godwie-Castle" als Muster aufstellen, so verlangen wir damit von Niemand eine knechtische Nachahmung, am wenigsten von den Obengenannten, sondern nur diese ausdauernde Aufmerksamkeit, die sich nie der Flüchtigkeit hingibt, die nie zufrieden ist, die Sache mit einem blos verständlichen, aber nicht von ihr selbst durchdrungenen Ausdruck angedeutet zu haben, die nie einen beiläufigen Einfall und Effect mitnimmt, wenn ihn nicht der Inhalt auf natürlichem Wege herbeiführt. Bei einem so treuen Fleiße kann die Eigenthümlichkeit eines Jeden sehr wohl bestehen, ja, sie entfaltet sich grade dann erst im schönsten Lichte. Der Verf. von „Godwie-Castle" schreibt einen in gleichmäßiger Ruhe hinfließenden Styl, angenehm und lieblich, nie anstößig durch Gesuchtes und Gezwungenes, aber stets fein, scharf und treffend; es drückt sich, wie nach dem oben Bemerkten nicht anders erwartet werden kann, weit weniger die Wärme des Gefühls darin aus als Schärfe des Verstandes und ein zarter Sinn für das jedesmal Schickliche und Angemessene, und diese Eigenschaften sind gewiß ein treuer Abdruck einer Eigenthümlichkeit, die wir in dem Verf. zu bewundern und zu verehren nicht umhin können. Seine feine Beobachtungsgabe muß ein Feld gefunden haben, wo sie einen reichen Schatz der schönsten Erfahrungen sammeln und ihm selbst den ruhigen, klaren Blick, den hochgebildeten Anstand, das gewandte, anerkennende Eingehen in fremde Eigenthümlichkeiten und Stimmungen aneignen konnte, was sich Alles in seinem Buche so deutlich ausspricht.

Diese seine geistige Gestalt uns zu vergegenwärtigen war uns um so mehr ein Bedürfniß, da er es verschmäht hat, seinen Namen zu nennen und an ihn die Anerkennung knüpfen zu lassen, welche ihm gebührt. Er wird hoffentlich fortfahren, unsere Literatur in seiner Weise zu bereichern, und sich endlich wol zu erkennen geben. Daß die „Papiere der Herzogin von Nottingham" blos vorgeschoben sind, um die Anonymität zu verdecken, bezweifeln wir nicht. Der Verleger versichert in seinem Vorworte als „volle Wahrheit", daß die Handschrift des Buches aus der Ferne auf eine nicht gewöhnliche Weise in seine Hände gekommen und ihm selbst der Name des Verfassers unbekannt geblieben sei. Es mag hiermit seine Richtigkeit haben, denn wir wissen aus eigner Erfahrung, daß es rathsam ist, wenn man einmal anonym bleiben will, es auch für den Verleger zu sein. Wir unsererseits hüten uns, eine Muthmaßung laut werden zu lassen, mit der wir nicht sicher sind, vielleicht bedeutend fehlzuschießen. Doch das Vorwort gibt uns noch ein anderes Räthsel auf, indem darin den schärfer und tiefer blickenden Lesern anheimgestellt wird, ob sie das hier Mitgetheilte als wirkliche Erlebnisse und eigentliche Denkwürdigkeiten oder als Dichtung auffassen und betrachten wollen. Wir sind bescheiden genug, um uns auf diese den schärfer und tiefer Blickenden vorgelegte Frage nicht einzulassen; indeß nöthigt uns doch die Recensentenpflicht, eine Meinung abzugeben, und wenn wir mit Grund vorauszusetzen glauben, daß der Verf. dem

Vorworte nicht ganz fremd ist, so scheint die Frage schon die Antwort zu enthalten, daß hier von wirklichen Denkwürdigkeiten der Herzogin von Nottingham nicht die Rede sein kann, die auch, wie der Augenschein lehrt, einen großen Theil des Buches gar nicht hätten enthalten können. Es ist ein historischer Roman, der, mit genauer Kenntniß der englischen Zustände unter der Regierung Jakob I. entworfen, in die Geschichte jener Zeit und in die Eigenthümlichkeit der hervorstechendsten Charaktere, namentlich Jakob's, Buckingham's, Mazarin's, einen hellen Blick thun läßt. Aber genau den Punkt zu bestimmen, bis auf welchen die historische Treue geht, würde nur der genauesten Geschichtsforschung möglich sein; wir müssen diese Aufgabe Andern überlassen. In Eduard I. können wir nur die poetische Wahrheit anerkennen, durch die das Leben des Mannes zwar nicht gerechtfertigt, aber doch motivirt erscheint. Wenn man diesen Charakter und so manchen andern Theil des Buches betrachtet, muß man in der That erschrecken vor der Gefahr, welche das Talent des Verf. der historischen Wahrheit bringen könnte, falls es ihm gefallen sollte Geschichtschreiber zu werden: er würde zwar gewiß oft die Lücken in dem historischen Stoff aufs glücklichste ausfüllen und die Dunkelheiten erhellen; aber er könnte und würde uns ohne Zweifel auch Portraits aufstellen, die mit ihrer frischen lebensvollen Wahrheit uns bestechen und es uns vergessen lassen müßten, daß diese Wahrheit nicht die historische ist. 121.

William Smyth's Reisen.

Der verdienstvolle englische Reisende, Lieutenant William Smyth hat nun die ausführlichere Beschreibung seiner interessanten Reisen in Südamerika zu London herausgegeben unter dem Titel: „Narrative of an expedition across the Andes, and down the Amazons from Lima to Para; with information respecting the commercial advantages to be derived from the navigation of that river and concerning the countries through which it passes." Es ist dies vielleicht eins der anziehendsten Reisewerke über Südamerika; der Verf. ist ein ausgezeichneter Beobachter und ein sehr ansprechender Erzähler, und da der eigentliche Zweck der Expedition, zu welcher er gehörte, der war, einen vortheilhaften Übergang über die Cordilleras zu finden, so hatte er Gelegenheit, die Natur dieses Gebirgs und der dazu gehörigen Stromgebiete sehr genau kennen zu lernen. Von den traurigen Höhen von Cerro de Pasco herabkommend, passirte der Reisende die Ebenen von Bonbon, wo er unter Anderm auf die Ruinen einer indianischen Stadt, Namens Taboinga oder Tamboinka, aus den Zeiten der Inkas, stieß. Von dieser verfallenen Stadt standen noch die Mauern bis zu acht Fuß Höhe. Ein Tempel von viereckiger Form war noch wohl zu erkennen, obgleich seine Wände schon tief eingesunken waren. Er schien außerordentlich geräumig gewesen zu sein und einen beträchtlichen Theil der Ebene ehemals eingenommen zu haben. Der Reisende fand hier die Aussage mehrer frühern Reisenden, welche sagten, daß die alten Peruaner in der Architektur sehr ungeschickt gewesen seien, nicht bestätigt. Sie hatten vielmehr, wie sich aus diesen Ruinen ergab, einige Kenntniß des Bogens, und ihre Bauwerke zeichneten sich durch Solidität aus. Die Dimensionen dieser Architektur sind freilich keineswegs großartig, und namentlich sind die Thüren und Thore außerordentlich niedrig; letztere haben niemals mehr als 14 Fuß in der Höhe.

Demnächst gelangte der Reisende in die Stadt Cerro de Pasco, die Hauptstadt des reichsten Bergwerksdistricts in ganz Peru. Die Reisegesellschaft kam hier bei völligem Platzregen an, und der erste Eindruck, den unter solchen Umständen die Stadt hervorbrachte, war deshalb keineswegs günstig. Es war grade Sonntag, und das Volk wandelte oder patschte vielmehr in den kothigen Straßen umher, gekleidet in alle Farben des Regenbogens. Dr. Valdizan, der mit zur Gesellschaft gehörte, hatte hier einen Bruder, in dessen Hause die Reisenden auf die gastfreundlichste Weise aufgenommen wurden. Die Stadt gleicht beim ersten Anblick sehr den Dörfern in Neusüdwales, d. h. sie ist auf sehr unebenem Boden und ziemlich unregelmäßig gebaut, eigentlich aus lauter kleinen Anhöhen und Vertiefungen bestehend. Die Häuser sind weißlich von Ansehen, einige haben neben der Eingangsthür ein kleines Glasfenster, andere sind ohne Fenster. Nur in den bequemsten findet man Feuerstellen, denn die Meisten bedienen sich der Kohlenpfannen. Cerro de Pasco ist in drei Districte getheilt: Chaupimarca, Yanacancha und Santa-Rosa. Jeder von diesen dreien hat seinen eignen Kirchsprengel. Die Bevölkerung der Stadt ist in immerwährendem Zu- und Abnehmen begriffen, was sich nach dem jedesmaligen Zustand der Bergwerke richtet; denn wenn eine ergiebige Grube entdeckt worden ist, so sammeln sich die Indianer in beträchtlicher Anzahl um dieselbe her, um dort Arbeit zu finden. Auf diese Weise schwankt die Zahl der Einwohner stets zwischen 12—16,000. Es sind in der Stadt zwei Marktplätze, der eine heißt Chaupimarca, der andere führt den Namen des Handelsplatzes, weil dort die Frucht-, Korn- und Gemüsemärkte abgehalten werden. Diese Artikel werden viele Meilen aus der Runde nach der Stadt geschafft. Auf dem Platz Chaupimarca steht die Kathedrale, ein Gebäude, das seinem Äußern nach sehr einer englischen Scheune gleicht, nur daß die letztere noch mehr architektonische Regelmäßigkeit zeigt. Sie sieht im Innern besser aus als von außen, denn dort bemerkt man wenigstens die vergoldeten Bildsäulen einiger Heiligen. Die Straßen der Stadt sind sehr unregelmäßig.

Die große Hochebene, welche sich zwischen den westlichen Anden und Cerro de Pasco ausdehnt, wird von vielen reißenden Strömen bewässert, welche weiter südlich sich mit dem Ucayali vereinigen, dessen Lauf sich in großen Windungen erst östlich und dann nördlich hinzieht. Einer dieser Ströme, der Jauja, hat seine Quelle in dem See Chinchaycocho, nicht weit von Cerro de Pasco. Einige Meilen nordwestlich von diesem See entspringt der Maranhon, zuerst aus dem See Lauricocho, von wo an er fortwährend neue Zuströme in seinen Gewässern empfängt, bis er sich weiterhin, erst nordwestlich, dann östlich fließend, mit den reichen Gewässern des Ucayali vereinigt. Nahe bei Cerro de Pasco entspringt der Huallaga, der als Bergstrom zuerst sich in die Thäler der östlichen Anden ergießt und dann in mannichfachen Windungen nordwärts fließt, bis er in den Maranhon fällt. So finden sich hier also in einem Umkreis von etwa zehn Meilen im Durchmesser die Quellen dreier großen Ströme, von denen der beiweitem kleinste, nämlich der Huallaga, immer noch ansehnlicher als der Rhein ist.

An dem Flusse Higueras, einem Nebenflusse des Huallaga, liegt die Stadt Huanuco in einem schönen Thale auf der östlichen Seite der großen Andenreihe in einer Höhe von 6300 Fuß über dem Meere. Diese Stadt ist 1542 gegründet und wurde im folgenden Jahre zu einem Bisthum erhoben. Dieser Ort ist regelmäßiger gebaut als Cerro de Pasco, und einige Straßen sind sogar gepflastert, allein dessenungeachtet sehr beschwerlich zu betreten, da die Ausbesserung des Steinpflasters sehr vernachlässigt worden ist. Diese Stadt hat mit Einschluß der Kathedrale nicht weniger als 14 Kirchen, demnächst auch ein einziges Kaffeehaus, wo die Reisenden etwas Eis genossen, das aber schlecht genug zubereitet war. Eine Menge Menschen versammelte sich bei ihrer Ankunft in und vor dem Kaffeehause und staunte die Fremdlinge als Wunderdinge an.

„Die Osagen in Europa", sagt der Verf., „waren keine größern Curiositäten als wir in Huanuco."

Neuern Ursprungs als Huanuco ist die Stadt Pozuzu. Sie ist 1712 gegründet, aber gegenwärtig schon fast gänzlich in Trümmern. Sie liegt an dem Flusse gleichen Namens in einer angenehmen und vortheilhaften Lage. Nur selten wird sie von Reisenden besucht. Die Kirche, deren ansehnliche Größe einen Begriff geben kann von dem einstigen blühendern Zustande der Stadt, ist jetzt ganz mit Gestrüpp und Schlingpflanzen bedeckt. In der Nachbarschaft sind einige kleine Coca- und Yuca-Pflanzungen, die hauptsächlich den Indianern von Muña und Chaylla zugehören, welche sie alle drei bis vier Monate besuchen, um die Cocablätter zu sammeln. Zuckerrohr wächst in beträchtlicher Menge wild; es ist ungemein saftig und zuckerreich und erreicht eine ansehnliche Höhe. Über den Fluß Pozuzu, der hier ungefähr 30 Faden breit ist, führt eine schwebende Brücke. Die Ufer des Flusses sind malerisch und reizend; schöne große Bäume hangen über den Strom, der an einigen Stellen, durch rauhe Felsen zusammengedrängt, rauschender und reißender hinschießt, während er an andern Orten einem ruhigen Spiegel gleicht.

Nicht ohne Gefahr befuhr Lieutenant Smyth den reißenden Huallaga, der einen so schnellen Fluß hat daß er 6½ engl. Meile in einer Stunde zurücklegt. Es ist natürlich, daß ein so reißendes Gewässer vielfache Stromschnellen hat; die erste ist die von Cayumba. Hier geht der Strom einen schmalen Felsenpaß hindurch, ungefähr zwei engl. Meilen in der Länge, rechts und links wird er von einer ungeheuern Felsenklippe eingezwängt, die in einer Höhe von 300 Fuß den schäumenden schmalen Fluß überschattet. Man sagt, daß dieser Engpaß sich vor ungefähr 30 Jahren bei einem heftigen Gewitter gebildet habe, wo der Blitz in den furchtbaren Felsen schlug und ihn mitten entzweispaltete. Die ungeheuere Masse des in den Strom geschleuderten Felsenblocks gab ein Getöse, das man drei engl. Meilen weit hinab in dem Thal von Chinchao vernehmen konnte. Zwei engl. Meilen weiterhin befindet sich eine zweite Stromschnelle oder Wassersturz (bei den Indianern Malpaso), welche den Namen Malpaso de Islappata führt. Auf diesen gefährlichen Flußstrecken sieht man über spitze Felsen, zwischen umgestürzten Bäumen und geknicktem Gestrüpp hindurch den leichten Canoe der Indianer gleich einem kleinen Spielball schwanken, und es gehört ein wahrhaft indianischer Muth und die Geschicklichkeit dieses Volks im Rudern dazu, um nicht an seiner Erhaltung zu verzweifeln. Die Indianer zeigen bei diesen Gelegenheiten auch etwas Aberglauben; sie pflegen, wenn sie einen solchen Wasserstrudel passiren, unaufhörlich zu trommeln, auf einer langen hölzernen Trompete zu blasen und nach allen Richtungen zu schießen. Durch diese Manoeuvres glauben sie die bösen Geister des Orts, welche auf ihre Beute lauern, zu erschrecken und zu verjagen. Von dem Maranhon, diesem Kaiser unter den Strömen, gibt der Verf. folgende Beschreibung: „Wir waren in der That betroffen, als wir diesen majestätischen Strom zuerst erblickten, der hier wenigstens noch um die Hälfte breiter war als der Ucayali beim Zusammenfluß beider. Die Ufer des letztern unweit seiner Mündung sind niedrig und schlammig; aber das entgegengesetzte Ufer des Amazonenstroms ist hoch und schön, mit herrlichen Bäumen bewachsen, die einen fortlaufenden Wald auf beiden Seiten des Flusses bilden, so weit das Auge reichen kann. Der Maranhon verändert sich häufig in seiner Breite; denn während er an einigen Stellen wol anderthalb engl. Meilen breit ist, erreicht er an andern kaum die Breite einer halben Meile. Er fließt nicht so reißend als der Huallaga, etwa drei bis vier engl. Meilen in der Stunde. Seine Tiefe im Hauptstrom beträgt ungefähr zwölf Faden; aber Tiefe und Breite wechseln sehr nach der Jahreszeit. Es gibt in dem Maranhon viele Eilande, von denen einige, bei trockener Zeit, mit dem Festlande vereinigt sind. Der Strom ist gänzlich frei von Hindernissen für die Schiffahrt, mit Ausnahme der flößenden Bäume, die der Schiffer leicht vermeiden kann." 80.

Notizen.

Der Name des londoner Buchhändlers Richard Carlisle (nicht zu verwechseln mit Thomas Carlyle, dem um das Verständniß Schiller's und der deutschen Literatur überhaupt bei seiner Nation mannichfach verdienten Gelehrten) wird unsern Lesern nicht unbekannt sein, da dieser Mann vielfache und wol nicht ganz unmotivirte Verfolgungen erleiden mußte wegen mehrer bei ihm erschienenen irreligiösen Schriften, deren Grundsätze er gewissermaßen zu seinen eignen gemacht hatte. In neuesten Zeiten nun ist dieser ausgemachte Freigeist in sich gegangen; er gibt seinen bisherigen Lebens- und Geschäftswandel auf, nennt sich wieder einen guten Christen und will Prediger bei einer protestantischen Kirchengemeinde werden. Zu diesem Zwecke hat er bereits die erste Formalität bestanden, die zu Erhaltung der Erlaubniß zu predigen nothwendig ist, und die vornehmlich in Ablegung eines bestimmten, schriftlichen wie mündlichen Glaubensbekenntnisses besteht. Dasselbe lautet so: „Ich der Unterzeichnete, Richard Carlisle, schwöre Treue dem König und erkläre, daß mir gewisse Kirchendogmen, besonders diejenigen, welche die Transsubstantiation betreffen, ein Greuel sind. Ich bekenne durch schriftliche wie mündliche Bestätigung meinen Glauben an Gott den Vater, seinen eingeborenen Sohn Jesus Christ, welcher wahrer Gott ist, und an den heiligen Geist, welche drei die einige Gottheit ausmachen. Ich bekenne, daß die heiligen Schriften des Alten und Neuen Testaments durch unmittelbare göttliche Eingebung entstanden sind. Auch beschwöre ich, daß ich die protestantische Bibelübersetzung der römisch-katholischen, welche unter dem Namen der Vulgata bekannt ist, vorziehe. Endlich erkläre auch ich, Richard Carlisle, feierlichst in Gegenwart des allmächtigen Gottes, daß ich wahrer Christ und Protestant bin und als solcher an die Heiligkeit der Bibel ganz in dem Sinne glaube, wie die protestantischen Kirchen solches vorschreiben. Ich bin überzeugt, daß sie den geoffenbarten Willen Gottes enthalte, und nehme sie voll Zuversicht als Lehre und Richtschnur meines Wandels an. Gezeichnet Richard Carlisle." Auf dieses Bekenntniß erklärte Alderman Wood, der den Eid abzunehmen hatte, daß er ihm das Zeugniß seines echten Christenthumes ausstellen wolle, und machte ihm zugleich seinen Glückwunsch darüber, daß er den groben atheistischen Irrthümern seines frühern Lebens entsagt habe. Hierauf erwiderte Carlisle, daß er mit argem Herzen die heiligen Schriften durchgelesen, in der Absicht, ihren apokryphischen Inhalt zu erweisen; daß er aber eben durch diese Lesung in dem entgegengesetzten Glauben bestärkt und von ihrer wahrhaft göttlichen, durchaus authentischen Wesenheit überzeugt worden sei. Man war im Publicum auf die erste Predigt des Neubekehrten sehr gespannt, die wahrscheinlich eine ungeheuere Masse von Zuhörern herbeigezogen hat.

Herr Nobell, ein niederländischer Arzt, hat in seiner Praxis ein neues Mittel gefunden, wie man die Stumpfheit und Dummheit des Geistes heilen kann, und nicht verfehlt, dies probate Mittel der medicinischen Societät von Gent mitzutheilen. Er hatte nämlich einen Patienten, einen jungen Menschen von trägem und beschränktem Temperament, dieser kam auf den Einfall, sich ein paar Kugeln durch seinen dummen Kopf zu jagen; allein er schoß sich nur das Auge aus und machte sich dergestalt ein Loch in seinen Schädel, woraus nun einige Tassen voll Gehirn herausflossen. Das Resultat davon war, daß der junge Mensch sehr aufgeweckt und lustig ward, wodurch sich also die uralte Regel, daß allzu viel ungesund ist, vollkommen bestätigte. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 68. — 9. März 1837.

Deutsche Geschichte, mit besonderer Rücksicht auf Religion, Recht und Staatsverfassung von George Phillips. Zweiter Band. Berlin, Dümmler. 1834. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr. *)

„Den Gebrauch des gesunden, im deutschen Vaterlande so einheimischen Menschenverstandes durch Geschichte zu befördern, war mein Bestreben", sagt Krause in der Vorrede des zweiten Bandes seiner „Geschichte des Mittelalters". Leider können wir Dasselbe nicht von dem vorliegenden Werke bezeugen, welches durch Bigoterie und Mystik vielmehr ganz und gar die Tendenz hat, ein Hülfsbuch zur „Restauration der Staatswissenschaften" im Geiste der Haller'schen Schöpfung zu werden, die weltliche Macht wieder zu einem Werkzeuge und zur Dienerin der Kirche herabzuwürdigen und aus Religion Kirchensatzung zu machen. Nicht eine Spur von der so wesentlichen und wichtigen Unterscheidung zwischen Religion und Kirche ist in dem ganzen Werke anzutreffen; im Gegentheile ist die Kirche die Inhaberin und Spenderin der Wahrheit und des Segens der Religion, wie deren Oberhaupt der Verkünder des göttlichen Willens. So heißt es S. 20: Pipin sei von Gott dazu erwählt gewesen, der Kirche in ihrer damaligen Bedrängniß rettenden Beistand zu leisten und eben dadurch das große Ereigniß vorzubereiten, welches eine der wichtigsten Grundlagen der Geschichte Europas für ein ganzes Jahrtausend geworden; und S. 75: die Krönung des Königs der Franken und Longobarden sei ein Ereigniß gewesen, auf welchem fortan die Geschichte des abendländischen Europas beruht habe, Papst Leo aber sei es, durch dessen Hand das römische Kaiserthum wiederhergestellt worden, indem (S. 79) diese Wiederherstellung nur von der Kirche habe ausgehen können. Welches immer die Motive gewesen sein möchten, die dieses Ereigniß herbeiführten, die eigentliche und wahre Erklärung sei außerhalb der menschlichen Verhältnisse zu suchen, in der Lenkung der göttlichen Vorsehung, die, nachdem sie Alles dazu vorbereitet, den Gedanken dazu in die Seele des Papstes legte und durch ihn das Werk vollführte. Ferner S. 258:

Die Stellung des Papstes brachte es mit sich, daß eine so wichtige Handlung, zu deren Ausführung auch der erste Gedanke in seiner Seele entstand (divino nutu, wie er selbst davon sagte), auch nur durch ihn geschehen konnte. Der Papst, als das höchste sichtbare Oberhaupt der Kirche, war daher auch das Organ, durch welches der göttliche Wille, der also die Verhältnisse gelenkt hatte, ausgesprochen wurde, und da durch das Christenthum überhaupt die Bedeutung aller weltlichen Macht geläutert worden war, so konnte Derjenige, welcher mit dem höchsten Maße dieser Macht bekleidet werden sollte, es auch gar nicht anders wollen, als diese Macht aus den Händen des Stellvertreters Christi auf Erden zu empfangen, wie denn auch das Volk selbst den Neugekrönten den von Gott Gekrönten benannte, und der Kaiser selbst von sich sagte, er sei auf göttliche Eingebung gekrönt worden.

So viel steht S. 268 jedenfalls fest:

Der erste Kaiser war es durch den Papst geworden, und somit war auf den Papst durch diese Handlung auch für alle Zukunft das Recht der Kaiserkrönung übergegangen.

Endlich S. 399:

Der jedesmalige Nachfolger des verstorbenen Königs wurde, wie dies schon mit Pipin geschehen war, gekrönt und gesalbt; die Krone, als das bedeutendste Symbol seiner neuen Würde, wurde ihm durch die Sanction der Kirche mitgetheilt. Faßt man diese Handlung, abgesehen von ihrem Zusammenhange mit der alttestamentarischen Salbung der Könige, von dem christlich-germanischen Gesichtspunkte auf, so läßt sich ein Vergleich mit der Investitur ziehen; nicht in der Weise, als ob durch die Krönung der König Vasall der Kirche geworden wäre, sondern nur in der Art, daß derselbe, indem er sich krönen ließ, es anerkannte, daß es Gottes Gnade sei, die ihn an der Stelle seines Vorgängers zum Könige annehme, und daß Gott diese Gnade durch die Kirche ausspreche.

Man sollte es kaum für möglich halten, daß dergleichen Zeug 1834 zu schreiben Jemand die Dreistigkeit haben könne, wenn es nicht unverkennbar wäre, daß derselbe Geist, welcher die Jugendbildung in die Hände der Jesuiten oder anderer Mönche zurückgibt und davon wol noch Rühmens macht, auch solche Werkzeuge brauchte wie unsern Autor. Wir mögen es keineswegs tadeln, erkennen es vielmehr als verdienstlich an, wenn die Geschichte aus dem Gesichtspunkte einer Darstellung der göttlichen Weltregierung und des Waltens der Vorsehung über das menschliche Geschlecht bearbeitet wird. Wer fühlt nicht Ruhe und Ergebung in dem Bewußtsein der Vorstellung, daß alle unsere Haare gezählt sind von dem Allwissenden. Unausbleiblich aber muß auch in dieser Vorstellung die Entwickelung der Geschichte, der jedesmaligen Gegenwart aus der Vergangenheit, in ihrem stetigen Zusammenhange fortrücken, und es darf nirgend eine Begebenheit als eine besondere, einzeln beabsichtigte oder ausgeführte Anordnung

*) Vgl. Nr. 264—267 d. Bl. f. 1833. D. Red.

der Allmacht herausgehoben, noch das Eine mehr als Gottes Wille denn das Andere ausposaunt werden, dafern es Geschichte bleiben soll. Den Papst aber für ein besonders bevorzugtes, wol gar privilegirtes Werkzeug der Verkündung des göttlichen Willens auszugeben, wie mag das in einer Rechtsgeschichte dem ganzen protestantischen und griechischen und türkischen Europa, ja selbst dem katholischen weisgemacht werden wollen, das doch nur den Papst im Conclave und in Glaubensartikeln, nicht außer denselben, für unfehlbar zu achten von dem Rechtgläubigsten gelehrt werden darf.

Die Kaiserkrönung von 800 ist unstreitig eine sehr wichtige Begebenheit gewesen; keineswegs jedoch eine Weltbegebenheit, nicht einmal eine solche, worauf die fernere Geschichte des abendländischen Europas beruht hat, selbst wenn man letzteres im römischen Wortverstande nehmen wollte. Das ist eine Übertreibung, deren Größe sich sogleich an den Tag legt, wenn man bedenkt, daß Portugal, Spanien, Frankreich, Großbritannien, Dänemark und Schweden unmittelbar davon gar wenig berührt worden sind. Nur für Deutschland und Italien besteht jene Wichtigkeit, aber nicht zum Heile, sondern zum Fluche für beide Länder. Denn der Unsegen, der auf dieser Kaiserwürde von ihrem ersten Ursprunge an geruht hat, ist durch ihre Übertragung nicht allein auf die Familie Kaiser Karl's, sondern auf ganz Deutschland und Italien vererbt worden, deren lange Zerrüttung und Ohnmacht aus der Vereinigung der deutschen mit der lombardischen Königs- und mit der Kaiserkrone zum größten Theile herrührt. Wol sah der brave Karl Martell und sein tapferer Enkel solches vorher, weshalb der Erstere sich hütete, auf die Lockungen des Papstes einzugehen, und der Letztere nur durch Überraschung dahin gebracht werden konnte, sich damit zu bemengen. Einmal aber durch die Ränke seines ehrgeizigen Vaters in die Nothendigkeit einer Befreundung mit demselben gesetzt, auch selbst nicht ganz frei von Bigoterie, noch weit weniger von Ehrgeiz, mochte der einmal gekrönte Kaiser die Vortheile nicht wegwerfen, die ihm der Glanz dieser Würde tragen konnte, obgleich man auch nicht bemerkt, daß er darauf einen übergroßen Werth gelegt oder zu deren Erhaltung Schritte gethan hätte, wie seine minder weisen Nachfolger, durch welche seine Königskronen gefährdet werden konnten. Den Schluß, weil der Papst den ersten Karolinger gekrönt habe, so habe er dadurch ein Recht zur Kaiserkrönung überhaupt erlangt, sodaß die kaiserliche Würde von der Sanction des Papstes abhängig geworden, kann man vollkommen mit jenem bekannten Satze vergleichen: „Weil der Löwe ein grimmiges Thier ist, also — müssen wir Gott lieben." Wenngleich spätere Anmaßung auch jenen Artikel der Gläubigkeit menschlicher Dummheit eingeredet hat, wie noch viele andere unverständigere Dinge, so sind doch noch Karl der Große und seine Zeitgenossen nicht einfältig genug gewesen, so etwas zu glauben. Im Gegentheile beweist die Thatsache, wie er noch bei Lebzeiten dafür sorgte, daß sein Sohn nach erklärter Einwilligung der Reichsstände sich selbst die Krone aufs Haupt setzte und den kaiserlichen Titel annahm, wie weit er davon entfernt war, dem Papste irgend ein Recht der Mitwirkung dazu einzuräumen (S. 85). Daß der frömmelnde Ludwig nach des Vaters Tode diese Ceremonie durch den Papst bei dessen Besuche wiederholen ließ, konnte weder jene Thatsache und das aus ihr nach allgemeiner Anerkennung bestehende Recht wieder vernichten, noch hat der Verf. (S. 272) irgend einen Umstand angeführt, aus welchem hervorginge, daß diese religiöse Feierlichkeit in der Meinung einer Unzulänglichkeit der vorangegangenen bürgerlichen unternommen worden sei, und daß diese durch jene erst habe ihre rechtsverbindliche Kraft erlangen sollen. Insofern daher Sanction durch Bekräftigung oder Rechtsanerkennung übersetzt werden will, ist davon bei dieser abermaligen Krönung nicht die Rede, wol aber, dafern man unter Sanction die Heiligung, die kirchliche Weihe einer Handlung versteht. Wie man auch den Ursprung der Herrschermacht ansehen möge, so kann doch kein religiöses Gemüth dabei sich der Vorstellung erwehren, daß es eine Macht ist, die von Gott kommt, welche durch seine Weltregierung und die in derselben zur Wirklichkeit gediehenen Einrichtungen auf das Haupt Desjenigen gekommen ist, dem sie von Rechtswegen zu Theil wird. Abgesehen von diesem ihrem Rechtsgrunde ist es daher natürlich, daß Derjenige, welcher mit dieser Macht bekleidet wird, sich demüthigt vor dem Herrn der Heerscharen und ihm das Gelübde darbringt, sie nach seinem Wohlgefallen zu handhaben; nicht minder, daß Diejenigen, welche ihm gehorchen sollen, zu der Vorsehung um einen gerechten, weisen und braven Führer beten. Überall daher ist es Gebrauch, daß zwar nicht der Antritt einer neuen Regierung selbst eine religiöse Ceremonie geworden, aber mit Begehung religiöser Feierlichkeiten verbunden worden ist, welche ebenso natürlich den symbolischen Charakter angenommen haben. So geschah auch bei den alten Stämmen der Germanen die Schilderhebung der Könige unter den Hymnen der Priester und der Segensprechung des Oberpriesters. Dies war um so unvermeidlicher, da die Erhebung der Könige auf der gegenseitigen Angelobung der Treue beruhte, und das Volk ebensowol dem Könige, als der König dem Volke den feierlichen, gottesdienstlich eingeführten Eid der Huld zu schwören hatte. Als die heidnischen Priester von den christlichen verdrängt worden waren, konnte es nicht ausbleiben, daß die Letztern auch bei dieser Feierlichkeit an die Stelle der Erstern traten; und niemals zu kurzsichtig, wo es die Beförderung ihres Ansehens und ihres politischen Einflusses gegolten hat, haben sie nirgend verabsäumt, diese Verrichtung als eine ihrem Amte gebührende anzusprechen und auszuüben, sich sogar zu versichern, daß solche nicht ohne sie geschehe. Man gedenke nur des Salbungsfläschchens zu Rheims! Solchergestalt ist es überall ein Vorzug der Primaten der Geistlichkeit in jedem Reiche geworden, die Krönung zu vollziehen, als eine der wichtigsten Feierlichkeiten in der Kirche. Nur allein Schwäche und Aberglauben aber hat irgendwo aus dieser Amtsverrichtung, welche eine Pflicht ist, eine Befugniß zur Sanction eines davon durchaus

unabhängigen Rechtes machen können. Selbst der Einfältigste unter den Karolingern würde den Bischof schön angesehen haben, der sich der ihm anbefohlenen Krönung hätte weigern wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, 29. Februar 1837.

Der Carneval ist für dieses Jahr, ungeachtet seiner kurzen Dauer, ungewöhnlich ruhig vorübergegangen und selbst mit weit weniger Lärm und Spectakel zu Grabe getragen worden als die frühern Jahre. Abgesehen von gewissen zufälligen Ursachen, auf welche ich Sie neulich bereits aufmerksam gemacht habe, wie der Trauer in der Vorstadt St.-Germain, den politischen Verstimmungen in den Tuilerien und ihren nächsten Umgebungen, der häuslichen und öffentlichen Noth des Ministeriums, der Grippe, welche am Ende auch hier einen gefährlichern Charakter angenommen hat; abgesehen hiervon, sage ich, scheint der Zahn der Zeit, die Mode, der Geschmack auch an diesen Faschingsfreuden herumzunagen, bis sie nach und nach vollends aufgezehrt sein werden, um einem andern Zeitvertreibe und andern Thorheiten Platz zu machen. Die drei letzten Tage, zufälligerweise nach langem Sturm und Regen von schönem Wetter begünstigt, waren im Ganzen doch nur wenig belebt. Die Drängerei, das Schreien, der dabei unvermeidliche Unfug, die Händel mit der Policei, Verhaftungen u. s. w. fehlten namentlich am Dienstage weder auf den Boulwards noch in der Rue St.-Honoré, dem pariser Corso; allein Masken, Cavalcaden, Aufzüge und Mummereien, warum es sich doch eigentlich handeln sollte, zeigten sich nur wenige; und was man etwa hier und da noch gewahr wurde, war abgenutzt, verbraucht, alltäglich, gemein, ohne Witz und ohne Ironie. Am Abend und die Nacht hindurch gab es natürlich maskirte und unmaskirte Bälle an allen öffentlichen Orten, in allen Theatern, welche dazu die Erlaubniß und die Mittel haben. Der Mittelpunkt der Tollheit war für dies Mal der große Opernsaal, wo man sonst in der Regel noch eine ziemlich gesetzte, anständige und selbst langweilige Gesellschaft anzutreffen gewohnt ist. Allein die gegenwärtige Administration scheint sich nach und nach von den Carnevalsfreuden ganz zurückziehen zu wollen; sie hat in diesem Jahre nur wenige, möglichst langweilige Bälle gegeben, will nicht einmal mehr etwas von den glänzenden Lotterien wissen, wodurch noch voriges Jahr Herr Véron sein Publicum anzulocken und zu kurzweilen suchte, und hat sich am Ende sogar soweit herabgelassen, daß sie ihr glänzendes Local den Orgien eines Musard und seiner Genossenschaft einzuräumen nicht angestanden hat.

Einige Überwindung soll es ihr gleichwol doch gekostet haben. Wenigstens war man noch den ganzen Dienstag über in ziemlicher Ungewißheit, ob Musard wirklich in diesem Heiligthume des guten Tons und guten Geschmacks festen Fuß fassen werde. Erst nachdem bereits die Nacht eingebrochen war, verkündigten wunderlich maskirte Trabanten, welche mit transparenten Anschlagezetteln durch die Straßen eilten, daß Musard über Duponchel den Sieg davongetragen habe, und daß man für fünf Francs, die Hälfte des gewöhnlichen Preises für die Opernbälle, maskirt oder nicht, durch die Pforten der Oper um Mitternacht in den Tummelplatz der Ausgelassenheit einziehen könne. Mehr bedurfte es nicht. Kaum war die gewöhnliche Vorstellung beendigt, als sich bereits Tausende in den äußern Corridors und den der Oper zunächst gelegenen Passagen herumdrängten, um den interessanten Augenblick abzuwarten, wo sich die besagten Pforten aufthun würden. Herr Musard, welcher sein Publicum kennt, es zu behandeln weiß und ihm selbst bis zur Präcision ergeben ist, ließ auch diesmal nicht auf sich warten. Zur bestimmten Stunde thut sich die weite Halle auf; die unabsehbare Colonne von maskirten und unmaskirten Individuen setzt sich in Bewegung; unter tausend Ängsten und Rippenstößen, unter Ach und Weh wird man zur Kasse mit fortgerissen, welcher an doppelten Bureaus die Fünffrancsstücke zu Hunderten zufliegen; mit Mühe arbeitet man sich von hier zu dem Haupteingange des eigentlichen Ballsaales durch; aber schon ist er überfüllt, man drängt von oben, man drängt von unten, man schreit nach Luft, man fällt in Ohnmacht, man will zurück; umsonst! die von außen wachsende Masse behält die Oberhand, ein Hauptstoß gibt den Ausschlag und, wohl oder übel, fliegt man mit hundert Freudensgenossen auf einmal die zehn bis zwölf Stufen hinein, welche auf das zum Tanzsaal umgewandelte Parterre führen. „C'est magnifique", seufzt ein wohlbeleibter Hanswurst neben mir, dem der Schweiß unter seiner schwarzen Sammtmaske in großen Tropfen hervorquillt. „Le diable de Musard, comme il arrange bien ses bals masqués, le pauvre homme!"

Die letzte Beileidsbezeigung ging wahrscheinlich auf Musard's letzte Krankheit, von der er noch sichtliche Spuren an sich trug. Er zeigte sich heute zum ersten Male wieder dem Publicum, eine bleiche, abgemagerte Gestalt, welche, gleich einer geisterhaften Erscheinung aus der Welt der Abgeschiedenen, mit unverrückter Miene das hundertköpfige Orchester reglert, welches zu diesem teuflischen Feste den höllischen Reigen spielt. Denn das ist wahrhaftig der erste Eindruck, wenn man so in dieses wunderbare Getümmel hineingeschleudert wird. „Und was thut man nun da, man tanzt doch jedenfalls?" werden Sie fragen. Freilich, vorausgesetzt nämlich, daß Sie dieses unsinnige Treiben in die Kategorie der Vergnügungen setzen wollen, welche man in andern ehrlichen und vernünftigen Ländern Tanz nennt. Nein! sage ich Ihnen, man tanzt nicht; man rast, man rennt, man lärmt und schreit, man feiert Bacchusfeste und erhitzt sich im Unfuge bis zu den scheuslichsten Geberden priapeischer Lust; nur mit dem Unterschiede, daß dabei der classische Anstrich durch die Hefen der gemeinsten Romantik übertüncht ist, welche selbst einen Theil der pittoresken Illusion wieder zerstören, welche ein solches Gewühl hervorzubringen im Stande wäre. Pittoresk, das läßt sich nicht leugnen, bleibt diese Unzucht dennoch. Durch wiederholte Stöße von oben herein ist man endlich bis in den Grund des Saales zurückgeworfen worden. Mit Mühe faßt man auf einer Bank oder Estrade festen Fuß. Wer, von den Wogen umhergeworfen, nicht ein solches Rettungsbret erlangen kann, klimmt in die von außen wohlweislich verschlossenen Logen des ersten Ranges empor. „À bas, à bas!" ruft die Policei von allen Seiten den Verwegenen zu. Aber schon ist die glänzende Loge des Herzogs von Orleans von einem Dutzend breitschulteriger Harlekins erstürmt, die Policei zieht sich überwunden zurück, und in wenigen Augenblicken ist die ganze weite Logenreihe im Besitze hohnlachender Sieger. Jetzt erst fängt man an, dieses wundersame Schauspiel zu genießen, wenn dabei überhaupt von Genuß die Rede sein kann.

Dieser große, weite, auf das glänzendste ausgeschmückte Raum, von Tausenden von Wachskerzen erleuchtet, zwölf bis sechzehn Kreise, welche sich in wildem Taumel unter einer unbeweglichen Masse von Menschenköpfen mühsam um sich selbst herumtreiben, der ausgelassene Jubel, die fanatisirende Musik, das Alles gibt ein Gemisch von pittoresken Scenen, welche kaum einer Beschreibung fähig sein dürften. Der erste Eindruck ist blendend, das längere Verweilen demüthigend und unbehaglich. Man fängt an, Betrachtungen zu machen und zu kritisiren, was man an solchen Orten doch nie thun sollte. Man findet, daß dieses französische Volk, welches so groß, so edel, so gebildet sein will, in seinen Freuden bis zur tiefsten Gemeinheit, bis zur empörendsten Niedrigkeit herabsinkt; man bleibt am Ende bei der traurigen Wahrheit stehen, daß dieses Volk einer reinern Äußerung der Freude, eines wirklichen Genusses geselliger Heiterkeit gar nicht mehr fähig ist; alles bessere Gefühl, was dazu gehört, ist ja längst abgestumpft; es sind ja nur noch die letzten Hefen moralischer Haltung übrig, und um diese aufzuregen, muß man Unnatur, Wahnwitz, Raserei, Schmutz,

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 69. — 10. März 1837.

Deutsche Geschichte, mit besonderer Rücksicht auf Religion, Recht und Staatsverfassung von George Phillips. Zweiter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 68.)

Da wir des Eides der gegenseitigen Huld erwähnt haben, sei es erlaubt, die von Karl dem Kahlen dafür vorgeschriebenen Formeln anzuführen. Jedermann schwur dem Könige (S. 367):

So verspreche ich von heute an, und so lange ich lebe, dieser meiner höchsten Obrigkeit (Senior) treu, hold und gewärtig zu sein, so gut ich es verstehe und vermag; ihm mit Rath und mit That nach Kräften ohne Trug und Falsch, ohne Hinterlist, Verrath oder Verstellung und ohne Ansehen irgend einer Person zu dienen, und weder unmittelbar noch mittelbar, auch nicht durch Schriften, noch durch Auftrag oder bösen Anschlag, oder auf irgend eine andere Art und Weise gegen seine Ehre oder gegen den Frieden, die Ruhe und die Eintracht der heiligen Kirche und des ihm übertragenen Reiches etwas zu unternehmen oder einem Andern darin behülflich zu sein, noch endlich jemals ein Ärgerniß zu geben, was seinem zeitlichen und ewigen Heile Abbruch und Schaden bringen könnte, so wahr mir Gott helfe und die Fürbitte seiner Heiligen.

Der König seinerseits aber sollte schwören:

Nach bestem Wissen und Gewissen und mit Hülfe des Allmächtigen will und werde ich einen Jeden von Euch für seine Person und nach seinem Stande ehren und schirmen, diese Ehre und Schirm auch ohne Arg, Trug und Hinterlist bewahren und einem Jeden das ihm zustehende Recht und Gerechtigkeit erhalten, nicht minder wer meiner Gnade bedarf und darum gehörig bittet, dem werde ich sie angemessen erweisen, wie es einem getreuen Könige ziemt, seine Getreuen zu ehren und zu schirmen und einem Jeden nach seiner Ordnung das zustehende Recht und Gerechtigkeit zu bewahren, auch sich Derer gehörig zu erbarmen, die dessen bedürfen und darum angemessen bitten. Hiervon will ich für keinen Menschen, so viel die menschliche Gebrechlichkeit nur gestattet, weder absichtlich, noch böswilligerweise, noch auf irgend Jemandes unziemliches Anrathen mich abwendig machen lassen, so weit mir Gott Einsicht und Kraft dazu verleihen wird. Sollte ich aber aus menschlicher Schwäche dagegen fehlen, so werde ich, sobald ich des inne werde, freiwillig dafür Sorge tragen, daß solches wieder gutgemacht werde.

Auf diesem Vertrage beruhte die Königswürde unter den Deutschen, welche hiernach als obrigkeitliches Amt aus Auftrag des Volkes ausdrücklich anerkannt wurde, weshalb denn auch dessen Gesammtheit in seinen Versammlungen nicht nur die Könige nöthigte, von Dingen abzustehen, welche sie etwa gegen Recht und Sitte unternahmen, sondern auch über schon verübte Freveithaten Gericht hielt. Damit steht die Erblichkeit der Königswürde oder des Herzogthums, die wir bei den alten germanischen Völkern meistentheils antreffen, nicht im mindesten Widerspruche (S. 394). Denn wenngleich die freie Wahl des Volkes nur den Beruf ertheilen konnte, dessen Oberhaupt zu werden, so war doch diese Wahl vermöge religiös-geheiligter Sitte an ein Geschlecht bei jedem Volke gebunden, unter dessen Gliedern sie nur statthaben durfte. Erst als diese Geschlechter untergegangen waren, trat an die Stelle dieser Sitte bei einigen Völkern eine uneingeschränkte Wahl, bei andern aber ein anderes Geschlecht, welchem jener Vorzug beigelegt wurde. Wie der Papst den Ausspruch gethan hatte, daß die Merovinger durch ihre Schlaffheit das Recht zur Krone verwirkt hätten und solche Demjenigen gebühre, der ihre Würde trage und ihre Obliegenheiten übe, ebenso verlautbarte er späterhin das Urtheil, daß das Geschlecht Pipin's auch in Betreff der Ausschließung eines jeden Andern von der Königswahl ganz an die Stelle des entsetzten Stammes getreten sei. Aber weder in jenem noch in diesem Falle schuf der päpstliche Ausspruch schon das Recht selbst, sondern dieses entstand dadurch, daß das Volk jenem Urtheile huldigte, es gelten ließ und danach verfuhr. Wenngleich daher ebenso wie die übrigen obrigkeitlichen Würden und die Lehne (S. 468), so auch die Königswürde immer mehr allmälig der Erblichkeit zureifte, dergestalt, daß in der Regel und von selbst die Söhne in des Vaters Stelle eintraten, wenn sie dazu fähig waren und nicht ausdrücklich von der andern Seite widersprochen wurde, so übten auch die Karolinger auf die Übertragung oder Vererbung der Krone den Einfluß aus, daß sie ihren Völkern in deren Gesammtheit oder nach Theilen den oder die Nachfolger vorschlugen und nach deren Einwilligung die Krone abtraten oder eine Anwartschaft darauf einräumten. Immer aber wurde das Recht des Volkes hierbei ausdrücklich dadurch in Ehren gehalten und bewahrt, daß beurkundet wurde, der neue Regent sei vermöge dessen Wahl erkoren worden. Nach dem Abgange der Karolinger trat sonach in Deutschland ganz von selbst eine völlig freie Wahl ein. Sowie solchergestalt die altdeutsche Legitimität eine ganz andere ist, als was heutzutage darunter verstanden wird, dort nämlich nur eine Beschränkung oder Bedingung des Wahlrechts durch Geburt,

hier selbst das Erbfolgerecht durch Geburt, ebenso unrichtig ist es, wenn der Verf. das alte Staatsrecht, das wechselseitige Rechtsverhältniß zwischen den Königen und Unterthanen, aus den Gefolgschaften ableiten will. Im Lande oder Gebiete eines Volkes gab es ursprünglich keine Gefolge, sondern die nicht zur Regierung kommenden Fürsten zogen mit solchen ins Ausland, um anfänglich Ehre, dann Schätze, endlich Länder zu erobern. Daheim gab es keine Gefolge, wol aber war jeder Bürger zur Heeres- und Gerichtsfolge vermöge des Bannes verbunden. Diese Folge und überhaupt die Treue und die Pflichten des Unterthanen waren aber etwas ganz Anderes als die Treue eines Mannes gegen seinen Anführer. Jene erstreckte sich nur auf den Kreis der im Banne begriffenen Obliegenheiten gegen die Gesammtheit; diese bezweckte persönliche Hingebung und Gehorsam. Erst als nun auch die Regenten sich für andere als Staatszwecke mit Gefolgen umgaben, als aus diesen und der später heranwachsenden Ministerialität der Übergang ins Lehnwesen gemacht worden war und durch dieses die ganze innere Staatsverbindung, welche auf der gegenseitigen Rechtsverbürgung beruhte, zerrüttet und umgestaltet worden war, dann erst vermengten sich auch die Bürger- und Unterthanentreue, die Obliegenheiten des Bürgers und des Dienstmannes (homo). Hierzu war zu den Zeiten der Karolinger allerdings schon ein leidlicher Anfang gemacht und in Neustrien ungleich mehr als in Austrasien; aber noch war die Vermengung und Verwechselung nicht so groß, daß nicht der Ursprung und die Veränderung einer jeden Verbindlichkeit genau erkennbar gewesen wäre. Eben diesem Schritt vor Schritt nachzugehen und sowol die Ursachen als die Wirkungen aller dieser Veränderungen zur Warnung oder zum Beispiele nachzuweisen, das ist die Aufgabe des Geschichtschreibers. Dazu aber gehört, daß derselbe das Charakteristische und Eigenthümliche jeder damaligen Rechtsgestaltung selbst genau aufgefaßt habe. Wie wir schon bei der Beurtheilung des ersten Bandes von diesem Werke den Abgang dieser Genauigkeit zu rügen nicht umhingekonnt haben, so hat ebenderselbe auch in diesem Bande mancherlei Unrichtigkeiten zuwege gebracht. So z. B. ist die Heeresfolge oder der Kriegsbann mit der Lehnsfolge (S. 442) zu keiner Zeit vermengt worden; aber traurig genug ist es gewesen, daß durch das Lehnswesen und durch die Bedrückung der Heermannei es dahin kam, den höchsten Ehrentitel eines Deutschen, den eines Arimanns, zu einem Spottnamen zu machen und an dessen Stelle den eines miles (Streitbaren) zu setzen, welcher nur den Vasallen, den diesen gleich geachteten Dienstmannen und denjenigen freien Bürgern noch zukam, welche sich beritten machen und gleich jenen bewaffnen konnten, um in ihren Reihen zu kämpfen, sodaß Kriegsmann und Ritter wieder gleichbedeutend wurden. Erst durch diese Ritterschaft erzeugte sich unser heutiger Adel. Wenn hingegen der Verf. von einem Adel zu den Zeiten der Karolinger fortgesetzt spricht, so schiebt er auch damit dem damaligen Zustande eine Idee unter von Etwas, das noch gar nicht vorhanden war. So willig unsere Voraltern das Gewicht des Ansehens und bürgerlichen Einflusses anerkannten, welches Macht, Reichthum, Erfahrung und Ruhm geben, und so gern sie das Andenken der Väter auf deren Kinder übertrugen, so durchaus fremd ist ihnen doch die Vorstellung von einem blos durch Geburt begründeten Standesvorzuge unter gleich freien und berechtigten Mitbürgern gewesen. Die Heeresschildsabtheilung, noch etwas Anderes, ist viel spätern Ursprungs und ebenfalls eine von den bösen Früchten der Heerzüge nach Italien. Es ist deswegen ebenfalls nicht ganz richtig, wenn der Verf. (S. 522) schon damals mehre Abstufungen der Freiheit annimmt. Wol werden die semper- (sendbar) oder schöffenbarfreien von den übrigen Freien unterschieden, aber nicht als zwei Classen mit verschiedenen Standesrechten, sondern weil zur Ausübung des activen Bürgerrechts, wozu vorzugsweise die Schöffenbarkeit gehörte, nicht die freie Geburt allein genügte, sondern außerdem noch die Ansässigkeit hinzukommen mußte. Ebenso wenig waren Diejenigen, welche von einer Seite nicht von einem oder einer Freien abstammten, darum mindern Standes, sondern sie wurden darum den Freien gleichgeachtet, weil zur Ehre des Königs es eingeführt worden war, wie es im Gesetze ausdrücklich heißt, daß durch Verheirathung mit des Königs Leuten (fiscalini, liti regis) kein Makel der Geburt für die Nachkommenschaft verknüpft war (S. 527). Hat doch in England und Frankreich stets den königlichen Bastarden Ehre angehangen, da sonst uneheliche Geburt Anrüchigkeit zur Folge hatte. Aber schon in den ältesten Zeiten hatte ein Antrustin des Königs die doppelte Gewehr eines Arimanns, und bald dehnte sich diese Rechtsansicht auf alle Leute des Königs aus. Dem Verf. aber ist der von Meyer so bestimmt entwickelte Begriff der Hörigkeit und Mannschaft (lidus, homo) nicht klar geworden, weshalb er auch Antrustionen, Vasallen und Dienstmannen (ministeriales) öfter so zusammengemengt, wie sie sich in viel späterer Zeit wirklich miteinander vermischt haben (S. 458). Jedes Lehn ist ein Beneficium im weitern Sinne gewesen; aber beiweitem nicht alle Beneficia waren Lehen, wennschon sie es später meistentheils geworden sind. Um deswillen unterscheiden die Urkunden noch der folgenden Jahrhunderte die Fürsten, Grafen, Barone (Arimannen), Vasallen und Dienstmannen. Muß doch der Verf. selbst anerkennen, daß die Beleihung dem vollen Staatsbürgerrechte, der Schöffenbarkeit und dem Banne keinen Eintrag that, weil sie keine Hörigkeit erzeugte. Fein ist übrigens die Unterscheidung zwischen vassus und vasallus, auf welche der Verf. aufmerksam macht. Jenes ist die Benennung des Lehnsmannes in Betracht seines Lehnsherren, dieses aber in Betracht des Staatsoberhauptes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Beschluß aus Nr. 8.)

Jetzt lassen Sie uns zu ernstern Dingen übergehen. Der alte van Praet, dieses Modell, der Nestor der Bibliothekare vielleicht von ganz Europa, ist vor einigen Tagen mit Tode

Deutschland. Er hatte seit dem Erscheinen des „Réformateur" mit Raspail in nähern Verhältnissen gestanden. Dieser Redner, dem die Macht des Wortes in seltener Vollkommenheit zu Gebote steht, erhob sich, vom tiefsten, innigsten Gefühle ergriffen, fast zu prophetischer Begeisterung. Vorzüglich die letzten Momente seiner Rede gaben dieser einfachen, schlichten Todtenfeier einen erhabenen, großartigen Charakter. Sie war würdevoll, ergreifend und frei von jeder leidenschaftlichen Äußerung, wozu sich die so lebhafte Theilnahme gleichgesinnter Freunde an dem Schicksale des Verschiedenen in diesem aufgeregten Augenblicke wol hätte hinreißen lassen können. Alles, was gesprochen wurde, trug den Stempel der lebendigsten Überzeugung, des edelsten Schmerzes, der kräftigsten Hoffnung, zugleich aber auch jener Mäßigung und Ruhe an sich, wodurch man die endliche Freistätte eines Verfolgten am würdigsten ehren mag. Ein schmuckloser Stein wird künftig diese Freistätte Denen bezeichnen, welchen sie theuer bleiben wird für lange Zeiten.

Ihr Alle aber, welche Zwiespalt des Geistes und der Gesinnung, Mißgunst, Neid oder ein höhnisches Geschick von diesem seelenvollen Leben getrennt hat und vielleicht noch fern halten wird von der Gruft, die dessen irdische Reste birgt, tilgt sie aus, den Haß und die Feindschaft; tilgt sie aus, damit sich der Geist nicht erzürne, welcher wie ein treuer Wächter noch lange über dem Kleinode dieser in unheimatlichem Boden niedergelegten Gebeine schweben wird! Hebt ihn endlich auf den Bannfluch, welcher diesen Märtyrer seines eignen Willens, seiner eignen Überzeugung aus dem Lande seiner Väter trieb; hebt ihn auf, ihr Gewaltigen, deren Macht dieses starke Gemüth nie beugen, diesen freien Sinn nie in Banden schlagen, nie niederdrücken konnte; hebt ihn auf, damit er zuletzt nicht noch die Erde belaste, welche hier in kleinem Raume einem durch Sturm und Mißgeschick muthvoll kämpfenden Wanderer ein gastliches Ruhebette gewährt. Reicht euch Alle, Freunde und Feinde, in der Ferne wie in der Nähe, über diesem Aschenkruge die Hand zur Versöhnung und macht gemeinschaftlich Menschenliebe, Verzeihung und Gerechtigkeit zu den Grundsteinen eines Mausoleums, welches vielleicht die Nachwelt über diesem Staube wölben wird; denn noch ist die Zeit nicht gekommen, wo die Stimmen der Bewunderung und des Tadels vor dem Richterstuhle der Unparteilichkeit sich dem Ausspruche der Gerechtigkeit ganz fügen möchten; noch kann das Urtheil, befangen sei es in Schmerz und Mitgefühl oder in Haß und leidenschaftlicher Verachtung, sich nicht erheben zu freier Würdigung eines Wesens, dessen Kern sich unter einer rauhen, für Viele so abstoßenden, ungenießbaren Schale doch so rein, so gesund erhalten hat. Wir selbst wollen jetzt daran nicht rühren. Börne bleibt eine an sich zu merkwürdige Erscheinung, als daß nicht die Zeit kommen sollte, wo seine Vorzüge und Mängel, das Wahre und das Falsche seines Strebens im rechten Lichte erscheinen werden.

Börne war geboren 1786, er hatte folglich noch nicht das 52. Jahr seines Lebens erreicht. Seit mehren Jahren lebte er hier zurückgezogen im Kreise einer deutschen Familie aus Frankfurt, mit welcher er im Sommer das nahegelegene Auteuil bewohnte. Er soll ein Werk über die französische Revolution hinterlassen haben, Betrachtungen in der Art, aber natürlich in ganz anderm Geiste, wie die „Considérations" der Mad. de Staël. Der berühmte Bildhauer David, welchen Börne zu seinen Freunden zählte, hat vor einiger Zeit Börne's Portrait auf seine leichte geistreiche Weise in einem Medaillon gegeben. Abdrücke in Bronze oder Gyps wird man sich leicht davon verschaffen können.

Seit meinen letzten Mittheilungen hat sich auch in der Journalistik wieder Einiges zugetragen. Lamennais, der Verf. der „Paroles d'un croyant", hat die Redaction des Journals „Le monde" übernommen. Bekanntlich ist dieses Journal, unter der Redaction eines jungen Deutschen, Pistor mit Namen, erst zu Ende des vorigen Jahres ins Leben getreten, hat aber bei der in seinem ursprünglichen Programme angegebenen Tendenz nach einem gewissen liberal sein sollenden Kosmopolitismus noch nicht auf einen grünen Zweig kommen können. Eine solche Tendenz, welche gegenwärtig nirgend grade viel Sympathie finden dürfte, ist am allerwenigsten für Frankreich gemacht, wo ein Journal nothwendig eine bestimmte, etwas derb aufgetragene Farbe halten muß, wenn es ein Publicum haben will. Diese Farbe wird nun auch dem bisher etwas bleichen „Monde" fernerhin nicht mehr fehlen. Welche es sein wird, beweist außer Lamennais' Namen schon der Umstand, daß die Unternehmer des längst vorbereiteten, aber noch nicht erschienenen „Radical", wovon ich Ihnen neulich schrieb, darüber in ziemliche Verlegenheit gerathen sind und diese Lamennais'sche Redaction des „Monde" als ein neues Hinderniß ihrer eignen Unternehmung betrachten. Die bekannte Romanschriftstellerin George Sand wird als eine der kräftigsten Stützen dieser umgeschaffenen „Welt" genannt. Pistor hat man als directeur-gérant beibehalten. Übrigens ist durch diese Umänderung das früher allgemein verbreitete Gerücht, als sei „Le monde" ein von gewissen auswärtigen Mächten bezahltes Journal gewesen, wol hinlänglich widerlegt.

Das „Journal des débats" hat unlängst den Einfall gehabt, seine Leser durch die Darstellung des ziemlich pikanten Liebesverhältnisses zwischen Friedrich Gentz und Fanny Elsler zu unterhalten, wie es sich aus der „Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel", herausgegeben von K. A. Varnhagen v. Ense, entnehmen läßt. Dergleichen Dinge sind so ganz im Geschmacke der hiesigen Gesellschaft de bon ton, und wo man folglich jetzt hinkommt, dreht sich das Gespräch mit um diese wahrscheinlich höchst platonische Liebe. Daraus werden nun wieder allerhand schöne Schlußfolgerungen über die Gemüthlichkeit und Vortrefflichkeit der deutschen Art und Weise gezogen, die Einem wahrhaftig übel machen, zumal wenn man weiß, daß, wie neulich ein in der wiener diplomatischen Welt jener Zeit ziemlich Eingeweihter versicherte, diese zarte Liebschaft ihren Ursprung einer jener Mystificationen zu verdanken hat, wodurch eine dortige hochgestellte Person bisweilen sich und Andere zu kurzweilen sucht. 129.

Notizen.

In der Recension von Mundt's „Kunst der deutschen Prosa" in den berliner „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" wird dem Verf. bemerkt, daß die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts von ihm nicht hinlänglich gewürdigt worden wären. „Wir halten dafür, daß der Purismus ein Segen sei im Vergleich mit dem babylonischen Mischmasch, der dazumal an der Tagesordnung war, und dem vorzubeugen eben jene Gesellschaften eifrigst bemüht gewesen u. s. w.", sagt Hr. Klein, der Recensent; von ihm kommt aber ebendaselbst folgende Stelle vor, wo er den Purismus nicht eben praktisch anwendet: „So hat sich denn auch hieraus eine Genialität der Prosa entwickelt, die ihrerseits ohne Zwang, ohne Ostentation und Prunk, poetische Licenzen sich herausnimmt und, scheinbar nachlässig einem anmuthigen Abandon sich überlassend, alle Etiquette von sich weist und ihr adeliges Blut eben in dieser anmuthigen Aisance kundgibt."

In Gersdorf's „Repertorium der deutschen Literatur", 11. Bd., S. 161, lassen Setzer und Corrector den Recensenten bei Gelegenheit der Anzeige von Jahn's „Leuwagen für Leo" zu Erklärung der Wortes: Leuwagen, Folgendes sagen: „Man sagt uns, daß in der Gegend von Hamburg, in Holstein u. s. w. ehedem Schnürbrüste mit langen Stielen Leuwagen genannt worden seien." — Nein — Scheuerbürsten mit langen Stielen, um die Fußböden zu reinigen, haben jenen Namen! 136.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 70. — 11. März 1837.

Deutsche Geschichte, mit besonderer Rücksicht auf Religion, Recht und Staatsverfassung von George Phillips. Zweiter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 69.)

Noch eine andere treffende Wortableitung verdanken wir dem Verf. (S. 198), nach welcher Messe oder eigentlich Mette nicht von Missa (concio) oder Matutinum, sondern von Metae oder Mettis abstammt, indem bei der bischöflichen Schule zu Metz eine Mustergesangschule eingerichtet worden war, sodaß von deren Vorzüglichkeit der geistliche Gesang cantilena Mettensis hieß.

Drollig erscheint die unsagliche Mühe, die sich der Verf. gegeben hat, einerseits die Legitimität der Erhebung Pipin's und Karl's zur Königs- und Kaiserwürde, andererseits die Unabhängigkeit und Souverainetät des Papstes darzuthun, die sich am Ende nach einer langen Ausführung dennoch (S. 228) in das Geständniß ergeben muß: daß eigentlich die bloße Thatsache der Bemächtigung der Kaiserkrone das Princip zur Nachfolge im römischen Kaiserreiche gewesen sei, und daß Derjenige für den Kaiser galt, dem es gelang, sich mit dem Purpur und Diademe zu bekleiden, und so lange, als sie ihm nicht von einem Andern ausgezogen wurden. Das ist die Wahrheit, und so ist es gewesen von Cäsar bis zum Kaiser Franz. Alles Andere, was der Verf. vorbringt, um uns eines Andern zu überreden, sind nur Schnippchen, der Geschichte geschlagen.

Daß der Papst von der ganzen Christenheit als Oberhirte im 8. Jahrhunderte angesehen worden sei, ist abermals eine arge Übertreibung. Die ganze griechische Kirche, die Arianer, die Kuldeer und alle Vertheidiger des reinen Episkopalsystems haben dieses Supremat nie anerkannt. Für den Zweck aber war es schon genug, zu erwähnen, daß es in Italien und Gallien und auch in England nach der Unterdrückung der Kuldeer der gemeine Kirchenglaube war, und daß von England aus durch die Missionnaire, vorzüglich durch den dafür zum Primas des Reichs beförderten heiligen Bonifacius, dieser Glaube über ganz Deutschland verbreitet worden ist. Das Ansehen dieser Suprematie genügte hinlänglich, damals den Völkern Ehrfurcht vor den Aussprüchen des heiligen Stuhles einzuflößen und solche heilig zu halten. So ist es denn leicht erklärlich, daß die Franken einstimmten, als der Papst dem Pipin die Königskrone zusprach, und daß die Römer entzückt waren, als er dessen Sohne die Kaiserkrone aufsetzte. In eben dieser Anerkennung und Zustimmung der Völker ist aber auch der Rechtstitel dazu allein enthalten und äußerlich erkennbar geworden, keineswegs in dem Krönungsacte einer bloßen symbolischen Ceremonie, wie wir gesehen haben. So groß das Unrecht sein mochte, welches der Papst und die Römer, vorzüglich in den Zeiten der Bilderstürmerei von den byzantinischen Kaisern erlitten hatten (S. 217), und so groß deren Bedrängniß durch die Longobarden war, so möchte doch der Verf. wol schwerlich es übernehmen, einen Landesbischof dadurch zu rechtfertigen, noch viel weniger ihm die Befugniß und die Macht beizumessen, sich von seinem Landesherrn loszusagen und einem Andern die Krone aufzusetzen. Noch weniger ist es gegründet, vielmehr eine unerschwingliche Mystik, wenn der Verf. vorgibt (S. 219): der römischen Republik und dem folgenden Kaiserreiche habe vom Ursprunge als regierendes Princip die Tendenz zur Katholicität eingewohnt, dergestalt, daß sie durch ihre Eroberungen nur das Feld für die katholische Kirche, als deren geistliche Nachfolgerin, gewonnen und vorbereitet habe, welche nun ihren Thron deshalb wieder in Rom haben und sich einen Schirmvogt auserkiesen müssen, dessen weltliche Macht so weit reichte als ihre geistliche Macht. Wahr hieran ist nur so viel, daß die Römer, nachdem sie die bekannte Welt erobert und Jahrhunderte lang die Hauptstadt derselben ausgemacht hatten, diese Vorstellung und den ihr anklebenden Dünkel nicht sobald vergessen, noch weniger eine Abhängigkeit von Konstantinopel ertragen konnten. Wahr ist es, daß Cäsar und August die Herrschaft über Rom nur durch die Vereinigung fast aller Ämter und aller davon abhängigen Gewalt in der Republik an sich gebracht hatten; daß eben darum die Rechtsidee der Republik selbst und ihrer Fortdauer nie aufgehört hat; daß auch die Anerkennung oder vielmehr Duldung jener Anmaßung stets nur eine persönliche gewesen ist, und daß irgend eine Constituirung eines Erb- oder Successionsrechts niemals erfolgt ist. Selbst die Theilung des römischen Reiches war nur eine Handlung der herrschenden Willkür ohne staatsrechtliche Sanction. Die Beherrscher zu Konstantinopel hatten gar kein Recht auf eine Herrschaft über Rom, als

grade nur, indem und insoweit sie dieselbe besäßen und den eindringenden Deutschen streitig zu machen vermochten. War die Republik Rom von ihren morgenländischen Glaubensgenossen schutz- und machtlos, so hatte sie keinen Herrn und war vollkommen wohl berechtigt, sich einem andern Herrn zu unterwerfen, weil es eben römisches Staatsrecht war, Denjenigen als Herrn anzusehen, der die Gewalt zu üben und zu behaupten vermochte. Nach diesem Grundsatze hatte Petasius sich schon zum römischen Kaiser erklärt (S. 254), und nach ebendemselben wurde Karl unter Zustimmung seiner Franken rechtmäßiger Kaiser, als ihn das Volk von Rom dazu ausrief und der Papst, als dessen erster Geistlicher, in der Kirche diesem Wunsche Worte lieh, was sonder Zweifel vorher schon miteinander abgemacht war, da der Papst es nicht hätte wagen dürfen, solches ohne Vorwissen des Senats und der Volksführer zu unternehmen, zumal bei seiner Anrüchigkeit und Verhaßtheit beim Volke selbst.

Ohne allen Gehalt ist es dagegen, wenn der Verf. (S. 235) behauptet:

Es hat bei jener Schutzlosigkeit und Gefahr der Römer nicht anders geschehen können, als daß auf den Papst selbst ganz von selbst eine Oberhoheit über die Stadt Rom und deren Umgegend und dann bald auch über entferntere Gegenden überging. Es mußte sich ganz von selbst entwickeln, daß die treue Heerde sich um den Oberhirten sammelte, entschlossen, mit ihm gemeinsam zu leben und zu sterben. — Denn der Papst war genöthigt (S. 240), selbständig zu handeln und mit dem Longobardenkönige zu unterhandeln; er brachte dazu keinen andern Auftrag mit als den, der in der ihm von Gott angewiesenen Stellung lag. — (S. 245.) Durch die Verwirrung, in welcher der Orient sich theils durch die Maßregeln der Kaiser hinsichtlich der Kirche, theils durch die Kämpfe mit den Sarazenen befand, wurden die dortigen Kaiser genöthigt, die Souverainetätsrechte auf die Päpste übergehen zu lassen.

Es hätte wol so geschehen können, aber es war nicht so geschehen. Daß der Priester einer bedrängten Stadt zum feindlichen Feldherrn zieht und um Gnade bittet, ist noch lange kein Souverainetätsact; andere Beweise einer durch den Papst erlangten Souverainetät hat aber der Verf. selbst nicht anzuführen vermocht. Die Verlegenheit der orientalischen Kaiser allein, wenn dieselben als rechtmäßige Herren über Rom anzusehen waren, würde noch keinen Treubruch entschuldigen. Als dem Generale v. Courbière in Graudenz 1807 von den Belagerern gemeldet wurde: der König von Preußen habe in Folge der verlorenen Schlacht am Niemen sein Land verlassen müssen und aufgehört, zu regieren, sodaß eine weitere Vertheidigung der Festung unnützes Blutvergießen sein würde; antwortete der tapfere General: „Wenn es keinen König von Preußen mehr gibt, bin ich König in Graudenz und werde mein Reich gegen den Angriff zu vertheidigen wissen.“ Nicht aber übergab er sie den Franzosen, sondern seinem Könige nach dem Frieden von Tilsit, den er solchergestalt durch seinen treuen Muth zu Stande bringen half. Daß die Römer noch keine Souverainetät des Papstes anerkannten, hatten sie bei allen Papstwahlen und bei den Streitigkeiten hinlänglich bewiesen, welche den Kaiser schon vorher nach Rom geführt hatten. Denn es ist wohl zu bemerken, daß es nicht der erste, sondern der fünfte Zug war, den Karl unternommen hatte, als seine Kaiserkrönung erfolgte. Auch die Schenkung Pipin's und deren nachmalige Bestätigung durch Karl, welche überdies nicht Rom, sondern nur die von den Longobarden zurückgegebenen Legationen angeht (S. 251), enthält nichts davon, daß die Kirche zu St.-Peter dieselben zu Souverainetätsrechten bekommen solle. Es ist folglich ein Misbrauch des Ausdrucks: restituere, welchen die Dotation enthält, wenn der Verf. (S. 247) vorgibt, diese Schenkung sei eigentlich eine Restitution gewesen. Die Unterhandlungen des heiligen Bonifaz zwischen Pipin und dem Papste, einander gegenseitig die erwähnten Liebesdienste zu erweisen, sind nicht mehr bekannt. Da nun jener das ihm angetragene Patriciat über Rom in eben der Art angenommen hatte, wie nachher Karl die Kaiserkrone, so ging aus jenem schon eine Veranlassung hervor, sich der Angelegenheiten Roms anzunehmen, deren im Grunde jedoch der König der Franken nicht bedurfte (S. 253). Noch weniger ist Grund vorhanden, erst zu derjenigen Gerichtsbarkeit Zuflucht zu nehmen, welche den Schirmvögten der Kirchen zustand. Denn nicht Schirmvogt, sondern Schutzherr war der Kaiser, und in der Gerichtsbarkeit des Oberherrn löste sich von selbst jede andere Gerichtsbarkeit auf. Überdies erstreckte sich auch die Gerichtsbarkeit der Vögte nur über die Hörigen der Kirche, nicht über die Geistlichen selbst. Die Römer aber waren keine Hörige, und sie belangten den Papst selbst bei dem Schutzherrn und begehrten von ihm dessen Absetzung. Dies Alles sind also unhaltbare Dinge, durch welche nichts erwiesen wird.

(Der Beschluß folgt.)

Die amerikanischen Besserungssysteme, erörtert in einem Sendschreiben an Herrn W. Crawford, Generalinspector der großbritannischen Gefängnisse, von Dr. Julius. Leipzig, Brockhaus. 1837. Gr. 8. 8 Gr.

Der nächste Zweck der Strafe ist Aufrechthaltung der Kraft der im Gesetze gegen dessen Übertreter ausgesprochenen Drohung. Wäre die menschliche Natur so beschaffen, daß ein aus Schuld zugezogenes Übel, wie es die mehr oder minder verschärfte Freiheitsstrafe ist, dem Gemüthe des Verbrechers nothwendig eine stetige Richtung zum Guten gäbe, dann würde das zweite Interesse des Staates bei der Strafe, Besserung, von selbst erreicht werden. Da aber die Erfahrung bewiesen hat, daß die Strafhäuser, wie sie in dem größten Theile von Europa bestehen, weit entfernt, Besserungsanstalten zu sein, vielmehr Verbrecherschulen sind, und die Sträflinge aus ihnen noch verderbter, noch geneigter und geschickter zur Verübung von Verbrechen, als sie es vorher waren, entlassen werden, so erheischt es die Pflicht der Regierungen, den Strafhäusern eine solche Einrichtung zu geben, daß der Verbrecher einerseits zur Selbsterkenntniß und durch Selbsterkenntniß zu dem festen Entschlusse, ein besserer Mensch zu werden, geführt, andererseits aber von seinen schlimmern Genossen in einer solchen Trennung gehalten werde, daß sie seiner Seele kein Gift einträufeln können. Diese zwei wesentlichen Bedingungen der Besserung der Sträflinge sind einigen der erleuchtetsten Staaten des nordamerikanischen Bundes nicht entgangen; nur hat man daselbst zwei ganz verschiedene Wege sowol in der Bauart als in der Verwaltung der Gefängnisse eingeschlagen, um einen und denselben

Zweck zu erreichen. Diese beiden Systeme sind das neuyorkische oder auburnsche und das pennsylvanische oder philadelphische System; ihre unterscheidenden Hauptzüge sind: bei jenem, Trennung der Gefangenen bei Nacht und gemeinschaftliche mit Stillschweigen gepaarte Arbeit am Tage; bei diesem, Trennung der Gefangenen bei Tage wie bei Nacht, mithin auch einsame Arbeit. Der Verf. hat in der an der Spitze genannten zwar kleinen, aber wichtigen Schrift, der Vorläuferin eines größern Werkes über seine Reise in Amerika, aus eigner Anschauung und, wie uns dünkt, auf überzeugende Weise die Gründe dargethan, welche dem pennsylvanischen Systeme den Vorzug vor dem neuyorkschen geben. Seine Argumentation besteht wesentlich in Folgendem. Das System des schweigenden Beisammenarbeitens gewährt den ganzen Tag über Gesellschaft der schlechtesten Art (wäre die Verbindung der Gefangenen auch nur durch den Gesichtssinn vermittelt), zerstreut mithin und schließt das Nachdenken über sich selbst, diesen Grundstein der Besserung, fast gänzlich aus. Das System der Trennung bei Tage wie bei Nacht dagegen erzeugt das Gefühl des hülflosen Alleinseins, entzieht dem Sträflinz alle Gelegenheiten zur Zerstreuung, überliefert ihn dem Nachdenken, macht als Zucht einen tiefern und dauerndern Eindruck auf den Verurtheilten und muß daher mehr Besserungen zuwege bringen als das neuyorkische System; während die unerläßlichen täglichen Besuche des Vorstehers, Gefangenwärters, Arztes, Schulmeisters und Hausgeistlichen sowie Bewegung und Arbeit in freier Luft das Drückende der Einsamkeit hinreichend mildern, um sein leibliches und geistiges Wohlsein nicht zu gefährden. Bei dem System des schweigenden Beisammenarbeitens sind Mittheilungen durch Flüstern, Zeichen und Blicke auch bei der strengsten Aufsicht, wie es eine vielfache Erfahrung bewiesen hat, nie ganz zu verhindern; bei dem pennsylvanischen System dagegen wird sogar unmöglich gemacht, daß sich die Verbrecher auch nur durch den Gesichtssinn kennen, welche Kenntniß ein so großes Übel ist, daß es nur durch die mittels der Rede übertroffen wird, denn die Erfahrung hat gezeigt, daß entlassene Sträflinge selten verfehlen, ihre im Gefängnisse gemachte Bekanntschaft auf verderbliche Weise zu erneuern. Das neuyorksche System erheischt ein eignes Spital, welches eines der Hauptmittel zum Wechselverderbniß der Sträflinge ist, die häufig Gebrechen und Krankheiten aller Art erheucheln, um dahin zu gelangen; bei dem System der Trennung der Gefangenen bei Tag und Nacht dagegen sind die Einzelzellen hinreichend groß, um sie in Krankheitsfällen in diesen selbst zu behandeln und ihnen ungestört unter vier Augen die Tröstungen der Religion zufließen zu lassen. Nachdem der Verf. die Vorzüge des pennsylvanischen Systems durch die interessantesten Belege, welche man in dem Buche selbst nachlesen möge, bewiesen hat, geht er zur Widerlegung der verschiedenen Einwürfe über, die gegen jenes erhoben worden sind. Sie beruhen hauptsächlich auf der irrigen Meinung, die abtrennende Einsperrung sei eine völlig einsame, und Beschäftigung, welche grade die einzige Erholung des Gefangenen von der heilsamen Marter der Selbstprüfung und der Gewissensbisse abgibt, sei demselben versagt. Der Verf. beweist durch statistische Angaben unwiderleglich, wie ungegründet der erste und wichtigste Einwurf gegen die pennsylvanischen Besserungshäuser sei, nämlich der, daß darin die Anzahl von Erkrankungen, insbesondere aber von Seelenstörungen angeblich größer sei, und daß die Sterblichkeit in ihnen die in andern Gefängnissen überschreite. Daß die einsame Einsperrung je nach dem Grade der Bildung der Verbrecher auf ihnen ungleich laste, ist ein Vorwurf, der eigentlich jede Strafart trifft, in diesem besondern Falle aber von keinem Gewicht ist, weil die öftern ungestörten Besuche und mahnenden Tröstungen des Geistlichen, der Inspectoren und des Vorstehers Erleichterungen der Gemüthsbedrängnisse darbieten wie bei keinem andern Straf- und Besserungssysteme. Der Einwand, daß die einsame Haft die Gewohnheiten der Geselligkeit zerstöre, könnte nur dann gelten, wenn bewiesen würde, daß das Erblicken vieler in tantalischer Schweigsamkeit erhaltenen Verbrecher dem Sträfling ersprießlicher sei als der Besuch weniger redlicher und wohlwollender Männer. Die Übung jenes scheußlichen Lasters, zu dessen Vollziehung mehr als Einer gehört, ist bei dem pennsylvanischen Systeme ganz unmöglich, und das zweite verwandte wird bei der Beobachtung der Einzelzelle in ihr nicht leichter als in der neuyorkschen Nachtzelle. Was endlich den Kostenpunkt betrifft, beweist der Verf., daß derselbe bei geschickter Verwaltung nichts weniger als ein unübersteigliches Hinderniß bilde; wir aber fragen, was die Kosten, und wären sie auch sehr bedeutend, gegen die Errichtung von Strafanstalten in die Wage legen können, welche Europa vor jenen Scharen von Verbrechern retteten, die alljährlich aus den Gefängnissen nicht nur ungebessert, sondern noch verdorbener, als sie bei ihrer Einsperrung waren, entlassen werden? Wir glauben genug gesagt zu haben, um die Schrift des Dr. Julius allen Regierungen und Ständen des gemeinsamen deutschen Vaterlandes zur Beachtung zu empfehlen. 153.

Der Bärenhäuter im Salzbade. Ein Schattenspiel von Justinus Kerner. Stuttgart, Brodhag. 1837. 16. 8 Gr.

Justinus Kerner ist der umgekehrte Nicolai des Jahrhunderts. Denn sowie vor 70 Jahren dieser ehrliche Mann und Philister gegen die Geistersehr eiferte, so eifert heutzutage unser phantasiereicher Doctor gegen die Körperseher, d. i. mit andern Worten gegen Jedermann in Europa, der von Verzückungen, Offenbarungen, Erscheinungen und andern Ungen, womit wir seit zehn Jahren von Süddeutschland aus mystificirt werden, nichts wissen will. Um sich an allen diesen hausbackenen Subjecten, welche nicht in dem Sinne wie Eschenmayer und wie Kerner idealisch sind, zu reiben, hat der Letztere die obige Satire in Reimen von seinem idealischen Stapel laufen lassen, eine Kleinigkeit, von der wir um Kerner's willen lieber wünschen möchten, daß sie nie das Licht der Welt erblickt hätte. Der Verf. läßt als Prologus zu diesem kleinen und sehr verzwickten Schattenspiel, in welchem nächst dem „Bärenhäuter" selbst, der eigentlich ein verkappter Schneider ist, auch noch der Teufel, ein Waldbruder, ein Geist, ein Schenkwirth, ein Optikus, ein Rechnungsrath, ein junger Arzt und Dichter, ein Oberkellner, ein Falzbein, ein Antiquarius und eines solchen Tochter, nebst noch vielen andern mystischen Personen auftreten, einen Lampenputzer erscheinen, der sich also vernehmen läßt:

Dieses ist ein Spiel mit Schatten:
Also nur ein Schattenspiel!
Das heißt: es ist halt nicht viel!
Und ihr dürft euch nicht abmatten,
Harrend aus bis an das Ziel.
In der Lamp' ist Öl nur wenig,
Und ich fürchte, daß an Licht
Es Gebildeten gebricht.
Ich empfehl' mich unterthänig — —

Er selbst (der Verf. nämlich) hat somit die allerbeste Kritik seines Werkchens gleich von vorn herein gegeben, die uns ein Gleiches zu thun, fast überhebt. Es ist traurig, daß wir, unsers besten Willens ungeachtet nicht im Stande sind, dieser Selbstkritik nur ein einziges erhöhendes Titelchen hinzuzufügen, denn es herrscht in dem neugebackenen Satirchen eine so außerordentliche Inconsistenz, Verwirrung, Plan- und Resultatlosigkeit wie in der unerquicklichen Welt überhaupt, deren trübseligen Regionen sich ein sonst begabter und ehrenwerther Mann auf höchst beklagenswerthe Weise völlig anheimgegeben. Es ist unmöglich eine belebende Idee, einen rothen Faden des Gedankens in diesem Satirchen, das man leicht als eine überaus naive Satire auf die Satire nehmen kann, zu entdecken; vielmehr läuft Alles wüst durcheinander und auf die armselige Pointe hinaus: daß man im Allgemeinen merkt, es solle hier etwas verhöhnt werden. Wer hätte dies, aller übeln Zeichen

seiner neuesten Epoche ungeachtet, von einem Manne wie Kerner erwarten sollen? Zu seinem Besten wünschen wir, daß diese seine, in Zweck, Plan und Ausführung ganz verfehlte Schrift keinen Gegner erwecken möge, der zur wirklichen Satire ein wirkliches Talent besitzt.

In der That, wenn wir des „Badpredigers" (der auch eine in dem Stück vorkommende Maske und der rationalistische Antipode der Kernerei ist) nachstehende Worte vernehmen:

Sehr mit Recht ist man verwundert,
Daß in unserem Jahrhundert
Unsinn aus dem Mittelalter
Findet seine Schildehalter.
Philosophen, Ärzte, Dichter,
Statt zu sein der Nacht Zernichter,
Werfen selbst noch myst'sche Schleier
Um das Licht, wie Eschenmayer.
— — — — — —
Seit die Seherin erschienen,
Baut man wieder frisch und neu
Aus den alternden Ruinen
Wahn und Geistesbarbarei.
Spukt es nicht von allen Seiten?
— — — — — —
Licht und Elektricität,
Galvanismus und Magnet
Hält für Wunder mancher Schwache.
Knallt es unter einem Dache,
Leuchtet es, gibt's Nasenstüber,
Wird man finden, wenn man lieber
Besser die Natur erspäht,
Daß dies nur der Kater mache
Mittels Elektricität,
Die aus seinem Felle geht,
Eine ganz gemeine Sache. —

und lesen hierauf Seitens des „jungen Arztes und Dichters" keine weitere Entgegnung als diese:

Herr, Ihr Herz ist weltumgarnet,
Das umsonst die Wahrheit warnet,
Noch so dringend ausgesprochen;
Und Ihr Kopf, auf den Sie pochen,
Ist von Glas ein Wasserkrug,
Isolirt vom Geisterzug.
Herr, Sie traf noch nie ein Jammer!
Schlägt einmal des Todes Hammer
Ihres Kopfes Glas in Scherben,
Mäßen Weib und Kinder sterben,
Wird der Tod dann endlich packen
Eiskalt Ihren starren Nacken,
Wenn die klugen Äuglein brechen,
Werden Sie ganz anders sprechen. —

so können wir hierin nur eine sehr trügliche und schwächliche Anweisung erkennen auf eine andere Welt, die wahrlich eher alles Andere thun wird, als daß sie so überaus närrischerweise in die unserige hereinragen sollte, und einen deutlichen Beweis, auf wie schwachen Füßen die Ironie eines Mannes steht, der einst manches herzige Lied verfaßte, nun aber ganz unbegreiflicherweise sich in eine ebenso bodenlose als widerwärtige Überzeugung hineingefaselt hat.*) 1.

Notizen.

Komisches Verhör.

John Bull, wie man im Scherz gewöhnlich das englische Volk zu nennen pflegt, wenn man von seinen besondern Eigenheiten redet, ist so sehr zu einem guten Spaß geneigt, daß er oft auch dergleichen dort anbringt, wo sie, genau genommen, nicht hingehören. Dies kann man jedoch unter einem Volke, wo nicht blos die Fähigkeit, seinen Humor gehen zu lassen, sondern auch die Empfänglichkeit dafür überall und zu jeder Zeit vorhanden ist, nicht so unschicklich finden, als wofür wir Deutsche es vielleicht halten würden. Wir theilen hier eine kleine komische Gerichtsscene mit, die unsere Aussage bestätigen mag. Es ward neulich vor einem Criminalgerichtshofe zu London ein armer Kohlenhauer angeklagt, aus einem öffentlichen Speisehause eine Gans gestohlen zu haben. Diese Anzeige gab dem jovialen Richter Veranlassung, sein Verhör mit dem Kläger in folgender Weise anzustellen:

Richter: Nicht wahr, lieber Freund, Ihr hattet am vergangenen Montag eine gebratene Gans in Euerm Hause, womit Ihr Euch und Euere guten Freunde bewirthen wolltet?

Kläger: Ja wol, mein Herr Richter.

R.: Wenn ich nicht irre, so war Euere Gans sehr gut gebraten; war dem nicht so?

Kl.: Ja wol, Herr Richter.

R.: Und Euere Frau hatte sie eben in die Pfanne gethan, um sie mit Brühe zu übergießen, damit sie schön braun werde; nicht wahr?

Kl.: Ja freilich, Herr, aber wir haben von der Bräune nicht viel gemerkt.

R.: Nun, und ich glaube, als ihr Euch Alle recht erwartungsvoll zu Tische setzen wolltet, war die Gans weggelaufen?

Kl.: Ei freilich, wir waren der Gans quitt, oder wie man sagt: minus die Gans; der Vogel war fort.

R.: Ihr wart um Euere Gans, meine ich, aber nicht um Euern Appetit? Nun, was wurde weiter daraus?

Kl.: Ei nun, der Spitzbube war in ein anderes Speisehaus gelaufen, wohin mich der Kellnerjunge rief, der die Sache beobachtet hatte. Ich sah den Dieb bei Tische sitzen und die Gans verzehren.

R.: Ei Tausend, und wie sah sein Maul aus?

Kl.: Auf mein Wort, Herr, es war ganz mit Fett beschmiert, denn er verschlang die Gans en gros (im Großen).

Wie man sieht, stand hier der Kläger dem Richter an gutem Humor nicht nach.

Wenn man den nachstehenden Rechtshandel beachtet, so möchte man fast glauben, daß der portugiesische Adel keine allzu entsprechende Ansicht von schriftstellerischen Arbeiten und Bemühungen hege. Graf d'Opartho, aus einer sehr alten portugiesischen Familie, glaubte in einem alten italienischen Werke die allein authentische Quelle für seinen uralten Stammbaum aufgefunden zu haben und übertrug deshalb einem italienischen Gelehrten, Giovanni, die Übersetzung jenes Werkes. Dieser entledigte sich seines Auftrags zu vollkommener Zufriedenheit des ahnenstolzen Grafen, indem er sämmtliche auf die Familie desselben bezügliche Stellen in das Portugiesische übertrug und hieraus eine ganz unzweifelhafte Stammbaumreihe zusammenstellte. Nach Vollendung dessen machte er seine Rechnung zu 1500 Francs, wobei er nicht unterließ, auf die Schwierigkeiten aufmerksam zu machen, die mit dem Verständniß eines so alten Werkes wie das, nach dem er gearbeitet, verbunden seien. Wenn man nun auf der einen Seite zugibt, daß diese geforderte Summe nicht eben allzu niedrig war, so muß man doch andererseits über die Knickerei des Herrn Grafen erstaunen, der nur das wirklich übersetzte bogenweis mit 5 Francs für den Bogen honoriren wollte. Der Gelehrte brachte hierauf die Sache vor ein pariser Gericht, welches die zu zahlende Honorarsumme auf 350 Francs festsetzte. Sollte man glauben, daß ein Mann, der in seinem Stammbaume lebt und webt, in dem Augenblicke des freudigsten Enthusiasmus so filzig sein könnte.

Eine neue englische Übersetzung der Schrift des Longinus über das Erhabene ist in London bei Longman erschienen. Longinus gehört zu denjenigen Classikern, die sehr häufig übersetzt werden. 11.

*) Wir bringen nächstens einen ausführlichen Artikel über Kerner. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 71. — 12. März 1837.

Deutſche Geſchichte, mit beſonderer Rückſicht auf Religion, Recht und Staatsverfaſſung von George Phillips. Zweiter Band.

(Beſchluß aus Nr. 70.)

Hr. Phillips fühlt dies auch ſelbſt, indem er am Ende (S. 265) zugibt, daß, wenn die Kaiſerkrönung unter der Acclamation des Volkes nicht ein leeres Spiel geweſen ſein ſolle, in ihr der Urſprung des imperii der Karolinger über Rom erkannt werden müſſe, und daß dieſe kaiſerliche Macht auch über den Kirchenſtaat ſich erſtreckt habe. Nur meint er, daß, ſo wenig der Papſt ſich der weltlichen Hoheit (imperium mundi) des Kaiſers habe entziehen dürfen, ebenſo wenig der Letztere der kirchlichen Hoheit des Papſtes (imperium spirituale), ſodaß beide Gewalten als coordinirt nebeneinander fortbeſtanden hätten. Indeſſen entſteht hierbei zuerſt die Frage, was dieſe geiſtliche Herrſchaft für ein Weſen ſei, worauf ſie ſich gründe und wer ihr unterthan ſein müſſe? Doch laſſen wir das und halten uns blos an das Weltliche. So viel iſt in Bezug deſſen ausgemacht, daß, wenn auch dem Papſte ein imperium spirituale beigelegt wird, ihn dies ſo wenig zum Herrn über Rom als zum Herrn von Paris oder Aachen machte. Ebenſo unbezweifelt iſt es, daß er als Biſchof zu Rom darauf kein Recht hatte. Daß er weiterhin auf demſelben Wege, wie die ſämmtlichen geiſtlichen Reichsſtände in Deutſchland die Landeshoheit, über den Kirchenſtaat die Souverainetät erlangt hat, und daß dies um ſo leichter geſchehen konnte, weil der Kaiſer keinen Stellvertreter, Herzog oder Grafen zu Rom eingeſetzt hatte, ſondern dem Papſte und Senate das Regiment überlaſſen blieb, mithin von Anfang eine Oberlehnsherrlichkeit hinſichtlich Roms beſtand, iſt nicht zu leugnen. Ebenſo unbeſtreitbar iſt aber auch, daß, da eine Krone oder Reich ohne Land ein Unding geweſen ſein würde, Karl mit der Annahme der Kaiſerkrone ſeine Herrſchaft über Italien ebenſo ausdehnte, wie er ſich nach der Eroberung der Lombardei zum Könige der Longobarden erklärte, und daß er den Papſt nicht minder als die übrigen Metropoliten ſeines Reiches für ſeinen Unterthan betrachtete, was auch damals nicht entfernt in Zweifel gezogen worden iſt. Wir wollen dies nicht aus der Proſternation des Papſtes bei der Krönung herleiten, weil man dies ſowie das Halten des Steigbügels, was Pipin bei dem Beſuche des Papſtes vorher gethan hatte (S. 22 u. 264), als eine bloße Höflichkeitsbezeigung nach der Sitte der damaligen Zeit anſehen muß. Aber die Päpſte ſelbſt haben dieſe ihre Stellung vielfältig genug in Wort und That anerkannt; ja, es beſtand in Betracht ihrer Gelangung auf den Stuhl Petri nicht der mindeſte Unterſchied zwiſchen ihnen und andern Biſchöfen, weshalb auch die Nachfolger Karl's die eigenmächtige Conſecration unterſagten, womit man in Rom die Exemtion begann, und Karl ſelbſt in ſeinem Teſtamente die Kirche zu Rom als die erſte Metropole in ſeinen Staaten aufgeführt hat. Da aber weder die Lombardei noch Italien mit dem fränkiſchen Reiche vereinigt wurden, ſo hat v. Raumer ganz Recht, wenn er behauptet, Karl habe drei Kronen getragen und drei Reiche hinterlaſſen, von denen die Kaiſerkrone, welcher allerdings eine vorzügliche Ehre und Anſehen beigemeſſen wurde, an den Beſitz von Italien geknüpft war und mit demſelben dem älteſten Sohne zugetheilt wurde, unter deſſen Oberhoheit die beiden andern Brüder die ihnen zugetheilten Länder nicht als beſondere Staaten, ſondern in der Eigenſchaft als Mitregenten regieren ſollten. Wer ſonach von den Nachfolgern Karl's den Beſitz von Italien an ſich brachte, ließ ſich eben darum auch ohne Widerrede zum Kaiſer krönen. So Karl der Kahle (S. 153), ſo Karl der Dicke (S. 162), ſo Guido (S. 171). Die Verbindung der deutſchen Königs- mit der römiſchen Kaiſerkrone geht über die Periode der Karolinger hinaus.

Lobenswerth endlich iſt es von dem Verf., daß, ſo ungemein hoch er die Regierung und die Verdienſte des erſten Karl ſtellt, er es doch anerkennt, daß derſelbe keine neue Schöpfung hervorgebracht (S. 359), vielmehr die ganze Staatsverfaſſung, wie ſie von den Merovingern auf ihn gekommen war, nur erhalten und wieder geſäubert und gekräftigt hat.

Es iſt Alles, was er angeordnet hat, nur die organiſche und hiſtoriſche Fortbildung Deſſen geweſen, was ſchon beſtand. Auf dieſe Fortbildung hat zwar die Weisheit und die Kraft Karl's bedeutend eingewirkt; aber eben ſeine Weisheit äußerte ihren Einfluß nicht darin, daß er vieles Neue ſchuf, ſondern vielmehr darin, daß er die zeitgemäße Entwickelung des Vorhandenen beförderte. Das wirklich Veraltete wurde allerdings ausgeſchieden und Neues an deſſen Stelle geſetzt; aber hauptſächlich ging die Thätigkeit des großen Kaiſers dahin, daß er, einem guten Gärtner gleich, den Baum der entwickelten Ver-

fassung pflegte, ja auch veredelte, keineswegs, daß er ihn mit den Wurzeln ausriß und einen neuen dafür setzte.

So wohlgegründet dies Urtheil ist, so können wir doch dem Verf. weiter nicht beistimmen, wenn er ferner behauptet, daß die germanische Verfassung unter dem großen Karl den höchsten Glanzpunkt erreicht habe. Im Gegentheile war dieselbe, als er zur Regierung kam, schon im vollen Laufe ihres Verfalls, und nur diesen Lauf hat er durch seine Kraft aufgehalten, so lange sie sich entgegenstemmte. Wol hat er das Ansehen und die Macht des Königs nach außen und im Innern auf eine Höhe erhoben, die nach ihm Niemand wieder erreicht hat. Aber die Staatsverfassung rollte, als seine Hand erstarrt war, um so schneller ihrer gänzlichen Auflösung und ihrem Verderben zu, je größer die Gewalt war, durch welche er allein die Wirkung der feindseligen Mächte gehemmt hatte, ihre zertrümmernden Eingriffe fortzusetzen. Er flickte die zerfallenden Mauern aus und unterstützte sie mit mächtigen Pfeilern; aber das unterwühlte Fundament des ganzen Gebäudes blieb in seinem Zustande. Weil denn solchergestalt einerseits seine auf größere Geistescultur abzielenden Einrichtungen seiner Zeit weit vorausgingen, und weil seine übrigen politischen Anordnungen beiweitem mehr den Charakter der Abwehrung der eingerissenen Übel als der Abstellung, Heilung und organischen Umgestaltung der Grundgebrechen an sich trugen, weil sonach sein ganzes Werk hauptsächlich auf seiner persönlichen Einsicht, Thätigkeit und Kraft beruhte, dadurch aber keine politischen Institutionen begründet wurden, die in sich selbst das Gesetz und das Vermögen ihres Bestandes und ihrer Fortbildung in sich trugen, so mußte unvermeidlich mit dem Tode des großen Karl auch die Größe des Regiments ersterben, das in seiner persönlichen Fähigkeit lediglich beruhte, und nach dem Maße der anderweiten Persönlichkeit seiner Nachfolger mußte sich wiederum lediglich der fernere politische Zustand richten. Das ist die wahre Größe und der Ruhm eines Regenten, daß seine Regierung in ihrer Fortwirkung nicht aufhören könne, noch lange nach ihm fortzuleben, und daß er Institutionen schaffe, welche die Sicherheit gewähren, daß, unabhängig von seiner persönlichen Einwirkung, das von ihm geschaffene Gute sich fortbewege, fortwachse und von selbst das entgegenwirkende Böse unterdrücke, wie alle gute Saat das Unkraut unterdrückt. Der Grund des Verfalls der germanischen Verfassung bestand in der Zerrüttung des Grundprincips derselben, der Bürgerfreiheit und Gewähr, welche durch den Anwachs der Aristokratie, durch die Annahme einer politischen Stellung der Geistlichkeit und durch die Ausbreitung des Lehnwesens und der Ministerialität zerfleischt wurde. Ob es selbst dem mächtigen Karl möglich gewesen wäre, diese Erzfeinde jedes echten Bürgerthums zu überwältigen, ob er es selbst gewollt haben möchte, selbst wenn er es erkannt und vermocht hätte, da es nicht ohne große Beschränkung seiner Eigenmacht und Herrschergewalt hätte geschehen können, lassen wir dahingestellt. Weil es aber nicht geschehen ist, so ist Karl der Große wie Friedrich der Einzige ein Meteor gewesen, dessen Licht mit seinem Untergange nur zu bald verschwand, während Alfred und Peter der Große in ihren Institutionen fortgelebt haben.

Außer allem Zweifel hat der große Abstand seiner Nachfolger sehr viel dazu beigetragen, den Verfall seines Geschlechts und des Staates zu beschleunigen. Schon unter seinem nächsten Thronfolger erhob jene verderbliche Trinität ihr Haupt um so höher, je weher ihr das Niederhalten gethan hatte (S. 92).

So ungerecht man sein würde, in den Unternehmungen Ludwig's dessen gute Absichten zu verkennen, so muß man doch zugestehen, daß der hervorstechende Charakterzug desselben eine für einen Regenten sehr gefährliche Willensschwäche war, die sich allen seinen Handlungen einprägte und in ihm eine große Menschenfurcht erzeugte, vermöge deren er gegen Viele Mistrauen und Argwohn, für Andere aber wiederum ein zu unbedingtes Vertrauen hegte, oder welche vielmehr ihn dahin brachte, sich solchen Personen mehr unterzuordnen, als es geziemte.

Willens- und Charakterschwäche sind gemeinhin entweder mit Lascivität oder mit Bigoterie, oft mit beiden gepaart. Diejenigen Regenten, welche von der Kirche belobende Beinamen erhalten haben, sind überall als schwache Regenten die Begründer politischer Unordnungen und des Verderbens ihrer Staaten gewesen. Man schlage die Geschichte auf, welches Landes man wolle, so findet man überall, daß der Verfall der Staaten von da an datirt, wo die Regenten sich haben angelegen sein lassen, die obersten Bischöfe ihrer Länder zu machen, und mit Vorliebe sich mit den Angelegenheiten der Kirche befaßt haben. 2.

Literarische Notizen aus Schweden.*)

Schon vor einigen und zwanzig Jahren fing man auch in Schweden an, die alten Volkslieder zu sammeln und herauszugeben. In den Jahren 1814—16 erschien eine Sammlung schwedischer Volkslieder („Swenska Folkwisor") in drei Theilen von Arw. Aug. Afzelius, und 1834 der erste Theil von einer neuen Sammlung dieser Art unter dem Titel: „Swenska Fornsänger. En Samling af Kämpawisor, Folkwisor, Lekar och Dansar, samt Barn- och Wallsånger. Utgifne af *Adolf Iwar Arwidsson.*" (Alte schwedische Gesänge. Eine Sammlung von Helden- und Volksliedern, Spielen und Tänzen, Wiegen- und Schäferliedern ꝛc., mit Musikbeilagen. Stockholm.) Die erste dieser Sammlungen hat den Vorzug, lebendige Überlieferung aus dem Munde des Volks zu sein, und enthält eine Auswahl der schönsten schwedischen Volkslieder, die noch nicht vergessen sind, die letztere dagegen ist reichhaltiger in literaturgeschichtlicher Hinsicht. Arwidsson benutzte zu seiner Ausgabe mehre ältere handschriftliche Liedersammlungen der königlichen Bibliothek in Stockholm, der Universitätsbibliothek in Upsala, der Gymnasialbibliothek in Linköping und einiger Privatbibliotheken, wie die zu Skokloster und Bergshammer. Der erste Theil enthält Helden- und Ritterlieder.

Unter den neuern schwedischen Romanen verdient einer unter dem Titel: „Cousinerne" (Die Geschwisterkinder) erwähnt zu werden. Er zeichnet sich durch Anmuth der Darstellung, richtige Charakterschilderung und eine heitere Lebensphilosophie aus. Man vermuthet, daß das geistreiche Fräulein Bremer, welches durch seine „Zeichnungen aus dem Altagsleben" („Teckningarne utur Hwardagslifvet") dem Publicum schon vortheilhaft bekannt ist, die Verf. davon sei.

Von Hugo Löwenstjerna's „Fria Fantasier" (Freie Phan-

*) Aus schwedischen Zeitschriften entlehnt, die uns freilich etwas spät zugekommen sind. D. Red.

tasien) erschien 1834 der vierte und fünfte Band, wovon der erstere folgende Erzählung enthält: „Drottningens Juvelsmycke, eller Azouras Lazuli Tintamora; Berättelse om Händelser näst före, under och efter K. Gustaf III. mord. Romaunt i 12 böcker" (Der Königin Juwelenschmuck, oder Azoura Lazuli Tintamora; Erzählung von Begebenheiten nächst vor, während und nach des Königs Gustav III. Ermordung ꝛc.); der letztere: „Ramido Marinesco". Des Verf. romantisch-historische Erzählungen verrathen viel Originalität, Erfindungsgabe und Scharfsinn, bilden aber kein in sich geschlossenes Ganze, kein Kunstwerk.

Zu den schönsten Blüten der neuern schwedischen Poesie gehören: „Skaldestycken af *Erik Gustaf Geijer*." (Gedichte von E. G. Geijer. Upsala 1835.) Diese Gedichte waren großentheils früher in „Iduna", Atterbom's Kalender u. s. w. nach und nach erschienen. Die ältesten sind von 1811 und den nächst darauf folgenden Jahren. Mehre sind spätern Ursprungs, worunter einige bisher nicht gedruckte. Diese schließen sich den ältern würdig an und thun das unauflöslich fortdauernde Bündniß dar, welches die Poesie, die Musik und die Philosophie bei dem berühmten schwedischen Geschichtschreiber geschlossen.

Unter den neuesten in Schweden erschienenen philosophischen Schriften verdient besonders folgendes Werk: „Skrifter af *P. D. A. Atterbom*" (erster Band, Upsala 1835), beachtet zu werden. Dieser erste Band hat auch den besondern Titel: „Studier till Philosophiens Historia och System" (Studien zur Geschichte und zum System der Philosophie). Der Verf. dieses Werks zeichnet sich sowol durch große Gelehrsamkeit, Tiefe und Scharfsinn, als durch Phantasie und Gefühl, sowie durch ein alles Reinmenschliche, d. h. Wahre, Gute und Schöne innig liebendes Gemüth vortheilhaft aus.

Ferner erschien das zweite Heft des vierten Bandes der Zeitschrift: „Skandia. Tidskrift för Wetenskap och Konst" (Upsala 1835). Dieses Heft enthält einen sehr lehrreichen historischen Blick auf die Entwickelung der Industrie in Schweden und ist ein dankenswerther Versuch, der Statistik dieses Landes eine geschichtliche Grundlage zu geben. Der Verf. dieses Aufsatzes nimmt das Wort Industrie oder Nahrungsfleiß im weitesten Sinne und hat demzufolge die Schicksale des Land- und Bergbaus, der Fischereien, der Gewerbe, sowie der Schiffahrt und des Handels von Gustav I. Zeiten bis 1719 in diesem Hefte beschrieben und im ersten Hefte des fünften Bandes seine Beschreibung derselben bis 1772 fortgesetzt.

Von dem geistreichen Schriftsteller und Dichter Bernhard v. Beskow erschien der zweite Theil seiner „Wandring-Minnen" (Reiseerinnerungen) (Stockholm 1834), seine Reise in Italien enthaltend. Mit Wahrheit, Geist und Leben schildert er Natur, Kunst und Einwohner des von ihm bereisten Landes.

Von „*Anders Fryxells* Berättelser ur swenska Historien" (Erzählungen aus der schwedischen Geschichte) erschien die zweite Auflage des sechsten Theils (Stockholm 1834). Der Verf. beginnt seine Erzählungen mit Gustav I. und hat sie bisjetzt bis zu der Regierung der Königin Christina fortgesetzt. Sein Werk hat großen Beifall und zahlreiche Leser in Schweden gefunden. Die Ungleichheiten und Mängel des Styls, auf die man in den drei ersten Theilen bisweilen stieß, sind schon im vierten Theile sehr selten, und es ist dem Verf. gelungen, sich eine eigenthümliche Schreibart zu bilden, welche besonders durch ihre Einfachheit und Natürlichkeit anziehend ist.

Folgendes Werk: „Resa genom Norrland och Lappland af *J. Engström*" (Reise durch Norrland und Lappland, zwei Theile, Stockholm 1834), liefert wichtige Beiträge zur nähern Kenntniß des nördlichen Schwedens. Vorzüglich macht der Verf. auf die ungeheuern Schätze von Eisenerz aufmerksam, welche die Gebirge jener Landschaften enthalten.

Nicht ohne Werth für Freunde der schwedischen Literatur ist folgendes Werk: „Sweriges sköna Literatur, en Öfverblick wid akademiska Föreläsningar af *P. Wiselgren*." (Schwedens schöne Literatur, ein Überblick bei akademischen Vorlesungen. Drei Theile. Lund 1833—35.) Der erste Theil handelt von der schönen Literatur der Kirche, die beiden folgenden von der schönen Literatur des Staats. Der Verf. theilt die schöne Literatur Schwedens in sechs Perioden ein. Diese sind: I. die heidnische (500 v. Chr. — 1000 n. Chr.); II. die katholische (1000—1520); III. die Periode der Reformation (1520—1600); IV. die Periode des protestantischen Ritterthums (1600—1708); V. das philosophische Jahrhundert (1708—1809); VI. das politische Jahrhundert (1809 bis auf die neueste Zeit). Der Styl des Verf. ist blumenreich, poetisirend; aber eine gründlichere Forschung und schärfere Sichtung des Stoffes bleibt noch zu wünschen übrig.

Von allgemeinem wissenschaftlichen Interesse sind die beiden folgenden kleinen Schriften: 1) „Om Laghistoriens Studium och dess Förhållande till Rätts Wetenskapens öfriga delar" (Vom Studium der Rechtsgeschichte und ihrem Verhältnisse zu den übrigen Theilen der Rechtswissenschaft), und 2) „Om Sweriges ällsta Indelning i Landskap och Landskapernas Uppkomst" (Von der ältesten Eintheilung Schwedens in Landschaften und von der Entstehung der Landschaften), von J. E. Schlyter (Upsala 1835). Beide sind Producte gründlicher Kenntnisse, scharfer Urtheilskraft und großer Wahrheitsliebe. 119.

Seltsame Begebenheit im Chamounythale.

Ein pariser Blatt verbürgt die Wahrheit der nachstehenden Begebenheit, der es keineswegs an poetischer, ja selbst weltgeschichtlicher Romantik und einem hohen sarkastischen Interesse gebricht, obwol wir damit die Illegitimität der Handlung nicht entschuldigen wollen. In dem so reizenden als vielbesuchten Chamounythale zwischen Cluse und Sallenche befindet sich die merkwürdige Grotte von Balme, die in einer Höhe von 700 Fuß über dem Fluß Arve, der das Thal bewässert, ihre natürliche Bahn durch den Felsen gebrochen hat. Die sardinische Regierung, welche die Monopole auch bei den Naturwundern liebt, hat auch auf den Besuch dieser berühmten Grotte ein solches in die Hände einer savoyischen Witwe gelegt, welche die fremden Reisenden in der Höhle umherführt, ihre kleine Gratification entgegennimmt und dafür dem Staat eine jährliche Abgabe zahlen muß. Um übrigens bis zu der Öffnung dieser gleichsam schwebenden Grotte zu gelangen, muß man eine Menge von Stufen und Leitern erklimmen, die, gar gefährlich anzuschauen, über dem Abgrunde schweben und von der concessionirten Frau auf eigne Kosten angelegt worden sind, in der Hoffnung, daß sich das darauf verwandte Capital durch die Entgelder der Besuchenden reichlich genug verzinsen werde. Gewöhnlich dient zur Führerin für diese ein junges, niedlich gebautes lebhaftes Mädchen, deren brauner Teint und gewandtes Benehmen an die Erscheinung der Fenellä im „Peveril von dem Gipfel" erinnert. Mit einer Fackel in der Hand erklettert das braune Kind mit der Geschicklichkeit einer Gemse die schwindliche Höhe und blickt so klug und kühn in den ungeheuern Schlund hinab, aus dem man die tosenden Bergwasser heraufgurgeln hört, daß es dem Fremden erscheinen will, als sei sie das eingeborne Wesen, der Schutzgeist dieser wundersamen Höhle.

Es war im Frühsommer 1833, als drei junge, nach etwas aussehende Reisende sich in der Wohnung der Witwe meldeten, um nach Maßgabe ihrer Führung die Wunder der grotte de Balme zu betrachten; die kleine braune Dirne mußte wie gewöhnlich die Rolle der Leiterin übernehmen. Nicht lange befanden sie sich auf dem Wege nach der Grotte, als ein anderer ältlicher Fremder mit einem Bedienten in gleicher Absicht anlangte, dessen Führung nun die Witwe selbst übernehmen mußte. Die Jünglinge achteten wenig auf den Fremden und waren im Begriff, sich, nachdem sie alle Gegenstände in Augenschein genommen, hinweg zu begeben, als die Kleine sie erinnerte, ihre Namen zuvor in das Fremdenregister einzuschreiben. Der Eine von ihnen, der etwas Ausgezeichnete-

res in seinem Benehmen hatte als die übrigen, blätterte nun in dem Fremdenbuch und hatte kaum die letzte Seite desselben überlesen, als er lebhaft, wie vor Unwillen erröthend, einen Schrei der Überraschung ausstieß, der auch noch manches andere heftige Gefühl zu offenbaren schien. Zugleich sprach er den Namen aus, der soeben erst in die Liste eingetragen war und dessen Anblick ihn so heftig bewegte. „Er ist hier, Freunde", rief der Jüngling mit immer größrer Bewegung; „hier, hier, kaum einige Schritte von uns, und endlich werden wir seine Niederträchtigkeit bestrafen können." — „Wir wollen ihn suchen", riefen die Andern, „er soll seinem Schicksal nicht entgehen." — Sie rissen nun dem erschrockenen Mädchen die Fackel aus den Händen und rannten in der Grotte hin und her, den Fremden aufzusuchen, was ihnen endlich mit Hülfe der Kleinen, die halbgezwungen ihnen beistehen mußte, gelang. Kaum hatten die Jünglinge den unglücklichen Fremden erblickt, der unseligerweise nur wenige Schritte von dem tiefen Hauptschlunde entfernt stand, als alle Drei über ihn herfielen, ihn beim Kragen packten, nach dem Abgrund schleppten und gräßlich schrien: „Hinab mit ihm, hinunter mit dem Verräther." Der Diener lag auf Knien und bat für das Leben seines Herrn. Schon waren die Kleider des Letztern fast ganz zerrissen, schon versuchte er sich mit blutenden Händen nur noch an den nächsten Stalaktiten festzuhalten, die eine sehr unsichere Stütze gewährten, indem er laut um Hülfe schrie — als das Mädchen gleichfalls weinend auf die Knie sank und den grausamen Jünglingen vorstellte, daß diese schreckliche Frevelthat auch ihr und ihrer armen Mutter Unglück sein werde. Diese Vorstellung schien Eindruck zu machen. Die Jünglinge ließen den Fremden los und riefen: „Feiger Henker, du hattest kein Mitleid mit deinem Opfer, aber dennoch wollen wir dir dein elendes Leben schenken. Aber nur unter einer Bedingung: daß du deinen unwürdigen Namen mit eignen Händen aus der Liste streichst, worin wir ihn gefunden haben." Mit diesen Worten schleppten sie den Armen wie im Triumph dem Ausgange der Grotte zu. Das Buch ward aufgeschlagen. Der Fremde wollte die Feder ergreifen, um damit, da alle Fürbitte nichts fruchtete, den eignen Namen auszustreichen. Aber die Jünglinge riefen: „Nein, nicht also; mit deinen Lippen sollst du ihn hinwegsaugen." Der Fremde mußte sich auch hierein fügen und mit dem eignen bebenden Munde die entehrende Handlung verrichten.

Allein der gemißhandelte Name war nur halbverlöscht, als man den unglücklichen Mann mit Hohn aus der Grotte stieß. Spätere Besucher konnten seine Grundzüge noch entdecken; er lautete: Hudson Lowe.

Wer die drei Jünglinge waren, die an dem grausamen Manne so grausam handelten, weiß man nicht genau. Nur so viel bestätigte sich, daß an jenem Tage der jüngere Ludwig Bonaparte mit zwei Freunden im Hôtel von Sallenche abgestiegen war, in der Absicht, die Wunder der Grotte von Balme in Augenschein zu nehmen. 71.

Anekdote.

Ein wälischer Pfarrer, von dem die Rede ging, daß er nicht übertrieben geistreich sei, wurde gefragt, wie es käme, daß er öfters Vorträge halte, die offenbar nicht aus seinen eignen Mitteln entsprungen seien. Er erwiderte: „Ich besitze einen dicken Band Predigten von einem gewissen Erzbischof Tillotson, die ich ins Wälische übertrage und alsdann wieder ins Englische zurückübersetze. Dies Verfahren finde ich so probat, daß ich fest überzeugt bin, daß der würdige Erzbischof, wenn er mich selbst predigen hörte, seine eignen Arbeiten nicht wieder erkennen würde." 11.

Bibliographie.

Adler, W., Die Grabhügel, Ustrinen und Opferplätze der Heiden im Orlagau und in den schaurigen Thälern des Sorbitzbaches. Mit 40 Abbildungen. 8. Saalfeld, Riese. 16 Gr.

Baird, R., Geschichte der Mäßigkeits-Gesellschaften in den Vereinigten Staaten Nord-Amerikas. 8. Berlin, Eichler. 16 Gr.

Bauernfeld, Theater. 2ter Band. Inhalt: Helena. Der Zauberdrache. Gr. 12. Manheim, Hoff. 1 Thlr. 12 Gr.

Bensen, H. W., Historische Untersuchungen über die ehemalige Reichsstadt Rotenburg oder die Geschichte einer deutschen Gemeinde aus urkundlichen Quellen bearbeitet. Gr. 8. Nürnberg, Riegel und Wießner. 2 Thlr. 16 Gr.

Beweis aller Beweise, daß die Juden nicht emancipirt zu werden verdienen, und ohne den Untergang Europas herbeizuführen, nicht emancipirt werden können. Allen Petitionairs gegen die Juden-Emancipation und sonstigen Judenhassern gewidmet. Gr. 12. Grimma, Verlags-Comptoir. 8 Gr.

Bowring, J., Bericht an das englische Parlament über den Handel, die Fabriken und Gewerbe der Schweiz. Nach der officiellen Ausgabe aus dem Englischen übersetzt von Dr. H....e. Gr. 8. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1 Thlr. 8 Gr.

Brandis, J. D., Über Leben und Polarität. Gr. 8. Kopenhagen, Verfasser. 1836. (Berlin, Reimer.) 12 Gr.

Fürstenhaupt, A., Pantheon oder Auswahl des Schönsten und Besten aus den bekanntesten Literaturen aller Zeiten, (die Fremd-Literatur nach den besten deutschen Übersetzungen.) 1ster Band. Heft 1. Gr. 8. Berlin, Natorff u. Comp. 4 Gr.

Groß-Hoffinger, A. J., Historische Darstellung der Allein-Regierung Joseph's des Zweiten insbesondere der politisch-kirchlich-moralischen Reaction gegen den Geist seiner Anstalten in- und außerhalb der östreichischen Erbländer. Aus dem größern Geschichtswerke über das Leben und die Regierung Kaiser Joseph's des Zweiten. Gr. 8. Stuttgart, Rieger und Comp. 2 Thlr. 18 Gr.

Hermannsthal, F. H. von, Mein Lebenslauf in der Fremde. 8. Freiburg im Breisgau, Wagner. 22 Gr.

Hoffbauer, J. H., Über den Aberglauben. Gr. 8. Lemgo, Meyer. 12 Gr.

Sechster Jahresbericht des historischen Vereins im Rezatkreis. Für das Jahr 1835. Mit 1 lithographirten Blatte. Gr. 4. Nürnberg, Riegel u. Wießner. 1836. 1 Thlr.

Ideale für alle Stände. II. 1. Lebensbeschreibungen und Bilder aus dem Leben ausgezeichneter und berühmter Kaufleute und Banquiers. — Auch u. d. T.: Die Familie Rothschild und die Fugger. Lebensgeschichte der Gründer und der vorzüglichsten Glieder dieser Häuser. 8. Leipzig, Schmidt. 10 Gr.

Kock's, P. de, ausgewählte humoristische Romane, deutsch bearbeitet von H. Elsner. 1ster Band. Weder: Nie! noch: Immerfort! Gr. 12. Stuttgart, Rieger u. Comp. 14 Gr.

Reisebilder aus Süddeutschland, aufgenommen im Sommer 1836 von *r. Gr. 12. Leipzig, Fest. 1 Thlr.

Reumont, A., Rheinlands Sagen, Geschichten und Legenden. 1ste Lief. Gr. 8. Köln u. Aachen, Kohnen. 12 Gr.

Politisches Rundgemälde, oder kleine Chronik des Jahres 1836. Für Leser aus allen Ständen, welche auf die Ereignisse der Zeit achten. 8. Leipzig, Fest. 9 Gr.

Das Schachspiel in seiner eigenthümlichen und höhern Bedeutung. Ein Fragment. (Aus den Propyläen zu einer Imperatorik.) 4. Nürnberg, Renner und Schuster. 1836. 16 Gr.

Schlieben, W. E. A. v., Statistische Aphorismen in Beziehung auf Nationalökonomie und Staatenkunde. 1ste Abtheilung. Gr. 8. Leipzig, Frohberger. 12 Gr.

Seidlitz, J., Die Poesie und die Poeten in Östreich im Jahre 1836. 8. Grimma, Gebhard. 1 Thlr.

Söltl. Gedichte. Gr. 12. Berlin, Reimer. 12 Gr.

(Spontini.) — Des Dramatischen Leid-Compositeurs Sr. Majestät des Königs von Frankreich und Königl. Preuß. General-Musik-Director Herrn Ritters Gaspare Spontini Klagen über den Verfall der dramatischen Musik. Aus dem Französischen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von einer Gesellschaft von Kunstfreunden und Verehrern des großen Meisters. Gr. 12. Leipzig, Michelsen. 6 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 72. — 13. März 1837.

Der junge Tischlermeister. Novelle in sieben Abschnitten von Ludwig Tieck. Zwei Theile. Berlin, Reimer. 1836. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Die Vermählung der krummen Linie mit der geraden, des Bedürfnisses mit der Kunst, der Prosa mit der Poesie, der Regel und Pflicht mit der Willkür und Leidenschaft, diese Vermählung im Leben des Menschen, sodaß die Tugend nicht in Philisterei, die Lust nicht in Ausschweifung übergeht — irren wir uns, oder ist dieses nicht der Kern eines an Geist und Leben überreichen Buches, das wir der Jugend und dem Alter des Dichters zugleich verdanken? Der Plan zu der Erzählung ist laut dem Vorworte zum zweiten Theil einer seiner frühesten Entwürfe und schon im Frühjahr 1795 entstanden, aus dem Wunsch, klare und bestimmte Ausschnitte unsers echten deutschen Lebens, seiner Verhältnisse und Aussichten wahrhaft zu zeichnen. Die Ausarbeitung begann 1811, die jetzt sich mehr ausdehnte und bunter ausfiel, als es im ersten Entwurfe lag. Die Ruhe fehlte dem Verfasser, um die Aufgabe zu vollenden; was geschrieben war, wurde 1819 der Presse übergeben, ausgeführt ward das Ganze erst jetzt, „und so bietet sich nun die Erfindung, so früh begonnen, so oft verzögert und so spät vollendet", dem Wohlwollen des Lesers.

In einer ohne Zweifel norddeutschen Stadt lebt ein junger Tischlermeister, Namens Leonhard; wann, erfährt man nicht sogleich aus der Novelle, allmälig aber zeichnet sich die Zeit, in welcher dieselbe spielt, immer bestimmter, und einzelne Andeutungen lassen uns sogar zuletzt nicht mehr im Zweifel über das Jahr, in welches die Hauptbegebenheit fällt. Die alte Reichsverfassung blüht noch; kurze Beinkleider und Schnallenschuhe sind die höchste Mode; die Revolution ist vorüber, aber das Zeitalter der Aufklärung und Nivellirung ist im schnellsten Fortschritte begriffen; die Überbleibsel des alten bürgerlichen Lebens sind nur noch in einigen ehrwürdigen deutschen Städten, in den Bergen und Dörfern zu suchen; Adel und Bürgerstand ist längst verflacht; doch liegt „Werther" und „Götz von Berlichingen" erst ein Menschenalter hinter den Zeitgenossen; Schlegel's Shakspeare ist schon anerkannt, Novalis eben erst herausgekommen; der luneviller Frieden ist geschlossen, die Bisthümer Bamberg und Würzburg sind secularisirt; Iffland ist auf der Bühne im höchsten Flor, ein dreißigjähriger Narr ist 1772 geboren; beim Schlusse der Geschichte, der etwa dritthalb Jahre später erfolgt als der Anfang, ist Schiller eben erst gestorben. So ist die Zeit mit aller Bestimmtheit angegeben. Die Erzählung beginnt mit dem Jahre 1802 und endet um die Mitte des Jahres 1805.

Dieser Zeitpunkt war der spätern Bearbeitung noch bequemer als das J. 1795, ohne daß der Plan darunter leiden konnte. Der Dichter wollte offenbar einer hinabgegangenen Zeit einen Scheideblick nachwerfen, was Poetisches an ihr war, verklären und dem ästhetischen Anerkenntniß seiner Zeitgenossen vorhalten, zugleich aber, wie uns däucht, jene obenangegebene moralisch-praktische Idee entwickeln. Jene Zeit aber war eben damals vollständig abgelaufen und abgeschlossen. Nun ist freilich Vieles, was damals gewissermaßen neu und noch unbesprochen war, jetzt weniger an der Tagesordnung, und der Verf. selbst bezeichnet als solches in seinem Vorwort manchen Gedanken über Zünfte, Bürgerlichkeit und dgl. m. Er hat aber diese Materien auf eine Weise behandelt, die auch das Bekannte als frisch erscheinen läßt; und Wahrheiten, mit Überzeugung und Geist ausgesprochen, veralten nicht. In vielen Gesprächen des Buches ist überdies Neues und Neuestes, doch ohne eigentlichen Anachronismus, mit eingeflossen und das Costume der Zeit nicht überall ganz streng beobachtet, worüber der Verf. durch eine gelegentliche Betrachtung, die zwar eigentlich nur dem Drama gilt, doch hinreichend gerechtfertigt erscheint. Der Abschied einer alten Zeit und das Hereinragen einer neuen gibt immerhin dem Ganzen die Färbung, in der sich alle andern Nuancen harmonisch verlieren.

Doch wir gehen an die Geschichte selbst. Leonhard ist ein wohlhabender, durch eine liebenswürdige Gattin und ein angenommenes Kind beglückter Handwerker, der auf Reisen durch eignes Studium, besonders aber durch den vertrauten Umgang mit seinem Jugendfreunde, dem Baron v. Elsheim, einem reichen, leichtsinnigen, poetischen Edelmanne, welcher hoch über den Vorurtheilen seines Standes steht, auch seinerseits über die Bildung seines Standes erhoben worden ist, den er jedoch keineswegs geringschätzt, verleugnen oder durch unpassende Anwendung seines Gewerbes überbieten will. Sein ganzes Streben geht vielmehr nur dahin, die Kunst, deren er sich mächtig

fühlt, zur Veredlung, zur Verdeckung des Bedürfnisses anzuwenden, nicht das Handwerk selbst in eine hochmüthige Kunst zu verwandeln. Der Anfang der Novelle führt uns mit ihm an das Fenster seines Wohnzimmers und läßt uns einen Blick in die neue Einrichtung seines blühenden Gewerbes, die neuerbauten Schuppen, die aufgestapelten Hölzer und Breter thun. Hier überblickt er mit seiner Friederike, die ihn grade darum so lieb hat, weil er „ein wunderlicher Kauz und nicht ist wie alle Menschen", sein ruhiges Glück. Bald darauf sehen wir ihn mit seinen Gesellen, seinem Pflegekind und dessen Lehrmeister, einem alten, guten, seltsamen Magister, auch noch einem Originale der alten Zeit, an dessen wirkliche Existenz der jetzigen schwer zu glauben wird, um den Mittagstisch gelagert, und bald wird hier gelegentlich die Frage abdisputirt, die Leonhard aufwirft, ob der Mensch immer stark genug sei, den Leidenschaften widerstehen zu können, oder ob nicht vielleicht Mancher doch früher oder später erliegen müsse und seinem Schicksal nicht entgehen könne, möge er mit noch so vieler Kunst und Festigkeit nach dieser oder jener Seite ausbeugen. Der Magister dagegen vertheidigt in einem Latein, das wir nicht auf seine Rechnung setzen können, aufs heftigste den Grundsatz, daß unser Wille durchaus frei sei. Nach dem Essen stellt sich ein Nachbar, der Meister Krummschuh, ein, und Leonhard erfährt durch ein überbrachtes Billet und einige etwas unwillige Worte seiner Frau, daß der Baron, sein Jugendfreund, hier ist.

Er hat Projecte mit dir, er will dich auf eine Reise mitnehmen, du sollst ihm ein Schloß einrichten helfen, und was dergleichen mehr ist, was mir nicht sonderlich hat gefallen wollen; er ist überhaupt fatal mit seinem herablassenden, vertrauten Wesen und hindert dich nur; ich kann es gar nicht leiden, daß er mich immer liebe, kleine Frau nennt.... ich fürchte nur, du lässest dich beschwatzen.

Meister Krummschuh läßt sich weitläufig über die alte Wanderlust seines Freundes aus. Elsheim kommt am andern Tage und entführt den Freund wirklich, den er durch die Nachricht begeistert hat, daß er auf einem Schlosse ein Theater errichten und dort das Jugendlieblingsstück Leonhard's, den „Götz von Berlichingen", aufführen lassen will. An Leonhard's freundlicher Zuthätigkeit erräth seine Gattin den gefaßten Entschluß.

Wie ich sah, wie sacht du hereintratest, wie leise du die Hausthür wieder anlehntest, daß sich kaum die Klingel hören ließ, wie freundlich, beinahe demüthig du mich grüßtest, da erkannte ich auch dein böses Gewissen. Je nun, ich fodere auch vielleicht zu viel, daß du deine Leidenschaft so ganz bezwingen sollst; reise denn in Gottes Namen, und komme wenigstens so bald als möglich wieder! (I, 50.)

Am letzten Essen, bei dem sich auch Elsheim einstellt, erzählt der platonische Magister das Abenteuer einer Jugendliebe, die er nicht eingestehen will, und rührt damit die ganze Gesellschaft.

Der zweite Abschnitt zeigt uns die Freunde auf der Reise.

„Fühlst du denn auch wol", sagt der Baron, „welchen köstlichen Schatz du an deiner Frau besitzest? Wahrlich, gestern habe ich sie näher kennen und wahrhaft lieben und verehren gelernt. Ein Weib, das ihren Widerwillen und Verdruß, den sie doch über deine Reise nothwendig empfindet, nicht nur zähmen kann, sondern diese Freundlichkeit, Sanftmuth und Liebe so ungezwungen darstellt, ist eine der größten Seltenheiten. Denn selbst die Liebenswürdigsten dieses Geschlechts können unangenehm werden, wenn sie über verletzte und unerkannte Liebe schmollen; sie scheinen oft der Meinung zu sein, daß sie ihr Herz, in lauter Verdrießlichkeit und epigrammatischen Scherz gekleidet, dann nicht genug zur Schau tragen können."

Leonhard erzählt sodann, wie Friederike seine erste Jugendneigung war, gedämpft durch die Zustimmung der Ältern, in der Entfernung bald vergessen, bald ersehnt, zuletzt erneuert und erfüllt.

„Vielleicht", sagte der Freund, „sind diese Ehen auf die Dauer die glücklichsten, weil beide Theilnehmer keine unmöglichen Erwartungen mitbringen."

Ihn selbst könnte nur die Sehnsucht, die Anbetung, die Leidenschaft der Liebe glücklich machen. (S. 81.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des griechischen Aufstandes.

Zu der in Nr. 17 und 18 d. Bl. angefangenen Übersicht neugriechischer Quellen für die Geschichte des griechischen Befreiungskrieges können wir bereits die Ankündigung eines neuen Werkes fügen, von welchem unter dem Titel: „Militairische Memoiren (*„Στρατιωτικὰ ἀπομνημονεύματα πολεμικά"*) des Obersten Christoph Perrhäbos" (Athen 1836), der erste Band kürzlich die Presse verlassen hat. Perrhäbos ist ein alter Krieger, der, obgleich aus Thessalien gebürtig, den größern Theil seines Lebens in Verbindung mit den Sulioten zugebracht und bereits früher die Specialgeschichte dieses kriegerischen Stammes geschrieben hat. In dem vorliegenden Werke erzählt er die kriegerischen Vorfälle des Revolutionskrieges, soweit er selbst daran Theil genommen; und zwar ist jedem bedeutendern Gefechte und jeder Belagerung gewöhnlich ein besonderes Capitel gewidmet. Doch dürfen europäische Militairs sich durch den Titel: „Militairische Memoiren", nicht täuschen lassen; hier ist nicht von einem allgemeinen Feldzugsplane, von zusammenhängenden Kriegsoperationen, von einer wissenschaftlichen Strategik die Rede; der Oberst Perrhäbos ist ein alter Krieger in der Fustanella und erzählt in einer schlichten Sprache ohne viele raisonnirende Bemerkungen Das, was sich zugetragen: die löwenmuthigen Unternehmungen der Sulioten, ihre ausharrende Tapferkeit und ihr endliches Unterliegen. Denn dieser erste Band beschäftigt sich wieder fast ausschließlich mit der Geschichte der Sulioten, von ihrer Rückkehr aus Korfu nach dem Festlande im J. 1820 bis zu ihrem neuen Übergange auf die ionischen Inseln im J. 1822. Interessant ist die Verflechtung des berühmten Ali Pascha in die damaligen hellenischen Angelegenheiten, der, selbst in seinem Schlosse von den Heeren des Sultans hart bedrängt, dadurch, daß er die ihm treu gebliebenen albanesischen Türken mit den zurückgekehrten Sulioten in ein Bündniß treten ließ und so seinen Gegnern schwere Kämpfe bereitete, der griechischen Revolution im Süden von Rumelien und im Peloponnes nicht wenig Vorschub leistete. Überhaupt täuschte man sich gegenseitig: der Sultan, indem er Ali Pascha für den eigentlichen Anstifter der Revolution hielt; Ali Pascha, indem er glaubte, daß die Griechen auf russische Unterstützung zu rechnen hätten und sich aufrichtig für seine Befreiung interessirten; die Griechen, indem sie noch auf einen langen Widerstand des alten Veziers gegen den Sultan zählen zu dürfen und ihn für ihre Zwecke zu benutzen hofften. Aus einem im dritten Capitel mitgetheilten Schreiben des Paschas an den Verf. sieht man, daß der alte Fuchs, wenn er auch nicht selbst daran glaubte, doch die Griechen zu überreden suchte, daß er nur für ihre Befreiung gearbeitet habe, und daß er sich wirklich an den Kaiser Alexander um Unterstützung gewandt, sowie auch die Serbier von Neuem aufzuwiegeln gesucht hatte.

Der Verf. führt die aus Pouqueville bekannten Thaten und Gefechte der Sulioten und jene ruhmvollen Kämpfe in dem Engpasse der fünf Brunnen, jedoch als mithandelnder Augenzeuge mit größerer Genauigkeit, wieder vor unsern Blicken vorüber und erzählt dann im zehnten Capitel das Gefecht vor den Thermopylen (¹⁴/₂₅. April 1821) und den Untergang des tapfern Diakos. Dieser, der eigentlich Athanasios hieß, aus Musinitza bei Libovisi gebürtig, war schon zum Diakonus geweiht, als er einen Türken, der ihn wegen seiner Schönheit zu körperlicher Unzucht misbrauchen wollte, erschlug und deshalb die Waffen ergreifen mußte. Er diente anfangs in dem Corps des Skaltsodimos, dann unter Odysseus, dem Sohne des Andritsos, und schwang sich durch seine Tapferkeit bald zu dem Range eines Capitains empor. Als die Griechen vor den Thermopylen dem Pascha Omer Vriones Widerstand zu leisten beschlossen, übernahm Diakos den gefährlichsten Posten: die Vertheidigung der Brücke über den Sperchios. Hier fiel an seiner Seite auch der hochwürdigste Bischof von Salona, Jesaias, aus dem Dorfe Diesphina, Delphi gegenüber, gebürtig, und viele andere tapfere Krieger. Zuletzt hielt nur noch Diakos mit 45 alten Streitern gleich einem zweiten Leonidas Stand. Als Alle gefallen waren, kämpfte Diakos noch allein hinter der Leiche seines leiblichen Bruders, die als eine Brustwehr vor ihm lag; ein Schuß zerschmetterte seinen rechten Arm: er feuerte seine Pistolen mit der Linken ab und rief seinen Streitgenossen zu, ihn selbst zu tödten, ehe er in feindliche Hände falle; aber vergebens, sie waren schon alle dahin. Omer Vriones ehrte die Tapferkeit des gefangenen Helden und wollte seine Wunden heilen und ihn in Freiheit setzen lassen; aber Mechmet Pascha bestand auf seinen Tod. Vor Lamia (Zeituni) wurde Diakos lebend geröstet, während er bis zum letzten Athemzuge mit Kaltblütigkeit seine Henker höhnte und schmähte.

Von den Kämpfen in Ostgriechenland wendet sich der Verf. wieder zu den muthigen Thaten der Sulioten im Westen. Folgende Kriegslist übersteigt fast das Maß der Tollkühnheit. Während Markos Botzaris und Lampros Sarbas mit 350 Mann Dervisana belagerten, das eine Besatzung von 1500 Albanesen hatte, kam Kaplan-Bei mit 400 macedonischen Türken aus dem Lager vor Janina, um den Ort zu entsetzen, und lagerte sich an dem gegenüberliegenden, anderthalb Stunden entfernten Eliasberge. Die Lage der Sulioten wurde bedenklich. Da wählten die beiden Führer 120 der Tapfersten aus ihrem Corps aus, und nach einem Scheingefecht, welches auf Täuschung des Feindes abzielte, zogen sie sich geradeswegs in das Lager des Kaplan-Bei zurück, wo sie sich als türkische Albanesen ankündigten, abgesandt von der Besatzung in Prevesa, um bei der Entsetzung von Dervisana mitzuwirken. Die List gelang; die macedonischen Türken nahmen sie, durch die gemeinsame albanesische Sprache getäuscht, arglos in ihre Reihen auf, und nach kurzer Rast marschirten sie zusammen nach dem belagerten Orte ab. „Die Sulioten hatten schon im Voraus verabredet, daß, um ihr Strategem mit geringerer Gefahr ausführen zu können, jeder von ihnen sich auf dem Marsche hinter zwei bis drei Türken zu stellen suchen solle. Ihr Feldruf war das Wort Schwert (σπαθί); dieses Wort sollte der hinterste Suliot mit Donnerstimme ausrufen, und gleichzeitig sollten Alle von hinten auf die vor ihnen Marschirenden zu feuern anfangen. Als sie daher kaum noch einen Flintenschuß weit von den Belagerern entfernt waren, rief der Letzte dreimal: Schwert! Schwert! Schwert! und plötzlich fing das mörderische Feuer aus Flinten und Pistolen an; dann zogen sie die Schwerter und schlachteten die Türken ohne Erbarmen. Die unglücklichen Macedonier, den hellenischen Feldruf gar nicht verstehend und durch eine solche unerwartete und tragische Scene in Bestürzung versetzt, ergriffen, als sie ihre Kameraden sich auf der Erde in ihrem Blute wälzen und die Schwerter über ihren Häuptern blinken sahen, in Unordnung die Flucht, indem sie mit lauter Stimme auf Albanesisch riefen: „Bambés! Bambés!" (Ungläubige! Ungläubige!) Über 170, Gesunde und Verwundete, retteten sich durch eine nahe liegende bewaldete Schlucht; ihr Anführer aber, am Schenkel und an der Schulter verwundet, wurde mit 30 Andern lebend gefangen und nach Suli geschickt. Es erregt Erstaunen, daß in einem so gefahrvollen und blutigen Getümmel kein einziger Suliot getödtet und nur zwei leicht verwundet wurden." Die Folge dieser tollkühnen und verrätherischen Hinterlist war, daß die Besatzung von Dervisana sogleich capitulirte. Die Milde, mit welcher sie behandelt wurde, bildet einen erfreulichen Gegensatz zu dem vorhergehenden blutigen Verrath. Die Belagerer schlachteten und brieten eine Heerde Schafe, bewirteten die Belagerten bei einem brüderlichen Mahle aufs beste und gaben ihnen mit Waffen und Gepäck freien Abzug.

Die Lage der kaum aus dem Exil zurückgekehrten Sulioten hatte sich unterdeß durch ihre ununterbrochenen Siege so gebessert, und sie hatten so viele der umliegenden Dörfer von den dem Sultan ergebenen Türken befreit und mit ihrem momentanen militairischen Freistaate vereinigt, daß eine Art von geregelter Verfassung nöthig wurde, deren Redaction der Verf. übernahm und die er im dreizehnten Capitel mittheilt. Sowol die administrativen als die gesetzlichen Bestimmungen waren kurz und bündig; Verrath z. B. wurde mit dem Tode bestraft; die Feigen (die Tresanten der alten Lakedämonier) oder die sich Insubordinationsfehler zu Schulden kommen ließen, wurden ehrlos und verloren ihren Sold und ihren Antheil an der Beute. Diese extemporirte Verfassung und Gesetzgebung wurde angenommen und in Ausübung gebracht, ging aber begreiflich mit der Vertreibung der Sulioten wieder zu Grunde.

Denn nach Ali Pascha's Untergange (im Januar 1822) wurde die Lage der Sulioten bald eine andere. Sehr bemerkenswerth für den damaligen Zustand der Dinge ist ein Schreiben, welches sie, in ihrer Heimat von einem überlegenen Feinde mit einem Angriff bedroht, am 16. Februar 1822 an den Nationalsenat im Peloponnes richteten, und worin sie aufs eindringlichste geltend machten, daß, statt auf fremde (russische) Hülfe zu warten, die griechischen Christen allein zu ihrer Befreiung hinreichten, wenn man die geeigneten Mittel durch Absendung von Schiffen und Kriegsvorräthen ergreife, um alle Christen des Festlandes zu insurgiren und den Kriegsschauplatz ganz auf diese Gegenden zu beschränken. Allein ihre Vorschläge wurden überhört. Der Verf. schaltet hier eine kurze Schilderung der vier Hauptstämme der Albanesen, der Tzamides, Liapides, Toskides und Gekides, ein.

Nach wiederholten vergeblichen Unterhandlungen zwischen den Sulioten und Khurschid Pascha, der sie zur Unterwerfung aufforderte, rückten die Türken am ¹³/₂₅. Mai 1822 gegen Suli an, und es begannen jene blutigen, aber erfolglosen Kämpfe, und die langwierige Einschließung des tapfern Bergvolkes in seinen letzten Zufluchtsörtern, die schon aus Pouqueville's Schilderung bekannt sind. Zu Ende des August fanden die Sulioten endlich sich genöthigt, zu capituliren, zogen am 2. September aus ihren Bergnestern aus und schifften sich nach Cephalonien ein. Der Rest des Buches schildert ihre ziemlich unfreundliche Aufnahme auf den ionischen Inseln und ihre Händel und Verhandlungen mit der englischen Verwaltung. Perrhäbos entwischte zuerst, im Januar 1823, nach dem griechischen Festlande, und bald entkamen auch die meisten Sulioten Einer nach dem Andern nach Missolunghi. Ihre Thaten und die weitern Kriegsbegebenheiten wird der zweite Band erzählen.

In diesem ersten Bande treten die Vorfälle in Ostgriechenland und dem Peloponnes, bei denen der Verf. nicht Augenzeuge oder wenigstens nicht in der Nähe war, nur ergänzungsweise in kurzen Schilderungen ein. Überhaupt ist auf den chronologischen und pragmatischen Zusammenhang der Begebenheiten und ihre gegenseitige Einwirkung aufeinander nicht so viel Rücksicht genommen, als der größern Klarheit wegen zu wünschen gewesen wäre. Bemerkenswerth ist auch der Haß oder wenigstens die Abneigung des Verf. gegen Markos Botzaris. Der Styl des Buches ist sehr ungleich und die Schreibart häufig

verworren. Bei allen diesen Mängeln sind diese Memoiren ein wichtiger Beitrag zur Geschichte einer Umwälzung, von welcher bereits jetzt, nach anderthalb Jahrzehnden, für den ganzen weiten Orient, vom adriatischen Meere bis an den Euphrat und vom Don und Dniepr bis an die Grenzen Äthiopiens, eine neue Epoche datirt, deren richtige Würdigung und Darstellung sich erst dann erwarten läßt, wenn die in diesem großen Drama mithandelnden Personen, die Männer von der Feder und der Volkstribune wie die vom Schwert, ihren Antheil an den Begebenheiten selbst unbefangen werden berichtet haben. Wer hätte nicht noch vor 20 Jahren ungläubig den Kopf geschüttelt, wenn ihm ein Seher geweissagt hätte, daß binnen einem halben Menschenalter ein Suliotenkrieger in Athen, in der Hauptstadt eines christlichen Königs und im Schoose des Friedens, die Geschichte der Befreiung seines griechischen Vaterlandes schreiben werde? 107.

Notizen.

Eine Weltstadt wie Paris hat pauvres honteuses von allen Gattungen aufzuweisen. Eine solche von etwas mystischer Art stand vor Kurzem vor dem dortigen Zuchtpolizeigericht. Es war eine junge, leidlich hübsche, etwas blasse Frau, deren scheues, züchtiges Betragen die Aufmerksamkeit der Behörde ganz besonders in Anspruch nahm. Die Verwunderung stieg noch mehr, als man in Erfahrung brachte, daß diese verschämte Frau der nächtlichen Straßenbettelei angeklagt war, eine Beschuldigung, die durch das ganze Wesen derselben geradezu Lügen gestraft ward. Der Stadtsergeant, der sie verhaftet hatte, trat auf und berichtete Folgendes: Er habe an einem gewissen Abend in dem Viertel des Palais royal gegen acht Uhr seine gewöhnliche Runde gemacht und plötzlich mitten auf dem Trottoir, wo die Leute hin- und hergehen, eine unbeweglich kauernde Figur bemerkt. Er habe sie angerufen und befragt, warum sie dergestalt den öffentlichen Zugang hindere. Da sie hierauf keine Antwort gegeben, habe er sie gerüttelt und nun Madame erkannt, die auf den Knien gelegen, mit einem Rosenkranz in den Händen. Es sei sehr schwer gewesen, ihr Angesicht zu entschleiern, das mit doppelten und dreifachen Tüchern verhüllt gewesen sei. Als dies endlich gelang, fragte er: „Liebe Frau, was thun Sie hier?" — „Ich verrichte mein Gebet", erwiderte sie. — „Ei, so schweigen Sie doch, liebe Frau, die Straße ist keine Kirche; Sie befinden sich wahrscheinlich hier, um Almosen zu erhalten." — Sie schien sehr betroffen und beschwor den Sergeanten, sie in Ruhe zu lassen, da sie nur noch einige Paternoster und Ave zu beten habe. Allein er nöthigte sie, ihm zu folgen, indem er sie an einen Ort zu führen versprach, wo sie dies mit mehr Ruhe würde vornehmen können. Der Sergeant schloß seinen Rapport mit den Worten, daß er moralisch überzeugt sei, sie habe betteln wollen und die Manieren einer Betenden nur zum Schein angenommen. Der Präsident frug nun die junge Frau, ob sie des Bettelns geständig sei. Sie erwidert mit sanfter Ruhe: „Ach nein, mein Herr, Gott sei Dank, ich bedarf keines Andern, um zu leben, mein kleiner Kuchenhandel reicht dazu hin, und wahrhaftig ich bin eher im Stande, Barmherzigkeit zu üben, als darum zu bitten." — Der Präsident: „Nun, was thaten Sie denn sonst auf öffentlicher Straße unter so seltsamen Umständen?" — Die junge Frau (etwas exaltirt): „Ich betete meinen Rosenkranz." — Präsident: „Allein dies hätten Sie doch bequemer in der Kirche thun können?" — Die junge Frau (mit wachsender Begeisterung): „Möglich, aber ich hatte eine Erscheinung: die heilige Jungfrau war zu mir getreten und hatte mir befohlen, daß ich genau auf diese Weise meine Büßung verrichten sollte. Sie sehen wol, Herr Präsident, daß ich mich diesem Gebote unterwerfen mußte." — Dagegen war freilich von ihrem Standpunkte aus nichts einzuwenden. Indessen weist das Gericht die Beklagte einstweilen fort, die sich mit allen Zeichen der Verschämtheit und des Gekränktseins dem Anblick der Anwesenden entzieht.

In England, oder vielmehr im Monde, wenn man der ausdrücklichen Angabe des satirischen Autors Velby Sherman glauben soll, ist neuerdings ein Kupferstich erschienen, der den Titel: „Logic", führt. Derselbe stellt zwei wüthende Syllogistiker vor, im Streit begriffen darüber, ob die Pariser Vögel seien oder nicht. Die Syllogismen sind unübersetzlich und lauten so:

Omnes Parisii sunt Galli;
Omnes Galli sunt aves:
ergo
Omnes Parisii sunt aves.
Omnes galli gallinarum sunt mariti;
Omnes Parisii non sunt gallinarum mariti:
ergo
Omnes Parisii non sunt Galli;
sed
Omnes Galli sunt aves:
ergo
Omnes Parisii non sunt aves.

Der Witz läßt sich hören, obgleich er nicht ganz mehr in unsere literarische Zeit paßt. Seltsam ist es, daß in den neuesten Zeiten die Engländer es lieben, ihre Satiren und Bonmots in den Mond zu verlegen, als ob man in Altengland nicht Späße genug machen dürfte. 11.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1836 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 68.)

19. Eckermann (Johann Peter), Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 1823—32. Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

20. *ΕΛΛΗΝΙΣΜΟΣ. Τομος πρωτος.* — Auch u. d. T.: *Γραμματικη.* 1835. Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 12 Gr.

21. Encyklopädie, Allgemeine, der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. 1818—36. Gr. 4. Cart.

Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 20 Gr., auf feinem Velinpapier 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier im größten Quartformat mit breitern Stegen (Prachtexemplare) 15 Thlr.

Erste Section, A—G, herausgegeben von J. G. Gruber. Erster bis achtundzwanzigster Theil.

Zweite Section, H—N, herausgegeben von A. G. Hoffmann. Erster bis dreizehnter Theil.

Dritte Section, O—Z, herausgegeben von M. H. E. Meier und L. F. Kämtz. Erster bis achter Theil.

Den frühern Subscribenten auf dieses Werk, welchen eine Reihe von Theilen fehlt, sowie Solchen, welche als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die den Ankauf erleichterndsten Bedingungen zugesichert.

22. Encyklopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis, mit Einschluss der Geburtshülfe, der Augenheilkunde und der Operativchirurgie. Im Verein mit mehren praktischen Ärzten und Wundärzten herausgegeben von Georg Friedrich Most. Zweite, stark vermehrte und verbesserte Auflage. In zwei Bänden. Erstes bis achtes Heft. *Abarticulatio — Melanosis.* Jedes Heft im Subscr.-Preise 20 Gr.

23. Falk (Johannes), Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt. Ein nachgelassenes Werk. Zweite Auflage. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 73. — 14. März 1837.

Der junge Tiſchlermeiſter. Novelle in ſieben Abſchnitten von Ludwig Tieck. Zwei Theile.

(Fortſetzung aus Nr. 72.)

Der Dichter hat uns hinlänglich für Friederike intereſſirt, daß das verlegene Schweigen Leonhard's uns auffallen muß. Bisjetzt hat ſich uns von ſeinem Leben nur die gerade Linie gezeigt. Er hat von der Natur ein jungfräuliches Gemüth erhalten, die Roheit wie die Unnatur, die Gemeinheit, die Ausſchweifung iſt ihm im Leben wie in der Kunſt verhaßt; er möchte die krumme Linie nur der geraden dienſtbar machen. Aber auch in ſeinem Schickſale erſcheint dieſe nun als unabhängig, und die Leidenſchaft bäumt ſich in mehr oder weniger wilden Krümmungen. Schon unterwegs erzählt er ſeinem Freunde von einer bewegten Vergangenheit ſeines Gemüths.

Die erſte Reiſe — ſagt er — hat viele Ähnlichkeit mit der erſten Liebe, und ſo geſchah in den geſegneten Fluren Frankens das Geſtändniß zwiſchen mir und der Natur. Man reiſt auch nachher wieder, man iſt wieder entzückt, man ſieht und lernt und kann wahrhaft glücklich ſein; aber jene erſter Jugendzauber iſt doch auf immer entflogen.

Auf dieſer erſten Reiſe grüßt ihn auch die erſte Liebe mit der leidenſchaftlichſten Gewalt. In einen Rauſch der Entzückung hatte ihn die Höhe des Thüringerwaldes mit ſeinen unüberſehbaren Bergrücken und herrlichen Tannen verſetzt, und Herz und Bruſt erweitert kommt er nach dem vielgeliebten Bamberg. Am Tage der Fronleichnamsproceſſion fällt ihm hier eine junge weibliche Geſtalt auf, von einer Schönheit, wie man ſie wol zuweilen auf alten Gemälden zu ſehen pflegt.

Sie war groß und ſtark, aber doch ſchlank gewachſen, ihr Geſicht oval, ihr Haar dunkelblond, von einem röthlichen Goldſchimmer durchzogen, die Augen groß und dunkelblau, und die Farbe von der durchſichtigſten Zartheit.

Dieſe reicht aus Mitleiden dem neben ihr ſtehenden jungen Ketzer einen Roſenkranz, weil ſie ſeine Hände leer ſieht. Im Wellenſchlage des Gedränges verloren, findet er ſie wieder beim ländlichen Tanz um eine Dorflinde, befreit ſie hier aus den Händen eines trunkenen, barbariſchen Burſchen, wird dadurch in die Dorfbehauſung der Ältern eingeführt, und bald werden ſich die Beiden in ſtillem Umgang unentbehrlich.

Oft genügte mir doch dieſe ſtille Gegenwart nicht, und ich foderte Kuß und Umarmung; ihre Schönheit, ihr großer Blick aus den hellen Augen, ihr Händedruck ängſtigten mich.... Von dieſem ſonderbaren Zauberbann, von dieſer Angſt und Verwirrung war ſie gänzlich befreit; ihr war ſo recht herzlich wohl, mit mir über Alles ſprechen zu können... dabei empfand ſie ſo ihre reine Hingebung in mein Weſen, daß ſie nichts vermißte.

Zum zweiten Male rettet Leonhard die Geliebte und ſich von den Nachſtellungen des berauſchten Bewerbers, der unter thieriſchem Gebrüll mit Kunigunden ringt.

Sie hatte das Tuch verloren, und der blendende, von mir ſo heilig gehaltene Buſen glänzte jugendlich in dem ungewohnten Licht; der Böſewicht ſuchte ſie nach dem Fluſſe zu ſchleppen; ihre Haare flogen aufgelöſt, ihre Kleider waren zerriſſen...

Nachdem der Wahnſinnige darniedergeworfen und entfernt iſt, ſinkt Kunigunde ihrem Retter mit Thränen in die Arme, wendet ihr lockiges Haupt ein wenig von ſeinem Geſichte weg und ſagt:

Ja, ich bin dein! es gibt keine Macht auf Erden, die unſere Herzen trennen könnte; ich kann dir nun nicht widerſtreben, thue mit mir, Liebſter, was dir recht dünkt und dein Gewiſſen dir erlaubt; ich kann zu nichts mehr nein ſagen. Nur bedenke, daß ich dir nie nach deinem Lande folgen kann; das wäre der Tod meiner Ältern, mich in der irrgläubigen Fremde zu wiſſen. Du kannſt und willſt nicht hier bleiben, am wenigſten aber die Gemeinſchaft meiner Kirche ſuchen. Wir ſind alſo für die Einrichtungen dieſer Welt getrennt; aber in Liebe bin ich dein.

Sein Auge traf einen Blick, der in überirdiſcher Wonne glänzte. Aber eben das Gefühl, daß ſie ihm ſo ganz und unbedingt gehöre, daß ſie mit Seele und Körper in ſeinem Herzen ſei, verlöſchte alle Wünſche. Er begleitete ſie nach Hauſe, nahm Abſchied und verließ die Stadt, ohne ſie wiederzuſehen.

Eleheim ſah den Freund mit einem langen Blicke an, nach welchem ſich eine leichte Röthe auf ſeinem Geſichte zeigte. „Ich bewundere dich", ſagte er endlich, „ich wäre deſſen nicht fähig geweſen... Aber aufrichtig, hat dich ſelbſt niemals dieſer verlorene Augenblick gereut?" — „Bin ich was Anderes als ein Menſch?" antwortete Leonhard; „wenn aber die Disputirſucht unſerer Leidenſchaften manchmal die Oberhand über mein Herz gewann, ſo habe ich mich nachher um ſo mehr verachtet." (S. 152—171.)

Der übrige Theil der Reiſe vergeht unter jenen bedeutſamen Geſprächen über allerlei Gegenſtände des äußern und innern Erfahrungslebens, zu welchen Tieck ſeine Novellen ſo gern als Vehikel gebraucht, und aus welchen wir vielleicht mehr auf ſeine Herzensgeſinnung ſchließen dürfen als aus der Idee, die er ſich zum Objecte künſtleriſcher Behandlung für die Erzählung ſelbſt wählt und bei welcher er ſich das Künſtlerrecht herausnimmt, nur

ästhetische Zwecke zu verfolgen, oder, wenn, wie offenbar in unserer Novelle der Fall ist, dem Ganzen doch eine moralische Idee zu Grunde liegt, dieselbe wenigstens ästhetisch nach Gutdünken zu modificiren; denn er hält die Form der Novelle auch dazu geeignet, manches in conventioneller oder echter Sitte und Moral Hergebrachte überschreiten zu dürfen, wodurch sie sich auch vom Roman oder Drama bestimmt unterscheidet. (Vorwort VI.)

Die Reisenden begegnen verschiedenen Gestalten, welche dem Dichter dazu dienen, Zeit und Ort zu charakterisiren. Hier ist es eine dicke, ältliche Wirthin, die nach Stand und Rang aufs completeste mit ihren Gästen umzuspringen versteht und die der Postillon als einen wahren Engel geschildert hat, worunter unsere Wanderer ein Ideal von Schönheit, er aber freilich nur einen Complex aller möglichen Wirthstugenden verstanden hat; dort lärmt Hr. Wassermann, ein reichgewordener Lieferant, in grünem Rock und Weste, schmal betreßt und hochgestiefelt, mit Frisur und Zopf, dem ganz kannibalisch wohl ist, und bei dessen Anblick der Tischler von dem ahnungsvollen Gedanken zusammenschauert, daß ein armes Mädchen, von Verwandten bestürmt, einem solchen Scheusal seine Hand zu geben gezwungen werden könne. Dann führt ein schmächtiger, demüthig-übermüthiger Schauspieler, Namens Ehrenberg, in Gesellschaft eines Haubenkopfs „Menschenhaß und Reue" auf; endlich mystificiren zwei geniale Musiker die Gentry eines Landstädtchens.

Nach edlem Widerstreben des Tischlers waren die Freunde übereingekommen, daß Leonhard der Mutter des Barons und der übrigen adeligen Gesellschaft auf dem nicht fern von der fränkischen Grenze gelegenen Schlosse als Professor und Architekt vorgestellt werden sollte. Dies geschieht, und der junge Tischlermeister, eine jener Naturen, deren angeborener Adel alle angelernte Bildung ersetzt, bleibt mitten unter Grafen, Freiherren, Edelfräulein und Professoren, von Allen bewundert und von den Schönen selbst geliebt, Jedermann unerkannt bis auf den feinen, alten, vortrefflich gezeichneten Haushofmeister, der ihn an einem übelangebrachten Compliment und an den etwas großen, grobknochigen Handwerkershänden alsbald errathen hat, aber nicht verräth.

Diese Scenen entfalten sich im dritten Abschnitte. Auf dem Schlosse hat Baron Mannlich, einst Elsheim's älterer Jugendfreund, der diesem als sein Lehrer und Einführer in die Literatur verklärt im Herzen lebte und jetzt als ein verbildeter und eingebildeter plumper Thor vor ihn tritt, um seinen Freund zu überraschen, die Aufführung des „Götz von Berlichingen" vorbereitet, und die mitspielenden Gäste treffen allmälig ein.

Ein Mann von mittlern Jahren half einer alten und zwei jungen Damen aus einem offenen Wagen und begab sich, nachdem er mit Anstand seinen Dienst verrichtet hatte, zu dem zweiten Wagen, um auch dort zu helfen. Vom zweiten Fuhrwerk hüpfte ein ganz junges, übermüthiges Mädchen lachend herab, indem sie die Hand des Helfenden zurückstieß; ihr folgte ein Kammermädchen und nach diesem ein ältlicher, schlanker Herr, der sehr vorsichtig prüfend auf den Tritt und von dort zur Erde sich begab.

So ist, von Baron Mannlich empfangen und durch einiges nicht uninteressante Dorfpersonal verstärkt, die ganze Komödie beisammen, welche mehre Theaterstücke und hinter diesen das Drama ihres eignen Lebens aufführen wird. Die Angekommenen sind der geistreiche, nächtlich studirende Professor Emmerich, Tieck's alter ego in dieser Novelle, eine Tante mit zwei jungen und sehr schönen Fräulein, der blassen, üppigen, bezaubernden, heimlich sittenlosen Charlotte, in welche beide Freunde sich verlieben, und der von Elsheim verschmähten, engelschönen und engelreinen Albertine, die in bewußtloser Leidenschaft für den Lieblosen sich verzehrt; endlich die kleine, mit jugendlicher Keckheit vermittelnde Dorothee und ein geistig ausgehöhlter Graf v. Bitterfeld, der Repräsentant mancher seiner Standesgenossen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über den Nachdruck der französischen Bücher.

Die von dem Minister des öffentlichen Unterrichts, durch Beschluß vom 18. October vorigen Jahres, mit Untersuchung der den auswärtigen Nachdruck französischer Bücher betreffenden Fragen beauftragte Commission hat nun ihre Arbeit beendigt, und der Präsident derselben, Villemain, hat dem Minister des öffentlichen Unterrichts nachstehenden Bericht eingereicht, die Vorschläge enthaltend, die sich der Commission nach sorgfältiger Prüfung ergeben haben. Wir wollen diesen Bericht unverkürzt mittheilen:

Bericht im Namen der Commission zur Prüfung der auf den auswärtigen Nachdruck französischer Bücher bezüglichen Fragen.

Paris, 14. Januar 1837.

Mein Herr Minister!

Die genannte Commission, durch Ihren Beschluß vom 18. Oct. 1836 ermächtigt, hat nunmehr die Thatsachen und Documente gesammelt und nach ausführlicher Debattirung verschiedene Beschlüsse gefaßt, die sie so frei ist der Regierung vorzulegen. Noch vor beendigter Arbeit bemerkte die Commission, daß schon die bloße Anzeige davon ersprießlich wirkte durch den öffentlichen Tadel, den dieselbe gegen einen täglich wachsenden Misbrauch hervorrief, dessen man bisher noch auf keine Weise Meister werden konnte.

Ein zahlreiches Comité von englischen Schriftstellern hat sich in gleicher Absicht wie das unserige vereinigt und eine Frage an den Congreß von Amerika eingeleitet, des Zweckes: die gegenseitige Beschützung des literarischen Eigenthums zwischen den beiden Ländern herzustellen. Der Misbrauch des Nachdrucks, den die Gleichheit der Sprache, auf Unkosten der englischen Schriftsteller, in Amerika so sehr begünstigte, wird zum Nachtheil der unserigen wegen der Popularität der französischen Sprache noch thätiger in Europa betrieben. Die Umstände haben diese Räuberei ebenso leicht ausführbar als ertragreich gemacht. Auf der Grenze von Frankreich haben sich die Werkstätten des Nachdrucks niedergelassen. Wegen des niedrigen Preises, den eine Fabrikation, die nur die Kosten des Materials zu tragen hat, stets verstattet, hat man die Märkte von Europa damit überfüllt; durch den Transit begünstigt, haben die belgischen Nachdrücke sogar das französische Gebiet überschritten. Die Ziffern der Douane beweisen durch ihre Vermehrung, daß diese Handelsverbindung täglich betriebsamer wird. Ja, trotzdem daß diese fremden Nachdrücke auf dem französischen Büchermarkte gesetzlich verboten sind, gelangen sie doch unaufhörlich dahin, indem sie die Verordnung, welche den Wiedereingang der ausgeführten Bücher französischen Ursprungs, sowie die Einfuhr der französisch geschriebenen, aber im Auslande erschienenen Bücher verstattet, zu ihren Gunsten benutzen. Auf diese Weise hemmt der auswärtige Nachdruck

Copyright © 2026 Ministry of Public Administration and Security

[illegible] [illegible] [illegible] [

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 74. — 15. März 1837.

Der junge Tischlermeister. Novelle in sieben Abschnitten von Ludwig Tieck. Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 73.)

Bald wird Göthe's „Götz" vor hohen Personen, welche den Dichter so wenig kennen und zu schätzen wissen als das hinter ihnen aufgepflanzte Bauernvolk, von Mannlich verballhornt und von den Zuschauern misverstanden und verkehrt bewundert und beklatscht, aufgeführt bis zu der verhängnißvollen Stelle, wo der gefangene Götz

dem Trompeter jene ungezogene Antwort gibt, die er freilich in seiner Lebensgeschichte aufgeschrieben, und die auch Göthe in den ersten Auflagen seines Gedichts beibehalten, nachher aber weggestrichen und blos angedeutet hat. Mannlich aber, um dem echten Original und der Wahrhaftigkeit der Geschichte nichts zu vergeben, sprach mit der lautesten Stimme und in noch langsamerm Tempo als sonst, noch gehaltener und jedes Wort und jede Sylbe accentuirend, die ganze Ungezogenheit schreiend aus. Es ist nicht leicht zu beschreiben, welche Wirkung diese declamirte Stelle im ganzen, großen, mit Menschen überfüllten Saale hervorbrachte. Es ist keine Übertreibung, wenn man behauptet, daß noch niemals ein dargestelltes Theaterstück so drastisch gewirkt habe. Die Bauern ergaben sich dem unmäßigsten Gelächter, die Dienstleute erschraken; denn Alle waren überzeugt, die Stelle sei vom Baron extemporirt, es sei irgend etwas auf dem Theater vorgefallen, und er richte sie im Zorn und in der Wuth an Jemand anders als den Trompeter. Die Gerichtsleute schmunzelten und bedeckten in der Verlegenheit ihre Gesichter mit dem Taschentuch. Wahrhaft furchtbar aber traf der Schlag in das Parterre noble. Die Erlauchte (eine geladene Fürstin) schrie laut auf und lag in Ohnmacht; die Äbtissin bekam ihre Krämpfe; die Mutter rettete in lautes Weinen und Schluchzen ihre Besinnung; der Reichsgraf rief scheltend nach Bedienten.

So stäuben die geladenen hohen Gäste auseinander und verlassen das Schloß fast mit der grimmigen Überzeugung, daß das abscheuliche Wort auf sie, sie selbst gemünzt gewesen. Mannlich reist vernichtet ebenfalls ab. Nur langsam legt sich der Sturm auf dem Schlosse. (I, 342—352.)

Um eine Idee von Dem zu geben, was inzwischen hinter dem Theater im Leben vorgeht, theilen wir aus einem Gespräche Albertine's mit Dorothea (I, 286 fg.) Einiges mit. Albertine sagt von ihrem Vetter Elsheim, den sie, ohne es zu wissen, leidenschaftlich liebt:

„Nicht wahr, mein Vetter, der junge Elsheim, wird von allen Leuten für einen sehr angenehmen Menschen gehalten? Man nennt ihn geistreich, wohlgebildet, fein, witzig, wohlwollend, gelehrt.... Und doch gibt es vielleicht keinen einzigen Mann, der mir in jeder Minute, wenn ich in seiner Gesellschaft bin, einen so heftigen Unwillen, ja einen tief empfindlichen Schmerz erregt..... Siehst du nicht, wie in diesem jungen, hübschen, hochfahrenden Mann die ganze Verkehrtheit unsers Zeitalters so recht sichtlich dargestellt ist? .... Ist nicht ein recht hochadeliger Hochmuth in seiner Art, wie er mit seinem bürgerlichen Freunde Leonhard umgeht, der ihn doch sogar in Gesellschaft Du nennen darf.... Sind doch andere Männer ganz anders beschaffen. Betrachte nur diesen bescheidenen, wahrhaft verständigen Leonhard. Der hat auch gar nicht das männlich Männliche, was mir schon als Kind so anstößig und ärgerlich war." „Ich verstehe dich wieder gar nicht", sagte Dorothea." „Ist es dir denn nicht schon einmal im Leben recht empfindlich zuwider gewesen, wenn Männer beisammen sind und etwa im Preisen einer Pastete oder eines delicaten Weines sich ergehen? ... Mag das Gespräch vorher gewesen sein, welches es wolle, von Religion, Natur oder Kunst, wobei sie sich oft recht erhaben vorkommen: nun wird dieser Ton angeschlagen, und das Thier, was, gleichsam künstlich untergeschoben, an den Ketten der Förmlichkeit und Heuchelei festgebunden lag, springt nun plötzlich hervor.... Und nun gar, wenn sie von Mädchen und Frauen sprechen, und man, ohne es zu wollen, ihre Erzählung zufällig anhört, wie sich wo unversehens eine Schulter oder ein Busen enthüllt, oder gar ein Knie entblößt hat: — plötzlich dann jene Satyrlarven, jenes Faunengelächter, an dem sich die Brüderschaft erkennt und ohne Worte sich zuruft: Lassen wir die Maske fallen, zwingen wir uns nicht, da wir uns doch Alle gegenseitig als Thiere und Vieh längst kennen!" Die Mädchen sanken sich weinend in die Arme. „Ja, ich bin krank", sagte Albertine dann, „am Leben krank, und der Tod ist vielleicht meine Heilung. Wie oft träumte ich in meinem kindischen Sinn, daß der echte Mann zugleich das Wesen einer Jungfrau haben müsse!" (I, 286—291.)

Durch dies Gespräch wird es begreiflich, wie der Irrthum sich verbreiten kann, Albertine sei in Leonhard verliebt, was seltsame Verwickelungen im zweiten Theile herbeiführt.

Im vierten Abschnitte schlägt der Professor Emmrich vor, die allgemeine Verstimmung wieder in die rechte Bahn zu lenken und, da die Gesellschaft jetzt wieder unter sich ist, den „Götz" noch einmal aufzuführen und, wie es sich gebührt, zu Ende zu spielen. Nicht nur dies, sondern auch die Aufführung des Shakspeare'schen „Dreikönigsabends" findet nun statt, ganz nach den neuen Arrangements des Professors, in welchen die schon bekannte Ansicht Tieck's über die falsche Behandlung der Scene in unserer modernen Zeit sowie ein Vorschlag zur Reform derselben im antiken Sinne ausführlich, höchst geistreich und überzeugend niedergelegt ist (II, 48—64,

und beſ. 64—74), wobei tiefe Blicke durch das Weſen des Göthe'ſchen Stücks und einiger Shakſpeare'ſcher Schauſpiele dringen. Dabei weiß der Profeſſor alle Mitſpielenden ganz natürlich zu ſtimmen und dadurch alles falſche Pathos zu entfernen, alberne Rollen albernen Menſchen durch Überredung zuzutheilen, ſodaß die Dummen grade die natürlichſten und beſten Darſteller der Dummheit werden, daß die Aufführung im höchſten Grade gelingt und ihre Vortrefflichkeit durch den bittern Tadel verbildeter Zuſchauer auf glänzendſte bewährt wird (II, 83—95, 119—145). Zu dieſer Aufführung hat ſich auch Mannlich wiedereingefunden.

Hinter den Couliſſen entwickelt ſich indeſſen Charlotte's Koketterie und Leonhard's Liebe, der wol Briefe von ſeiner treuen Frau empfängt, ohne jedoch ſonderlich davon afficirt zu werden. Jeder Augenblick droht mit einer groben Untreue, der er mehr durch dunkle Scheu und mit Hülfe des Zufalls als durch bewußte Pflichtſtärke entgeht. In einer Laube brennt ſein langer, heftiger Kuß, erwidert, auf Charlotte's vollen Lippen, und bald darauf (II, 98 fg.) führt ſie, die ſeiner Liebe noch mit glühenderer Leidenſchaft entgegenzukommen ſcheint, ihn an den Saum eines Buchenwaldes nach einer Hütte, wo die Schwiegertochter des alten Gutsförſters wohnt, ein „artiges junges Weibchen", mit dem ſie ſich befreundet hat und das Gelegenheit macht. Hier ſitzen ſie in der kühlen, einſamen Dämmerung beiſammen, bis zärtliche Küſſe das Geſpräch unterbrechen und hemmen.

Sie duldete ſeine Liebkoſungen und freute ſich der entzückten Worte, die er im Taumel über ihre Schönheit ausſprach. „Iſt das nicht ein Leben?" rief ſie endlich; „doch wol beſſer als euer einfältiges Komödienſpielen! Nicht wahr, ein Händedruck, ein Blick aus dem innerſten Auge und gar ein Kuß, in welchem die ganze Seele aufblüht, das iſt ganz etwas Anderes?" „Geliebteſte", ſagt Leonhard, „freilich iſt Alles vergänglich und muß es ſein; aber ein ſolcher Moment wiegt Jahre auf."

Die glühendſten Liebeserklärungen folgen, auch finſtere Blicke der Eiferſucht, welche Charlotte auf Albertinen wirft. Doch auch dieſe Scene endet noch, wie man ſagt, unſchuldig. Leonhard, in wilder Stimmung, verirrt ſich im Walde und kommt in ſonderbarem Zuſtande, von den Dornen blutig geriſſen, erſt am Abend nach Hauſe. Die Eiferſucht ſeines Freundes rettet ihn; denn er erfährt nun, daß Charlotte's Sinnenrauſch ohne alle Liebe iſt, daß ſie zu gleicher Zeit mit Elsheim, den ſie verachtet und doch bis zur Raſerei liebt, oder vielmehr begehrt, denſelben Roman ſpielt (II, 194 fg.). Nachdem einigen ſchwachen Landedelleuten zu Ehren Schiller's „Räuber", mit der zwei genialiſchen Muſiker und Ehrenberg's Hülfe zur Hälfte parodiſch und darum herzlich bewundert, aufgeführt worden ſind (II, 181 fg.), verabſchiedet ſich der geheilte Leonhard und überläßt den Genuß ſeiner ſchamloſen Geliebten dem jetzt begünſtigten Elsheim. Damit beginnt der ſechste Abſchnitt. (II, 238 fg.)

Noch vor ſeiner Abreiſe hat ihm ein Brief ſeiner guten Friederike gemeldet, daß der alte platoniſche Magiſter in ſie verliebt und ein Narr geworden. Sein toll-ſchöner Liebesbrief, welcher, ſonderbar genug, an Jean-Paul'ſche Manier ſtreift (vielleicht gar dieſe parodiren ſoll?), iſt beigelegt. Leonhard der Tiſchler beſucht nun Franken, das Land ſeiner Jugend; zuerſt Nürnberg, wo er einen Narren, dann einen liebenswürdigen jungen und einen periodiſch-tollen alten Pietiſten kennen lernt, der des Magiſters Jugendfreund und Bruder ſeiner erſten Geliebten iſt (II, 253 fg.), auch von dem gewaltſamen Tode des reichen Lieferanten Waſſermann, der im Rauſch erfolgt, Zeuge ſein muß. (S. 312.)

Nach zwei Tagen finden wir ihn in der Nähe von Bamberg bei der Zauberlinde, unter welcher ſeine Kunigunde vor zehn Jahren getanzt hat, vor dem rund von Buſch und Bäumen umgebenen, ganz abgelegenen Wohnhaus. Er betritt die öde Stube; Alles leer.

Das dämmernde Licht, die kleinen Fenſter, das Spinnrad in der Ecke, der hölzerne Tiſch, Alles noch wie damals, nichts verändert; aber die Menſchen waren fort; es war ein Todtenhaus. Er warf ſich in den ledernen Armſtuhl, in welchem der Vater immer zu ſitzen pflegte, und überließ ſich ganz ſeinen Träumen. Plötzlich ſah er auf, und eine große edle Geſtalt trat durch die Thür; ſie trug auf dem Kopf den Waſſerkrug, und mußte ſich neigen, als ſie hereinſchritt. „Mein Gott!" rief Leonhard, „iſt es möglich, Kunigunde!" — Kuß und Umarmung. — „Ich habe lange auf dich gewartet", ſprach ſie; „aber ich wußte und wußte es ganz gewiß, daß du kommen, jetzt bald kommen müßteſt, kurz vor meinem Tode, und da biſt du ja nun wirklich." (S. 317.)

Sie erwartet den Tod, denn ſie iſt — Waſſermann's Braut. Da vernimmt ſie aus des Jugendgeliebten Munde das gräßliche Ende des Gefürchteten. Kunigunde hat ſich dem Geliebten, deſſen Verheirathung ſie wol ahnen mag, ganz in Liebe hingegeben, und er ſorgt ihr für Waſſermann's Erbſchaft.

Mit welchen Augen die glückliche Kunigunde ihren Liebling betrachtete, iſt leicht zu ermeſſen. Und wie glücklich und unglücklich war er ſelbſt in dieſen Tagen, die ſo reich an Begebenheiten, Freuden und Schmerzen waren! (S. 314.)

(Der Beſchluß folgt.)

Engliſche und deutſche Verſtimmungen in Betreff der franzöſiſchen Poeſie. Mit beſonderer Rückſicht auf die engliſchen reviews.

Die Betrachtung und Beurtheilung der modernen Poeſie Frankreichs iſt unſtreitig gegenwärtig weit ſchwieriger, ebendeshalb aber auch um Vieles intereſſanter als damals, wo dieſe moderne Literatur in ihrem Werden und erſten Auftreten begriffen war. Denn damals handelte es ſich für uns, die Hinzutretenden, um die einfache Methode, was Bewegung und Fortſchritt in derſelben war, anzuerkennen, was ſubjectiv-hervorragendes Talent war, als ſolches zu begrüßen, und dagegen was als falſches, caricirtes, extravagantes, überhaupt als nachtheiliges und unmotivirtes Extrem ſich zeigte, gebührend abzuweiſen. Was uns in jener erſten Zeit dieſes Verfahren ſehr erleichterte, war, daß eben dieſe Talente ſich unvorbereiteter ankündigten und gewaltſamer auftraten, daß eben jene Extreme ſich unverhaltener, offener und rückſichtsloſer ausſprachen und darſtellten. Hatten ſie auch nicht das wahre Bewußtſein, ſo hatten ſie doch wenigſtens den dunkeln Inſtinct ihrer Nothwendigkeit. Deshalb waren ſie trotzig und brutal, und es fiel ihnen nicht ein, daß ſie durch ihre Redeweiſe verletzen könnten, daß ſie den Aufſchrei ihrer Empfindungen und Gedanken nach der allgemeinen Muſik, nach den Tongeſetzen der übrigen Welt, die ihnen zuhörte, zu moduliren hätten. Es iſt aber gewiß,

Montag, 1. Januar 1838

Nur für Abonnenten

thum seiner Persönlichkeit und mischt sich somit in Alles, was als Schöpfung aus seiner Hand hervorgeht: es trägt neben der objectiven Gestaltung zu einem Dasein, das ihm die Kunst unabhängig vom Geiste des Künstlers verleiht, noch immer auch den Stempel seiner eignen Persönlichkeit, die bei jedem Dichter in dem Grade individueller ist, je höher er über andere derselben Zeit und Bildung angehörige Geister hervorragt. Wer das nicht begreifen will, wird auch an Shakspeare seinen Hang zum Witze, ja zur Witzelei unbegreiflich und verwerflich finden. Denn auch Shakspeare's ganz specifischer Witz erscheint als unveränderliche Zuthat in jeder Zeit und an jedem Orte, die er schildert, in allen Situationen und als Mitgift der verschiedenartigsten Alter, Menschenclassen und Charaktere. Wie nun bei diesem größten aller Dichter allen seinen Personen eine gleiche Portion von seinem persönlichen Witze zu Theil geworden ist, so erhalten auch bei Tieck die meisten seiner Charaktere etwas von seiner phantastisch-reflectirenden Ironie, welche immer dieselbe bleibt, der Haushofmeister in unserer Novelle, der Stelzfuß, der Magister, der närrische Kronprätendent so gut als der geniale Musiker, Emmrich und Elsheim. Nur wo er einen Gegensatz gegen die Auswüchse der Phantasie darstellen will, wie in seinem Tischlermeister selbst, oder wo er absolut des höhern Geistes unfähige Menschen darstellt, läßt er die Ironie entweder ganz bei Seite, oder nur in objectiver, nicht in subjectiver Darstellung wirken. Er entschädigt sich dann für dieses Werk der Enthaltsamkeit mit der besondern Liebhaberei, die poetischen Verirrungen der edlern, aber von der Vernunft ganz oder halb verlassenen Phantasie in eignen Repräsentanten darzustellen, wie in unserer Novelle der Magister Fülletreu und der alte Pietist Lambrecht sind. Zuweilen läuft denn freilich auch eine misrathene und aus keiner der genannten Eigenheiten erklärliche Gestalt mit unter, wie in diesem Buche der närrische bösartige Zwerg, dem vielleicht irgend ein reelles, aber gewiß nur ein unpoetisches Motiv zum Modelle gedient hat.

Eine ernste Frage haben wir für den Schluß dieser Anzeige aufgespart. Es wäre Pruderie, die einzelnen Freiheiten zu rügen, welche sich unsere Novelle gegen conventionnelle äußerliche Sitte herausnimmt, oder auch nur darüber mit dem Dichter rechten zu wollen, wie weit gewisse allzu bewußte Gedanken und selbst Ausdrücke über Geschlechtsverhältnisse in den Mund einer Jungfrau zu legen gestattet sein darf, wie z. B. I, 291, wo Albertine vom Betragen des Mannes nach dem „höchsten Genusse" spricht. Anfechtbarer erscheint die moralische Lehre, die in der praktischen Anwendung enthalten ist, welche der Verf. von der Vermählung der geraden Linie mit der krummen im Leben seines Helden selbst macht. Daß Elsheim Charlotten verachtet und liebt, daß er dieser unwürdigen Liebe nur durch den Genuß los wird — es mag wahr und natürlich sein; aber daß des Tischlermeisters Verhältniß zu seiner Friederike erst dann ein vollkommen glückliches wird, nachdem dieser seine geistig-sinnliche Lust mit seiner frühern Geliebten, Kunigunde, gebüßt hat, — die Theorie, die dieser Praxis zu Grunde liegt, muß in hohem Grade bedenklich erscheinen. Befremden muß den Leser schon, daß sein Gewissen unter der halben Untreue mit Charlotten nicht häufiger erwacht, daß er den strengen, vielleicht einseitigen, aber tiefergreifenden Mahnungen des jungen Frommen in Nürnberg mit leichtem Sinne den Einwurf entgegenstellt, daß es doch wol mehre Wege zum Himmelreiche gebe. Vollends den letzten und ganz eigenthümlichen Weg, den Leonhard selber geht, können wir mit jenen ewigen Grundsätzen, um derentwillen allein man, wie der Tragiker sagt, Götter ehrt und ihnen Tänze aufführt — auch die heiligen Reigen der Muse — mit unserm besten Willen, den wir für den großen Dichter hegen, nicht reimen. Sollte es wirklich wahr sein, fragen wir, daß die Hingebung an die Leidenschaft zur Befriedigung des Gewissens, die Lust, in den Armen einer Andern gebüßt, zur innigern Einigung mit der geliebten Lebensgefährtin, daß die Treulosigkeit zur Treue, die Übertretung zur Seelenruhe, der Ehebruch zum ehelichen Frieden führt? Kann, so gezogen, die krumme Linie nichts sein als die schuldlose, künstlerische Verzierung der geraden, und darf die gerade Linie den Abschweifungen der krummen auf solche Weise zum Halt und zur Stütze dienen? 33.

Englische und deutsche Verstimmungen in Betreff der französischen Poesie. Mit besonderer Rücksicht auf die englischen reviews.

(Beschluß aus Nr. 14.)

Wir wollen nicht bergen, daß wir in diesem unsern Urtheil vorzugsweise das „Quarterly review", das „Edinburgh review" und das „Foreign quarterly review" vor Augen haben.

Schon in dem Aprilhefte des „Quarterly review" begegneten wir einer Übersicht der französischen Romantik in Bausch und Bogen, die keineswegs, trotz ihrer ansehnlichen Länge, mit Ungeschick geschrieben war. Vielmehr mußte man anerkennen, daß der ungewöhnliche Apparat, den der dortige Kritiker für seine Streitsache in Anspruch nahm, sehr gut auf den Zweck berechnet war. Es war sogar auch dem geistigen Inhalt nach einiges unbedingt Vortreffliche darin; nur daß dies Treffliche einer unbedingten Form entbehrte, eben deshalb, weil es einem äußerlichen Zweck dienen mußte. Der Verf. fing von Crébillon an und leitete den Faden der Unsittlichkeit recht con amore durch alle Romane der spätern Zeitepochen bis auf Hrn. v. Balzac. Mit dieser falschen Methode und durch dieselbe bornirte sich derselbe aber gleich von Haus aus; denn um einen richtigen Gesichtspunkt über die französische Romantik zu gewinnen, muß man so wenig von Crébillon anfangen, daß ein solcher Anfang vielmehr die ganze Aussicht verschiebt. Als Crébillon schrieb, hatte Frankreich keine Poesie, und half sich deshalb mit gemeiner, aber verfeinerter Sinnlichkeit; in der neuern Romantik aber hat sich Frankreich eben auf seine Poesie besonnen. Wer das nicht findet, der kann es natürlich nicht anerkennen, allein auch schwerlich die Sache selbst verstehen. Jene Kritik in „Quarterly review" ist und bleibt übrigens durch ihr Verfahren ganz merkwürdig, da sie alle romantischen Erscheinungen, gleichsam keilförmig, immer nach der einzigen Spitze der Unsittlichkeit hin ausdeutet. Auf diese fatale Spitze getrieben, sagt sie nun den Erscheinungen in Bausch und Bogen ihr Urtheil, welches so lautet: Nachdem wir aus euch Inculpaten allen die unsittliche Haltung und Absicht herauspunktirt und euch mithin augenscheinlichst ent-

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 76. — 17. März 1837.

Geschichte des Hauses Habsburg, von dem Fürsten E. M. Lichnowsky. Erster Theil, von den frühesten Nachrichten bis zu dem Tode König Rudolf I. Mit vier Kupfertafeln. Wien, Schaumburg u. Comp. 1836. Lexikon-8. Preis des ersten Theils mit Pränumeration auf den letzten 6 Thlr. 16 Gr.

Auf das Erscheinen dieses bereits vor acht Jahren unternommenen Werkes war die Erwartung der deutschen, zumal der östreichischen Lesewelt durch mehrfache ehrenwerthe Erwähnung ungewöhnlich gespannt. Ein wohlwollender Sinn, ein warmes Gemüth, ein veredelter, bereits an den Wundern des wiener Stephansdomes bewährter Geschmack waren vorauszusetzen. Auch sollten sich dem fürstlichen Verfasser neue Fundgruben klangreichen, geschichtlichen Erzes aufgeschlossen haben. Endlich erschien die unleugbar mit Lust und Liebe betriebene Arbeit, außer einer genealogischen Einleitung nur die Geschichte König Rudolf's enthaltend, hiermit schon 1291 endigend. Wenn die Geschicke des 1700 im ältern spanischen, 1740 im jüngern deutschen Zweig erloschenen (neben dem Diadem Karl's des Großen mit den Kronen Ungarns und Böhmens und ihrer Nebenländer, der spanischen, lombardischen und sicilischen, mit den Kronen Portugals, Polens und der neuentdeckten Welten, ja selbst Englands *) und Irlands geschmückten) Hauses Habsburg in gleichem Verhältnisse beschrieben werden, so haben die Leser sich allerdings auf ein onus multorum camelorum gefaßt zu halten: zu 384 Seiten Text wird der Leser wie aus einem Vexirbrunnen mit vierthalbhundert Seiten bloßen Citaten und sonstigem Apparate bespritzt, wobei man häufig keinen andern Zweck absehen kann, als die Bogenzahl über alles Maß und Ziel zu schwellen, und als ein vom Wirbel bis zur Zehe in lauter Erudition geharnischter Knecht Ruprecht unartige Zweifler abzuschrecken. Zu diesen zahllosen Citaten kommt bei allen sieben Büchern auch noch ein eignes, fast ein halbes Tausend Nummern enthaltendes Verzeichniß der benutzten Werke, von denen viele gar keiner Erwähnung werth, und aus jeder Literatur, von Vogel und Weber bis auf die neuesten herab, mit leichter Mühe auszuschreiben sind, und wozu es ebenso leicht wäre, einen reichen Nachtrag, zum Theil weit nützlicherer Werke zu liefern. Jede Bibliothek hat einen eignen Katalog ihrer vielen Dissertationen; da ist es denn leicht, sich mit ungeheuerer Gelehrsamkeit einzustauben. Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit der jetzt einreißenden Regestomanie. Ein geübter Kanzlist schreibt aus dem Archivsrepertorium die betreffenden Extracte, z. B. von 1273—93, jeden auf einen besondern Zettel, und dann auch noch die aus Georgisch, Schöpflin, Lünig, Senkenberg, Lambacher, Herrgott, Gerbert, Lang, Böhmer u. s. w., die Zettel werden gemischt und chronologisch gereiht und das monumentum aere perennius ist vollbracht. Für das gebildete Publicum machen derlei Eruditionskatarakten das Buch ungenießbar. Aber auch der Gelehrte vom Handwerk dankt nicht dafür und geht lieber gleich vor die rechte Schmiede. Grade für seinen Zweck fand der Verf. unter Anderm ein dreifaches Directorium in dem vielfach von ihm benutzten „Wiener Archiv für Geschichte, Literatur und Kunst", das reiche Habsburg-Lauffenburg'sche des Altlandammans Grafen Friedrich Mülinen, jenes über die durch Hormayr edirten Urkunden und ein besonderes über die Tage Rudolf und Albrecht I. (1276—88). Dankenswerth sind die sub F abgedruckten 16 Originale des wiener geheimen Archives, wiewol einige davon, z. B. die zwei ersten, längst gedruckt sind und zwar mehrmals, was dem Verf. freilich unbekannt war. Er bringt öfters Citate von Citaten mit den ursprünglichen Erraten. — „Mitgetheilt von Pertz." Der gelehrte Herausgeber der „Monumenta Germaniae" hat dem Verf. nichts mitgetheilt. Das ist von Böhmer's Einsendung nachgedruckt. Rudolf's Bestätigung der badenbergischen Briefe für Judenburg soll im vierten Theil von Hormayr's sämmtlichen Werken stehen; der Verf. dürfte ihn aber kaum gesehen haben, weil dieser Theil gar nie erschienen ist.

Es dürfte schwer sein, nachzuweisen, was in dem angenehm und fließend geschriebenen Buche, das schöner Stellen nicht ermangelt (z. B. die Marchfeldsschlacht Rudolf's gegen Ottokar), wirklich neu, und noch schwerer, daß das anscheinend Neue gut sei. Selbst die Kupfertafeln sind seit Herrgott und so vielen Siegelbildern überflüssig. Die angehängten, nicht minder überflüssigen Regententabellen gleichen den Conduitelisten der Unteroffiziere, z. B. „Alexander IV., fromm, demüthig, enthaltsam, aber schwach

*) Philipp II. als Gemahl der gleichgesinnten Maria Tudor (1554—58).

und leichtgläubig; Johannes XXI., sehr gelehrt und eines musterhaften Wandels, aber übereilt im Sprechen; Honorius IV., von der Gicht gebeugt, hatte sein Kopf Klarheit und seine Zunge Kraft" u. s. w. Nur die Päpste erhalten solche testimonia, die übrigen Fürsten nicht. Auch fehlt es nicht an sonstigen Unrichtigkeiten, z. B. Otto, aus dem berühmten östreichischen Geschlechte von Lonstorf, einer der größten Bischöfe Passaus, Ottokar's treuer Verbündeter gegen Baiern, heißt hier von Lonstadt. Die für die Verbindung des Nordens und Südens höchst wichtige Brücke Passaus, vor der zweiten großen Kreuzfahrt des Stauffen Konrad zehn Jahre nach der regensburger erbaut und schon 1146 reich gefreiet durch Konrad und durch den Bischof Reginbert, wird hier dem 1279 verstorbenen Bischof Peter von Breslau zugeschrieben; ein bedeutender Schnitzer in der Geschichte des deutschen Handels. Der Verf. citirt oft genug die „Monumenta boica" und urtheilt hart von Buchinger's „Geschichte von Passau", muß sie aber diesem nach nur höchst flüchtig gelesen haben; und welche Urtheile in dem Schriftstellerverzeichniß, das in der That für Scherz zu viel und für Ernst zu wenig ist, z. B. 33 „nichts Brauchbares", 34 „ohne Nutzen", 35 „lauter Phrasen", 65 „eine gutausgeführte Schrift, aber sehr wenige Notizen", 156 „sehr kurz". Eichhorn's, des letzten großen St.-Blasiers, „Carinthiaca" sind „oberflächlich (!) und für diesen Zweck unbrauchbar", wie es bei den meisten Werken heißt, die Rudolf's Epoche gar nicht, oder nur nebenher erreichen. Was des Verf. Lieblingsträumen dient, wie 56 der ganz junge und schlechterdings nicht als Quelle zu nennende Campi, wird bis in den Himmel erhoben. 144 wird des bekannten Kasperle-Poeten Alois Gleich nicht einmal orthographische Schmiererei über Wienerisch-Neustadt eine brauchbare und wohl beurkundete Specialgeschichte genannt! Wie kommt 167 Hanselmann hierher und dergleichen Unbedeutendes? 168 bei Hansiz's „Germania sacra" wird beklagt, daß seine gründliche Arbeit für Passau und Salzburg nicht von einem gelehrten Vereine für andere Theile Deutschlands fortgesetzt wurde. Was that denn Würdtwein? was die St.-Blasische „Germania sacra" für Konstanz, Chur, Bamberg, Würzburg? Nur die Säcularisation hemmte die trefflichen Leistungen Ussermann's, Neugart's, Eichhorn's, Kreutter's u. s. w. 190 bei Hormayr's „Geschichte Wiens" wird bedauert, daß die Urkunden auszüge so kurz genommen seien. Wer dieses Werk einmal ansah, weiß aber, daß es gar keine Auszüge enthält, sondern 324, für die Geschichte des deutschen Municipalwesens, Handels- und Gewerbfleißes wichtige Urkunden in extenso gibt. Mit Verwunderung erblickt man unter den Quellen für König Rudolf auch magere Broschüren über Achalm, Reutlingen, Nordhausen und Mühlhausen und Clemens Brentano's „Barmherzige Schwestern". Die wundersamen Geschwüre der heiligen Nonne hätten hier doch auch einen Platz verdient, sowie Feßler die vornehm-günstige Abfertigung wol nur „Thereſen" und „Bonaventura mystischen Nächten" zu danken hat? Die wegwerfenden Machtsprüche eines Schriftstellers, der zum allerersten Mal und wahrlich nicht als eine geschichtliche Großmacht auftritt, über Johannes Müller, Hüllmann, Gebhardi, über Roo und Fugger, über Quellenforscher wie Conring, Coronini, Rettenbacher, Cäsar, wie Bodmann und Dolliner mahnen uns gewaltsam an 269, über Megiser, wo es heißt, „daß auch in frühern Jahrhunderten Arroganz sich fand".

Wenn die von 1027 — 1291 laufenden Regesten (in Allem 1300 an der Zahl) von löblichem Streben nach Vollständigkeit zeugen und einzeln als habsburgisches Urkundenbuch erfreulich sein würden, stören sie gleichwol, wie wir schon im Eingange bemerkt, die Richtung und die Proportionen des vorliegenden Buches. Was wir in diesem, keineswegs übereilten Werke am meisten erwartet und am meisten gesucht, Neuheit und Originalität der Ansichten, grade das ist es, was wir am wenigsten finden. Insonderheit sind nebst Röpel's genealogischen Ansichten des lucerner Professors Kopp höchst verdienstliche (wenn schon hier und da willkürlich nach der vorgefaßten Meinung gewendete) „Schweizerische Urkunden" das Thema, das hier in unzähligen Variationen, meist noch gesteigert und caricirt wiederkehrt. Was in der Vorrede, wol auch im Verlaufe, vom christlich-germanischen Geist des Mittelalters, vom Parallelismus des Papstthumes und Kaiserthumes (oder wie es hier sich auswächst, von völliger Unterordnung des letztern unter das erstere), von dem antirömischen Streben der Hohenstaufen, von den eigentlichen Zwecken König Rudolf's, von einer Vormauer gegen Frankreich durch Wiederherstellung Arelats, von der Stellung der Waldstädte zu Habsburg vorkommt, ist weit weniger unklar, verwaschen und nebelig in Kopp's gehaltreichem Vorwort S. IV—XVII zu lesen. Aber an beiden Orten herrscht eine kaum erklärbare Verwechselung der geistlichen Macht des Kirchenoberhauptes, ja selbst deutscher Kirchenfürsten, mit ihrem unersättlichen Trachten nach Land und Leuten, nach irdischem Besitz und zeitlicher Gewalt. Zu Canossa, mit den lombardischen Städten in Tuscien, in den Marken und beiden Sicilien u. s. w. wurde doch nicht um Dogmen gestritten?

Es ist ein weiter Weg von der ersten Kirche bis zu den Prügelsynoden, bis zu der Bedrängniß der mit Rom noch rivalisirenden Patriarchen durch den Islam, bis zu den Begünstigungen der Pipin'schen Usurpatorenfamilie, von Otto's des Großen und Heinrich III. festem Regiment bis zu dem alle Kronen gebenden und nehmenden Hildebrandismus, oder bis die Innocenze fragen dürfen:

Also Der, welcher einst die Engel im Himmel richten wird, sollte über Irdisches nicht urtheilen dürfen? Schon im Alten Testamente entsetzten Priester unwürdige Könige; wie viel mehr ist der Statthalter Christi dazu berechtigt? Seit Nimrod und seit den Worten Samuel's war das Königthum die Strafruthe der Völker, das Priesterthum aber ihre Errettung. Nicht etwa erst Konstantin gab dem römischen Stuhle weltliche Macht, sie stammt unmittelbar von Christus, dem wahren König und Priester in der Ordnung Melchisedech's. Von ihm erhielt Petrus die Schlüssel sowol des himmlischen Reiches, wie aller irdischen, das sei ja durch die Mehrheit der Schlüssel augenscheinlich erwiesen.

Auch der Verf. stimmt ein in die Klagen über ein

„philoſophiſches, nivellirendes, kalt raiſonnirendes, berechnendes, zerſtörendes, gottesläſterliches Jahrhundert" (S. 287 u. v. a. O.). Der Verf. nennt (S. XVI u. XVII) den Abſolutismus eine dem monarchiſchen Intereſſe ſelbſt überaus ſchädliche Lehre und preiſt mit Recht das damalige obrigkeitliche Walten, „das, inmitten eines lebendigen und reichgegliederten Ganzen, den Gliedern deſſelben inmitten jener Schranken die größtmöglichſte Freiheit geſtattete"; aber es ſcheint ihm die Allgewalt Roms das unfehlbar heilende arcanum duplicatum unſerer wie der alten Zeit. Ottokar war nach ihm von da an verloren (S. 216—217), als er ſeinen Biſchöfen verbot, päpſtliche Bullen ohne ſeine Zuſtimmung zu veröffentlichen. Als wenn die Fürſten ſelbſt eine Pflicht gehabt hätten, zu begünſtigen, daß ihrer Unterthanen Eide gelöſt und ſie zum Aufruhr gereizt, daß die Leichen ihrer (vielleicht um einer Immunität oder ſtreitiger Zehenden willen) gebannten Ahnen aus der Fürſtengruft geriſſen und den Wölfen und Raben auf die Kreuzwege geworfen würden! Man kann dieſen congregationiſtiſchen Wiegenliedern nicht oft genug die Worte eines edeln Mannes wiederholen, den man ſchwerlich wagen wird unter die Gegner der Kirche oder der Legitimität zu zählen.

Der eigentliche Geiſt der Freiheit und Gleichheit der anfänglichen chriſtlichen Republik — ſagt Chateaubriand — iſt auch in die kirchliche Monarchie hinübergegangen. Dieſe Monarchie war eine repräſentative und ein Wahlreich. Allen Chriſten, ſelbſt den Laien ſtand durch die Wahl der Weg offen zu den höchſten Würden. So geſchah es oft, daß das Oberhaupt der Chriſtenheit aus dem Pöbel genommen ward, als ein Tribundictator, um ſeinen Fuß zu ſtemmen wider den Nacken der Könige und des die Freiheit unterdrückenden, räuberiſchen Adels. Gregor VII., der dieſe Theorie der Weltherrſchaft in die großartige Praxis überſetzte, der ſeine volksthümliche Vollmacht in ihrer ganzen Größe und Strenge verwirklichte, begann als ein unbemerktes Mönchlein. Bonifaz VIII., der den Papſt als Geber der Kronen und als Schiedsrichter der Könige ausrief, war ein mittelmäßiger Rechtsgelehrter. Sixtus V., der Lobredner des Königsmordes, hatte die Schweine gehütet. Die ganze Organiſation des Klerus war gemacht, das Princip der Bewegung aufs entſchiedenſte zu begünſtigen. Im Regularklerus war es noch viel demokratiſcher als im Weltprieſterſtand. Die Bettelmönche hatten den vielfältigſten Zuſammenhang mit den niedern Claſſen. Überall ſtehen ſie an der Spitze der Volksaufſtände, denn die Kapuze löſte noch früher als der Helm die Bande der Sklaverei, und der Freiheit Morgenroth brach auf gar unerwarteten Wegen herein. In dieſer Zeit kroch das geſammte, niedergehaltene Volk hinter die Prieſter, und in der That, unter ſolcher Hülle muß man es ſuchen. Um die weltliche Gewalt des heiligen Stuhles zu erklären, hat man Religion und Unwiſſenheit und die verſchiedenartigſten Urſachen hervorgezogen und die Hauptſache überſehen. Das Papſtthum repräſentirte die republikaniſche Freiheit. Es repräſentirte die ſonſt überall geächtete politiſche Wahrheit. In dieſer gothiſchen Eiſenwelt war es der Vertheidiger aller Unterdrückten. Der mittelalterliche Kampf zwiſchen Papſtthum und Kaiſerthum war die Principienfrage zwiſchen Freiheit und Gewalt. Die Welfen waren die Demokraten, die Gibellinen waren die Ariſtokraten der Zeit. Welches Schauſpiel, dieſe für erledigt erklärten und dem Erſten Beſten zuerkannten Thronen! Dieſe, die päpſtliche Losſprechung auf den Knien erflehenden Fürſten, ganze Königreiche in Bann und Interdict, ganzen Nationen ihr Gottesdienſt und ihre Kirchen durch ein einziges Machtwort verſchloſſen! Dieſe gebannten Fürſten, gleich Ausſätzigen vom übrigen Menſchengeſchlecht ausgeſtoßen und auch der ewigen Verweiſung aus dem Himmelreiche gewärtig, was ſie nur berührt, was ſie nur gekoſtet, als vergiftet und verflucht den Flammen übergeben! Und was war dies Alles anders als die rieſenſtarke Wirkung der Volksſouverainetät in die Hände der Religion niedergelegt und durch ſie geübt?

Damals neigte ſich das Papſtthum den großen geſellſchaftlichen Zwecken. Damals ſchritt es an der Spitze der Civiliſation einher, und dieſe Päpſte, dieſe Herrſcher ohne Unterthanen, ohne Armeen, oft in der ärgſten Verfolgung und auf der Flucht ihre Blitzſtrahlen ſchleudernd, manche in ihren Sitten ein Greuel, einige voll Verbrechen, einige ſelber nicht glaubend an den Gott, den ſie predigten, wie hätten ſie Könige entthronen, wie die Hohen erniedrigen, die Niedrigen erhöhen können, wären ſie nicht Herren und Meiſter der öffentlichen Meinung geweſen?

(Die Fortſetzung folgt.)

Intereſſante Verhandlung über ein Preßvergehen vor dem Aſſiſenhofe der Seine.

Vor den Tribunalen der Völker und Staaten (wir meinen die legitimen Gerichtshöfe) erſcheinen nicht allein höchſt denkwürdige Thatſachen, ſondern auch die intereſſanteſten menſchlichen Perſönlichkeiten, Individualitäten, deren inneres Weſen, Kern und Seele ſich erſt in dem Augenblicke eröffnet, wo die ſtrafende Hand des Geſetzes über ihnen ſchwebt. Man hat das hieraus hervorgehende Intereſſe an der vielgeſtaltigen Menſchlichkeit ſchlechthin ein pſychologiſches genannt; dieſer Ausdruck iſt nicht ganz mehr erfreulich und bezeichnend, weil er zu ſehr an das emſige Beſtreben des Richters gemahnt, der in dem bedenklichen Augenblicke, um ſeinen ſchweren Beruf zu erfüllen, lauernd in der Seele Tiefen dringt; an den ſtrengen Inquiſitor, der nur im beſondern Sinne ein Pſycholog iſt. Jenes Intereſſe iſt vielmehr ein durchaus allgemeines, aber auch zugleich ein ſo mannichfaltiges, daß es nicht leicht eine menſchliche Natur geben kann, die nicht darauf eingehen ſollte. In der Gemeinheit ſchlummert oft eine große Phantaſie, Poeſie, ja ſelbſt Vernünftigkeit, welche erſt durch den Schlag aufs Herz geweckt wird, den der Richter mit ſeinem Stabe ertheilt. Von dieſem getroffen, ſieht man die intereſſanteſten Wendungen, Motive, Anſichten, Geſinnungen zu Tage kommen, anſprechend für Jedermann, ſowol im guten als im böſen Sinne, der ſich zu unterrichten ſtrebt, und höchſt belehrend grade für Den, der in dem menſchlichen Gemüth als in dem tiefen Schacht eines weltlichen Mikrokosmus zu forſchen gewohnt iſt.

Von dieſem Geſichtspunkt der Sache ausgehend, wird, wie bisher ſchon einige Male geſchehen, auch in der Folge in d. Bl. manches Erhebliche mitgetheilt werden, was ſich in der Geſchichte auswärtiger öffentlicher Gerichtshöfe an markirten Ereigniſſen und Individualitäten ergibt, und woran die journaliſtiſchen Organe der engliſchen und franzöſiſchen Tribunale ungemein reichhaltig ſind. Laufende Notizen dieſer Art liefern ein herrliches Gedenkbuch, und wir möchten ſie eben deshalb auch aus d. Bl. nicht verbannt wiſſen. Wie belehrend, wie oft in hohem Grade merkwürdig, wie in jedem Fall intereſſant ſind nicht ſchon allein die Verhandlungen über Preßverſchuldungen, wie ſie vor dem königlichen Aſſiſenhofe in Paris vorkommen. Hier iſt ein ſolcher Handel, der uns nicht blos mit einem originellen Literaten, ſondern auch mit einigen originellen Bruchſtücken der modernſten pariſer Volkspoeſie (poésie prolétaire, wie man ſie charakteriſtiſch genug benennt) bekannt macht, an deren verwerflicher Richtung wir denn doch einen hiſtoriſchen Antheil nehmen müſſen.

Die Herren Tampucci und Goulier werden eingezogen, Erſterer, weil er des Verbrechens „der wörtlichen Majeſtätsbeleidigung, des Verſuchs, Haß und Verachtung gegen die Perſon des Königs und deſſen conſtitutionelles Anſehen zu verbreiten" angeſchuldigt iſt; Letzterer, weil er verdächtig iſt, dies Beginnen

unterſtützt zu haben. Tampucci wird zuerſt befragt und gibt zur Antwort: er heiße Hippolyte Tampucci, ſei Gelehrter und 34 Jahre alt. Auguſtin Céſar Goulier verſichert nachdrücklich, daß er kein Gewerbe habe.

Fr. Und wie ſo kein Gewerbe?

Antw. Weil Eure Gerechtigkeit mir Das, was ich einſt hatte, genommen hat.

Der Präſident ermahnt ihn hierauf, das Gericht nicht zu beleidigen, weil dies ſeine Sache verſchlimmern werde.

Aus dem von dem Gerichtsſchreiber verleſenen Anklagebeſtand ergibt ſich nun, daß, nachdem die Polizei von dem Vorhandenſein eines Druckwerks unter dem Titel: „Chants prolétaires", Kenntniß erlangt, wovon eine Anzahl Exemplare bei dem genannten Goulier niedergelegt waren, ſie ſich in deſſen Wohnung begab und daſelbſt 271 Broſchüren unter obigem Titel aufhob, die das Motto von Béranger führten:

Chanson reprend la couronne;
— Messieurs grand merci.

Dieſe Schriftchen waren mit H. Tampucci unterzeichnet, und man fand die Brouillons dazu in deſſen Wohnung, die ihn mithin als den Verfaſſer documentirten. Er geſteht beim Verhör ohne Rückhalt, daß er der Verfaſſer ſei; daß er eine gewiſſe Anzahl von Exemplaren ſeines Werks an Bekannte vertheilt habe. Nachdem ihm der Präſident einen Brief gezeigt, den Tampucci an einen Bekannten in dieſer Angelegenheit geſchrieben, fragt er den Inculpaten, ob nicht aus dieſem die Abſicht, ſeine Gedichte heimlich unter die Menge zu bringen, deutlich hervorgehe? Hierauf äußert ſich der Angeſchuldigte mit merklichem Unwillen ſo: „Unſtreitig, mein Herr Präſident, weiß ich, was ich thue; ich bin kein Kind mehr, ſondern ſtehe in dem Alter von 34 Jahren. Wenn ich dichte, ſo geſchieht es unter den Einflüſſen der Begebenheiten; ich verhalte mich dabei nicht nachläſſig in meinem Cabinet, die Füße auf den Feuerbock geſtützt, ſondern ſtehe mit gekreuzten Armen, Angeſichts der Ereigniſſe, die meine Aufmerkſamkeit mächtig in Anſpruch nehmen. Eben deshalb weiß ich, daß mir leicht einige zornige Ausdrücke entfahren können, die kein Journal ſo leicht veröffentlichen wird."

Fr. Ihr ſeid eines politiſchen Vergehens angeklagt; dies beweiſen einige der von Euch verfaßten Stücke.

Antw. Dazu bedarf es anderer Beweiſe, die wahrſcheinlich bei Seite liegen.

Fr. Es müßte ſein, inſofern Ihr ſie ſelbſt beſeitigt.

Antw. Wohlan, mein Herr, und was bedeutet dies nun?

Fr. Es bedeutet, daß ein hinreichender Verdacht auf Euch ruht.

Antw. Nein, mein Herr, es bedeutet nur, daß es dumme Stadtſergeanten gibt.

Der Angeklagte wird hierauf mit Strenge zur Ruhe verwieſen und der Generaladvocat theilt nun die angezeichneten Stellen mit. Eine von dieſen iſt aus einem Gedicht, das an die „Prévenus d'avril" (1835) gerichtet iſt. Sie lautet:

Soldats, canons, mouchards, valets royaux,
Pour le grand jour tout se hâte et s'apprête,
Le chaleau prie, et les juges-bourreaux
A l'étranger ont promis votre tête.
Courage etc.

Ein anderes Stück führt den Titel: „Le Spartacus de Foyatier", und iſt ſtark genug; eine gewiſſe Kraft und ſelbſt poetiſche Wendungen ſind ihm nicht abzuſprechen. Spartacus nämlich, der „alte, ſtolze Gladiator", wird vorgeſtellt, wie er zur Nachtzeit an Sein unruhiges Lager tritt; Er, deſſen Bruſt „oppresse un lourd sommeil"; Er, der „intrus des barricades", deſſen Herz immerwährend „mit Schrecken und Haß erfüllt" iſt. „Mit gekreuzten Armen, mit flammenſprühenden Augen nähert ſich Spartacus dem Lager des Mannes; ſein Antlitz iſt bleich, mit dem Ausdruck furchtbaren Ernſtes. Mit Donnerſtimme redet er ſo zu ihm:

— o roi!
Le sabre du soldat frappe le prolétaire,
Le sang du peuple coule, et je ne puis me taire;
Roi, payé de ce sang, écoute et réponds moi.
Réponds moi, qu'a-tu-fait de notre belle France?
Qu'a-tu-fait de ses voeux et de son espérance?
Et la France, ployant sous le poids des douleurs,
Le front baissé, tout pâle et de rage et de honte,
N'osa pas se lever pour te demander compte
De tes desseins futurs, reniégat des trois jours!
Car, sans cesse, appelant le peur à ton secours,
Tu lui jetais ces mots: république, anarchie.
Bientôt toute pudeur, toute honte est franchie;
Et des conseils de Juin le hideux appareil
De l'absolu pouvoir dénonce le reveil.
Thiers, Guizot et Gisquet, infernal attelage,
Traînent ton char royal à travers le carnage,
Et Lyon et Paris se roulent dans le sang! etc."

Dieſe Stelle iſt noch keineswegs die ſtärkſte. Barbier, der Vertheidiger der Angeklagten, ſetzt nun die Anklagepunkte auseinander und ſagt unter Anderm, daß hier eigentlich von einem ſtrafbaren Verbrechen nach dem Geſetzbuche nicht die Rede ſei, denn es habe durchaus noch keine Verbreitung der Broſchüre unter das Publicum ſtattgefunden. Der Verf. habe nur einige Exemplare ſeinen Freunden geſchenkt; dies könnte im geſetzlichen Sinne keine Veröffentlichung genannt werden. Dieſe Beweisführung gibt dem Proceß ſogleich eine andere Wendung, denn hierdurch veranlaßt, erklärt die Jury allerdings den Beklagten für des Verbrechens der Majeſtätsbeleidigung u. ſ. w. ſchuldig, allein für nicht ſchuldig der Veröffentlichung ſeiner Schrift. Demnach ſtellt ſich nun nach nochmaliger Berathung das Urtheil des Aſſiſenhofs ſo:

„In Betracht, daß Tampucci für ſchuldig erklärt worden iſt, durch eine Druckſchrift eine Beleidigung gegen die Perſon des Königs begangen zu haben, daß jedoch die Verbreitung dieſer Schrift nicht erhellt, und daß dies Nichterhellen von der Jury klar und deutlich ausgeſprochen wurde; in Betracht andererſeits, daß bei ſothaner Scheidung der Hauptfrage Seitens der Jury der Thatbeſtand kein Verbrechen ergibt, das in dem Geſetz beſtimmt wäre (ſiehe Art. 364 des „Code d'instruction criminelle"), erklärt das Gericht den Tampucci für losgeſprochen und der Koſten ledig. Ferner aber in Betracht, daß aus der Entſcheidung der Jury der beleidigende Inhalt der beſagten Schrift für die Perſon des Königs erhellt (vergl. Art. 11 des „Code pénal" u. ſ. w.), ſo verordnet das Gericht die Confiscation und Vernichtung der beſagten Schrift."

Auf dieſe Weiſe entkam der ſonderbare Literat für dies Mal mit einem blauen Auge. 80.

Literariſche Notizen.

„Paris historique. Promenades dans les rues de Paris", von Th. Nodier, mit Steindrücken, nach Aug. Regnier's Zeichnungen, von Champin, erſcheint in 100 Lieferungen, deren jede zwei Steindrücke mit dem dazu gehörigen Text enthält. Der innere Werth und die äußere löbliche Ausſtattung wie der geringe Preis von 60 Cent. für die Lieferung laſſen an dem guten Erfolge dieſes Unternehmens nicht zweifeln, das in Jahresfriſt vollendet ſein wird.

Vor Kurzem ſind in Paris „Mémoires historiques de S. A. R. Madame, Duchesse de Berri, depuis sa naissance jusqu' à ce jour" in drei Bänden herausgekommen.

Von Léon Gozlan iſt ein neuer Roman in zwei Bänden: „Les méandres", erſchienen, desgleichen von Jules Lacroix ein komiſcher Roman: „Les parasites", ebenfalls in zwei Bänden. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wiener
Literarische Anzeigen-Zeitung.

Ankündigungen.

Bei Friedrich Beck, Universitäts-Buchhändler in Wien, Graben, Trattnerhof, ist zu haben:

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Erster Theil. Geschichte der Literatur des Mittelalters. Erste Abtheilung. Geschichte der Literatur des Mittelalters bis zum Ende des 12. Jahrhunderts. Mit einem Kupfer. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Erster Theil. Geschichte der Literatur des Mittelalters. Zweite Abtheilung. Geschichte der Literatur des Mittelalters vom Anfange des 13. bis zum Ende des 15. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Zweiter Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Erste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Zweiter Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Zweite Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 17. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Dritter Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Dritte Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Vierter Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Vierte Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Fünfter Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Fünfte Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Sechster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Sechste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Siebenter Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Siebente Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Achter Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Achte Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Neunter Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Neunte Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Zehnter Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Zehnte Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Elfter Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Elfte Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Zwölfter Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Zwölfte Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Dreizehnter Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Dreizehnte Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Vierzehnter Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Vierzehnte Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Fünfzehnter Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Fünfzehnte Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Sechzehnter Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Sechzehnte Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Siebzehnter Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Siebzehnte Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Achtzehnter Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Achtzehnte Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Neunzehnter Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Neunzehnte Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Zwanzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Zwanzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Einundzwanzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Einundzwanzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Zweiundzwanzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Zweiundzwanzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Dreiundzwanzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Dreiundzwanzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Vierundzwanzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Vierundzwanzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Fünfundzwanzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Fünfundzwanzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Sechsundzwanzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Sechsundzwanzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Siebenundzwanzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Siebenundzwanzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Achtundzwanzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Achtundzwanzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Neunundzwanzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Neunundzwanzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Dreißigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Dreißigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Einunddreißigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Einunddreißigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Zweiunddreißigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Zweiunddreißigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Dreiunddreißigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Dreiunddreißigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Vierunddreißigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Vierunddreißigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Fünfunddreißigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Fünfunddreißigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Sechsunddreißigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Sechsunddreißigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Siebenunddreißigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Siebenunddreißigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Achtunddreißigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Achtunddreißigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Neununddreißigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Neununddreißigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Vierzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Vierzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Einundvierzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Einundvierzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Zweiundvierzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Zweiundvierzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Dreiundvierzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Dreiundvierzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Vierundvierzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Vierundvierzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Fünfundvierzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Fünfundvierzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Sechsundvierzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Sechsundvierzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Siebenundvierzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Siebenundvierzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Achtundvierzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Achtundvierzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Neunundvierzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Neunundvierzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Fünfzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Fünfzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Einundfünfzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Einundfünfzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Zweiundfünfzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Zweiundfünfzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Dreiundfünfzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Dreiundfünfzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Vierundfünfzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Vierundfünfzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Fünfundfünfzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Fünfundfünfzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Sechsundfünfzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Sechsundfünfzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Siebenundfünfzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Siebenundfünfzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Achtundfünfzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Achtundfünfzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Neunundfünfzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Neunundfünfzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Sechzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Sechzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Einundsechzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Einundsechzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Zweiundsechzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Zweiundsechzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Dreiundsechzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Dreiundsechzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Vierundsechzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Vierundsechzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Fünfundsechzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Fünfundsechzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Sechsundsechzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Sechsundsechzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Siebenundsechzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Siebenundsechzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Achtundsechzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Achtundsechzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Neunundsechzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Neunundsechzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Siebzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Siebzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Einundsiebzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Einundsiebzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Zweiundsiebzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Zweiundsiebzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Dreiundsiebzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Dreiundsiebzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Vierundsiebzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Vierundsiebzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Fünfundsiebzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Fünfundsiebzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Sechsundsiebzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Sechsundsiebzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Siebenundsiebzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Siebenundsiebzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Achtundsiebzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Achtundsiebzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Neunundsiebzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Neunundsiebzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Achtzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Achtzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Einundachtzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Einundachtzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Zweiundachtzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Zweiundachtzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Dreiundachtzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Dreiundachtzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Vierundachtzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Vierundachtzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Fünfundachtzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Fünfundachtzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Sechsundachtzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Sechsundachtzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Siebenundachtzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Siebenundachtzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Achtundachtzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Achtundachtzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Neunundachtzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Neunundachtzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Neunzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Neunzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Einundneunzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Einundneunzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Zweiundneunzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Zweiundneunzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Dreiundneunzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Dreiundneunzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Vierundneunzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Vierundneunzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Fünfundneunzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Fünfundneunzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Sechsundneunzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Sechsundneunzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Siebenundneunzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Siebenundneunzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Achtundneunzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Achtundneunzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Neunundneunzigster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Neunundneunzigste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Hundertster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Hundertste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Einundhundertster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Einundhundertste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Zweihundertster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Zweihundertste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Dreihundertster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Dreihundertste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Vierhundertster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Vierhundertste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Fünfhundertster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Fünfhundertste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Sechshundertster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Sechshundertste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Siebenhundertster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Siebenhundertste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Achthundertster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Achthundertste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Neunhundertster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Neunhundertste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Tausendster Theil. Geschichte der Literatur der neuern Zeit. Tausendste Abtheilung. Geschichte der Literatur der neuern Zeit vom Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

pensées des Prätendenten und Dasjenige aussprechen, was er erreichen, was er glauben machen will. Wie wenn man die Templer heute noch ganz allein beurtheilen wollte nach den schauderlichen Acten von Vienne, oder die Opfer der Inquisition nach den Acten des heiligen Gerichtshofes und so manche Staatsstreiche, gemachte Conspirationen und agens-provocateurs-Geschichten aus den Rapporten der geheimen Policei!

Der Verf. ist zu gelehrt, als daß er begehrte, uns die Identität der sich durch Jahrhunderte fernen und fremden Stämme Habsburgs und Lothringens aufzudringen, wohl eingedenk der Worte des (Karl VI. und Eugen so vertrauten) unsterblichen Leibniz, daß Niemand vermöge, die Mitglieder von Ethiko herab einigermaßen befriedigend auszufüllen. Die Abstammungen von den lothringischen, von den allemannischen Herzogen, von den Aniciern und Perleonen können doch nicht alle zugleich wahr sein? Auch wüßten wir gern die Quelle (S. 59), daß König Rudolf es sich zur besondern Ehre rechnete, als Verwandter des Hauses Lotharingien den grauen Flausrock, die Farbe desselben, zu tragen? Der Verf. spricht doch wenigstens nicht von einem noch immer fortlebenden Hause Habsburg. Er sagt (S. 312—383), „daß es in einem der gerechtesten und glorwürdigsten Regenten, in einer Frau erloschen und ein anderes in die Erbschaft seiner Ehren und seiner Rechte getreten sei". In der That, wenn jede Herleitung von Frauen Dasselbe gälte wie der Mannsstamm, so blühten heute noch Merovinger und Karolinge, Arpaden, Przemysliden, Luxemburger und Jagellonen, und ein uferloses Meer von Usurpationen läge vor uns.

Es möchte überhaupt (zumal nach den Gefühlen unserer Zeit) etwas höchst Bedenkliches in einer solidarischen Universalerbschaft aller Reminiscenzen aus Habsburgs deutschem und spanischem Zweig liegen! Von Lothringen mochte ein großer, Gegner Friedrich II., mit Grunde sagen:

Lorsque les ducs de Lorraine ont été obligés changer de domination, toute la Lorraine était en pleurs. Ils regrettaient infiniment de perdre les rejetons de ces ducs, qui depuis tant de siècles furent en possession de ce pays, et parmi lesquels on en compte de si estimables par leur bonté, qu'ils méritenaient d'être l'exemple de rois. Un peuple content ne songera pas à se revolter. Un peuple heureux craint plus de perdre son prince, qui est en même tems son bienfaiteur, que ce souverain même ne peut appréhender par la diminution de sa puissance.

Ganz anders gestalten sich die habsburgischen Geschicke, gleich anfangs verkittet durch das Blut zweier Könige, Ottokar's und Adolf's, dessen Absetzung wol Niemand für ein Muster der Legitimität halten wird. Es folgt das Zerreißen der Briefe Wiens, der Bruch der steyerischen Handfeste, die Selbsthülfe der Waldstädte, langer Bruderzwist, langer Bürgerkrieg, fremde Räuberscharen, völlige Anarchie unter den langen Regierungen Friedrich IV. und Rudolf II., Vormundschaften wie über Albrecht V., Ladislas Posthumus und Sigmund von Tirol. Es folgten die argen Vorgänge in Kärnten, das vom Übergabsbrief der Maultasche bis zum Chotek'schen Receß fort und fort durchlöcherte Sieb der Verfassung des treuen und tapfern Tirols. Es folgt die Vernichtung alles Municipalwesens durch Verhetzung des Pöbels gegen die Geschlechter und durch Fiscalitäten gegen das Vermögen der Städte, voran in Wien das unschuldige Blut des heroischen Bürgermeisters Vorlauf und seiner Gefährten, das mitschuldige Blut des Ulrich Holzer, das schuldige Blut der (die Wiedererlangung des alten Rechtes gewaltsam versuchenden, sogenannten) „neuen Regenten", Gewissenszwang und Glaubenskriege, in Böhmen der bekannte Landtag, der blutige Tag auf dem altstädter Ring, hier wie in Inner- und Oberöstreich ungeheure Auswanderung oder Austreibung (mit Zurücklassung des zehnten Pfennigs, mitunter auch der Frauen und Kinder), Herabkommen der alten Aristokratie auf ein paar Dutzend Familien, allgemeines Verderben, in Ungarn fast zweihundertjähriger Bürgerkrieg, türkischer Tribut, der Zapolya'sche, Botskay'sche, Tököly'sche Aufstand, der dreimalige Rakoczy'sche Krieg, die unheilvollen Ereignisse in Preßburg, Leutschau, Wien und Neustadt, der furor religionis, die commissio neoacquistica, das blutige Gericht von Eperies! Im spanischen Zweige alle alten Verfassungen nach und nach gewaltsam erdrückt, in Castilien, in Aragon, in Granada, in Catalonien Alles nivellirt. Die Vertreibung der Moriscos, die Scheiterhaufen der Inquisition, das unter dem Vorwande der Christianisirung ergossene Meer von Unthaten in der neuen Welt. Es folgt der siegreiche Abfall der Niederlande und des nicht wenig mishandelten Portugal und — bei einem Haar — auch Andalusiens und Neapels.

Wo eine so nahe und so reiche Ernte vertrauensvoller Liebe und unverzagter Treue vor Augen liegt wie im Kaiserhause Lothringen, in beispiellosen Nöthen und Gefahren (1792 — 1815), wo in Joseph des volksthümlichen Herrschers Bildniß ewig leben wird, da scheint es so klüger als patriotischer, jene habsburgischen Erinnerungen lieber gänzlich von sich weisen, als sie sich aneignen, oder gar sie kanonisiren zu wollen?

Vita Conradini, mors Caroli; mors Conradini, vita Caroli, und König Rudolf's Vergleich Italiens mit der Löwenhöhle, zu welcher die Fußtapfen nur hinein führen, aber nicht mehr zurück, sollen Fabeln sein? Hat etwa Rudolf nicht ganz im Geiste jener Umsicht gehandelt? und athmen die Schreiben des Papstes und seiner Legaten nicht dieselbe Wuth gegen den verfluchten Samen der Stauffen, und gegen den „Gehennae et maledictioni aeternae" übergebenen Götterjüngling Konradin, den „filium iniquitatis"?

(Die Fortsetzung folgt.)

Neuere französische Literatur.

1. Correspondance et relations de Fiévée avec Bonaparte, pendant onze années (1802—13), publié par l'auteur. Drei Bände. Paris 1836.

Das Dasein dieser Correspondenz oder vielmehr das Dasein fortlaufender politischer Briefe Fiévée's an den Kaiser war schon den Zeitgenossen bekannt und schien allen Freunden und Verehrern Bonaparte's wichtig genug, um auf den Verfasser ei-

ferſüchtig zu ſein, und um ſich, beſonders wenn Bonaparte fern von Paris war, um den Inhalt dieſer Briefe beſorgt zu zeigen. Jetzt überliefert der Verfaſſer ſie der Nachwelt, und zugleich ſeine Memoiren, bis auf die Zeit, wo die Briefe ſie ablöſen. In ſeiner Jugendgeſchichte gibt er ſich einen Charakter, bei welchem er auf ſein Verhältniß zu Bonaparte nicht allzu großen Werth ſetzen konnte. Er wird dadurch intereſſant; vielleicht beabſichtigt er auch, als Royaliſt ſich von ſeinem Antheil an der Befeſtigung des Kaiſerreiches ſoweit loszuſagen, als es ſich mit der Aufrichtigkeit der Theilnahme verträgt.

Im Anfange der Revolution war Fiévée Buchdrucker. Bei ihm erſchien die „Chronique de Paris" von Condorcet. Die Redactoren hatten für Dumouriez Partei genommen. Als die erſten Gerüchte von dem Abfall dieſes Feldherrn nach Paris gelangten, war der raiſonnirende Artikel der „Chronique", welcher ſie ins Publicum begleiten ſollte, bis Mitternacht nicht in die Druckerei gekommen. Fiévée ſah die Gefahr für das Blatt, wenn es in ſo wichtigem Augenblicke ſich auszuſprechen verſäumte. Er ſchrieb einen Artikel, worin er, wie das Publicum nur über die Wahrſcheinlichkeit der Gerüchte beſorgt, die Gründe für und wider nebeneinander ſtellte; Niemand konnte die „Chronique" wegen dieſes Artikels angreifen. Hierauf beſchränkt ſich, nach Fiévée's Memoiren, ſeine Theilnahme an dem republikaniſchen Blatte, deren ihn die biographiſchen Lexika beſchuldigt haben.

Fiévée ſcheint lange mit Widerwillen die öffentlichen Angelegenheiten geflohen zu haben. Aber da er nicht vermeiden konnte, über dieſelben geſunde Anſichten und geiſtreiche Einfälle zu haben, ſo kam auch die Zeit, wo er ſich ausſprach und Partei ergriff. Jede große Begebenheit der Revolution erhält in ſeinen Memoiren ihre Anekdote, jede Periode ihren Aufſchluß, faſt immer mit einem bezaubernden Talente. Geiſt und Anmuth, Witz und Tiefſinn wechſeln und durchdringen ſich ſo überraſchend in Fiévée's Darſtellung, daß man unſchlüſſig iſt, den Verf. für einen Denker zu erklären, der ſeine Anſichten in glänzendem Style verträgt, oder für einen Schöngeiſt, der an geſundem Urtheil den nüchternſten Menſchen zuvorkäme. Man begreift, daß eine ſolche Schreibart Bonaparte feſſeln mußte; ging ihm, wie Fiévée verſichert, die claſſiſche Bildung ab, ſo konnte er leicht manche richtige Anſicht in akademiſchem Gewande verkennen.

Fiévée wurde mehrmals von der revolutionnairen Partei proſcribirt. Er ließ ſich mit den Bourbons ein. Aber der 18. Brumaire ſchien ihm die Rückkehr derſelben ſoweit zu verſchieben, daß er für Bonaparte's junge Monarchie die Feder ergriff; denn ſeine Anhänglichkeit galt weniger der Königsfamilie als den monarchiſchen Grundſätzen. Seine Artikel zogen die Aufmerkſamkeit des erſten Conſuls auf ſich, den es befremdete, daß ein Mann mit dieſer Geſinnung ſich entfernt von ihm hielt. Um dieſe Annäherung zu verhüten, nahm Fouché ein altes Billet von Fiévée in die „Correspondance anglaise" auf, welche die Policei damals herausgab, und ließ ihn in Folge deſſen verhaften. Die Noth, ſich rechtfertigen zu müſſen, brachte Fiévée's Bekanntſchaft mit Bonaparte zu Stande. Dieſer beſchloß, ſeine Talente auf eine Weiſe zu benutzen, die ihn vor Fouché ſicherte. Es war vielleicht eine Probe, auf die er ſeine royaliſtiſche Geſinnung ſtellte, daß er ihm zuerſt eine Sendung nach England gab. „Je mehr ich dieſes Land in den Büchern ſtudire, deſto weniger kann ich mir einen Begriff davon machen. Reiſen Sie hin, beobachten Sie, und was Sie mir ſchreiben, werde ich glauben. Numeriren Sie Ihre Briefe, damit ich ſehe, ob man mir davon nimmt." Nach Fiévée's Rückkehr hieß ihn Bonaparte fortfahren, ihm über jedes wichtige Ereigniß, über jede neue Lage des Reiches ſeine Beobachtungen und Anſichten zu ſchreiben. Es wurde ein Weg verabredet, auf welchem die Briefe keinem Miniſter in die Hände fielen, und Fiévée nahm dem erſten Conſul das Verſprechen ab, ihn niemals, ſelbſt wenn er Unrecht hätte, preiszugeben. Der Einfall iſt ſeltſam, einen Journaliſten für ſeine eigne Perſon zu beſtellen. Sollte die Abneigung, welche Bonaparte gegen die Zeitungsſchreiber gefaßt, ihn gehindert haben, fürs Publicum geſchriebene Artikel mit offenem Gemüthe zu prüfen? Denn gewiß, die Belehrung entging ihm nicht, die auch die Regierung in freimüthigen Betrachtungen, ſelbſt in Angriffen findet.

Fiévée's erſte Sorge, als er die Correſpondenz übernahm, war eine unabhängige und einflußreiche Stellung. Er zeichnet die Parteien, nicht nur um für oder gegen ſie ſprechen zu können, ſondern um ſich außer ihren Kreis zu verſetzen. Neben den Parteien ſtellt er aber eine Claſſe von Bürgern auf, die in der Revolution auf keiner Seite geſtanden, die aber die Wuth aller Parteien erfahren hätte, weil es ihr unmöglich geweſen, nicht ihren geſunden Sinn den Tollheiten, und nicht zuweilen ihren Muth den Mördern entgegenzuſetzen; die Eroberung dieſer Claſſe ſei dem erſten Conſul gelungen; ſie bilde die einzige Partei, deren Urtheile niemals zu Schanden geworden, und darum leite ſie jetzt die öffentliche Meinung. Für ſie gibt ſich Fiévée das Anſehen, das Wort zu führen, und beſonders läßt er ſich zum Berichterſtatter ihrer Empfindungen herab, wenn er durch ſein eignes Urtheil Bonaparte zu erzürnen fürchtet. Natürlich war die Geſinnung der geſchilderten Claſſe vor allem den Anhängern der Revolution abgeneigt. In dieſen ſieht auch Fiévée die größte Gefahr für die zu gründende Monarchie. Es war ein Lieblingsſpruch Bonaparte's, mit welchem er manchem Verbannten Frankreich öffnete, daß er nur vom 18. Brumaire an rechne. Fiévée bediente ſich deſſen als einer Scheidewand, hinter die er die Revolution überall, wo ſie ſich zeigte, zurückdrängte. In die Literatur hatte Bonaparte, im Gegenſatz zu dem ausſchließenden Revolutionsgeſchmacke, die Bewunderung großer Männer aller Zeiten und jeder Sinnesart eingeführt. Fiévée nahm davon Anlaß, den Geſchmack an dem Vorrevolutionnairen zu pflegen. Er rieth dem erſten Conſul, ſo vollſtändig als möglich wieder die Sitten vor der Revolution aufzubringen, welche unter der Monarchie entſtanden und der Alleinherrſchaft nur zuträglich ſein könnten. Alles, was Fiévée vorſchlug, war auf die Gründung einer kräftigen, revolutionsreinen Monarchie berechnet. Daß er dabei die Monarchie von Bonaparte im Auge habe, das mußte ihm dieſer auf ſein Wort glauben; ſeine Feinde ſuchten dies aber in Zweifel zu ziehen. Sie gaben ihm Schuld, daß er ſich für andere Zeiten aufbehalte, und deuteten in dieſem Sinne ſeine Stellung zur Seite, ferne von Ämtern, durch deren Übernahme er öffentlich zur Regierung getreten wäre. Fiévée hatte die Vorſicht, um Bonaparte keinen Argwohn zu laſſen, daß er neben ſeiner Correſpondenz immer Zeitungsſchreiber blieb und öffentlich in gleichem Sinne wie in ſeinen Briefen ſchrieb.

Bonaparte hat ſich geäußert, es ſei unmöglich, nicht über Fiévée's Beobachtungsgabe zu erſtaunen. Dieſe iſt es auch vorzüglich, was neben dem Zerſetzungstalent des großen Publiciſten, neben ſeinem politiſchen Tiefblicke und ſeinen Geiſtesblitzen in den Briefen leuchtet. Jede Trübung der öffentlichen Meinung, die Miſchung der Parteien darin iſt von Ereigniß zu Ereigniß, von Monat zu Monat mit überraſchender Feinheit gezeichnet. In den letzten Jahren des Kaiſerreiches wird Fiévée freimüthig durch die Treue ſeines Pinſels; Alles läßt auf das Ende die intereſſanteſten und feinſten Schilderungen erwarten. Allein 1810 erklärte ihm der Kaiſer, ihn nicht länger beſchützen zu können gegen die Eiferſucht ſeiner Feinde und gegen die Beſchuldigung, daß er ſich für andere Zeiten aufbehalte: er müſſe in eine öffentliche Stellung treten. Hiermit wählte er ihn in den Staatsrath. Die Correſpondenz dauerte fort, aber meiſt nur über Verwaltungsmaßregeln, die im Staatsrathe beſprochen worden waren. Nach dem Brande von Moskau füllen ſich die Briefe wieder mit Beobachtungen und Zeichnungen. Aber im Frühling 1813, als der Kaiſer die Revolutionspartei zu ſeiner Hülfe rief, fand Fiévée dies zu wohl in den Umſtänden begründet, um ſich nach ſeiner Geſinnung darüber ausſprechen zu dürfen; er bat daher Bonaparte, ihn der Correſpondenz zu entlaſſen und ihn von Paris zu entfernen. Er wurde zum Präfecten zu Nevers ernannt.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 78. — 19. März 1837.

Geschichte des Hauses Habsburg, von dem Fürsten E. M. Lichnowsky. Erster Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 77.)

Unter andern durchaus unhistorischen Assonanzen der Gegenwart wird uns Deutschen (S. 418) auch die Erbsünde der Nachäffung des Fremden vorgeworfen. Freilich, Öffentlichkeit der Rechtspflege, heiliges Recht des deutschen Mannes, niemals seinem ordentlichen Richter entzogen, stets von Seinesgleichen gerichtet zu werden, das Steuerbewilligungs-, das Mitberathungsrecht der Stände u. s. w. sind lauter neugebackene Blasen des revolutionnairen Geistes und des französischen Liberalismus! Sie sind urgermanisch, sie sind tausendjährig. Sie wurzeln fest im historischen Boden, im christlich-germanischen Geiste des Mittelalters, der keine Willkür, sondern nur Recht und Gerechtigkeit kennt und in diesem Sinn allerdings des Verf. Lobpreisung verdient.

In der That, Rudolf I. war mit Theresia, der Letzten, der Herrlichste des ganzen, im Erwerbe von Ländern, deren Namen die alten Grafen von Habsburg vielleicht nie gehört, unglaublich glücklichen Geschlechtes. Er war an mildem und heiterm Gemüthe so reich, daß grade diese Eigenschaft in seinem Haus auf zwei Jahrhunderte versiegte und erst in Maximilian wieder hervortrat. Er war ein Kampfesheld, ein Weiser, „sagt Alles nur in Allem, das war ein Mann, ihr werdet nimmer seines Gleichen sehn".

Doch auch hohe Naturen sind von Leidenschaften gewiß nicht frei, wenn sogar von Schwächen. Beim Verf. ist aber in Rudolf's Abbild blos Licht ohne allen Schatten. Alles, was diesem Glanz nachtheilig sein könnte, wird verschwiegen, oft auch blos damit widerlegt, daß Rudolf so etwas nie gethan haben würde! Wie wendet und dreht sich der Verf., um die Thatsache zu überzuckern, daß Rudolf in frühern Jahren mit seinem ganzen Hause verfeindet, daß er zweimal excommunicirt gewesen, daß er noch bei seiner Wahl im Banne lag. Aber diese oft misbrauchte Waffe war schon damals, wie das Beispiel vieler, selbst kleiner Städte zeigt, wenig mehr gefürchtet und sogar ignorirt. Bald ist dem Verf. die Macht Habsburgs, von welcher vorher am rechten Rheinufer gar wenig verlauten wollte, so stark und ausgebreitet wie keines andern Seinesgleichen. Wenn aber Rudolf in der Folge plötzlich nach allen Seiten um sich greift, so wird es damit gerechtfertigt, daß er sich erst „eine Hausmacht" habe bilden müssen, da er mit seinen eignen, kleinen Mitteln sich nicht in den Herzogthümern festsetzen, ja nicht einmal die schwäbischen Grafen hätte züchtigen können (S. 59, 61, 68, 403, 404 u. s. w.).

Es war unbestreitbar ebenso nothwendig als staatsklug, daß Rudolf seine Thätigkeit vorerst auf Deutschland beschränkte, daß er dort Herr zu werden versuchte, bevor er den Fuß in jenes gefräßige „Grab der Deutschen", in Italien setzte. Dagegen ist unleugbar, daß kein Kaiser dem Trachten der Päpste, eine große Landmacht in Italien zu werden, so sehr nachgegeben, daß keiner den kaiserlichen und Reichsrechten so direct präjudicirt habe als Rudolf, und zwar durch förmliche Bestätigung der alten, erdichteten Schenkungen und durch Hinzufügung neuer Landstriche. Ihm zum ersten Male weigerte Rom die alte Courtoisie gegen die Kaiser. Es wandelte gegen ihn das bisherige Ihr in Du, begehrte den Fußkuß, ließ sich pater et dominus noster nennen und gebrauchte die unwahren Ausdrücke, Gregor X. habe Rudolfen ernannt, er habe ihn anerkannt! Rudolf bedurfte (zumal als Ottokar gefallen) der Päpste für Deutschland nicht im geringsten mehr. Wie oft zwei bittere Feinde einer an des andern Schwerte verscheiden, so sehen wir im Tode Friedrich II. die Macht der Staufen, aber auch die Übermacht Roms gebrochen, der schnell darauf Ludwig's des Baiern Hochsinn, die französische Gefangenschaft der Päpste und das unerhörte Ärgerniß des dreifachen Schisma vollends ein Ende machten. Es gleicht den komischen Intermezzos in Shakspeare's Tragödien, wie Rudolf und der Papst, einer ärger als der andere, sich vor dem Zug nach Italien fürchten und doch beständig davon reden. Erst soll schon im zweiten Jahre die Krönung spätestens um Allerheiligen sein; im vierten bitten die Cardinäle, sich ja nicht zu bemühen. Noch im sechzehnten Jahre darauf will Nikolaus IV. die Krönung im nächsten Frühling oder Sommer, oder im nächsten Winter vornehmen, aber da gar leicht Hindernisse dazwischenkommen könnten, werde er zuverlässig noch vorher einen Legaten nach Deutschland abordnen!

Und in diesem unmittelbaren Aufgeben des Kaiserthums als solchen findet der Verf. das herrlichste Mittel zur Wiederherstellung desselben? Er erblickt darin eine

großartige Erfindung Rudolf's (der hier weise ließ, was er doch lassen mußte, und nur that, was er nicht lassen konnte) und des wenig bedeutenden Gregor, der hier wie sonst nirgend den größten Päpsten zu Seite gestellt wird.

Wenn es heißt, der König habe die Herzogthümer seinem Haus verliehen „in der Fülle kaiserlicher Gewalt und strengster Gerechtigkeit, da Niemand ein größeres Recht auf den Nachlaß der Babenberge gehabt", so liegt in diesem Satz weder Richtigkeit noch Aufrichtigkeit. Die damaligen Begriffe der Erbfolge waren weit weniger bestimmt als Lambacher, Schrötter und Rauch sie zur Spitze gegen Baiern in einen förmlichen Igel gedreht haben. Das Anrecht Ottokar's durch Margarethen war von den meisten Mächten anerkannt, es war durch Richard's Belehnung verstärkt, und der nach dem andächtigen Verf. untrügliche Papst hatte mehrmals feierlich entschieden: „quod ducibus Austriae ex speciali privilegio sit permissum, ut, si iidem duces absque liberis masculis morerentur, feminae tam in ducatu, quam in feudis — possint succedere jure masculorum", und weiterhin, weil „per imperialia privilegia in favorem ducatus Austriae sit concessum, ut — non superstite masculo, filia ducatum succedat, itaque nobilis mulier Margaretha per hujusmodi privilegium legitime successerit in eodem". Rudolf selbst muß von Margarethens und Ottokar's gutem Recht so gar schlimm nicht gedacht haben, da er seinen Söhnen Albrecht und Rudolf zu den Herzogthümern auch Alles und Jedes verleiht, was Ottokar in selben mit rechtmäßigem Titel an sich gebracht. So lange Rudolf nur mit einer schwachen Macht Ottokar gegenüberstand, als er so gut wie verloren schien — und auch war, das vom Böhmenkönig reich begünstigte gährende Wien im Rücken, wenn nicht Ottokar unnütze Zeit verloren, wenn nicht Nationalhaß und Rache die ungarische Hülfe so beflügelt hätte —, brauchte der ebenso schlaue als kühne Mann die zarteste Schonung. Er gab den Wienern am 20. u. 24. Juni 1278 merkwürdige Freiheitsbriefe. Er bestätigt darin alle ihre alten Stadtrechte, nennt sie den herrlichsten Spiegel Österreichs, der in der Gefahr nur heller glänze, und erhebt sie zum dritten Male zur freien Reichsstadt, die Briefe Friedrich II. ausdrücklich bestätigend und sie belobend, daß sie seiner und des Reiches Herrschaft so bereitwillig sich unterworfen hätten! Das hielt aber Rudolf nicht im mindesten ab, auch Wien seinem herrschsüchtigen Sohne Albrecht preiszugeben, als er es wagte, die Herzogthümer seinen Söhnen zu verleihen. Schon 1281 im Mai hatte Albrecht durch Gewaltstreich auf Gewaltstreich die Unterwerfung mancher großen Bürger erzwungen. Am 24. Juli 1281 suchte er die mächtige Stadt durch Verleihung einer neuen trügerischen Handfeste zu kirren. Schon vor dem augsburger Reichstage, schon vor den Willebriefen der Kurfürsten 1282 verwies Rudolf gesetzwidrig die Stände von Österreich und Steier an seine Söhne Albrecht und Rudolf, als ihre rechten, natürlichen Herren, seinen eignen und den frühern Kaiserbriefen zuwider. Die auf dem augsburger Tag endlich vollbrachte Einführung einer neuen Dynastie in Österreich, Steier und Krain gedachte mit keinem Worte der Reichsfreiheit Wiens und ihrer Aufhebung, doch behandelte sie Albrecht fortwährend als eine bloße Landstadt. Erst nach sieben Jahren, am 26. April 1288, im Lager vor Weißenburg, nachdem am 19. Februar bereits die gänzliche Unterwerfung erzwungen und die edelsten Männer, insonderheit der große Bürgermeister Paltram, darüber unglücklich geworden, erklärte Rudolf seine eignen und die frühern Kaiserbriefe für machtlos und erloschen.

(Der Beschluß folgt.)

Neuere französische Literatur.

(Beschluß aus Nr. 11.)

3. Riche et pauvre, par *Emile Souvestre*. Zwei Bände. Paris 1856.

Die Familie Boissard in Rennes hatte aus Dankbarkeit gegen einen dürftigen Handwerker dessen Sohn mit ihrem eignen Sohne erziehen lassen. Beide Jünglinge wählten den Stand des Advocaten. Allein, während Arthur Boissard, durch das Ansehen und den Reichthum seiner Familie im Vortheil, Stufe um Stufe in seinem Beruf erstieg, sah sich Antoine Larry, unbekannt und ohne Geschäfte, mit einer Bildung, die in seinem gezwungenen Müssiggang die schönsten Bilder von Lebensglück vor ihm vorbeiführte, in einen Stand geworfen, dem nichts in seinen Verhältnissen entgegenkam. Dieses jungen Advocaten erste Versuche im Leben bilden die Geschichte, die in dem Buche von Emil Souvestre ernst und sinnreich wie wenige Romane erzählt wird. Der Verf. hat ganz den strengen Gedanken des Historikers. Keine Ergüsse der Phantasie noch des Styls treiben die Erzählung in die Breite. Ihr Gang bleibt immer gleichsam geschürzt. So viel Übergänge, so viel Stellen, die man um ihrer allgemeinen und treffenden Wahrheit willen auszuschreiben versucht ist. Die Veränderung, die ein Ereigniß in die Lage der Geschichte bringt, ist immer festgehalten und mit historischer Dialektik durch alle Fäden geführt und auf alle Seitenpartien verbreitet. Es ist der Sinn des Romans, das Unglück zu zeigen, womit die Armuth den jungen Advocaten überall verfolgt. Einer seiner Versuche nach dem andern mißglückt, und nach jedem ist er auf sich selbst zurückgeführt, durchsucht sein Inneres, zählt die noch übrigen Versuche, die er machen kann, bis er zu dem letzten greift, von welchem sein Gewissen ihn so lange zurückgehalten, bis auch dieser mißglückt. Den Verf. ehrt es vorzüglich, daß er nicht declamatorisch der blinden Armuth alle Schuld gibt, sondern den jungen Mann mit Neigungen und Jugenderfahrungen versieht, die ihm die nöthige Beweglichkeit, um sich in einen höhern Stand emporzuschwingen, zur Last machen. Ebenso tief gedacht ist es, daß die Personen, welche Antoine's Unglück machen, nach ihrem Charakter und den Gewohnheiten ihres Standes gar nicht im Unrecht gegen ihn zu stehen scheinen; was ihn seine unglückliche Lage noch bitterer empfinden läßt.

Folgende Stelle, die wir nicht auszusuchen brauchen, kann von des Verf. Weise einen Begriff geben. Antoine hatte sich ein armes, frohsinniges Kind zur Gattin ausersehen. Damit sie ihm auf eine höhere Stufe der Gesellschaft folgen könne, mußte ihrer Unwissenheit abgeholfen werden: er begann also damit, ihr Unterricht zu geben. Sie ahnte damals Antoine's Liebe noch nicht. „Er konnte zu Louise keine Stellung nehmen", bemerkt hier der Verf., „die seiner Liebe mehr schadete, als die eines Lehrers. Das hieß, sich in ihren Augen älter machen, diejenige zum Zögling oder höchstens zur Schwester annehmen, die er immer nur als seine Geliebte hätte behan-

Ich habe mich bemüht, die Ursachen dieser Erscheinungen zu ermitteln, und habe gefunden, daß sie in der Natur der Sache liegen. Ich habe mich bemüht, die Ursachen dieser Erscheinungen zu ermitteln, und habe gefunden, daß sie in der Natur der Sache liegen.

Ich habe mich bemüht, die Ursachen dieser Erscheinungen zu ermitteln, und habe gefunden, daß sie in der Natur der Sache liegen. Ich habe mich bemüht, die Ursachen dieser Erscheinungen zu ermitteln, und habe gefunden, daß sie in der Natur der Sache liegen.

Ich habe mich bemüht, die Ursachen dieser Erscheinungen zu ermitteln, und habe gefunden, daß sie in der Natur der Sache liegen. Ich habe mich bemüht, die Ursachen dieser Erscheinungen zu ermitteln, und habe gefunden, daß sie in der Natur der Sache liegen.

Ich habe mich bemüht, die Ursachen dieser Erscheinungen zu ermitteln, und habe gefunden, daß sie in der Natur der Sache liegen. Ich habe mich bemüht, die Ursachen dieser Erscheinungen zu ermitteln, und habe gefunden, daß sie in der Natur der Sache liegen.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 79. — 20. März 1837.

Geſchichte des Hauſes Habsburg, von dem Fürſten E. M. Lichnowsky. Erſter Theil.

(Beſchluß aus Nr. 78.)

Ebenſo war Ludwig dem Strengen und ſeinem Bruder Heinrich der Rückfall des 1156 (durchaus ohne Rechtsgrund und blos für die Italiomanie des Barbaroſſa) abgeriſſenen altbairiſchen Landes ob der Enns um 20,000 Mark Silbers zugeſichert. Es war vor und nach Ottokar größtentheils wieder in niederbairiſcher Hand. So wenig als Vespaſian fand Rudolf am baaren Gelde jemals den mindeſten übeln Geruch. Data pecunia rex dimisit, — oblata pecunia verzieh er ſogleich den unaufhörlichen Wankelmuth Heinrich's von Niederbaiern. Als die Würfel gegen Ottokar noch ſehr zweifelhaft lagen, ignorirte Rudolf nicht nur die von Heinrich zeitweiſe bis an die Steier, Enns und faſt bis an den Kamp ausgedehnte Beſitzergreifung, ſondern beurkundete auch, daß Ludwig der Strenge nach Rudolf's möglichem Ableben nicht nur überhaupt als Pfalzgraf Reichsvicar ſein, ſondern namentlich auch allen Genuß und Nutzung von Öſtreich und Steier haben ſolle. Nach dem Sieg war ſo wenig mehr davon die Rede als von Wiens Reichsfreiheit. Rudolf that Alles, um ſein Haus zu bereichern. Damit ſeine Söhne die reichen Kirchenlehen von Paſſau, Salzburg, Freiſing, Regensburg, Bamberg in den Herzogthümern erhielten, vergönnte er den Biſchöfen, viele ihrer Reichslehen ohne weiteres in Domainen und Menſalgüter zu verwandeln, theils „für die Unkoſten, die ſie gehabt, dieſe Länder dem Reiche(!) wiederzuerobern, als aus Erkenntlichkeit für die Verleihung an ſeine Söhne(!)". Ebenſo nahm Rudolf die Mitgift für ſeine in Königshäuſer verlobten Kinder ungefragt, ungeſcheut aus Gütern des Reichs. Seine Treue in der Erfüllung der Bedingniſſe des erſten Friedens mit Ottokar dürfte ebenſo wenig als Muſter dieſer vorzugsweiſe deutſchen Tugend geprieſen, wol aber die Schlauheit anerkannt werden, womit er den heftigen König, der das Unglück noch weniger als das Glück ertragen konnte, zur Erneuerung des Krieges zu nöthigen verſtand. Da öſtreichiſche Schriftſteller ſo laut geſchrien über Heinrich VII. und Ludwig's des Baiern Beſtrebungen für ihre Hausmacht, iſt es doch nöthig, zu erwähnen, wie der kleine Graf von Habsburg, unbegnügt mit dem großen Nachlaß der Babenberger, auch ſogleich, zum Theil unter Vorwänden, die er ſelbſt unmöglich für wahr halten konnte, nach Böhmen, nach Ungarn, als nach lauter Präbenden ſeiner zahlreichen Familie die Hand ausgeſtreckt habe, ja daß er ſich ſchon zum Voraus Willebriefe habe geben laſſen, ſeinen Söhnen principatum quemcunque voluerit, cum omnibus pertinentiis zu verleihen, nur die Reichskrone allein ausgenommen, die er doch auch für Hartmann und Albrecht durch jedes mögliche Mittel geſucht hat.

Was es wegen des Arelat als Vormauer gegen Frankreich für eine Bewandniß hatte, zeigen am beſten die Briefe Rudolf's an König Philipp, zumal nach Hartmann's unerwartetem Ertrinken, und das eifrige Beſtreben der erſten Habsburger, ſelbſt die deutſche Krone und die gefährlichſten Eingänge Deutſchlands an König Karl zu verhandeln, um vorzüglich ein Joch der Rache den ſiegbekrönten Schweizerbauern aufzulegen. Es iſt bemerkenswerth, wahrzunehmen, mit welchem Syrup es der Verf. verſetzt, daß Rudolf das Reich ſogar nöthigte, den liebſten ſeiner Baſtarde reich auf Reichesunkoſten auszuſteuern. S. 306: „es ſcheint, daß der König auf dieſem Reichstage alle Pflichten eines Vaters in Erfüllung bringen wollte".

Kaum hatte Rudolf das für Habsburg überſchwengliche Glück der Erwerbung von Öſtreich, Steier, Krain, der windiſchen Mark und (reverſibel) auch von Kärnten gemacht, ja früher ſchon, zielte er auch auf Ungarn, auch auf Böhmen, wie Ottokar's großes Unglück, wie das Erlöſchen der Arpaden, der ſchwache Beſtand der Przemysliden nur einigen Hoffnungsſchimmer gab. Die Auffoderung an die durch die Deutſchen ſtets mishandelten und ihnen kraft ſo vieler Sagen, Legenden und Volkslieder gehäſſigen Böhmen, die Einmiſchung in alle öffentlichen, in viele Municipal- und Privatrechte, die unbefugte Erhebung mähriſcher und böhmiſcher Provinzialſtädte zu freien Städten des deutſchen Reiches zeigt hinlänglich, daß Rudolf, der Wiederherſteller des Rechtes, dieſes ewige Recht gleichwol für ſynonym hielt mit der Macht des Augenblickes und mit der günſtigen Gelegenheit.

Als der vorletzte Arpadenjüngling (entſcheidender Helfer gegen Ottokar) von den Cumanen ermordet ward, erröthete Rudolf nicht, ungeachtet noch ein legitimer Sproſſe,

Andreas der Venetianer, und zwar in Wien lebte, Ungarns Reich und Nation, 31. August 1290, an seinen Sohn Albrecht zu verschenken, auf die wissentliche Unwahrheit:

quod quondam regnante illustri Friderico Imperatore Romanorum clare memorie nobis et quampluribus principibus, baronibus, nobilibus presentialiter constitutis. Rex Ungarie qui tunc fuit pro tempore (dessen Namen er nicht einmal mehr wußte) regnum suum a dicto Imperatore Friderico accepit, ab eo et imperio titulo feodi possidendum.

In dem Mißglücken der Anschläge der ersten Habsburger nicht nur auf Reichslande, sondern selbst auf die ihnen wildfremden Völkerstämme der Slawen und Magyaren, möchte man ebenso eine Nemesis wiedergespiegelt sehen, wie im nachmaligen Scheitern der ungerechten Plane Albrecht's auf Böhmen und Niederbaiern, auf Holland und Hennegau, und später (was er dem von ihm erschlagenen Adolf so sehr vorgeworfen und was er selber doch noch überboten hat) auf Meißen und Thüringen!

Die schlimmsten Blößen des Werkes aber gibt wol die durchgängige Unklarheit und Unrichtigkeit der staats- und privatrechtlichen Ansichten, z. B. über die Gliederung der germanischen Verfassung, über die Heerschilde, Municipalrechte u. s. w. Das Erbärmlichste ist jedoch nach alle Dem, was eine ganze, reiche Literatur von Pfeffinger zu Vitriarius und Ohlenschläger bis auf die Eröterungen Mumelter's, Mannert's, Raumer's über diesen Gegenstand bietet, der Absatz über die Kurstimmen, Wahl und Wahlrechte (S. 95, 107). Konrad I. sollen gar sieben Herzöge gewählt haben, die der Franken, Schwaben, Baiern, Sachsen, der Herzog Kärntens und zwei Herzöge von Lothringen? Als Gewährsmänner werden angeführt: Wittekind, Ditmar und Hermann der Lahme. Es ist nur Schade, daß in keinem derselben ein Wort davon steht. Hätte der Verf. Fröhlich's „Archontologie Kärntens", die er oft anführt und mit Recht lobt, wirklich gelesen, so müßte er wissen, daß damals gar kein Herzog von Kärnten existirte.

Wie das fragliche Werk mehrmals mit den wichtigsten Thatsachen umgeht, wollen wir fürs erste in einer einzigen Hauptbegebenheit darthun, in der für Deutschland allerdings segensreichen Wahl Rudolf's. Der persönlichen Bekanntschaft des Kurerzkanzlers Werner von Mainz am Hofe K. Richard's (?) und von der italienischen Reise her, angeblich bis Mugello, wo diese Königswahl bereits mit Gregor X. soll besprochen worden sein (?), wird hierbei vom Verf. das größte Gewicht beigelegt, wie der einflußreichen Thätigkeit des Burggrafen von Nürnberg. Neben Rudolf soll gar kein anderer Fürst in der Wahl gewesen oder genannt worden sein (S. 100, 102, 415). Aber himmelweit anders zeigen Urkunden die Sache, mehrmals gedruckte, in Werken, die der Verf. sehr oft citirt, also doch gelesen haben soll, hiernach den Thatbestand absichtlich entstellt! Der Hauptkronbewerber war der Reichsverweser Ludwig der Strenge, Pfalzgraf bei Rhein und Herzog in Baiern, dem auch der nürnberger Burggraf sehr ergeben war, in Folge vieler von Ludwig erhaltenen Verleihungen. Vier Wochen vor der Wahl, am 1. Sept. 1273, gelobte der Erzkanzler Werner dem Herzoge Ludwig:

fide data vice sacramenti — quod in electione romanorum regis, quam proxime celebrare contendimus et debemus, si in personam suam non poterimus concordare ad quod tamen tenemur et promisimus omni fide et diligentia laborare cum eodem palatino vel in personam viri nobilis Sifridi comitis de Anhalt vel Rudolfi comitis de Habesburi promisimus et tenebimur concordare.

Werner versprach zugleich, den Pfalzgrafen Ludwig und den Grafen Rudolf völlig miteinander zu versöhnen und Alles zu beheben, „quod inter eos odii fuerit sive rancoris". Am 11. Sept. 1273 schickt der Bischof Engelbert von Köln von Boppard die Versicherung ein, daß er mit den Erzbischöfen von Mainz und Trier

et cum domino duce Bawarie Comite palatino Reni, taliter uniti sumus fide data vice sacramenti ad hec nos nihilominus astringentes, quod in Electione Romanorum regis quam proxime celebrare intendimus, sine captione qualibet erimus unanimes, et concordes, ita tamen, quod in quencumque tres ex nobis concordaverint, quartus sine contradictione qualibet sequetur eosdem, cujus utrumque commodum et honorem tanquam proprium, apud eum, quem elegerimus, tenebimur procurare.

Wenige Tage darauf vereinigten sich alle rheinischen Kurfürsten auf die Person Rudolf's, vorzüglich als die Machtboten des rheinischen Städtebundes öffentlich erklärt hatten, der Bund werde keiner Parteiung sich anschließen, sondern nur Demjenigen huldigen, welcher einhellig erwählt worden sei. Ludwig der Strenge war bekanntlich neuerlich mit diesem Städtebund sowie mit Köln und Trier gespannt, der Pfalzgraf am Rhein mag grade den Rheinfürsten und Städten zu nahe und zu mächtig gewesen und Ludwig eben deshalb im letzten Augenblicke zurückgetreten sein.

Die Procuratoren Ottokar's und seines Bundesfreundes Heinrich von Niederbaiern kamen mit ihrer Protestation am Wahltage selbst zu spät. Die Kurfürsten erklärten, da von den beiden Brüdern Ludwig und Heinrich, denen zusammen nur Eine Stimme zukomme, der Eine anwesend sei, so wäre anzunehmen, daß der Abwesende für dieses Mal auf sein Mitstimmrecht verzichtet und auf den Anwesenden compromittirt hätte. Dem Herzog Ludwig wurde auch sofort in dem Wahlgemach aufgetragen, die bereits in den Separatunterhandlungen für Rudolf von Habsburg entschiedene Wahl im Namen Aller auszusprechen und zu verkünden. Darauf vereinigten sich die Kurfürsten dahin, daß der Pfalzgraf den Erwählten öffentlich verkünde, „pronuncintionis verbum super hoc in ejus ore statuunt", welches von ihm mit folgenden Worten geschah:

in nomine sanctae et individuae Trinitatis consensu omnium Electorum in me posito, pronuncio et eligo Serenissimum Dominum Rudolfum etc.

König Rudolf selbst spricht hierüber:

Deinde Electionis tempore apud Frankenfurt de nobis ab omnibus Principibus jus in Electione habentibus concorditer celebratae, per nuncios et procuratores .. Ducis Henrici ..... ipsius absentiam propter impedimenta legitima excusantes, praesente .... Procuratore .. Regis Bohemiae, et contradicente qui-

dem ipsis Procuratoribus, sed ipsius contradictione a Principibus Electoribus omnibus .... non admissa — — in Ludovicum Comitem Palatinum Rheni ... — una cum aliis principibus omnibus — concorditer extitit compromissum, qui (hoc) in se recipiens, suo et Henrici fratris Sui ac omnium aliorum principum jus in electione habentium auctoritate — in Romanorum Regem solemniter nos elegit!

Demnach bleibt an des Verf. Erzählung von Rudolf's Wahl kein gutes Haar und kein wahres Wort.

125.

Theorie der Armuth oder der Minderbegüterung. Ein Beitrag zur Lehre von der Gütervertheilung von Karl Godeffroy. Zweite Auflage. Hamburg, Perthes und Besser. 1836. Gr. 8. 8 Gr.

Ein kleines, aber inhaltreiches, durchdachtes Buch, das mit großem Rechte und Nutzen zum zweiten Male aufgelegt worden ist, nachdem die in England mittels der neuen Armengesetzgebung, welche auf den vom Verf. auseinandergesetzten Grundsätzen beruht, gemachte Erfahrung deren praktische Gediegenheit an den Tag gelegt hat. „Der heute als Massenverarmung so bedenklich über Europa sich verbreitende Pauperismus ist augenfällig nicht mehr die Armuth der frühern Zeit (welche aus individuellen Ursachen individuell bestand), sondern eine durch die moderne Industrie durchaus veränderte Gestaltung des Übels. Es ist aggravirte Dürftigkeit, deren schwerer Druck fast allein nur die untern Stände, als die Minderbegüterten der Gesellschaft, trifft, und deren Ab- und Zunahme überhaupt nur durch die Flutungen der Minderbegütterung bestimmt wird." Mit klarem Auge erkennt der Verf., daß die unbedingte Nachbetung und Anwendung der Theorie Adam Smith's von der unbegrenzten Gewerbefreiheit, an und für sich richtig in der Theorie einer isolirten Staatswirthschaftslehre, in der Anwendung nothwendig begrenzt werden müsse durch die höhern Gebote der Staatsverwaltungslehre, und daß die Nichtachtung dessen zu Mißgriffen verleitet hat wie die Auflösung aller Zunftverbände und die Einführung der Gewerbewillkür. Um klar und sicher zu sehen, hat er es sich zur Aufgabe gemacht, das Wesen der Armuth zu durchschauen und somit aus der Natur der Sache die wirksamen Gegenmittel zu entnehmen.

Die Vertheilung der Güter unter den Menschen schafft mehre Abstufungen unter ihnen, Reiche, Bemittelte, Minderbegüterte und Arme, von denen die Letztern nicht so viel besitzen, als ihr Lebensunterhalt erheischt. Diese Abstufung ist eine aus dem Staatsverbande selbst unmittelbar sich ergebende Nothwendigkeit, weil die Ausbildung und Feststellung des Eigenthumsrechtes den ersten Grundcharakter der Staatswirksamkeit ausmacht, und weil auf der andern Seite das Maß der Aneignungs- und Erwerbsfähigkeit sowie die Darbietung der Gelegenheiten dazu von der Natur den Menschen gar unterschiedlich zugetheilt werden. „Minderbegütterung und Armuth sind daher für die Staaten keine zufälligen Übel, sondern von ihrem Bestande unzertrennliche Zustände, weshalb jeder Versuch, sie aus den Staaten zu verbannen, als naturwidrig fehlschlagen und auflösend und zernichtend auf den ganzen Staatsorganismus wirken muß."

Der Zustand der Armuth richtet sich aber nach dem öffentlichen Zustande der Unterthanen in jedem Staate von selbst und vornehmlich nach dem Grade der herrschenden persönlichen Freiheit. Denn da diese hauptsächlich in der Ausübung und Anwendung der natürlichen Fähigkeiten der Einzelnen beruht, die Sklaverei hingegen in deren Fesselung, so muß das Zahlverhältniß der Armen zu den begüterten Einwohnern des Landes unter sonst gleichen Umständen durch den persönlichen Grad der Freiheit im Lande bedingt werden.

In Staaten, in denen Sklaverei besteht, kann es nur einen sehr kleinen, fast verschwindenden Mittelstand geben, aber mehre Reiche, die Herren der Sklaven, welche diese, als ihr Eigenthum und um nicht durch Erregung von Haß und Verzweiflung ihre eigne Sicherheit zu gefährden, selbst vor verzehrender Noth bewahren. Ihre Zahl kann nur im Kriege oder bei außerordentlicher Vermehrung des Reichthums anwachsen und wird sich sonst immer ziemlich gleich bleiben.

Durch die Aufhebung der Sklaverei hört die niedrigste Classe der Menschheit auf, Sache zu sein; sie wird Person und gewinnt Selbständigkeit, tritt damit aber auch in die Lage, für sich selbst und allein sorgen zu müssen und den Kampf der entgegengesetzten Interessen aller Selbständigen zu bestehen. Durch die persönliche Freiheit aller Staatsangehörigen muß daher nothwendigerweise der Stand der Bemittelten hervorgehoben und mit Zurückdrängung der andern nach beiden Seiten hin ausgedehnt werden. Er wird der Hauptstand, wogegen die Reichen sowol der Zahl als noch mehr der Größe ihres Besitzthumes nach abnehmen, und ebenmäßig die Zahl der Minderbegütterten sich verringert, unter diesen aber Mehre nun ganz verarmen. So lange die Bevölkerung noch nicht so herangewachsen ist, daß die Nachfrage und der Vorrath von Arbeitskräften sich ausgleichen, oder daß, was gleichviel sagen will, der Arbeitslohn die ländlich-sittlichen Bedürfnisse der Arbeitsfamilien deckt, kann das letztere nur durch Alter, oder Unglück, oder Laster herbeigeführt werden; denn bis dahin sind es die Arbeitsuchenden, welche concurriren und dadurch den Arbeitsverdienst über jenes Maß steigern. Sobald aber die Bevölkerung jene Höhe erreicht hat, beginnt die Concurrenz der Arbeitanbietenden, welche den Arbeitslohn über das Unentbehrliche herabzudrücken strebt. Je mehr dieser Zustand überhandnimmt, desto mehr Armuth muß entstehen, und dies um so mehr und um so rascher, je mehr die Industrie zunimmt, welche ihrer Natur nach auf die möglichste Erniedrigung des Arbeitslohnes ausgeht. In diesem ökonomischen Wettkampfe nun stehen in der Regel die Arbeiter beiweitem im Nachtheile gegen ihre Brotherren, sowol in Betracht der Concurrenz unter ihnen selbst als des Mangels an Mitteln zur Behauptung ihrer Selbständigkeit. Ihre Vereinzelung und ihre Abhängigkeit gibt sie in die Hände ihrer Brotherren, welche bei ihrer Behandlung zunächst nur ihr eignes Interesse befragen und sich darnach richten. Eben hieraus erklärt sich der natürliche Hang der Arbeiter zu Verbindungen, um dadurch stark genug zu werden, wenigstens das Gleichgewicht zu behaupten. Durch solches Sinken des Verdienstes müssen nun die minder Geschickten und Ordentlichen von selbst dahin gebracht werden, nicht mehr davon bestehen zu können. Dies muß sich durch eintretende Handels- und Gewerbestockungen aber noch reißend mehren. So hat der Zustand steigender Industrie überhandnehmende Verarmung nothwendig in seinem Gefolge. Bleibt dieser Erfolg der Natur überlassen, so rafft die Natur selbst die ins Elend Versunkenen wieder weg wie in China, wo Niemand sich darum kümmert, wie Viele verkommen; und dieser Zustand kann sich deshalb lange erhalten.

Wenn aber christliche Milde das Elend durch Almosen zu lindern sich angelegen sein läßt, so werden dadurch nicht nur die Verarmten selbst in der bürgerlichen Gesellschaft erhalten, sondern es wird dadurch die Verarmung und mit ihr die Sittenlosigkeit und die Gefahr roher Gewaltausbrüche im Staate in eben dem Grade befördert, als das Wohlthun schrankenlos wirkt und nicht blos der unausweichlichen Noth abhilft, sondern auch der Trägheit und Liederlichkeit Vorschub thut. Ein solcher Zustand führt gradezu zur Auflösung des Staatsverbandes.

So stehen und gehen die Sachen im natürlichen Verlaufe. Das Vorhandensein der Armuth ist ein unzertrennlicher Erfolg des Bestehens des Staates selbst, und noch mehr der Industrie in ihm, weshalb es naturwidrig sein würde, dies ändern und keine Armuth im Lande dulden zu wollen. Daraus folgt jedoch keineswegs, daß die Sache sich selbst überlassen bleiben müsse. Wenn auch die Staatsverwaltung das Dasein der Armuth im Lande immer voraussetzen und dafür Vorsehung tref-

sen muß, so hat sie doch den Beruf, weil sie das Wohlergehen aller ihrer Untergebenen vor Augen zu haben und nicht blos physisches, sondern noch mehr moralisches Verderben von ihnen abzuwenden die Obliegenheit hat, dafür möglichst zu sorgen, daß das Elend der Hülfsbedürftigen gemildert und die Gefahr fürs Ganze verhütet werde. Ihre desfallsigen Verpflichtungen betreffen also theils die Regulirung der Almosenpflege, theils das Elend der Verarmung selbst und dessen Vorbeugung, so viel sie dabei vermag.

Weil jede Regierung die religiös-sittliche Würde ihrer Unterthanen in Ehren halten und achten muß, und die Mildthätigkeit durch dieselbe geboten wird, darf sie dieselbe durchaus nicht untersagen, sondern mag sie vielmehr anregen; aber sie kann und muß verlangen, daß dieselbe vernunftgemäß geübt werde, daß sie nicht gleichsam Prämien auf die Armuth setze und durch Ernährung der Indolenz und Schamlosigkeit das Übel selbst vermehre und zur Schule der Lasterhaftigkeit und verzweifelnder Rohheit mache. Um des sittlichen Princips willen also muß die Gesetzgebung 1) die Ausübung der Wohlthätigkeit auf die unverschuldete Hülfsbedürftigkeit beschränken, 2) die verschuldete Armuth und selbst die Arbeitslosigkeit zu einem Gegenstand der Landespolizeiverwaltung machen und 3) jeden indirecten Zwang des Mitleidens wie jeden Misbrauch desselben mit Strenge verpönen und unterdrücken. Diese letztern Maßregeln betreffen hauptsächlich die Bettelei und das Erschleichen von Almosen durch Verstellung und Trug.

Das Erstere mag durch Zuwendung von Unterstützungen oder gute Spitäler und Krankenhäuser nach den Umständen geschehen. Vorzüglich wichtig aber sind die Waisenhäuser, in welche nicht blos die Waisen von Natur, sondern auch Diejenigen aufzunehmen sind, die es durch das Unvermögen oder die Lieblosigkeit ihrer Ältern werden, mit der besondern Rücksicht, daß die Knaben zu einem Gewerbe, die Mädchen aber zu Dienstboten erzogen werden. Arbeits-, Besserungs- und Strafanstalten, voneinander gesondert, werden die Erfüllung der zweiten Aufgabe bewerkstelligen, wenn nur aller Luxus und unzeitige Großmuth davon entfernt gehalten, hingegen angemessene und unverbrüchliche Ordnung eingeführt wird. Daß dieselben mit dem freien Gewerbe in Concurrenz treten, ist freilich unvermeidlich und nach beiden Seiten hin nachtheilig, aber ein unausweichliches und das weit kleinere Übel.

In Betreff der Verhütung des Verarmens können freilich directe Gebote oder Verbote nichts ausrichten. Wenn aber die Regierung die beliebigen Verbindungen der Arbeiter nicht leiden will und darf, weil sie eine Anerkennung des Rechts des Stärkern im Staate mit sich führen würden, so ist sie gehalten sich ihrer sonst anzunehmen und sie zu schützen gegen das Übergewicht der Brotherren, wie die Vormundschaft des Staats sich eines Jeden annehmen muß in dem Maße, als er sich nicht selbst zu schützen vermag. Indem das Gesetz der Willkür in der Bestimmung der Lohnsätze die Schranke setzt, daß kein Theil sich dabei auf Unkosten des andern bereichern darf, verwandelt es dieselbe erst in echte Freiheit und sittliches Gebaren. Außer der Macht der Regierung liegt es indessen, sich selbst mit der Ablehnung der Arbeiter zu befassen oder durch Taxen den Verkehr einzuzwängen. Sie wird aber indirect dennoch ans Ziel gelangen, wenn sie A) durch Wiedereinführung der Innungsverfassung, deren unverständige Vernichtung schon jetzt fast allgemein bedauert wird, dafür sorgt, daß mittels gesellschaftlicher Ordnung die Lohnsätze gegenseitig regulirt werden, der Druck der Concurrenz dadurch abgehalten wird, die Arbeiter nicht blos als lebende Werkzeuge, sondern als Personen behandelt werden, und ein Mittelstand in der Nation erhalten wird. Allerdings muß in etwas die Industrie dadurch aufgehalten werden. Was will das aber bei dieser Collision weit höherer Vortheile sagen? B) Durch Zwangssparkassen und eine damit in Verbindung gebrachte wechselseitige Unterstützungskasse sollte die ganz willkürliche Verfügung der Arbeiter über ihren Verdienst insoweit beschränkt werden, daß für Alle ein Nothpfennig vorhanden sein müßte. C) Zur Benutzung des Schulunterrichts von allen Kindern sollte eine Nöthigung durchaus stattfinden; aber auch die Ordnung und Tüchtigkeit unter den Arbeitern selbst könnte durch Prämien oder Auszeichnungen noch befördert werden. D) Wichtig endlich ist auch die größere Einschränkung der Trinkhäuser, Spielhäuser und Tanzböden. 2.

Notiz.

Man hat viel von der Gewalt des Zufalls geredet, durch welche verübte Vergehungen nach langer Zeit gleichsam spielend ans Licht kommen. Hier ist zu Beleg Dessen ein neues Pröbchen. Ein anständig gekleideter Bürger von Paris bleibt auf dem Platze des Stadthauses stehen, nimmt seine Taschenuhr hervor, um sie nach der Normaluhr des Stadthauses zu richten. Diese Verrichtung bemerkt Vielthaume, ein Fabrikant, der an diesem Platze wohnt. Der Bürger kommt ihm bekannt vor; er nähert sich unvermerkt und erkennt nun die Uhr des Bürgers für die seinige, die ihm vor acht Jahren gestohlen worden. Er läßt den anständigen Bürger, der zu entkommen versucht, festnehmen, in dessen Wohnung man später auch noch ein dem Fabrikanten zugehöriges Medaillon findet. Nach dem französischen Gesetz kann der anständige Dieb, da die Sache ein einfaches délit correctionnel und als solches bereits verjährt ist, nun nicht mehr criminell bestraft werden. 11.

Bibliographie.

Bielawski, W., Roderich, der letzte König der Westgothen. Historisches Drama in fünf Aufzügen. Gr. 8. Breslau, Friedländer. 12 Gr.

Bodz Reymond. Staatswesen und Menschenbildung umfassende Betrachtungen u. s. w. 2ter Band. Gr. 8. Berlin, Logier. 1 Thlr. 12 Gr.

Causeries sur le Port-Folio; ou lettre à un membre du parlement anglais. 8. Berlin, Bethge. 4 Gr.

Deneken, A. G., Biographische Skizzen von merkwürdigen Männern aus der früheren Geschichte Bremens. Gr. 8. Bremen, Heyse. 12 Gr.

(Dezobry.) Rom im Jahrhunderte des Augustus, oder Reise eines Galliers nach Rom zur Zeit von Augustus Regierung und während eines Theils der Regierung Tiberi. Nach dem Französischen des M. C. Charles Dezobry bearbeitet von Th. Hell. 2ter Theil. 8. Leipzig, Hinrichs. 20 Gr.

Hinrichs, H. F. W., Schillers Dichtungen nach ihren historischen Beziehungen und nach ihrem innern Zusammenhange. 1ster, lyrischer Theil. Gr. 8. Leipzig, Hinrichs. 1 Thlr. 18 Gr.

Kopisch, A., Agrumi. Volksthümliche Poesien aus allen Mundarten Italiens und seiner Inseln. Gesammelt und übersetzt. 1ste Lieferung. Gr. 12. Berlin, Grantz. 8 Gr.

Meyer, Russische Denkmäler. In den Jahren 1828 und 1835 gesammelt. 1ster Band. Petropolis. — 2ter Band. Moscovia. Gr. 8. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 5 Thlr. 12 Gr.

Palacky, F., Geschichte von Böhmen. Größtentheils nach Urkunden und Handschriften. 1ster Band. Die Urgeschichte und die Zeit der Herzöge in Böhmen bis zum Jahre 1197. Gr. 8. Prag, Kronberger u. Weber. 1836. 1 Thlr. 12 Gr.

Preller, L., Demeter und Persephone, ein Cyclus mythologischer Untersuchungen. Gr. 8. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 2 Thlr.

Raimund's F., sämmtliche Werke. Herausgegeben von J. N. Vogl. 1ster Theil. 8. Wien, Rohrmann u. Schweigerd. 1 Thlr.

Der Wasser-Prediger zur Pestzeit. Eine Mittheilung für alle Menschen. 12. München. (Nürnberg, Raw.) 4 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 80. — 21. März 1837.

Irland.

A journey throughout Ireland, during the spring, summer and autumn of 1834, by *H. D. Inglis*. Second edition. Zwei Bände. London 1835.

Seitdem das Schickſal Irlands zur Lebensfrage für England geworden iſt und das in ſeiner Art koloſſale Wirken eines Mannes, dem es ohne alle andern äußern Hülfsmittel als das der Rede gelang, eine Entſcheidung jener Lebensfrage zur früher oder ſpäter unausweichbaren Nothwendigkeit für ſeine Anhänger wie für ſeine Gegner zu machen, eine welthiſtoriſche Wichtigkeit erlangt hat, iſt die Aufmerkſamkeit von Europa in einem weit höhern Grade auf Irland gerichtet als früher, wo die Schickſale dieſes Landes nicht in ſo naher Beziehung auf den Gang der politiſchen Entwickelung unſers Welttheiles ſtanden. Wir Deutſchen wurden außerdem insbeſondere durch Raumer's treffliche Briefe über „England im Jahre 1835" aufmerkſam gemacht, die wie über England ſo auch über Irland eine andere Anſicht zu verbreiten und mannichfaltige Vorurtheile zu zerſtreuen geeignet waren. Vermöge der Natur ſeines Werkes konnte aber Hr. v. Raumer die irländiſchen Verhältniſſe weniger an ſich als nur in ihrer Beziehung auf England, und die Zuſtände des Landes nur im Vorbeigehen würdigen und ſchildern. Es wird uns daher erlaubt ſein auf ein Werk zurückzukommen, das, obſchon vor zwei Jahren erſchienen, und auch damals wie bei dem bald darauf erfolgten Ableben ſeines Verf. in einigen deutſchen Blättern mit Lob erwähnt, dennoch nicht ſo bekannt zu ſein ſcheint, wie es wol verdient, indem es nach dem einſtimmigen Urtheil aller Engländer, denen der Parteigeiſt nicht ganz die Augen verblendet, das treueſte Bild der irländiſchen Zuſtände und Verhältniſſe gibt. Zugleich können wir nicht umhin, in dieſe Anzeige die einleitenden und beiläufigen Bemerkungen mit zu verweben, mit denen einer der anerkannteſten franzöſiſchen Hiſtoriker, Sismondi in Genf, dieſes Werk in der „Bibliothèque universelle de Genève", 1836, Nr. 5, in paſſenden Auszügen, denen wir darum im Ganzen auch folgen werden, ſeinen Landsleuten bekannt macht, da ſie ganz geeignet ſind den Leſer des Inglis'ſchen Werks auf den rechten Standpunkt zu ſtellen, von welchem aus die Erſcheinungen, welche uns Inglis vorführt, gewürdigt werden müſſen, und insbeſondere auch weil Sismondi mit einer, bei einem franzöſiſchen Schriftſteller, der ſich im Ganzen zu den Ideen des modernen Liberalismus, wie er ſich in Frankreich ſeit einem halben Jahrhundert herausgebildet hat, bekennt, zu rühmenden Einſicht und Offenheit ein Hauptgebrechen in der Richtung, welche unſere ſociale Organiſation genommen, aufdeckt und mit richtigem Takt und ſcharfem Blick in ihm auch das Grundübel erkennt, an welchem Irland krankt, während der Liberalismus der neuern Zeit, in ſeiner materialiſtiſchen Tendenz und ſeinem abſtracten Raiſonnement, grade in ihm das Heil der Welt mit zu gewahren wähnt. Doch zur Sache.

Selten haben wir — beginnt Sismondi — eine Reiſebeſchreibung mit lebhafterm und bleibenderm Intereſſe, mit größerm Vertrauen in die Aufrichtigkeit des Verf. und einer dauerhaftern Neigung zu ſeinem Charakter geleſen als vorliegende. Wir wurden durch ſeine durchgängige wohlwollende Geſinnung, ſeine Unparteilichkeit und ſein tiefes Mitgefühl für alle Leiden ſeiner Mitmenſchen für ihn eingenommen.

Es iſt jedoch keineswegs unſere Abſicht, die Aufmerkſamkeit der Leſer nur auf das ſchriftſtelleriſche Verdienſt des Hrn. Inglis, auf das ſeiner Darſtellung inwohnende Intereſſe, auf das Anziehende ſeines einfachen und anſpruchsloſen, aber lebendigen und ſchildernden Styles hinzulenken. Wir wollen vielmehr unſere Leſer auf ein wichtigeres Studium hinweiſen, ihre Blicke auf eine große geſellſchaftliche Erfahrung, eine der wichtigſten Fragen der politiſchen Ökonomie, eine der erſchreckendſten Schwierigkeiten in den gegenwärtigen Verhältniſſen zwiſchen den Armen und den Reichen, und endlich auf eine der geſellſchaftlichen Ordnung drohende Gefahr heften. Irland wird von der reichſten Nation der Erde beherrſcht; dabei iſt dieſe Nation die gewerbfleißigſte, die aufgeklärteſte, am weiteſten vorwärtsgeſchrittene im Studium der politiſchen und moraliſchen Wiſſenſchaften, am meiſten darnach trachtend den Wohlſtand unter allen Claſſen des Volks zu verbreiten, endlich am freieſten und darum auch verſichert, daß ihr Wille, wenn er feſt und aufgeklärt iſt, von ihrer Regierung ausgeführt werden müſſe; und doch iſt Irland, vielleicht ohne irgend eine Ausnahme in der Welt, dasjenige Land, wo die arme Bevölkerung zugleich am zahlreichſten, am elendeſten und am herabgewürdigtſten iſt. Gibt es irgend Etwas, was der menſchlichen Geſellſchaft zu wiſſen nöthig iſt, ſo iſt es der Grund dieſer merkwürdigen Erſcheinung, der Fehler im Staatsorganismus, der ſo viel Leiden verurſacht hat, und der Irrthum, in welchen Geſetzgeber, Staatsverwalter und Staatswirthſchaftslehrer verfallen ſind, die wir als unſere Meiſter in den die menſchliche Geſellſchaft betreffenden Wiſſenſchaften zu betrachten pflegen, und die doch einen immer weiter freſſenden Krebsſchaden begründet oder wenigſtens unter ihren Augen ſich haben ausbilden laſſen.

Der ebenſo betrübende als erſchreckende Zuſtand Irlands iſt jedoch den Staatsmännern keineswegs unbekannt; man weiß

allgemein, daß die Bevölkerung Irlands elend und unterdrückt ist; der Parteigeist benutzt sogar fortwährend dieses Unglück, um seine Gegner dadurch verhaßt zu machen und damit zu bekämpfen. Alle, die auf dem Festlande durch Zuschautragen ihres Hasses gegen England einen Beweis ihres Patriotismus geben wollen, schreiben alle Leiden Irlands der Eifersucht, der Grausamkeit und der Gier seiner Unterdrücker zu. Die Engländer ihrerseits behaupten hinwiederum oft, die Irländer seien ein unregierbares Volk, unfähig zur Ordnung, stätigem Fleiße und Sparsamkeit, die weder zu einem Gewerbsleben noch zur Freiheit jemals gelangen würden. Die fanatischen Protestanten klagen außerdem den Geist des Katholicismus und den intriganten Charakter der Geistlichkeit als Urheber von Irlands Unglück an. Die Katholiken hinwiederum schreiben Irlands Elend der Confiscation der Güter der ehemals so reichen Nationalkirche, der Überlassung derselben an eine feindselige Geistlichkeit ohne Kirchengenossen, und der Verpflichtung zu, in welcher sich die Gläubigen befinden, den Zehnten an einen ketzerischen Klerus zu bezahlen und zu gleicher Zeit durch freiwillige Beiträge den Gottesdienst der Kirche aufrechtzuhalten, welcher treu zu bleiben ihnen zur Gewissenssache geworden ist. Diese gegenseitigen Anklagen sind beide nicht ohne Grund, doch keine berührt die wahre Quelle des Übels. Unterdessen vermehrt ihr Conflict nur das Übel, und zwischen den Parteien herrscht eine so gewaltige Erbitterung, daß sie immer auf dem Punkte sind, zu Gewaltthätigkeiten gegeneinander zu schreiten. Volk und Regierung mistrauen sich wechselseitig, und Aufrechthaltung oder Wiederherstellung der bürgerlichen Ordnung sind mitten unter so wüthendem Hasse so gut wie unmöglich geworden.

Alle diese Übel sind nur zu wirklich und tragen alle dazu bei, den Zustand des unglücklichen Volkes zu verschlimmern und die Verbesserung seines gegenwärtigen Zustandes immer schwieriger zu machen; dessenungeachtet sind sie nicht die eigentliche Ursache desselben, sondern nur Symptome und Folgen eines weit schwerern und tiefern Übels. Irland ist nämlich nur dadurch zu diesem schrecklichen Nothstande herabgekommen, daß fast seine ganze Bevölkerung keinen Theil am Grundbesitz hat und durchaus eine Nation von Proletariern ist. Alle Landgüter gehören in der That nur einer kleinen Anzahl Familien, alle Capitalien einer kleinen Zahl von Reichen, und Alles, was nicht zu diesen beiden so wenig zahlreichen Kategorien gehört, also die ganze Nation, die wahre Nation, besitzt als Eigenthum nichts als seine Arme und erwartet jeden Morgen seinen Unterhalt von der Arbeit. Diese Arbeit findet aber sich nicht einmal, wenn der Reiche sich nicht dazu versteht dem Bauer Land, oder dem Gewerbsmann Geld vorzustrecken.

So wird eine Nation, die nur aus unglücklichen Arbeitern besteht, ohne Unterlaß von des Lebens Nothdurft getrieben, und eine allgemeine Concurrenz, um nur Arbeit zu erhalten, ist unter ihnen entstanden und gewährt den Reichen die vortheilhaftesten Bedingungen, während der Arme mit den drückendsten zufrieden sein muß, wenn er nur Arbeit erhält, und kein Gesetz, keine Ordnung, kein Ehrgefühl hindert die Reichen von diesem Vortheil den ausgedehntesten Gebrauch zu machen. Das Leben der Armen ist gewissermaßen einem Reukauf unterworfen. Das Land ist öfters in kleinen Parcellen und auf einen kurzen Zeitpacht, oder selbst ohne allen Zeitpacht ausgethan, und Derjenige, welcher das höchste Pachtgeld bietet, das ihm selbst vielleicht in den besten Jahren kaum einen elenden Unterhalt gewährt, erhält den Vorzug vor seinen Nebenbuhlern. Umgekehrt erhalten die Tagelöhner, sowol in den Städten als auf dem Lande, nur zu dem niedrigsten Preise Arbeit, und wer sich mit dem niedrigsten Lohne begnügt, das kaum zur Beschaffung einer groben Nahrung hinreicht, kann allein auf Beschäftigung rechnen. Diese allgemeine Concurrenz, die man mit dem Namen der unbegrenzten Gewerbsfreiheit beehrt hat, ist noch immer das Ideal des größten Theils der Staatswirthschaftslehrer; sie ist in der That aber auch das unvermeidliche Ziel, nach welchem die gesellschaftliche Organisation der arbeitenden Classe bei allen Völkern des modernen Europas hinstrebt. Es ist also nicht blos Neugierde oder Mitgefühl der Grund, daß wir das von Hrn. Inglis entworfene Gemälde von Irlands Elend lesen oder durchstudiren; vielmehr veranlaßt uns dazu der Rückblick auf uns selbst und unser Land, ein nationelles aber auch rein menschliches Interesse, sowie eines der größten Probleme der socialen Politik, welches der gegenwärtige Zeitpunkt zu lösen berufen ist.

Inglis, dessen Schilderung Irlands vorzüglich das Verdienst hat, die auf dieses Problem bezüglichen Thatsachen zur genauern Anschauung zu bringen, hatte bei seinen Untersuchungen alle Vortheile und Eigenschaften eines guten Beobachters. Er hatte schon eine Reise nach Spanien, dann eine andere nach Tirol, ferner eine Beschreibung der Inseln im britischen Kanal herausgegeben, kannte aber im Frühjahr 1834 Irland noch nicht. Er kam daselbst ohne Vorurtheile an, und während die Parteiwuth das Volk, unter welchem er reiste, aufs äußerste bewegte, kann man kaum aus seinem Buche erkennen, welcher politischen Partei und Ansicht er angehört. Seine Absicht war, Alles selbst zu sehen, Alles nach eigner Ansicht zu beurtheilen. Hierzu war er mit Empfehlungsbriefen an Leute aller Meinungen, Stände und Religionen aufs reichlichste versehen und machte von ihnen fleißig Gebrauch.

Er kam im Frühjahr 1834 in Dublin an, hielt sich nur kurze Zeit daselbst auf und wendete sich dann nach dem Süden der Insel, seinen Weg dem St.-Georgenkanal entlang nach Werford nehmend. Von da schlug er sich nach Westen, die Südküste der Insel entlang, dann nach Norden, an der Westküste hinwandernd, indem er dabei den größten Theil des Innern besuchte und die prächtigen Ufer des Shannon in ihrer ganzen Länge bereiste. Zuletzt nahm er seinen Weg an der Nordküste von Westen nach Osten hin und begab sich, nachdem er auf diese Weise die Insel in ihrer ganzen Ausdehnung bereist, von Belfast wieder nach Dublin. Er reiste dabei abwechselnd zu Wagen, in dem eigenthümlichen Fuhrwerk des Landes, in Böten, zu Pferde, selbst zu Fuß, fast immer in Begleitung seiner Frau, deren Gesellschaft nicht wenig dazu beitrug, ihn in den Häusern des niedern Volks, in denen er einsprach, eine freundliche Aufnahme und offnere, rückhaltlosere Mittheilung zu verschaffen, als sie gewöhnlich einem einzelnen Manne von Seiten eines Familienvaters oder einer Familienmutter zu Theil zu werden pflegt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lord Carnarvon über Portugal und Galicien.

Über die pyrenäische Halbinsel und deren neuere Zustände sind seit ungefähr 15 Jahren in England so viele Werke erschienen, daß sie beinahe eine eigne kleine Literatur bilden. Die neueste Schrift dieser Art ist vor Kurzem in London in zwei Bänden erschienen unter dem Titel: „Portugal and Gallicia, with a review of the social and political state of the Basque provinces, and a few remarks on recent events in Spain", deren Verfasser der Graf von Carnarvon ist. Dies Werk umfaßt den Aufenthalt des Verf. in Spanien und seine vielfachen Erlebnisse daselbst in dem J. 1827. Die letztern waren sehr romantischer Art, und dies sowie die anziehende Schilderung der wildesten Gebirgsgegenden, die der Verf. nicht ohne Gefahr mit Vorliebe bereiste, gibt dem Buche einen besondern Reiz, der durch die Lebendigkeit der Darstellung und eine Reinheit des Styls, wie man sie nicht häufig in ähnlichen Büchern fin-

det, noch erhöht wird. So bereiste der Verf. unter Anderm nach allen Richtungen hin die bisher noch wenig besuchte rauhe Gebirgsprovinz Traz os Montes, die noch immer der Lieblingsaufenthalt der Valentoines ist, einer Art nationaler Bravos, die in Portugal eine ganz eigne Menschenrace bilden, sich aber in neuesten Zeiten der Anzahl nach sehr vermindert haben. Sie bewohnen die rauhesten Theile der Provinz und sind in der Nachbarschaft allgemein gefürchtet. Sie nennen sich „Rächer des Unrechts" und üben in der Umgegend eine Art von freier Gerichtsbarkeit aus, deren Erfolge sehr häufig ihre selbstgewählten Beinamen Lügen strafen. Ursprünglich mögen unter diesen Bravos gewisse Einrichtungen gegolten haben, wodurch wenigstens ihr ungesetzlicher Verein einen Schein von Ordnung erhielt; allein diese Grundsätze sind im Laufe der Zeit ganz vertilgt worden, und heutzutage sind die Valentoines weiter nichts als eine Räuberbande, die mit großer Verwegenheit Verbrechen aller Art begeht, und worin jeder Einzelne schwerlich sich durch eine andere gute Eigenschaft als die Treue gegen Den, der ihn im Solde hat, auszeichnet. Früher waren die Valentoines von gewissen Edelleuten abhängig, deren Aufträge sie mit unverbrüchlicher Treue und dem größten Diensteifer vollzogen. Dies Verhältniß gab ihrer Lebensweise etwas Edles und Romantisches. In neuerer Zeit hat diese feste Verbindung der Bravos mit dem Adel aufgehört, allein noch immer stehen beide Theile in einem gewissen Verhältniß zueinander, das sich von Seiten der Banditen in einer gewissen Schonung und Bereitwilligkeit gegen ihre ehemaligen Oberherren, bei den letztern aber in der Protection ausspricht, die sie diesen gesetzlosen Menschen bei vorkommenden Fällen angedeihen lassen. In diesen wilden Districten ist der Adel noch im hohen Grade feudalistisch gesinnt; der Ahnenstolz und das Hochgefühl ihrer vornehmen Geburt verläßt die Edelleute in Traz os Montes keinen Augenblick und scheidet sie von den übrigen Ständen streng ab. Selbst im Kreise ihrer Familien wird der Geist des Traulichen und Gemüthlichen von jener altspanischen Feudalgravität, die schon vor Jahrhunderten Stoff zur Verhöhnung gab, verdrängt, und die Mitglieder eines und desselben Hauses leben auf dem Fuße der steifsten Grandezza. In dem alten halbverfallenen Stammschlosse bewohnen die Kinder, von den Ältern getrennt, die äußersten, entlegensten Gemächer; sie speisen nicht mit den Ältern, müssen in ihrer Gegenwart stets unbedeckten Hauptes sich zeigen und dürfen sich nicht einmal ohne besondere Erlaubniß in ihrer Anwesenheit niederlassen. Es ist die wahre Patriarchenzeit der altspanischen Feudalität, die hier noch besteht; allein so ungenießbar diese Reste einer Vergangenheit, die längst dahin ist, in dem Heute sich ausnehmen, so muß man doch gestehen, daß jene alten Familien zugleich auch die Ehrenhaftigkeit der vormaligen Gesinnung bewahrt haben, welcher Betrug und Falschheit ein Greuel ist. Hier zeigt es sich noch im vollen Glanze, was einst portugiesische Ehre war. Befremden mag es allerdings einigermaßen, wenn man sieht, wie der jungen Dame vom Hause beim kleinsten Ausgang, den sie thut, sei es auch nur, um frische Luft zu schöpfen, mit gravitätischen Geberden der Escudiro oder Schildträger der Familie vorausschreitet, freilich in heutigen Tagen ohne Schild, aber doch in voller Tracht, barhaupt, den breiten Hut in der Hand schwenkend. Diese Schildträger, die gleichsam als Knappen den Rittern vom hohen Adel sich zugesellten, waren in früherer Zeit gleichfalls Edelleute, die aber, weil ihre Familien herabgekommen waren, als Dienstmannen der vornehmern Edelleute fungiren mußten.

Mordthaten sind in der Provinz Traz os Montes, namentlich in der Umgegend von Lamego sehr häufig, und man zählt ihrer zuweilen vier bis fünf in einem Monat innerhalb der engen Grenzen einer einzigen Jurisdiction. Eine Ursache davon mag sein, daß sich während der Sommerzeit eine Menge von Arbeitern aus allen Provinzen Portugals nach den Ufern des Douro hinzieht, um in den Weingegenden bei der Ernte, die Aller Kräfte in Anspruch nimmt, Beschäftigung zu finden. Unter diesen Arbeitern befindet sich vielerlei vogelfreies Gesindel, das zu dieser Zeit hier vollkommene Sicherheit findet, in hier und dort verstreuten Hütten sich aufhält und gar keiner polizeilichen Controle unterworfen werden kann. Der Verfasser beobachtete hier die Kelterung des Traubensaftes, wie sie in Portugal üblich ist. Zuerst werden die Trauben mit den Füßen durchgetreten, dann mittels eines mächtigen Baums, der sich in einer Schraube bewegt, ausgepreßt, so lange bis die Frucht völlig zermalmt ist. Hierauf wird der Wein in große Fässer gegossen, wo man ihn der Gährung überläßt und zwei oder drei Monate nacheinander immer die nöthige Quantität Branntwein dazu gießt. Mittlerweile werden die Trebern oder Schalen der Trauben gesammelt, die man erst aufwässert, alsdann nochmals auspreßt. Diese geben einen leichten, geringen Wein, den in der Regel nur die gemeinen Leute trinken. Die Schalen selbst füttert man den Schweinen oder benutzt sie als Dünger in den Feldern. Es sind fast lauter Galicier, die diese Kelterungsarbeiten verrichten, denn die Portugiesen sind beiweitem nicht so stammhaft und ausdauernd und sehen auch auf solche Beschäftigungen sowie auf Die, die sie verrichten, mit Verachtung herab. Sie halten die Galicier für einfältig, daß sie sich damit befassen. In der That beweisen diese thätigen und kräftigen Leute eine Ausdauer, die ihnen wenige Andere nachthun würden. Von 6 Uhr Morgens bis 12 Uhr Mitternachts sind sie mit dem Treten des Weins beschäftigt, wobei sie fortwährend bis über die Knie in dem kalten Safte stehen, und erhalten für diese anstrengende Arbeit einen verhältnißmäßig sehr geringen Lohn. Doch sieht man sie immer heitern Muthes; sie zeigen sich dankbar für jeden Beweis des Wohlwollens und für jede kleine Gabe, die man ihnen mittheilt, und vertreiben sich die langen Stunden mit Gesang.

Sobald der Weindistrict aufhört, verwandelt sich die Gegend in schöne Föhren- und Kastanienwaldung, der Douro verengt sein Bett, wird tiefer und dunkler und strömt langsamer, auf beiden Seiten von schwarzen unersteiglichen Granit- und Basaltfelsen eingeschlossen. Namentlich ist ein enger, wildromantischer Grund zu erwähnen, der früher durch ein maurisches Fort beschützt ward, wovon noch jetzt Spuren vorhanden sind. Mit diesem sowie mit sehr vielen alten maurischen Thürmen verknüpft der portugiesische Volksglaube die uralte Sage von der moira incantada oder bezauberten Mohrin. Der portugiesische Landmann hegt nämlich die feste Überzeugung, daß, wenngleich die maurische Race vertilgt, dennoch die maurische Macht noch keineswegs erloschen ist, vielmehr hause in jedem alten Thurme aus den maurischen Zeiten her, und besonders hier, eine verzauberte Mohrin und schleiche zur Nachtzeit um die unentdeckten Schätze des Castells. Als letzter Überrest und als Repräsentantin eines längst abgeschiedenen Volks, und seit dem traurigen Tage seiner Verjagung der einzige Schutzgeist seiner vergrabenen Kostbarkeiten, steht sie als ein Mittelwesen zwischen Leben und Sterben und bietet auf gleiche Weise der Flucht der Jahre und dem Angriff des Todes Trotz. Ihre Erscheinung hat nichts Furchtbares; denn wenn beim Anbruch des Tages der erste Lichtstrahl den Felsen und die Ruine bescheint, und am Abend, wenn die Dämmerung hereinbricht und der letzte trübe Purpurglanz der untergehenden Sonne über die uralten Mauern zittert, dann sieht man sie, in die Tracht ihres Stammes gekleidet, wie sie sich an irgend einen halbzertrümmerten Bogen lehnt und die verfallenen Trümmer einstiger Herrlichkeit betrachtet, gleich Einem, der tiefe Trauer, aber nicht das Verlangen empfindet, dem Sterblichen ein Leid zuzufügen. Zuweilen naht sie sich sogar einem Begünstigten, beschirmt ihn vor Ungemach und schenkt ihm einen Theil ihres vergrabenen Goldes.

Die Gasthäuser fand der Verf. in diesem Theile von Portugal ausnehmend schlecht. Er kam eines Abends an einen Ort, der nur aus wenigen elenden Hütten bestand, die zwischen zwei Flüssen lagen und deshalb den Namen Entre Rios führten. Das Wirthshaus entsprach ganz diesem Ensemble und bestand nur aus einem großen und ein paar anstoßenden kleinern Gemächern, die bereits besetzt waren. In dem großen

Zimmer, wenn es diesen Namen verdiente, befand sich ein Bettelmönch, der sich im Besitz einer gemästeten Gans glücklich schätzte und eben beschäftigt war, ein gutes Stück von einer derselben zu verzehren. Daneben schnarchte ein Hausirer, der, als ihn der Wirth etwas unsanft aus dem Schlummer rüttelte (wahrscheinlich um für uns Platz zu machen), hastig aufsprang und in der Vermuthung, daß er von Räubern angegriffen werde, zu seinen Packeten lief und einen Sarras zu seiner Vertheidigung hervorzog. Endlich befand sich noch ein anderes Geschöpf in dem Gemach, von dem es schwer zu bestimmen war, zu welchem Geschlecht es gehöre; ein langes, zottiges Haar bedeckte sein ganzes Gesicht und verbarg vollkommen alle Züge desselben. So ließ es sich durchaus nicht unterscheiden, ob dies Wesen männlichen oder weiblichen Geschlechts sei, und der außerordentliche Schmuz seiner ebenso unerklärlichen Tracht ließ auch den Wunsch, dies Räthsel gelöst zu sehen, gar nicht aufkommen. In der Küche sah es nicht viel reinlicher aus, und da sich der Verf. und seine Reisegesellschaft wegen der nicht einladenden Abendmahlzeit durch die Nachtruhe zu entschädigen dachten, konnten sie vor Mosquitos, Fliegen und Flöhen auch dazu nicht kommen.

Auf seinen Streifzügen in diesen rauhen Wildnissen kam der Verf. auch bei der Hütte eines sogenannten Bento vorüber. Dies ist eine Classe von Menschen, die vielen unserer Leser gewiß noch unbekannt sein wird. Ein in vielen Theilen Portugals verbreiteter und tief eingewurzelter Aberglaube knüpft sich an das Dasein dieser Bentos oder Bentas, je nachdem sie männlichen oder weiblichen Geschlechts sind, und die Ehrfurcht des Volks gegen sie ist sehr groß. Nach dem Glauben der Portugiesen ist nämlich das irdische Dasein eines Bento durch außerordentliche Fähigkeiten und Begabungen ausgezeichnet, sowie auch sein Eintritt in die Welt des Jammers und der Sünde durch ganz abweichende Begebenheiten bezeichnet ist. Bevor er geboren wird, hört man aus dem Mutterleib, der ihn trägt, seltsame und schreckliche Klagen tönen, und wenn er geboren ist, erblickt man über seiner Oberlippe deutlich das Zeichen des Kreuzes. Seine Übergangsperiode von der Jugend zur Männlichkeit bezeichnet ein ungewöhnlicher Ernst; er verschmäht alle jugendlichen Belustigungen, zeigt eine frühe Weisheit und eine Voraussicht des Zukünftigen, welche die irdischen Grenzen überschreitet. Es gibt keinen noch so klug und tief angelegten Betrug, den er nicht durchschaute; wenn im Geheimen ein Verbrechen begangen worden, so ist er es, der unverwandten, feierlichen Blicks auf den Urheber desselben schaut und ihn dergestalt vor der Menge entlarvt. Wenn ein Raub, ein Diebstahl ausgeführt worden, nennt er nicht blos den Verbrecher mit Namen, sondern bezeichnet auch den Ort, wo das geraubte Gut zu finden ist. Ihm sind die finstern Schatten der Mitternacht so klar wie der sonnenhellste Nachmittag, und er schaut die That des Bösewichts, der diese schwarze Stunde zur Verübung seines Frevels erkiest; dann erhebt er seine verhängnißvolle Stimme und klagt den Frevler laut der Blutschuld an. Und wenn nun in der Gegend, wo, zwischen Felsen eingeschlossen, die unscheinbare Hütte des Bento steht, ein heftiger, anhaltender Regen gefallen ist, wenn dann die Bergströme überfluten und wilde zackige Wolken über das entstellte Antlitz des Himmels hinwegjagen, dann kann man den bejahrten Bento erblicken, wie er seine magische Phiole mit dem Gewässer aus sieben Quellen füllt, ein Inhalt, der in seiner gottgeweihten Hand die Kraft besitzt, die schwersten Krankheiten zu heilen. Oder am stillen Abend, wenn kein Lüftchen das Laubwerk rührt, lauschen die andächtigen Landleute aus der Ferne dem heiligen Manne, wie er auf der Felsenspitze ein seltsam loderndes Feuer anzündet, worein er die Asche irgend eines vom Zauber gefesselten Vogels hineinschüttet, und noch manche andere abenteuerliche Ingredienz, welche die Macht besitzt, die verheerende Krankheit zu besiegen und den sterbenden Mann vom Rande des Grabes zurückzuführen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1836 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 77.)

33. Heinsius (Wilhelm), Allgemeines Bücher-Lexikon. Achter Band, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von O. A. Schulz. Erste bis siebente Lieferung. *Abälard — Moncada.* Gr. 4. Geh. Jede Lieferung auf Druckp. 20 Gr., auf Schreibp. 1 Thlr.

Die ersten sieben Bände dieses Werkes, 1812—29, kosteten früher 37 Thlr., sind aber jetzt zu dem ermäßigten Preise von 20 Thlrn. zu beziehen. Auch einzelne Bände werden zu billigern Preisen abgegeben.

34. Henz (Ludwig), Denkschrift zur Begründung des Projectes der Erbauung einer Eisenbahn zwischen Köln und Cupen als deutsche Hälfte der Bahn von Köln nach Antwerpen. Auszug der speciellen Bearbeitung des Planes. Mit einer Karte. (Elberfeld 1835.) Gr. 4. Geh. 16 Gr.

35. Horae Belgicae. Studio atque opera Henrici Hoffmann Fallerslebensis. Pars III. — Auch u. d. T.: Floris ende Banceloer door Diederic van Assenede. Mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

36. — —, Pars IV. — Auch u. d. T.: Caerl ende Elegast. Edidit et illustravit Hoffmann Fallerslebensis. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

P. I. II. Breslau 1830—33. 1 Thlr. 16 Gr.

37. Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von Oken. Jahrgang 1836. 12 Hefte. Mit Kupfern. Gr. 4. 8 Thlr.

38. Julius, Die amerikanischen Besserungssysteme, erörtert in einem Sendschreiben an Herrn W. Crawford, Generalinspector der großbritannischen Gefängnisse. 1837. Gr. 8 Geh. 8 Gr.

39. Koenig (H.), Die Bußfahrt. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. Geh. 16 Gr.

40. — —, Die Waldenser. Ein Roman. Zwei Theile. 8. 4 Thlr.

41. Leben Napoleon's, Das, kritisch geprüft. Aus dem Englischen. Nebst einer Nutzanwendung auf „Das Leben Jesu, von Strauß". Gr. 8. Geh. 12 Gr.

42. Lelly (Chevalier de), Cavalier-Perspective. Handbuch für angehende Verschwender. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

43. Leo (Heinrich), Herr Dr. Diesterweg und die deutschen Universitäten. Eine Streitschrift. Gr. 8. Geh. 16 Gr.

44. Müller (Wilhelm), Homerische Vorschule. Eine Einleitung in das Studium der Ilias und Odyssee. Zweite Auflage, mit Einleitungen und Anmerkungen von Detlev Karl Wilh. Baumgarten-Crusius. Gr. 8. 20 Gr.

45. Olshausen (Hermann), Erwiderung auf die Schriften von Dr. Schubel, Kellner und Wehrhan gegen meine Abhandlung über die kirchlichen Ereignisse in Schlesien. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Die „Abhandlung" ꝛc., 1835, 8 Gr.

46. Pfennig-Magazin, Das, der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Jahrg. 1836. 53 Nummern. (Nr. 144—196.) Mit vielen Abbildungen. Klein Folio. Velinpapier. 2 Thlr.

Erster Jahrg., Mai 1833 bis April 1834, Nr. 1—52, 1 Thlr. Zweiter Jahrg., Mai bis December 1834, Nr. 53—91, 2 Thlr. 12 Gr. Dritter Jahrg., Januar bis December 1835, Nr. 92—143, 2 Thlr. Jede einzelne Nummer 1 Gr. 6 Pf.

47. Pfennig-Magazin, Das, für Kinder. Jahrg. 1836. 53 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Kl. 4. Velinpapier. 1 Thlr.

Der erste und zweite Jahrg., cart., haben gleichen Preis.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 81. — 22. März 1837.

Irland.

(Fortsetzung aus Nr. 80.)

Irland ist im Ganzen ein reizendes und malerisches Land. Der Reichthum seines Bodens, die Fülle seiner Vegetation, die Pracht seiner Gewässer, die schönen Formen seiner Berge, seine tiefen Baien und unzähligen Seen bieten dem Freunde der Natur einen fortwährenden Reiz, obgleich oft in kleinerm Maßstab. Hr. Inglis, ohne grade landschaftliche Schilderungen schreiben zu wollen, läßt uns doch an den Genüssen, die ihm die irische Natur verschafft, Theil nehmen. Er flößt den lebhaften Wunsch ein, die Ufer des Suir und den prächtigen Lauf des Shannon zu sehen, der von einem See in den andern fließt und in jedem neue Schönheiten bietet. In Dublin verweilte er bei seiner ersten Ankunft nicht lange, gibt aber mit wenigen kräftigen Pinselstrichen ein treues Bild von dem Charakteristischen dieser Stadt. Wir heben Folgendes als Beispiel aus.

Ich war, als ich das erste Mal die Vorstädte der Stadt in der Richtung nach dem Phönixpark besuchte, höchlich erstaunt über die große Ähnlichkeit der Bevölkerung spanischer Städte mit der Armenpopulation von Dublin; ich sah die nämlichen Lumpen und scheinbare Indolenz, das Resultat von Mangel an Beschäftigung und einer Herabwürdigung des moralischen Gefühls. Jungen lagen barhäuptig und barfüßig auf dem Pflaster, sodaß ihre Kartoffel nur in eine Melone und in ein Stück Weizenbrot verwandelt zu werden brauchte, um sie zu passenden Modellen für Murillo zu machen. Dazu halb verfallene Häuser und Hütten, mit Fenstern ohne Scheiben oder gar keinen Fenstern überhaupt.

Bei einer Viehausstellung in Dublin bemerkte ich, wie Jeder aufs eifrigste die geringste Beschäftigung suchte, um einen Penny zu verdienen. Dabei bemerkte ich noch einen andern unzweideutigen Beweis von Armuth. Nachdem das Vieh gefüttert worden war, wurden die halb abgefressenen Strünke der Gegenstand der Bestrebungen einer Schar zerlumpter Jungen und Mädchen. Vielfache Kämpfe fanden um diese kostbaren Überbleibsel statt. Doch ließ häufig Einer dem Andern aus Großmuth einen Biß in seine Beute thun und verschenkte einen Mundvoll an seinen Mitbruder. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, einen hübschen Zug aus dem irländischen Nationalcharakter zu erwähnen. Zwei Knaben drängten sich, um das Pferd eines Fremden zu halten. Nur einer konnte aber der Glückliche sein; als er jedoch seine zwei Pence erhalten, theilte er sie redlich mit seinem Nebenbuhler, den er eben bei dem Fremden ausgestochen hatte.

Fast gleich nach seiner Abreise aus Dublin betritt Inglis eine der so sehr von den Malern gefeierten Landschaften, das liebliche Thal von Avoca.

Ich blieb drei Tage daselbst — sagt er — durchstreifte die engen Thäler und die Berge, mischte mich unters Volk, sprach mit Jedem, ordnete aber dabei meinen Antheil an der Schönheit des romantischen Landes einem Interesse höherer Art, das sich auf die gesellschaftliche Lage des Volks bezieht, unter. Diese Betrachtung war weniger angenehm; denn obgleich ich in der nächsten Grafschaft bei Dublin war, in einem Lande voll von Villen und Landsitzen der großen Grundeigenthümer, obgleich die Bergwerke um Wicklow um diesen Ort her über 2000 Personen beschäftigen, so hatte ich doch wenig Ursache, in Betreff des Zustandes des Volks befriedigt zu sein.

Die Pachtzinsen übersteigen fast überall in der Grafschaft Wicklow den möglichen Ertrag des Bodens, und die kleinen Pächter haben ebenso viel Mühe wie die Tagelöhner, um nur so viel zu gewinnen, daß sie nicht Hungers sterben. Bei Protestanten wie bei Katholiken herrscht allgemein nur Eine Klage über die Höhe des Grundzinses, und die Einen wie die Andern leben im elendesten Zustand. Fragt man sie, warum sie sich selbst verpflichtet hätten, einen Pachtzins zu zahlen, von dem sie doch wüßten, daß er zu hoch sei, so antworten sie einstimmig: Wie hätten wir anders leben, was hätten wir anders thun können? In der That ist in Irland der allgemeine Begehr nach Ländereien nichts als das tolle Aufgebot von Leuten, mit denen es aufs Äußerste gekommen ist.

Was das Verhältniß der Tagelöhner betrifft, so entspricht es keineswegs Dem, was mir einige meiner Freunde in Dublin davon gesagt hatten, die doch die Grafschaft Wicklow hätten kennen sollen. Sie hatten mir versichert, die Tagelöhner hätten hinlänglich Arbeit und ihr Leben sei ziemlich glücklich. Um mir darüber ein Urtheil zu verschaffen, wanderte ich eines Nachmittags nach den Anhöhen; ein kurzer Spaziergang führte mich in ein enges Thal, in welchem mehre Hütten zerstreut lagen. Die erste, in die ich eintrat, war aus Koth gebaut und bestand nur aus einem einzigen Raum; man war darin weder gegen den Wind noch gegen den Regen geschützt; der Boden war feucht, und ich fand darin als Meubeln nichts als ein kleines mit sehr dünner Decke versehenes Bett, eine hölzerne Bank und einen eisernen Topf. Es gab darin weder Rauchfang noch Fenster; auf dem Boden aber sah man einige Überreste von Meerbinsen, die man daselbst verbrannt hatte. Der Bewohner dieser Hütte bezahlte für diese elende Wohnung, zu der kein Zoll Landes gehörte, jährlich 2 Pfd. Sterling Miethzins. Die andere, in die ich eintrat, war am Abhange eines Hügels erbaut und in ihrer Bauart ganz der vorigen ähnlich. Ich fand eine Frau mit vier Kindern darin; ihr Mobiliar bestand aus zwei kleinen Betten ohne Zubehör, einem Schemel, einer kleinen Bank und einem Topf. Auch hier hatte man Meerbinsen, das einzige Brennmaterial, das sich die Armen dieser Gegend verschaffen können, gebrannt. Die Kinder gingen in Lumpen, und ihre Mutter beklagte sich, daß sie sie deswegen nicht in die Schule

ſchicken könnte. Der Vater war ein Tagelöhner und hatte ſich täglich für 6 Pence verdungen, mußte aber, um den Miethzins für ſeine Hütte abzuverdienen, jährlich 80 Tage umſonſt arbeiten, ſodaß ihm Tag für Tag nur 4½ Pence übrig blieb, um ſeine Frau und vier Kinder mit Kartoffeln, von denen ihm der Stein (14 Pfd.) 4 Pence koſtete, zu ernähren.

Es iſt hierbei zu bemerken, daß Inglis die Arbeit der Frau und Kinder in Irland gar nicht in Anſchlag bringt. Dies erklärt ſich ſehr einfach aus dem Umſtande, daß in einem Lande, wo die Hälfte der Männer nicht Beſchäftigung findet, es unmöglich iſt, für ſchwächere Weſen Lohnarbeit zu finden.

Ich trat — fährt Inglis fort — in die dritte Hütte, die an Elend die beiden erſtern noch übertraf. Man war darin weder gegen den Wind noch gegen den Regen geſchützt; es fand ſich darin weder ein Bett, noch überhaupt irgend ein Hausrath, einen Schemel und einen eiſernen Topf ausgenommen; von Feuer war keine Spur zu finden. In dieſer elenden Wohnung befand ſich eine anſtändig gekleidete Frau mit fünf Kindern. Ihr Mann war Tagelöhner und verdiente ſich ebenfalls täglich 6 Pence. Dieſe Familie hatte ein Schwein gehabt, das ihr aber einige Tage zuvor zur Bezahlung des Miethzinſes genommen worden war. Die armen Leute hatten darauf gerechnet, durch den Erlös für ihr Schwein, wenn es fett ſein würde, den Zins berichtigen zu können und in dieſer Hoffnung ihre täglichen 6 Pence zu ihrer eignen Nahrung aufgehen laſſen. Der hohe Preis der Kartoffeln hatte ſie aber in Rückſtand gebracht, bevor ihr Schwein groß genug geworden war, um mit Vortheil verkauft werden zu können. Vielleicht darf man Den, welcher es wegnehmen ließ, nicht grade ſo ſehr tadeln; es war ein kleiner Gebirgspachter, der 20 Schilling für jeden Acker Pacht zahlte und faſt ebenſo viel Mühe hatte, zu leben und ſeinen Pacht zu zahlen, als der arme Tagelöhner, der von ihm abhing.

Auf dieſe Weiſe verfährt Inglis auf ſeiner ganzen Reiſe, indem er in die geringſten Einzelnheiten des Zuſtandes der niedern Claſſe eingeht. Die Grafſchaft Wicklow, in der er ſich damals befand, iſt eine der wohlhabendſten im Süden von Irland: die Zahl der reichen Leute und ſchönen Landhäuſer iſt beträchtlich, die Erde iſt fruchtbar, der Ackerbau vervollkommnet und das Land ſpendet ſeine Erzeugniſſe im Überfluſſe; und doch geben die drei Hütten, deren Beſchreibung wir eben mitgetheilt haben, eine richtige und keineswegs übertriebene Anſicht von der Lebensart des Mittelſchlags der ackerbauenden Claſſe, nicht blos in der Grafſchaft Wicklow, ſondern in ganz Irland. Es gibt zwar einige Ausnahmen in Orten, die durch die Nähe einer reichen Stadt begünſtigt ſind, oder eher noch durch die Mäßigung eines reichen und edelmüthigen Grundbeſitzers, der es ſich zur Regel gemacht hat, ſeine Ländereien zum alten Preis zu verpachten und die vortheilhaftern Anerbietungen zurückzuweiſen. In ſolchen Gegenden ſind die Hütten der Tagelöhner etwas beſſer; manchmal ſind ſie in zwei Gemächer getheilt, auch findet man einigen Hausrath, einiges irdene Geſchirr, und die Tagelöhner verbinden auch manchmal eine andere Speiſe mit ihren geſottenen Kartoffeln. So iſt z. B. die Baronie Forth ein Diſtrict, der im ganzen mittäglichen Irland gerühmt wird, als von einem Menſchenſtamme bewohnt, der, welſcher Abkunft, eines glücklichern Lebens ſich erfreut, gewerbfleißig, klug, friedfertig, ſauber und mäßig iſt und ſeinen Stolz darein ſetzt, den Schein von Ordnung und Wohlſtand bei ſich zu erhalten.

Doch — fügt Inglis hinzu — darf man nicht etwa denken, daß ſie ſich im Überfluſſe befinden, und daß ihre Lebensweiſe völlig von der, in den übrigen Theilen der Inſel gewöhnlichen verſchieden ſei. Sind ſie ſauberer und ordentlicher, befinden ſie ſich ſcheinbar in einigem Wohlſtand, ſo rührt dies mehr von einer Verſchiedenheit des Charakters als der Lage her. Auf der andern Seite hat ſie ihr Gewerbfleiß und ihre Vorausſicht auf Verbeſſerung des Ackerbaues denken und vielleicht ein etwas größeres Capital, als die übrigen Irländer im Stande ſind, anwenden laſſen, vermöge deſſen ſie den Tagelöhnern regelmäßigere Arbeit geben können, ſodaß es nur Wenige gibt, die keine Arbeit fänden. Die Arbeitslöhne ſind aber nicht höher als anderwärts und folglich kann ihre Lebensweiſe nicht ſehr verſchieden ſein. Doch bildet die Kartoffel nicht ihre einzige Nahrung, ſondern ſie genießen auch häufig Gerſtenbrot, und bei den Weibern iſt ſogar der Thee ein allgemeiner Luxusartikel.

Das Bild dieſes ſehr mäßigen Wohlſtandes erregt aber faſt ebenſo trübe Gefühle als das des allgemeinen Elends, da man deutlich fühlt, daß es mit dieſem Wohlſtand nicht mehr lange dauern wird. Wenn einſt dieſe wackern Leute, die jetzt grade noch ſo viel haben, um leben zu können, ihre Pächte werden erneuern wollen, ſo wird man ſie ſteigern, wie man ſie von Geſchlecht zu Geſchlecht geſteigert hat und noch fortwährend ohne Unterlaß in ganz Irland ſteigert. Dann werden ſie nach und nach der Butter, dem Gerſtenbrot, der Buttermilch und dem ganzen Schein von Sauberkeit und Anſtand, der ihnen eigentlich noch mehr am Herzen lag als gutes Eſſen und Trinken, entſagen müſſen.

Ein Pachtgeld von 2 Pf. St. für den Acker überſteigt weit den mittlern Ertrag der Ländereien in England, iſt aber lange nicht die höchſte Bodenrente, welche die reichen irländiſchen Landeigenthümer oft ihren Pächtern abzudrücken wiſſen, obgleich die Erzeugniſſe Irlands, da ſie meiſt zur Ausfuhr beſtimmt ſind, weit weniger dem Landmanne eintragen. Während ſeines Aufenthaltes in Waterford machte Inglis häufig Ausflüge und fand in ſeinen Nachforſchungen, die er dabei anſtellte, kleine Pachtungen, bei denen der Acker zu 4 Pf. St. 10 Sch., 5 Pf. und ſelbſt 7 Pf. verpachtet war.

In allen dieſen Pachtungen — ſagt er — machte die Kartoffel die einzige Nahrung des Pächters aus, zu welcher allein nur die Abgänge vom eingeſalzenen Schweinefleiſch manchmal kamen. In Waterford gibt es nämlich einen Platz, Arundel-Square genannt, wo die Rückgrathsknochen und andern Theile des Schweins, die es ſich auszuführen nicht verlohnt, das Pfund zu 1½ oder 2 Pence verkauft werden, und Sonnabend Abends iſt der ganze Platz mit gierigen Käufern angefüllt. — Bei jenen hohen Pächten können die Pächter unmöglich ſubſiſtiren; mehre unter ihnen gaben mir es auch zu, daß ſie ihre Rückſtände niemals würden bezahlen können, und ſo drückende Bedingungen nur deswegen eingegangen wären, weil der Hunger ſie gezwungen hätte. Dies iſt die allgemeine Folge des Verpachtens von Ländereien an den Meiſtbietenden. Leute, die kein anderes Gewerbe als den Ackerbau kennen und in ſo großer Anzahl arbeitslos ſind, werden Alles verſprechen, was man von ihnen verlangt, um nur ein Obdach zu erhalten.

Die Pächter, welche man aus ihrer Pachtung verjagt, um dieſe dem letzten Meiſtbietenden zu überlaſſen, haben kein Mittel geſetzlichen Widerſtandes gegen eine Handlung

der Habgier, die sie mit ihren Familien an den Bettelstab oder gar zum Tode bringt; darf man sich daher wundern, wenn sie oft das Haus und die Ernten Desjenigen, der sie auspachtete, mit Feuer bedrohen? Ein Mann, der in ähnlicher Lage sich befand, zeigte Inglis einen Drohbrief, den er eben erhalten hatte.

Er war von Waterford gekommen, um einige Ländereien, die er bei Newroß besaß und für die er zeither 3 Pf. 5 Sch. den Acker bekommen hatte, zu einem höhern Preis zu verpachten. Er konnte aber in Folge jenes Drohbriefs keinen Pächter mehr finden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lord Carnarvon über Portugal und Gallicien.

(Beschluß aus Nr. 80.)

Die Provinz Entre Minho, die der Verf. zweimal und zwar mit der größten Genauigkeit durchreiste und durchforschte, beschreibt derselbe als ein wahres Feenland an Fruchtbarkeit sowol wie an romantischer Wildniß, und die Beschreibungen, welche Lord Carnarvon, wie man wol sieht, mit wahrer Herzensfreude von diesen reizenden Gegenden gibt, sind so geistreich und malerisch, daß sie dem Buche ein hohes Interesse verleihen. In den mildern Districten dieser Provinz wachsen die Theepflanze und der Jasmin vom Cap ohne große Pflege, während der Azereiro oder Prunus Lusitanica, der Cytisus und verschiedene Abarten von dem Cistusgeschlecht in dem lebendigsten Durcheinander mit andern üppigen Gewächsen des reichen Südens abwechseln. Die Felder strotzen von dem Segen des indianischen Korns, die herrlich grünenden Wiesen sind reich bewässert, sowol durch schöne natürliche Ströme als durch künstliche Wasserleitungen. Die Abhänge der Hügel, die sich terrassenförmig erheben, sind mit außerordentlicher Sorgfalt angebaut; die Weinstöcke ranken sich an den höchsten Bäumen hinauf und eine einzige mächtige Rebe windet sich oft an drei verschiedenen Stämmen empor, an der gewaltigen Eiche, dem stolzen Kastanienbaum und der schlanken Pappel. Dem Wanderer, der in irgend einem der fruchtbaren Minhothäler weilt, bieten sich alle diese Schönheiten dar, zu dem entzückendsten Ganzen vereint, und es ist ihm zu Muthe, als ob er in dieser holden Anschauung ewig schweigen müßte, während er von den benachbarten Granitfelsenhöhen eine Scene beherrscht, wie sie nur in den Lieblingsbildungen der Natur vorkommt. Ein reiches Waldland, von silbernen Flüssen durchschnitten, zahlreiche Dörfer, halb sichtbar, halb in dem tiefgrünen Laube verborgen; hier und dort zeigt sich ein Platz, der ganz unzugänglich scheint und dennoch von den kühnen Bergbewohnern mit köstlichem Mais bepflanzt ist, dessen Fruchtbarkeit nun in den Lüften zu schweben scheint. Zwischendurch düstern die Trümmer des Schlosses eines längst vermoderten Ritters, heilige Ruinen, um deren jede eine eigne gewrihte Sage schwebt, und deren jede von ihrem eignen Schutzgeist oder von ihrer schönen Maurenprinzessin behütet wird. Von diesen altergrauen Castellen senkt sich der Blick von Neuem in die reiche Ebene, wo in friedlicher Pracht sich die Klöster mit ihren mächtig ragenden Thürmen erheben. Freilich sind, seitdem der empfindungsreiche Lord in diesen herrlichen Aussichten schwelgte, zehn Jahre, zehn bewegte und blutige Jahre verflossen, und wir glauben fast, daß der Wanderer, der die Minhothäler gegenwärtig besuchte, auch dort nicht Alles mehr so finden würde, wie es damals war.

Hören wir mit des Verfassers eignen Worten, wie er sich in schöner, naturgemäßer Begeisterung weiter über jene köstlichen Gefilde ausspricht: „Ich glaube, daß es dem kältesten und rohesten Menschen unmöglich ist, sie ohne Entzücken, ohne ein fast melancholisches Entzücken zu betrachten. Sogar die harten Sieger der alten Welt, die wol zu sanftern Seelenregungen nicht allzu geneigt waren, wurden durch die überraschende Schönheit der Cavadothäler ergriffen und bezwungen. An den Ufern dieses unvergleichlichen Stroms senkten sie ihre Adler und wollten ein so gottgeliebtes Land nicht mehr verlassen. Der poetische Geist des Volks ergriff sie; sie nannten den Lima und Cavado die Ströme der Vergessenheit und vergaßen in einem Anfall leidenschaftlichen Enthusiasmus die Bande, die sie an die ferne Heimat knüpften. Poesie und Gesang sind hier eingeboren; der Bewohner von Traz os Montes ist seiner natürlichen Anlage nach nicht minder dichterisch als der Eingeborene von Entre Minho; allein diese unverkennbare gleiche Naturanlage Beider modificirt sich doch nach ihrer verschiedenartigen Gegend und nach der daraus hervorgehenden Verschiedenheit ihres Charakters. Das Gemüth des Letztern ist leichter und elastischer; es verschönert alle Züge und weiß auch Gegenstände von minderm Interesse mit einer ungemeinen Anmuth zu bekleiden, alltägliche Dinge mit orientalischer Phantasie zu metamorphosiren. Dagegen hat das Gemüth des Gebirgsbewohners von Traz os Montes etwas von der eigenthümlichen Schwere seines minder genialen Klimas, etwas von der Düsterheit der gothischen Welt. So, um ein Beispiel zu geben, würde das heitere Volk vom Ufer des Minho die purpurfarbige Wolke, welche der untergehenden Sonne zur Ruhe leuchtet, mit der schönen Damaskusrose vergleichen, die in seinem eignen lieblichen Thale von Barcelos blüht; der Bewohner von Traz os Montes dagegen mit dem Blute eines erlegten Feindes. Eine gleiche Verschiedenheit bemerkt man in ihren provinzialen Gesängen und Volksliedern. Sanfter und zärtlicher Natur sind diese in den Minhothälern; sie feiern die Freuden und Bekümmernisse des menschlichen Daseins, aber die Einrahmung ist immer eine heitere. In Traz os Montes tönt auch das lebendige, unvergängliche Lied, aber es schwillt oft über von ungebändigter Leidenschaft und glühender Rache. In Entre Minho versteht sich auch der Bauer auf Zartheit, ja auf Feinheit des Umgangs; in Traz os Montes herrscht der Heroismus vor und man bekümmert sich wenig um feinere Empfindungen. Die Bewohner beider Provinzen sind im vollsten Sinne des Worts loyal; aber in der Provinz Entre Minho ist diese Loyalität eine unmittelbare, die sich keine weitre Rechenschaft gibt, eine heitre und fröhliche, so etwa wie die Loyalität eines Franzosen aus der alten Schule; dagegen in Traz os Montes ist die Anhänglichkeit an den angestammten Fürsten in unruhigen Zeiten eine schwere, finstere, übergreifende Leidenschaft, aus der alle Selbstliebe verbannt ist und die kaum einen coexistirenden Gedanken aufkommen läßt. Einen gewissen Gleichmuth der Seele (jene tranquillitas animi, von der Seneca schöne Dinge sagte, obgleich er sie selbst nicht besaß) behauptet der Bewohner von Entre Minho, selbst wenn seine Empfindungen überfließen, und sein Geist bewölkt sich selten; dagegen läßt sich sein heftigerer Bruder aus den Hochlanden entweder zu dem lustigsten Enthusiasmus hinreißen oder zur tiefsten Niedergeschlagenheit herabdrücken, und in solcher Gemüthsstimmung erschrickt sein sonst keiner irdischen Gefahr zugängliches Herz vor einer Wolke, vor einem Wellenspiel des Flusses, als vor einer unheilvollen Vorbedeutung. Er hegt in der That auch seine goldenen Träume und frohe Vorausnahmen der Zukunft, denen er vollen Glauben schenkt; aber er hat auch seine untrüglichen finstern Vorboten hereinbrechenden Unglücks. Beide, die Einwohner von Traz os Montes sowol als die von Minho, sind mit andachtsvollem Enthusiasmus ihrem heimischen Boden zugethan, und die Letztern behaupten fest, daß weder ein anderer Theil von Portugal noch der übrigen bewohnten Welt an Schönheit und Lieblichkeit mit ihren Thälern verglichen werden könne. Nur der Himmel allein besitze noch so zauberische Gefilde. Und was diese Behauptung anbelangt, so vermag Derjenige, der, was sie so erheben, mit Augen sah, sie wol zu entschuldigen."

Der Leser wird aus diesem Bruchstück des Originals, das wir absichtlich hier mittheilten, einigermaßen die feinsinnige,

plastische, durchgebildete und wahrhaft geistige Darstellungsweise des Verf. dieser interessanten Reiseskizzen abnehmen. Der zweite Theil seines Werks schildert uns mit den lebhaftesten Farben die furchtbare Revolution in Lissabon zu Gunsten Don Miguel's; nächstdem beschreibt er die Wanderungen des Verf. in den südlichen Provinzen, die selten von Reisenden besucht werden, und welche, zu allen Zeiten wild und gefahrvoll, es damals doppelt und dreifach waren. Die Schilderungen dieser Ausflüge sind in hohem Grade malerisch und poetisch. In Evora büßte auch der Verf. seine Wanderlust mit einer zweiten Gefangenschaft, die leicht für ihn das Ende aller Dinge hätte herbeiführen können. Auch die Erzählung dieser Einkerkerung ist sehr anziehend. Da uns der Raum nicht viel Abschweifungen mehr verstattet, so begnügen wir uns schließlich, die Bemerkungen des geistreichen Verfassers in Betreff der Basken, dieses „großen, ruhmvollen und freien" Volksstammes, in gedrängtem Auszuge mitzutheilen.

Die Basken, Vasquen oder Guasken sind zu allen Zeiten ein überaus merkwürdiger Volksstamm gewesen; sie haben von Jahrhundert zu Jahrhundert bis auf den heutigen Tag ihre eigne, von der spanischen weit verschiedene Sprache bewahrt. Nach mehren übereinstimmenden Quellen scheint es, daß die Hochlanddistricte von Biscaya, Alava und Guipuzcoa niemals von den an allen andern Orten unüberwindlichen Römern unterjocht worden sind. Aus diesem Grunde kann man in keinem Theile der baskischen Provinzen Spuren von römischer Sprache, Religion, Gesetzen und Gebräuchen auffinden. In den Zeiten des Verfalls und der nahen Auflösung des alten westfränkischen Reichs waren die Basken gefeiert wegen ihres kriegerischen Geistes und eroberten einen großen Theil von Frankreich, obgleich sie sich dort nicht lange behaupteten. Die Gascogne, welche von da an ihre eigne Geschichte datirt, ist ohne allen Zweifel eine Niederlassung und Verlassenschaft der alten Basken. Als die Mohammedaner in Spanien einfielen, waren sie nicht glücklicher in ihren Kämpfen gegen diese Hochländer des nördlichen Spaniens; zwischen ihren Felsen hatte seit Jahrhunderten der verfolgte christliche Glaube eine sichere Zufluchtsstätte gefunden. Von diesen Wildnissen aus trat er, nachdem die Herrschaft der Heiden gebrochen war, gleich einem segensreichen Strom wieder in die Ebene aus, die er endlich gnadenreich ganz überströmte, bis er zuletzt keine Grenze mehr fand als das Meer. Jeder Biscayer ist adelig von Geburt und in dieser Eigenschaft in allen spanischen Provinzen anerkannt. In dem Civilrechte herrscht eine vollkommene Gleichheit des Höchsten wie des Niedrigsten, und so vor dem Gesetz im Allgemeinen. Weder directe Auflagen noch indirecte Steuern wurden jemals durch die spanische Regierung von den Biscayern erhoben. Hierüber besagten die Fueros oder Freiheiten und Statuten der Basken so viel: „Die Herren von Biscaya hatten immer auf gewissen Häusern und Ländereien in allen biscayischen Städten eine festgesetzte Jahresernte und Schätzung, und so haben sie gleicherweise in den Eisenwerken eine Gebühr von 16 Dineros Viejos auf jeden Centner geschmiedetes Eisen und auf den Klöstern und Propsteischaften; allein sie haben niemals irgend einige Alcavala oder Auflagen oder sonstige Contributionen auf den Gütern jenseit der Gebirge gehabt; im Gegentheile sind die Biscayer und die Bewohner von Durango jetzt, wie immer, frei und ausgenommen von jedweder Steuer, von allem Dienste, von aller Alcavala und jeglicher Verpflichtung, welchen Namen sie auch haben mag." (Fueros des baskischen Gesetzes, IV, tit. 1.) Desgleichen befanden sich auf der baskisch-französischen Grenze durchaus keine Zollhäuser, und die spanische Regierung konnte, so lange sie die Fueros von Biscaya respectirte, ihren Handel auf keine dergleichen Art beschränken. Die Königin hat allerdings in Folge ihrer allgemeinen Politik gegen die Basken auch in dieser Hinsicht weniger Umstände mit ihnen gemacht. Die königlichen Truppen durften unter keinem Vorwande, weder in Friedens- noch in Kriegszeiten die Grenzen der Provinz überschreiten; nur eine specielle Erlaubniß von Seiten der Generaljunta konnte einen solchen Einschritt herbeiführen. Diese Generaljunta, das Parlament von Biscaya, bestand aus dem Corregidor und drei stellvertretenden Corregidores, die zwar von der Krone eingesetzt, aber nicht zum Votiren bevollmächtigt waren; ferner aus sechs Regidoren, die von der Junta ernannt und in gewisser Beziehung den englischen Aldermen zu vergleichen waren. Außerdem gab es noch zwei Volkstribunen, die gleichfalls von der Junta erwählt wurden, und demnächst die Deputirten aus allen Städten, Flecken, Dörfern, Vorwerken und einzelnen Häusern der Herrschaft. Bekanntlich versammelten sich diese Deputirten am Tage der Zusammenberufung unter einem uralten Baume nahe bei Guernica und nahmen ihre Sitze auf Steinbänken ein. Über dem Sitze, den der Corregidor oder Herr von Biscaya einnahm, sowie über denen der beiden Volkstribunen prangten die Wappen von Castilien. Nach den gewöhnlichen Eingangsformeln und Ablegung der Eidschwüre gingen die Deputirten in die Kirche, um dort einen feierlichen Gottesdienst zu verrichten, und jedesmal ging dem Anfange der Sitzung die Durchsicht der Deputirtenliste voraus, um genau zu prüfen, ob jeder Anwesende unbescholtenen Rufes und unbefleckten Charakters sei. Denn nach ihren Grundsätzen durfte kein anrüchiger Mann über ein freies und tugendhaftes Volk zu Gericht sitzen. Ebendeshalb führten auch diese Volksabgeordneten den ausdrücklichen Namen der Guizon-onac oder guten Männer des Volks, ein hinlänglicher Beweis der Integrität, womit sie von Geschlecht zu Geschlecht ihre Geschäfte verwalteten, sowie des vollkommenen Vertrauens, das ihre Landsleute in sie setzten. 80.

Notiz.

Giov. Battista Niccolini glänzt als Tragiker neben Alfieri, Silvio Pellico und Manzoni. Seine Werke sind neuerdings unter dem Titel: „Tragedie di *G. B. Niccolini*" (2 Bände, Capolago 1835) erschienen. Seit Manzoni verstummt ist, verehrt Italien nun Niccolini als dessen einzigen Nachfolger. Jener Vorgänger führte ihn von der sogenannten classischen Tragödie, mit welcher („Polissena") Niccolini zuerst (1810) aufgetreten war, zur sogenannten romantischen über, und er wählte fortan neuere historische Stoffe, vorzüglich vaterländische. So erschienen: „Foscarini", „Sforza", „Sicilische Vesper" und zuletzt „Nabucco", in welchem assyrischen Gewaltherrscher wir keinen Andern erblicken, als — Napoleon, und dann neben ihm Assene (den Herzog von Vicenza, Caulaincourt), Arsace (den wahren Helden des Stücks, Carnot), Mitrane, das Oberhaupt der Magier (Pius VII.), Vasti (Lätitia) und Amiti (die Kaiserin Marie Luise). Der Schauplatz ist Babylon, die Zeit ist die der Eroberung der Stadt durch die Verbündeten; Assene fällt im Kampf (wovor sich aber bekanntlich Caulaincourt zu hüten gewußt hat), Amiti flieht zu ihrem Vater, Mitrane nimmt die Vasti mit sich nach Reblata (Rom), Arsace rettet den Nabucco aus dem Getümmel der Niederlage und verspricht ihm seinen Beistand zur Vertreibung der eingedrungenen Feinde unter der Bedingung, daß er vom Throne steige und die Republik herstelle. Nabucco aber erklärt, daß zwar als Sieger er sich würde entschließen können, freiwillig die Krone niederzulegen, aber jetzt als Besiegter er auf dem Throne sterben müsse und wolle, jedoch sein Tod verborgen bleiben solle; und so stürzt er sich mit den letzten Worten:

Sei diese Flut mein unbekanntes Grab!
In Furcht stets soll'n die Kön'ge mich erwarten,

in den Euphrat, der zwischen den Mauern des Palastes in finsterer Tiefe hindurchrauscht. Die Verbündeten dringen ein und der Vorhang fällt. 66.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 82. — 23. März 1837.

Irland.

(Fortsetzung aus Nr. 81.)

Beinahe alle Gewaltthätigkeiten und Mordthaten, die Irlands Boden beflecken, entstehen, wie Inglis an einer andern Stelle bemerkt, aus einem jener beiden Hauptübel, an denen das Land leidet, aus dem allgemeinen Begehr nach Pachtungen.

Ehe ich Waterford verließ — sagt der Verf. — besuchte ich einige der schlechtesten Stadttheile und fand daselbst ein schaudererregendes Elend. In halb offenen Hütten fand ich in jeder drei bis vier Familien, von denen jede einen Winkel des Gebäudes inne hatte und auf Stroh lag. Sie besaßen auch nicht den geringsten Hausrath oder irgend einige Geräthschaften. Die Hütten waren von allen Seiten mit Koth und Unrath umgeben. Die Familienväter waren abwesend, sie machten grade die Runde auf dem Lande, um Kartoffeln zu betteln.

Hierbei darf man nicht vergessen, daß dieses schreckliche Elend sich nicht in einem von der Natur stiefmütterlich ausgestatteten Lande findet, sondern auf dem fruchtbarsten Boden, unter einem für den Pflanzenwuchs höchst günstigen Himmelsstrich, in einem Lande, wo Fröste, lange Trockenheit, Überschwemmungen und Hagel fast unbekannt sind, wo die zur Ausfuhr bestimmten Ernten fast nie fehlschlagen; daß zu gleicher Zeit diese Ländereien, deren Erzeugnisse weder der Pachter noch der Tagelöhner genießen kann, auf die vollkommenste Weise bebaut werden, sodaß selbst der aus England kommende Reisende nichts an ihrer Bebauung zu tadeln finden würde. Man muß ferner bedenken, daß an der Seite dieser Höhlen des tiefsten Elends die Schlösser des hohen Adels sich erheben. Inglis besuchte unter andern die prächtige Besitzung des Marquis von Waterford, mit einem Park von 4600 Acker Flächeninhalt, dem schönsten und größten, den man in allen drei Königreichen finden kann. Die Besitzung des Lords Besborough, nicht weit von jener, ist nicht minder wegen ihrer Pracht bemerkenswerth. Rings herum in dieser Gegend liegen in großer Anzahl die Schlösser des Adels, in deren Bildergalerien man die ausgesuchtesten Kunstwerke sieht. Ganz nahe dabei findet man endlich auch die große Baumwollenmanufactur von Mayfield, welche die reichen Quäker Malcomson, des hartnäckigen Widerstandes des Marquis von Waterford und aller Beresford ungeachtet, errichtet haben. Sie hält die Concurrenz mit Manchester selbst auf den englischen Märkten aus und beschäftigt gegen 900 Arbeiter. Es fehlt also nicht an Reichthum, noch an Einsicht, noch an Gewerbfleiß, noch am Beispiel, noch an Aufmunterung, welche die großen Eigenthümer geben könnten, noch endlich an hoher Civilisation und dem Schutz der Gesetze. Der Reisende, der nur die Dinge betrachtet, wird von allen Seiten zur Bewunderung aufgefodert; derjenige aber, welcher sich mit dem Schicksale der Menschen beschäftigt, wird abwechselnd von der größten Entrüstung und dem schmerzlichsten Mitleid bestürmt und zerrissen.

Dieser Contrast drang sich Inglis besonders in der Grafschaft Kilkenny auf, nachdem er einige schöne Gemäldesammlungen reicher Grundherren in der Umgegend durchmustert hatte. Einige von diesen wurden vom Volke wegen ihres Wohlwollens gelobt, und doch war die Lage desselben immer noch bedauernswürdig.

Ich begegnete Weibern und Müttern — erzählt er zum Beweis dieser Behauptung —, die auf dem Lande betteln gingen und nach langem Umherstreifen mit einigen Kartoffeln in ihrem Sacke zurückkehrten. Dies waren aber keine habituellen Bettler, sondern, wie ich mich davon versicherte, die Weiber und Töchter von Tagelöhnern, die keine Arbeit finden konnten. Mehre von ihnen wußten nicht, woher sie Saatkartoffeln für ihr kleines Stück Land bekommen sollten. Das Elend in den Hütten war außerordentlich, in den meisten sah man kein Schwein. Jetzt fing ich an, das Land besser zu begreifen. Anfangs war ich betroffen, wenn ich einen Schweinsrüssel an der Thüre einer Wohnung sah, und es schien mir, als müßten ihre Bewohner sehr elend sein, wenn sie nur einen Wohnraum für sich und das Schwein hätten; jetzt aber freute ich mich, wenn ich ein Schwein sah, und sparte mein Mitleid für Die auf, die keines hatten. Ohne Zweifel wäre es besser, wenn das Schwein einen besondern Stall hätte; aber dessenungeachtet freute ich mich, dasselbe, das nach dem Ausspruch der irländischen Bauern „das meiste Recht hat, im Hause zu leben, da es den Zins zahlt", durch die Thür des einzigen Gemachs der Hütte ein- und ausgehen zu sehen und es im Innern grunzen zu hören. Ich sah bei Thomastown ein Beispiel des höchsten Glücks, das eine arme irländische Familie erreichen kann: drei Schweine bewohnten mit ihr eine Hütte.

Wenn Inglis diese Bemerkungen bei Grundbesitzern zu machen Veranlassung findet, die als mild und wohlwollend gegen ihre Hintersassen gelten, wie muß es erst um die Pächter und Tagelöhner stehen, die von hartherzigen Grundherren — und das sind die meisten irländischen Großen, da sie fast immer abwesend sind — abhängen. Inglis klagt sie auch, so viel er kann, schonungslos vor der öffentlichen Meinung an. So den Lord

Clifden, Grundherrn der Stadt Callen und des umherliegenden Landes in der Grafschaft Kilkenny. Dieser Edelmann, der ein Einkommen von 10,000 — 12,000 Pf. Sterling aus seinen Gütern zieht, hat nicht allein durch die Strenge, mit der er seine übermäßig hohen Pächte eintreibt, den schrecklichsten Mangel bei allen Bewohnern herbeigeführt und thut gar nichts, um denselben zu lindern, sondern erhebt auch noch Steuern von ihrem Elend. Er hat nämlich an den Thoren des ihm gehörigen Callen eine Eingangsaccise auf alle zum Leben nothwendigen Gegenstände, auf Kartoffeln, Kohlen, Buttermilch gelegt, die ihm ungefähr 250 Pf. Sterling einbringt. Die Zahl der Einwohner dieses Orts beläuft sich auf 4 — 5000, von denen 1000 häufig keine Arbeit haben, 6 — 700 durchaus ohne alle Hülfsquellen und 200 Bettler sind, die körperliche Gebrechen unfähig zu aller Arbeit machen. Der Vorwand zu dieser Auflage war die Unterhaltung der Straßen; aber niemals ist ein Pfennig hierzu verwandt worden, denn sie sind in einem so schrecklichen Zustande, daß man der Post 12 Minuten mehr bewilligt, um die Stadt zu passiren, da kein Reisender sich dazu verstehen würde, anders als zu Fuß durch sie zu gehen. In den von den niedern Classen bewohnten Stadttheilen sind die Hütten oder vielmehr Höhlen der Einwohner in die Erde ausgegrabene Löcher, mit ein wenig Stroh, und umsonst sucht man in ihnen die geringste Spur von Bequemlichkeit oder verfeinertem Leben.

Was außerdem noch in Irland so auffällt, ist der Grad, in welchem das ganze Schicksal der armen Classe von der reichen abhängt. Man sieht in diesem Lande keine Abstufung zwischen den Armen und Reichen, die ein gemeinschaftliches Band zwischen allen Verhältnissen bildete. Zwischen Beiden herrscht eine weite Kluft. Die Reichen sind hier die wahren fruges consumere nati; der Reiche allein verzehrt den Überfluß des Landes, der nicht ins Ausland geht, nur der Reiche kann etwas unternehmen, auf die Zukunft denken, sich mit Verbesserungen befassen; er allein gibt und bezahlt alle Arbeit und ist so nicht allein Herr alles Bodens, sondern auch Herr aller Capitalien, aller Arbeit und aller Kräfte. Im übrigen Europa ist der arme Arbeiter immer seines Glückes Schmied und sein Wohlsein und sein Elend hängt größtentheils von ihm ab. In Irland aber und einigen Theilen Englands hängt der Arme ganz von dem reichen Grundherrn ab; und dieser, der auf diese Weise für so viele Leben verantwortlich ist, kann nicht nur durch seine Laster, sondern sogar durch seine Launen, seine Irrthümer und Unglücksfälle, seine Jugend, seine Krankheit, und vorzüglich durch seine Abwesenheit den Wohlstand eines ganzen Districts ruiniren und seine Bewohner an den Bettelstab bringen.

Dergleichen Fälle sind bei der Glanz- und Genußsucht der irischen Großen sehr häufig, die meisten derselben lieben eine Verschwendung und Pracht, die selbst mit ihrem oft kolossalen Vermögen außer Verhältniß steht, und ruiniren sich dadurch. Vorzüglich ist dies in Connaught der Fall, wo fast alle Grundbesitzer tief verschuldet sind. Inglis kam mit mehren derselben in Galway zusammen und erstaunt über den Mangel allen Mitgefühls gegen den Zustand der Armen, und wie sie mit Schrecken jede Idee eines Gesetzes zu deren Gunsten mit Abscheu zurückwiesen. Inglis zeigt den Grund von dieser Erscheinung:

Die Vermögensumstände der Meisten waren gestört, und ihre eignen finanziellen Verlegenheiten nöthigten sie ihre Pächter zu drücken, um den höchsten Pacht von ihren Ländereien zu bekommen.

Noch schlimmer wird aber unter diesen Umständen das Schicksal der Armen, wenn die Gläubiger des Reichen die Güter desselben mit Beschlag belegen und sequestriren lassen. Ihr Agent hat dann keine Wahl, kann keine Nachsicht stattfinden lassen; er muß den Betrag der Summe sämmtlicher Pächte liefern und läßt, um dazu zu gelangen, wenn er sie nicht in Geld eintreiben kann, den Pächtern die Ernten auf dem Halme und das Vieh aus den Ställen wegnehmen; er berechnet nicht das Unverhältnißmäßige des Schadens, den er dadurch verursacht, zu dem Geldbetrag, den er erhält; so wird die ganze Kette von Leuten, die vom Landbau leben, Pächter, Unterpächter und Tagelöhner, ein Opfer der Thorheiten und Verschwendungen des Grundherrn.

Ein anderes Übel, das an Irland nagt, ist die Abwesenheit der meisten der großen Grundbesitzer, die den zum Theil unermeßlichen Ertrag ihrer Ländereien in London oder auf Reisen verzehren und verschwenden. Viele wollen zwar aus einseitigen nationalökonomischen Theorien den schlimmen Einfluß dieser Abwesenheit der Grundbesitzer von ihren Besitzungen leugnen; Inglis widerlegt sie aber durch die Anführung von Thatsachen, die den schlagendsten Beweis gegen jene Behauptung liefern. Wir wollen nur eine davon anführen:

Mitchelstown und seine Umgebung — sagt er — hat schwer durch die Unglücksfälle gelitten, welche neuerdings die Familie des Grafen von Kingston betroffen, und seitdem er aufgehört hat daselbst seine jährlichen Einkünfte von 40,000 Pf. St. zu verzehren. Sämmtliche niedern Classen der Bevölkerung, in der Stadt wie in der Umgegend, leiden dadurch auf gleiche Weise. Die Armuth war während meiner Anwesenheit in Mitchelstown so groß, daß, um mehre hundert Individuen von Hungertode zu retten, eine Grafschaftsversammlung eine Untersuchung anordnete und zu gleicher Zeit eine Subscription eröffnete. Wird man es glauben, daß in einer Stadt von 5000 Einwohnern 1800 sich befanden, die nichts zu leben hatten? von diesen waren 1200 Tagelöhner, denen es mit ihren Familien an aller Arbeit fehlte; die übrigen 600 waren Greise, Gebrechliche, Witwen und Kinder. Außer der Stadt, aber in demselben Kirchspiel, befanden sich andere 1200, die ebenfalls ohne Hülfsquellen waren."

(Der Beschluß folgt.)

Raumer und seine Kritiker.

Wenn man sich der abholden Urtheile erinnert, welche vor sechs Jahren Raumer's „Briefe aus Paris" erfahren mußten, so kann es den unparteiisch Denkenden nicht eben befremden, daß desselben Verfassers vielbesprochenes Buch über England nicht blos überhaupt auf germanischem Boden, sondern hier sogar aus falschen Motiven heftig bestritten wurde. Herr v. Raumer hat als Schriftsteller viele Freunde und ihrer vielleicht mehre, als er vor Abfassung des letztern Buches selbst geglaubt; allein er hat auch viele Feinde, deren Zahl gleichfalls nach

Maßgabe seiner Eröffnungen über England gestiegen zu sein scheint. Allein genau genommen, verräth man ein falsches Motiv Niemanden; wenigstens wird es sich der wahrhaft freimüthige Mann angelegen sein lassen, das Vorhandensein aller unechten Agentien nachzuweisen. Unsererseits können wir diese Unechtheit der Motive an zwei neuern Hauptactenstücken der literarischen Sache gegen Raumer, nämlich an jenem Aufsatze aus geistreicher, wohlbekannter Feder in der „Allgemeinen Zeitung" sowie an der deutschen Übertragung und Bevorwortung der feindseligen Kritik im „Quarterly review", fast nur rügen, da ein ausführliches Eingehen in die innern Triebfedern dieser beiden Erscheinungen hier außer unsern Grenzen liegt. Allein es ist hinreichend, daß diese Rüge ganz aus der Sache hervorgeht, weil von jenen beiden Stimmführern erst die Eindrücke des Raumer'schen Werks in England, und wiederum der Reflex dieser Eindrücke nach Deutschland herüber zu Beweggründen und Belegen ihrer Beweisführung benutzt worden sind. Ganz offenbar ist es: man hat hier ein Werk nicht sowol nach seinem innerlichen und selbständigen Wesen, als vielmehr nach seinen Folgen, nach seinem An- und Widerklange, mit einem Wort, nicht nach seiner Substanz, sondern nach seinen Accidentien beurtheilt. Man hat mit Herrn v. Raumer mehr darüber gegrollt, daß er und sein Buch in England wohlgelitten waren, als über den eigentlichen Inhalt, den es in seinem Schooße trug. Man hat sich auf der einen Seite gefreut, daß unter vielen beifälligen und durchaus anerkennenden Kritiken, welche dies Buch in England nach sich zog, sich unter andern auch eine befand, welche durchaus missgünstig und feindselig war, und in dieser Freude hat man sich die Übertragung und Einleitung jener abholden in die deutsche Sprache, nach eignem offenen Bekenntnis, zum Verdienst angerechnet. Andererseits hat aber jene geistreiche und gewandte Feder in der „Allgemeinen Zeitung" auf in der That geschickte Weise ihr falsches Motiv dadurch verschleiert, daß sie Herrn v. Raumer's schriftstellerische und menschliche Natur im Ganzen mit in ihr Bereich zog und auf eine, beinahe verzwickte apriorische Weise ihm ein absolutes Verdammungsurtheil sprach, während doch für dieses nur eine durchaus zufällige Basis vorhanden war. Dieser unleugbare Umstand enthält aber ein nicht minderes Unrecht gegen die Sache selbst wie gegen den angefochtenen Mann; wie es denn Raumer nur allzu häufig von seinen Gegnern so geschieht, daß er gleich in seiner ganzen Menschlichkeit und wahrsten Geistesnatur angegriffen wird, wenn man ihm auch weiter nichts nachweisen will als eine falsche Ansicht. Es ist dies freilich die vornehme construirende Methode, die von sehr tüchtiger Geltung ist, so lange sie eben nur der Sache und dem Werke gilt, allein auch ebenso sehr zur intellectuellen wie moralischen Unwahrheit wird, wenn sie den Mann als solchen miteonstruiren will. Für den unbefangenen Sachverständigen konnte mithin kein näherliegender und unmittelbarer sich ergebender Plan entspringen als derjenige, den wir in einer, hier kürzlich zu besprechenden Schrift, die unlängst in der Verlagshandlung des Raumer'schen Buchs über England erschien, wirklich befolgt finden, den Plan nämlich: den Widerwärtigen, welche die abholden Stimmen von England herüberbeschworen haben, ganz einfach das Mannichfaltige und durchaus Entgegengesetzte, der Feindschaft die Freundschaft, dem Haß das Wohlwollen, der verwerfenden Rede die in weit höherm Maße anerkennende ohne alle weitere Belegung als eine solche, welche in dem einfachen Factum selbst liegt, gegenüberzustellen. Hatte vorher ein Mißwollender die Stimme des „Quarterly review" über Raumer in Deutschland eingeführt und popularisirt und sich aus dieser, wie wir sahen, falsch motivirten Handlung ein Verdienst gemacht, so erscheint nun auf diesen ein zweiter, günstig Gesinnter, der fünf überwiegende und anerkennende Stimmen aus England herüberbringt und diese wol gewichtige Fünfheit auf keine verwickeltere Weise zugänglich macht, als wie man im Allgemeinen nach seiner redlichen Überzeugung das Wahre dem Falschen, das Unbefangene dem vielfach Befangenen entgegenzusetzen pflegt. Der Titel der fraglichen Broschüre lautet: „Kritiken des Werks von Friedrich von Raumer: England im Jahre 1835, aus dem Morning chronicle, den Times, dem Dublin review, Foreign quarterly review und Edinburgh review" (Leipzig, Brockhaus, 1837, gr. 8., 8 Gr.), und ist mit dem passenden Motto aus Byron versehen:

— — they grow more rooted
As all truths must, the more they are disputed.

Als Anhang zu obigen fünf, ebenso sehr durch Besonnenheit wie durch Wohlwollen ausgezeichneten Beurtheilungen in so werth- und geltungsvollen englischen Blättern sind beigedruckt der in Nr. 217 d. Bl. f. 1836 erschienene Aufsatz gegen die mehrerwähnte Invective in der „Allgemeinen Zeitung" und sodann der im „Magazin für die Literatur des Auslandes", Nr. 152, befindliche Artikel: „Friedrich von Raumer in England", welcher besonders deshalb von Wichtigkeit ist, weil er die für Raumer anerkennungsvolle Stimme einer sechsten achtungswerthen Zeitschrift, des „Atlas", anführt, die beim Erscheinen der „Political history of England" (2 Bde., London 1836), welches Werk ein Auszug aus Raumer's „Geschichte Europas" ist, gegen den Ausfall im „Quarterly review" laut wurde. Die Ehrenerklärung dieses „Atlas", der hier Raumer's verkanntes Verdienst auf seinen Schultern trägt, ist wirklich so glänzend, daß wir uns erlauben müssen, den Anfang davon auszuheben.

„Der Ruf des Geschichtschreibers der Hohenstaufen", heißt es im „Atlas", „gewinnt immer festern Boden in England, und zwar der Diatribe zum Trotz, welche das „Quarterly review" gegen ihn ins Werk setzte. Es möchte hier wol am rechten Orte sein, zugleich zu bemerken, daß die in jener Zeitschrift erschienene Kritik von Raumer's früherm Werk den Franzosen und Deutschen von unserer Gerechtigkeit sowol wie von unserm Geschmacke keinen guten Begriff gegeben hat. Ausländer, die unsere tonangebenden reviews in der Erwartung lesen, darin einen richtigen Maßstab für den Stand der öffentlichen Meinung und für den Fortschritt der Literatur zu finden, sehen sich in die Verlegenheit und Unmöglichkeit versetzt, die schreienden Widersprüche, die handgreiflichen Entstellungen und die hämischen Reflexionen, von denen jene verantwortlichen Institute wimmeln, mit unserer Gerechtigkeitsliebe in Einklang zu bringen. In Dingen, wo es blos auf die Meinung ankommt, sind bedeutende Verschiedenheiten leicht zu begreifen; wenn jedoch Thatsachen, die jeder Prüfung fähig und zugänglich sind, durch ein öffentlich ausgesprochenes Urtheil zwei gradezu einander widersprechende Formen erhalten, so muß die Moralität des kritischen Richterstuhls allerdings in einem sehr schlechten Lichte erscheinen." Am Schlusse heißt es noch directer: „Herrn von Raumer's Briefe, welche der Kritiker zu vernichten strebte, sind unmittelbar nach dem extravaganten Ausfalle des Quarterly ein Gegenstand von populairem Interesse geworden. Grade die Ungerechtigkeit, mit der der deutsche Gelehrte behandelt wurde, machte die Neugier des Publicums besonders rege und trug nicht wenig dazu bei, den Absatz des Buches erst recht bedeutend zu machen."

So viel der gerechtigkeitsliebende „Atlas". Es freut uns, dieser sechsten, für den verkannten Geschichtschreiber so günstig lautenden Stimme auch noch eine siebente beigesellen zu können, deren ganz uneingeschränkte Unparteilichkeit und Selbständigkeit auch wol von den Widerwärtigsten nicht in Zweifel gezogen werden kann. Dies ist nämlich eine mit vieler Gründlichkeit und Gediegenheit geschriebene Kritik in dem „North-american review", October 1836. Wollen sich die das Raumer'sche Princip so bitter und einseitig Bestreitenden die Mühe geben, diese Kritik durchzugehen, so werden sie finden, daß Raumer's Buch in Nordamerika nicht blos beurtheilt, sondern sogar selbständig (bei Carey in Philadelphia) im vorigen Jahre in Druck erschienen ist; sie werden ferner aus der Vernünftigkeit, wovon jene Kritik durchdrungen ist, abnehmen, daß die in England neuerdings so widrig hin- und herzüngelnde Parteifehde dem amerikanischen Standpunkte und Interesse

durchaus fern liegt und dieser Standpunkt eben dadurch eine unverkennbar hohe Authenticität gewinnt. Unstreitig würden wir der guten Sache Eintrag thun, wollten wir nicht einige belegende Stellen aus der genannten Anzeige des „North-american review" hier mittheilen. Nachdem der Kritiker mit Schärfe die verschiedenen Arten oberflächlicher und einseitiger Reisebeschreibungen charakterisirt hat, äußert er sich ferner so: „Jene Producte sind ebenso unersprießliche als leicht zu Stande zu bringende Machwerke; allein, wenn man die Verfassung, Einrichtungen und Gesittungen eines Landes in dem Lichte einer besonnenen, wohlwollenden und umfassenden Philosophie dargestellt findet; wenn man findet, daß dieser philosophische Geist das Ganze dergestalt durchdringt, daß heilsame Belehrung, vollkommene Aufklärung und Sicherstellung unserer eignen Ansichten daraus erwachsen, dann müssen wir sicher eingestehen, daß etwas Ausgezeichnetes durch eine ausgezeichnete Begabung geleistet und dem Interesse der Litteratur wie der Humanität auf gleich rühmliche Weise genug geschehen sei: und dies hat der Verf. des vorliegenden Buchs in vollem Maße geleistet." — „Derselbe ist", heißt es an einer andern Stelle, „ein Mann von unverkennbarem, die Objecte in gleichem Maße umfassendem wie durchdringendem Scharfsinn, von echt deutschem Fleiße und mit so ungemeinen Kenntnissen ausgerüstet, daß man sie den wahren Schlüssel seiner literarischen Leistungen nennen kann. Unsererseits wenigstens darf der Verf. gewiß sein der vollsten Anerkennung seiner unermüdlichen Forschungen, seiner überfließenden Kenntniß, seiner lautern und philanthropischen Gesinnung sowie der aufrichtigsten Bewunderung, die wir ihm für seine schönen Aussichten und Folgerungen in Rücksicht unsers ruhmwürdigen Mutterlandes schuldig sind." So lauten wörtlich die Ausdrücke des nordamerikanischen Kritikers, einer in diesem Falle so genügenden Autorität, daß wir sie auf keine Weise hier übergehen möchten.

(Der Beschluß folgt.)

Über Rahel's Religiosität. Von einem ihrer ältern Freunde. Leipzig, Reichenbach. 1836. 8. 8 Gr.

Für Bücher wie die Briefe Rahel's hat die Kritik weder einen Maßstab noch an dieselben ein Recht, darum sollte sie sich ihres Richteramtes in Bezug auf sie willig begeben. Von jedem Kunstwerke, wie von jedem wissenschaftlichen Werke ist zu fodern, daß Ein Gedanke in demselben ausgeführt sei und dadurch dieser Gedanke aus der Vereinzelung des Denkers zum Allgemeingut der Menschheit gemacht werde. Die Allgemeingültigkeit selbst ist der Prüfstein des Gedankens. So etwas aber auch nur für möglich zu halten bei Briefen aus den verschiedensten Epochen eines innerlich und äußerlich stürmisch bewegten Lebens, ist ein grober Schnitzer in der Menschenkenntniß. Dazu kommt, daß Rahel's persönliche Vorzüge vor der Masse der Menschen und namentlich der Zeitgenossen glühende Leidenschaft für alles Unsterbliche, nimmer ermattendes Jagen nach dem Ewigen, Furchtlosigkeit und Naivetät im Ausdrucke, Erfassung jedes Gegenstandes mit dem völligen Menschen waren, ihr dagegen die Klarheit, Besonnenheit, innere Befriedigung abgingen, welche vereint mit jenen Vorzügen den genialen Schriftsteller, Künstler, Thatmenschen schaffen. Wem Rahel's Briefe mit ihren ungeheuern Gedankenblitzen, mit ihrem Stammeln und Lallen, welches die Fülle eines überschwenglichen Herzens bezeugt, ihren zerbrochenen Sätzen, ihren schneidenden Widersprüchen, aus denen ungelöste Verstandesdissonanzen herausschreien, wem, sag' ich, diese Briefe nicht gefallen, der hat ein Recht, sie wegzulegen, nicht aber den moralischen oder religiösen Werth der Verf. zu bekritteln. Dies ist dennoch geschehen, und das vorliegende Büchlein hat den gutmüthigen Zweck, mißgünstige Urtheile durch Stellen aus Rahel's Briefen zurückzuweisen; ein Zweck, der hervorsticht, ohne daß er bestimmt ausgesprochen wäre. Die vielen Stellen aus Rahel's Briefen, welche angeführt werden, sind das Beste am Büchlein und werden, so zusammengestellt, auf Manchen heilsam anregend wirken, aber es scheinen schon einige zu viel zu sein, nämlich die, in denen Rahel groß von sich selbst spricht. An diese Stellen wird sich aufs Neue neidische Mißgunst halten. Dagegen werden Stellen vermißt, welche Diejenigen völlig zurückweisen, die von Rahel behaupten, sie sei mehr religiös als christlich gesinnt gewesen. Gegen solche Splitterrichterei sollte man auf das Detail eingehende Widerlegungen gar nicht für nöthig halten, denn man erkennt durch dieselben die Berechtigung zu jener Splitterrichterei an. Nur im Allgemeinen ist sie zu widerlegen. Man sehe doch in die eigne Brust und versuche ein Urtheil über seine eigne Moralität und Religiosität zu fällen. Wer es vermag, ist ein großer Mensch; aber auch der größte wird das Innere eines andern Menschen nimmer zu beurtheilen vermögen. Nur den Verstand können wir beurtheilen, nicht das Herz. Vor Allem aber ist zu erinnern, daß, wer über die Christlichkeit eines andern Menschen aburtheilt, selbst gegen die Lehre des Christenthums handelt: Richtet nicht! Wahr und schön ist ein Wort Rahel's: „Wir müssen Alle lieben, die wir kennen." Wie könnte auch Gott die Menschen lieben, als weil er sie kennt durch und durch, besser als sie sich selbst, nämlich bis auf den Grund, der er selbst ist. Wo der göttliche Grund so klar durchschimmert wie bei Rahel, da ist leicht durch Nebel und Wolken irdischer Unklarheit hindurchzuschauen. Lernt sie kennen, so werdet ihr sie lieben! 53.

Notizen.

Aus dem Bulletin der im Laufe des Jahres 1836 von dem gewöhnlichen Policeitribunal zu Paris erlassenen Verurtheilungen ergibt es sich, daß dieses Gericht in dem genannten Jahre nicht weniger als 22,145 Urtheile gefällt hat. Davon waren 11,750 contradictorische und 10,395 wegen ungehorsamen Ausbleibens. Die Beschaffenheit der Contraventionen anlangend, so lauteten 27 Erkenntnisse wegen ungestempelter Anschläge, 409 wegen umherlaufender Thiere und unbezeichneter Hunde, 112 wegen unvorsichtigen Gebrauchs von Feuergewehr, 4406 wegen unterlassenen Straßenfegens, 1392 wegen gesetzwidriger Offenhaltung von Thüren und Läden, 76 wegen Schachers, 1163 wegen überladener Zugthiere, 16 wegen Verkaufs ungesunder Lebensmittel, 97 wegen Colportirens von solchen, 6741 wegen Unordnung auf den Straßen, 91 wegen unconcessionirter Wirthschaftshaltung, 588 wegen falschen Maßes und Gewichts, 86 wegen Injurien, 256 wegen unterlassener policeilicher Meldung und heimlichen Aufenthalts, 102 wegen Hazardspiel, 160 wegen ambulanten Musikmachens, 324 wegen nächtlichen Straßenlärms, 19 wegen verfälschter Getränke, 1461 wegen Mangels an Vorsicht, 391 wegen Unterlassung nothwendiger Reparaturen, 4 wegen unberufenen Zeugens u. s. w.

Neulich wurde eine Frauensperson zu Paris wegen Diebstahls und heimlichen Tragens eines Dolchs zu 18monatlichem Gefängniß verurtheilt. Als ihr der Präsident dies Urtheil bekannt machte, rief sie immer: „Paul Niquet ist an Allem Schuld, Paul Niquet ist von jeher der Urheber meines Unglücks gewesen." Die Richter glaubten anfangs, sie meine irgend eine bestimmte Complice; allein einige anwesende „Fashionables" der niedern Gattung verstanden die Verurtheilte besser und erklärten diese Redensart. Die Dame meinte nur ein Abstractum, eine Personification, einen Gattungsbegriff, nämlich den — Branntwein, den die niedere Classe von Paris Paul Niquet nennt, weil ein berühmter Branntweindestillateur unweit der Halle diesen Namen führt. In der That hat die gute Person Recht: Paul Niquet hat wenigstens ein Viertheil des Unglücks, das in der Welt geschieht, zu verantworten; nur Schade, daß man ihn nicht bestrafen kann. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 83. —— 24. März 1837.

Irland.

(Beſchluß aus Nr. 82.)

Wir haben bisjetzt hauptſächlich von dem Elende der arbeitenden Claſſe auf dem Lande geſprochen; aber auch in den Städten iſt es nicht beſſer. Als Beiſpiel dazu kann Limerick, eine der größten, geſchäftigſten und an Wichtigkeit immer mehr zunehmenden Städte Irlands dienen. Es iſt wahr, daß ein großer Theil des Grund und Bodens, auf dem die Stadt erbaut iſt, ſowie der Umgegend dem Grafen von Limerick gehört, einem Manne, von dem Inglis nur Eins bemerkt, nämlich daß er von keinem Menſchen, ſeien es nun Hohe oder Niedere, Reiche oder Arme, die er gefragt, ein für Se. Herrlichkeit günſtiges Wort gehört habe.

Man hatte mir geſagt, daß ich in Limerick mehr Elend finden würde als in irgend einer der Städte, die ich zuvor beſucht. Ich verfolgte meine Beobachtungen mit der größten Sorgfalt und muß geſtehen, daß ich die ſchlimmen Berichte, die man mir gemacht, beſtätigt fand. Ich widmete dem Beſuche der Stadttheile, wo das Elend vorzüglich hauſt, einen ganzen Tag. Ich betrat vierzig von dieſen Stätten der Armuth und werde Zeit meines Lebens die Scenen von Hülfloſigkeit und hoffnungsloſem Leiden, die mir dieſen Tag vor Augen traten, nicht vergeſſen. Einige von dieſen Schlupfwinkeln waren auf Böden, andere in Kellern, andere beſtanden in Hütten auf bloßer Erde, wieder andere befanden ſich in Höfen oder engen Gängen. Ich will gar nicht von ihrem Schmuz ſprechen; er könnte nur von den Orten, die eigens zur Aufnahme von Unrath beſtimmt ſind, übertroffen werden; denke man ſich Alles, was es nur Ekelhaftes da geben kann, und man wird die Wahrheit nicht überſchreiten. In drei Vierteln dieſer Wohnungen des Elendes gab es weder irgend einen Hausrath noch Geräthſchaften, mit Ausnahme eines eiſernen Topfes; keinen Tiſch, keinen Stuhl, keine Bank, kein Bettgeſtell, aber drei bis vier kleine Strohbündel, manchmal mit einem oder zwei alten zerriſſenen Strohſäcken, die in einem Winkel aufgerollt waren, damit ſie zu dieſer Zeit ja nicht als Bett gebraucht würden. Unter den Bewohnern waren einige alt, gekrümmt, oder mit Krankheiten behaftet, andere zwar jung, aber entſtellt und mager, von ausgehungerten Kindern umgeben. Einige ſaßen auf der feuchten Erde, Andere ſtanden aufrecht, wieder Andere vermochten nicht von ihrem Häuflein Stroh ſich zu erheben. Kaum in einer dieſer Wohnungen fand ich auch nur eine Kartoffel. In einer bemerkte ich eine kleine Öffnung, die in ein inneres Gemach führte. Ich machte mir einen Fidibus, um bei ſeinem Schein zu ſehen, was ſich drin befände. Da ſah ich eine vollkommen dunkle Höhle, zwölf Quadratfuß meſſend; in den beiden Winkeln waren zwei Haufen Stroh; auf dem einen ſaß eine Frau, die ſich nicht erheben konnte, auf dem andern lagen zwei völlig nackte Kinder, und ein Lumpen, der über ſie hingeworfen war, diente ihnen als gemeinſchaftliche Decke. Und doch wartete meiner noch ein abſchreckenderer Anblick. In einem faſt ganz dunkeln Kellerloch, auf feuchtem Boden, auf dem meine Füße ausglitten, fand ich einen Mann auf einem Wenig Sägeſpäne ſitzen; er war vollkommen nackt, hatte nicht einmal ein Hemde und umgab ſeinen Körper nur mit einem zerfetzten Strohſack, der voller Unflath war; man hätte ihn ſeiner Magerkeit wegen für ein Skelet halten können, die Knochen ſchienen die Haut durchbrechen zu wollen — er ſtarb vor Hunger. Statt der vierzig Wohnungen hätte ich hundert beſuchen, ſtatt der Hunderte von Männern, Frauen und Kindern, die ich in dieſem Zuſtande vollkommener Entblößung von Allem fand, hätte ich Tauſende ſehen können. Ich betrat nur aufs Gerathewohl die Gänge, Hütten und Böden, und habe keine Urſache, zu glauben, daß die vierzig Wohnungen, die ich beſuchte, elender als die übrigen Hunderte waren, an deren Thüren ich vorüberging.

Es begegnete mir auch noch eine andere Art von Elend. Die Individuen, von denen ich ſprach, waren alt, gebrechlich oder krank; aber ich ſah auch noch eine andere Claſſe von Weſen, die Kräfte und den Willen hatten, ihren Unterhalt zu verdienen; und dennoch eilten ſie reißend dem nämlichen Zuſtande von Preßhaftigkeit und Unvermögen zu. Es waren dies Weber, die für 2½ bis 4 Schilling die Woche den ganzen Tag von 5 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends arbeiteten. Mehre unter ihnen hatten Frau und Kinder. Ihre Nahrung beſchränkte ſich täglich auf eine Mahlzeit, die aus Kartoffeln beſtand. Ich brauche nicht weiter zu erklären, wie die eingeſchloſſene Luft, die Arbeit, die unzureichende Nahrung und die Verzweiflung ſie reißend zu demſelben Zuſtand von Erſchöpfung und Unvermögen, zu arbeiten, brachten, in welchem ich die Übrigen erblickte.

Bei dieſer Gelegenheit dringt Inglis vorzüglich auf Armengeſetze für Irland, damit die Wohlthätigkeit nicht allein eine Laſt für einige mildgeſinnte und noch dazu nicht die reichſten Leute bleibe, ſondern damit auch Die, durch deren Ausſaugeſyſtem der jetzige Zuſtand Irlands hauptſächlich mit herbeigeführt wäre, zur Mitleidenſchaft bei einer Armenſteuer herangezogen würden.

Wir wollen Inglis nicht weiter auf ſeiner Reiſe verfolgen, ſondern uns mit der Bemerkung begnügen, daß die bergigſten, wildeſten, unfruchtbarſten Diſtricte, die, wo die Civiliſation und die Capitalien am wenigſten hingedrungen ſind, ihm die verhältnißmäßig glücklichſten ſchienen, da die Concurrenz die Pächte daſelbſt am wenigſten in die Höhe ſchraubt. In den übrigen Diſtricten dagegen, wo die Cultur reißende Fortſchritte gemacht hat, wo der vollkommenſte Ackerbau eingeführt worden iſt, hat, welche

Verbesserungen auch im Zustande der Sachen eingeführt worden sein mögen, doch nicht die geringste im Zustande der Menschen stattgefunden, denn jeder Überschuß der Producte verursachte eine Erhöhung der Bodenrente. Endlich, in der protestantischen Provinz Ulster, wo eine sparsame und gewerbfleißige Bevölkerung schottischen Ursprungs einige Städte zu einem hohen Grad von Wohlstand erhoben hat, hat dennoch der Unterhalt, das wahre Eigenthum des Armen keine Bürgschaft; man hat im Gegentheil gesehen, wie auch da sich die Lage der arbeitenden Classe in den letzten 15 Jahren auf eine reißende Weise verschlimmert hat; und kommt nicht von der einen oder der andern Seite eine Abhülfe, so wird man sehen, wie dieselbe Ursache des Elends in wenig Jahren die Lage der ackerbauenden Classe im Norden Irlands ebenso traurig machen wird, als es im Süden der Fall ist.

So viel zur Charakteristik des interessanten Werkes. Wir haben uns dabei einzig auf Ausbebung des merkwürdigsten auf den Pauperismus Irlands Bezüglichen beschränkt, da dieser Punkt jetzt grade die europäische Wichtigkeit dieser Insel begründet, indem gewissermaßen Englands Zukunft von der Lösung der damit verbundenen Fragen abhängt. Man würde jedoch irren, wenn man glauben wollte, daß die vorliegende Reisebeschreibung nichts Anderes als auf diese Angelegenheit Bezügliches enthielte; im Gegentheil gibt sie auch in den übrigen Beziehungen, namentlich was die Natur, den Charakter und die Sitten des Volks, das Leben der verschiedenen Classen desselben, Gewerbe und Künste u. s. w. betrifft, ein treues Bild der grünen Insel; und wenn der nüchterne Ton der Darstellung und die häufige Beibringung nationalökonomischer Notizen ihre Lecture mitunter etwas trocken macht und der poetischen Anschaulichkeit schadet, so wird man dafür durch die Zuverlässigkeit der Angaben und den Reichthum an factischem Detail, sowie durch den richtigen Blick und das gesunde Urtheil des Verf. hinreichend entschädigt. Wir bedauern es sehr, nicht mehr hiervon beibringen zu können, da eben erst durch die übrigen Schilderungen und Mittheilungen von irländischen Zuständen Das, was wir über den Pauperismus des Landes ausgehoben haben, in sein rechtes Licht treten kann. Aber die realistische Natur des Werkes hindert uns daran, indem wir durchaus alle auf einen oder den andern Gegenstand bezügliche zerstreute Notizen, wie z. B. die den Rechtszustand, oder die Sittlichkeit des Volks, oder die kirchlichen Verhältnisse u. s. w. betreffenden, zusammenstellen müßten, was am Ende ein völliges Ausschreiben des ganzen Buchs nöthig machen würde. Es genügt uns daher, auf den Angelpunkt, um den sich das ganze Werk und auch die irische Frage in politischer Hinsicht dreht, aufmerksam gemacht zu haben.

Gern gäben wir auch noch einen Auszug aus einem zweiten Artikel Sismondi's, der sich mit den Mitteln beschäftigt, die zur Verbesserung des Zustandes von Irland anzuwenden seien, und auf scharfsinnige Weise die Unzulänglichkeit aller zeither in Vorschlag gebrachten darthut und beweist, daß nur in einer totalen Veränderung der auf den Grundbesitz bezüglichen Rechtsverhältnisse eine gründliche Verbesserung im Zustande der unglücklichen Insel eintreten könne. Doch dieses letzte Mittel ist zu sehr mit einer lex agraria identisch, als daß man seine Ausführung auf gewöhnlichem Wege erwarten könnte; nur durch eine Revolution wäre es möglich. Es wird daher wol noch eine lange Zeit bei den Palliativmitteln bleiben, die Sismondi für unzureichend hält. Wir glauben uns daher eines nähern Eingehens auf sein Radicalmittel entheben zu können, da seine Anwendbarkeit vor der Hand noch im weiten Felde liegt. Schließlich können wir den Wunsch nicht bergen, daß grade jetzt eine gründliche Geschichte Irlands erscheinen möchte, die nicht blos seine äußern Verhältnisse, seine Regenten, die in ihm geführten Kriege und die dabei auftretenden Persönlichkeiten, sondern vielmehr seine innern Zustände, die Entwickelung des Volkscharakters, der Rechtsverhältnisse, des religiösen Lebens u. s. w. klar und scharfsinnig darstellte. Das Urtheil über dieses Land würde dadurch um Vieles erleichtert und sicherer werden. Denn wenn man auch nicht umhin kann, eine Verbesserung des jetzigen Zustandes Irlands als eine unbedingte Pflicht Englands anzusehen, möge nun die Schuld an diesem Zustande tragen, wer da wolle, so ist doch auch auf der andern Seite nicht zu leugnen, daß es ungerecht wäre, wenn man England allein diese Schuld aufbürden wollte; einen großen Theil davon tragen auch die Irländer, was die Geschichte deutlich zeigt, sowie das Schicksal, welches zwei Völker, die in Bezug auf ihren Charakter total verschieden sind, miteinander in Berührung brachte und in die unabweisbare Nothwendigkeit versetzte, entweder in immerwährendem Kriege miteinander zu leben, oder eines das andere sich zu unterwerfen. 57.

Raumer und seine Kritiker.

(Beschluß aus Nr. 62.)

Wenden wir uns nun zu den fünf andern Originalstücken der englischen Kritik, die den Hauptinhalt der in Rede stehenden Broschüre bilden, so werden uns darunter die beiden Kritiken aus dem „Dublin review" und aus dem „Edinburgh review" als die ausführlichsten, eindringlichsten, durchgreifendsten und geistreichsten in dieser Reihe besonders in Anspruch nehmen, denen wir mithin unsererseits einige erörternde Worte beigeben müssen. Die Kritik des „Dublin review" anlangend, so zeichnet sie sich aus durch wahrhafte Besonnenheit der Betrachtung, durch eine seltene Lauterkeit, man möchte sagen Pietät im Referiren und durch Das, was man in solchen Fällen kritisches Gewissen nennt, eine in neuern Tagen und Conflicten immer seltener werdende Eigenschaft, welche zugleich als intellectuelle Macht und Gewißheit seiner selbst für das geistige Vermögen Dessen, der sie besitzt, ein durchaus günstiges Zeugniß ablegt. Der Verfasser dieser Kritik hielt die vorausgeschickten Bemerkungen über Raumer's persönliche Verhältnisse mit Recht für sachgemäß und nothwendig, weil diese wirklich von Einfluß sind, um den verkannten Geschichtschreiber als Das zu rehibiren, was zu sein er selbst sich zum Ruhme und zur Ehre macht: ein vorurtheilsfreier Schriftsteller. Ihrem weitern Inhalte nach ist diese Kritik auch darum von Interesse und Bedeutung, weil sie eine vom Kritiker nicht geliebte, gleichsam parallelisch hingestellte, einflußreiche Tagespersönlichkeit, die von Sir Robert Peel nämlich, mit befaßt, welche sich auf eine fast kunstvolle Weise in die Raumer'sche Denk- und Betrachtungs-

mehr erfordern mit Ehre und Gut seinen Mann. Der Kaufmann ist ein Mann, der sich auf Handel und Wandel versteht, Handel und Wandel ist Tausch und Tausch ist Vertrag, und so ist der Kaufmann ein Mann, der sich auf Verträge versteht. Verträge sind Versprechungen, die gehalten werden müssen, wenn sie nicht unehrlich werden sollen. Ehrlichkeit ist die Grundlage des Kaufmannsstandes. Ehrlichkeit ist aber nicht nur Ehrlichkeit gegen andere, sondern auch gegen sich selbst. Ehrlichkeit gegen sich selbst ist Ehrgefühl. Ehrgefühl ist Selbstachtung. Selbstachtung ist Selbstvertrauen. Selbstvertrauen ist Mut. Mut ist Kraft, und Kraft ist Tugend. Also, der rechtschaffene Kaufmann ist ehrlich, ist tugendhaft, ist tapfer, ist ein Mann, ist ein Held.

Ich habe in meinem Leben viele Kaufleute kennen gelernt, aber nur wenige, die diesen Anforderungen an Kaufmannschaft entsprachen. Ich will sie hier nicht weiter aufzählen, sie sind mir alle gute Freunde geblieben, und ich will sie nicht kränken. Ich will nur einen nennen, einen, der mir besonders nahe stand, einen, der mir besonders viel gab, einen, der mir besonders viel nahm, einen, der mir besonders viel Ehre machte, einen, der mir besonders viel Schande machte, einen, der mir besonders viel Freude machte, einen, der mir besonders viel Leid machte, einen, der mir besonders viel Ärger machte, einen, der mir besonders viel Kummer machte, einen, der mir besonders viel Sorgen machte, einen, der mir besonders viel Mühe machte, einen, der mir besonders viel Arbeit machte, einen, der mir besonders viel Verdruß machte, einen, der mir besonders viel Unannehmlichkeiten machte, einen, der mir besonders viel Ungelegenheiten machte, einen, der mir besonders viel Widerwärtigkeiten machte, einen, der mir besonders viel Unbequemlichkeiten machte, einen, der mir besonders viel Unbehaglichkeiten machte, einen, der mir besonders viel Unbilligkeiten machte, einen, der mir besonders viel Unrecht machte, einen, der mir besonders viel Ungerechtig

„ist der liberalste aller Conservativen und der bedächtigste aller Reformer". In dieser Wendung liegt Raumer's politisches Wesen ganz ausgedeutet. Warum halten aber seine heftigen Gegner diese Wendung und den darin begriffenen Gedanken nicht fest, wenn sie seine sogenannte „Lauheit und Flauheit" mit Worten kreuzigen? Kann man denn nicht im Ernst, kann man nicht im Geist und in der Wahrheit ein liberaler Conservativer, ein langsam und bedachtsam das Neue aus sich herausspinnender Reformer sein? Ist die Alternative nothwendig: daß man entweder ein Heuchler oder ein Thor sei, weil man, auf der einen Seite einen constitutionnellen Staat und dessen Unrecht mit Worten zu geißeln, auf der andern einen unumschränkten Fürsten und seine guten Thaten zu rühmen, mit seiner Überzeugung vereinbar findet? 139.

Geschichte der Wiedertäufer, von ihrem Entstehen zu Zwickau in Sachsen bis auf ihren Sturz zu Münster in Westfalen, von J. Hast. Münster, Deiters. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Um mancher eigenthümlichen Ansichten willen, auch schon weil ein Katholik hier über eine aus der Reformation hervorgegangene religiöse Sekte schreibt, verdient diese Schrift nicht unbeachtet zu bleiben, wenngleich die ausführlichere Beurtheilung derselben den eigentlich theologischen Blättern überlassen bleiben muß. Es ist immer zu loben, daß der Verf. auf seinem Standpunkte so viel als möglich bemüht gewesen ist, sich gerecht zu zeigen, daß er Luther's erstes Auftreten mit Achtung erwähnt und es als einen Beweis ansieht, daß Gleichgültigkeit in göttlichen Dingen, die zu allen Zeiten der Tod des Lebens ist, ihn nicht ergriffen hatte, daß er in ihm die Kraft anerkennt, welche Leben in die Masse brachte, daß er endlich das sittliche Ärgerniß zugesteht, welches die Geistlichen dem Volke durch ihren Lebenswandel gaben; und wenn er bei Gelegenheit der Bauernunruhen den großen Reformator tadelt und die Ursachen derselben in dessen misverstandenen Lehren, der unverdauten Lecture des Alten Testamentes und der groben Vorstellungen vom Reiche Christi findet, so hat er wenigstens hier nicht härter geurtheilt als mancher protestantische Schriftsteller. Freilich finden sich auch genug Äußerungen, welche zeigen, wie fest der Verf. am Dogma seiner Kirche hält, wie über den Ablaß, der „richtig verstanden, gar keine lächerliche Seite bietet" (S. 11), und über Rom, welches „was man auch immer sagen mag, doch ein ehrwürdiges Collegium von Männern ist, fest in seinen Maximen und nur vergleichbar dem Senate des alten Rom in seinen bessern Tagen" (S. 137). Dabei wollen wir dem Verf. nicht grade Schuld geben, wie nach seiner Behauptung Dr. Erhard gethan hat, daß sein Bestreben durchweg dahingegangen sei, die Wiedertäufer ehrlich zu machen und als eine unschuldig verfolgte Sekte darzustellen; aber wir können doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß Hr. Hast in der Entwickelungsgeschichte der Sekte sich mitunter wol zu glimpflich gezeigt und diesen Auswuchs der Reformation nicht streng genug beurtheilt habe. Daß er den wilden Fanatismus derselben in Münster nach Gebühr gerügt hat, war nicht gut anders möglich, da sowol Katholiken als Protestanten über ein solches Unwesen auf das tiefste erbittert sein mußten.

Die Erzählung des Hrn. Hast verbreitet sich mit großer Ausführlichkeit über die Entstehung der wiedertäuferischen Sekte, über die Bauernkriege (wo man freilich die Benutzung protestantischer Schriftsteller, wie Planck's, Sartorius' und anderer, sehr vermißt), über die Verzweigungen der Sekte in der Schweiz, in Mähren, in Holland und in verschiedenen Theilen Deutschlands bis zu ihrer Niederlassung in Münster. Protestantische, besonders holländische Schriftsteller sind hier und da angeführt; meist folgt der Verf. katholischen Gewährsmännern; für die münsterschen Begebenheiten sind Kerssenbroik's „Annalen" die Hauptquelle; Jochmus' „Geschichte der Kirchenreformation in Münster" haben wir einige Male angeführt gefunden. So wird auf S. 337 angeführt, daß Jochmus auf eine ihn ehrende Weise die Wiedertäufer gegen den Vorwurf in Schutz genommen habe, als ob die sogenannte Feuertaufe des Propheten Jan Matthiesen nichts Anderes als eine Versammlung gewesen sei, wo man der zügellosesten Wollust gefröhnt habe. Hr. Hast meint, daß dergleichen Verirrungen wenigstens damals noch nicht Ansicht der Sekte gewesen wären, wagt jedoch nicht zu entscheiden, inwiefern und unter welchen Umständen „praktische Verirrungen" möglich waren. Aber die wenige Monate nachher eingeführte Vielweiberei ist doch wenig entfernt von jener Gemeinschaft der Güter und der Frauen, ja man könnte füglich in ihr die Vorbereitung zu jenem Unsinn erkennen; und was die Sache selbst betrifft, so dürfte nach den Scenen, welche in dem Muckerverein zu Königsberg vorgefallen sind, eine solche Feuertaufe in einer Zeit der höchsten Exaltation nicht so unmöglich gewesen sein. Weiter erwähnt Hr. Hast auf S. 353 des Edicts der zwölf Ältesten, welches sie unter Jan's von Leiden Regierung als religiöse Norm erließen, und bemerkt dabei, daß sich die ersten Grundideen der Wiedertäufer darin noch ganz klar wiederfinden, nämlich die Innerlichkeit des Lebens, das Gottesbewußtsein, die Bedeutung der heiligen Schrift als des äußerlich hingestellten Wortes für die dem Göttlichen im Wiedergeborenen entfremdete, das Andere ihrer selbst gewordene Menschheit und die Werkthätigkeit des Wiedergeborenen in Liebe. „Heilloses Unglück", setzt er dann hinzu, „hat die Sekte verbreitet, und wir sind weit entfernt, einem rasenden Haufen das Wort zu reden; aber die Speculation der dem Christenthum zugewendeten Philosophie wird jener großen Idee Gerechtigkeit widerfahren lassen, die das Christenthum tiefer als blos äußerliches, historisches Factum erfaßt." Ref. gesteht, daß ihm in diesen Worten nicht Alles deutlich ist.

Von Benutzung neuer, ungedruckter Hülfsmittel haben wir bei Hrn. Hast keine Spur wahrgenommen. Wir erwarteten dies eigentlich, da sich der Verf. ein Mitglied des historischen Vereins von Westfalen nennt und in Hrn. Pfarrer Niesert einen Genossen zählt, der viele Urkunden und andere archivalische Schätze besitzt und gewiß gern die Bearbeitung eines Theils der vaterländischen Geschichte unterstützt haben würde. 7.

Notiz.

Die französische Geistlichkeit gab neuerdings einen Beweis ihrer Strenge, indem sie unter nachstehenden Umständen eine kirchliche Bestattung verweigerte: Ein junger, etwas zügelloser Mensch, Edme Mourra, aus Marle im Departement der Aisne, hatte während des Carnevals an einem Abend in lustiger Gesellschaft tüchtig der Punschbowle zugesprochen, hierauf, als er sehr erhitzt gewesen, ein Glas Wasser getrunken, endlich sich über die Straße nach einem andern Hause begeben, wo Ball war und er als Pierrot eine Zeit lang sein Wesen trieb. Mitten im Walzen rührt ihn der Schlag, er stürzt zur Erde und bleibt todt. Die Ältern schaffen ihn nach Hause und melden am andern Tage dem Pfarrer von Marle seinen Tod, in der Meinung, daß dieser von der Art und Weise, wie der Jüngling ums Leben gekommen, noch nichts wisse und demnach ein kirchliches Begräbniß bewilligen werde. Allein dieser verweigert es und verweist die Ältern an den Bischof von Soissons, der gleichfalls seine Einwilligung dazu nicht ertheilte. So fand also das Leichenbegängniß, wiewol sehr zahlreich, doch ohne alle religiöse Ceremonien statt. Am Grabe äußerte der Maire der Stadt in einer kurzen Anrede sein Bedauern, daß die heilige Kirche ihren Segen versagt habe, sowie die Hoffnung, daß die Milde Gottes für den Verstorbenen größer sein werde als die seiner Diener. Die Familie des jungen Menschen aber verwendete nun die Summe, welche die von der Kirche versagte Begräbnißfeier gekostet haben würde, zu guten Werken und ließ am nächsten Tage drei Säcke Mehl und 800 Pfund Brot unter die Armen des Kirchspiels vertheilen. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 84. —— 25. März 1837.

Dramatiſche Bücherſchau für das Jahr 1836.

Erſter Artikel.

Wenn es wahr iſt, daß die Beſchäftigung mit der Kunſt die Liebe für ſie, und die Liebe die Kunſtfertigkeit und endlich das Kunſtwerk erzeugt, ſo muß es den Deutſchen noch gelingen, der dramatiſchen Muſe die ſchönſten Siege abzugewinnen. Denn nicht eifriger ſuchen die Schüler St.-Simon's das freie und vollkommene Weib, als die Deutſchen die abſolute und perfecte Tragödie ſuchen.

Ob unſere fingerzeigenden Überſichten und harmlos-unbefangenen Vorreden und Kritiken zu dieſer Findung mitwirken, müſſen wir zwar dahingeſtellt ſein laſſen und wären im Allgemeinen eher geneigt, es zu bezweifeln als zu behaupten. Überblicken wir jedoch die lange Reihe von Andeutungen, Urtheilen und Beförderungen des Rechten, die wir nun ſeit vielen Jahren in dieſen Blättern dem höhern Urtheile der Leſewelt hingegeben haben, und welche dieſelbe mit einigem Intereſſe aufgenommen zu haben ſcheint, und ſehen dann auf den heutigen Stand unſerer Bühnenliteratur zurück, ſo möchten wir doch wiederum faſt an einen zwar kleinen, aber dennoch erkennbaren Einfluß glauben, den wir mit Beiſpielen und Andeutungen, wie wir ſie geben konnten, zum Wohle der Kunſt ausgeübt hätten. Manche Verirrung nämlich dünkt uns doch nun minder häufig vorzukommen, manche andere ſich wenigſtens mit geringerer Dreiſtigkeit geltend zu machen, und mehr als ein gutes Samenkorn ſcheint doch unter unſerer kritiſchen Pflege gedeihen zu wollen; denn die Kritik, wie wir ſie verſtehen, iſt weit entfernt blos negativ zu wirken; ſie ſoll auch poſitiv, fördernd und anregend ſein.

Wir widerſtehen der Verſuchung nicht, einen einzelnen Irrthum anzudeuten, der uns, unabläſſig von uns bekämpft, jetzt mehr und mehr als ein ſolcher erkannt zu werden ſcheint. Es iſt die Vermiſchung des Novellenſtoffs mit dem Drama. Dieſe dramatiſchen Fehlgeburten, welche aus Walter Scott'ſchen und dieſen ähnlichen Erzählungen entſprangen, tauchen jetzt nicht mehr ſo häufig wie vordem auf. Unſer Axiom, oft verfochten, daß der Dramatiker die hiſtoriſche Unterlage nur ſo, wie die Alten die Mythe gebrauchten, für ſeine Aufgabe verwenden könne, dünkt uns durchgedrungen und zu einer Art von Wahrheit, von Gemeingut Aller geworden zu ſein.

Wie dem auch ſei, und wenn es Täuſchung wäre, die Täuſchung ſpornt uns wenigſtens an, in unſerer kritiſchen Beſtrebung fortzufahren. Quod Deus bene vertat, denken wir und ſchöpfen fort aus unſerm kritiſchen Born in unſer kritiſches Danaidenfaß.

In allem Ernſt aber befriedigt uns die diesjährige dramatiſche Ernte mehr als je. Wird unſer Urtheil nachſichtiger, vielleicht gar ſchwächer, oder iſt die Frucht wirklich beſſer? Wer will uns darüber belehren? Scheint es nur uns, oder iſt es Wahrheit, daß das Sinnwidrige, das abſolut Verkehrte, das an ſich Schlechte zurückweicht und dem Beſſern Platz macht, das zwar nicht eben das Gute, aber doch das Beſſere iſt? Uns dünkt, das Würdige komme zur Anerkennung, Mittelgut werde mehr als ſolches erkannt denn zuvor, und, wenn auch gebraucht, doch ohne den Anſpruch gebraucht, der nur dem Guten gebührt. Sei es — accipimus omen!

Und ſo genug des Einleitenden und Allgemeinen. Wir blicken auf die lange Zeile unſerer Vorreden zurück und finden, daß kein neuer Fingerzeig zu beſprechen bleibt. Genug, daß wir erkennen, Deutſchland ſei im Hain Thaliens nicht verirrt, ſondern auf gutem Wege. Die wahre Tragödie iſt wenigſtens in der Hypotheſe erkannt; nur das Luſtſpiel bedarf noch der Begriffsberichtigung und ſucht noch Aufſtellung feſter Zielpunkte. Im ernſten Drama ringen Fünf, Sechs, im Luſtſpiel kaum Einer nach dem Wahren und unzweifelhaft Richtigen; hier iſt noch für Verſuche Feld und zur Nachſicht Grund.

Der Leſer aber kennt unſer Forum, vor dem kein Name gilt, ſondern die That. Er kennt die Art der Proceßführung und unſer Motto: „Gerecht, furchtlos und unbefangen!" Vor ihm hat auch das Kleine ſeinen Werth, und das anſcheinend Geringe, in dem der Prometheusfunke ſchlummert, kann gegen die prahlende Mittelmäßigkeit, welche mit großen Worten um ſich wirft, hier auf Schutz rechnen.

---

1. E. Raupach's dramatiſche Werke erſter Gattung. Fünfter und ſechster Band. (Die Hohenſtaufen. Erſter und zweiter Theil.) Hamburg, Hoffmann und Campe. 1837. 8. 3 Thlr.

In jedem Jahre haben wir bei unſern Überſichten der dramatiſchen Erzeugniſſe auf Raupach zurückzukommen, unter allen lebenden Dramatikern Deutſchlands nicht blos den vielſeitigſten, ſondern auch den ſtandhafteſten, bewußteſten und ausdauernds-

sten. Bisjetzt hat der Dichter es aus Grundsatz verschmäht, sich über seine Wirksamkeit in irgend einer Weise gegen das Publicum zu erklären; zum ersten Male nimmt er bei Gelegenheit der „Hohenstaufen", die er dem Könige von Preußen widmet, das Wort, um der Leswelt einen Blick in seine Bestrebung thun zu lassen und von seinen Zielpunkten dabei eine Andeutung zu geben. Diese einzige Vorrede Raupach's, der damit so karg als Göthe ist, scheint uns ein Element zu seiner Würdigung und als solches von Bedeutung zu sein. Raupach gibt darin von Dem Rechenschaft, was ihn bestimmt habe, seines Lebens Thätigkeit mit nachhaltiger Ausdauer, ja fast mit Hartnäckigkeit der deutschen Bühne zu widmen. Aus Rußland vor 14 Jahren zurückkehrend, fand er die deutsche Bühne ziemlich verlassen. Neigung und reicher Zufluß von Stoffen ermuthigte zu den ersten Versuchen; allmälig erwachte mit dem Bewußtsein des Vermögens, die Überzeugung von einer nützlichen Thätigkeit. Die historischen Stoffe zeigten sich zuletzt als die dankbarsten. Ein Cyklus deutscher volksgeschichtlicher Dramen erschien als ein strebenswürdiges Ziel. „Hätten wir", sagt der Verf., „unsere großartige Volksweltgeschichte von Heinrich I. bis zum westfälischen Frieden in 70 — 80 Dramen auf der Bühne, so würden wir eine Nation sein und ein Nationaltheater besitzen." Hierauf erklärt R. sich über die Behandlung des Stoffes in den Hohenstaufendramen. Ihm, dem vormaligen Professor der Geschichte, erscheint die Wahrheit als das erste Grundgesetz der Gattung, und er rühmt sich, wissentlich nichts verhehlt oder verstellt zu haben.

Man kann sich mit dieser Vorrede sehr einverstanden erklären, ohne sie doch genügend zu finden. Aber R. verschmähte es offenbar, in das angeschlagene Thema ergründender einzugehen, und er hat vielleicht Recht. Wenn man so viel Bedeutendes und so viel Treffliches geleistet hat wie R., so ist es ein überflüssiges Geschäft, seine Grundsätze darzulegen; nur die entschiedene Eitelkeit könnte dazu greifen, und von dieser halten wir R. frei. Nach und nach wird die Kritik billiger gegen ihn werden, als sie es jetzt noch ist, und sein Reichthum und seine bewunderungswerthe Formgebung werden sich geltendmachen.

Wir haben schon oft bekannt, daß uns in Raupach als Dichter ein Räthsel gegeben ist, das wir nicht zu lösen wissen. Er verachtet die Kunstregel und stellt sie doch dar; er glänzt mit allen Farben der Dichtung und will doch den letzten Schritt zum Dichter nicht thun; er schweigt in allem Schmuck der Poesie und zeigt sich doch der Poesie feindselig. Woher soll das anders kommen als daher, daß Raupach sich mit vollem Bewußtsein der Poesie ergeben will oder gar nicht? Dies aber scheint keinem Sterblichen gestattet und vergönnt. Wir sollen der Göttin Eigenthum sein, nicht sie zu unsern Zwecken gebrauchen wollen! Man kann Dasselbe auch noch mit andern Worten sagen. Nach Allem, was über R. gesagt ist, wissen wir nicht, ob es neu ist, wenn wir uns dahin erklären, daß Raupach's Tragödien uns nicht im Herzen entsprungen und vom Gemüth und der Phantasie ausgetragen scheinen, sondern daß sie im Willen wurzeln und im Verstande gezeitigt sind. Darum sind sie einer gewissen Vollendung theilhaft und doch in Höhe und Tiefe der Poesie nicht einheimisch; schöne, oft musterhafte Kunstwerke und doch keine Dichterwerke; lehrreiche, anmuthige, gefällige, die Bühne adelnde Arbeiten, und doch von polarischer Kälte im Vergleich zu den hingeworfenen Tragödien Shakspeare's.

Was in R. mangelt, ist weniger sein Mangel als der seiner Zeit: es ist ein Überfluß an Kritik, unter dem der Naturlaut erstickt; ein Übermaß von Zwecken und Bewußtsein, das der Phantasie Schweigen gebot und die Intuition abstumpfte. Raupach, mit einem Worte, ist ein Fechter aber kein Kämpfer in der poetischen Arena, wiewol diese von keinem seiner Mitbewerber mehr Ehre hat als von ihm.

Nach diesen Andeutungen wird man uns in Dem verstehen, was wir über die „Hohenstaufen" zu sagen haben.

„Kaiser Friedrich I. oder Friedrich und Mailand", historisches Drama in fünf Aufzügen mit einem Vorspiel, zeigt uns den großen deutschen Fürsten in aller seiner heroischen Kraft, noch ungebeugt, ja selbst von der Erfahrung noch ungewarnt, von der Ahnung eines mühevollen, endlosen und doch erträglosen Kampfes noch unerschüttert, ganz erfüllt noch von der Idee der Kaiserwürde und ihrer Pflicht, ganz diesem Gefühle hingegeben und bereit, dem Gedanken seiner Pflicht sein Dasein zu weihen. Eine solche Gestalt ist an und für sich groß, und es bedürfte so prächtiger Worte kaum, als Friedrich spricht, um ihn uns theuer zu machen.

Von Gottes Gnad' empfingen wir das Reich;
Nicht daß wir diesen staubgebornen Leib
Mit Kron' und Purpur schmückten, uns von Fürsten
Und Völkern ehren ließen, vor der Welt
Mit großen und ehrwürd'gen Namen prangten;
Nein, daß wir als sein treuer Stellvertreter
Auf Erden waltend: . .
Die Guten förderten, die Bösen zähmten,
Unrecht vertilgten, Recht zur Geltung brächten.
Und nur, weil uns der Pflichten schwerste ward,
Genießen wir mit Recht der höchsten Ehre. . . .

Wer erkennt in dieser Einleitung — auch an ihrer etwas undramatischen Länge — nicht eine Nachahmung Shakspeare'scher Eröffnungsreden in den historischen Stücken? Diese Nachahmung ist löblich; denn wer wollte ihre naive Tüchtigkeit nicht den gekünstelten und stets gewaltsamen Expositionen vorziehen, die durch Bediente und untergeordnete Personen zu geben eine unverständige Mode den Tragöden nöthigt? Der Dichter der Tragödie zeige sich uns von vorn herein gerade, ohne Umschweif, ohne unwürdige und ärmliche Finesse.

Dies Princip der Geradheit und kunstlosen Natürlichkeit hält der Verf. auch mit lobenswürdiger Standhaftigkeit durch die ersten Stücke des Hohenstaufencyklus fest. Alles tritt offen und ohne Umschweif heraus, Gutes wie Böses, und vielleicht liegt hierin der eigenthümliche Eindruck von Ernst, Tüchtigkeit und Werth, den diese Arbeiten auf den Leser machen. Erst die spätern Stücke, „König Enzio" u. s. w., nehmen wieder ein künstliches Element in ihren Bau auf. Natur und Dichtung aber sind näher verwandt, als Viele glauben, die ihren Homer ganz vergessen zu haben scheinen.

Jener ernste und würdige Eindruck durchathmet namentlich diesen ersten Theil „Friedrich I." Der Kaiser hat seine durch die siegreiche Empörung Mailands geschändete Krone abgelegt und gelobt, sie nicht eher wieder aufzunehmen, bis er die der Kaiserwürde widerfahrene Schmach gerächt hat. Mailand ist besiegt, seine Bundesgenossen, Bologna, Brescia, Piacenza, flehen um Gnade; da endet Friedrich:

Wir stehn auf Mailands Erde. Preis dem Herrn,
Der unserer Ferse Kraft verliehen hat,
Daß sie den Kopf der Schlange hat zertreten . . .
Und nun vollstreckt an Mailand unsern Spruch . .
. . . Ich bringe dieses Opfer
Nicht meiner Rache, weil sie mich verhöhnt,
Nicht meinem Rechte, daß ich mächt'ger würde,
Nicht meinem Stolz, daß mich die künft'ge Zeit
Als einen großen Kriegeshelden preise;
Ich bring's der Majestät, die Gott verordnet,
Daß sie an seiner Statt der Erde Völker
Nach seinem Geist, zu seinem Ziele lenke;
Ich bring' es dem Gesetz, das du gegeben . . u. s. w.

Dies Stück, eine Verherrlichung nicht blos Kaiser Friedrich's, sondern deutschen Sinnes und deutscher Kraft überhaupt, verdient den Namen eines patriotischen. Es ist ein Erstling in einer neuen Gattung; Alles in ihm steht wohl, und selbst die Mischung von gebundener und ungebundener Rede vermehrt seine Wirkung, indem sie der Wahrheit in der Täuschung förderlich ist und den Reiz der rhythmischen Partien erhöht.

„Kaiser Friedrich I., zweiter Theil, oder Friedrich und

Alexander", gleichfalls in fünf Aufzügen mit einem Vorspiel, bringt nun die beiden gewaltigen Gegner in unmittelbaren Contact; aber nur um dieſen Widerſtreit der Pflichten — denn auch Alexander erſcheint nur als ein ganz getreuer Diener ſeiner Pflicht — auf das rührendſte und in voller Harmonie zu löſen. Der ganze Ton des Stücks iſt daher auch weicher und ſpricht mehr als das erſte zu den ſanften Gefühlen in unſerer Bruſt. Er bringt die im erſten Theile aufgerufene Leidenſchaft zum Schweigen, indem er ſie am Göttlichen läutert und durch die Idee des Friedens und der Reſignation im Menſchlichen ſie befriedigt. Beide Stücke gehören daher weſentlich zueinander und ſollten eigentlich nie getrennt geleſen oder dargeſtellt werden: ſie ſind wie Wein und Öl zueinander.

Der Kampf zeigt keinen der Streitenden als Sieger, keinen als Beſiegten. Dies iſt die Seelenlage, in der wir mit einem verfolgten Gegner ſtets am meiſten zur Verſöhnung geneigt zu ſein pflegen. In dieſer Stimmung treffen beide Gegner in Venedig zuſammen. Die Spannung, mit der wir dieſem Geſpräch im fünften Acte entgegengehen, iſt gerecht; ſie iſt groß und dramatiſch gerechtfertigt, wenn auch die Dialektik ſich hier etwas breit machen möchte. „Ob ich geirrt", ſagt Kaiſer Friedrich, „oder nicht, ich weiß es nicht!" So ſollte der Menſch ſtets ſprechen, in dem eine Leidenſchaft gebrannt hat! Hierauf entgegnet Alexander, die Kirche fodere nur ihr Recht.

Kaiſer. Was iſt ihr Recht?

Aler. Des Menſchen Thun und Laſſen
Dem göttlichen Geſetz zu unterwerfen.

Dies Recht muß Kaiſer Friedrich ihm einräumen, nachdem ein ſinnreiches Gleichniß ihm erwieſen hat, die Kirche vertrete im Organismus der Welt die Stelle des Gewiſſens im einzelnen Menſchen.

Aler. Im Menſchen denkt und handelt der Verſtand;
In ſteter Wechſelwirkung mit den Dienern,
Den Trieben der Natur, macht er das Leben
Und iſt deſſelben Meiſter und Gebieter.
Doch neben ihm ſteht eine andre Kraft,
Frei, von ihm unabhängig: das Gewiſſen;
Es handelt niemals, ſpornet nur zum Guten,
Warnt vor der böſen That und ſtraft den Thäter.
So iſt im Ganzen auch ...

Friedrich iſt belehrt, überwunden. Er bietet Frieden.

Aler. ... Ihr wünſcht den Frieden,
Und ich vertrete Den, der Frieden will! ..

Nun erſcheint der Mönch, Friedrich's Retter aus der Gewalt der Lombarden. Er ſegnet den Papſt auf deſſen Bitte und ſegnet den Friedensbund, und mit Memento mori ſchließt das Stück.

Nachdem der Dichter ſich ſo als ein gleich mächtiger Zauberer für die Bilder und Gefühle des Hereismus wie für die ſanftern des Friedens und der Vergebung erwieſen und in ſtarken Contraſten unſere Seele erſchüttert hat, läßt er im dritten Theile: „Friedrich I. oder Friedrich und Heinrich der Löwe", hiſtoriſches Drama in fünf Aufzügen mit einem Vorſpiel, wieder die patriotiſchen Empfindungen ſprechen. Dies Stück iſt ſtärker und reicher unter dem reindramatiſchen Geſichtspunkte und dennoch treu und ſorgſam der Geſchichte nachgebildet. Die Sprache ſteigt hier zu mächtigen Bildern an. Von vorn herein erkennen wir, daß zwiſchen Charakteren wie Friedrich und Heinrich kein dauernder Vertrag gegeben iſt. Pflichten und Anſichten ſtehen ſich zu ſchroff entgegen, um nicht bei gleicher Macht zum Kampf auf Tod und Leben auszubrechen. Friedrich ſiegt durch Otto's v. Wittelsbach Freundſchaft; Heinrich muß ſich kniend dem harten Spruch des Reichs unterwerfen. Doch Friedrich hebt ihn auf:

Steh auf, ſteh auf! Ich kann's nichts länger tragen,
Denn alle frohen Stunden unſrer Jugend
Stehn leichenblaß und weinend um dich her,
Und meine Seele blutet .. du haſt's gewollt ....

Und ſpäter:

Deutſchland muß einig, ja nur Eines ſein,
Zum eignen Heile, wie zum Heil der Welt. ...
Wie eine Wetterſcheide ſteht es inmitten
... und hält vom Weſten
Den Oſten und vom Norden fern den Süden,
Daß ſie im blut'gen Kampfe ſich nicht treffen ...
Die Einheit Deutſchlands iſt ein Heiligthum;
Eins muß es ſein zu eignem Glück und Ruhm,
Eins muß es ſein, daß es den Frieden nähre,
Eins muß es ſein, daß es die Welt verklär'e!

So endet das Drama, wie wir ſehen, mit einer für einen Hofdichter ziemlich ernſten und kühnen Apoſtrophe, der wir jedoch aus Herzensgrunde beipflichten dürfen.

Der vierte Theil: „Friedrich I. oder Friedrich's Abſchied", umfaßt endlich ein Schlußdrama wieder in fünf Aufzügen. Die Leidenſchaft — denn was man auch ſagen möge, der unnachſichtige Kampf Friedrich's für ſeinen Begriff der Kaiſerwürde war auch eine Leidenſchaft — erſcheint nun hier ganz geläutert, berichtigt, dem Höchſten und Ewigen untergeordnet. Des Ganzen Bewegung iſt ſanft und gemüthvoll; Liebe und Poeſie finden Eingang, und die rührende Geſchichte König Heinrich's und der Gräfin Ida v. Andechs, welcher Heinrich entſagen muß, um Konſtanze von Sicilien zur deutſchen Königin zu erheben, bildet recht eigentlich den Mittelpunkt der dramatiſchen Handlung. In ihrer Mitte erreicht den Kaiſer die Nachricht von dem Fall Jeruſalems. Dieſer ruft:

Jeruſalem — Jeruſalem gefallen!
Geſtürzt das heilge Kreuz! Herr Zebaoth,
Wie fürchterlich biſt du in deinem Zorn!
Wir haben ihn verdient; denn kindiſch-eitel,
Voll Eigennutz und Habſucht haben wir ...
Um weltlich Recht und irdiſch Gut gehadert,
Das nichtig doch wie Morgennebel iſt.

Und alle Plane der Politik ſind vergeſſen, und der Kaiſer reicht dem beleidigten Gangolf die Hand und hat keinen Gedanken mehr als den an die kriegeriſche Pilgerfahrt. So beſteigt er bei Regensburg ſein Schiff unter dem Lebewohlrufe ſeines Volks. Hiermit verſchwindet die große Erſcheinung, welche uns die vier Dramen hindurch in 23 Aufzügen beſchäftigte, alle eigentlich nur ein Drama in vier großen Abtheilungen bildend. Ein ſo langathmiges Werk der Begeiſterung verdient, von allem Andern abgeſehen, ſchon um ſeines Gegenſtandes und um der dauernden poetiſchen Erhebung willen, die es einflößen konnte, alle Achtung. Der Verf. zeigt ſich darin durchaus als ein Deutſcher, gerecht, tief, innig. Den dramatiſchen Werth der Arbeit ſuchen wir beſonders in ſeiner Wahrheit, ſeiner pſychologiſchen Ergründung, ſeiner reinen, bilder- und farbenreichen Sprache; Verwickelung und Charaktere gehören nicht ſowol dem Dichter als der Geſchichte an, und Raupach hat dafür geringes Verdienſt, es ſei denn, daß wir ihm die Wahl anrechnen wollen. Immerhin aber können wir dieſe Leiſtung zu den bedeutendſten und anziehendſten unter den jüngſten Gaben der dramatiſchen Muſe Deutſchlands rechnen und ſie als eine von denen betrachten, die den Namen des Dichters andern Generationen vererben und ihm ſelbſt das befriedigendſte Bewußtſein hinterlaſſen werden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Pückler und Cooper.

Die Franzoſen werden gewiß nicht Byron's „Childe Harold" mit deſſen Fortſetzung von Lamartine nebeneinander ſtellen, um ſich mit den Engländern zu meſſen. Lamartine hat mehr Harmonie der Sprache und Zartheit der Töne als Byron; aber ermüdend windet man ſich durch ſeine künſtlichen Bilder, und ermüdet folgt man der immer gleichmäßigen Bewegung ſeiner nicht immer folgerechten Gefühle; kein Fortſchreiten hilft,

man bleibt von der ätherischen Aussicht unendlich entfernt. Byron künstelt nicht, er reißt mit sich fort, und mit Sturmesgewalt geht es durch die Welt, ihre Werke und Wildnisse, ihre Gedanken und Leidenschaften; aber es geht nicht weiter, als der menschliche Athem reicht, und denkt man nicht wie er, so fühlt man doch wie er. Dagegen scheint eine Vergleichung zwischen zwei Lieblingsschriftstellern der Deutschen und Amerikaner desto zulässiger, weil der eine von dem andern nicht wußte, daß er denselben Gegenstand in derselben Form wie der andere behandele. Pückler und Cooper beschreiben ihren Empfang bei dem Könige Ludwig Philipp in Briefen, von denen der deutsche noch früher als der englische gedruckt worden, obgleich Cooper schon 1830 und Pückler fünf Jahre später vorgestellt wurde. Beide sind üblicherweise bald darauf auch zur Tafel geladen, und davon sagt der Bürgersmann Cooper nichts weiter, auch hütet sich der Fürst Pückler seinerseits, das Langweilige der stereotypen Unterhaltung im Vorzimmer und des Geflüsters an der Tafel zu erzählen, er deutet aber recht gemüthlich an, wie geschmackvoll und königlich die Einrichtung sei. Wenn Cooper ungern hat und von Dem schweigt, was Pückler gern hat und bespricht, so sind sie doch darin sich gleich, daß jeder seinem Sinne folgt, und wie sie sich nicht verstellen, so entstellen sie auch nicht: keiner von ihnen zeichnet oder färbt vorsätzlich falsch. Wer von ihnen die wenigsten Umstände mache, möchte mit aller deutschen Gründlichkeit schwer zu entscheiden sein, ein paar Züge sind ihnen genug, und damit sind doch die Umrisse in ihrer Schärfe und die Gestalten in ihrer Lebendigkeit gegeben. Die alte Bekanntschaft von Pückler mit dem Hofwesen ist gegen einen Beobachter wie Cooper wol kaum ein Vortheil, oder wird durch den Reiz der Neuheit aufgewogen, der auf die Darstellung übergeht. Cooper fährt mit Lafayette, der damals die Nationalgarde commandirte, ins Palais royal, das Gedränge ist groß, aber Alles macht Platz, er meint aus Ehrfurcht für den General; die Kutscher werden indeß wol nur die grande entrée geachtet haben. Nach dem Aussteigen erschienen zwei Adjutanten, und das war wol nicht Zufall, sondern eine Aufmerksamkeit, die dem General in seiner Stellung erwiesen ward; es geht rasch durch die Gemächer und die wogenden Mengen bis zu dem Zimmer des Königs, vor dem Lafayette mit Soult zusammentritt. Cooper hört ihr Gespräch, es ist eine echte Vorzimmerunterhaltung, es betrifft ihre beiderseitigen Lenden; es ist aber nur unvollständig gegeben, sonst könnte wol durchschimmern, daß Soult etwa so gescherzt habe wie der rüstige Fürst von Dessau mit dem hinfälligen Prinz Eugen. Cooper betrachtet sich die Versammlung; die Sieger und die Besiegten der Julitage lassen sich darin unterscheiden und bilden ihre beiden Theile, zwischen denen nur wenige Gleichgültige stehen, oder gar irgend ein bonapartischer General, dem man den Widerwillen ansieht. Indeß öffnet sich das Empfangzimmer, der König in der Uniform der Nationalgarde steht an der Thür, die Königin mit seiner Schwester in der Mitte des Zimmers, und ihre jüngern Kinder sind im Hintergrunde gruppirt. Die Freundlichkeit, womit der König auf Lafayette zugeht, scheint abgemessen, der Händedruck aber treuherzig. Cooper und andere Amerikaner werden vorgestellt und mit Händedruck willkommen geheißen. Die Königin redet sie Französisch an und läßt sich Englisch antworten, das sie versteht und Adelaide spricht. Der hübsche und artige Herzog von Orleans ist in einem andern Kreise, er empfängt mit Anmuth und scheint sich ängstlich zu bestreben, Allen zu gefallen. Cooper glaubt, daß Lafayette mit dem Empfange der Amerikaner von dem Könige nicht zufrieden gewesen sei; ein Adjutant — Kammerherren gibt es nicht mehr — führt sie, als man schon aufbricht, zu dem General, und alsbald kommt der König wieder, sieht aber ernst, wenn nicht mißvergnügt aus, daß ihm diese übermäßige Artigkeit (extra-attention) nicht erspart wurde. Er spricht mit dem Einen und Andern, sein Englisches ist geläufig und wenig fremdtönig, er hält sich an das Allgemeine und mischt etwas von seiner Reise in Amerika ein, worauf er nach einer Verbeugung gegen Alle sich entfernt. Als sie von dem Schlosse gehen, hört Cooper einen Offizier murmeln: „Amerika, lebe wohl", und nach Allem denkt er, daß Lafayette sich am Hofe nicht halten werde. Er bestreitet zwar die Meinung, die ihm Urtheilsschwäche beimißt; aber der ebenerzählte Vorgang mit dem Könige mißfällt ihm doch durchaus, der das Verfehlte und Verkehrte mit abgemessenem Benehmen zugleich ertrug und fühlen ließ.

Wenden wir uns von Cooper zu Pückler, so sehen wir statt des werdenden den gewordenen Hof; jener läßt ahnen, daß die äußere Umgebung gefängnißmäßig werden könne, dieser schweigt von solchen unangenehmen Dingen und hat dagegen seine Freude an der Ordnung in den Tuilerien und an der Unterhaltung mit der königlichen Familie, von deren liebenswürdigem Betragen und geistvollem Umgangstone er mehr als jener zu sagen weiß. Die Hauptschwierigkeit umgeht er dadurch, daß er vornehm thut, als wenn er an eine Verwandte und mit der königlichen Familie schon Bekannte schriebe, die von ihm also keine Bildnisse derselben verlangen wird. Auf diese Weise können die Leser sich nicht beklagen, daß die Bildnisse fehlen, und er weiß ohne Zweifel, daß Niemand unmittelbar mit Worten treffend dargestellt werden kann, sondern daß ein bekanntes Bild den Lesern vorgestellt und daran so lange geändert wird, bis es Dem ähnlich ist, der geschildert werden soll. Man nimmt die griechischen Kunstformen oder die Volksphysiognomien zu Hülfe, wenn man nicht auf eine Familienähnlichkeit verweisen kann. Cooper macht so seine Bildnisse von der königlichen Familie, es sind aber mehr Schattenrisse als Gemälde: die Königin sieht eher in das bourbonische als östreichische Haus (also eigentlich in keins von beiden) und hat in ihrem Wesen einige Ähnlichkeit mit der Herzogin von St.-Leu. Von ihren beiden hübschen Töchtern hat Louise (jetzt Königin der Belgier) das Gesicht, wie es sich auf den Münzen der Bourbons zeigt (?), und die Züge der Prinzeß Maria sind von italienischer und classischer Form. Der Herzog von Orleans sieht mehr als alle übrigen in die östreichische Familie, und gleicht so auffallend W..., daß dieser (Amerikaner?) zu Paris oft für ihn angesehen ist. Cooper braucht freilich darauf keine Rücksicht zu nehmen, daß er durch eine solche Vergleichung, ihre Richtigkeit vorausgesetzt, dem Kronprinzen keinen guten Dienst bei den Franzosen leistet, welche bekanntlich ihre tournure vraiment française für das Vollkommenste halten; er scheint aber mehr als europäischen Hofton und europäisches Anstandsgefühl nicht zu beachten, wenn er dem Könige die Gastfreundlichkeit folgendermaßen vergilt. Nachdem er gesagt hat, daß der untere Theil seines Gesichtes voll und stark hervortrete und der obere dagegen wie zugespitzt erscheine, erzählt er, daß ein Angeklagter wegen sträflicher Tendenz seiner Schriften bei seiner Vertheidigung vor Gericht eine Birne genommen und daran hin- und hergeschnitzt hätte, bis unter allgemeinem Gelächter ihre Ähnlichkeit mit dem königlichen Kopfe erkannt worden wäre. Die Birne bezeichne nun diesen, seitdem sie so anschaulich gemacht hätte, was der Tendenzproceß aus einer Schrift machen könne. 132.

Literarische Notizen.

A. Séguier gibt in seiner vor Kurzem erschienenen Schrift: „Les légitimistes et les orléanistes", nach Musterung der verschiedenen Parteien das Resultat, die einzig wahre Legitimität sei die der Juliregierung, die des Hauses Orleans.

Die Herzogin von Abrantes hat „Une soirée chez Mad. Geoffrin" herausgegeben.

Von Philipon de la Madelaine ist in zwei Bänden „Le pontificat de Grégoire VII" erschienen. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 85. — 26. März 1837.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1836.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 84.)

2. Konstantin XI., letzter griechischer Kaiser. Historische Tragödie von C. A. Kaltenbrunner. Linz. 1836. Gr. 8. 16 Gr.

Diese Tragödie in fünf Acten mit einem Vorspiel: „Der Streit um die Krone", in einem Act, zeigt uns, den vorigen gegenüber, welche verschiedene Form der Behandlung das historische Drama zulasse. Obgleich selbst nicht ohne Talent entworfen, sehen wir doch, wie hier sich Alles den Zwecken des Dichters fügen muß, der in den „Hohenstaufen" sich selbst der Geschichte fügte. Der Vergleich ist lehrreich. Hier macht der Dichter die Geschichte, dort machte die Geschichte den Dichter. Hier sind es die kleinen Züge der Begebenheit, die das Drama constituiren; dort stand das Drama auf der Geschichte und suchte oder brauchte nichts außer ihr, ja es verwarf selbst das Geringhaltige in ihr, von ihren großen Zügen befriedigt. Hieran mag man lernen, wo der Stoff zum historischen Drama zu finden ist: nicht in der Begebenheit überhaupt, und wäre sie auch so welthistorisch wie die Eroberung Konstantinopels durch Mohammed II., sondern in ihrer innern Größe; denn das Strafgericht Mailands ist noch langehin keine Weltbegebenheit. Überall aber macht der Geist der That, nicht ihr Umfang ihre Bedeutung aus.

Das vorliegende Stück ist nicht übel entworfen; mit guter Einsicht wird der tragische Untergang Konstantin's vielmehr von vorn herein an seinen Stolz und seine wilden Machtgebote geknüpft — er fällt durch eigne Schuld des nicht Maß haltenden Menschengeistes. Wir rechnen dem Verf. diese einsichtige Bekleidung des historischen Stoffes hoch an und erblicken darin ein geltendes Talent. Gut, wie hierin, ist er auch in Führung der Fabel, Verwickelung der Handlung, deren Hauptträger der Verräther Gartuca ist, und in Erfindung der Charaktere; aber dennoch verdient das Ganze weniger den Namen einer historischen Tragödie als den eines Dramas über einen geschichtlichen Stoff. Tiefe, ergründende Blicke in Welt und Menschengeist, wie sie die Aufgabe des Tragöden bilden, ein eigentliches Wachsen der Handlung, ein Werden aus innen heraus treffen wir nicht an, und die Diction, der Vers lassen viel zu wünschen übrig. Unrhythmische Verse, wie auf S. 3:

Das Leben kümmert sich nicht um die Todten.

kommen vielfach vor, und Monologe, wie Helena S. 45 einen hält, zeigen, daß der Verf. noch nicht reiflich genug über Wesen und Nothwendigkeit, über das Zulässige und das Verwerfliche im Drama nachgedacht hat. Hier und da ist eine gelungene und sprachlich empfehlungswerthe Stelle, wie in der Scene zwischen Mohammed und Helena, die, als Jüngling verkleidet, mit dem Dolche zu ihm schleicht; oder da, wo Konstantin sterbend die einstige Wiedergeburt Griechenlands prophezeit; das Ganze erregt jedoch nur mäßigen Antheil und kann nur unter dem Gesichtspunkte eines ersten Versuchs auf unsern Beifall rechnen. Helena's Tod scheint uns nicht nothwendig; die Moral ihrer Erscheinung geht vielmehr in der Gewaltthat unter, mit der sie ihr Leben endet. Wüßten doch die jungen Dichter, die Resignation besser zu schätzen, und möchten sie fühlen, wie viel größer die moralische Wirkung der Ergebung in den Willen des Geschickes bei einem starken Gemüthe ist, als — der Fall auf den Bretterboden der Bühne, der uns überhaupt fast immer um alle tragische Täuschung bringt.

3. Dramatische Zeitbilder von G. F. Rank. Erster Band. Leipzig, O. Wigand. 1837. 8. 2 Thlr.

Daß der Verf. ein entschiedener Feind der Aristokratie sei, zeigt er uns in zwei, dieselbe Gesinnung athmenden und in ziemlich dunkeln Farben gehaltenen Charaktergemälden, welche diesen seinen Haß auch Andern mittheilen sollen. Nun, hoffen wir wenigstens, daß es mit seiner Abneigung nicht bis zur Lächerlichkeit komme; denn was in Frankreich ein Unrecht war, würde in Deutschland eine Abgeschmacktheit sein! Was uns mehr als diese Idiosynkrasie Bedauern gegen den Verf. einflößt, ist, daß er einen Gegenstand zu schildern unternimmt, den er nicht kennt: Geist und Ton der höhern Gesellschaft nämlich. Er befindet sich in Absicht dieses Punktes wenigstens um etliche 60 Jahre im Rückstand, und wenn wir nicht vermutheten, daß der Verf. ein junger Mann wäre, so müßten wir glauben, daß er ein Greis sei, der in seinen historischen Studien beim Jahre 1786 stecken geblieben ist.

Das erste dieser beiden dramatischen Charaktergemälde: „Der Emporkömmling, oder Bürger und Aristokrat", in fünf Aufzügen, ist nicht übel erfunden und von entsprechender Wirkung. Ein Apothekersohn, Trenk, von der Manie des Emporsteigens und Glänzens in einer Gesellschaft ergriffen, für die er nicht geboren wurde und für welche er weder Scharfblick noch Leichtigkeit genug mitbringt, betrogen von den Aristokraten, denen er sich aufopferte, und seiner Familie entfremdet, fällt, seines Vermögens beraubt, als ein Opfer seiner Thorheit. Sein würdiger Vater, nachdem er seine Schulden bezahlt hat, muß seine Heimat am Bettelstabe verlassen; er selbst sinkt, erkannt, bis zum Kammerdiener eines Grafen herunter. In diesem Stande faßt ihn die Verzweiflung; er wüthet, tief entwürdigt, gegen seine Beleidiger, muß fliehen, findet seinen Vater als Dorfrichter, die Schwester und ihren Bräutigam wieder und wird nun ein anderer Mensch. In diesem Stück, zu dem vielleicht Tieck's „Wunderlichkeiten" die Anregung gaben, sind, abgesehen von der verfehlten Zeichnung der höhern Gesellschaft, Spuren von Talent. Die Scenen in der Bürgerfamilie sind gut beobachtet, und das Subject Stößel ist eine gute Caricatur der modernen Gleichheits- und Freiheitsmanie. In der zweiten Scene des vierten Aufzugs, wo Emanuel und Trenk ein Gespräch über die Leiden eines Kammerdieners halten, ist etwas von Shakspeare'schem Salz anzutreffen. Der Verf. vergißt nur, daß nicht alle Kammerdiener Trenk's sind. Doch wie dem auch sei, das Stück unterhält und bietet anziehende Seiten genug dar. Eine gewisse Kraft und Körnigkeit der Sprache gehört ihm ganz eigen-

thümlich an und erweckt die Vermuthung, daß der Verf. wol noch Besseres zu leisten vermöchte, wenn er sich seines innern Grimms, der vielleicht entschuldigende Anlässe haben mag, entledigt haben wird.

Das zweite Stück: „Die Patricier", Schauspiel in fünf Acten, nach einer Erzählung von G. Döring, ist ganz aus demselben Geiste hervorgegangen. Ein armer Spielmann kehrt mit seiner Tochter zu der Patricierfamilie zurück, die ihn verstoßen hat; nicht ganz ohne Grund, da er die Tochter halb und halb entführt hat. Von der alten bürgerstolzen, blinden Schwiegermutter wird er nun mit Intrigue umsponnen, die endlich zu einem Mordplan führt; doch Doctor Spanger, das gute Princip des an häßlichen Zügen reichen Stückes, zerstört den Plan der alten blinden Patricierin, und diese büßt, von Allen, Sohn, Enkelin, Dienerschaft, verlassen, ihren bösen Sinn im eignen Untergang. Die Schlußscene ist charaktervoll. Ganz verlassen tappt die blinde Übelthäterin, 80 Jahre alt und das Grab fürchtend, im Zimmer umher; da tritt der von ihr bestellte Todtengräber ein. „Nichts für ungut, daß ich so grade hereintrete... Wer seid ihr? Und was wollt ihr?" fragt die Blinde. Todtengräber: Ich habe einem Verwandten des Hauses ein Stück Erde verkauft und bin wegen der Bezahlung an die hochedle Frau gewiesen. Frau Werner: Gut — aber führt mich erst zu meinen Armstuhl. Todtengr.: Recht gern! — Fr. Werner: Weh! Greift mich nicht so plump an — ihr thut mir weh. Todtengr.: Soll mir leid thun. Aber seht, bei unserm Geschäft gewöhnt man sich, fest anzupacken, weil sich nie Einer beklagt, daß wir ihm weh thun. Fr. Werner.: Wer seid ihr denn? Todtengr.: Der Todtengräber. Fr. Werner (umsinkend): Gerechter Gott!" (Der Vorhang fällt.)

Diese Probe zeigt, daß der Verf. das große Kunstmittel des Tragikers, das Verschweigen, in seinem Werth erkannt hat, und daß er weiß, welche unvergleichliche Wirkung ihm beiwohnt. Diese Erkenntniß deutet auf eine gute Grundlage in der Kunstbildung und berechtigt uns, verbunden mit sprachlichem Vermögen und Gedanken, wie sie sich allerdings hier finden, zu guten Erwartungen.

4. Eurynome. Dramatisches Taschenbuch für das Jahr 1837. Von W. Foerster. Breslau, Friedländer. Kl. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Eurynome, die Mutter der Grazien, bringt hier für Theaterdilettanten werthvolle und gern empfangene Gaben, Originale und Bearbeitungen, die sich durch Wahl und Geschmack empfehlen. „Der französirte Vetter", Lustspiel in drei Aufzügen, verträgt zwar, wie die Mehrzahl ähnlicher Arbeiten, kaum eine ernstere Kritik, ist aber doch an guten Situationen reich. Der Franzosenhaß des Barons ist allerdings wenig mehr als eine Caprice, wenn er sich auf den Liebhaber seiner Tochter wendet, der zwar einen französischen Namen führt, aber für Deutschland mit Deutschland gestritten hat; indeß gibt er doch Anlaß, daß sich der Vetter, der die Partei begünstigt, um sich selbst von alten Banden frei zu machen, in aller Unliebenswürdigkeit eines eiteln Pariserers unserer Tage zeigt, wodurch denn ein ungerechter Haß durch eine gerechte Abneigung besiegt wird. Das Stück ist lebhaft und gut geschrieben, obgleich das Französische des Verf. besser sein konnte. — „Ähnlich oder nicht", Lustspiel in drei Acten, gleichfalls Original, ist uns gewöhnlicher vorgekommen. Die Elemente, ein Doctor, die dupe seines physiologischen Ähnlichkeitssystems, ordinaire Liebhaber und Verkleidungen, alles dies ist oft erlebt und gesehen. Die eigentliche Laune fehlt, und der Schlagwitz Raupach's gelingt nicht Jedem in der Nachahmung. — „Cäcilie", Drama in zwei Aufzügen, nach Villeneuve, ist ein echt französisches Rührspiel: Resignation, Thränen, ein geopfertes Herz, Alles um der grausamen Willkür des Poeten willen, der ein Vergnügen an solchen Quälereien finden muß; denn ein anderer Grund, warum er sie zur Schau stellt, ist nicht abzusehen. Bei solchem Wesen ist jede Kritik verloren, und wir begreifen den Bearbeiter nicht, der an der Wiedergebärung so monströser Unnatur Gefallen finden mochte. — „Onkel und Neffe", Lustspiel in zwei Acten, nach dem Französischen, ist ein gefälliges Stück, das sich, launiger Erfindungen voll, wie es ist, auf der Bühne behaupten wird. Ein Neffe, der für seinen Onkel heirathet und sich duellirt, und die Misverständnisse, die daraus entstehen, bilden das Lustspiel, dem zwar kein feinerer Gedanke, aber doch eine recht gute Unterhaltung innewohnt. — An „Ehrensachen", Drama in drei Acten, nach Merville, hat L. Schneider mitgearbeitet. Wir finden das Stück so steifleinen und trocken, daß wir den Verf. ihre Bemühung, hin und wieder etwas Leben und Farbe hineinzubringen, gern erlassen hätten. Aufrichtig gefragt: wiegt nicht eine Seite Shakspeare's, Gozzi's, Molière's, Moreto's, oder selbst Goldoni's oder Kotzebue's ein ganzes zweiactiges Stück dieser neuen Gattung von drame ennuyeux hundertfach auf? — „Die Wette", in einem Act, empfiehlt sich durch Kürze und Prägnanz im Vergleich zu den vorangegangegen Salbadereien. An Feinheit fehlt es auch hier, und Alles geht ziemlich altklug und hausbacken her. Auf Sprachunrichtigkeiten, wie: „Haben Sie wegen mir den Ball versäumt? — Nur wegen Ihnen!" hätten wir uns indeß bei dem Bearbeiter doch nicht gefaßt gemacht. Mit einem Worte: „Eurynome" bringt, wie Menschen und Göttinnen pflegen, bona mixta malis; sie wolle sich erbitten lassen, bei ihrem nächsten Wiedererscheinen ihren französischen Reisebündel doch lieber an der Seine zurückzulassen und sich statt dessen jenseit der Alpen umzusehen, wo sich Volkslieder und Volkslustspiele in Menge finden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Stimme aus Paris in Betreff des literarischen Eigenthums.

Da unstreitig nächstens in den französischen Kammern die in neuesten Zeiten durchgängig sehr zurückgestellte Frage über das literarische Eigenthum zur Sprache kommen und ein dahin gehöriger Gesetzvorschlag nicht ausbleiben wird, so möchte wol ein kleines Werk über diesen Gegenstand, von Hrn. Merville, Generaladvocaten beim königlichen Gerichtshof in Paris, das wahrscheinlich bald erscheinen wird, von um so größerm Belange für die gegenwärtigen Interessen sein. Diese Schrift wird den Titel führen: „Sur la production intellectuelle et les droits qu'elle peut conférer." Ein Bruchstück davon wird von der „Gazette des tribunaux" mitgetheilt, und es mag uns auch vom deutschen Standpunkte aus nicht verargt werden, wenn wir dem Ideengang des Verf. folgen. Wir wollen die Ansichten desselben, denen es in der Darstellung nicht gänzlich an französischer Breite fehlt, einigermaßen concentriren. Er geht nämlich von dem allgemeinen Gesichtspunkte aus, daß die Arbeit die natürlichste und gesetzmäßigste Quelle alles Eigenthums ist; ein Grundsatz, dem gewiß von keiner Seite widersprochen werden kann. Allein es gibt Arbeiten, die unmittelbar, in ihren nächsten, nothwendigen Resultaten zum Eigenthume führen, andere wieder, zu denen sich der Besitz, der Erwerb als etwas Äußerliches, Nebensächliches, dem Gegenstande selbst Unwesentliches verhält. Der erste Fall ist der des materiellen Arbeiters, des Landmanns (laboureur). Indem dieser seinen Acker bebaut, erschafft er durch seine Arbeit ein Object, das zugleich unmittelbar dem Handelsverkehr (commerce) anheimfällt. Die Ernte, die er bezieht, ist seine Arbeit, und zugleich wird der Besitz dieser Ernte sein Lohn. Allein anders ist es mit dem Gelehrten, mit dem geistigerweise erzeugenden Menschen. Der Arzt, wenn er seinen Kranken geheilt hat, kommt nicht in Besitz von dessen Gesundheit; der Lehrer, der in einer Wissenschaft Unterricht ertheilt, wird nicht Eigenthümer der geistigen Förderung und Entwickelung, die er in seinem Schüler hervorgerufen hat. Dergestalt müßte, vom reinmateriellen Standpunkte aus betrachtet, die materielle Arbeit der geistigen vorzuziehen sein, weil sie in ihren Resultaten auf unmittelbare ertragreiche Weise in den Besitz des Arbeitenden zurückfällt. Allein dem ist keineswegs so. Sie setzt vielmehr nur eine andere

Art (un autre genre) von Lohn (récompense) voraus, Dasjenige, was man mit Recht den Preis (prix) der Arbeit, was man das Honorar, Salaire, das Äquivalent der Thätigkeit nennt. Der letztere Ausdruck iſt jedoch unpaſſend, weil darin das Vorzüglichere der ſtattgefundenen Arbeit als herabgeſetzt erſcheint. Das Honorar, das der Gelehrte empfängt, iſt vielmehr ſeiner Arbeit eben nicht gleichwichtig. Deſſenungeachtet aber gebührt jedweder Anſtrengung ihr Lohn, oder, wenn man will, ihr Preis (toute peine mérite salaire).

Dieſe Beſtimmungen auf die literariſche Thätigkeit im engern Sinne übergetragen, entſteht nun die Frage: „Hat der Schriftſteller wirkliche Eigenthumsrechte, oder beziehen ſich dieſe Rechte nur eigentlich auf das Salaire, als das in gewiſſer Hinſicht ſtets ſeiner Arbeit Ungleichartige?“

Es ſind alſo drei Intereſſen fragend zu prüfen: 1) Gibt es ein intellectuelles Eigenthum? 2) Welches ſind deſſen Grenzen? 3) Welches ſind, außerhalb dieſer Grenzen, die Rechte, die dem Schriftſteller wirklich zuſtehen?

Daß es ein intellectuelles Eigenthum wirklich gebe, wird ſo leicht kein Vernünftiger in Abrede ſtellen. Der Gedanke iſt das abſolut edelſte Attribut des Menſchen, ſein innerlichſtes Gut, ſein unabhängigſtes und zugleich dasjenige, was ihm abſolut nicht entzogen werden kann. (Dieſen unveränderlichen Gedanken haben bereits die alten philoſophiſchen Syſteme zu ihrer Baſis gehabt; er iſt es, der, wenngleich auf einſeitige Weiſe, in der Ataraxie des Steicismus, ſowie mehr ſpeculativer Natur in dem altgriechiſchen Skepticismus erſcheint. In einer Doctrin über das literariſche Eigenthum wird er mit vollem Recht feſtgehalten.) In dieſem Sinne iſt Jeder ſo ſehr im Beſitz ſeines Gedankens, daß Niemand in der Welt dem Andern eine andere Form des Gedankens aufzwingen kann, als die er eben in ſein Selbſtbewußtſein aufgenommen hat. Auf populairere Weiſe läßt ſich dies ſehr richtig mit Berville's Worten geben: „Chacun est évidemment propriétaire de sa pensée, en ce sens, que nul n'a droit de l'en dépouiller, de le forcer, de penser autrement qu'il ne pense, ou de produire au dehors une expression, qui ne soit pas l'expression véritable de ses sentimens. Toute institution qui prétendrait imposer des dogmes absolus, des articles de foi obligatoires, des professions de principes ou de croyances, prohiber l'examen et le raisonnement, ou en restreindre la liberté, serait à condamner sous ce premier rapport.“ Es gibt auch noch einen andern, mehr populairen Grund, warum aus dem Gedanken ein wahrhaftes Eigenthum reſultiren muß; der Gedanke nämlich iſt das höchſte und mächtigſte Agens, was es gibt; er iſt Schöpfer, und was er erſchafft, wird ein Beſtandtheil, ein Artikel des Handels. (In Vergleich dieſes Motivs mit Dem, was der Verf. früher äußerte, ſehen wir, daß derſelbe in dieſem Falle nicht ſpeculativ, nicht unterſcheidend genug verfährt. Bei dem allen muß man aber einräumen, daß er ſich nur in der Form widerſpricht.) Es hat z. B. irgend Jemand ein Werk geſchrieben. Zuerſt iſt es Gedanke, als Manuſcript wird es ein einzelnes, ihm zuſtändiges Eigenthum. Kann man auf irgend eine Weiſe ihm dies Eigenthum ſtreitig machen? Nein, nicht blos nach dem Civilrecht, ſogar nach dem Natur- und Völkerrecht verbleibt es ſein geſicherter Beſitz.

Läßt ſich nun auf dieſe Weiſe durchaus nicht in Abrede ſtellen, daß es wirklich ein intellectuelles Eigenthum gebe, ſo handelt ſich doch die juriſtiſche Frage nicht ſowol um die Exiſtenz eines ſolchen Eigenthums, als vielmehr um die Grenze deſſelben, um den Punkt, wo dieſer Beſitz aufhört. Dieſe waren nun zu prüfen. Hierbei aber bietet ſich als erſte, als Grundfrage dar: Was heißt einen Gegenſtand im Beſitz haben? Es heißt: „L'avoir à soi privativement, à l'exclusion de tout autre.“ Dies iſt ſo wahr, fügt der Verf. hinzu, daß alle andern Gemeindinge, die es ihrer Naturbeſtimmtheit nach ſind, z. B. Feuer, Waſſer, Licht, auf keine Weiſe in den Bereich des Handels gezogen werden können. (Sehr richtig, und nur das gemeine Bewußtſein würde dem Verf. etwa entgegnen können, daß man hin und wieder doch z. B. das Waſſer kauft und verkauft. Er iſt ſeiner Sache gewiß und bleibt auf ganz philoſophiſche Weiſe bei dem naturbeſtimmten Begriff des Waſſers ſtehen, der alle Käuflichkeit und Verkäuflichkeit an und für ſich ausſchließt.) Hieraus geht hervor, daß man nur etwas Einzelnes beſitzen kann (der Verf. bedient ſich hier auf ſtörende Weiſe des Ausdrucks: „individu“, ein Begriff, der vielmehr, ſo wie er von Leibnitz conſtatirt worden, das gerade Gegentheil der beſitzbaren Dingheit iſt), keineswegs aber eine Gattung. Ich habe ein Pferd, ein Haus, eine Uhr zu eigen; allein ich beſitze nicht die Uhr, das Haus, das Pferd als ſolche. Um alſo, weitergehend, zu beſtimmen, wo das intellectuelle Eigenthum aufhört, muß man den Punkt ergreifen, wo der Gedanke aufhört eigenthumsfähig, oder beſſer eigenthümlich zu ſein. Dieſer Punkt aber iſt der Augenblick der Veröffentlichung (publication).

Was heißt eine Schrift veröffentlichen, ſie herausgeben? Es heißt, dem Publicum die Gedanken mittheilen, die ihren Inhalt bilden. Und was heißt wieder einen Gedanken mittheilen? Es heißt ſeine Exiſtenz für alle Perſonen, die dadurch belehrt ſein wollen, vervielfältigen. Und hier tritt nun das charakteriſtiſche Merkmal ein, wodurch die Übertragung aller intellectuellen Dinge ſich von jeder andern materiellen Übertragung ſcheidet und unterſcheidet. Indem ich an Jemand ein Gut, ein Hausgeräth, kurz irgend ein anderes äußerliches Beſitzthum cedire, ſo beraube ich mich deſſen zu ſeinen Gunſten. Ich verliere in eben dem Maße, als ich mein Eigenthum übertrage. Mit dem Gedanken iſt es aber ganz anders; indem ich ihn dem Andern mittheile, büße ich ſelbſt ihn nicht ein, ja noch mehr: ich kann ihn Hunderten und Tauſenden zugleich mittheilen. Der Gedanke zeigt ſich als das ſchlechthin Unbeſchränkte, er exiſtirt in ſo vielen Geiſtern, als ihn aufnehmen. Auch paßt der Begriff der Veröffentlichung durchaus nur auf das Allgemeine (genre). Man kann nichts veröffentlichen, was nur in der Einzelheit exiſtirt. So iſt aber jedes Ding beſchaffen, das wir im ſtrengeſetzlichen Sinne als Eigenthum, als Beſitz betrachten.

Ferner die Veröffentlichung iſt erſt das aufgeſchloſſene Daſein des Gedankens, erſt die wahre Wirklichkeit deſſelben. Ein Privatgedanke iſt keiner. Iſt er nun aber einmal durch die Veröffentlichung allgemein geworden, ſo iſt auch die Rücknahme deſſelben in das Privateigenthum unmöglich. Der Eigenthümer eines Erbtheils verſchließt ſeine Thür, ein Hausgeräth legt man, um es ſicher zu haben, hinter Schloß und Riegel; allein wo ſind die Thüren, Mauern und Riegel, welche die Ideen, nachdem ſie einmal ins öffentliche Daſein getreten, zurückhalten? Kannſt du mich hindern, dein Buch zu leſen, es wiederzuleſen, es auswendig zu lernen? Kannſt du dich noch den Eigenthümer deſſelben nennen, nachdem jede Rückwirkung deines Eigenthums auf dich ſelbſt außer alle Möglichkeit getreten iſt?

Aus dem bisher Bemerkten folgt alſo als wahrhaftes Reſultat ſo viel: 1) Der Begriff des Eigenthums paßt durchaus nur auf Einzeldinge, aber durchaus auf nichts, was ſeiner Natur nach allgemein iſt. 2) In Folge deſſen iſt ein Manuſcript nur ſo lange als Eigenthum zu betrachten (als intellectuelles Eigenthum nämlich), als es nicht veröffentlicht iſt, weil nämlich durch die Herausgabe das Einzelne an und für ſich zu etwas Allgemeinem geworden iſt. „Wenn ich“, ſagt der Verf., „vom „Emile“ ſpreche, ſo meine ich nicht dies oder jenes Exemplar davon, ſondern ich bezeichne un être moral, une abstraction, un type, qui peut se reproduire à des myriades d'exemplaires, qui peut coexister à la fois dans des myriades d'intelligences.“ (Man ſieht, der Verf. iſt hier philoſophiſcher als ſeine Sprache; er nennt „abstraction“ was grade die concrete Allgemeinheit iſt.) Hiergegen gibt es gar keinen vernünftigen Einwand, denn ſobald man das Eigenthum des Gedankens aufgibt und ſich dafür an das Eigenthum des materiellen Objects halten will, ſo muß man nothgedrungen einräumen, daß jeder Beſitzer eines Exemplars von dem Buch ein gleiches Recht mit dem Verf. hat. Dieſe Behauptung wäre aber doch unſtreitig eine beiſpielloſe Brutalität, die man an dem Gedanken beginge.

(Man sieht wol, daß in dieser letzten Wendung des französischen Verf. eine ungewöhnliche dialektische Schärfe und die reine Wahrheit liegt, denn der in der Öffentlichkeit als in seinem Elemente lebende Gedanke läßt absolut keinen Privatbesitz zu, weil dieser im geraden Widerspruche mit seiner Freiheit steht.) Es ergibt sich mithin 3) als unumstößlich gewiß, daß das Recht eines Verf. an sein Buch kein Eigenthumsrecht, sondern nur ein Privilegium für den Verkauf des aus seinem Geiste entsprungenen Werks, und dies Privilegium unter die Kategorie eines Salairs befaßt ist.

Dies wäre der stricte Ideengang Berville's in diesem seinen Bruchstück. Man darf sich wol von der systematisch-ausführlichen Darstellung eines so geistreichen und philosophisch gebildeten Mannes etwas versprechen, wenigstens wird sie viel dazu beitragen, in Frankreich, wenn die langverhaltene Frage nun ernstlich vor die Kammern kommt, die ungemeine Schwierigkeit und Zartheit des Gegenstandes ans Licht zu stellen und somit die Untersuchung selbst über dies viel- und leichtsinnigbesprochene litterarische Eigenthum mit dem gehörigen Ernst und der nöthigen Besonnenheit einzuleiten. Denn jene Frage: Was ist intellectueller Besitz und intellectuelles Besitzrecht? steht mit dem ganzen verzwickten Verhältniß zwischen Buchhändler und Schriftsteller in ganz unmittelbarer causaler Verbindung; ein Verhältniß, das in Deutschland noch ebenso sehr im Trüben liegt wie nur immer in Frankreich. Bisher ist der Fehler dieser gewesen, daß hier auf der einen Seite das Mercantile, auf der andern das geistige Interesse beides in seiner Schroffheit und Einseitigkeit gestanden, und das bloße jus als solches sich als vermittelnde Person dazwischengestellt hat. Allein wie die Frage sich gegenwärtig ausdrückt, so liegt sie noch über die Grenzen des bloßen jus civile hinaus und gehört in die Philosophie des Rechts, welche sich vor allen Dingen prüfend und forschend zu verhalten hat. Hier hat der speculative Sinn Berville's das Richtige herausgefunden.*) 80.

*) In einer neuern Nr. der „Gazette des tribunaux" finden wir eine weitere Ausführung der Ansichten Berville's und werden sie in einer der nächsten Lieferungen d. Bl. mittheilen. D. Red.

Notiz.

Der Pantoffel.

Die symbolische Bedeutsamkeit des Pantoffels als Zeichen der Herrschaft, welche noch in unserer Redensart: unter dem Pantoffel stehen, sich erhalten hat, geht in das höchste Alterthum zurück und läßt sich in einer merkwürdigen Übereinstimmung bei den verschiedensten Nationen der alten Welt nachweisen. Bei den Indern deutet das Übersenden der Sandalen auf Unterwerfung und im Epos überträgt Ramas seinem jüngern Bruder Bharatas die Regierung, indem er ihm seine Pantoffeln einhändigen läßt (pâduke datwa); denn der Inder setzt dem überwundenen Feinde den Fuß auf den Nacken, und so ist es zu verstehen, wenn die Rasbuten einen Verbrecher mit einem Kranz von Sandalen um den Hals auf einem Esel durch die Stadt reiten lassen, als habe Jeder das Recht, ihn zu treten; oder wenn die indische Jungfrau das Sandalenmal des Geliebten auf ihre Brust sich prägt. Bei der jüdischen Leviratsehe zog die Wittwe dem Bruder ihres Gatten, der sie wieder zu ehelichen sich weigerte, den Schuh aus, weil er die Herrschaft über sie verlor, und denselben Gebrauch hatten, nach Schlözer's Nestor, auch die russischen Slawen, indem die Neuvermählte vor dem Beilager ihren Mann entschuhen mußte. Die griechische Frau handhabte den Pantoffel in allem Ernste, und bei Aristophanes droht ein Weib, sie wolle den Mann mit dem Sandalen auf die Backe schlagen (τῷ δέ γ' ἀψήκτῳ κατάζω τῷ ποδάργῳ τὴν γνάθον); ja selbst der arabische Beduine sagt, wenn er von seinem Weibe sich scheidet: ich habe meinen Pantoffel weggeworfen (konto pâpuschi schalachtohâ). Im Allgemeinen ist der Schuh ein Bundeszeichen, und das Ausziehen desselben deutet auf freiwillige, mit einigem Schimpfe verbundene Unterwerfung; man warf ihn zur Herausforderung einem Andern zu, wie später den Handschuh, welchen schon der Chaldäer in den biblischen Stellen substituirt, und man mußte das Zeichen durch Zweikampf wiedereinlösen. In Sachen der Liebe wurde das Symbol am öftersten angewandt; Baldäus schließt mit Recht: „calceum detractum servatae servandaeque fidei signum et pignus certissimum esse", und erwähnt eines Amorbildes mit dem Pantoffel in der Linken und der Inschrift: „Jus meum alteri trado". Sinnreich war auch das Mittel, welches Clemens von Alexandrien angibt, nämlich mittels eingeprägter Charaktere in den Sandalen dem Liebhaber durch die Fußtapfen ein Steckbrief zu geben. 103.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1836 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 80.)

48. Raumer (Friedrich von), Beiträge zur neuern Geschichte aus dem britischen Museum und Reichsarchive. Erster Theil. Die Königinnen Elisabeth und Maria Stuart nach den Quellen im britischen Museum und Reichsarchive. Mit dem Bildniß der Maria Stuart. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

49. — —, Dasselbe. Zweiter Theil. König Friedrich II. und seine Zeit. (1740—69.) Nach den gesandtschaftlichen Berichten im britischen Museum und Reichsarchive. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

50. — —, England im Jahre 1835. Zwei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

51. Rellstab (L.), **1812.** Ein historischer Roman. Zweite Auflage. Vier Bände. 8. Geh. 8 Thlr.

52. — —, Blumen- und Ährenlese aus meinem jüngsten Arbeits-Lustrum. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 4 Thlr. 12 Gr.

53. — —, Empfindsame Reisen. Nebst einem Anhang von Reise-Berichten, -Skizzen, -Episteln, -Satiren, -Elegien, -Jeremiaden u. s. w. aus den Jahren 1832 und 1835. Zwei Bändchen. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

54. Repertorium der gesammten deutschen Literatur für das Jahr 1836. Herausgegeben im Verein mit mehren Gelehrten von E. G. Gersdorf. (Angehängt ist: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Siebenter bis zehnter Band. Gr. 8. Jeder Band 3 Thlr.

55. Ross (Ludovicus), Inscriptiones Graecae ineditae. Fasc. I. Insunt inscriptiones Arcadicae, Laconicae, Argivae, Corinthiae, Phocicae, Megaricae. (8 lithogr. Taf. mit 86 Inschriften.) (Nauplia 1834.) 4maj. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

56. Schubert (G. H. v.), Die Symbolik des Traumes. Neue verbesserte und vermehrte Auflage. Mit einem Anhange aus dem Nachlasse eines Visionairs: des J. Fr. Oberlin, gewesenen Pfarrers im Steinthale, und einem Fragment über die Sprache des Wachens. 1837. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Anhang besonders u. d. T.:

57. — —, Berichte eines Visionairs über den Zustand der Seelen nach dem Tode. Aus dem Nachlasse Johann Friedrich Oberlin's, gewesenen Pfarrers im Steinthale, mitgetheilt, nebst einem Fragment: Die Sprache des Wachens. 1837. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

58. Sonntags-Magazin, Familien-Museum zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Dritter Jahrg. 1836. 48 Nrn. Mit vielen Abbildungen. Klein Folio. Herabgesetzter Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Der erste und zweite Jahrg., welche ebenfalls in meinen Verlag übergegangen sind, kosten im herabgesetzten Preise anstatt 2 Thlr. jeder nur 16 Gr.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag. Nr. 86. 27. März 1837.

Literarische Wochenliste für das Jahr 1836.

Erste Beilage.

(Fortsetzung und Schluß.)

3. Kleine Bücher für die Jugend von Adolf Müllner. Mit drei illuminirten Kupfern. Stuttgart, Hallberger. 1836. 16 Bog. 8. 1 Thlr. 12 Sgr.

Ich finde in vielen empfehlenden, in zum Theil sehr wohlwollenden Anzeigen dieser kleinen Novellensammlung gerade das Gegentheil von dem, was ich darin gefunden habe. Ich finde nämlich, daß sie für Kinder viel zu gelehrt, für Gelehrte viel zu kindisch sind. Ich finde, daß sie für Kinder viel zu viel Fremdwörter, viel zu viel Ausdrücke, viel zu viel Anspielungen, viel zu viel Gedanken enthalten, die sie nicht verstehen können, und daß sie für Gelehrte, die sich gern einmal in Kinderschriften ergehen, viel zu wenig Gedanken, viel zu wenig Ausdrücke, viel zu wenig Anspielungen enthalten, die sie verstehen können. Ich finde, daß sie für Kinder viel zu lang, viel zu ausgesponnen, viel zu verwickelt, viel zu wenig einfach, viel zu wenig naiv, viel zu wenig kindlich sind, und daß sie für Gelehrte, die sich gern einmal in Kinderschriften ergehen, viel zu kurz, viel zu wenig ausgesponnen, viel zu wenig verwickelt, viel zu einfach, viel zu naiv, viel zu kindlich sind. Ich finde, daß sie für Kinder viel zu wenig Bilder, viel zu wenig Scenen, viel zu wenig Handlung, viel zu wenig Leben, viel zu wenig Bewegung, viel zu wenig Abwechslung, viel zu wenig Interesse enthalten, und daß sie für Gelehrte, die sich gern einmal in Kinderschriften ergehen, viel zu viel Bilder, viel zu viel Scenen, viel zu viel Handlung, viel zu viel Leben, viel zu viel Bewegung, viel zu viel Abwechslung, viel zu viel Interesse enthalten. Ich finde, daß sie für Kinder viel zu wenig Moral, viel zu wenig Lehre, viel zu wenig Belehrung, viel zu wenig Nutzen, viel zu wenig Gewinn, viel zu wenig Frucht enthalten, und daß sie für Gelehrte, die sich gern einmal in Kinderschriften ergehen, viel zu viel Moral, viel zu viel Lehre, viel zu viel Belehrung, viel zu viel Nutzen, viel zu viel Gewinn, viel zu viel Frucht enthalten. Ich finde, daß sie für Kinder viel zu wenig Poesie, viel zu wenig Phantasie, viel zu wenig Dichtung, viel zu wenig Gemüth, viel zu wenig Herz enthalten, und daß sie für Gelehrte, die sich gern einmal in Kinderschriften ergehen, viel zu viel Poesie, viel zu viel Phantasie, viel zu viel Dichtung, viel zu viel Gemüth, viel zu viel Herz enthalten. Ich finde, daß sie für Kinder viel zu wenig Prosa, viel zu wenig Verstand, viel zu wenig Vernunft, viel zu wenig Besonnenheit enthalten, und daß sie für Gelehrte, die sich gern einmal in Kinderschriften ergehen, viel zu viel Prosa, viel zu viel Verstand, viel zu viel Vernunft, viel zu viel Besonnenheit enthalten. Ich finde, daß sie für Kinder viel zu wenig Witz, viel zu wenig Laune, viel zu wenig Humor, viel zu wenig Ironie enthalten, und daß sie für Gelehrte, die sich gern einmal in Kinderschriften ergehen, viel zu viel Witz, viel zu viel Laune, viel zu viel Humor, viel zu viel Ironie enthalten. Ich finde, daß sie für Kinder viel zu wenig Ernst, viel zu wenig Würde, viel zu wenig Gravität, viel zu wenig Gelehrsamkeit enthalten, und daß sie für Gelehrte, die sich gern einmal in Kinderschriften ergehen, viel zu viel Ernst, viel zu viel Würde, viel zu viel Gravität, viel zu viel Gelehrsamkeit enthalten. Ich finde, daß sie für Kinder viel zu wenig Gedanken, viel zu wenig Ausdrücke, viel zu wenig Anspielungen enthalten, und daß sie für Gelehrte, die sich gern einmal in Kinderschriften ergehen, viel zu viel Gedanken, viel zu viel Ausdrücke, viel zu viel Anspielungen enthalten. Ich finde, daß sie für Kinder viel zu wenig Bilder, viel zu wenig Scenen, viel zu wenig Handlung, viel zu wenig Leben, viel zu wenig Bewegung, viel zu wenig Abwechslung, viel zu wenig Interesse enthalten, und daß sie für Gelehrte, die sich gern einmal in Kinderschriften ergehen, viel zu viel Bilder, viel zu viel Scenen, viel zu viel Handlung, viel zu viel Leben, viel zu viel Bewegung, viel zu viel Abwechslung, viel zu viel Interesse enthalten. Ich finde, daß sie für Kinder viel zu wenig Moral, viel zu wenig Lehre, viel zu wenig Belehrung, viel zu wenig Nutzen, viel zu wenig Gewinn, viel zu wenig Frucht enthalten, und daß sie für Gelehrte, die sich gern einmal in Kinderschriften ergehen, viel zu viel Moral, viel zu viel Lehre, viel zu viel Belehrung, viel zu viel Nutzen, viel zu viel Gewinn, viel zu viel Frucht enthalten. Ich finde, daß sie für Kinder viel zu wenig Poesie, viel zu wenig Phantasie, viel zu wenig Dichtung, viel zu wenig Gemüth, viel zu wenig Herz enthalten, und daß sie für Gelehrte, die sich gern einmal in Kinderschriften ergehen, viel zu viel Poesie, viel zu viel Phantasie, viel zu viel Dichtung, viel zu viel Gemüth, viel zu viel Herz enthalten. Ich finde, daß sie für Kinder viel zu wenig Prosa, viel zu wenig Verstand, viel zu wenig Vernunft, viel zu wenig Besonnenheit enthalten, und daß sie für Gelehrte, die sich gern einmal in Kinderschriften ergehen, viel zu viel Prosa, viel zu viel Verstand, viel zu viel Vernunft, viel zu viel Besonnenheit enthalten. Ich finde, daß sie für Kinder viel zu wenig Witz, viel zu wenig Laune, viel zu wenig Humor, viel zu wenig Ironie enthalten, und daß sie für Gelehrte, die sich gern einmal in Kinderschriften ergehen, viel zu viel Witz, viel zu viel Laune, viel zu viel Humor, viel zu viel Ironie enthalten. Ich finde, daß sie für Kinder viel zu wenig Ernst, viel zu wenig Würde, viel zu wenig Gravität, viel zu wenig Gelehrsamkeit enthalten, und daß sie für Gelehrte, die sich gern einmal in Kinderschriften ergehen, viel zu viel Ernst, viel zu viel Würde, viel zu viel Gravität, viel zu viel Gelehrsamkeit enthalten.

Kurz, ich finde, daß sie für Kinder viel zu wenig, und für Gelehrte, die sich gern einmal in Kinderschriften ergehen, viel zu viel sind.

leicht zu den besten gehören, die dies Album, wenn es endlich erscheint, darbringen möchte.

7. Dramatische Dichtungen. Von C. Stegmayer. Erster Band. Wien, Schaumburg u. Comp. 1836. 8. 16 Gr.

Den trefflichen Gaben des Verf. steht ein höchst unrhythmisches Ohr und entschiedenes Ungeschick für den Versbau entgegen, was wahrlich zu bedauern ist, da seine Dramen echten dramatischen Gehaltes voll sind und in Charakterbildung, Gruppirung, zutreffender Handlung und effectvollen Motiven wenig zu wünschen übrig lassen. Bei so viel Anlage für die wesentlichen Bedingnisse des Bühnendichters muß der Verf. allen Fleiß auf die Bildung seiner rhythmischen Sprache wenden und sich Mühe geben, daß Verse wie:

Sagt was ihr wollt, besser mundet —

oder:

Und schreit uns ins Ohr, daß alsogleich

uns nicht stören.

Das erste Drama: „Bibar, der Assasinenfürst", Schauspiel in vier Acten, ist unstreitig eine der besten Arbeiten dieser Gattung in den letzten dramatischen Jahrbüchern. Die schärfsten Contraste sind mit dichterischer Kühnheit hier ins Spiel gesetzt; des Orients Liebesglut ist mit so schönem, so eigenthümlichem Feuer, so seltener Farbenpracht gemalt, der Ton des Ganzen so würdig, die Einmischung des Humors in einer trefflich erfundenen Narrengestalt so glücklich, daß uns dies Stück eines fast unbedingten Beifalls würdig erscheint. Zu Anfang zwar schildert v. Severy seine Liebe zu Blanca in etwas verbrauchten und abgelebten Farben, die auf S. 6 etwas an Cramer und Spieß erinnern; aber desto prachtvoller ist Bibar's Liebesglut. Der Dialog zwischen ihm und Blanca von den Worten ab:

O bleib;
Ein unermeß'ner Segen oder Fluch
Hängt an dem Augenblicke; darum bleib,

ist ein Kernstück dramatischer Dichtung. Nicht minder ist es das Gespräch mit Severy, worin Bibar erfährt, daß er es sei, sein Lebensretter, den Blanca liebt.

Wenn auch — was ist euch Abendländern Liebe?
Ein lindes Lüftchen, das die Stirne kühlt,
Wenn ihr euch heiß gefochten und gejagt;
Ein Sonnenstrahl, der eure Früchte reift,
Ein stiller Schlaf mit halblaut süßen Träumen.
Uns Morgenländern aber ist die Liebe
Der Samum, der in wilder Glut Den tödtet,
Der knechtisch nicht vor ihm sich niederwirft;
Die Sonne, die des Landes Üppigkeit,
Doch Schlangen auch und Krokodile zeugt;
Ein Opiumsrausch, der uns den Himmel öffnet,
Doch Mordlust auch in unsre Adern gießt — u. s. w.

Und dennoch bezwingt sich Bibar, rettet den König, den Thuranschah heimtückisch morden will, und entläßt Blanca, Ludwig und Severy, reich beschenkt, aus seiner Hand. Die sarazenische Ehre stand in den Kreuzzügen gar oft höher als die christliche, und dies soll dies treffliche Drama bezeugen. Dem Verf. steht neben seinen übrigen Gaben für das Drama ein seltener und echter Witz zu Gebote. Dies bezeugt sein Narr, dem sehr wenig zu einer Shakspeare'schen Gestalt fehlt. Provenzalische, französische und deutsche Ritter sehnen sich im gelobten Lande nach ihrer Väter und Altvordern Burg zurück; der Narr aber sagt:

Ihr habt ganz Recht .. nach eurer Vordern Burg —
Denn jetzt gehört sie euren Forderern.
Doch was das Klima anbetrifft, so bleibt
Getrost nur hier; denn unter Gläubigen
Ist's besser sein als unter Bläubigern.

Waldstein klagt, daß ihn sein Knappe geweckt, als er eben zu träumen angefangen.

Der Narr: Dankt Gott, daß er den Traum verscheucht:
Euch Deutschen träumet ohnedies zu viel.

Viele ähnliche treffende Stellen zeigen, daß der Verf. die in Deutschland seltene Gabe des Impromtu in seltenem Grade besitzt.

Das zweite Drama: „Die letzten Johanniter auf Rhodus", in fünf Aufzügen, konnte trotz des schönen, mit Begeisterung aufgefaßten Stoffes den Werth des erstern nicht überbieten. Die allzu äußerliche Handlung ließ die tiefere Anlage der Charaktere nicht zu, wenngleich die das Stück tragenden Personen, der Großmeister Villiers de l'Isle Adam, Soliman Kanuni, Merail und Andere würdig und tüchtig skizzirt sind. Das ist der Unsegen einer allzu stoffhaltigen und reichen Handlung, daß sie die Motive und die Charaktere in den Hintergrund drängt und so jene Harmonie stört, die das Wesen der Tragödie bildet, die zwischen innerer und äußerer Begebenheit. Nichtsdestoweniger ist das Stück mit Geschick und großer Wirkung erfunden. Es hat, was ziemlich selten ist, Gestalt, ist rund und fertig und zieht in jedem einzelnen Punkte die Aufmerksamkeit auf sich. Der Schluß namentlich ist groß gedacht. Soliman, voll Bewunderung, bietet dem Helden Alles, sein halbes Reich, wenn er dem Kreuz entsagen will und mit ihm sein. Darauf antwortet Villiers blos:

Ich bin mit Gott, der Freude schickt und Schmerz.
Willst du mir wohl — so halte Wort.

Und als Soliman sagt:

Den Greis muß ich des lieben Dachs berauben,

entgegnet der Held:

Des Himmels Zelt ist unermeßlich weit.

So schließt dann Soliman das Stück mit dem Worte:

Mein wird die Welt sein — doch kein solches Herz!

Höchst gelungen und wahrhaft originell sind auch hier wieder die humoristischen Bürger- und Volksscenen, die von denen im Egmont nicht allzu weit abstehen, welche auf der Bühne stets so außerordentliche Wirkung machen. Als Alles verloren ist, ruft einer dieser so naturgetreuen Bürger z. B.:

... Ja — ich sag's jetzt, wie immer.
Geh' es, wie Gott will — wenn es uns nur immer gut geht.

Wir sind sehr geneigt, diesen glücklichen Humor als die ausgezeichnetste unter den Gaben des Verf. anzuerkennen und ihn zu ermahnen, diesen Quell alles Heils in der dramatischen Poesie sich ja recht frisch und lebendig zu erhalten. Die Spontaneität des Witzes ist unstreitig Dasjenige, was unserer Literatur am allermeisten mangelt, und dies ist die wahre Ursache unserer dürftigen komischen Bühnendichtung.

(Der Beschluß folgt.)

Portfolio eines deutschen Journalisten. Erster Theil. Darmstadt, Leske. 1836. Gr. 12. 2 Thlr.

Gehörte die Verlagshandlung, in welcher dies Buch erschienen ist, nicht zu den bekannten und geachteten, so möchte man es fast als eine der nicht seltenen Speculationen betrachten, wie sie wol mitunter im Buchhandel vorkommen. Das in England herausgekommene „Portfolio" machte großes Aufsehen, denn in der That, wie hätten Aufschlüsse solcher Art nicht Aufsehen machen sollen; wir haben mehr als ein Beispiel in unserer Literatur, daß auf so einen renommirten Titel hin die Fabrikation sich in Bewegung setzt und auch ein dergleichen anfertigt.

Der deutsche Journalist, welcher in diesem „Portfolio" seine Gaben bringt, ist offenbar eine noch ziemlich unreife Frucht, eine jener jugendlichen Gestalten, wie wir sie in neuerer Zeit zu vielen Dutzenden haben auftauchen sehen, um mit frühgereimter Weisheit die Welt zu belehren und die sogenannten Philister mit Dem zu speisen, was die Herren selbst eben erst auf der Schulbank genossen haben. Es tritt in Wahrheit bei diesen Leuten Das ein, was Schiller in seinem Distichon von dem kurzen Gedärm spricht.

Das Buch ist dem deutschen Mittelstande gewidmet; der hauptsächliche Zweck soll sein, zu unterhalten. Aber was ist der Inhalt? wird man fragen. Reiseneotizen sind es von einer Wanderung, die im schlesischen Gebirge beginnt, über Dresden,

Weimar, Friedrich I. Dr., Großherzog, Sohn des vorigen, geb. 24. Juni 1826, folgte seinem Vater 8. Juli 1853 und trat nach einer über Erwarten mit Freiheit, Ruhe und Besonnenheit durchgeführten Regierung, die ihm die Liebe seiner Unterthanen gewann, seinem Sohne Wilhelm Ernst, dem jetzigen Großherzog, 5. Juni 1901 die Regierung ab. Friedrich starb 5. April 1907. Seine Gemahlin, Großherzogin Sophie, geb. Prinzessin der Niederlande, starb 1. Juni 1897. Ihr Sohn, Wilhelm Ernst, geb. 11. Juli 1876, vermählte sich 1905 mit Prinzessin Feodora von Sachsen-Meiningen.

Wein, s. Bd. 19, S. 1.

Weinbau, s. Bd. 19, S. 1.

Weinbergschnecke, s. Bd. 19, S. 1.

Weinbrand, s. Bd. 19, S. 1.

Weinessig, s. Bd. 19, S. 1.

Weingeist, s. Bd. 19, S. 1.

Weinhefe, s. Bd. 19, S. 1.

Weinhold, Karl, Germanist, geb. 26. Juli 1823 zu Lissa in Schlesien, habilitierte sich 1848 in Breslau, wurde 1851 außerordentlicher Professor daselbst, 1854 ordentlicher Professor in Kiel, 1857 in Marburg, 1861 in Graz, 1876 in Berlin, wo er 1901 starb. Er schrieb: »Altnordisches Leben« (1856); »Die deutschen Frauen in dem Mittelalter« (2. Aufl. 1882, 2 Bde.); »Deutsche Frauen in dem Mittelalter« (3. Aufl. 1897, 2 Bde.); »Altnordisches Leben« (1856); »Die deutschen Frauen in dem Mittelalter« (2. Aufl. 1882, 2 Bde.); »Deutsche Frauen in dem Mittelalter« (3. Aufl. 1897, 2 Bde.); »Die deutschen Weihnachtsspiele« (1853); »Die deutschen Weihnachtsspiele« (1853); »Die deutschen Weihnachtsspiele« (1853

nach seinem Tode und mit seinem Wissen?" Da Mohr nicht, so sagte Engels weiter, seine Memoiren oder sonstige Aufzeichnungen hinterlassen habe, so sei es Pflicht der Arbeiterpartei, seine persönlichen Papiere und Briefe zu sammeln und zu veröffentlichen. Engels selbst hatte bereits vor Jahren, als Mohr noch lebte, mit dessen Wissen und Willen, die wichtigsten Briefe an Freiligrath unter dem Titel „Aus dem literarischen Nachlaß von Karl Marx, Friedrich Engels und Ferdinand Freiligrath" herausgegeben. Er hatte damals schon die Absicht, auch die Briefe an Weydemeyer, Lassalle, Schweitzer, Liebknecht, Bebel, Dietzgen, Sorge, Kugelmann, Schramm, Lafargue, Longuet, Danielson, Vera Sassulitsch, Bernstein, Kautsky, Adler, Bracke, Speyer, Eccarius, Lessner, Pfänder, Borkheim, Lochner, Wedemeyer, Cluß, Dronke, Wermuth, Stieber, Techow, Hatzfeldt, Schorlemmer, Lavrow, Nikolai-on, Hirsch, Tellheim, Ruge, Meißner, Duncker, Siebel, Becker, Hess, Rüstow, Rittinghausen, Gumpert, Meyer, Borkheim, Pieper, Strodtmann, Rodbertus, Oppenheim, Annenkow, Beesly, Harrison, Jones, Oldham, Ott, Hales, Harney, Ashton, Schapper, Moll, Wilhelm Wolff, Blind, Vogt, Pyat, Bolte, Fox, Wheeler, Serraillier, Lochner, Miß Burns, Miß Marx, Tussy Marx, Laura Lafargue, Florence Kelley-Wischnewetzky, Jenny Longuet, Rothstein, Dana, Sorge jun., Hermann Jung, Maltman Barry, Carl Speyer, Faucher, Wagener, Weerth, Daniels, Edgar Bauer, Konrad Schramm, Reinhardt, Wilhelm Pieper, Elisabeth Dietz, Ure, Pecqueur, Bray, Lucraft, Gray, Weitling, Proudhon, Bernhardi, Mosès Hess, Herwegh, Marx-Aveling, Edward Aveling, Gertrude Kelley, Philips, Lafargue, Piepenhorn, Adler, Kriege, Hermann Ewerbeck, Wilhelm Liebknecht, Karl Kautsky, Motteler, Peter Imandt, Bernhard Beckers, Heinrich Bürgers, Julian Harney, Georg Howell, Samuel Moore

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 87. — 28. März 1837.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1836.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 86.)

8. Berliner Theateralmanach auf das Jahr 1837. Herausgegeben von Alex. Cosmar. Zweiter Jahrgang. Berlin, Bade. 16. 1 Thlr. 12 Gr.

Desselben Lobes wie der erste Jahrgang dieses Almanachs wird auch der vorliegende zweite würdig sein. Es ist freilich ein übles Zeichen, daß unter den sieben Stücken, die er bringt, auf ein deutsches Original nicht weniger als sechs Übersetzungen und Bearbeitungen aus dem Französischen kommen, und ein noch übleres, daß dies deutsche Original von Albini grade eine Gabe von sehr zweifelhaftem Werth ist; indeß dürfen wir die Schuld dieses Misverhältnisses dem Herausgeber nicht allzu hoch anrechnen und müssen einen Theil davon dem Geiste der Zeit und unserm eignen Volke zuwälzen. Ein Herausgeber mag thun, was er will, er wird, ist er selbst nicht ein Kotzebue, in einem Jahre nicht sechs deutsche Originallustspiele zusammenbringen, die wir mit Vergnügen lesen.

Die Burleske: „Enzian", in zwei Acten und einem Vorspiel von Albini, ist eine launige, aber nicht eben geschmackvolle Gabe. Die Fabel ist eine leichte Parodie des „Königs Enzio", unter der Form des verspotteten Studentenwesens, ergötzlich genug für eine rasche Ansicht und hier und da treffend und witzig. Besonders lachstoffhaltig ist die Caricatur eines Pedells, des Raupach'schen Todtengräbers, der seine lateinischen Brocken à tort und à travers anbringt und der als Pfeifenjunge verkleideten Lotte, die in den Carcer ihres geliebten Enzian einbringen will, z. B. zuruft: „nec ossa mea habebis — fort von hier!" Die Geschichte mit der Locke ist ganz gut parodirt, und das Ganze ist bei allem Salz harmlos genug, um selbst von dem Verf. des „Enzio" mit Vergnügen gelesen werden zu können.

„Advocat und sein Sohn, oder der erste Proceß", nach Genée, ist eines der zierlichern neufranzösischen Lustspiele und verdient den Vorzug vor dem „Wundertrank", nach der „Fiole de Cagliostro", von Cosmar, in welchem die Unnatur herrschend ist. — „Die Herausforderung", Lustspiel in einem Acte von dem talentvollen H. Smidt, gibt sich für ein Original. Wir bitten um Erlaubniß, die Sache nicht untersuchen zu dürfen. Das Thema wenigstens ist keineswegs neu; indeß ist Geschick und Anlage zum Dialog unverkennbar. — „Der dreißigste Geburtstag" ist von Stawinsky nach dem Französischen bearbeitet und kann, gut und rasch dargestellt, gefallen. — „Vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit", nach dem Französischen von Cosmar, hat bereits auf der Bühne sein Glück gemacht und verdient es theils durch eine lebhafte und ungewöhnliche Intrigue, theils durch guten, naturgemäßen Dialog. — Das zweiactige Lustspiel endlich: „Alt und Jung, oder Hochzeit des Weiberfeindes", nach dem Französischen von Freimund Ohnesorgen, variirt zwar nur ein altes, oft gehörtes Thema, jedoch nicht ohne neue Instrumente dabei in Anwendung zu bringen. Der alte Bediente Jonathan ist vielmehr wirklich eine ebenso neue als gelungene Figur, und das Ganze hat ein Recht, belacht zu werden und eine Stunde heiter hinwegzutäuschen. Diese kurzen Bemerkungen müssen bei Leistungen genügen, die auf Dauer so wenig Anspruch machen wie die tägliche Milch, die wir im Kaffee verbrauchen, oder wie die Ephemeris am Pappelblatt.

9. Das Schloß Lützelhardt. Ein historisch-elsassisches (?) Rittergemälde, dramatisch bearbeitet von C. Fr. Hartmann. Strasburg. 1836. Gr. 12. 18 Gr.

Es ist immer der Gegenstand unserer Verwunderung gewesen, wie oft Leute, die durchaus nicht im Stande sind, eine richtige Periode in Prosa zu schreiben, ja mehr, die, wie der Verf., nicht einmal einen Titel ohne Denkfehler zu verfassen vermochten, Stücke schreiben konnten, die sich eben lesen wie andere. Dieser Fall liegt hier wieder vor. Das zwei Seiten lange Vorwort des Verf. und sein Titel enthält fast so viel logische Fehler als Worte. „Dieses Gemälde", sagt er z. B., „in einem weitern Umfange besser hervorzuheben, fühlte ich als Elsasser das angenehme Bedürfniß." Kann etwas sinnloser und schülerhafter gesagt werden? Und doch enthält das Stück sein Theil Gutes und Löbliches. Die Zeitfarbe der Geschichte, welche im 12. Jahrhunderte spielt und die Unthaten und die Buße des bekannten Raubritters Dietrich v. Lützelhardt enthält, der endlich durch einen Bund der gesammten elsassischen Ritterschaft nach tapferer Gegenwehr überwunden wurde, dies nicht leicht zu treffende Colorit ist gut beobachtet; die Charaktere sind fest und mit gewandter Hand gezeichnet, die Intrigue ist gut gesponnen und der Erfolg von nicht gewöhnlicher Wirkung. Was soll man dazu sagen? Wir lesen das Stück mit vielleicht ebenso vielem Antheil als die Arbeit eines Bessern; soll man darum glauben, daß die Kunst auf der Gasse gefunden werde, daß Reife des Urtheils, Studium, Beobachtung, Bewußtsein und was sonst zur Kunstleistung gefodert wird, unnütz seien und vergebene Erwerbungen? Nein! Aber das können wir allerdings daraus schließen, daß die dramatische Anlage eine ursprüngliche ist, eine Intuition, etwas Unfreiwilliges, ohne dessen Besitz alle jene schönen Erwerbungen nicht in eine Kunstblüte zusammenschießen. Dem Verf. scheint ein Theil dieser Anlage beizuwohnen, und seine sonstige Mittellosigkeit, ja selbst seine sonstige Roheit vermag diesen unfreiwilligen Naturimpuls nicht ganz und so zu verdecken, daß er nicht stellenweise wenigstens hervorbräche. Viele Dialoge sind kräftig, mehr als ein echt dramatisches Moment und endlich der tüchtige und effectvolle Schluß, ohne alle Rhetorik durch die That sprechend, zeugen von dieser Naturanlage, welche uns Cultur zu verdienen und der Politur werth zu sein scheint.

10. Dramatisches Vergißmeinnicht von Th. Hell. Für das Jahr 1837. Vierzehntes Bändchen. Dresden, Arnold. 1837. 8. 1 Thlr.

Bekannt und lieb, wie uns diese Jahresgabe ist, welche eine immerhin seltene Ausdauer für sich hat, empfangen wir sie auch diesmal mit Vergnügen und Theilnahme. Der Herausgeber bringt hier ganz wohlgewählte überrheinische Pflanzen

zu seinem herbarium vivum, unter denen uns die größere: „Die Dame von Laval", in sechs Gemälden, dieser Ehre gar nicht unwerth zu sein dünkt. Das Stück hat Verwandtschaft mit Hugo's „Hernani"; wie dieser ist Graf Chateaubriand ein Prototyp der Ehre nach nationalen Begriffen, und diese nöthigen ihn, den Retter seines Königs — Franz I. —, seine eigne Gattin, welcher der König, wie der Graf schon sagt, „das Todesurtheil auf die Stirn geküßt hat", der Ehre zu opfern. Das Stück hat gute Momente, und zeigt viel Fertigkeit in Behandlung des Effectvollen; tiefere Anlage und poetische Bedeutung darf darin freilich so wenig wie in den melodramatischen Arbeiten der Franzosen überall gesucht werden. Wirkung ist ihre Aufgabe, und diese wird, wenigstens für den rohern Sinn des pariser Bühnenpublicums, erlangt.

„Laurette, oder das rothe Siegel", Lustspiel in einem Act, macht auf unsern Beifall gleichfalls Anspruch, obgleich ein Theil der Begebenheit doch einen zu ernsten Charakter zeigt, um der Stimmung, die das Lustspiel bedingt, völlig zu entsprechen. Die Franzosen lieben dermalen das ängstigende Princip im Dramatischen wie in der Erzählung so entschieden, daß sie dieses modern-europäischen Reizmittels selbst im Lustspiel nicht entbehren wollen. Für diese Classe von Dramen würde selbst Lessing um einen recht bezeichnenden Namen in Verlegenheit sein.

11. Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Sechzehnter Jahrgang für 1837. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1837. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Unter den dramatischen Almanachen nimmt das berliner „Jahrbuch" jetzt unzweifelhaft die erste Stelle schon durch den Grundsatz ein, nur Originale darzubringen. Die Behauptung dieses Grundsatzes gewinnt ihm unsere Achtung, und diesmal um so mehr unsere Theilnahme, als selbst Raupach zu einer gar löblichen Beisteuer vermocht worden ist.

„Der Glöckner von Notre-Dame", romantisches Drama in sechs Tableaus von Charlotte Birch-Pfeiffer, welches den Anfang macht, ist zwar eines jener Dramen, an denen wir einmal durchaus nichts Gutes entdecken können, eine jener novellistisch-dramatischen Unformen, deren wir in der Einleitung gedachten und über deren Abnahme in der Zahl wir unserer Literatur gratulirten. Jedermann weiß, wie wild hier Effecte gehäuft, wie sinnlos Motive, die in der Erzählung sich zu entwickeln Zeit fanden, zugespitzt erscheinen, bis zu welchen Extremen der Unnatur Charaktere verzerrt und Wirkungen übereinander geworfen werden. Rechnet er nun noch hinzu, daß dies in einer Sprache geschieht, die Alles kennt, nur nicht Maß, Bildung und Geschmack, so kann er sich von dem Eindruck leicht Rechenschaft geben, den ein solches Stück im Lesen machen muß. Schlimmer noch ist es in der Darstellung, wenn die Schauspielerin für die Gervaise an der Fallsucht leidet, an der Manie nämlich, bei jedem Effectwort ohnmächtig niederzustürzen. Und dennoch wurde dies Stück in Berlin allein vierzig und einige Mal gesehen, ohne ausgepocht zu werden.

Ein allerliebstes Lustspiel von Holtei ist: „Der dumme Peter", in zwei Acten. Die Intrigue freilich leidet an ansehnlicher Naturwidrigkeit und der Zuschauer muß sich viel Gläubigkeit zumuthen lassen, indessen hebt die Neuheit der Situation doch über viel Zweifel hinweg und der Gedanke erscheint sehr glücklich. Gut dargestellt, ist dies Lustspiel ein vorzüglich empfehlenswerthes Bühnenstück.

Raupach's „Narr seiner Freiheit", Lustspiel in zwei Acten, zeichnet sich wieder durch Bedeutenheit der Idee aus. Nicht leicht ist ein Stück von ihm ohne seinen tüchtigen Gedanken. Hier wird der grelle Egoismus unserer Jugend, die in ihrer Sucht nach Ungebundenheit diese selbst auf die Ehe übertragen möchte, gut geläutert. Ein junger Mann, um der Fessel zu entgehen, welche die Liebe ihm anzulegen droht, wirbt unter zwei Schwestern um diejenige von ihnen, welche er nicht liebt. Dies kann etwas stark erscheinen; allein die Komödie verträgt dergleichen Foderung, und dann — was wäre der Selbstsucht nicht möglich? Dies nun wird von einem zweiten Paar zur Intrigue benutzt und gibt zu den launigsten Situationen Anlaß. Ist die Verwickelung auch beinahe übermäßig künstlich, so entschädigt die Natur des Dialogs, stets fein und gebildet, und die erfreuliche Gestalt des alten Geheimraths, der außerhalb der Intrigue und wie Till gewöhnlich über ihr steht. Hierin ist eine der Superioritäten Raupach's zu suchen, daß er stets einen solchen Charakter, gleichsam die Stelle des Chors bei den Alten vertretend, zur Hand hat, der, über dem Lustspiel stehend, dies wie in unabsichtlicher Lehre verklärt. Das kleine Stück ist ein Muster von seiner Behandlung, läutert wahrhaft, wie die Komödie soll, die Sitte und ist des Koryphäen unserer heutigen Bühnenliteratur würdig. — Auch Albini's einactiges Lustspiel: „Im Kleinen wie im Großen", ist eines guten Gedankens Träger. Den Menschen als Marionette unsers Willens gebrauchen wollen, lehrt es, sei gefährlich, und der Erfolg kehre sich oft dabei noch in unserer Hand um. Dieser Gedanke ist mit Feinheit und Glück durchgeführt. — L. Robert's „Fußfall" ist ein geschickter dramatischer Scherz in 72 Reimzeilen, die den Inhalt eines vollständigen Dramas in der Verkürzung darbringen.

Sehr bekannt, aber darum nichts besser als schlecht, ist L. Angely's „Reise auf gemeinschaftliche Kosten", in fünf Actn. Solche Stücke, um so viel mehr, als sie den Anspruch auf Originalität nur sehr bedingungsweise machen, sollte die Redaction aus Grundsatz zurückweisen. Daß sie diese „Reise" aufnahm, beweist nur die Richtigkeit unserer Behauptung, daß es einem Herausgeber fast unmöglich wird, seinen dramatischen Almanach Jahr aus Jahr ein mit sechs lesbaren deutschen Originalstücken zu füllen.

12. Lustspiele oder dramatischer Almanach für das Jahr 1837, von F. A. Kurländer. Mit Kupfern. 27ster Jahrgang. Leipzig, Baumgärtner. 12. 1 Thlr. 4 Gr.

Den ehrenwerthen Herausgeber dieses Almanachs deckt nun die Erde. Er war ein Mann von Talent, achtbar als Mensch, unvergessen von Denen, die ihn kannten. Wir haben ihn zuweilen getadelt; jetzt verstummt der Vorwurf, und wir wünschen ihm einen Nachfolger in seinem Geiste. Die Aneignung fremder Stoffe und ihre Zubereitung für die deutsche Bühne verstand nicht leicht Jemand besser als Kurländer. Im Eigenthümlichen hatte er sich schon lange nicht mehr versucht. Dieser letzte Jahrgang seiner Bearbeitungen gibt drei gefällige Stücke. Das einactige Drama: „Der achtzigste Geburtstag", nach Scribe, ist frisch, ungekünstelt und an guter Situation reich. Die französische Sentimentalität, eine Seelenlage, die jenem Volke stets so schlecht kleidet, ist zwar nicht ganz verwischt; indeß geht Alles doch mit leidlicher Unnatur ab und regt wenigstens nicht, wie oft geschieht, zum Widerspruch des Lachens auf. „Das goldene Kreuz", Schauspiel in zwei Aufzügen, ist als Naturbild viel weniger gut. Menschen wie die hier Handelnden sind nicht einmal in der Poesie wahr, wie viel weniger in der Wirklichkeit anzutreffen. Das Stück besteht nur durch die Rührung, die die Gestalt des alten Wachtmeisters bei sympathisirenden Franzosen, von der Idee der fabelhaften gloire erfüllt, hervorrufen kann.

„Geliebt sein oder Sterben", eine Fortsetzung der „Zehnten Muse", von Scribe, lassen wir viel eher passiren. Es ist doch ein wahrer Gedanke, daß das Liebesfeuer Derer, die den Titel des Stücks stets im Munde führen, nur ein Strohfeuer zu sein pflegt, und daß ihr Herz wie eine Lehmhütte rasch niederbrennt, ohne dauernd zu leuchten und behagliche Wärme über ihre Nächsten zu verbreiten.

In allen diesen Stücken ist die Gewandtheit des Dialogs, der Geschmack und die relative Zierlichkeit des Ausdrucks anzutreffen, welche Kurländer's Arbeiten so lange auszeichnet haben. Es ist sein Ruhm, daß ihn die Bühnendirectionen vermissen werden.*)

72.

*) Der zweite Artikel dieser dramatischen Bücherschau folgt im Mai. D. Red.

Möſer's Denkmal in Osnabrück.

Wenn einem deutſchen Manne ein Denk- und Ehrenmal gebührt, ſo iſt es Juſtus Möſer, der treue, kräftige, innige, maßvolle und gedankenvolle Mann. Für ihn gelten ganz und gar die Worte, die er im zweiten Theil der „Patriotiſchen Phantaſien" einen verdienten Vater an ſeinen Sohn ſchreiben läßt, und die alſo lauten: „In dem vorigen Jahrhundert (dem 17.), worin ich geboren bin, wurde jedem verdienten Manne ein Ehrengedächtniß errichtet, und ich hoffe es auch verdient zu haben. Die Sitte der damaligen Zeit gefällt mir beſſer als die jetzige, und ich ſehe es als eine höchſt ſchädliche Neuerung an, daß man den verdienten wie den unverdienten Mann ganz in aller Stille verſcharrt und oft den einen ſo wenig als den andern mit einem Steine bedeckt, der ſeinen Namen der Nachwelt melde. Wenigſtens ſcheint mir dieſe Neuerung eine Epoche in der Geſchichte der menſchlichen Denkungsart zu machen und mehr Aufmerkſamkeit zu verdienen, als man insgemein darauf wendet." Wie gut war es, daß die Männer, welche zuerſt die Abſicht ausſprachen, dem wahrhaft unvergeßlichen Mann, der jene Zeilen ſchrieb, ein Denkmal zu errichten, von der Wahrheit dieſes Gedankens lebhaft durchdrungen waren. Die erſte Anregung hierzu ging von dem verdienſtvollen Syndikus Dr. Prüsmann zu Osnabrück aus, der eine Verſammlung mehrer Verehrer Möſer's veranſtaltete und mit dieſer zuerſt das Unternehmen einleitete. Das Nächſte, woran jene Verſammelten dachten, nachdem ſie darüber einig geworden, daß Osnabrück, Möſer's Geburtsort, der Ort ſeiner früheſten Bildung, der Schauplatz ſeiner ſegensvollen bürgerlichen Wirkſamkeit, auch der paſſendſte Platz für ſein Denkmal ſei, war, daß ſie ſich an den Geheimrath v. Bar, Präſidenten der Regierung des Landdroſteibezirks Osnabrück, wandten, unter deſſen Vorſtand ſich im Auguſt 1832 ein Möſerverein bildete, beſtehend aus folgenden Mitglieder: dem Weihbiſchof und Generalvikar Lüpke, Regierungsrath Buch, Regierungsrath Rieberg, Medicinalrath Ehmbſen, Senator Schwartze, Kreiseinnehmer Warnecke, Syndikus Dr. Prüsmann, Rector Abeken. Als Ehrenmitglieder wurden mehre der erſten Staatsbeamten gewonnen und von dem Herzog von Cambridge das Protectorat des Vereins angenommen. Demnächſt erging von dem Vereine eine Denkſchrift an das deutſche Publicum, die von den Redacteren der Zeitſchriften, ſowie in eignen Abdrücken verbreitet wurde. Daher kam es, daß ſchon am Schluſſe des Jahres 1150 Thaler an Beiträgen eingegangen waren. Später ſchenkte die Ritterſchaft des Fürſtenthums Osnabrück 500 Thaler, und mit Einſchluß der im folgenden Jahre eingegangenen Beiträge aus den bedeutendſten Städten des In- und Auslandes zählte der Verein nunmehr einen baaren Fonds von 3213 Thalern, der durch andere beträchtliche Zuſchüſſe und namentlich durch ein Geſchenk des Königs von England in 100 Friedrichsd'or bis über 4000 Thaler anwuchs. Auf Rauch's Empfehlung ſetzte ſich nun der Verein mit dem verdienſtvollen Bildhauer Drake aus Pyrmont, einem der vorzüglichſten Schüler Rauch's, in Verbindung, der das große Modell des Standbildes im Frühjahre 1835 zur allgemeinen Zufriedenheit vollendete. Den Guß deſſelben in Erz bewerkſtelligte der geſchickte Erzgießer Fiſcher bis zum October deſſelben Jahres. Die Arbeit des Ciſelirens und mit ihr das ganze Werk vollendete Drake im März 1836. Am 18. Mai legte man den Grundſtein des Poſtaments, worein man, in eine meſſingene Kapſel geſchloſſen, mehre Möſer betreffende Documente, die Druckſchriften des Vereins, die 1779 auf Möſer geprägte Denkmünze und mehres Andere niederlegte.

Das Standbild ſelbſt, deſſen Aufſtellung am 10., und feierliche Enthüllung am 12. September ſtattfand, iſt durchaus einfach und würdig. In einer Höhe von faſt 8 Fuß ſteht Möſer in der Tracht ſeiner Zeit, mit übergeworfenem Mantel, der, oben mit einem kleinen aufſtehenden Kragen verſehen, in ſchlichten Falten über Rücken und Schultern herabfällt. „Bei aller Einfachheit und Idealität dieſer Bekleidung iſt hier zugleich die Beſonderheit des Stoffes in einer Naturwahrheit dargeſtellt, die aufs höchſte überraſcht; es iſt eine Leichtigkeit, ein leiſes Spielen in den Brüchen und Ecken der Gewandung, daß man in der That die einzelſten Momente der Bewegung feſtgehalten glaubt; die Eigenſchaft des Metalls, der Goldglanz in den Lichtern, die mannichfachen Reflexe in den Schatten ſind auf das Wahrſte und Schönſte berechnet und benutzt." In dem linken Arm und dem Buſen, der durch den Faltenſchlag des Mantels gebildet wird, trägt Möſer ein Buch, die „Geſchichte Osnabrücks"; in der Hand eine Urkunde mit herabhängendem Siegel — Symbole ſeines Wirkens als Geſchichtsforſcher und Schriftſteller. Der rechte Arm iſt mäßig erhoben, die Hand wie zum Sprechen entfaltet; kurz, die ganze Haltung iſt von dem Künſtler durchaus im Geiſte des Dargeſtellten erfunden. Es iſt, als ob der eherne Möſer noch immer, wie einſt der lebendige, liebend und weisheitsvoll das deutſche Volk und ſeine Mitbürger anrede.

Den Tag der Enthüllung dieſes wohlgelungenen Standbildes begünſtigte das heiterſte Wetter. Auf ſinnvolle Weiſe war der Platz des Denkmals, die Domfreiheit, geſchmückt worden: mit Blumenguirlanden und Eichenzweigen umwundene Pfähle waren angebracht, in einem weiten Halbkreiſe Seſſel um das Standbild herumgeſtellt, geſchmückte, mit Teppichen behangene Eſtraden für die Redner, für die Liedertafel und das Muſikchor errichtet; die angeſehenſten Damen der Stadt waren zugegen, und den innern freien Raum erfüllten junge Mädchen, die Blumen ſtreuten. Der Zug nach dem Denkmal war höchſt feierlich, unter wiederholten Kanonenſchlägen und der vom Standbild her erſchallenden Muſik. Trotz dem gewaltigen Zudrang der Menſchen wurde der feierliche Act auch nicht durch die kleinſte Unordnung geſtört. So waltet die geiſtige Macht des guten und großen Menſchen auch noch beruhigend und ſammelnd in der Erinnerung! Beſonders rührend war der Anblick zweier hochalterigen Greiſe, die mit im Kreiſe ſaßen, der eine der Oberamtmann Lodtmann von Wittlage, der, 30 Jahre jünger als Möſer, ihn noch in ſeinen kräftigſten Tagen gekannt und ſeines nähern Umgangs ſich erfreut hatte; der zweite, ein alter vormaliger Diener Möſer's, von 88 Jahren, der ſeinen gegenwärtigen Dienſt, den des Küſters in Buer, der Fürſorge ſeines Herrn verdankte. Nach beendigter Einweihung fand ein Feſtmahl in dem großen Saale des Clubhauſes ſtatt, zu dem ſich über 150 Gäſte eingefunden hatten. Der Saal war ebenſo geſchmackvoll als feſtlich decorirt, zum Theil mit Erinnerungen aus des Gefeierten Leben ſowie mit ſeinem wohlgetroffenen Portrait in Öl. Bei dieſer Gelegenheit überreichte der Director des Rathsgymnaſiums, M. Fortlage, ein ſehr verdienter Schulmann, dem Präſidenten des Möſervereins eine tabula votiva, in ſo überaus trefflichem Lapidarlatein verfaßt, daß wir aufrichtig den Mangel an Raum beklagen, der uns verhindert, ſie mitzutheilen. Der Leſer wird ſie als Beilage der kleinen Schrift einverleibt finden, welcher wir dieſe Notizen entnehmen. Sie führt den Titel: „Das Denkmal Juſtus Möſer's in Osnabrück" (mit einer Abbildung deſſelben, Osnabrück 1836), und iſt der Lecture des Publicums in jeder Hinſicht recht ſehr zu empfehlen.

Überhaupt iſt es dabei eine wahrhaft wohlthuende Betrachtung, daß unter allen bei dieſer feierlichen Gelegenheit veröffentlichten Vorträgen und Gedichten kein einziges Stück iſt, das nur mittelmäßig wäre. Einige davon ſind ſogar trefflich zu nennen; ſo z. B. eins, welches von dem Geſangsverein gegen Ende des Mahls, nachdem des unvergeßlichen Mannes Gedächtniß in funkelndem Weine und in begeiſterungsvoller deutſcher Weiſe ausgebracht worden, geſungen wurde. Es lautet ſo:

Es ſteht aus Erz gegoſſen,
Von Blumen rings umkränzt,
Von mildem Glanz umfloſſen,
Hold, wie der Mond erglänzt,
Ein wunderbar Gebilde
Auf feſten Stein geſtellt,
Deß Blick ſo ernſt und milde,
Auf uns herniederfällt.

Und wer es kennt zu thun,
Der thut es nicht.
Der Mensch mit Vernunft
Ist ein Gedicht.
Er weiß und kennt das
Und thut es nicht.
Er thut, wo er es kann,
Nur Gutes.
Das ist die wahre Kunst
Des Lebens.

Wie ist das Wort schön gesagt, begreifen und thun heißen Eines Ding!

Wenn wir diesen Sinn nun an meine Worte die Anfrage an Ihre Güte richten, auf was für Weise es ist möglich, daß wir endlich Ihre Gegend werden sehen, Ihnen und Ihren Freunden unsere Aufwartung machen können, so ist meine Meinung, daß wir, wenn es Ihnen gefällig ist, gegen Ende des Monats Juni, oder Anfangs des Monats Juli, bei Ihnen eintreffen werden, und zwar in Begleitung eines Freundes, der, wie ich glaube, Ihnen schon bekannt ist, des Herrn Hofrath Meyer, der uns Ihnen auf einige Wochen zu schenken die Gefälligkeit hat.

Ich bitte Sie, mir, und auch den Freunden, alle diese Tage, die wir bei Ihnen sind, Betten, Essen, Trank, gute Gesellschaft, Wasser, Bier und was sonst Ihnen alles beliebt zu bereiten, und wir wollen dagegen Ihnen alle Tage, die wir bei Ihnen sind, Gesellschaft und Lust und Freude zu machen suchen.

Mehr kann ich morgen, heute nicht sagen.

N.

Tagebuch, die deutschen Zeitschriften und Meßkatalogen betreffend. Ostern und Michaelis Meßkatalog. Ostern und Jena Lit. Zeitung. Ankündigungen von Herr Gruneisen, Gothe, Schiller, Jena Lit. Zeitung.

Dienstag, den 3. Juni.

Mit dem Herrn Hofrath, und dem Jenaischen Buchhändler Herrn Frommann, der sich hier befindet, die Angelegenheiten der Jenaischen Lit. Zeitung durchgegangen, und die Verhältnisse der Mitarbeiter, u. s. w. besprochen, über die Verbindungen der Lit. Zeitung mit Leipzig, und über die Einrichtung der Meßkatalogen, und was sonst noch zu thun ist, um diese Zeitung in Aufnahme zu bringen. Ich habe mich erboten, die Correspondenz mit den Mitarbeitern, und die Besorgung der Manuscripte, die Correctur, und was sonst noch dazu gehört, zu übernehmen, und will mich, wenn es nöthig ist, auf einige Zeit, nach Jena begeben, um diese Geschäfte, die mir sehr angenehm sind, zu besorgen. Ich habe mich auch erboten, die Correspondenz mit Leipzig, die Ankündigungen, die Meßkatalogen, und was sonst noch dazu gehört, zu besorg

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 88. — 29. März 1837.

Gemälde in Berlin. — Aus den Papieren des Teufels. — Neue Bücher. Mit Anzeigen. Chronik. Verzeichniß. Anzeigen. Beilage. Nr. 13. Zu Nr. 88.

Auf dem Saale, welcher die Gemälde enthält, befindet sich ein Gemälde, das ich nicht übergehen kann, ohne meine Ansicht darüber zu äußern, obgleich ich keine Kritiken liefern will, sondern nur Andeutungen, die mir selbst genügen, damit ich mir über das Gesehene Rechenschaft geben kann. Es ist dieß das Gemälde von Hildebrandt, welches Ahasverus, den ewigen Juden, darstellt. Ich habe mich schon früher darüber ausgesprochen, daß ich diese Sage für eine der poetischsten halte, die es gibt, und daß ich sie für eine der tiefsten halte, die es gibt, und daß ich sie für eine der tiefsten halte, die es gibt, und daß ich sie für eine der tief

Frauen, vollgültigen Dank ſchuldet. Er lobte hier Alles, was neu war; ſelbſt die Decrete der Juſtemilieu-Regierung, obgleich auf Papier geſchrieben; während er doch auch vermöge ſeiner buchhändleriſchen und andern jüngſten Parteiſtellung in Deutſchland genöthigt war, dem jungen Frankreich glänzende Complimente zu machen. Nun iſt er hinüber nach Afrika, und ſein Lobzug erſtreckt ſich von Algiers Küſten über zwei Drittel der Barbarei. Daß die Franzoſen hier insgeſammt und alle europäiſche Conſuln als Muſter von Tapferkeit, Liebenswürdigkeit und Gaſtfreundſchaft geprieſen werden, iſt nicht zu verwundern; denn erſtens werden ſich Alle, mit denen er in Berührung trat, beeifert haben, einem ſo gefährlichen Schriftſteller nur ihre guten Seiten zu zeigen, und dann konnte er darauf rechnen, daß ſeine gedruckten Briefe vielleicht das erſte deutſche Buch ſein werden, das man in Afrika lieſt und verſchlingt. Aber die Mamluken und Beduinen, die Türken und Mauren leſen keine Bücher, und auch ſie werden gelobt und in immer ſteigendem Maße. Zwar findet man einen Grund darin, daß es hier keine Regierungsdecrete gibt, keine Kanzleien und Regiſtraturen, und die Bureaukratien in den mündlichen Paſchagerichten nicht aufkommen; aber es ſcheint doch, als ſei die Lobſucht nun einmal wie eine unwiderſtehliche Luſt in die umfaſſende Subjectivität des Verf. gefahren, und er fühle ſich auch da gedrungen zu loben, wo er nach ſeiner frühern Individualität nur getadelt hätte. Es iſt mit der Subjectivität eine eigne Sache; doch zweifelt Ref. nicht im geringſten, daß die Bewunderer einer Natur, die ſich gibt, wie ſie ſelbſt iſt, und die in allen ihren Ergebniſſen hundertmal mehr werth iſt als die objectiv hellſte Darſtellung der Sachen, wie ſie ſind, auch für dieſe Veränderung genügenden Grund wiſſen werden.

Nach den vorausgegangenen Urtheilen, nahm Ref. das Buch nicht ohne Vorurtheil in die Hand. Man hatte ihm geſagt, es ſei ein Buch, für die Buchhändler gemacht, locker Zuſammengewürfeltes mit wenig Gehalt und ohne den Witz, welcher den Büchern des Fürſten ihren Luſtre gibt. Die „Tutti Frutti" berechtigten zu einem ungünſtigen Vorurtheil. Auch braucht man nur in dieſen loſen Heften, die, unordentlich genäht, in der Hand zerfallen, zu blättern und die leeren Seiten, die langen Titel, die Lücken und den unangenehm weitläufigen Druck mit der erſten Ausgabe der „Briefe des Verſtorbenen" zu vergleichen, um ſogleich inne zu werden, daß es ſich hier nicht mehr darum handelt, eine Überfülle von Wahrnehmungen und Gedanken auszuſchütten, weil ſie im Schriftſteller nicht mehr Platz haben, ſondern darum, das wenige Geſammelte zu ſpreizen und zu dehnen, um daraus ein Buch zu machen. Fabrikwaaren der Art ſind zwar an der Tagesordnung, und aus dem Orte, wo Cotta einſt Werke druckte, werden jetzt alljährig unzählige Ballen ſolcher verdünnten Waare unter dem Namen von Büchern auf die deutſchen Märkte geſchleudert; indeß übertrifft die typographiſche Magerkeit dieſer fünf Bände (in der Kunſtſprache Buchdruckerſpeck genannt) alles bisher Gelieferte, und es kann nur die Intenſität des Inhalts ſein, welche dafür den geforderten Preis möglich macht. Oder iſt es nur die berühmte fürſtliche Perſönlichkeit des Autors, die das Publicum wegſehen läßt über alle Mängel eines Werkes, das mit ſolchen Prätenſionen in die Schranken tritt?

Der Verf. iſt allerdings ein Mann geworden, den eine große Partei ſich vorgenommen hat zu pouſſiren, coûte qui coûte. Man braucht ihn und ſeinen ſchönen Namen; und deshalb läßt ſich viel verſchlucken, ſelbſt ariſtokratiſche Pillen, die in einem radicalen Magen wie Scheidewaſſer wirken müſſen. Man überzuckert ſie mit der genialen Eigenthümlichkeit des ſeltenen Mannes und verbeißt den Schmerz; denn man weiß, er gibt aus Dankbarkeit dafür auch einige liberale Bonbons zurück, und er iſt klug genug, um es zu ſchätzen, eine Welle als glänzendes Haupt einer mittelreichen Partei vorm Publicum zu gelten. Daraus ließe ſich viel erklären, was ſonſt unerklärlich iſt. Aber doch wäre man, wollte man ſeinen ganzen Erfolg und ſeine nicht zu leugnende Wirkſamkeit darauf zurückführen, ungerecht. Auch in ſeinen ſchwächern Sachen iſt ein Talent, eine ſelbſteigne Kraft, die ſich überall Geltung verſchaffen muß, um ſo mehr aber, als ſie aus Verhältniſſen ſich herausarbeitet, die bei ſchwächer Begabten eher geeignet wären, ſie zu unterdrücken.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beiträge zur näheren Kenntniß und wahren Darſtellung Johann Kaspar Lavater's. Aus Briefen ſeiner Freunde an ihn und nach perſönlichem Umgang. Von Ulrich Hegner. Leipzig, Weidmann. 1836. Gr. 12. 1 Thlr. 18 Gr.

Kaum werden die meiſten unſerer Leſer ſich des Pfarrers Lavater in Zürich erinnern, der zu ſeiner Zeit viel von ſich reden gemacht, Viele zu Freunden gewonnen, Andere als Gegner erfunden; denn das Gedächtniß der Mitwelt erliſcht am häufigſten in der nächſten Nachwelt. Darum iſt eine Belebung deſſelben zweckmäßig und überhaupt eine Rückverſetzung in vergangene Zuſtände angenehm. Während man das Sinnliche des Menſchenlebens beſonders zu ſchätzen und zu erhöhen anfing, welches freilich auch ſonſt ſchon geſchehen, ſchrieb Lavater „Ausſichten in die Ewigkeit"; als alte Wunder ihren Glauben verloren, verkündigte er neue; als Geſpenſter und Geiſterumgang verlacht wurden, ſuchte er denſelben ſich zu verſchaffen und hoffte ſogar mit Chriſto in räumliche Verbindung zu treten; als man im Geiſtigen des Menſchen nur Leibliches finden wollte, trachtete er im Leiblichen den Geiſt zu entdecken und aus Geſichtszügen, ja bloßen Schattenriſſen derſelben den inwendigen Charakter des Menſchen phyſiognomiſch zu enträthſeln. Die Lebendigkeit ſeiner Auffaſſungs- und Mittheilungsweiſe erwarb ihm allgemeine Aufmerkſamkeit; man wollte den Gläubigen, den Phyſiognomiker perſönlich begrüßen; man wollte wiſſen, ob Alles wahr ſei, was man von ihm und was er ſelber erzähle, ſeine chriſtliche Frömmigkeit erbaute, ſein ganzes Weſen erſchien im Umgange liebenswürdig und geiſtreich, daher ſich die deutſchen Städte glücklich prieſen, welche er auf ſeiner Reiſe nach Kopenhagen beſuchte, inſonderheit die Bewohnerinnen derſelben, was in manchen Orten, namentlich im frommen Bremen, zu einer faſt widerlichen Vergötterung ausartete.

Herr Hegner nun iſt wol 20 Jahre mit Lavater bekannt geweſen, wohnte drei Jahre in ſeinem Hauſe, ſpeiſte an ſeinem Tiſche und erhielt von ihm die unbedingte Erlaubniß, aus Briefen die ihn ſelbſt betreffenden Äußerungen ſich aufzuzeichnen, deren Bekanntmachung jetzt nicht mehr beleidigt, da die Schreiber alle todt ſind. Als Herausgeber fügt er eine Schil-

lernen bei methodischem Einzel-Unterr., wie solches sich selbst in Schulen, wo Klassen-Unterr. ertheilt wird, nicht vermeiden läßt, wenn auch Fortschritt und Vollendung dadurch gehemmt werden.

Die Methode, nach welcher der Schüler sich selbst Rechenschaft giebt, wird von Pestalozzi, Grafmann, Ph. A. Diesterweg, Dinter, Dolle, Harnisch, Hentschke, Kehr, Kellner, Kern, Kunisch, Lüben, Mager, Mehlhorn, Mosengeil, Nacke, Nebel, Nolte, Pfeiffer, Preuß, Reichardt, Reinhardt, Schmidt, Schubert, Stephani, Stiehler, Stolle, Thilo, Wagner, Wilmsen, Wolf, Zerrenner, Zimmermann, Zinke, Zschokke, Zumpt, Zwick, Zyrl, Engelien, Hentze u. A. m. gebraucht, und ist, wie Lehrer und Schüler, so auch Eltern, Vormünder, Prediger, Aerzte, Beamte, Gutsbesitzer, Kaufleute, Fabrikanten, Handwerker, Künstler, Landwirthe, Gärtner, Jäger, Soldaten, Matrosen, Seefahrer, Reisende, Auswanderer und Andere, auch solche, welche noch in der Jugend stehen, zu empfehlen. Sie ist ein Mittel, um sich selbst zu helfen, und ist deshalb für Jeden, der sich selbst helfen will, sehr gut.

Sie ist ein Mittel, um sich selbst zu helfen, weil sie Jeden, der sich ihrer bedient, in den Stand setzt, sich selbst Rechenschaft zu geben über Alles, was er thut, und über Alles, was ihm vorkommt, und sich selbst zu sagen, was er thun soll, wenn ihm etwas vorkommt, was er thun soll.

Sie ist ein Mittel, um sich selbst zu helfen, weil sie Jeden, der sich ihrer bedient, in den Stand setzt, sich selbst zu belehren, zu warnen, zu bessern, zu trösten, zu ermuntern, zu strafen, zu belohnen, zu rathen, zu helfen, zu unterrichten, zu erziehen, zu regieren, zu leiten, zu führen, zu pflegen, zu heilen, zu unterstützen, zu retten, zu beschützen, zu vertheidigen, zu bewachen, zu begleiten, zu bedienen, zu versorgen, zu ernähren, zu kleiden, zu schmücken, zu waschen, zu reinigen, zu bauen, zu pflanzen, zu graben, zu jagen, zu fischen, zu schießen, zu fechten, zu rudern, zu steuern, zu fahren, zu reiten, zu reisen, zu wandern, zu schwimmen, zu tanzen, zu singen, zu spielen, zu malen, zu zeichnen, zu modelliren, zu schreiben, zu lesen, zu rechnen, zu messen, zu wägen, zu handeln, zu kaufen, zu verkaufen, zu tauschen, zu schenken, zu leihen, zu borgen, zu bezahlen, zu sparen, zu verwahren, zu verwalten, zu vertheilen, zu sammeln, zu ordnen, zu theilen, zu vereinigen, zu verbinden, zu trennen, zu messen, zu vergleichen, zu prüfen, zu untersuchen, zu forschen, zu finden, zu erfinden, zu entdecken, zu lernen, zu lehren, zu studiren, zu arbeiten, zu ruhen, zu schlafen, zu wachen, zu essen, zu trinken, zu kochen, zu backen, zu braten, zu sieden, zu schmoren, zu rauchen, zu schnupfen, zu kauen, zu beten, zu singen, zu predigen, zu taufen, zu trauen, zu begraben, zu beichten, zu absolviren, zu communiciren, zu confirmiren, zu ordiniren, zu consecriren, zu opfern, zu segnen, zu fluchen, zu verdammen, zu bannen, zu excommuniciren, zu verfluchen, zu exorcisiren, zu beschwören, zu zaubern, zu hexen, zu wahrsagen, zu weissagen, zu prophezeien, zu verkündigen, zu verheißen, zu drohen

Weniger scharf wird der Gegensatz bei Solchen, die keine Theologen sind, und sie können mit Jacobi sagen: „Lavater ist mir eine wichtige, höchst interessante Erscheinung, eine Schöpfung, wofür ich der Natur, die sie mir zur Betrachtung und zum Mittel anderer Betrachtungen und Erkenntnisse hinstellte, recht vielen Dank schuldig zu sein glaube. Wenn es nicht gut ist, daß er so ist, wie er ist, so mag es die Natur verantworten, die ihn so gemacht hat. Diejenigen, welche ihn für einen schädlichen, einen so außerordentlich schädlichen und gefährlichen Mann halten, thun wohl, daß sie ihm entgegenarbeiten; aber verfolgen sollen sie ihn nicht, nicht ihm die guten rühmlichen Eigenschaften abstreiten, die er wirklich besitzt." Dennoch ist an dieser theologischen Natur dem Philosophen Manches mißfällig: „Du thust so vielen Leuten schön und hast ein Wesen mit ihnen, die es gar nicht werth sind. Ich weiß keinen Menschen, dem dies Überallschönthun nicht an dir mißfiele; es ist weder Liebe, noch Sanftmuth, noch Schonung, man weiß nicht, was es ist . . . ich weiß nicht, was dich so täuschbar macht . . . man weiß nicht, weder was man an dir hat, noch was du an Einem haben kannst." Reinhold schreibt: „Mir heißt die Art, wie L. das Eine, was Noth ist, sich und Andern darstellt, Schwärmerei. Ihm heißt die Art, wie ich es mir und Andern darstelle, Grübelei . . . der Grund unseres Mißverständnisses liegt nicht in unsern Herzen." Schwer aber vereinigt das Herz, was der Kopf auseinanderstellt.

Göthe, dem Naturbetrachtung, Naturschätzung, Naturdarstellung, in besonderm Maße eigen war, der Menschen gleich Naturproducten aufzufassen und zu würdigen liebte, mußte von dem züricher Physiognomen und Wunderpfarrer in ungewöhnlicher Weise angezogen werden. Eine störende Differenz zwischen Beiden konnte dabei nicht fehlen, und Knebel schreibt darüber an L. begütigend (1780): „Etwas wehe thut mir, daß Sie Göthe nicht kennen. Ich weiß wol, er ist nicht allezeit liebenswürdig, er hat widrige Seiten, ich habe sie wol erfahren; aber die Summe des Menschen zusammengenommen ist unendlich gut. Verkannt muß er werden, und er scheint darin zu existiren; er selbst ist ein wunderbares Gemisch oder eine Doppelnatur von Held und Komödiant, doch prävalirt die erste. Er ist so biegsam als Einer von uns; aber Eitelkeit hat er noch etwas, seine Schwächen nicht zu zeigen. Da läßt er denn gemeiniglich leere Lücken, oder stellt einen Stein davor, oder wenn er sie sehen läßt, schlägt er mit Fäusten zu, daß man sie ihm nicht berühre. Wenn er es nicht sagt, dann hat er seine Freunde am liebsten. Vor allen Sterblichen liebt und ehrt er Sie." Dieser Göthe nun, über welchen Zimmermann noch berichtet: „Seine Liebkosungen scheinen mir die Liebkosungen eines Tigers; man faßt unter seinen Umarmungen immer an den Dolch in der Tasche", schreibt an Lavater: „Dein Durst nach Christo hat mich gejammert. Du bist übler daran als wir Heiden; uns erscheinen doch in der Noth unsere Götter. Ich denke auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne. Wol sagst du, daß der Mensch Gott und Satan, Himmel und Erde, Alles in Einem sei; denn was sind diese Begriffe anders als Concepte, die der Mensch von seiner eignen Natur hat? Ich danke dir Menschlichster für deine gedruckten Briefe. Das Menschliche und dein Betragen darin ist höchst liebenswürdig, und mich macht es recht glücklich, daß ich keine Zeile anders lese, als du sie geschrieben hast, daß ich den innerlichen Zusammenhang der mannichfaltigen Äußerungen erkenne; denn für den eigentlichen Menschenverstand, was man so nennt, ist und bleibt auch hierin wie in allen deinen Sachen Vieles unzusammenhängend und unverständlich. Selbst deinen Christus hab ich noch niemals so gern als in diesen Briefen angesehen und bewundert. . . . Bei dem Wunsch und der Begierde, in einem Individuum Alles zu genießen, und bei der Unmöglichkeit, daß dir ein Individuum genug thun kann, ist es herrlich, daß aus alten Zeiten uns ein Bild übrig blieb, in das du dein Alles übertragen und in ihm dich bespiegeln, dich selbst anbeten kannst. Nur das kann ich nicht anders als ungerecht und einen Raub nennen, daß du alle köstlichen Federn der tausendfachen Geflügel unter dem Himmel ihnen, als wären sie usurpirt, ausraufst, um deinen Paradiesvogel ausschließlich damit zu schmücken; dies ist, was uns nothwendig verdrießen muß, die wir uns einer jeden durch Menschen und dem Menschen offenbarten Weisheit zu Schülern hingeben und als Söhne Gottes ihn in uns selbst und allen seinen Kindern anbeten. Ich weiß wohl, daß du dich darin nicht verändern kannst, und daß du vor dir Recht behältst; doch finde ich es auch nöthig, da du deinen Glauben wiederholend predigst, dir auch den unserigen als einen ehernen bestehenden Fels der Menschheit wiederholt zu zeigen, den du und deine ganze Christenheit mit den Wogen eures Meeres vielleicht einmal übersprudeln, aber weder überströmen noch in seinen Tiefen erschüttern könnt. Verzeihe mir, daß ich dir begegne, wie du Geßner'n, und laß mich Nervenbehagen nennen, was du Engel nennst. Ich bin zwar kein Widerchrist, kein Unchrist, doch ein decidirter Nichtchrist. Großen Dank verdient die Natur, daß sie in die Existenz jedes lebendigen Wesens so viel Heilungskraft gelegt hat, daß es sich, wenn es an dem einen oder andern Ende zerrissen wird, selbst wieder zusammenflicken kann; und was sind die tausendfältigen Religionen anders als tausendfache Äußerungen dieser Heilungskraft? Mein Pflaster schlägt bei dir nicht an, deins nicht bei mir; in unsers Vaters Apotheke sind viele Recepte. Alle Kräfte, Fähigkeiten, Empfindung, Abstraction, alle Wissenschaft, Scharfsinn, alles Anschauen, alles tiefe Gefühl der Menschheit und ihrer Verhältnisse, und mehr Vorzüge, die Lavater in so hohem Grade besitzt, wirft er weg, um dem Unerreichbaren athemlos nachzusetzen . . . ich kenne ihn, und das Bild seines Daseins und seiner Vortrefflichkeit weicht nicht von mir. Lebe wohl und liebe mich, du alter erfahrner, verständiger, kluger, menschenfreundlicher Arzt, der, wenn es die Noth erfodert, es nicht für einen Raub hält zu quacksalben." Als Göthe 1797 mehre Tage in Zürich war, machte er viele Besuche, bei Lavater nicht, der ihn im Gasthofe aufsuchte und nicht traf; er ging oft auf dem Platze vor dessen Hause hin und her, gedachte seiner gar nicht, auch nicht in Briefen.

Viel anderes Merkwürdige persönlicher Verhältnisse, die sich mit Abweichungen zu allen Zeiten wiederholen, ist in der angenehmen Gabe enthalten, die wir Hrn. Hegner verdanken. 28.

Notizen.

Der Katalog der diesmaligen pariser Ausstellung enthält 2130 Nummern, der von 1836 hatte 2122, der von 1835 gar 2536, der von 1834 2314.

1834 hatten 1032, 1835 1227, 1836 1070, diesmal haben 1071 Künstler zur Ausstellung geliefert.

Folgendes sind die gelieferten Kunstgegenstände:

	1834	1835	1836	1837
Gemälde	1956	2175	1856	1865
Sculpturen	189	155	136	131
Architektur	17	32	26	37
Kupferstiche	81	96	61	61
Lithographien	71	78	43	36
	2314	2536	2122	2130

1835 wurden von 285, 1836 nur von 157 und 1837 von 181 Frauenzimmern Arbeiten (Gemälde, Kupfer- und Stahlstiche) für die Ausstellung angenommen.

An die Stelle der „Revue française", der „Revue encyclopédique" und des „Globe", die sämmtlich eingegangen sind, ist jetzt die „Revue française et étrangère" getreten. Diese neue Zeitschrift, deren Redacteurs und Mitarbeiter namhafte pariser Schriftsteller sind, erscheint in Monatsheften zu 10—12 Bogen. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 89. — 30. März 1837.

Semilaſſo in Afrika. Aus den Papieren des Verſtorbenen. Fünf Theile.

(Fortſetzung aus Nr. 88.)

Nicht jeder Mann von Mitteln und von Luſt nach Wandel und Aufſehen erträgt die Beſchwerden einer Reiſe ins heiße Afrika, um beide zu befriedigen; nicht Jeder, der an Champagner gewöhnt iſt, trinkt 14 Tage lang Ziegenmilch und den Wein in Medicinlöffeln, und wenige Reiſende, die bis dahin gedrungen ſind, wo der Fürſt es iſt, haben ſo mit Geiſt beobachtet und mit Lebendigkeit uns das Beobachtete vor Augen geführt. War ihre Aufgabe umfaſſender, ſyſtematiſcher, ſo iſt er einer der Erſten, der uns mit anſchaulicher Lebendigkeit die Phyſiognomie dieſer vernachläſſigten Gegenden malt. Die Meiſterſchaft, mit der er früher Irland und ſein Elend zeichnete, erwarte man nicht; es iſt aber nicht die Schuld des Beobachters, ſondern des Stoffes. Dort hatte er vor ſich etwas Ganzes, Abgeſchloſſenes; hier konnte er unter dem Mannichfaltigſten und Verſchiedenartigſten nur koſten. Aber er koſtet mit ſolchem Geſchmack, daß Jeder, der ſelbſt Kenner iſt, ſich daraus über mehr klar machen kann, als was der Autor berührt. Sein Ich tritt natürlich auch in Afrika überall in den Vorgrund, und mehr als bei den frühern Reiſen; denn einmal bringt es die Natur dieſer orientaliſchen Reiſen mit ſich, wo ein gelegentliches Verkriechen, wenn es in ſeinem Geſchmacke läge, entweder nicht möglich, oder mit gar zu großen Überwindungen verbunden wäre, andererſeits iſt er aber hier nicht mehr der unbekannte „lauſitziſche Edelmann", der nach Abenteuern ſucht, ſondern ein fürſtlicher Schriftſteller und eine europäiſche Notabilität. Die Conſuln aller Mächte kommen ihm entgegen, die Gouverneure begrüßen ihn, die Beys empfangen ihn in königlichen Audienzen, und mit Mamlukenescorten zieht er angeſtaunt durch die Länder. Keine Art liberaler Kritik wird ihm dies verargen, denn vornehm aufzutreten gehört zu den mildeſten Schwächen der menſchlichen Natur, und ohne dieſen Auftritt wäre ihm und uns viel von dem Wichtigen und Werthvollen, was er mittheilt, entgangen. Trotz der fünf leeren Bände iſt doch das Buch ein voller Beitrag zu unſerer Reiſeliteratur. Mag der Gelehrte vom Fach Vieles ſchmerzlich vermiſſen, was der Fürſt, wäre er Mineralog, Botaniker, Archäolog, Linguiſt, Zeichner, oder hätte er ſtrenge Gelehrte und Künſtler dieſer Fächer in ſeinem Gefolge gehabt, auffinden können, ſo erhalten wir Andern dafür eine ſo umfaſſende Phyſiognomik, wie ſie ſelten ein Fachgelehrter liefern kann. Fürſt P. reiſt als lebensluſtiger, wißbegieriger, mit freiem Blick für die Verhältniſſe ausgeſtatteter Weltmann, er will genießen, indem er Früchte ſammelt, und mehr als den Verein von Früchten und Genuß fodere der Leſer nicht.

Seine Reiſe iſt und ſoll Unterhaltungslecture ſein. Um deshalb fodere man auch von dieſer Anzeige kein vollſtändiges Referat. Es wäre eine Beeinträchtigung des Buches, das überdies ſchon von den ſchönwiſſenſchaftlichen Journalen bedeutend ausgebeutet iſt.

Er fährt von Toulon nach Algier, macht von hier aus Excurſionen bis zum Fuße des Atlas, ſchifft ſich dann nach Bugia und Bona ein (im Buche kommt nur die franzöſiſche Ausſprache der Orte vor) und von dort nach Tunis. Von hier aus dringt er, mit Vollmachten und Empfehlungen der Beys wohl verſehen, tief in das Innere des Königreichs, in das eigentliche Land der Beduinen ein und kehrt nach dieſem glücklichen Streifzuge nach Tunis zurück, womit der fünfte Theil und angeblich Semilaſſo's letzter ſchließt.

Die erſten, Algier gewidmeten Theile geben uns noch kein vollſtändiges Bild des Orients, in den der Reiſende ſich erſt im Tuneſiſchen mit anerkennungswerther Aufopferung verſenkt. Durch das Drahtgitter der franzöſiſchen Herrſchaft ſehen wir nur bruchſtückweiſe auf die mauriſchen Zuſtände. Trotz des Lobes, welches der Perſönlichkeit ſeiner franzöſiſchen Gaſtfreunde geſpendet wird, beſtätigt uns auch dieſer Reiſende nur, was alle Zeitungsnotizen ausſprechen, wie bejammernswerth es noch mit der gerühmten Coloniſation ausſieht, und wie wenig das Coloniſationstalent dem Esprit der Franzoſen entſpricht. Sein jüdiſcher Factor erklärt ihm mit naiver Aufrichtigkeit, die türkiſch-mauriſche Herrſchaft ſei beſſer geweſen. Zwar habe es da ohne Noth viel Strangulirungen und Baſtonaden gegeben; aber während dort Einige unter Vielen ihrer Haut nicht ſicher geweſen, hätten doch Alle verdienen können. Die Franzoſen gäben Sicherheit und was ſie Ehre nennen, aber keinen Verdienſt; denn Jeder wolle ſelbſt verdienen, und wenn er verdient, mache er ſich auf den Weg. Einſtimmig herrſchte 1835 in Algier die Anſicht, nur durch Eroberung von Konſtantine könne das Coloniſationsproject

gelingen, und ebenso einstimmig hielt man die Aufgabe für so leicht, als sie sich jüngst durch den ersten Versuch schwierig gezeigt hat. Wenn man aber liest, wie die Franzosen mit den Schätzen kunstreicher Erinnerung aus dem maurischen Alterthum umgehen, wie sie die wunderbar schönen Bauwerke, die ganz den phantastischen Charakter des Alhambra und Generalife an sich tragen, zerfallen lassen, oder selbst Hand anlegen zu deren Verwüstung, wie die herrliche Kassauba ihres Schmuckes entwürdigt ist, ja wie ihre Beile selbst gegen den Naturschmuck des Landes, gegen die wenigen Bäume wüthen — oft völlig unnütz; denn Wäldchen werden umgehauen, um mit den in Sand gepflanzten Bäumen auf einen Tag die Decorationen eines Lagers zu bilden —, so weiß man nicht, ob man im Interesse der Cultur und Gesittung ihren Sieg wünschen soll. Daß die europäischen Handwerker und Handelsleute betrügen und prellen, und der Europäer nur bei Juden und Mauren einigen Schutz findet, ist an sich nichts Unerhörtes, denn bei allen Colonisationen wird in der Regel der Auswurf der Bildung vorausgeschoben, und die ersten Zustände sind vorübergehende.

Das Erquicklichste und Interessanteste im ersten Theile ist die Erscheinung und Lebensgeschichte des Mamluken Jussuf, der bis auf den Zug nach Konstantine den Franzosen so merkwürdige Dienste geleistet hat. Mag auch die Hälfte seiner romanhaften Jugend- und Liebesgeschichte erfunden sein, so ist sie wenigstens gut erfunden, und wer der Dichter sei, ob der junge schöne Mamluk selbst, oder ein geschickter Franzos (denn Semilasso gönne uns den Zweifel, daß er diesen langen Roman nicht ganz aus Jussuf's Munde, sondern zum größern Theil aus französischen Journalen gezogen hat); er hat uns das unverwischte Bild einer schönen Naturkraft, eines ursprünglichen Menschen gemalt, wozu uns abgematteten Europäern, wie der Verf. mit Recht sagt, die Materialien fehlen. Plausibel sucht Semilasso übrigens seine Geschichte auch späterhin zu machen; er ist aber nicht genug in die Technik der Novellistik eingeweiht, um Dem, der es ist, einige falsche Anstrengungen zu verbergen. Bei seinem Aufenthalte in Tunis hätte ein so aufgenommener Reisender wie Semilasso sich ebenso gut Mittel verschafft, die Wahrheit der Geschichte zu erfahren, als Jussuf die, allnächtlich zu seiner Kadburah zu dringen. Vielleicht fand er aber Das nicht, was er erwartete, und verhüllte deshalb seine Nachforschungen mit der Gefahr, die er dabei gelaufen wäre. Und er that Recht; denn eine solche romantische Gestalt wie Jussuf darf nicht zerstört werden. Um wie viel größer der Reiz, da dieser ritterliche Jussuf noch lebt, jung ist und wie täglich von ihm neue Abenteuer erwarten können. Zwar ist seine Autorität durch den verfehlten Zug nach Konstantine erschüttert und man hält ihn in Algier jetzt für einen Großsprecher, was auf den Roman seiner Liebe einige Schatten zurückwirft, allein er hat unter den Augen der französischen Kritik wirklich große Thaten verrichtet und das Feld zu neuen ist ihm eröffnet.

Die Schilderung der maurischen Sitten in Algier, zwar nur episodisch, gewährt uns doch treffende Blicke in das Leben dieser schon verderbten orientalischen Welt. Nur eine falsche Pruderie wird dem Verf. die Darstellung seiner nächtlichen Spaziergänge und was sich ihm da enthüllt, verargen. Merkwürdig bleibt die vollkommene Sicherheit, deren sich jeder Europäer in dieser großen, bevölkerten und winkelreichern Stadt als Venedig erfreut. Weder ist der Dolch des Mörders noch der Finger des Taschendiebes zu fürchten. In den maurischen Kaffeehäusern gibt es keine Preise; man zahlt nach Belieben, und die Mehrgabe wird nur mit mehr Dank angenommen. Während unsern Baukünstlern die lachenden Schilderungen der maurischen Lusthäuser, möchten unsern Kriegsministern die der maurischen Uniformen, welche Bequemlichkeit mit Zweckmäßigkeit und malerischer Schönheit vereinigen, dringend empfohlen sein; nicht die neueuropäisirten Monturen der Tunesen und Türken, die Fürst P. als unzweckmäßig, unschön und lächerlich schildert, sondern die der französischen Spahis, welche die orientalische Fülle behielten und aus Europa nur das Zweckdienliche annahmen. Wessen Brust und Glieder je unter dem gekreuzten Riemenwerk und den enganschließenden, unpraktischen Monturen der neuesten Erfindungen unserer Armeeschneider geseufzt, wird zu seinen frommen Wünschen ein Amen rufen. Es ist bekannt und wird hier bestätigt, daß die reiche Ebene von Algier bis Belida — wohin die Franzosen noch immer nur bewaffnete Streifzüge mit Kanonen machen können, obschon sie von den Thürmen der Stadt die schimmernden Mauern erblicken — Acker um Acker verkauft ist und doch wüste liegt. Die Käufer, mit ihren papierenen Contracten in den Händen, sind buchstäblich Besitzer in partibus infidelium. Doch was sie für einen Spottpreis erstanden, kann, wenn die Colonisation eine Wirklichkeit wird, schnell zu ungeheuerm Werthe in die Höhe schnellen. Die Plane, welche Semilasso entwirft, klingen anmuthig genug; doch bezweifelt er im Voraus, beim unromantischen Charakter der Franzosen, die Möglichkeit ihrer Realisation. Was uns Heber aus Ostindien berichtet, findet auch hier unter den Mauren statt. Wer baut, muß selbst schnell vollenden, denn seine Erben und Nachkommen setzen keinen Bau fort, sondern fangen einen neuen an, sofern sie die Mittel dazu besitzen. Selbst die dürftigsten Reparaturen werden, so lange es geht, vermieden. Daher im Orient die Unmasse Trümmer, welche den Antiquar, wie es in Indien häufig geschehen ist, auf sehr verkehrte Schlüsse führen. Ist der Orient darin entartet? Viele große Bauten der orientalischen Vorzeit konnten doch so gut wie die Werke der gothischen Baukunst nur durch das pietätvolle Zusammenwirken aufeinanderfolgender Geschlechter fertig werden. Aber grade eine abergläubische Pietät soll jetzt den Orientalen verhindern, Hand an Das zu legen, was sein verblichener Vorfahr anfing.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Schweden.

Edeln und zarten Seelen willkommen ist folgende Sammlung von Gedichten: „Minne och Poesie af *Samuel Johan Hedborn*." (Erinnerung und Poesie u. s. w., Linköping 1835.)

Mit den plötzlichen Ruhen der Maschinerie aufgehört, sah man in den Gesichtern der Arbeiter, daß sie sich nicht wohl dabei befanden, daß sie sich ihrer unbewußten Thätigkeit bei der Arbeit nicht klar waren, daß sie sich nicht bewußt waren, was sie eigentlich gethan hatten. Sie sahen sich um, als wollten sie sich gegenseitig befragen, ob sich auch alle gleich verhielten, ob auch alle gleich wenig wüßten, was sie gethan hatten, ob auch alle gleich wenig Antheil an dem Geschehenen nähmen. Sie waren ihrer Thaten wie ihrer Gedanken vergessen worden; sie hatten sich nicht mehr gehört, sie hatten sich nicht mehr gesehen, sie hatten Thaten, und sich von allgemeiner Bewunderung umgeben gesehen, ohne daß sie sich dessen bewußt waren, ohne daß sie wußten, wie sie dazu gekommen waren, ohne daß sie sich dessen erinnerten, ohne daß sie sich dessen freuten. Sie sahen sich um, als wollten sie sagen: Wo sind wir denn? Was ist denn geschehen? Was haben wir denn gethan? Was ist denn vorgefallen?

Schwäche der poetischen Durchdringung, der idealen Auffassung und der Farbengebung.

Von dem ungenannten, aber ausgezeichneten Verf. der beiden Romane: „Die Cousinen" und „Die Freunde", ist ein neuer Roman erschienen unter dem Titel: „Quinnorna" (Die Frauen. Schwedischer Originalroman. Drei Theile. Stockholm 1836.) Dieser neue Roman zeichnet sich durch eine strenge Einheit und Nothwendigkeit in Plan und Gruppirung aus. Die darin vorkommenden Verse sind ganz lieblich und anmuthig. Vielleicht würden Einige die in diesem Romane vorkommende Polemik wegwünschen. Gleichwol ist das rein Poetische darin so vortrefflich, daß man alle so verzeihliche Ausbrüche des Verdrusses eines jungen, oft ungerecht getadelten, an sich tadellosen, immer höher strebenden Verf. gern übersieht. Man hält die beim Publicum schon so beliebte Schriftstellerin Fräulein Bremer für die Verf. auch dieses Werks und hofft, dieselbe werde künftig eine Arbeit von noch höherer Tendenz herausgeben, wozu die vorhergehenden nur als Vorübungen zu betrachten wären.

Den Theologen melden wir folgende verdienstvolle Arbeit: „Nya Testamentet. Öfversättning af *Johan Henrik Thomander*." (Örebro 1835.) Seit mehr als 60 Jahren hat man in Schweden an einer neuen und verbesserten Übersetzung der Bibel gearbeitet. Probeübersetzungen sind in der Zeit herausgegeben worden, theils von der mehre Male durch neue Mitglieder verstärkten und veränderten Bibelcommission, theils von einzelnen ausgezeichneten Schriftforschern, unter denen der Bischof Tingstadius und Dr. Öhman den ersten Platz einnehmen. Diesen schließt sich Hr. Thomander durch die oben erwähnte Übersetzung des Neuen Testaments ehrenvoll an. 119.

Proceß wegen eines Theaterbillets.

Der ganz kürzlich vor dem Handelstribunal von Paris geschlichtete Rechtsstreit zwischen dem bekannten Herrn Schlesinger, Musikverleger und Eigenthümer der „Musikalischen Zeitung" zu Paris, einerseits, und Crosnier, dem Director des Theaters der komischen Oper, andererseits, ist eigenthümlich genug, um ihn zur Kenntniß unserer Leser zu bringen, und das um so mehr, da er zwei, auch früher wol kaum bezweifelte Dinge recht genügend ans Licht stellt, nämlich einmal: die unversöhnliche Rachsucht eines beleidigten Theaterentrepreneurs, und zweitens die Grobheit der Theatercontrolebeamten. Schlesinger wollte am 13. Oct. der ersten Vorstellung des „Postillon de Lonjumeau" beiwohnen, wovon man sich etwas versprach, einestheils um über diese Musik in seiner Zeitschrift berichten zu können, anderntheils, um nach Anhörung derselben vielleicht die Partitur der Oper von dem Componisten Adam käuflich an sich zu bringen, dessen frühere Werke bereits im Verlage von Schlesinger erschienen sind. Ein Freund verstattete dem Letztern, an diesem Tage seine Loge zu besuchen; als er jedoch mit dem von Hrn. Mitouflet (so hieß der Freund) signirten Billet an die Controle kam, ward er zurückgewiesen mit dem Bedeuten, daß an diesem Tage die Loge nicht zum Gebrauche des Hrn. Mitouflet stände. Schlesinger, wiewol er Ursache hat, die Wahrheit dieser Aussage zu bezweifeln, nimmt ruhig sein Billet zurück, und da er zufällig am Eingang des Theaters einen andern Bekannten trifft, der sich im Bureau ein Parketbillet gekauft hatte, so beredet er diesen, ihm dies Billet abzutreten. Kaum jedoch mit demselben vor die Controle gelangt, zerreißt ihm der grobe Beamte das Billet, indem er vorgibt, es sei dasselbe auf policeiwidrige Weise von einem der Speculanten auf dem Theaterplatze gekauft worden. Als der beleidigte Inhaber das Gegentheil versichert, setzt der Controleur noch hinzu, es sei ihm, dem Hrn. Schlesinger, überhaupt ein für allemal der Eintritt in das Theater des Hrn. Crosnier von diesem untersagt. Dieses lächerliche Verbot, zu welchem kein Theaterdirector, der für das Publicum als solches und ohne Unterschied sein Haus öffnet, jemals berechtigt sein kann, weiß sich Schlesinger nur dadurch zu erklären, daß er in seiner Zeitschrift einigemal die fehlerhafte Verwaltung des Hrn. Crosnier besprochen hat; nichtsdestoweniger bringt er gegen diesen seine Klage wegen beleidigender Behandlung und um Schadenersatz vor. Den letztern verlangte Schlesinger sowol deshalb, weil er in seinem Blatte die Oper nun nicht hat beurtheilen können, als auch besonders darum, weil ihm nunmehr die Partitur entgangen ist, welche er nach Anhören der Oper wahrscheinlich an sich gebracht haben würde. Obgleich nun der Advocat der Gegenpartei, Amédée Lefebvre, seinerseits angeführt hat, daß der von Crosnier zu reclamirende Schadenersatz rechtlicherweise sich nur auf die Vergütigung der von dem Controleur zerrissenen Marke erstrecken könne und das Höflichkeitsversehen des Letztern eben nur in der Zerreißung dieses Billets bestehe, so hat nichtsdestoweniger das Gericht sich bewogen gefunden, den unbefugt-decretirenden Theaterdirector zu einem Schadenersatz von 500 Francs sowie zur Kostenbezahlung und Veröffentlichung dieses rechtlichen Erkenntnisses durch Affichen und Journale verurtheilt. Ein Urtheil, das nach unserer Meinung nicht zu streng ist. 11.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1836 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Beschluß aus Nr. 85.)

59. Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von Franck. Erster Jahrgang. Mit fünf Kupfern. (Bauernfeld's Bildniß und vier scenischen Darstellungen.) 8. Elegant geb. 2 Thlr. 8 Gr.

60. Taschenbuch, Historisches. Mit Beiträgen von Barthold, Leo, Sohmann, Zinkeisen, herausgegeben von Friedrich von Raumer. Achter Jahrgang. Mit dem Bildnisse Ludwig XIV. Gr. 12. Cart. 2 Thlr.

Der erste bis fünfte Jahrgang dieses Taschenbuchs (früherer Preis 9 Thlr. 16 Gr.) sind zusammen

im Preise herabgesetzt auf 5 Thaler.

Einzeln kostet jeder 1 Thlr. 8 Gr., der sechste und siebente aber, wie bisher, jeder 2 Thlr.

61. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1837. Mit Alex. von Humboldt's Bildniß und fünf Stahlstichen, sowie Beiträgen von J. Freiherrn von Eichendorff, Emerentius Scävola, Leopold Schefer und Ludwig Tieck. 16. Mit Goldschnitt geb. 2 Thlr.

Alex. von Humboldt's Bildniß kostet in gr. 4. 8 Gr.

Im Preise herabgesetzt

sind die frühern Jahrgänge der Urania, 1830—34; sie kosteten bisher 10 Thlr. 8 Gr., sind aber jetzt zusammengenommen für fünf Thaler, einzeln aber für 1 Thlr. 8 Gr. jeder, zu haben, so weit der nicht mehr bedeutende Vorrath reicht. Die Jahrgänge 1835 und 1836 kosten jeder 2 Thlr.

62. Vibe (F. L.), De classicae antiquitatis disciplina injuste hodie in patria obtrectata. Oratio quam pronuntiavit etc. (Christiania.) Gr. 8. 4 Gr.

63. Wiese (S.), Drei Dramen. I. Die Freunde. II. Paulus. III. Beethoven. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

64. — —, Friedrich. Ein Roman. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

65. Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. Fünften Bandes siebentes und achtes, sechsten Bandes erstes und zweites Heft. (Nr. 39—42.) Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

66. Zuccagni-Orlandini (A.), Die toscanische Insel Pianosa und deren Colonisirung. Nebst dem Plane eines Actien-Vereines. Herausgegeben von Alfred Reumont. Mit 1 Karte der Insel Pianosa. Gr. 8. Geh. 8 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 90. — 31. März 1837.

Semilasso in Afrika. Aus den Papieren des Verstorbenen. Fünf Theile.

(Beschluß aus Nr. 89.)

Semilasso's Expedition nach dem Atlas, schon vor Erscheinen des Buches durch Zeitungsberichte vielfältig bekannt geworden, enthält im Vergleich zu seiner tunesischen Entdeckungsreise in das Innere des Beduinenlandes wenig Erhebliches. Außer, daß wir erfahren, wie kläglich es mit dem Sicherheitszustande dieser freien Stämme auch untereinander beschaffen ist, und wie noch erbärmlicher mit ihrem Comfort gegen Sturm und Ungewitter, indem jeder starke Platzregen, durch ihre Laubhütten und Zelte dringend, sie und ihre Habseligkeiten zu ertränken droht, hören wir nur, daß die Araber insoweit sich der Civilisation nähern, daß sie den vortrefflichen Kaffee mit Zucker zu trinken anfangen und den Champagner nicht verschmähen (Semilasso macht bekanntlich keine Reise ohne ein tüchtiges Flaschenfutter), insofern ihnen nur anständig versichert wird, daß es nur gährender Äpfelsaft mit Zucker sei. Der Verf. meint, daß er keine Lüge begangen, indem er letzteres auf sein Wort versichert.

Über Bugia gelangt er, natürlich nur zu Wasser, nach Bona. Einige Schilderungen der Schiffbrüche in diesen Häfen des Mittelmeeres klingen entsetzlich. Wenn Karl V. Admiräle dem Kaiser sagten, es gäbe nur zwei Häfen an diesen gefährlichen Küsten, die Monate Juni und Juli, und man betrachtet auf der Karte die getrennten, nur durch Wassercommunication in Verbindung stehenden Besitzungen der Franzosen, so erscheint deren Lage doppelt gefährdet und precair. Nicht überall dürften so heldenmüthige Eroberer und Vertheidiger wie Jussuf und d'Armandy in den isolirten Plätzen sich finden. Die Eroberung Bonas durch diese abenteuerlichen Helden gehört zu den romanhaftesten Ereignissen unserer Tage und die Erzählung des Fürsten zu den interessantesten im Buche. Noch hört man nichts davon, daß d'Armandy's Vorschlag angenommen worden, die Trümmer von Bona zu verlassen und die militairische Niederlassung unweit davon an eine gesündere Küste, welche auch einen sichern Hafen gewährt, zu verlegen.

Die Capitel über Tunis und das Tunesische sind die reichhaltigsten an interessanten Wahrnehmungen. Bekanntlich ist dieser Barbareskenstaat der einzige, wo einheimische Fürsten in einer Art legitimer Erbfolge seit einigen Jahrhunderten herrschen. Nur das Näherrecht der durch Geburt berechtigten Prätendenten wird mittels Säbel, Dolch, Strang und Gift entschieden. Semilasso erlebt selbst einen solchen Regierungswechsel, der aber unblutig abläuft, indem der legitime Kronprinz ohne Weiteres, weil er dumm ist, von dem tüchtigen Oheim bei Seite geschoben wird. Eine Art Administration ist in Tunis eingeführt, die Soldaten sind auf türkisch-europäischem Fuß gekleidet, casernirt und einexercirt, und der vorige Papatapa oder Großkanzler hatte sogar ein Ersparungssystem und einige Aufsicht über die Gouverneure eingeführt. Dies verstieß jedoch dermaßen gegen die herkömmlichen Ansichten, daß Hof und Harem die Absetzung des Knausers vom neuen Regenten foderten. Gegen allen Gebrauch einer guten Vorzeit ward er weder geköpft noch strangulirt, sondern als Gesandter nach Konstantinopel geschickt. Allein so gefährlich hatten die Neuerungen schon in das tunesische Leben eingefressen, daß in den Städten wenigstens ein allgemeines Verlangen nach dem strengen Papatapa vernehmbar wurde, und der Wunsch selbst, nicht unbeachtet, bis zum Throne schallen durfte.

Für fremde Handelsleute ist es gut leben in Tunis, nur beleidigt der Gestank des unerträglichen Schmuzes die Sinne. In dem ungeheuern Bardo, der Burg des Beys, die durch viele Zeitalter hindurch erbaut wurde, herrscht dagegen, wenigstens im Audienzsaale, wo Semilasso empfangen wird, Pracht und Geschmack. In die unermeßlichen Gewölbe des Souterrains, von den modernden Gebeinen der ermordeten und hier hingerichteten Vorgänger der Beys angefüllt, dringt er nicht selbst, obwol sie uns anschaulich in ihrer Fürchterlichkeit bei Gelegenheit der Geschichte seines Freundes Jussuf geschildert werden. Der gestorbene Bey war ein guter Mann, und Semilasso hat vor ihm auf einem Rohrstuhle gesessen und ihm die Hand geschüttelt. Dies und noch vieles andere für Jeden Interessante, z. B. die Einblicke in das Geheimniß des Harems, die dem Reisenden durch die Erzählung einer besonders eingeladenen europäischen Dame gewährt werden, die Beschreibung einer Hochzeit in demselben und der seltsamen Gebräuche dabei, auch eines mächtigen Leichenbegängnisses, des tunesischen Kirchhofes, und wie ein spanischer katholischer Prälat ein Mohammedaner hier geworden ist, lese man im dritten Theile selbst nach. Ehe wir mit Semilasso in die

Wüste ziehen, gibt er den jungen Deutschen ein unterstrichenes Bondon. Ihm scheint es nämlich, Karl V. Schicksal gewesen zu sein, daß er mit seinem hohen Geiste zwar Großes immer begonnen, es aber nie ausführen können, und der Hauptgrund davon habe in seinem schweren Irrthume gelegen: dem Gealterten und Abgelebten den Sieg über das Jugendliche und Heranwachsende verschaffen zu wollen, „eine große Lehre der Geschichte für die jetzige Zeit!" (Amen! sagt der Ref., der kein Jungdeutscher ist.) Für eine solche leuchtende Kernsentenz ist es dem Reisenden schon erlaubt, auf seine uralte deutsche Familie zu pochen und zu erklären, daß um ihretwillen seine Loyalität und Unterwürfigkeit gegen Seine Majestät den König von Preußen fest sei und unerschütterlich bleiben werde; doch geschieht es nur in einer Anmerkung.

Die tunesische Justiz sagt dem Verf. zu, weil sie ohne schriftliches Verfahren und die Bastonade den Eingebornen weniger empfindlich ist, als wir denken; denn da sie barfuß gehen, ist die Haut ihrer Fußsohlen viel dicker als unsere. Er reflectirt:

Wer hier der Gewalt unvorsichtig in den Weg tritt, wird allerdings schnell und direct vernichtet; bei uns geht es jedenfalls langsamer damit und auf minder directem Wege; aber man entgeht ihr vielleicht ebenso selten, obgleich man mit weit mehr Formen ausgezogen wird. Die Masse im Allgemeinen aber halte ich hier unbedingt wenigstens für freier als in Europa, und besonders weniger geplagt durch ein sich in Alles mischendes und Alles besteuerndes Regierungs- und Abgabensystem. Wir sind an diese Tag für Tag wiederkehrenden Hudeleien schon so gewöhnt, daß wir nur ein unerträgliches Übermaß derselben bemerken; aber jeder Orientale, der sich lange in Europa aufhält, findet den Zustand der Dinge daselbst, mit dem in seinem Vaterlande verglichen, unerträglich und sich, obwol eines Despoten Unterthan, im Verhältniß zu uns frei wie der Vogel in der Luft u. s. w.

In der Wüste, unter den eigentlichen Beduinen lange Zeit lebend, kommt Fürst P. von manchen Vorstellungen zurück, die er anfänglich, nach kurzer Bekanntschaft mit ihnen eingefangen. So z. B. ist es mit ihrer vorzüglichsten, hochgerühmten Eigenschaft, ihren Reiterkünsten, nicht weit her, wenn man sie auf die Dauer betrachtet, detto mit der Abhärtung ihrer Pferde selbst, detto mit ihrer Treue und Tapferkeit, detto mit ihrer uneigennützigen Gastfreundschaft, und es gäbe noch manche dettos, wenn der Fürst nicht, übersatt von ihrer Kost, Sitte, Gesellschaft, sich dringend nach Tunis zurücksehnte. Ob er auch ihrer Freiheit und der Glückseligkeit ihrer bürgerlichen Zustände satt geworden, verschweigt er uns. Aber diese Reise, tief in den nomadischen Süden von Tunis, ist inhaltreich und erwirbt dem unermüdeten Forscher unsern vollen Dank. Er führt uns in eine untergegangene Römerwelt, unter Ruinen von großen Städten, deren Existenz selbst unsern Archäologen zweifelhaft ist. Wir theilen sein Entzücken, denn er weiß mit anschaulicher Lebendigkeit diese in der Wüste begrabenen Wunder der Vorwelt zu malen. Würde es Wahrheit, daß der Bey auf seine Vorstellung den Befehl erließe und für dessen Vollstreckung Sorge trüge, daß seine Untergebenen die Ruinen der punischen und römischen Welt fortan heilig hielten, so schuldeten Alle, die für Denkmale der Vorzeit sich interessiren, dem Fürsten keinen geringen Dank.*) Bei Durchlesung dieses interessanten, inhaltreichen Theiles seiner Reise stimmt gewiß jeder Leser in sein Bedauern, daß weder Regierungen noch Privaten ihn bei dieser Expedition durch Beigebung von Künstlern und Gelehrten unterstützt haben. Die Feder eines unterrichteten geist- und geschmackvollen Reisenden weiß unsere Neugier zu reizen, aber die Wißbegier nicht zu befriedigen. Seine Zeichnungen sind noch zu erwarten. 54.

Deutsche Kunst in Frankreich.

Seitdem der geistige Verkehr Deutschlands mit England und Frankreich aufgehört hat, ein blos passiver zu sein und sich, wie früher, fast blos auf Importation zu beschränken, vielmehr auch die Exportation von Deutschland aus von Bedeutung geworden, ist es für uns Deutsche vom größten Interesse, die Bilanz dieses geistigen Verkehrs zu ziehen, oder, um das Bild fallen zu lassen, die Wechselwirkung, die nun eingetreten, zu beobachten. Freilich ist es den guten Deutschen hier wie immer gegangen, daß sie manche Dummheit, blos weil sie aus dem Auslande kam, für ein Evangelium aufnahmen und den anerkennenden Stimmen aus jenen beiden Ländern mit immer gleichem Entzücken lauschten, ohne Unterschied aus wessen Munde sie kamen. Dessenungeachtet sollen diese Übertreibungen jenes Interesse nicht mindern, da es ja nicht blos darum sich handelt, vom Auslande wiederzulernen, sondern auch zu einer historischen Einsicht zu gelangen, auf welchem Standpunkte sich das Ausland in seiner geistigen Ausbildung befindet. Besonders in dieser letztern Hinsicht wird es nicht uninteressant sein, die französischen Urtheile über die neuere deutsche Kunst zu vernehmen. Wir hoffen daher, nichts Überflüssiges zu thun, wenn wir die bedeutendsten der Stimmen mittheilen, die sich jetzt in Frankreich bei Gelegenheit der, auf der diesjährigen pariser Ausstellung befindlichen Bilder deutscher Künstler vernehmen lassen, ohne dabei jedoch die Verantwortlichkeit für diese Kunsturtheile mit übernehmen zu wollen. Das „Journal des débats" läßt sich darüber folgendermaßen vernehmen: „Schon vor mehren Jahren haben wir in zwei ausführlichen Artikeln eine Idee von den Bestrebungen der neuen deutschen Malerschule zur Wiedergeburt ihrer Kunst gegeben. Sie suchte von Anfang an moderne Stoffe zum Gegenstand ihrer Behandlung zu machen, die sie theils aus der Geschichte seit dem Falle des Heidenthums, theils aus den heiligen Büchern nahm, die sich an unsern Glauben knüpfen. In Betreff der Auffassungs- und Ausführungsweise, welche diese Schule annehmen zu müssen glaubte, folgten die sie begründenden Künstler den Bildwerken und Malereien der Künstler des Mittelalters und der Zeit des Wiederaufblühens der Künste und Wissenschaften bis zur dritten Manier Rafael's, diese mit ausgeschlossen. Es gibt heutzutage keinen Künstler und Kunstfreund, der nicht das Verdienst und zugleich die Eigenheiten der Compositionen Overbeck's und Cornelius' kennte, zweier Künstler, deren Eingebungen oft sehr glücklich sind, deren Compositions- und Ausführungsart aber, zu sklavisch den Meistern des 15. und 16. Jahrhunderts nachgebildet, ihren Werken ein fremdartiges und nicht zu unserer Zeit passendes Ansehen gibt, das sie verhindert hat und immer verhindern wird, populair zu werden. Obgleich Steindruck und Kupfer-

*) Der jetzige Bey, ein so humaner Mann wie sein Vorgänger, versprach auch dem Fürsten, die Ansiedelung deutscher Colonisten, falls sich dergleichen einfänden, zu unterstützen, und Semilasso meint, daß hier in dem gesegneten Tunis, unter tunesischer Herrschaft, für fleißige deutsche Auswanderer ein Glück blühen könne, das so viele Tausende vergeblich in Amerika suchen.

stecherei sehr viel in unserer Zeit zur Verbreitung aller Geheimnisse der Kunstkennerschaft beigetragen haben, und ungeachtet der in Europa verbreiteten außerordentlichen Biegsamkeit der gebildeten Geister, wird doch Niemand unmittelbare und tiefe Eindrücke aus der Anschauung von Werken wie das Titelblatt der Nibelungen von Cornelius empfangen. Diese Reihen abgerissener, aber zur nämlichen Geschichte gehörender Scenen, die der Maler auf seiner Schilderung vom obersten Ende der Einfassung an sich folgen läßt, bilden eine den Augen unserer Zeitgenossen so fremdartige Behandlungsweise, wie die Sprechart der Schriftsteller des Mittelalters für unsere Ohren und unsern Geist ist. Ein Gemälde soll sich sogleich der Sinne bemächtigen, und vom Augenblicke an, wo der Geist genöthigt ist, zuvor noch eine erklärende Arbeit vorzunehmen, damit erst dann das Auge erfassen und das Herz gerührt werden könne, wirkt der Eindruck nur langsam und man wird nur schwach ergriffen. Das ist das Eigenthümliche der Genüsse, die aus der Gelehrsamkeit entspringen und vorzüglich dem Geiste aufbehalten sind. Ein Kunstwerk soll aber seinen Pfeil unmittelbar in die Seele schleudern, und wir scheuen uns nicht, zu behaupten, daß ein Werk, welches es auch sein mag, uns niemals lebhafter und tiefer bewegen wird, als wenn wir nicht wissen, warum es uns ergreift."

„Die neue deutsche Schule hat die Wahrheit dieses Satzes bald erkannt und nach und nach die Hülfe der Gelehrsamkeit verlassen, um dafür zum Naturtrieb zurückzukehren. Jeremias auf den Ruinen von Jerusalem, von Bendemann, die Hussitenpredigt von Lessing, Kaiser Heinrich IV. als Büßender vor Gregor VII. von Begas, drei Gemälde, die dieses Jahr im Louvre ausgestellt sind, liefern den offenbaren Beweis zu unserer Behauptung."

„Im Jeremias erkennt man gleich auf den ersten Anblick etwas von dem mehr als symmetrischen Gleichgewicht, das den Werken der ersten Meister aus der Zeit des Wiederaufblühens der Künste entlehnt ist; zu gleicher Zeit aber wird man von dem des Künstlers in Erstaunen gesetzt, seinen innersten Gedanken, der ganz besonders gut in der Hauptperson, dem Jeremias, ausgedrückt ist, mit Freiheit wiederzugeben. Wir wissen nicht, ob die im Vergleich mit seiner Breite geringe Höhe des Bildes ein von der örtlichen Bestimmung desselben nothwendig gemachter Umstand ist; möge nun aber auch der Künstler einen gegebenen Raum auszufüllen gehabt, oder selbst das Verhältniß der Dimensionen der Einrahmung seines Gemäldes bestimmt haben, so scheint er uns doch bei der Einführung seines Gegenstandes in einen Raum von dieser Form, oder in der Wahl dieser Form für seinen Gegenstand, einer gleich glücklichen Eingebung gefolgt zu sein. Jeremias nimmt die Mitte des Bildes ein. Auf umgestürzten Steinen sitzend, erklärt sich das Ungleiche seiner Bewegung zugleich aus dem tiefen Schmerze, den er empfindet, und aus der Ungleichheit der Trümmer, auf welche er hingesunken ist. Zu seiner Rechten und Linken sind Gruppen von Männern, Weibern und Kindern, auf der Erde gelagert, welche alle Stufen des Unglückes und der Verzweiflung ausdrücken. Hinter ihnen, in einer ziemlich großen Entfernung sieht man die Überbleibsel der babylonischen Zerstörung. Alle diese Figuren, gewissermaßen durch das Übermaß des Unglücks niedergeworfen, und die des alten Propheten ebenfalls gebeugt, jedoch die andern noch etwas überragend, bilden eine edle und große Idee, welche in der Form des Rahmens, der übrigens auf 12—15 Fuß Breite nur 5—6 Fuß Höhe hat, aufs beste hervortritt."

„Hinsichtlich der Ausführung zeichnet sich vorzüglich die Gestalt des Jeremias aus, die ein ausgezeichnetes Verdienst bewährt, aber in diesem Betracht den übrigen Theilen des Werkes, denen man mitunter Steifheit in den Bewegungen und Trockenheit des Pinsels vorwerfen könnte, auch bedeutend vorsteht. Die Stellung, die Zeichnung und der Charakter des alten Propheten aber sind im höchsten Grade wahr, kräftig und großartig. Diese Gestalt scheint uns eine von der kleinen Zahl der seit 20 Jahren entstandenen zu sein, in welchen sich zugleich Großartigkeit und Naturwahrheit ausspricht. Der Kopf und die ihn unterstützende Hand insbesondere sind das Werk eines sehr geschickten Künstlers. Wir machen nochmals darauf aufmerksam, daß die Figur des Jeremias, der mit Begeisterung und einem besondern Takt gearbeitet zu sein scheint, die übrigen Theile des Gemäldes, in denen sich das Studium des Malers fühlbar macht, weit übertrifft. Man versichert, daß ein anderes Werk dieses Künstlers, dessen schöne Composition uns durch den Kupferstich, die gefangenen Juden nach dem Psalm: „An den Flüssen Babylons ꝛc.", vorstellend, bekannt ist, seinen Jeremias hinsichtlich der Ausführung übertreffen soll."

„Wir betrachten es in jeder Weise als einen glücklichen Umstand, daß die geschickten Künstler Deutschlands ihre Werke zu unsern Ausstellungen senden; denn in ihrem Lande hat die jüngste Revolution im Gebiete der Kunst begonnen; in Deutschland haben in unsern Tagen die Maler und Bildhauer den Gedanken gehabt, der Mythologie und der Geschichte des heidnischen Alterthums zu entsagen und dafür die Legenden des Christenthums und die Thaten der christlichen Geschichte zu Gegenständen ihrer Darstellungen hervorzusuchen. In der Absicht, den Geschmack wieder zu kräftigen und sich einen festen Plan für ihre Studien vorzuzeichnen, ging diese neue Schule von den Arbeiten der altdeutschen Meister, der van Eyck, Hemling, Meckenem und ihrer Nachfolger aus, die sämmtlich durch die Wahrheit der Darstellung und Tiefe des Charakters, die in ihren Kunstwerken herrschen, ausgezeichnet sind; zwei Eigenschaften, die sich in der That auch in den Werken der jungen deutschen Malerschule wiederfinden."

„Als man in Frankreich dem Anstoß dieser, den Ideen des Christenthums und der Geschichte der Neuzeit günstigen Geistesrichtung zu folgen begann, gingen unsere vorzüglichsten Meister aus Mangel an einer alten nationellen Schule, auf welcher man hätte fußen können, auf die alten italienischen Maler zurück, nach welchen die unserigen seit der Regierung Franz I. sich immer gebildet haben. Es ist daher merkwürdig und wol auch nützlich, eine in derselben Absicht, jedoch mit verschiedenen Mitteln hervorgebrachte Reihe von Werken untereinander zu vergleichen und die Arbeiten der Zöglinge der strengen altdeutschen Schule denen der jungen Maler gegenüberzustellen, die ihren Geschmack und ihre Darstellungsmittel nach den Werken der ersten Meister der florentinischen und der römischen Schule zu bilden gesucht haben."

Dann geht der Kunstkritiker zu dem Christus Ary Scheffer's und der Cäcilie Paul Delaroche's über, an ihnen im Vergleich mit ihren frühern Bildern zeigend, wie in Beiden deutlich das Streben hervortrete, von einer naturalistischen Auffassung und von der Behandlung reinhistorischer oder lyrischer Stoffe zu einem höhern Styl in Darstellung erhabenerer Gegenstände überzugehen; wie der Eine, Scheffer, dabei Rafael, der Andere, Delaroche, die alten Florentiner zum Vorbilde nehme; wie dadurch zwar etwas Gezwungenes und für die Franzosen Ungewohntes in diesen Werken sich befinde, was jedoch auch in den Erzeugnissen der deutschen Schule, welche von den alten Meistern ausgegangen, angetroffen werde; daß aber dennoch dadurch ein bedeutender Schritt zum Höhern in der Kunstbildung Frankreichs gethan sei; und schließt mit der Versicherung, nächstens auch auf Lessing's und Begas' Gemälde nebst denen der andern französischen Künstler, welche die ältern italienischen Meister zum Vorbilde genommen, zurückkommen zu wollen. 57.

Wie Lord Shrewsbury einen französischen Gesandten zum Schweigen brachte.

Es begab sich, daß ein französischer Gesandter mit Briefen von seinem Herrn an Heinrich VIII. kam, nicht lange nachdem der König von dem heiligen Vater war beschickt worden. Dieser Gesandte suchte sich, als er mit den Räthen bei Tafel saß, wichtig zu machen, obgleich er nicht das Zeug dazu hatte,

und ließ sein Französisch mit außerordentlicher Hurtigkeit über die Zunge laufen, indem er glaubte, es müsse ihm allein schon bei allen Tischgenossen zur größten Empfehlung gereichen, daß er so fertig sprechen könne. Seine Reden betrafen Dieses und Jenes, doch drehten sie sich am meisten um zweierlei, einestheils um die Gefräßigkeit der Engländer, die so viele Lebensmittel des Landes verschlinge, und anderntheils um den Nutzen und die Nothwendigkeit der französischen Sprache, welche, wie er bemerkte, über die ganze Welt verbreitet sei. Bei dieser Unterhaltung wunderte er sich, daß mehre von den anwesenden Herren nicht mit ihm sprechen und ihn nicht einmal soweit verstehen konnten, um sein großes Talent zu bewundern.

Unter den Lords befand sich auch der alte ehrenwerthe Feldhauptmann Earl von Shrewsbury, der auf seinen Teller sah und weder Auge noch Ohr auf den Schwätzer richtete, sondern Andere reden ließ, und während er theilnahmlos da saß, gab die unwillkürliche Bewegung seines Kopfes und seiner Hände genugsam zu erkennen, daß er als Soldat in den Feldzügen unter Wind und Wetter ergraut war. Dem französischen Gesandten schien dies aufzufallen, und er sagte: „Wie ehrenvoll wäre es für jenen alten Edelmann, wenn er Französisch sprechen könnte? Gewiß, das fehlt seinem Adel noch!" Einer von den Lords, der das Gespräch mit ihm unterhielt, machte, nachdem er sich erst von dem Monsire Erlaubniß dazu erbeten hatte, dem Lord Shrewsbury Mittheilung von dem Inhalt desselben, obwol in der höflichsten Weise, indem er die Wiederholung so leicht und gefällig einkleidete, als es mit der Wahrheit nur irgend verträglich war.

Als der Greis, der vor übergroßem Alter mit dem Kopfe beinahe auf dem Tische lag, dies hörte, richtete er sich dergestalt auf, daß er in seiner ganzen Leibeslänge so stattlich, wie man sich ihn in seinen frühern Tagen denken konnte, wieder zu sehen war, und indem sich seine Augenbrauen zusammenzogen, legte er die Hand an seinen Dolch und machte ein so fürchterliches Gesicht, daß der französische Großsprecher auffallend die Farbe wechselte. „Spricht der Franzmann so?" sprach er, „nun so sagt dem Hundsfott, beim guten St.-Cuthbert, wenn ich wüßte, daß ich ein einziges vermaledeites französisches Wort bei mir beherbergte, so würde ich meinen Dolch nehmen und es mir damit aus dem Leibe bohren, ehe ich vom Tische aufstehe, und sagt dem geldsüchtigen Bastard weiter, daß er bei ihm zu Hause in Frankreich Hungerpfoten saugen mag, so viel er will, bei uns aber, wenn wir unser Vieh nicht äßen und uns bald davon satt machten, dessen so viel werden würde, daß es uns auffressen müßte!" Als diese Worte dem Gaste hinterbracht waren, berührte er keinen Bissen mehr, trank aber desto fleißiger, ohne daß Der, von dem wir diese Geschichte gehört haben, uns weiter sagen konnte, ob er dies that, weil er es für besser hielt als fortzureden, oder weil er innerlich trocken war; nur so viel erzählt er, daß seine Augen von da ab, so lange das Gastmahl dauerte, dem Earl von Shrewsbury nicht wieder begegneten.

Aus „The defence of priestes marriages", einem alten englischen Druck, der bis auf diese Erzählung, von der ein Walter Scott guten Gebrauch hätte machen können, sehr langweiligen Inhalts ist. 118.

Notizen.

Englischer Bijou-Almanach.

Dieser winzig kleine Engländer, der seine größern und stammhaftern Taschenbuchgeschwister auf dem Continent besucht und von dem die englischen Zeitschriften sämmtlich einiges Aufhebens machen, kann eigentlich von uns Deutschen nicht als Novität in ihrer Art angesehen werden, da wir schon vor mehren Jahren ebenso niedliche Taschenbüchlein, die dem englischen auch hinsichtlich der Ausstattung nicht nachstanden, aus der Müller'schen Officin in Karlsruhe haben hervorgehen sehen. In England hat man jedoch früher nichts Ähnliches gehabt, so viel wir wissen. Dieser Kolibri nun unter den Taschenbüchern, von drei Viertel Zoll Länge und einem halben Zoll Breite, ist erschienen unter unmittelbarer Autorität Ihrer Majestät der Königin von England und mit ihrem Bildniß als Titelvignette geziert. Die übrigen sechs Stahlstiche, welche sich noch darin finden, stellen vor: Mistreß Somerville, Göthe, Coleridge, Raumer, Cooper und die Malibran. Auf jede dieser Notabilitäten befindet sich auch in dem zwergenhaften Büchlein ein kurzes Gedicht, welche letztere sämmtlich, nebst der Zueignung, auch auf einem eignen, größern Beiblatt noch einmal sehr sauber abgedruckt sind. Diese Gedichtchen sind freilich in poetischer Hinsicht nicht allzu wichtig. Das Eine davon, an Raumer, haben wir bereits in Nr. 51 d. Bl. mitgetheilt; hier möge noch das sehr kurze auf Göthe seine Stelle finden, welches leicht zu den dürftigsten gehören mag, die dem Unsterblichen zu Ehren poetisirenden Federn entflossen sind. Es lautet so:

A proud and mighty monument
So great a name should bear,
We carve the marble, yet we fling
The sweet wild-flowers, too, there.

The universal heart of love
His universal shrine
As treasured in our little book,
As upon history's line.

The young, the old, the grave, the gay,
Alike to him, belong:
There is no human pulse but finds
An echo in his song.

Nun wohl, dabei soll es bleiben, obwol die Schlußwendung nicht sehr geistreich ist. Auf jeden Fall sieht man, wie das Sprüchwort sagt, doch die Liebe.

Nicht vergessen wollen wir, daß außerdem das Büchlein noch einen vollständigen Kalender für das J. 1837, eine chronologische Tabelle der europäischen Fürsten und eine, die öffentlichen Anstalten und Vergnügungsörter von London betreffende topographische Liste enthält. Der Preis eines gewöhnlichen Exemplars, in Maroquinpapier mit Goldschnitt u. s. w., ist 1 Shilling 6 Pence, eines Prachtexemplars aber, in Extramaroceo oder Sammt gebunden, 3 Shilling. Außerdem werden auch noch Extrahäuse von Sammt und mit Atlas gefüttert verkauft, die für sich 2 Shilling und 6 Pence kosten.

Von Southey's „Lebensbeschreibungen der britischen Admirale" ist soeben der vierte Band erschienen, der die Biographien der beiden großen Rivalen in der Hofgunst, des Grafen Esser und Sir Walter Raleigh's enthält, zweier Männer, die sich mehr durch ihre Verhältnisse und gleichlaufenden Bestrebungen, als hinsichtlich der geistigen Begabung ähnlich sind; denn Raleigh war ein scharfsinniger, ein genialer Kopf, Prädicate, auf welche Esser keine Ansprüche machen konnte. Die Darstellung Southey's dieser beiden Charaktere ist genau und umfassend, wiewol etwas weitschweifig. Für große Admirale können, genau genommen, Beide nicht gelten, und läßt sich demnach schwerlich das Ende von Southey's verdienstlichem Werke absehen, wenn er die Lebensumstände ihrer ausgezeichnetern Nachfolger mit verhältnißmäßig gleicher Ausführlichkeit bearbeiten will.

Laut der Parlamentsberichte besaß England im J. 1836 24,280 Handelsschiffe, welche zusammengenommen 2,553,685 Tonnen befassen und von 166,583 Matrosen und Schiffsjungen bedient werden. Hierzu kommen noch die britischen Colonien, welche 3579 Schiffe besitzen, mit 214,878 Tonnen Gehalt und 15,059 Seeleuten. Dies gibt eine Totalsumme von 27,859 Fahrzeugen und 181,642 Seeleuten, welche für den Handelsdienst des britischen Reichs bestimmt sind. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. VIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Bilder-Conversations-Lexikon

für

das deutsche Volk.

Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung.

In alphabetischer Ordnung.

Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten.

Erste bis elfte Lieferung. **Aachen** bis **England.**

Gr. 4. Geh. Jede Lieferung 6 Gr.

Die ersten elf Lieferungen des Bilder-Conversations-Lexikons umfassen 83 Bogen mit 285 Holzschnitten und 16 Landkarten in Kupferstich. Sie reichen bis zum Artikel England; mit dem Buchstaben **E** wird nun auch binnen kurzer Zeit der erste Band des Werks geschlossen sein.

Während ungesäumt die Fortsetzung von **F** an, den zweiten Band bildend, erscheinen und die erste Lieferung desselben schon binnen Kurzem ausgegeben werden wird, ist auch die Veranstaltung getroffen, daß neben demselben auch der Druck und die Ausgabe des dritten Bandes, mit dem Buchstaben **M** beginnend, erfolgen soll. Auf diese Weise werden die Subscribenten bald in den Besitz des Ganzen kommen, welches auf vier Bände berechnet ist. Eine sorgfältige Bearbeitung soll dessenungeachtet nicht vermißt werden.

Auf dem Umschlage des Bilder-Conversations-Lexikons werden Anzeigen gegen Berechnung von 4 Gr. Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile oder deren Raum inserirt, sowie gegen eine Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend demselben beigefügt.

Leipzig, im Februar 1837.

F. A. Brockhaus.

Mit dem am 8ten December 1836 erschienenen

24sten Monatshefte

ist sammt der Supplemente nun beendigt die

Östreichische Nationalencyklopädie

oder

alphabetische Darstellung

der wissenswürdigsten Eigenthümlichkeiten des östreichischen Kaiserthumes

in Rücksicht auf Natur, Leben und Institutionen, Industrie und Commerz, öffentliche und Privatanstalten, Bildung und Wissenschaft, Literatur und Kunst, Geographie und Statistik, Geschichte, Genealogie und Biographie, sowie auf alle Hauptgegenstände seiner Civilisationsverhältnisse.

Im Geiste der Unbefangenheit bearbeitet.

Sechs Bände. Großoctav. Wien, in Commission der Fr. Beck'schen Universitätsbuchhandlung (Seitzergasse, Nr. 427).

Preis 12 Thlr. 12 Gr.

Dieses seit dem 8ten Januar 1835 in monatlichen Lieferungen auf das pünktlichste herausgekommene Werk umfaßt in der Gestalt eines Wörterbuches die ganze Individualität des östreichischen Kaiserthumes mit allen ihren Einzelnheiten in gedrängtester Darstellung.

Es hat sich bereits bewährt als ein Central-Repertorium der Vaterlandskunde, als ein Hand- und Haus- oder Auskunft- und Geschäfts-Hand- und Lesebuch des innern und äußern Lebens für jeden civilisirten Bewohner des östr. Kaiserthumes, besonders für Geschäftsmänner, Amtspersonen, Literaten, Militairs, Fabrikanten, Kaufleute, Zeitungsleser, Erzieher, Institute, Bibliotheken u. s. w. Dabei aber ist es das erste Centralwerk, geeignet, dem Auslande eine helle und detaillirte Kunde des östr. Kaiserthumes zu liefern.

Was die mit einigem Gewichte geltend gemachte Behandlung des Werkes: „Im Geiste der Unbefangenheit" betrifft, so erklären die Unternehmer, daß es damit eine ehrliche und wohlbegründete Bewandniß habe. Sie würden nämlich die Herausgabe ihrer Arbeit unterlassen haben, wenn sie ihnen nicht eben in jenem allerdings auch pflichtverschwisterten und unbefangenen Geiste wäre gestattet worden.

Exemplare auf schönem, nämlich auf Postschreibvelinpapier, sind nur sehr wenige gedruckt, auch nicht im Handel. Ein solches kostet 50 Fl. C.-M.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Kritiken

des Werkes von Friedrich von Raumer:

England im Jahre 1835,

aus der Morning Chronicle, den Times, dem Dublin Review, Foreign quarterly Review und Edinburgh Review. Gr. 8. Geh. 8 Gr.

Die von Seiten einer gewissen Partei so geflissentlich erstrebte Verbreitung eines in ihrem Sinne geschriebenen Aufsatzes über Raumer's Werk in dem Quarterly Review durch eine deutsche Übersetzung, gab mir Veranlassung, in einer kleinen Broschüre die in den bedeutendsten englischen Journalen laut gewordenen Stimmen zusammenzustellen, auch einiges in deutschen Blättern darüber Gesagte hinzuzufügen.

Leipzig, im Februar 1837.

F. A. Brockhaus.

Schulatlas der neuern Erdkunde

für Gymnasien und Bürgerschulen. Nach den Foderungen einer wissenschaftl. Methode des geograph. Unterrichtes

bearbeitet und zusammengestellt vom Director der vereinigten Bürgerschulen

Dr. **Karl Vogel zu Leipzig.**

(14 Blatt.)

1ste Lief.: Europa. Asien. Afrika. Nord-, Süd-Amerika. Oceanien. Königr. Sachsen. 7 schön gestoch. u. color. Karten mit naturhistorischen u. geschichtl. Randzeichnungen von **F. A. Brauer** und erklärendem Text. Klein Querfol. 16 Gr.

Wir brauchen die Freunde der Erdkunde und Schulvorsteher nur auf die Erscheinung dieser 1sten Lieferung aufmerksam zu machen, um des allgemeinsten Beifalls für das Werk so gewiß zu sein, als ihm derselbe bisjetzt von Kennern — unter denen wir nur A. von Humboldt nennen — zu Theil geworden ist. Jeder war überrascht von dieser ganz neuen Idee. Die Ausführung ist vortrefflich, der Preis höchst billig. Eine ausführliche Anzeige liefert jede Buchhandlung.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig.

Im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Ugrische Volksstamm

oder Untersuchungen über die Ländergebiete am Ural und am Kaukasus in historischer, geographischer und ethnographischer Beziehung von Ferd. Heinrich Müller.

Erster oder geographischer Theil. Erste Abtheilung. Gr. 8. Preis 3 Thlr.

Der Herr Verfasser gibt in diesem geographischen Theile seines Werkes zuerst eine ausführliche Schilderung des wenig und höchst ungenügend bekannten Terrains, auf welchem sich das Leben derjenigen asiatischen Völker bewegt hat, welche von der Zeit der Völkerwanderung an so einflußreich in die europäische Geschichte eingegriffen haben, um dann auf diesen Grundlagen die historische Darstellung in der zweiten Abtheilung folgen zu lassen. Bei der Schilderung der Naturgebiete von Osteuropa greift der Verfasser in das asiatische Gebiet, und trifft hier grade auf die Localitäten, wo Herr Professor Karl Ritter seine Forschungen über Westasien abgebrochen hat, sodaß seine Arbeit allen mit den geographischen Wissenschaften näher Befreundeten als eine willkommene Fortführung der Forschungen jenes Begründers der neuen Geographie, welchem Herr Müller selbst einen großen Theil seiner Bildung zu verdanken hat, höchst willkommen sein muß. Die historischen Untersuchungen werden, mit Auslassung der unsichern und schwerlich von Fabeln und Hypothesen zu säubernden scythischen Geschichten, mit den Alanen und Hunnen beginnen und bis zu dem 18ten Jahrhundert fortgeführt werden, in dessen Verlauf die russische Herrschaft auf den asiatisch-europäischen Grenzmarken fest begründet worden ist.

Geographie für die Gebildeten jeden Standes.

Die Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung in Stuttgart versendet soeben ein Werk, dessen Tendenz und Ausführung jeden Gebildeten lebhaft interessiren und vielen Wißbegierigen Belehrung und Nutzen bringen wird; es ist die

Allgemeine Länder- und Völkerkunde;

nebst einem Abriß der

physikalischen Erdbeschreibung.

Ein Lehr- und Hausbuch für alle Stände

von

Prof. Dr. Heinrich Berghaus.

6 Bände von 40 — 50 Bogen auf Velinpapier, ganz gr. 8.

Mit sechs Stahlstichen.

In Lieferungen zu 10 Bogen à 36 Kr., oder 9 Gr.

Erschienen ist davon des ersten Bandes erste Lieferung: 10 Bogen nebst Haupttitel und Stahlstich. Preis 36 Kr., oder 9 Gr.

Dieses Hand- und Hausbuch der Geographie wird seinen Zweck, allgemein nützlich zu werden, erreichen, da es — vollständig, mit den neuesten Entdeckungen bereichert, in klarer, jedem Gebildeten verständlichen Sprache geschrieben — zum ersten Male ein getreues lebendiges Gemälde des ganzen Weltalls bietet; wir können daher dies gediegene Werk, welches von Neuem deutschen Fleiß und deutsche Gelehrsamkeit beurkundet, jedem Freunde und Förderer der Wissenschaft, den Männern vom Fache, Lehrern und Ältern, wir können es Jedem, der Belehrung sucht und belehrende Unterhaltung liebt, mit vollster Überzeugung empfehlen. Die Ausstattung und der äußerst geringe Preis verdienen unbedingtes Lob!

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin für Kinder.

1837. Januar. Nr. 1—4.

Nr. 1. *Der Baum und die Gazelle. *Anna. Der Monat Januar. *Der Fuchs. — Nr. 2. *Der Prophet Daniel in der Löwengrube. Allerhand von den Katzen. *Der Roßkastanienbaum. Der Hirtenknabe. *Die Elster. Räthsel. — Nr. 3. *August Hermann Francke. *Die freie Stadt Bremen. Die Zwerge. *Die Austern. Räthsel. — Nr. 4. *Der Mokko. Die Schildkröte und die beiden Enten. Hübsch ordentlich. Von Burmann. *Die Eisberge in den Polarmeeren. Von der Anhänglichkeit der Thiere an Menschen. Die Bilderbibel. *Der Zitterrochen. Räthsel.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 1 Thlr. — Der erste, zweite und dritte Jahrgang kosten ebenfalls jeder 1 Thlr.

Leipzig, im Februar 1837. **F. A. Brockhaus.**

Im Verlage der Unterzeichneten sind erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Blume, Director Dr., F. G., Übungen zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Griechische. 1ste Abtheilung. 4te Auflage. 12 Gr.

Brieger, C. F., Der Sprach-, Schreib- und Leseschüler. Zum Gebrauch für Volksschulen. Mit 12 lithogr. Vorschriften. 1836. Gr. 8. Geh. 6 Gr.

Derselbe, Winke für den Gebrauch des Sprach-, Schreib- und Leseschülers. 1837. Gr. 8. 4 Gr.

Clio. Ein unterhaltendes Würfelspiel für jüngere Freunde und Freundinnen der Geschichte. 1836. 8. Geh. 8 Gr.

Fabricius, Dr. C. F., Die Acht und Vierzig. Eine Erzählung aus Stralsunds Vorzeit. I. Die Einführung der Kirchenverbesserung in Stralsund. 1835. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Freese, A. G. F., Schwedisches Lesebuch. Zweiter oder poetischer Theil. 1834. Gr. 8. 20 Gr.
(Der 1ste oder prosaische Theil erschien 1830. Preis 1 Thlr. 8 Gr.)

—, Prorector Dr. C., Deutsche Prosodie. 1837. 8. 1 Thlr.

Gruber, Dr. J. v., Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische, für Tertia, in zusammenhängenden Stücken nach der Folge der syntaktischen Regeln in Zumpt's Grammatik. 1835. 8. 10 Gr.

— —, Quaestio de tempore atque serie epistolarum Ciceronis. 1836. 4maj. 12 Gr.

Heimskringla. Sagen der Könige Norwegens von Snorri Sturluson. Aus dem Isländischen von Dr. G. Mohnike. Erster Band mit 1 Karte. 1837. Gr. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Klose, Dr., Basilius der Große nach seinem Leben und seinen Lehren dargestellt. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte. 1835. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Lesebuch, Lateinisches, für Anfänger. 1836. 8. 6 Gr.

Lieder für kleine Kinder. Aus dem Englischen. 1835. Geb. 4 Gr.

Nizze, Dir. Dr. C., Über einen neuen Versuch in der Pädagogik. 1836. Gr. 8. 6 Gr.

Putter, F., Nachricht über eine in Stralsund bestehende Schul- und Pensionsanstalt für Töchter. 1836. 8. 6 Gr.

Shadow, The, of Lord Byron, or the voice of Akropolis to the British nation. 1834. 8. 8 Gr.

Tabelle der lateinischen Genus- und Casusregeln. Gr. Fol. 2 Gr.

C. Löffler'sche Buchhandlung in Stralsund.

Herabgesetzte Preise.

Nachstehende, anerkannt gute, medicinische Werke sind zu den dabei bemerkten, bedeutend erniedrigten Preisen durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Brera, Dr. V. L., Klinisches Receptbuch. A. d. Italien. übersetzt und bearbeitet von Dr. J. J. A. v. Schönberg. 8. 1828. Broschirt 1 Thlr., jetzt 12 Gr.

Hasper, Prof. Dr., Moritz, Über die Natur u. Behandlung der Krankheiten der Tropenländer, durch die medicin. Topographie jener Länder erläutert, nebst der in den Tropenländern zur Verhütung derselben zu beobachtenden Diätetik; nach den besten ältern und neuern Quellen in geschichtlicher, literarischer und medicinisch-praktischer Hinsicht für Ärzte und Diejenigen, welche nach den Tropenländern reisen, bearbeitet. 2 Bände. Gr. 8. 1831. 6 Thlr. 18 Gr., jetzt 4 Thlr.

Klose, Dr. Fr. A., Die Medicin unserer Zeit nach ihrem Stillstehen und Vorwärtsschreiten, mit besonderer Rücksicht auf Homöopathie dargestellt. Gr. 8. 1834. 12 Gr., jetzt 6 Gr.

Schmidt, Dr. M. J., Die ärztliche Behandlung der verschiedenen Krankheitszustände des menschlichen Organismus, sammt genauer Aufzählung der in denselben angewandten Arzneimittel. In alphabet. Ordnung der Krankheiten. Gr. 8. 1830. 2 Thlr., jetzt 1 Thlr.

Summarium des Neuesten aus der gesammten Medicin, eine systematisch geordnete Übersicht aller literar. Erscheinungen in der ärztlichen Wissenschaft und Kunst, in gedrängten Auszügen nach den Journalen, krit. Zeitschriften, Literaturzeitungen u. s. w., unter Mitwirkung der DD. Braune, Brand, Carus, Hänel, Hille, Meißner, Öhler, Pabst und Radius bearbeitet und herausgegeben in Vereinigung mit dem Prof. Busch in Berlin, von den DD. Unger und Klose in Leipzig. Gr. 8. Brosch. Jahrgang 1829, 1830, 1831. Jeder Jahrgang von 12 Heften 6 Thlr. 16 Gr. Register zu 1829 und 1830 8 Gr.
Herabgesetzter Preis für alle 3 Jahrgänge 10 Thlr.

Zechel, Dr. A. J., Von den Convulsionen der Kinder und dem Kinnbackenkrampf der Neugeborenen. A. d. Latein. übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Dr. J. F. Otto. Gr. 8. 1834. 12 Gr., jetzt 6 Gr.

Ferner erlaube ich mir, die Herren Mediciner auf folgende, höchst empfehlenswerthe Werke meines Verlags aufmerksam zu machen:

Schmidt, Dr. M. J., Repertorium der besten Heilformeln aus der Praxis der bewährtesten Ärzte, Wundärzte, Geburtshelfer und berühmtesten klinischen Lehrer Deutschlands. Auch u. d. T.: Recepte der berühmtesten Ärzte aller Zeiten für die verschiedenen Krankheiten des menschlichen Organismus, nebst einleitenden Formularen und einem Anhange über die Scheintodten und Vergifteten. 2te mit mehr als 500 Recepten und vollständigen Namen- und Sachregistern bereicherte Ausgabe. Gr. 12. 1835. Brosch. 2 Thlr. 12 Gr.

Sostbius, Dr., Repertorium der vorzüglichsten Arzneiformeln für die Therapie des Trippers und der Lustseuche, mit einem Anhange, enthaltend die berühmtesten Methoden und Mittel gegen den Bandwurm, eine Abhandlung über die Kubeben und einige andere Zusätze. 2te mit Nachträgen, Sach- und Namenregister versehene Ausgabe. Gr. 12. 1835. Brosch. 1 Thlr.

Leipzig, im Februar 1837.

A. F. Böhme.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Allgemeine medicinische Zeitung. Herausgegeben von Dr. *Karl Pabst*. Jahrgang 1837. Monat Januar und Februar, oder Nr. 1—16. Gr. 4. Preis des Jahrgangs 6 Thlr. 16 Gr.

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1837. Monat Februar, oder Nr. 32—59, 1 Beilage: Nr. 1, und 2 literarische Anzeiger: Nr. VI und VII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf*. 1836. Elften Bandes drittes Heft. (Nr. III.) Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. (Herausgeber: *E. Avenarius*.) Jahrgang 1837. Monat Februar, oder Nr. 5—8, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 5—8. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im Februar 1837.

F. A. Brockhaus.

Bei Unterzeichnung des erfolgten und in allen Buchhandlungen zu haben:

Anatomische Abbildungen,

(10 Kupfertafeln)

enthaltend: Knochen, Bänder, die innere Fläche des Schädeldaches, des Hirns, Rückenmarkes, Gehirns, Hirn- und Rückenmarkshäute, Gefäße und Nerven des Gehirns, Gehörwerkzeuge in natürlicher und natürlicher Größe.

Herausgegeben von Dr. C. Mayer, prof. der Anatomie in Bonn. Folio. Geh. 1 Thlr. 12 Sgr.

(Als Supplement für das Archiv, wo das Heft zu 20 Sgr.)

Die vorliegen den Heft, welche hauptsächlich einzelne Knochen, Bänder, die innere Fläche des Schädeldaches, des Hirns, Rückenmarkes, Gehirns, Hirn- und Rückenmarkshäute, Gefäße und Nerven des Gehirns enthalten, sind in Steindruck ausgeführt und zeichnen sich durch Reinheit und Schönheit der Lithographie, so wie durch Richtigkeit der Zeichnung aus.

Bonn, im Januar 1838.

C. Mayer'sche Buchh.

Bei Unterzeichnetem ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die homöopathische Heil-Methode

Kurze und deutliche Anweisung zur richtigen Anwendung der homöopathischen Heilmittel, nebst einer Abhandlung über die Homöopathie und ihre Gegner. Von Dr. Wesselhöft, praktischem Arzte in Neuhaldensleben. Aus den homöopathischen Vierteljahrsschriften besonders abgedruckt. Gr. 8. Geh. 10 Sgr.

Diese Schrift ist für Jeden, der sich mit der Homöopathie bekannt machen will, sehr geeignet. Verf. schrieb 6 Bg.

Unterzeichnete schriftstellerische Arbeiten des Jahres 1838.

Jeder der 3 Bände enthält mit an die Buchhandlungen versandt worden:

Bd. I. Die Geschichte von 1707 in den Monaten Januar, Februar, Merz, Lustspiel. (Vollendet 1837 im Januar.) 2) Die Geschichte von 1707 in den Monaten April, Mai, Juni, Lustspiel. (Vollendet 1837 im Februar.) 3) Die Geschichte von 1707 in den Monaten Juli, August, September, Lustspiel. (Vollendet 1837 im Merz.) Diese Lustspiele sind die Fortsetzung der im Jahre 1836 erschienenen, die Geschichte von 1707 in den Monaten Januar, Februar, Merz, Lustspiel. (Vollendet 1836 im Dezember.) 4) Vergessen und vergeben, Lustspiel. (Vollendet 1837 im Januar.) 5) Der Bruder und der Freund, Lustspiel. (Vollendet 1837 im Februar.) 6) Die Geschichte von 1707 in den Monaten April, Mai, Juni, Lustspiel. (Vollendet 1837 im Merz.) 7) Die Geschichte von 1707 in den Monaten Juli, August, September, Lustspiel. (Vollendet 1837 im April.) Diese Lustspiele sind die Fortsetzung der im Jahre 1836 erschienenen, die Geschichte von 1707 in den Monaten Januar, Februar, Merz, Lustspiel. (Vollendet 1836 im Dezember.)

Bd. II. Der Bräutigam 1837 im Juli, Lustspiel. 2) Der Bräutigam 1837 im August, Lustspiel. 3) Der Bräutigam 1837 im September, Lustspiel.

Bd. III. Der Bräutigam 1837 im Oktober, Lustspiel. 2) Der Bräutigam 1837 im November, Lustspiel. 3) Der Bräutigam 1837 im Dezember, Lustspiel. 4) Der Bräutigam 1838 im Januar, Lustspiel. 5) Der Bräutigam 1838 im Februar, Lustspiel. 6) Der Bräutigam 1838 im Merz, Lustspiel. 7) Der Bräutigam 1838 im April, Lustspiel. 8) Der Bräutigam 1838 im Mai, Lustspiel. 9) Der Bräutigam 1838 im Juni, Lustspiel. 10) Der Bräutigam 1838 im Juli, Lustspiel. 11) Der Bräutigam 1838 im August, Lustspiel. 12) Der Bräutigam 1838 im September, Lustspiel. 13) Der Bräutigam 1838 im Oktober, Lustspiel. 14) Der Bräutigam 1838 im November, Lustspiel. 15) Der Bräutigam 1838 im Dezember, Lustspiel.

Diese Lustspiele sind die Fortsetzung der im Jahre 1837 erschienenen, Der Bräutigam 1837 im Januar, Lustspiel. (Vollendet 1837 im Januar.) 2) Der Bräutigam 1837 im Februar, Lustspiel. (Vollendet 1837 im Februar.) 3) Der Bräutigam 1837 im Merz, Lustspiel. (Vollendet 1837 im Merz.) 4) Der Bräutigam 1837 im April, Lustspiel. (Vollendet 1837 im April.) 5) Der Bräutigam 1837 im Mai, Lustspiel. (Vollendet 1837 im Mai.) 6) Der Bräutigam 1837 im Juni, Lustspiel. (Vollendet 1837 im Juni.)

Bd. IV. Der Bräutigam 1838 im Januar, Lustspiel. 2) Der Bräutigam 1838 im Februar, Lustspiel. 3) Der Bräutigam 1838 im Merz, Lustspiel. 4) Der Bräutigam 1838 im April, Lustspiel. 5) Der Bräutigam 1838 im Mai, Lustspiel. 6) Der Bräutigam 1838 im Juni, Lustspiel. 7) Der Bräutigam 1838 im Juli, Lustspiel. 8) Der Bräutigam 1838 im August, Lustspiel. 9) Der Bräutigam 1838 im September, Lustspiel. 10) Der Bräutigam 1838 im Oktober, Lustspiel. 11) Der Bräutigam 1838 im November, Lustspiel. 12) Der Bräutigam 1838 im Dezember, Lustspiel.

Diese Lustspiele sind die Fortsetzung der im Jahre 1837 erschienenen, Der Bräutigam 1837 im Juli, Lustspiel. (Vollendet 1837 im Juli.) 2) Der Bräutigam 1837 im August, Lustspiel. (Vollendet 1837 im August.) 3) Der Bräutigam 1837 im September, Lustspiel. (Vollendet 1837 im September.) 4) Der Bräutigam 1837 im Oktober, Lustspiel. (Vollendet 1837 im Oktober.) 5) Der Bräutigam 1837 im November, Lustspiel. (Vollendet 1837 im November.) 6) Der Bräutigam 1837 im Dezember, Lustspiel. (Vollendet 1837 im Dezember.)

Bd. V. Der Bräutigam 1839 im Januar, Lustspiel. 2) Der Bräutigam 1839 im Februar, Lustspiel. 3) Der Bräutigam 1839 im Merz, Lustspiel. 4) Der Bräutigam 1839 im April, Lustspiel. 5) Der Bräutigam 1839 im Mai, Lustspiel. 6) Der Bräutigam 1839 im Juni, Lustspiel. 7) Der Bräutigam 1839 im Juli, Lustspiel. 8) Der Bräutigam 1839 im August, Lustspiel. 9) Der Bräutigam 1839 im September, Lustspiel. 10) Der Bräutigam 1839 im Oktober, Lustspiel. 11) Der Bräutigam 1839 im November, Lustspiel. 12) Der Bräutigam 1839 im Dezember, Lustspiel.

Diese Lustspiele sind die Fortsetzung der im Jahre 1838 erschienenen, Der Bräutigam 1838 im Januar, Lustspiel. (Vollendet 1838 im Januar.) 2) Der Bräutigam 1838 im Februar, Lustspiel. (Vollendet 1838 im Februar.) 3) Der Bräutigam 1838 im Merz, Lustspiel. (Vollendet 1838 im Merz.) 4) Der Bräutigam 1838 im April, Lustspiel. (Vollendet 1838 im April.) 5) Der Bräutigam 1838 im Mai, Lustspiel. (Vollendet 1838 im Mai.) 6) Der Bräutigam 1838 im Juni, Lustspiel. (Vollendet 1838 im Juni.)

Bd. VI. Der Bräutigam 1838 im Juli, Lustspiel. (Vollendet 1838 im Juli.) 2) Der Bräutigam 1838 im August, Lustspiel. (Vollendet 1838 im August.) 3) Der Bräutigam 1838 im September, Lustspiel. (Vollendet 1838 im September.) 4) Der Bräutigam 1838 im Oktober, Lustspiel. (Vollendet 1838 im Oktober.) 5) Der Bräutigam 1838 im November, Lustspiel. (Vollendet 1838 im November.) 6) Der Bräutigam 1838 im Dezember, Lustspiel. (Vollendet 1838 im Dezember.)

Diese Lustspiele sind die Fortsetzung der im Jahre 1839 erschienenen, Der Bräutigam 1839 im Januar, Lustspiel. (Vollendet 1839 im Januar.) 2) Der Bräutigam 1839 im Februar, Lustspiel. (Vollendet 1839 im Februar.) 3) Der Bräutigam 1839 im Merz, Lustspiel. (Vollendet 1839 im Merz.) 4) Der Bräutigam 1839 im April, Lustspiel. (Vollendet 1839 im April.) 5) Der Bräutigam 1839 im Mai, Lustspiel. (Vollendet 1839 im Mai.) 6) Der Bräutigam 1839 im Juni, Lustspiel. (Vollendet 1839 im Juni.)

Bd. VII. Der Bräutigam 1839 im Juli, Lustspiel. (Vollendet 1839 im Juli.) 2) Der Bräutigam 1839 im August, Lustspiel. (Vollendet 1839 im August.) 3) Der Bräutigam 1839 im September, Lustspiel. (Vollendet 1839 im September.) 4) Der Bräutigam 1839 im Oktober, Lustspiel. (Vollendet 1839 im Oktober.) 5) Der Bräutigam 1839 im November, Lustspiel. (Vollendet 1839 im November.) 6) Der Bräutigam 1839 im Dezember, Lustspiel. (Vollendet 1839 im Dezember.)

Diese Lustspiele sind die Fortsetzung der im Jahre 1840 erschienenen, Der Bräutigam 1840 im Januar, Lustspiel. (Vollendet 1840 im Januar.) 2) Der Bräutigam 1840 im Februar, Lustspiel. (Vollendet 1840 im Februar.) 3) Der Bräutigam 1840 im Merz, Lustspiel. (Vollendet 1840 im Merz.) 4) Der Bräutigam 1840 im April, Lustspiel. (Vollendet 1840 im April.) 5) Der Bräutigam 1840 im Mai, Lustspiel. (Vollendet 1840 im Mai.) 6) Der Bräutigam 1840 im Juni, Lustspiel. (Vollendet 1840 im Juni.)

Bd. VIII. Der Bräutigam 1840 im Juli, Lustspiel. (Vollendet 1840 im Juli.) 2) Der Bräutigam 1840 im August, Lustspiel. (Vollendet 1840 im August.) 3) Der Bräutigam 1840 im September, Lustspiel. (Vollendet 1840 im September.) 4) Der Bräutigam 1840 im Oktober, Lustspiel. (Vollendet 1840 im Oktober.) 5) Der Bräutigam 1840 im November, Lustspiel. (Vollendet 1840 im November.) 6) Der Bräutigam 1840 im Dezember, Lustspiel. (Vollendet 1840 im Dezember.)

Diese Lustspiele sind die Fortsetzung der im Jahre 1841 erschienenen, Der Bräutigam 1841 im Januar, Lustspiel. (Vollendet 1841 im Januar.) 2) Der Bräutigam 1841 im Februar, Lustspiel. (Vollendet 1841 im Februar.) 3) Der Bräutigam 1841 im Merz, Lustspiel. (Vollendet 1841 im Merz.) 4) Der Bräutigam 1841 im April, Lustspiel. (Vollendet 1841 im April.) 5) Der Bräutigam 1841 im Mai, Lustspiel. (Vollendet 1841 im Mai.) 6) Der Bräutigam 1841 im Juni, Lustspiel. (Vollendet 1841 im Juni.)

Bd. IX. Der Bräutigam 1841 im Juli, Lustspiel. (Vollendet 1841 im Juli.) 2) Der Bräutigam 1841 im August, Lustspiel. (Vollendet 1841 im August.) 3) Der Bräutigam 1841 im September, Lustspiel. (Vollendet 1841 im September.) 4) Der Bräutigam 1841 im Oktober, Lustspiel. (Vollendet 1841 im Oktober.) 5) Der Bräutigam 1841 im November, Lustspiel. (Vollendet 1841 im November.) 6) Der Bräutigam 1841 im Dezember, Lustspiel. (Vollendet 1841 im Dezember.)

Diese Lustspiele sind die Fortsetzung der im Jahre 1842 erschienenen, Der Bräutigam 1842 im Januar, Lustspiel. (Vollendet 1842 im Januar.) 2) Der Bräutigam 1842 im Februar, Lustspiel. (Vollendet 1842 im Februar.) 3) Der Bräutigam 1842 im Merz, Lustspiel. (Vollendet 1842 im Merz.) 4) Der Bräutigam 1842 im April, Lustspiel. (Vollendet 1842 im April.) 5) Der Bräutigam 1842 im Mai, Lustspiel. (Vollendet 1842 im Mai.) 6) Der Bräutigam 1842 im Juni, Lustspiel. (Vollendet 1842 im Juni.)

Bd. X. Der Bräutigam 1842 im Juli, Lustspiel. (Vollendet 1842 im Juli.) 2) Der Bräutigam 1842 im August, Lustspiel. (Vollendet 1842 im August.) 3) Der Bräutigam 1842 im September, Lustspiel. (Vollendet 1842 im September.) 4) Der Bräutigam 1842 im Oktober, Lustspiel. (Vollendet 1842 im Oktober.) 5) Der Bräutigam 1842 im November, Lustspiel. (Vollendet 1842 im November.) 6) Der Bräutigam 1842 im Dezember, Lustspiel. (Vollendet 1842 im Dezember.)

Diese Lustspiele sind die Fortsetzung der im Jahre 1843 erschienenen, Der Bräutigam 1843 im Januar, Lustspiel. (Vollendet 1843 im Januar.) 2) Der Bräutigam 1843 im Februar, Lustspiel. (Vollendet 1843 im Februar.) 3) Der Bräutigam 1843 im Merz, Lustspiel. (Vollendet 1843 im Merz.) 4) Der Bräutigam 1843 im April, Lustspiel. (Vollendet 1843 im April.) 5) Der Bräutigam 1843 im Mai, Lustspiel. (Vollendet 1843 im Mai.) 6) Der Bräutigam 1843 im Juni, Lustspiel. (Vollendet 1843 im Juni.)

Bd. XI. Der Bräutigam 1843 im Juli, Lustspiel. (Vollendet 1843 im Juli.) 2) Der Bräutigam 1843 im August, Lustspiel. (Vollendet 1843 im August.) 3) Der Bräutigam 1843 im September, Lustspiel. (Vollendet 1843 im September.) 4) Der Bräutigam 1843 im Oktober, Lustspiel. (Vollendet 1843 im Oktober.) 5) Der Bräutigam 1843 im November, Lustspiel. (Vollendet 1843 im November.) 6) Der Bräutigam 1843 im Dezember, Lustspiel. (Vollendet 1843 im Dezember.)

Diese Lustspiele sind die Fortsetzung der im Jahre 1844 erschienenen, Der Bräutigam 1844 im Januar, Lustspiel. (Vollendet 1844 im Januar.) 2) Der Bräutigam 1844 im Februar, Lustspiel. (Vollendet 1844 im Februar.) 3) Der Bräutigam 1844 im Merz, Lustspiel. (Vollendet 1844 im Merz.) 4) Der Bräutigam 1844 im April, Lustspiel. (Vollendet 1844 im April.) 5) Der Bräutigam 1844 im Mai, Lustspiel. (Vollendet 1844 im Mai.) 6) Der Bräutigam 1844 im Juni, Lustspiel. (Vollendet 1844 im Juni.)

Bd. XII. Der Bräutigam 1844 im Juli, Lustspiel. (Vollendet 1844 im Juli.) 2) Der Bräutigam 1844 im August, Lustspiel. (Vollendet 1844 im August.) 3) Der Bräutigam 1844 im September, Lustspiel. (Vollendet 1844 im September.) 4) Der Bräutigam 1844 im Oktober, Lustspiel. (Vollendet 1844 im Oktober.) 5) Der Bräutigam 1844 im November, Lustspiel. (Vollendet 1844 im November.) 6) Der Bräutigam 1844 im Dezember, Lustspiel. (Vollendet 1844 im Dezember.)

Diese Lustspiele sind die Fortsetzung der im Jahre 1845 erschienenen, Der Bräutigam 1845 im Januar, Lustspiel. (Vollendet 1845 im Januar.) 2) Der Bräutigam 1845 im Februar, Lustspiel. (Vollendet 1845 im Februar.) 3) Der Bräutigam 1845 im Merz, Lustspiel. (Vollendet 1845 im Merz.) 4) Der Bräutigam 1845 im April, Lustspiel. (Vollendet 1845 im April.) 5) Der Bräutigam 1845 im Mai, Lustspiel. (Vollendet 1845 im Mai.) 6) Der Bräutigam 1845 im Juni, Lustspiel. (Vollendet 1845 im Juni.)

Bd. XIII. Der Bräutigam 1845 im Juli, Lustspiel. (Vollendet 1845 im Juli.) 2) Der Bräutigam 1845 im August, Lustspiel. (Vollendet 1845 im August.) 3) Der Bräutigam 1845 im September, Lustspiel. (Vollendet 1845 im September.) 4) Der Bräutigam 1845 im Oktober, Lustspiel. (Vollendet 1845 im Oktober.) 5) Der Bräutigam 1845 im November, Lustspiel. (Vollendet 1845 im November.) 6) Der Bräutigam 1845 im Dezember, Lustspiel. (Vollendet 1845 im Dezember.)

Diese Lustspiele sind die Fortsetzung der im Jahre 1846 erschienenen, Der Bräutigam 1846 im Januar, Lustspiel. (Vollendet 1846 im Januar.) 2) Der Bräutigam 1846 im Februar, Lustspiel. (Vollendet 1846 im Februar.) 3) Der Bräutigam 1846 im Merz, Lustspiel. (Vollendet 1846 im Merz.) 4) Der Bräutigam 1846 im April, Lustspiel. (Vollendet 1846 im April.) 5) Der Bräutigam 1846 im Mai, Lustspiel. (Vollendet 1846 im Mai.) 6) Der Bräutigam 1846 im Juni, Lustspiel. (Vollendet 1846 im Juni.)

Bd. XIV. Der Bräutigam 1846 im Juli, Lustspiel. (Vollendet 1846 im Juli.) 2) Der Bräutigam 1846 im August, Lustspiel. (Vollendet 1846 im August.) 3) Der Bräutigam 1846 im September, Lustspiel. (Vollendet 1846 im September.) 4) Der Bräutigam 1846 im Oktober, Lustspiel. (Vollendet 1846 im Oktober.) 5) Der Bräutigam 1846 im November, Lustspiel. (Vollendet 1846 im November.) 6) Der Bräutigam 1846 im Dezember, Lustspiel. (Vollendet 1846 im Dezember.)

Diese Lustspiele sind die Fortsetzung der im Jahre 1847 erschienenen, Der Bräutigam 1847 im Januar, Lustspiel. (Vollendet 1847 im Januar.) 2) Der Bräutigam 1847 im Februar, Lustspiel. (Vollendet 1847 im Februar.) 3) Der Bräutigam 1847 im Merz, Lustspiel. (Vollendet 1847 im Merz.) 4) Der Bräutigam 1847 im April, Lustspiel. (Vollendet 1847 im April.) 5) Der Bräutigam 1847 im Mai, Lustspiel. (Vollendet 1847 im Mai.) 6) Der Bräutigam 1847 im Juni, Lustspiel. (Vollendet 1847 im Juni.)

Bd. XV. Der Bräutigam 1847 im Juli, Lustspiel. (Vollendet 1847 im Juli.) 2) Der Bräutigam 1847 im August, Lustspiel. (Vollendet 1847 im August.) 3) Der Bräutigam 1847 im September, Lustspiel. (Vollendet 1847 im September.) 4) Der Bräutigam 1847 im Oktober, Lustspiel. (Vollendet 1847 im Oktober.) 5) Der Bräutigam 1847 im November, Lustspiel. (Vollendet 1847 im November.) 6) Der Bräutigam 1847 im Dezember, Lustspiel. (Vollendet 1847 im Dezember.)

Diese Lustspiele sind die Fortsetzung der im Jahre 1848 erschienenen, Der Bräutigam 1848 im Januar, Lustspiel. (Vollendet 1848 im Januar.) 2) Der Bräutigam 1848 im Februar, Lustspiel. (Vollendet 1848 im Februar.) 3) Der Bräutigam 1848 im Merz, Lustspiel. (Vollendet 1848 im Merz.) 4) Der Bräutigam 1848 im April, Lustspiel. (Vollendet 1848 im April.) 5) Der Bräutigam 1848 im Mai, Lustspiel. (Vollendet 1848 im Mai.) 6) Der Bräutigam 1848 im Juni, Lustspiel. (Vollendet 1848 im Juni.)

Bd. XVI. Der Bräutigam 1848 im Juli, Lustspiel. (Vollendet 1848 im Juli.) 2) Der Bräutigam 1848 im August, Lustspiel. (Vollendet 1848 im August.) 3) Der Bräutigam 1848 im September, Lustspiel. (Vollendet 1848 im September.) 4) Der Bräutigam 1848 im Oktober, Lustspiel. (Vollendet 1848 im Oktober.) 5) Der Bräutigam 1848 im November, Lustspiel. (Vollendet 1848 im November.) 6) Der Bräutigam 1848 im Dezember, Lustspiel. (Vollendet 1848 im Dezember.)

Diese Lustspiele sind die Fortsetzung der im Jahre 1849 erschienenen, Der Bräutigam 1849 im Januar, Lustspiel. (Vollendet 1849 im Januar.) 2) Der Bräutigam 1849 im Februar, Lustspiel. (Vollendet 1849 im Februar.) 3) Der Bräutigam 1849 im Merz, Lustspiel. (Vollendet 1849 im Merz.) 4) Der Bräutigam 1849 im April, Lustspiel. (Vollendet 1849 im April.) 5) Der Bräutigam 1849 im Mai, Lustspiel. (Vollendet 1849 im Mai.) 6) Der Bräutigam 1849 im Juni, Lustspiel. (Vollendet 1849 im Juni.)

Bd. XVII. Der Bräutigam 1849 im Juli, Lustspiel. (Vollendet 1849 im Juli.) 2) Der Bräutigam 1849 im August, Lustspiel. (Vollendet 1849 im August.) 3) Der Bräutigam 1849 im September, Lustspiel. (Vollendet 1849 im September.) 4) Der Bräutigam 1849 im Oktober, Lustspiel. (Vollendet 1849 im Oktober.) 5) Der Bräutigam 1849 im November, Lustspiel. (Vollendet 1849 im November.) 6) Der Bräutigam 1849 im Dezember, Lustspiel. (Vollendet 1849 im Dezember.)

Diese Lustspiele sind die Fortsetzung der im Jahre 1850 erschienenen, Der Bräutigam 1850 im Januar, Lustspiel. (Vollendet 1850 im Januar.) 2) Der Bräutigam 1850 im Februar, Lustspiel. (Vollendet 1850 im Februar.) 3) Der Bräutigam 1850 im Merz, Lustspiel. (Vollendet 1850 im Merz.) 4) Der Bräutigam 1850 im April, Lustspiel. (Vollendet 1850 im April.) 5) Der Bräutigam 1850 im Mai, Lustspiel. (Vollendet 1850 im Mai.) 6) Der Bräutigam 1850 im Juni, Lustspiel. (Vollendet 1850 im Juni.)

Bd. XVIII. Der Bräutigam 1850 im Juli, Lustspiel. (Vollendet 1850 im Juli.) 2) Der Bräutigam 1850 im August, Lustspiel. (Vollendet 1850 im August.) 3) Der Bräutigam 1850 im September, Lustspiel. (Vollendet 1850 im September.) 4) Der Bräutigam 1850 im Oktober, Lustspiel. (Vollendet 1850 im Oktober.) 5) Der Bräutigam 1850 im November, Lustspiel. (Vollendet 1850 im November.) 6) Der Bräutigam 1850 im Dezember, Lustspiel. (Vollendet 1850 im Dezember.)

Diese Lustspiele sind die Fortsetzung der im Jahre 1851 erschienenen, Der Bräutigam 1851 im Januar, Lustspiel. (Vollendet 1851 im Januar.) 2) Der Bräutigam 1851 im Februar, Lustspiel. (Vollendet 1851 im Februar.) 3) Der Bräutigam 1851 im Merz, Lustspiel. (Vollendet 1851 im Merz.) 4) Der Bräutigam 1851 im April, Lustspiel. (Vollendet 1851 im April.) 5) Der Bräutigam 1851 im Mai, Lustspiel. (Vollendet 1851 im Mai.) 6) Der Bräutigam 1851 im Juni, Lustspiel. (Vollendet 1851 im Juni.)

Bd. XIX. Der Bräutigam 1851 im Juli, Lustspiel. (Vollendet 1851 im Juli.) 2) Der Bräutigam 1851 im August, Lustspiel. (Vollendet 1851 im August.) 3) Der Bräutigam 1851 im September, Lustspiel. (Vollendet 1851 im September.) 4) Der Bräutigam 1851 im Oktober, Lustspiel. (Vollendet 1851 im Oktober.) 5) Der Bräutigam 1851 im November, Lustspiel. (Vollendet 1851 im November.) 6) Der Bräutigam 1851 im Dezember, Lustspiel. (Vollendet 1851 im Dezember.)

Diese Lustspiele sind die Fortsetzung der im Jahre 1852 erschienenen, Der Bräutigam 1852 im Januar, Lustspiel. (Vollendet 1852 im Januar.) 2) Der Bräutigam 1852 im Februar, Lustspiel. (Vollendet 1852 im Februar.) 3) Der Bräutigam 1852 im Merz, Lustspiel. (Vollendet 1852 im Merz.) 4) Der Bräutigam 1852 im April, Lustspiel. (Vollendet 1852 im April.) 5) Der Bräutigam 1852 im Mai, Lustspiel. (Vollendet 1852 im Mai.) 6) Der Bräutigam 1852 im Juni, Lustspiel. (Vollendet 1852 im Juni.)

Bd. XX. Der Bräutigam 1852 im Juli, Lustspiel. (Vollendet 1852 im Juli.) 2) Der Bräutigam 1852 im August, Lustspiel. (Vollendet 1852 im August.) 3) Der Bräutigam 1852 im September, Lustspiel. (Vollendet 1852 im September.) 4) Der Bräutigam 1852 im Oktober, Lustspiel. (Vollendet 1852 im Oktober.) 5) Der Bräutigam 1852 im November, Lustspiel. (Vollendet 1852 im November.) 6) Der Bräutigam 1852 im Dezember, Lustspiel. (Vollendet 1852 im Dezember.)

Diese Lustspiele sind die Fortsetzung der im Jahre 1853 erschienenen, Der Bräutigam 1853 im Januar, Lustspiel. (Vollendet 1853 im Januar.) 2) Der Bräutigam 1853 im Februar, Lustspiel. (Vollendet 1853 im Februar.) 3) Der Bräutigam 1853 im Merz, Lustspiel. (Vollendet 1853 im Merz.) 4) Der Bräutigam 1853 im April, Lustspiel. (Vollendet 1853 im April.) 5) Der Bräutigam 1853 im Mai, Lustspiel. (Vollendet 1853 im Mai.) 6) Der Bräutigam 1853 im Juni, Lustspiel. (Vollendet 1853 im Juni.)

Bd. XXI. Der Bräutigam 1853 im Juli, Lustspiel. (Vollendet 1853 im Juli.) 2) Der Bräutigam 1853 im August, Lustspiel. (Vollendet 1853 im August.) 3) Der Bräutigam 1853 im September, Lustspiel. (Vollendet 1853 im September.) 4) Der Bräutigam 1853 im Oktober, Lustspiel. (Vollendet 1853 im Oktober.) 5) Der Bräutigam 1853 im November, Lustspiel. (Vollendet 1853 im November.) 6) Der Bräutigam 1853 im Dezember, Lustspiel. (Vollendet 1853 im Dezember.)

Diese Lustspiele sind die Fortsetzung der im Jahre 1854 erschienenen, Der Bräutigam 1854 im Januar, Lustspiel. (Vollendet 1854 im Januar.) 2) Der Bräutigam 1854 im Februar, Lustspiel. (Vollendet 1854 im Februar.) 3) Der Bräutigam 1854 im Merz, Lustspiel. (Vollendet 1854 im Merz.) 4) Der Bräutigam 1854 im April, Lustspiel. (Vollendet 1854 im April.) 5) Der Bräutigam 1854 im Mai, Lustspiel. (Vollendet 1854 im Mai.) 6) Der Bräutigam 1854 im Juni, Lustspiel. (Vollendet 1854 im Juni.)

Bd. XXII. Der Bräutigam 1854 im Juli, Lustspiel. (Vollendet 1854 im Juli.) 2) Der Bräutigam 1854 im August, Lustspiel. (Vollendet 1854 im August.) 3) Der Bräutigam 1854 im September, Lustspiel. (Vollendet 1854 im September.) 4) Der Bräutigam 1854 im Oktober, Lustspiel. (Vollendet 1854 im Oktober.) 5) Der Bräutigam 1854 im November, Lustspiel. (Vollendet 1854 im November.) 6) Der Bräutigam 1854 im Dezember, Lustspiel. (Vollendet 1854 im Dezember.)

Diese Lustspiele sind die Fortsetzung der im Jahre 1855 erschienenen, Der Bräutigam 1855 im Januar, Lustspiel. (Vollendet 1855 im Januar.) 2) Der Bräutigam 1855 im Februar, Lustspiel. (Vollendet 1855 im Februar.) 3) Der Bräutigam 1855 im Merz, Lustspiel. (Vollendet 1855 im Merz.) 4) Der Bräutigam 1855 im April, Lustspiel. (Vollendet 1855 im April.) 5) Der Bräutigam 1855 im Mai, Lustspiel. (Vollendet 1855 im Mai.) 6) Der Bräutigam 1855 im Juni, Lustspiel. (Vollendet 1855 im Juni.)

Bd. XXIII. Der Bräutigam 1855 im Juli, Lustspiel. (Vollendet 1855 im Juli.) 2) Der Bräutigam 1855 im August, Lustspiel. (Vollendet 1855 im August.) 3) Der Bräutigam 1855 im September, Lustspiel. (Vollendet 1855 im September.) 4) Der Bräutigam 1855 im Oktober, Lustspiel. (Vollendet 1855 im Oktober.) 5) Der Bräutigam 1855 im November, Lustspiel. (Vollendet 1855 im November.) 6) Der Bräutigam 1855 im Dezember, Lustspiel. (Vollendet 1855 im Dezember.)

Diese Lustspiele sind die Fortsetzung der im Jahre 1856 erschienenen, Der Bräutigam 1856 im Januar, Lustspiel. (Vollendet 1856 im Januar.) 2) Der Bräutigam 1856 im Februar, Lustspiel. (Vollendet 1856 im Februar.) 3) Der Bräutigam 1856 im Merz, Lustspiel. (Vollendet 1856 im Merz.) 4) Der Bräutigam 1856 im April, Lustspiel. (Vollendet 1856 im April.) 5) Der Bräutigam 1856 im Mai, Lustspiel. (Vollendet 1856 im Mai.) 6) Der Bräutigam 1856 im Juni, Lustspiel. (Vollendet 1856 im Juni.)

Bd. XXIV. Der Bräutigam 1856 im Juli, Lustspiel. (Vollendet 1856 im Juli.) 2) Der Bräutigam 1856 im August, Lustspiel. (Vollendet 1856 im August.) 3) Der Bräutigam 1856 im September, Lustspiel. (Vollendet 1856 im September.) 4) Der Bräutigam 1856 im Oktober, Lustspiel. (Vollendet 1856 im Oktober.) 5) Der Bräutigam 1856 im November, Lustspiel. (Vollendet 1856 im November.) 6) Der Bräutigam 1856 im Dezember, Lustspiel. (Vollendet 1856 im Dezember.)

Diese Lustspiele sind die Fortsetzung der im Jahre 1857 erschienenen, Der Bräutigam 1857 im Januar, Lustspiel. (Vollendet 1857 im Januar.) 2) Der Bräutigam 1857 im Februar, Lustspiel. (Vollendet 1857 im Februar.) 3) Der Bräutigam 1857 im Merz, Lustspiel. (Vollendet 1857 im Merz.) 4) Der Bräutigam 1857 im April, Lustspiel. (Vollendet 1857 im April.) 5) Der Bräutigam 1857 im Mai, Lustspiel. (Vollendet 1857 im Mai.) 6) Der Bräutigam 1857 im Juni, Lustspiel. (Vollendet 1857 im Juni.)

Bd. XXV. Der Bräutigam 1857 im Juli, Lustspiel. (Vollendet 1857 im Juli.) 2) Der Bräutigam 1857 im August, Lustspiel. (Vollendet 1857 im August.) 3) Der Bräutigam 1857 im September, Lustspiel. (Vollendet 1857 im September.) 4) Der Bräutigam 1857 im Oktober, Lustspiel. (Vollendet 1857 im Oktober.) 5) Der Bräutigam 1857 im November, Lustspiel. (Vollendet 1857 im November.) 6) Der Bräutigam 1857 im Dezember, Lustspiel. (Vollendet 1857 im Dezember.)

Diese Lustspiele sind die Fortsetzung der im Jahre 1858 erschienenen, Der Bräutigam 1858 im Januar, Lustspiel. (Vollendet 1858 im Januar.) 2) Der Bräutigam 1858 im Februar, Lustspiel. (Vollendet 1858 im Februar.) 3) Der Bräutigam 1858 im Merz, Lustspiel. (Vollendet 1858 im Merz.) 4) Der Bräutigam 1858 im April, Lustspiel. (Vollendet 1858 im April.) 5) Der Bräutigam 1858 im Mai, Lustspiel. (Vollendet 1858 im Mai.) 6) Der Bräutigam 1858 im Juni, Lustspiel. (Vollendet 1858 im Juni.)

Bd. XXVI. Der Bräutigam 1858 im Juli, Lustspiel. (Vollendet 1858 im Juli.) 2) Der Bräutigam 1858 im August, Lustspiel. (Vollendet 1858 im August.) 3) Der Bräutigam 1858 im September, Lustspiel. (Vollendet 1858 im September.) 4) Der Bräutigam 1858 im Oktober, Lustspiel. (Vollendet 1858 im Oktober.) 5) Der Bräutigam 1858 im November, Lustspiel. (Vollendet 1858 im November.) 6) Der Bräutigam 1858 im Dezember, Lustspiel. (Vollendet 1858 im Dezember.)

Diese Lustspiele sind die Fortsetzung der im Jahre 1859 erschienenen, Der Bräutigam 1859 im Januar, Lustspiel. (Vollendet 1859 im Januar.) 2) Der Bräutigam 1859 im Februar, Lustspiel. (Vollendet 1859 im Februar.) 3) Der Bräutigam 1859 im Merz, Lustspiel. (Vollendet 1859 im Merz.) 4) Der Bräutigam 1859 im April, Lustspiel. (Vollendet 1859 im April.) 5) Der Bräutigam 1859 im Mai, Lustspiel. (Vollendet 1859 im Mai.) 6) Der Bräutigam 1859 im Juni, Lustspiel. (Vollendet 1859 im Juni.)

Bd. XXVII. Der Bräutigam 1859 im Juli, Lustspiel. (Vollendet 1859 im Juli.) 2) Der Bräutigam 1859 im August, Lustspiel. (Vollendet 1859 im August.) 3) Der Bräutigam 1859 im September, Lustspiel. (Vollendet 1859 im September.) 4) Der Bräutigam 1859 im Oktober, Lustspiel. (Vollendet 1859 im Oktober.) 5) Der Bräutigam 1859 im November, Lustspiel. (Vollendet 1859 im November.) 6) Der Bräutigam 1859 im Dezember, Lustspiel. (Vollendet 1859 im Dezember.)

Diese Lustspiele sind die Fortsetzung der im Jahre 1860 erschienenen, Der Bräutigam 1860 im Januar, Lustspiel. (Vollendet 1860 im Januar.) 2) Der Bräutigam 1860 im Februar, Lustspiel. (Vollendet 1860 im Februar.) 3) Der Bräutigam 1860 im Merz, Lustspiel. (Vollendet 1860 im Merz.) 4) Der Bräutigam 1860 im April, Lustspiel. (Vollendet 1860 im April.) 5) Der Bräutigam 1860 im Mai, Lustspiel. (Vollendet 1860 im Mai.) 6) Der Bräutigam 1860 im Juni, Lustspiel. (Vollendet 1860 im Juni.)

Bd. XXVIII. Der Bräutigam 1860 im Juli, Lustspiel. (Vollendet 1860 im Juli.) 2) Der Bräutigam 1860 im August, Lustspiel. (Vollendet 1860 im August.) 3) Der Bräutigam 1860 im September, Lustspiel. (Vollendet 1860 im September.) 4) Der Bräutigam 1860 im Oktober, Lustspiel. (Vollendet 1860 im Oktober.) 5) Der Bräutigam 1860 im November, Lustspiel. (Vollendet 1860 im November.) 6) Der Bräutigam 1860 im Dezember, Lustspiel. (Vollendet 1860 im Dezember.)

Diese Lustspiele sind die Fortsetzung der im Jahre 1861 erschienenen, Der Bräutigam 1861 im Januar, Lustspiel. (Vollendet 1861 im Januar.) 2) Der Bräutigam 1861 im Februar, Lustspiel. (Vollendet 1861 im Februar.) 3) Der Bräutigam 1861 im Merz, Lustspiel. (Vollendet 1861 im Merz.) 4) Der Bräutigam 1861 im April, Lustspiel. (Vollendet 1861 im April.) 5) Der Bräutigam 1861 im Mai, Lustspiel. (Vollendet 1861 im Mai.) 6) Der Bräutigam 1861 im Juni, Lustspiel. (Vollendet 1861 im Juni.)

Bd. XXIX. Der Bräutigam 1861 im Juli, Lustspiel. (Vollendet 1861 im Juli.) 2) Der Bräutigam 1861 im August, Lustspiel. (Vollendet 1861 im August.) 3) Der Bräutigam 1861 im September, Lustspiel. (Vollendet 1861 im September.) 4) Der Bräutigam 1861 im Oktober, Lustspiel. (Vollendet 1861 im Oktober

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. IX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Der Cid von Herder.

Illustrirt mit Holzschnitten,
nach Zeichnungen von
Neureuther,
und ausgeführt durch
Thompson, Smith, Folkard, Wright, Branston, Green, Hart,
und mehre andere der berühmtesten Holzschneider Englands.

Wir machen den Verehrern des unsterblichen Gedichtes die vorläufige Anzeige, daß noch im Laufe des Jahres 1837 davon in unserm Verlage eine Prachtausgabe erscheinen wird, auf dem feinsten Velinpapier mit gothischen Lettern gedruckt, illustrirt durch außerordentlich schöne Holzschnitte nach Zeichnungen von Neureuther und durch die berühmtesten Holzschneider Englands in einer Weise ausgeführt, die Alles übertrifft, was bisher in Deutschland von Ähnlichem erschienen ist.

In ganz kurzer Zeit kann die ausführliche Anzeige mit Proben der Holzschnitte ausgegeben werden, der Preis wird sehr billig sein, und das herrliche Werk, der Liebling aller Gebildeten, auch in dieser Gestalt Jedermann zugänglich erhalten werden.

Stuttgart, im Februar 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Mit der erschienenen zweiundzwanzigsten Lieferung der

Allgemeinen deutschen Real-Encyklopädie (Conversations-Lexikon)

achte Originalauflage,

ist der elfte Band dieses Werks, die Buchstaben T bis V umfassend, geschlossen. Die zur Beendigung des Ganzen noch fehlenden zwei Lieferungen erscheinen bis zur Ostermesse.

Die jetzige Auflage des Conv.-Lex. besteht aus 12 Bänden, jeder enthält durchschnittsmäßig 60 Bogen im größten Octavformat, und wird in zwei Lieferungen ausgegeben, deren jede auf Druckpapier 16 Gr., auf gutem Schreibpapier 1 Thlr., auf feinem Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr. kostet.

Leipzig, im März 1837.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Reisebriefe aus Belgien.

Mit einigen Studien zur Politik, Geschichte und Kunst.
Von Dr. J. W. Loebell. 8. Geh. Preis 2 Thlr.

Der geistreiche Verfasser theilt in diesem Werke die interessanten Resultate seiner im Jahre 1835 durch den jungen Staat von Belgien unternommenen Reise in höchst ansprechender und geschmackvoller Weise mit. Seine Bemerkungen sind ebenso tief als umfassend, indem sich dieselben mit gleicher Vorliebe dem geselligen und industriellen Leben als der Kunst, dem Staate und der Politik zuwenden. Ohne Haß und Neigung sind die belgischen Verhältnisse, die Lage und die Bedingungen des Gouvernements, die Stellung zu Frankreich, zu Deutschland und zu Preußen insbesondere mit großer, auf wissenschaftlichen Grundlagen ruhender Sachkenntniß aufgefaßt. Diese Mittheilungen müssen um so willkommener sein, je unbekannter alle diese Zustände bisher geblieben, je schiefer sie beurtheilt werden sind. Außerdem machen wir das Publicum auf die gediegene Abhandlung über historische Politik aufmerksam.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist neu erschienen:

Leipzig und seine Umgebungen

geschildert von
Dr. C. C. Gretschel.

Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage.
Mit 2 Plänen, 35 Ansichten und vielen Tabellen.
Elegant gebunden. Preis 2 Thlr.

Wenn es zwar die nächste Bestimmung dieses Werkes ist, Fremden als Führer zu dienen, so ist es doch auch als historisches und statistisches Werk von Bedeutung. Leipzig nimmt durch die ihm beigegebenen verschiedenartigen Beziehungen mehr Interesse in Anspruch als manche sie an Bevölkerung übertreffende Städte. Der Verfasser hat mit unermüdlichem Fleiße die ihm offenstehenden Archive benutzt, und die großen historischen Momente, welche Leipzig zunächst berührten, mit Treue und in anziehender Schreibart geschildert.

Für Freunde des italienischen Sprachstudiums.

In Friedrich Volke's Buchhandlung in Wien und durch alle Buchhandlungen Deutschlands wird Pränumeration angenommen auf:

Vocabolario
degli Accademici della Crusca
con correzioni ed aggiunte per cura
di
Paolo Zanotti,
dedicato
a S. M. Ferdinando I.,
Imperatore d'Austria, Re d'Ungheria etc. etc.

Fasc. 1—3 in 4. Verona 1836.

Preis jedes Heftes 1 Fl. 8 Kr. Conv.-Münze, oder 18 Gr. Sächs.

Der Abbate Paolo Zanotti, schon vor 30 Jahren Mitarbeiter des P. Cesari am Vocabolario della Crusca, setzte seitdem das Studium der Classiker und seine philologischen Forschungen so eifrig fort, daß er nun mit einem reichen Schatze von Worten, Ausdrücken und Redensarten des reinen italienischen Idioms und blühenden Styles (beiläufig 5000 an der Zahl) versehen, sich zu einer neuen Überarbeitung dieses ausgezeichneten Werkes entschließen konnte. Derselbe wird nebst diesen alle Zusätze und Verbesserungen in seiner Bearbeitung aufnehmen, welche seit der vierten Auflage der Accademici von so vielen gelehrten Männern in den verschiedenen Ausgaben italienischer Wörterbücher geliefert wurden, und am Schlusse eines jeden Bandes Rechenschaft geben über die Vermehrungen, welche er gemacht, und über die Gründe, welche ihn zu Veränderungen veranlaßt haben. Correctheit wird sein Hauptaugenmerk sein.

Wir glauben daher mit Zuversicht den Freunden des italienischen Sprachstudiums in dieser Ausgabe die vollständigste der bisher erschienenen verheißen zu können, und bemerken nur noch, daß das ganze Werk in 6 Bänden, jeder von 7 Heften aus circa 10 Bogen, bestehen wird. Druck und Papier sind elegant und jeder Erwartung entsprechend.

Homer.

Bei J. Dalp in Bern ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Grammatische Vorschule
zu
Homer
mit steter Hinweisung auf die Grammatiken von Bernhardy, Buttmann, Kühner, Matthiä, Rost und Thiersch von Fr. A. C. Grauff, Phil. Dr. und Gymnasialdirector. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Eben ist bei Hinrichs in Leipzig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jahrbücher
der
Geschichte und Politik.

In Verbindung mit mehren gelehrten Männern herausgegeben vom Geh. Rathe, Ritter und Prof. **Pölitz** zu Leipzig. 10ter Jahrg. **1837.** Januar bis März. Gr. 8. 12 Hefte 6 Thlr.

Inhalt: Wesentliche Verschiedenheit des constitutionnellen Systems in Großbritannien u. Frankreich von **Pölitz.** — Polit. Bruchstücke von **v. Weber.** — Über Maßregeln zur Unterstützung der Armen. — Die Herrschaft im Staate von **Bülau.** — Behandlung der preuß. Geschichte von **Stenzel.** — Ob die Arbeitskraft des Menschen zum Vermögen zu zählen sei von **K. Murhard.** — Vor- und Nachtheile des Fabrik- u. Maschinenwesens ꝛc. von **v. Blumröder.** — Zulässigkeit der Anekdoten im Geschichtsvortrage von **Schulze.** — Krisen der Verfassungen ꝛc. von **Pölitz.** — Weitzel, von **Pölitz.** — Recensionen über **Pfister, Zirkler, Heguer, Droysen, Maurenbrecher, Varnhagen v. E., Julius, Böttiger, Knapp, Ricardo** u. m. A.

Die frühern 9 Jahrgänge werden von jetzt an complet zu 20 Thlr., einzelne Jahrgänge zu 5 Thlr. erlassen.

In der Rauck'schen Buchhandlung in Berlin ist erschienen:

Die Verordnungen vom 4ten März 1834, über die Execution in Civilsachen und über den Subhastations- und Kaufgelder-Liquidationsproceß nebst **sämmtlichen** gesetzlichen und ministeriellen Abänderungen, Ergänzungen und Erläuterungen,

unter Benutzung der Acten des Hohen Justiz-Ministeriums,

herausgegeben von
Dr. **Loewenberg,**
königlichen Kammergerichts-Assessor.

26 Bogen in gr. 8. Preis 2 Thlr.

Die Verordnung vom 14ten December 1833, über das Rechtsmittel der Revision und der Nichtigkeitsbeschwerde nebst **sämmtlichen** gesetzlichen und ministeriellen Abänderungen, Ergänzungen und Erläuterungen,

unter Benutzung der Acten des Hohen Justiz-Ministeriums,

herausgegeben von
Dr. **Loewenberg,**
königlichen Kammergerichts-Assessor.

18 Bogen in gr. 8. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Erschienen ist und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Taschenbuch
der neuesten Geschichte.
Herausgegeben
von Dr. **E. Münch** und Dr. **G. Bacherer.**

Jahrgang 1834. 1ster Theil. 3 Fl., oder 1 Thlr. 16 Gr.
Desselben 2ter Theil. 3 Fl., oder 1 Thlr. 16 Gr.
Jeder Theil mit 10 schön lithographirten Portraits.

Diese bereits mit vielem Beifall aufgenommene jährliche Übersicht der wichtigsten Zeitereignisse gibt das erst kürzlich vor uns Vorübergegangene mit Unparteilichkeit, geschichtlicher Ruhe und auf eine Weise, daß sich Neueres an das Ältere passend anreiht und für das größere Publicum faßlich darstellt. An der Fortsetzung wird unausgesetzt gearbeitet, sodaß binnen Kurzem der erste Theil des Jahrgangs 1835 ausgegeben werden kann.

Karlsruhe, im Februar 1837.

C. F. Müller'sche Hofbuchhandlung.

Die Wanderwege des Weltalls.

Preis: 60 Pfennige. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie direkt von der Verlagshandlung.

populärer Himmelskunde,

der eigenen täglichen Beobachtungen über

die große Wanderwelt des Weltalls,

mit einer genauen Anleitung zur sicheren Erkennung der Sternbilder, der Planeten, der Kometen und der Meteoriten, und mit Berücksichtigung des Gebrauches der gebräuchlichen Fernrohre für alle Stunden,

von

Dr. H. A. Pfaff,

Lehrer der Mathematik, Physik und Astronomie an der Kgl. Kreis-Gewerbeschule zu Speyer.

Mit 4 Tafeln und 1 Sternkarte.

Preis: 1 Mark.

Der eigentliche und wahre Zweck dieser Schrift, welche sich ebenso sehr an gebildete Laien, wie an Schüler der Gymnasien, Lehrer und Freunde der Naturwissenschaften wendet, ist, die Leser zu eigenen Beobachtungen des gestirnten Himmels anzuleiten, und sie auf diesem Wege zu einer wirklichen Kenntnis der Himmelskörper zu führen. Dieses Ziel wird nicht auf dem Wege trockener Lehre erreicht, sondern auf dem Wege lebendiger Anschauung. Deshalb ist auch der Verfasser bestrebt gewesen, in seinem Buche nicht nur Resultate der Wissenschaft zu geben, sondern auch den Weg anzudeuten, auf welchem diese Resultate gefunden wurden. Wer sich nach dieser Anleitung zu eigenen Beobachtungen anschickt, wird sich bald überzeugen, daß die Himmelskunde keine trockene Wissenschaft ist, sondern daß sie ihm Stunden der Erhebung und des Genusses bereiten kann, wie sie nur wenige Wissenschaften bieten können.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie direkt von der Verlagshandlung.

Speyer, im Dezember 1880.

Kgl. Kreis-Gewerbeschule.

Gedichte

von Julius Rodenberg (Lehrer).

3. Aufl. 2 Bde. 8. Geh. 6 M.

Der Verfasser, dessen poetische Begabung seine Kollegen und Schüler schon lange anerkannten, hat seine Gedichte in Buchform herausgegeben und auch das Publikum hat sie mit Beifall aufgenommen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Dr. A. Pfl.: Der Staat (Fortsetzung).

Eine Lösung der Aufgabe der Sozialisten ist nicht möglich, weil sie nicht auf Wahrheit beruht. Sie ist nicht möglich, weil sie nicht auf Gerechtigkeit beruht. Gr. 8. 70 Pfg. Bonn, Peter Hanstein, 1880. (Bd. 2 Nr. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100. 101. 102. 103. 104. 105. 106. 107. 108. 109. 110. 111. 112. 113. 114. 115. 116. 117. 118. 119. 120. 121. 122. 123. 124. 125. 126. 127. 128. 129. 130. 131. 132. 133. 134. 135. 136. 137. 138. 139. 140. 141. 142. 143. 144. 145. 146. 147. 148. 149. 150. 151. 152. 153. 154. 155. 156. 157. 158. 159. 160. 161. 162. 163. 164. 165. 166. 167. 168. 169. 170. 171. 172. 173. 174. 175. 176. 177. 178. 179. 180. 181. 182. 183. 184. 185. 186. 187. 188. 189. 190. 191. 192. 193. 194. 195. 196. 197. 198. 199. 200. 201. 202. 203. 204. 205. 206. 207. 208. 209. 210. 211. 212. 213. 214. 215. 216. 217. 218. 219. 220. 221. 222. 223. 224. 225. 226. 227. 228. 229. 230. 231. 232. 233. 234. 235. 236. 237. 238. 239. 240. 241. 242. 243. 244. 245. 246. 247. 248. 249. 250. 251. 252. 253. 254. 255. 256. 257. 258. 259. 260. 261. 262. 263. 264. 265. 266. 267. 268. 269. 270. 271. 272. 273. 274. 275. 276. 277. 278. 279. 280. 281. 282. 283. 284. 285. 286. 287. 288. 289. 290. 291. 292. 293. 294. 295. 296. 297. 298. 299. 300. 301. 302. 303. 304. 305. 306. 307. 308. 309. 310. 311. 312. 313. 314. 315. 316. 317. 318. 319. 320. 321. 322. 323. 324. 325. 326. 327. 328. 329. 330. 331. 332. 333. 334. 335. 336. 337. 338. 339. 340. 341. 342. 343. 344. 345. 346. 347. 348. 349. 350. 351. 352. 353. 354. 355. 356. 357. 358. 359. 360. 361. 362. 363. 364. 365. 366. 367. 368. 369. 370. 371. 372. 373. 374. 375. 376. 377. 378. 379. 380. 381. 382. 383. 384. 385. 386. 387. 388. 389. 390. 391. 392. 393. 394. 395. 396. 397. 398. 399. 400. 401. 402. 403. 404. 405. 406. 407. 408. 409. 410. 411. 412. 413. 414. 415. 416. 417. 418. 419. 420. 421. 422. 423. 424. 425. 426. 427. 428. 429. 430. 431. 432. 433. 434. 435. 436. 437. 438. 439. 440. 441. 442. 443. 444. 445. 446. 447. 448. 449. 450. 451. 452. 453. 454. 455. 456. 457. 458. 459. 460. 461. 462. 463. 464. 465. 466. 467. 468. 469. 470. 471. 472. 473. 474. 475. 476. 477. 478. 479. 480. 481. 482. 483. 484. 485. 486. 487. 488. 489. 490. 491. 492. 493. 494. 495. 496. 497. 498. 499. 500. 501. 502. 503. 504. 505. 506. 507. 508. 509. 510. 511. 512. 513. 514. 515. 516. 517. 518. 519. 520. 521. 522. 523. 524. 525. 526. 527. 528. 529. 530. 531. 532. 533. 534. 535. 536. 537. 538. 539. 540. 541. 542. 543. 544. 545. 546. 547. 548. 549. 550. 551. 552. 553. 554. 555. 556. 557. 558. 559. 560. 561. 562. 563. 564. 565. 566. 567. 568. 569. 570. 571. 572. 573. 574. 575. 576. 577. 578. 579. 580. 581. 582. 583. 584. 585. 586. 587. 588. 589. 590. 591. 592. 593. 594. 595. 596. 597. 598. 599. 600. 601. 602. 603. 604. 605. 606. 607. 608. 609. 610. 611. 612. 613. 614. 615. 616. 617. 618. 619. 620. 621. 622. 623. 624. 625. 626. 627. 628. 629. 630. 631. 632. 633. 634. 635. 636. 637. 638. 639. 640. 641. 642. 643. 644. 645. 646. 647. 648. 649. 650. 651. 652. 653. 654. 655. 656. 657. 658. 659. 660. 661. 662. 663. 664. 665. 666. 667. 668. 669. 670. 671. 672. 673. 674. 675. 676. 677. 678. 679. 680. 681. 682. 683. 684. 685. 686. 687. 688. 689. 690. 691. 692. 693. 694. 695. 696. 697. 698. 699. 700. 701. 702. 703. 704. 705. 706. 707. 708. 709. 710. 711. 712. 713. 714. 715. 716. 717. 718. 719. 720. 721. 722. 723. 724. 725. 726. 727. 728. 729. 730. 731. 732. 733. 734. 735. 736. 737. 738. 739. 740. 741. 742. 743. 744. 745. 746. 747. 748. 749. 750. 751. 752. 753. 754. 755. 756. 757. 758. 759. 760. 761. 762. 763. 764. 765. 766. 767. 768. 769. 770. 771. 772. 773. 774. 775. 776. 777. 778. 779. 780. 781. 782. 783. 784. 785. 786. 787. 788. 789. 790. 791. 792. 793. 794. 795. 796. 797. 798. 799. 800. 801. 802. 803. 804. 805. 806. 807. 808. 809. 810. 811. 812. 813. 814. 815. 816. 817. 818. 819. 820. 821. 822. 823. 824. 825. 826. 827. 828. 829. 830. 831. 832. 833. 834. 835. 836. 837. 838. 839. 840. 841. 842. 843. 844. 845. 846. 847. 848. 849. 850. 851. 852. 853. 854. 855. 856. 857. 858. 859. 860. 861. 862. 863. 864. 865. 866. 867. 868. 869. 870. 871. 872. 873. 874. 875. 876. 877. 878. 879. 880. 881. 882. 883. 884. 885. 886. 887. 888. 889. 890. 891. 892. 893. 894. 895. 896. 897. 898. 899. 900. 901. 902. 903. 904. 905. 906. 907. 908. 909. 910. 911. 912. 913. 914. 915. 916. 917. 918. 919. 920. 921. 922. 923. 924. 925. 926. 927. 928. 929. 930. 931. 932. 933. 934. 935. 936. 937. 938. 939. 940. 941. 942. 943. 944. 945. 946. 947. 948. 949. 950. 951. 952. 953. 954. 955. 956. 957. 958. 959. 960. 961. 962. 963. 964. 965. 966. 967. 968. 969. 970. 971. 972. 973. 974. 975. 976. 977. 978. 979. 980. 981. 982. 983. 984. 985. 986. 987. 988. 989. 990. 991. 992. 993. 994. 995. 996. 997. 998. 999. 1000.

Handbuch der französischen Sprache und Literatur,

oder kurzgefaßte theoretisch-praktische Anweisung, die französische Sprache richtig zu lehren und zu lernen, sowie Proben aus den besten Prosaikern und Dichtern, Wortfolge, Synonymen und vermischte Aufsätze.

Zweiter Band, welcher die Proben aus den besten Prosaikern der Franzosen enthält. Gr. 8. Geh. 1 M. 50 Pf.

Dieser Band ist auch einzeln unter dem Titel: Französische Chrestomathie oder Proben aus den besten Prosaikern der Franzosen. Gr. 8. Geh. 1 M. 50 Pf. zu haben.

Erster Band, welcher die Grundsätze für den Anfänger die Aussprache, Wortfolge, Synonymen enthält. Leipzig, 1875. 281 Seiten in gr. 8. Preis 3 M.

Beide Bände sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Ferdinand Schöningh.

Dr. J. Kehrein,

Königl. Konsistorialrath und Dr. J. Kehrein, herausgegeben von J. Kehrein, ordentlichem Professor am Königl. Gymnasium zu Wiesbaden. Mit Porträt. Kritische Ausgabe. 8. Geh. 1875. 10 Bogen in gr. 8. Preis 4 Thlr. 8 Sgr.

Dr. J. Kehrein, Königl. Konsistorialrath und Dr. J. Kehrein, herausgegeben von J. Kehrein, ordentlichem Professor am Königl. Gymnasium zu Wiesbaden. Mit Porträt. Kritische Ausgabe. 8. Geh. 1875. 10 Bogen in gr. 8. Preis 4 Thlr. 8 Sgr.

Bücher-Versteigerung.

Am 20. Juni 1881 und folgende Tage, jedesmal Vormittags von 10 bis 12 Uhr, soll eine bedeutende Sammlung von Büchern, worunter Werke über Medizin, Chirurgie, Geburtshülfe, Pharmazie, Naturwissenschaften, Mathematik, Technik, Physik, Chemie, Geschichte, Geographie, Reisebeschreibungen, Philosophie, Pädagogik, Theologie, Philologie, Belletristik, Lexika, Zeitschriften, Kupferwerke, Atlanten, Karten, Bilder, Stahlstiche, Holzschnitte, Lithographien, Musikalien, Musikinstrumente, Schreibmaterialien, Zeichnungsmaterialien, Kupferstiche

Bei Eduard Kummer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Euripides' Werke,

nachgedichtet

von

Johannes Minckwitz.

Erstes Bändchen: Die Phönizierinnen. Zweite, von der ersten ganz verschiedene Ausgabe. 10 Gr.
Zweites Bändchen: Iphigenia auf Tauris. 10 Gr.

Wir bieten hiermit dem Publicum das Gediegenste, was die Übersetzungsliteratur der Griechen aufzuweisen hat. Vorzüglich dürfte die Iphigenia auf Tauris, wegen der Vergleichung mit der Göthe'schen, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Was die Kunst des Versbaus und Ausdrucks anbelangt, so ist es bekannt, daß hierin noch Niemand so Vorzügliches geleistet hat, als Minckwitz und der Graf von Platen.

Die Fortsetzung wird in angemessenen Zeiträumen erfolgen.

Von demselben Verfasser erschien im vorigen Jahre:

Briefwechsel zwischen August Graf von Platen und Joh. Minckwitz. Nebst einem Anhange von Briefen Platen's an Gustav Schwab und einem Facsimile Platen's. 22 Gr.

Die in demselben enthaltene höchst gelungene Übersetzung mehrer Gedichte Platen's in das Griechische wird die Theilnahme jedes Philelegen in Anspruch nehmen.

Im Verlage von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig ist soeben erschienen:

Die höhere technische Lehranstalt,

oder die technische Abtheilung des herzoglichen Collegii Carolini zu Braunschweig, nach

Zweck, Plan und Einrichtung

dargestellt von dem Vorsteher derselben

Prof. Dr. Uhde.

Gr. 8. Feines Velinp. Geh. 12 Gr.

Die Umgestaltung des herzoglichen Collegii Carolini nach den neuern Bedürfnissen der Zeit wird dieser altberühmten Akademie die frühere glänzende Stellung unter den höhern deutschen Bildungsanstalten wiedergeben, die sie so lange eingenommen hat. — Wir bemerken, daß der Schrift auch ein Programm über die höhere Handelslehranstalt, oder die mercantilische Abtheilung des Collegii Carolini, beigefügt ist, und machen den deutschen Lehrstand, sowie Ältern und Vormünder, auf die Schrift und durch sie auf ein Institut aufmerksam, welches die volle Beachtung aller Derer verdient, welchen höhere technische und kaufmännische, neben allgemeiner Ausbildung, wichtig ist.

Wir bringen hiermit nochmals in Erinnerung, daß der herabgesetzte Preis der einzig rechtmäßigen und vollständigen Ausgabe von:

Lessing's

sämmtliche Werke.

Taschenausgabe in 32 Bänden.

Acht Thaler.

am 1sten April d. J. bestimmt erlischt und der frühere Ladenpreis von **15 Thlrn.** wieder eintritt. — Alle Buchhandlungen Deutschlands nehmen Bestellungen an.

Berlin, den 1sten März 1837.

Voß'sche Buchhandlung.

Bei uns ist erschienen:

Reisefrüchte, gesammelt auf der Wanderung in eine Jacototschule,

in verschiedenen süddeutschen und südschweizerischen Volksschulen und Erziehungsanstalten; zunächst den hohen und höchsten Cultbehörden des Herzogthums Altenburg auf hohen Befehl berichtlich vorgelegt, sodann aber mit einigen Zusätzen allen Freunden des Erziehungs- und Unterrichtswesens mitgetheilt von *Bernhard Lätzelberger*, Collaborator an der Bürgerschule zu Altenburg. Brosch. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Altenburg, den 27sten Februar 1837.

Expedition des Eremiten.

Bei J. M. Gebhardt in Grimma erschien soeben und ist durch jede Buchhandlung Deutschlands zu beziehen:

Seidlitz, Dr. Julius, **Die Poesie und die Poeten in Oestreich** im Jahre 1836. 1ster Theil. 8. Velinp. Eleg. brosch. 1 Thlr.

Dieser erste Theil des für die deutsche Literaturgeschichte höchst wichtigen Werkes enthält außer einer den jetzigen Standpunkt der schöngeistigen Literatur Deutschlands überhaupt angebenden Einleitung eine umfassende Kritik eines jeden in Wien lebenden Poeten, wie derjenigen literarischen Producte, welche den Genius jedes Einzelnen am Besten charakterisiren.

Der zweite Theil, welcher in circa vier Wochen die Presse verläßt, enthält in gleicher Anlage und Durchführung eine Kritik der in Prag, in den Provinzen und außerhalb ihres Vaterlandes lebenden östreichischen Dichter und eine Revue der in Östreich erscheinenden Journale.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Zeitgenossen.

Ein biographisches Magazin

für die

Geschichte unserer Zeit.

Dritte Reihe.

Sechsten Bandes drittes und viertes Heft.

(Nr. XLIII — XLIV.)

Gr. 8. 1 Thlr.

Inhalt:

Biographien und Charakteristiken.

Karl August Böttiger. Eine biographische Skizze von dessen Sohne, Karl Wilhelm Böttiger.

General Lafayette. Von Wilhelm Zinkeisen. Zweite Abtheilung.

☞ Sowol die erste als neue Reihe der Zeitgenossen, jede in 6 Bänden oder 24 Heften, kostet im herabgesetzten Preise auf Druckpapier anstatt 24 Thlr. nur sechszehn Thlr. und auf Schreibpapier anstatt 36 Thlr. nur vierundzwanzig Thlr. Werden beide Folgen zusammengenommen, so lasse ich sie auf Druckpapier zu vierundzwanzig Thlr. und auf Schreibpapier zu sechsunddreißig Thlr. Einzelne Hefte, sowol von der ersten als neuen Reihe, kosten auf Druckpapier 1 Thlr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im März 1837.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. X.

Dieses literarische Anzeige-Blatt wird den 15 Nummern des Intelligenz-Blattes der Allgemeinen Literatur-Zeitung beigelegt. Addresse für literarische Anzeigen, Briefe und Gelder: Expedition der Allgemeinen Literatur-Zeitung, Jägerstraße, Nro. 10.

Verzeichniß

der

auf der Leipziger Ostermesse 1837 neu erschienenen, fortgesetzten und vollendeten Bücher,

welche von Ostern 1836 bis Ostern 1837 zu bekommen Verlangen und der öffentlichen Aufmerksamkeit.

A. Vorlesungen.

I. Theologie.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. Carl Bernh. Hundeshagen. Erster Band. Die Geschichte der Religionsquellen bis zum Tode des Apostels Johannes. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Zweiter Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Apostel und der Apostelschüler. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Dritter Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Apostelschüler. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. Carl Bernh. Hundeshagen. Vierter Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Fünfter Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Sechster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Siebenter Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Achter Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Neunter Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Zehnter Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Elfter Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Zwölfter Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Dreizehnter Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Vierzehnter Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Fünfzehnter Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Sechzehnter Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Siebzehnter Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Achtzehnter Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Neunzehnter Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Zwanzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Einundzwanzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Zweiundzwanzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Dreiundzwanzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Vierundzwanzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Fünfundzwanzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Sechsundzwanzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Siebenundzwanzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Achtundzwanzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Neunundzwanzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Dreißigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Einunddreißigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Zweiunddreißigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Dreiunddreißigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Vierunddreißigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Fünfunddreißigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Sechsunddreißigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Siebenunddreißigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Achtunddreißigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Neununddreißigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Vierzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Einundvierzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Zweiundvierzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Dreiundvierzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Vierundvierzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Fünfundvierzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Sechsundvierzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Siebenundvierzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Achtundvierzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Neunundvierzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Fünfzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Einundfünfzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Zweiundfünfzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Dreiundfünfzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Vierundfünfzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Fünfundfünfzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Sechsundfünfzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Siebenundfünfzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Achtundfünfzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Neunundfünfzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Sechzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Einundsechzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Zweiundsechzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Dreiundsechzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Vierundsechzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Fünfundsechzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Sechsundsechzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Siebenundsechzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Achtundsechzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Neunundsechzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Siebzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Einundsiebzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Zweiundsiebzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Dreiundsiebzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Vierundsiebzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Fünfundsiebzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Sechsundsiebzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Siebenundsiebzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Achtundsiebzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Neunundsiebzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Achtzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Einundachtzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Zweiundachtzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Dreiundachtzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Vierundachtzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Fünfundachtzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Sechsundachtzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Siebenundachtzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Achtundachtzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Neunundachtzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Neunzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Einundneunzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Zweiundneunzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Dreiundneunzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Vierundneunzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Fünfundneunzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Sechsundneunzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Siebenundneunzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Achtundneunzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Neunundneunzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Hundertster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Hundertundeinter Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Hundertundzweiter Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Hundertunddreier Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Hundertundvierter Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Hundertundfünfter Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Hundertundsechster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Hundertundsiebenter Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Hundertundachter Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Hundertundneunter Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Hundertundzehnter Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Hundertundelfter Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Hundertundzwölfter Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Hundertunddreizehnter Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Hundertundvierzehnter Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Hundertundfünfzehnter Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Hundertundsechzehnter Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Hundertundsiebzehnter Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Hundertundachtzehnter Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Hundertundneunzehnter Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Hundertundzwanzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Hundertundeinundzwanzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Hundertundzweiundzwanzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Hundertunddreiundzwanzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Hundertundvierundzwanzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von Dr. C. B. Hundeshagen. Hundertundfünfundzwanzigster Band. Die Geschichte der Religionsquellen in der Zeit der Kirchenväter. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Geschichte der christlichen Religionsquellen seit dem Anfange der Welt. Vorlesungen von

selbe; auch trägt Derselbe *Physiologie* verbunden mit *Experimenten und Demonstrationen* vor. — *Den ersten Theil der speciellen Pathologie und Therapie*, sowie *die Pathologie und Therapie der Lungen, des Herzens und der Haut* trägt Hr. Geh. Medicinalrath Krukenberg vor. — *Den zweiten Theil der speciellen Pathologie und Therapie*, Hr. Dr. Rosenbaum. — *Über die syphilitischen Krankheiten* liest Hr. Dr. Rosenbaum. — *Akiurgie*, verbunden mit *einem Cursus chirurgischer Operationen*, trägt Hr. Prof. Blasius vor. — *Über ausgewählte Capitel der Ophthalmiatrik* liest Hr. Prof. Blasius; auch hält Derselbe *theoretisch-praktische Vorträge über Augenoperationen*. — *Theorie und Praxis der Geburtshülfe* lehren die Herren Prof. Niemeyer und Hohl; auch trägt Letzterer *die Geschichte der Geburtshülfe* vor. — *Pharmakologie* tragen die Herren Proff. Friedländer und Schweigger-Seidel mit besonderer Berücksichtigung der preuss. Pharmakopöe vor. — *Die Receptirkunst* lehrt Hr. Prof. Friedländer. — *Über die chemische Zersetzung der Gifte* liest Hr. Prof. Schweigger-Seidel. — *Die officinellen Pflanzen der preuss. Pharmakopöe* erläutert Herr Dr. Sprengel.

Die medicinisch-klinischen Übungen leitet Hr. Geh. Medicinalrath Krukenberg. — *Chirurgisch-klinische und ophthalmiatrische Übungen* leitet Hr. Prof. Blasius. — *Praktische Übungen in der Geburtshülfe* leitet Hr. Prof. Niemeyer in der akad. Entbindungsanstalt und Hr. Prof. Hohl. — *Die Übungen der Mitglieder des pharmaceutischen Instituts* leitet Hr. Prof. Schweigger-Seidel. — *Examinatorien und Repetitorien* halten die Herren Prof. Krukenberg, Friedländer, Niemeyer, Hohl und Hr. Dr. Rosenbaum.

IV. Philosophie und Pädagogik.

Allgemeine Einleitung in die Philosophie trägt Hr. Prof. Erdmann vor. — *Methodik der Philosophie*, Hr. Dr. Schaller. — *Allgemeine Geschichte der Philosophie* lehrt Hr. Prof. Hinrichs. — *Fundamentalphilosophie* trägt Ebenderselbe nach seiner Schrift: „Genesis des Wissens" vor. — *Psychologie* lehrt Hr. Prof. Gerlach. — *Logik und Metaphysik* lehrt Hr. Prof. Gerlach, Hr. Dr. Schaller, sowie, nach Hegel, Hr. Dr. Ruge. — *Aesthetik* trägt Hr. Geh. Hofrath Gruber und Hr. Prof. Hinrichs vor. — *Über Shakspeare im Vergleich mit Dante und Goethe*, als Einleitung zu *einer Geschichte der neuern Poesie*, liest Hr. Prof. Ulrici. — *Philosophie des Rechts* lehrt Hr. Dr. Ruge nach Hegel. — *Ethik* trägt Hr. Prof. Erdmann vor. — *Philosophie der Geschichte der Menschheit* lehrt Hr. Prof. Ulrici; auch liest Derselbe *über Philosophie der christlichen Religions- und Kirchengeschichte*. — *Religionsphilosophie und comparative Religionslehre* trägt Hr. Prof. Erdmann vor; *erstere* auch Hr. Dr. Ruge.

Philosophische Unterhaltungen leitet Hr. Prof. Tieftrunk.

* * *

Die Übungen der Mitglieder des königl. pädagogischen Seminariums leitet Hr. Prof. Niemeyer.

V. Mathematik.

Die Elemente der analytischen Geometrie lehrt Hr. Prof. Gartz. — *Differenzial- und Integralrechnung* trägt Hr. Prof. Gartz vor; *letztere* auch Hr. Prof. Sohncke. — *Ebene und sphärische Trigonometrie* lehrt Hr. Prof. Rosenberger; auch liest Derselbe *über die Einrichtung und den Gebrauch der astronomischen Tafeln*. — *Die Theorie der algebraischen Gleichungen* lehrt Hr. Prof. Gartz. — *Analytische Mechanik* trägt Hr. Prof. Sohncke vor.

Examinatorien über einzelne mathematische Disciplinen hält Hr. Prof. Gartz. — *Die Übungen seiner mathematischen Gesellschaft* leitet Hr. Prof. Sohncke.

VI. Naturwissenschaften.

Die Urgeschichte der Physik trägt Hr. Prof. Schweigger vor. — *Experimentalphysik* lehrt Ebenderselbe nach Baumgartner's Handbuch. — *Die Elektricitätslehre mit Anwendung der Mathematik* trägt Hr. Prof. Kämtz vor. — *Die Elementarchemie*, sowie *die organische Chemie, verbunden mit Experimentirübungen*, trägt Hr. Prof. Schweigger-Seidel vor. — *Sphärische und theoretische Astronomie* trägt Hr. Prof. Rosenberger vor. — *Physische Geographie* lehrt Hr. Prof. Kämtz. — *Geognosie* lehrt Hr. Prof. Germar. — *Mineralogie* trägt Ebenderselbe nach seinem Lehrbuche vor. — *Den ersten Theil der Gewächskunde*, umfassend *die Gestaltung, Anatomie und Physiologie, verbunden mit Demonstrationen lebender Pflanzen und Excursionen*, trägt Hr. Prof. von Schlechtendal vor. — *Über die Gräser und Halbgräser* liest Ebenderselbe. — *Die gesammte Zoologie* trägt Hr. Prof. Nitzsch vor, mit Benutzung des akademischen zoologischen Museums und seiner Privatsammlungen. — *Die allgemeine Naturgeschichte der Thiere* lehrt Hr. Dr. Buhle nach seinem Handbuche.

Physikalische und chemische Experimentirübungen im akad. Laboratorium leitet Hr. Prof. Schweigger. — *Botanische Excursionen* veranstaltet Hr. Dr. Sprengel; auch hält Derselbe *Examinatorien und Repetitorien über das Gesammtgebiet der Phytologie*. — *Zootomische Demonstrationen* hält Hr. Prof. Nitzsch.

VII. Staats- und Kameralwissenschaften.

Einleitung in das Studium der politischen Wissenschaften trägt Hr. Prof. Eiselen vor. — *Policeiwissenschaft* lehrt Ebenderselbe. — *Forsttechnologie* lehrt Hr. Dr. Buhle; auch liest Derselbe *über den ökonomischen Nutzen der Hausthiere*.

VIII. Historische Wissenschaften.

Den ersten Theil der Universalgeschichte bis auf die Zeiten Konstantin's des Grossen trägt Hr. Prof. Leo nach seinem Lehrbuche vor. — *Über die samothrakischen Mysterien* liest Hr. Prof. Schweigger nach seinem Lehrbuche über Mythologie auf dem Standpunkte der Naturwissenschaft. — *Die Geschichte der römischen Päpste* trägt Hr. Geh. Hofrath Voigtel vor. — *Europäische Staatengeschichte* lehrt Hr. Dr. Roepell. — *Preussische Geschichte* trägt Ebenderselbe vor. — *Die Geschichte des siebenjährigen Krieges mit wissenschaftlichen Erläuterungen und Vergleichung der Feldzüge Napoleon's* trägt Hr. Generalmajor Dr. v. Hoyer vor. — *Statistik der europäischen Staaten* lehrt Hr. Prof. Eiselen.

Die Übungen der historischen Gesellschaft leitet Hr. Geh. Hofrath Voigtel.

IX. Philologie und neuere Sprachkunde.

1) Classische Philologie: griechische und römische Literatur.

Encyklopädie und Methodologie des philologischen Studiums trägt Hr. Prof. Bernhardy nach seinem Lehrbuche vor. — *Die alte Literatur- und Kunstgeschichte* lehrt Hr. Prof. Raabe. — *Griechische Alterthümer* trägt Hr. Prof. Meier vor. — *Grammatik der griechischen Sprache* lehrt Hr. Prof. Pott. — Von Werken griechischer Schriftsteller werden erklärt: *die Ritter und Wolken des Aristophanes*, vom Hrn. Prof. Bernhardy; *Platon's Criton* in lat. Sprache, vom Hrn. Prof. Raabe; *Platon's Cratylus* mit Berücksichtigung der philosophischen Grammatik, vom Hrn. Prof. Pott; *Sophokles' Philoktetes*, vom Hrn. Dr. Stäger. — Von Werken lateinischer Schriftsteller werden erklärt: *die Sermonen des Horaz*, vom Hrn. Prof. Meier.

Im königl. philologischen Seminarium werden die Mitglieder *im Interpretiren, Disputiren und Lateinschreiben* von den Herren Prof. Meier und Bernhardy unter-

richtet und geübt; und zwar hat Ersterer *den Brief des Horaz an die Pisonen*, Letzterer *den König Oedipus des Sophokles* zur Erklärung bestimmt.

2) Morgenländische Sprachen.

Die Anfangsgründe der hebräischen Sprache lehrt Hr. Hofrath Hollmann. — *Hebräische Grammatik* trägt Hr. Dr. Tuch vor; auch setzt Derselbe *die Übungen seiner hebräischen Gesellschaft* fort. — *Die arabische Sprache und Erklärung von Lokman's Fabeln* trägt Hr. Prof. Rödiger vor. — *Die Elemente der persischen und türkischen Sprache* lehrt Ebenderselbe. — *Die äthiopische Sprache* lehrt Hr. Dr. Tuch. — *Das indische Gedicht: Nalas*, nach Bopp's zweiter Ausgabe, erläutert Hr. Prof. Pott.

3) Neue abendländische Sprachen.

Die französische Sprache lehrt Hr. Hofrath Hollmann. — *Einige Stücke von Molière*, mit vorangeschickter *Geschichte und Entwickelung der dramatischen Poesie in Frankreich*, erläutert Hr. Prof. Blanc. — *Die italienische Grammatik* trägt Ebenderselbe mit *historischen Erläuterungen vor*. — *Die englische und portugiesische Sprache* lehrt Hr. Hofrath Hollmann; auch erbietet sich Derselbe *zum Privatunterricht* in den ebenerwähnten neuern und in den ältern Sprachen. — *Die Elemente der altdeutschen Sprache* trägt Hr. Prof. Leo nach Wackernagel's Altdeutschem Lesebuche vor.

X. Schöne und gymnastische Künste.

Geschichte, Theorie und Technik der Malerei lehrt Hr. Prof. Weise; auch liest Derselbe über die *Anwendung der Perspective in der Landschaftsmalerei*. — *Theoretischen und praktischen Unterricht im Zeichnen und Malen* ertheilt der akademische Zeichnenlehrer Hr. Herschel. — *Übungen im Zeichnen* leitet Hr. Prof. Weise. — *Den Generalbass* lehrt Hr. Musikdirector Dr. Naue; auch unterrichtet Derselbe im *Kirchengesange*. — *Theoretisch-praktischen Unterricht in der Musik* ertheilt der akad. Musiklehrer Hr. Helmholz.

Die Reitkunst lehren die Herren Stallmeister André sen. und André jun. — *Unterricht in der Fechtkunst* ertheilt Hr. Fechtmeister Urban. — *Die Tanzkunst* lehrt Hr. Tanzmeister Wehrhahn.

B) Öffentliche akademische Anstalten.

I. *Seminarien:* 1) *theologisches*, unter Oberaufsicht der theologischen Facultät; 2) *pädagogisches*, unter Direction des Hrn. Prof. Niemeyer; 3) *philologisches*, unter Direction der Herren Prof. Meier und Bernhardy. — 4) *Historische Gesellschaft*, unter Direction des Hrn. Geh. Hofraths Voigtel. — 5) *Pharmaceutisches Institut*, unter Direction des Hrn. Prof. Schweigger-Seidel. — II. *Klinische Anstalten:* 1) *medicinische Klinik*, unter Direction des Hrn. Geh. Medicinalraths Krukenberg; 2) *chirurgisch-ophthalmiatrische Klinik*, unter Direction des Hrn. Prof. Blasius; 3) *Entbindungsanstalt*, unter Direction des Hrn. Prof. Niemeyer. — III. Die *Universitätsbibliothek* wird, unter Aufsicht des Hrn. Oberbibliothekars Geh. Hofr. Voigtel und des Hrn. Bibliothekars Prof. Pernice, Mittwochs und Sonnabends von 1—3 Uhr, an den übrigen Wochentagen von 10—12 Uhr geöffnet. — IV. Die akad. *Kupferstichsammlung*, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Weise, ist Dienstags und Sonnabends von 1—2 Uhr geöffnet. — V. Die *archäologische Sammlung* des thüringisch-sächsischen Vereins zeigt Hr. Bibliothekssecretair Dr. Förstemann auf Verlangen. — VI. *Anatomisches Theater* und *anatomisch-zootomisches Museum*, unter Direction des Hrn. Prof. d'Alton. — VII. *Physikalisches Museum* und *chemisches Laboratorium*, unter Direction des Hrn. Prof. Schweigger. — VIII. *Sternwarte*, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Rosenberger. — IX. Das *mineralogische Museum* ist, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Germar, Donnerstags und Freitags von 2—4 Uhr geöffnet. — X. *Botanischer Garten* und *Herbarium*, unter Direction des Hrn Prof. von Schlechtendal. — XI. Das *zoologische Museum* ist, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Nitzsch und des Hrn. Inspector Dr. Buhle, Mittwochs von 1—3 Uhr geöffnet.

Bei mir ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Theodor Mügge,

Die Vendéerin.

Ein Roman. 3 Theile. 12. Geh. 3 Thlr. 16 Gr.

Dieselben Vorzüge, welche Mügge's letztes Werk, den „Chevalier", auszeichneten, die phantasiereiche Kraft der poetischen Schilderung, die lebensvolle Wahrheit der Charaktere, sowie die Tiefe der historischen Auffassung des Stoffes und der Reichthum der Gedanken, zieren auch die „Vendéerin", und zwar in einem noch erhöhten Grade, denn die Charakteristik ist hier eine gedrängtere, Handlung und Situation treten noch mehr hervor und geben ein durchaus drastisches Bild der Wirklichkeit. Die glückliche Wahl des Stoffes wie die großartige Darstellung sichern gleicherweise dem Verfasser das allgemeinste Interesse, und werden ohne Zweifel seinen Ruhm um ein Bedeutendes erhöhen.

Vor Kurzem erschien:

Die französische Revolution. Von 1789—1836. 12. Geh. 16 Gr.

Cooper, J. Fenim., Streifereien durch die Schweiz. Aus dem Englischen von Dr. G. N. Bärmann. 2 Bände. 12. Geh. 3 Thlr.

Kopisch, Aug., Gedichte. 12. Geh. 1 Thlr. 18 Gr.

Berlin, im Februar 1837.

Alexander Duncker.

Soeben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Parent Duchatelet,

Die Sittenverderbniß des weiblichen Geschlechts in Paris

betrachtet aus dem Gesichtspunkte der öffentlichen Gesundheitspflege, der Moral und der Verwaltung.

2 Bände. Gr. 8. 3 Thlr.

Leipzig, 1837, bei Friedrich Fleischer.

Es eröffnet dieses Werk, welches mit dem ungeheuersten Fleiße und mit Benutzung der glaubwürdigsten Documente gearbeitet ist, einen tiefen Blick in ein Leben und Treiben, was wol leider überall existirt und oft nur viel zu wenig beaufsichtigt wird. Für Ärzte, öffentliche Beamte und Freunde scharfsinniger moralischer und statistischer Untersuchungen darf es unbedenklich ein Werk vom höchsten Interesse genannt werden. Die Übersetzung ist von einem geachteten Arzte treu und fließend geliefert.

Bei Eduard Kummer in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Stürmer, Th., Zur Vermittelung der Extreme in der Heilkunde. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Der Verfasser, sonst ein Anhänger Hahnemann's, seit 10 Jahren aber sich seine eigne Bahn brechend, beleuchtet hier Gegenstände, die auf Arzneikunst und Ärzte, sowie auf das physische und psychische Wohl der Menschheit den größten Einfluß haben; er betrachtet dieselben kritisch vom Standpunkte der Allopathie und Homöopathie aus; die Gebrechen beider Parteien bekämpft er mit den siegreichsten Waffen; aus den schroffen Widersprüchen zieht er überall versöhnende Schlüsse; er zeigt gleichsam mit lebenden Beispielen, was der wahre Arzt bedarf. Dieses Werk, für Ärzte aller Schulen unentbehrlich, ist ebenfalls für gebildete Laien von der reichsten Ausbeute.

Liebig's und Poggendorff's
Handwörterbuch der Chemie.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Fünfter Band.

Mit 1 Titelbild, 1 Tafel und 1 Holzschnitt. Preis 3 Thlr. 15 Sgr.

Dieser Band enthält die Artikel: Mineralwasser, Mineralwasserfabrikation, Mineralwasserapparate, Mischung und Mischungsmaschinen, Mohnöl, Molekularvolumen, Molybdän, Monazit, Morin, Morphin, Mosaikgold, Mucin, Mucor, Mühlsteine, Mühlsteinbrüche, Mumie, Mumienöl, Mumienpräparate, Mumienpulver, Mumienwachs, Mumienwasser, Murexid, Muscarin, Muskatbutter, Muskatöl, Muskatsalz, Muskatwachs, Myricin, Myristicin, Myronsäure, Myrosin, Myrrhe, Myrrhenöl, Myrrhenwasser, Myrrhentinktur, Myrtenöl, Myrtenwachs, Myrtillin, Myrtol, Myrtolöl, Myrtolwachs, Myrtus, Myrtusöl, Myrtuswachs, Myrtuswasser, Myrtuswein, Myrtuswurzel, Myrtuswurzelöl, Myrtuswurzelwasser, Myrtuswurzelwein, Myrtuswurzelwurzel, Myrtuswurzelwurzelöl, Myrtuswurzelwurzelwasser, Myrtuswurzelwurzelwein, Myrtuswurzelwurzelwurzel, Myrtuswurzelwurzelwurzelöl, Myrtuswurzelwurzelwurzelwasser, Myrtuswurzelwurzelwurzelwein, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzel, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelöl, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwasser, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwein, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzel, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelöl, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwasser, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwein, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzel, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelöl, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwasser, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwein, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzel, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelöl, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwasser, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwein, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzel, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelöl, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwasser, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwein, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzel, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelöl, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwasser, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwein, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzel, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelöl, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwasser, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwein, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzel, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelöl, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwasser, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwein, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzel, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelöl, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwasser, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwein, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzel, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelöl, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwasser, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwein, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzel, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelöl, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwasser, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwein, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzel, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelöl, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwasser, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwein, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzel, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelöl, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwasser, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwein, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzel, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelöl, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwasser, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwein, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzel, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelöl, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwasser, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwein, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzel, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelöl, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwasser, Myrtuswurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwurzelwein, Myrtuswurzel, Myrtuswurzelöl, Myrtuswurzelwasser, Myrtuswurzelwein, Myrtuswurzel, Myrtuswurzelöl, Myrtuswurzelwasser, Myrtuswurzelwein, Myrtuswurzel, Myrtuswurzelöl, Myrtuswurzelwasser, Myrtuswurzelwein, Myrtuswurzel, Myrtuswurzelöl, Myrtuswurzelwasser, Myrtuswurzelwein, Myrtuswurzel, Myrtuswurzelöl, Myrtuswurzelwasser, Myrtuswurzelwein, Myrtuswurzel, Myrtuswurzelöl, Myrtuswurzelwasser, Myrtuswurzelwein, Myrtuswurzel, Myrtuswurzelöl, Myrtuswurzelwasser, Myrtuswurzelwein, Myrtuswurzel, Myrtuswurzelöl, Myrtuswurzelwasser, Myrtuswurzelwein, Myrtuswurzel, Myrtuswurzelöl, Myrtuswurzelwasser, Myrtuswurzelwein, Myrtuswurzel, Myrtuswurzelw

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Verzeichniss der Vorlesungen,

welche

an der königlich bairischen Friedrich-Alexanders-Universität zu Erlangen

im Sommer-Semester 1837 gehalten werden sollen.

Der gesetzliche Anfang derselben ist der 3te April.

Theologische Facultät.

Dr. Kaiser: Übungen des alt- und neutestamentlichen Seminariums, bibl. Archäologie, die andere Hälfte der kleinen Propheten, die Apologetik der bibl. Offenbarung. — Dr. Engelhardt: Übungen des kirchenhistorischen Seminars, einige Abschnitte aus der neuern Kirchengeschichte, Dogmengeschichte. — Dr. Olshausen: biblische Dogmatik, Erklärung des Evangeliums Johannes. — Dr. Höfling: Übungen des homiletischen und des katechetischen Seminars, Katechetik, Pastorale. — Dr. philos. Harleß: den ersten Brief Pauli an die Korinther, christl. Ethik. — Dr. Krafft: wird den Brief an die Hebräer auslegen. — Dr. von Ammon: Übungen im Pastoralinstitute, Symbolik und Polemik.

Die vier angestellten Repetenten werden unter Aufsicht und Leitung des k. Ephorus wissenschaftliche Conversatorien in lateinischer Sprache und Repetitorien für die Theologie Studirenden in vier Jahrescursen halten.

Juristische Facultät.

Dr. Bucher: Pandekten, Conversatorium über das römische Recht. — Dr. Schmidtlein: Theorie des Criminalprocesses mit steter Rücksicht auf das bairische Recht, Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft, ausgewählte Lehren aus dem Criminalrechte und Processe. — Dr. E. A. Feuerbach: gemeines und bairisches Lehnrecht, Handels- und Wechselrecht, bairisches Staatsrecht. — Dr. Stahl: bairisches Staatsrecht, deutsches Bundesrecht. — Dr. Unger: Institutionen des römischen Rechts, römisches Pfandrecht mit Rücksichtnahme auf die neuern Gesetzgebungen oder über gerichtliche Klagen und Einreden. — Dr. von Scheurl: Theorie der summarischen Processe und des Concursprocesses, ausgewählte Pandektenstellen, civilrechtliches Repetitorium.

Medicinische Facultät.

Dr. Henke: Examinatorien in lateinischer Sprache über specielle Pathologie und Therapie, gerichtl. Medicin, die praktischen Übungen in der medicinischen Klinik, specielle Pathologie der Weiber- und Kinderkrankheiten. — Dr. Fleischmann sen.: Examinatorien über anatomische und physiologische Gegenstände, allgemeine menschliche Anatomie, allgemeine und besondere Physiologie. — Dr. Koch: die natürlichen Gruppen der Pflanzen und das natürliche System des Gewächsreiches, die Cultur der Obstbäume, hauptsächlich zum Unterrichte der Theologie Studirenden, die beschreibende und physiologische Botanik mit besonderer Rücksicht auf die officinellen und technischen Gewächse, botanische Excursionen. — Dr. Leupoldt: allgemeine Pathologie und Therapie, Psychiatrie, den jatrosophischen Verein. — Dr. Jaeger: Operationsinstrumenten- und Verbandlehre, chirurgischen Operationscursus, chirurgisch-augenärztliche Klinik. — Dr. Roßhirt: geburtshülfliche Klinik in Verbindung mit den Touchirübungen und den Manual- und Instrumentaloperationen am Fantom, Geburtskunde, Krankheiten der Kindbetterinnen und neugeborenen Kinder. — Dr. Wagner: allgemeine und medicinische Zoologie, vergleichende Anatomie und Entwickelungsgeschichte in Verbindung mit zootomischen Übungen, Veterinairmedicin in Verbindung mit vergleichender Pathologie der contagiösen und epidemischen Krankheiten bei Menschen und Thieren. — Dr. Trott: Arzneimittellehre in Verbindung mit der pharmaceutischen Waarenkunde, Giftlehre, Receptirkunst. — Dr. Fleischmann jun.: die epidemische Brechruhr und ihre Heilung nach homöopathischen Grundsätzen, Angiologie und Neurologie, Anatomie und Physiologie der Sinnesorgane, Repetitorien über Anatomie und Physiologie.

Philosophische Facultät.

Dr. Mehmel: Psychologie und Naturrecht. — Dr. Harl: Staatswirthschaft oder Nationalökonomie, Policeiwissenschaft in Verbindung mit dem Policeirecht, Landwirthschafts- und Forstwissenschaft, Conversatorium über Policei, Nationalökonomie und Finanzwissenschaft. — Dr. Köppen: Examinatorium, praktische Philosophie, nämlich Naturrecht und Ethik, Geschichte der Philosophie. — Dr. Kastner: encyklopädische Übersicht der gesammten Naturwissenschaft, Meteorologie, Experimentalphysik, Theorie der Chemie, mit besonderer Rücksicht auf Pharmako-Chemie, analytische Chemie, Verein für Physik und Chemie. — Dr. Böttiger: Geschichte der neuesten Zeit, Geschichte und Statistik von Baiern, Geschichte der Deutschen oder allgemeine Geschichte der Literatur. — Dr. Rückert: Anfangsgründe des Sanskrit, Erklärung der Propheten Joel und Amos. — Dr. Döderlein: die Idyllen von Theokritos, Bion und Moschus, Rhetorik nach den Grundsätzen der Alten, Übungen des philologischen Seminars. — Dr. von Raumer: Geognosie, Mineralogie, Geographie von Palästina. — Dr. Kopp: Geschichte der ältern griechischen Philosophie, als Einleitung zu Platon's Timäus, Cicero's Academica. — Dr. von Staudt: Elementarmathematik, Trigonometrie. — Dr. Fabri: Encyklopädie der Gewerbswissenschaften, Technologie, über Kanalbau und Eisenbahnen mit Berücksichtigung der Anlagen dieser Bauwerke in der Nähe von Erlangen. — Dr. Drechsler: alle diejenigen Erscheinungen im ersten Buche Mosis, welche gegen die Einheit und Echtheit des Pentateuchs zu sprechen scheinen, ausgewählte messianische Psalmen. — Dr. Winterling: Interpretationsmethode mit Beziehung auf englische und italienische Schriftsteller. — Dr. C. J. Richter: das Leben des Horaz nach ausgewählten Gedichten desselben, den Amphitruo des Plautus, Disputatoria. — Dr. Irmischer: Handschriftenkunde. — Dr. C. A. Feuerbach: Logik und Metaphysik. — Dr. Leutbecher: Aesthetik, über Schwärmerei, deren Ursachen, Arten und Folgen, den ersten und zweiten Theil des Faust von Goethe. — Dr. Hofmann: die Psalmen. — Dr. Hagen: Geschichte der neuern Zeit. — Lector Dr. Dolgnon: Paris, on le livre des Cent-et-un, französischen Privatunterricht, französische Übungen und Conversatorien. — Lector Dr. Otto: die Elemente der spanischen Sprache, Goldsmith's Vicar of Wakefield, Cursus der slawischen Sprachen.

Die Reitkunst lehrt Esper; die Fechtkunst und Gymnastik Dr. Rour; die Zeichnenkunst Küster; die Tanzkunst Hübsch.

Die Universitätsbibliothek ist jeden Tag (mit Ausnahme des Sonnabends) von 1—2, das Lesezimmer in denselben Stun

den und Montags und Mittwochs von 1—3, das Naturalien- und Kunstcabinet Mittwochs und Sonnabends von 1—2 Uhr geöffnet.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat Januar 1837.

Größere Aufsätze.

Bemerkungen über Spanien. (Mit einer lithographirten Abbildung der Majotracht.) — Astoria. — Meerfahrt von Griechenland nach Italien. 1) Fahrt nach Ancona. 2) Aufenthalt in Italien. — Der Missionnair Carey. — Besteigung des Vulkans Gunong-Api. — Über den jetzigen und frühern Zustand der Gletscher in der Schweiz. — Odessa. (Aus einem Privatschreiben.) — Costarrica. (Nach Oberst Galindo's Angaben.) — Etwas über Lasistan. — Neuestes aus der osmanischen Literatur. — Die Barabras. — Über die Indusschifffahrt. — Bilder aus Paris. 1) Gusikow und seine Strohharmonika. — Die Insel Gothland. — Krankheiten in der Berberei. — Die Haiden der Gascogne. — Über die neue Einrichtung der armenischen Kirche. — Versuch über die tatarischen Sprachen von W. Schott. — Ungarische Nationaltrachten, Sitten und Gebräuche. — Über den Holzhandel in England. — Schreiben eines Engländers aus Teheran über die neuesten Ereignisse in Persien. — Die Lage der untern Classen in Irland. — Briefe über den Krieg in Spanien. Fünfter Brief. — Die türkischen Provinzen längs der russischen Grenze in Kleinasien. — Die See- und Schlammbäder bei Odessa. — Der Zug nach Konstantine. (Nach Berbrugger's Bericht.) — Die Margita auf der Waag. — Der Sprachkenner Mentelli. — Die Sekten in Rußland. — Die canarischen Inseln. — Über Ure's Werk: Die Baumwollenfabrikation in England. — Die Montenegriner und die Türken. — Die amerikanischen Bären. — Mogador. — Die sibirische Zollinie.

Chronik der Reisen.

Davidson's Reise im Innern von Afrika. — Schomburg's Reise in Guiana. — Reise zu den Damaras. — Untersuchung und Besitznahme von Neu-Guinea durch die Holländer im Jahr 1828. — Reise von Christiania nach dem Fillefjeld. — Texier's Reisen in Kleinasien im Jahr 1836.

Kleinere Mittheilungen.

Alte römische Gefäße bei Angers. — Sagen unter den Guiana-Indianern über die Flut. — Merkwürdige Quelle. — Grab einer römischen Familie. — Papyrusrollen in Götzenbildern verschlossen. — Versteigerung der Niagarafälle. — Anklage auf Todtschlag in den Vereinigten Staaten wegen Unglück auf Dampfbooten. — Die Mäßigkeitsgesellschaft in den Vereinigten Staaten. — Etwas über Island. — Auffindung einer seltsamen Urne bei Tulle le Chatre. — Nachricht von Reisenden in der Türkei. — Jetzige Lage von Kars. — Neues Instrument zur Bemessung des Schiffslaufs. — Quecksilber in Mexico aufgefunden. — Der weiße Quinoa. — Sammlung naturgeschichtlicher Gegenstände aus Südfrankreich für das britische Museum. — Menagerie der zoologischen Gesellschaft in London. — Über die Haut der farbigen Menschenracen. — Über die Zeit der Orkane. — Über die Abbildung des Perikles mit einem Helm. — Lebendige Schildkröte bei Calais. — Literarische Notizen: Altes georgisches Manuscript auf dem Berge Athos. Nachricht von der Gesellschaft der alten französischen Geschichte. Herausgabe der kleinen Propheten in koptischer Sprache. Werk über die Reisen eines buddhistischen Priesters. Wissenschaftliche Expedition nach Neuschottland. — Ägyptische Alterthümersammlung von Mimaut. — Anwendung des elektrischen Verfahrens beim Metallschmelzen. — Schätze des Medaillencabinets zu Madrid. — Entdeckung eines römischen Baues zu Metz. — Bevölkerung Ägyptens. (Nach Lane.) — Verbreitung der Zeitungen in England durch die Verminderung des Stempels. — Ägyptische Gerechtigkeitspflege. — Karte Kleinasiens von Texier. — Bemerkungen über den Orkan am Ende Novembers 1836. — Die Karapapachen. — Geburten und Sterbefälle in London. — Beobachtung bei Bohrung eines artesischen Brunnes zu Paris. — Der Eisenbahnviaduct in Cheshire. — Bolivar's Kupferminen zu Venezuela. — Geologische Notizen: Reste von Ichthyosauren. Erdstöße bei Agram. Auffindung von angeblich fossilem Mais. Verschiedenheit der Temperatur zwischen dem Granit und den Schieferschichten. — Bereicherung des Museums der asiatischen Gesellschaft zu Kalkutta. — Karte einiger Theile Persiens von dem Prinzen Malek Kassim Mirza. — Instrument zur Erweiterung der Lunge. — Vorschlag zu einer Ansiedelung in der Davisstraße. — Zusammenstellung der Meteore in den Nächten vom 13ten bis 15ten November.

Inhalt des Literaturblattes.

Neugriechische Volkslieder: Charos und das Mädchen; der Gang um Mitternacht; Palikarenlieder Nr. 1—4; Liebeslied; Hochzeitlied; Wiegenlied; Frühlingslied; Trinklied. — Lord Byron. Erster Artikel. — Vincenzo Monti. — Die Sinnpflanze. Von Shelley. — Liebesklage. (Aus dem Wallachischen.) — Lieder von Béranger: die Vögel; die Phantasiereise; Liebe die Fülle; Mein Begräbniß. — Verlorene Lust. (Von Burns.) — Schottisches Volkslied.

In J. C. Krieger's Verlagsbuchhandlung in Kassel ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Brauns, Prof. Dr., und Dr. **Theobald**, Statistisches Handbuch der deutschen Gymnasien. 1ster Band. Für das Jahr 1836. Gr. 8. (48 Bogen.) 2 Thlr. 12 Gr.

Büdinger, Amalie, geb. Weil, Französisches Elementarbuch für meine Zöglinge und Schülerinnen. 2te verbesserte Aufl. Gr. 8. Brosch. (1½ Bogen.) 3 Gr.

Cramer, Dr. Friedr., Die Krankheiten des Herzens, nach dem Standpunkte der bisherigen Erfahrung, für den Gebrauch praktischer Ärzte bearbeitet. Gr. 8. Brosch. (10 Bogen.) 20 Gr.

Rehm, Dr. Fr., Handbuch der Geschichte des Mittelalters. 4ter Band, 1ste Abtheilung, enth. Geschichte der deutschen und italienischen Staaten bis zum Ende des Mittelalters. Mit 11 Stammtafeln. (Fortsetzung von dem Handbuche und dem Lehrbuche der Geschichte des Mittelalters von dems. Verf.) (33¼ Bogen.) Gr. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

Oestreichische militairische Zeitschrift. 1837.

Erstes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden.

Inhalt: I. Die französische Pontonsausrüstung. II. Versuch einer Anleitung, die Wirkung feindlichen Geschützes auf isolirte Massen und Quarrées in ganz offenem Terrain durch Manoeuvriren zu vermindern. III. Die Operationen der verbündeten Heere gegen Paris im März 1814. (Fortsetzung.) Mit der Karte der Gegenden von Soissons, Craone, Laon und Rheims. 11. Angriff auf Soissons. 12. Die Eroberung von Rheims. 13. Recognoscirung und Gefecht bei Craone. 14. Die Schlacht bei Craone am 7ten März. IV. Einige Bemerkungen über leichte Truppen. V. Literatur. VI. Neueste Militairveränderungen.

Der Preis des Jahrgangs 1837 von 12 Heften ist wie auch der aller frühern Jahrgänge von 1818—36 jeder Acht Thaler Sächs.

Die Jahrgänge 1811—15 sind in einer neuen Auflage in vier Bänden vereinigt erschienen und kosten zusammen eben-

Soeben erschien:

Schillers Dichtungen.

Nach den besten Ausgaben mit Lesarten und Erläuterungen herausgegeben von Dr. Wilh. Gerhard. Dritte Auflage. Mit Schillers Bildniß in Stahlstich. Gr. 12. Elegant broschirt. Preis: 1877. 1 Thlr. 15 Ngr.

Diese Ausgabe, welche sich durch Correctheit des Textes, Vollständigkeit der Lesarten und Erläuterungen, sowie durch Billigkeit auszeichnet, ist in allen Buchhandlungen vorräthig. Wer sich für Schiller interessirt, wird sich gewiß gern dieser Ausgabe bedienen, da sie in jeder Beziehung Vollständigkeit darbietet. Wir können daher nicht umhin, diese Ausgabe allen Freunden Schillers bestens zu empfehlen, zumal wir dieselbe zu einem Preise liefern, der Jedem die Anschaffung möglich macht.

Otto Wigand.

Neue in Jahresheften bis Ende 1850 vollendete Bände

der Werke von Dr. Ludwig Bechstein, Dr. Wilhelm Hauff und Dr. Gustav Nieritz.

Mit Vignetten. Elegant broschirt. Preis: 1877. 1 Thlr. 15 Ngr.

Diese Bände sind in allen Buchhandlungen vorräthig. Wer sich für Bechstein, Hauff und Nieritz interessirt, wird sich gewiß gern dieser Ausgabe bedienen, da sie in jeder Beziehung Vollständigkeit darbietet. Wir können daher nicht umhin, diese Ausgabe allen Freunden bestens zu empfehlen, zumal wir dieselbe zu einem Preise liefern, der Jedem die Anschaffung möglich macht.

Otto Wigand.

Neue Ausgabe.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hauff, Wilhelm, Lehr- und Wanderjahre eines Buchhändlers, von Dr. C. A. H. Pierer, Lehrer am Pierer'schen Institute in Altenburg. Gr. 12. Preis: 1877. 15 Ngr.

Verlagsbuchhandlung von Wilhelm Hauff.

Zu Verlags- und Freiexemplaren wird auf Verlangen bei Abnahme von 10 Exemplaren 1 Exemplar gratis gegeben.

Handbuch der Geschichte der Malerei

von Kugler.

Neue Ausgabe. Mit 400 Abbildungen. Gr. 8. Geh. Preis: 1877. 3 Thlr. 15 Ngr.

Diese Ausgabe ist in allen Buchhandlungen vorräthig. Wer sich für Kugler interessirt, wird sich gewiß gern dieser Ausgabe bedienen, da sie in jeder Beziehung Vollständigkeit darbietet. Wir können daher nicht umhin, diese Ausgabe allen Freunden bestens zu empfehlen, zumal wir dieselbe zu einem Preise liefern, der Jedem die Anschaffung möglich macht.

Otto Wigand.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Neue Ausgabe.

Das Schicksal und die Intriguen des Marquis von Favras, Oberhaupt einer Verschwörung, welche zum Zweck hatte, Ludwig XVI. zu entführen. Nach den Memoiren seiner Gattin. Gr. 12. Preis: 1877. 15 Ngr.

Diese Ausgabe ist in allen Buchhandlungen vorräthig. Wer sich für Favras interessirt, wird sich gewiß gern dieser Ausgabe bedienen, da sie in jeder Beziehung Vollständigkeit darbietet. Wir können daher nicht umhin, diese Ausgabe allen Freunden bestens zu empfehlen, zumal wir dieselbe zu einem Preise liefern, der Jedem die Anschaffung möglich macht.

Otto Wigand.

Ankündigung

einer neuen vom 1sten Juli d. J. ab erscheinenden Zeitschrift, unter dem Titel:

Westliche Blätter

für

Unterhaltung, Kunst, Literatur und Leben.

Redigirt

von

Louis Lax.

An dem äußersten Ende des westlichen Deutschlands liegt Aachen, eine Stadt voll Erinnerungen an die Vergangenheit und voll eines lebendigen, heitern Sinnes für die Gegenwart. An ihren Mauern, dem letzten Bollwerke deutscher Größe und deutscher Sprache, bricht sich der Wortstrom mehr als Einer fremden Zunge. Und von hier aus sollen Blätter hinflattern bis an die entgegengesetzten Marken des Vaterlandes? Wird ein freundlicher Hauch sie so weit tragen? Aber die Lüfte verbreiten ja auch den Samen in die Ferne, so mögen sie sich auch unserer Blätter annehmen; daß sie am Ende sie uns nicht ganz entführen, daß man uns nicht vorwerfe, wir hätten in den Wind gerechnet und eitel Luftschlösser gebaut, muß freilich unsere Sorge sein. Und sind wir auch weit ab vom innersten Kerne Deutschlands, so hören wir doch früher als dieser, was drüben geflüstert wird in Belgien, Holland, Frankreich und England und früher als andere sollen unsere Blätter es wiedererzählen. Als letzte Schildwache des öffentlichen Lebens und Treibens blicken wir hinüber und herüber, melden, was auf beiden Seiten geschieht und wägen Eines gegen das Andere ab. Und es soll kein verlorener Posten sein, und die Losung sei Unparteilichkeit, Anerkennung des Guten, wo und unter welcher Farbe es sich findet, Züchtigung des Schlechten, wenn es sich auch hinter vornehmer Larve verbirgt, Offenheit und Redlichkeit in jeder Beziehung. Was wir bringen wollen? Alles, was die Zeit erfodert und die Lage bedingt, Unterhaltung und Belehrung voll frischen Geistes und Muthes, wechselnd wie das Leben, Ernst und Scherz, der eine nicht schwerfälliger, der andere nicht leichter, als es die Sache verlangt. Es ließe sich noch mehr versprechen, aber Ankündigungen sind lose Blätter, die oft mehr Lärm machen, als ihren Nachfolgern gut ist, und ihr Geplauder hat keinen guten Klang mehr. So wollen wir lieber später unsere westliche Stimme selbst für sich sprechen lassen, uns mit der Versicherung begnügend, daß wir bereits der Unterstützung tüchtiger Männer von gutem Schrot und Kern gewiß sind und uns bemühen werden, deren mehr zu gewinnen, am Schlusse aber nur noch das Gerüst hinzeichnen, das den Grundriß unserer Blätter üben soll.

1. Erzählungen und Novellen; aber so viel als möglich nur solche, die aus dem Leben und den Verhältnissen der Gegenwart herausgewachsen sind.

2. Übersetzungen, doch selten, und nur um eine Übersicht von dem Geiste und der Manier der in der fremden Literatur auftauchenden Erscheinungen zu geben.

3. Dem Verkehr des Vaterlandes wie des Auslandes wird sein gebührender Raum angewiesen werden.

4. Berichte aus allen Ländern und Städten.

5. Der Literatur, deutscher wie fremder, soll eine schnelle Beurtheilung zu Theil werden.

6. Über Kunst wird uns besonders die treffliche düsseldorfer Malerschule zu interessanten Mittheilungen Anlaß geben.

7. Eine für Jeden, der mit der Literatur verkehrt, ergiebige Rubrik werden die fortlaufenden Bulletins aller neuen aus Frankreich, England, Belgien und Holland zu erwartenden Werke bilden. Durch die Pünktlichkeit und Schnelligkeit der Mittheilungen werden dieselben einen nützlichen Fingerzeig besonders für Buchhändler abgeben.

8. Auf das Rheinland, das bisjetzt noch so unverhältnißmäßig gering in der deutschen Journalistik repräsentirt wird, soll in den Westlichen Blättern besondere Rücksicht genommen werden, durch Besprechung seiner Verhältnisse und durch Gewinnung seiner Talente für dieses Unternehmen.

Vom 1sten Juli 1837 erscheinen wöchentlich von dieser Zeitschrift fünf halbe Bogen in Großquart in guter Ausstattung. So oft als möglich werden Beilagen, sowie auch literarische Anzeigeblätter hinzugefügt werden.

Der Pränumerationspreis ist auf ein ganzes Jahr 8 Thlr., wofür die Blätter durch die Post sowie durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind. Bei den letztern ist auch der vollständige Prospectus zu haben.

Briefe und Beiträge, um welche letztere alle geachteten Schriftsteller, an die keine directe Einladung ergangen sein sollte, hiemit höflichst ersucht werden, wolle man franco zur Post oder durch Buchhändlergelegenheit einschicken.

Aachen, im Februar 1837.

Redactur: **Louis Lax.** Verleger: **J. A. Mayer.**

Ed. Poeppig's Reise in Südamerika

in den Jahren **1827 — 1832.**

Neue wohlfeile Ausgabe von 1837,

ohne Atlas.

2 Bände, 119½ Bogen in gr. 4. auf Velinpapier roh mit 1 Karte 6 Thlr.

Leipzig, Verlag von **Friedr. Fleischer** und der **J. C. Hinrichs'schen** Buchh.

Die Überzeugung, dass dieses allenthalben so ausgezeichnet beurtheilte und aufgenommene deutsche Nationalwerk noch eine viel weitere Verbreitung in öffentlichen und Privatbibliotheken, Lesecirkeln u. s. w. verdient und erlangen kann, als es durch den bisherigen Preis bedingt möglich wurde, gab Veranlassung, davon eine wohlfeile Ausgabe ohne Atlas zu veranstalten, welche durch alle Buchhandlungen zu beziehen ist. — Die Ausgabe cartonnirt *mit Atlas* ist fortwährend à 13 Thlr. 8 Gr. zu haben, sowie die Prachtausgabe mit Atlas auf chinesischem Papier zu 23 Thlr.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Gespräche mit Goethe

in den

letzten Jahren seines Lebens.

1823 — 1832.

Von

Johann Peter Eckermann.

Zweite, mit einem Register versehene Ausgabe.

Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Für die Besitzer der ersten Ausgabe ist, um einem vielfältig ausgesprochenen Verlangen zu genügen, besonders abgedruckt

Namen- und Sachregister dazu. 8. 4 Gr.

und ebenfalls durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Die binnen nicht einmal Jahresfrist nothwendig gewordene zweite Auflage dieses höchst interessanten Beitrags zur Kenntniß Goethe's gibt mir eine willkommene Veranlassung, die Freunde unserer Literatur auf dieses reichhaltige Buch aufmerksam zu machen, wie sie zugleich der beste Beweis des demselben gewordenen verdienten Beifalls ist.

Leipzig, im März 1837.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Einladung zur Subscription.

Vom Monat April 1837 an erscheint in unserm Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch des Wissenswürdigsten

aus der

Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner.

Zum Gebrauch beim Unterricht in Schulen und Familien,

vorzüglich

für Hauslehrer auf dem Lande, sowie zum Selbstunterricht.

Von

D. L. G. Blanc,

Dompredigter und Professor zu Halle.

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage.

Ausgabe in Heften.

Mit vollständigem Atlas
aus 24 Landkarten bestehend
eigens zu **Blanc's Handbuch**

bearbeitet und in Stein gravirt
von **W. Walter**, K. Preuss.
Lieutenant a. D. in Berlin.

Preis der Ausgabe **mit Atlas**, à Heft 12½ Sgr. = 10 gGr. = 45 Xr. Rhein. = 40 Xr. Conv. Mal.
Preis der Ausgabe **ohne Atlas**, à Heft 7½ Sgr. = 6 gGr. = 27 Xr. Rhein. = 24 Xr. Conv. Mal.

Halle, bei C. A. Schwetschke und Sohn.

Als vor drei Jahren **Blanc's Handbuch** in einer neuen, wohlfeilen Ausgabe erschien, konnten wir dem größten Theile des Publikums, welchem das Buch seines frühern hohen Preises wegen noch unbekannt geblieben war, nur Zusicherungen von der Vortrefflichkeit und Gediegenheit des Inhalts geben, und mußten erwarten, ob man uns Glauben schenken werde. **Tausende** haben unsern Worten geglaubt, **Keiner** hat sich getäuscht gesehen. In einem Zeitraum von kaum **3** Jahren hat sich die sehr starke 2te Auflage vergriffen, und wenn wir jetzt das Erscheinen

einer dritten, durchaus verbesserten und vermehrten Auflage

ankündigen, so treten wir nicht mehr mit einem unbekannten Fremdling in der literarischen Welt auf, sondern mit einem **allgemein** als vortrefflich anerkannten Werke.

Unter solchen Umständen die Anpreisungen, welche früher nicht zu umgehen waren, zu wiederholen, wäre unangemessen. Dagegen sey es uns vergönnt, Bericht zu erstatten über das, was von Seiten des Herrn Verfassers und der Verleger für die bevorstehende **dritte Auflage** gethan worden ist wobei wir uns zugleich mit der Hoffnung schmeicheln, daß man in der dem Werke unausgesetzt gewidmeten Fürsorge einen Beweis unseres Dankes für die, alle unsere Erwartungen weit übersteigende günstige Aufnahme erblicken werde.

Zunächst, wie sich von selbst versteht: **gründliche Durchsicht, Verbesserung und Vermehrung des ganzen Werkes.**

Hiebei aber hat sich der Herr Verfasser nicht blos begnügt, die vorhandenen **gedruckten** neuesten Hülfsmittel auf das gewissenhafteste und vollständigste zu benutzen, sondern er hat, wo es irgend möglich war, **an der Quelle selbst** geschöpft. Demnach haben alle Beschreibungen der einzelnen Staaten, Ländertheile und Städte unseres deutschen Vaterlandes ihre Berichtigungen, Zusätze und Fortführungen bis auf die neueste Zeit **an Ort und Stelle selbst** von kundigen Händen erhalten; ja wir sind auch so glücklich gewesen, für die Revision der Schilderungen fast aller bedeutenden Theile und Städte des übrigen Europa's **dort lebende, der Aufgabe gewachsene Männer** zu gewinnen.

So erhält das Werk neben dem ihm eigenthümlichen Reiz lebendiger, ansprechender Darstellung den Vorzug **völliger Zuverlässigkeit und Neuheit aller Angaben.** Wir lernen den jetzigen Zustand der Erde und ihrer Bewohner nach den neuesten und besten Berichten, Entdeckungen, Zählungen und Messungen kennen; wir sehen **London, Paris, St. Petersburg, Wien, Berlin** u. s. w. u. s. w. vor uns, wie sie wirklich sind, und indem sich an dieses Gemälde der Gegenwart die Schilderung der Vergangenheit knüpft, indem uns die Geschichte der Völker gelehrt wird, indem wir eine Darstellung ihrer Sprache und Literatur, ihrer Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten, ihres frühern und jetzigen sittlichen und religiösen Zustandes erhalten, entfaltet sich vor uns **ein Lebensbild unseres Erdballs,** wie — wir können es dreist behaupten — in dieser Form ein zweites sich nirgends darbietet.

Sodann sind wir bedacht gewesen, einem vielfältig gegen uns ausgesprochnen Wunsche zu genügen und einem schon längst von uns selbst erkannten Bedürfnisse abzuhelfen. Wir meinen die Herausgabe guter, **eigens zu Blanc's Handbuche bearbeiteter Landkarten.** In der Person des geschickten Landkartenzeichners und kundigen Geographen,

Herrn Lieut. a. D. W. Walter in Berlin,

haben wir den rechten Mann zur Ausführung dieses Vorhabens gefunden, und **gleichzeitig** mit dem Handbuche selbst wird

ein Atlas von 24 colorirten Blättern in quer gr. 4.

erscheinen, der in der Eleganz der äußern Form eben so den Anforderungen der Zeit entsprechen soll, als man den Hauptvorzug des Buches: **„Nicht zu viel und nicht zu wenig"** auch auf diese Karten übertragen finden wird.

Kein Käufer des Handbuches aber ist zur Abnahme der Karten verpflichtet, sondern es stehet, wie auch aus den Subscriptions-Bedingungen erhellt, Jedem völlig frei, ob er das Werk mit oder ohne Atlas nehmen will.

Endlich haben wir uns entschlossen, die hiedurch angekündigte

3te Auflage in Heften erscheinen zu lassen.

Obgleich dadurch unsere Arbeit und Kosten bedeutend vermehrt werden, Manche auch dieser Form nicht hold sind, so ist **sie** es doch, durch welche die Bücher auch dem weniger bemittelten Theile des Publikums zugänglich gemacht werden, und diese Rücksicht mußte hier um so mehr überwiegen, als es wohl wenig Werke geben möchte, denen man so mit voller Ueberzeugung die weiteste Verbreitung wünschen könnte, als **Blanc's Handbuch.**

Auch handelt es sich ja nicht um ein ins Unendliche ausdehnbares Unternehmen, sondern die Gränzen sind gegeben und bekannt, **und in 12 bis höchstens 14 Heften,** in einem Zeitraum von **nicht mehr als einem Jahre,** ist das Ganze vollendet in den Händen der Subscribenten.

Wir wiederholen die Subscriptions-Bedingungen:

1) **für das Heft mit Atlas** 12½ Sgr. = 10 gGr. = 45 Xr. Rhein. = 40 Xr. Conv. Val.
2) **für das Heft ohne Atlas** 7½ Sgr. = 6 gGr. = 27 Xr. Rhein. = 24 Xr. Conv. Val.
3) **für Sammler auf 12 Exemplare das 13te frei, welchen Vortheil jede Buchhandlung gewähren kann;**

und sprechen zum Schluß noch zwei Bitten aus:

die **erste,** daß jeder Subscribent sich recht bestimmt und deutlich erklären wolle: ob seine Bestellung der Ausgabe **mit** oder **ohne Atlas** gilt;

die **zweite** betrifft die **möglichst baldige** Anmeldung der Subscription.

Wir erwarten eine sehr bedeutende Theilnahme und wünschen deshalb, um alle geehrten Besteller ohne Verzug befriedigen zu können, und weil der Druck im **Monat März 1837** beginnt **recht bald** in den Stand gesetzt zu werden, die Stärke der Auflage zu bestimmen.

Halle, den **2.** Januar **1837.**

C. A. Schwetschke und Sohn.

No. 65. Geschichte der Musik. Auf das Jahr 1837 sind folgende Verzeichnisse erschienen und versendet worden:

No. 66. Geschichte der Musik. Auf das Jahr 1837 sind folgende Verzeichnisse erschienen und versendet worden:

Berichtigung.

Über die im Laufe des Jahres 1836

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Die Ladenpreise beider Messkatalogs-Hälfte sind dem Umfange zum Zeitverhältnis.)

Allgemeine Literatur-Zeitung. Herausgegeben von Heinrich Leo. Januar—December 1837. 4. 12 Thlr.

Blätter für literarische Unterhaltung. 1837. Januar—December. 4. 12 Thlr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 1. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 2. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 3. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 4. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 5. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 6. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 7. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 8. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 9. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 10. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 11. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 12. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 13. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 14. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 15. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 16. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 17. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 18. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 19. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 20. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 21. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 22. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 23. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 24. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 25. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 26. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 27. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 28. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 29. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 30. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 31. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 32. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 33. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 34. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 35. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 36. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 37. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 38. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 39. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 40. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 41. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 42. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 43. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 44. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 45. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 46. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 47. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 48. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 49. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 50. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 51. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 52. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 53. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 54. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 55. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 56. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 57. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 58. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 59. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 60. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 61. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 62. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 63. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 64. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 65. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 66. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 67. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 68. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 69. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 70. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 71. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 72. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 73. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 74. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 75. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 76. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 77. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 78. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 79. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 80. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 81. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 82. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 83. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 84. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 85. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 86. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 87. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 88. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 89. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 90. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 91. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 92. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 93. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 94. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 95. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 96. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 97. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 98. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 99. Lief. 8. 3 Ngr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Für Gebildete aus allen Ständen. Neue Orig.-Ausgabe. 1837. 100. Lief. 8. 3 Ngr.

Bericht
über die
Verlagsunternehmungen für 1837
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ostern 1837. Ausgegeben Anfang Januar. Leipzig, gedruckt bei Carl Heinrich Reclam, jun. und Comp.

I. Die Zeitschriften erschienen für 1837:

1) Allgemeine Literatur-Zeitung für Deutschland. (Encyclopädische Jahrbücher der Wissenschaft und Kunst.) Redigirt von Dr. Karl Julius Weber. 12 Hefte jährlich. 4. 8 Thlr.

2) Blätter für literarische Unterhaltung. Redigirt von Dr. Heinrich Brockhaus. Wöchentlich 3 Bogen. 4. 12 Thlr.

3) Conversationsblatt. Redigirt von Dr. Heinrich Brockhaus. Wöchentlich 1 Bogen. 4. 4 Thlr.

4) Deutsche Allgemeine Zeitung. Redigirt von Dr. Heinrich Brockhaus. Täglich 1 Bogen. 4. 16 Thlr.

5) Deutsches Kunstblatt. Redigirt von Dr. Eduard Schulz. Wöchentlich 1 Bogen. 4. 4 Thlr.

6) Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz. Redigirt von Dr. Heinrich Brockhaus. Täglich 1 Bogen. 4. 16 Thlr.

7) Hermes. Kritisches Repertorium für das Gesammtgebiet der Literatur. Redigirt von Dr. Heinrich Brockhaus. Monatlich 3 Bogen. 4. 8 Thlr.

8) Literarisches Conversationsblatt. Redigirt von Dr. Heinrich Brockhaus. Wöchentlich 1 Bogen. 4. 4 Thlr.

9) Literarisches Wochenblatt. Redigirt von Dr. Heinrich Brockhaus. Wöchentlich 1 Bogen. 4. 4 Thlr.

10) Mittheilungen aus dem Gebiete der Geschichte. Herausgegeben von der historischen Gesellschaft für Deutschland. Redigirt von Dr. Heinrich Brockhaus. Monatlich 3 Bogen. 4. 8 Thlr.

11) Monatsblatt. Redigirt von Dr. Heinrich Brockhaus. Monatlich 1 Bogen. 4. 1 Thlr.

12) Neue Jahrbücher der Geschichte und Politik. Redigirt von Dr. Heinrich Brockhaus. Monatlich 3 Bogen. 4. 8 Thlr.

13) Neue Leipziger Literatur-Zeitung. Redigirt von Dr. Heinrich Brockhaus. Täglich 1 Bogen. 4. 16 Thlr.

14) Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur. Redigirt von Dr. Heinrich Brockhaus. Monatlich 3 Bogen. 4. 8 Thlr.

15) Repertorium der gesammten deutschen Literatur für 1837. Redigirt von Dr. Heinrich Brockhaus. Monatlich 3 Bogen. 4. 8 Thlr.

16) Repertorium der gesammten deutschen Literatur für 1838. Redigirt von Dr. Heinrich Brockhaus. Monatlich 3 Bogen. 4. 8 Thlr.

17) Repertorium der gesammten deutschen Literatur für 1839. Redigirt von Dr. Heinrich Brockhaus. Monatlich 3 Bogen. 4. 8 Thlr.

B
1837
Apr

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

1837.

Monat April.

enthaltend
Nr. 90 Bogen Nr. 91—120. 2 Beilage. Nr. 1. und 2 literarische Anzeiger. Nr. 29—37.

Zur Nachricht.

Von jeder Zeitschrift erscheint nicht nur Montags täglich eine Nummer, und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr.

Alle Buchhandlungen und Ihr. und Postämter nehmen Bestellung auf diese Zeitschrift an, ebenso alle Redakteure, die Nr. 90. an die Königl. Preuß. Zeitungsexpedition in Leipzig und die Königl. preuß. Zeitungsexpedition in Halle senden.

Die Buchhandlungen, welche wünschen sich für diese Zeitschrift eingesandten Beitrag schnell vergriffen erhalten, werden ersucht, von ihrer Handlung an Redaktionen an die Nummern versehen angeführt.

Gegen Vergütung von 2 Thaler werden Montags, Mittwochens und Freyt. den Blättern für literarische Unterhaltung beigelegt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.

Leipzig
F. A. Brockhaus.
1837.

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARY

Inhalt.

Nr. 31. Bek. betr. Verkehr mit Futtermitteln. (Vom 15. Mai 1916.) —

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 91. — 1. April 1837.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Justinus Kerner.

1. Eine Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur, durch eine Reihe von Zeugen gerichtlich bestätigt und den Naturforschern zum Bedenken mitgetheilt von Justinus Kerner. Stuttgart, Cotta. 1836. 8. 1 Thlr.
2. Nachricht von dem Vorkommen des Besessenseins eines dämonisch-magnetischen Leidens und seiner schon im Alterthum bekannten Heilung durch magisch-magnetisches Einwirken, in einem Sendschreiben an den Herrn Obermedicinalrath Dr. Schelling in Stuttgart, von Justinus Kerner. Stuttgart, Cotta. 1836. 8. 9 Gr.
3. Über die Incompetenz unserer dermaligen Philosophie, zur Erklärung der Erscheinungen aus dem Nachtgebiete der Natur. Aus einem Sendschreiben an Justinus Kerner von Franz Baader. Stuttgart, Brodhag. 1837. Gr. 12. 4 Gr.

Sonderbarerweise scheint das kleine Weinsberg der Focus zu werden, in den sich aller Teufelsspuk, wie ihn nur der finsterste Aberglaube vergangener Jahrhunderte zu Tage förderte, oder, um in der Sprache der neudeutschen Seher zu sprechen, alle Erscheinungen aus dem Nachtgebiete der Natur concentriren. Es müssen sich schwere, schwarze Dünste, wie man sie nur auf dem kahlen Scheitel des alten Brockens suchen sollte, auf die grünen Rebenberge dieses freundlichen Städtchens gelagert haben, um jenen grauenhaften Gestalten der Unterwelt zur wohnlichen Stätte zu dienen. In der That, wären wir nicht geneigt, in Hrn. Kerner den zwar auf die mystische Seite sich hinneigenden, aber doch rechtlichen und nach Wahrheit strebenden Mann zu erkennen, wir müßten es für mehr als bloßen Zufall erklären, daß sich um ihn alle diese unheimlichen Ereignisse als um einen hellsehenden Magus versammeln, als erwarteten sie von ihm ihre Verbreitung und weitere Deutung; denn während in der übrigen Welt, Gott Lob, viele Tausende ruhig in ihren Gräbern schlafen, löst dort eine Geistererscheinung die andere ab. Jedoch übertrifft die, welche uns der Verf. in Nr. 1 vorführt, beiweitem Alles, was bis daher in der Art zu unserer Kunde gekommen ist. Bevor wir uns darüber irgend eine Bemerkung erlauben, wollen wir es versuchen, unsern Lesern davon einen kurzen Abriß zu geben, wie sie größtentheils aus gerichtlichen Zeugenverhören hervorgegangen ist.

Am 12. Sept. 1835 meldete der Gerichtsdiener zu Weinsberg, daß die inhaftirte Elisabeth Eslinger von Bauvenlautern alle Nacht von einem weißen Geiste besucht zu werden vorgebe, der nach 11 Uhr komme und, wenn sie nicht gleich sich erhebe, sie auf der rechten Seite und am Halse drücke wie ein kaltes, schweres Stück Holz. Der Geist lasse ihr keine Ruhe, denn sie sei (sage er) bestimmt, ihn zu erlösen; deswegen lasse er ihr keine Ruhe und winke ihr immerfort. Zugleich sagte die Strafgefangene Rosine Schahl von Altlautern, welche wegen Injurien eine achttägige Gefängnißstrafe zu erstehen hatte, vor Gericht aus, die Eslinger fange um 11 Uhr an zu röcheln (und sie sei schon einige Male darüber aufgewacht), daß man glaube, sie erstücke. Sie sage: es komme da ein Geist zu ihr, der von ihr Erlösung verlange. Sie, die Schahl, fürchte sich weiter nicht und habe gesagt, die Eslinger solle sie stoßen, wenn er wiederkomme. Gestern Nacht habe sie dann vor dem Bette einen 4—5 Schuh hohen und 1—1½ Schuh breiten weißen Schatten gesehen, eine Bewegung habe sie aber nicht von ihm gesehen.

Hierauf sah sich das Oberamtsgericht zu Weinsberg veranlaßt, die Eslinger durch den Gerichtsarzt, Dr. Kerner, psychisch und physisch untersuchen zu lassen.

Dr. Kerner fand sie durchaus bei gesunden Sinnen, auch mit keiner fixen Idee behaftet; ihre Aussagen, als werde sie von einer Erscheinung heimgesucht, zeigten sich ihm durch elf Wochen lang fortgesetzte Beobachtung als etwas durchaus Anderes als eine fixe Idee, und noch

viel weniger als trügerische Vorschützung, wenngleich sich ergeben sollte, daß sie sich wirklich in betrügerische Händel verwickelte, wozu ihr jene Erscheinung wol die erste Veranlassung hätte geben können. Sie hatte sich nämlich dadurch in eine Schatzgräbergeschichte verwickelt, bei der allerdings Geldbetrug beabsichtigt, wenn auch nicht vollführt wurde, und dies war die Ursache ihrer Arretirung.

Die Eslinger ist 39 Jahre alt und Witwe. Sie behauptete, nie mit einer Krankheit und namentlich nie mit Krämpfen behaftet gewesen zu sein. Geister habe sie von Jugend auf gesehen; aber nur gesehen, sie sei nie mit ihnen in engere Verbindung gekommen. Anfänglich, zu Hause und vor ihrer Arretirung habe die Erscheinung sich ihr noch in keiner bestimmten menschlichen Gestalt, sondern nur wie eine Nebelsäule gezeigt, und eine hohle Stimme aus ihr habe ihr immer angedeutet, sie solle sie durch Gebet erlösen, und zwar in dem Keller einer Frau, Namens Singhaasin zu Wimmenthal, dahin sei sie gebannt. Sie habe da noch nicht gewagt, die Erscheinung anzusprechen, denn sie habe nicht gewußt, solle sie dieses Ding mit Sie, Ihr oder Du anreden. Jetzt komme die Erscheinung in völliger Gestalt eines Mannes, in einem Faltenrocke mit Gürtel, auf dem Kopfe eine Kappe, an der sie oben vier Ecken bemerke. Seine Stirne stehe weit hervor, die Augen seien ganz tiefliegend und feurig, das Kinn hervorstehend und mit einem langen Barte. Die Backenknochen, die nur wie mit Pergament überzogen seien, seien auch sehr hervorragend. Es verbreite sich auch noch eine Helle ob dem Haupte der Erscheinung, sodaß die Helle, die sie und Andere bei seinem Erscheinen sehen können, immer höher sei als die Gestalt, die sie in ihren Umrissen in der Helle noch sehen. Ferner sagen sie und die Mitgefangenen: Es kommt und geht der Geist in einer Nacht oft zwei- bis dreimal, doch kommt er nie vor der Abendglocke und geht nie nach der Morgenglocke. Oft kommt er zur verschlossenen Thüre, oft zu dem verschlossenen Gitterfenster herein. Er kommt immer aufrecht mit der ganzen Gestalt; allein man erblickt in diesem Momente keine Thüre, keine Fenster und keine Eisenstangen. Die Gefängnißthüre geht so auf, daß man dann Dinge, die außer der Thüre im Gange liegen, z. B. einen Holzstoß, ganz genau sieht. Geht er zur verschlossenen Thüre herein oder hinaus, hört man öfters ein Krachen an derselben; schon mehrmals schlug die Thüre hörbar zu, als wäre sie offen gewesen. Sein Kommen hört man oft schon im Gange, es geht wie in Schlurken, es rauscht wie Papier, auch bei seinem Gehen im Zimmer. Kommt er, was meistens geschieht, zum Fenster herein, und geht er zum gegenüberstehenden hinaus, hört man auch oft an dem Fenster ein besonderes Stöhnen, das ihn auch noch außen im Gange begleitet. Oft hört man ein Krachen im Zimmer. Sein Kommen und Gehen ist auch für Andere durch einen ganz sanften kühlen Wind bemerkbar, wie eine kühle Zugluft bei geschlossenen Fenstern und Thüren und sehr wohlverwahrtem Zimmer. Sichtbar ist er hier und da auch Andern durch eine schwefelgelbe schwebende Helle, in der man oft noch hellere Streifchen, oft auch eines oder zwei flackernde Sternchen bemerkt. Oft offenbart er sich durch einen Modergeruch, der unerträglich ist und der hauptsächlich bei seinem Hauche stattfindet. Wenn er eine Leidenschaft, z. B. Ärger, zu große Trauer äußert, ist der Modergeruch stärker. Oft setzt er sich an den Rand der Lagerstätte der Frau oder der Mitgefangenen, und da thut er jedesmal ihr und der Andern fühlbar den Teppich zurück und setzt sich auf das bloße Holz. Anfänglich, bei seinem erstern Erscheinen, berührte er die Frau immer mit einer Hand, von der sie das Gefühl wie von einem kalten Holze hatte, am Halse oder auf der Brust, sie gleichsam aufmerksam auf sein Erscheinen zu machen, und dann bekam sie durch diese Berührung einen Halskrampf und Erstickungsanfälle. Sein Gefühl für sie ist eiskalt. Dies Gefühl von Kälte nahm ab, wie die Erscheinung an Licht zunahm, welches nach und nach geschah. Zuerst war er ihr an den Fingerspitzen, berührte er sie, welches oft geschah, um ihr die Hände zum Gebete zusammenzulegen, wenigstens nicht mehr kalt, später seine ganze Hand. Anrühren konnte sie ihn nie, sie berührte blos die Luft, aber er konnte sie berühren, und dann fühlte sie ihn. Sein Winseln und Stöhnen war oft ganz das eines in höchste Verzweiflung versunkenen Menschen und wurde auch von Andern gehört. Die Töne klangen wie hohl und hauchend. Mitten unter solchen sprach die Frau oft mit den Mitgefangenen, sodaß diese Töne bestimmt nicht von ihr selbst ausgingen. Noch andere Angaben von ihr sind folgende: Sie sehe nie, daß er beim Sprechen den Mund bewege. Wenn sie den Namen Jesu nenne, habe er den Mund immer offen, sonst zu, sie sehe aber doch nicht, wo er den Mund aufmache. Sein Verlangen sei immer Gebet. Er komme ihr vor wie Einer, der todtkrank sei und eine Freude am Vorbeten Anderer habe. Er gebe vor, er habe im J. 1414 als katholischer Priester im Wimmenthal, das noch katholisch ist (die Frau ist lutherisch), gelebt und habe den Namen Anton geführt.

Unter andern Verbrechen laste hauptsächlich eine Vermögensveruntreuung, die er mit seinem Vater an seinen Brüdern verübt, noch schwer auf ihm; er könne sie nicht vergessen, sie hindere ihn. Er verlange immer von ihr, sie solle nach Wimmenthal und dort mit ihm an einer Stelle beten, an die er gebannt sei. Ob, was die Erscheinung sage, wahr sei, wisse sie nicht; aber die Erscheinung sage es eben, und so müsse sie es eben glauben; daß sie geglaubt habe, man könne durch sie Schätze finden, wolle sie nicht leugnen. Sie sagte mehrmals: sie habe dem Geist schon öfters vorgestellt, sie sei ja auch Sünderin, und sie könne für ihn nichts thun als ihr schwaches Gebet aus sündlichem Herzen; ob ihm denn dies etwas nütze? er solle sich doch an den Erlöser Aller, an den Heiland wenden. Er solle nicht darauf beharren, daß sie auf einer gewissen Stelle für ihn bete. Bei solchen Vorstellungen werde er aber immer ganz traurig und dränge immer mehr auf sie ein. Er lege oft den Kopf ganz zu ihr nieder und sie müsse ihm in den Mund

beten, als wäre er wie hungrig nach Gebet. Da habe er schon oft ihr auf den Hals oder die Wange fühlbare Thränen geweint. Diese Thränen seien ganz eiskalt herabgefallen; aber nach einer halben Viertelstunde sei an den Stellen, auf die sie gefallen, ein Brennen entstanden und hätten sich bläulich-rothe Flecken gebildet, die auf der Haut sichtbar geblieben seien. Dr. Kerner nahm diese Flecken selbst wahr. In einer Nacht kam die Erscheinung mit einem furchtbar großen Hunde, der seinen Rachen weit aufsperrte. Dieser sprang sogleich auf das Bett der Mitgefangenen, die ihn auch völlig sah, mit einem hörbaren Plump, daß sie laut aufschrie. Da sprang er ebenso hörbar wieder herunter, der andern Frau zu. Diese entsetzte sich und schrie; der Geist aber sprach: „Fürchte dich nicht, das ist mein Vater". Das Kommen mit dem furchtbaren Hunde fand mehrmals statt, worauf die Frau des Morgens immer äußerst abgeschreckt und elend war.

Nach Aussage des Gerichtsdieners und der Mitgefangenen sah man diese Frau auch seit zehn Wochen weder bei Tage noch bei Nacht schlafend, sondern immer wachend und meistens im Gebet. Speise nahm sie nur wenig zu sich und war dadurch sehr abgemagert und schwach.

Was der ganzen Geschichte einen gewissen Grad von Glaubwürdigkeit verleiht, ist, daß nicht allein eine Reihe Mitgefangener im gleichen Gefängnisse, sondern auch mehre zum Theil allbekannte und im Rufe der Wahrhaftigkeit stehende Gelehrte, Künstler u. s. w. das Gleiche mit der Eslinger gehört, gefühlt oder gesehen haben. Doch fand das Sehen bei Wenigern statt als das Hören und Fühlen, und letzteres beides nicht bei Allen in gleichem Grade. Die sämmtlichen Gefangenen wurden von ihren Ortsgeistlichen aufs Gewissen verhört und ihre Aussagen zu Protokoll genommen. Mehre von ihnen wußten keine Sylbe von Dem, was in diesem Gefängnisse vorging. Einige der auffallendsten Phänomene, wie sie sich aus diesen Zeugenverhören ergaben, verdienen hier zur Vervollständigung des Ganzen noch nachgetragen zu werden.

In mehren Nächten kam der (noch lebende) Oberamtsrichter Heyd von Weinsberg mit dem Geist, ganz wie er leibte und lebte. Die Eslinger blickte ihn an, sah aber mit Erstaunen, wie er vom Fuße bis über das Gesicht jedesmal wie in einem Nu durchaus schwarz wurde. Mehre Monate nachher wiederholte sich die gleiche Erscheinung, nur mit dem Unterschiede, daß Hr. Kerner zugleich auch mit Hrn. Heyd und dem Geiste scheinbar vors Lager der Eslinger trat. Heyd gab Kerner die Hand, und im Nu wurde er wieder vom Fuße bis über das Gesicht völlig schwarz. Nun gab Kerner der Eslinger auf, die Erscheinung zu fragen, was denn dieses Schwarzwerden Heyd's bedeute, worauf sie die Antwort erhielt: eine Trauer. Wirklich starb auch nach einigen Tagen das kleinste Kind des Hrn. Heyd sehr unvermuthet, und Kerner erinnerte sich, daß bald nach dem frühern Auftreten und Schwarzwerden des Heyd mehre Monate zuvor sein Vater starb, welches also dieses Schwarzwerden des Heyd auch damals voraussagte.

Mehre Zeugen bemerkten, daß ein Stuhl, der nahe bei ihnen und am Ofen des Gefängnisses stand, von freien Stücken zurückgeworfen wurde, jedoch so, daß er aufrecht stehen blieb, während sie die Eslinger genau ins Auge faßten und bemerkten, daß sie ruhig, stillbetend im Bette lag. Später wurde das ihnen entgegenstehende Schiebfenster mit einer solchen Gewalt auf- und zugestoßen, daß sie befürchteten, es seien alle Scheiben zerschmettert. Die Frau des Oberamtsgerichtsdieners Mayer sagte zu der Erscheinung: „Gehe du zu meinem Manne in sein Zimmer und lasse dort ein Wahrzeichen, daß du dort gewesen." Hierauf hauchte es deutlich: „Ja." Dann hörte sie die geschlossene Gefängnißthüre auf- und zugehen und sah einen Schatten hinausschweben und hörte dann ein schlürfendes Laufen im Gange. Nach einer Viertelstunde sah sie den Schatten wiederkommen, aber jetzt zu dem entgegengesetzten (verschlossenen, auf den Gang führenden) Fenster herein, und sie fragte ihn: „Warst du bei meinem Manne, und was machtest du dort?" worauf sie Töne, wie ein hohles kurzes Lachen vernahm. Als sie zu ihrem Manne kam, erzählte ihr dieser mit Verwundern, wie er die Thüre seines Zimmers, das er mit Schloß, Riegel und Nachtschloß wohl verschlossen gehabt, am Morgen völlig offenstehend gefunden habe. Eine der Mitgefangenen, Maria Bär, hörte an die Fenster schlagen und die Gefängnißthüre aufgehen u. s. w., ungeachtet sie sehr harthörig ist. In einem der Gefängnisse, an dem der Gang zu dem der Eslinger vorüberführt, waren um diese Zeit mehre männliche, sonst in gutem Rufe stehende Individuen wegen leichter Policeivergehen eingeschlossen. Sie konnten durch ein Fenster in den Gang sehen und bei der kleinsten Helle dort Alles beobachten; aber niemals sahen oder hörten sie da irgend einen Menschen, während die sonderbaren Töne an ihnen vorüberzogen. Auch wußten sie vorher nicht eine Sylbe von den Vorfällen bei der Eslinger, und erst durch die Erscheinung und die ihnen unerklärlichen Töne, welche mehre Morgen wiederkehrten, wurden sie veranlaßt, nach einer Ursache zu fragen. Einer davon sah die Erscheinung als eine weiße Gestalt, zwei derselben aber vernahmen eine Stimme, welche sagte: „Geduld ist euch Noth!" Alle hörten mehr oder minder stark ein Rumpeln, Schettern, Trommeln, Schlagen, Rütteln an den dicken feststehenden Eisenstangen, die die Gitter an den Fenstern bilden, Schießen u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

Venezianische Nächte, von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Leipzig, Brockhaus. 1836. 8. 1 Thlr.*)

Erst vor Kurzem gab die talentvolle Verf. Gedichte heraus, in denen sich ein edles, tief poetisches Gemüth mit seltener Kraft aussprach. Ein stiller Schmerz, die Sehnsucht nach inniger Liebe weinte im Krystall der Sprache und verlieh diesen Productionen eine ansprechende Eigenthümlichkeit. Im Ganzen läßt sich auch in vorstehendem Buche derselbe Typus nicht

*) Vgl. über die Verfasserin dieser Gedichte auch den Bericht eines andern Mitarbeiters in Nr. 150 — 152 d. Bl. f. 1836. D. Red.

verkennen; nur fehlt es ihm an der ſüßen, reizenden Friſche, die über die „Gedichte" in tönenden Farben ausgegoſſen war. Dieſe „Venezianiſchen Nächte" ſehen aus wie eine geſchickte Reproduction früher ausgeſprochener Gefühle; es iſt ein Nachfrühling, dem es an üppiger jugendfriſcher Färbung gebricht. Nur zuweilen tritt die tiefe, wahrhaftige Poeſie in reinſtem Glanze heraus aus dem mattern Fluſſe der Rede und zwingt uns die Überzeugung auf, daß hier ein wirkliches Dichtergemüth ſeinen Schmerz im Liede zu ſtillen bemüht war, aber nicht immer mit Glück die Stunde zu wählen wußte, um dem Gotte des Geſanges die heilige Stirne zu küſſen.

Die Sängerin läßt drei bedeutungsvolle Nächte Venedigs an unſerm Blicke vorübergehen. In der erſten lernen wir den gewaltigen, jähzornigen Dogen Marino Falieri kennen, deſſen blutiges Ende ſchon mehre Dichter zu poetiſchen Productionen begeiſtert hat. Wir erinnern hier nur an Byron und Delavigne. Die Geſchichte Falieri's iſt hinlänglich bekannt, und die Verf. hat ſich großentheils an die Thatſachen gehalten, wie ſie die Hiſtorie aufbewahrt; nur die Art und Weiſe, wie ſie die Plane des Dogen, den Adel Venedigs zu ſtürzen, an dieſen verrathen läßt, iſt neu und ebenſo ergreifend als glücklich. Sie gibt nämlich dem Dogen eine Gattin, die einem Jünglinge, Camarillo, ihre Liebe ſchenkt. Der Vater dieſes Jünglings, Bertuccio, Chef des Arſenals, mit dem Dogen einverſtanden, ſucht den Sohn für ihre Zwecke zu gewinnen; allein im Wahnſinne der Leidenſchaft, die er zur Dogareſſa hegte, verräth er die Plane des Dogen an die Signoria, um ſich dadurch den Beſitz der Geliebten zu ſichern. Sein Anſchlag gelingt. Während er im Liebesrauſche bei der nichts ahnenden Gemahlin des Dogen zubringt, wird dieſer gefangen genommen und im Angeſicht ſeiner Gattin hingerichtet. Das Entſetzen über den Verrath ihres Geliebten an dem Gemahl ſtürzt die Dogareſſa in Wahnſinn, und Camarillo findet den Lohn ſeiner Verrätherei nur in der Selbſtverachtung, die unabwendbar ſich ſeiner bemächtigen muß. Nur ungern vermißt man bei der Wahl eines ſo reichen Stoffes die ganze Fülle von Poeſie, die unter italieniſchem Himmel wie von ſelbſt die Seele erfüllt. Einzelne Verſe ſind voll, kräftig und doch weich und zart, während in andern wieder eine unbeſtrittene Proſa vorherrſcht, die nur durch den Reim einigermaßen gemildert ſcheint, im Grunde aber nur noch greller unter dem loſen Gewande hervorleuchtet. Als Beweis möge folgender Vers dienen:

Nichts ſuchet ſie als nur das Ihre;
Nichts will ſie als das Reich der Welt;
Ob Gut', ob Böſes triumphire —
Iſt gleich, wird ſie nur hochgeſtellt.
So wagt den Kampf ſie zu beginnen
Der kleinen Seelen — widerlich —
Weil wahrer Ruhm nie zu gewinnen
Auf dieſem Weg' im Kampf fürs Ich.

Dergleichen kann unmöglich für Poeſie hingenommen werden. Daß jedoch die Verf. reinpoetiſche Momente hat, erhellt aus Verſen wie etwa folgende, denen wir noch viele andere an die Seite ſtellen könnten:

Könnt' ich es ſagen,
Könnt' ich es ſingen,
Was mir erfüllet ſo Seele wie Sinn;
Dann würd' ich wagen,
Kräftig zu ringen,
Um zu erringen ſel'gen Gewinn.
Könnt' ich es deuten,
Könnt' ich es faſſen,
Bild meiner Träume, halb mir bekannt;
Kühn wollt' ich ſchreiten,
Nimmermehr laſſen,
Ach, mein erreichtes, mein himmliſches Land.
Weh, ich verirre,
Taumle und ſchwanke,
Trübe umfängt mich die ewige Nacht!
Ach und der wirre,
Bange Gedanke
Ward doch zur Ruhe nimmer gebracht.

Die zweite Nacht ſtützt ſich ebenfalls auf einen hiſtoriſchen Hintergrund. Sie behandelt die Verſchwörung gegen den Dogen Pietro Gradenigo im J. 1310. Fiora, die Tochter des Dogen, liebt einen edeln Jüngling, Bajamonte Tiepolo, der zugleich einer der Hauptverſchworenen iſt. In der Nacht, als der Aufruhr beginnt und die wüthende Menge gegen den Palaſt des Dogen anſtürmt, erwacht Fiora. Sie eilt auf den Balcon und ſieht den blutlechzenden Haufen näher und näher herankommen, an ſeiner Spitze einen ſchwarz geharniſchten Mann. In der Angſt der Verzweiflung ergreift ſie eine der Marmorvaſen, womit der Balcon geſchmückt iſt, ſtürzt ſie hinab und zerſchmettert den Mann in der ſchwarzen Rüſtung. Die Verſchwörung wird gedämpft, die Rädelsführer beſtraft. Vergebens harrt nun Fiora des geliebten Tiepolo und erkennt ihn endlich, als man die Gefallenen unterſucht, in dem Leichnam des ſchwarzen Anführers, den ſie durch das Herabſtürzen der Vaſe getödtet hat. Schmerz und Verzweiflung rauben auch ihr das Leben.

Am reinſten in Sprache und Durchführung iſt die dritte Nacht gehalten, die allen Anzeichen nach ganz eigne Erfindung der Dichterin iſt. Es möchte ſchwer ſein, zu ermitteln, wie ſich in dieſem leidenſchaftlich poetiſchen Gemälde Wahrheit und Dichtung verſchmelzen. Wir zweifeln nicht, daß ſie vielleicht, tief verborgen, einen großen Theil von wirklich Erlebtem enthält, und ſind überzeugt, daß die tieffühlende Dichterin den Schmerz ihres eignen Lebens hier, poetiſch verherrlicht, zur wehmüthigen Freude erhoben hat. Deshalb enthalten wir uns auch mit Vorbedacht einer ſkizzirenden Inhaltsanzeige; vielmehr wollen wir Diejenigen, deren Gemüth gern Theil nimmt an dem Schmerz edler Seelen, zur Lectüre dieſer „Venezianiſchen Nächte" auffodern. Bei allen Mängeln, die ſie unverkennbar an ſich tragen, ziehen ſie doch an durch die Anſpruchloſigkeit einer poetiſchen Individualität, die grade bei Frauen von hohem Reiz und dauerndem Werth iſt. Es ſind Seufzer verkümmerter Liebe, die bald laut, bald leiſe in der Melodie des Liedes widerklingen. Dieſe Offenheit, das ungeheuchelte Hingeben eines ſchmerzreichen Gemüthes an die Tröſterin allen Jammers, die Poeſie, gewinnt uns für die Verfaſſerin, deren Sprache, ſobald ſie will, ebenſo rein und kräftig iſt, als ihr Gedanke neu, prägnant und friſch. Nur daß oft das ſchönſte Bild neben der farbloſeſten Sentenz ſeinen Glanz verliert, wirkt ſtörend und nöthigt uns, den Wunſch auszuſprechen, die Verf. möge bei einem ſpätern Auftreten dieſe Unebenheiten zu vermeiden ſuchen. Dann werden ſich auch zugleich einzelne ſtörende Härten und allzu unechte Reime von ſelbſt verlieren, die in dieſem Buche nicht gar ſelten die Freude trüben und mitten im reinſten Genuß den Leſer unangenehm berühren. Sinnige Frauen, namentlich Verehrerinnen Schiller's, dürfte die Poeſie der Gräfin Hahn-Hahn vorzugsweiſe anſprechen. 108.

Notizen.

Im Jahr 1835 erſchienen in Frankreich 177 neue Romane, wovon nur elf Überſetzungen waren. Jene 166 waren von 144 Verf., von denen 40 hier zum erſten Mal als Schriftſteller auftraten; 27 waren Damen, alſo beinahe ein Fünftheil vom Ganzen. Daſſelbe Jahr brachte 299 Gedichte und 151 neue Dramen.

Das ruſſiſche „Converſations-Lexikon" zählt gegenwärtig 7000 Abonnenten. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Sonntag, № 92. 2. April 1837.

Inländ. Revue.

(Fortsetzung aus № 91.)

Madame hat Donnerstagsmittag in Hamburg bei Abend getanzt, und hat ihre gastfreundliche Thür noch Freitagsmittag um 12 Uhr für Jedermann offen gehalten, wenigstens sagt es die Hausordnung. Und Donnerstag, Freitag, Sonnabend, und namentlich Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag, Sonnabend, ohne Ausnahme, wird Madame zu Hause sein, wenn sie nicht nach vorher selbstständiger, verabredeter Uebereinkunft mit sich selbst, Jemand zu sich bestellt hat, oder Jemand sie zu sich bestellt hat, oder sie Jemand besucht hat oder besuchen will. Und wenn Jemand sie besucht hat oder besuchen will, und sie nicht zu Hause ist, und sie nicht Jemand zu sich bestellt hat, oder Jemand sie zu sich bestellt hat, oder sie Jemand besucht hat oder besuchen will, so ist sie zu Hause.

Am 30. Dec. Donnerstag Abend 7 Uhr hatte sie Besuch, und am 31. Dec. Freitag Mittag 12 Uhr war sie bei Hofe, und Abends 7 Uhr hatte sie wieder Besuch, und Sonntag wieder. Am Tage war sie, bei Hofe und Besuch, zu Hause, und Abends war sie bei Hofe und Besuch, zu Hause. Montag Abend war sie bei Hofe, und Dienstag Abend war sie bei Hofe, und Mittwoch Abend war sie bei Hofe, und Donnerstag Abend war sie bei Hofe, und Freitag Abend war sie bei Hofe, und Sonnabend Abend war sie bei Hofe, und Sonntag Abend war sie bei Hofe, und

Töne, als fiel ein harter Körper auf den Tisch ihres Schlafzimmers, und sah dann vor sich eine Helle stehen, wie eine lichte Nebelsäule. Ihr Gatte verschlief die Erscheinung. Der Oberamtsgerichtsbeisitzer Theurer hatte beim Verhör gegen die Eslinger geäußert, sie solle ihm die Erscheinung auch senden. Bald hierauf erwachte er in einer Nacht an einem hörbaren Gehen, als ginge Jemand auf Socken durch das Zimmer vor seinem Schlafzimmer. Er sprang hinaus, fand aber keinen Menschen, noch irgend eine andere erklärliche Ursache dieser Töne, roch aber einen ihm unbegreiflichen, furchtbaren Verwesungsgeruch. Von da an wurde die Erscheinung in verschiedenen Nächten, wenn auch nie sichtbar, doch hörbar. Es waren Töne von Krachen, Werfen wie mit Sand und sonst auch nicht zu bezeichnende Töne. Eine Katze, die im Zimmer war, lief oft, entstanden solche Töne, auf dieselben zu, sprang aber dann sogleich ganz erschrocken zurück, sich ängstlich verbergend. Der Lehrer Neuffer, der im untern Stock dieses Hauses wohnte und von der Geschichte der Eslinger nur ganz oberflächlich unterrichtet war, sie nie gesprochen und gesehen hatte, auch davon nichts wußte, was in Beziehung auf diese Geschichte im obern und im mittlern Stock vorging, hörte in der Nacht vom 30. Dec. Töne, als wollte Jemand von der an sein Zimmer stoßenden geschlossenen Schulstube in das Zimmer, in dem er zu Bette lag. Es waren Töne, als wollte Jemand die Thüre mit Gewalt eröffnen. Er machte sich aus dem Bette, schlug ein Licht, ging in die Schulstube, bemerkte aber da nicht das Mindeste. Er löschte das Licht und legte sich wieder, da fing es wieder an und kam dann in sein Zimmer mit Tönen von Krachen, Werfen u. s. w. In der andern Nacht fand dies wieder statt, und zugleich that es in der Gegend seines Schreibtisches einen langen, knisternden, knallenden Ton, als riebe man auf demselben ein sich entzündendes chemisches Schwefelhölzchen.

Der Referendair Bürger, der im obern Stock dieses Hauses wohnt, konnte, obschon er am 18. Dec. im Gefängniß der Eslinger übernachtete, doch zu keiner festen Überzeugung in der Sache kommen. Die Eslinger, die seinen Unglauben erfuhr, bat, wie er später hörte, die Erscheinung, ihn noch zu überzeugen. In der Nacht, wachend im Bette liegend, hörte er auf einmal in seinem Zimmer Metalltöne, wie Glockengeläute, das lange andauerte, und dann Töne von Klöpfeln und Krachen, wobei er von einer innern Pressung beschwert wurde. Zuletzt that es in sein Ohr einen thierischen Schrei, nach welchem aber alles Gefühl von Unheimlichkeit auf einmal wieder in ihm verschwunden war, auch in seinem Zimmer wieder die größte Stille herrschte. Ähnliche Vorfälle ereigneten sich auch in mehren folgenden Nächten.

Eines der auffallendsten Ereignisse ist noch folgendes. Am 27. Dec. war mit einigen Freunden auch der Landschaftsmaler, Hr. Dörr von Heilbronn, nach Weinsberg gekommen. Dieser kehrte aber, als die Andern sich ins Gefängniß begaben, wieder nach Heilbronn zurück, indem er gegen sie den Wunsch äußerte, die Frau solle bewerkstelligen, daß ihn der Geist dort besuche. Auch Dr. Kerner hatte, als er am andern Tage vernahm, daß Dörr nicht in das Gefängniß gegangen, sondern wieder nach Heilbronn zurückgekehrt, den Wunsch, die Erscheinung möchte sich doch Hrn. Dörr auch einmal offenbaren, und zwar hauptsächlich deswegen, weil er immer großer Zweifler an derlei Dingen war, was früher öfter die Veranlassung von freundschaftlichem Streit gewesen war. Von Dr. Kerner's Wunsch wußte Dörr aber nicht das Mindeste. Was ihm nun gegen all sein Erwarten widerfuhr, geben wir hier mit seinen eignen Worten:

Ohne etwas Gewisses zu wissen, sprach ich vorher über derlei Sachen ab, und das wurde für vernünftig gehalten, jetzt werde ich von Manchem ausgelacht. Freilich ist meine Erzählung so entstellt worden, daß ich wünschen muß, ich hätte sie nur einigen Freunden anvertraut. In der Nacht vom 29. auf den 30. Dec. 1835 erwachte ich wie gewöhnlich zwischen 4 und 5 Uhr. Ich hörte gegenüber die Rathhausuhr die halbe Stunde schlagen; gleich darauf rief der Nachtwächter halb 5 Uhr. Ich dachte über meine Geschäfte nach und wünschte, daß es schon Tag wäre, weil ich selten mehr einschlafen kann; da war auf einmal etwas neben mir und hauchte einen ganz kalten Wind in mein rechtes Ohr; ich fuhr erschrocken auf, griff mit der Hand auf dem Kissen umher und dachte, es könnte ein Hund oder eine Katze sein (wiewol kein solches Thier bei mir ist); aber ich sah und fühlte nichts. Dann hörte ich ein Geknister, welches die größte Ähnlichkeit mit den Tönen einer Menge elektrischer Funken hatte. Bald kam ein noch stärkerer Schall als der erste wieder in mein rechtes Ohr. Ein Schauer überfiel mich, ich wollte ein Licht schlagen, beschloß aber doch, die Sache ruhig abzuwarten, käme auch was da wolle. Da kam aber nichts mehr; die Uhr schlug ¾ auf 5 Uhr und das Geknister verlor sich. Ich erzählte diesen Vorfall mehren Freunden und Bekannten. Einige meinten, es sei der Geist der Eslinger gewesen, Andere lachten mich aus und meinten, es seien Ratten und Mäuse gewesen. Ich habe aber in meiner Wohnung noch nie Mäuse verspürt, und die Töne waren auch etwas ganz Anderes als das Geräusch von Mäusen; es läßt sich nicht beschreiben, man muß es selbst gehört haben. Doch legte ich mehre Talglichter, selbst eine Bratwurst auf dem Boden umher, sie wurden aber in acht Tagen nicht von Mäusen berührt, obgleich dasselbe Tönen oder Geräusch noch in zwei Nächten und in der nämlichen Stunde sich bei mir hören ließ, nur nicht so grob wie das erstemal. Die Töne kamen von den verschiedensten Stellen meines Schlafzimmers, aber sehen konnte ich nichts, obgleich es hell genug war, um die Bewegungen einer Maus sehen zu können. Seit diesem Vorfalle verwerfe ich dergleichen Sachen nicht mehr ganz; ich lasse mich nun auslachen und habe den festen Glauben, daß Einwirkungen unsichtbarer Wesen auf uns stattfinden können.

Auf ähnliche Weise kam nach dem Zeugnisse des Hrn. Professors Kapff, die Erscheinung in fünf Nächten auch zu ihm nach Heilbronn. Auch bei ihm kündigte sie sich mehrmals durch einen Ton in das Ohr und durch die bekannten Töne an, und dann auch durch ein kühles Anblasen, bei welchem Prof. Kapff immer einen widrigen Leichengeruch roch. Ebenso kam die Erscheinung auch zu Hrn. Baron von Hügel nach Eschenau. Zu Beiden kam sie ohne Geheiß der Eslinger.

Doch lassen wir diese verschiedenen Zeugenaussagen und eilen zu dem Ende der seltsamen Geschichte. Am 11. Februar wich die Erscheinung von der Eslinger, wie es scheint, auf immer. In den letzten Tagen war dieselbe immer mehr in sie gedrungen, mit ihr zu beten, immer mehr ließ sie auf die Vorstellungen der Eslinger von dem

Schluss Napoleon ab, und die so bunten Bilder an Thüren und Wänden verblassen. Es ist Mitternacht, und Alles ist still. Nur Einzelne schleichen noch, wie Diebe, durch die Gänge. Um vier Uhr Morgens, wo der Erschöpfung oft am empfindlichsten, wird Alles wieder lebendig. Die Kammerdiener und Kammerfrauen, welche die verschiedenen Appartements besorgen, kommen mit Besen, Bürsten, Besteck und Kaffee. Um halb fünf Uhr sind die Gänge wieder vollständig belebt. Um 5 Uhr, in Begleitung seiner Suite, die Garde und Musik, kommt der Kaiser, um die Parade über seine Truppen abzuhalten, und kaum eine halbe Stunde später, ist der ganze Hof wieder versammelt, um der Messe beizuwohnen, welche der Kaiser jeden Sonntag hören will. Um 7 Uhr Morgens ist Alles wieder verschwunden, und die Dienerschaft beginnt ihre Arbeiten, um Alles für den Tag zu ordnen, der allen wieder Arbeit, Lust und Vergnügen bringt.

Um 11 Uhr Morgens ist Alles bereit, um den Empfang der Gesandten, Minister, Senatoren, Staatsräthe, Präfecten, Generäle, Admirale, Bischöfe, Präsidenten und Räthe des Cassationshofes vorzubereiten. Um halb 12 Uhr Mittags versammelt sich Alles im Thronsaal, um den Kaiser zu begrüßen, der sich in Begleitung seiner Suite, der Garde und Musik, dahin begiebt. Nachdem er Alle, oder so viel sein können, mit einem Blick, mit einem Wort, mit einem Lächeln begrüßt hat, begiebt er sich in sein Arbeitszimmer, wo er bis 2 Uhr Nachmittags bleibt. Um 2 Uhr Nachmittags, wenn Alles versammelt ist, begiebt sich der Kaiser in den Speisesaal, wo er mit der Kaiserin, seiner Familie und seinen Hofdamen speist. Nach Beendigung der Tafel, welche 1 Stunde dauert, begiebt sich der Kaiser in den Salon, wo er Kaffee nimmt, und wo Alle, die ihn umgeben, sich versammeln. Um 3 Uhr Nachmittags ist Alles wieder verschwunden, und der Kaiser begiebt sich in sein Arbeitszimmer, wo er bis 5 Uhr bleibt. Um 5 Uhr Nachmittags, wenn Alles wieder versammelt ist, begiebt sich der Kaiser in den Salon, wo er Kaffee nimmt, und wo Alle, die ihn umgeben, sich versammeln. Um halb 6 Uhr ist Alles wieder verschwunden, und der Kaiser begiebt sich in sein Arbeitszimmer, wo er bis 7 Uhr bleibt. Um 7 Uhr Abends, wenn Alles wieder versammelt ist, begiebt sich der Kaiser in den Salon, wo er Kaffee nimmt, und wo Alle, die ihn umgeben, sich versammeln. Um halb 8 Uhr ist Alles wieder verschwunden, und der Kaiser begiebt sich in sein Arbeitszimmer, wo er bis 9 Uhr bleibt. Um 9 Uhr Abends, wenn Alles wieder versammelt ist, begiebt sich der Kaiser in den Salon, wo er Kaffee nimmt, und wo Alle, die ihn umgeben, sich versammeln. Um halb 10 Uhr ist Alles wieder verschwunden, und der Kaiser begiebt sich in sein Arbeitszimmer, wo er bis 11 Uhr bleibt. Um 11 Uhr Abends, wenn Alles wieder versammelt ist, begiebt sich der Kaiser in den Salon, wo er Kaffee nimmt, und wo Alle, die ihn umgeben, sich versammeln. Um halb 12 Uhr ist Alles wieder verschwunden, und der Kaiser begiebt sich in sein Arbeitszimmer, wo er bis 1 Uhr bleibt. Um 1 Uhr Abends, wenn Alles wieder versammelt ist, begiebt sich der Kaiser in den Salon, wo er Kaffee nimmt, und wo Alle, die ihn umgeben, sich versammeln. Um halb 2 Uhr ist Alles wieder verschwunden, und der Kaiser begiebt sich in sein Arbeitszimmer, wo er bis 3 Uhr bleibt. Um 3 Uhr Abends, wenn Alles wieder versammelt ist, begiebt sich der Kaiser in den Salon, wo er Kaffee nimmt, und wo Alle, die ihn umgeben, sich versammeln. Um halb 4 Uhr ist Alles wieder verschwunden, und der Kaiser begiebt sich in sein Arbeitszimmer, wo er bis 5 Uhr bleibt. Um 5 Uhr Abends

[illegible] Mr. Hall, Mr. Hall, Mr. Hall,

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 93. — 3. April 1837.

Justinus Kerner.

(Fortsetzung aus Nr. 92.)

Das Phänomen steht wahrhaftig einzig da in der neuern Geschichte, und wer, auch mit dem reichbegabtesten Verstande, stände nicht verblüfft und staunend davor wie der irrende Ritter vor dem verschlossenen Thor eines Zauberpalastes, das er ohne magische Kraft nicht zu öffnen vermag? Zwar gibt es zwei Wege, sich den ganzen Teufelsspuk auf die leichteste Weise vom Halse zu schaffen: der eine nämlich, mit Hrn. Kerner das Ganze für baare Münze zu nehmen und Alles der Einwirkung eines unseligen und noch nicht zur Ruhe gekommenen Geistes zuzuschreiben; der andere aber, Alles für eitel Betrug und Lüge zu erklären. Allein um dem erstern zu folgen, thut uns der gesunde Menschenverstand Einsprache und hindert uns die Scheu vor ägyptischer Finsterniß; den andern aber verleitet uns die ganze Form der Untersuchung, die, wenn sie auch im Einzelnen Manches zu wünschen übrig läßt, doch im Ganzen das Gepräge der amtlichen trägt, sowie das Zeugniß vieler, zum Theil anerkannt achtbarer und unbefangener Personen. Das Ableugnen und Verwerfen von Erscheinungen blos deshalb, weil sie isolirt dastehen, und weil wir sie nicht den bekannten Gesetzen der Natur anpassen können, ist bloßer Nothbehelf der Bequemlichkeit und Selbstgenügsamkeit; es dient auch nur so lange, bis uns wohlbegründete Thatsachen über den Kopf wachsen und sich nicht mehr abweisen lassen. Gar Manches, was man in frühern Zeiten für Trug und Märchen gehalten, hat sich in der Folge der Zeit als wahr erwiesen und erscheint wenigstens dem prüfenden Verstande nicht mehr als fremd, ja, für gar Manches hat er sich wenigstens eine nothdürftige Erklärung zusammengebraut und ist eitel genug, zu glauben, den Grund davon erfaßt zu haben, obschon er im Grunde weiter nichts gethan hat, als ihn einem andern Etwas zugeschoben zu haben, was für ihn ebenso unerklärlich ist als Das, was er erklärt zu haben vermeint. Sehr wahr sagt daher Lichtenberg:

Ich bin so sehr überzeugt, daß wir von dem uns Begreiflichen so viel als nichts wissen, und wie viel mag noch zurück sein, das unsere Gehirnfibern gar nicht darbilden können! Bescheidenheit und Behutsamkeit in der Philosophie, zumal in der Psychologie, geziemt uns vorzüglich.

Uns dünkt, dies finde seine vollkommene Anwendung auf unser merkwürdiges Ereigniß zu Weinsberg. Leugnen wollen wir es nicht, weil wir es nicht begreifen, auch würde es noch zu früh sein, davon eine Erklärung zu wagen; aber die Zeit wird sicher den Schleier lüften, der es umhüllt. Irren wir nicht, so ist das Terrain, auf dem das ganze wunderbare Phänomen spielt, ein noch gänzlich unbekanntes, psychologisch-physisches, und die Psychologen und Physiker werden sich bei Erforschung desselben in dieses Terrain zu theilen haben. Schon jetzt zeigen sich uns in demselben einige Anknüpfungspunkte mit andern bekannten physischen und psychologischen Erscheinungen, die wir nicht außer Acht zu lassen bitten.

Besonders auffallend ist die Verwandtschaft mancher Erscheinungen mit denen der Elektricität, so die Empfindung wie von Ameisenlaufen, welche mehre Personen fühlten, die Töne, vergleichbar den Entladungen einer leidener Flasche, das Wehen eines kalten Windes, die eigenthümliche Helle, die phosphorescirenden Sternchen u. s. w. Obwol wir nun bisjetzt nicht zu erklären im Stande sind, wie dergleichen Erscheinungen als reine Erzeugnisse animaler Elektricität ohne Zuthun von Maschinen und leidener Flaschen entstehen, so finden wir doch schon ähnliche Vorgänge von andern Beobachtern aufgezeichnet, und es liegt eben nichts Ungereimtes in der Annahme, daß es eigenthümlich organisirte Menschen gebe, bei denen eine solche ungewöhnliche Elektricitätsentwickelung stattfindet, daß sie auch für Andere sichtbar und fühlbar wird. Bekannt ist es, daß bei manchen Menschen Funken ausströmen, wenn sie ihr Haar im Finstern kämmen, und Ref. kannte selbst einen jungen Mann, bei dem, wenn er seine Fingerglieder bewegte, ein Knistern gehört wurde, ganz dem ähnlich, wie wenn man Funken aus dem Conductor einer Elektrisirmaschine zieht, ein Knistern, das nach einiger Zeit wieder aufhörte, wenn auch der Mann fortfuhr, die Finger zu bewegen. Nach Wolfart („Jahrbücher", Bd. 1, St. 2, S. 246) strömten von dem Magnetiseur, wenn er Andere berührte, auch dem wachenden Menschen sichtbare Funken unter dem Gefühl einer elektrischen Erschütterung aus, und bei Strombeck's Somnambule (S. 58) fühlte die für sie ein bestimmtes von ihr gefodertes Maß Getränk abmessende Person jedesmal einen elektrischen Schlag in dem Arme, sobald das Maß voll war. Bei einer an heftigen Krämpfen leidenden Per-

ſon (ſ. Hufeland's „Journal der prakt. Heilkunde", Bd 5, St. 4, S. 841) hörte man, während ſie wahrſcheinlich im ſomnambulen Schlafe lag und ihr Hände und Beine zu zittern anfingen, ein deutliches Klopfen in drei Schlägen, grade ſo, als wenn Jemand mit dem umgekehrten Finger an die Bettſponde ſchlüge. Dies Klopfen geſchah oft in drei Schlägen ſchnell hintereinander, aber auch oft in langen Abſätzen. Drei Schläge erfolgten aber immer. Das Bette, worin die Patientin lag, ſtand an einer Wand, die an eine ziemlich weite und ganz zu überſehende Kammer grenzte, war durch eine Leiſte am Fußboden einen guten Zoll davon entfernt; deſſenungeachtet konnte man das Klopfen beim erſten Anfange in der Kammer weit deutlicher hören als im Zimmer ſelbſt; denn es fing leiſe an und endigte lauter. So wenig die Patientin von allen äußern Eindrücken in dieſem ekſtatiſchen Schlafe empfand, und ſo laut man an das Bette klopfen konnte, ohne daß ſie etwas davon zu fühlen ſchien, ſo wurde ſie gleich bei dieſem Klopfen unruhig. Beim erſten Anfange pflegte ſie gemeiniglich „Herein" zu rufen, weil ſie vielleicht die Idee eines Fremden damit verbinden mochte, der an der Thüre klopfte. Wurde es aber ſtärker, ſo ſprang ſie auf, wollte fort, und es gehörte die Kraft zweier ſtarker Menſchen dazu, ſie zu halten. Dann folgten alle möglichen Arten von Krämpfen aufeinander. Dies dauerte mit dem Klopfen bis gegen Morgen, und nachher bis 12 oder 1 Uhr fort. Sie hörte daſſelbe ſehr oft und ſehr laut, ſelbſt außer ihrem Körper, wenn ſie, einige Mattigkeit ausgenommen, ſehr wohl und völlig bei Sinnen war, und mehre Perſonen waren dabei zugegen, die es alle ſehr deutlich hörten. Einmal ſchlug es ſehr lebhaft in drei Abſätzen dreimal an zwei Thüren, die in ihr Zimmer gingen, faſt zu gleicher Zeit, und dies war an einem guten Tage, wo man ihre baldige Geneſung hoffte. Ihr Arzt hielt ſie während der Anfälle mit vieler Mühe auf ſeinem Schooſe und hörte auch da das Klopfen ſehr deutlich hinter ſeinem Rücken am Stuhle. Derſelbe machte alle möglichen Verſuche, veränderte die Zimmer, legte die Kranke in eine Hängematte, woraus alles Holz genommen war, es blieb immer daſſelbe. Er ließ ſie im Sommer auf dem Lande wohnen; aber auch da hörte er einige Male das Klopfen. Einmal war es da ſo ſtark, daß man hätte glauben ſollen, es ſchlüge Jemand mit einem Beile aus allen Kräften an die Sponde. Diesmal waren aber die Krämpfe auch ſehr heftig. Die Kranke hatte es ſchon an guten Tagen unter ihrem Arme, den ſie von ungefähr in die Fenſterbank gelegt hatte, klopfen hören.

Wenn nun auch zur Erklärung aller dieſer Vorgänge unſere phyſikaliſchen Kenntniſſe bisjetzt nicht ausreichen, ſo dünkt uns doch, es gehe daraus mit ziemlicher Gewißheit hervor, daß es organiſch-elektriſche Zuſtände gebe, in denen der Menſch auch gegen ſeinen Willen Erſcheinungen aus ſich hervorbringen könne, die auch den Sinnen Anderer ſichtbar, hörbar und fühlbar werden. Wir würden freilich, erhübe ſich anders dieſer Satz zum Erfahrungsſatz, noch immer nicht viel gewonnen haben, denn von den eben erwähnten Phänomenen iſt immer noch ein weiter Weg bis zur Erklärung der Geiſtererſcheinungen, wie ſie uns die Geſchichte der Eslinger vor Augen ſtellt; allein wir haben wenigſtens ſo viel damit gewonnen, daß wir ſie auf den Boden der organiſchen Phyſik gezogen haben, dem ſie unbezweifelt angehört, und uns dabei die Irrgänge auf dem Gebiete der Myſtik erſparen. Übrigens iſt ja die Erzeugung eines elektriſchen Funkens, einer Erſchütterung, eines Schlages an die Bettſponde, ohne phyſikaliſche Hülfsmittel, ein ebenſo großes Problem als die eines Schattens, eines phosphoreſcirenden Lichtes und alles des zauberhaften Spukes, wie es in der Geſchichte der Eslinger vorkommt, und hätten wir nur einmal den Schlüſſel zu den erſtern Erſcheinungen gefunden, ſo würde er hoffentlich auch zu dem Schloſſe paſſen, das vor der letztern liegt. Denken wir uns vollends die ganze romanhafte Geſchichte der Eslinger von einem Geiſte, der erlöſt ſein will — eine Geſchichte, die ja lediglich nur auf ihrer Ausſage beruht —, hinweg, ſo bleibt davon nichts übrig als jene eigenthümlichen Sinneseindrücke auf Geſicht, Gehör, Gefühl, Geruch, wie ſie gar wohl aus einem eigens organiſirten, mit einem hohen Grade von organiſcher Elektricität begabten Körper erzeugt und auf Andere übergetragen werden können. Es ergäbe ſich dann für den Menſchen ein Vermögen, gleich dem des Zitteraals, elektriſche Wirkungen aus ſich heraus auch auf Andere zu übertragen. Wir wünſchten wol zu wiſſen, was ſich ergeben haben würde, hätte man die Eslinger auf einen Iſolirſchemel geſetzt.

In die Realität jener ganzen Geſchichte aber müſſen wir große Zweifel ſetzen. Sie gleicht, wenn wir ſie mit vielen bekannten Geſchichten von Somnambulen in Parallele ſtellen, dieſen wie ein Ei dem andern, nur mit dem Unterſchiede, daß, während dort die Somnambule von dem Geiſte erlöſt, d. h. von geiſtigen und körperlichen Gebrechen gereinigt, hier der Geiſt von der Kranken erlöſt und entſühnt wird. Hier wie dort geſchieht die Entſühnung vorzugsweiſe durch Faſten und Gebet, erſcheint der Geiſt periodiſch in Lichtgeſtalt, unterwirft ſich der Wille der Kranken dem des Geiſtes, ſteigert ſich das Vermögen des innern Schauens allmälig zu höhern Graden, bezeichnet der Geiſt Ort und Stunde zur Vollziehung irgend einer Handlung, mit der das Drama gewöhnlich ſein Ende erreicht. Doch wir würden uns hier zu weit von unſerm Ziele entfernen, wollten wir dieſe Vergleichung weiter fortſetzen, ein Blick in die bekannten Werke über den thieriſchen Magnetismus kann aber jeden unkundigen Leſer von der Richtigkeit derſelben überzeugen.

Hier tritt uns nun Hr. Dr. Kerner mit der Einwendung entgegen, daß an der Eslinger nie ein magnetiſcher Schlaf und am allerwenigſten eine magnetiſche Ekſtaſe, in der ſie bewegungslos gelegen wäre, ja nicht einmal ein Krampfanfall bemerkt worden ſei; ſie ſelbſt habe behauptet, nie mit einer Krankheit behaftet geweſen zu ſein. Allein über den frühern Geſundheitszuſtand derſelben, und namentlich zu der Zeit, wo in ihr jenes innere Schauen erwachte, fehlen alle Beobachtungen, und ihre eigne Behauptung, daß ſie immer geſund geweſen, kann wenig-

stens dem Arzte nicht genügen. Ja, wir können es Hrn. Kerner nur als eine große Übereilung anrechnen, daß er während des ganzen Vorganges über ihrer psychischen Seite ihre physische ganz vergißt und auch mit keiner Sylbe erwähnt, wie ihre organischen Verrichtungen, vorzüglich die der Generationsorgane beschaffen gewesen sind. Kaum läßt sich denken, daß dieselben bei einer Frau, die so viele Nächte ohne Schlaf im Gebet und Fasten zubringt und noch obendrein auf zwiefache Weise durch die weltliche Strafe und durch die nächtlichen Erscheinungen geängstigt wird, ungestört geblieben sein sollten. Ferner deuten die Halskrämpfe und die Erstickungsanfälle, die sie öfter auf die Berührung des Geistes bekam, deutlich genug auf einen krankhaften Zustand hin. Angenommen aber auch, daß sonst keine krankhaften Erscheinungen wahrgenommen worden wären, kann das Vermögen, Geister zu sehen, nicht an und für sich ein krankhafter Zustand sein? Sind Dr. Wezel in Leipzig, der so oft den Geist seiner Frau sah, der englische Maler Black, dem die Geister alter Helden erschienen, mit denen er conversirte, die er abmalte u. s. w., und viele andere Geisterseher der Art keine Kranke gewesen? Aber der Verf. gibt uns zu bedenken, daß viele Erfahrungen gleicher Art (von gleichen Lichterscheinungen, Tönen, Empfindungen u. s. w.) vorhanden seien, wo gar keine Mittelsperson, von der das Phänomen ausgehen konnte, aufzufinden ist, wo derlei Jahre lang in Häusern von den verschiedensten Bewohnern beobachtet wurde, ohne daß da eine magnetische oder andere Person von beweglichem Nervengeiste hätte im Spiel sein können, die vermögend gewesen wäre, all dies aus sich zu erzeugen. Indessen fragt sich hier nun wieder, ob die Menschen, die dergleichen Erfahrungen machten, gesund waren. Auch ist es uns sehr wahrscheinlich, daß es bisjetzt noch unbekannte Stoffe in der Natur gibt, die bei manchen Menschen Visionen zu erzeugen fähig sind. Uns fällt dabei die sonderbare Geschichte ein, wo eine Anzahl französischer Truppen, die wegen des Mangels an Raum in eine Kirche (wir glauben in Spanien) einquartirt worden waren, des Nachts plötzlich Alle aus dem Schlafe aufsprangen, weil ihnen die Geister keine Ruhe ließen. Auch gehören hierher die Incubationen der Alten, die Hexensalben, die Räucherungen u. s. w. Benvenuto Cellini erzählt in seiner Lebensgeschichte, daß er bei einer Teufelsbeschwörung zugegen gewesen, die ein sicilischer Geistlicher eines Nachts im Coliseum zu Rom unternommen habe. Unter den Beschwörungen, welche über 1½ Stunden dauerten, wurde stetig mit asa foetida und „mit kostbarem, auch mit bösem Rauchwerke" geräuchert. Darauf erschienen viele Hundert Legionen Teufel, welche das ganze Coliseum füllten und auf Befragen von kommenden Dingen durch den Beschwörer Antwort gaben. Ein Knabe, der mit zugegen, hatte die gräßlichsten Visionen. Als sie endlich gegen den Morgen aus dem Zauberkreise traten, sahen zwar die Erwachsenen keine Teufel mehr; aber den Knaben verfolgten zwei Riesen von denen, die er schon im Coliseum gesehen, bis sie nach Hause kamen. Die folgende Nacht träumten sie Alle von Teufeln.

Wir wollen nun zwar keineswegs behaupten, daß bei der Eslinger dergleichen Räucherungen im Spiele gewesen seien, da sich diese wol dem Geruchsinne der mit ihr im Gefängniß eingeschlossenen Personen auf andere Weise verrathen haben würden als durch einen momentanen Modergeruch; aber konnte sie, „die sich früher in betrügerische Schatzgräberhändel eingelassen", nicht dennoch im Besitz von Mitteln sein, mit Hülfe deren sie in sich selbst das Vermögen, Geister zu sehen, hervorrief, ein Vermögen, das sich dann auch auf Andere übertrug?

Herr Kerner sträubt sich sehr gegen die Annahme, daß jene Erscheinungen von der Eslinger ausgegangen seien, und meint, daß, wenn sie von ihrem Willen abhängig gewesen wären, sie sie ganz ad libitum da oder dort hätte hinsenden können, so hätte sie dieselben gewiß vor allen andern Personen zu denjenigen gesendet, die sie damit zum Nutzen in ihrer Schatzgräbergeschichte hätte täuschen und hinters Licht führen können, und hätte sie auch noch nachher, zu Gunsten ihres Processes, solchen zugesendet. Allein wenn man auch das Letztere zuzugestehen genöthigt ist, da ja das Phänomen auch zu Personen kam, die sie gar nicht kannte, so ist doch das Erste damit noch nicht erwiesen. Am wenigsten möchten wir daraus folgern, daß jenes Phänomen für sich als eine objective Realität mit eignem Willen bestand.

Daß die Gesammtheit der Erscheinungen von der Eslinger, als ihrem Focus ausstrahlte, geht schon daraus hervor, daß sie erst von ihrem Erscheinen in dem Gefängniß zu Weinsberg auftraten und mit ihrem Austritt verschwanden. Mit Ausnahme weniger Personen standen aber auch alle übrigen in näherm oder entfernterm Rapport mit ihr, und von diesen ist es erwiesen, daß sie mehren von ihnen willkürlich das Phänomen zuschickte. Hing aber auch dieses nicht jedesmal von ihrem Willen ab, so geht doch aus mehren Beobachtungen unwidersprechlich hervor, daß es sowol bei ihr als bei Andern kein wirkliches Sehen, Hören, Fühlen u. s. w. war, wodurch es sich ihren Sinnen kund gab, mit einem Worte; daß es keine Realität hatte, sondern nur, gleich dem Funkensehen in der Dunkelheit oder den Traumbildern in ihrem Gehirn existirte. Die Frau sagt selbst (S. 15): „daß sie die Erscheinung auch bei geschlossenen Augen sehe", oder wie Kerner hinzufügt, „also hauptsächlich durch ein inneres magnetisches Schauen, was bei allem Sehen von solchen Dingen wahrscheinlich stattfinde" (also doch Magnetismus? Haben etwa die Schutzgeister und andere Erscheinungen, welche Somnambulen in ihrem Schlafe zu sehen vorgeben, auch Realität?); sie sagt ferner (S. 26): „es sei ihr sonderbar, daß jedesmal, ehe der Geist wieder zu sprechen anfange, sie zum voraus fühle, daß er jetzt sprechen werde" (also ein Hören ohne mechanisches Ohr von Etwas, was doch Realität hat?). Mehr als alles Andere sprechen folgende Beobachtungen für diese unsere Meinung:

Symbolisch und voraussagend, gleichsam als zweites Gesicht, figurirte der Geist vor der Eslinger auch oft noch lebende Personen, die er dann mit sich vor das Schauen derselben, wie sie leibten und lebten, brachte, z. B. den Herrn Oberamtsrichter Heyd, Hrn. Kerner u. s. w., eine Erscheinung, die auch der Mitgefangenen F. zugleich mit dem Geiste sichtbar wurde.

S. 41:

Als später zur Beobachtung der Eslinger mehre der in diesen Actenstücken angeführte Herren in ihr Gefängniß kamen, behauptete sie, dieselben schon früher durch solche ihr vom Geist gemachte Figurirungen vorausgesehen zu haben, und verwunderte sich, die gleichen Gestalten jetzt in Wirklichkeit zu sehen.

In der That, man muß sich wundern, wie hier die Geisterseherin, wie ihr Advocatus diaboli so ganz aus ihrer Rolle fallen. Die Erstere sieht mit gleicher Fertigkeit, neben ihrem längst entschlafenen Geiste, auch lebende, ihr bekannte und unbekannte Personen, und der Letztere schiebt diese bedeutungsvolle Erscheinung als unwesentlich bei der ganzen Sache, mit den Worten: symbolisch, zweites Gesicht, bei Seite, während er dem unverschämten Geistesgesellen, als einer realen Person, willig und mit dem gehörigen Respect Thür und Thor öffnet. Uns bedünkt, daß, wenn sich auch nichts Anderes weiter gegen die ganze Sache sagen ließe, schon diese Beobachtungen hinreichend wären, um dem Ereigniß, als reale Erscheinung, den Todesstoß zu versetzen.

Endlich spricht auch der Umstand, daß einige Personen das Phänomen sahen, hörten u. s. w., andere dagegen nicht, dafür, daß es an sich keine Realität hatte; denn was auch Hr. Kerner dagegen einwenden möge, z. B. daß zum völligen Schauen einer solchen Erscheinung auch das Vermögen des Eintretenkönnens eines völligen Rapports mit ihr gehöre, und daß ein solches Vermögen nur Menschen besitzen, die von Natur die Gabe des innern Schauens haben, so sind wir doch der festen Überzeugung, daß Etwas, was überhaupt so qualificirt ist, daß es von einem Menschen gesehen, gehört u. s. w. werden kann, auch von dem andern gesehen, gehört u. s. w. werden müsse, wenn er anders gesunde Sinne hat. Denn sind die Sinnenwahrnehmungen, auf welchen doch die ganze Realität des Phänomens beruht und beruhen soll, selbst noch dem Zweifel unterworfen, was bürgt uns dann für die Wahrheit der ganzen Erscheinung? Wir sind eher geneigt anzunehmen, daß sich von der Seherin aus nach verschiedenen Radien hin eine bestimmte Sphäre der Wirksamkeit bilde, und daß nur Diejenigen, welche zu diesem Kreise gehören, d. h. die erforderliche Receptivität zur Aufnahme des geistigen Contagiums haben, auch davon afficirt werden, grade wie dies auch bei andern Ansteckungsstoffen der Fall ist. Wir glauben nicht, daß diejenigen Personen, die das sonderbare Phänomen auf irgend eine Weise wahrnehmen, deshalb von Natur die Gabe des innern Schauens haben müssen, sondern nur die nöthige Empfänglichkeit für geistige Ansteckung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Dorfmagnat. Ein schweizerisches Gemälde aus der neuern Zeit von Dr. v. Werd. St.-Gallen, Wartmann und Scheitlin. 1836. Gr. 8. 8 Gr.

Eine Broschüre von 72 Seiten, die ihren Ursprung den neuesten Wirren in der Schweiz verdankt, schwerlich aber dazu beitragen wird, dieselben zu lösen. Der Verf. hat versucht, Das, was ihm — und zwar mit Recht — am Treiben der Gegenwart in seinem Vaterlande missiel, in einer Art von Novelle oder Erzählung humoristisch-satirisch darzustellen, doch ist ihm das nicht besonders gelungen. Am Schlusse sagt er hierüber selbst: „Sollte sich Einer, der alles Vorige durchgelesen hat, gelangweilt haben, so ist es mir freilich in der Seele leid; aber ich kann Niemanden verargen, was mir mehre Male während dem Schreiben selbst begegnet ist.“ Ein solches Erkennen findet man nicht oft in Israel und ist dasselbe schon deshalb rühmenswerth. Über seine Absicht bei Herausgabe der Broschüre sagt er noch außerdem: „Sie ging dahin, einige Züge, aufgefaßt in der Physiognomie der Zeit, in einzelne Gemälde auszumalen. Diese Gemälde wären Zeitungsartikel geworden, wenn in unsern Zeitungen für andere Gegenstände Raum wäre als für die Tagespolemik.“ Hierauf könnte man bemerken: der Raum der Zeitungen ist allerdings auch nur für die Tagesereignisse mit ihrer Polemik bestimmt, zu andern Reflexionen gibt es Blätter übergenug, überhaupt aber dürfte es vielleicht ein ganzes Stück besser um uns und unsere Zeit stehen, wenn statt dem vielen Reden und Demonstriren, mehr gehandelt und wahrhaft gethan würde. 15.

Notizen.

Die Statistik von Paris vom J. 1835 lehrt, daß in diesem Jahre eheliche 9637 Knaben und 9207 Mädchen in Privatwohnungen geboren wurden. Die Zahl der außerehelichen betrug in Privathäusern 2747 Knaben und 2669 Mädchen. In den Spitälern wurden im Ganzen 517 eheliche Kinder, dagegen aber 4444 uneheliche geboren. Welch ungeheurer Contrast! Die Zahl der unehelichen Geburten betrug mithin in der Hauptstadt der Welt über ein Drittheil von der Zahl der Geburten überhaupt. 2459 dieser unehelichen Kinder wurden von den Vätern anerkannt. Die Totalsumme der in der Morgue ausgestellten Leichname betrug 226 männlichen und 42 (!) weiblichen Geschlechts. Die Totalsumme der Geburten 29,792, der Verstorbenen 24,792, also ein Plus der ersteren von 5000. Durch ganz Frankreich gerechnet, ergibt sich für 1835 eine Zunahme der Bevölkerung von 166,338 Seelen. — Hiernächst wollen wir noch bemerken, daß die Pariser in demselben Jahre für 1,120,562 Francs Austern consumirt haben.

Der londoner Buchhändler-Unterstützungsverein, worüber wir in Nr. 63 d. Bl. bereits eine Notiz gaben, hat nunmehr seine Chargirten und Beamten gewählt, die für die Jahresversammlung von 1838 in Function treten. Die Liste derselben ist folgende: Präsident: E. Orme. Acht Vicepräsidenten: Colburn, Duncan, Longman, Murray, John Nicles, Newman, R. Saunders, T. Tegg. Sechs Honorar-Vicepräsidenten: Bonsor, Clowes, Clement, Dickinson, Gardiner, Spottiswood. Vier Curatoren: Der Lordmayor von London, E. Hodgson, J. Nisbet, Richardson. Ein Schatzmeister: T. Brown. Drei Auditoren: Burnside, Eden, Nattali. Siebenundzwanzig Directoren: Bagster u. s. w. Ein wahrhaft enormes Personal! Acht Vicepräsidenten sind wirklich unerhört in der Geschichte des europäischen Präsidentenwesens. Bei dieser ungeheuern Vorsicht läßt es sich beinahe aprioristisch bestimmen, daß es dieser Buchhändlercorporation und ihren Meetings nie an einem Präsidium fehlen wird. Siebenundzwanzig Directoren! Wir sind der Meinung, daß, selbst wenn die projectirte Universalmonarchie Napoleon's zu Stande gekommen wäre, er für seine sämmtlichen Provinzen nicht 27 Directoren gebraucht haben würde.

Das schätzbare Werk des Prof. Lorenz (ehemals in Halle, gegenwärtig in Petersburg): „Leben Alcuin's“, ist von Mistreß Slee ins Englische übersetzt. Die Revision dieser wohlgelungenen Übersetzung ist besorgt von Mr. Tiarks, Prediger der deutsch-protestantischen Gemeine in London, einem gelehrten und sachverständigen Manne, der auch Verfasser mehrer schätzenswerther Erziehungsschriften ist. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 94. — 4. April 1837.

Justinus Kerner.

(Fortsetzung aus Nr. 93.)

Trotzdem daß Hr. Kerner eine solche Ansteckung nicht gelten lassen will und dagegen besonders die Beobachtungen geltendmacht, wo dieses Phänomen auch in Häuser und zu Menschen kam, die die Eslinger, an der es haftete, nie sahen, mit ihr in keine Berührung kamen, müssen wir doch dabei stehen bleiben. Nehmen wir auch hier wieder analoge Erscheinungen zu Hülfe. Jung Stilling erzählt („Theorie der Geisterkunde", S. 78), ein Amerikaner habe die Fähigkeit besessen, willkürlich, während sein Körper wie der eines Todten lag, sich in entfernte Gegenden zu versetzen und dort befindlichen Menschen in der Gestalt seines Körpers zu erscheinen. Die Frau eines Schiffscapitains, deren Mann nach England gesegelt war und über die Zeit ausblieb, ersuchte, hierüber bekümmert, diesen Seher, ihr zu sagen, wo ihr Mann sei. Er ging in ein Nebenzimmer, fiel hier in den angegebenen Zustand und berichtete, nachdem er zurückgekommen, er habe ihren Mann in London gesprochen und dessen baldige Rückkehr erfahren. Als dies geschehen, traf der Schiffscapitain zufällig den Seher an einem dritten Orte und erkannte in ihm Denjenigen, mit welchem er genau zu jener Zeit, als der Seher der Frau desselben Nachricht gegeben, in London gesprochen hatte. Auf gleiche Weise erschien die hellsehende Auguste Müller (s. Dr. Meier's „Höchst merkwürdige Geschichte der magnetisch hellsehenden A. Müller", S. 95) ihrer entfernten Freundin. Van Ghert's, Lehmann's, Kieser's und Anderer Somnambulen steckten fast alle sich ihnen nähernde und für die magnetische Kraft besonders empfängliche Menschen an. Der somnambule Anton Arst erzeugte in seinen Gespielen durch seine bloße Nähe dasselbe Phantasiebild, welches ihm erschien (Kieser's „System des Tellurismus", Bd. 2, S. 213). Berührt ein Seher auf den schottischen Inseln im Augenblicke des zweiten Gesichts einen Andern, so entsteht dasselbe Gesicht auch in diesem, ebenso in einzelnen Fällen bei Thieren, und zwar vorzüglich Hausthieren, Kühen, Pferden, Hunden, Störchen. Ferner gehören hierher die verschiedenen, tief in dem Glauben des Volkes haftenden und durch keine Philosophie wegzuraisonnirenden Ahnungen, Anzeichen und Vorbedeutungen, die Geschichte der Convulsionnairs am Grabe des Abt Paris, Wesermann's Traumerzeugungsgabe u. s. w.

Alle diese Beobachtungen sprechen für die Möglichkeit einer Übertragung und Mittheilung des geistigen Ansteckungsstoffes auf Andere. Wie weit sich die Wirkungssphäre desselben erstrecke, und ob er nicht auch in distans wirken könne, wissen wir nicht; wissen wir es doch von andern handgreiflichern Ansteckungsstoffen nicht. Indessen dürfen wir aber auch bei einer solchen actio in distans an einer Vermittelung der Ansteckung nicht zweifeln, wenngleich uns die Mittelglieder der Kette unbekannt sind. So z. B. hatte zwar die Seherin Eslinger den Landschaftsmaler Dörr von Heilbron nie gesehen, stand sie aber nicht mittelbar durch Hrn. Kerner und die mit ihm gekommenen und im Gefängniß zurückgebliebenen Freunde mit ihm in geistigem Rapport? und wird dies nicht auch bei Andern der Fall gewesen sein, denen sich der vermeintliche Geist sichtbar oder hörbar machte?

Wir fühlen wol, daß wir durch alle diese unsere Bemerkungen den Schleier, in den diese sonderbare Geschichte gehüllt ist, nicht weggenommen, vielmehr zur Erklärung derselben Phänomene zu Hülfe genommen haben, die selbst noch der Erklärung bedürfen und als ebenso große Naturgeheimnisse vor uns stehen; indessen haben wir auch damit nichts weiter beabsichtigt, als diejenigen unserer Leser, die Sinn für dergleichen Studien haben und das Ganze nicht mit den flüchtigen Worten: Betrug, Aberglauben, unter die Füße treten, auf das geheime Band aufmerksam zu machen, welches alle diese seltsamen Naturerscheinungen der höhern Psyche umschlingt, und sie zu weitern Forschungen anzuregen. Zugleich haben wir uns alle mystische, in das finstere Gebiet des Aberglaubens führende Deutung des Phänomens vom Halse schaffen wollen, denn wenn wir auch an die Möglichkeit von Geistererscheinungen glauben, so glauben wir doch an keine Geister als reale Wesen und hoffen, wenn sich Physik und Psychologie dieser Angelegenheit mit Ernst annehmen, dereinst vielleicht noch die Lösung des großen Räthsels zu erleben.

Hr. Kerner verdient schon jetzt unsern aufrichtigen Dank für seine Forschungen in diesem dunkeln Gebiete des Wissens. Möge er darin rüstig fortschreiten, aber ruhig und besonnen, wie es dem wahren Naturforscher geziemt, ohne vorgefaßte Meinungen und ohne mystisch-religiöse Einmischung.

In der Schrift Nr. 2 behandelt Hr. Kerner einen nicht weniger interessanten, aber auch ebenso dunkeln, allen

bisjetzt bekannten psychologischen Gesetzen widerstrebenden Gegenstand, den er früher schon in einer ausführlichern Schrift: „Geschichte Besessener neuerer Zeit", zur Veröffentlichung gebracht hat. Auch dieser Gegenstand gehört der Nachtseite der Natur an und sieht gespensterhaft herein in das jetzige erleuchtete Zeitalter, als wollte er sich neckend und höhnend über seine eingebildete Weisheit lustig machen. Der Verf. fand, daß es viele Leiden, besonders unter dem Volke, gibt, die der rationelle Arzt bei der besten Folgsamkeit seiner Kranken nicht zu heilen fähig ist, die aber nachher oft sehr schnell von Schäfern, Kleemeistern (!) u. s. w. geheilt werden. Es waren dies immer Leiden, die magnetischen Charakter an sich trugen, und zwar meistens dämonisch-magnetischen; das Volk heißt sie unnatürliche Krankheiten, die nur auf magnetischem Wege (magisch-magnetischem), nicht aber durch Medicamente der Apotheken geheilt werden können. Die Zahl dieser magnetischen Leiden ist ungemein groß, bei der magischen Heilungsweise derselben aber ein großes Hinderniß, daß der Arzt zugleich auch die Arznei sein muß, die Natur aber nicht Jedem gegeben hat, hier die Arznei sein zu können. Es ist dazu psychische Kraft des Glaubens in Verbindung mit organischer Kraft erfoderlich, und oft besitzt ein Mensch die erstere Kraft, er hat aber nicht die letztere, und umgekehrt. Einfache schlichte Glaubensmänner, die dem Evangelium und dem Namen des Herrn unbedingt vertrauen, und die dabei noch, angeboren, eine besondere organische Kraft besitzen, können in solchen Übeln einzig zur Arznei werden, während Hochgelehrte, die an Alles das Maß des Verstandes, der Exegese und Kritik legen, in ihnen nicht einmal die Wirksamkeit eines Brotkügelchens zeigen und eben daher dann auch an solche Leiden und an solche Arznei nicht glauben. Der Verf. hat gefunden, daß hauptsächlich ein dämonisch-magnetisches Leiden, das wir schon durch das Neue Testament kennen lernten, das aber auch sonst im Alterthume sehr bekannt war, als eines der häufigsten magisch-magnetischen Leiden, noch durchaus und völlig so vorkommt, wie es die Bibel beschreibt und wie es auch in den exorcistischen Schriften des vorigen Jahrhunderts angegeben ist, nämlich das Besessensein. Es wurde nur bisher verkannt und meistens mit Manie und Epilepsie verwechselt.

Wie bei den Agathomagnetischen (Gutmagnetischen) die Übernatur im Menschen hervortritt und sich in solchen schon durch die Mienen ein guter Geist vorherrschend zeigt, und wie sie alle in ihren Krisen von einer Verbindung mit guten Geistern, von Seligen, die sie zu Führern haben, sprechen, auch in sich nur Heiliges, Göttliches entwickeln, so tritt bei diesen Dämonischmagnetischen die Unnatur hervor, teuflisches Besessensein, Fluch und Spott gegen alles Göttliche und Heilige, und spricht schon aus ihren Mienen das Vorherrschen einer teuflischen Gewalt in ihnen. Man hat in Erkennung und Behandlung dieses Leidens in neuerer Zeit damit sehr gefehlt, daß man den entschieden magnetischen Charakter, den dieses Leiden hat und den die Manie und Epilepsie nicht haben, so sehr aus den Augen setzte. Jahrelang hält es sich oft in Individuen unter der oder jener Maske von Schmerz und Peinigung versteckt und äfft den rationellen Arzt, indem es bei allen seinen Arzneien ganz vergnüglich im Menschen sitzen bleibt, durch eine einzige magisch-magnetische Behandlung und Berührung aber sich der versteckte Dämon kund geben muß. So kann z. B. ein so besessenes Individuum jahrelang nur mit Schmerzen in irgend einem Gliede, in den Füßen, oder im Kopfe, im Leibe, mit oder ohne sichtbare Krämpfe, behaftet sein, es kann von Zeit zu Zeit wirkliche Krämpfe, Aufblähungen des Bauches, Verdrehungen der Glieder haben, Anfälle, die der Epilepsie sehr ähnlich sind.

Ein Hauptmittel, das diesen geistigen Bandwurm im Menschen unruhig macht und ihn zu erkennen gibt, ist die Magie des Gebets. Wendet sich ein solcher Leidender zum Gebete, so wird er bemerken, daß er dieses nur schwer zu thun fähig ist, daß etwas aus seinem Leibe dagegen anstrebt und dabei sich all der Jammer seines Leibes, z. B. Aufblähung des Bauches, Schmerzen, Krämpfe und sonstige Anfälle vermehren. Ja, nur bei dem Gedanken an Gott und bei Nennung des Namens Jesu ist dies der Fall. An diesem wird dann der Arzt hauptsächlich ein dämonisch-magnetisches Leiden erkennen. Auch dadurch wird es oft erkannt, daß in solchen Menschen, die zugleich mit Krämpfen, Aufblähungen des Bauches u. s. w. behaftet sind, bei diesen Leiden oft Gedanken aufsteigen, die sonst ihrer psychischen Individualität ganz fremd sind, dämonische, böse Gedanken, wobei sie selbst oft denken müssen, sie kommen nicht von ihnen, und die sie auch oft nur mit innerer Anstrengung so zurückhalten können, daß sie sich nicht durch die Sprache kund geben. Ergreift man nun jene Heilungsweise, so wird der Dämon meistens zum Sprechen gezwungen und offenbart selbst, daß er es sei, der schon jahrelang im Menschen da oder dort seinen Sitz genommen und ihm die oder jene Leiden verursacht habe. Er klagt, daß er gezwungen worden, sich zu offenbaren, als eigne Individualität zu reden, und bittet dann oft um Frist in einem Körper, in dem es ihm wohler sei als draußen, wo er keinen Körper mehr habe.

Wie bei den Agathomagnetischen, sind sie nicht Ideosomnambule, erst auf die magnetische Manipulation der gute Dämon in ihnen, z. B. als Führer (gemeiniglich ein selig Verstorbener), zum innern Sprechen gebracht wird, so geschieht auch bei solchen Dämonisch-magnetischen, daß manchmal erst auf die magisch-magnetische Manipulation in ihnen der böse Dämon (gemeiniglich ein unselig Verstorbener) zur Sprache kommt. Bei Manchen bleibt aber der Dämon nicht längere Zeit versteckt und offenbart sich auch ohne vorausgegangenen magisch-magnetischen Zwang von selbst bald nach seiner Besitznehmung durch die Sprache aus dem Menschen, indem er frei als Individuum in ihm auftritt, sich der andern Individualität gänzlich bemächtigt und sie nur momentan öfters wieder frei läßt. Von rationellen Ärzten wird ein solcher Leidender dann sehr leicht für wahnsinnig gehalten, oder man benennt das Leiden mit dem nichtssagenden Worte: Dämonomanie, und es wird dann ein solcher Leidender mit scharfen Salben, Brechmitteln und drastischen Purganzen behandelt. Dies aber macht dem Dämon große Freude, weil er dann wieder frei ausgeht und

doppelter Schmerz und Plage alsdann nur auf Dasjenige, das er besessen hat und gerne geplagt sieht, fällt.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

Berlin, Anfang März 1837.

Nicht etwa die Überfülle von Thatsachen, Begebenheiten, merkwürdigen Ereignissen, interessanten Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunst oder Literatur, noch eine allzu reichliche Menge allgemeiner Interessen, welche etwa jetzt zur Sprache gekommen wären, oder eine Last von Familien- und Staatsgeheimnissen, die man ans Licht gebracht hätte und die des Besprechens werth erschienen — nichts von dem Allen hat mich bewogen, mit meiner Correspondenz so lange zu säumen und den Zurückhaltenden zu spielen. Es war vielmehr der offenbare Mangel an Stoff, die unsterbliche Hoffnung, daß etwas Bemerkens- und Redenswerthes noch geschehen müsse, wenn unser hauptstädtisches Leben nicht völlig stagniren und das Publicum um meine Correspondenz kommen solle, endlich die zur Zeit eines solchen temporairen Stillstandes sehr erklärliche Absicht, den Stoff sich allmälig ansammeln zu lassen und eine Übersicht zu gewinnen über eine Reihe von Erscheinungen, damit durch die Masse derselben ersetzt werde, was an Inhalt den einzelnen abgeht.

Berlin ist kein Tummelplatz politischer Leidenschaften, kein anmaßender Mittelpunkt des europäischen Staatslebens, kein fruchtbarer Boden für hervortretende öffentliche Charaktere. Wie an einer Uhr liegen nur die Stundenzeiger zu Tage, nicht das innere Werk selbst, nicht die bewegende Kraft; nur wie diese sich äußert, wird dem Staatsbürger sichtbar. Bei alledem ist Berlin eine Werkstätte politischer Theorien und insgeheim wirkender Gegensätze; beides kann in einer so innerlich lebendigen, geistig regsamen Stadt wie Berlin nicht fehlen. Aber diese Theorien, denen der Boden fehlt, festzuwurzeln, gewinnen keine Realität, keine Publicität; sie bleiben Eigenthum des Einzelnen, und weil andererseits die Gegensätze ebenso geheim, ohne Einfluß auf das öffentliche Leben zu äußern, fortbestehen, so haben diese Theorien auch bei dem Einzelnen etwas Schwankendes, Unentschiedenes, Unbegrenztes, da sie nicht in lebendigem Gegensatze mit lebendigen Gegensätzen zu kämpfen, sich durchzuarbeiten und feste Gestalt zu gewinnen haben. Es wird hier viel politisirt, raisonnirt, reflectirt, philosophirt, systematisirt, aber es kommt bei dem Allen wenig Erquickliches, Festes und Haltbares heraus.

Man ist gegen die Centralisation, welche sich Berlin in den verschiedensten Kreisen, in der Literatur, in der Kunst u. s. w. aneignen möchte, überall auf der Hut. Aber es bleibt doch wahr, daß Berlin eine ungemeine Centralisationskraft besitzt, welche unter andern politischen Verhältnissen natürlich noch deutlicher hervortreten würde. Keine deutsche Stadt darf sich befugter fühlen als Berlin, Das für Deutschland zu *werden*, was Paris für Frankreich oder London für Großbritannien ist. Nirgend ist eine größere Dichtigkeit und Masse der Talente als hier; nirgend ein größeres Streben, gemeinsam zu wirken und sich in Corporationen zusammenzulehnen als hier; nirgend das intellectuelle Leben weniger von dem materiellen verdeckt als hier; nirgend mehr Gedanke, mehr System, mehr theoretische Speculation als hier; nirgend gibt es, nach Maßgabe der Umstände, mehr Tangenten des Handels, der Wissenschaft, der Literatur, der Kunst, der Industrie, der Politik, welche aus den verschiedensten Punkten auslaufen und den Kreis unserer preußischen Haupt- und Centralstadt berühren. Vielseitigkeit ist Charakter der Stadt; man ist für Alles geweckt, aufgeschlossen; man faßt Alles, was im Auslande geschieht, leicht und schnell auf; man ist auf Alles aufmerksam. In den verschiedenen Kunst-, Literatur- und Industrie-Gebieten, jedes einzeln genommen, mag es uns leicht eine andere Stadt zuvorthun, aber nicht in ihrem Zusammenwirken und Miteinandergehen. Es findet sich bei uns Alles bis zu einem gewissen Grade ausgebildet vor, und es gibt nichts, was uns gänzlich fehlte. Hamburg und Leipzig sind im Handel mächtiger, letzteres namentlich im Buchhandel, Wien mag uns in der Industrie, manche deutsche Städte, die nicht das Zehntel von der Größe Berlins haben, an politischer Regsamkeit, andere, wie z. B. Düsseldorf, in der Ausbildung specieller Kunstgebiete übertreffen. Aber auch bei uns blüht der Handel und verspricht die glänzendsten Resultate, wenn die projectirten Eisenbahnen ausgeführt sein werden und der Ostseehandel in Berlin sich concentrirt haben wird; der Buchhandel ist von Wichtigkeit; einzelne Industrieartikel werden nirgend in Deutschland vollendeter betrieben als bei uns; die Theilnahme an politischen Interessen, wenn auch die Wenigsten ein politisches System haben, ist ziemlich allgemein; Musik und Gesang werden sorgsam, die Bühnenkunst wird wenigstens in weiter Ausdehnung und mit einem blendenden Aufwande von Mitteln gepflegt; wir haben eine Universität, an welcher die glänzendsten Zierden deutscher Wissenschaftlichkeit thätig sind, eine Akademie, mehre Malerschulen, Kunstausstellungen, welche die Bestrebungen der verschiedensten Schulen und Länder zur Anschauung bringen, und von deren Blüte die Blüte nichtberlinischer Schulen, z. B. der düsseldorfer, abhängt; wir haben eine große Zahl wissenschaftlicher Vereine, geographische, deutsche, Gartenbau-, Kunst- und Künstlergesellschaften, Mittwochs-, Sonntags-, Dichter- und Humanitätsvereine, Schauspielervereine und eine Unzahl anderer Vereine und Gesellschaften. In der Architektur und Sculptur, und was mit der Pflege dieser Künste und der Malerei zusammenhängt, in der geschmackvollen Anfertigung von Gefäßen, Porzellanwaaren, Eisengußwaaren und andern Luxus- und Industrieartikeln, wie in den architektonischen Zierathen und Detailstücken an öffentlichen und Privatgebäuden dürfte uns so leicht keine andere Stadt Deutschlands übertreffen. Der Mittelbürgerstand ist regsam und thätig; das Gewerbe blüht unter den belebenden Einflüssen des vortrefflichen Gewerbevereins, wir haben wissenschaftlich gebildete höhere Offiziere, geniale Operateurs und Ärzte, und was die schöne Literatur betrifft, so kann keine andere Stadt Deutschlands sich rühmen, von ihren Vertretern und Pflegern eine größere Anzahl in sich zu vereinigen. Nirgend ist mehr des Verschiedenartigsten zu sehen, zu hören, zu betrachten, zu bedenken, miteinander zu vergleichen und sein kritisches Urtheil auszubilden als in Berlin. Die hauptsächlichsten Kritiker Deutschlands machten ihre Schule in der preußischen Hauptstadt durch oder leben noch dort, um von hier aus die Ausblitzungen ihres kritischen Geistes in auswärtige Journale abzusetzen. Alle Künstler und Kunstfertige, welche in kürzester Zeit berühmt werden und nicht grade nach Paris gehen wollen, besuchen Berlin, und es müßte schlimm mit ihrer Virtuosität stehen, wenn sie nicht als Künstler von vorzüglichem Range ausposaunt würden. Besonders das Blendende findet in Berlin wie in Paris seine Anerkennung, und wenn ein berühmter Virtuose Recht hatte zu sagen, daß Eine Stunde in Paris hinreiche, einen Künstler zum Gott zu erheben, so kann man von Berlin sagen, daß Eine Stunde hier im Stande sei, den Künstler wenigstens zu einem Halbgott zu machen.

Aber vor dem Gedanken, daß Berlin schon jetzt befähigt sei, einen alle übrigen Kräfte verzehrenden und an sich reißenden Centralknoten Deutschlands abzugeben, davor mag man im übrigen Deutschland ruhig schlafen. Zu einer solchen Prävalenz wird Berlin nie gelangen, so lange es weniger durch politische als durch intellectuelle Wirksamkeit stark ist. Aber auch diese intellectuelle Wirksamkeit stützt sich hauptsächlich nur auf vorübergehende Bestrebungen. Dem stolzen und einseitigen Hegelianismus sind die Flügel bereits gebrochen. Womit wollen wir jetzt imponiren? Paris hat seine Parteien, wir haben nur Cliquen; Paris hat seine Salons, wir haben nur Theekränzchen; Paris hat seine Zeitblätter, wir haben aus naheliegenden Gründen nur Wochenblätter. Der Pietismus läßt nur maskirte Batterien spielen und arbeitet im Dunkeln; und wenn wir ehemals einen Göthe- und Hegelpietismus hatten, so haben wir jetzt einen christlichen, der aber auf ein immer beschränkteres Gebiet sich

zurückgedrängt sehen muß. Wir schaden uns und machen uns häufig dadurch lächerlich, daß wir Kleines gern für Großes nehmen und, wie ein Engländer bemerkt, am liebsten im Superlativ sprechen. Wir haben einen Enthusiasmus, der aber flüchtig und wandelbar und, man mag von uns Berlinern sagen, was man will, wenig gefühlt ist, auf der Oberfläche liegt und durchaus auf keinen Principien beruht. Um die Vendomesäule concentrirt sich die Begeisterung der Pariser; wo bliebunser Enthusiasmus für die Blücher-Statue? Wir reden und raisonniren uns zu schnell aus, weil wir den Mund anfangs zu voll nehmen, ein Fehler, welcher bereits von Schiller dem überschwänglichen Odendichter Ramler vorgeworfen wurde. Täglich erblicke ich von meiner Wohnung aus den Rauchfang, welcher in Obeliskenform an der für die Fontaine bestimmten Dampfanstalt angebracht ist, aber ich habe an ihm immer noch nicht herausfinden können, daß er, wie man es in den weitläufigen Zeitungsberichten darstellte, eine besondere Zierde Berlins sei. Ich gebe höchstens zu, daß er so schön ist, als ein Schornstein nur immer sein kann, ohne deshalb mehr als Schornstein zu sein. Neben dieser Großrednerei macht sich auf die natürlichste Weise Verkleinerungssucht, Mäkelei und Krittelei geltend. Die literarischen Gesellschaften sind zum Theil vornehm, aber immer aus den widerstrebendsten Elementen zusammengesetzt. Man ist eins, so lange man ißt und trinkt; hinter dem Rücken macht man bösen Leumund. Moquerie liegt im Charakter der Berliner; die Provinzialen selbst, welche hauptsächlich das berliner Leben vor Stagnation bewahren, müssen dieser Hauptrichtung nachgeben. Herzenssache ist dies moquante Wesen bei den Wenigsten, aber es wird zur Gewohnheit; man will Andern darin nicht nachstehen. Ein selbständig sich geltend machendes Talent hat hier eine Unzahl geschworener Feinde. Wir haben keinen Gemeinsinn, trotz der vorhandenen reichen Talente und Kräfte, welche durch ein Aneinanderhalten das Tüchtigste leisten würden. Der Einzelne will glänzen, vornehm sein oder wenigstens so scheinen, als ob er vornehm wäre; darum hält es selbst der Untergeordnetste mit dem schönen Schein, mit Dem, was glänzt und vornehm ist oder thut. Es gibt kein Mittel, welches man nicht anwendete, um sich in Ruf zu bringen; aber der Ruf zerfällt so schnell, als er errungen wurde, weil ihm die redliche Basis fehlt.

So viel vom Allgemeinen! Seit dem Schlusse der Kunstausstellung, auf deren Eröffnung wir Berliner uns schon zwei Jahre vorher zu freuen pflegen, ist kaum etwas geschehen, was allgemeine Theilnahme erregt hätte oder ihrer würdig gewesen wäre. Wir haben keinen Obelisken von Luxor errichten, keine Bildsäule enthüllen, keinen großen Charakter von der Weltschaubühne abtreten sehen. Aus unsern Landständen ist noch kein Dupin, aus unsern Journalisten kein Armand Carrel hervorgegangen, obgleich Talente ähnlicher Art vielleicht vorhanden sind, nur daß ihnen der entsprechende Boden fehlt. Die Jaubert und Fonfrède möchten wir schon eher haben. Das Volk ist bei uns Pöbel, unser Volksleben ein Pöbelleben. Selbst der Mittelstand hat Überfluß an einem Mangel allgemeinerer Ideen. Die Franzosen und Engländer hören auf der Tribune und von dem Wollsack ihre theuersten Interessen verhandeln. Bei uns mag es vielleicht geschehen, daß eine Execution, wie neulich die an einer Mörderin mit Schleife und Rad vollzogene, uns öffentlich an die Macht des Gesetzes erinnert. Es ist leicht, über dem Haupte eines Menschen den Stab zu brechen; aber ich weiß nicht, ob einmal eine humanere Zeit kommen wird, welche vor dem Gedanken schaudern möchte, daß zu unserer Zeit straffällige Menschen gliederweise zermalmt und gebrochen wurden. So lange indeß in unsern christlichen Staaten ein so nachdrückliches Straf- und Blutgesetz besteht, scheint es unstatthaft, an seiner Zweckmäßigkeit zu zweifeln.

Laßt uns diese stille Staatsruhe nicht tadeln, sondern so viel uns möglich uns darin wohlbefinden! Manches bildet sich in dieser Ruhe aus, was uns reizt und gefällt. Wir müssen in die schöne Form und die Ruhe des Kunstwerkes zurückzuflüchten suchen. Die Kunst wird in Berlin allseitig gepflegt. Der Kronprinz bewährt sich fortdauernd als edler Pfleger der Kunst und der Künstler. Die begüterten Privatleute zeigen einen schönen Eifer, Kunstwerke anzukaufen, vielleicht als Decorationsstück für ihre Zimmer, aus Ostentation, aus Eitelkeit, oder weil es zur Modesache geworden ist. Bei den Wenigsten geschieht es aus Kunstsinn, oder in der edeln Absicht, die Künstler zu unterstützen. Die hiesigen Schulen sind indeß nicht sonderlich thätig und regsam; nur die düsseldorfer entwickelt vollständiges Leben, eine so sentimentale und träumerische Richtung sie auch eingeschlagen hat. Diese monotone Kopfhängerei ist, soviel ich weiß, zuerst von dem Berichterstatter der Weiß'schen Zeitung gerügt worden, sodann von Ebendemselben im „Phönix", von Andern im „Berliner Conversationsblatt", in der „Mitternachtzeitung" u. s. w. Ein anderer Kunstrichter machte die Entdeckung, daß die düsseldorfer Schule die lyrischen Interessen in der Malerei vertrete. Aber man muß gestehen, daß diese einförmige Lyrik häufig sehr lästig werden kann. Unsere Lyrik ist zur Zeit nichts als Klage und trübselige Ahnung. Es wäre ein Jammer, wenn diese rüstige Schule sich verhimmeln, verträumen und ihre Blüte verschlafen wollte. Warum diese Kopfhängerei, und nicht blos in der Malerei, sondern auch in der Dichtkunst, in der Musik? In Berlin wird viel lithographirt, aber meist peinlich und häufig mittelmäßig. An eignen Erfindungen sind unsere Lithographen und Kupferstecher gänzlich verarmt; sie vermögen nur nach Vorbildern zu arbeiten. Wenigstens tragen unsere Lithographen, denen man Fleiß und redlichen Willen nicht absprechen kann, wesentlich dazu bei, durch ihre Nachbilder den Ruhm ihrer Vorbilder zu verbreiten und zu verallgemeinern. Es ist traurig, daß die besten Talente im lithographischen Fache, wie z. B. Eichens, nach Paris gehen müssen, um sich zu vollenden. Überhaupt fehlt es diesen Lithographen an Schnellkraft, an guten Druckern, auf welche sie sich vollkommen verlassen könnten, und, was noch mehr sagen will, an Unterstützung und guter Bezahlung. Man ist gezwungen, für Tagelohn zu arbeiten, um nur zu existiren. Was hätte aus Dörbeck, dem in seiner Art gewiß einzigen Darsteller der berliner Witze, in Paris und London werden müssen, und was ist hier aus ihm geworden? Er kam aus der Gemeinheit nicht heraus und starb in Elend. Einer unserer vorzüglichsten Lithographen unternahm es, Hensel's großes und großartiges Gemälde: „Christus vor Pilatus", zu lithographiren. Man sah ihn in der Garnisonkirche Tag für Tag unermüdlich zeichnen; er setzte ein ganzes Jahr an die Lithographie, welche dem Umfange nach die größte geworden wäre, die je aus den Händen eines Lithographen hervorgegangen ist. Man bewunderte den Strin auf der Kunstausstellung. Was geschieht? Der Stein wird im königlichen lithographischen Institute verätzt; die Abdrücke sind nicht zu brauchen; der fleißige und fromme, nicht mit Glücksgütern gesegnete Lithograph, L'Oeillot de Mars, ist um die Frucht seiner jahrelangen Mühe gekommen. Geschähe das in Frankreich oder England, man würde den Mann gewiß in Stand setzen, die Arbeit von Neuem zu beginnen und unter gesicherter Existenz auszuführen. Hier hört man's, bedauert oder ist gleichgültig, wie es kommt, und glaubt genug gethan zu haben. So verkümmern unsere vorzüglichsten Talente. Während dem vernimmt man, daß das oft beantragte Nationalmuseum wirklich zu Stande kommen soll und daß die Statuten bereits entworfen sind. Aber langsam wird es auch mit der Einrichtung dieses Instituts gehen. Man läßt sich Zeit, wie mit den projectirten Eisenbahnen. So weiß ich, daß man bereits jahrelang an einem Rafael'schen, für das hiesige Museum bestimmten Gemälde, die Anbetung der heiligen drei König darstellend, copirt und restaurirt, und immer noch nicht damit zu Stande gekommen ist. Dafür wird man wahrscheinlich auch ein schönes, nagelneues Gemälde erhalten, an welchem die ehrwürdigen Spuren des Alters gänzlich verwischt sein werden.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 95. — 5. April 1837.

Justinus Kerner.

(Beschluß aus Nr. 94.)

Oft wird ein so leidender Mensch unter Krämpfen zu Boden geworfen, wobei der Dämon aus ihm noch nicht spricht. Dies ist, was die Bibel „stummen, sprachlosen" Geist im Besessenen nennt. Vielleicht nach Jahren, oft endlich von selbst, oder wenn ein solcher anscheinend Epileptischer zufällig unter eine magisch-magnetische Behandlung geräth, wird der Dämon in ihm zum Sprechen gezwungen. Oft gibt sich in einem Individuum nicht blos Ein Dämon, sondern mehre zugleich, oder einer nach dem andern zu erkennen, es sprechen aus ihm zwei, drei und mehre Stimmen und Individualitäten. Sie geben an, da oder dort im Menschenkörper ihren Sitz genommen zu haben und die oder jene Schmerzen und Leiden ihm zu verursachen. Alles, was diese Dämonen aus einem solchen Menschen reden, ist durchaus teuflischer Art und ganz gegen den Charakter des besessenen Individuums. Es ist Spott und Verwünschung gegen alles Heilige, gegen Gott und den Erlöser, und besonders auch Spott, Fluch und Verwünschung gegen die von ihnen besessenen Personen, die sie mit ihrem eignen Munde lästern, mit ihren eignen Fäusten schlagen.

In vielen dieser Geschichten ist es constant, daß diese Dämonen sich für in Menschen gebannte Geister unselig Verstorbener ausgeben, wie sich fast immer die sich in Agathomagnetischen offenbarenden guten Dämonen als Geister selig Verstorbener ankünden.

Die Heilung dieses dämonisch-magnetischen Leidens kann nur durch magisch-magnetisches Einwirken, nicht aber durch blos physisch eingreifende Medicamente geschehen. Magisch geschieht die Heilung durch das Gebet und das Wort und hauptsächlich durch den im festen Glauben ausgesprochenen Namen Jesu. Dieses magische Einwirken wird oft auch durch magisch wirkende Worte und Zeichen aus der Magie des Alterthums, die man als Amulete gebraucht, oder selbst dem Leidenden eingibt, unterstützt, und Kerner sah schon öfters durch solche innerlich genommene magische Worte (waren sie auch dem Leidenden ganz ohne sein Wissen, z. B. in Brot, beigebracht worden) die heftigsten Wirkungen entstehen, namentlich die heftigste Anstrengung, sie wieder auszustoßen. Dieses magische Einwirken muß aber mit dem festesten Willen und Glauben geschehen, als Besprechung eines wirklichen Dämons, nicht einer Krankheit, und so muß auch die Sprache mit dem sprechenden Dämon geführt werden. Aber auch der Leidende muß, so viel noch in seinen Kräften steht, von dem festen Glauben nicht abweichen, und Alles, was ihn von solchem abwendig machen könnte, muß von ihm abgehalten werden.

Die Anwendung der organischen Kraft betreffend, die mit der psychischen Kraft des Glaubens sich vereinigen muß, so geschieht diese hauptsächlich durch magnetische Manipulation. Es ist merkwürdig, daß diese bei dem dämonisch-magnetischen Leiden von unten nach oben geschehen muß, nicht, wie in dem agathomagnetischen Zustande, von oben nach unten. Der Verf. machte dabei die Erfahrung, daß die magnetische Manipulation Dämonischmagnetischer beiweitem mehr organische Kraft erfoderte, als die Agathomagnetischer.

Unter solcher magisch-magnetischen Behandlung nun wird der Dämon zuletzt ganz müde gemacht, sein Toben und Verwünschen verwandelt sich in Bitten, mit Besprechung und Manipulation inne zu halten, oder in Bitten um eine nur noch kleine Frist im Fleische. Bei dem Leidenden stellt sich unter solcher Behandlung aber bald ein Drang nach oben ein und endlich ein heftiges Würgen. Die Behandlung wird immer ernster fortgesetzt, worauf Drang nach oben und Würgen sich immer vermehrt. Die magnetische Manipulation mit Besprechung wird besonders auf denjenigen Theil des Körpers angewendet, in dem der Dämon seinen Sitz hat, und weicht er aus demselben in einen andern Theil, wird ihm durch Besprechung und Manipulation die alte Stätte gleichsam verschlossen (verschworen), damit er dahin nicht wieder zurückkehren kann. So wird er, wo er im Körper des Leidenden hinweicht, mit Besprechung und magnetischer Manipulation (die oft auch nur in fester Aufdrückung der Hände auf jene Stellen, abwechselnd mit Bestreichung nach oben, besteht) verfolgt, bis er immer mehr nach oben weicht und endlich unter dem furchtbarsten Drange und Würgen nach oben im günstigen Falle ausfährt, in welchem Moment der Leidende, meistens ganz sowie es die Bibel beschreibt, wie scheintodt niederfällt, eine kurze Zeit liegen bleibt, sich aber dann ganz genesen und neugeboren, und wenn auch dies scheußliche Übel Jahre in ihm war, erhebt und Gott

und den immer noch unter uns wirkenden Erlöser für seine Befreiung lobpreist.

Man hat sich aber sehr zu hüten, den anscheinenden Stillstand der Paroxysmen gleich für eine gelungene Cur zu halten. Der Dämon hält sich oft nach solchen Austreibungsversuchen listig still, als wäre er nicht mehr vorhanden, oder es versteckt sich nach Austreibung Eines Dämons noch ein anderer hartnäckig (wie ein Thier, das den Jäger wittert) und gibt sich erst durch fortgesetzte Besprechungen und Manipulationen kund. Stellen sich nach den bestimmten Zeichen des Ausfahrens wieder neue Bewegungen ein, so ist gewiß noch der Dämon oder ein Dämon zurück, und es muß dann die Besprechung, die Herausfoderung und magnetische Manipulation wieder von Neuem beginnen. Ebenso ist der Leidende nach Austreibung des Dämons auch noch zu verwahren, daß derselbe nicht wiederkehre, was sonst leicht geschieht, und wo er dann ärger denn zuvor wüthet.

Dies wäre kürzlich das Resultat der Erfahrungen, welche Hr. Kerner von dem, von ihm so genannten Besessensein gemacht hat; ein Resultat, welches er noch mit mehren Beispielen belegt, die wir hier jedoch nicht weiter mittheilen können. Nicht genug also, daß die bösen Geister der Abgeschiedenen im weiten Weltenraume herumirren, so nisten sie sich auch gleich Parasiten in die Leiber unschuldiger Menschen (denn auch Kinder sind nicht von ihnen verschont) ein, um sie zu plagen und zu quälen, bis sich etwa eine fromme Seele über sie und die von ihnen Besessenen erbarmt und sie durch magisch-magnetische Behandlung austreibt. In der That, die ganze Vorstellung hat schon von moralischer Seite so viel Abschreckendes, daß man von ganzem Herzen wünschen muß, sie existire nur in dem Gehirn des Hrn. Kerner. Betrachtet man sie nun aber vollends vom psychologisch-physiologischen Standpunkte, so ist des Wunderns kein Ende. Man denke sich nur, die verbannte Seele eines Abgeschiedenen soll sich den organischen Körper eines lebenden Menschen zum bleibenden Wohnsitz wählen und mit dessen geistigen und körperlichen Kräften nach Willkür schalten und walten, ja ihn bis zu Tode quälen können! Gäbe es wirklich dergleichen geistige Parasiten, so würde dadurch nicht nur unsere ganze Physiologie und Psychologie, sondern auch unsere gerichtliche Medicin über den Haufen geworfen werden, denn es dürfte ja nur bewiesen werden, daß Einer einen solchen abgeschiedenen Gast in sich beherberge, um aller Zurechnungsfähigkeit bar und ledig zu sein.

Doch fragen wir, was berechtigt denn unsern Verf. zu der Annahme eines solchen Besessenseins? Im Grunde doch nur die eigenthümliche Erscheinung, daß dergleichen Personen in einer ihnen fremden Sprache reden, fluchen, toben, daß ferner durch magisch-magnetische Behandlung sich diese fremde Persönlichkeit als einen bösen Dämon zu erkennen gibt, und daß endlich durch eben diese Behandlung kräftige Reactionen entstehen und darauf der Spuk ein Ende hat. Sind dies aber Gründe, einen wissenschaftlich gebildeten Mann zu bestimmen, die ganze Sache für wahr zu halten? Wir, unsers Theils, halten dieses Besessensein von einem bösen Geiste für ein ähnliches krankhaftes Spiel der Phantasie, wie es auch bei Agathomagnetischen so häufig vorkommt. Wie dort sich das gute Princip im Menschen gleichsam plastisch zum Schutzgeist gestaltet, der aus ihm spricht, ihn durch Sonne, Mond und Sterne führt u. s. w., so tritt hier das böse als plagender Dämon auf. Eines hat aber so wenig Realität als das andere.

Gern geben wir zu, daß ein solcher Krankheitszustand gewöhnlich durch Medicamente aus der Apotheke nicht geheilt werden kann; wie viele andere krankhafte Zustände, namentlich aber solche, wo Gehirn und Nervensystem tief in ihren Grundvesten erschüttert sind, gibt es aber nicht, die wir ebenso wenig heilen können? Es würde indessen eine sehr voreilige Voraussetzung sein, wollte man annehmen, die Heilung könne nie auf solche Weise gelingen und sei nur auf magisch-magnetischem Wege, insbesondere durch Gebet und festen Glauben an die Kraft des Erlösers zu erzielen. Es ist dies aber nur Ein Weg, der zuweilen zum Ziele führt und deshalb andere nicht ausschließt. Daß auch er zuweilen fehlschlägt, beweisen mehre von dem Verf. angeführte Beispiele. Daß es dann aber immer entweder an hinreichender Macht des Glaubens von Seiten des Kranken oder an der nöthigen magisch-magnetischen Kraft von Seiten des Heilenden fehle, ist ebenfalls eine ganz unerwiesene Voraussetzung. Es ist eben dann dies das rechte Mittel nicht, das für diesen besondern Fall paßt, wie denn zuweilen auch bei andern Krankheiten ein Mittel unter scheinbar gleichen Verhältnissen dem Einen hilft, während es dem Andern nicht hilft oder wol gar schadet. Das Gelingen der Cur auf diesem Wege scheint uns übrigens auf nichts Anderm zu beruhen als auf dem festen Glauben von Seiten des Kranken und auf der geistigen Übermacht, verbunden mit magnetischer Einwirkung, von Seiten des Behandelnden. Daß beide im Verein Großes zu wirken vermögen, haben wir an Gaßner und ähnlichen, mit besonderer geistigen und organischen Kraft ausgerüsteten Männern gesehen. Als Luther seinen Freund Melanchthon von der Gicht so entstellt fand, daß er nicht fähig war ein Glied zu rühren, rief er ihm in seinem heiligen Eifer zu: „Wie hat mir doch der Teufel dieses Organon geschändet; Philippe, ermanne dich und stehe auf!" und er stand auf und wandelte. Dies war kein Exorcismus und keine magisch-magnetische Behandlung, und half doch. Bei aller Achtung vor dem Namen Jesu, besonders in Verbindung mit einem gläubigen, der religiösen Zusprache zugänglichen Gemüthe, halten wir doch dafür, daß der Schall dieses Namens nicht das einzige Mittel ist, diesen Krankheitszauber zu lösen, ebenso wenig als wir glauben, daß der Exorcismus grade gegen den unsteten und flüchtigen Geist eines Verstorbenen gerichtet sein müsse. Man versuche es einmal und thue, als ob es ein grober Husarenoffizier sei, der in dem kranken Menschenleib Quartier genommen habe, und er wird auch ausfahren.

In Nr. 3, welche Schrift zur Absicht hat, die Incompetenz unserer dermaligen Philosophie zur Erklärung der Er-

scheinungen aus dem Nachtgebiete der Natur darzuthun, werden diese Erscheinungen selbst in die Farbe der Paracelsisch-Böhme'schen Küpe getaucht, woraus sie natürlich nur noch dunkler gefärbt hervorgehen, als sie ihrer Natur nach so schon sind. Wir hüten uns, weiter in dieser Brühe zu rühren, damit uns die schwarze Farbe nicht an den Händen hängen bleibe, es unsern Lesern überlassend, ob sie ein Gleiches thun wollen oder nicht. 32.

Correspondenznachrichten aus Berlin.

(Beschluß aus Nr. 94.)

Ausgezeichnetes liefern die Werkstätten der hiesigen Bildhauer. Der vortreffliche Rauch kann als Lehrer wie als ausübender Künstler nicht genug gerühmt werden. München und Osnabrück mußten sich nach Berlin wenden, jenes, um die Statue des Königs Maximilian, dieses, um die Statue des Patrioten Justus Möser ausführen zu lassen. Das Albrecht-Dürer-Standbild, für Nürnberg bestimmt, bewies ganz neuerlichst, wie die realistische Richtung Rauch's mit der edelsten Plastik sich zu verbinden weiß. Drake, welcher das Standbild des Justus Möser modellirte und ausführte, gehört zu seinen talentvollsten Schülern. Ein Nationalwerk würde das Denkmal Friedrich's des Großen sein, wenn es, woran man indeß kaum noch zweifeln darf, ausgeführt würde. Drei Entwürfe dazu sah man auf der letzten Kunstausstellung. Die römisch costumirte Figur Friedrich's behagte im Allgemeinen nicht. Viele dagegen entschieden sich für den zweiten Entwurf, welcher Friedrich den Großen auf seinem Pferde darstellt, wie er in der Erinnerung des Volks lebt, mit derselben nachlässig ruhigen Haltung, demselben ernsten und streng herrschenden Blick, bekleidet mit demselben militairischen Rock und demselben wohlbekannten Hute, welcher den Preußen nicht minder lieb und werth und ein theures Andenken ist als den Franzosen der Hut Napoleon's. Ein anderer Entwurf bestand in einer Säule, welche mit einer Victoria ausgestattet und zugleich mit einer Reiterstatue Friedrich's am Fußgestelle in Verbindung gebracht werden sollte. Für diesen Entwurf erhoben sich die meisten Stimmen; man meinte, Bildsäulen haben wir genug, aber noch fehlt unserer Stadt die Zierde einer solchen Alles überragenden Säule, welche zugleich für die Größe Friedrich's ein entsprechend großartiges Denkmal sein würde; man würde von dieser Säule sprechen müssen, wie von der Trajanssäule oder der Säule auf dem Platz Vendome.

Als Architekt hat Deutschland, ja vielleicht Europa, keinen vielseitigern Künstler aufzuweisen als Berlin in seinem Schinkel. Er weiß zu bauen, was und wie man will, in gothischem, griechischem und florentinischem Style. Ein neues ehrenwerthes Denkmal setzte er sich neuerdings in der Bauakademie, welche keinen Putz hat, und woran, wie Gruppe sagt, der Ziegelstein sich in seiner nackten Natur zeigt. Vor dem Gebäude ist ein reinlicher Platz entstanden, welcher mit Gartenanlagen geschmückt wird, und zugleich ist durch den Abbruch des alten Lagerhauses eine Communication, eine Straße längs des Spreeflusses eröffnet worden, deren Mangel man früher schmerzlich fühlte. Die Bauluft ist in Berlin überhaupt ungemein stark; abgesehen von dem neuen Palais des Prinzen Wilhelm und andern öffentlichen Neubauten, wie der schönen Caserne auf dem Karlsplatze, herrscht auch unter den Privatleuten mehr eine Sucht als eine Lust, zu bauen oder auszubauen. So sind, außer der Friedrich-Wilhelmsstadt, welche bereits die alte Mauer durchbrochen und bis zu den Gebäuden der Eisengießerei sich ausgedehnt hat, in der Nähe des landsberger Thors neue Straßen und Plätze entstanden, deren mögliches Dasein noch vor wenigen Jahren bezweifelt werden mußte. Will man die vorstädtischen Anbaue außerhalb der Mauern zur Stadt rechnen, so hat Berlin eine immense Ausdehnung, welche trotz der verhältnißmäßig geringen Einwohnerzahl der Ausdehnung der größten europäischen Städte wenig nachgeben möchte. Nach dem schönen Tegel zu, der überaus freundlichen Oase in dieser Sandwüste, mag man mindestens eine Stunde wandern, ohne aus der, freilich meist einstöckigen Häuserreihe herauszukommen; auf der Seite des potsdamer Thors erstreckt sich fast eine ununterbrochene Linie von Häusern, welche jetzt durch eine projectirte Straße mit der Thiergartenstraße verbunden werden soll, bis nahe vor Schöneberg, ein Dorf, welches besonders für die Mittelclasse der Bürger ein beliebter Vergnügungsort ist. Mit dieser zunehmenden Ausdehnung und sich progressiv steigernden Volksmenge, welche seit 1805 um 120,000 Seelen, also bis zu einer Einwohnerzahl von 280,000 Seelen gestiegen ist, hängt auch der Vorschlag genau zusammen, daß neben dem Droschkenfuhrwerk auch Omnibus nach Art der pariser in Gang gebracht werden möchten. Für diese Omnibus hat W. Alexis in der Voß'schen Zeitung wacker gekämpft und dabei auf norddeutsche Vornehmheit und Raisonnirfähigkeit, wobei das Vollbringen und Ausführen zu kurz kommt, treffende Seitenhiebe gethan.

Wir haben in diesem Winter eine Unzahl von Concerten gehabt, worunter die von der Pianistin Clara Wieck veranstalteten den meisten Enthusiasmus erregten. Häufig waren für einen und denselben Abend drei bis vier verschiedene Concerte angekündigt. Ein solches Concert kommt hier auf die leichteste Weise zu Stande. Der Concertgeber selbst begnügt sich vielleicht mit zwei oder drei Pieren, die er vorträgt; das Übrige überläßt er Denen, welche er als Unterstützer überallher aufgetrieben hat. Unser Opernpersonal und unsere Kapelle liefern treffliche Recruten; der Dilettanten und Dilettantinnen gibt es eine große Zahl; an Declamatoren hat man keinen Mangel. Man erlaubt sich auch wol aufs Ungewisse hin öffentlich bekannt zu machen: Fräulein N. wird die und die Arie, Herr N. das und das Recitativ vortragen, gewöhnlich pikante Sachen aus Opern, die hier nicht gegeben werden und auf die man allgemein gespannt ist. Da verkündet ein rother Anschlagzettel, Fräulein N. sei plötzlich unpaß und Herr N. durch andere wichtige Gründe abgehalten worden, und obgleich dies häufig vorkommt, so ist unser Publicum doch so höflich, so unterwürfig, so indifferent, daß es seine Geduld misbrauchen läßt, ohne auch nur einmal Beschwerde zu führen und seine Mißstimmung zu erkennen zu geben. Die Hauptsache bleibt, daß der Concertsaal möglichst gefüllt sei. Man theilt Freibillets zu Hunderten aus; zwanzig an Einen, der sie weiter an seine Freunde, Basen, Vettern und respective Freundinnen vertheilen muß. Die, welche bezahlt haben, kommen dabei häufig in den Vorsaal zu stehen und gerathen in eine Lage, in welcher sie die Musik weniger hören als errathen müssen. Aber der Spectakel ist um so größer. Je mehr Freibillets ausgetheilt und je mehr Vettern und Basen anwesend sind, desto mehr wird applaudirt.

Man kann unsern Theatern nicht viel Gutes nachrühmen. Auf dem königlichen rumoren die Raupach'schen Hohenstaufen und die in der äußern Decorationspracht mit denselben verwandten Ballets. Daneben wird das feine, aber charakterlose Conversationsstück gepflegt, und man kann sagen, daß in der Darstellung desselben von unsern Schauspielern zum Theil Treffliches geleistet wird. In diesen Lustspielen ist die Moral nur eine der höhern Stände. Jedes demokratische Element wird vollkommen absorbirt. An Humor und Witz ist gar nicht zu denken; aber Alles ist reinlich, honett, elegant, zierlich und glatt. Das Publicum fängt bereits an, auch an diesen Producten Überdruß zu empfinden; man ist übersättigt und begehrt etwas Compactes, was den plebejischen Magen stärkt. Da nun außer den privilegirten Theaterdichtern, wie Raupach und K. Blum, und einigen Schauspielern und Regisseuren, wie Stawinski und Devrient, auch Mitglieder der hohen und höchsten Stände zu schreiben anfangen, so ist für die jungen Talente,

welche vielleicht das alte Blut der Bühne zu verjüngen im Stande wären, fortan gar nichts mehr zu hoffen. Für unsere Oper eröffnen sich günstige Aussichten, seitdem Fräulein von Faßmann engagirt und es zur Gewißheit geworden ist, daß auch Dem. Löwe hierorts Engagement genommen hat. Ritter Spontini hat den Raupach'schen Text zu seiner Oper von dem Dichter selbst vollständig umarbeiten lassen, weil der frühere durchaus für bühnliche Wirkung unbrauchbar war. Man sieht der Aufführung, welche dem Gerüchte nach durch die feindliche Stellung Spontini's zur Theaterdirection bis jetzt verhindert wurde, schon seit Langem entgegen. Die Intriguen gehen hier überhaupt wie ein Kreuzfeuer hin und her. Spontini will die Verwaltung der Oper allein haben, und diese Herrschsucht ist es, gegen welche Rellstab's Angriffe sich allein hätten richten sollen, statt daß sie sich auch gegen des Componisten Tonschöpfungen, so angreifbare Seiten seine spätern Werke auch bieten mögen, fortdauernd richteten. Das Publicum nahm in dem Processe, womit der gewaltige und hochgebietende Ritter seinen Gegner zu Leibe ging und sich auf eine eindringliche Weise an ihm zu rächen suchte, statt ihn durch eine zweckmäßige Verwaltung der Oper oder ein neues Meisterwerk zu beschämen, offenbar Partei für Rellstab. Dieser Theilnahme, der vortrefflichen Darstellung und dem romantisch compactem Inhalt hatte Rellstab den glänzenden Erfolg zu danken, dessen sein Drama: „Die Venetianer", sich zu erfreuen hatte. Was die königsstädter Bühne sein sollte und nicht ist, und ob man Recht oder Unrecht hat, ihren Inhaber, Commissionsrath Cerf, so zu verfolgen und anzuklagen, wie es geschieht, davon halte ich mich diesmal für veranlaßt zu schweigen.

Eine besondere Empfehlung verdient die von Dorow veranstaltete Sammlung von Handschriften berühmter Männer und Frauen in lithographirten Facsimiles. Für besonders merkwürdig wird ein Brief von Spontini gehalten, worin er gegen die Parforcemittel, welche die modernen Componisten anzuwenden gewohnt sind, rüstig zu Felde zieht — derselbe Mann, dem man so oft und nicht immer ohne Grund vorwarf, daß er sich ähnliche Extravaganzen zu Schulden kommen ließ. Unter die bedeutendsten Veränderungen, welche in der hiesigen Schriftstellerwelt vorgegangen sind, gehört die Übersiedelung des Dichters Stieglitz nach München. So erfüllt sich an ihm das Wort seiner verstorbenen Gattin, daß er sich noch tüchtig tummeln müsse, um zu genesen. Wer Stieglitz noch vor Kurzem in Berlin sah, wie innig er an den ihm liebgewordenen Umgebungen hing, an seinen Erinnerungen und Erinnerungsplätzen, an dem Grabe seiner im Opfertod dahingeschiedenen Gattin, an den Gegenständen, auch den kleinsten, welche sie hinterlassen hatte und welche in derselben Ordnung aufbewahrt blieben, wie sie dieselben hinterließ, der möchte es jetzt kaum für wahr halten, die Nachricht, daß er bereits alle Anstalten getroffen hat, um sich nach München vollständig überzusiedeln. Wir gönnen ihm das Losreißen von vergangenen Momenten und den Erinnerungen an traurig Verlebtes und wünschen ihm eine heitere Gegenwart, welche seinem frischen Dichtertalent und seiner jugendlich stürmenden Kraft so überaus zuträglich erscheinen muß. Einstweilen verließ uns auch Th. Mundt, der besonders unter der Jugend Berlins, zumal unter den jüngern Literaten, seine Verehrer und Freunde zählt, um die kleinlichen Verhältnisse deutschen Lebens und Treibens hinter sich zu lassen und an der Seine, unter großartigen Weltverhältnissen, freie Luft zu schöpfen. Herr von Holtei, der auch in diesem Winter einen Cyklus vielbesuchter Vorlesungen hielt und, zurückgeschreckt von der Starrheit der ältern Gesellschaften, die er noch in ziemlich frischem Zustande verließ und bei seiner Wiederkehr getrocknet und eingeschrumpft fand, an einen regsamen Kreis jüngerer Literaten sich anschloß, geht als Theaterdirector nach Riga an die äußerste Grenze deutscher Cultur, weniger aus Neigung und freier Wahl als in der Überzeugung, daß auf dem jetzt für ihn so ungünstigen Boden Berlins und seiner Bühnen durchaus seines Bleibens nicht sein könne. 142.

Notizen.

Desjobert, Deputirter der Niederseine, dessen Bemerkungen über die unglückliche Expedition nach Konstantine und die afrikanische Angelegenheit überhaupt vor einigen Wochen von der französischen Deputirtenkammer mit Beifall angehört wurden, hat soeben eine Schrift, „La question d'Alger" herausgegeben, in welcher die für Frankreich so wichtige Frage höchst gründlich erörtert wird. Unstreitig wird diese Schrift nicht ohne Einfluß auf die Verhandlungen sein, die nächstens über die algierische Angelegenheit in der Deputirtenkammer beginnen werden.

Nach officiellen Angaben befinden sich in den französischen Bagnos 7000 Verurtheilte: Brest zählt deren 2700, Rochefort 1100, Toulon 3200. Der Unterhalt und die Bewachung dieser 7000 Sträflinge kostet dem Staate 2,105,900 Francs, während ihre Arbeit nur zu 218,000 Francs veranschlagt wird. 4.

Bibliographie.

Vaterländische Bilder oder Geschichte und Beschreibung sämmtlicher Burgen und Ritterschlösser Preußens. 1stes bis 5tes Heft. Gr. 8. Elogau, Flemming. 1 Thlr.

Buntes Berlin. 1stes Heft. Gr. 12. Berlin, Plahn'sche Buchhandlung. 6 Gr.

Fido's Juliustage 1836. Humoristische Reimereien aus und in dem Wildbade bei Burgbernheim, für grillen- und brillenlose Freunde. Kl. 8. Marktbreit. 1836. 9 Gr.

Hohenthal-Städteln, W. Graf v., Nicolaus Machiavell. Geschildert nach Ginguené und Artaud. 1ste Lieferung. Gr. 8. Leipzig, Hinrichs. 18 Gr.

Köhler, G. E., Aphorismen aus dem Gebiete des Gymnasiallebens. Ein Beitrag zur Verständigung über das Verhältniß der Gymnasien zu Leben und Wissenschaft. Gr. 8. Leipzig, Hartknoch. 15 Gr.

Körte, W., Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen. Nebst den Redensarten der deutschen Zech-Brüder und Aller Praktik Großmutter, d. i. der Sprichwörter ewigem Wetter-Kalender. Gesammelt und mit vielen schönen Versen, Sprüchen und Historien in ein Buch verfaßt. 1ste Lief. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 16 Gr.

(Leopardi.) Gesänge des Grafen Giacomo Leopardi nach der in Florenz 1831 erschienenen Ausgabe übersetzt von K. L. Kannegießer. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 16 Gr.

Merlin. Erinnerungen aus dem Leben einer Creolin. Von der Gräfin ꝛc. Aus dem Französischen übersetzt von L. Kruse. 1ster, 2ter Theil. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr.

Müller, W., Gedichte. Herausgegeben und mit einer Biographie Müller's begleitet von G. Schwab. 2 Bändchen. 16. Leipzig, Brockhaus. 2 Thlr. 16 Gr.

Volkmuth, P., Der dreieinige Pantheismus von Thales bis Hegel dargestellt. Gr. 8. Köln, Lumscher. 1 Thlr. 8 Gr.

Weiße, Ch. H., Kritik und Erläuterung des Goethe'schen Faust. Nebst einem Anhange zur sittlichen Beurtheilung Goethe's. 8. Leipzig, Gebr. Reichenbach. 1 Thlr. 16 Gr.

Werg, A., Die Eingemauerten im Schlosse Szuniogh. Eine Erzählung nach einer magyarischen Volkssage. 8. Berlin, Lüderitz. 1 Thlr.

— —, Der Engel von Augsburg. Eine historisch-romantische Erzählung aus der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts. 8. Berlin, Lüderitz. 1 Thlr.

Winge, E., Caroline oder die Bekanntschaft auf dem Auersberge. Erzählung aus dem Ober-Erzgebirge. Gr. 12. Leipzig, Hartknoch in Comm. 12 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 96. — 6. April 1837.

Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann und Friedrich Gottlob Wetzel.

Haben die Deutschen wirklich ein so kurzes, untreues Gedächtniß, daß es fortwährend Noth thut, sie immer wieder an die Schätze, Helden, Zierden des Vaterlandes zu erinnern? Fast scheint es, als ginge es ihnen wie den überreichen Leuten, die, weil immer neuer Überfluß ihnen zuströmt, kaum noch an Das denken, was ihnen früher gegeben und lieb war. Wie sind so viele edle Geister, die kräftig aus der Masse auftauchten, Viele belehrten, erweckten, erquickten, Vielen werth und theuer waren, nach wenigen Jahrzehnden schon fast vergessen! Wirklich haben wir, wenn nicht einen Überfluß an großen, doch eine so reiche Schar von ausgezeichneten Männern, daß die Frühern durch die Spätern, die Ältern durch die Jüngern leicht in den Schatten zurückgedrängt werden. Dieses Loos trifft besonders die Dichter, die, obwol die rechten Meister des Gesanges unsterblich im Herzen des Volks fortleben, doch leicht von Nachfolgenden verdunkelt, dem jüngern Geschlecht fremd zu werden scheinen. Wie Viele wären hier zu nennen, die zu ihrer Zeit die Bewunderung und das Entzücken aller Gebildeten waren und jetzt, nach einem halben, ja nach einem Vierteljahrhundert kaum noch genannt werden! Noch leichter vergißt man Diejenigen, welchen bei herrlichen Anlagen entweder die freie Entwickelung derselben, oder die Gunst der Verhältnisse und die wünschenswerthe Lebensdauer, die zur Vollendung der Bildung erfoderlich sind, oder die Hervorbringung eines gediegenen, in die Zeit und das Volksleben eingreifenden Werkes nicht vergönnt war. Um so löblicher und verdienstlicher ist es, der nationalen Gedächtnißschwäche zu Hülfe zu kommen und das Ehrengedächtniß denkwürdiger, aber entweder nie recht erkannter, oder verkannter, oder halbvergessener Männer zu erneuen.

Ob zu den Letztern die beiden Vorgenannten gehören? Der treffliche Wetzel wol; er, dem so wenig der wohlverdiente Ruhm im Tode wie ein günstiges Loos im Leben beschieden zu sein scheint. Ihnen gemeinsam ist ein schätzbares Werk gewidmet:

Erinnerungen aus meinem Leben, in biographischen Denksteinen und andern Mittheilungen. Herausgegeben von J. Funck. Erster Band. F. Th. W. Hoffmann und Fr. G. Wetzel. Leipzig, Brockhaus. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Der Verf. ward schon durch Jean Paul zur Mittheilung der biographischen Skizze Hoffmann's, durch den berühmten „Verstorbenen" zu den Andeutungen aus Wetzel's Leben veranlaßt. So sind, fast zufällig, hier zwei Männer nebeneinandergestellt, welche Beide, mit genialen Geistesgaben ausgestattet, Dichter, Zeitgenossen, einige Jahre an Einem Wohnorte vereinigt, auch persönlich befreundet, übrigens aber ganz verschiedenartige Naturen waren. Ihr Biograph beabsichtigte auch keineswegs eine, immer mißliche Parallelisirung, sondern er bildet, als ein gewandter Portraitmaler, Jeden für sich ab, in bestimmten scharfen Umrissen, mit angemessener Ausführung und Colorirung einzelner, hervortretender Partien, seinem Zwecke gemäß, großentheils sich auf die Zeit beschränkend, da er des persönlichen vertrauten Umgangs Beider sich freute. Die Züge aus Hoffmann's Leben umfassen daher fast nur den kurzen Zeitraum, da derselbe als Musikdirector und unter mannichfach andern Verhältnissen in Bamberg verweilte; aber mit glücklicher Beobachtungsgabe und reicher Erfahrung ausgestattet, hat Hr. J. Funck seinen Freund so lebendig und wahr aufgefaßt und dargestellt, daß der Leser sich angezogen fühlt und ein recht anschauliches Bild gewinnt. Die beigefügten Briefe aus Hoffmann's späterer Zeit ergänzen dasselbe. Die Erinnerungen aus Wetzel's Leben enthalten auch Rückweisungen auf seine Jugend und seinen Bildungsgang und begleiten den Freund bis zu seinem frühen Tode.

Der Verf. wollte nur, was er selbst gesehen, selbst gehört, selbst beobachtet hat, mittheilen, die Resultate des mehrjährigen Verkehrs mit den beiden Dichtern, und man muß es ihm Dank wissen, daß er so viel Interessantes sammelte und aufbewahrte. Es ist das gar nicht eine so ganz leichte Aufgabe; sie erfodert einige Selbstüberwindung und Selbstverleugnung. Denn indem man die strengste Wahrhaftigkeit sich zur Pflicht macht, und nur Wahrheit, durch welche allein die Biographie einen Werth gewinnt, nichts als Wahrheit geben will, kann es nicht fehlen, daß man oft mit sich selbst in Streit geräth, was zur öffentlichen Mittheilung sich eignet und was nicht? Wer mag doch gern die großen oder kleinen Schwächen, die er dem Freunde in traulichen Stunden abgelauscht, zur Schau stellen, und so an Dem, der vertraulich sich hingegeben, auch im Schlafrock und in der Nachtmütze sich gezeigt hat,

zum Verräther werden? Es widerstrebt gewiß einem gesunden Gefühl und ist wirklich ein Verrath an der Freundschaft, wenn der Überlebende den entschlafenen Genossen so nackt und blos hinstellt und auf offenem Markte ein Todtengericht hält, zu dem der Freund am wenigsten berufen, wenn auch in mancher Hinsicht sehr befähigt ist. Müßte doch jeder irgend ausgezeichnete Mensch, der erwarten darf, daß auch nach seinem Tode noch von ihm die Rede sein wird, im Umgange selbst mit den Freunden befangen und zurückhaltend werden, wenn er zu fürchten hätte, daß, nachdem er die Augen geschlossen, sein Jonathan die Feder ergreifen und alle Züge aus seinem Leben, welche die Erinnerung, oder wol gar das protokollarische Tagebuch aufbewahrt, die dunklern und die hellern, zusammenstellen und der Welt überantworten werde. Nicht grade nur Das, dessen man sich zu schämen Ursach hat, auch Besseres, Löbliches, das etwa im traulichen Verkehr hervortritt, möchte man nicht dem Scherbengericht der öffentlichen Meinung preisgegeben, vielmehr innerhalb der vier Wände und des Freundeskreises beschlossen wissen. Nicht allein das innerliche, auch das häusliche Leben des tüchtigen Menschen hat seine Geheimnisse, die man keineswegs ängstlich der Welt verbergen und verstecken, aber ebenso wenig zu einem Schauspiel machen will. In dieser Hinsicht geht unser red- und schreibseliges Volk nicht immer zart und mit gesundem Takte zu Werke; nicht nur werden der vertraulichen Briefe noch immer zu viele gedruckt, weit mehr, als man bei einer höhern Gewissenhaftigkeit zu verantworten sich getrauen möchte, sondern es wird auch besonders von manchem berühmten Menschen allzu kleinlich immer wieder berichtet, „wie er sich räuspert, und wie er spuckt".

Gleichwol sind wir Denen dankbar, welche mit strenger Wahrhaftigkeit, und doch auch mit geziemender Rücksicht uns Theil nehmen lassen an Dem, was im nähern Umgang mit denkwürdigen Menschen sich ihnen enthüllte, und damit ebenso sehr ein psychologisches als ein reinmenschliches Interesse befriedigen. Dies gilt in vorzüglichem Sinn von dem vorliegenden Buche. Man sieht überall, der Verf. wollte wahr sein und konnte geniale Persönlichkeiten klar und richtig auffassen; in seinem Bilde athmen und wandeln, reden und handeln sie vor uns, als ob wir selbst ihres persönlichen Umgangs uns freuten; wir beobachten sie in den verschiedenartigsten Situationen und meinen endlich, sie ganz zu kennen, ob wir sie auch nie mit leiblichen Augen gesehen. In den Skizzen aus Wetzel's Leben ist auch nirgend die zarte Rücksicht, die nothwendige Schranke, welche Jeder, dem die Erinnerung an den geschiedenen Freund heilig ist, sich selbst setzen muß, überschritten; die wärmsten Freunde des Frühvollendeten können sie lesen, ohne sich verletzt zu fühlen, oder des Geliebten Bild getrübt zu finden. Weniger mag dies in Beziehung auf Hoffmann der Fall sein, dessen Schwächen und wunderliche Launen, an denen er freilich reicher war als jener, bisweilen fast zu scharf hervortreten. Sie gehören aber eben zu seiner ganzen Eigenthümlichkeit, deren Originalität allerdings an vorherrschender Eitelkeit und Selbstsucht krankte. Er charakterisirt sich selbst in dem, zur Erklärung mancher befremdlichen Erscheinungen in seinem Leben von dem Verf. mehrmals wiederholten Wahlspruch: „Haß Allem, was auf mich im Leben störend einwirkt." Derselbe Haß richtete sich aber auch scharf und schonungslos gegen alles Unwürdige und Schlechte, das ihm entgegentrat.

Dasselbe ergibt sich ja aus Hitzig's Biographie Hoffmann's, die vollständiger, aber kaum charakteristischer ist als die vorliegenden „Erinnerungen", aus welchen der Schöpfer der „Phantasiestücke in Callot's Manier", recht wie er leibte und lebte, zu erkennen ist. Ob er hier liebenswürdiger erscheint, mag dahingestellt sein; in jedem Fall wird man von dem sprechend ähnlichen Bilde, das oft mit niederländischer Umständlichkeit ausgeführt ist, sich immer wieder angezogen fühlen. Es wechseln höchst ergötzliche Scenen mit ernstern, sodaß auch Solche, die den Helden weder durch Hitzig noch aus seinen eignen geistreichen Werken kennen lernten, eine so lebhafte wie befriedigende Unterhaltung finden werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Novellen von Julius Mosen. Erster Band. Leipzig, Literarisches Museum. 1837. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wir bedauern aufrichtig, diesen jungen Autor, der in der lyrischen Poesie Vorzügliches geliefert hat, auf so unbedeutenden Leistungen in der Novellenliteratur zu betreffen. Ein ungünstiges Vorurtheil ergriff uns schon, als wir das Bändchen in die Hand nahmen und den weitläufigen Druck sahen, dessen schwarze Lettern sich auf den breiten weißen Feldern gewissermaßen verzettelten; ein Vorurtheil, welches sich auf die Erfahrung gründet, daß man mit diesem technischen Kunstgriff versucht, ein Bändchen aus recht Wenigem zu machen. Dieses Vorurtheil war neuerdings durch die „Nouvelles piémontaises", in denen doch berühmte Namen figurirten, genährt worden, und leider fand es auch hier seine Bestätigung, wie wir denn mit Vorurtheilen in unserm so höchst liberalen, raisonnirenden Zeitalter etwas zu verwerfend umgehen, denn sie sind ja meistens Töchter eines Instincts und Gefühls, die sicherer urtheilen als der grübelnde Verstand.

Dennoch gab uns die erste Novelle wieder einige Hoffnung. War sie auch kein Meisterstück, waren die meisten ihrer Motive schwach, oder wol gar verkehrt, so herrschte doch ein so warmes Gefühl der Natur und einfacher bäuerlicher Zustände darin, ein so gutes Treffen des Tons und Wesens dieser Classen, daß wir den übrigen das beste Prognostikon stellten, in der Erwartung, sie würden sich an Kraft der Motive heben und den einfachen Ton dieses kleinen Idylls nicht aufgeben.

Aber wir irrten uns; diese erste Erzählung war noch beiweitem die beste. Denn was sollen wir z. B. zu der „Italienischen Novelle" sagen? Welche Schwäche des Raisonnements, welche Gemeinheit des Tons? Glaubt der Verf., Humor sei Plattheit, und dieser Contrast solle den tragischen Inhalt seiner Geschichte heben, so müssen wir ihm sagen, daß das weithergeholte, gesuchte Gründe sind, die selten gute Wirkung thun: „man fühlt die Absicht und man ist verstimmt". Dürften wir hier doch alle jungen Autoren vor der Humorjägerei warnen, die so selten zu etwas Anderm führt als zum Breitmachen mit innerer Nichtigkeit, oder dem tollen Unsinn faselnder Studentenlaunen. Freilich erzählt der Verf. diese Geschichte nicht selbst, sondern er läßt sie von einem Zitherspieler erzählen; aber Jeder, der in Italien war, weiß, und wer nicht da war, kann es aus Büchern wissen, daß dort auch in den niedrigsten Ständen eine Großartigkeit der Form vor uns auftritt, die uns an den clas-

fischen Boden, den wir betreten, erinnert; mußte der Verf. nun durchaus einen Zitherspieler zum Erzähler seiner Novelle haben, so brauchte dieser nicht grade der gemeinste aller Zitherspieler zu sein. — Von „Helena Vallisneria", der Tochter eines Mahrattenfürsten, die ein deutscher Töpferjunge entführt, wollen wir nun lieber gar nicht reden.

In dem „Ondinenbild", der letzten der Novellen, finden wir wieder Gutes und Schlechtes durcheinander gewürfelt, vollkommene Gegenstandslosigkeit in der geschichtlichen Unterlage, hin und wieder poetische Funken in Darstellung und Gespräch, aber auch schnelles Abfallen zum Plattesten und Kokettiren mit der Gemeinheit. Die Jugendgeschichte des Malers und sein Irren als Bettelkind mit der armen Mutter ist rührend; aber was wird daraus? Hat das Zweck, Ziel, Absicht? Die ganze Erzählung führt zu nichts und scheint nur gegeben, um einiges wurzellose Raisonnement oder einige Jugendscenen zu Tage zu fördern, die im schlichten Kleid der Wahrheit besser aufgetreten wären als im verschnittenen Gewand der Novelle.

Wir würden dem Verf. rathen, keine Novellen mehr zu schreiben; aber er hat uns dieses als ersten Band verkündigt. Und noch zuletzt, was ist das für eine Orthographie: „die Woogen seiner Seie"? Halten wir doch wenigstens um das Palladium der Sprache in Einheit zusammen!

2. Myrthenblüten. Ein Cyklus von Liebesnovellen von Fr. W. von Schönfeld. Magdeburg, Bühler. 1837. Gr. 12. 1 Thlr. 6 Gr.

Hier sehen wir uns abermals genöthigt, eine literarische Schwachheit zu bekennen; alle Blüten und Blumen sind uns sehr zuwider. Vielleicht ließe sich auch für dieses Vorurtheil, wie für seinen Vorgänger, ein im Instinct liegender Grund auffinden: der Blüten, Blumen und Kränze haben wir bereits so viele gehabt, daß ein origineller Geist diesen Titel nur noch in satirischer Beziehung wählen würde.

In diesen „Myrthenblüten" fällt uns zuerst ein Styl auf, der von der höchsten Unklarheit, ja von einer gänzlichen Unfähigkeit, deutsch zu schreiben und zu denken, zeigt; einer Unklarheit, die sich nicht in der Behandlung unergründlicher Dinge, sondern in der Erzählung der allergewöhnlichsten Verhältnisse zeigt, z. B.: „Nein, der Graf war ein Mann von Ehre, aber für lebhafte Eigenschaften (Eindrücke?) empfänglich." „Die Röthe von Mariannens Wangen hatte sich nur ganz gering vermindert. Es lag eine Gewalt in der natürlichen Würde, welche plötzlich den Einfluß vor der in Erstaunen setzt, die den menschlichen Unterschied herbeiführt: die Männer können die Männer abtheilen, wie es ihnen beliebt, aber die Classification der Natur wird immer vorzüglich sein, diese von der die Rechte gefühlt sein werden, sei es, daß man sie erkennt, oder daß man sie verleugnet, und bei denen der Stolz einer hohen Sprache noch die erworbenen Titel als Geschenk oder Erbschaft ein gleiches Gegengewicht entgegenstellen können." Solchen Curiosis begegnen wir auf jeder Seite; vorzüglich sind die beziehenden Fürwörter auf das wunderlichste gemisbraucht und verletzt. Ein Schüler aus Secunda schreibt besseres Deutsch als der Verf., dessen Nachsätze mit seinen Vordersätzen in gar keiner oder nur muthmaßlicher Verbindung zu stehen scheinen. Unter diesen Umständen wird die Erfindung des Verf., die um viele Grade logischer ist als sein Styl, fast zum psychologischen Räthsel. Die beiden ersten dieser Novellen sind nicht ganz übel in der Anlage, dagegen ist die letzte albern und die Scene aus Napoleon's Geschichte höchst unbedeutend. Der Verfasser scheint ein junger Mensch, der sein Leben bisjetzt in Salons verschleudert hat, in welchen er weder deutsch reden noch denken lernte; dennoch hat er hier und da beobachtet. Sein Styl ist mit französischen Brocken durchspickt, indessen scheint es mit der grammatikalischen Kenntniß dieser Sprache bei ihm auch nicht weit her zu sein; wir begegnen in seiner Erfindung guter Absicht, gesundem Menschenverstand, keiner Verbildung durch Lecture — wie man uns das gern glauben wird —; aber in der Hülle eines solchen Styls würde auch der beste Kern geschmacklos werden, wenn ein guter Kern in solcher Schale überall vorhanden sein könnte. Der Verf. lerne erst deutsch schreiben, ehe er es wagt, wieder vor das deutsche Publicum zu treten; er werde Herr über die eigne Confusion der Ideen, und vor Allem bilde er sich nicht ein, es seien Preise, wären es auch die geringsten, auf einer Bahn im Fluge zu erhaschen, die von allen menschlichen Bahnen vielleicht den meisten innern Gehalt fodert.

3. Musikantenbilder. Von Rudolf Gernlein. Mit einem Kupfer. Leipzig, Magazin für Industrie und Literatur. 1836. 8. 1 Thlr.

Abermals ein dünnes Büchlein, mit großem Druck und weitläufigen Absätzen. Es ist unglaublich, welche Nichtswürdigkeiten die deutsche Presse zu Tage fordert. Hier haben wir eine Reihe von Geschichten und gedankenlosen Aufsätzen; fast alle handeln von unglücklichen, aber talentvollen Musikern, die zum Theil vor Hunger zu Grunde gehen — was in einer Zeit, wo diese Kunst überall goldene Lorbern erntet, sehr zu verwundern ist —, anderntheils an unglücklichen Leidenschaften sterben. Von Charakterzeichnung, Neuheit der Erfindung, Specialität der Situationen, Frische des Details ist hier keine Rede; die Leute lieben sich, wie sie sich in die Augen sehen, werden getrennt und erschießen sich, oder sterben im Tollhause. Diese Motive wiederholen sich beständig, nur mit dem Unterschiede, daß der Liebende oder die Geliebte die Rolle wechseln; oder, ist die Liebe einmal glücklich, so erscheint plötzlich eine frühere Geliebte, von der wir bis dahin nichts erfuhren; der Blitz schlägt in den Narrenthurm, aus dem sie entspringt, der Treulose will beim Brande retten, sie packt ihn im Wahnsinn und stürzt sich mit ihm in die Flammen oder in den Fluß. Man findet seine Leiche, seine Braut stirbt auf seinem Grabe, ihre Mutter nimmt auf ihrer Tochter Grabe Gift — der Unsinn erinnert uns an jenes Kinderspiel, wo die Karten so gestellt werden, daß alle fallen, wie man die erste anrührt. Solche Geschichten mag, mit etwas Zuthat von Rosenglut, Frühlingsluft, Mondenschein und Eulengekrächze ein Jeder machen.

Die letzte der Erzählungen beschreibt das Auf- und Untertauchen einer wandernden Komödiantenbande, und die Rolle, die der Verf. darin spielt — er scheint wenigstens das erzählende Ich zu sein —, ist keine sehr ehrenvolle, die ganze Skizze ein Ausbund von Gemeinheiten. Die Lebensgeschichten der Mitglieder werden vorgetragen, wobei denn natürlich hohe Häupter und Minister aufs würdigste hineingeflochten werden; es kostet nichts, einem Titel alle möglichen Schändlichkeiten an den Kopf zu werfen, und wie sonst ein Feenmärchen nicht ohne König und Königin bestehen konnte, so scheint es, kann das Laster, selbst auf seinen niedrigsten Stufen, nicht mehr ohne Prinzen und Minister fertig werden. Wenn etwas wie diese Geschichte in der Literatur zu dulden sein soll, so muß die Hand, die es hinwirft, eine größere sein; dergleichen ist nur einem Hogarth erlaubt, und wer das zu malen wagt, muß darüber stehen, nicht darin. In einer musikalischen Skizze, die von Paganini's Geige handelt, schreibt der Verf. ihn nie anders als Pagagnini! Doch was wundern wir uns? In einer Zeit, wo der äußere Anflug von Bildung so leicht zu erwerben ist, daß selbst der berliner Pöbel in seinen Witzen nur witzig ist durch den Contrast seiner Gemeinheit mit einem Schimmer von Bildung, muß es eine Literatur geben, die man vielleicht — Bedientenliteratur nennen sollte.

4. Drei Erzählungen von B. S. Ingemann, aus dem Dänischen von L. M. Fouqué. Halle, Kümmel. 1837. 8. 1½ Gr.

Zwei berühmte Namen machen noch kein gutes Buch. Wir können die Begeisterung des Übersetzers für sein Original nicht theilen, und es würde vielleicht den Raum überschreiten, der einer so wenig bedeutenden Erscheinung hier zugemessen ist, wollten wir ihm auseinandersetzen, warum wir es nicht können. Wir möchten unsere Bemerkungen in das französische Sprüchwort summiren: „Tous les genres sont bons, hors le genre

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 97. — 7. April 1837.

Ernſt Theodor Wilhelm Hoffmann und Friedrich Gottlob Wetzel.

(Fortſetzung aus Nr. 96.)

Wir müſſen die Leſer d. Bl. auf das intereſſante Buch ſelbſt verweiſen und verſagen uns, Einzelnes herauszuheben. Wie der Verf. mit Hoffmann bekannt wird; wie dieſer bei ſeinem Auftreten als Muſikdirector in Bamberg ſich verkannt ſieht und ergrimmt, dann einen bedeutendern Einfluß auf das Theater gewinnt; wie er nachher ein perfecter Jäger geworden zu ſein meint und den Sieg über ein flüchtiges Reh, das ein Anderer unbemerkt für ihn geſchoſſen, als wichtig genug betrachtet, in ſeinem Tagebuch den glücklichen Schuß zu bemerken; ſein Leben auf der Altenburg, im lebhaften Geiſtesverkehr mit dem trefflichen Arzte Marcus; ſeine Geldverlegenheiten; ſein mannichfaches Misgeſchick, insbeſondere das bei einer Verlobungsſcene; ſein häusliches Leben bis zu ſeinem Abgange von Bamberg, und vornehmlich der Urſprung, die Veranlaſſung, die Entwickelung ſeiner „Phantaſieſtücke" und anderer ſchriftſtelleriſcher und muſikaliſcher Werke — das Alles und viele einzelne komiſche und tragiſche Momente bieten einen reichen Stoff nicht blos zur Unterhaltung, ſondern auch zu fruchtbarer Betrachtung. Man kann ſich nicht bergen, daß in Hoffmann's Seele, ſo großartig und originell ſie war, die ganze Zerriſſenheit und Zerſplitterung der Zeit, welcher er angehörte, in ungemeiner Tiefe ſich abſpiegelte; es iſt ein ruheloſes, unbefriedigtes Harren, Sehnen, Ringen nach einem beſſern Zuſtande, bald ein Verzweifeln an demſelben, bald ein trotziges, übermüthiges, glaubensarmes Wagen, ſich ſelbſt zu helfen, bis endlich die Nacht vergeht und der Tag hereinbricht und neues Leben weckt.

Hoffmann's herrlicher, reichbegabter Natur fehlte der lebendige Mittel- und Einigungspunkt, durch welchen allein die geniale, vielſeitige Kraft eine gediegene, zu großen Werken tüchtige werden kann; ſeine Bildung war eine unvollendete, einſeitige, um ſo gewiſſer, je mehr das religiöſe, zumal das chriſtlich-gläubige Element in ihm zurückgedrängt und verdunkelt ward. Wir ſehen in ſeinen Werken überall die Blitze und Funken eines gewaltigen Geiſtes, der ſich aber nicht dahin zu vollenden vermochte, daß er als ein ſtarkes und reines Licht erleuchtend und erwärmend ſeine Strahlen über ſeine Werke auszubreiten vermochte. Dieſer Geiſt, zu kräftig und aufſtrebend, um im Sinnengenuß allein Befriedigung zu finden, war doch nicht frei genug, zu wenig von den Banden der Welt erlöſt, um den rechten Frieden zu gewinnen.

Eine nicht minder geniale und reichbegabte, aber geläutertere und in ſich einigere Natur erblicken wir in dem Bilde des edeln Wetzel, den der faſt ununterbrochene Kampf mit widerwärtigen Verhältniſſen zwar hinderte, eine anerkannte Meiſterſchaft zu erringen, aber nicht, ſich ſelber ſiegreich zu vollenden. Man kann nicht ohne tiefe Wehmuth dieſes hochherzigen Kämpfers gedenken, dem es faſt nie vergönnt war, von den Feſſeln des irdiſchen Bedürfniſſes, der zeitlichen Noth, der Sorge für die Seinen ſich einmal recht frei zu fühlen, und der doch immer wieder mit dem Sehnen und Streben nach den beſten Gaben den Muth und die Spannkraft gewann, die Gedanken zu großen Werken aufzufaſſen und rüſtig an ihre Ausführung zu gehen, wenn auch die unvermeidliche Brotarbeit die ſchönſten Stunden des Tages raubte und jeden Aufſchwung der Begeiſterung niederhalten wollte. Was kann für eine ſinnige, in ſich gekehrte, unwiderſtehlich zum geiſtigen Bilden und Geſtalten getriebene, durch und durch poetiſche Natur drückender, peinlicher, lähmender ſein, als jahrelang, noch dazu unter beengenden und beſchränkenden Zeitverhältniſſen, eine politiſche Zeitung redigiren, alltäglich im Comptoir und in der Druckerei auf jede freie Bewegung verzichten zu müſſen! Zwar hat Wetzel durch ſeinen „Fränkiſchen Mercur", beſonders in den Jahren 1813 u. 1814, bewieſen, wie ein freier und reicher Geiſt auch die urſprünglich widerwärtige Lohnarbeit zu veredeln und in ihr etwas Würdiges zu leiſten vermag; aber eine Feſſel blieb ihm dieſe undankbare Arbeit doch immer, und ein Gefängniß die Zeitungsexpedition, in welcher leider endlich auch der Keim ſeines frühen Todes ſich entfaltete. Wie überglücklich, wie ſelig hätte er ſich gefühlt, wenn er einmal nur ein Jahr lang von dieſen Feſſeln frei, ſorgenlos, nur mit dem Allernöthigſten für ſich und die Seinigen ausgeſtattet, ganz ſeinem innern Berufe leben, dichten, ſchaffen, ſo viele köſtliche, ihm liebgewordene Plane ausführen konnte! Es ſollte ihm ſo wohl nicht werden! War aber dem Dichter die erſehnte Muße und Sorgenfreiheit verſagt, ſo vollendete ſich um ſo mehr der Menſch in dem Kampf und dem Gedränge des Lebens. Es war

in seiner Lage wahrlich keine leichte Aufgabe, jene Heiterkeit, Genügsamkeit, Zufriedenheit zu bewahren, die selbst in der täglichen Noth nicht ganz unterdrückt werden konnte und ihn höchst liebenswürdig machte. Es gehörte sogar wenig, nur eine kurze Muße, ein Spaziergang mit seiner Familie, das Wiedersehen eines Freundes, ein geringer Vorrath, der die Sorge für die nächsten Tage mäßigte, es gehörte nur eine freie Erhebung des eignen Geistes dazu, um seinem ganzen Wesen den Ausdruck der heitersten Zufriedenheit zu geben, ihn zu Hymnen und Lobgesängen zu stimmen. Wenn man dann versucht ist, gleichsam das unerkannte Schicksal anklagend, auszurufen: was hätte unter günstigern Verhältnissen aus dieser reichen und tüchtigen Natur werden können! so denkt man dabei doch nur an größere dichterische Leistungen, zu denen er allerdings befähigt schien, sollte aber nicht verkennen, daß der unsichtbare Erzieher nach seiner unergründlichen Weisheit den Menschen im Feuer der strengen Prüfung läuterte und vollendete. Und wie er durch mehr als eine Feuerprobe hindurchgehen mußte, wie mannichfach, selbst in seinen nächsten Umgebungen er geprüft ward, das wissen seine Freunde, ohne eben Alles zur Schau stellen zu wollen.

Er war ein sehr zärtlicher Hausvater; seine Kinder umfaßte er mit fast schwärmerischer Liebe; er setzte gern Gesundheit und Leben daran, ihnen eine heitere Existenz zu bereiten. Seine Gattin, die Tochter reicher Ältern, in behaglichem Wohlstande und Wohlleben aufgewachsen, dann durch Misgeschick und Betrug des größten Theils ihres Vermögens beraubt, lernte schwer die schwere Kunst, sich an Wenigem genügen zu lassen und mit dem Wenigen klüglich hauszuhalten; geistreich und für höhere Ideen empfänglich, weshalb er sie mit Recht hochstellte, beherrschte sie doch nicht immer ihre heftige Gemüthsart, der er dann, obwol im Innersten verletzt, mit echtphilosophischer Gemüthsruhe, später mit christlicher Sanftmuth und himmlischer Geduld begegnete; stolz auf des Gatten hervorragenden Geist, auf seine ganze originelle Eigenthümlichkeit, hatte sie ihre Freude an einigen Sonderbarkeiten und Abweichungen von der herkömmlichen Sitte, zu denen geniale Menschen so leicht sich hinneigen, und die ihr so wesentlich und nothwendig schienen, daß sie dieselben recht eigentlich hegte und pflegte, sodaß er nur durch eigne Kraft und fortschreitende Geistesreife sich allmälig darüber erheben konnte, wobei manche Prüfungen und empfindliche Erfahrungen ihm zu statten kamen. Das lautere Gold seines reichen Geistes und tiefen Gemüths trat, von Schlacken gereinigt, aus vielen Anfechtungen immer gediegener hervor.

Seine Freunde haben lange eine seltsame Mischung von Stolz und Demuth an ihm wahrgenommen. Stolz trat er allem Gemeinen und Schlechten, allen zudringlichen Versuchen, ihn in das alltägliche Gleis zu bringen, seinen Geist zu dämpfen, seine schwer errungene Freiheit zu beschränken, oder seine harmlosen Spiele zu stören, entgegen. Aber mit wahrhaft kindlicher Demuth erhob er ausgezeichnete oder geliebte Menschen weit über sich selbst, ordnete solchen auch im Umgange gern sich unter, erkannte aufs freudigste, bisweilen selbst überschätzend, jeden Vorzug und jedes Verdienst an und war meist mit seinen eignen Leistungen am allerwenigsten zufrieden. So frug er zu Zeiten die Freunde mit tiefem Schmerz, nicht an sich selbst verzweifelnd, aber doch zweifelnd: ob es ihm wol noch möglich sein werde, etwas Tüchtiges, Dauerhaftes hervorzubringen? Willig hätte er selbst auf allen persönlichen Ruhm, obwol er gegen denselben nicht unempfindlich war, verzichtet, wenn er damit das Glück erkaufen konnte, Die, welche ihm die Theuersten waren, anerkannt und glücklich zu sehen; und wenn er irgendwo sich geltend zu machen bemüht war, so trieb ihn dazu am meisten der Wunsch, Derer, die er liebte, und ihrer Liebe sich würdig zu erweisen.

In ihm wohnte ein unerschöpflicher Schatz von Herzensgüte und Liebe, und hinter der bisweilen rauhen Außenseite verbarg sich ein zartes, inniges Gemüth, das der rückhaltlosesten Hingebung, jeder Selbstverleugnung und Aufopferung fähig war. Was er seinen Freunden gewesen, das steht gewiß diesen noch jetzt, 18 Jahre nach seinem vielbeweinten Tode, so seelenvoll, so rührend vor Augen und im Herzen, daß der alte Schmerz um den frühen Verlust solch eines Freundes immer wieder sein heiliges Recht behauptet. Die er einmal erkannt und lieb gewonnen, und die ihm Liebe um Liebe gegeben, die hielt er fest mit unerschütterlicher, immer gleicher Treue, die durch keine Zeit, keine Trennung, keinen Lebenswechsel etwas an Innigkeit verlor. Dessen ist wol ein glaubwürdiger Zeuge der Unterzeichnete, der noch heute die günstige Führung preist, welche schon in früher Jugend auf dem Gymnasium in Bauzen ihn mit Wetzel unauflöslich verband, und wol rühmen darf, daß dieser ihm immer und bis zum Tode derselbe geblieben ist. Die wenigen Freunde, die bis heute ihn überlebten, werden einmüthig ein gleiches Zeugniß ablegen. Selbst im Drange seiner Sorgen und Geschäfte widmete er dem Briefwechsel mit den Befreundetsten viele schöne Stunden und ließ nicht ab, wenn er auch nicht immer sogleich die begehrte Antwort erhielt. Dann konnte er wol zürnen und eifern und drohen; aber die Liebe blickte immer, fast wider seinen Willen, freundlich hindurch, und er ließ sich's nicht verdrießen, mehrmals anzustürmen, bis er dem Saumseligen ein Liebeszeichen abgewonnen hatte. Seine Briefe sind reich an echtem Humor, tiefsinnigen Ideen, frischer Lebensphilosophie und poetischen Anklängen, oft ausgestattet mit Sinnbildern, die, meist höchst charakteristisch, seine Meinung anschaulich machen sollten, leichten Federzeichnungen, zu denen er ein eigenthümliches Talent hatte, ohne je zeichnen gelernt zu haben und zu einiger technischer Vollendung zu gelangen. Es würde sich der Mühe lohnen, eine Sammlung seiner Briefe zu veranstalten, in denen er sein innerstes Leben, seine Leiden und Freuden aussprach, und die ohne Indiscretion, ohne Verletzung des Geheimnisses der Freundschaft gedruckt werden dürften.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

(Beschluß aus Nr. 96.)

5. Septimania, Gräfin von Egmont. Von Sophie Gay. Übersetzt von Fanny Tarnow. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1836. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

Ein sehr hübscher Roman, der uns das edle weibliche Gemüth, dem er entflossen, hochschätzen und lieben macht, und der es eher wie manches andere neue Product verdiente, von geschickter Hand auf deutschen Boden verpflanzt zu werden. Er gehört zu jener Gattung Bücher, die wir classische Mittelmäßigkeiten nennen möchten, wenn wir nicht fürchteten, uns diesen Ausdruck als parador vorwerfen zu hören; zu einer Gattung, die in Deutschland, wo nirgend eine Schule ist und Jeder seinen eignen Weg verfolgt, auch, im strengsten Sinne genommen, keine Gesellschaft existirt, junge Talente zu bilden, niemals auftauchen wird. Eine solche Schule ist dem Genie vielleicht lästig, in gewisser Hinsicht schädlich; aber sie lehrt das geringere Talent erst seine Kräfte brauchen und erkennen und bewahrt eine Literatur vor den geschmacklosen Abwegen, in welche die Mittelmäßigkeit bei uns geräth. Es ist wieder nur die alte Wahrheit, daß das Genie sich sein Gesetz schafft und nach ihm gerichtet sein will; daß die Freiheit ihm gehört, weil es allein ihre höhern Gesetze erkennt und nicht nur Anarchie in ihr erblickt; daß aber die Masse um ihrer selbst willen des Gesetzes bedarf, weil Erkennen des Urgesetzes nur den wenigen Geistern beschieden ist, die das Organ der lebendigen Offenbarung werden, welche Gott der Welt immerfort gewährt.

Hiernach ist es fast überflüssig, zu sagen, daß Plan und Schöpfung des Werks nicht tief, gewaltsam erschütternd, aber rührend, fein, edel und auf ihre Weise fehlerfrei sind; nicht genial, und doch ist Talent, vorzüglich aber Geschick, Das zu benutzen, was die Natur gab, nicht zu leugnen; kurz, es ist eine echt weibliche Schöpfung im bessern Sinne des Worts, voll der Grazie der besten Gesellschaft und eines edeln Gemüths. Der Eindruck, welchen das Buch macht, ist etwa dem zu vergleichen, den die Sontag als Sängerin hinterließ; hier ist wenig originell, und doch Alles menschlich, anmuthig und liebenswürdig; wir sehen keine gewaltigschaffende, tragische oder komische Kraft, die weibliche Sitte zeichnet überall ihre bestimmten Grenzen hin, und doch ist das Gemüth der Dichterin nicht beschränkt, und allen feinern Empfindungen offen. Der Name: Gräfin Egmont, darf uns nicht zur historischen Täuschung werden; die Heldin ist eine Dame der Gesellschaft des Hofes Ludwig XV., Gemahlin eines Nachkommens Egmont's, Tochter des Marschalls von Richelieu, und manche bekannte Figur jener berühmten Zeit, vor allem aber Sédaine, tritt auf anmuthige Weise in der Geschichte auf. Das Weitere überlassen wir dem Leser, dem wir zwar nicht versprechen, daß er hier auf Fundgruben unentdeckter menschlicher Kräfte gerathen, der den Faden der Geschichte gewiß aber mit steigendem Interesse bis zu Ende verfolgen wird. Unserer Frauenwelt sei das Werkchen als passende Lectüre noch besonders empfohlen.

6. Erzählungen und Phantasiestücke. Von Dr. Morvell. Zwei Bände. Stuttgart, Weise. 1836. 8. 2 Thlr.

Trotz der scharfen Beurtheilung, die vor Kurzem ein Werk des Verf. in d. Bl. erfahren hat, möchten wir ihn vor dem Troß der geringern Tagesschriftsteller auszeichnen. Indessen sind der Stufen in der Literatur von den niedrigsten bis hinauf zu den höchsten Gipfeln so unendlich viele, daß es uns oft an Ausdrücken mangelt, die Grade zu bezeichnen, auf die wir ein Werk stellen möchten, da wir hier gleich von dem Schlechtesten in das Bessere und zu Talent und Genie gerathen. Über die Mittelmäßigkeit hinaus können wir nun Dr. M.'s Werk nicht setzen, doch zeigen sich hier und da poetische Funken, die für die Zukunft vielleicht mehr versprechen, aber auch arge Mißgriffe, unter die wir namentlich die humoristischen Versuche rechnen, die, wie meistens dergleichen Versuchtes, ins Alberne und Platte fallen; so z. B. „Die Künstlerreise, eine sehr erschreckliche, doch vollkommen wahre Begebenheit". Noch platter sind „Wundersame Begebenheiten und Abenteuer Veith Viereck's, eines wandernden Farbenreibers", welche wir nicht anders zu qualificiren wissen, als geradezu mit einem Kinderausdruck: dummes Zeug. Was „Die Künstlerreise" betrifft, so scheint uns, wiewol mit dieser berliner Künstlerwelt ganz unbekannt, ihr Hauptreiz in Persönlichkeiten zu bestehen, wenigstens sind wir berechtigt, nach den beiden andern Erzählungen darauf zu schließen: „Des Knaben Schreibebuch, ein Beitrag zur Kenntniß des menschlichen Herzens", und der darauf folgenden: „Die schöne Wienerin". In beiden ist das äußere Bild Wiens und Berlins in einem recht hübsch aufgefaßten Gegensatze gezeichnet, aber dieses Bild wimmelt von Persönlichkeiten; bei gleichgültig gehaltenen lebenden Personen sind die Namen geradezu genannt, andere so bezeichnet, daß man sie leicht wiedererkennen mag, wieder andern hat man ihre Namen mit geringer Veränderung gelassen, ihnen aber einen, ihrem wirklichen Charakter entgegengesetzten beigelegt. Wohin soll das führen als zum Skandal der Lebenden und zum gleichgültigen Nichtverstehen der Nachwelt, wenn es eine Nachwelt für solche Werke gäbe! Alte abgetragene Anekdoten sind kunstreich eingeflochten, das Ding sieht ganz lustig aus, ist auch selten wahrhaft böse oder bitter, nie gemein; aber wie darf die Literatur die Hände in so etwas mengen? Von der Fabel beider Erzählungen ist die wiener Geschichte doch etwas zu abgeschmackt; das könnte nur ein pommerscher Landjunker aus dem 18. Jahrhundert gewesen sein, der sich in das wiener Modenbild, die schöne Wienerin, verliebt, sie für ein menschliches Wesen gehalten hätte, nicht aber ein gereifter, welterfahrener, geistreicher junger Mann des 19. Jahrhunderts. Doch müssen wir dem Verf. zugeben, daß er die Albernheit so plausibel wie möglich zu machen weiß. In der berliner Criminalgeschichte sehen wir nun eben keinen „Beitrag zur Kenntniß des menschlichen Herzens"; so etwas wird nur dazu, wenn wir die That vor uns keimen und wachsen sehen, wenn wir den Thäter vorher in seinem ruhigen Zustande erblickten und in diesem schon die Samenkörner der Zukunft entdeckten, die aus unmerklichen Übergängen plötzlich und gewaltsam hervortritt, nicht aber wenn uns das Verbrechen in der Erzählung selbst aus weiter Ferne erzählt wird; da läßt sich Alles annehmen und Alles bezweifeln. Mit einem Worte, die Individualität der Erscheinung macht erst ihre Wahrheit, erzeugt erst das Interesse des Zuhörers daran, und eine unwahrscheinliche Sache erzählen und in einer kurzen Note stolz „historisches Factum" darunter setzen, wie die schlechten Tagsschreibenten thun, die damit alle Responsabilität von sich gewälzt zu haben wähnen, ist gar keine Rechtfertigung für das Factum in der Novelle. Der Dichter ist eben dazu da, daß er das Unwahrscheinliche begreiflich mache, ja es fast als nothwendig zeige, und wenn er das für ein historisches Factum nicht vermag, so hat es mit der Poesie gar nichts zu schaffen, bleibt für sie nur eine factische Lüge. Wir sehen in dieser Geschichte nur einen Verbrecher, wie wir ihrer Hunderte sahen, und nichts zeigt uns, wodurch seine Physiognomie sich von denen anderer Verbrecher, die ähnliche Enormitäten begingen, unterscheidet; ja, die Mischung von Leichtsinn, die in seiner Natur sein mußte, da sie aus seinen Thaten hervorgeht, tritt uns auf keine Weise aus seiner kurzen Erscheinung entgegen.

Um nicht zu weitläufig zu sein, sagen wir nur noch, daß uns „Feodosia, oder schreckliche Folgen eines leichtsinnigen Schrittes, historische Novelle aus den Zeiten Katharina II.", die gelungenste der Erzählungen scheint, die in ihrer ersten Hälfte viel Poetisches enthält. Aber die beiden Hälften, in die sie zerfällt, passen nicht zueinander, und hier müssen wir bekennen, daß wir Alles, was nach Sidni's Tode mit Feodosia vorgeht, vor einigen Jahren in einer aus dem Russischen ins Deutsche übersetzten Erzählung lasen, deren Verf. und Titel wir uns nicht mehr erinnern; dort war der Schauplatz der Handlung Petersburg, nicht die Krim, und die Herabwürdi-

Bekanntmachung
des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda
vom 28. Februar 1933
über Maßnahmen gegen Verleger und Schriftleiter
periodischer Druckschriften.

Auf Grund des § 1 der Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutz von Volk und Staat vom 28. Februar 1933 (RGBl. I S. 83) wird bestimmt:

§ 1

Verleger und Schriftleiter periodischer Druckschriften können durch Verfügung des Reichsministers für Volksaufklärung und Propaganda oder der von ihm bestimmten Stellen für die Dauer bis zu sechs Monaten mit Wirkung für das Reichsgebiet oder einzelne Teile desselben ihres Berufes entsetzt werden, wenn sie gegen die Pflichten verstoßen, die sich aus ihrer Stellung gegenüber der Öffentlichkeit ergeben.

§ 2

Gegen die Verfügung ist Beschwerde an den Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda zulässig. Sie hat keine aufschiebende Wirkung.

§ 3

Diese Bestimmung tritt mit dem Tage der Verkündung in Kraft.

Berlin, den 28. Februar 1933.

Der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda
Dr. Goebbels

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 98. — 8. April 1837.

Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann und Friedrich Gottlob Wetzel.

(Fortsetzung aus Nr. 97.)

Aber nicht den Freunden nur, Allen, die ihm freundlich begegneten, kam er mit Liebe, mit offenem Vertrauen entgegen; leicht und gern, ohne Rückhalt schloß er geistigregsamen Menschen sich an, erkannte jeden Liebesbeweis mit lebendiger Dankbarkeit und nahm an fremdem Leid und Schmerz so innigen Antheil, daß er darüber sich selbst vergaß und tief betrübt ward, wenn er nicht helfen konnte. Selbst in seiner Armuth theilte er gern den Dürftigern mit; oft eilte er dem Kranken oder Schlechtbekleideten, den er auf seinem Wege erblickte, entgegen und gab unaufgefodert ihm vielleicht seinen ganzen Vorrath hin; mehr als einmal spendete er auf seinen Wanderungen, noch fern von der Heimat, Dem, der ihn um eine Gabe ansprach, den letzten Groschen und mochte lieber selbst darben, als die Gabe verweigern. So lange er noch mit der ärztlichen Praxis, die für ihn nie eine goldene oder auch nur silberne war, sich beschäftigte, suchte er recht geflissentlich die ärmsten Kranken auf und war unverdrossen, grade Denen zu helfen, die ihm nichts vergelten konnten.

Diese Liebe war tiefbegründet und läuterte, verklärte sich immer mehr in seinem religiösen Glauben, der ihn selbst in den schwersten Stunden, auch da, wo die poetische Schwungkraft seines Geistes über die Sorge und den Schmerz der Gegenwart nicht zu siegen vermochte, über die Welt erhob. Aufgewachsen in dem kindlichen altväterlichen Glauben einer frommen evangelischen Familie, die, je näher und unheimlicher der Katholicismus ihr gegenüberstand, um so fester und eifriger an ihrem Lutherthum hing, von dem freigesinnten und humoristischen, aber streng-dogmatischen Vater zur Gottesfurcht, von der sinnigen und gemüthreichen Mutter, der er, nachdem sie längst schon geschieden war, mit der zärtlichsten Verehrung anhing, zur Gottinnigkeit erweckt, durch den von falscher Weisheit und Aufklärerei noch unangesteckten Gymnasialunterricht dem stillen Glaubensleben nicht entfremdet, trat er in das bewegtere öffentliche Leben ein; das akademische Studium hatte zwar seinem Geiste eine andere Richtung mitgetheilt und die Philosophie eine Zeit lang an die Stelle des Glaubens gesetzt; dieser aber machte sich bald wieder nicht nur als ein poetisches, sondern auch als ein Herzensbedürfniß bei ihm geltend. Wetzel, ein eifriger Schüler und treuer Verehrer Schelling's, in die Tiefen des Idealismus und der Naturphilosophie eingedrungen und von ihrem Reichthume durchdrungen, erkannte bald, daß die echte Weltweisheit nicht nothwendig mit dem Unglauben im Bunde stehe, und sein kindliches Gemüth bewahrte zu treu die Erinnerung an das fromme Leben im Vaterhause, an die Andacht und den Frieden seiner Knabenjahre, als daß er Dem, was er in siegreicher Kraft schon an sich selbst erfahren hatte, sich ganz hätte entfremden können. Er war fromm ohne Bigoterie und Fanatismus, und so durch und durch protestantisch, daß die Lobreden von der Poesie und Plastik eines andern Cultus bei ihm keinen Eingang fanden; es widerstrebte seinem innersten Wesen, Religion und Kirchenthum von einem ästhetischen Wohlgefallen abhängig zu machen. Um so gewisser mußten seine fernen Freunde, als sich die Sage verbreitete, er habe auf seinem Sterbebette sich der römischen Kirche einverleiben lassen, dies von vorn herein für höchst unwahrscheinlich halten, oder voraussetzen, bei ihm sei solche Apostasie nur in einem Zustande fieberhafter Geistesabwesenheit möglich, also recht eigentlich nur ein Einverleiben, nimmermehr ein Eingeistigen gewesen. In dem vorliegenden, auch in dieser Beziehung sehr anziehenden Buche hat Hr. Z. Funck durch beglaubigte Actenstücke und getreue Geschichtserzählung aufs evidenteste erwiesen, daß jene Sage eine Fabel ist, daß alle wohlberechneten Bemühungen, den Kranken in seinem Fieberzustande zu einem Abfalle zu bewegen, fruchtlos waren, und daß der Sterbende sich noch feierlich gegen die Voraussetzung verwahrte, er sei, indem er einen katholischen Geistlichen zu seiner Tröstung zugelassen, von seiner Mutterkirche abtrünnig geworden.

Wenden wir uns zu der trefflichen Darstellung, welche diese Herzensergießung veranlaßte, so können wir, abgesehen von der kurzen Einleitung, die nicht anspricht, das theils skizzirte, theils ausgeführte Bild des Freundes nur als treu und treffend bezeichnen. Einige Anmerkungen und Berichtigungen mögen hier noch Platz finden.

Die beiden ersten Universitätsjahre verlebte Wetzel in Leipzig ziemlich sorgenfrei, weil damals noch einige Unterstützung aus der Heimat ihm zufloß und die Menge von Gelegenheitsgedichten, wie sie damals zu jeder Pro-

motion, Hochzeit, Kindtaufe u. s. w. begehrt wurden, ihm einen leichterworbenen Gewinn darbot. Schwieriger ward die Lage in Jena, wo oft drückender Mangel ihn heimsuchte, ohne ihn zu entmuthigen. Damals erschien unter dem einfachen Titel: „Strophen", die erste Sammlung seiner Gedichte, zumeist auf Andringen seiner Gönner. Aber so wohlwollend und eifrig diese Subscribenten und Pränumeranten geworden hatten, so war doch, weil der größte Theil der Einnahme durch die Druckkosten verschlungen ward und der Commissionnair nur wenige Exemplare absetzte, die Ausbeute sehr gering. Die meisten Gedichte bewegten sich in antiken, zum Theil in den schwierigsten Sylbenmaßen, und der bedeutende Einfluß, welchen bis dahin Klopstock auf des Dichters Bildung gehabt, war nicht zu verkennen. Aber vieles Herrliche in Gehalt und Form bezeugte den ursprünglichen Dichterberuf, und man folgte gern dem Fluge des jungen Aars, der bald freier seine Fittige zu regen versprach. Er selbst war mit dieser ersten Sammlung so unzufrieden, daß er nichts eifriger wünschte als ihre völlige Vernichtung. Wirklich foderte er alle noch vorhandenen Exemplare von der Buchhandlung zurück und verbrannte sie insgesammt eigenhändig, sorgfältig darauf achtend, daß keins dem Autodafe entzogen würde. Immer dachte er darauf, auch die verkauften Exemplare wiedereinzulösen, sobald die Mittel sich dazu fänden; einstweilen tauschte er von Freunden und Bekannten die ihrigen ein.

Allerdings mußte er schon im letzten Universitätsjahre die Schriftstellerei zum Gewerbe machen; aber in der That ohne wesentlichen Nachtheil für seine Studien, denen er mit großer Liebe und eisernem Fleiße sich widmete. Theils verarbeitete er in Allem, was er um diese Zeit drucken ließ, die Ideen, auf welche der Gang seines Geistes, und was er eben gehört und gelesen hatte, ihn leitete, theils schrieb er mit so außerordentlicher Gewandtheit und Schnelligkeit, daß er auf solche Lohnarbeit kaum mehr Zeit verwendete als selbst fleißige Studenten auf ihre Erholung. Wir haben ihn einen nicht schwachen Octavband innerhalb acht Tagen beginnen und vollenden gesehen. Er trug diese Last viel leichter als Epiktet seine Säcke zur Mühle; er wußte dem Gegenstande immer einen Reiz abzugewinnen; er belebte ihn mit seinen Ideen dergestalt, daß er, wenn er auch ganz ruhig, ja halb verdrossen angefangen, sich in einen Zustand von Ekstase hineinschrieb, in welchem er, Speise und Trank fast vergessend, 16 Stunden ununterbrochen producirte und recht eigentlich immer fortschrieb, sodaß eher die Hand als sein Geist ermüdete. Wirklich strömten Gedanken und Worte in solcher Fülle ihm zu, daß man mehr eine körperliche als eine geistige Anstrengung an ihm wahrnahm und ihn, wenn der letzte Bogen voll war, ganz munter und wohlgemuth wieder in die Vorlesungen oder zu andern Studien eilen sah.

Die akademischen Studien waren geendet, alle Hülfsmittel erschöpft, alle Aussichten unsicher und zweifelhaft, und da die Facultäten ihre Zöglinge nicht leicht honoris causa promoviren, so mußte er Jena verlassen, ohne als Doctor medicinae irgendwo auftreten zu können. Erst 1805 gewann er die Mittel zur Promotion und war der Letzte, welchen die medicinische Facultät der aufgelösten Universität Erfurt für schweres Geld und leichte Prüfung also beehrte. Die Welt stand ihm offen, und er blickte muthig und heiter hinaus auf die ungemessene Bahn, die vor ihm lag; aber es währte lange, ehe der kühne Schiffer Land! rufen und ein Plätzchen finden konnte, wo ihm, nicht zu ruhen — denn das wollte er nicht —, nur sich anzubauen und auszubauen, mit seinem reichen Geiste etwas zu schaffen vergönnt wäre. Einstweilen verlebte er Wochen, Monate bei seinem geliebten Schubert, der eben in Altenburg seinen kleinen Hausstand begründet hatte, längere Zeit bei seinem Freunde Meißner, der damals in Döhlen bei Weida Amtsgehülfe seines ehrwürdigen Vaters war (später Superintendent in Waldenburg, nicht in „Waldungen", wie es in unserm Buche heißt, jetzt Kirchenrath in Leipzig), endlich in Katzhütte im Schwarzburgischen bei seinem Universitätsfreunde Heuäcker, dem Bruder seiner nachherigen Gattin, mit der er hier sich befreundete. Mit ihr verehelichte er sich 1806 in Dresden, wo er, mit seinen Freunden Schubert, Dippold, Hartmann (der in Hamburg gestorben ist), Krause, dem Philosophen und Mathematiker, und Koethe vereint, glückliche Zeiten verlebte, obwol auch hier wieder der Mangel von Zeit zu Zeit bei ihm einsprach.

(Der Beschluß folgt.)

Erinnerungen an Ulrich Goßner. Herausgegeben von einem Freunde des Verewigten. Sulzbach, Seidel. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Geistliche der katholischen Kirche stehen zu denjenigen anderer christlicher Confessionen in Vortheilen und Nachtheilen. Vortheile sind die Sorgenlosigkeit des priesterlichen Daseins ohne Familienernährung und -Erziehung; das Bewußtsein eines Zusammenhanges mit monarchischer Kirchenverfassung, ihrem Schutz für Schwache und lohnender Aufmunterung für Ehrgeizige; der Besitz einer festen durch Autorität gesicherten Lehre und eines Cultus, welcher in seiner objectiven Weihe keiner subjectiven Nachhülfe bedarf, sondern auch ohne dieselbe den Gläubigen Segen bringt. Nachtheile sind grade jene Vortheile, sobald das Individuum von der Entsagung des ehelichen Lebens und dem Mangel an Familienverhältnissen gedrückt wird; wenn es mit der monarchischen Herrschaft oder einigen Artikeln der Lehre in Zwiespalt geräth; wenn der objective Werth des Cultus zu sehr außer Zusammenhang mit dem Innerlichen kommt und in leeren Ceremoniendienst ausartet. Aus den Nachtheilen entspringen manchmal arge fleischliche Sünden, gewaltsame Behandlung Einzelner, Aufstörung und Verfolgung von Ketzereien, ja gänzliche religiöse Gleichgültigkeit. Darf man dem Spanier Doblado trauen, so hat er unter zahlreicher Bekanntschaft mit spanischen Geistlichen „keinen Einzigen gefunden, der nicht früher oder später, wenn es ihm an Kraft und Talent nicht fehlte, von der ungeheucheltsten Frömmigkeit zu völligem Unglauben übergegangen wäre". Dergleichen läßt sich von der deutschen katholischen Geistlichkeit durchaus nicht behaupten; es gab und gibt fromme Zierden ihres Standes; allein mancher der Nachtheile wird dennoch oft in die Lebensschicksale der Einzelnen, vielleicht der Würdigsten, mehr oder weniger eingreifen.

Zu solcher Betrachtung geben die vorliegenden Erinnerungen an den frommen Priester Goßner Gelegenheit. Selbst das Motto, welches der Herausgeber aus des Bischofs Sailer „Sprüchen" seiner Charakterschilderung des Mannes vorsetzt, wird da-

durch verständlich: „Wer das Leben des Glaubens, der Liebe und der Zuversicht Mystik, und Mystik Unsinn nennt, hat eine neue Lästerung der alten Wahrheit erfunden; denn er verketzert die Gottseligkeit und schändet seine eigne Vernunft.“ Diese Worte sind im Bewußtsein der eignen Erfahrung geschrieben; sie beweisen eine unfreundliche Gewalt des Äußerlichen gegen das Innerliche und eine dadurch bei Manchen bestimmte Gesinnung und Handlungsweise. Goßner's kurzes einfaches Leben zeigt davon Spuren, ist in dieser Beziehung historisch bedeutsam; die weitere Mittheilung aus Briefen, Aufsätzen, Predigten gehört dem Kreise christlicher Erbauung, welche gern von Andern und besonders von lehrenden Gliedern der Kirche ausgesprochen findet, was sie selber liebt.

Ulrich Goßner wurde geboren zu Seifertshofen unweit Krumbach den 11. Juli 1806. Seine Ältern waren Wirthsleute und erzogen acht Kinder. Den ersten Unterricht erhielt er bei einem benachbarten Pfarrer, kam 1820 nach Augsburg auf die Studienanstalt und gewann gute Censuren, wiewol nicht die allererst besten, denn die Ausdrücke: vorzüglich, sehr gut und gut, die darin (laut in extenso hier beigefügter Zeugnisse) vorkommen, bedeuten nach angenommenem Sprachgebrauch nur das Mittelmäßige und wenig darüber. In Würzburg, welche Universität er 1825 bezog, enthalten die Zeugnisse ausgezeichnet, als das Gute des Guten. In seinem Gemüthe fühlte er eine Leere, die nichts Irdisches ausfüllen konnte, und las darum diesem Bedürfniß entsprechende Bücher, keine Romane. Doch schrieb er in seinem fünfundzwanzigsten Jahre: „Zwanzig Jahre lebte ich ohne Gott, ohne Christus nicht nur in der Welt, sondern mit der Welt“; übertrieben vielleicht und ein Ausdruck seiner Demuth. Nach genauer Selbstprüfung wählte er den geistlichen Stand. In der Welt, in der Philosophie fand er kein Heil, sondern in Christo und seiner heiligen katholischen Kirche.

Auf dem Lyceum zu Dillingen (1826) begannen die theologischen Studien. Vernunftgründe sollten ihn von der geltenden Autorität überzeugen, und dies gewährte die Dogmatik des Prof. Hagel und die Exegese des Prof. Wirth. Sein schwacher Körper gewöhnte ihn ans Dulden. Darauf tritt er ins Klerikalseminar zu Dillingen, erhält wegen Kränklichkeit ein besonderes Zimmer, rühmt die Nachsicht, mit der man ihn behandelte, stärkt sich durch religiöse Betrachtungen und wird 1829 durch Bischof Riegg zum Priester geweiht.

Ein bischöfliches Ordinariatsdecret bestimmt ihn zum Schloßkaplan in Seefeld am Ammersee. Ihm gefällt die romantische gesunde Gegend, die rechtschaffene gräfliche Familie; er findet bei Menschenbeobachtung zwei Gegensätze: Gleichgültigkeit gegen das wahre Christenthum oder blindes steifes Anhängen an äußerlichen Formen und hergebrachten Gewohnheiten, verbunden mit rohen Vergnügungen und Lastern; man könnte sagen, eine negative Subjectivität und eine rein positive Objectivität, dergleichen gewiß zu allen Zeiten wahrgenommen worden. Wie es die Aufgabe des rechten Geistlichen ist, hierin zu bessern, so setzte Goßner sich dieses vor, las zu diesem Zweck, meditirte, betete und gesteht dabei in rührender Weise: „Ach, was ist doch der Mensch, der ohne die Gnade seines Herrn nicht einmal sich selbst zu tragen vermag!“ Sein Wunsch, nach Pfaffenhofen zum Freunde Leinfelder zu kommen und gemeinschaftlich zu wirken, ist natürlich und wird erfüllt (1830).

Wie oft aber im Leben werden erfüllte Wünsche die Quelle von bittern Unannehmlichkeiten oder Leiden! Schon vor Goßner's Ankunft in Pfaffenhofen war ihm seine Lage schwierig gemacht durch Ausstreuungen, und bei seiner Ankunft fand er Gegner. Es ist nicht deutlich im Buch entwickelt, worin dieser Gegensatz bestanden, es wird von Verleumdungen gesprochen, daß Alles, was die Guten erbaut habe, den Übelgesinnten ein Stein des Anstoßes gewesen sei; denn die Hölle liebe Zwietracht und hasse den Himmel brüderlicher Liebe; allein dies genügt nicht zur Erklärung; gegen einen frommen und rechtschaffenen Mann wie G. müssen bestimmte Anklagen vorliegen. Einen Wink geben uns die Worte, welche G. niederschrieb: „Sie toben unter den rohesten und lieblosesten Äußerungen gegen die vermeinten Ketzer zu Pfaffenhofen.“ Als solche wurden also G. und sein Freund betrachtet, und dies ist schlimm. Goßner, keiner Ketzerei sich bewußt, suchte den Grund darin, daß Christen stets verfolgt werden, daß Maulchristen lästern, was sie nicht verstehen, daß ein feindseliger Mensch sich besonders thätig bewiesen, daß Neider entstanden, daß Misdeutungen eingetreten; es erklärt aber immer nicht ganz, was es soll. Ende September 1831 wird eine Klagschrift aufgesetzt und G. ohne Angabe eines Grundes auf das Frühmeßbenefizium in Behlingen abgerufen; der Kämmerer des Kapitels, Pfarrer Michler, erhält den Auftrag, die Sache zu untersuchen, berichtet die Sache, wie sie war, beschämt die Gegner, aber G. bleibt in Behlingen.

Auch nach diesem neuen Aufenthaltsorte drang die Verleumdung, hatte aber dort weniger Wirkung. G. wird vom bischöflichen Ordinariat Augsburg vorgeladen, sich vernehmen zu lassen. Hier müssen nun wol die bestimmten Anklagen erscheinen. G. sagt, es wären Beschuldigungen und Verdrehungen ohne Zahl gewesen. Aber welche? Vom Einzelnen wird nur angeführt: „Der Name Jesus werde so oft genannt in den Predigten, daß er zum Ekel werde; man müsse recht um den heiligen Geist beten, dann bekomme man ihn; man könne nichts abbüßen; man brauche die Heiligen nicht zu verehren; ein Weib hätte gesagt: so habe sie noch nie predigen hören, wie diese Herren predigen.“ Nach dieser Vernehmung und Einsendung aller Goßner'schen Predigten kommt statt der Entscheidung eine Commission nach Pfaffenhofen (1832), welche bis Nachts 11 Uhr täglich arbeitet, alle Familienhäupter der Pfarrei einzeln vernimmt; der geistliche Commissair liebt Wahrheit und Recht, das bischöfliche Ordinat erklärt: „aus den Untersuchungsacten gehe hervor, die Klagen gegen Leinfelder und Goßner seien ganz grundlos, indem diese Geistlichen nichts gelehrt, was dem katholischen Lehrbegriff entgegen wäre, ihr Eifer und priesterlicher Wandel sei ausgezeichnet“. Die Ruhestörer sollen unter strenger Aufsicht stehen.

Kaum begreiflich ist, wie solche auf den ersten Anblick nichtige Beschuldigungen so ernsthafte und für die Angeklagten allemal gefährliche und nachtheilige Untersuchung herbeiführen konnten. Allein die Objectivität der Kirche hat gegen die Subjectivität auch der frommen Lehrer Vorsicht nöthig. Goßner schreibt: „Wir predigten Jesum Christum, den Gekreuzigten, als den einzigen Retter für die in Sünde und Laster versunkene Menschheit; man wirft uns vor, wir hätten zu viel gepredigt; wenn sich ein bischen Leben regt, da geht das Lärmen, Schreien und Klagen an.“ Allerdings, es kann nicht anders sein. Die Predigt ist im katholischen Gottesdienste nicht die Hauptsache, sondern die Messe, welche, für sich bestehend, den Gläubigen zum Heile gereicht. Gegen die Einführung deutscher Sprache bei derselben ist von einem ausgezeichneten frommen Bischofe der Grund gebraucht worden: „Die heilige Mimik mache Alles verständlich.“ Warum nicht? Die reine Objectivität des Meßopfers bedarf kaum das Verständniß der Theilnehmenden, ist sich selber genug und wird durch äußerliche Feierlichkeiten und Geberden hinreichend nahe gelegt. Subjectiver Wärme des Lehrens und Ermahnens kann möglicherweise die Werthschätzung und Reinheit des Objectiven schwächen und trüben.

Unserm Goßner blieben die vielen Kränkungen nicht ohne nachtheilige Wirkung auf seinen kranken Körper; ihn schmerzte am tiefsten, daß „gutmüthige Seelen betrübt, schwache geärgert, verwegene Menschen in ihrer Bosheit bestärkt und der Mechanismus in der Religion dadurch gleichsam gerechtfertigt werden“. Ein Bluthusten erfolgte, die verordnete Schneckencur, gemäß welcher der Kranke täglich ungekochte Schnecken essen mußte, sogar 80 an einem Tage, half nicht, so wenig wie Ziegenmilch; er starb nach mancherlei Leiden, fortwährend in seinem Berufe thätig, im Mai 1834. Sein Andenken war Vielen theuer.

Gewiß ist die reiche Zugabe aus Goßner's schriftlichem Nachlasse, welche bis zu 608 Druckseiten gediehen, dankenswerth. Man freut sich über den reinen ungekünstelten Vortrag, der nicht allen Gliedern seiner Kirche eigen ist, über die allenthalben wiederkehrende wahrhaft christliche Gesinnung. Unterscheidende katholische Lehrsätze werden höchst selten berührt und alsdann mit solcher praktisch heilsamen Auslegung, daß sie auch einen Gegner nicht beleidigen; fast jede christliche Confession kann den dargelegten Grundsätzen und Ermahnungen des Verf. Beifall schenken. Grade dies aber möchte, nach den oben gegebenen Erinnerungen ihm bei manchen Anhängern seiner Kirche Tadel zuziehen. Man erwäge folgendes zerstreut Hervorgehobene: „Gott aus ganzem Herzen, ganzer Seele, allen Kräften lieben, ist das Erste und Letzte. Leben der Gottseligkeit, inneres ewiges Leben ist das wahre Leben des Menschen, die wahre Orthodoxie, das wahre Leben der Kirche." „Gott, gib der deutschen Kirche deutsche Bischöfe, die Christi Geist haben und mit Christi Geist wirken, es thut Noth!" „Was die Gebräuche betrifft, die nicht in der heiligen Schrift befohlen oder von Synoden verordnet, oder von den ersten Zeiten der Kirche überliefert worden sind, diese sollten alle nach meiner Meinung abgeschafft werden." (Stelle aus Augustin.) „Möhler's „Symbolik" ist ein Meisterstück, vor solchen Gelehrten habe ich Respect." (Das Buch ist in Rom verboten.) „Wir müssen Alle neugeboren werden durch den lebendigen Glauben an Jesus Christus; wir müssen ganz andere himmlischgesinnte Menschen werden, sonst hilft uns Alles nichts." „Wenn Jemand gleich sagt, er glaube an das Verdienst Christi, er sei versöhnt, erweckt und bekehrt; aber doch nicht recht thut, sondern im Bösen verharrt, der ist nicht aus Gott." „Wenn man uns vorwirft, als wollten wir die bestehende Kirchenform wegwerfen . . . was hülfe eine solche Reformation ohne die des Herzens?" „Ich habe mich nicht blos so fortreißen lassen in Pfaffenhofen, was ich geglaubt und gethan habe, das war aus innerster Überzeugung und eigner Erfahrung." „Man wirft uns unkirchliche Ausdrücke vor, aber anders muß ein Dogmatiker, anders ein Volksredner sprechen." „In allen Kirchengebeten wird nie die Bitte an einen Heiligen gestellt, sondern immer wird zu Gott gefleht, daß Er durch die Fürbitte der Heiligen uns von den Banden der Sünde befreie durch Jesum Christum. Als nothwendig erklärt die Kirche die Anrufung der Heiligen nicht. Daß jetzt die Sache von Vielen anders angesehen wird, ist zu bedauern." „Aufklärung will und wünsche ich, aber nicht Gasbeleuchtung, Bewegung der Erde mit Dampfmaschinen." „Der Vater in Christus, Christus in uns, wir ganz Eins in ihm." „Schmerzlich war es mir, wenn ich die versammelte Menge geist- und herzlos einen Rosenkranz herunterschreien hören mußte, sodaß sogar meine Privatandacht gestört wurde." „Die Leute wissen oft lange nicht, wie es mit dem Evangelium gemeint ist, bis man es recht deutsch macht." „In der Predigt redet Gott mit uns, in der heiligen Messe da sollen wir mit Gott reden." „Das äußere Christenthum muß aus dem innern hervorkommen, das innere muß dem äußern vorangehen wie der Baum der Frucht u. s. w."

Und so ist dies Buch über Goßner erbaulich und unerbaulich; jenes durch fromme Gesinnung und Lehre des Mannes, dieses durch den Gegensatz und die Anfeindung strenger kirchlicher Objectivität oder durch Mißgunst und Mißverstand Einzelner, in welche Goßner fast nothwendig hinein gerathen mußte. Das Unerbauliche darf betrüben, das Erbauliche kann trösten. 28.

Aus Italien.

Man weiß es jetzt in Italien selbst, daß es mit der Musik nicht allzu vortrefflich daheim steht, und dieselbe „Biblioteca italiana", die sonst mit dem verstorbenen Carpari Wehe über Jeden rief, der an Rossini's Vortrefflichkeit zweifelte, bekennt, daß Paganini und Rossini durch das servum pecus ihrer Nachahmer der Kunst geschadet haben. Denn grade das Flittergold, das sie für die Menge absichtlich mit ausstreuten, wurde wie Manna gesammelt. Paganini ist musikalisch gelehrt, hat viele Studien gemacht und ist Künstler im höhern Sinne; aber weil er, von einem eignen Körperbau unterstützt und einer Muskelkraft, wie sie nicht leicht wieder vorkommt, sich darin gefällt, Spielereien statt des Spieles zu geben, haben Viele gemeint, daß dieses seine Meisterschaft ausmache, und grade dieser Firlefanz ist es gewesen, den man ihm abzusehen sich bemühte. Fast ebenso ist es Rossini gegangen. Obgleich er schon im 18. Jahre außer den vielen einzelnen Stücken „Demetrio e Polizio", die „Pietra di paragone" und vielleicht selbst den „Tancredi" componirt hatte, blieb er doch noch jung, beinah zu jung für die vielen ernsten Anforderungen, die man an ihn machte. Es belustigte ihn, wenn er Scherze eines jugendlichen Muthwillens in seinen ernstern Werken bewundert, beklatscht sah; Alles streng zu erwagen, hatte er kaum die Zeit, und er gestattete daher, von den Theaterunternehmern gedrängt, in 20 Tagen eine Partitur zu schaffen, der Laune des Augenblicks einen Einfluß, über den er gewiß nicht Rechenschaft geben könnte. Es gefiel doch; grade das gefiel; und wenn er mit seinem crescendo, mit seinen appoggiature, mit seiner tobenden Instrumentirung das Äußerste gethan zu haben glaubte, fand er doch noch Bewunderer, die ihn zu überbieten wünschten. So entartete die Kunst, weil die Kritik ihre Pflicht vergaß, oder nicht recht ihr Amt versah. Jetzt fängt sie an, sich wieder zu regen, und man darf sich eine Umkehr versprechen, da geachtete Leute den Muth haben, den Unfug Unfug zu schelten. Als ein solcher Ruf zur Besinnung ist die „Frusta musicale ossia lettere sugli abusi introdotti nella musica, di D. *Niccolò Eustachio Cattaneo*" (Mailand 1836), anzuführen, die auch auswärts wol Leser finden werden.

Das Juliheft der „Bibl. ital." vom vorigen Jahre gibt einen genauen Bericht über die Geschenke, welche der ehemalige östreichische Generalconsul für Ägypten, Ritter Acerbi, seit seiner Rückkehr nach Italien im Mai 1835 der Naturaliensammlung zu Padua gemacht hat, und mehre genaue Bestimmungen ägyptischer Pflanzen aus des zu früh verstorbenen Brocchi ägyptischer Pflanzensammlung, die sich gegenwärtig noch in Hrn. Acerbi's Händen befindet. Das erstere Verzeichniß ist von Catullo, die Pflanzenbestimmungen sind vom Hülfsprofessor der Botanik zu Padua, Dr. Robert de Visiani. Die letztern sind nur die Probe einer ausführlicheren Arbeit.

Bei den Salzgruben von Comacchio, die ein Hr. Bayon aus Marseille mit großer Einsicht angelegt hat, will man zu Zeiten bei sehr großer Hitze bemerkt haben, daß die über den Seesalzgruben stehende Luftschicht völlig leuchtend erscheint. Man hat gefragt, ob dies eine Erscheinung des zurückgeworfenen Lichtes sei, oder ein Leuchten, das bei dem Bilden der Salzkrystalle sich erzeugt und das sonach lebhaft genug wäre, selbst am hellen Tage sich bemerklich zu machen. Im letztern Falle wäre es ein sehr ins Große gehender Versuch, zu der von Rose aufgestellten Belehrung über Lichterzeugung im Augenblicke sich bildender Krystalle.

Auch in Italien sind Eisenbahnen das Tagesgespräch. Einen Vorschlag zu einer Bahn zwischen Mailand und Como bringt das Augustheft der „Bibl. ital." (1836), das seinen Plan mit einer Nivellementstafel dieses Straßenzuges begleitet. Die Vermessung und Berechnung ist vom Straßeningenieur Joseph Bruschetti. Also auch das Paradies soll man künftig durchfliegen. Wie viel glücklicher unsere Voráltern, denen darin zu bleiben vergönnt war, die höchstens mit Diligencen an seinen irdischen Abbildern vorüberzogen. 41.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 99. — 9. April 1837.

Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann und Friedrich Gottlob Wetzel.

(Beschluß aus Nr. 98.)

Der jugendlich-regsame und heitere Kreis der Genannten füllte spielend die Spalten der „Abendzeitung", die damals von dem geistreichen Hartmann redigirt ward. Ergiebiger waren die Vorlesungen, welche Wetzel vor einer glänzenden Versammlung über den Homer hielt (1809), die er aber plötzlich, selbst die Vertrautesten überraschend, als er eben mit unwiderstehlicher Begeisterung die Herrlichkeit des greisen Sängers recht anschaulich gemacht hatte, unterbrach, mit einem gewaltigen epilogus galeatus des Inhalts: die Zeit sei gekommen, nicht zum Reden, sondern zum Handeln! So enteilte er dem erstaunten Kreise. Nun mußten freilich wieder schriftstellerische Arbeiten die Mittel zur Erhaltung eines Hausstandes erwerben. Obwol allen diesen Schriften das Gepräge seines tiefen, unerschöpflichen Geistes aufgedrückt ist, so ehren wir doch sein Andenken und entsprechen seinem Verlangen, wenn wir die Titel nicht einzeln verzeichnen, sondern sie der Vergessenheit übergeben, wie er sie denn theils anonym, theils pseudonym, theils wenigstens mit Veränderung seines Vornamens ans Licht stellte und angelegentlich wünschte, daß sein Tauf- und Familienname nur durch gediegenere Werke bekannt werde. Berichtigend wollen wir bemerken, daß zu jenen flüchtigen Schriften auch die „Briefe des Mannes im Monde an mich" (nicht Briefe an den Mond) gehören, und der „Magische Spiegel, darin zu schauen die Zukunft Deutschlands. Edler deutscher Nation an Herz und Seele gelegt von Theophrastus Paracelsus." Dieses der feurigsten Vaterlandsliebe und einer schwärmerischen Begeisterung entquollene Büchlein, auf welches das „Conversations-Lexikon" in dem durchaus trefflichen Artikel: „F. G. Wetzel", mit Recht aufmerksam macht, ist wirklich dermaßen eines weissagenden Geistes voll, daß man von Neuem bestätigt sieht, wie die rechte, begeisterte, das ganze Leben erfüllende Liebe hellsehend macht.

Unter den Schriften, deren Wetzel sich nie schämte, zu denen er unbedenklich sich bekannte, hat die Parodie der „Urania", von Tiedge: „Rhinoceros" (Nürnberg, 2. Auflage, 1810), die meiste Anfechtung erlitten. Die Tadler meinten, daß der Muthwille den erhabenen Gegenstand der „Urania", oder doch den beliebten Sänger derselben dem Spott preisgebe und die zahlreichen Freunde beider schonungslos verletze. Der Parodist aber hatte es lediglich mit der Verarbeitung und Behandlung des Stoffs zu thun; diese geißelte er, weil die, wenn auch gutgemeinte und von Vielen bewunderte, doch unpoetische Versificirung Kant'scher Philosopheme und die weichlich sentimentale Haltung des Gedichts ebenso sehr wie die flache Bewunderung und Präconisirung desselben seine satirische Laune erregte, obwol er die poetischen Momente und die wirklichen Vorzüge der Tiedge'schen Dichtung nicht verkannte. Er war zu fromm und ernst, um den Gegenstand, zu gutmüthig, um den Dichter zu verspotten; aber in einer Parodie, die allerdings immer bedenklich und von zweifelhaftem Werthe ist, mag es kaum zu vermeiden sein, daß unabsichtlich auf beide ein Schatten fällt. Unverfänglicher, aber nicht minder witzig, von heiter satirischer Laune überströmend, ist der „Prolog zum großen Magen" (Leipzig 1814), ein Bild der Zeit, recht aus dem Leben gegriffen und bisweilen mit starkaufgetragenen Farben die Neigung, das ganze Reich der Ideen nach dem Maße ihrer praktischen Brauchbarkeit zu würdigen, recht anschaulich schildernd.

Es ist hier nicht der Ort, Wetzel's einzelne Schriften wieder vorüberzuführen. Hr. J. Funck hat in seinen Erinnerungen aller auf angemessene Weise gedacht, und man folgt ihm gern in diesen Rückweisungen. Von unvergänglichem Werthe sind die Lieder „Aus dem Kriegs- und Siegsjahre 1813", die „Schriftproben", ein allzu bescheidener Titel für treffliche Gedichte, unter denen besonders die „Mythen und Romanzen" hervorleuchten, und die beiden ausgezeichneten Tragödien: „Jeanne d'Arc" und „Hermanfried, letzter König von Thüringen" (1818).

Man hat es dem anspruchslosen Dichter, der in Wahrheit nur dem Zuge und Drange seines Geistes, nicht eiteln Antrieben folgte, zum Vorwurf gemacht, ihn eines übergroßen Selbstgefühls und Dünkels beschuldigt, weil er an einen Stoff sich wagte, welchen bereits Schiller mit großer, geübterer Kraft und mit glänzendem Erfolg bearbeitet hatte. Aber er beabsichtigte gar nicht mit Diesem zu wetteifern, vielmehr hatte selbst das Entzücken, mit welchem er dessen „Jungfrau von Orleans" gelesen und wiedergelesen, ihn so angeregt und begeistert, daß er un-

widerſtehlich ſich gedrungen fühlte, das herrliche Bild, das ſich im eignen Geiſte geſtaltete, auch darzuſtellen, wobei allerdings das Verlangen mitwirkte, einige Flecken zu tilgen, welche in Schiller's unſterblicher Dichtung die reine Idee der Heldenjungfrau ihm verdunkelten. Hätte ihn mehr als des Geiſtes ſchaffende Kraft, die Hoffnung auf Ruhm getrieben, ſo würde er vermieden haben, ſo unmittelbar an Schiller's Meiſterwerk zu erinnern und die unvermeidliche Vergleichung der eignen Arbeit mit demſelben herbeizuführen; ein anderer, noch nicht bearbeiteter Gegenſtand hätte ihm eine freiere Bahn, allgemeinern Beifall, einen gewiſſern Erfolg geſichert. Ein bedenkliches Wagniß blieb es immer, mit dem allbewunderten und geliebten Meiſter in die Schranken zu treten; bis auf den heutigen Tag hindert Viele die naheliegende, doch nur flüchtige und mehr gemüthliche als ſtrengkritiſche Vergleichung, die Vortrefflichkeit, den gediegenen Werth der Wetzel'ſchen, höchſt großartigen und geiſteskräftigen Tragödie anzuerkennen. Doch bleibt dem jüngern Dichter der Ruhm, den eine unbefangene und eindringende Kritik ihm zugeſteht, daß er ein Werk vollbracht hat, welches neben dem des ältern Meiſters eine bedeutende Geltung behauptet und in wohlverdienten Ehren beſtehen wird, obwol keine Bühne wagen mochte, daſſelbe darzuſtellen.

Wie viele andere köſtliche Ideen und Plane, zu deren Realiſirung er nie die heißerſehnte Muße gewann, ſind mit dem Frühvollendeten begraben worden! Er gedachte einmal des Lucretius Lehrgedicht: „Von der Natur der Dinge", zu überſetzen und zu erläutern und ging raſch und friſch ans Werk. Aber er brach ab, da während der Arbeit ſich in ihm der große Gedanke eines eignen umfaſſenden Gedichts verwandten Inhalts entfaltete. Einzelne treffende Partien deſſelben führte er gelegentlich aus, und die Freunde, denen er ſie vorlas, erinnern ſich noch mit Bewunderung und Entzücken der erhabenen Naturanſichten und ſeelenvollen Anſchauungen, welche er auch in gediegener Form dargeſtellt hatte. Leider wurde nie ein Ganzes daraus; was ihn aber bewogen hat, auch das vollendete Einzelne ſchon geraume Zeit vor ſeinem Tode eigenhändig zu vernichten, haben wir nie erforſchen können. Er ſchien eben an der Möglichkeit, das koloſſale Ganze zu vollenden, endlich zu verzweifeln, und durch Zerſtörung der Bruchſtücke ſich ganz davon ablenken, zu andern Werken ſich frei machen zu wollen.

Unvollendet blieb auch das ſinnige, mit großer Liebe begonnene Unternehmen, die Odinsſage und die geſammte nordiſche Mythologie dergeſtalt poetiſch zuſammenzufaſſen und abzubilden, recht eigentlich zu reproduciren, daß ſie in ihrer ganzen Tiefe und ungeſchminkten Einfalt ſich wiederbelebe und Geſtalt gewinne, nicht durch dichteriſche Zuthat, ſondern durch unmittelbare Auffaſſung ihres urſprünglichen Lebens, in ſeiner eigenthümlichen Fülle und Gewalt. Die in den „Schriftproben" mitgetheilten Mythen ſind Proben und Bruchſtücke, die wohlverdiente Anerkennung gefunden haben. Noch ſind viele ungedruckte unter den hinterlaſſenen Papieren des Dichters, aber leider in ſo unleſerlicher Handſchrift, daß ſelbſt die vertrautern Freunde nur Einzelnes zu entziffern vermögen. Die Löſung der ſchönen Aufgabe, die Wetzel in dieſen Mythen ſich geſtellt hatte, dürfen wir von Uhland erwarten.

Wir haben gemeint, es dem Gedächtniſſe des Freundes und der öffentlichen Theilnahme an deſſen Looſe und Leiſtungen ſchuldig zu ſein, unſerer Anzeige der Biographie von J. Funck dieſe Ergänzungen und gelegentlichen Berichtigungen beizufügen, empfehlen aber nun den Leſern d. Bl. noch recht angelegentlich das freundliche Buch, welches ihnen mannichfachen Genuß gewähren und hoffentlich mitwirken wird, daß eine würdige Ausgabe ſämmtlicher legitimen Schriften Wetzel's in ſeinem Geiſte, alſo mit Weglaſſung alles Deſſen, was er ſelbſt verwarf, veranſtaltet werde. Viele treffliche Gedichte ſind in Almanachen zerſtreut und verdienen der Vergeſſenheit entzogen zu werden; einiges Ungedruckte iſt jetzt noch aufzufinden; Alles würde ſich füglich in Einen Band zuſammendrängen laſſen; aber dieſer Eine wäre ein Schatzkäſtlein voll köſtlicher Edelſteine und Perlen und würde denn auch den frühverwaiſten Kindern des lieben Dichters einen kleinen zeitlichen Gewinn gewähren, den wir ihnen wünſchen.

Beſſer kann dieſe Anzeige nicht ſchließen als mit dem treuen Zeugniß, welches unſer G. H. Schubert ausgeſprochen hat:

Wetzel war Einer der geiſtvollſten und, was mehr iſt, einer der aufopferndliebendſten Menſchen unter Allen, die ich in meinem Leben kennen gelernt habe. Was er innerlich wollte und erſehnte, ja, was er im Werden war, der Frühgeſchiedene, das können wol ſeine Gedichte zum Theil bezeugen; das Bleigewicht aber, das dem edeln Manne hier auf Erden an der Ferſe hing und ihn an weiterm Aufflug hinderte, namentlich Armuth und Kränklichkeit, konnten nur ſeine vertrauteſten Freunde und vor Allen Der kennen, welcher die Menſchen kennt, mehr als ſie ſich ſelber kennen!

Have pia anima! F. A. Koethe.

Cooper's neueſtes Werk.

Die ſoeben erſchienenen „Recollections of Europa" (2 Bände) ſind nun bereits das dritte Werk, in welchem der berühmte Novelliſt ſeine europäiſchen Erfahrungen niedergelegt hat, und in gewiſſer Hinſicht auch unter dieſen dreien das vorzüglichſte. Es iſt darin mehr Ordnung, mehr charakteriſtiſche Auffaſſung, mehr perſönliches Intereſſe vorhanden als in den Wanderungen durch die Schweiz und die Rheingegenden. Die Scenerie iſt weniger in die Breite gemalt, dafür tritt das hiſtoriſche, das national-eigenthümliche Intereſſe des Gegenſtandes lebendiger hervor. Auch die äußere Einfaſſung des Buchs iſt eine mehr fortlaufend-erzählende; es iſt eigentlich die Geſchichte einer reiſenden Familie. Die Briefform, die der Verfaſſer gewählt, thut dieſer Gleichmäßigkeit der Darſtellung keinen Eintrag.

Der erſte Brief enthält die Beſchreibung der Reiſe nach England von Neuyork aus, welches letztere der Verf. im Juni 1826 verließ, die durch die uns Allen wohlbekannte meiſterhafte Darſtellungsgabe des Verf. in Betreff nautiſcher Zuſtände ſowie durch manche eingeſtreute geiſtreiche Bemerkung ein lebendiges Intereſſe gewinnt. Nachdem der Verf. die Inſel Wight durchſtreift und einer freimüthigen Betrachtung unterworfen, begab er ſich nach London, während ſeine Familie ſich einſtweilen in Southampton niederließ. Hier begegnen wir ihm ſogleich in der Eigenſchaft eines Kunſtkritikers, zu Weſtminſter-

mit guten Zügen und einem kühnen Blicke, aber den Soldaten sieht man ihm auf keine Weise an."

Bei einem Mittagessen, das dem amerikanischen Gesandten gegeben wurde, traf Cooper mit dem unvergeßlichen Canning zusammen, der eben zu dieser Zeit seinen berühmten Besuch in Paris abstattete. Dieses schildert der Verf. sehr ausführlich, und wir mögen wol seiner Schilderung nachstehende interessante Details entnehmen: „Die erste Person, welche erschien, war ein wohlgebauter untersetzter Mann mit vornehmem Anstrich, den man als den Herzog von Villa Hermosa, den spanischen Gesandten, ankündigte; er war ebenso schön als einfach gekleidet und seine Brust war mit Sternen übersäet, unter denen man auch den Stern des goldenen Vließes bemerkte; er erschien allein, da seine Gemahlin eben krank war. Zunächst kam der preußische Minister mit seiner Gemahlin, dann folgten Lord und Lady Granville, die Repräsentanten der englischen Macht. Dem Lord fehlte einigermaßen die diplomatische Würde und Sicherheit des Betragens, doch nahm er sich im Ganzen nicht übel aus. Er trug das Abzeichen des Bathordens. Der Gesandte von Östreich und seine Gemahlin bildeten eins der ausgezeichnetsten Paare, das seine hohe Stellung auf das trefflichste zu repräsentiren verstand. Kurz darauf kamen Graf und Gräfin Villèle an und Damas, der französische Minister des Auswärtigen, mit seiner Gemahlin. Graf Villèle war die Beweglichkeit selbst, er flog im Saale umher, begrüßte alle Diplomaten und verhandelte mit Jedem einzeln. Nach einer Pause erschien in der Thür ein ruhiger, stattlicher Mann von classischem Ansehen in geistlicher Tracht, den man als den Nuntius Sr. Heiligkeit ankündigte. Er war damals Erzbischof, wurde aber später als Cardinal Macchi bekannt. Er sah geistreich und priesterlich und überhaupt sehr gut aus. Nun erschien auch Canning in Gesellschaft des Lords Clanricarde. Canning's Benehmen war das ruhige Aplomb eines Mannes, der in sich etwas vom Löwen verspürt, sicher, durchaus großartig und dabei einnehmend. Er war von Mittelgröße, gut, aber untersetzt gebaut, weder zu leicht noch zu schwerfällig für seine Jahre, überhaupt von vollkommen richtigen Körperverhältnissen. Sein Gesicht war angenehm, sein Auge fest und suchend. Er und Hr. v. Villèle bildeten in ihrem Benehmen einen vollständigen Gegensatz. Der Eine unruhig, der Andere humoristisch. Die geistige Überlegenheit Canning's zeigte sich auf den ersten Augenblick." Charakteristisch ist die Schilderung des Verf. von seinem Zusammentreffen mit Walter Scott, der ihm auf Veranlassung einer hohen Dame einen Besuch machte. Eben als der Wagen des großen Unbekannten vor Cooper's Wohnung hielt, kehrte der Letztere von einer Morgenpartie zurück, sodaß sich Beide auf der Stiege trafen und, wie schöne Geister sich leicht erkennen, einander begrüßten. Scott sprach viel über Cooper's Schriften, sagte ihm einige Schmeicheleien, berührte sein eigenthümliches Verhältniß zu der englischen Literatur und zu ihm selbst u. s. w. Als Walter Scott sich entfernen wollte, bat Cooper um die Erlaubniß, ihm seine Familie vorstellen zu dürfen. Mrs. Cooper erschien in dem Salon, und W. Scott nahm nach einigen kurzen Begrüßungen in einer Bergère Platz, da ihm wegen seines lahmen Fußes das Stehen auf die Länge beschwerlich fiel. Mrs. Cooper machte die Bemerkung, daß der Bergère an demselben Tage bereits die zweite große Ehre widerfahre, denn vor einer halben Stunde habe Lafayette darin ausgeruht. W. Scott fragte, wie es schien verwundert: „Ei, ist er denn nicht nach Amerika, ich glaubte, er wollte dort seine letzten Lebenstage zubringen?" Nach einer Pause rief er aus: „Lafayette ist ein großer Mann!" Es kam dies aber mehr so heraus, als ob er nur etwas sagen und der Familie Cooper mit dieser Äußerung ein Compliment machen wollte. 80.

Notizen.

Ein ausgezeichneter pariser Rechtsgelehrter, Bravard-Veyrières, der zugleich Beisitzer bei den Candidaten- und Doctoren-disputationen der juristischen Facultät ist, hat neuerdings bei dem Concilium der Universität Paris eine Denkschrift eingereicht, worin er auf Abschaffung der lateinischen Sprache bei obigen Erörterungen und öffentlichen Disputationen der Candidaten und Doctoren der Rechte anträgt, wie eine solche bei der medicinischen Facultät schon seit einiger Zeit stattgefunden hat. Die allgemeinen und besondern Argumente, welche Hr. Bravard für seinen Antrag entwickelt, haben so viel Gewicht, daß man keinen Zweifel hegt, er werde seinen Zweck erreichen. Er sagt unter Anderm, die Hauptpointe, die bei Aufrechthaltung einer so alten und unnützen Facultätssitte immer zum Vorschein käme, wäre die, daß man dadurch junge, oft talentvolle und für ihr Alter auch kenntnißreiche Leute nöthige, sich und ihre Kenntnisse in schlechtem Latein zu prostituiren, während sie in gutem Französisch im Stande sein würden, diese in ein gehöriges Licht zu stellen. Er erzählt eine Menge lustiger Beispiele von dem ungeheuern Küchenlatein, womit sich oft bei solchen Gelegenheiten die Disputirenden so lange begrüßten, bis sie sich selbst nicht mehr verstanden und die Zuhörer sich in einem lauten Gelächter Luft machen mußten. Ein solcher Candidat entgegnete einst seinem Opponenten mit folgenden Worten: „Ornatissime candidate, affero tibi duos tres exemplos." Bei einer andern, medicinischen Disputation (als diese noch lateinisch geführt wurden) sagte der Respondent zu seinem Socius, dessen Langsamkeit im Argumentiren ihm nicht anstand, um ihn etwas anzufeuern: „Ornatissime candidate, sum ad tuam dispositionem", worauf der verlegene Candidat sehr höflich erwiderte: „Et ego ad tuam." In derselben Disputation leitete der Disputirende eine der Thesen mit den Worten ein: „Omnia corpora, qui moriunt."

Ähnliche, wenngleich vielleicht nicht ganz so grimmige Wendungen kommen doch wol auch bei deutschen Disputationen vor und lassen recht sehr wünschen, daß auch unsere Facultäten endlich einmal ein Einsehen haben und die lateinische Sprache wenigstens von solchen Gegenständen removiren möchten, zu denen sie in heutigen Tagen absolut nicht mehr paßt. So in der Philosophie. Seit Wolff ist die lateinische Sprache nicht mehr das Organ für philosophische Untersuchungen, und wenn es auch unter uns noch einige Katheder-philosophen gibt, die ebenso geistreich auf Lateinisch sein würden, als sie es auf Deutsch sind, so wird doch kein einziger wahrhafter Denker mehr im Stande sein, sein System in einer andern als der Muttersprache darzustellen. Wenn aber dies dem Wesentlichen und Wahrhaften nicht mehr möglich ist, warum will man denn den Schein des Wesens mit einem Gewande behängen, durch welches seine Blöße nur um so ärmlicher hindurchscheint!

Dies ist sehr wundervoll, sagt Mr. Jonathan, wenn es wahr ist: Ein Signor Olivi zu Venedig will die Kunst erfunden haben, aus Drähten von Glas ein Zeuch zu weben. Dies Material soll auch gefärbt werden können, einer trefflichen Zurichtung nach Art der Seide fähig sein und einen herrlichen Faltenwurf zu Stande bringen. Wir werden demnach, wenn der Signor Olivi kein Narr ist, in einigen Jahren das Vergnügen haben, die Damen in ganz und halbdurchsichtigen Glasfutteralen umhergehen zu sehen.

Auch in Neuholland erwacht jetzt der Kunstsinn und die Lust an der Malerei; ein Kaufherr zu Sidney, Namens Lycns, hat eine Kunsthandlung errichtet und verkauft Kupferstiche nach werthvollen Gemälden zu theuern Preisen (18—20 Pf. St. für das Stück). Ein anderer dortiger Kaufmann, Brennand, besitzt mehre echte Rembrandt, die er vom Cap bezogen hat. Die Ölgemälde überhaupt finden ihre Abnehmer und verkaufen sich hoch, um so mehr, da es in Sidney und in andern Ortschaften der britischen Colonie viele reiche Leute gibt, die nicht selten 40—50,000 Pf. jährlicher Revenuen beziehen. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 100. — 10. April 1837.

Die Eiſenbahnen und deren Actionnaire.

Es wird jetzt ſo viel über Eiſenbahnen und Actienunternehmungen geredet und geſchrieben, auf die mannichfaltigſte Weiſe findet eine Beſchäftigung mit dergleichen Angelegenheiten ſtatt, dieſe Gegenſtände nehmen gegenwärtig einen ſo breiten Raum in der Gedankenwelt ein, daß dieſer Umſtand allein ſchon hinreichend iſt, den theilnehmenden Beobachter des geiſtigen Lebens auf dieſe Erſcheinung aufmerkſam zu machen. Aber nicht blos als augenblickliche Richtung der Geiſtesthätigkeit unſerer Zeitgenoſſen verdienen Eiſenbahnen und Actienunternehmungen dieſe Aufmerkſamkeit; wichtiger noch iſt es, den Wirkungen nachzuforſchen, welche für Humanität und Bildung im Ganzen davon zu erwarten ſind. Daß die Eiſenbahnen in der Zukunft einen außerordentlichen Einfluß ausüben werden, ahnt bereits Jeder, und die Bedeutung dieſer Anlagen beſtätigt ſich am auffallendſten, wenn man grade die intelligenteſten Staatsmänner und die ſcharfblickendſten Regierungen wie geblendet von der neuen Erſcheinung unſchlüſſig daſtehen ſieht, als wüßten ſie nicht, ob in dieſer gewaltigen Macht ein Freund oder ein Feind zu erwarten ſei. Aber eben weil es eine gewaltige Macht iſt, wird ſie ſich ſchon Bahn zu brechen wiſſen; hat ſie doch bereits den Punkt des Archimedes gefunden. Was ſie dann thun wird, wenn erſt flache und langweilige Landſtädte bis auf einige Minuten dem Meere oder dem Gebirge genähert und der proſaiſche Alltagsmenſch ſchon der Mode wegen dort oder hier Freiheit trinkt und Kraft athmet; wenn die Centralpunkte der Bildung Nachbarn geworden und ein perſönlicher Austauſch der Ideen einſeitige Misverſtändniſſe und beſchränktes Erſtarren ausſchließt; wenn die Länder eine andere Geſtalt angenommen und die Stadt am Ende der Bahn näher liegt als jetzt das nächſte Dorf: was dann geſchieht, wer möchte es vorherſagen wollen? aber manche Schranke des Lebens wird weichen und viele Feſſeln des Geiſtes werden fallen. Allerdings ſind nicht alle Actienunternehmungen von derſelben Wirkung wie die Eiſenbahnen; dieſe können gewiß als die bedeutendſte Art des ganzen Geſchlechts betrachtet werden; einen Vorzug beſitzen ſie aber ſämmtlich ohne Ausnahme. Stehen irgendwo Geſchäfte ſtill, weil eine Actienunternehmung ſtattfindet? Unterbleibt etwa eine Arbeit, weil Actienunternehmungen ausgeführt werden? Alles wird geleiſtet und jedes Bedürfniß befriedigt, wie es früher der Fall war; die Actienunternehmungen geſchehen alſo durch Kräfte, die bereits vorhanden ſind, aber müßig und unbenutzt geblieben wären, wenn jene nicht ſtattgefunden hätten. Was der Müßiggang Schädliches hat, was die Beſchäftigung für Vortheile gewährt, was die Übung ſtärkt und was die Gelegenheit erzeugt, Alles zeigt Vortheile, welche durch Actienunternehmungen für die Menſchheit herbeigeführt werden. Es bilden ſich neue Kräfte und Fähigkeiten aus; bereits vorhandene werden in Thätigkeit geſetzt; ſie leiſten auf jeden Fall Etwas, was ſonſt unterblieben, und liefern wenigſtens einige nützliche Producte, die ſonſt nicht dageweſen wären. Dies ſind vortheilhafte Folgen, welche jede Actienunternehmung hat, ihre ſpecifiſche Wirkung mag übrigens ſein, wie ſie wolle.

Actienunternehmungen im Allgemeinen und Eiſenbahnen insbeſondere haben auch die Veranlaſſung zu folgender Schrift gegeben:

Die Eiſenbahnen und deren Actionnaire in ihrem Verhältniß zum Staat, von David Hanſemann. Leipzig, Renger. 1837. Gr. 8. 21 Gr.

Der Verf. iſt bereits früher durch eine Darſtellung bekannt geworden, welche die ehemalige Lage der Rheinprovinzen, als eines Theiles im franzöſiſchen Reiche, und ihre gegenwärtige Lage, als eines Theiles im preußiſchen Staate, vergleichen ſollte, dabei aber die Behauptung durchführte, daß die weſtlichen Provinzen Preußens mehr Grundſteuern zu bezahlen hätten als die öſtlichen Provinzen dieſes Staates. Jenem Werke iſt ſeitdem die Ehre widerfahren, daß man in den Abſchieden für Provinzialſtände ſeiner gedachte und ihm eine officielle Widerlegung zu Theil werden ließ, deren ſich ſelten ein Buch rühmen darf. Weil man ſich aber damit begnügte, die von Hanſemann aufgeſtellten Zahlen zu beſtreiten, und die einzige Frage, welche zu einem richtigen Urtheile führen dürfte — die Frage nämlich, ob man dem Beſitzer eines in jeder Beziehung gleichen Gutes zumuthen könne, jährlich eine gleichgroße Summe Geldes herbeizuſchaffen und als Abgabe zu bezahlen, mag dies Gut in einer Gegend liegen, wo viel Geld, wenig Nachfrage nach demſelben, aber viel Nachfrage nach den Producten des Gutes vorhanden iſt, oder mag es einem Lande angehören, wo in allen dieſen Punkten das Gegentheil ſtattfindet —, weil dieſe Frage

von beiden Seiten unberücksichtigt blieb, so führte jener Zifferstreit, wie es immer der Fall ist, durchaus zu keinem genügenden Resultate, und der Verf. behauptete als freimüthiger Vorkämpfer rheinischer Interessen eine bedeutende Stellung. In dem vorliegenden Werke erklärt er selbst, das Wesentlichste der dargestellten Ansichten gehöre ursprünglich nicht ihm, sondern sei in der einen oder der andern Gestalt in den Ansichten der Staatsbeamten enthalten gewesen, mit denen er als Vertreter der aachener Eisenbahninteressen während eines langen Aufenthalts in Berlin Verhandlungen pflog. Diese Stellung eines solchen Verfassers, diese Quelle der von ihm dargestellten Ansichten und der Zusatz, nicht unerfahren in einigen kaufmännischen Angelegenheiten und insbesondere ziemlich vertraut mit der Verwaltung von Actiengesellschaften, habe er den Beruf gehabt, das kaufmännisch Thunliche mit dem staatlich Thunlichen zu vereinigen, — diese Umstände sind allerdings geeignet, seine Schrift der Beachtung zu empfehlen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, 8. März 1837.

Sie werden sich über das Verdammungsurtheil, welches ich neulich über Herrn Musard und seine Musik ausgesprochen habe, nicht wenig gewundert, vielleicht gar entsetzt haben. Sie werden mir entgegnen, es sei falsch und ungerecht, daß ich in dieses Verdammungsurtheil zugleich auch, wenigstens indirect, das französische, oder wenn wir genauer sein wollen, das pariser Publicum mit eingeschlossen habe, indem ich ihm gradezu Sinn und Geschmack für eigentliche Musik absprechen wolle. Sie sagen mir namentlich, das Publicum des Herrn Musard und seiner Nachahmer sei hierfür ein schlechtes Kriterium, und wenn man folglich wissen wolle, welche Fortschritte in Frankreich in den letzten Jahren die Musik sowol auf Seiten der Ausübenden als auch auf Seiten der Auffassenden gemacht habe, und auf welcher Stufe sie jetzt, im Winter 1837, stehe, so müsse man nicht auf die Bälle und in die Concerte der Rue neuve Vivienne und der Rue St.-Honoré, sondern in das Conservatoire, die Concerte des Herrn Berlioz, die musikalischen Abendunterhaltungen der Herren Liszt, Urhan und Batta, den Salon des Herrn Erard, die italienische Oper und die Académie de musique, d. h. die große Oper, gehen. Ich sage nicht, daß Ihre Bemerkung unrichtig sei, und bin bereit auf Ihr Raisonnement einzugehen. Ich kann dies in keinem Falle besser thun als dadurch, daß ich Sie für heute einmal an den verschiedenen Orten einführe, wo für diesen Winter die Musik ihre Huldigungen empfangen und ihre Triumphe gefeiert hat und zum Theil noch empfängt und noch feiert. Ich denke, Sie werden mir nicht ungern folgen. Wir werden uns dann nur um so leichter über die Resultate verständigen können, mein früheres Urtheil wird in Ihren Augen gerechtfertigt oder entkräftet werden.

Mit Herrn Musard und seinem Nebenbuhler, Herrn Julien, muß ich dabei doch wieder anfangen. Diese beiden Herren von ziemlich gleichem Schrot und Korn haben ihr musikalisches Hauptquartier für diesen Winter in zwei großen Sälen der Rue neuve Vivienne und der Rue St.-Honoré aufgeschlagen. Man findet sie dort jeden Abend, umgeben von ihrem 80—100 Köpfe starken Orchester, und wird nach Erlegung eines Francs immer willkommen geheißen. Herr Musard will neben den Ohren auch noch die Augen bezaubern. Sein Saal, erst in diesem Jahre eingeweiht, ist, wie man hier zu sagen pflegt, richement décorée; d. h. die Wände und Decken sind mit ziemlich derb aufgetragenen Gemälden, einigen Goldleisten und Arabesken übersät, die Fenster und die Eingänge sind mit buntscheckigem, in reiche Falten gelegtem Meublekattune verhangen, und rund herum stehen auf erhöhten Postamenten ungeheure zu japanesischen Vasen zugehauene Holzklötze, aus denen sich die seltensten exotischen Gewächse — von Pappe erheben. Das Ganze ist ein Gemisch vom Geschmack aus der Zeit Franz I., Ludwig XIV. und chinesischer Schnörkelei, welches einen gewissen Effect macht, weil man daraus eigentlich doch nicht recht klug wird. Aber so will man es nun einmal jetzt; man findet dies „fort bon et de bon goût", man läuft hin und dünkt sich ins Paradies versetzt, zumal wenn man neben den genannten Herrlichkeiten nun auch noch die von Herrn Musard mit kaffebraunen Röcken fein ausstaffirten Bedienten unter der Menge mit wichtiger Miene umherstreifen sieht. Ich wollte wetten, es stecke darunter eine gute Anzahl verkappter Policeispione. Der Gedanke wäre von Seiten der Policei so übel nicht. Denn im Concerte Musard's findet sich neben einer Menge unschuldiger und unverdächtiger Gäste auch, wie mir es schien, allerhand verdächtiges und zweideutiges Volk beiderlei Geschlechts ein. Jedenfalls ist das Publicum der Rue neuve Vivienne ziemlich gemischt und nicht grade aus den besten und feinsten Cirkeln der Hauptstadt gebildet, besonders was den weiblichen Theil betrifft. Die femme entretenue und die kleine Grisette ist ein ziemlich hervorstechendes Element bei diesen dem edelsten Kunstgenuß gewidmeten Zusammenkünften, und dieser Umstand schreint auch wieder nicht ganz ohne Rückwirkung auf die Bestandtheile des männlichen Publicums zu sein. Denn neben dem kleinen Rentier, welcher um diese Stunde der Verdauung pflegen muß, dem Employé von diesem oder jenem Ministerium, welcher sich von der schweren Atmosphäre des Bureaus durch die leichtere Luft in diesem Reiche der Töne und Harmonien erholen will, neben dem gesetzten Musikfreunde, welcher sich mit seiner Leidenschaft aber nur bis zu Musard versteigen kann, erblickt man hier auch den leichtfertigen Studenten, den eleganten Commis und überhaupt die ganze große Classe der Pflastertreter jedes Standes, welche auf galante Augenweide und dergleichen Abenteuer gehen. Der Fremde, namentlich der Deutsche, welcher sich einbilden mag, für 20 Sous eine wohlfeile Bekanntschaft mit der sociétés parisienne machen zu können, ist gleichfalls ziemlich zahlreich. Sonn- und Festtags macht dagegen die anständige Bourgeoisie mit Frau und Kindern noch eine bedeutende Schattirung dieses bunten Cirkels aus. Aber, werden Sie sagen, dieses Publicum kann doch in keinem Falle einen Maßstab für musikalischen Sinn und Geschmack in Frankreich, in Paris überhaupt abgeben? Das soll es allerdings auch nicht; allein es repräsentirt nichtsdestoweniger ein vorherrschendes Element der Bevölkerung dieser Hauptstadt, es greift mit hundert, mit tausend Armen in die Massen ein und gibt am Ende doch mit den Ausschlag, wenn entschieden werden soll, in welchen Kreisen die Musik gepflegt und heimisch gemacht werden müsse, sobald man sie zum Gemeingut der Nation erheben will. Darauf arbeitet freilich Herr Musard wol am wenigsten hin. Er denkt gar nicht daran, sein Publicum durch geschickte Wirkung auf Gefühl und Gemüth für die höhere Magie der Töne empfänglich zu machen, es zu bilden, zu erziehen. Er ist im Gegentheil selbst das Kind seiner Launen, seiner Ungezogenheit, er läßt sich zu ihm herab und erbettelt seine Gunst durch die gesuchtesten und abgeschmacktesten Effecte, die nur den äußern Gehörsinn reizen, betäuben und am Ende abstumpfen, aber mit jener unbeschreiblichen Gewalt der Harmonie, welche in die Seele dringt und das Herz ergreift, gar keine Verwandtschaft haben.

So ist mir z. B. nie etwas Verkehrteres vorgekommen als die Anwendung der Orgel im Concertsaale, und zwar im Concertsaale des Herrn Musard. Ich kann mir diese musikalische Anomalie nur mit aus der Verwirrung der Begriffe erklären, die hier in allen Verhältnissen, in der Kunst wie im Leben durchsticht. Die Bestimmung, der Charakter, die Bedeutung, die gewaltige Magie der Orgel hat man in Frankreich freilich noch gar nicht begriffen, man kennt sie nicht, und zwar aus leicht

begreiflichen Gründen: der Kirchengesang der Gemeinde, der Choral existirt hier nicht; man hört folglich in Kirchen die Orgel nur selten und immer schlecht. Anstatt ihrer hat man den monotonen, abgeschmackten Gesang der Chorherren mit der noch abgeschmacktern Begleitung des Serpent. Aber man hat in der neuern französischen Musik die Orgel doch auch benutzen und ausbeuten wollen und hat sie daher zuerst in die Oper, auf das Theater versetzt. Von da in den Concertsaal des Herrn Musard war ja nur ein Schritt. Genug, sie ist nun einmal bis hierher erniedrigt worden, und so ist ihr Misbrauch zwar immer schreiend, aber leider eben nur natürlich. Ich kenne nichts Ekelhafteres, nichts Empörenderes als die unsinnige Art, wie Musard so in seine verstümmelten Ouverturen, Triumphmärsche und eignen zwitterhaften Compositionen von Zeit zu Zeit einen Orgelsatz einpfuscht. Und gleichwol erreicht er damit seinen Zweck, er macht Effect. Sie sollten nur einmal die langen Hälse und die vor Erstaunen geöffneten Mäuler sehen, wenn Herr Musard so mitten im hitzigsten Tempo auf einmal Halt macht und seine Orgel eine Weile lang hinten vor brummen läßt. Denn mehr ist es wahrhaftig nicht; ich wüßte die Sache nicht deutlicher zu bezeichnen. Das Instrument, die Orgel, ist schlecht, und der Saal zu niedrig und zu ungeschickt angelegt, um dem Orgeltone die gehörige Entwickelung zu gestatten. Die Folge davon ist eine wahre musikalische Misgeburt; das erhabenste Instrument wird dazu gebraucht eine Lächerlichkeit zu erzeugen und die Gemeinheit nur noch zu vermehren, welche eigentlich den Grundcharakter der ganzen Musard'schen Musik ausmacht.

Ich meine dies sowol in Beziehung auf Ausführung als auch auf Composition, denn Herr Musard ist auch Componist, d. h. er wirft einige Bruchstücke von dem neuesten Repertoire der großen und der komischen Oper zu einer Quadrille zusammen, thut dazu etwas aus seiner eignen musikalischen Rüstkammer, Hammerschläge, Glocken, Pistolenschüsse, Castagnetten u. s. w., und gibt so einem Dinge einen auffallenden, möglichst pikanten Namen, wie z. B. Les chasseurs, La jeune mère, La chanson bretonne, Varsovie u. s. w. Im Übrigen versteigt sich Herr Musard auf seinem Repertoire nicht leicht über die Ouverturen der laufenden Opern hinaus. Rossini, Boieldieu, Auber und die neuern pariser Componisten von geringerm Belange bilden den Kern seiner Lieferanten. Mit deutscher Musik läßt er sich seltener ein, und wenn er es ja thut, so macht er damit wenig Glück, einmal weil sein Orchester sie nicht zu spielen versteht, und zweitens weil sein Publicum nicht dazu gemacht ist. Ich habe in meinem Leben nie etwas Verhunzteres gehört als eine Weber'sche Ouverture in den Sälen der Rue neuve Vivienne. Indessen geht die Sache doch ihren Gang, sie verzinst sich und ist von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet eine der glücklichsten Speculationen unserer speculirenden Zeit. Herr Musard hat jetzt jeden Abend einen vollen Saal, er läßt sich jedes Mal mit Händen und Füßen, mit Stöcken und Stühlen applaudiren und wird sich in einigen Jahren mit einer hübschen Rente zurückziehen. Sein Hauptzweck ist dann wahrscheinlich erreicht. Gott gebe, daß dies bald geschehe, damit Das, was er noch verderben wird, durch Andere um so eher wieder gut gemacht werden könne.

Unter diesen Andern, sollte man meinen, müßte sich namentlich das Conservatoire de musique hervorthun. Aber leider bleibt es immer noch eine mehr auffallende und unerfreuliche als unerklärliche Erscheinung, daß dieses Conservatoire mit all seinen Mitteln, wie sie keine andere Stadt, kein anderes Volk aufzuweisen hat, auf die Bildung des musikalischen Geschmackes in Frankreich doch nur einen verhältnißmäßig sehr geringen Einfluß hat. Die Gründe liegen ziemlich nahe. Erstens scheint diese an sich gewiß großartige Anstalt nicht ihrem Zwecke, aber ihrer innern Einrichtung nach weit mehr dazu gemacht zu sein, eminente Talente zu bilden, als der Mittelpunkt und die Pflegerin eines richtigen Sinnes und geläuterten Geschmackes für höhere Musik zu werden, der sich dann von hier aus nach und nach über die ganze Nation verbreiten sollte. Zweitens sind der Berührungspunkte des Conservatoires mit dem Publicum zu wenige, als daß eine Rückwirkung davon in weitern Kreisen bemerkbar werden könnte. Die spärlichen Concerte, welche das Conservatoire in den ersten Monaten jedes Jahres zu geben pflegt, finden in einem so beschränkten Locale statt, daß man sich wahrhaftig glücklich schätzen muß, mit schwerem Gelde einen schlechten Platz aufzuwiegen. Das Publicum des Conservatoires ist folglich klein und, zumal da man vorher abonnirt, gewählt. Es besteht aus den höhern Elementen der Gesellschaft und bringt schon deshalb mehr Empfänglichkeit für gediegenere Musik und einen geläutertern Geschmack mit. Und hierauf sind dann auch wieder die Concerte des Conservatoires berechnet, wenn auch die Wahl des jedesmaligen Repertoires nicht immer glücklich zu nennen ist. Bekanntlich herrschen hier seit einigen Jahren die Compositionen unserer großen Meister vor. Mozart, Beethoven und Weber geben die Hauptstücke jedes Concerts.

Man muß den erstaunlichen Fortschritten, welche der gesunde Sinn für Musik bei dem französischen Publicum dieser Sphäre in den letzten Jahren gemacht hat, alle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die ganze Haltung des kleinen Kreises, welcher sich in dem Concertsaale des Faubourg Poissonnière zusammenfindet, verräth, daß man diese Meisterwerke der Tonkunst verstehen will, daß man sie auch wirklich schon versteht; man lauscht der Töne, man läßt sich von ihnen ergreifen, man wird hingerissen. Die meistentheils vollendete Ausführung derselben trägt dazu natürlich nicht wenig bei. Meistentheils sagen wir, weil es allerdings doch noch einzelne Momente gibt, welche falsch aufgefaßt, verfehlt werden. Ja, es ist sogar allgemein anerkannt, daß das Conservatorium in einer ganzen, höchst wesentlichen Partie, in dem Chorgesange, noch auffallend zurücksteht. Wir sind hiervon nur erst unlängst Zeuge gewesen, als im zweiten diesjährigen Concerte eine Arie aus Weber's „Euryanthe" mit Chorbegleitung ausgeführt wurde. Die Solopartie, gesungen von Dem. Rau, welche erst vor Kurzem in der Oper aufgetreten ist, gelang vortrefflich; die Chöre dagegen, obgleich ziemlich leicht und einfach, verfehlten ihre Wirkung ganz. Es scheint dieser Partie an einer durchgreifenden Leitung zu fehlen, welche dem Chorpersonale ein Leben, eine Seele einzuhauchen verstünde. Welcher Unterschied, wenn man dagegen nur die Chöre unserer Chorschüler in der Thomaskirche zu Leipzig oder in der Kreuzkirche zu Dresden gehört hat. Dergleichen sind hier aber eben noch nie gehört worden, und folglich fehlt eigentlich auch für diesen Theil des Unterrichts im Conservatoire ein geeigneter Maßstab. Ich sage Ihnen nichts von der großen Beethoven'schen Symphonie mit Chören, welche das genannte Concert beschloß und als ein noch nicht genug begriffenes Meisterwerk so verschieden, vielleicht so falsch und ungerecht beurtheilt wird. Was die Instrumentalpartie der Ausführung betrifft, so war sie wol der Vollendung nahe, sie hat wesentlich dazu beigetragen, den Sinn dieser ganzen musikalischen Dichtung begreiflicher zu machen; für die Chöre dagegen gilt die obige Bemerkung auch hier.

Beethoven gilt hier überhaupt gegenwärtig in gewissen Kreisen als der eigentliche Held, das unerreichte Ideal der Musik, nach dem man streben müsse. Die Verehrung, welche man ihm da zollt, wird Enthusiasmus, wahre Leidenschaft, und als solche ist sie selbst nicht immer sicher vor Verirrungen. Sie bedingt wenigstens die Auffassung der einzelnen Werke dieses Meisters, und es wäre denn da doch möglich, es wäre verzeihlich, daß man dem Gedanken des Meisters bisweilen einen andern Sinn unterschiebt, daß man bei der Ausführung andere Motive verwalten läßt, daß man überhaupt nicht in das Wesen der Dichtung eingedrungen ist, und daß man sie folglich anders wiedergibt, als sie im Geiste ihres Schöpfers zum Leben gedieh. Ein Vorwurf soll und darf dies wenigstens für jetzt noch nicht sein. Der Genius des deutschen Volkes, welcher am Ende auch in den Werken eines Beethoven nur in

Figure 1.2 Hello world program.

Our hello program begins its life as a human-readable source file that we create with some text editor and subsequently store in a file called hello.c. The source file is a sequence of bits, each with a value of 0 or 1, organized in 8-bit chunks called bytes. Each byte represents some text character in the program, such as the letter 'h', the letter 'e', or the letter 'l'. The representation we use for each character in the program is called its ASCII code, named after the American Standard Code for Information Interchange. This code assigns a unique and nonnegative integer value to each character. For example, the character 'h' has ASCII code 104, while the character 'e' has ASCII code 101. The hello.c program is stored on disk as a file consisting of the 72 bytes pictured in Figure 1.3. Each byte has an integer value that corresponds to some character. For example, the first byte has the integer value 35, which corresponds to the character '#'. The second byte has the integer value 105, which corresponds to the character 'i', and so on. Notice that all text files are organized in this way, and so we can read and understand them without any special knowledge of the individual bits.

Figure 1.3 The ASCII text representation of hello.c.

This uniform organization of files as sequences of bytes, each of which has some agreed-upon interpretation, is one of the most fundamental and important ideas in systems. As long as we agree on or have rules governing what the various data objects mean, then we can create and manipulate them however we want. Different data formats vary in whether they are textual or binary, in how they represent different data objects, and in the rules they follow. For example, machine instructions are encoded as binary files, while integers are represented as bit vectors, using standard encodings of positive and negative numbers. We will explore these concepts in more depth in Chapters 2 and 3.

1.2.2 Programs Are Translated by Other Programs into Different Forms

The hello program begins life as a high-level C program because it can be read and understood by human beings in that form. However, in order to run hello.c on the system, the individual C statements must be translated by other programs into a sequence of low-level machine-language instructions. These instructions are then packaged in a form called an executable object program and stored as a binary disk file. Object programs are also referred to as executable object files.

On a Unix system, the translation from source file to object file is performed by a compiler driver:

```
unix> gcc -o hello hello.c
```

Here, the gcc compiler driver reads the source file hello.c and translates it into an executable object file hello. The translation is performed in the sequence of four phases shown in Figure 1.4. The programs that perform the four phases (preprocessor, compiler, assembler, and linker) are known collectively as the compilation system.

Figure 1.4 The compilation system.

- **Preprocessing phase.** The preprocessor modifies the original C program according to directives that begin with the # character. For example, the #include <stdio.h> command in line 1 of hello.c tells the preprocessor to read the contents of the system header file stdio.h and insert it directly into the program text. The result is another C program, typically with the .i suffix.
- **Compilation phase.** The compiler translates the text file hello.i into the text file hello.s, which contains an assembly-language program. Each statement in an assembly-language program exactly describes the low-level machine-language instruction that will be executed. Assembly language is useful because it provides a common output language for different compilers for different high-level languages. For example, C compilers and Fortran compilers both generate output files in the same assembly language.
- **Assembly phase.** Next, the assembler translates hello.s into machine-language instructions, packages them in a form known as a relocatable object program, and stores the result in the object file hello.o. The hello.o file is a binary file whose bytes encode machine language instructions rather than characters. If we were to view hello.o with a text editor, it would appear to us as gibberish.
- **Linking phase.** Notice that our hello program calls the printf function, which is part of the standard C library provided by every C compiler. The printf function resides in a separate precompiled object file called printf.o, which must somehow be merged with our hello.o program. The linker (ld) handles this merging. The result is the hello file, which is an executable object file (or simply executable) that is ready to be loaded into memory and executed by the system.

1.2.3 It Pays to Understand How Compilation Systems Work

For simple programs such as hello.c, we can rely on the compilation system to produce correct and efficient machine code. However, there are some important reasons why programmers need to understand how compilation systems work:

- **Optimizing program performance.** Modern compilers are sophisticated tools that usually produce good code. As programmers, we do not need to know the inner workings of the compiler in order to write efficient code. However, in order to make good coding decisions in our C programs, we do need a basic understanding of machine-level code and how the compiler translates different C statements into machine code. For example, is a switch statement always more efficient than a sequence of if-else statements? How much overhead is incurred by a function call? Is a while loop more efficient than a for loop? Are pointer references more efficient than array indexes? Does a function call to strlen run more quickly than a simple loop that tests each character in a string? In Chapters 3 and 5, we will introduce you to the machine code that is generated by different C statements. In Chapter 6, we will study the overall organization of memory and the code that is generated by the compiler to access different data objects. Armed with this knowledge, you will be better able to write programs that can be compiled into efficient machine code.
- **Understanding link-time errors.** In our experience, some of the most confusing programming errors are related to the operation of the linker, especially when you are trying to build large software systems. For example, what does it mean when the linker reports that it cannot resolve a reference? What is the difference between a static variable and a global variable? What happens if you define two global variables in different C files with the same name? What is the difference between a static library and a dynamic library? Why does it matter what order we list libraries in on the command line? And scariest of all, why do some linker-related errors not appear until run time? You will learn the answers to these kinds of questions in Chapter 7.
- **Avoiding security holes.** For many years, buffer overflow errors have accounted for the majority of security holes in network and Internet servers. These errors exist because too few programmers understand the need to carefully restrict the quantity and forms of data that they allow from untrusted sources. We will discuss various forms of buffer overflow errors in Chapter 3, describe how they can be exploited by attackers, and describe various techniques for reducing the risk that your programs will contain such errors.

1.3 Processors Read and Interpret Instructions Stored in Memory

At this point in our hello example, we have a source file, hello.c, that is translated by the compilation system into an executable object file called hello that is stored on disk. To run the executable file on a Unix system, we type its name to an application program known as a shell:

```
unix> ./hello
hello, world
unix>
```

The shell is a command-line interpreter that prints a prompt, waits for you to type a command line, and then performs the command. If the first word of the command line does not correspond to a built-in shell command, then the shell assumes that it is the name of an executable file that it should load and run. So in this case, the shell loads and runs the hello program and then waits for it to terminate. The hello program prints its message to the screen and then terminates. The shell then prints a prompt and waits for the next input command line.

1.3.1 System Hardware Organization

To understand what happens to our hello program when we run it, we need to understand the hardware organization of a typical system, which is loosely based on the family of Intel processors. Figure 1.5 shows the configuration of a typical desktop system.

Figure 1.5 Hardware organization of a typical system. CPU: central processing unit, ALU: arithmetic/logic unit, PC: program counter, USB: Universal Serial Bus.

Buses

Running throughout the system is a collection of electrical conduits called buses that carry bytes of information back and forth between the components. Buses are typically designed to transfer fixed-size chunks of bytes known as words. The number of bytes in a word (the word size) is a fundamental system parameter that varies across systems. Most machines today have word sizes of either 4 bytes (32 bits) or 8 bytes (64 bits). For the sake of our discussion here, we will not need to worry about how these buses work, or how they are controlled.

I/O Devices

Input/output (I/O) devices are the system's connection to the external world. Our example system has four I/O devices: a keyboard and mouse for user input, a display for user output, and a disk drive (or simply disk) for long-term storage of data and programs. Initially, the executable hello program resides on the disk.

Each I/O device is connected to the I/O bus by either a controller or an adapter. The distinction between the two is mainly one of packaging. Controllers are chip sets in the device itself or on the system's main printed circuit board (often called the motherboard). An adapter is a card that plugs into a slot on the motherboard. Regardless of the particular arrangement, the purpose of each is to transfer information back and forth between the I/O bus and an I/O device.

Chapter 6 has more to say about how I/O devices such as disks work. In Chapter 11, you will learn how to use the Unix I/O interface to access devices from your application programs. We focus on the general principles that apply to I/O devices in general, such as Ethernet, Bluetooth, and high-end storage controllers.

Main Memory

The main memory is a temporary storage device that holds both a program and the data it manipulates while the processor is executing the program. Physically, main memory consists of a collection of dynamic random access memory (DRAM) chips. Logically, memory is organized as a linear array of bytes, each with its own unique address (array index) starting at zero. In general, each of the machine instructions that constitute a program can consist of a variable number of bytes. The sizes of data items that correspond to C program variables vary according to type. For example, on an Intel machine running Linux, data of type short requires two bytes, types int, float, and long four bytes, and type double eight bytes.

Chapter 6 has more to say about how memory technology and hardware organization work. In practice, memory is accessed by the processor and by I/O devices. In Chapter 9, you will learn about many issues that arise when multiple devices access memory. For example, you will learn about the dangers of having multiple devices simultaneously trying to read and write the same memory locations.

Processor

The central processing unit (CPU), or simply processor, is the engine that interprets (or executes) instructions stored in main memory. At its core is a word-size storage device (or register) called the program counter (PC). At any point in time, the PC points at (contains the address of) some machine-language instruction in main memory. (From this point on, we will avoid the tedious repetition "the address of." Instead, we will simply say that the PC points at some instruction in memory.)

From the time that power is applied to the system until the time that the power is shut off, the processor blindly and repeatedly performs the following operations: it reads the instruction from memory pointed at by the PC, interprets the bits in the instruction, performs some simple operation dictated by the instruction, and then updates the PC to point at the next instruction, which may or may not be contiguous in memory to the instruction that was just executed.

There are only a few of these simple operations, and they revolve around main memory, the register file, and the arithmetic/logic unit (ALU). The register file is a small storage device that consists of a collection of word-size registers, each with its own unique name. The ALU computes new data and address values. Here are some examples of the simple operations that the CPU might perform at the request of an instruction:

- **Load:** Copy a byte or a word from main memory into a register, overwriting the previous contents of the register.
- **Store:** Copy a byte or a word from a register to a location in main memory, overwriting the previous contents of that location.
- **Operate:** Copy the contents of two registers to the ALU, perform an arithmetic operation on the two words, and store the result in a register, overwriting the previous contents of that register.
- **Jump:** Extract a word from the instruction itself and store that word in the PC, overwriting the previous value of the PC.

We say that a processor appears to be a simple implementation of its instruction set architecture. The instruction set architecture specifies what each of the machine-code instructions does and how it is encoded in binary. Modern processors are far more complex than a simple implementation might suggest. They execute many instructions concurrently, and they may reorder and perform even more primitive operations than those we have described here. However, they must always obey the rules established by the instruction set architecture. In this way, we can think of the machine-code instructions generated by a compiler as being executed in strict sequence, with each instruction waiting its turn to be executed. Chapter 4 has more to say about how processors work and how their performance can be modeled and optimized.

1.3.2 Running the hello Program

Given this simple view of a system's hardware organization and operation, we can begin to understand what happens when we run our example program. We must omit a lot of details here that will be filled in later, but for now we will be content with the big picture.

Initially, the shell program is executing its instructions, waiting for us to type a command. As we type the characters ./hello at the keyboard, the shell program reads each one into a register and then stores it in memory, as pictured in Figure 1.6.

Figure 1.6 Reading the hello command from the keyboard.

When we hit the enter key on the keyboard, the shell knows that we have finished typing the command. The shell then loads the executable hello file by executing a sequence of instructions that copies the code and data in the hello object file from disk to main memory. The data include the string of characters hello, world\n that will eventually be printed out.

Using a technique known as direct memory access (DMA), the data travel directly from disk to main memory, without passing through the processor. This step is pictured in Figure 1.7.

Figure 1.7 Loading the executable from disk into main memory.

Once the code and data in the hello object file are loaded into memory, the processor begins executing the machine-language instructions in the hello program's main routine. These instructions copy the bytes in the hello, world\n string from memory to the register file, and from there to the display device, where they are displayed on the screen. This step is pictured in Figure 1.8.

Figure 1.8 Writing the output string from memory to the display.

1.4 Caches Matter

An important lesson from this simple example is that a system spends a lot of time moving information from one place to another. The machine instructions in the hello program are originally stored on disk. When the program is loaded, they are copied to main memory. As the processor runs the program, instructions are copied from main memory into the processor. Similarly, the data string hello, world\n, originally on disk, is copied to main memory, and then copied from main memory to the display device. From a programmer's perspective, much of this copying is overhead that slows down the "real work" of the program. Thus, a major goal for system designers is to make these copy operations run as fast as possible.

Because of physical laws, larger storage devices are slower than smaller storage devices. And because of physical laws, faster devices are more expensive to build than their slower counterparts. For example, the largest disk drive on the system in Figure 1.5 might have a capacity of one terabyte and cost $100. But it could take 10 milliseconds to read a single 4-byte word from it. Similarly, a typical DRAM chip might have a capacity of 256 megabytes and cost $30. But it might take 50 nanoseconds to read a 4-byte word from it. Values for processor registers are typically one or two orders of magnitude smaller, and access times are typically five or six orders of magnitude faster.

To deal with the processor-memory gap, system designers include smaller, faster storage devices called cache memories (or simply caches) that serve as temporary staging areas for information that the processor is likely to need in the near future. Figure 1.9 shows the cache memories in our example system. An L1 cache on the processor chip holds tens of thousands of bytes and can be accessed nearly as fast as the register file. A larger L2 cache with hundreds of thousands to millions of bytes is connected to the processor by a special bus. It might take 5 times longer for the processor to access the L2 cache than the L1 cache, but this is still 5 to 10 times faster than accessing the memory. The L1 and L2 caches are implemented with a hardware technology known as static random access memory (SRAM). Newer and more powerful systems even have three levels of cache: L1, L2, and L3. The idea behind caching is that a system can get the effect of both very fast memory and very large memory by exploiting locality, the tendency for programs to access data and code in localized regions. By setting up caches to hold data that are likely to be accessed often, we can perform most memory operations using the fast caches. One of the most important lessons in this book is how application programmers can exploit caches to improve the performance of their programs. You will learn more about this in Chapters 6 and 7.

Figure 1.9 Cache memories.

1.5 Storage Devices Form a Hierarchy

This notion of inserting smaller, faster storage devices between the processor and memory is an example of a general concept that has been developed fully in modern systems, the memory hierarchy. As we move from the top of the hierarchy to the bottom, the devices become slower, larger, and less expensive per byte. Figure 1.10 shows a typical memory hierarchy. In general, the storage devices at every level of the hierarchy can be viewed as caches for the next lower level. For example, the local disk is a cache for files stored on the disks in remote network servers, and main memory is a cache for the local disk. Some distributed file systems implemented by large Internet companies use the local disk to cache frequently used portions of files, with a remote network server acting as the server of last resort. Similarly, the L1 cache is usually a cache for the L2 cache, which is a cache for the memory addressable by the processor. Finally, the L1 cache on one processor is a cache for memory that can be stored in the L1 caches of other processors, or in the L2 cache, and so on.

Figure 1.10 An example of a memory hierarchy.

1.6 The Operating System Manages the Hardware

Back to our hello example. When the shell loaded and executed the hello program, and when the hello program printed its message, neither program accessed the keyboard, display, disk, or main memory directly. Rather, they relied on the services provided by the operating system. We can think of the operating system as a layer of software interposed between the application program and the hardware, as shown in Figure 1.11. All attempts by an application program to manipulate the hardware must go through the operating system.

Figure 1.11 Layered view of a computer system.

The operating system has two primary purposes: (1) to protect the hardware from misuse by runaway applications, and (2) to provide applications with simple and uniform mechanisms for manipulating complicated and often wildly different low-level hardware devices. The operating system achieves both goals by providing abstractions such as files, processes, and virtual memory. We will discuss these in turn, along with the interfaces that the operating system provides for application programs to access them. We will also discuss how modern computer systems often have multiple processors and how operating systems manage the parallelism that comes with multiple processors.

1.6.1 Processes

When a program such as hello runs on a modern system, the operating system provides the illusion that the program is the only one running on the system. The program appears to have exclusive use of the processor, main memory, and I/O devices. The processor appears to execute the instructions in the program, one after the other, without interruption. And the code and data of the program appear to be the only objects in the system's memory. These illusions are provided by the notion of a process, one of the most important and successful ideas in computer science.

A process is the operating system's abstraction for a running program. Multiple processes can run concurrently on the same system, and each process appears to have exclusive use of the hardware. By concurrently, we mean that the instructions of one process are interleaved with the instructions of another process. The operating system performs this interleaving with a mechanism known as context switching. The operating system keeps track of all the state information that the process needs in order to run. This state, which is known as the context, includes the current values of the PC, the register file, and the contents of main memory. At any point in time, exactly one process is running, meaning that the processor is executing the machine instructions of that process. When the operating system decides to transfer control from the current process to some new process, it performs a context switch by saving the context of the current process, restoring the context of the new process, and then passing control to the new process. The new process picks up exactly where it left off. Figure 1.12 shows the basic idea for our example hello scenario.

Figure 1.12 Process context switching.

There are two concurrent processes in our example scenario: the shell process and the hello process. Initially, the shell process is running alone, waiting for input on the command line. When we ask it to run the hello program, the shell carries out our request by invoking a special function known as a system call that passes control to the operating system. The operating system saves the shell's context, creates a new hello process and its context, and then passes control to the new hello process. After hello terminates, the operating system restores the context of the shell process and passes control back to it, where it waits for the next command line input.

Implementing the process abstraction requires a close cooperation between both the low-level hardware and the operating system software. We will explore how this works, and how applications can create and control their own processes, in Chapter 8.

1.6.2 Threads

Although we normally think of a process as having a single control flow, in modern systems a process can actually consist of multiple execution units, called threads, each running in the context of the process and sharing the same code and global data. Threads are becoming important in practice because they are easier to share data between multiple executing units (for example, because they share the same memory address space) and because they are typically more efficient than processes. Multi-threading is also important for multiprocessor systems, because it usually allows an application to exploit parallelism. We will look more closely at threads and their associated concurrency issues in Chapter 12.

1.6.3 Virtual Memory

Virtual memory is an abstraction that provides each process with the illusion that it has exclusive use of the main memory. Each process has the same uniform view of memory, which is known as its virtual address space. In Linux, the virtual address space for a process looks like Figure 1.13. (The other Unix systems that support virtual memory have similar memory organizations.) In this figure, addresses start at the bottom and work their way from smaller addresses to larger addresses. Each process has the same general organization of memory, with a fixed region of addresses reserved for the operating system's code and data and the remaining addresses available for the program's code and data. For example, the virtual address space of each process starts with the program code and data, followed by the run-time heap that is managed by the C library functions such as malloc and free. The virtual address space near the top is reserved for the operating system's code and data. Note that the addresses in this figure increase moving from the bottom to the top.

Figure 1.13 Process virtual address space.

The virtual address space seen by each process consists of a number of well-defined areas, each with a specific purpose. You will learn more about these areas later in the book, but it will be helpful to look briefly at each, starting with the lowest addresses and working our way up:

- **Program code and data.** Code begins at the same fixed address for all processes, followed by data locations that correspond to global C variables. The code and data areas are initialized directly from the contents of an executable object file, in our case the hello executable. You will learn more about this part of the address space when we study linking and loading in Chapter 7.
- **Heap.** The code and data areas are followed immediately by the run-time heap. Unlike the code and data areas, which are fixed in size once the process begins running, the heap can expand and contract dynamically at run time as a result of calls to C library functions such as malloc and free. You will study heaps in detail when we learn about managing virtual memory in Chapter 9.
- **Shared libraries.** Near the middle of the address space is an area that holds the code and data for shared libraries such as the C and math libraries. The notion of a shared library is a powerful but somewhat difficult concept. You will learn about it when we study dynamic linking in Chapter 7.
- **Stack.** At the top of the user's virtual address space is the user stack that the compiler uses to implement function calls. Like the heap, the user stack can expand and contract dynamically during the execution of the program. In particular, each time we call a function, the stack grows. Each time we return from a function, it contracts. You will learn how the compiler uses the stack in Chapter 3.
- **Kernel virtual memory.** The top region of the address space is reserved for the kernel. Application programs are not allowed to read or write the contents of this area or to directly call functions defined in the kernel code. Instead, they must invoke the kernel to perform these operations.

For virtual memory to work, a sophisticated interaction is required between the hardware and the operating system software, including a hardware translation of every address generated by the processor. The basic idea is to store the contents of a process's virtual memory on disk and then use the main memory as a cache for it. You will learn how this works in Chapter 9.

1.6.4 Files

A file is a sequence of bytes, nothing more and nothing less. Every I/O device, including disks, keyboards, displays, and even networks, is modeled as a file. All input and output in the system is performed by reading and writing files, using a small set of system calls known as the Unix I/O interface.

This simple and elegant notion of a file is nonetheless very powerful because it provides applications with a uniform view of all of the various I/O devices that they might contact over their lifetime. For example, application programmers who manipulate the contents of a disk file are blissfully aware of the fact that the file is stored on disk. They never need to concern themselves with which particular disk technology is used. Nor do they need to concern themselves with how the operating system has learned to read and write the disk. Finally, the same program will run on systems that store files on different types of disks, without modification.

1.7 Systems Communicate with Other Systems Using Networks

Up to this point in our discussion of systems, we have treated a system as an isolated collection of hardware and software. In practice, modern systems are often linked to other systems by networks. From the point of view of an individual system, the network can be viewed as just another I/O device, as shown in Figure 1.14. When the system copies a sequence of bytes from main memory to the network adapter, the data flow across the network to another machine, instead of, say, to a local disk. Similarly, the system can read data sent from other machines and copy this data to its memory.

Figure 1.14 A network is another I/O device.

With the advent of global networks such as the Internet, most systems spend a lot of time communicating with other systems. Programs running on one system can use the same sequence of Unix I/O system calls to read and write bytes to and from processes running on other systems. The problem of communicating with a process running on another system is only slightly different from that of communicating with a process running on the same system. We will return to the problem of network communication in Chapter 11.

1.8 Important Themes

This concludes our initial overview of computer systems. Due to the nature of the material, we have had to present it in a fairly abstract way. We would like to conclude this chapter by discussing a few important themes that span all aspects of computer systems. These themes will recur throughout the book.

1.8.1 Amdahl's Law

Gene Amdahl, one of the early pioneers in computing, made the simple but insightful observation that when we speed up one part of a system, the effect on the overall system performance depends on both how significant this part was and how much it sped up. Consider a system in which executing some application requires time T_{old}. Suppose some part of the system requires a fraction α of this time, and that we improve its performance by a factor of k. That is, the component originally required time αT_{old}, and now it requires time $\alpha T_{old}/k$. The overall execution time would thus be

$$T_{new} = (1 - \alpha)T_{old} + \alpha T_{old}/k = T_{old}[(1 - \alpha) + \alpha/k]$$

From this, we can compute the speedup $S = T_{old}/T_{new}$ as

$$S = \frac{1}{(1 - \alpha) + \alpha/k}$$

For example, suppose we are considering an enhancement that runs 10 times faster but affects only 40% of the overall task. Then $\alpha = 0.4$ and $k = 10$, giving a speedup of 1.56.

Even though we have improved the performance of a major part of the system by a significant amount, the overall system performance improves by only a modest amount. This is a general phenomenon. To significantly speed up the entire system, we must improve the speed of a very large part of the system.

Amdahl's Law is a simple but powerful idea. It can be applied to a wide range of problems, from how hardware designers determine what type of floating-point unit to use, to how software developers organize loops for parallel execution. Throughout this book, we will apply Amdahl's Law to help you understand and quantify the potential performance gains of different system designs.

1.8.2 Concurrency and Parallelism

Throughout this book, we will use the terms concurrency and parallelism to refer to the general concept of a system with multiple, simultaneous activities, and the use of such a system to make computations run faster. Parallelism can be exploited at multiple levels of abstraction in a computer system. We highlight three levels here, working from the highest to the lowest in the system hierarchy.

Thread-Level Concurrency

Building on the process abstraction, we are able to devise systems where multiple programs execute at the same time, leading to concurrency. With threads, we can even have multiple control flows executing within a single process. Support for concurrent execution has been found in computer systems since the advent of time-sharing in the early 1960s. Traditionally, this concurrent execution was only simulated, by having a single computer rapidly switch among its executing processes, much as a juggler keeps many balls in the air. This form of concurrency allows multiple users to interact with a system at the same time, such as when many people want to get pages from a single Web server. It also allows a single user to engage in multiple tasks concurrently, such as having a Web browser in one window, a word processor in another, and streaming music playing at the same time. Until recently, most actual computing was done by a single processor, even if that processor had to switch among multiple tasks. This configuration is known as a uniprocessor system.

What has changed is that hardware designers have found it increasingly difficult to make single-processor systems run faster. The same increases in semiconductor technology that provide faster transistors and allow more and more circuitry to be packed on a chip also make it possible to put multiple CPUs on a single chip. Multiprocessor systems, those having multiple CPUs, have been the norm for large-scale computers for years. With the recent emergence of chip multiprocessors (CMPs), they are now expected to become the norm for desktop machines as well.

Figure 1.15 shows the organization of a CMP system. It has multiple processor chips, each of which has multiple levels of cache memory, including L1 and L2 caches. Some cache memories are local to individual processors, while others are shared by multiple processors. Overall memory is still managed as a single address space. Processors can communicate with each other via memory.

Figure 1.15 Multiprocessor organization.

A system with multiple processors can operate in one of several modes, depending on the number of application processes that are executing at any given time. If the application program must run as a set of concurrent processes or threads in order to make use of the hardware, then we say that it exploits thread-level concurrency. This is the case for the Web server we mentioned earlier. Even if the application is sequential, the operating system can run different applications on different processors to make the overall system run faster. Executing multiple threads on a uniprocessor machine will run slower than executing the same threads on a multiprocessor machine. Nonetheless, it is still useful to run threads on uniprocessor machines, because they model the common behavior of waiting for I/O devices. Many threads can time-share the same processor, with some threads active while others are waiting for I/O devices. Overlapping I/O with computation is a major source of efficiency in systems.

Thread-level concurrency is a powerful concept. It first appeared in large-scale systems, where many processors were available to provide real computing power. It has become important for desktop systems, where thread-level concurrency is useful for many applications, even when they are run on uniprocessor systems. Chapter 12 introduces thread-level concurrency and shows how it can be used to create applications and also to make them run faster.

Instruction-Level Parallelism

At a much lower level of abstraction, modern processors can execute multiple instructions at one time, a property known as instruction-level parallelism. For example, early microprocessors, such as the 1982 Intel 286, required multiple (often many) clock cycles to read and execute a single instruction. In more recent processors, it is possible to sustain rates of more than one instruction per clock cycle. Processors that can sustain execution rates faster than one instruction per cycle are known as superscalar processors. Most modern processors support superscalar operation. Chapter 4 describes a high-level model of such processors, and Chapter 5 describes techniques that compilers employ to maximize the degree of instruction-level parallelism in the machine code they generate.

Single-Instruction, Multiple-Data Parallelism

At the lowest level, many modern processors have special hardware that allows a single instruction to cause multiple operations that can be executed in parallel, a mode known as single-instruction, multiple-data, or "SIMD" parallelism. For example, recent versions of Intel and AMD processors have instructions that can add four pairs of single-precision floating-point numbers (stored in 128 bit registers) in parallel. These SIMD instructions are primarily provided to support applications that process image, sound, and video data. Although some compilers attempt to automatically extract SIMD parallelism from ordinary programs, the most reliable mechanisms require programmers to rewrite their code to use special vector data types supported only in certain compilers. Chapter 5 covers this topic.

1.8.3 The Importance of Abstractions in Computer Systems

The use of abstractions is one of the most important concepts in computer science. For example, one aspect of good programming practice is to formulate a simple application program interface (API) for a set of functions that allow programmers to use the code without having to delve into its inner workings. Different programming languages provide different forms and levels of support for encapsulating functionality and creating abstract interfaces.

We have already encountered several of the abstractions that the system provides to application programs, as pictured in Figure 1.16. The file system gives us an abstraction of the actual I/O devices. Processes, virtual memory, and Unix I/O provide abstractions of the processor, main memory, and I/O devices. Finally, the abstraction provided by a network connection is itself a useful way to communicate with other systems.

Figure 1.16 Abstractions provided by a computer system.

Abstractions are a powerful way to hide the actual implementation of a complex system from application programmers who only want to make use of the functionality. Throughout this book, we will discuss the various abstractions that we have mentioned here, as well as the abstract interfaces that they provide to application programs.

1.9 Summary

This chapter has introduced the major ideas that we will explore in more depth in the rest of the book. We have discussed the compilation system, how files are stored, how processors read and interpret instructions, and how information is moved to and from memory. We have described the hierarchical nature of memory systems and the importance of caches. We have introduced the operating system and the abstractions it provides to application programs. We have discussed the importance of concurrency and parallelism in systems. Finally, we have introduced networks and the ways that computers can communicate with each other.

Now that you have a basic understanding of how computer systems work, we can begin to delve into the details. Chapter 2 covers the representation of data and the fundamentals of bits and bit-level operations.

Bibliographic Notes

Ritchie and Thompson wrote a classic paper describing the Unix file system [77]. Levy and Eckhouse have written an interesting survey of computer system evolution [58]. Bryant and O'Hallaron [14] provide a more detailed treatment of many of the topics introduced in this chapter.

Homework Problems

Practice Problem 1.1

This problem tests your ability to work with different number representations. Convert the following numbers into the indicated bases:

0x39A7F8	Binary
1100100101111011	Hexadecimal
1100100101111011	Decimal
0x39A7F8	Decimal
1100100101111011	Octal

Practice Problem 1.2

Perform the following arithmetic operations in hexadecimal. Show your work.

0x503c + 0x8	
0x503c - 0x40	
0x503c + 64	
0x50ea - 0x503c	

Practice Problem 1.3

Consider the following 32-bit word:

0x00359141	

What is the hexadecimal representation of the byte at address 0x100? Assume a little-endian machine.

Practice Problem 1.4

Consider the following 32-bit word:

0x00359141	

What is the hexadecimal representation of the byte at address 0x100? Assume a big-endian machine.

Practice Problem 1.5

Consider the following 32-bit word:

0x00359141	

What is the hexadecimal representation of the byte at address 0x102? Assume a little-endian machine.

Practice Problem 1.6

Consider the following 32-bit word:

0x00359141	

What is the hexadecimal representation of the byte at address 0x102? Assume a big-endian machine.

Practice Problem 1.7

Consider the following 32-bit word:

0x00359141	

What is the hexadecimal representation of the byte at address 0x103? Assume a little-endian machine.

Practice Problem 1.8

Consider the following 32-bit word:

0x00359141	

What is the hexadecimal representation of the byte at address 0x103? Assume a big-endian machine.

Practice Problem 1.9

Consider the following 32-bit word:

0x00359141	

What is the hexadecimal representation of the byte at address 0x101? Assume a little-endian machine.

Practice Problem 1.10

Consider the following 32-bit word:

0x00359141	

What is the hexadecimal representation of the byte at address 0x101? Assume a big-endian machine.

Practice Problem 1.11

Consider the following 32-bit word:

0x00359141	

What is the hexadecimal representation of the byte at address 0x104? Assume a little-endian machine.

Practice Problem 1.12

Consider the following 32-bit word:

0x00359141	

What is the hexadecimal representation of the byte at address 0x104? Assume a big-endian machine.

Practice Problem 1.13

Consider the following 32-bit word:

0x00359141	

What is the hexadecimal representation of the byte at address 0x105? Assume a little-endian machine.

Practice Problem 1.14

Consider the following 32-bit word:

0x00359141	

What is the hexadecimal representation of the byte at address 0x105? Assume a big-endian machine.

Practice Problem 1.15

Consider the following 32-bit word:

0x00359141	

What is the hexadecimal representation of the byte at address 0x106? Assume a little-endian machine.

Practice Problem 1.16

Consider the following 32-bit word:

0x00359141	

What is the hexadecimal representation of the byte at address 0x106? Assume a big-endian machine.

Practice Problem 1.17

Consider the following 32-bit word:

0x00359141	

What is the hexadecimal representation of the byte at address 0x107? Assume a little-endian machine.

Practice Problem 1.18

Consider the following 32-bit word:

0x00359141	

What is the hexadecimal representation of the byte at address 0x107? Assume a big-endian machine.

Practice Problem 1.19

Consider the following 32-bit word:

0x00359141	

What is the hexadecimal representation of the byte at address 0x108? Assume a little-endian machine.

Practice Problem 1.20

Consider the following 32-bit word:

0x00359141	

What is the hexadecimal representation of the byte at address 0x108? Assume a big-endian machine.

Practice Problem 1.21

Consider the following 32-bit word:

0x00359141	

What is the hexadecimal representation of the byte at address 0x109? Assume a little-endian machine.

Practice Problem 1.22

Consider the following 32-bit word:

0x00359141	

What is the hexadecimal representation of the byte at address 0x109? Assume a big-endian machine.

Practice Problem 1.23

Consider the following 32-bit word:

0x00359141	

What is the hexadecimal representation of the byte at address 0x10a? Assume a little-endian machine.

Practice Problem 1.24

Consider the following 32-bit word:

0x00359141	

What is the hexadecimal representation of the byte at address 0x10a? Assume a big-endian machine.

Practice Problem 1.25

Consider the following 32-bit word:

0x00359141	

What is the hexadecimal representation of the byte at address 0x10b? Assume a little-endian machine.

Practice Problem 1.26

Consider the following 32-bit word:

0x00359141	

What is the hexadecimal representation of the byte at address 0x10b? Assume a big-endian machine.

Practice Problem 1.27

Consider the following 32-bit word:

0x00359141	

What is the hexadecimal representation of the byte at address 0x10c? Assume a little-endian machine.

Practice Problem 1.28

Consider the following 32-bit word:

0x00359141	

What is the hexadecimal representation of the byte at address 0x10c? Assume a big-endian machine.

Practice Problem 1.29

Consider the following 32-bit word:

0x00359141	

What is the hexadecimal representation of the byte at address 0x10d? Assume a little-endian machine.

Practice Problem 1.30

Consider the following 32-bit word:

0x00359141	

What is the hexadecimal representation of the byte at address 0x10d? Assume a big-endian machine.

Practice Problem 1.31

Consider the following 32-bit word:

0x00359141	

What is the hexadecimal representation of the byte at address 0x10e? Assume a little-endian machine.

Practice Problem 1.32

Consider the following 32-bit word:

0x00359141	

What is the hexadecimal representation of the byte at address 0x10e? Assume a big-endian machine.

Practice Problem 1.33

Consider the following 32-bit word:

0x00359141	

What is the hexadecimal representation of the byte at address 0x10f? Assume a little-endian machine.

Practice Problem 1.34

Consider the following 32-bit word:

0x00359141	

What is the hexadecimal representation of the byte at address 0x10f? Assume a big-endian machine.

Practice Problem 1.35

Consider the following 32-bit word:

0x00359141	

What is the hexadecimal representation of the byte at address 0x110? Assume a little-endian machine.

Practice Problem 1.36

Consider the following 32-bit word:

0x00359141	

What is the hexadecimal representation of the byte at address 0x110? Assume a big-endian machine.

Practice Problem 1.37

Consider the following 32-bit word:

0x00359141	

What is the hexadecimal representation of the byte at address 0x111? Assume a little-endian machine.

Practice Problem 1.38

Consider the following 32-bit word:

0x00359141	

What is the hexadecimal representation of the byte at address 0x111? Assume a big-endian machine.

Practice Problem 1.39

Consider the following 32-bit word:

0x00359141	

What is the hexadecimal representation of the byte at address 0x112? Assume a little-endian machine.

Practice Problem 1.40

Consider the following 32-bit word:

0x00359141	

What is the hexadecimal representation of the byte at address 0x112? Assume a big-endian machine.

Practice Problem 1.41

Consider the following 32-bit word:

0x00359141	

What is the hexadecimal representation of the byte at address 0x113? Assume a little-endian machine.

Practice Problem 1.42

Consider the following 32-bit word:

0x00359141	

What is the hexadecimal representation of the byte at address 0x113? Assume a big-endian machine.

Practice Problem 1.43

Consider the following 32-bit word:

0x00359141	

What is the hexadecimal representation of the byte at address 0x114? Assume a little-endian machine.

Practice Problem 1.44

Consider the following 32-bit word:

0x00359141	

What is the hexadecimal representation of the byte at address 0x114? Assume a big-endian machine.

Practice Problem 1.45

Consider the following 32-bit word:

0x00359141	

What is the hexadecimal representation of the byte at address 0x115? Assume a little-endian machine.

Practice Problem 1.46

Consider the following 32-bit word:

0x00359141	

What is the hexadecimal representation of the byte at address 0x115? Assume a big-endian machine.

Practice Problem 1.47

Consider the following 32-bit word:

0x00359141	

What is the hexadecimal representation of the byte at address 0x116? Assume a little-endian machine.

Practice Problem 1.48

Consider the following 32-bit word:

0x00359141	

What is the hexadecimal representation of the byte at address 0x116? Assume a big-endian machine.

Practice Problem 1.49

Consider the following 32-bit word:

0x00359141

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 101. — 11. April 1837.

Die Eiſenbahnen und deren Actionnaire.

(Fortſetzung aus Nr. 100.)

Das Werk handelt zuerſt von den Eiſenbahnen an und für ſich und dann von der Art ihrer Herſtellung. In Beziehung auf die Eiſenbahnen ſelbſt werden zuerſt deren Leiſtungen unterſucht, und dann wird der ſtaatswirthſchaftliche und politiſche Werth derſelben dargeſtellt. Ohne auf die techniſchen und ſtatiſtiſchen Angaben näher einzugehen, welche der Berechnung über die Leiſtungen der Eiſenbahnen zum Grunde gelegt ſind, darf es doch nicht unbemerkt bleiben, daß dieſelbe Einſeitigkeit, womit früher die Bedeutung der Preiſe — vorzugsweiſe inſofern, als dieſe von dem Verhältniſſe zwiſchen Angebot und Nachfrage in Beziehung auf das Geld ſelbſt abhängig ſind — bei der Vergleichung der Grundſteuern überſehen worden, jetzt auch wieder bei der Berechnung der Koſten zum Vorſcheine kommt, zu denen die Eiſenbahnen Veranlaſſung geben. Erfahrungen, die man in England und Nordamerika gemacht hat, werden ohne Weiteres als Anhaltspunkte bei der Veranſchlagung deutſcher Ergebniſſe benutzt, obgleich der Unterſchied des Angebots in Beziehung auf das Geld im Verhältniß zur Nachfrage nach demſelben ſo außerordentlich iſt, daß z. B. in Nordamerika der Tagelohn eines Maurers 1 Thlr. 22 Sgr. bis 2 Thlr. 15 Sgr. und der Tagelohn eines gewöhnlichen Arbeiters 1 Thlr. 2 Sgr. bis 1 Thlr. 10 Sgr. beträgt. Doch dieſer Irrthum, oder daß man den Geldreichthum in Anſchlag zu bringen vergißt, iſt bei der Vergleichung zwiſchen den Zuſtänden und Ergebniſſen verſchiedener Länder noch ſo allgemein und ſo häufig, daß er hier um ſo unbedeutender erſcheint, da die Reſultate des Verf. demgemäß beiweitem ungünſtiger ſein müſſen, als Deutſchland ſie wirklich zu erwarten hat, und es dennoch nachgewieſen wird, wie die Reiſe von Königsberg nach Antwerpen auf einer Strecke von 196½ Meilen, die gegenwärtig mit der gewöhnlichen Poſt faſt 13 Tage dauert und beinahe 45 Thlr. koſtet, für weniger als 8 Thlr. in 3 Tagen zurückgelegt werden kann, wenn man täglich auch nur 12 Stunden auf der Eiſenbahn fahren wollte. Ja, es iſt ſogar möglich in 3½ Stunden und für 1½ Thlr. in den beſſern Wagen die 22¾ Meilen zwiſchen Berlin und Leipzig zurückzulegen, zu denen man jetzt in der Schnellpoſt 19 Stunden und 7 Thlr. braucht. Einen Centner Güter, der auf der letztern Strecke jetzt 5 Tage braucht und 20 Sgr. koſtet, würde mittels einer Eiſenbahn in 1 Tage und für etwa 2 Sgr. zu beziehen ſein.

Die Herſtellung der Eiſenbahnen ſoll nach dem Verlangen des Verf. durch den Staat geſchehen; erſt wenn dieſer ſich dazu nicht bewegen läßt, oder im Falle es ihm unmöglich iſt, wird eine Actienunternehmung geſtattet. Daß es dem Staate möglich ſei, die Herſtellung von Eiſenbahnen ſelbſt zu übernehmen und, im Falle dies geſchieht, ihnen die zweckmäßigſte Einrichtung zu geben, dies muß dem Verf. unbedingt eingeräumt werden; ob es ſich dadurch aber ſchon rechtfertigen laſſe, Actienunternehmungen auszuſchließen, iſt eine andere Frage. Ohne auf die oberflächlichen Redensarten von der Freiheit des Verkehrs u. dgl. weiter einzugehen, ſcheint doch ſchon folgende Betrachtung eine ſolche Frage mit Nein zu beantworten. Legt der Staat Eiſenbahnen an, ſo zwingt er ſeine ſämmtlichen Mitglieder, etwas zu deren Herſtellung beizutragen; dieſer Beitrag wird durch die Abgaben, alſo nach andern Rückſichten und nicht im Verhältniß zu dem Vortheile, den jeder Einzelne von der Eiſenbahn zieht, erhoben; er wird alſo unrichtig und unbillig vertheilt. Iſt es auch wirklich richtig, daß eine Eiſenbahn am Ende jedem Mitgliede des Staates nützlich werde, ſo iſt doch ebenſo gewiß, daß der Vortheil, den verſchiedene Perſonen davon ziehen, höchſt ungleich ſei. Eigentlich müßten die Koſten einer Eiſenbahn alſo nach der Größe dieſes Vortheiles aufgebracht werden; dies iſt dem Staate aber unmöglich; es geſchieht dagegen mittels einer Actienunternehmung, zu der Niemand Mehr beiträgt, als er es ſeinem eignen Intereſſe gemäß findet. Aus dieſem Grunde muß die Anlegung der Eiſenbahnen nicht in der Regel vom Staate ausgehen und nicht nur im Nothfalle einer Actienunternehmung überlaſſen werden, ſondern ſie muß vielmehr in der Regel dieſer anheimgeſtellt bleiben und darf nur im Nothfalle durch den Staat ſelbſt geſchehen. Daß die Eiſenbahnen von einer Actiengeſellſchaft ſchlecht angelegt oder unzweckmäßig benutzt werden, iſt nur dort zu befürchten, wo die Actionnaire regieren. So lange es aber in der That noch einen Centralpunkt gibt, wo nicht der Vortheil einzelner Theile, ſondern das Wohl des ganzen Staates zur Richtſchnur dient, und ſo lange dieſer Centralpunkt die Macht nicht verloren hat, das richtig Erkannte auch vollſtändig durchzuführen,

so lange kann der Staat den Actienunternehmungen die Anlage von Eisenbahnen ruhig gestatten. Hat der Staat eine so vortheilhafte Einrichtung, wie die Eisenbahnen es sind, durch solche Actionnaire, die selbst ihrem Vortheile angemessen fanden, für deren Herstellung zu wirken, hat der Staat eine so vortheilhafte Einrichtung erst einmal erhalten, ohne daß er sich mit der zweckmäßigen Vertheilung dazu nöthiger Abgaben zu bemühen brauchte, dann bleibt es ihm ja noch immer überlassen, durch passende Gesetze dahin zu wirken, daß diese Einrichtung weder schädlich werde, noch unnütz bleibe, sondern vielmehr zum allgemeinen Besten diene. Jetzt weiß er wenigstens, wer Nutzen von ihr zieht, wem der Gebrauch der Bahn Vortheil bringt, und ob seine eignen Einnahmen sich in Folge des allgemeinen Wohlstandes vermehren; jetzt kann er daher auch viel leichter bestimmen, wen der Gewinn die Kosten zu tragen verpflichtet.

Daß der Staat sowol vor als nach der Herstellung von Eisenbahnen das Recht und die Pflicht habe, auf eine vollständige und allgemeine Nützlichkeit dieser Einrichtungen hinzuwirken, eine ausschließliche oder dem allgemeinen Besten zuwiderlaufende Benutzung derselben aber zu verhindern, dies räumt der Verf. für den Fall, daß Eisenbahnen durch Actienunternehmungen ausgeführt worden, selbst ein; und wenn er dennoch glaubt, der Staat werde dieser Aufgabe dann nicht so vollständig zu genügen im Stande sein, als wenn die Eisenbahn auf seine Kosten ausgeführt worden, so dürfte dies darin seinen Grund haben, daß die von dem Verf. vorgeschlagenen Maßregeln weder dem Zwecke immer vollständig entsprechend, noch diejenigen sind, welche dem gegenwärtigen Standpunkte des staatlichen Lebens gemäß zur Anwendung kommen müssen. Mit einem Worte, der Verf. hat sich nicht zu einer allgemeinen Anschauung der Rechte und Pflichten erhoben, welche der Staat einer Actienunternehmung gegenüber theils in Beziehung auf die Natur und Beschaffenheit der Unternehmung selbst, theils in Beziehung auf den Umstand, daß sie auf Actien ausgeführt wird, und hier wieder insofern die Unternehmung davon abhängt, insofern Actien entstehen und insofern man die Stiftung einer Actiengesellschaft zu andern Zwecken benutzen kann, auf der einen Seite selbst besitzt und auf der andern zu erfüllen hat. Hier können deswegen auch nur einzelne Punkte, die in der vorliegenden Schrift berührt sind, hervorgehoben und beleuchtet werden.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Beschluß aus Nr. 100.)

Urhan gehört aber als Componist eben zu jener romantisch-phantastischen Schule, welche neben unsern drei Virtuosen noch Berlioz als Hauptrepräsentanten aufzuweisen hat. Ihr moralisches Fundament hat diese Schule in einer gewissen überspannten Geistesrichtung überhaupt, welche unter die krankhaften Zustände unserer in ewigem Fieberschauer bebenden Zeit gehört. Berlioz, Liszt und ihre Genossen bilden in dieser Beziehung eigentlich nur eine Schattirung desselben Kreises, in welchem sich z. B. Lamennais' Politik, Lerminier's Philosophie und die Romantik der Mad. Dudevant berühren. Wir glauben uns nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß ein misverstandenes Deutschthum dabei mit im Spiele ist, wie es durch ausgezeichnete Talente wieder auf eigenthümliche Weise gepflegt und fortgebildet werden mag. Vielleicht liegt der Irrthum und die falsche Richtung dieser Schule eben in dem Verkennen der Mittel, durch welche die Musik auf den Geist wirken soll. Das Phantastische, wodurch sie die tiefsten Gefühle und Empfindungen gleichsam mit Gewalt aufzuregen und zu erschüttern sucht, ist ein gefährliches Spiel; es nutzt sich selbst und Andere ab, es hat weder Zweck noch Halt und opfert den gewaltigen Effecten des Augenblicks das dauernde Interesse für die Zukunft auf. Auch scheint es uns schon deshalb ziemlich natürlich, daß z. B. in den Compositionen von Liszt, welche doch so voll von Geist, Wärme und glücklichen Gedanken sind, noch eine gewisse Unbestimmtheit, ein Schwanken bemerklich ist, welches ihn gleichsam in der Übergangsperiode seines Talentes erscheinen läßt. Von der Wendung, welche er und seine Freunde nehmen werden, hängt überhaupt das Schicksal ihrer Schule, sowie der Grad und die Art ihres Einflusses auf die Bildung des musikalischen Sinnes und Geschmacks in Frankreich ab. Bisjetzt scheint uns dieser Einfluß nur noch gering zu sein, weil es ihren Compositionen noch zu sehr an ausgeprägten Gedanken fehlt, welche im Geiste des Volkes auf die Dauer Wurzel fassen könnten. Einzelne der neuesten Sachen dieser Schule, wie z. B. die Ouverture zu den „Francs-juges" von Berlioz, „Le pêcheur", „Les reminiscences de la Juive", „Le contrebandier" und „La valse di bravura", von Liszt, zeigen wol, daß sie in dieser Beziehung noch das Richtige treffen könnte, vorausgesetzt nämlich, daß es ihr gelingt, sich von den angedeuteten Schwächen frei zu machen, welche zur Zeit noch ihre ganze Zukunft aufs Spiel setzen.

An Concerten und musikalischen Abendunterhaltungen einzelner einheimischen und fremden Virtuosen haben wir im Laufe dieses Winters ziemlichen Überfluß gehabt. Es ist rein unmöglich, das Alles selbst zu verfolgen und mit anzuhören. Gusikow mit seinem Stroh- und Holzinstrumente hat bedeutenden Beifall gefunden; man hat ihn mit Paganini verglichen. Gleiche Anerkennung haben drei andere polnische Künstler, die Brüder Kontski, zwei Violinisten und ein Pianist, gefunden. Thalberg und einige andere deutsche Virtuosen haben sich erst in den letzten Wochen hören lassen. Sie sind in Deutschland meistens schon hinlänglich bekannt und anerkannt; es wäre folglich ganz überflüssig, von hieraus auf sie aufmerksam zu machen. Dafür lieber noch ein Wort über einen feinen musikalischen Genuß, den wir vorige Woche hatten, nämlich das Harfenconcert des Hrn. Labarre, gleichfalls in dem Saale des Hrn. Erard.

Labarre, ein noch junger Mann von sehr einnehmendem Äußern, gehört bekanntlich zu den ausgezeichnetsten Harfenisten unserer Zeit. Er ist Zögling des Conservatoires und gedenkt sich jetzt in England zu fixiren, wo, wie Sie wissen, die Harfe mit und vorzugsweise zu den Favoritinstrumenten der schönen Welt gehört. Auch bestand das Auditorium des Hrn. Labarre in jenem Concerte, welches sein Abschiedsconcert sein sollte, zum guten Theile aus englischen Damen. Bei dergleichen musikalischen Abendunterhaltungen bekommt man hier in der Regel für ein ziemlich bedeutendes Eintrittsgeld (12 Francs) nicht grade viel, aber Ausgezeichnetes zu hören. Alles, was dabei nicht von dem Concertgeber ausgeht, ist unbedeutend und eben nur eingeschaltet, um ihm und dem Publicum Erholung und Abwechselung zu gewähren. Auch dies Mal waren daher die beigegebenen Gesang- und Instrumentalstücke nur alltäglich. Vielleicht wurde grade hierdurch das Spiel des Hrn. Labarre noch mehr gehoben. Er spielte im Ganzen nur drei Mal, nämlich den ersten Theil des für das Piano componirten Concerts in A-moll von Hummel, eine Concertsonate eigner Composition und ein spanisches Nachtstück gleichfalls eigner Composition. Leider läßt sich eine Beschreibung seines Spieles nicht eben gut mit Worten geben. Sie würde Sie im besten Falle kalt lassen,

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 102. — 12. April 1837.

Die Eiſenbahnen und deren Actionnaire.

(Beſchluß aus Nr. 101.)

Der Verf. führt an, daß von Seiten der Regierung in England, ja ſelbſt in Amerika, „dem Muſterlande der unbeſchränkteſten Privatinduſtrie", auf den Ort und die Richtung anzulegender Eiſenbahnen eingewirkt werde; daraus folgert er, der Staat ſolle nur planmäßig von ihm vorher entworfene Eiſenbahnen geſtatten. Hier hat der Vertreter der aachener Eiſenbahnintereſſen offenbar vergeſſen, daß es möglich ſei, das Eine zu thun und das Andere nicht zu unterlaſſen. Iſt eine Eiſenbahn Andern nicht nachtheilig, rechtfertigt auch eine obervormundſchaftliche Sorge für das Wohl der Unternehmer kein Verbot, hat eine ſolche Einrichtung in der einen oder der andern Weiſe wol gar nützliche Folgen, dann darf ihre Ausführung nicht verhindert werden, und der Staat iſt nur berechtigt, ja in einzelnen Fällen ſogar verpflichtet, die Ausführung ſeines eignen Planes durch Verweigerung ausſchließlicher Privilegien möglich zu erhalten. Eiſenbahnen wie andere Unternehmungen dürfen nur dann verhindert werden, wenn ſie ſchädlich ſind; ein Privilegium oder eine Verhinderungsfähigkeit iſt ihnen dagegen auch jedesmal zu verſagen, wenn dadurch eine zweckmäßigere Einrichtung ausgeſchloſſen wäre, die ſonſt zu Stande kommen würde. Dies verwechſelt der Verf., und wie er deswegen die Rechte und Pflichten des Staates einer projectirten Unternehmung gegenüber verkannt hat, ſo verkennt er ſie auch in Beziehung auf eine bereits wirklich zu Stande gekommene Einrichtung. Er verlangt, daß der Staat Eiſenbahnen unbeſteuert laſſe, und doch will er es nicht dem Verhältniſſe zwiſchen Angebot und Nachfrage anheimſtellen, wie viel Jeder für die Benutzung einer Eiſenbahn hinzugeben Luſt habe, ſondern behält dem Staate das Recht vor, die Transportpreiſe herabzuſetzen. Iſt denn das etwas Anderes als eine Beſteuerung, wobei die Abgaben, welche von dem Gewinne der Actionnaire erhoben worden, ſtatt allen Mitgliedern des Staates zu gute zu kommen, unter diejenigen Individuen vertheilt werden, welche die Eiſenbahnen jetzt wohlfeiler benutzen können? Er geſtattet dem Staate nicht, wenn der Gewinn der Actionnaire einen gewiſſen Punkt erreicht hat, den Reſt zum Beſten aller Staatsbürger zu beſteuern; aber er verlangt, daß der Staat das Recht habe, den Actionnairen nur einen gewiſſen Gewinn zu geſtatten, indem er ihnen die Verbindlichkeit auflegt, für Bezahlung einer beſtimmten Summe die Eiſenbahn an den Staat abtreten zu müſſen. Iſt denn dies etwas Anderes, als daß die Actionnaire nur einen beſtimmten Gewinn machen können, und daß der Staat ihnen denſelben nach ſeinem Gutdünken entziehen darf, ſobald er mehr beträgt. Selbſt der Vorſchlag, den der Verf. beſonders hervorhebt, daß die Actionnaire nämlich einen Theil ihres Gewinnes zur Amortiſation der Actien verwenden und nach vollendeter Amortiſation die Eiſenbahn dem Staate abtreten ſollen — läuft denn ſelbſt dieſer Vorſchlag auf etwas Anderes hinaus, als daß die Actionnaire nur einen beſtimmten Gewinn machen, alles Übrige aber dem Staate zu Theil werden ſoll? Wenn der Verf. alſo ſagt, daß er die Beſteuerung der Eiſenbahnen misbillige, ſo iſt dies vollkommen unrichtig. Eine Beſteuerung der Eiſenbahnen verlangt er nur in der Art, die Abgaben zu erheben, und in der Weiſe, ſie zu verwenden, räth er eine Abweichung von dem gewöhnlichen Verfahren an. Dies kann am Ende den Actionnairen aber durchaus gleichgültig ſein; für dieſe iſt es einzig und allein von Bedeutung, daß ſie nur bis zu einem gewiſſen Gewinne ſicher ſind, das Übrige aber an den Staat abzugeben verpflichtet bleiben. Was die Vorſchläge des Verf. Eigenthümliches haben, beſteht alſo darin: er will, daß Abgaben von den Eiſenbahnen erhoben werden, aber nicht, wie dies gewöhnlich geſchieht, in der Abſicht, eine beſtimmte Summe zu erhalten, ſondern vielmehr mit der Abſicht, nur eine beſtimmte Summe übrig zu laſſen. Außerdem ſollen die erhobenen Abgaben nicht unter ſämmtliche Mitglieder des Staates vertheilt werden, indem man ihnen verhältnißmäßig um ſo weniger Steuern auflegt, ſondern die Transportpreiſe ſollen herabgeſetzt werden, ſodaß jene nur ſolchen Perſonen zugute kommen, oder blos unter diejenigen Individuen vertheilt werden, die von einer ſolchen Preisermäßigung Nutzen haben. Wenn aber auch dieſe Art, von den Actionnairen erhobene Abgaben zu verwenden, in der That die zweckmäßigſte iſt, ſo würde ſie doch ſchon durch die erfoderliche Herabſetzung der Transportpreiſe allein auszuführen ſein; und da der Verf. dem Staate hierzu das Recht ohnedies beilegt, ſo ſcheint es der übrigen Vorſchläge über Ankaufsberechtigung und Amortiſirung durchaus nicht zu bedürfen. Dies genügt dem Verf. jedoch noch nicht; er verlangt, daß die Eiſenbahnen, welche der Staat ſelbſt nicht herſtellen konnte oder wollte,

wenigſtens ſpäter, wenn ſie einmal ausgeführt ſind, das Eigenthum des Staates werden. Zu dieſem Behufe iſt die Regulirung der Transportpreiſe nicht hinreichend, obgleich dadurch nicht allein die Actionnaire beſteuert, ſondern die von ihnen erhobenen Abgaben auch vollkommen ſo, wie der Verf. es verlangt, vertheilt werden können. Aus dieſem Grunde fodert er, daß die Actionnaire ſich mit einem beſtimmten Gewinne begnügen ſollen, damit ſie keine Anſprüche mehr haben, ſobald ihnen dieſer geworden iſt. Deswegen behält er dem Staate ein Ankaufsrecht vor und verlangt, daß die Actionnaire ihre Actien amortiſiren, d. h. ſich ſelbſt abkaufen und bezahlen, dem Staate aber dennoch die Eiſenbahn als verkauft überlaſſen ſollen. Zu dieſem Zwecke will er ſogar durch richterliches Erkenntniß in einzelnen Fällen den Actionnairen das Eigenthum der Eiſenbahn abſprechen und ſie zu einer Zwangsveräußerung nöthigen laſſen. Aber was ſoll denn der Staat mit den Eiſenbahnen anfangen? Allerdings ſagt der Verf., der Staat ſolle ſie an Denjenigen verpachten, der ihm am meiſten Pachtgeld bezahlen, d. h., der die niedrigſten Transportpreiſe ſtellen, ſich mit dem wenigſten Gewinne begnügen und alſo die größten Summen an die vom Verf. begünſtigten Individuen, die Gebrauch von der Eiſenbahn machen, abgeben will. Was iſt denn aber für ein Grund vorhanden, warum der Staat ſich für die Eiſenbahnen wieder Domainenpächter anſchaffen ſoll, während er ſeine übrigen Domainen Eigenthümern übergibt? Es iſt immer wieder der Grundirrthum des Verf., als wären nur dergleichen Pächter, nicht aber ſolche Eigenthümer den geſetzlichen Anordnungen des Staates unterworfen, obgleich er ſchon ſelbſt die weſentlichſte Befugniß, worauf es hier ankommen kann, die Beſtimmung der Transportpreiſe nämlich, dem Staate ohnedies beigelegt hat. Von dieſem Streben, dem Staate zum Beſitze aller Eiſenbahnen zu verhelfen, geht auch noch die Verſchiedenheit der Vorſchläge aus, wie dies zu bewirken ſei. Zu dieſem Zwecke wird für die Gerichte die übermäßige Befugniß verlangt, nicht etwa nur den Misbrauch des Eigenthums zu verhindern, oder auch ſchon eine zweckmäßige Anwendung deſſelben zu bewirken, nein, ſogar das Eigenthum ſelbſt den Actionnairen einer Eiſenbahn abſprechen zu dürfen. Vergebens wird hier von einem Erlöſchen der Conceſſion geſprochen. Von einer Conceſſion kann vor Beginn der Eiſenbahn die Rede ſein; iſt die Eiſenbahn aber erſt einmal hergeſtellt und mit dem Grund und Boden, worauf ſie liegt, mittels der Expropriation im Beſitze der Actionnaire befindlich, dann iſt die Eiſenbahn ein Eigenthum derſelben; das Recht zur Benutzung dieſes Eigenthums läßt ſich nicht mehr in Frage ſtellen, und nur die Vorſchriften einer policeilichen Oberaufſicht finden neben den allgemeinen Geſetzen, zu denen auch die Beſteurungsgeſetze und die in Herabſetzung der Transportpreiſe beſtehenden Formen derſelben gehören, hier noch eine beſondere Anwendung.

Damit der Staat ſich aber auch dann das Eigenthum der Eiſenbahnen verſchaffen könne, wenn zu ſolchen richterlichen Ausſprüchen keine Gelegenheit geboten wird, folgen jetzt noch fernere Vorſchläge. Das Ankaufsrecht ſichert dieſe Möglichkeit unter allen Umſtänden. Da man aber für dieſen Fall immer eine ziemlich hohe Kaufſumme verſprechen muß, damit ſich überhaupt Jemand findet, der auf Actien eine Eiſenbahn anzulegen Luſt hat, zu deren Verkauf er jeden Augenblick aufgefodert werden kann, ſo iſt auch noch ein Verfahren nöthig, um bei niedrigen Kaufpreiſen dennoch durch hohen Gewinn zu reizen. Aus dieſem Grunde iſt das Amortiſationsproject aufgeſtellt, wobei eine Art von Lotterie vorwaltet, ſodaß die Actien, welche zuerſt amortiſirt werden, nichts verlieren, die letzten Actien aber einen ſehr großen Gewinn haben, weil der ganze Ertrag der Bahn dann unter wenige Actionnaire vertheilt wird. Allein genügt dieſer Vorſchlag aber ebenſo wenig; er würde nur dort zum Ziel führen, wo in der That ein zur Amortiſation hinreichender Gewinn gemacht wird. Um aber auch ſolche Eiſenbahnen zu erhalten, wo dies nicht der Fall iſt, muß dem Staate außerdem ein Ankaufsrecht zugeſichert werden; und um auch bis dahin, wo entweder dieſer Ankauf oder jene Amortiſation ſtattgefunden hat, denſelben Zweck zu erreichen, iſt die Regulirung der Transportpreiſe nöthig. Hieraus ergibt ſich der eigentliche Gedanke, welcher den Vorſchlägen des Verf. zum Grunde liegt, aber nirgend von ihm ausgeſprochen iſt.

Das Actienweſen erfreut ſich gegenwärtig einer ſo beſondern Gunſt im Publicum, daß man Gefahr läuft, für einen Gegner des Liberalismus gehalten zu werden, ſobald man die Mängel einer Actienunternehmung, die wahren Zwecke mancher Projecte, die Gefahren, welche für die Actionnaire und für das ganze Publicum zu beſorgen, und andere Punkte dieſer Art anzudeuten wagt. Der Verf. ſelbſt hielt es für nöthig, gleichſam um Verzeihung zu bitten, daß er auch hierauf eingehe, und er betheuert wiederholt, daß er ein Gönner des Actienweſens ſei, die Vorzüge der Actienunternehmungen nicht verkenne und ihre Mängel nur in der beſten Abſicht hervorhebe. Dann deutet er darauf hin, daß viele Actienunternehmungen nur deswegen gemacht werden, weil Jemand ſich eine gute Stelle bei der Verwaltung ſchaffen will und es dabei entweder blos auf das Gehalt abgeſehen hat, oder die Actienunternehmung ſonſt auf irgend eine Weiſe für ſeinen Privatvortheil zu benutzen beabſichtigt. Daß in einem ſolchen Falle nicht blos der Vortheil der Actionnaire, ſondern ſelbſt der Nutzen der Unternehmung geſchmälert zu werden Gefahr läuft, verſteht ſich von ſelbſt. In andern Fällen iſt es wieder blos darauf abgeſehen, Actien zu ſchaffen und auf dieſe Weiſe einen neuen Handelsartikel zu erhalten, bei dem man irgend einen Gewinn zu machen weiß. Hier läuft nicht blos der Vortheil der Actionnaire und der Nutzen der Unternehmung, ſondern ſogar die Ausführung derſelben Gefahr. Endlich haben Actienunternehmungen das Eigenthümliche, daß das Eigenthum der zu ihnen gehörenden Anlagen, Anſtalten, Capitalien u. ſ. w. in viele kleine Stücke zerſplittert und ſehr leicht zu übertragen iſt, ſodaß es jeden Augenblick aus einer Hand in die andere übergeht. Auch dieſer Umſtand iſt geeignet, den Nutzen einer Unternehmung unvollſtändig zu erhalten, den Vortheil der Actionnaire zu beeinträchtigen und das Publicum ſelbſt in

Gefahr zu ſehen, weil Niemand das erfoderliche Intereſſe hat, für die zweckmäßigſte Leitung und für den vollſtändigſten Betrieb des Unternehmens Sorge zu tragen. Allerdings deutet der Verf. dies Alles an; aber auf eine tiefere Unterſuchung des ganzen Umfangs, den dieſe Übelſtände haben, und auf eine Angabe der Mittel, wodurch ihnen vorzubeugen oder abzuhelfen ſei, kann er ſich natürlich nicht einlaſſen, ohne den Ruf der Liberalität ſtärker zu gefährden, als es nach der vorſichtigen Einleitung, die er für nöthig hielt, ſeine Abſicht zu ſein ſcheint. Eine Betrachtung des Actienweſens in ſeinem ganzen Umfange, den Rechten und Pflichten des Staates gegenüber, iſt alſo noch immer erſt anzuſtellen und hat auch dieſen Punkten die erfoderliche Beleuchtung zu gewähren. 140.

Klagen eines Juden. Manheim, Hoff. 1837. 8. 16 Gr.

Dies äußerlich wenig umfangreiche, aber mit ſeltener Lauterkeit der Empfindung im Innern ſich darſtellende Dichtwerk ſo oberflächlich hin, mit wenigen Redensarten, wie es unſerer Kritik hin und wieder den neueſten literariſchen Erzeugniſſen gegenüber beliebt hat, abzufertigen, würden wir für eine Verſündigung an dem urſprünglichen und gerechten Pathos ſeines Inhalts anſehen; denn es handelt ſich hierin nicht von äußerlich-geſellſchaftlichen Zuſtänden und Misſtänden, wie Mancher erwarten dürfte, vielmehr um einen innerlich-geiſtigen (und warum nicht auch heiligen?) Lebens- und Leidenskern. Weil jedoch alle Dinge in der Welt nur durch ſich ſelbſt bewieſen werden dürfen, ſo möge hier eine Stelle der Vorrede ausgehoben werden, die der Verf. ſeiner kleinen Dichtung voranzuſtellen für gut fand. „Die politiſchen und ſocialen Beziehungen der Juden", ſo heißt es hier, „habe ich nicht berührt. Für dieſes Gebiet iſt in zwei Extremen gefehlt worden. Ich empfehle den Betheiligten Stille und Frieden. Es iſt nicht gut gethan, gewiſſen Fragen oder Forderungen einen Hintergrund und eine Bedingung zu verleihen, die, ſollten ſie je erfüllt werden, nur Schrecken auf die Juden zurückwälzen möchten. Die Revolution gibt nichts, was ſie nicht dreifach und blutig zurücknimmt. Ihr wäret beim Hahnenſchrei emancipirt und beim Sonnenuntergang eurer Schätze wegen guillotinirt worden! Das klingt freilich nicht nach dem Modegeſchmack, aber nach der Logik der Revolutionen." Wir ſehen alſo, daß es ſich hier nicht um eine leere Emancipationstheorie des modernisirten Iſrael handelt, und dieſe Bemerkung reicht ſchon hin, um unſer Zutrauen den ſeelenvollern Tönen zuzuwenden, die der Verf. in ſeiner Dichtung anſchlägt. Die Form wie der Inhalt derſelben ſind vollkommen altiſraelitiſch. In dieſem Sinne ſind die nachſtehenden Worte des Verf. durchaus preiswürdig. „Wenn ich", ſo drückt er ſich aus, „jetzt und in der Zukunft vom Judenthum rede, verſtehe ich darunter das alte Judenthum, wie es durch die heilige Schrift und die Geſchichte feſtgeſtellt iſt, wie es noch heute unter den tüchtigen Geiſtern der Juden lebt und blüht. Ich meine das Judenthum in ſeinen unantaſtbaren Lehren und Ceremonien, wie ſie geoffenbart und geſetzt wurden von Gott und erweitert von den Propheten und Rabbinern. Ich meine dasjenige Judenthum, welches, weil es auf einen ewigen Felſen gebaut iſt, den Stürmen der Menſchen und der Zeit getrotzt hat, welches zum Heil und zur Erlöſung der Welt für die andern Völker der Erde durch Offenbarung ſich in die chriſtliche Religion gewandelt hat, und welches nach dem unerforſchlichen Willen Gottes in aller Gebundenheit bei den Juden verbleiben ſoll, bis der Befehl und die Gnade des Herrn die Feſſeln bricht. Von dieſem Judenthume rede ich, und ihm weiſe ich eine Stellung für die Gegenwart, ein Gewicht für die Zukunft an; von ihm glaube ich, daß eine Erfüllung und Erlöſung ſeiner harrt. Was ſich aber in neueſter Zeit als ein Gemiſch von Liberalismus, Freigeiſterei und äſthetiſcher Narrheit conſtituirt hat, betrachte ich als eine ephemere Erſcheinung, die nur in Erwähnung kommt, wenn man die Krankengeſchichte der Zeit erörtert. Ich kenne keinen herbern Gegenſatz als die Kraft und den ſchöpferiſchen Tiefſinn des alten Judenthums und die alberne Wirthſchaft wie die Geſinnungsloſigkeit ſeiner neuen Verſuche. Darum habe ich niemals begriffen, wie Diejenigen, deren Verfahren durch Hülfe des heiligen Geiſtes die Bibel geſchrieben, ſich mit ſolch nichtsnutzigem Quark und bodenloſem Kram befaſſen mögen." Der Verf. iſt alſo ſeiner Geſinnung nach kein moderner Jude. Er ſchlägt Töne an, die wir von dieſer Kategorie nicht zu hören gewohnt ſind. Er hat die Glorie ſeines Volks vor Augen, wie ſie vor Jahrtauſenden war; er träumt und dichtet ſich in jene vorchriſtlichen Zuſtände hinein, und wie der Inhalt ſeiner Klagen eben dadurch ein rein altteſtamentariſcher wird, ſo verwandelt ſich auch die Form derſelben in den vollen, bilderreichen und poetiſchen Parallelismus der pſalmiſtiſchen Geſänge. Der Verf. hat, was wenige ſeines Volks mit ihm ſagen können, den Glauben an ſein Volk bewahrt. In dieſem Glauben verwirft er folgerecht alle Emancipationsverſuche; er weiß nur von einer Hoffnung für die Seinen, von einer innerlichen, ihm ganz unabweislich dünkenden Hoffnung auf Judas Wiederkehr.

Es thut uns weh, daß uns dies Wort Wiederkehr zugleich die Pointe gibt, die des Verf. poetiſche Anſicht dennoch zu einem großen Irrthume ſtempelt: „Einſt ſchmilzt die Sonne fort den winterlichen Reif. Über die Gräber weht ein Auferſtehungsodem, es klingen, es tönen die mächtigen verſchollenen Geſchichten. Das iſt der Tag des Herrn, von dem die Dichter, den die Propheten ſingen. Da kehrt aus nördlichen Geſtaden zurück ins heimatliche Land ein vielgeprüftes Volk. Denn Engel leiten ſeine Bahn, und Gott der Herr bringt ihm das Zeichen." Aber nein, dieſer Tag wird niemals kommen; es iſt nur die poetiſche Angſt, die ſich an dieſe Hoffnung klammert; kein chriſtliches Bewußtſein kann ſie theilen. Und dies iſt eben die Halbheit der Bildung, die doch jedem, auch dem gebildetſten Iſraeliten anklebt. Ihre Bildung durchgreift nicht Herzen und Nieren, Gemüth und Alles, was ein Inneres heißt; darum nicht, weil ihr die religiöſe Baſis mangelt. Dieſe Vertreter ihres Volks und ſeiner Leiden glauben, der „Völkerfrühling", wenn er heraufkommt, werde den Ihrigen Erlöſung bringen. Aber was iſt, ſo wollen wir als Chriſten fragen, was iſt ein Völkerfrühling ohne Chriſtenthum? Nicht die Kunſt für ſich, nicht die Wiſſenſchaft für ſich, nicht die Poeſie für ſich, nicht die Freiheit für ſich macht die Völker frei und mündig, ſondern die chriſtliche Kunſt, die chriſtliche Wiſſenſchaft, die chriſtliche Poeſie, die chriſtliche Freiheit. Die Sage vom ewigen Juden iſt wahrlich für den Mann des Gedankens nicht ſchwer zu begreifen. Warum begreifen ſie die geiſtreichen Männer aus dem Volke Iſrael nicht? Auch dies iſt leicht zu ſagen: weil ſie nur aus dem Chriſtenthume ſelbſt begriffen werden kann. In dieſer tiefen, urſprünglichtiefen Sage iſt das Judenthum als ein ſchlechthin Hoffnungsloſes geſetzt, und ſo grauſam dieſe Beſtimmung des Geiſtes auch den armen, hochherzigen, geiſt- und liebevollen Iſraeliten bedünken mag, ſo iſt ſie doch die Wahrheit und die alleinige Wahrheit. Denn wenn das Judenthum als ſolches die Hoffnung ſeiner Wiederkehr wirklich hätte, ſo wäre damit die Ewigkeit des Chriſtenthums geleugnet. Denn das Judenthum (nicht das Heidenthum) iſt die Negation des Chriſtenthums.

Darum können wir, wenn wir ſolchen poetiſch-iſraelitiſchen Träumen begegnen, die wirklich recht wehmüthig auch an ein chriſtliches Herz zu greifen vermögen, dennoch immer nur dies Eine entgegenſtellen, daß die wahre Erlöſung des Volkes Iſrael ſein Übergehen in die Chriſtenheit iſt. Der ewige Jude irrt ſo lange auf Erden, bis der Heiland kommt. Dieſer bibliſche Bannſpruch heißt keineswegs: daß Juda als Juda, Iſrael als Iſrael Erlöſung finden ſoll, etwa an

einem Tage, den die Mystik der Evangelien als die Auferstehung, als das Weltgericht oder sonst wie bezeichnet; es heißt vielmehr so viel, daß seine Wanderung ein ewiges Sollen bleibt, bis der Heiland der Welt, Jesus Christus, ihm selbst sich als Heiland offenbart. Diese Offenbarung aber ist die Bekehrung.

Wenn aber der Verf., dessen von seinem Standpunkte aus tiefsinnige Betrachtung und reine poetische Begeisterung wir laut anerkennen und ehren müssen, von dem Grame seines Volkes sagt: daß dieser der König alles Grames sei, so müssen wir ihm zugestehen, und das mit voller Seele, daß er die volle Wahrheit spricht. Der Verf. hat in seinem Gedichte: „Klagen eines Juden", uns den Beweis gegeben, daß auch noch das heutige Israel, das unselige, zerfleischte, bahn- und bodenlose Israel, einer hohen Lyrik fähig ist. Allerdings, die Poesie im christlichen Sinne, diese unsere Poesie, die mit ihren Wurzelkeimen in den Stamm des Kreuzes und in das glorreiche Wunder der Erlösung schlägt, diese allgemeine und heilige Poesie, in welcher Denken und Glauben liebevoll sich durchdrungen halten, diese kann das unglückliche Volk der heutigen Juden nicht besitzen. Aber wenn der Schmerz des Gemüths, wenn der Zwiespalt der Seele, oder, um es besser zu sagen, der Zwiespalt des Geistes, der vom Widerspruche des Glaubensmangels und der Erkenntnißfülle ausgeht, wenn diese höchste Selbstentzweiung des Individuums als eine an und für sich gedankenvolle und poetische fähig ist, eine hinreißende und zugleich herzzerreißende Lyrik zu begründen, so ist das heutige Israel einer solchen im höchsten Maße fähig und mächtig. Was noch außerdem für dunkle Mächte in dieses höchste Leid eingreifen und seinen poetischen Flügelschlag noch höher zu entfalten vermögen, diese wollen wir mit des Verf. eignen Worten schließlich bezeichnen:

„Das eben ist Europas Leid, sein Wehe und sein Gram. Die Särge hört es zimmern, die Leichentücher sieht es weben, ein großes Grab wird gegraben, und die Glocken tönen dumpf. Aber Niemand schaut den Todten, Niemand kennt seinen Namen. Und weil jeder Banges ahnet und den Wurm fühlt in dem Herzen, und weil jeder also saget: Gilt nicht dir und deiner Liebe dies Grab und dieser Sarg — ist der Glanz gewichen aus dem Leben, und ein Trauerflor umhüllt die schwermuthvolle Zeit." 1.

Literarische Notiz.

Über die Quelle, aus welcher Shakspeare den Stoff zu seinem Trauerspiel „Cymbelin" geschöpft, gibt Tieck („Shakspeare's dramatische Werke", Th. 9, S. 374) keine Nachricht. In der Wieland-Eschenburg'schen Ausgabe (Th. 19) wird Boccaccio's neunte Novelle des zweiten Tages für die Grundlage des Shakspeare'schen Trauerspiels gehalten. Auch ist dieses wol anzunehmen, da Boccaccio's Novellen seit ihrer ersten Erscheinung zu den allgelesenen und in epischen und dramatischen Formen vielfach nachgeahmten gehörten. Wir erinnern nur an unsers Hans Sachs Schauspiel: „Die vnschuldig Frawn Genura" (Buch III der Gedichte, Nürnberg 1589, Fol.), und an Franz Sansovino's Novellen, wo derselbe Stoff, den Shakspeare für sein Trauerspiel wählte, gleichfalls benutzt worden ist. Fragen wir aber weiter, woher Boccaccio selbst den Stoff zu seiner Novelle geschöpft habe, so finden wir die Antwort im alten metrischen „Roman de la violette ou de Gérard de Nevers", den Gibert de Montreuil um das Jahr 1225 gedichtet und den vor zwei Jahren (1834) Francisque Michel aus zwei Handschriften der königlichen Bibliothek zu Paris, von seinen Erläuterungen begleitet, herausgegeben hat. In diesem höchst anmuthigen romantischen Gedicht in romanischer Sprache, einem treuen Gemälde jener Zeit, sehen wir König Ludwig VIII., am Osterfeste, zu Pont-de-l'Arche einen glänzenden Hoftag halten. Das Fest beginnt mit manchem ergötzlichen Sang, den die schönen Damen wie Nachtigallen erklingen lassen. Sodann wandelt der König durch die langen, glänzenden Reihen und beschaut und begrüßt seine Gäste. Besonders aber fesselt ein ungemein schöner Ritter, Gérard de Nevers (der Held des Gedichts), dessen Anblick schon viele zarte Herzen erobert hat, auch des Königs Aufmerksamkeit. Die Castellanin von Dijon fordert darnach den Ritter auf, nun auch seinerseits die Damen durch einen Gesang zu erfreuen, und er singt den Preis seiner Herrin, der schönen Oriane. Er merkt wohl, daß mehre seiner Zuhörer von Neid und Eifersucht geplagt werden, unter allen aber gilt dies am meisten von Lisiart, Graf v. Forois. Dieser ist seines Verdrusses so wenig Herr, daß er mit lauter Stimme den Gérard für einen Großsprahler erklärt und, wenn es der König erlauben werde, sein ganzes Vermögen zur Wette gegen Gérard's Güter setzt, daß die schöne Oriane, deren Treue Gérard als unüberwindlich geschildert hat, dennoch der Versuchung zur Untreue nicht widerstehen werde. Gérard nimmt die Wette an, und der König, obwol ungern, willigt ein. Hierauf reist Lisiart, begleitet von zehn Rittern, alle als Pilger verkleidet, nach Nevers ab. Sie erblicken die schöne Oriane am Fenster eines Burgthurms sitzend, wie sie, nach ihrem abwesenden Geliebten seufzend, den Nachtigallen in den grünen Bäumen drunten zuhört. Freundlich werden Lisiart und seine Begleiter in der Burg aufgenommen. Oriane selbst kommt in die Halle hinab und gibt ihnen ein herrliches Mahl. Lisiart aber ist von ihren Reizen dergestalt bezaubert, daß er seine Liebesglut nicht verbergen kann, sich jedoch sogleich von der so treuen wie schönen Dame mit einigen spitzigen Versen abgefertigt sieht. Wenn er nun dazu auch noch den Verlust all seiner Güter, unzertrennlich von der verlorenen Wette, bedenkt, so kann ihm wol auch das köstlichste Mahl nicht schmecken. Nun befindet sich aber unter den Dienerinnen der schönen Oriane ein bitterböses Frauenbild, Namens Gondry, die Tochter eines Diebes und einer Nonne und sie selbst die heimliche Liebste eines Mönchs. Dieser wird es sogleich klar, daß die Schwermuth des Gastes durch nichts Anderes als hoffnunglose Liebe zu ihrer Gebieterin erzeugt werde. Deshalb schleicht sie, sobald das Mahl zu Ende ist und die Dame sich entfernt hat, zu Lisiart, erbietet sich, ihm aus seiner Noth zu helfen, und erhält von ihm dagegen das Versprechen der reichsten Belohnung. Während nun zwei Pagen mit Wachskerzen dem Grafen zu seiner Kammer leuchten, geht die falsche Gondry zu ihrer Gebieterin, um ihr das Bett zu machen. Als dies geschehen ist, hüllt sich die schöne, blonde Oriane schnell in ihr Nachtgewand und schlüpft unter die Decken; denn nie hatte sie sich vor ihren Dienerinnen ohne Verhüllung sehen lassen. Die schlaue Verrätherin aber ist noch am Bette stehen geblieben und wirft wie ohne Absicht die Frage hin, weshalb doch ihre Herrin bei der unvergleichlichen Schönheit, womit sie geschmückt sei, dennoch ihre Reize selbst vor den Augen ihrer vertrautesten Dienerinnen stets so sorgsam zu verbergen pflege? Die Unvorsichtige läßt sich ihr Geheimniß entlocken: sie trage auf der linken Brust ein Zeichen, das Niemanden als dem Geliebten ihres Herzens kund sein dürfe. ... Dieses nun merkt sich Gondry, und als sie am folgenden Tage der Herrin ein Bad bereitet hat, bohrt sie heimlich ein Loch in Thür, belauscht Orianen und entdeckt nun an der linken Brust ein Mal, das an Form und Farbe einem Veilchen gleicht (daher der Name: „Roman de la violette"). Jetzt ruft sie auch den Grafen herbei, damit dieser durch eignen Anblick sich auf das genaueste belehren und diese Entdeckung nachher anwenden möge, sich des vertraulichsten Umgangs mit der schönen Dame zu rühmen und seine Wette zu gewinnen. Wie nun Gibert de Montreuil die Noth Oriane's und Gérard's schildert und doch zuletzt einen glücklichen Ausgang herbeizuführen weiß, das Vergnügen, dieses im Gedichte selbst zu finden, wollen wir den Lesern nicht stören. 66.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 103. — 13. April 1837.

Emerentius Scävola.

Andronika. Roman von Emerentius Scävola. Drei Theile. Güstrow, Opitz u. Frege. 1836. 8. 5 Thlr. 18 Gr.

Wie lange ist es her, daß diese neue Sonne Scävola am Himmel der Leihbibliotheken aufging! Noch umhängt mit einem Schleier der Pseudonymität, und sie hat schon dermaßen gebrannt, daß ein gewaltiger Fechtheld für Sittlichkeit und Tugend nicht umhin konnte, mit Keulenschlägen drauf loszuschlagen, und hier und da unsere mütterlich um unsere Moralität besorgte Policei sogar Verbote dagegen erlassen hat.

Die Sache ist ernsthafter als sie aussieht. Die Sittlichkeit ist eine Macht geworden, die unserer kommenden Zeit Kämpfe vorbereitet, deren Ende wir nicht absehen. Sie will sich nicht damit begnügen glücklich zu sein und glücklich zu machen, sie will sich absolut geltend machen, regieren. Sie hat einen Hinterhalt, dessen Mittel man nicht zu gering anschlagen darf. Unsere unschuldigen Erziehungsanstalten und Pensionen haben ihr Bahn gebrochen; schon hat sie in Deutschland (wenigstens in seinem Norden) die öffentliche Meinung für sich, die gebildeten Leserinnen stehen in ihren Reihen, bereit, Bann und Interdicte für sie zu decretiren, um so furchtbarer, wenn es stillschweigend geschieht.

Wohin die puritanische Pruderie sich einst wenden wird, wenn ihr Cromwell erstanden ist, weiß der Himmel. Einstweilen, da sie es mit dem Leben noch nicht versuchen darf, richtet sie sich auf die arme Literatur. Die Branntweinläden prosperiren, in einigen großen Städten werden Tempel erbaut, und strahlende Aushängeschilde laden in buntem Farbenglanze die Eckensteher zum Schnapsen ein, Paläste erstehen zu Tanzböden und freundlichen Gelegenheitsorten, große Kunstanstalten mancherlei Art, die vordem die Inschrift trugen: Ridendo corrigere mores, wurden zu Tempeln, wo nichts befriedigt wird als die Sinne. Das und vieles Andere ist approbirt; aber unsere Literatur soll keusch sein.

Was wol unsere Literatur wäre, wenn unsere heutigen Sittlichkeitsforderungen schon zu den Zeiten Lessing's, Göthe's, Schiller's, Wieland's, und als Tieck auftrat gegolten hätten! Ob eine keusche Literatur, wie man sie will, jene geistigen Erhebungen, jene großen Ideen in Kunst und Wissenschaft, die uns allein Muth machten, Deutsche zu bleiben, als die Fremdherrschaft auf uns lastete, gefördert hätte?

Aber das Wort ist ausgesprochen, das Gesetz ist angenommen. Weil unser Sinn unkeusch ist, soll unsere Schrift keusch sein. Belügen wir die Fremden nicht, so belügen wir uns doch selbst. Es wäre wol an der Zeit, diese Gleisnerei ernst zu beleuchten in allen ihren Verzweigungen. Wie wir das süße Gift saugen und erschrecken, wenn Einer das Gift beim Namen nennt. Wie wir die Frivolität streicheln, wenn sie mit anmuthigem Schleier sich bedeckt, und zusammenfahren, wenn Einer den Schleier fortreißt und uns das Nackte zeigt. Ihr Männer von echter Sitte und Ehrbarkeit, ja es ist an der Zeit, hohe Zeit, die Stimme zu erheben. Aber nicht den Stein auf eine einzelne Sünderin zu schleudern, sondern zu zeigen, unter welchen leiblichen und heroischen Masken der Ehebruch allüberall lauert.

Da sehen und lesen unsere zarten Damen, in übersittlicher Ehrbarkeit unter den Moralpredigten ihrer Erzieherinnen und Religionslehrer aufgewachsen, die kleinen allerliebsten Stücke der französischen Bühne und erröthen nicht, obgleich jede Phrase eine Unsitte versteckt und der Ehebruch das heimliche Thema bei allen ist. Den urmächtigen Eros, „der in die Heerden fällt und die Sinne verwirrt", haben diese französischen Dichter mit Witz todt gemacht; er ward ein niedliches Spielzeug in ihren geschickten Händen, und spielen ist doch erlaubt! Der jungen Frau, die ihren Liebhaber hat, ruft der alte gefällige Ehemann zu: „Lerne doch nur ein wenig warten", und das zeigen unsere Schulvorsteherinnen ihren funfzehnjährigen Pensionnairinnen und sind mit ihnen entzückt über den zarten französischen Dichter. Die Deutschen können nichts als anstößige Dinge sagen. Mit Theilnahme und Rührung sehen unsere Frauen den französischen „Robert den Teufel", die tanzenden Nonnen, den sentimentalen Satan; aber Göthe's „Faust" mögen sie nicht sehen, weil Gretchen ein geständlich gefallenes Mädchen ist, und die Mütter würden erschreckt ihren Töchtern zurufen: Kommt heraus! Hätte etwa ein sittenloser Theaterdirector Gretchen's Worte stehen gelassen: „Meine Mutter die H—". Ich darf es nicht einmal mehr ausschreiben; im April 1837 ist es schon gegen den Anstand.

Heiliges römisches Reich, das du untergegangen bist, hast du unsere Sittlichkeit mitgenommen und uns eine Larve dafür gelassen? Werden wir auch, wie die Engländer ihren Familien-Shakspeare, unsern Familien-Göthe, Familien-Schiller erhalten?

Und man wundert sich, daß es „Madonnen" und „Wally" gibt! Nicht natürlicher folgt das b auf das a. Eine radicale Verkehrtheit ruft die andere ins Leben.

Für unsere Entsittlichung durch freie Frauen bin ich ganz und gar nicht besorgt. Unsere jungen Deutschen heirathen bekanntlich jetzt, lassen sich trauen, verschmähen weder die Ehecontracte noch die Mitgiften und werden legitime Kinder zeugen, die ins Kirchenbuch eingetragen, confirmirt und gute alte Deutsche werden, wie ihre Väter auch. Das war nur ein Aufflackern des Unmuths. Aber die Sittlichung unserer kommenden Geschlechter macht mich bange.

Wie König Roderich auf dem langen Pergamentstreif im alten Thurme die Mauren kommen sah in endloser Reihe, sehe ich auch einen langen gespenstigen Reigen von geschorenen Rundköpfen, gescheitelten Haaren, langen Quäkergesichtern, gefalteten Händen. Sittlichkeit ist ihr *erstes* Losungswort; welches wird ihr *letztes* sein! Der Zug ist sehr lang, und ich will nicht Prophet sein. Aber der Kunst und Schönheit, an der jene jugendlichen Empörer umsonst rüttelten, droht von ihnen ernstere Gefahr. Wird Herr Menzel, der mit seiner Keule noch immer unermüdlich auf die unsittlichen Mücken losschlägt, einst erkennen, daß er die undankbare Rolle des Grafen Julian spielte und aus Afrika die Puritaner herbeirief, die unser altes christliches Reich zerstörten, wo Fülle, Lust, Frohsinn, Schönheit und Muthwille bunt untereinander spielten?

Es lohnte sich einmal, zusammenzuzählen, was jetzt gefodert wird, daß aus unserer Literatur fortbleibe. Die Postulate von beiden Seiten addirt, und ich möchte sehen, welcher Raum für unsere Dichter übrig bliebe. Dort wird abgefodert jeder revolutionnaire Schwindel (fort „Räuber", „Fiesco", „Egmont", „Tell" u. s. w.), Freiheitsträumereien, Satiren gegen die vornehme, bevorzugte Welt (Iffland wäre bekanntlich heute nicht geduldet, weil er zum Misvergnügen mit den bestehenden Verhältnissen aufreizt), historische Schauspiele, insofern sie die Vorfahren unserer Regentenfamilien, sei es in gutem oder schlechtem Lichte, vor das Tribunal des Publicums führen (man denke an Heinrich v. Kleist), alle und jede Anspielungen auf Persönlichkeiten, Stände, bekannte Familienverhältnisse (mit dem deutschen Lustspiele ist es notorisch längst aus). Von der andern Seite werden alle erotischen Situationen und Phantasien verboten. Was läßt sich nicht darunter rangiren! Beide zusammen aber werden fodern (und wie gern reicht man sich zu Concessionen die Hände, wenn es nur ein Verbieten gilt, wie Octavian und Marc Anton nie einiger und gegenseitig gefälliger waren als bei Entwerfung der Proscriptionslisten!) die Entfernung aller religiösen Controversen (Werner's „Weihe der Kraft" würde heute auf keiner Bühne angenommen werden). Die jungen Deutschen würden diesen Postulaten vielleicht noch die bescheidene Foderung zugefügt haben: daß alle und jede Schilderung der Lebensverhältnisse der abgelaufenen Weltepoche unterbleibe, weil uns das nur an eine überstandene Halbheit erinnere und den Muth benehme, frisch und frei vorwärts zu leben in eine Zeit hinein, die erst gemacht werden soll.

Deutschland hat eine unverwüstliche Kraft, die Thorheiten wieder abzuschütteln, für die man Götzentempel baute und uns zwang, auf den Knien davor zu liegen. Wie ich nicht glauben kann, daß die neuen Puritaner, deren Herrschaft anhebt, bis ans Ende der Dinge regieren werden, ebenso wenig fürchte ich, daß unsere Literatur zur Bibliothek für kleine Mädchen zusammenschrumpfen wird. Aber harte Kämpfe, arge Verfolgungen stehen ihr bevor. Männer lesen nicht mehr Romane, außer um sie zu recensiren. Wer Romane schreibt, muß an die Damen denken, wenn er gelesen sein will. Sie herrschen schon jetzt. Gnade Gott Denen, die sich nicht etwa retten ins andere Extrem und die freien Frauen anrufen. Der Anstand ist auf dem Punkte ein Gott Popanz zu werden, oder eine eherne Jungfrau, die uns umarmend das Lebensblut auspreßt.

Eines der ersten Opfer, die unserer Sitteninquisition verfallen sind, ist der Romanschreiber *Emerentius Scävola*. Selbst wenn die Policei ihr Interdict zurücknähme, das Verdict der Frauen ist über ihn gesprochen, es läßt sich nicht mehr zurücknehmen. Unglücklicher, du bist verdammt!

Weshalb? Weil er in den erotischen Partien seiner Sittenbilder zu starke, brennende Farben aufträgt, weil er die Sünde nicht verschleiert, sondern mit derben Pinselstrichen ihren geraden Weg zum Laster malt. Vor zwanzig, dreißig Jahren hätte kein Hahn darum gekräht; heute ist das ein Verbrechen.

Scävola ist durchaus ein Deutscher, nichts hat er von den Franzosen geborgt. Es ist dies eines der ärgsten unbegreiflichen Misverständnisse, diesem kernigen Schriftsteller, dessen Ideenwelt um mehre Decennien zurück in der Epoche der Veit Weber, Spieß, Cramer, allenfalls Lafontaine und Iffland zu suchen ist, um deshalb zu einem Nachahmer der romantischen Franzosen zu machen, weil er auch Greuel, Blutschuld und haarsträubende Verbrechen vorbringt. Seht Ihr denn nicht den baaren, deutschen Ernst, wie er, weit entfernt, ein pariser Spiel mit der Weltzerrissenheit zu treiben, selbst daran glaubt, in guter alter Art den Teufel malt, um Die zu züchtigen, welche sich von ihm verführen lassen. Ja, wäre er in die Schule gegangen bei Sue, Janin, Hugo, so versteckte er geschickt und fein, was er ehrlich jetzt zu Tage legt. Blutschuld und Blutschande, Ehebruch und Kindermord, Gift, Dolch und Unzucht würden verschleiert; er könnte seine Verbrecher noch ärger, als geschieht, sündigen lassen, wenn es nur mit Anstand geschähe, und man würde ihn in keiner Leihbibliothek verbieten, die Mütter würden ihn ihren Töchtern vorlesen, die Damen ihn in ihrem Boudoir verwahren und schöne Lippen würden sprechen: Er ist zwar verführerisch, aber unendlich interessant.

Scävola soll in seinen spätern Romanen sich verschlimmert haben, nämlich weiter fortgerückt sein in der Entwickelung von Blut und Wollust. Ich sehe keinen Unterschied zwischen dem Scävola, der zuerst im „Freimüthigen" auftrat, und demjenigen, der jährlich zwei dreibändige Romane in die Welt schickt. Dieselbe Glut einer spukhaften Einbildungskraft, dieselbe sinnliche-materielle Auffassung der psychischen Welt, derselbe enge, kleinstädtische Horizont seiner Menschenkenntniß, dieselbe Wahrheit und dieselbe Lüge. Seine Menschen und Gegenstände leben, er glaubt selbst an sie, aus innigster Aufrichtigkeit und Glauben an ihre physiologische Wahrheit zeichnet er sie; darum werden sie wirkliche warmblütige Gestalten; nur daß sie den subjectiven Stempel ihres Autors an sich tragen, der, umschwebt von gespensterhaften Vorstellungen, sich selbst zu keiner lichten Höhe und reinen Auffassung des Adels im Menschen emporgeschwungen hat. „Die Fesseln der Erde" heißt eine seiner bessern Erzählungen. Unter diesem Titel könnte er Alles, was er schrieb, bezeichnend umfassen. Eine irdische Engherzigkeit, eine materielle Bangigkeit haftet ihm an, selbst da, wo seine Phantasie die kühnsten Flüge macht.

Jedenfalls ist er als Romanschreiber im dritten Decennium des 19. Jahrhunderts eine merkwürdige, eine originelle Erscheinung. An Phantasie überbieten ihn wenige, aber seine ist schon in der Geburt verbrannt. Nur darin, daß seinen Productionen die Weihe der Kunst abgeht, ist eine Verwandtschaft zwischen ihm und Denen, die sich die junge Schule nennen; in allem Übrigen gehört er einer alten deutschen an, mit ihren Fehlern und Vorzügen. Und doch wäre es ungerecht, ihm alle Kunst abzusprechen; denn er besitzt die der Composition in nicht gewöhnlichem Grade. Geschmack, Adel und sittliche Erhebung fehlen ihm; doch ist er um deshalb weder gemein, noch sittenlos. Im Gegentheil hat jede seiner Erzählungen, jeder seiner Romane eine streng ethische Tendenz. Die Sünde zerstört sich selbst, und ohne Sünde fällt Keiner. Nur daß es in der Wirklichkeit etwas anders hergeht und die Stadien des Sünders bis zur Höllenfahrt nicht in so crassen Progressionen aufeinander folgen.

Das hier Gesagte paßt auch durchgängig auf den neuesten Roman, der mir zu diesen Betrachtungen Anlaß gibt. Sie sind keine Nothhülfe, um ein Urtheil zu ersparen; denn ich habe ihn von Anfang bis Ende sorgfältig durchgelesen, aber nichts darin gefunden, was über jene allgemeine Ansicht hinausginge und mich zu besondern Bemerkungen veranlaßte. Ein Fehltritt des Blutes, menschlich, natürlich entschuldbar, führt zu einer ganzen Kette von Versündigungen, Verbrechen und einem schrecklichen Ende. Psychologisch in den Hauptpersonen regelrecht; aber das ganze Rechenexempel von der Wirkung des warmen Blutes wird um deshalb unrichtig, weil die Hölle auf Erden nicht so viel Macht hat, um so viel Schufte und Schurken in solcher Wechselwirkung auf einem Flecke zu concentriren. Wie criminalistisch interessant der Faden der äußern Begebenheiten auch ist und die Intriguen der Pfaffen gegen die armen schwachen Helden schaudererregend, so trägt das ganze Gewebe trotz des geschickten und festen Ineinandergreifens der Fäden doch das Gepräge des Unwahrscheinlichen, ja Unmöglichen. Es ist ein echter Roman in dem alten Sinne, wie unsere Väter und Großväter uns vor der Lecture der Romane warnten, weil man unter Roman den Antipoden der Wirklichkeit und Naturwahrheit verstand. Wir begreifen jetzt etwas Anderes unter diesem Namen; vielleicht paßt er aber auch nicht mehr auf die psychologischen Sittenbilder und historischen Erzählungen, die kein Flecken, sondern Ehrenmähler unserer neuern Literatur wurden. Zu bewundern ist in diesem Romane wie in allen desselben Autors die eiserne Consequenz, mit der er sein Thema durchführt.

Den möchte ich — nicht sehen, der sich durch diese Romane verführen ließe. Hr. Menzel ist als Delator gegen Scävola auch aus dem Grunde aufgetreten, weil er den Familienfrieden und das häusliche Glück, einen Schatz, welchen Deutschland sich noch bewahrt, verdächtige! Erstlich will er das nicht; zweitens, welche bürgerliche Familie möchte in denen, die Scävola vorführt, sich abgespiegelt finden? Er zeichnet spukhafte Menschen und spukhafte Verhältnisse, die uns wie Criminalverbrecher interessiren, mit denen aber doch um deshalb Niemand Umgang wünscht, geschweige sie imitiren möchte. Aber Scävola ist ein sehr warmer Patriot für Preußen, auch in diesem Romane. Ist das vielleicht der geheime Grund seiner Abneigung und seiner Denunciationen?

Genug, sie haben gewirkt. Emerentius Scävola's unschuldige Blutphantasien soll das Publicum nicht lesen; aber Eugen Sue ist erlaubt! Wenn ein Roman wegen tiefer Unsittlichkeit zu verbieten ist, so wäre es „Atar Gull". Aber über seiner bodenlosen Immoralität und Verhöhnung alles Dessen, was uns heilig und ehrenwerth sein sollte, trägt er ein anständiges moralisches Kleid. Also lasset das feine Gift schlürfen und nur das verbietet, wo auf der Seien die Etiquette steht: „Hier ist Gift".

54.

Erinnerungsblätter aus dem Leben und Künstlerwirken der Frau Amalie Haizinger, geb. Morstadt. Karlsruhe, Marx. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Ein Büchlein für Dilettanten und Enthusiasten, auch wol für theaterliebende Damen, vorausgesetzt, daß sie nicht eifersüchtig sind. Der Verf. nennt sich einen Adjutanten der Madame Neumann-Haizinger. Wenn er dies in Wahrheit ist, so mag er jetzt seine Dienstreue beweisen, wo der einst so bewunderte Theaterstern in seinem Untergang begriffen ist. Der Verleger seinerseits hat diese „Erinnerungsblätter" in jeder Hinsicht trefflich und anmuthig ausgestattet, dergestalt daß sie einem modernen Quodlibettischchen keine Schande machen werden. Wir unsererseits wüßten nicht, was wir zum Lob oder Tadel eines solchen Stammbuchs (so ließe sich das Buch am passendsten bezeichnen) noch hinzufügen sollten. Es ist ein ganz unschuldiges Büchlein, vollgepfropft mit Canzonen und Sonetten, leidlichen und schlechten Gedichten, Fragmenten lautpreisender Kritiken, Saphir'schen Witzen und dergleichen, was man schon aus dem Titel abnimmt. Madame Neumann-Haizinger, die jetzt 36 Jahre zählt, war gewiß eine der lieblichsten Bühnenerscheinungen, aber ebenso gewiß keine der großartigsten. Ihr ungewöhnliches Talent

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 104. — 14. April 1837.

Die Engländer. Von Franz Kottenkamp. Mannheim, Hoff. 1836. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

„Alles, was in England beſteht und geſchah, iſt nicht von geſtern.“ In dieſer Überzeugung und mit dem ausgeſprochenen Zweck, dieſelbe ſeinen Leſern mitzutheilen, hat der Verf. ſein Buch geſchrieben. Es iſt billig, auch bei der Beurtheilung dieſen Geſichtspunkt feſtzuhalten und das Verdienſtliche der Arbeit anzuerkennen. Wenn die hiſtoriſchen Ausführungen ſelten über die Zeit Georg II. hinaufreichen, ſo gehören ſie doch einer glänzenden und ſeltſamerweiſe unter uns vernachläſſigten Periode an. Die gelehrte Forſchung iſt unabläſſig bemüht geweſen, die Anfänge der engliſchen Verfaſſung nachzuweiſen; wer kümmert ſich um ihre ſpätere, für das Verſtändniß der Gegenwart ſo wichtige Ausbildung? Ein Theil des Vorwurfs fällt auf die Engländer ſelbſt zurück. Das Dunkel der angelſächſiſchen Zeiten aufzuhellen, gilt noch jetzt für ein rühmliches Ziel; es war unſern Tagen vorbehalten, deutſche Kritik mit der engliſchen in die Schranken treten zu ſehen. Die Normanenzeit hat abwechſelnd Engländer und Franzoſen beſchäftigt; der Kampf der Roſen iſt durch den großen Dichter verewigt, die Regierung Heinrich VIII. und der Eliſabeth durch die Geſchichtſchreiber der Reformation und durch ſtattliche Biographen bekannt. Hume's Berühmtheit knüpft ſich an die Stuarts; was ſein philoſophiſcher Blick nicht geſehen, oder nicht ſehen wollen, iſt durch Godwin's unbeſtechlichen Wahrheitsſinn ans Licht gefördert. Aber von der Zeit an, mit welcher Hume ſchließt, was beſitzen wir denn? Zwei herrliche Torſos, von Fox einen, den andern von Mackintoſh, über die Revolution. Das Werk von Hallam, die einzige umfaſſendere und claſſiſche Arbeit der Neuern auf dieſem Felde, geht doch nur bis zum Tode Georg II.; die Compilationen von Smollet, Belſham, Biſſet kommen nicht in Betracht. Aber Chatham's Geſtirn in ſeinem majeſtätiſchen Niedergang, die leuchtende Bahn von Burke, Fox und Pitt ſind noch nicht verzeichnet. Die Zeitungsleſer aus jenen Jahren werden immer ſeltener unter uns; durch ſpätere Ereigniſſe ſind jene Überlieferungen verdrängt; der Erinnerung der Alten und der Wißbegierde der Jüngern kommt kaum ein bequemeres und überall kein ſo zuverläſſiges Material zu Hülfe als die zahlloſen Bände des „Annual register“ oder des „Politiſchen Journals“.

Was der Verf. in dieſem Bändchen geben konnte und in dieſer Form geben durfte, beſchränkt ſich meiſtens auf Andeutungen und Anekdoten. Doch ſind ſie wohlgewählt und wohlgeeignet, das Intereſſe zu wecken. Es iſt in der That viel Lehrreiches und Gedachtes in dem Bändchen vereinigt, das auf den erſten Blick eigentlich nur Unterhaltung zu verſprechen ſcheint. Aber ich trage kein Bedenken (und der Verf. ſelbſt wird keinen Grund haben, damit unzufrieden zu ſein), den Werth des Buches in die hiſtoriſchen Züge und Betrachtungen zu ſetzen, nicht in die Schilderungen des Lebens und der geſelligen Verhältniſſe der Gegenwart. Bei den letztern, wenn ſie auch manches Gute und Richtige enthalten, vermißt man doch öfters die Sicherheit der eignen Anſchauung. Beobachtung der Engländer auf dem Continente, Lecture von Zeitungen und Romanen, Berichte aus zweiter Hand, auch flüchtige Bekanntſchaft mit dem Lande ſelbſt können jene nicht verleihen. Iſt der Verf. (wie es ſcheinen will) gar nicht in England geweſen, ſo hat er die Sache recht gut gemacht; iſt er nur ganz kurz dageweſen, auch nicht übel; aber Eins oder das Andere muß ſein, oder er hätte es viel beſſer gemacht. Ich berufe mich auf das Zeugniß Aller, die Land und Leute näher kennen und das Buch geleſen haben. Einzelne Verſtöße aufzudecken iſt nicht der Mühe werth; viel weniger wäre es ein Verdienſt, denn Verſtöße zu machen oder zu berichtigen hängt von dem zufälligen Umſtand ab, ob man durch längern Aufenthalt dort heimiſch geworden oder nicht. Wo man das nicht iſt, wird man nicht leicht von Details des täglichen Lebens reden können, ohne ſich zu verrathen. So begegnet dem Verf. das Menſchliche, daß er meint, in einem hamburgiſchen Gaſthofe werde man dem Engländer ein Federbett aufdringen, und er werde dort einen „geſcheuerten“ Fußboden finden. Warum überall von Dingen reden, deren Kenntniß keinen Werth auf der Welt hat, während ihre Unkunde an Ort und Stelle lächerlich auffällt? Doch genug davon, und nun zu den einzelnen Abſchnitten, deren Titel für ſich ſelbſt ſpricht, deren jeder durch ſelbſtgedachte Bemerkungen das Leſen lohnt, ſodaß die Anzeige eher gelegentliche Ergänzungen für Leſer des Buchs als eine nähere Angabe des Inhalts für Die, welche es

nicht kennen, oder eine umständlichere Kritik des Einzelnen wird enthalten dürfen.

1. Die jetzigen und die frühern Stutzer. Allerdings war der Beau der Vorzeit eine sehr verschiedene Figur von dem spätern Dandy; aber an die Stelle des Letztern scheint durch die Entwickelung der Exclusiven wieder eine neue Phase getreten zu sein. Der Exclusive unterscheidet sich vom Dandy wesentlich dadurch, daß er keineswegs der geistigen Imbecillität verfallen zu sein braucht, welche diesen charakterisirt. Witz und Scharfsinn wird Niemand dem Dandy zuschreiben; den Hofleuten Karl II. waren sie, wie auch der Verf. anführt, nicht fremd, und bei den Exclusiven vertragen sie sich, wenigstens ausnahmsweise, nur zu gut mit albernen äußern Ansprüchen. Übrigens hat der Verf. sehr recht, wenn er in der Vorrede bemerkt, aus den „Briefen des Verstorbenen" werde man England nicht kennen lernen. Denn der Verstorbene hat selbst, so weit nach seinem Buche zu urtheilen steht, die gute Gesellschaft in England, den Kern der englischen Sitte nicht kennen gelernt, weil er es vorzog in den ausschließenden Kreisen sich zu bewegen, bei denen Alles Prätension ist und das Meiste nur leere Prätension. Auch darin mag der Verf. Recht behalten, daß der Dandy zuerst in einem Stück von Sheridan ausgebildet auf die Bühne trat. Doch war ein Übergang, von der Roheit der Beaux des 17. zu der vollendeten Weichlichkeit der Dandies aus der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In Addison's Zeit sind die Spuren bemerkbar. Von Addison selbst steht im „Zuschauer", der immer seinen Werth für die Sittengeschichte behaupten wird, ein Aufsatz (Nr. 275): „Anatomie des Kopfes eines Beau". Die Essenzen, die mikroskopischen Spitzen fehlen dabei nicht; auch circulirt Quecksilber in einem Theil der Adern. Das Seitenstück (Nr. 281) ist die „Anatomie des Herzens einer Coquette". Auch ist Pope's „Lockenraub" bei diesen Untersuchungen nicht zu vergessen. Eine schöne Anekdote hat der Verf., in welcher der Komiker Foote einen lispelnden Dandy äfft.

„Marqueur, eine Tasse Kaffee .... matt wie eine hinsinkende Schöne und kühl wie ein Zephyr!" — Marqueur! eine Tasse Kaffee, heiß wie die Hölle und stark wie der Teufel! — „Marqueur, bitte, wie mag der Herr da wol heißen?" — Marqueur, bitte, wie mag die Dame da wol heißen? — (Die Tradition bewahrt eine parodirende Klimax im Deutschen, von anderer Veranlassung, aber von ähnlicher rhetorischen Wirkung. Scene: Heidelberg, 18.. — A. Kellner! Eine Flasche Champagner und drei Gläser! — B. Kellner! Drei Flaschen Champagner und ein Glas!)

2. Begriff des Gentleman. Dem läßt der Verf. sein Recht nicht widerfahren. Er bezeichnet „gesellige Indifferenz" als einen Hauptzug. Aber jene Selbstbeherrschung, die keinen Affect zur Unzeit und keine Neigung über das Gleichmaß hervortreten läßt; jene Sicherheit und Würde bei rücksichtsvollem und aufmerksamem Benehmen; jener Takt, der keine Verletzung sich erlaubt, aber auch keine von Andern duldet; jene Sorge für den Anstand nur um des Anstandes wegen, hat doch einen tiefern, sittlichen Grund, und noch mehr, eine wohlthätige, der ganzen Umgebung sich mittheilende, sittliche Wirkung. Ich möchte den Verf. auf ein Buch verweisen, das freilich jetzt vergessen sein wird, denn es ist vor 10 Jahren gedruckt — „De Vere", vom Verf. des „Tremaine", Herrn Ward. Dort heißt es (II, 22):

Mit dem Ausdrucke Gentleman ist's nicht unsere Absicht, eine gehässige Scheidewand zu ziehen zwischen Hoch und Niedrig, zwischen Rang und Unterordnung, zwischen Reichthum und Armuth. Der Unterschied liegt in der Gesinnung. Wer offen ist, rechtlich und wahr; wer freundlich und wohlwollend ist in seinem Wesen; wer ehrenhaft ist in sich selbst und in seinem Urtheil über Andere; wer kein Gesetz bedarf als nur sein gegebenes Wort, um seine Zusage zu erfüllen, der Mann ist ein Gentleman, und der Mann kann sich finden unter Denen, die das Land bauen. Aber edle Geburt und Auszeichnung führt häufiger in ihrem Gefolge die Gesinnung, die der Armuth und den niedrigen Beschäftigungen oft versagt ist. Darauf und darauf allein gründet sich der Anspruch der höhern Stände, und darum ist das schöne Wort des Dichters auch wahr, wenn er von der Ehre sagt, dem „Gesetz der Könige":

It aids and strengthens virtue, where it meets her, and imitates her actions, where she is not.

Der Verf. nimmt Gelegenheit, von der parlamentarischen Sitte zu reden und von den Schranken, welche sie der politischen Feindschaft, in ihren öffentlichen Äußerungen vorschreibt. Er thut Burke Unrecht, wenn er sagt, dieser habe auf „leidenschaftlich grobe Weise" seinem frühern Verbündeten, Fox, die Freundschaft aufgekündigt. Das war der Eindruck nicht, den die Erklärung auf den Angegriffenen selbst hervorbrachte. Mit Wehmuth hat Fox die Äußerungen vernommen, die nur eine krankhafte, gereizte Stimmung dem Manne eingeben konnte, den er nicht aufgehört hat zu achten und zu lieben. Eine der besten Darstellungen jener beklagenswerthen Scene findet man in Sheridan's Memoiren von Th. Moore. Es würde zu weit führen, die Sache hier näher zu erörtern. Als Contrast aber mag eine frühere parlamentarische Scene zwischen zwei erklärten Gegnern hier erwähnt werden. Die Zeit war gekommen, daß Sir Robert Walpole, der länger als sonst irgend ein Anderer das Staatsruder gelenkt, einer immer heftiger werdenden Opposition weichen mußte. Sandys, der ihm erst mit zwei Worten im Privatgespräch die Anzeige davon gemacht, erklärte im Parlament, er werde nächsten Freitag eine Motion vorbringen, welche den Minister persönlich angehe. Es war der Antrag auf dessen Versetzung in den Anklagestand. Walpole erhob sich, sprach in kurzen Worten von seinem reinen Bewußtsein, legte die Hand aufs Herz und sagte:

Nil conscire sibi, nulli pallescere culpae.

Pulteney, der gewaltigste seiner Gegner, meinte, das Latein des Ministers sei nicht besser als seine Logik; er habe den Horaz falsch citirt; es heiße: nulla pallescere culpa. Der Minister vertheidigte seine Lesart und bot eine Wette von — einer Guinee an. Pulteney war's zufrieden; ein Freund von Walpole, Nicholas Hardings, sollte entscheiden und entschied wie natürlich zu Gunsten der Opposition, denn sie hatte Recht. Walpole warf die Guinee nach Pulteney's Sitz hinüber; Pulteney fing sie auf mit den Worten: „Es ist seit langer Zeit das erste Geld, das ich von der Schatzkammer erhalte, es soll auch

das letzte sein" (Coxe's „Walpole", 644). Wenn der Verf. meint, der ältere Pitt würde wol nie mit Walpole ein freundschaftliches Wort gewechselt haben, nachdem er den Angriff von Horace Walpole auf die bekannte giftige Weise erwidert, so ist es doch der Mühe werth, zu bemerken, daß Pulteney und Walpole, nachdem sie lange erklärte und gegenseitig schonungslose Gegner gewesen, doch oft sich zusammen unterhalten haben, daß Pulteney für einen Freund ein gutes Wort bei dem Minister eingelegt, und daß seine Bitte erfüllt worden (Coxe, 366). Wegen seiner Bitterkeit war besonders der ältere Pitt bekannt und gefürchtet. Einst hatte er über die jakobitische Neigung gesprochen, die noch immer so manchen Zöglingen der Universität Oxford anklebe. Jedermann wußte, daß besonders Murray gemeint sei, der nachmalige Lord Mansfield, damals Solicitor General. Aber die Anspielungen waren von der Art, daß Murray sie nicht beantworten durfte, ohne sich dem Vorwurf auszusetzen, er fühle sich vor Allen getroffen. Er litt unbeschreiblich. Mit einem Male fixirt ihn Pitt mit der ganzen Macht seines durchbohrenden Blickes. „Ich habe noch zwei Worte mit dem Solicitor zu reden, nur zwei Worte; aber es sollen Dolche sein..... Doch — der Richter Festus zittert; er soll mich ein ander Mal hören." Murray hatte nicht Kraft zu antworten; die Debatte ging ihren Gang weiter (Butler's „Reminiscences", I, 154). Zu den augenblicklichen Einfällen, über welche der Angegriffene herzlich mitlachte, gehört der folgende, der selbst den Ernst des jüngern Pitt überwältigte, der nächst dem Sprecher allein unerschüttert geblieben war, als einst ein Spaßvogel aus der Galerie unversehens herunterrufen hatte: „Bitte, Herr Sprecher, wollen Sie uns nicht ein Liedchen singen?" Pitt hatte sich über die Opposition beklagt; sie sei eine Hemmkette, die dem Räderwerk der Administrationsmaßregeln stets in die Speichen falle. Sheridan wünschte ihm Glück zu dem vortrefflich gewählten Bilde; bekanntlich werde ja die Hemmkette nur applicirt, wenn es mit dem Fuhrwerke bergab gehe. Während in dieser Art dem Witz ein weiter Spielraum unbenommen blieb, ist bekannt, wie streng der Sprecher stets darauf zu halten und wie das Haus es stets gutzuheißen pflegte, daß er jede wirkliche Unschicklichkeit rügte, ohne Unterschied von welcher Seite sie kommen mochte. Der neueste Geschichtschreiber, Lord Mahon, bemerkt noch in seinem soeben erschienenen ersten Bande (S. 52), das Äußerste, was im Unterhause der Parteigeist sich jemals erlaubt, sei wol gewesen, wenn der Sprecher ein Mitglied auf harte Weise unterbrochen, oder wenn eins dem Sprecher auf ungeziemende Art die Rüge zurückgegeben. Die letzten Jahre haben leider der parlamentarischen Sitte sich weniger fügen wollen; Hunt und Cobbet waren wol persönlich in die Schranken zu verweisen, und dem irischen Blut wird Manches zu Gute gehalten; aber nicht ohne Bedauern sieht man es kommen, daß allmälig der Ton sich verändert, daß Unterbrechungen, wie man sie nur in der französischen Kammer kannte, auch die geregelte Debatte des Parlaments stören, und daß, wenn es so fortgeht, der Sprecher noch mit einem Redner des Alterthums wird sagen müssen: „O morem praeclarum, disciplinamque, quam a majoribus accepimus, siquidem teneremus! sed nescio quo pacto jam de manibus elabitur."

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Schweden.

Vor Kurzem ist folgende Schrift erschienen: „Scener i Nordamerika ur an swensk Resandes Minnesbok." (Scenen in Nordamerika aus dem Gedächtnißbuche eines schwedischen Reisenden. Stockholm 1836.) Diese interessanten Erinnerungsblätter enthalten die folgenden acht Scenen oder Erzählungen: „Der letzte Fährmann auf dem Ohio"; „Der Schwede in Amerika"; „Das Quarteroonmädchen"; „Die Rache"; „Pocahontas"; „Der Eremit am Niagara"; „Das Alter von 21 Jahren"; „Der Indianer". Diese Scenen sind auf wirkliche Begebenheiten nach dem Freiheitskriege gegründet und haben vornehmlich zum Zwecke, die verschiedenen Charakterzüge des Volks und der Landschaften in den Vereinigten Staaten zu schildern. Der Verf. zeichnet sich durch eine scharfe Beobachtungsgabe, klare Darstellung und richtige Auffassung des amerikanischen Lebens aus. Die Situationen sind hier und da wahrhaft poetisch.

Der durch seine Erzählungen aus der schwedischen Geschichte dem Publicum schon vortheilhaft bekannte Andreas Fryxell hat sich neuerdings durch die Herausgabe von: „Handlingar rörande Sweriges Historia, ur utrikes Arkiver" (2 Theile, 1836), neue Verdienste um die Literatur der schwedischen Geschichte erworben. Diese Sammlungen verbinden den Vortheil, ihren Ursprung von mehren in Hof- und Staatsbegebenheiten wohlunterrichteten Personen, wie man solches von fremden, in Schweden beglaubigten Gesandten erwarten kann, herzuleiten, mit einem andern, nicht weniger wichtigen Vortheil, dem nämlich, daß die Verfasser durch ihre Eigenschaft als Ausländer auch als den aus Ergebung und Haß des Parteigeistes hergeleiteten Beweggründen fremd angesehen werden können. Der interessanteste Theil der vom Herausgeber hier aufgenommenen Urkunden und Handschriften besteht in Briefen dänischer Minister am schwedischen Hofe an ihren König, worin sie demselben von Allem, was in Schweden geschah, sichere und unparteiische Nachricht gaben. Diese Briefe dienen besonders dazu, über die Regierungsgeschichte Karl XI. neues Licht zu verbreiten.

Von dem als Geschichtschreiber schon bekannten A. M. Strinholm ist erschienen: „Swenska Folkets Historia från äldsta till närwarande Tider." Andra Bandet. Auch unter dem Titel: „Skandinavien under hednaåldren." Sednare Afdelningen. (Mit zwei Karten, Stockholm 1836.) Dieser Band enthält zwei Abtheilungen, oder die sechste und siebente von denen, in welche der Verf. seine Darstellung der schwedischen Geschichte während der heidnischen Zeit eingetheilt hat. Die sechste mit der Überschrift: „Die Wikingsfahrten und die Sitten", nimmt die ersten 616 Seiten ein, von denen 352 den Wikingsfahrten in einer so weiten Bedeutung gewidmet sind, daß darunter alle Seereisen, welche Skandinavier nach fremden Ländern unternommen, gerechnet werden, mag nun die Absicht gewesen sein, da Eroberungen zu machen und neue Reiche zu gründen, oder nur mit dem Rechte des Stärkern Eigenthum zu erwerben, ja sogar die Reisen, welche nach Konstantinopel gemacht wurden, um Kriegsdienste zu suchen. Diese Schilderung füllt eine wesentliche Lücke in der schwedischen Literatur, welche über diesen Gegenstand entweder nur kurze Notizen, oder auch weitläufige Monographien besitzt, die theils keine große Anzahl Leser erwarten können, theils nicht alle die Züge umfassen, welche Herr Strinhelm hier zusammengestellt hat. Die siebente und letzte Abtheilung der zwei bis jetzt herausgegebenen Theile von des Verfassers Geschichte des schwedischen Volks handelt von der Einführung des Christenthums in Schweden unter Olof Schoskönig. Der Fortsetzung dieses Werks wird erwartungsvoll entgegengesehen.

Zu den lobenswerthen literarischen Unternehmungen in

Schweden gehört unter andern auch die neue, ziemlich vollständige Ausgabe von den poetischen Schriften eines der originellsten und geistreichsten Dichter dieses Landes unter dem Titel: „Walda Skrifter af Karl Michael Bellman" (7 Thle., Stockholm 1835—36). Diese Ausgabe der Dichtwerke Bellman's, der unter Gustav III. Regierung lebte und sang, gehört zu den besten und vollständigsten, die bis jetzt erschienen sind. Man findet beim ersten Blicke, daß sie ein Werk von literarischem, nicht mercantilischem Interesse ist; nicht von einem schöngeisterischen Handelsspeculanten, sondern von einem wahren, für die Sache selbst uneigennützig eifernden Freund der schönen Literatur, der durch gründliche Bildung, seltene literarhistorische Kenntnisse und eine vielleicht noch seltnere, vom Größten bis zum Kleinsten sich erstreckende Genauigkeit seinem Unternehmen gewachsen ist. Diese Ausgabe ist theils mit so großer Zweckmäßigkeit in Hinsicht auf eine vollständige Bekanntschaft mit Bellman's Eigenthümlichkeit als Dichter und als Mensch geordnet, theils so zuverlässig in Vergleichung der Druck- und Handschriften, theils so reich an verschiedenen Lesarten und erklärenden Anmerkungen aller Art, daß kein Freund der schwedischen Poesie, am wenigsten ein Freund der Bellman'schen Muse dieselbe entbehren kann.

Der scharfe Gegensatz von Strenge und Milde, Leben und todesähnlichem Schlummer, welche man in dem Wechsel der Jahreszeiten in dem skandinavischen Norden wahrnimmt, offenbart seine Gegenwart auch in dem Laufe des schönsten Frühlings. Diese und so viele andere Eigenthümlichkeiten des Landes, welche angenehm oder schmerzlich in das menschliche Leben eingreifen, scheinen eben deswegen im Norden die Theilnahme und die Aufmerksamkeit des Menschen mehr auf die Natur zu lenken und machen eine nähere Vertrautheit mit ihr und ihren Geheimnissen, einen tiefen und umfassenden Naturssinn zum Grundzuge in dem Charakter der ausgezeichnetsten Nordländer. Daher ihre Vorliebe zu den Naturwissenschaften. Zu den vorzüglichen neuen Erscheinungen in diesem Fache, namentlich in der Botanik, gehört folgende Schrift: „Plantae cotyledoneae Florae Gothoburgensis, descripsit *J. E. Arrschoug.*" Der Verf. stellt die Gewächse nach ihren natürlichen Familien auf. Deshalb nehmen bei ihm 1) die corolliflorae den ersten Platz ein. Darauf folgen 2) die talamiflorae, 3) die calyciflorae und 4) die incompletae (gewöhnlich unter der Benennung apetalae bekannt). Daß der Verf. seine Flora nach den natürlichen Familien aufgestellt hat, ist kein geringes Verdienst. In Schweden gab man bisher, von einem gewissen Gefühl der Pietät geleitet, meistentheils dem Linné'schen Sexualsystem den Vorzug vor der von Jussieu zuerst aufgestellten und nachher vielseitig ausgearbeiteten natürlichen Methode. Doch dürfte der Mittelweg auch hier der beste sein. Der geübtere Botaniker wird immer die natürliche Methode, nach welcher alle miteinander verwandte Gattungen zusammengestellt werden, vorziehen; daher erscheinen auch gegenwärtig die meisten Floren nach den natürlichen Familien geordnet. Allein für den Anfänger, der noch gar zu wenige Gewächse kennt, um sie zu ihren natürlichen Familien hinführen zu können, bleibt das Sexualsystem immer der zuverlässigste und beste Führer, und darum fügt man auch gewöhnlich allen neuern Floren einen conspectum generum secundum systema sexuale Linnaei bei. Daß übrigens schon Linné selbst die natürliche Methode als das Ziel betrachtete, nach welchem die Botanik streben muß, um im eigentlichen Sinne des Worts eine Wissenschaft zu werden, geht aus seiner „Philosophia botanica" (erste Ausg. S. 27) deutlich hervor. Wir wünschen Hrn. Arrschoug zu noch reichern Ernten Glück, wenn er bei der Fortsetzung seiner Flora zu den Classen der Kryptogamen kommt, welche Prof. Wahlberg in seiner „Flora Gothoburgensis" nicht bearbeitet hat. Unter den Algen, welche der Verf. vorzugsweise zu studiren scheint, dürfte die schwedische Flora insonderheit viele wichtige und neue Zusätze und Ergänzungen erhalten, wie man schon aus dessen elegantem „Alg-Exsiccator" sehen kann, wovon das erste Heft vor Kurzem herausgekommen ist, und dessen Fortsetzung ohne Zweifel Alle, die sich für Botanik interessiren, aber keine Gelegenheit gehabt haben, das an Algen reiche Westmeer zu besuchen, begierig entgegensehen.

Da die Logik in Schweden bis auf die neueste Zeit fast gar keine Bearbeiter gefunden hat, so erwähnen wir folgenden Versuch: „Lärobok i Logiken af *Alexis Eduard Lindblom*" (Lund 1836). Bei den höhern Lehranstalten in Schweden ist ein Abriß von Kiesewetter's „Logik" eine Zeit lang als Lehrbuch angenommen gewesen. Diese theilt mit vielen andern Bearbeitungen der Logik, welche aus dem Schooße der kritischen Philosophie hervorgegangen sind, die Mängel, welche dem Standpunkte dieser Philosophie angehören, hat aber das Verdienst der Klarheit und Faßlichkeit; diese Eigenschaften sind jedoch weniger sichtbar in dem zu kurzen Abriß, welcher, um bei dem Unterrichte benutzt werden zu können, weitläufige Erklärungen vom Lehrer erfodert. Lange hat man indeß das Bedürfniß eines ausführlichern Lehrbuchs gefühlt, und diesem Bedürfniß hat nun ein erfahrner und eifriger Universitätslehrer durch obgedachte Arbeit abzuhelfen gesucht. Er hat dabei sein Absehen nicht allein auf die Schule und das Gymnasium, sondern auch auf Diejenigen gerichtet, welche genöthigt sind die Logik auf eigne Hand zu studiren, und überdies hat er aus gültigen Gründen ein einigermaßen ausführliches Lehrbuch für mehr geeignet gehalten, Liebe und Interesse für die Sache zu erwecken, als einen kurzen Abriß, der nur das Allernothwendigste enthalten kann. Zum Grunde seiner Arbeit hat der Verf. Bachmann's „System der Logik" und Krug's „Denklehre oder Logik" gelegt. Diese Verf. gehören, wie bekannt, zu der Kategorie der eklektischen Kantianer oder Neokantianer; ihre logischen Schriften erheben sich also wenig über den Gesichtskreis des Kriticismus. Besonders gilt dies von Krug. Bachmann's Blick reicht wol etwas weiter, ist aber ebenfalls schwebend und unbestimmt. Indeß da sie sich innerhalb ihres Gesichtskreises mit Leichtigkeit, Faßlichkeit und empirischer Ausführlichkeit bewegen, so ist allerdings die Wahl nicht zu misbilligen, soweit die Aufgabe nicht eine völlige Umformung der Wissenschaft war, und soweit der Verf. seine Vorgänger mit Selbständigkeit und eignem Urtheil behandelt hat, welches meistens der Fall ist. In stylistischer Hinsicht hat derselbe alle billige Foderungen erfüllt. 119.

Literarische Anzeige.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte
von
Wilhelm Müller.

Herausgegeben und mit einer Biographie Müller's begleitet
von
Gustav Schwab.

Zwei Bändchen in Taschenformat. Geh. 2 Thlr. 16 Gr.

Diese einzige vollständige Sammlung der Gedichte des lieblichen Sängers ist mit der Einleitung ausgestattet, welche sein Freund Gustav Schwab der Sammlung seiner kleinern Werke beigab, die in meinem Verlage unter dem Titel erschienen:

Vermischte Schriften von Wilhelm Müller. Herausgegeben und mit einer Biographie Müller's begleitet von Gustav Schwab. 5 Bändchen. Mit Bildniß. 16. 1830. 6 Thlr.

Gesänge des Grafen Giacomo Leopardi nach der in Florenz 1831 erschienenen Ausgabe übersetzt von Karl Ludwig Kannegießer. Gr. 12. Geh. 16 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 105. —— 15. April 1837.

Die Engländer. Von Franz Kottenkamp.

(Beſchluß aus Nr. 104.)

3. Begriff der engliſchen Ariſtokratie. Wie über den Begriff des Gentleman, ſo mag auch über den der Ariſtokratie die claſſiſche Stelle hier ſtehen. Wenn darin von der natürlichen Ariſtokratie die Rede iſt, ſo mag man in den geſchilderten Claſſen und den bezeichneten Verhältniſſen die Pflanzſchule erblicken, aus welcher die politiſche ſich ergänzen müßte, um in Ehren zu bleiben; und inſofern trifft ſie mit der gut entwickelten Anſicht des Verf. über die Elemente derſelben zuſammen. Burke ſagt in einer ſeiner ſpätern Schriften *):

Eine wirkliche, natürliche Ariſtokratie begründet kein abgeſondertes Intereſſe im Staat und iſt von dem des Staates überall nicht zu trennen. Sie iſt ein weſentlicher, integrirender Theil jeder zahlreichen Geſellſchaft, die ſich einer guten Verfaſſung erfreut. Sie bildet ſich durch eine Reihe von wohlbegründeten Vorausſetzungen, die, allgemein genommen, für Wahrheiten gelten können. In eine geachtete Stellung ſchon durch ſeine Geburt verſetzt zu ſein; von Kindheit an nichts Niedriges, nichts Gemeines zu ſehen; zur Selbſtachtung angewieſen, an die prüfende Aufſicht der öffentlichen Meinung von Jugend auf gewöhnt zu werden; hoch genug zu ſtehen, um einen umfaſſenden Überblick über die weitverbreiteten, vielfachverſchlungenen Angelegenheiten eines großen Kreiſes zu gewinnen; Muße zu haben, um zu leſen, zu denken, mit Andern Ideen zu tauſchen; im Stande zu ſein, die Weiſen und die Wohlunterrichteten an ſich zu ziehen und um ſich zu verſammeln; gewöhnt zu ſein, im Felde zu befehlen und zu gehorchen; die Gefahr im Dienſt der Ehre und der Pflicht verachten zu lernen; zum höchſten Grade von Wachſamkeit, Scharfblick und Umſicht ſich zu bilden bei einem Stand der Dinge, wo kein Fehler ungeſtraft begangen wird, wo der geringſte Verſtoß die verderblichſten Folgen nach ſich zieht; zu einem geregelten und ernſten Benehmen angewieſen zu ſein durch das Bewußtſein, daß man zum Lehrer ſeiner Mitmenſchen in ihren wichtigſten Angelegenheiten, zum Vermittler gleichſam zwiſchen Gott und Menſchen berufen iſt; als Verwalter des Rechts und der Gerechtigkeit aufzutreten und dadurch unter den erſten Wohlthätern der Geſellſchaft ſeine Stelle einzunehmen; in eine hohe Wiſſenſchaft, in eine freie und ſinnreiche Kunſt Andere einweihen zu dürfen; unter reichen Handelsleuten zu leben, deren Erfolg dafür ſpricht, daß ſie ſcharf und richtig blicken; die Tugenden des Fleißes, der Ordnung, der Ausdauer, der Pünktlichkeit und einen regen Sinn für Recht und Billigkeit im Verkehr zu erwerben: das ſind die Verhältniſſe, durch welche jene Erſcheinung vermittelt wird, die ich eine natürliche Ariſtokratie nenne, und ohne welche keine Nation beſteht.

Da der Verf. bei dieſem Capitel auch dem ſpaniſchen Adel einige Aufmerkſamkeit ſchenkt, wie er denn überall mit Einſicht ſpaniſche Verhältniſſe in Parallele mit engliſchen zu ſetzen weiß, ſo läßt ſich an die Bemerkungen erinnern, die Lord Porcheſter über die Elemente der ſpaniſchen Ariſtokratie in den Noten zu ſeinem Gedicht, „The Moor", niedergelegt hat. („Lord Porcheſter's Aufenthalt in Spanien", überſetzt von Rehberg, 1834, S. 73 fg.)

4. Spleen, Whims und Humor. 5. Comforts. Dieſe beiden Abſchnitte ſind ſchwächer; ſie enthalten mehr das Bekannte, und auf ſie iſt beſonders anwendbar, daß der Verf. hier nicht ganz in ſeinem eigenthümlichen Element zu ſein ſcheint. Auch möchte das Lächerliche hier hin und wieder von den Geſchilderten auf den Erzähler zurückfallen. Oder iſt's z. B. nur Laune, und vollends engliſche Laune, wenn man den Zucker zum Thee mit der Zange lieber nimmt, als, wie der Verf. es haben will, „mit den Fingern" zugreift? Wenn davon die Rede iſt, was ſich ziemt, ſo denkt man an die Frauen, und, im Vorbeigehen geſagt, es fällt auf, daß der Verf., der einige Seiten des engliſchen Charakters und der Geſelligkeit ſo minutiös zu unterſuchen ſcheint, von den engliſchen Frauen nichts oder ſo viel als nichts zu berichten hat.

6. Egoismus und Gemeinſinn. Sehr viel Treffendes; ſchon die Antitheſe zeigt, daß der Verf. den Gegenſtand, über den man meiſtens nur Gemeinplätze hört, in eigenthümliche Beleuchtung geſetzt hat. Aber noch mehr Eigenthümliches hat der nächſte Abſchnitt:

7. Nationalhaß. Der Verf. ſagt in der Vorrede, die Andeutung habe er bei Hallam, die Hauptſachen in einem Aufſatz der „Allgemeinen Zeitung" gefunden. Die Stelle im Hallam iſt wol die im 11. Capitel (II, 239 der Quartausgabe); der Aufſatz der „Allgemeinen Zeitung" vermuthlich der in der außerordentlichen Beilage Nr. 334 von 1835. Beide Schriftſteller widerlegen das Vorurtheil, daß von jeher zwiſchen Engländern und Franzoſen eine nationale Antipathie beſtanden habe; Beide leiten dieſe Antipathie von den Seiten der Stuarts her, indem ſie an die ewig

*) „Appeal from the new to the old Whigs", S. 129. Wäre dem Verf. der Titel dieſer kleinen Schrift gegenwärtig geweſen, ſo würde er nicht in den Irrthum verfallen ſein, zu behaupten, Burke habe in ſpätern Jahren ſich zu den neuen Whigs gezählt.

schmachvolle Abhängigkeit erinnern, in welcher Karl II. und Jakob II. von den Geboten und dem Gelde Ludwig XIV. lebten, und an den Plan der Universalmonarchie, den man bei Ludwig XIV., verbunden mit einem Anschlag auf die Ausrottung des Protestantismus, voraussetzte; Beide haben kurz dargethan, daß früher Spanien vielmehr das Land gewesen, auf welches der Engländer, wie die Verhältnisse es mit sich brachten, seinen Haß geworfen. Der Verf. hat in einem ungemein lesenswerthen Capitel dies weiter ausgeführt und mit Beispielen belegt, wobei ihm auch seine Kenntniß der spanischen Literatur zu statten kommt, indem er zeigt, wie die Spanier die Abneigung der Engländer erwidert haben. Es möchte wol der Mühe werth sein, diesen Gegenstand, namentlich was die gegenseitige Gesinnung der Spanier und Engländer betrifft, noch weiter zu verfolgen. Sodann wäre auch die veränderte Stimmung der Engländer und Franzosen gegeneinander vor dem Ausbruch und in den ersten Jahren der Revolution noch genauer zu beschreiben. Es ist ganz ausgemacht, daß die Franzosen die Initiative ergriffen und die englischen Institutionen ihren Landsleuten im Gegensatz zu der französischen Willkürherrschaft bald mehr bald weniger entschieden angepriesen haben. Außer Montesquieu und Delolme (der, obgleich ein Genfer, allerdings der französischen Literatur angehört) wäre noch der abenteuerliche Linguet zu nennen, der den literarischen und politischen Verkehr vermittelte *), und das seiner Zeit berühmte Buch: „Des lettres de cachet et des prisons d'état", angeblich gedruckt zu Hamburg 1782, das man Mirabeau zugeschrieben hat, und das den freien, altgermanischen Theil der Verfassung in Frankreich als untergegangen, in England als blühend und wachsend schilderte. Darüber scheint der Verf. weniger im Klaren zu sein, daß auch in England die französische Revolution bedeutenden Anklang gefunden. Es ist nicht von Dem die Rede, was im Parlament verhandelt wurde, sondern von den zahlreichen und thätigen Vereinen, welche Glückwünschungsschreiben an die Franzosen votirten und absandten. Ich besitze einen Band solcher Documente: „The correspondence of the Revolution society in London with the National assembly, and with various societies of the friends of liberty in France and England" (London 1792), und ferner eine ganz exquisite Sammlung von revolutionnairem Material unter dem eleganten Titel: „Pig's meat, or lessons for the swinish multitude, published in weekly penny numbers". Man erinnert sich, daß Burke dem unruhigen Volk den Namen der „schweinischen Menge" gegeben; im rechten Geiste der Gueux und der Frondeurs legt nun ein routinirter Demagoge, der bekannte Spense, den Ekelnamen seiner Partei zum Abzeichen bei. Die drei Bändchen enthalten Alles durcheinander, Auszüge aus Erskine und Godwin neben ziemlich niedrigen und scurrilen Sachen; aber man muß diese Dinge kennen, denn sie sind ins Volk gedrungen; man muß wissen, wie oft und lebhaft der famöse Refrain abgesungen worden:

Let us with France agree
And bid the world be free.

Man muß dies wissen, um zu begreifen, daß Burke seine Briefe geschrieben. Wäre das Volk gleich so einig gewesen, wie der Verf. zu glauben scheint, selbst Burke's gereizte Phantasie hätte keine Gespenster gesehen, viel weniger hätte Pitt seine abscheulichen Bills von 1796 durchgesetzt.

8. Auswärtige Politik. Nicht von Antipathien geleitet, noch weniger durch Sympathien aus dem Gleise verlockt, das die Sorge für die nationalen Interessen vorzeichnet, hat die auswärtige Politik Großbritanniens mit sehr wenigen Ausnahmen das Bild des vollendeten Egoismus dargeboten. Es wäre albern, den Engländern daraus einen Vorwurf zu machen. Am wenigsten kommt es den Deutschen zu, über Englands „starren Egoismus" Klage zu führen. Freilich, egoistisch ist unsere auswärtige Politik nicht; denn wir haben keine. Eine andere Frage aber ist, ob vom englischen Standpunkte aus das System des ältern Pitt im siebenjährigen, das des jüngern im Revolutionskriege wirklich das Lob verdient, womit der Verf. es überschüttet. Die Kriege wurden geführt, um die Herrschaft der Meere zu befestigen. Wie der Krieg, nach einem beliebten Sprüchworte, den Krieg erhalten muß, so soll Englands Welthandel grade durch den Krieg gefördert, Englands Macht und Reichthum durch den Krieg auf den Höhepunkt geführt sein. Es steht doch dahin, ob die Zukunft nicht glauben wird, einen Weg entdeckt zu haben, der mit geringern Opfern verknüpft ist; ob nicht die Reciprocität bessere Früchte tragen wird als das Monopol; ob die friedliche Thätigkeit nicht zu schönern Entwickelungen führen wird als die Gewalt. Aber wenn der Verf. einmal, sowie er es an den Tag legt, für Pitt enthusiasmirt ist, wie kann er die unerfindliche Beschuldigung so ohne allen Beweis nachsprechen, die Pitt's Namen mit den falschen Assignaten (S. 178) in Verbindung bringt?

9. Colonien. Man traut seinen Augen kaum, wenn man die Apologie des canadischen Schiffbauholzes und selbst die Apologie von Sierra Leone liest. So ist's; wenn ein Vorurtheil in England bald verraucht ist, so eignen die Deutschen es sich an.

10. Heer und Flotte. Einer der besten Abschnitte. Nichts ist heilsamer als das Mistrauen, die Abneigung, mit welcher der Engländer ein stehendes Heer betrachtet. Selbst solche Äußerungen sind wohlthuend, wie die Indignation, die Hallam in einer Note (S. 616) ausspricht über die durchaus unenglische Vermehrung der Schildwachen vor öffentlichen Gebäuden in London. Und wie wenig, wie fast gar nichts im Vergleich zu jeder andern Hauptstadt sieht man in London von Soldaten! Wen sein Weg nicht zufällig an den Horse-Guards vorüberführt, der könnte Monate in London zubringen, ohne in dieser Beziehung an die Hauptstadt erinnert zu werden.

*) Für den gelehrten Verkehr hatte ein französischer Geistlicher in London, Armand de la Chapelle, im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts durch die „Bibliothèque anglaise" auf eine sehr verdienstliche Weise gesorgt.

Man darf sich dieser Betrachtung nicht überlassen, darf auf die Frage nicht eingehen, was ein Heer, dessen Erhaltung so und so viele Procente der Staatseinnahme verschlingt, für ein Volk ohne eigne Politik bedeuten kann, was es mit unserm constitutionnellen Wesen auf sich hat, so lange in einer Ständeversammlung in dem Ton, der noch nicht verklungen ist, vom „Kriegsherrn" gesprochen werden kann. Manum de tabula!

11. Whiggism und Toryism. Hier scheint der Verf. ziemlich im Unklaren zu sein, wenn er von dem „beinahe gänzlichen Verschwinden der sogenannten Radicalen" redet. Jede Blöße, die ein gedrängtes und gehetztes Whigministerium gibt, ist ein Triumph für die Radicalen. Nicht durch eigne Kraft, auch nicht durch den Anklang, den sie im Volke fanden — denn erst in neuern Zeiten ist ihr Einfluß organisirt worden — sondern durch die Fehler und die sichtbare Ämtersucht der beiden Parteien, die so lange abwechselnd regiert haben, sind die Radicalen stark geworden. Nur noch einige desperate Abstimmungen der Lords, nur noch einiges Transigiren der scheugewordenen Whigs, und wir werden sehen, was daraus wird. Wer da meint, daß er auf halbem Wege stehen bleiben kann, der irrt. Nicht durch John Dunning's Motion, nicht durch das Votum vom April 1780: „daß der Einfluß der Krone zugenommen habe, im Zunehmen sei und vermindert werden müsse", nicht dadurch, wie der Verf. zu glauben scheint, sind die Whigs weniger populair geworden, sondern weil es schien, daß sie eben regieren wollten wie die Tories, für sich, nicht für das Volk.

12. Bemerkungen über geistiges Leben. Es ist nicht möglich, am Schluß eines langen Artikels noch auf einen so umfassenden Gegenstand einzugehen und eine gänzlich divergirende Ansicht, wie es der des Verf. gegenüber geschehen müßte, mit Gründen zu entwickeln. Es gefällt dem Verf., Alles, was die Engländer von Philosophie haben, ein „Herumkramen in grober Empirie" zu nennen; er ist gütig genug, zu beklagen, daß Schelling's und Hegel's Lehren ihnen „Hieroglyphen" bleiben werden. Freilich, wir haben eine glorreiche Metaphysik; aber die Engländer sind eine Nation, und was sind wir!

E. F. Wurm.

Die Keilschrift gelesen.

Das 19. Jahrhundert bedarf nicht erst einer physischen Revolution um ein: Victoria, eine neue Welt! zu rufen, denn man kann in Wahrheit sagen, es habe auf dem Gebiete des Geistes die ganze Vorzeit dermaßen überflügelt, daß kommende Geschlechter kaum noch mit ruhiger Betrachtung die ersten Anfänge bis zu den Riesenschritten unserer Zeit zu verfolgen im Stande sein werden. Nicht allein hat dieses Jahrhundert die Elemente sich unterthänig gemacht, um mittels nie geahnter Kräfte Nationen und Länder zu verbinden, sondern es will auch die längst dahingeschwundenen Völker in den Kreis seiner Betrachtung ziehen, und weiß zu dem Ende aus ihren noch so dürftigen Sprachüberresten sie wiederzuerwecken, oder es sucht aus den verwitterten Schriftzügen ihrer Denkmäler Leben und Rede zu entlocken. An die Entzifferung der ägyptischen Hieroglyphen reihet sich nunmehr eine Untersuchung von gleicher Wichtigkeit über die berühmten und räthselhaften Inschriften von Persepolis; allein wir dürfen schon um deshalb vermuthen, sie werde nicht so oft und viel wie jene vor einem gebildeten Publicum besprochen werden, weil sie geräuschles und mit weit mehr Ruhe begonnen, sowie eben daher von einem sichern Erfolge gekrönt worden ist. Die sogenannte Keilschrift, deren einzelne Charaktere aus horizontalen, perpendiculairen, vielfach combinirten und mehr oder weniger verschlungenen Pfeilen oder Nägeln sich darstellen, ist bekanntlich über einen bedeutenden Raum Vorderasiens verbreitet; denn sie findet sich nicht sowol auf Backsteinen aus den Ruinen des alten Babylons, als vornehmlich an den unzähligen und weit voneinander entlegenen Trümmern des ganzen Perserreiches, bald an Pfeilern, Säulen, Marmortreppen und Grabmälern, bald auf Amuleten, Scarabäen, Cylindern und Gefäßen, selbst sporadisch bis nach Ägypten hin. Viele Reisende haben von diesen Inschriften mehr oder minder genaue Zeichnungen gegeben, untern andern aus den Ruinen des kaukasischen Tarku, vom Berge Alwend bei Hamadan, sowie aus dem Thale von Murghab, und es steht aus den Papieren des verunglückten Schulz noch eine reiche Ausbeute von minderbekannten Gegenden her zu erwarten. Am zahlreichsten jedoch sind die Keilschriften aus den Überresten des alten Persepolis; auch wurden diese am öftersten, und zwar am genauesten von Niebuhr gezeichnet, daher sich auch an sie die Untersuchung am ersten gewagt hat, zum Theil schon deshalb, weil sie durch ihre anscheinende Einfachheit von einer complicirteren Gattung sich unterschieden. Abgesehen von den frühern Vermuthungen, welche in diesen Inschriften bald eine heilige Geheimlehre der Babylonier, astronomische Beobachtungen oder magische Formeln, und bald auch nur bloße Zierathen, oder höchstens Zeichen und Zahlen der Ziegelfabrik finden wollten, haben mehre Gelehrte, wie Tychsen, Lichtenstein, Münter und Grotefend, sie wirklich zu lesen versucht, während immer noch der berühmte Silvestre de Sacy an ihrer Entzifferung gänzlich zu zweifeln kein Bedenken trug. Grotefend rückte dem Ziele am nächsten, und es muß ihm zugestanden werden, daß er recht eigentlich die Bahn gebrochen: er fand in den mannichfach zueinander gestellten Keilen und Winkelhaken eine Buchstabenschrift von der Linken zur Rechten und stellte dabei den, auch jetzt noch problematischen Grundsatz auf, daß die mehr verschlungene Keilschrift wol nur eine gezierte Abart der einfachen sein dürfte; wogegen aber seine Meinung, als seien sämmtliche Inschriften verwandten Inhaltes, sich nunmehr vollkommen widerlegt. Den Werth mehrer Charaktere hat Grotefend richtig bestimmt, und er las auf diese Weise die Namen Xerres und Darius, wenngleich mit einigen unstatthaften Lauten, wozu ihn besonders Anquetil's ungenaue Schreibart der Zendwörter führen, sowie denn überhaupt die völlige Erklärung an der Unbekanntschaft mit den iranischen Sprachen scheitern mußte. Mit einer gründlichen Kenntniß dieser Idiome ausgerüstet, traten nun zwei Männer, welche allenthalben gewohnt sind, auf Schwierigkeiten einzugehen und dieselben beharrlich zu überwinden, zu gleicher Zeit und unabhängig voneinander auf, und es muß wahrlich für das Gelingen ein günstiges Zeugniß abgeben, daß Beide fast ganz dieselben Resultate gefunden haben. Eugène Burnouf in Paris („Mémoire sur deux inscriptions cunéiformes", 1836) und Christian Lassen in Bonn („Die altpersischen Keil-Inschriften", 1836), die bekanntlich früher zur Erforschung der Palisprache sich verbunden hatten und seitdem unablässig thätig gewesen sind, mit gleicher Gründlichkeit, Schärfe und Kritik die altpersischen und indischen Geisteswerke zu durchdringen. Der Franzose hat seine mühsamen Untersuchungen, wie es für die Nation charakteristisch, zuvor in der Form von Vorlesungen vor einem gemischten Publicum mitgetheilt, und die schöne Welt ist eine Zeit lang von den Keilschriften, wie früher von Hieroglyphen und dem Chinesischen trunken gewesen; jedoch hat Burnouf die Ergebnisse auf eigne Kosten müssen zum Drucke fördern und nur eine geringe Anzahl von Exemplaren abgezogen, weil er auf wenige Leser rechnen

darf; der Deutsche hingegen hat für seine stille Forschung einen Verleger gefunden und das preußische Ministerium ist sogar mit einem Guß von Keiltypen zu Hülfe gekommen, daher man auch voraussetzen darf, daß grade die deutsche Gründlichkeit am willigsten seine Resultate in sich aufnehmen und weiter verfolgen werde. Beide Gelehrte lassen Grotefend volle Gerechtigkeit widerfahren, und zeigen nur, wodurch er abirren mußte; Beide treten dann mit gewohnter, fast minutiöser, Beweisführung, die aber hier besonders an der rechten Stelle war, ihren Weg an und treffen fast überall zusammen; Beide lesen die Inschriften mit wenigen Abweichungen, die sich leicht werden ausgleichen lassen; Beide geben endlich ein Verzeichniß von erklärten Wörtern und veranschaulichen zum Schlusse die gewonnenen Thatsachen durch die betreffenden Inschriften, von denen wol bisjetzt die wichtigste bei Niebuhr ist, weil sie ein genaues Satrapienverzeichniß enthält, wodurch abermals die Angaben des Herodot auf eine glänzende Weise sich bestätigen. Das Alphabet, welches nach einer genauen Analysis, vom fast Ermittelten zum Unbekanntern fortschreitend, gewonnen wird, hält die Mitte zwischen dem Semitischen und Indischen, nähert sich aber mehr dem letztern und ist durch eine gleiche Zahl von Gutturalen und sonstigen Elementen ziemlich der Zendsprache angepaßt, obwol es eine andere Vocalisation befolgt als diese Mundart; daher denn auch Burnouf eine Annäherung an das Aramäische annimmt und eine Disharmonie zwischen Schriftcharakter und Sprache findet, während Lassen einen eignen altpersischen Dialekt statuirt, den medisch-persischen, zu welchem das sogdisch-baktrische Zend in dem Verhältnisse, wie zu diesem das Sanskrit stehe. Darin kommen beide Gelehrten überein, daß der Sprachcharakter der Keildenkmäler etwas vom Zend verschieden sei, und nach Burnouf durch Abschleifen der grammatischen Endungen schon ins Neupersische übergehe; vollkommen wird sich hierüber erst entscheiden lassen, wenn die übrigen complicirtern Inschriften werden gelesen sein. So viel aber steht schon gegenwärtig fest: daß wir durch die Keilschriften altpersische Sprachdenkmäler besitzen, welche die iranischen Sprachen als ein selbständiges Glied in die Kette der sanskritischen Mundarten fester einfügen; daß diese Untersuchungen sowol dem Paläographen als dem Historiker und selbst dem Bibelforscher wichtig werden; daß die Prachtgebäude zu Persepolis dem Darius und Xerxes zuzuschreiben sind, und daß vor Allem die Zweifel, welche etwa noch gegen Alter und Echtheit der Zendbücher obwalten könnten, durch den damaligen Cultus des Ormuzd vollends getilgt werden, worüber wir nur die eine Inschrift vernehmen dürfen, welche folgendermaßen lautet: „Ormuzd ist das göttliche Wesen; er hat den vortrefflichen Homa gegeben, er hat diesen Himmel gegeben, er hat den Menschen geschaffen, er hat Nahrung dem Menschen gegeben. Er hat den König Darius gezeugt, den König der Tapfern, Haupt der Tapfern. Dies ist Darius, der göttliche König, König der Könige, König der Provinzen, welche Tapfere hervorbringen; König der Welt, edel und göttlich, verehrungswürdig, schützend, Sohn des Goschtâspa, der Achämenide." 103.

Notizen.

Die verlorenen Kinder von Paris.

Nicht mit Unrecht sagt Vidocq — den man wol in Betreff mancher pariser Verhältnisse als eine competente Quelle betrachten kann — daß in der Hauptstadt der Welt täglich 80,000 Menschen vom Schlaf aufstehen, die noch nicht wissen, wovon sie zu Mittag speisen werden, und daß diese darum nicht am schlechtesten speisen unter der Million Menschen, welche die Straßen von Paris belebt. Denn diese Stadt ist von Hülfsquellen aller Art, von Industrieweisen und Gelderschwingungsmethoden durchschnitten wie die Karte von Nordamerika von Strömen und Flüssen. Von dem großen Spieler an in dem weitläufigen dunkeln Hause der Straße St.-Honoré, der zwei Equipagen und ein Cabriolet, und wer weiß wie viele Absteigequartiere unterhält, bis auf das sechsjährige Bettelkind, das in seinem zerlumpten Anzug um die Boulevards und um die Eingänge zu den Theatern schweift, neigt sich in Paris Alles, gleichsam magnetisch, zur Industrie hin. Und die Industrie dieser kleinen Kinder, vielleicht ist sie das schrecklichste, das tiefempörendste Schauspiel, was Paris darbietet. Vergiftete Blüten oder vielmehr vergiftete Knospen, denen das erwachsene Verbrechen das Gift einimpfte, wie der Arzt die Blattern! Kleine umherwandelnde Sünder, in deren winzigem Denkvermögen noch nicht einmal der Begriff Dessen, was Sünde ist, Raum gefunden hat. In dem Costum der Schornsteinfeger, schwarz und schmuzig, wie kleine Neger, fallen sie den vorübergehenden Gentleman an, der mit einem guten Rock und einer Uhrkette versehen ist, seufzen ihm in jammervollen Tönen ihre Bitten um einen Sou entgegen, weinen und schluchzen und grimassiren das abschreckendste Elend auf ihren kleinen Gesichtern, oder sie affectiren schon eine jugendliche Heiterkeit, lachen und tanzen und singen eine Chanson mit ihren feinen Grillenstimmchen, gleich der Cicade in Lafontaine's Fabel, die zur Ameise geht, um sich ein Körnchen zur Nahrung zu erbetteln. Wie Mancher läßt sich durch solchen Anblick nicht rühren; der gutmüthige Wohlhabende erblickt in dem Lächeln des Kindes wie in seinem Weinen nur das frühzeitige unermeßliche Elend, dem er, wenn auch nur zur augenblicklichen Abhülfe, seine Gabe spendet. Aber er täuscht sich selbst durch seinen Edelmuth, denn diese kleinen Wesen sind erkaufte Creaturen, sind Werkzeuge des ausgemachten, des raffinirten Lasters. Sie stehen im Solde der großen Gauner und Tagediebe, denen sie den Ertrag ihres Tagewerks am Abend in die Hände liefern müssen. Sie haben ihre Herren, ihre Lehrmeister, die ihnen für ihre Bettelei durch Lächeln oder Thränen, Tanzen oder Singen etwas Brot und viele Prügel geben. Sie sind Schüler des Verbrechens, die es in kurzer Zeit so weit bringen als ihre Meister. Solcher bejammernswerthen Kleinen, solcher für alle Ewigkeit verlorenen Kinder wurden unlängst zehn auf einmal vor die Schranken des Policeigerichts zu Paris gestellt; darunter war ein Mädchen von fünf und ein Knabe von vier Jahren. Die letzten Beiden, befragt, welches ihr Gewerbe sei, erklärten mit einer Art von Selbstzufriedenheit: sie tanzten die Catarina (einen Savoyardentanz). Bei dem Mädchen fand man eine Summe von 5 Francs, obgleich es beiweitem noch nicht die Zeit der abendlichen Abrechnung war. Man bemächtigte sich auch des Gauners, der diese sämmtlichen kleinen Marionetten in Lohn und Brot erhielt. Der Kerl hieß Chemin und schien sein Metier sehr ins Große zu treiben. Sicherlich wird die pariser Zuchtpolicei gleichfalls im Großen die Repressalien gegen ihn gebrauchen.

Wahr und beherzigenswerth sind Hallam's Worte über Machiavelli. „Wenige politische Abhandlungen", sagt er, „können auch noch in heutigen Tagen mit größerm Vortheile gelesen werden, als die „Discorsi" des Machiavelli, und in dem Maße, wie der Lauf der bürgerlichen Gesellschaft nach der Democratie hinstrebt (besonders, wenn man das unvermeidliche Endresultat aller Democratie: die Subdivision in einzelne unabhängige Staaten festhält), mögen jene „Discorsi" immer größere Wichtigkeit erlangen. Die Abwesenheit aller Leidenschaft, die fortwährende Beziehung jeder öffentlichen Maßregel auf ein deutliches und unausbleibliches Ende, die Nichtachtung der vulgairen Verknüpfungen der Dinge mit Namen oder Personen, diese Eigenschaften machen ihn, den der leicht erregbare Leser viel zu kalt findet, dennoch in bedenklichen Zeiten zu einem scharfsichtigen und eindringlichen Warner, dem sein Ohr zu leihen nur Vortheil bringen kann." Sollten nicht grade unsere politischen Zeiten zu den bedenklichen gehören, zu welchen es sich doppelt verlohnte, des vielgeschmähten Machiavelli's Stimme zu vernehmen? 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 106. — 16. April 1837.

Ästhetik.

1. Die Idee des Tragischen. Eine philosophische Abhandlung. Von Aug. Wilh. Bohtz. Göttingen, Kübler. 1836. 21 Gr.
2. Über das Erhabene und Komische, ein Beitrag zu der Philosophie des Schönen von Friedr. Theod. Vischer. Stuttgart, Imle und Krauß. 1837.
3. Neue Vorschule der Ästhetik. Das Komische, mit einem komischen Anhange, von Arnold Ruge. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1837. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Drei Monographien aus dem Gebiete der wissenschaftlichen, speculativen Ästhetik. Je seltener wir im Fache der Ästhetik — in unsern Tagen dem eigentlichen Tummelplatze oberflächlicher Schönrednerei und einer gespreizten Halbgenialität — einem ernsten, wissenschaftlichen Streben begegnen, um so mehr sind Arbeiten zu schätzen, die ein solches beurkunden. Man hat dieselben dankbar und anerkennend aufzunehmen, auch wenn sie nicht unmittelbar die Wissenschaft um einen bedeutenden Schritt vorwärts bringen, sondern nur berechnet sind, bereits vorhandene Ideen auf eine faßliche und lehrreiche Weise darzulegen. Das Publicum, welches erst noch einer Belehrung solcher Art bedarf, ist bei dem ausgebreiteten Interesse, welches heutzutage den ästhetischen Gegenständen zugewandt wird, groß genug; und bei jeder neuen Anregung und sorgfältigen Behandlung wissenschaftlicher Fragen und Begriffe findet sich zuletzt doch immer auch die Wissenschaft selbst gefördert.

Was wir hier sagten, ward von uns zunächst in Bezug auf die zwei ersten der obengenannten Schriften gesprochen; die dritte nimmt noch ein höheres Interesse für sich in Anspruch, da sie ein Werk wirklicher, selbständiger Forschung ist. Allen dreien aber gebührt das Lob, daß sie von einem Standpunkte echten, philosophischen Verständnisses aus in gebildetem, geschmackvollem Vortrage mit Ernst und Fleiß die Lösung ihrer Aufgabe anstreben.

Der Verf. der ersten Schrift zeigt sich hauptsächlich durch Solger angeregt und in der philosophischen Ästhetik dieses Denkers seinen Standpunkt nehmend, obgleich er auch die neuern Forschungen, wenigstens im Allgemeinen, berücksichtigt hat. Daß er die Idee des Tragischen zu seinem Gegenstande wählte, möchte wol seinen Grund darin haben, daß bei Solger diese Idee klarer und prägnanter als andere ästhetische Ideen hervortritt, daß die Erklärung, die Solger's Philosophie für das Tragische gibt, eine befriedigendere ist als viele, als vielleicht die meisten ihrer übrigen Erklärungen. In der That ist die Idee des Tragischen recht eigentlich der Mittelpunkt, von dem aus Solger das Gebiet der Kunst, der Schönheit überhaupt erfaßt und das Wesen des Schönen sich verdeutlicht. Man kann sagen, daß sein philosophischer Standpunkt innerhalb des Kunstgebiets die Idee des Tragischen, ja, daß seine philosophische Weltansicht überhaupt eine wesentlich tragische ist. Hiermit möchte sowol die Wahrheit als auch der Mangel dieser Weltansicht richtig und bezeichnend ausgesprochen sein. Solger nämlich faßt das Göttliche oder Absolute, die religiöse, die ästhetische, die speculative Idee allenthalben in dem Momente ihres Aufgehens in das Endliche oder Irdische. Er ist durchdrungen von der großen Anschauung der Identität beider Sphären, der absoluten und der endlichen, oder der göttlichen und der menschlichen; aber, nicht bei jener positivern Einsicht angelangt, welche die Idee in ihrer Wahrheit, d. h. in ihrem Siege über das Endliche, in ihrem Sichselbstsetzen aus der Unterwerfung des Endlichen faßt, vermag er jene Identität nur dialektisch auszusprechen als ein gegenseitiges Aufgehen der Idee und des Endlichen ineinander, als den Untergang der Idee in dem Endlichen einerseits, als die Verklärung und Verherrlichung des Endlichen in der Idee andererseits. Dieser Standpunkt aber ist innerhalb des Kunstgebiets kein anderer als eben der Standpunkt des tragischen Dichters. Daher die Wahlverwandtschaft der Solger'schen Philosophie und Ästhetik zur Tragödie, deren Sinn und Bedeutung sie mit wahrhafter Tiefe auffaßt. Für die übrige Kunst hat sich Solger das Element des Tragischen, welches mehr oder weniger freilich in aller Kunst gegenwärtig sein muß, zu dem Begriffe der Ironie ausgeprägt und dadurch eine Handhabe gewonnen, an der er auch die übrigen ästhetischen Begriffsbestimmungen fassen und auf seine Weise ausführen und darstellen kann. Diese seine Weise selbst übrigens ist nirgend ohne echten Gehalt und Tiefsinn, wenn sie auch fast überall, um uns eines Göthe'schen Lieblingsausdrucks zu bedienen, das Tüpfchen auf das I zu entdecken übrig läßt.

Es zeigt von einem richtigen Takte in Hrn. Bohtz und von einer sinnigen Beschäftigung mit der Philosophie jenes seines Vorgängers, wenn er, nachdem er einmal den Standpunkt desselben mit Vorliebe sich angeeignet hatte, geradeswegs auf dasjenige Problem losging, welches in dem eigentlichen Mittelpunkte jener Philosophie seinen Sitz hat. Jeder Kenner von Solger's Philosophie wird dem Verf. zugestehen, daß dieselbe in seiner Darstellung an Deutlichkeit gewonnen hat. Nicht minder wird man ihm zugestehen, daß das eigenthümliche Verdienst jener Philosophie, insofern dasselbe in einer gründlichern Auffassung der Idee des Tragischen besteht, sowol wie sich diese Idee in Gestalt einer eigenthümlichen Kunst, der Tragödie, als auch wie sie sich als wesentliches Moment aller Kunst bethätigt, durch ihn klarer, als es in Solger's eignen Werken der Fall war, ans Licht gestellt worden ist. Allerdings hätte man wünschen können, daß das Verhältniß dieser Solger'schen Auffassung des Tragischen zu andern wissenschaftlich entwickeltern Kunsttheorien ausdrücklicher wäre dargelegt worden. Von letztern weiß sich der Verf., wenn er sie auch, wie schon bemerkt, nicht unberücksichtigt läßt, im Grunde nur Dasjenige anzueignen, was der von ihm vorgefaßten Grundansicht homogen ist, oder unmittelbar daran sich schließt. Überhaupt ist sein Gesichtskreis, wie er sich in vorliegender Abhandlung bethätigt, kein sehr umfassender. Was er einmal ergriffen hat, sowol das Philosophische, den Ideengehalt, als auch das geschichtliche und literarische Material seiner Arbeit, hat er gut und gründlich verarbeitet; aber er scheint nicht in gleichem Grade die Gewandtheit zu besitzen, sich auch des Entfernterliegenden zu bemächtigen oder dazu in ein Verhältniß zu setzen. So vermissen wir allerdings auch eine vielseitigere Beleuchtung der von dem Mittelpunkte weiter abliegenden Partien seines Gegenstandes, eine Auseinandersetzung und Erläuterung solcher Verzweigungen der tragischen Kunst, wo außer den Haupt- und Grundideen noch andere Begriffsmomente in Frage kommen. Überhaupt erweist es sich zwar der Deutlichkeit und leichten Übersichtlichkeit, aber nicht ebenso dem Reichthum und der erschöpfenden Vollständigkeit der Abhandlung vortheilhaft, wenn der Verf. sich meist nur solcher Beispiele bedient, wo die Anwendung der Principien klar und eindringlich zu Tage liegt, selten solcher, wo die Principien versteckter bleiben und hinter einem scheinbar fremdartigen Material hervorgezogen werden müssen. Bei dem Allen aber findet sich Ref. geneigt, den Werth der Schrift innerhalb ihrer Sphäre nicht gering anzuschlagen. Der Verf. ist mit warmer Liebe, ja mit Begeisterung in seinen Gegenstand eingedrungen und hat dabei mit Ruhe und Besonnenheit ihn behandelt. Dieser Verein von Eigenschaften, die man nicht eben häufig beisammen findet, kann nicht umhin, seine Darstellung zugleich anziehend und lehrreich zu machen. Der sprachliche Ausdruck ist lobenswerth und zeigt von einer edeln Bildung; er erhebt sich in einzelnen Abschnitten zu einer milden, von einem Anhauche der Poesie, von der er spricht, sanft durchwehten Wärme, ohne in den übrigen, in denen mehr eine ruhige und klar verständige Haltung vorherrscht, fühlbar zu sinken. Wir möchten das Büchlein insbesondere solchen Lesern empfehlen, denen es um einen, auf möglichst kurzem und leichtem Wege zu gewinnenden Einblick in den Mittelpunkt der von der deutschen Philosophie neuester Zeit ausgehenden speculativen Ansichten über Kunst und Poesie zu thun ist. Solchen Einblick wird diese Schrift eben darum, weil sie von einem concreten, entweder in jenem Mittelpunkte selbst, oder doch dem Mittelpunkte sehr nahe liegenden Gegenstande handelt, glücklicher und sicherer gewähren als andere, die durch eine abstractere Verhandlung von Allgemeinbegriffen dies zu erreichen suchen.

Auch der zweiten Schrift müssen wir ein in gewisser Beziehung ähnliches Lob ertheilen wie der ersten, obgleich die Eigenschaften, welche ihren Verf. auszeichnen, nicht dieselben, sondern wesentlich verschieden sind. Sie gibt der Quantität nach mehr als die erste, nicht blos insofern sie einen größern Kreis von Gegenständen umfaßt, sondern allerdings auch, insofern der Verf. seinen Gegenstand gewandter zu behandeln und eine größere Vielseitigkeit von Gesichtspunkten dafür aufzufinden weiß. Dies zeigt sich sogleich in dem Abschnitte über das Tragische, dessen Begriff Hr. Vischer unter der Kategorie des Erhabenen abhandelt. Dieser Abschnitt (Ref. hält ihn für den vorzüglichsten des Buches) wird trotz seines geringern Umfanges durch die Abhandlung des Hrn. Bohtz nicht überflüssig gemacht. Er kann vielmehr in manchen seiner einzelnen Bemerkungen zu deren Ergänzung dienen, wiewol auch er jene Untersuchung noch lange nicht erschöpft. Auch der philosophische Standpunkt des Verf. ist ein anderer, scheinbar höherer und selbständigerer als der des Hrn. Bohtz. Es ist derselbe ein seiner allgemeinsten Grundidee nach von Hegel entnommener; jedoch nicht der eigne Standpunkt Hegel's in seinen Vorlesungen über Ästhetik, mit deren Gedankengange sich vielmehr Hr. Vischer ausdrücklich nicht einverstanden erklärt, sondern ein aus den Grundbegriffen von Hegel's System, sowie der Verf. dieselben aufgefaßt, von ihm selbst abgezogener.

Könnte man vielleicht aus dem eben Gesagten auf eine größere eigne Productivität des Verf. dieser zweiten Schrift schließen, so entspricht jedoch die Ausführung dieser Erwartung nicht ganz. Der Verf. hat nicht sowol Hegel's Ideen von dem Punkte aus, wo er dieselben gefaßt, selbständig fortentwickelt, als vielmehr nur Ansichten, welche über die Gegenstände, von denen er handelt, schon vorhanden und ausgesprochen waren, aus einigen der bessern Werke (insbesondere aus Jean Paul's „Vorschule") zusammengesucht und sie nicht ohne Geschick und Gewandtheit zwar, und daher auch nicht ohne glücklichen Erfolg im Einzelnen, aber doch ohne gediegene wissenschaftliche Haltung im Ganzen, der Hegel'schen Grundidee, so gut es gehen wollte, angepaßt. Daraus sind denn an mehren Stellen, und zwar hin und wieder grade an den wichtigsten und entscheidendsten, Ergebnisse hervorgegangen, die wunderlich genug klingen und von denen schwerlich zu erwarten ist, daß die wirkliche Philosophie

Hegel's sie für die ihrigen wird anerkennen wollen. Um hiervon Ein Beispiel statt vieler andern anzuführen, so verweisen wir zu diesem Behufe auf die Definition, die der Verf. von einem der Hauptgegenstände seiner Schrift, von dem Begriffe des Komischen gibt. Dieses soll nach ihm (S. 184) „der absolute Taumel" sein, „worin nichts Festes, Absolutes geduldet wird; wo nichts sich erhält als die absolute Freiheit und Frechheit des mit Allem spielenden, lachenden Subjects". Gegen diese Definition macht zwar der Verf. sich selbst den Einwurf, sie scheine auf die von Hegel so nachdrücklich zurückgewiesene Vorstellung der romantischen Schule von der Ironie hinauszukommen. Aber der „große Unterschied" soll dieser sein, „ob dieser Standpunkt, der es der Willkür des Subjects überläßt, jede feste Bestimmung nach Belieben auf- und untertauchen zu lassen, zum Princip der ganzen Ästhetik erhoben, oder ob es blos dem komischen Gebiete vindicirt wird". Wir haben guten Grund, zu zweifeln, ob Hegel diesen sogenannten Standpunkt auch nur als Princip des Komischen gelten lassen würde. Denn auf diese Weise bliebe ja gänzlich unerklärt, wie das Komische noch irgend eine Gemeinschaft mit dem Schönen, dem sonstigen Gegenstande der Ästhetik, haben, wie an ihm sich ein nur nicht ganz verwahrloster Mensch erfreuen kann. Das Princip des Komischen fiele offenbar zusammen mit dem Principe entweder des Gemeinen und Schlechten, oder gar des Häßlichen und Bösen. Hier nämlich hat jene Lust der völlig losgebundenen, nichts Wahres und Würdiges, nichts Hohes und Edles kennenden Subjectivität ihren Platz, die uns der Verf. (nicht seiner Gesinnung nach, diese ist unstreitig besser als seine Theorie) für die ästhetische Lust am Komischen einschwärzen möchte. Es hilft dem Verf. auch nichts, wenn er sich weiterhin (S. 186) auf Hegel's Bezeichnung des Standpunktes der Aristophanischen Komödie in der „Phänomenologie" beruft. Diese nämlich schildert jenen Standpunkt des „Verrathenseins der Substanz an das Subject" als einen Standpunkt des Übergangs aus dem in die Bildlichkeit der mythischen und Kunstreligion versenkten Bewußtsein zu jenem höhern und freiern Bewußtsein des Geistes, welches gleichzeitig in der griechischen Philosophie aufdämmerte und später in dem Christenthume seinen eigentlichen Boden fand. Dieses höhere Bewußtsein ist es, was, obgleich nur noch in negativer Gestalt gegenwärtig, noch so zu sagen latent, der Aristophanischen Komödie ihre ästhetische Würde gibt. Auf entsprechende Weise hätte auch unser Verf. in der Komik überhaupt erstens den Untergang nur eines solchen, das wirklich der Nothwendigkeit des Untergangs verfallen ist, sodann zweitens die Genesis eines höhern Positiven nachweisen müssen, wenn er seine Definition gegen den Vorwurf der Frivolität hätte sichern wollen, gegen den er sich zwar sträubt, aber, wie seine Worte vorliegen, vergeblich sträubt.

So arge Misgriffe, wie der hier ausgehobene — der übrigens, wie wir gern bekennen, wenn nicht der einzige, so doch der auffallendste dieser Art in dem Buche ist — müssen freilich den Werth dieser Schrift ebenso weit, wo nicht weiter, unter den Werth der erstgenannten herabsetzen, wie sie andererseits durch die größere Gewandtheit und Vielseitigkeit der Behandlung sich über sie zu erheben schien. Nichtsdestoweniger ist auch in ihr ein reger, lebendiger Sinn für das Ästhetische und auch bis zu einem gewissen Grade für philosophische Ideen, insbesondere aber ein glückliches Talent der Darstellung nicht zu verkennen. Letzteres macht diese Schrift mehr noch zu einer angenehm unterhaltenden als zu einer eigentlich belehrenden Lecture, läßt aber für zukünftige Leistungen des Verf., insbesondere wenn es demselben gelingen sollte, einen gewissen Leichtsinn und die Neigung, allzu schnell mit einem Gegenstande fertig zu werden, abzuthun, günstige Hoffnung fassen.

(Der Beschluß folgt.)

Über das literarische Eigenthum.

Die „Gazette des tribunaux" enthält einen zweiten Artikel aus der Schrift des Generaladvocaten Berville über das literarische Eigenthum, dessen summarischen Inhalt, da wir bereits den ersten Artikel als von mehren Seiten wichtig in Nr. 85 d. Bl. mittheilten, wir gleichfalls unsern Lesern nicht vorenthalten wollen. „Wenn es gewiß ist", fährt Berville fort, „daß mit der Herausgabe der besondere Besitz des Manuscripts erlischt (expire), da das im Druck erschienene Buch nunmehr ein öffentlicher Gegenstand geworden, so ist damit keineswegs behauptet, daß nun auch das Recht des Verf. für das Künftige erloschen sei und er von nun an keine Frucht seiner Arbeit mehr zu erwarten habe. Dies wäre ja die Ungerechtigkeit selbst, weil alle Arbeit ihren Lohn verdient. Das Publicum, welches von dem Autor in dem Werke das Product seiner Intelligenz bezogen hat, ist ihm den Preis dieser Aufopferung und Gabe schuldig; außerdem würde es ja zu gleicher Zeit in dem Besitz der Sache und des Preises sein, was eine schreiende Ungerechtigkeit wäre. Weit entfernt also, daß das Recht des Autors erlöschen sollte, verändert es vielmehr nur seine Natur; dabei bleibt es ebenso heilig als früherhin. Vor der Herausgabe besaß der Verf. sein Manuscript als Eigenthum, nach derselben hat er für die Veröffentlichung die Belohnung zu fodern, oder wenn man will, seinen Preis, seinen Lohn. Dergestalt unterscheidet sich das Verhältniß des Autors nicht im Wesentlichen von dem anderer Personen, die gleichfalls vom Ertrag der rein intellectuellen Arbeit leben müssen, z. B. der Ärzte, der Advocaten, der Professoren u. s. w. Oder wollte man etwa behaupten, daß die Anstrengungen und Bemühungen dieser Leute nicht eben sowol als ein Buch, Werke des Gedankens, Producte der Intelligenz seien?"

„Es bietet sich hier die Frage dar; woher soll aber dieser Preis, dieser Lohn für den Autor kommen? Der Arzt, der Advocat, der Professor arbeiten für Privatleute, von denen sie für ihre Bemühungen bezahlt werden; der Schriftsteller arbeitet für das Publicum. Soll ihn dieses als solches bezahlen? ihm etwa sein Werk abschätzen lassen und alsdann ihm eine Anweisung an den öffentlichen Schatz geben? O, dann würde alles Gold von Peru nicht hinreichen, um unsere Autoren zu besolden! Und wer soll der Abschätzer sein?"

„Hiermit aber stehen wir grade bei der eigentlichen Hauptfrage. Es handelt sich nämlich nun nicht mehr um die Unangemessenheit, dem Schriftsteller das Eigenthumsrecht an eine öffentliche Sache zu sichern, sondern um die entsprechende Anordnung und Constatirung des Lohns, den er dafür, daß er sein Privatgut zum öffentlichen Eigenthum gemacht hat, mit Recht in Anspruch nehmen kann. Eine dahin gehörige Ausgleichung ist durch das Gesetz von 1793 vorge-

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 107. — 17. April 1837.

Ästhetik.

(Beschluß aus Nr. 106.)

Wir kommen endlich zu der dritten Schrift, der „Neuen Vorschule" des Hrn. Dr. Ruge. Diese zeichnet sich vor beiden vorigen dadurch aus, daß sie aus einem vollständigen und gründlichen Studium nicht blos eines oder des andern, sondern aller nähern Vorgänger des Verf. und aus dem, bei gediegener Durcharbeitung des Gegenstandes selbstempfundenen Bedürfnisse hervorgegangen ist, die Lücken, welche diese Vorgänger gelassen, auszufüllen und ihre Irrthümer zu verbessern. Sie ist darum als ein eigentliches Werk der Forschung anzusehen und ein anderer Maßstab der Beurtheilung an sie zu legen als an jene beiden. Einen solchen anzulegen, wird indeß Ref. insofern keinen Beruf zu haben scheinen, da er hier vielmehr Partei als Richter ist. Unter den Vorgängern nämlich, denen der Verf. die sorgfältigste und genaueste Berücksichtigung widmet und auf deren Leistungen er fortbaut, befindet sich Ref. selbst, welcher dies Hrn. Ruge um so mehr und um so lebhafter danken muß, je deutlicher er jetzt einsieht, wie sehr sein Werk über Ästhetik bei der großen Unvollkommenheit seines sprachlichen Ausdrucks, der leider sein Verständniß so sehr erschwert, einer solchen Nachhülfe und Nachbesserung bedarf, wie ihm Hr. Ruge zu Theil werden läßt, wenn die in ihm niedergelegten Ideen eines allgemeinern Eingangs sich erfreuen sollen. Hr. Vischer, der sich zu Überwindung jener Schwierigkeiten nicht aufgelegt fühlte, hat jenes Werk unter ziemlich barschen Ausdrücken auf die Seite zu werfen beliebt. Hätte er die Schrift des Hrn. Ruge schon benutzen können, so würde ihm durch sie wenigstens der Vorwand entzogen worden sein, dessen er sich jetzt bedient, um die Belehrung, die er aus dem Werke des Ref., wol nicht zum Nachtheil des seinigen, hätte schöpfen können, von sich zu weisen.

Hrn. Ruge's Stellung auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Ästhetik ist insofern eine ähnliche wie die des Hrn. Vischer, als auch er, was das Allgemeine des philosophischen Standpunkts betrifft, sich zu Hegel bekennt, aber in der speculativen Entwickelung der ästhetischen Begriffe selbst nicht Hegel folgt, sondern seinen eignen Gang geht. Aber wenn Ref. das Urtheil ausspricht, daß er dieses auf weit gediegenere und gründlichere Weise thut als Hr. Vischer, so darf er mit Zuversicht hoffen, daß jeder einsichtige Leser beider Schriften in dieses Urtheil einstimmen und nicht etwa dasselbe auf Rechnung des Umstandes bringen wird, daß Hr. Ruge in diesem seinem Gange näher als Hr. Vischer mit Ref. zusammentrifft und gerechter gegen des Letztern Arbeit ist. Der Weg nämlich, auf welchem Hr. Ruge zu seinem Hauptgegenstande, dem Begriffe des Komischen, gelangt, ist, wie auch von ihm ausdrücklich anerkannt wird, in allen Hauptmomenten derselbe, den Ref. in seiner systematischen Darstellung der Ästhetik gegangen ist. Mehr als ein Drittel des Buches ist der Auseinandersetzung der im „Systeme der Ästhetik" überhaupt dem Begriffe des Komischen vorangehenden und die Bedingung seines Verständnisses ausmachenden Begriffsbestimmungen gewidmet. Es wird uns vorgeführt erstens der Begriff der Schönheit überhaupt als „erscheinender Idee" im Gegensatze zur Wahrheit als „gedachter Idee"; sodann die Steigerung der Schönheit von ihrem Dasein in unvollkommener Unmittelbarkeit (als solches Dasein faßt Hr. Ruge die „Naturschönheit", Ref. aber die „Phantasie") durch ihre „Selbstbefreiung" in den Begriffen der Erhabenheit, der Häßlichkeit und des Komischen, zum vollkommenen Dasein, welches sie in der Gestalt des Ideals hat. Den Begriffen des Erhabenen und des Häßlichen, als den nächsten und eigentlichen Vorgängern des Komischen, wird eine ausführlichere Betrachtung gewidmet. Aus dieser Betrachtung erwächst dann dem Verf. die, dem Sinne nach mit der Definition, die Ref. für das Komische gegeben hat, daß es die „aufgehobene", oder vielmehr die „sich selbst aufhebende Häßlichkeit" sei, übereintreffende, aber glücklicher noch von ihm ausgedrückte Definition (S. 107) des Komischen. Das Komische nämlich ist ihm „die Erheiterung, Wiedergeburt aus der Trübung, eine wiederaufblickende Schönheit, der Geistesblitz der Besinnung in den getrübten Geist".

Zu einer ausführlichen Discussion der Punkte, welche in dieser allgemeinern Verhandlung, ebenso wie auch weiterhin in der speciellern, zwischen dem Verf. und Ref. noch streitig bleiben, möchte hier der Ort nicht sein. In vielen Einzelheiten ist Letzterer gern bereit, Hrn. Ruge's Ausstellungen gegen sein früheres Werk als gegründet anzuerkennen. Zu deutlich ist er sich bewußt, wie sehr er

bei Abfassung desselben noch mit dem Ausdrucke zu ringen hatte, als daß er sich einbilden könnte, überall den richtigen getroffen zu haben. Hr. Ruge hat sehr Recht, darauf zu dringen, daß es nicht damit abgethan sei, das Rechte zu meinen, sondern daß es gelte, es zu sagen; und so ist es denn ihm, der die Gabe eines scharfen, so klaren als geistreichen philosophischen Ausdrucks in nicht geringem Grade besitzt und bethätigt, an mehr als einer Stelle ohne Zweifel gelungen, das Rechte, was Ref. nur gemeint hatte, zu sagen. Den Grundmangel indeß, den der Verf. (S. 20 fg. u. a.) in der „Ästhetik" des Ref. zu bemerken glaubt, kann Ref. nicht zugestehen. Zu einem Dualismus der Art, welcher die Wirklichkeit außerhalb des Gedankens, des vernünftigen, speculativen Gedankens setzt, hat er sich nirgend, auch in der „Ästhetik" nicht, bekannt, vielmehr stets auf das ernstlichste dagegen protestirt. Das eigentliche Moment der Differenz, welches noch zurückbleibt, auch wenn wir Alles, was nur auf den Ausdruck geschoben werden kann, abrechnen, möchte vielmehr in demjenigen Begriffe zu suchen sein, welchen Ref. (leider freilich nicht ganz mit der Klarheit, welche er jetzt vielleicht dieser Auseinandersetzung würde geben können) als das Moment des Irrationalen oder Incommensurablen der schönen Erscheinung in ihrem Verhältnisse zur Idee der Wahrheit und zum begreifenden Denken zu bezeichnen versucht hat („Ästhetik", Thl. I, S. 130 fg.). Durch diese Begriffsbestimmung wird keineswegs ausgeschlossen, daß nicht alle Schönheit in dem Geiste, in dem Gedanken als solchem ihren Sitz habe, inwiefern nämlich der Geist sein Object, die Natur, nicht außer sich hat, sondern mit der Natur identisch ist, also in dem absoluten Geiste. Es hat vielmehr Ref. von vorn herein (ebendas., S. 69 fg.) als das Element der Schönheit die Phantasie bezeichnet, von welcher doch wol Niemand bezweifeln wird, daß sie dem Geiste, dem Gedanken angehört, obgleich sie dem Begriffe gegenüber etwas Incommensurables ist. Eben dieser Begriff des Irrationalen aber fehlt bei Hrn. Ruge. Aus diesem Grunde können wir nicht umhin, namentlich den Abschnitt über das Erhabene ebenso unsererseits unbefriedigend zu finden, wie Hr. Ruge seinerseits denselben in der Arbeit des Ref. unbefriedigend gefunden hat. Was Hr. Ruge in diesem Abschnitt sagt, reicht keineswegs hin, das Erhabene als ästhetisches, sondern nur dasselbe als geistiges Moment überhaupt zu bezeichnen. Er sieht dies im Grunde auch selbst ein; aber es befremdet, wenn er die Einverleibung jenes Begriffs in die Ästhetik durch die bloßen Worte: „Erscheinen" und „Gleichniß", abgethan meint, welche er zu seiner außerästhetischen Bezeichnung der Erhabenheit äußerlich hinzubringt. Höchlich erfreut dagegen hat den Ref. Hrn. Ruge's Zustimmung zu seiner Abhandlung des Begriffs der Häßlichkeit und die eigne treffliche Ausführung, die er von diesem wichtigen, bisher so sehr vernachlässigten Begriffe gibt.

Nicht minder verdienstvoll ist die ungemein reichhaltige und sorgfältig ausgearbeitete Abhandlung des Komischen selbst. Der Verf. gibt erst, noch in demselben Abschnitte, in welchem er die Begriffe der Erhabenheit und der Häßlichkeit abgehandelt hat, eine Darlegung des Komischen als Allgemeinbegriffs; sodann geht er in dem folgenden Abschnitte zu einer Ausführung der „komischen Wirklichkeit" über, welche er in einer Dreiheit von Stufen oder auseinander sich entwickelnden Formbildungen als Witz, Humor und komische Kunst vorführt. Als die Wirklichkeit nämlich des Komischen betrachtet der Verf. mit Recht nicht das Dasein des äußern Gegenstandes, über den wir lachen, sondern die Gesammtkette der Wirkungen, die entweder von diesem Gegenstande aufwärts bis zu dem höchsten Selbstbewußtsein des Geistes in seiner absoluten Freiheit, oder von diesem Bewußtsein abwärts in der Production einer komischen Gegenständlichkeit gehen. (Vgl. die trefflichen Bemerkungen S. 138 fg. über die Art und Weise, wie eine und dieselbe Handlung oder Äußerung, wenn sie unbewußt erfolgt, eine lächerliche, wenn mit Bewußtsein, eine witzige ist.) Sehr gelungen ist die Exposition (S. 118 fg.), wie das Moment der Komik als solcher nicht einseitig in der Objectivität beruht, sondern nur in dem Ineinanderschlagen des objectiven und subjectiven Moments erzeugt wird. Die wahre Erklärung des Komischen ist allerdings nicht draußen in der äußern Welt, sondern inwendig im Geiste zu suchen; freilich nicht in dem von seiner Gegenständlichkeit entleerten, sondern in dem mit der Natur identischen Geiste. Nur dies scheint uns ein Fehlgriff, daß der Verf. hin und wieder das komische Object, insofern es von dem Subject abgesondert betrachtet wird, gradehin als das Häßliche bezeichnen zu wollen Miene macht, während wir doch im Leben über einen häßlichen Gegenstand nur dann lachen, wenn seine Häßlichkeit eine gebrochene, oder sich selbst vernichtende, also nicht wirkliche Häßlichkeit ist. Hier scheint zu wenig berücksichtigt, wie jede der beiden Seiten des Komischen für sich selbst schon das Ganze ausdrückt; wie also jene Aufhebung der Häßlichkeit, worin die Komik besteht, ebenso sehr in dem Object wie in dem Subject vorgehen muß. Dieser Umstand, auf welchen der Verf. selbst zwar auch hier schon (vgl. S. 125) in gewissem Sinne zu dringen scheint, aber den er nicht genug berücksichtigt hat, wird am vollständigsten an dem Begriffe deutlich, den er weiter unten (S. 207 fg.) sehr gut abhandelt, dem Begriffe des Naiven. So auch vermissen wir in der Abhandlung des Allgemeinbegriffs allerdings eine Erklärung der physischen Erscheinung des Lachens. Wir meinen nicht eine physiologische Erklärung, welche die Affection des Körpers beim Lachen in ihrem physischen Zusammenhange, wol aber eine psychologische, welche den Grund und die Nothwendigkeit, weshalb grade hier solche Affection überhaupt eintritt, darlegen müßte. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir den Grund auch dieses Mangels in der vorherrschenden Hinneigung der Theorie des Verf. zu dem idealistischen Momente suchen.

Was nun aber die weitere Verhandlung über die Stufenreihe der Momente betrifft, in denen sich das Komische productiv verwirklicht, so freut sich Ref., so gut wie durchgehends sich damit in Übereinstimmung und

durch sie seine eigne Darstellung in wesentlichen Momenten erweitert, ergänzt, berichtigt zu finden. Mit einer wahrhaft lehrreichen Ausführlichkeit geht der Verf. alle Erscheinungen und Thätigkeitsweisen des das Komische producirenden Geistes durch, insbesondere die allgemeinern und durchgreifendern, welche nicht blos der Kunst, sondern dem Leben als solchem angehören. Nur in Bezug auf die eigentliche Kunst des Komischen, namentlich die dramatische, die eigentliche Komödie, hätte man, nachdem der Verf. einmal diesem Gegenstande ein so reiches und gründliches Studium gewidmet hatte, eine noch größere Ausführlichkeit wünschen können. Vielleicht, daß Hr. Ruge später einmal in einem andern Zusammenhange darauf zurückkommt. Ch. H. Weiße.

Auszug aus einem Briefe über Tieck's „Der junge Tischlermeister".*)

Man weiß es nie genauer, ob etwas den Eindruck eines Ganzen auf uns gemacht hat, als wenn man es in fast ununterbrochener Folge in sich aufnimmt. Nach langentbehrtem und doch so unentbehrlichem Zustand, mich wieder einmal im Zusammenhang auf Eins concentriren zu können, las ich in dieser Weise den „Jungen Tischlermeister". Nachdem ich die Novelle gelesen, die Betrachtungen über so viele Zustände der Kunst, des Wissens und Lebens oft doppelt gelesen, war mir es, als hätte ich etwas erlebt, was für einen mir befreundeten Menschen ein lehrreicher und abgeschlossener Lebensabschnitt sei, welcher auf sein ferneres Leben einwirke, wie ein schönes, wohlthätiges, nicht allzu stürmisches Morgengewitter auf einen hellen milden Sommertag. Die aus dem Leben gegriffenen, selten ergriffenen, am seltensten mit dieser Tiefe, diesem Geist und Scharfsinn begriffenen Stoffe zu Betrachtungen; das Eindringen in die oft nur scheinbaren Wirren und unerschöpflichen Zusammenhänge der Natur des Menschen, seiner Licht- und Schattenseiten; die geheimnißvollen Verzweigungen und Entwickelungen der Erlebnisse, welche die Schicksale der Menschen bilden und für die blinde mehr noch sich selbst vollendende Welt an meistens unsichtbaren Fäden hängen; das Seltsame, Wunderliche, Unheimliche, was in jedes Menschen Brust lauert; die Zufälligkeiten, welche durch die Welt irren und doch nur nothwendige Wirkungen bestimmter Ursachen sind, wodurch Zustände herbeigeführt werden, welche oft der Mensch nicht wollte, auch, wäre er nicht erst im Bilden und Werden begriffen, sich ihnen nicht überliefern sollte, ja durch welche oft selbst Der, welcher sich fertig dünkt, geliefert ist: — Alles das lebt und webt und durchwebt sich in diesem Buche zu einem leben- und geistvollen Ganzen, gleichsam der Lehrzeit einer edeln ethischen Natur, welche, in den Kreislauf eines bunten, oft bedenklichen, Treibens hineingezogen, grade dadurch zur Ruhe, Sicherheit und Einheit, zur Erfüllung eines menschlich und bürgerlich schönen Daseins gelangt.

Nur eine Färbung vermißt man in dem Gewirre, das in ihm und um ihn bräut, und dem er sich auch ergibt, eine Regung, welche bei einem zarten und edeln Gemüthe, wie das Leonhard's ist, ebenso menschlich schön und wahr als nothwendig erscheint, das Gefühl, an seinem guten vertrauenden Weibe einen Verrath begangen zu haben. Man vermißt jenen natürlichen und versöhnenden Vorwurf seines innern ethischen Gewissens, nicht seines äußern, von menschlichen Gesetzen und Ordnungen abhängenden. So schön, rein und wahr, gleich dem Morgenroth des Himmels an einem schönen Maitag, Leonhard's Jugendliebe zu Kunigunden ist, und das Losreißen von ihr in dem Moment ihrer unbefangenen, kindlich seligen Hingebung erscheint, so gewiß ein Wiederaufsuchen kommen mußte, ein Wiederauffinden kommen durfte, so gewiß widersteht die darauf folgende Katastrophe aller ethischen Erwartung und Empfindung.

Wie schön, wie beruhigend ist am Schlusse die Wiederkehr des Bildes, womit die Novelle beginnt. Welcher herzinnige Friede kehrt in uns ein, wenn wir Leonhard unter dem Schatten desselben Nußbaums, unter welchem er einst träumerisch und beklemmten Herzens gestanden, von jenen Zuständen, welche ihn einst fast zu ängstigen schienen, heimisch befeligt erblicken. Kann er das aber so ganz ohne schmerzliche, wehmüthige Rückerinnerung?

„Warum es grade ein Tischler sei?" hörte ich fragen; „warum nicht ebenso gut (?!) Jemand aus den höhern Ständen, etwa ein Baurath, ein Archivrath? was bei seiner ungewöhnlich feinen Bildung doch weit natürlicher wäre!" O ihr natürlichen Unnatürlichen! Abgesehen von der Erlaubniß der, mit ihren Gaben nicht aristokratisch wuchernden Natur und von der Licenz der Dichter, welche die Wahrheit der Natur zu Tage fördern, ein solches Naturell aus dem Handwerkerstande hervorgehen zu lassen, war die Wahl des Tischlers die passende und poetische und zugleich zu diesem Zweck dienliche. Welche unsaubern und unästhetischen Zustände haben die meisten Gewerbe im Gefolge, die den Umgang mit Vornehmern gradezu ausschließen! Und was wäre aus den schönen lehrreichen Contrasten geworden, welche aus diesem Umgang hervorgehen, wäre der Held ein langweiliger, moderner Herr Geheimarchivar?! Zu welchen lebensweisen und lebenswahren Betrachtungen führen diese Schilderungen, welche jetzt noch mehr an der Zeit sind, als sie es im J. 1795 waren. Damals hatte Schwärmerei für Freiheit und Gleichheit rasch gebrechliche Flugbrücken zwischen den Ständen gebaut; jetzt, wo der Adel zwar zeitgemäß für aufgeklärt gelten und vor allen Dingen sich amusiren will, aber doch beiher mehr als je Vorzüge und Vortheile ausschließlich in Anspruch nehmen möchte, jetzt macht er hier und da irgend einen Herrn Rath zur schmalen Eselsbrücke zwischen sich und der bürgerlichen Welt, räumt dieser aber gewiß keine Ebenbürtigkeit mit seinem sublimen Geist und Stoff, noch in der Concurrenz mit den Stellen ein, welche ihm, dem gleichsam Erstgeborenen im Staate, gebühren. Nur ausnahmsweise füllt Vorurtheilslosigkeit, Liebe, Achtung, Vertrauen und wahre Bildung den sonst bodenlosen Abgrund aus, und dieses weltbürgerliche, versöhnende Werk übernimmt diese anmuthvolle, geistreiche und trotz aller hereinblickenden gespenstischen und unheimlichen Seiten des Lebens und der Menschennatur doch heitere Novelle. — —

Meine Feder ist nicht würdig, Tieck's Sünden zu rügen, geschweige sein Gutes und Ewiges im rechten Lichte darzustellen. Es muß allerdings sehr schmerzlich für ihn sein, jetzt von allen Seiten von bissigen Hunden angepackt zu werden. Nur eine Art, ihm zu Leibe zu gehen, hat mir gefallen, im (wenn ich nicht irre) „Mitternachtsblatt": „Er sei nun der Erste, auf ihn sähen Alle, von ihm erwartete man Alles und das Beste, er müsse nun aufhören zu spielen, was ihm bisher vergönnt gewesen wäre, sich erheben u. s. w. Man könnte ihn mit seinen eignen Worten zurufen:

Steig' auf in der alten Pracht."

154.

*) Vergl. einen größern Aufsatz hierüber in Nr. 72—75 d. Bl. D. Red.

Notizen.

Man könnte eine Geschichte der Honorare, der hohen sowol als der niedrigen, schreiben, welche verdiente und unverdiente Gelehrte empfingen. Eine solche müßte sicherlich von großem Interesse sein, wenngleich sich dabei zuweilen das Herz verletzt fühlen und der Geist empören würde. So z. B. bei einer Parallele wie diese, daß Milton für sein mühsam an den Verleger gebrachtes „Verlorenes Paradies" nur wenige Pfund, dagegen Müllner, hausbackenen Andenkens, für seine „Albaneserin" 3000

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 108. — 18. April 1837.

Briefwechſel zwiſchen Auguſt Graf von Platen und Johannes Minckwitz. Nebſt einem Anhange von Briefen Platen's an Guſtav Schwab und einem Facſimile Platen's. Leipzig, Kummer. 1836. Gr. 12. 22 Gr.

Kurze Zeit nach dem Tode des Grafen Platen rühmte ſich Hr. Johannes Minckwitz in öffentlichen Blättern, mit dem Dichter, den er höchſt unpaſſend den „größten ſeit dem Wiederaufleben der Wiſſenſchaften" nannte, bis zu deſſen Ableben in genauen Beziehungen geſtanden zu haben, und verhieß die Herausgabe der mit demſelben gewechſelten Briefe. Dieſe ſind in dem vorliegenden, durch alle Künſte der Buchmacherei zu einem Bändchen aufgeblaſenen Büchlein mitabgedruckt und zeigen nur, wie das nicht eben vertrauliche, in gewiſſer Hinſicht blos geſchäftlich zu nennende Verhältniß zwiſchen dem Grafen und dem ſich anbietenden Hrn. M. entſtand und bis zu des Erſtern Tode ſich fortſpann. Geſunder Sinn und Gefühl für Schicklichkeit mußten jedenfalls von Herausgabe dieſer, wahrlich nicht eben intereſſanten, mitunter ſogar höchſt unbedeutenden Briefe abmahnen. Wen ſollen die Klätſchereien, Schulfüchſereien, beſchränkten Anſichten, kecken Abſprechereien und Selbſtbeliebäugelungen eines unbedeutenden, einſeitig gerichteten jungen Menſchen intereſſiren? Aber dieſer, den ein ungemeſſener Dünkel über ſeine Kraftloſigkeit täuſcht, und dem die fixe Idee: Rache zu nehmen an den Feinden des gräflichen Dichters, vollends alle Beſonnenheit raubt, geht noch weiter, ſucht ganz eigentlich Skandal, bewirft durch Geiſt und Talent ausgezeichnete Männer mit Koth und reitet ſogar auf dürrem, ſteifem Sandgaul gegen die gewandten Reiter der Tagesliteratur an, ihren witzblanken und ſcharfen Waffen den Schulmeiſterbakel entgegenhaltend, gegen ihren Geiſt ſeine Geiſtloſigkeit aufweiſend. Die Sache des Grafen Platen wäre unrettbar verloren, wenn ſie durch einen ſolchen Ritter erſt verfochten werden müßte.

Das Urtheil der wahrhaft Gebildeten, ungeirrt und unbeſtochen von dem Geſchrei der in Lob und Tadel gleich übertreibenden lauten Wortführer des Tages, hat über Platen im Allgemeinen längſt feſtgeſtanden. Bald wird von Berufenen ihm in der Reihe der Dichter die Stelle angewieſen ſein, welche ſeinem ſchönen Talente gebührt. Der Neid, der Haß und die Feindſchaft früherer Jahre ſind ſo gut wie verſtummt, ihre einzelnen Stimmen, die ſich etwa noch vernehmen laſſen, verhallen unbeachtet. Dem mit vielen Erforderniſſen eines ungewöhnlichen Beginnens ausgerüſteten Dichter muß kein Geſitteter mehr in das Grab nachrufen, er habe die höchſten Erwartungen getäuſcht; hat er doch große gerechtfertigt. Es bleibt vielleicht ewig unentſchieden, ob nicht die dem Dichter immer klarer gewordene Überzeugung von der Unmöglichkeit, die früher gemachten Verheißungen von lange nachklingenden, unvergänglichen Werken zu erfüllen, mehr ſeinen Geiſt umnachtet und ſein Talent gelähmt habe als der Mangel an allgemeiner Anerkennung, den er ſo ſchwer empfand. Übrigens muß es allerdings als eine große Schwäche des Grafen angeſehen werden, daß er ſich nicht über harte und ungerechte Urtheile hinwegzuſetzen und, des Beifalls vieler Beſſern ohnehin gewiß, als echter Künſtler in der Seligkeit des Schaffens allein ſchon die höchſte, durch nichts getrübte Wonne zu empfinden vermochte. Wird man in den letzten Hervorbringungen Platen's, der bereits die Tag- und Nachtgleiche des Lebens überſchritten hatte, eine Abnahme der dichteriſchen Kraft gewahr, zeigt ſelbſt die Form nicht mehr durchgängig die frühere Vollendung, ſo kann man außer andern Umſtänden, die nachtheilig eingewirkt haben mögen, ſicher auch das lange einſame Herumſchweifen des Dichters in einem fremden Lande, ſein Aufgeben faſt aller künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Beziehungen mit der Heimat in Anſchlag bringen. Sagt er doch ſelbſt in einem Briefe aus München vom 24. Jan. 1834 (S. 9): „die deutſche Literatur der letzten ſechs oder acht Jahre iſt mir vollkommen unbekannt". Genug, hat ſeine Zeit an Platen auch Manches verſchuldet, er hat größeres Unrecht an ihr gethan. Wenn nach Schiller's vielgebrauchtem Ausſpruche Der für alle Zeiten lebte, der den Beſten ſeiner Zeit genug gethan hat, ſo kann man in dieſer Hinſicht den verewigten Grafen nur glücklich preiſen. Viele der achtbarſten Zeitgenoſſen haben ſeinem bedeutenden, anfangs vielleicht ſogar etwas überſchätzten Talente freudig gehuldigt. Selbſt Hr. Johannes Minckwitz, der, wol nur um ſich wichtig zu machen, immer thut, als ob er der Einzige oder mindeſtens der Erſte unter den ſehr Wenigen wäre, die „dieſen großen Genius mit Liebe umfaßt" haben und zu beurtheilen verſtehen, und die ganze Welt in dieſem Punkte für dumm, ver-

stockt und schlecht ausschreit, muß dies zugeben. Er, der über alles den Leistungen Platen's gespendete Lob wie über allen denselben zu Theil gewordenen Tadel ordentlich Buch und Rechnung führt, nennt beiläufig eine Reihe der trefflichsten, in Kunst und Wissenschaft ausgezeichneten Männer, welche das Talent des Grafen anerkannten. Unter diesen befinden sich August Böckh, Göthe, Gottfried Hermann, Leo, Rückert, Schelling, Gustav Schwab (den von diesen mitgetheilten Briefen Platen's sind noch die Namen von Gries, Uhland und Umbreit zu entnehmen), Thiersch, L. Tieck u. A. Wie viele dem Dichter gewogene Achtbare mag es noch geben, deren Stimmen nicht zu dem Ohr des Hrn. Johannes M. drangen.

Ich kann, des karg bemessenen Raumes d. Bl. keinen Augenblick uneingedenk, das im Eingange ausgesprochene Urtheil nur andeutend im Verlaufe dieser Anzeige belegen. Gutmüthige Leute mit breiweichen Seelen, die dasselbe doch zu hart finden sollten, mögen an das Lesen des Büchleins selbst gehen; der Ekel und die Langeweile, die sie dabei empfinden werden, wird die beste Rechtfertigung des Gesagten sein. Das vorliegende Büchlein liefert in seiner Erbärmlichkeit den Beweis, wie in unserer Zeit alle Extreme zum Vorschein kommen, die seltsamsten Tendenzen auftauchen und neben der höchsten Cultur, die gleichsam die ganze uns umgebende Atmosphäre schwängert, in dem Gebiet der sogenannten schönen Wissenschaften eine, vergangener Jahrhunderte würdige Uncultur noch fortbesteht, die den Glauben an das Fortschreiten der Zeiten fast als einen bloßen Wahn erscheinen lassen könnte. Selbst die besonnene Kritik hält sich nur mit Mühe in den von ihr geachteten Schranken, wenn die absolute Nichtigkeit mit kecker Anmaßung sich unterfängt, das Urtheil der Jüngern und des großen Haufens leiten zu wollen, und überläßt dem Spott, der ihnen mit geschwungener Geißel nachläuft, Diejenigen, denen es wie dem Herausgeber beliebt, ihren Namen unbesonnen der Schmach zu weihen. Ich weiß den Lesern d. Bl. über den so unbändig sich geberdenden Hrn. Johannes M. keine andere Auskunft zu geben, als daß derselbe seit ungefähr zwei Jahren von den Werken dreier, unzähligemal vor ihm schon vollständig und theilweise übersetzter griechischer Schriftsteller stückweise Übertragungen geliefert und sich selbst als Dichter durch eine „Apologie des deutschen Trimeters" zu zeigen versucht hat, die dem ersten und wahrscheinlich auch letzten Bande seiner Verdeutschung der Werke Lukian's voransteht. Er muß in dieses schwächliche Product seines Umgangs mit der Muse sehr verliebt sein, daß er dasselbe noch einmal in diesem Briefwechsel (S. 94) von des Tages vorwitzigem Lichtstrahl kitzeln läßt. Aber auch lange Stellen seiner Übertragungen einzelner griechischer Tragödien sind im vorliegenden Büchlein so wiederabgedruckt, wie er dieselben unmittelbar nach ihrer Zusammenleimung an den Grafen, der dafür hohes Porto zahlen mußte, zum Theil nach Italien sandte. Eine Verweisung auf die längst bereits erschienenen Stücke wäre vollkommen hinreichend gewesen. Der Tendenz d. Bl. gemäß darf nicht einmal von diesen Verdeutschungen, geschweige denn von den auf Geheiß des Dichters unternommenen Übertragungen Platen'scher Gedichte ins Altgriechische, die in diesem Briefwechsel sammt gegenüberstehenden Originalen mit großer Raumverschwendung wiederabgedruckt sind, hier die Rede sein. Die sonst noch unnöthigerweise gegebene Auswahl aus Platen's Gedichten genügt, wenn sie des Herausgebers Geschmacklosigkeit darthun soll, diesem Zwecke vollkommen. 1832 bekam Hr. Johannes M., dessen Richtung wir nun kennen, Platen's „Ode an Karl X." zu Gesicht; er machte sich nun mit den übrigen Schriften des Dichters bekannt und „fand (nach S. 13), was er von der deutschen Literatur kaum zu hoffen gewagt". Er stand damals, einer Äußerung auf S. 17 zufolge, allen menschlichen Berechnungen nach im 20. Lebensjahre und war als ein ingenium praecox vollkommen berufen zu einem Urtheile über deutsche Literatur! Voll Dankbarkeit weiht er im Anfang des folgenden Jahres dem Grafen ein griechisches Gedicht, das dieser erst im Spätjahr, aus Venedig zurückkehrend, erhält und sich dafür in einem Schreiben aus München vom 18. Dec. 1833 bedankt. Verstimmt und unmuthig sagt Platen u. A.:

Es muß mich um so mehr freuen, einen Freund in Leipzig gefunden zu haben, als, wie ich höre, die dortigen Blättlein sich besonders hämisch gegen mich und das Meinige beweisen und mich sogar bei den Russen denuncirt haben sollen.

Dem „liebevollen Leser seiner Schriften", wie er Hrn. M. nennt, der „zugleich", wie der Graf meint, „bewandert sei in der Sprache der Hellenen", trägt er nun auf, „eines oder das andere seiner Gedichte in eine schönere Sprache zu übersetzen, als diejenige ist, in welcher sie geschrieben wurden". Der Überglückliche geht auf den Vorschlag ein und überredet sich in seiner, umgehend sogleich am 22. Dec. ertheilten Antwort durch sein Gedicht, das er seit dem Februar in „vielen Hundert Stücken in alle Gegenden Deutschlands verschenkte, die Aufmerksamkeit Tausender" auf den gräflichen Dichter „hingelenkt zu haben". Was ein Carmen in landüblichem deutschen Altgriechisch nicht für Wunder thun kann! Wenn Hr. M. weiter fortfährt: „Je feindseliger die Gesinnungen der sächsischen Tonangeber waren, desto mehr fühlte ich mich aufgefodert, zum Ärgerniß derselben hervorzutreten", so ist das ein gewaltiger Irrthum, denn diese könnten blos gelacht haben, und ein Widerspruch, da er selbst mehrmals erwähnt, z. B. S. XLVII, daß „die Gegenpartei kein Griechisch versteht", in welchem Punkte er zum großen Theil sehr Recht hat. So jagt überhaupt eine Inconsequenz in seinem Gefasel die andere, seine anmaßenden Behauptungen widersprechen stets einander, beschränken sich mindestens bis zum Gegentheil.

Mit Recht — heißt es S. 4 fg. — denken Sie gleichgültig über die Schmähungen der hiesigen Tagesblätter, deren Aufsicht (soll unstreitig heißen: Redaction) unwissenden Menschen überlassen ist u. s. w.; allein geraten wäre es, wenn Sie sich diesen Winter einiger freien Stunden berauben wollten, um die hiesigen Anhänger der französischen Partei, die literarisch abgeschmackt sind, aufs Haupt zu schlagen. Wünschen Sie eine kurze Schilderung derselben, da Ihnen die neuaufgetauchten

Herren wahrscheinlich unbekannt sind, so befehlen Sie mir, und sie soll bald in Ihren Händen sein u. s. w.

Der Graf, dem das eigne Haupt noch von den erhaltenen Streichen brummte, will Niemand mehr aufs Haupt schlagen, schützt, wie bereits erwähnt, seine Unkenntniß der neuern deutschen Literatur wie eigne Arbeiten vor und mag also keine Satire auf einige Leipziger schreiben. Die Versicherung des Hrn. M.: „Ich werde nimmer aufhören, durch Schrift und Rede Ihnen Freunde zu erwecken und Ihre Feinde zu demütigen" (S. 8), mit richtigem Takt keiner Beachtung würdigend, sagt Platen (S. 9) u. A.:

Es soll kürzlich eine recht gute Übersetzung des Äschylus erschienen sein. Sagen Sie mir doch von dieser und ähnlichen Dingen etwas.

Hr. M. antwortet auf eine Weise, für die Andere eine Bezeichnung suchen mögen (S. 11):

Sie können keine andere Übersetzung des Äschylus meinen, als die von Droysen; sie ist ausnehmend frei, verwischt das Original, von der Hoheit des Äschylus himmelweit entfernt, was daher kommt, daß der Verf. keine genügenden Kenntnisse des Griechischen und, wie mich dünkt, auch des deutschen Ausdrucks haben mag (?). Er ist überdies, wie ich höre, ein Schüler Hegel's.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. **Die Räuber in den Karpaten, oder Ungarn vor 150 Jahren.** Von Dr. Morvell. Zwei Theile. Leipzig, Literarisches Museum. 1837. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Ein sonderbarer Roman, bei dessen Lecture wir oft glaubten, ein nur oberflächlich bearbeitetes Werk der Zeit, in welcher die Geschichte spielt, zu lesen, so vortrefflich ist der Ton derselben aufgefaßt und wiedergegeben. Sind wir aber erst einmal über die angenehme Überraschung dieser Entdeckung hinaus, so bleibt wenig mehr übrig, was uns erfreuen könnte, und wir begreifen nicht, warum der Verf. sich die Arbeit auferlegt, Ton und Geist jener Zeit so gründlich zu studiren; denn alles Das ist bei einer Dichtung doch nur Grundlage, und wenn diese noch so vortrefflich ist, so erhält sie erst Werth durch den Bau, welcher darüber aufgeführt wird. Bleibt der Bau aber nachher unbedeutend und werthlos, so ist die ganze vorhergehende Arbeit für das Kunstwerk von geringer Bedeutung. Es gibt uns die äußere Hülle der damaligen Zeit; doch was darin steckt, sind wunderliche Fata und Begebenheiten, die zuweilen ganz ergötzlich werden, meistens aber durch ihre Roheit und die Grausamkeiten, die darin an der Tagesordnung sind, abschrecken, noch öfter durch ihre Ideenleere langweilen. Wenn unserer Zeit nicht das Neue in der psychologischen und individuellen Erscheinung vorgeführt wird, das Neue in Situation und Zuständen, oder das überragend Große und Kräftige; wenn ihr nicht die tiefsten Geheimnisse des Herzens mit feiner Hand enthüllt werden, wie man die Hülle von der Knospe zieht, um den letzten Kern zu offenbaren: so thut man nichts, ihren gerechten Foderungen zu genügen, denn alles Andere hat sie schon gehabt, genossen und erkannt, und nur das Neue wirkt in der Poesie.

Dem Volke, wie überhaupt einem ungebildeten Publicum, allen Personen, welche gewissermaßen noch in jener Zeit stehen, in der es spielt, möchte dieses Werk am ersten zu empfehlen sein, ihnen wird es noch Neues sagen, bei ihnen mag es daher wirken wie Poesie, obgleich auch der Gebildete sich an der Art, wie der Verf. Ton und Farbe jener Zeit in einem rohen Lande zu treffen wußte, erfreuen wird. Außer dieser halb künstlerischen Freude aber kann ihm das Buch wenig geben, indem dennoch dann und wann eine widerspenstige moderne Phrase hervorblickt, die uns auf den Gedanken bringen könnte, es habe mit der Erscheinung desselben seine eigne Bewandniß; doch ist keine Vorrede da, uns etwas darüber zu verrathen. Nur in einigen Noten unter dem Texte nennt sich der Verfasser zuweilen den Herausgeber.

2. **Die Verheiratheten.** Nach „Une maîtresse de Louis XIII" von M. X. B. Saintine. Aus dem Französischen übersetzt von L. Kruse. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1836. 8. 3 Thlr. 18 Gr.

Wir begreifen nicht, was den geistreichen Verf. der „Sieben Jahre" vermochte, diesen Roman in das Deutsche zu übertragen. Es gibt eine Art Nachahmer Walter Scott's, welche wir unbequeme Nachahmer seiner, sonst so breiten und bequemen Manier nennen möchten, Leute, denen diese Manier in Wahrheit immer fremd bleibt, die nichts von ihr leihen als eine geistlose Weitschweifigkeit, ein Malen äußerer und ein Übergehen innerer Zustände, welches das Verständniß eines an sich unbedeutenden Werks, das uns doch eben kein Kopfbrechens kosten dürfte, auf eine lästige Weise erschwert. Der vorliegende Roman gibt uns einige Hofintriguen aus Ludwig XIII. Zeit, einen verfehlten Versuch der Königin und ihrer Partei, Richelieu zu stürzen, und Privatgeschicke, die sich in diese öffentlichen flechten; aber der Plan des ganzen Werks ist so confus, daß er dadurch farblos wird, es fehlt so sehr an großen Lichtmassen, daß wir uns in diesem Chaos kleiner Lichtchen verwirren müssen. Überall tritt uns Ränkeschmiederei, nirgend wahre Größe des Charakters entgegen, selbst nicht einmal im Bösen; dabei ist die Erzählung geschraubt, unnatürlich, abspringend; da wo wir den Fortgang des angeknüpften Fadens erwarten, unterbricht ihn eine neue Scene, die wieder ebenso unterbrochen wird; die Lücke bleibt unergänzt, unsere Phantasie muß beständig gezwungen reconstruiren, unser Gedächtniß arbeiten, das früher Gehörte zurückzurufen, mit Dem zusammenzustellen, was nachträglich oder vorgreifend erzählt wird. Dennoch bleibt Vieles ganz unerklärlich und unmotivirt; mit den Örtlichkeiten verfährt der Verf. auf die willkürlichste Weise, wir müssen zuweilen glauben, die Wände der Häuser seien niedergerissen und ihr Inneres sichtbar geworden; ebenso scheint die Zeit oft still zu stehen, und Verhältnisse, auf die höchste Spitze getrieben, erhalten sich hier monatelang im Gleichgewichte, ohne weiter zu rücken, Ereignisse, die Jedermann bekannt sind, bleiben der Hauptperson jahrelang ohne genügenden Grund unbekannt; ebenso willkürlich werden die Charaktere behandelt: kurz, nichts ist empfunden, Alles nur berechnet und — unrichtig berechnet! Es ist uns lange keine so unbequeme Lecture vorgekommen wie diese Composition, und ihre Unbehaglichkeit wird noch durch eine steife Übersetzung erhöht. Der ehrenwerthe Übersetzer, ein Däne, in unserer Literatur als geistreicher Schriftsteller bekannt, hat nie gut deutsch schreiben können, ja früher sogar die Declinationen häufig verwechselt. Dem Verf. der „Sieben Jahre", des „Araberpferdes" und so mancher interessanten Criminalgeschichte verzieh man den fehlerhaften Gebrauch einer Sprache, mit der er so gut zu malen verstand; aber dem Übersetzer eines nicht sehr hoch stehenden Romans können wir ein holperiges Deutsch nicht zu Gute halten, weil der Übersetzer nur für die Sprache, nicht für die poetische Schöpfung eines Werks da ist. Hin und wieder schleichen sich auch seltsame Fehler ein; so z. B. wird uns gesagt, Richelieu habe Ludwig XIII. alle Macht genommen und ihm nur die gelassen, sich von seinem Kropfe zu heilen!! Wer kann hier zweifeln, daß der Franzose sagte, Richelieu habe Ludwig nur die Gewalt gelassen, die Kröpfe seiner Unterthanen zu heilen, weil, wie Jedermann weiß, der alte Aberglaube unter dem französischen Volke bestand, daß die Berührung der Könige von Kröpfen heile. Hatte denn Ludwig XIII. einen Kropf?!

Wir wollen mit dem oben Gesagten nicht behaupten, daß der Verf. des vorliegenden Buchs ein geistloser Mensch sei; es

ist mancher gute Zug darin; aber es fehlt dem Verf. völlig am Talent der Darstellung, und unter der Menge geistvoller Werke, die in Frankreich erscheinen, seit die französische Literatur durch die Kenntniß fremder Geisteserzeugnisse und das Brechen so mancher alten Kette neuen Lebensstoff erhielt, ist das vorliegende nur ein unbedeutendes, der geistreiche Übersetzer hätte daher leicht eine bessere Wahl treffen können. Unter den in Deutschland noch weniger bekannten Schriftstellern wollen wir ihn in dieser Beziehung nur auf die Namen Stendhal, Sainte-Beuve und Soulié aufmerksam machen.

5. Der Pastor Oberlin. Elsässische Novelle, nach dem Französischen des Paul Merlin von Moritz Wilhelm Gotthard Müller. Blankenhain, Anholt. 1836. Gr. 16. 1 Thlr.

Nur mit Ehrfurcht ergreifen wir die Feder, wo es sich um einen solchen Namen handelt, und dennoch müssen wir tadeln. Dem gelehrtern Theile unserer Leser ist es wol meistens bekannt, wer Oberlin war; die schöne Welt unter denselben hat vielleicht Balzac's Werk: „Le médecin de campagne", gelesen; ihr sei es denn gesagt, daß Oberlin Alles, was dieser Arzt seiner verwahrlosten Gegend ward, einem kleinen Bezirke an der Grenze von Lothringen und Elsaß war, dem Steinthale, welches von der Natur zum Elend bestimmt schien. Arm und ohne äußere Mittel, nur durch die Kraft seines Willens und seines tugendhaften Namens, war er ein halbes Jahrhundert lang der Vater, ja der zweite Schöpfer dieser Gegend. Niemand wünscht Oberlin's Leben mehr Popularität als wir, Niemand kann es tiefer empfinden, welcher Segen in einer nähern Bekanntschaft mit diesem im Kleinen so großen Leben liegt; aber warum muß es uns hier in einer solchen Form erscheinen? Einen würdigen Biographen mußte Oberlin finden, nicht einen Novellisten!

Auch hat der Novellist gefühlt, daß es ganz unpassend wäre, dieser Gestalt romanenhafte Abenteuer anzudichten. Er beschränkt sich also darauf, einen Weltmann in das Steinthal zu senden, der, wie so viele seiner Gattung, weder gut noch schlecht ist und die Leere seines Daseins empfindet. Diesen Mann nun bewegt Wort und Beispiel des guten Pfarrers, ein früheres, an einer edeln Frau begangenes Unrecht wieder gut zu machen; so versöhnt er ihn mit sich selbst und bekehrt ihn zum Christenthume durch eine Argumentation, die sich freilich neben der confession de foi des vicaire savoyard nicht sehen lassen darf. Was an dem Werkchen Erfindung ist, wäre an und für sich nicht grade unverständig zu nennen, aber es ist sehr matt, wird nur erzählt und verbindet sich dadurch sehr wenig mit der Hauptsache; so stehen sich Novelle und Wahrheit wie zwei Welten gegenüber, die nicht verschmolzen worden sind, und die Dichtung wird auf jedem Schritte von der durchschimmernden Kraft der Wirklichkeit überflügelt und verdrängt. Der Enthusiasmus des Verfassers für seinen eigentlichen Helden, den evangelischen Prediger, ist zwar gutgemeint, aber nicht fruchtbar genug, und mehr als einmal erkältet er seine Leser durch ein wässeriges Moralisiren, wo die That, wäre sie mit Wärme bis in ihr kleinstes Detail verfolgt, fühlte man, so zu sagen, ihre Pulse in ihren Fingerspitzen, ganz anders zu unserm Herzen sprechen würde. Der Übersetzer scheint es empfunden zu haben, daß die Wirklichkeit hier mehr ist als die Novelle, denn er bereichert diese mit einer Menge Noten über Oberlin's Leben und Wirken, die dem Schlusse des Buchs beigefügt, ihren Werth haben würden; aber da sie sich dem Texte unmittelbar wie Schwalbennester ankleben, vernichten sie vollends alle poetische Täuschung und rufen uns beständig in die Wirklichkeit zurück; kurz, wir haben hier kein Göttergeschöpf von Dichtung und Wahrheit, welches, wie jene Fabelthiere der Sage, durch mystische Bedeutung und irdische Gestalt Theil am Himmel und Erde hat, sondern eine todtgeborene Amphibie von Andichtung und Wirklichkeit, deren doppelte Natur streitend auseinanderfällt.

Ein größerer Dichter als der Verf. hatte sich schon, hingerissen von der sittlichen Schönheit dieses Stoffs, zu einer novellistischen Bearbeitung desselben verleiten lassen, und auch er scheiterte hier an dem Mangel einer Fabel für den Roman, an der Unmöglichkeit, sie zu diesem vollendeten Leben zu erfinden; so ward „Le médecin de campagne" nur zu einem Bilde von Zuständen und langjährigen, standhaften Strebens nach einem schönen Ziele. Aber in der Darstellung dieser Zustände und dieses Wirkens sehen wir noch des Meisters große Hand, des Dichters tiefe Empfindung seines Stoffs, während in dem vorliegenden Büchlein ein wohlmeinender, aber talentloser Erzähler alle Nachrichten, die er über den Pastor Oberlin erhalten konnte, in die Form, welche er sich zur Darstellung wählte, einschachtelt, so gut es gehen will, und der Übersetzer das Seinige in angehängten Noten zu demselben Zwecke auf dieselbe Weise beiträgt. Wir wünschen dem Büchlein Verbreitung, nicht als Dichtung oder Novelle, sondern weil Alles, was dazu dient, Oberlin's Namen bekannt zu machen, nur nützlich wirken kann; vor Allem aber wünschen wir Oberlin einen christlichen Plutarch, der den hohen Adel dieser Gestalt in reiner poetischer Seele empfände und fähig wäre, ihn uns im Abdruck wiederzugeben; einen deutschen Plutarch, denn Deutschland, stolz auf diesen Sohn, der in seiner Demuth sich nur den armen Fritz nannte, fodert ihn zurück aus seinen alten Grenzen und wünscht ihm ein Denkmal in vaterländischer Sprache gesetzt zu sehen, das würdig wäre, seinen Namen zu tragen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Sprichwörter

und sprichwörtlichen Redensarten

der

Deutschen.

Nebst den

Redensarten der Deutschen Zech-Brüder

und

Aller Praktik Großmutter,

d. i. der Sprichwörter ewigem Wetter-Kalender.

Gesammelt und mit vielen schönen Versen, Sprüchen und Historien in ein Buch verfaßt

von

Dr. Wilhelm Körte.

Erläuternde Anmerkungen zu richtigerm Verständniß sind, wo es nöthig erschien, vom Herausgeber hinzugefügt. Auch wurden, um fruchtbare Parallelen, Vergleichungen und auffallende Contraste herbeizuführen, auch um dem Ganzen mehr Mannichfaltigkeit zu verleihen, vielen Sprichwörtern die entsprechenden anderer Völker beigegeben, so viel dazu nur irgend der Stoff zu Gebote stand.

Das Ganze ist auf vier Lieferungen berechnet, die in Zwischenräumen von 6—8 Wochen erscheinen; jede Lieferung kostet 16 Gr.

Leipzig, im April 1837.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 109. — 19. April 1837.

Briefwechsel zwischen August Graf von Platen und Johannes Minckwitz.

(Fortsetzung aus Nr. 108.)

Der Graf verwundert sich einmal, daß Hr. M. grade die „Ode an Karl X." und nicht die vielbesprochene „Verhängnißvolle Gabel" und den „Romantischen Ödipus" zuerst habe kennen lernen. Das gibt Gelegenheit (S. 20), auf die deutschen „Blättlein" loszuziehen, die von Platen's „Werken theilweis schweigen und sie zu ignoriren suchen, theilweis über dieselben herfallen und mit einer Verachtung von ihnen zu sprechen pflegen, daß der Leser, der diesen Stimmen Vertrauen schenkt, ganz davon abgeschreckt wird, sich darum zu bekümmern". Darum blickt der Neunkluge „mit gerechtem Zorne auf diese unwissenden, übersichtlichen Menschen, welche den Ruin der deutschen Literatur herbeiführen möchten". Einen Trost gewährt ihm — die Policei, einen zweiten — ein Lessing II. Er schreibt triumphirend dem Grafen (S. 61):

Einige der Widersacher, die, zur französischen Partei ihren Studien nach gehörig, Ihre Schriften bespöttelten, sind aus Leipzig vertrieben und, wie ich höre, eingesteckt worden wegen politischer Umtriebe. So oft Sie aber eine neue Schrift ans Licht bringen, wachsen neue Feinde aus dem Boden, welche die Stelle der untergegangenen ersetzen u. s. w.

Was sich der wahrscheinlich gefoppte Hr. M. nicht für Zeug einredet! Und gesetzt selbst den Fall, ist mit altem Weibergeklatsch und Zeterschreien etwas gewonnen? warum versuchte er sich nicht lieber als Hercules? Er „hegt indeß über den jetzigen Zustand der deutschen Kritik keine Besorgnisse und hofft", da die Policei mit bestem Willen doch nicht Alles thun kann, „es werde ein zweiter Lessing auferstehen", der die Feinde Platen's und des Schönen überhaupt niederschlägt, indem er wahrscheinlich, bescheiden schwärmend, sich in Gedanken mit dieser Rolle beehrt. Über die „Geschichten des Königreichs Neapel", die er „gleich nach ihrem Erscheinen mit großem Vergnügen" gelesen hatte, äußert sich Hr. M. (S. 21) auf höchst triviale, ungefähr des J. 1736 würdige Weise; er rühmt nämlich daran „die Geschicklichkeit der Perioden, wie er sie nur bei den Alten gefunden", und sagt von den neuern Geschichtschreibern, die er sicher gar nicht kennt:

Die Wenigsten verstehen in unserer Zeit in guten Perioden zu schreiben: die Einen machen lauter kleine leichte nebeneinandergestellte Sätzchen, so einfach, als sie nur immer sein können; die Andern häufen wieder die Gedanken in einen einzigen Klumpen zusammen, bunt und wirr durcheinander, daß sich die Verfasser oft selbst kaum deutlich geworden zu sein scheinen, was zuweilen so weit geht, daß ich die erstere Classe der letztern noch beiweitem lieber (?) vorziehen möchte.

Eine entsetzliche Blöße gibt sich Hr. M., der immer die Miene annimmt, als ob Alles, was außer ihm noch Griechisch und Metrik treibe, nur bönhase, durch die, bei Übersendung seiner Übertragung des „Trinklieds von Bajä" an den Grafen abgelegte Erklärung, daß ihm ein ähnlicher Rhythmus noch nicht vorgekommen sei (S. 37); Platen beruft sich (S. 46) auf Pindar, und der Übersetzer von Oden und Hymnen ins Griechische gesteht ganz naiv, daß er den größten Lyriker der Griechen und einen der größten Dichter aller Zeiten nicht einmal recht kenne, denn er sagt (S. 48): „Sie scheinen den Pindar fleißiger gelesen zu haben als ich, denn ich sehe mich vollkommen widerlegt." Bei Gelegenheit der Übersetzung des Platen'schen Gedichts: „Philemon's Tod", heißt es (S. 77):

So kurz dieses Gedicht ist, so haben Sie doch nach meinem Dafürhalten durch die echt tragische Darstellung dieses ergreifenden Moments hinlänglich gezeigt, daß Sie recht wohl die Fähigkeit besitzen — dies Gedicht beweist dafür auch nicht das Geringste —, eine echte Tragödie zu verfassen, jenen erhabenen Vorbildern des griechischen Alterthums ähnlich, wie Sie die deutsche Literatur noch nicht aufzuweisen hat u. s. w. Man sagt, daß Raupach willens sei, zwei Trauerspiele mit Chören nach antiker Weise zu machen (?) und auf das Theater zu bringen u. s. w. Sollte es Ihnen, von der Natur so reichbegabt, nicht um so leichter werden, nach diesem hohen Ziele zu streben und es zu erreichen? Ich bitte, daß Sie es mit dem Trauerspiele nicht so halten wollen wie Hermann mit dem Äschylus, den er schon lange Jahre versprochen.

Von letzterm, mit Gewalt hierher gezogenen Umstande war schon S. 11 die Rede; überhaupt wird der Name dieses hochberühmten Gelehrten, vor dem alle kritischen Wachen ins Gewehr treten, auch sonst noch bis zur Unschicklichkeit in dem trivialen Gewäsch dieser Briefe vorgebracht. Platen gibt übrigens die beste Antwort — keine. Hr. M. schreibt (S. 91) dem Grafen: „Sollten Sie auf Sicilien sterben müssen, so werde ich einst in Deutschland Ihr Andenken rächen." Er gibt — es war schon in frühern Briefen zweimal davon ausführlich die Rede — Platen noch die wichtige Nachricht: „Ihre „Abassiden" sind bei Cotta in einem Bändchen erschienen, das 20 Groschen kostet"; berichtet ferner:

Rückert's gesammelte Gedichte erregen viel Aufsehen. Ich gestehe, daß eine große Zahl ganz vortrefflich ist, doch finden sich

auch viele darunter, die viel zu nachlässig gearbeitet sind, als daß sie meine Ansprüche befriedigen können (?).

Unterm 10. Nov. 1835 schickt Hr. M. (S. 93 fg.), dessen Übertragung der „Antigone" Tieck, dem er vorgestellt worden war, in einer Abendgesellschaft vorgelesen hatte, an Platen noch einige Proben seiner Übersetzungskunst; es waren die letzten, denn 25 Tage später ging der Graf in eine bessere Welt, in der ihn kein M. mehr mit Trivialitäten langweilt. Letzterer hat (S. 101) noch folgendes Anliegen:

Schicken Sie mir doch gelegentlich aus Syrakus ein Fäßchen Syrakuser oder Marsaler; ich hatte neulich Gelegenheit, den erstern zu kosten.

Ehe von diesen Auszügen, die noch mit vielen starken Stückchen zu vermehren wären, auf die größte Ungereimtheit übergegangen wird, sei der bereits beiläufig erwähnten Briefe Platen's an G. Schwab aus den Jahren 1826—32, die der geehrte Empfänger (S. 103—146) mitgetheilt hat, hier gedacht. Diese sind zur Charakteristik des Dichters theilweis von Bedeutung und daher das Beste an dem Büchlein. Platen verhehlt auch in mehren Stellen dieser Briefe (z. B. S. 113 fg., 125, 128 fg.) die hohe Meinung nicht, die er von seinen Dichtungen hat.

Der Schluß dieser Anzeige muß der, dem Briefwechsel voranstehenden Salbaderei gewidmet sein, welche, bestimmt Platen als den ersten Dichter auszuschreien, die schon in den Briefen des Herausgebers sich kundgebende Verkehrtheit auf die höchste Spitze treibt. Es ist blos Gerechtigkeit, dem warmen Patron der Trimeter die Verse des von ihm über alle erhobenen Dichters im „Romantischen Ödipus" (S. 9) zuzurufen:

Verstumme, schneide lieber dir die Zunge weg,
Die nur zum Ärgernisse dient Vernünftigen!
An deiner Rechten haue dir den Daumen ab,
Mitsammt dem Fingerpaare, das die Feder führt:
An Geist ein Krüppel, werde bald es körperlich!

Ward früher mit den eignen Worten des Herausgebers, die nicht naiver sein können, angeführt, wie ihm das Wesen der Geschichtschreibung in der „Geschicklichkeit der Perioden" (Satze) bestehe, so ist es diese mehr als bornirten Ansicht vollkommen analog, wenn es von der Dichtkunst (S. XLI) heißt:

Die Kunst besteht nicht allein in dem richtigen Gebrauch der einzelnen Worte, sondern auch in der Anlage des ganzen Gedichts.

Was aber nicht als analog gelten kann, ist die Unverschämtheit, solche Trivialitäten, statt an einen kleinen Knaben, an einen der tiefsten, genialsten und originellsten Denker, an einen der Größten unter den Deutschen zu richten. Man liest nämlich, wenn man den Buchtitel und ein Blatt mit einer Stelle aus Plato umgeschlagen hat —: „Johannes Minckwitz an Joseph von Schelling!" Den großen, mit mehren Orden geschmückten münchener Akademiepräsidenten, dem die Wissenschaft, wenn sie auch Orden verliehe, das Großkreuz ertheilen müßte, preßt gleichsam, ihn mit „hochgebrietester Herr" anredend, der winzige Johannes sein verwirrtes Geschwätz anzuhören. Erst am Schluß seiner Capuzinade bittet er den „hochgeehrtesten Herrn" um Verzeihung (S. LXVIII):

daß ich Sie so lange von Dingen zu unterhalten wagte, in die Sie tiefer eingedrungen als ich, die Ihnen genauer als mir bekannt sind.

Warum hat er also geredet? Das Büchlein wird „ein Kranz" genannt, Platen's „Manen gewunden", dann ausgerufen: „Wer wird sich nun dem Strome entgegenstemmen, der die germanische Literatur zu vernichten droht u. s. w. Der Retter der deutschen Kunst (!) schläft auf der sonnigen Ceresinsel", und was dergleichen fader Wortqualm mehr ist. Unberufener- und unbesonnenerweise wird auch der unglückselige, fast vergessene Streit mit Heine und Immermann, der Platen so unendlich geschadet hat, wieder aufgerührt. Letzterer schleuderte, noch in Siegestrunkenheit über den Erfolg seiner „Verhängnißvollen Gabel", besonders gegen den zweiten der nur genannten Dichter, aber auch den ersten nicht schonend, viele Andere nebenbei verletzend, den 1827 begonnenen, 1829 erschienenen „Romantischen Ödipus". Der ohnehin nicht Lebenskluge hatte nicht erwogen, daß, wer Drachenzähne sät, nicht hoffen dürfe Erfreuliches zu ernten, und nicht berechnet, welchen Nachtheil ihm, dem sorglos Allen Durchstreifenden, zur Rache schnelle, gewandte und schlagfertige Gegner auf einem Terrain bereiten könnten, das er nur längere Zeit zu verlassen, keineswegs ganz aufzugeben gesonnen war. Die Kunde von dem unerhörten Skandal muß für den Grafen sehr niederschlagend gewesen sein. Wäre Hr. M. fähig, Andern nur einen Theil des Rechtes zuzugestehen, das er ganz unberufenerweise für seinen angeblichen Freund (der Graf nennt ihn nur einmal in Bezug auf die Vorliebe für seine Schriften im ersten Briefe so und behandelt ihn übrigens nicht eben als solchen) in Anspruch nimmt, er würde es erklärlich finden, daß die von Platen Angegriffenen sich ihrer Haut wehrten und nicht hündisch genug waren, sich für die erhaltenen Streiche zu bedanken. Hat Heine auf eine, nicht entfernt zu billigende Weise den Angriff erwidert, so hat er sich selbst nur dadurch geschadet. Man weiß ja übrigens, was bei solchen Streitigkeiten herauskommt. Wenn Hr. M. (S. IX) behauptet, daß Immermann im „Romantischen Ödipus" der Vernichtung preisgegeben sei, so hat es damit gute Wege, und man kann ihm nur, wenn irgend etwas, erwidern: „Les gens que vous tuez, se portent assez bien!" Hatte der Herausgeber denn aber keinen Freund, der ihn mit Gewalt fortriß, als er sich unterfing, den nur genannten Dichter „gemein" und einen „talentlosen Kopf" (S. X) zu nennen? Niemand, der ihm sagte, bloße Frechheit könne die Behauptung wagen, „Der im Irrgarten der Metrik herumtaumelnde Cavalier" — denn dieser ist gemeint — „sei in einer Sprache geschrieben, die des Verf. Ohnmacht und Jämmerlichkeit beurkundet" Was könnte Hr. M. darum geben, wenn er je nur zu einem ganz winzigen Theil dieser Ohnmacht und Jammerlichkeit gelangte! Grade diese Schrift war es, die Platen am meisten schadete, und die Äußerung, daß dieselbe „weder unterhalte noch belehre", ist, was den ersten Punkt anlangt, unwahr, was den letztern, ohne

allen Sinn. Es wird (S. XI fg.) nun berichtet, wie in Folge des ausgebrochenen Skandals,

während der fromme (?) Dichter in Italien umherzog, die deutschen Blättlein die Tugenden des neuen Herolds (?) der Dichtkunst beschmutzten und Niemand die Sache des Gerechten (?) führte, der, ein zürnender Engel (?), die Heimat floh.

Nachdem die berliner und andere Blätter, deren Mitarbeiter nicht vor Platen die Knie gebeugt haben, hart angelassen worden, heißt es (S. XII):

Die belletristischen Blätter Leipzigs übertrafen sich selbst in warmem (?) Wetteifer, sie schlugen gewaltigen Lärm (?); vor allen aber glänzten die Schreiber der literarischen Unterhaltungsblätter, die bis in unsere Tage zu schmähen fortfuhren u. s. w.

Nicht zur Rechtfertigung der Redaction d. Bl., die gegen Niemand Partei genommen hat, also auch nicht gegen Platen, sondern um die wirkliche Frechheit dieses albernen Geschwätzes darzuthun, sei hier auf die in den letzten vier Jahren gegebenen Beurtheilungen Platen'scher Schriften verwiesen. Die „Geschichten des Königreichs Neapel" wurden äußerst vortheilhaft in Nr. 270 d. Bl. f. 1833 angezeigt. Minder günstig, aber das wenige Gute, was dieses, von Hrn. M. nirgend erwähnte Stück enthält, willig anerkennend war die in Nr. 22 f. 1834 abgedruckte Kritik der „Liga von Cambrai". Die in Nr. 77, 78 und 322 f. 1835 befindlichen Beurtheilungen der zweiten Auflage der „Gedichte" und der „Abbassiden" sind mit Geist verfaßt und gehören wol zu dem Besten, was über Platen gesagt worden ist. — Menzel wird es (S. XIII) verdacht, daß er geschehen ließ, „daß ein Kritikus" im „Literaturblatt" jene berühmte Hymne an den Kronprinzen von Baiern tadelte. Dem jetzigen Redacteur der „Zeit. f. die eleg. Welt" rückt Hr. M. gar „Geistesschwäche" vor! Mit „leisem Vorwurf" werden, mit Ausnahme Schwab's, die deutschen Dichter bedacht, daß sie „den großartigen Geist in den Dichtungen Platen's vor der Welt nicht anerkannten", sondern schwiegen. „Doch mit Verachtung", heißt es endlich, „wendet sich des Philologen Blick von einer Literatur, die ohne alles poetische Interesse, ohne allen Gehalt ist."

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

(Beschluß aus Nr. 108.)

4. Miß Sedgwick's Erzählungen und Novellen, aus dem Englischen mit Einleitung von L. Rellstab.

Zwei Romane dieser Sammlung liegen uns hier vor, und zwar beginnt sie „Hope Leslie", wahrscheinlich als frühestes Erzeugniß der Verf., einer Amerikanerin, deren Werke, wie uns Hr. Rellstab sagt, in ihrem Vaterlande sehr geschätzt werden; sonderbarerweise erfolgt aber Hrn. Rellstab's Einleitung, die doch der ganzen Sammlung zur Einführung dienen soll, erst bei dem zweiten Werke, der „Familie Linwood", welches den dritten und vierten Band der Sammlung bildet, und beschäftigt sich fast ausschließlich mit demselben, ja der Vorredner bekennt, daß ihm die meisten übrigen Arbeiten der Verf. unbekannt geblieben. Wir sehen in diesem kleinen diplomatischen Kunstgriff nicht blos einen Zufall oder eine Nachlässigkeit; es scheint uns, als habe Rellstab die Übertragung sämmtlicher Werke der Verf. nur indirect billigen wollen, als halte er sich „Die Familie Linwood" wie einen Schild gegen etwaige Einwendungen vor, und in der That steht ihr auch „Hope Leslie" an Werth bei weitem nach. Wir folgen in diesem Widerspruche der Zahlen — und der geistigen Ordnung letzterer und schicken die Beurtheilung der „Familie Linwood" voraus.

Die Familie Linwood, oder „Es sind nun 60 Jahre" in Amerika. Zwei Theile. Leipzig, Köhler. 1836. 8. 3 Thlr.

Die Verpflanzung dieses Romans auf das Gebiet der deutschen Literatur verdient allen Dank. Er ist eine originelle Erscheinung, ausgezeichnet durch Simplicität und Wahrheit der Lebensansichten, kräftige Zeichnung der Charaktere und weibliche Feinheit in Darlegung der Motive der wechselnden Empfindungen des Menschenherzens. Diese Vorzüge theilt das Buch jedoch mit vielen andern Werken; originell wird es dadurch, daß es uns die Sitten und das Leben einer Zeit mit überzeugender Wahrheit vorführt, die auf dem Gebiete der Poesie noch nicht wiedergeboren ward. Diese Zeit ist der amerikanische Befreiungskrieg, der hier nicht mit seinen wechselnden Ereignissen der Geschichte nacherzählt wird; die weibliche Feder sagt sich von solcher Bemühung los und gibt uns das Wichtigere, das Bild der Zustände jener Zeit, welches sich in den Schicksalen einer Familie spiegelt, zeigt uns in ihren Spaltungen die Gesinnung und die Lebensart der verschiedenen Parteien. Doch ist, treu dem Charakter, welchen jene Gründungsepoche eines Volks annahm, alles Grelle und zu stark Tragische vermieden, es gleicht sich Alles mild, wahr und menschlich aus; die großen Folgen der verschiedenen Lebensbahnen treten ein, aber sie zeichnen sich nicht in harten Contrasten; ernst und gemäßigt wandelt die Nemesis unter dem neuen Volke, als bedürften seine einfachen Sitten nur einer milden Herrschaft ihrer strengen Hand; aber durch alle Wechselfälle der Erzählung strömt erwärmender Adel der Gesinnung, heiße Liebe für das neuentstehende Vaterland. Die schlichte Einfachheit, mit der ein ganzes Volk allen Schmuck des Lebens opfert, um sich künftige Selbständigkeit zu erringen, der Contrast dieser Gesinnung mit dem höfischen Wesen und dem bequemen Lebensgenuß der Gegenpartei, die Entbehrungen aller Art, welche die Amerikaner sich willig auflegen, der Stolz, mit dem sie allen Luxus, alle Eleganz, ja selbst die nöthigsten Lebensbedürfnisse der Ahnung eines einstigen unabhängigen Seins darbringen, diese echt republikanischen Tugenden, von denen sich nur selten ein Nachhall in der Masse unserer heutigen Liberalen findet, durchwehen das Buch mit ihrem heiligen Athem und machen es zu einem echten Nationalwerk, aber auch zu einem Werke, welches in jeder unverdorbenen Brust seinen Anklang finden muß als Nachhall einer großen Zeit, einer Zeit, wie sie uns von hundert Blättern der Geschichte vielleicht nur ein einziges bringt; einer Zeit, in der große Gedanken und Interessen nicht blos die größten Männer erwecken, sondern ganze Geschlechter heben und sie dem Höchsten näher tragen. Wir widerstehen der Versuchung nicht, unsern Lesern einen bedeutenden Moment aus einer Scene des Buchs als Beleg zu dem Gesagten mitzutheilen. Ein amerikanischer Parlementair ist in Neuyork zur Tafel des englischen Oberbefehlshabers gezogen und findet sich hier in Gegenwart seiner royalistischen Geliebten den Spöttereien eines britischen Majors ausgesetzt, dessen vornehmer Übermuth sich anstellt, als könne er das entbehrungsvolle Leben der Amerikaner gar nicht begreifen:

„„In der That! — Aber Sie haben Überfluß an anderm Geflügel — wilde Gänse, Schnepfen, Birkhühner, wilde Enten, Auerhähne, wilde Tauben?""

„„Wir haben keine dieser Leckereien, Herr Major!""

„„Gott steh mir bei! Wovon leben Sie denn?""

„Eliot hatte diesen Papagei satt, und er antwortete mit einem verzeihlichen Ausbruche von Stolz: „Ich werde Ihnen erzählen, mein Herr, wovon wir leben" — der ernsthafte Ton seiner Stimme erregte Aufmerksamkeit —; „wir leben von gesalzenem Rindfleische, schwarzem Brote und Bohnen, wenn wir sie bekommen können, und wenn wir sie nicht bekommen können, so fastet ein Theil von uns und der andere theilt die Ration seiner Pferde.""

„„Gott bewahre — wie langweilig!""

„„Sie haben vielleicht von dem Wasser gehört, Herr", fuhr Eliot fort, „das auf wunderbare Weise süß wurde, und von dem Brote, welches vom Himmel fiel, und wir, die wir von der Nahrung leben, welche so sehr Ihr Mitleiden erregt, wir fühlen von Tage zu Tage unsern Entschluß fester und unsere Hoffnungen stärker werden; wir glauben an eine wirkliche Gegenwart des Geistes in dem Brote und in dem Wasser, welches aus dem grünen Rasen unsers Vaterlandes quillt.""

„Es gibt eine Saite in der Brust jedes Menschen, die beim Ausbruch eines wahren Gefühls erbebt; dies Erbeben wurde in der Pause gefühlt, die diesen Worten folgte. Sie wurde zuerst durch Isabella Linwood's köstliche Stimme unterbrochen. Sie wandte ihr Auge, feucht von den Bewegungen, die er veranlaßt hatte, auf Eliot und, nachdem sie aus einer Wasserflasche ihr Glas mit Wasser gefüllt, schob sie ihm die Flasche mit den Worten hin: „Eine Dame kann mit dem reinen Element eine Gesundheit trinken — unser Vaterland, Capitain Lee!""

Diese wahrhaft sittliche Tendenz der Verf. bewährt sich gegen Ende des Werks noch durch einen Aufruf an ihre Landsleute, den die Entwickelung des Romans natürlich herbeiführt, das Sacrament der Ehe, die Basis alles Völkerglücks, nicht durch bloße Geld- und Convenienzheirathen in seiner Wurzel zu vergiften, sondern dem sogenannten romantischen Elemente dabei sein naturgerechtes Theil zu vergönnen, dieses nur auf eine verständige Weise auszubilden, es auf Erkenntniß innerer Würdigkeit und Übereinstimmung des Gemüthes hinzuweisen. Die Ruhe der Weisheit und echter Politik spricht hier aus, was andere Werke mit Leidenschaft sagen; möchte es mit mehr Erfolg sein! Dürfen wir nach solchen Vorzügen ein großes Gewicht auf Fehler legen, welche mehr die Behandlung der Composition als die Composition selbst treffen? So begegnen wir einer gewissen Verworrenheit des Erzählens — welche bisjetzt amerikanische Eigenthümlichkeit scheint, da auch Cooper sich nicht frei davon gehalten —, Nachtragen, unmotivirtem Abbrechen eines Fadens, plötzlichem Aufnehmen eines andern und zuweilen einer Confusion des Styls, die vielleicht auf die Ungeübtheit des Übersetzers zu schieben ist, der, wiewol er die Feinheiten der englischen Sprache vollkommen zu empfinden scheint, sie doch im Deutschen nicht mit Leichtigkeit wiederzugeben versteht. Leider zeigt sich uns diese Unbehülflichkeit sehr häufig bei Übersetzungen aus dem Englischen, und vielleicht liegt ihr Grund tief in dem Verhältniß der Ausbildung beider verwandten Sprachen, von denen die eine die feinsten Nuancen der Ideenwelt, die andere die leisesten Töne des praktischen Lebens auszudrücken versteht, die sich so, gleichem Stamme entpressen, gewissermaßen ergänzen, doch in dieser Ergänzung nicht zusammentreffen; aber zuweilen macht es sich der Übersetzer auch gar zu bequem und nimmt sein Amt zu leicht. So wird uns z. B. das Wort: Zauberruthe, in dem Motto eines Capitels des Verses wegen ganz einfach mit dem englischen „Wand" wiedergegeben. Ein Übersetzer darf sich aber nicht erlauben, unsere Sprache durch herübergesetzte Worte zu bereichern; „die Wand" heißt auf Deutsch einmal durchaus nichts Anderes als das Analogen von Mauer, und Jemand der nicht englisch versteht, kann jenen Vers durchaus nicht begreifen, und Übersetzungen werden doch nur für solche Leute geschrieben, welche die Originalsprache nicht verstehen. Wir bitten die vielleicht weibliche Hand um Verzeihung, so streng mit ihr ins Gericht zu gehen, können aber nicht leugnen, daß bei ihrer Arbeit noch ebenso viel Methode zu wünschen übrig bleibt, als wir Empfindung darin erkennen.

Die Verf. verwahrt sich in einem Vorwort gegen den Vorwurf der Anmaßung in dem Titel, der durchaus nur zeitbezeichnend sein und ihr Werk nicht auf eine Stufe mit dem Werke eines berühmten Schriftstellers stellen solle. Hr. Rellstab beurtheilt das vorliegende Buch in einer verständigen Vorrede im Allgemeinen sehr richtig, nur begreifen wir nicht, warum er behauptet, daß es durchaus nicht zu der Scott'schen Romanengattung gehöre, indem es weniger äußere als innere Zustände zeichne; es ist gewiß keine blinde, rein äußerliche Nachahmung dieser Gattung, aber war denn Scott nicht auch ein Seelenmaler wie Wenige? Ihn charakterisirt nicht sowol seine bekannte Beschreibung der Äußerlichkeiten, an die sich seine schlechtesten Nachahmer so gern ausschließlich halten — damit wird Niemand ein großer Schriftsteller —, sondern vorzüglich die Zustandsmalerei, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, der Zeiten und der menschlichen Gesellschaften, und dadurch ist Miß Sedgwick's Roman unter allen andern Gattungen von Romanen noch am ersten dieser zuzuzählen.

Hope Leslie, oder sonstige Zeiten in Massachusetts. Zwei Bände. Leipzig, Köhler. 1836. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Weit weniger können wir zum Lobe dieser frühern Arbeit der Verf. sagen. Sie ist ein Abguß Cooper'scher Romane, in dem das alte Thema der ersten puritanischen Niederlassungen in Amerika, der Gefangenschaft der Wilden bei den Weißen und der Weißen bei den Wilden, der Religionsvorurtheile und Sitten der Ankömmlinge im Gegensatz zu denen der Eingeborenen u. s. w. abermals variirt wird. Das Ganze ist sehr matt; zu rühmen bleibt vielleicht nur die Gestalt eines indianischen Mädchens und das allgemeine Zusammenströmen aller Intriguen in der Auflösung des Schlusses, obgleich freilich nicht zu verkennen ist, daß es mancher unnatürlichen Hemmung und künstlichen Ableitung bedurfte, diese letzten Effecte hervorzubringen und auszusparen. Die Fehler in der Art zu erzählen, welche der Gehalt des vorigen Romans vergessen ließ, treten in diesem weniger empfundenen und mehr gemachten Werke doppelt unangenehm hervor, dessen Übersetzung uns eine ziemlich überflüssige Bereicherung unserer Literatur scheint. 10.

Notizen.

Sehr auffallend muß nachstehender Zug des Zartgefühls und der Sympathie bei den Einwohnern von Otaheiti erscheinen, die vor 12 Jahren noch zu den Menschenfressern gezählt wurden. Ein auf jener Insel anwesender Europäer besuchte die Kirche, worin ein englischer Missionnair, Hr. Barff, in der Sprache der Eingeborenen eben eine Predigt hielt. Der Fremde fand zu seiner Verwunderung die ganze Gemeinde, mindestens an 3000 Personen, in ein schwarzes Zeuch gekleidet, aus dem Baste des Papiermaulbeerbaums verfertigt. Sich nach der Ursache dieses düstern Unisono erkundigend, erfuhr der Fremde, daß diese Kleidung auf Befehl des Königs von Otaheiti angelegt worden sei, um die allgemeine Trauer über die Tochter eines andern Missionnairs an den Tag zu legen, die vor Kurzem gestorben war. Der König, so sagte man, wolle nicht, daß die bekümmerten Ältern und Verwandten des Mädchens durch den Anblick hellfarbiger Kleider verletzt würden.

Eine merkwürdige Thatsache ist, daß grade die ausgezeichnetsten Geister, die Fürsten der englischen Literatur, ihre Bildung keiner gelehrten Schule zu verdanken haben. So unter den Dichtern: Shakspeare, Butler, Pope, Spenser, Swift, Thomson, Goldsmith, Beaumont, Fletcher, Ben Jonson, Burns u. A. Ferner unter den Gelehrten, Philosophen, Geschichtschreibern u. s. w.: Newton, Bentley, Dr. Lardner, Hamstead, Saunderson, Simpson, Clarendon, Hume, Robertson, Jenner, Brown, Harvey, Davy, Lord Bacon, Shaftsbury, Hobbes. Unter den Feldherren und Staatsmännern hatten auch Marlborough, Clive, General Wolfe, Lord Burleigh, Cromwell, Hampden, Sir Walter Raleigh, Sir William Temple, Burke, Pitt u. A. keine gelehrte Schulbildung genossen. Welch eine Galerie von ausgezeichneten Menschen! Die Summa davon ist: daß der Genius Alles wirkt. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 110. — 20. April 1837.

Briefwechſel zwiſchen Auguſt Graf von Platen und Johannes Minckwitz.

(Beſchluß aus Nr. 109.)

Hr. M. führt nun (S. XV fg.) den „hochgeehrteſten Herrn" in Platen's Jugend, erzählt ihm, was man aus öffentlichen Blättern längſt beſſer und ausführlicher weiß (ſagt ihm ſogar S. XVI in gutem Deutſch: „der junge Platen pflegte Ihr Haus vor allen andern vorzuziehen"), und ruft, nach einem forcirten Jammer über des Dichters Tod, um „die Klage des hochgeehrteſten Herrn zu beſänftigen", dieſen „in das harmoniſche Reich der Poeſie" (S. XXVII). Dem großen Philoſophen wird mit höchſter Arroganz in einem geiſtloſen, ſich immer in einem Kreiſe drehenden Wortſchwall die ausbündige dichteriſche Vortrefflichkeit Platen's ausgelegt, welche der das Allerverkehrteſte Unternehmende, da er keine Ahnung von dem Weſen der Kunſt hat, natürlich nur in einem rein Äußerlichen und Zufälligen ſucht und findet. Eine Ungereimtheit, die nicht größer ſein kann, iſt es, wenn (S. XXXII) geſagt wird:

In keinem deutſchen Gedichte finden ſich dieſe Schönheiten ſo vollkommen vereinigt als in den „Abbaſſiden", dem einfachſten, anmuthigſten Gedichte, welches die deutſche Literatur aufzuweiſen hat.

Denn unterm 30. Mai 1835 ſchrieb Hr. M. dem Grafen (S. 78):

Die „Abbaſſiden" habe ich zum erſten Male mit großem Vergnügen geleſen. Nur wollen Einige, die ſonſt Ihre vollkommenen Freunde ſind, behaupten, daß das Versmaß (— das iſt bei ihm immer die Hauptſache! —) zu einförmig und ermüdend wäre, und ich geſtehe, daß es mir zuweilen ſelbſt ſo vorgekommen. Noch tadelt man, daß Sie den Stoff aus dem Morgenlande geholt u. ſ. w. Schreiben Sie mir etwas darüber, denn ich weiß nicht, womit ich ſie widerlegen ſoll.

Der Graf antwortet (S. 88):

Diejenigen, die das einfache Versmaß der „Abbaſſiden" tadeln, verweiſe ich auf den Prolog u. ſ. w. Diejenigen, die den Stoff zu fremd finden, bitte ich um einen deutſchen Stoff der Art, der aber ebenſo poetiſch ſein muß, wofür ich ſehr dankbar ſein werde.

Nun erſt weiß der in ſeinen Ausſprüchen Untrügliche, Andern den Mangel an Selbſtändigkeit Vorrückende, woran er iſt: der Graf behauptet ja, daß die Sache ſo richtig ſei, und nun Hony soit! An zwei nicht vorzüglichen Gedichten wird dem „hochgeehrteſten Herrn" (S. XXXIV fg.), als an praktiſchen Beiſpielen, das Weſen der Platen'ſchen Dichtungen dargethan und ſodann (S. XL) behauptet: „Es iſt eine ausgemachte Sache, daß durch Platen erſt die deutſche Poeſie zur Kunſt erhoben wurde." Der ewige Refrain iſt und bleibt: „Vollendung der Sprache", „rhythmiſche Schönheit", „Töne des Wohllauts", „Harmonie der Sprache" u. ſ. w. Dem Dichter wird ſogar (S. XLII) kindiſcherweiſe nachgerühmt:

Er gebraucht, dem Sylbenmaß nach, jedes Wort alſo, wie es ſelbſt das unſchuldige Kind, das die Sprache eben leſen gelernt hat, zu betonen pflegt (!).

Hr. M. ſchmäht, immer dem Spruche treu: Il n'y a pas de génies hors nous et nos amis, Diejenigen „unverſtändige Scribenten", die ſeine überſpannte Meinung von Platen nicht theilen, klagt ſie als „in britiſche und franzöſiſche Nachäfferei verſunken" an und rückt ihnen Mangel an Selbſtändigkeit vor. Er ſagt (S. XLVII):

Was ihre Schwachheit noch mehr verräth, iſt ihr Berufen auf Göthe als auf ihr Evangelium; denn der Genius verſchmäht, ſich auf Auteritäten zu berufen.

Die Neuern haben alſo kein Recht, ſich auf Shakſpeare und Göthe, Hr. M. aber hat das Recht, ſich auf die Alten, deren Verſtändniß ihm wol immer verſchloſſen bleiben wird, und auf Platen zu berufen.

Die „Vorrede" (S. LXIX fg.) iſt blos die Recapitulation des an den „hochgeehrteſten Herrn" gerichteten Geſchwätzes und fodert die „edle Jugend des deutſchen Volkes" zum Leſen des Dichters auf. Nachdem wieder ein paar Seiten geſchmäht ward, fängt Hr. M. an, auf ſeine Weiſe liberal zu werden und läßt ſich mit einer, der Mitte des vorigen Jahrhunderts würdigen Trivialität (S. LXXI) alſo vernehmen:

Ich für meine Perſon habe nichts dagegen, wenn Jemand frei geſteht, daß ihm dieſer oder jener Dichter nicht behage; nur hege ich den billigen Wunſch, daß er deshalb nicht Das verlöſtere, was außer dem Bereich ſeiner Lieblingsneigungen liegt. Ich laſſe z. B. den holden Dichter Rückert, der ſo ſchön die Liebe beſingt, den Frauen und verliebten Seelen gern zur beſtändigen Lecture.

Er hält es übrigens oft „nicht einmal rathſam, Dieſem oder Jenem das Große, Erhabene anzuempfehlen; denn von vielen Geiſtern gilt das gemeine Sprüchwort: Was hilft der Kuh Muskate" (!) u. ſ. w. Das Gerede wird mit der ebenſo dreiſten als lächerlichen Behauptung (S. LXXVII) geſchloſſen:

Auf dem Grunde, den Platen gelegt, muß fortgebaut werden, wenn Großes geleistet werden soll. Platen hat sich und sein Leben geopfert, damit die deutsche Dichtkunst nicht untergehe (?), einem Märtyrer vergleichbar; er hat die Pfeile aufgefangen, welche die Widersacher der wahren Poesie in ohnmächtiger Erbitterung abschossen.

Hr. M. sagt endlich: „Ich weiß, daß meine Worte Widerspruch finden werden, Widerlegung aber nimmermehr." Sie sind des einen wie der andern weder würdig noch bedürftig. Hr. M. gehört, wie wir gesehen haben, zu Denen, die sich zu lehren unterfangen, ohne gelernt zu haben; die mit dem Vermögen der Stimme auch das Recht, ein Urtheil abzugeben, erlangt zu haben vermeinen; die schlechterdings nicht wissen und daher, mit Fichte zu reden, „auch gar nicht wissen, wie Einem zu Muthe ist, der da weiß". Vor seinen Sinnen spielt vergebens die Poesie mit tausend Farben, er will nur von langen und kurzen Sylben, von Anapästen und Trimetern hören; statt in „des Dichters Auge, von schönem Wahnsinn trunken", zu blicken, guckt er blos auf dessen Füße. Der Dichter ist ihm ein Gabelthier, das Rhythmen abstampft und Sylben nach einem gegebenen Schema aneinanderjocht. Solche Beschränktheit setzt Addison und Pope über Shakspeare, Klopstock und Voß über Göthe und Schiller und wird nicht selten, die größten Dichter der Nation verleugnend, von Dichtern zweiten und dritten Ranges bestochen werden. Die Bildung auf ihrem heutigen Standpunkte überhebt der Mühe, sich über dergleichen längst geordnete Dinge zu verbreiten. Das Wesen des Antiken meint Hr. M. in den Elementen der griechischen Sprache und Metrik begriffen, ja diese sind ihm am Ende alle Wissenschaft und Kunst. Das Moderne, das sein gutes Recht, zu bestehen, doch hinreichend erwiesen hat, wird von ihm einerseits schlechtweg negirt, andererseits geduldet, wenn es sich dem ihm bekannten Antiken dienend, also in einem Äußerlichen und Beiläufigen, erweist oder unterordnet. Ein solches rein Äußerliche und Zufällige, die Form, hat ihn zu Platen geführt und läßt ihm in diesem das Ideal eines Dichters sehen. Ohne alle Ahnung von dem Wesen der Poesie, vermag er auch das Wahre und eigentliche Wesen dieses Dichters nicht zu erfassen, den er, auf diese Weise alles Berufs ermangelnd, mit bis zur Frechheit gesteigerter Anmaßung, durch geistloses Gewäsch und unwürdiges Geschimpf, der Zeit aufdringen will. Das vorliegende Büchlein ist der traurigste Beleg, zu welcher Abgeschmacktheit und Verkehrtheit eine einseitige Richtung führen kann. Völlig desavouiren, ja als die größte ihrer Wissenschaft angethane Schmach betrachten müssen es Die, zu denen der Herausgeber gern gezählt sein möchte. Dem Grafen Platen aber ist, wie ich hoffe, eine ehrenvolle Stelle unter den Dichtern zweiten Ranges gesichert, nicht weil, sondern — und das will alles Mögliche sagen — obgleich dieser Johannes von ihm zu zeugen sich vermaß! *) 141.

*) Der verspätete Abdruck dieser Anzeige erlaubt, gleich hier mit einigen Worten der Ausarbeitung in deutschen Versen zu gedenken, welche Herr Minckwitz unter dem ganz unpassenden Titel: „Die deutsche Dichtkunst. Ein satirisch-komisches Lehrgedicht" (Leipzig, Kummer, 1837, 8., 10 Gr.) soeben herausgegeben hat. Das Thema ist das schon bis zum Ekel und auf die geistloseste Weise im vorliegenden Briefwechsel abgehandelte. Form und Ausdruck (letzterer oft wörtlich) sind dem 1. und 5. Act des „Romantischen Ödipus" entlehnt und werden in dieser Nachäfferei unausstehlich. Dieses sogenannte Lehrgedicht ist nichts als die ordinairste in Trimeter, trochäische Tetrameter, Anapästen und Kretiker gezwängte Prosa. Hindert schon die Werthlosigkeit der Schrift etwas näher auf deren Inhalt einzugehen, so muß die Art, wie der Verf. darin gewisse Personen und Verhältnisse berührt, noch mehr von der Besprechung des Libells abhalten, da diese nur mit Mühe dem Schein der Denunciation sich entziehen würde. — Platen's Freund, der Rittmeister Graf Friedrich von Fugger, dem das Opusculum gewidmet ist, wird eingeladen, „wenn das Heer der Böcke sich mächtiger erweist, als" Hr. M. „Widerstand zu leisten vermag", mit seinem Regiment heranzurücken. Schließlich wird dem immer mit „Freund" und „du" angeredeten Grafen allein anheimgestellt, zu entscheiden, ob Hr. M. ein Dichter sei oder nicht; nach der übrigen Welt fragt er nicht. Das Wort des Grafen „gibt ihn dem Leben oder Tod anheim". Ich fürchte, es kommt ein Todesurtheil.

Bericht des Präsidenten der Commission für das literarische Eigenthum, Grafen von Ségur, an das französische Ministerium.

Nachdem wir in Nr. 85 und 106 d. Bl. auf eine bevorstehende Schrift des Generaladvocaten Berville in Paris über das literarische Eigenthum („Sur la production intellectuelle et les droits qu'elle peut conférer") aufmerksam gemacht und einige Auszüge davon mitgetheilt haben, wollen wir nun zur Ergänzung dieser wichtigen Frage und zu einer vergleichenden Ansicht jenes frühern Artikels den Bericht des Präsidenten der Commission selbst, welche die Rechte des literarischen Eigenthums gesetzlich zu vertreten hat, des Grafen v. Ségur, mit Heraushebung der wesentlichen Momente gleichfalls zur Kenntniß unserer Leser bringen, nach dem Maße, wie dieser Bericht von dem Präsidenten dem Ministerium des Innern eingereicht und demnach durch die pariser Journale zur Öffentlichkeit gelangt ist. Nachdem der Graf Ségur die Arbeiten der Commission vom 22. October 1836 zur Redaction eines Gesetzentwurfes im Interesse der Literatur und Kunst für geschlossen erklärt und der auf die Revolution von 1830 gegründeten Regierungsform Frankreichs einige patriotische Verbindlichkeiten gesagt hat, die hauptsächlich einem König gelten, „célèbre par son amour éclairé des arts et des sciences", demnächst aber auch dem schönen Frankreich, dessen Söhne sich nun einmal durchaus den Vorzug nicht wollen nehmen lassen, daß ihr Vaterland der Mittelpunkt der europäischen Bildung sei, schreitet er zur Erörterung der drei Hauptfragen, welche die Commission nothwendig zur Basis ihrer Untersuchungen und Bestimmungen habe machen müssen.

Anlangend die erste Frage, welche dahin lautete: „Sollen die veröffentlichten Werke der Wissenschaft, der Kunst, der Literatur überhaupt als ein absolutes Eigenthum betrachtet werden, über welches dem Verfasser das Recht der freien Verfügung fortwährend zusteht", so wurde dieselbe von der Commission ohne Schwierigkeiten bejahend beantwortet. Dies ließ sich nicht anders erwarten, da alle frühern Gesetze und alle über diesen Gegenstand vorausgegangenen Erörterungen dies Eigenthum als das innerste, heiligste und demnach als ein solches bezeichneten, welches dem Schutze der Eigenthumsgesetze überhaupt ganz vorzüglich anheimfalle.

Dergestalt wurde auch die zweite Frage: ob dies Eigenthum übertragbar sei, und zwar unter denselben Rechten, auf die Erben des Verfassers oder irgend einen andern Bevoll-

mächtigten, von der Commission mit Ja beantwortet, wobei ihr jedoch der Umstand nicht entgehen konnte, daß nach dem Ableben des Verfassers das Eigenthumsrecht seines Erben eine Ermäßigung erleidet und sich verschmilzt mit dem Genußrecht, welches das Publicum durch die Veröffentlichung des Werks überkommen ist, ein Recht, das dem letztern durch den Erben des Verfassers nicht mehr geraubt werden kann.

Die dritte Frage stellte sich so: „Soll das also bestimmte Eigenthumsrecht ein immerwährendes oder nur ein zeitiges sein?" Hierüber läßt sich der Präsident der Commission so vernehmen: „Obgleich die Commission, ähnlich der frühern von 1825, anfangs für die Perpetuität zu stimmen geneigt war, so boten sich doch bei der Anwendung dieser in ihrem Principe wol ganz richtigen Meinung unübersteigliche Schwierigkeiten dar, in Folge deren die Commission sich für die bloße Zeitigkeit des Eigenthumsrechts zu entscheiden genöthigt sah. Dabei verblieb es auch — obgleich eins der Mitglieder auf das lebhafteste sich für die Festhaltung des perpetuellen Princips erklärte —, weil die Nothwendigkeit, die verschiedenen und zum Theil widerstreitenden Interessen der Stellvertreter des verstorbenen Verfassers, der Herausgeber und des Publicums zu vermitteln und auszugleichen, sich zu augenscheinlich aufdrang. Die von jenem Mitgliede vorgeschlagene Maßregel bestand nämlich in einer völligen Gleichstellung des literarischen Eigenthums mit jedem andern Eigenthume, sodaß also nach dem Tode des Verfassers dasselbe in den öffentlichen Besitz verfiele; dergestalt, daß das Publicum zwar das geistige Werk fort und fort genieße, den Erben jedoch und Stellvertretern des Verfassers kraft des fortlaufenden Rechts die freie Reproduction des Werks zuständig bliebe. Hierbei ließ sich jedoch nicht verkennen, daß durch eine solche Maßregel zu Gunsten der Erben oder Stellvertreter des Verfassers eine fortwährende Auflage auf dem Buchhandel gelastet, der Verkaufspreis der Bücher sich gesteigert, der auswärtige Nachdruck mehr Spielraum gewonnen und überhaupt vielfache, den freien Handelsverkehr hemmende Schwierigkeiten sich ergeben haben würden. Auch würde dadurch die großmüthige Absicht, die Nachkommen berühmter Gelehrten oder Künstler ökonomisch sicher zu stellen, nicht einmal erfüllt worden sein. Denn auf diese Weise wäre das Eigenthum jener berühmten Leute in fremde Hände übergegangen, in Folge aller der Ränke und Spitzfindigkeiten, die das Eigenthum überhaupt so unsicher zu machen pflegen."

„Nachdem also", fährt Hr. Ségur fort, „dieser Vorschlag zurückgewiesen war, handelte es sich um feste Bestimmungen für das Eigenthumsrecht der Erben eines Verfassers unter beliebigen Titeln, nur unbeschadet der mannichfaltigen oder entgegengesetzten Interessen. Demnach entschied sich die Commission zuerst für eine dreißigjährige Dauer des Besitzrechts, indem sie dies Recht über diese Frist hinaus und auf Lebenszeit nur ausdehnen wollte zu Gunsten der Witwe und der directen Erben im ersten Grade; sie ließ sich jedoch durch mancherlei Motive dahin vermögen, die obige Frist bis auf 50 Jahre auszudehnen, insofern nämlich dieser Zeitraum das wahrscheinliche Lebensalter der Witwe eines Verfassers und seiner directen Erben im ersten Grade in sich befaßt. Auch hatten bereits die ausgezeichneten Mitglieder der frühern, zu gleichem Zwecke niedergesetzten Commission, z. B. Fourrier, Lainé, Cuvier ꝛc., für eine funfzigjährige Frist gestimmt. Nach Erledigung dieses Punktes stellte sich jedoch als schwierigste und als Hauptaufgabe diese: die Eigenthumsrechte dieser Erben mit den Genußrechten des Publicums zu vermitteln, in dessen Befugniß das letztere durch den Tod des Verfassers getreten ist. Es wurde dem gemäß zuerst ein Aufschub von 20 Jahren vorgeschlagen, von dem Tode des Verfassers an gerechnet, nach Verlauf dessen das Werk, wenn es keine neue Auflage erlebt habe, dem öffentlichen Besitze anheimfallen sollte. Hierbei konnte man sich zwar auf einen frühern Beschluß der Commission von 1825 stützen, allein unverkennbar würde man auch dadurch einestheils dem Publicum ein Warten auferlegt haben, dessen Befugniß sich nicht nachweisen ließ, anderntheils würde durch eine solche Entscheidung der erstgenannte Beschluß aufgehoben worden sein und viele schätzbare Werke wären auf diese Art gleichsam unter Schloß und Riegel gelegt worden. Um dieser doppelten Unangemessenheit auszuweichen, entschloß sich die Commission zur Annahme der gerichtlichen Aufforderung (mise en demeure); sie war der Meinung, daß, im Fall ein Erbe die Wiederauflage eines von dem Publicum gewünschten Werks verweigern würde, man ein Schiedsrichteramt niedersetzen solle, um die Natur des literarischen Bedürfnisses sammt den Bedingungen der Veröffentlichung zu prüfen. Diese Schiedsrichter, vor denen keine Appellation stattfinden sollte, sollten aus mehren gesetzlichen und literarischen Instituten, besonders aus den Handelsgerichtshöfen, aus den gelehrten Gesellschaften und aus dem Buchhandel gewählt werden. Es würde demnach ein Zeitraum von zwei Jahren zwischen der Aufforderung und dem definitiven Urtheile zur Sicherstellung der beiderseitigen Rechte hingereicht haben. Demnach hätte die Societät den Genuß des Werks, dessen Wiederauflage sie verlangte, höchstens zwei Jahre abgewartet, eine Zeit, binnen welcher der Eigenthümer des Werks unter allen Verhältnissen die zur Vertheidigung seiner Ansprüche nöthigen Maßregeln hätte ergreifen können. Obgleich nun in diesem so befaßten Artikel der wesentliche Punkt erreicht und namentlich die Rechte des Publicums durchaus berücksichtigt zu sein schienen, so ergab sich doch in den folgenden, durch die Einwände mehrer Mitglieder hervorgerufenen Verhandlungen, daß diese anfangs so wohlthätig scheinende Maßregel höchst wahrscheinlich eine Menge verwickelter Processe veranlaßt und die Stellvertreter des Verfassers unfehlbar der Willkür einer neugierigen Menge preisgegeben haben würde. Dieses neugierige und unberechtigte Publicum würde sich in die achtungswerthesten und solidesten Buchhandlungen eingedrängt und in einem übel verstandenen Eifer für den öffentlichen Nutzen zuletzt jede Möglichkeit der Wiederauflage der Werke abgeschnitten und dem Credit der Handlungen selbst geschadet haben. Demnach sah sich die Commission nach vielfachen Verhandlungen in die Nothwendigkeit versetzt, den Stellvertretern des Verfassers einen ruhigen Besitz auf 15 Jahre zuzugestehen, nach Verlauf deren sie, wenn das Werk nicht wiederaufgelegt worden, die gerichtliche Aufforderung und die Bescheidung vor den bürgerlichen Gerichtshof gestattet, um nunmehr mit Bezugnahme der vollständigen Rechte des Eigenthümers zum Verkauf des Werks zu schreiten."

Nachdem diese Punkte festgestellt waren, traf die Commission unter Titel II folgende Bestimmungen, welche die dramatischen Werke der Literatur betreffen:

Die dramatischen Werke existiren auf doppelte Weise, zuerst im Drucke selbst, sodann in den Vorstellungen auf der Bühne; sie bedürfen deshalb auch besonderer Bestimmungen, welche im 8. und 9. Artikel des zweiten Titels befaßt sind und sich, genau genommen, von selbst erklären; insofern diese Werke als Druckwerke betrachtet werden, gehören sie vollkommen in die Classe anderer Schriften, und der I. Titel des Prospectus wird mithin auf sie vollkommen anwendbar sein. Ebenso verhält es sich mit den vererbten Rechten der Verfasser auf die öffentlichen Vorstellungen ihrer Theaterstücke. Auch bei diesen bleibt die für das Besitzrecht im Allgemeinen angenommene Frist von 50 Jahren in Geltung. Der 9. Artikel bestimmt, daß bei dem Tode des dramatischen Schriftstellers seine Stücke dem öffentlichen Besitze anheimfallen. Zugleich aber besagt derselbe Artikel, daß bis zu Ende der Frist von 50 Jahren, und wenn keine besondern Abkünfte getroffen sind, der Erbe dasselbe Recht an die einzelnen Theatervorstellungen des Dramas haben soll, die der Verf. selbst bei Lebzeiten gehabt haben würde. Die ausdrückliche Festellung des letztern Punktes erschien um so zweckmäßiger, da sie, genau genommen, den bisherigen in dieser Hinsicht stattgefundenen Verhältnissen nicht widerspricht, sodaß vielmehr jede hiervon abweichende Bestimmung als willkürlich hätte erscheinen müssen.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 111. — 21. April 1837.

Cavalier-Perspective. Handbuch für angehende Verschwender, von Chevalier de Lelly. Leipzig, Brockhaus. 1836. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Wenn wir dem vorliegenden Buch ein etwas ausführlicheres Besprechen widmen, so geschieht es lediglich deshalb, weil es unter diejenige Gattung von Schriften gehört, die in den eigentlichen Kern des praktischen und geselligen Lebens greifen, in der offensten und entschiedensten Beziehung zum Leben im Allgemeinen sowie zur Lebensexistenz des Einzelnen stehen. Deshalb lesen wir gleich auf dem Titelblatte das berühmte und inhaltschwere Motto Montaigne's: „Mon mestier et mon art c'est vivre." Aber das Leben und die Kunst zu leben ist etwas so Vielgestaltiges, Ausdrucksvolles und bei allen vorhandenen Dingen, die der Einzelne bei seinem Eintritt in die Welt vorfindet, doch etwas so Gewagtes und Bedingbares, daß wir jenes Motto auch wieder nur als eine Eröffnung im strengsten Sinne, als einen Weiheschlag werden zu betrachten haben, der an die ehernen Pforten des mächtigen Gottestempels geschieht, die im Namen des Demiurgen sich vor uns öffnen sollen. „Mon mestier et mon art, c'est vivre", dies lautet fast einfach; aber was darin das Bedeutungs- und Ahnungsvolle, das Schwierige und Bedenkliche ist, ist eben der Umstand: aus dem Handwerk des Lebens eine schöne, plastisch-gefällige und auch belohnende Kunst zu machen.

Nach Dem, wie sich der Verf. in der gutgeschriebenen Vorrede auf das entschiedenste ausspricht, finden wir, daß es eben seine Aufgabe in dieser Schrift war, jene künstlerische In-Eins-Gestaltung, jene plastische Formirung und harmonische Metamorphosirung des Lebens uns zu lehren. Sein Buch soll eine Doctrin alles Lebensgenusses sein, oder wie er sich selbst äußert: er will die mannichfachen Früchte eines reichen Daseins in ein Gesetzbuch niederlegen. Eben deshalb hatte er auch ein reiches Feld in der Wahl des Titels zu seinem Buche. Diese Wahl beunruhigte den Verf. anfangs. „Das neueste Wissen", „Symbolik des Genusses" waren Bezeichnungen, wovon ihm die eine zu mystisch, die andere zu unbestimmt klang. „Ergebnisse aus Erlebnissen" hätte eine praktischere Form gehabt; allein freundschaftliche Rücksichten verhinderten diese Wahl, weil seit dreißig Jahren von einem dem Verf. sehr befreundeten Manne unter diesem Titel ein ausführliches lebenspraktisches Werk erscheinen soll. Außer diesen passirten noch allerlei problematische Titel die Revue: „Genuß", „Aspasia", „Die Kunst zu leben" (was zu auffallend an Knigge erinnerte), „Eudämonie", „Biotechnik" u. s. w. wurden sämmtlich aus mannichfachen Rücksichten verworfen, bis endlich der Verf. nach langem Hin- und Herbedenken dabei verblieb, sein Buch „Cavalier-Perspective" zu überschreiben. Zu diesem Namen veranlaßte den Verf. eine geistreiche Äußerung einer hohen Person, wie der Leser auf Seite xxxi der Vorrede einsehen kann. Was sich aber der Verf. selbst unter dieser Bezeichnung dachte, und inwieweit er sie auf das Leben und dessen Verhältnisse ausdehnte, müssen wir in seiner eignen Sprache hören, worin zugleich ein Commentar des Buches selbst enthalten ist:

> Das geistreich bedeutsame Wort des Fürsten (daß es so gut eine Cavalier-Perspective als eine Vogel-Perspective gebe) frappirte mich lange, und schien mir passend für mein Buch. Denn hier wird zu viel angeregt, um immer ins Detail gehen zu können; es wird von oben herab geurtheilt, und blos die Masse im Großen gezeigt. Alle von dem beleuchteten Objecte in die Augen fallenden Strahlen laufen parallel unter sich, grade wie das bei der Cavalier-Perspective der Fall ist. Mit einem Wort: es ist ein Buch für vornehme Leute. Zur Vermeidung eines ärgerlichen Irrthums erkläre ich aber ausdrücklich, daß ich das Wort vornehm nie in der engen Bedeutung des Ranges, sondern immer in der wirklichen des Werthes gebrauche. Ich verstehe darunter das sichere Gefühl für das Schöne und Schickliche. Pindar spricht immer so vornehm, daß man vergißt, es gebe überhaupt Gemeinheiten, und Jupiter kann sich eine Ehre daraus machen, wenn Pindar mit ihm spricht. Unter den Neuern versteht diese Sprache aber Niemand so gut als Göthe. Diesen also, den Vornehmen, wünscht mein Buch zu gefallen. Es hat aber den Doppelzweck: die grämlichen Philister auf das gründlichste bis zur gelinden Wut zu ärgern. Denn wie ein ebenso altes als treffendes ländliches Sprüchwort sagt: „Wer nichts thun kann, was die Leute verdreußt, der ist kein rechter Schulze." Diesen letzten anmuthigen Zweck wenigstens wird es nicht verfehlen. Die Regellosigkeit, der Übermuth und der Luxus verbürgen sich dafür.

Nach diesem offenen Selbstbekenntnisse dürfen wir über die Begabung, über den Anspruch und die Absicht des Verf. nicht länger im Unklaren sein. Der Verf. ist ein praktischer Lebenskünstler, der jedoch dabei so viel theoretische Weihe besitzt, daß er seine genußvolle Kunst in ein anmuthiges System zu bringen vermag, welchem so viel Methode inwohnt, als für Denjenigen, der eben auf der

Cavalier-Perſpective ſteht, hinreicht. Ein *Syſtem*, zu leben, kann es, genau genommen, nicht geben, und dies hat auch der lebenskräftige Verf. vollkommen eingeſehen; denn das Leben birgt in ſich nicht blos den freien Fortſchritt des Gedankens, ſondern auch den Zufall, das Glück, das Fatum, die Laune und jenen Humor des Schickſals überhaupt, den oft der Einzelne, welcher ſich nicht die Nutzanwendung daraus zu nehmen, oder in jenes wehmüthige Jauchzen, in jene jauchzende Wehmuth der Creatur nicht einſtimmen kann, mit ſeinem ganzen Wohlſein bezahlen muß. Das Leben hat kein Syſtem; denn ein ſolches iſt nur der Vorzug des reinen, in ſich abgeſchloſſenen Denkens; aber es hat eine *Form*, und dieſe in ihrer ganzen Schönheit zu entfalten, in ſich und ſeinen Verhältniſſen darzuſtellen — warum ſollte es nicht eine Aufgabe des Menſchen ſein?

Wir wollen mit dem Verf. dieſes in mancher Hinſicht bedeutſamen Buches aufrichtig ſein, da er ſelbſt als ein Mann von edler Aufrichtigkeit und nobler Lebensgeſinnung erſcheint; wir wollen ſagen, daß uns in ſeinem Buche zweierlei misfällt: nämlich einmal ein Theil der Vorrede, ſodann die *ſpeculative* Seite ſeines Aufenthalts in Paris. Deutlicher wollen wir uns über den letztern Punkt nicht ausſprechen, obſchon der Verf. ſelbſt aus ſeinen Börſenverhältniſſen gar kein Geheimniß macht. Alles andere darin Enthaltene und namentlich der durchaus prägnante Schluß iſt mit wenigen Ausnahmen vollkommen annehmbar und hin und wieder trefflich. Denn es zeigt von einem entſchiedenen, obwol etwas frivolen *Genie der Exiſtenz*; ſo, und nicht anders wollen wir dieſe in ihrer Art ſeltene Gemüthsanlage bezeichnen; denn zwiſchen Leben und Exiſtiren iſt noch immer ein weſentlicher Unterſchied. Nicht immer iſt es das Leben, was der Verf. meint, wenn er davon redet; aber in keinem Momente des Lebens läßt er die Exiſtenz, ihre Folgen, Foderungen und Prämiſſen unbeachtet, die andererſeits von ſo vielen reichbegabten Naturen verkannt wird. Eben deshalb, grade deshalb nennen wir einige Seiten dieſes chevalereskken Genies frivole Seiten, worunter wir jedoch beileibe nicht Das verſtehen, was der Philiſter, dieſer von unſerm Verf. ſo trefflich bis ins Einzelnſte geſchilderte heilige Urphiliſter der Menſchheit, ſo zu benamſen pflegt. Ein *frivoles* Leben iſt vielmehr jedes Leben, welches *in dem Daſein nur*, oder doch hauptſächlich die Exiſtenz, d. i. das Selbſtiſche, feſthält. Ein ſolches Leben kann ſich zu Feſtlichkeiten, zu Maskenbällen, zu Börſenſpeculationen, zu geiſtreichen Wendungen jeder Art, ja ſogar zu ungemeiner Kenntniß und tiefſinniger Beobachtung eignen; allein es wird und muß ihm immer die *unterirdiſche Weihe* fehlen, denn dieſe Weihe trieft von Leid ſowie der Ölbaum von Segen. Und ſo haben wir in unſerm Verf. einen höchſtbegabten, durchaus vornehmgeſinnten, lebensgeſchickten Mann gefunden, aber keinen Jünger des Abſolutheiligen, der Wiſſenſchaft, der Kunſt, der Weltoffenbarung als ſolcher. Ein ſolcher muß zu *leiden*, zu *entſagen*, zu *darben* verſtehen; dies aber verſteht man von der Cavalier-Perſpective aus nicht, weil alles Streben nur dahin geht, *ſich als Exiſtirender zu ſituiren*. Das Situiren iſt in der That vornehm. Aber es gibt noch viel größere und heiligere Dinge als Vornehmſein, und es gibt Lebenspreiſe, zu denen der Weg nicht in ſeidenen Gewändern durch Prunkhallen, ſondern durch die Hütten des Elends, durch Schmuz und Jammer führt. Dies wollen wir nicht verkennen, und es ſei fern von uns, mit dem Verf. in die Anerkennung Swift's einzuſtimmen, „der einer ſchmuzig-geöffneten Bettlerhand ſeine Gabe zu weigern pflegte". Dafür verdiente Swift, ein Mann, der Lob, ſondern die Peitſche. Denn alle Bettlerhände ſind viel zu ſehr die Glocke ſeines Daſeins war, nicht ſchmuzig, und wer einen reinen Bettler haben will, der muß erſt machen, daß er kein Bettler mehr iſt; hierüber vergleiche Jeder, der es der Mühe werth hält, *die* Bettler zu ſtudiren, Raumer's neueſte Nachrichten aus Irland. Es iſt ſchön, ein *harmoniſches* Daſein zu führen. Wer ſollte dies nicht finden? Hat doch einſt ein ganzes Volk harmoniſch gelebt! Es iſt alſo ſchön; ja, aber es iſt nicht das Vorzüglichſte. *Es gibt eine Geiſtestiefe, in welcher keine Harmonie möglich iſt.* Als Gott die Welt erſchuf, d. h. mit andern Worten: als die Welt wurde, da war keine Harmonie; da brütete der Geiſt über den Waſſern und über Allem, was ſich bildete. Erſt als die Welt fertig war, da herrſchte Harmonie, und auch dieſe nicht in dem Sinne, wie es der Verf. meint; denn alle goldene Zeitalter ſind nur Fabeln. Wer das Größte erſchafft, wirkt und leiſtet, der erduldet die tiefſten Misklänge; ein Beweis, daß die Exiſtenz nur etwas Secundaires iſt, aber kein Beweis, daß höchſter Naturen Element der harmoniſche Friede ſei; denn was in ihnen ſo genannt wird, iſt nichts als ein *ſchmerzliches Überwinden*.

(Die Fortſetzung folgt.)

Deutſche Kunſt in Frankreich.

Wir hatten in Nr. 90 d. Bl. die im „Journal des débats" enthaltene Beurtheilung des Bendemann'ſchen Jeremias, mitgetheilt; verſprochenermaßen fügen wir hier nun die Anzeige hinzu, welche daſſelbe Blatt in einer ſpätern Nummer von den beiden Gemälden Begas' und Leſſing's gibt. Es möge uns erlaubt ſein, auch die einleitenden Worte des Artikels mitzutheilen, da ſie, obgleich nicht ſpeciell zur Würdigung jener beiden Gemälde gehörig, doch in mittelbarer Beziehung zu ihnen ſtehen und insbeſondere eine Wahrheit ausſprechen, die in Deutſchland noch mehr Beherzigung verdient als in Frankreich. „Die franzöſiſchen und deutſchen Künſtler, welche die ältern Meiſter zum Muſter nehmen, ſollten ſich dabei vor einer Täuſchung hüten: Diejenigen nämlich unter ihnen, welche ihre Begeiſterung aus den erſten beſſern Werken der chriſtlichen Kunſt ſchöpfen und ihre Manier darnach bilden, ſind grade in demſelben Falle wie die Schriftſteller zur Zeit des Wiederaufblühens der Wiſſenſchaften, welche, mit aller Gewalt Lateiniſch ſprechen und ſchreiben wollend, ihr ganzes Leben damit zubrachten, den Virgil, Livius und Plautus zu leſen und wiederzuleſen, um die Schönheiten und Feinheiten der Sprache der alten Schriftſteller kennen zu lernen und wiederzugeben. Niemand möge dieſe Bemerkung als eine ironiſche nehmen; in jedem Lande und zu jeder Zeit haben die Meiſterwerke des Alterthums fortwäh-

rend bei den höher Begabten Anerkennung und Bewunderung hervorgerufen. Wie dem aber auch sein mag, so ist es immer gut für einen Künstler, die Stellung, in der er sich befindet, zu kennen, und richtig zu beurtheilen, wie viel Ursprüngliches und Natürliches sowie Künstliches und Gemachtes in den Kunstmitteln, die er zur Versinnlichung seiner Ideen anwendet, enthalten ist. Von dem Augenblicke nun, wo sich der Künstler die Manier einer classischen oder einer mittelalterlichen Kunstschule aneignet, fällt er freiwillig oder unfreiwillig in Archaismus, wie es jetzt mit allen französischen oder deutschen Malern der Fall ist, welche im erhabenen Style arbeiten; von dem Augenblicke endlich, wo man sich einer bestimmtern Methode ganz hingibt, zeigt sich in dem Werke, das unter ihrem Einfluß entstanden ist, ein wenig Zwang und Mangel an Freiheit, sowol was den Gedanken als die Ausführung desselben betrifft. Einige Geister sind stark genug, um ihre eignen Ideen, durch jenes starre Hemmniß hindurch, zur Erscheinung zu bringen; aber sie sind selten, und Poussin selbst, dessen Werke in ihrem innersten Wesen so natürlich und wahr sind, sündigt oft in dem Verhältniß der Linien und in der Anordnung seiner Figuren durch eine Symmetrie und eine Ordnung, die seine Bewunderung für die Aldobrandinische Hochzeit und einige andere, zu seiner Zeit entdeckte antike Malereien verrathen."

„Wir bitten daher, den Vorwurf der Manier, des Gezwungenen und Gewaltsamen, den wir in der Beurtheilung der Erzeugnisse der Malerschule, welche die alten Meister zum Vorbild nimmt, manchmal auszusprechen Gelegenheit haben werden, nicht zu hoch aufzunehmen, da es ein dieser ganzen Kunstrichtung inwohnender Fehler ist, ebenso wie man das Ungeordnete, Unzusammenhängende und Ausschweifende als gemeinschaftliche Eigenschaft bei allen denjenigen Künstlern antrifft, welche den Rath der Erfahrung verwerfen, nur an sich selbst glauben, und meinen, wenn Einer zwanzig Jahre alt sei, sprosse ihm das Genie wie der Bart am Kinn."

„Da die letzte Revolution in der Kunst von den Deutschen ausgegangen ist, so wollen wir auch mit zwei Malern dieser Nation beginnen. Der Styl Bendemann's in seinem Jeremias gehört, wie es auch der Gegenstand erheischt, zu der erhabensten Art. Von einem Propheten bis zu einem Papst und zu einem Kaiser besteht schon ein Unterschied, der ohne Zweifel Hrn. Begas in seinem Gemälde vorgeschwebt hat, wo Kaiser Heinrich IV. barfuß und im Büßerhemde sich dem Papst Gregor VII. in Gegenwart der großen Gräfin Mathilde unterwirft. Das Ganze dieser Scene ist einfach, aber wohl aufgefaßt. Auf einem Balcon, der den obern Theil des Gemäldes einnimmt, befindet sich der Papst mit den zu ihm gehörigen Personen. Unten sieht man Heinrich, aufrecht, an die Thüre gelehnt, in der Stellung eines Mannes, der erwartet und, jedoch mit Widerwillen, bittet. Im Vordergrund und um diese Hauptfigur herum gruppiren sich Figuren von Männern, Weibern und Kindern. Der obere Theil des Gemäldes ist schwach, das Übrige aber zeigt ein wahrhaftes Verdienst sowol in Hinsicht der Composition als der Ausführung. Die Stellung Heinrich's ist wahr, edel und malerisch zu gleicher Zeit; unter den ihn umgebenden Figuren finden sich die lieblichsten und natürlichsten Kinderköpfe. Was am meisten bei diesem Gemälde auffällt, und insbesondere bei der Figur des Kaisers, ist, daß der breite und großartige Styl, den man darin antrifft, durchaus keine Spur von Nachahmung der großen (alt)deutschen und italienischen Maler an sich trägt, oder sie müßte mit der größten Kunst versteckt worden sein."

„Die Hussitenpredigt von Lessing gehört zu einer noch weniger erhabenen Gattung als das Gemälde Begas'. Mit Ausnahme der Hauptfigur, die in einem ekstatischen Zustande zu sein scheint, spricht sich in der Weise und dem geistigen Ausdrucke der Übrigen, welche jene anhören, große Einfachheit aus. Wir bedauern, daß der Künstler nicht einige nähere Andeutungen darüber zur Nachricht über sein Werk geliefert hat, die uns in den Stand setzen würden, uns seinen Gegenstand recht zu erklären. Die Scene geht an einem wilden Orte vor. In der Mitte des Gemäldes erblicken wir aufrechtstehend einen blassen und magern Mann, der in der Rechten eine Art Kelch hält und dabei das Ansehen hat, als ob er eine Prophezeiung thue oder sonst eine Glaubenserklärung ausspreche. (Man sieht wol, daß der französische Kritiker, aus Mangel an historischer Kenntniß des Gegenstandes, nicht recht klug aus dem Gemälde wird, obwol er das Richtige ahnt. Auch nennt er das Gemälde fälschlich „Le serment d'un Hussite"; wahrscheinlich ist es so fälschlich im Katalog angegeben, da es auch andere pariser Blätter so benennen.) Diese Figur, deren Ausdruck entschieden und durchdringend ist, wird von einem Dutzend Männer umgeben, Arbeitern, wie man nach den Werkzeugen urtheilen muß, die sie in ihren Händen halten. Augenscheinlich ist es ein Anhänger Johann Huß', des bekannten böhmischen Ketzermeisters des 15. Jahrhunderts, der Landleute zu seinem Glauben zu bekehren sucht. So wenigstens läßt uns die Stellung und der Ausdruck der Figuren den Gegenstand auffassen. Das Verdienst des Werkes besteht besonders in dem Gegensatz der Ruhe und Natürlichkeit der zuhörenden Landleute und der außerordentlichen Exaltation des Hussiten, der ihnen predigt. Diese Eigenschaft des Ganzen findet man auch in dem Einzelnen wieder, und in der Stellung und unbelebten Aufmerksamkeit der Landleute liegt etwas Rührendes. Nimmt man die Figur des Hussiten weg, so gibt das Übrige noch immer ein hübsches Genrebild; wir werden uns aber wol hüten, die Wegnahme des Hussiten zu verlangen, der aus dem Ganzen eine ungemein schöne Scene bildet."

„Am schwächsten ist in den Gemälden von Begas und Lessing das Colorit; es fehlt ihm nicht grade an Wahrheit, wol aber an Glanz und Kraft. In Summa, auch diese beiden Schöpfungen sind empfehlenswerth und rechtfertigen, was wir kürzlich behaupteten: daß die neue deutsche Schule die Hülfe der Kunstgelehrsamkeit aufgebe und dafür mehr zur Natur zurückkomme." 57.

Dr. Franz Cellarius' Gesammelte Schriften. Herausgegeben von dessen Freunden. Erster Band. Musestunden. Erster und zweiter Theil. Frankfurt und Leipzig 1836. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Ein zweiter Titel, den dieses Werk führt, heißt: „Musestunden von Dr. F. Cellarius", und ist der Verf. darauf als Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften und Mitarbeiter an mehren bekannten Zeitschriften aufgeführt, Epitheta, die heutzutage grade nichts Außerordentliches besagen wollen.

Ich will gern meine Unwissenheit gestehen und offen bekennen, daß ich vor dem Erblicken dieses Buchs nichts von dem Mitgliede mehrer gelehrten Gesellschaften und Mitarbeiter mehrer Journale ꝛc. gewußt habe; das Vorwort hat mir jedoch hierin gute Dienste geleistet, und da ich so kühn bin, zu glauben, eine Menge Leser dieser Blätter könnten sich in demselben Falle befinden wie ich, so will ich kurze Kunde geben von Dem, was das Vorwort sagt. Also Hr. F. Cellarius ist geboren den 1. Jan. 1800 zu Walthershausen; er studirte zu Gießen Philologie und Philosophie, ingleichen auch etwas Theologie; da er jedoch in Verdacht gerieth, zu den Schwarzen (einer Abart der Burschenschaft) zu gehören, so mußte er die Hoffnung aufgeben, eine Anstellung in der Heimat zu finden. Er ging deshalb auf Reisen, lernte zufällig einen Engländer kennen, der ihn zum Hofmeister seiner Söhne machte, ihn mitnahm nach Frankreich und Italien, und auf dessen Landgut bei Neapel er gegenwärtig noch lebt.

Was nun Hr. Cellarius in seinen Musestunden sowol als Student als später zu Papier brachte, haben seine Freunde in Deutschland — deren Namen übrigens nicht genannt werden — in zwei Theilen, zusammen fünfhundert und einige zwanzig Seiten umfassend, dem Drucke übergeben, und wenn das liebe

Publicum Geschmack daran findet, soll auch noch ein dritter und vielleicht gar noch ein vierter Theil folgen. Es sind demnach Aussichten eröffnet.

In quantitativer Hinsicht sind diese ersten beiden Theile sehr reich. Nahe an einem halben Dutzend kleiner Aufsätze philosophirenden Inhalts, prosaische Schriften genannt, eröffnen den Reihen. Ihnen folgen sechs Romanzen und Balladen, dann kommen neun Übersetzungen aus lateinischen Dichtern (Petronius, Ovid ꝛc.), hierauf wieder vier prosaische Aufsätze (über den Geiz, das Greisenalter, den rechten Gebrauch der Zeit ꝛc.), dann vierzehn vermischte Gedichte, eine Cantate, vierzig Epigramme, ein Opernbruchstück, wieder einige prosaische Arbeiten, dann nochmals Gedichte, abermals Fragmente aus unvollendeten Theaterstücken, zum vierten Male prosaische Aufsätze in längerer und kürzerer Art, noch einmal Scenen aus unvollendeten Theaterstücken, neuerdings ein Convolut vermischter Gedichte, eine französisch geschriebene Standrede, gehalten am Grabe eines Hrn. Adolf von Martens von dem reformirten Prediger A., ein paar an Hrn. Cellarius gerichtete Briefe in gebundener Rede von einem Hrn. Dr. P. F. v. S. und zuletzt endlich Verbesserungen und Zusätze, oder deutlicher gesagt, Errata, die bei der Anordnung und dem Druck dieses Chaos von gereimter und ungereimter Prosa sich eingeschlichen haben.

Mein Gewissen erlaubt mir, mich zu rühmen, mir wirkliche Mühe gegeben zu haben, um die Entdeckung zu machen, warum denn eigentlich alle diese buntgemischten Sachen unter dem Drucke der Presse haben seufzen müssen; wenn ich aber den einzigen Punkt ausnehme, daß die Jugend- und Universitätsbekannten des Hrn. Cellarius möglicherweise eine Freude daran haben können, so ist mir kein einziger vernünftiger Grund erschienen. Die prosaischen Aufsätze enthalten von A—Z nicht das Geringste, weder in Hinsicht der Gedanken, noch in Bezug auf oratorischen Werth, was durch Schärfe, Neuheit oder Genialität der Ansichten zu fesseln vermöchte. Es ist über alle die verschiedenen Gegenstände, die besprochen werden, nichts gesagt, was nicht schon längst gesagt worden ist, oder jeder nur irgend denkende Kopf sich selbst sagen kann. Die theatralischen Fragmente sind so dürftig und gewöhnlich, daß es schwerlich Jemanden einfallen wird, zu beklagen, hier nur Fragmente zu sehen, und die Poesien nichts Anderes, als was man jeden Tag in jedem belletristischen Journal als Lückenbüßer auffinden kann. Und nun vollends die Epigramme! Da ist wirklich eine Saat von Beispielen, wie Epigramme nicht sein sollen. Ich gebe nur ein Paar zur Probe:

1) Seydelmann.

Was er durch Ton, Geberd' und Miene
Darstellt, trägt die Spur vollendeten Talents;
Als Franz Moor und Mephistopheles
Ist er der Stolz der deutschen Bühne.

2) Die vierte Grazie.

Wer nur von drei Grazien spricht.
Sah wahrlich Henriette nicht.
Denn traun! Sonst geständ er mir,
Es gebe der Grazien vier.

Circa ein Dutzend solcher Musterepigramme schleudern ihre stumpfen Pfeile auf Ärzte ab. Das sind alte Witze, abgestumpfte Späße, die unsere Väter schon bis zum Überdruß verarbeiteten.

Eine Nachricht an die verehrlichen Subscribenten erklärt, daß der dritte Theil mehre größere Novellen und kritische, bereits in Literaturblättern früherer Jahre abgedruckte Abhandlungen, der vierte Theil Übersetzungen französischer Novellen und Theatersachen, ingleichen eine ausführliche Selbstbiographie des Verf., nebst dessen sehr ähnlich nach der Natur gezeichnetem Bildnisse enthalten wird. Wie Gott will; dem Unabwendbaren muß sich Alles fügen; und so wird, wenn es da droben beschlossen ist, auch der dritte und vierte Theil von Denen, die da Lust daran haben, verarbeitet werden. 15.

Miscellen.

Um zu erfahren, wie vor hundert Jahren ein König von England ungefähr zu speisen pflegte, diene folgender Küchenzettel, oder vielmehr folgendes Allerhöchste Küchenbulletin, das sich vom 10. Sept. 1733 herdatirt. Darin heißt es: „Un potage; une fricassée de pigeons; un ragoût de pieds de veau; mouton rôti; un chapon, deux pigeons, une tourte, un flan.“ Diese Speisen waren für den König. Seine Königliche Hoheit (der damalige Prinz Karl Eduard) erhielten blos: eine Suppe und eine fette Henne. Mr. le Duc (Cardinal von York) empfingen eine Suppe und zwei Excossaisen. Kann man einfacher speisen? Wahrlich es muß eine einfachere Zeit gewesen sein, wo ein König noch zweimal Tauben zu einer Mahlzeit, ein Ragout von Kalbsfüßen und einen Eierfladen speiste, wo ein Prinz von edelstem Geblüt mit einer Henne zufrieden war, und selbst ein Fürst der Kirche sich mit einem einzigen Gericht begnügte! Es war immer eine schöne Zeit, als der begüterte Bürger, der Mann der es dran wenden konnte, die Fürsten und Könige auch in seinen Tafelfreuden nicht zu überbieten wagte; denn eine Zeit der Selbstbeschränkung ist immer eine schöne Zeit.

Der bekannte verstorbene Sir Robert Hall setzte eines Tages einem Geistlichen, der aus einem Dissenter ein so halbwegs legitimer Orthodox geworden war, die Nothwendigkeit einer Kirchenreform auseinander, die ihm dieser aber nicht zugestehen wollte, indem er endlich, in die Enge getrieben durch die Argumente seines Gegners, zu den gewöhnlichen Verlegenheitsphrasen: „Ich sehe dies nicht ein“, oder „Ich kann dies nicht zugeben“ u. s. w., seine Zuflucht nahm. Zuletzt ward Sir Robert ungeduldig, nahm ein Blatt Papier aus der Tasche und schrieb darauf das Wort: Gott! „Sehen Sie diesen Namen?“ fragte er nun den hartnäckigen Orthodoxen. Er bejahte es. Hierauf legte Hall ein Geldstück auf das Blatt, dergestalt daß der Name Gottes ganz davon bedeckt ward. „Und sehen Sir den Namen nun?“ fragte er. „Nein.“ „Nun so wünsche ich Ihnen einen guten Morgen, Sir, und überlasse Sie Ihrem Nachdenken.“ 11.

Literarische Anzeige.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ist die Klage über zunehmende Verarmung und Nahrungslosigkeit in Deutschland gegründet, welche Ursachen hat das Übel, und welche Mittel zur Abhülfe bieten sich dar?

Bearbeitet von

Siegfried Justus I.,

König von Israel und Hoherpriester von Jerusalem.

Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Eine Schrift, welche von Allen gelesen und beachtet zu werden verdient, denen die wichtige darin behandelte Frage von einigem Interesse ist.

Leipzig, im April 1837.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 112. —— 22. April 1837.

Cavalier-Perspective. Handbuch für angehende Verschwender, von Chevalier de Lelly.

(Fortsetzung aus Nr. 111.)

Es springt dem Leser von selbst in die Augen, daß wir in dem Gesagten den Verf. des vorliegenden Buchs nur ergänzen wollen. Er wird uns jederzeit einwenden können, daß wir hierin eben von einem andern als dem Cavaliergesichtspunkt ausgehen. Dieser Einwand stehe ihm auch mit Recht zu; denn in der Kritik gibt es keine Cavaliere. Die Kritik muß das Höchste festhalten; das Höchste ist aber der allgemeine Gedanke, ohne aristokratische und eximirende Wendungen. Eben weil das Buch des Verf. einem ganz bestimmten Standpunkt angehört, eben deshalb müssen wir uns, als Beurtheilende, eines allgemeinen Standpunkts befleißigen. Sehen wir im Spätern, wie oft der Verf. das Richtige, ja das Einzige und wahrhaft Lebendige trifft, so mag es uns auch ziemen, gleich im Voraus zu bemerken, wo er Unrecht hat. Dies Unrecht äußert sich allemal da, wo er aus seiner eigenthümlichen Perspective heraustritt. Hören wir folgende Stelle aus der Vorrede:

> Wie kommt es überhaupt, daß vornehme, unabhängige Männer, oder vielfach Erfahrene, Diplomaten und Staatsmänner bei uns so selten die Früchte ihrer Erlebnisse öffentlich kundgeben? Sie kennen ihren Vortheil nicht; denn unbezweifelt würden sie dankbare Anerkennung finden. Die „Briefe eines Verstorbenen" sind dafür der beste Beweis; ich betrachte sie als einen wahrhaften Fortschritt zur Schaffung einer geschmackvollen Unterhaltungslectüre. Unbezweifelt bekämpfen sie die leider tief eingewurzelte Scheu für die Darstellung des Persönlichen, von welcher unsere Nachbarn jenseit des Rheins sich längst frei gemacht haben. Fast alle ihre Notabilitäten stellten das Gesehene mehr oder minder lebhaft dar.

Was haben aber die Franzosen durch diese mehr oder minder lebhaften Darstellungen des Gesehenen (wir müssen natürlich von ihnen die Memoiren im strengen Sinne ausnehmen, die in eine ganz andere und viel höhere Kategorie gehören) für Gewinn gezogen? In der That einen sehr untergeordneten. Dafür ist durch eben diese „Darstellungen des Gesehenen" der Inhalt der französischen Literatur überhaupt beträchtlich verkümmert worden, und dies deshalb, weil doch in solchen Productionen nur das Um und Neben der Persönlichkeit und höchstens ihre eignen rohen Umrisse, nicht aber der Kern, das Innere, das Ewige der Persönlichkeit, um mit Steffens zu reden, zum Vorschein kommt. Keineswegs wollen wir dem Verf. abstreiten, daß sich aus den Papieren mancher aufgezeichneten Vornehmen, die niemals zum Vorschein kommen, mancher Stoff zur Bildung, zur Selbstbespiegelung, ja wol auch zu erhöhterer und verfeinerter Lebensansicht entnehmen ließe; aber vor einer ganzen Literatur, die nur aus „Papieren" geschöpft ist, vor einer solchen nonchalantvornehmigen Unterhaltungs- und Reiseliteratur, wie sie in dem „Verstorbenen" einen Stellvertreter gefunden — davor bewahre uns der Himmel. Alles, was mit solcher Verstorbenheit anhebt, stirbt uns zum zweiten Mal vor sichtlichen Augen ab. Aus den memoirengleichen Reise- und Lebensbildern werden endlich „Tutti Frutti". Es heißt die Bedeutung, Innerlichkeit und Solidität unserer Literatur sehr verkennen (ein Vorwurf, den man besonders der „Vorrede" des vorliegenden Buchs zu machen hat), wenn man an die Stelle der auf ihrem Felde sich ereignenden schweren und tiefen Kämpfe die bloße glatte, gewandte Lebensunverwüstlichkeit und Lebensvornehmheit setzen will. Möglich, daß einige deutsche Gelehrte und Schriftsteller Stubenhocker, einige andere sogar Philister sind; kann nicht auch ein ausgemachter Libertin ein Philister sein? Denn die Philisterei beruht doch zunächst in dem beschränkten Beharren auf der Dieselbigkeit und Monotonie des Daseins. Mag auch wol manches jugendliche deutsche Schriftstellergemüth sich einer nicht zu billigenden Apathie des Lebens, einem Sansculottismus der Empfindung hingeben — wir haben dafür einen guten Grund, den wir mit des Verf. eignen Worten hierhersetzen wollen:

> Wie schwer ist es, bei schreiendem Mangel edel zu empfinden. („Il est trop difficile de penser noblement, quand on ne pense que pour vivre", sagt Rousseau.) Dem edeln Gemüth mag Wirkung verliehener Kräfte hinlängliche Beruhigung sein; aber Beruhigung ist nur wenig, und das heiligste Streben erliegt oft dem widrigsten Geschick, wenn ihm das Talent fehlt, sich nach außen geltend zu machen. Selbst Genie und reiche Einbildungskraft bedürfen einiger Sorge für ihr Glück, um wie viel mehr wir Andern! Glücksgüter sind so sehr das Ziel des menschlichen Strebens, daß aller Ruhm und alle Ehre in der Hand des Monarchen liegt, dem über die Glücksgüter unbeschränkte Macht zusteht.

Wie dem sei, es gibt etwas Bleibendes, was der Deutsche sich weder aus seinem Charakter noch aus sei-

ner Literatur darf nehmen lassen, dies ist: der Ernst der Forschung, die Ruhe des Gedankens, der Eifer für alles Das, was eine Tiefe zeigt. Durch dieses ruhige Denken, durch diesen forschenden Ernst, durch diesen poetischen Zug nach der Tiefe hin, sowie es den Fischer nach dem Wassergrunde zieht, dadurch und dadurch allein sind wir geworden, was wir sind. Dadurch ist der Deutsche der Repräsentant des Gedankens für die ganze civilisirte Welt geworden; ein Vorzug, den uns nie eine andere Nation im Ernst abstreiten wird. Wenn es unter uns, wo der Gedanke in all seinen wissenschaftlichen wie künstlerischen Formen heimisch ist, auch hin und wieder einige Philister gibt, was schadet dies? Nein, es schadet nicht nur nichts; es ist sogar ganz in der Natur der Sache begründet, nach demselben Gesetz, nach welchem es im Weltmeer neben der ungeheuern Tiefe, die kein Senkblei erreicht, auch Untiefen gibt, wo selbst ein Fischerkahn nicht weiter kann. Wenn unsere Philister in ihrer dummbeschränkten Häuslichkeit ihre langweilige Lebensart durchsetzen, ei so bleibt uns ja die Lust, über sie zu lachen und zu spotten nach Belieben; was aber unsere heilige Kunst und Wissenschaft anlangt, aus dieser wollen wir die Philisterei schon los werden. Aber um Gotteswillen nur nicht eine allgemeine Sandbank des Geistes in Deutschland dadurch hergestellt, daß man die bloßen Lebensformen, die wol ebenso gut zu leeren Formeln werden können als vieles Andere, daß man die bloßen äußerlichen Lebens*talente* über die reingeistigen Functionen des Genius selber stellt, oder doch diesen Talenten und ihrer Existenz eine mehr als billige, eine bevorzugte Breite zu verstatten wünscht. Solche Lebenstalente, wie sie dort in jenen Briefen und eingemachten Früchten herumfiguriren, sind nur Schemen des Talents, nur Schemen auch des Lebens; es ist eine Methode, wie sich durch die bloße Afterkunst zu leben nicht unbegabte Naturen auf das grauenvollste und absichtlichste herunterbringen. Davor behüte uns der Geist und unsere nationale Strebekraft. Unser Weg geht nach dem Leben hin, nicht nach dem Tode.

Übrigens thut sich der Verf. unserer „Cavalier-Perspective" einiges Unrecht, wenn er sein Buch an jene, von dem „Verstorbenen" mit ebenso viel Eigensinn als Selbständigkeit durchgesetzte Kategorie unbedingt angeschlossen wissen will. Denn des Verf. Buch ist weit besser als jene vornehmen Salbadereien, mit ihrer eher lockern als lebendigen Methode; es ist ein Buch mindestens für die Welt, für den lebenslustigen Menschen ohne Ausnahme, für Jeden, der etwas aus sich machen, der figuriren, glänzen, auch wol, wie der Titel besagt, in der edeln, aber schweren Kunst der Verschwendung einige Fortschritte machen will. Was hier geboten wird, ist allgemeines Gut und weit eher eine Rechtfertigung als Beeinträchtigung des Mittelstandes zu nennen, weil der Verf. doch Alles und Jedes in dem einfachen *Talent zu leben* begründet sieht. Was uns aber dort begegnet, ist der seichte Standesübermuth, der jetzt längst aus der Mode gekommen; das Apartthun im Leben, während man doch ein lustiger Lebemann im weitesten Sinne sein will; ist die breite Maske eines ridiculen Weltbürgerthums, das sich in der armseligsten Coterie endigt, die jemals auf den Parkets einer Miniaturresidenz sich herumdrehte.

Es scheint, daß wir nun genug Allgemeines über diese „Cavalier-Perspective" gesagt, und daß es uns nur noch obliegt, einige Details des Buches zu berühren. Rochefoucault's Wort: „Qui vit sans folie, n'est pas si sage qu'il croit", war schon in früher Jugend des Verf. Wahlspruch, und es fehlte seiner Jugend deshalb nicht an lustigen Streichen, die ein Philister, oder auch ein noch besserer Mann vielleicht dumme Streiche nennen würde. Doch hatte der lebenslustige Verf. das Unglück, daß ihm gleich als ein böser Dämon schon damals die Philisterei dicht an die Seite gebannt war in der Gestalt eines Jugendgenossen, den er Hr. v. Trympelt nennt. Dieser Hr. v. Trympelt war freilich ein sehr ausgeprägtes Exemplar seiner Gattung. Er hatte die Suppe schon berechnet, die er vier Wochen später verzehren wollte. Trotz allen diesen Berechnungen und einer ans Ungeheure grenzenden Ökonomie überhaupt hat er es dennoch nur zum Thorschreiber gebracht, und er sitzt nun und schreibt seine Passirzettel am Thore von Danzig, das nach Oliva führt. Dies ist das einzige poetische Moment seines ganzen Lebens, daß er grade *dieses* Thor getroffen hat. Der Verf. schildert diesen Thorschreiber in spe folgendermaßen:

Alle Welt hatte ihn schon als Knaben lieb, mich mochten Wenige. Er saß zwischen Frauen, während ich mich wild unter Knaben balgte. Die Aufgaben der Lehrer arbeitete er oft doppelt, um mir die eine Anfertigung zu geben, wenn ich, was nicht selten geschah, nichts gearbeitet hatte. Er war die Gutmüthigkeit selbst, ich hätte mir keinen bessern Gefährten wünschen können, und dennoch empfand ich eine Abneigung gegen ihn, die mit den Jahren nur zunahm. Ich weiß nicht, wie es kam, daß mir kein Spiel mit ihm lustig von der Hand ging; er war so lammfromm als langweilig. Oft gähnte ich, wenn ich ihn ansah, und wenn mich unsere Lehrer wiederholt um den Grund meiner Abneigung befragten, so gab ich immer zur Antwort: er kaue mir zu langsam. Ich weiß auch heut noch keine bessere Antwort. Die Zu- und Abneigungen im Leben, wofür man keine Gründe findet, sind, wie ich jetzt weiß, eben die tiefsten, die unauslöschlichsten.

Es war sehr natürlich, daß zwei solche Naturen ganz verschiedene Wege betreten mußten. Den Hrn. v. Trympelt führte der seine, wie gesagt, zum Thorschreiberposten, während der Verf. sich, nachdem in Deutschland seine erste Jugendliebe einen betrübenden Ausgang genommen hatte, in die Weltstadt Paris begab, um dort in dem Leben und durch das Leben die unangenehmen Eindrücke zu verwischen. Der Leser findet eine ausführliche Episode in dem Buch, welche diesen Aufenthalt des Verf. mit all seinen Accidenzien darstellt. Genug, daß er erreichte, wornach er sich sehnte: *einen unumschränkten Lebensgenuß in möglichst glänzender Form*. Du willst dir dein Dasein auf jede mögliche Weise verschönen! Dies war der feste Vorsatz, womit der Verf. sich in die Stadt der Moden übersiedelte. Hören wir, wie er auf ganz geistreiche Weise die *Natur* selbst zum Anwalt dieses seines Lebensgrundsatzes macht:

Überhaupt hat die Natur die angenehmen und reizenden

Farben nur den Thieren und Pflanzen verliehen, die in der Nachbarschaft der Menschen leben. Das ist so wahr, daß, obgleich die Sonne unter der Linie mit aller Kraft ihrer senkrechten Strahlen auf die Meervögel wirken kann, es doch auf offenem Meere keine schöngefiederten gibt; während diejenigen Vögel der Linie, welche die Küsten des Meeres und die Ufer der Flüsse bewohnen, mit den prächtigsten Farben bekleidet sind. So der Flamingo, der sich an den Küsten des Südmeeres aufhält, mit Federn aus glänzendem Weiß und blendendem Karmin. Der Pfeffervogel derselben Gegend, der, wenn er seinen großen feuerfarbenen Schnabel aus dem feuchten Meersand hebt, in welchem er seine Nahrung sucht, aussieht, als ob er ihn eben in Korallenroth gefärbt hätte. Andere Vögel derselben Gattung haben Schnäbel weiß und schwarz, und so glänzend, als wären sie von Elfenbein und Ebenholz. Das Perlhuhn, der Taucherkönig und eine Menge buntgefleckter und gezeichneter Vögel verschönen mit ihren emaillirten Farben die Küsten und Ufer der Meere und Flüsse von Asien und Afrika. So schmücken auch eine Menge Pflanzen die Ufer der Gewässer: wie die Schwertlilie, die duftende Frauenmünze; andere den Schoos des Wassers: als Kresse, das Linsengras, die Meerbinse; endlich einige sogar den Grund des Wassers, unter andern eine Art Algen mit langen Fäden, deren Enden wie Krebsscheren geformt sind. Aber merkwürdig genug tragen alle Wasserpflanzen ihre Blumen wiederum nur auf der Oberfläche des Wassers. Ein indischer Fluß im Sommer gleicht oft einer schwimmenden Wiese. Darf ich nicht schließen, daß alle diese Flußpflanzen nur da sind, den Aufenthalt des Menschen zu verschönen? Denn sie allein, nicht die Meerpflanzen haben Blumen und scheinen bestimmt, mit ihren Kronen, Gürteln und Sträußern die Schäferinnen und Badenden zu schmücken. Den Meerpflanzen, denen das Schöne fehlt, ward wenigstens das Nützliche gegeben, ihre langen Stiele, Arme, Knoten, Wurzeln, mit denen sie die glattesten Dinge umschlingen, ihr Leim und ihre Elasticität sind vortrefflich geeignet, die Barken der Fischer zu halten und zu schützen. Die im Allgemeinen gesundesten Pflanzen wachsen an den Landstraßen; überall ist der Natur wohlthätige Absicht zu erkennen. Kein Strauch, kein noch so mächtiger Baum kann sein ganzes Blütenheer zu Früchten reifen lassen, noch diese überhaupt alle tragen. Überall ist fröhlicher Blütenüberfluß, ein unendlicher und unverwüstlicher Luxus der Natur.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Italien.

In Florenz erscheint jetzt in italienischer Übersetzung ein Geschichtswerk, dessen lateinisches Original darum zu den bibliographischen Seltenheiten gehört, weil die Mediceer es eifrigst zu unterdrücken suchten. So ändern sich die Ansichten erleuchteter Regierungen. Auch das anerkannt Gute will durch Prüfung jetzt in der Meinung sichergestellt sein, und es befängt die Überzeugung, wenn nur lobende Stimmen laut werden. Das Buch, das den Mediceern einst so viele Besorgnisse erregte, jetzt blos eine wissenschaftliche Bedeutendheit, kann nur dazu dienen, Machiavelli's tiefere Einsicht in die Verhältnisse seiner Zeit klarer hervorzuheben; durch seinen Einspruch selbst wird es die Sache der Angeklagten vor der Jury der Geschichte führen. Denn Thatsachen zu entstellen, wie es die Leidenschaft des Augenblicks versuchte, gelingt nicht, wo so viele Actenstücke der unbefangenen Prüfung vorliegen. Ein Venetianer edler Abkunft, Giov. Michele Bruto (1515 geb.), der aus bisjetzt unbekannten Gründen eine bequeme und ehrenvolle Lage in seinem Vaterlande verlassen mußte, traf in Lyon um 1561 mit geflüchteten Florentinern zusammen, die ihn für ihre Ansichten gegen die Mediceer einnahmen. Eine Frucht dieser eingeimpften Parteilichkeit waren „Florentinae historiae libri VIII" (Lyon 1562, 4.), die so rasch entstanden, daß der classisch gelehrte Verf. über ihre vernachlässigte Form alle sich zufrieden geben mochte, und daß wahrscheinlich darum die Fortsetzung unterblieb. Doch das wird sich jetzt ergeben, wo unter dem Titel: „Delle istorie fiorentine di *Giov. Mich. Bruto*, volgarizzate dal *P. Stanislao Gatteschi*, col testo a fronte e incis. in rame" (Florenz 1856), eine Übersetzung mit Noten erscheint, die von genauer Kenntniß der Zeit zeigen, die hier besprochen wird. Bruto tritt als entschiedener Gegner der Mediceer auf, und mit ihnen zugleich des Machiavelli, der ihrer Sache das Wort geredet. Bruto, der schon viele Lebensverhältnisse durchgemacht und dem noch weit mannichfaltigere bevorstanden — denn er starb erst 1594 in Siebenbürgen —, gab sich das Ansehen, als verabscheue er der Mediceer Verrath an der uralten Freiheit. Die Klugheit der Mediceer gab dazu Stoff her. Sie strebten nach dem erblichen Fürstenthum, gebrauchten aber niemals die Waffen, außer wenn fernere Verstellung ihrer schon gesicherten Stellung unwürdig schien. Das war Nic. Machiavelli auch nicht entgangen; er läßt es bei allem Lobe, das er Giovanni und Cosimo spendet, mehr als einmal durchblicken, daß er sie durchschaut hatte; aber müde der Beschränktheiten der freistädtischen Verhältnisse und überzeugt durch Das, was er gesehen, und die Lage der Zeiten, daß es Florenz noth thue und Italien heilsam sei, daß dieses Haus emporkomme, befolgte er auch hier sein System, nicht das Wünschenswerthe blos ins Auge zu fassen, sondern die Dinge, wie sie lagen, und das Erreichbare fest zu halten und das Bessere daraus zu entnehmen. Mit einem solchen Gegner ist ein gefährlicher Kampf zu bestehen, und Bruto, wenn er auch wirklich Enthusiast für die Freiheit gewesen wäre, dürfte leicht in der Meinung der Jetztwelt nicht höher zu stehen kommen als sein alter Namensvetter, der Gegner des Cäsar. Der Übersetzer verspricht ein Leben dieses gelehrten und geistreichen Mannes beizufügen, von dem man sich Belehrung und Unterhaltung versprechen darf. Ob er die übrigen Bücher der „Florentinischen Geschichten" gefunden, ist noch nicht erwähnt.

Am 20. Aug. 1477 war die Vermählung Erzherzog Maximilian's mit der schönen und reichen Maria von Burgund, und diese Hochzeit war das prächtigste Fest, das Schriftsteller der Zeit zu schildern wissen. Denn was hätte damals mit dem Reichthum und der Bildung von Brüssel, Gent, Antwerpen ꝛc. sich messen können? Die Beschreibung einer fast gleichzeitigen Hochzeit in Italien, die der gelehrte Gamba jetzt aus einem sehr seltenen Drucke der Marciana bekannt gemacht hat, wird für den Standpunkt der Bildung und der Festlust beider Länder die belehrendsten Vergleichungen darbieten. Daher muß man es Dank wissen, daß aus der jetzt noch für Bibliomanen blos abgedruckten Schrift das Septemberheft der „Biblioteca italiana" (1836) einen sehr vollständigen Auszug gibt, welcher „Le nozze di Costanzo Sforza con Camilla di Aragona celebrate in Pesaro nel MCCCCLXXV. Narrazione di anonimo contemporaneo" (Venedig 1836) ziemlich entbehrlich macht.

Durch manche Beobachtungen und die Streitfragen berühmt, die er veranlaßte, verdient der Graf Giuf. Marzari Pencati, der am 30. Juni 1836 zu Vicenza starb, wol, daß seiner mit Dankbarkeit gedacht werde. In Vicenza 1779 geboren, hatte er eine Bildung erhalten, wie sie den Wohlhabendsten seiner Landsleute und Zeitgenossen zu Theil wurde, und er würde wahrscheinlich sein Leben mit Versemachen und Trauerspielschreiben unschuldig hingebracht haben, hätten Zufälligkeiten ihn nicht auf Botanik hingeleitet, zu deren fernerm Studium er 1802 nach Paris ging. Dort mit den berühmtesten Naturforschern in nähere Verbindung getreten, wurde er aufmerksam auf die Fortschritte der Mineralogie, deren Studium von nun ab ihn der Pflanzenkunde fast untreu machte. Nach mehren Reisen in Frankreich kehrte er mit Faujas de Saint-Fond, seinem Lehrer, nach Italien zurück, und bei der Bereisung seiner heimatlichen Gebirge entdeckte sein Scharfsinn die Anomalien grognostischer Bildungen, die er mit den bis dahin gültigen

Gätzen nicht zu vereinigen wußte. Auf jeden Fall haben die von ihm richtig beobachteten Erscheinungen von urgebirglichen Massen, die auf Massen späterer Bildung überlagern, die Erhebungstheorie, welche jetzt gilt, früher zur Entwickelung gebracht, als vielleicht ohne dies der Fall gewesen sein möchte. Seine Arbeiten über Tirol und die euganeischen Hügel waren schon 1803 für die Bestreitung der frühern Annahmen von Wichtigkeit. Außer bei Breislack und Gautieri fand er indessen wenige Theilnahme. Unverdrossen setzte Marzari seine fleißigen Forschungen fort und ward 1812 als Inspector beim Bergdepartement des Königreichs Italien angestellt; eine Stelle, die jedoch 1814 schon mit dem ganzen Departement wiederaufgehoben wurde. Später fand Marzari durch kaiserliche Gnade die erfreulichsten Aufforderungen zum Beharren in seinen Untersuchungen. So erschienen 1819 seine „Cenni geologici e litologici sulle provincie venete e sul Tirolo", die jedoch, wie viele seiner schriftstellerischen Unternehmen, beim Anfange stehen blieben, und als Leopold von Buch sein Gemälde des südlichen Tirols herausgegeben hatte, verloren seine Wahrnehmungen ihre Bedeutendheit und ihr eitler und etwas confuser Verf. die Lust. Kränklichkeit that zuletzt vollends seiner Thätigkeit Eintrag. Man muß hoffen, daß seine reichen Materialien nicht verloren sein werden. Die „Biblioteca italiana" (September 1836) gibt ein genaueres Verzeichniß seiner Schriften 40.

Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen. Die Lebensüberdrüssigen. Zwei Novelletten von Franz Freiherrn Gaudy. Leipzig, Weidmann. 1836. Gr. 12. 1 Thlr.

Dieser Schneidergeselle ist eine echte berliner Kernseele, voller barocken Humors, der zwar derb und patzig, aber immer treffend ist. In Mailand attachirt sich der fidele Kleiderverfertigungsjünger an einen, wie er meint, incognito reisenden Fürsten. Auf dem Wagen hinten aufsitzend, durchstreift er im Fluge mit dem Extrapostreisenden die hesperischen Gefilde, ißt und trinkt auf Kosten des entsetzlich fluchenden und zankenden großmächtigen Fürsten, bis ihn ein Zufall mit diesem Bramarbas verfeindet und er fortan auf Handwerksburschenart weiter trollen muß. Der Respect, womit der lustige Schneidergeselle anfänglich seinem großmüthigen Beschützer betrachtete, schwindet nach und nach, da aus der fürstlichen Grobheit zuweilen etwas sehr Bürgerliches hervorgukt und am Ende nichts als ein Divisionsauditeur übrig bleibt, der alle Schönheiten Italiens von Flöhen und anderm unschuldigen Gethier verdunkelt sieht. In Rom geht der Schneidergeselle in Arbeit, verliebt sich in die Tochter seines Meisters, eine kokette Römerin, soll katholisch werden, erhält von einem gelben Neapolitaner einen freundschaftlichen Dolchstich in die Brust, der ihm beinahe das Leben kostet und sieht nach endlicher Genesung seine Schöne als Frau des verhaßten Nebenbuhlers wieder, der es sich so angelegen sein ließ, ihn in den Himmel zu befördern. Diese etwas zu kitzliche Erfahrung verleidet ihn Rom und Italien und weckt die Sehnsucht nach seinen „juten" Berlinerinnen. Er schnürt sein Ränzel und geht ohne Schmerz nach dem ruhigern Deutschland.

Unbedeutender ist die zweite Novellette: „Die Lebensüberdrüssigen." Eine Anzahl französischer Edelleute übernehmen sich bei Molière in Wein und beschließen, aus Übersättigung an der Welt und ihrer Lust sich in Gesellschaft in die Seine zu stürzen. Sie sind bereits nahe daran, die That in wahnsinniger Trunkenheit zu vollziehen, als Molière die Tollen ereilt und ihnen vorstellt, daß eine so wichtige That bedacht sein wolle; er rathe deshalb die Ausführung bis auf den kommenden Tag zu verschieben. Schlaf- und weintrunken geht die ganze verehrliche Sippschaft diesen trefflichen Vorschlag ein, wünscht sich eine gute Nacht und ist am nächsten Morgen natürlich ganz anderer Meinung.

So angenehm diese niedlichen Kleinigkeiten auch erzählt sind, können wir doch nicht unterlassen, den Wunsch auszusprechen, der Verf. möge sein schönes Talent nicht gar zu übermüthig werden lassen und die besten Kräfte auf eine unverzeihlich lockere Weise verschwenden. An Producten wie das vorliegende ergötzt man sich nur im Augenblicke des Lesens, ist aber nicht begierig, ein zweites Mal sich Zeit und Lust damit zu verderben. 108.

Bibliographie.

Nordische Blüthen. Eine Sammlung von Aufsätzen, Erzählungen und Novellen, von einigen der besten neuern Romantiker Rußlands. Aus dem Russischen übersetzt und herausgegeben von K. v. O. 1. Gr. 2. Leipzig, Barth. 1 Thlr. 12 Gr.

Chamier, F., Banana und sein Neffe, oder: Der unglücklichste Mann der Welt. Dem Englischen nacherzählt von G. N. Bärmann. In 3 Theilen. Gr. 12. Braunschweig, Vieweg. 3 Thlr. 12 Gr.

Dodekaton oder neueste Erzählungen und Novellen von zwölf der beliebtesten franz. Schriftstellern als G. Sand, Löve Weimars, Roger de Beauvoir, Merimée, A. de Musset, Stendhal, Souvestre, Dufongeray, A. Dumas, J. Janin, Barbier und A. de Vigny. Herausgegeben von Fr. v. R. 2 Bände. 8. Stuttgart, Hallberger. 2 Thlr. 18 Gr.

Euphrosyne. Leben und Denkmal. Gr. 8. Weimar, 1836. 4 Gr.

Grohmann, Beantwortung des Sendschreibens an den Herrn Obersteuerprocurator Eisenstuck u. s. w. über die Zulässigkeit und Anwendbarkeit der Todesstrafe. Gr. 8. Altenburg, Pierer. 8 Gr.

Gruber, E., Ein Blick auf die vereinigten Staaten Nordamerikas in geographischer, statistischer und religiöser Hinsicht. 8. Altenburg, Pierer. 21 Gr.

Howard, E., Ardent Treughton der verunglückte Kaufmann. Roman. Aus dem Englischen von C. Richard. 3 Bände. 8. Aachen, Mayer. 3 Thlr.

Kellner, L., Das Kleeblatt, oder Wahrheit und Dichtung aus dem Lehrerleben. Ein pädagogischer Roman für Lehrer und Lernende. 8. Neuhaldensleben, Cyraud. 1 Thlr. 4 Gr.

La Mennais, F. v., Angelegenheiten Roms. Übersetzt von A. Hindemidt. Gr. 8. Basel, Neukirch. 1 Thlr. 15 Gr.

Macnish, R., Über Berauschung, deren Folgen und Verhütungs- und Heilmittel dagegen. Nach der 5ten Auflage der „Anatomy of Drunkenness". Aus dem Englischen. Gr. 8. Köln, Dü Mont-Schauberg. 10 Gr.

Magendie, Vorlesungen über die physikalischen Erscheinungen des Lebens. Mit Magendie's Hinzuziehung und Unterstützung aus dem Französischen übersetzt von Baswitz. Gr. 8. Köln, Du Mont-Schauberg. 20 Gr.

Meyer, C., Über das Verhältniß der Kunst zum Kultus. Ein Wort an alle gebildeten Verehrer der Religion und der Kunst. 8. Zürich, Höhr. 8 Gr.

Nebenius, F., Über die Herabsetzung der Zinsen der öffentlichen Schulden, mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse und insbesondere auf die öffentlichen Verhandlungen über die Reduction der französischen Schuld. Gr. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 1 Thlr.

Wangenheim, F. Th., Ben-Lee, oder: Ist eine Emancipation der Juden denkbar? Biographische Skizze aus dem Tagebuche eines Poeten. 8. Hamburg, Berendsohn. 1 Thlr.

White, Ch., Die heimliche Ehe. Roman. Aus dem Englischen von C. Richard. 3 Bände. 8. Aachen, Mayer. 4 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 113. — 23. April 1837.

Cavalier-Perspective. Handbuch für angehende Verschwender, von Chevalier de Lelly.

(Beschluß aus Nr. 112.)

Nicht Jeder findet diese üppige Blütenseite der organischen Naturgliederung heraus, und wieder nicht Jeder legt sie so aus, um darauf eine prästabilirte Harmonie und Schönheit seines eignen Daseins zu gründen. Der Verf. nun besitzt dies Talent, und man muß deshalb gestehen, daß sich für ihn ein unerschöpflicher Fonds von Lebensfreude mit dieser Anschauungsweise verbindet. Es ist angenehm zu bemerken, wie er eine ungemeine Masse der auserlesensten Werke philosophischen, historischen, naturforschenden, ästhetischen Inhalts recht eifrig studirt hat, um sich aus der Vereinigung ihrer mannichfaltigen Ansichten ein harmonisches Gesetzbuch für seine eigne Existenz herzustellen. Ist dies Verfahren gleich auf gewisse Weise ein selbstisches zu nennen, so gehört doch dazu, um es mit Consequenz zu bewirken, offenbar Gedanke und Geist, und wenn es gewiß ist, daß schon der Gebrauch vorzüglicher Mittel an und für sich, ganz abgesehen von dem bestimmt vorgesetzten Endzweck, den Menschen bildet und ein bleibendes, werthvolles Resultat in seinem Innern vorbereitet, so müssen wir gestehen, daß der hin und wieder leichtsinnige Chevalier ein ebenso ernstliches Streben gezeigt hat, als dieses für seine Gesammtbildung auch erfolgreich gewesen ist. Männer zu studiren wie Montaigne, Haller, Helvetius, Blumenbach, Lavoisier, Lessing, Guido Reni, Tieck, Göthe, Tasso, Buonarotti u. s. w. bringt immer hohen Gewinn, und selbst wenn dies Studium nur oberflächlicher Natur ist, kann es den Mann von schnellem Gedächtniß und schneller Auffassung mehr fördern, als unmittelbar durch seinen Endzweck bedingt scheint. Der Verf. spricht sich hierüber selbst ganz entschieden und bescheiden aus:

Keineswegs schäme ich mich, einzugestehen, daß mein Wissen ein einseitiges ist, welches fast einzig praktische Richtungen verfolgte; daß mich das Leben verführte und in Anspruch nahm und mir wenig Zeit ließ zu theoretischer Gründlichkeit. Mich interessiren im Allgemeinen die Wissenschaften weniger um ihrer selbst willen als deshalb, weil sie zur Vermehrung der Freuden des Lebens, zur Erwerbung und Herbeischaffung des Schönen, des Angenehmen und Lieblichen beitragen. Mannichfach habe ich das Leben genossen, von vielen Seiten das Unglück erprobt und untersucht, sodaß ich glaube, in mir das Talent ausgebildet zu haben, überall für Freude und für Trost Quellen zu entdecken, selbst in dem scheinbar trockensten Boden.

Dieses in der That schöne Talent wollen wir dem Verf. keineswegs absprechen, um so weniger, da es bei ihm durch eine entschiedene Naturanlage bedingt ist. Es gibt ein recht populaires und gewöhnliches Wort, dies lautet: Ein junger Mensch muß Glück haben! Diese Redensart findet bei unserm Verf. nicht nur eine volle, sondern auch im besten Sinne Anwendung. Glück haben heißt nicht blos, daß Einem, wenn man auch ein Idiot ist, die gebratenen Hühner in den Mund fliegen. Es heißt vielmehr, um auch dem Glück seine edelste Form zu verleihen, daß der jugendliche Mensch von Haus aus so viel Lebensmuth, Lebenskraft und Lebenseifer mitbringe, um in allen vorkommenden Fällen nicht blos an die Möglichkeit eines glücklichen Ausgangs zu glauben, sondern auch diesen Ausgang seinerseits mit vorzubereiten. Diese ansprechenden Jugendelemente finden sich nun in dem Chevalier allerdings, und eben deshalb ist auch die zufällige Seite des Glücks ihm dienstbar gewesen. Wie sehr es der Verf. mit der Industrie hält, und wie er auch in diesem seinen Lieblingspunkt den Spaß vom Ernst wohl zu unterscheiden weiß, zeigt folgende Stelle:

Ich liebe es freilich, froh in den Tag hineinzuleben, preise den Luxus und die Verschwendung — aber eben deshalb auch die Industrie. Wie konnte ich ohne diese jene fortwährend befriedigen; Industrie ist nur das Mittel für jene. Die jetzige Zeit hat eine eminente Neigung zur Industrie und zur Speculation; mit dem vornehmen Naserümpfen dagegen kommt man nicht mehr in einer Zeit fort, wo in Frankreich ein Minister Zucker raffinirt und ein Gesetzgeber Lichte zieht. Alles calculirt, speculirt und raffinirt. Ich kenne einen Bankier, der sich reich aufs Land zurückgezogen und bei seinen Schäfereien wie beim Federvieh die doppelte italienische Buchhaltung eingeführt hat. Man findet in seinem Hauptbuch: die Puten schulden, oder: die Enten haben zu empfangen. Schafe und Hühner sind unter Credit und Debet nach ihrer diversen Stellung zur Kasse gebracht.

Überhaupt müssen wir gestehen, daß uns die letzten Abschnitte des Buchs, wo von der Industrie im Großen die Rede, und die Beschaffenheit eines sogenannten homme comme il faut vom Wirbel bis zur Zehe geschildert ist, vorzüglich gefallen haben. Es ist in diesen Beschreibungen eine ungemeine Lebensrüstigkeit vorhanden, und in einer solchen liegt stets auch ein reichlicher poetischer Fonds Hier tritt das Musterexemplar eines Industrieritters im

cavaliermäßigen Sinne auf, ein Mann, der das Gewerbe des Schuldenmachens mit unverwüstlichem Humor trieb, dem es alle Jahre schlechter ging und der doch alle Jahre besser lebte. Er hatte den Grundsatz, daß man schon deshalb sich um das Bezahlen nicht ängstigen dürfe, weil keinem Menschen zugemuthet werden könne, zwei Lasten auf einmal zu tragen. Das Borgen an sich sei eine so ungeheuere Last, daß man dafür doch mindestens des Bezahlens quitt sein müsse. Nur ein einziges Mal in seinem Leben war dieser außerordentliche Lebenskünstler dem Verzweifeln nahe. Er ging, niedergeschlagen, die Straßen auf und ab und wußte nicht, was anzufangen; da gelangt er an eine Ecke und fängt an in der Zerstreuung die Anschlagzettel zu lesen:

Unter Anderm kündigte ein Wilder seine Künste an und wollte zuletzt lebendige Hühner verspeisen. Narr! rief ich aus, mich vor die Stirn schlagend, und meine böse Stimmung entfloh für immer; bist doch wahrlich mehr als ein Wilder! denn dieser Hühnerkannibale ist dein Lehrer. Läßt sich der Kerl, der sich in seinen Urwäldern nicht mehr ernähren kann, pfiffigerweise in Pechstiefeln einfangen, nach Paris schleppen, um hier rohe Hühner, wahrscheinlich sein Leibgericht, für Entrée zu fressen; ich gehe, wenn's nicht mehr gehen will, in sein Vaterland und gebe alle Abende eine Benefizvorstellung bei erhöhten Preisen auf gebratene Hühner, Trüffelpasteten und gigots d'Ardennes.

Schließlich wollen wir noch bemerken, daß es dem Buche nicht an Lesern fehlen wird, da der Inhalt durchaus praktisch ins Leben greift und die Form sich durch Gewandtheit und Eleganz empfiehlt. 1.

Handbuch der Staatswirthschaftslehre. Von Friedrich Bülau. Leipzig, Göschen. 1835. Gr. 8. 2 Thlr.

Der dem Publicum durch mehre staatswissenschaftliche Schriften schon rühmlich bekannte Verfasser hat durch das hier angezeigte Werk neues Licht über die Staatswirthschaftslehre verbreitet. Wir heben hier einige Punkte hervor und begleiten sie mit unsern Bemerkungen.

„Die Staatswirthschaftslehre", sagt er in der Einleitung, „ist derjenige Theil der Verwaltungspolitik, der sich mit der wissenschaftlichen Begründung und Darstellung der Mittel beschäftigt, durch welche die Zwecke der Staatswirthschaft zu erreichen sind. Die Staatswirthschaft aber umfaßt die Thätigkeit des Staats für Erhaltung und Vermehrung des Volksvermögens an materiellen und immateriellen Gütern. Die Wissenschaft derselben stützt sich auf die Volkswirthschaftslehre, von der sie sich nur dadurch unterscheidet, daß, während jene das Verhältniß des Menschen zur Güterwelt darstellt und die allgemeinen Naturgesetze der letztern aufsucht, ohne dabei auf den, bald hemmenden, bald fördernden Einfluß des Staats zu achten, unsere Wissenschaft dagegen das Verhältniß des Staats zur Güterwelt in Betracht zieht und nachweist, was dieser thun müsse, um jenen Gesetzen eine wohlthätige Wirksamkeit zu sichern."

Nachdem der Verf. auf solche Weise den Begriff der Staatswirthschaftslehre aufgestellt hat, gibt derselbe dem Leser noch einen Überblick der Literatur und Geschichte dieser Wissenschaft, wobei er bemerkt, daß der Schriftsteller, selbst wenn er sich mit einer Wissenschaft beschäftigt, deren Ergebnisse allgemeiner Tendenz sind, dennoch von seiner Zeit und seinem örtlichen Standpunkte sich nicht losreißt. Die staatsökonomischen Forscher der Briten und Franzosen haben vorzüglich die Bevölkerungsfrage, die Angelegenheiten des Handels und die staatswirthschaftlichen Folgen der Steuern beleuchtet; die Deutschen, ohne in diesen Punkten die Leistungen ihrer Gegner unbenutzt zu lassen, das System vorzüglich in Bezug auf den Landbau und die Regalien ergänzt. So findet man mehr englische Untersuchungen über Zölle, mehr deutsche über Grundsteuern, weil die praktische Tendenz dieser Schriften zunächst auf die Gegenstände gerichtet war, die bei jeder Nation sich besonders bemerklich machten.

Eintheilung und Princip der Staatswirthschaftslehre. Es sind drei Grundquellen der Güter: die Naturkraft, die Arbeit und das Capital; letzteres das Product, das die beiden ersten Factoren in der Vergangenheit erzeugten, und das nun mit ihnen zu neuerer und höherer Production zusammentrat. Hiernach theilt sich die staatswirthschaftliche Thätigkeit in drei Richtungen, je nachdem sie auf das Vorhandensein der erforderlichen Menschenkraft, auf die Benutzung der Natur und auf die Ansammlung der Capitalien achtet. Der Gewerbsfreiheit gibt der Verf. mit Recht den Vorzug vor der Erwerbsbevormundung, indem er festsetzt, daß nur das System der Erwerbsfreiheit auf bleibende Eigenschaften sich gründet; nur dieses überall und zu jeder Zeit anwendbar ist und sich allein auf die Dauer bewähren kann.

Für alle Theile der Staatswirthschaft gilt die Regel: daß der Staat verpflichtet ist, im Gebiete der Güterwelt alle die Anstalten zu treffen, die für die vernünftigen Zwecke der Bürger wünschenswerth, zu deren eigner Erreichung aber die Kräfte der Einzelnen zu schwach sind, und deren Nutzen die darauf gewendeten Anstrengungen überwiegt. Dann daß er unter gleichen Bedingungen die entgegenstehenden Hindernisse zu entfernen hat; daß er sich aber jedes Einschreitens enthalten soll, wo die Kräfte der Individuen selbst der Aufgabe genügen, wo der materielle oder moralische Nachtheil des Einschreitens größer ist als die Nützlichkeit des Zwecks, wo es endlich nur individuellen, mit keinem allgemeinen Zweck in Verbindung stehenden Zwecken gilt. Dann daß der Staat auch hier berechtigt ist, gegen die Bürger, die der Erreichung allgemein nützlicher Zwecke hindernd entgegenstehen wollten, zwangsweise einzuschreiten; daß er aber nicht befugt ist, den Einzelnen zu seinem individuellen Vortheile zu zwingen. Endlich, daß er zur Erreichung der Zwecke der Staatswirthschaft die Staatsbürger zu Leistungen auffodern kann, die von allen in verhältnißmäßiger Gleichheit getragen werden; daß er aber, wo er sich genöthigt sieht, die für Alle nützliche Leistung Einzelnen aufzutragen, diese zu entschädigen verpflichtet ist.

Zu geringe Bevölkerung, Entvölkerung und Übervölkerung. Die Bevölkerung ist zu gering, wenn die natürlichen Hülfsquellen des Landes unbenutzt bleiben, weil die vorhandene Menschenkraft noch nicht zureicht, sie vollständig in Leben und Thätigkeit zu setzen, wie dies z. B. in einem neubevölkerten Lande der Fall sein kann. Oder auch hat die zu geringe Bevölkerung ihren Grund in den künstlichen Einrichtungen, durch welche die Menschen dem Streben der Natur entgegenwirken. Wo noch Raum ist, nimmt die Bevölkerung, wenn keine verkehrte Einrichtungen es hindern, gewöhnlich sehr schnell zu, wie z. B. in Nordamerika. Wenn in beiden Fällen vielfache Nachtheile und Unvollkommenheiten mit diesem Zustande verbunden sind, und jedenfalls ein solcher Staat noch weit davon entfernt ist, zu der Fülle der Macht und der Kräfte gelangt zu sein, zu der ihn die Natur bestimmte, so ist doch im erstern Falle, sobald nicht die Mißgriffe des zweiten hinzukommen, eine rasche Abnahme des Übels bemerklich. Bei dem zweiten liegt in einer Rückkehr zur Freiheit und Natürlichkeit die sicherste Rettung; ebenso wenn eine stete Abnahme der Bevölkerung zu bemerken, folglich die Gefahr einer Entvölkerung vorhanden ist. Vor Allem aber müssen die Hindernisse, welche der Zunahme der Bevölkerung in einem Staate entgegenstehen, entfernt werden. Diese sind: Wirthschaftliche, nämlich Alles, was der erhöhten Production entgegenwirkt; denn Production und Bevölkerung stehen in Wechselwirkung. Sittliche: Alles, was die Abneigung gegen die Eingehung der Ehen einflößt; denn

nur aus der Ehe erfolgt eine gedeihliche Zunahme der Bevölkerung. Politische: insofern namentlich gewisse politische Einrichtungen zu wirthschaftlichen Hindernissen der Bevölkerung werden können, z. B. der Theilbarkeit des Grundes und Bodens entgegenstehen; insofern sie ferner das Streben nach Vervollkommnung entmuthigen und den Volksgeist niederdrücken; oder insofern sie eine unfreiwillige Ehelosigkeit befördern, oder endlich direct, z. B. durch ungebührliche Belastung, die Nahrungslosigkeit vermehren. Physische Hindernisse werden selten in weiterer Verbreitung wirken; wäre es doch der Fall, so würde ihnen am schwierigsten, oder doch nur durch die Mittel abzuhelfen sein, welche die Sorge für die körperliche und für die sittliche Kraft des Volks zu ergreifen hat.

Übervölkerung ist derjenige Zustand, wo ein Land mehr Einwohner besitzt, als es unter vollständiger Entwickelung aller in der Natur und der Menschenkraft liegenden Hülfsmittel zu ernähren vermag. Sie ist eine partielle, wenn sie sich nur auf ein einzelnes Land erstreckt, und würde eine totale sein, wenn sie die gesammte Erde umfaßte. Dagegen ist Nahrungslosigkeit derjenige Zustand eines Landes, in welchem die Bevölkerung außer Stande ist, sich zu ernähren, weil sie nicht alle ihr zu Gebote stehenden Hülfsmittel entfalten kann. Sie ist eine totale, wenn sie alle, oder doch die größte Mehrheit der Staatsglieder trifft; eine partielle, wenn nur ein einzelner Theil derselben darunter leidet. Der Verf. widerlegt die von Einigen aufgestellte Behauptung, daß eine Tendenz zur totalen Übervölkerung der Erde bestehe, indem er auf die Erfahrung aufmerksam macht, daß in der Regel mit der steigenden Bevölkerung die Kraft zur Fortpflanzung aus unerklärten Naturgesetzen im Allgemeinen abnimmt. Die Übervölkerung ist zwar als partielle Erscheinung möglich; aber schwerlich wo anders, als wo außerordentliche Umstände, deren Dauer sich nicht verbürgen läßt, die Volkszahl künstlich auf eine unverhältnißmäßige Höhe hinaufgetrieben hatten. Kann man hier nicht ebenso außerordentliche Mittel zur Vermehrung der Production anwenden, wie die Verhältnisse waren, welche die unnatürliche Zunahme der Bevölkerung veranlaßten, so wirken schon die Verhältnisse selbst auf eine allmälige Abnahme der Bevölkerung; sie bewähren sich als die besten Eheverbote; sie verhindern die Einwanderungen und drängen zum Auswandern.

Für den Staat bleibt es immer sehr wichtig, sich in steter und genauer Kenntniß von dem Stande, dem Gange und der Vertheilung der Bevölkerung zu erhalten. Er mag diese Kenntniß gewissermaßen als einen Gradmesser seines innern Zustandes, als ein Kennzeichen betrachten, das ihn von den Folgen wirthschaftlicher, politischer, physischer und sittlicher Verhältnisse unterrichtet. Mag nun das Resultat dieser Nachforschungen das Hervortreten einer Abnahme oder Zunahme der Bevölkerung sein, es ist dem Staate nur ein Verfahren vorgeschrieben, was wohlthätig zum Ziele führt: die Freiheit. Er soll weder eine Vermehrung noch eine Verminderung der Volkszahl direct erzielen wollen, sondern dafür mit aller Kraft sorgen, daß so viel Menschen als möglich sich in seinem Gebiete genüglich ernähren können.

Princip des Unterrichts. „Der Unterricht der Jugend hat einen doppelten Zweck: die allgemeine Weckung und Ausbildung der geistigen Fähigkeiten und die Vorbereitung auf den speciellen Beruf des zu unterrichtenden Individuums für sein ferneres Leben. Der erstere Zweck ist der Hauptzweck, denn ein gereifter und harmonisch ausgebildeter Geist findet seine Bahn im Leben und erwirbt sich mit Leichtigkeit die zu ihrer Verfolgung erforderlichen Fertigkeiten, während bei Mangel an Urtheil, bei ungeübter Denkkraft die Einsammlung von Kenntnissen schwer wird, ihr Besitz in der Regel nur unsicher und flüchtig ist und ihre fruchtbringende Anwendung zweifelhaft bleibt. Auch läßt sich der künftige Lebensberuf jedes Einzelnen nicht mit vollkommener Sicherheit voraussehen, folglich nicht ermessen, ob die bloße specielle Kenntniß zu Dem, was er künftig bedürfen wird, in Beziehung stehe, während man mit höchster Bestimmtheit weiß, daß ausgebildete Geisteskraft ihm in jedem Verhältnisse nur nützen könne. Zur Entwickelung der Geisteskraft tragen alle wissenschaftliche Beschäftigungen mehr oder weniger bei; diejenigen aber sind am wirksamsten, die nicht blos oder nicht wesentlich Gedächtnißsache sind, sondern den Verstand fortwährend beschäftigen, zum Nachdenken, zu steter geistigen Übung anspornen, das Urtheil schärfen und auf klaren und wohlbegründeten Vernunftgesetzen beruhen, die der Geist ihres Jüngers erst nur in ihrer Anwendung auf das Materielle benutzt, dann allmälig ahnt, endlich mit Bestimmtheit erkennt. Hieraus ergibt sich, wie zweckmäßig es ist, wenn eine solche bildende Lehre zur wesentlichen Grundlage des Unterrichts wird, welcher die mehr nur vorbereitenden oder zum unmittelbaren Gebrauche bestimmten Unterrichtsgegenstände untergeordnet werden. Doch auch bei letztern soll die Methode ihres Vortrags darauf berechnet sein, sie wenigstens so bildend zu machen, als die besondere Natur der Materie nur irgend verstattet; sie soll auf die Entwickelung der besondern Geistesfähigkeiten gerichtet werden, zu deren Ausbildung die fragliche Lehre vorzugsweise geeignet ist. Dieser Gesichtspunkt ist namentlich auf den niedern Stufen des Unterrichts mit Vorliebe ins Auge zu fassen und ihm die materielle Aneignung des Gesammtumfangs der Wissenschaft nachzustellen, die auf den höhern Stufen, wo die Anwendung auf das Leben schon näher steht, allmälig in den Vordergrund tritt."

Nachdem der Verf. das nur angeführte Princip des Unterrichts noch näher entwickelt hat, wendet er dasselbe zunächst auf die Volksschule im engern Sinne an, mit welchem Namen die Elementarschulen bezeichnet werden, die dem allgemeinen Bedürfnisse des Volks gewidmet sind. Die Volksschule soll ihre Zöglinge mit einem gesunden praktischen Verstande ausrüsten, der die einfachen Wahrheiten, die für alle Menschen von gleicher Wichtigkeit sind, zu klarem Verständniß erfassen und sich in der Schule des Lebens mit Leichtigkeit den Grad der Weltklugheit aneignen kann, dessen jedes Mitglied des Volkes bedarf; ferner mit sittlichen, religiösen und rechtlichen Grundsätzen, so tief in die ganze Gefühls- und Denkrichtung der Kinder eingeprägt, daß sie zu unverbrüchlichen, heiligen Lebensregeln, zur wahren Grundlage des Charakters werden; endlich mit denjenigen durch Schulunterricht zu erwerbenden Fertigkeiten, deren Besitz für jedes Mitglied civilisirter Völker dringend wünschenswerth ist. Beifügen möchte man diesen Foderungen noch den Wunsch, daß die Schule in möglichst Vielen einen regen Sinn für das Wissenswürdige und einen lebendigen Trieb, die Gelegenheiten zu seiner Einsammlung zu benutzen, erwecken, und daß sie selbst jeden Anlaß ergreifen möge, bei dem sie die Begriffe ihrer Schüler aufhellen, ihren Gesichtskreis erweitern und ihre Blicke auf höhere und allgemeinere Punkte richten kann.

Die Fertigkeiten, die zum wirklichen Gebrauch im Leben hier gelehrt werden müssen, beschränken sich auf verständliches, richtiges und verständiges Lesen, auf deutliches und orthographisches Schreiben und auf die Übung im Rechnen, besonders im Kopfrechnen. Herrlich, wenn es in diesen Schulen so weit kommen könnte, daß jenes Lesen sich zu einem vernünftigen, zusammenhängenden Sprechen, das Schreiben zu einer geordneten und möglichst gut stylisirten Darstellung veredelte und das Rechnen eine Anschauung von den großen Grundsätzen der Zahlenverhältnisse vermittelte, so zugleich zur sichern Grundlage der Fortbildung werdend.

Verstatten es die Verhältnisse, mit diesen Lehrmaterien noch andere zu verbinden, so kann dies nützlich sein, sobald man nie aus den Augen läßt, daß ein blos oberflächliches Wissen dem Volke gar nichts nützt, dann daß solche Materien gewählt werden müssen, deren geschickte Behandlung für die Entwickelung einer wünschenswerthen Geistesrichtung benutzt werden kann. Die Naturgeschichte z. B. hält der Verf. für einen ganz unnöthigen Lehrgegenstand in der allgemeinen Volksschule, indem sie hier ein rein materielles Wissen ist, das nicht richtiger den-

len, nicht weiter schaum lehrt und für diesen Theil des Volks ohne allen praktischen Nutzen ist. Sie kann bei einer richtigen Behandlung für gewisse Geistesfähigkeiten bildend werden; aber nicht für solche, die hier wichtig sind. Dagegen ist eine vernünftige Darstellung der wichtigsten Grundsätze der Naturlehre, mit besonderer Rücksicht auf die täglichen Erscheinungen, sehr nützlich, weil sie eine Menge abergläubischer Vorstellungen entfernt, das Gesetz von Ursache und Wirkung geltend macht, den Sinn für Beobachtung der Natur erweckt und in der That eine ganz neue Weltanschauung vermittelt. Der Unterricht in der Geographie hat nur dann einen Werth für die Volksschule, wenn der Lehrer in den Kindern einen deutlichen Begriff zu wecken versteht: von der Größe der Erde, von dem Verhältniß ihrer Theile zueinander und von der gegenseitigen Abgrenzung und Entfernung der wichtigsten Länder, mit denen wir in Berührung kommen. In diesem Sinne aufgefaßt, würde diese Lehre sehr viel zur Aufhellung der Begriffe, zur Erweiterung des Gesichtskreises des Volks beitragen. Etwas Ähnliches waltet mit der Geschichte ob. Soll diese mit Rücksicht auf die Ausbildung des Geistes vorgetragen werden, so kommt es in der Volksschule wesentlich darauf an, es den Kindern zur Klarsten Anschauung zu bringen: daß die wechselnden Schicksale der Menschheit durch viele Jahrtausende hinaufreichen, daß die verschiedensten Völker einander verdrängt haben, daß aber ein wohlthätiger Einfluß einer erziehenden Vorsehung und ein auch unter scheinbaren Rückschritten unverkennbares Vorstreben zu vollkommenern Zuständen überall hervorleuchtet. Technologie, wie sie gewöhnlich gelehrt wird, ist ein bloßes Spielwerk. Aber eine vernünftige Aufklärung über die Naturgesetze, auf welchen die wenigen bei dem Landbau vorkommenden technischen Verrichtungen beruhen, kann zunächst als Aufhellung des Geistes ihren Nutzen haben, vielleicht auch für Künftiges vorbereiten. Von den Künsten gehört in die Volksschule nach des Verf. Ansicht nur der Gesangsunterricht.

Nachdem der Verf. von der Volksschule gehandelt und von Seite 103—107 von der Fortbildung der erwachsenen Zöglinge derselben beherzigungswerthe Worte gesprochen, geht derselbe zu der Gewerbsschule über, welche er in die niedere und mittlere eintheilt.

Die niedere Gewerbsschule. Das Bedürfniß von Gewerbsschulen, namentlich für die städtische Jugend, wird gegenwärtig in den civilisirt sich nennenden Staaten des alten Europas allgemein gefühlt, wenn auch sonst die Wissenschaft und Kunst nach Brot gehen, sich krümmen und vor den Thüren der reichen Mammonsdiener betteln müssen. Die Kunst, im höhern Sinne des Worts, schätzen heutzutage sehr Wenige, wenn sie nicht grade der Sinnlichkeit, der Hoffahrt und der Eitelkeit fröhnt. Dem gröbsten Materialismus und dem engherzigsten Egoismus sind wir durch eigne Schuld anheim gefallen und werden den verdienten Lohn davontragen. Dies in Parenthese vom Referenten.

Die Unterrichtsgegenstände der niedern Gewerbsschulen sind: die Elementarkenntnisse, wo bei dem Schreiben noch mit größerer Strenge auf Orthographie und Styl gesehen, und wo das Rechnen zu noch höhern Stufen getrieben werden muß als in der allgemeinen Volksschule. Namentlich ist bei dem Rechnen nicht blos auf mechanische Übung, sondern auch auf das Erkennen der Gesetze, welche das Zahlenverhältniß beherrschen, das Absehen zu richten und so diese Lehre zu der Mathematik in Beziehung zu setzen. Ferner: die Anfangsgründe der Mathematik; die Naturlehre, die hier, auf den höhern Stadien wenigstens, schon mehr mit wissenschaftlicher Begründung erfolgen kann; Technologie, deren Vortrag in der Volksschule kaum facultativ war, wird in der Gewerbsschule nöthig, darf aber nie zur bloßen oberflächlichen Beschreibung der technischen Operationen herabsinken, sondern muß stets auf die denselben zum Grunde liegenden Gesetze berechnet sein. Nöthig ist ferner der Unterricht im Zeichnen, weniger auf das künstlerische, als auf die Erleichterung der Fortbildung und auf das Bedürfniß des praktischen Gewerbslebens berechnet. Unterricht in der Muttersprache, weniger auf das Erkennen der Gesetze der Sprache, was bei diesen Schülern leichter zu erwarten ist, als darauf gerichtet, dem Vorherrschen des berechnenden Verstandes ein Gegengewicht in anregenden Ideen zu geben. Endlich gehört zu den nöthigen Lehrgegenständen auch der Religionsunterricht, aber mehr das Moralische als das Dogmatische hervorhebend. Nützlich sind: Geographie in dem schon oben angegebenen Sinne; Naturgeschichte, wenn sie durch besondere Hervorhebung der unterscheidenden Merkmale darauf berechnet wird, das Auffassungs-, Unterscheidungs- und Vorstellungsvermögen zu schärfen. Für den Unterricht in den neuern Sprachen in der niedern Gewerbsschule ist der Verf. nicht; lieber etwas Latein. Musik hält derselbe für Luxussache; man mag Gelegenheit dazu eröffnen, ohne deren Benutzung zur Pflicht zu machen. Freilich, wenn entweder Sinn dafür oder Mittel dazu fehlen.

Die mittlere Gewerbsschule. Für die Lehrgegenstände ist auch hier die Mathematik die Grundlage. Auf sie wird Alles bezogen wie in den Gelehrtenschulen die classischen Studien. Die reine Mathematik wird in vollständiger Begründung und mit vorwaltender Rücksicht auf das wissenschaftliche Erkennen derselben gelehrt; dem Bedürfnisse gemäß werden einzelne Theile der angewandten Mathematik dazu gefügt; die höhere bleibt ausgeschlossen. Nöthig wird hier ferner ein faßlicher und umfassender Vortrag der allgemeinen und der technischen Chemie. Die analytische gehört nicht hierher und ebenso wenig die Stöchiometrie. Technologie wird in höherer Vollständigkeit vorgetragen, auf Beschreibung und Erklärung aller wichtigen Gewerbe ausgedehnt und möglichst anschaulich gemacht. Der Zeichnenunterricht wird fortgesetzt und gesteigert; dazu Übung im Modelliren gefügt. Fortgeführte Übung im Styl der Muttersprache und im Rechnen kann nur nützen. Nöthig wird ferner die Eröffnung von Gelegenheiten zur Erlernung der wichtigsten neuern Sprachen. Die Zahl der Stunden kann auf diesen Schulen größer sein als auf den Gelehrtenschulen, weil ihre Studien den Geist weniger anstrengen und zur Privatarbeit weniger Stoff bieten. Deshalb kann der Unterricht vielseitiger sein. Der Unterricht in der Naturgeschichte kann hier, vielleicht abwechselnd, in speciellen Vortrag der Botanik und Mineralogie übergehen, ist aber nur facultativ. Wichtiger wird Physik, mit steter Hinweisung auf das Praktische vorgetragen. Der Unterricht in Geographie und Geschichte ist fortzusetzen und bei ersterer namentlich auf Gewerbe und Handel besondere Rücksicht zu nehmen. Mit dem Unterricht in der Muttersprache ist Übung in mündlichem Vortrage zu verbinden.

Die polytechnische Anstalt. In der polytechnischen Schule gesellt sich zu der reinen Mathematik die höhere und die angewandte in allen ihren Theilen. Die Chemie wird auf Stöchiometrie gegründet und pflegt die Analyse mit Eifer. Die Physik prüft und durchforscht die Gesetze der Natur. Die Naturgeschichte tritt als erschöpfendes System auf. Die Kameralwissenschaften werden vollständig gelehrt. Alle Lehrgegenstände, die nur auf einzelnen, für bestimmte Richtungen, z. B. den Landbau, den Handel, vorzugsweise berechneten Gewerbsschulen behandelt wurden, müssen hier gleichfalls und in vollständigster Entwickelung vorkommen, damit die Anstalt zum wahren Centralpunkte der höchsten technischen Bildung werde. Musterwerkstätten, botanische Gärten, Sammlungen aller Art gehören zur Ausstattung der Anstalt. Die innere Einrichtung wie auf unsern gelehrten Hochschulen. Lehr- und Lernfreiheit; letztere hier schon deshalb gerechtfertigt, weil auf dieser Anstalt sich nur Jünglinge vereinigt finden, die eine gründliche Vorbildung genossen haben, zu einer ausgezeichneten Bestimmung befähigt sind und zum größten Theile den freien Berufen des Lebens zustreben.

(Der Beschluß folgt in der Beilage.)

Hierzu Beilage Nr. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 2. 23. April 1837.

Handbuch der Staatswirthschaftslehre. Von Friedrich Bülau.

(Beschluß aus Nr. 113.)

Nachdem der Verf. gezeigt hat, wie die Volks- und die Gewerbsschule sowie die polytechnische Anstalt eingerichtet sein sollten, um ihrem Zwecke zu entsprechen, handelt er von den Gelehrtenschulen und Universitäten.

„Die dritte Richtung des Volks", sagt der Verf., „geht auf das rein geistige Leben, auf die Aneignung der die geistige Welt erleuchtenden Wissenschaft; um ihrer selbst willen, oder zum Behufe ihrer Ausübung in Kirche und Staat. Hier ist weniger eine äußere Schärfung des Verstandes als eine harmonische Ausbildung der Vernunft erfoderlich; die Ideenwelt muß aufgeschlossen, die Productivkraft des Geistes geweckt und genährt werden. Hier ist noch mehr als anderwärts die Ausbildung der Seelenkräfte und die Heranleitung zur Weisheit der Hauptzweck, hinter dem die Erwerbung besonderer Kenntnisse und Geschicklichkeiten zurücktritt." — „Die Grundlagen unserer Gelehrtenbildung werden immer die classischen Studien bleiben müssen. Abgesehen davon, daß ihre Kenntniß zur Erlernung vieler hierher gehörigen Wissenschaften unumgänglich nöthig ist, und daß wenigstens die lateinische Sprache ihre Stelle als allgemeine Verbindungssprache der Gelehrtenwelt immer behaupten wird; abgesehen von dieser äußern Nothwendigkeit, ist auch eine innere Zweckmäßigkeit nicht zu verkennen. Der Ideenkreis der gelehrten Stände, das Treiben der europäischen Menschheit in Wissenschaft, Kirche und Stadt findet Ausgangspunkte und Grundlage in Hellas und Rom. Dorthin führen alle Fäden zurück. Die alten Sprachen, die vollendetsten der Erde in innerer logischen Gesetzmäßigkeit, erfüllen bei ihrer frühen Erlernung denselben Zweck, der in den technischen Volksschulen der Mathematik zufällt: unbemerkt die Denkkraft zu wecken, zu üben und zu schärfen. Die Beschäftigung mit ihnen hat aber für die Stände, um die es sich hier handelt, den Vorzug, daß, während die Aufmerksamkeit auf die Form den Verstand bildet, der Reiz des Inhalts das Gemüth ergreift und in naturgemäßer Stufenfolge den Jünglingen die Ideenwelt aufgeschlossen wird, in der die Männer dereinst wirken sollen."

Die niedere Gelehrtenschule. Die Lehrgegenstände der niedern Gelehrtenschule müssen einfach, deren Behandlung aber vielseitig sein. Eine zu frühe Überladung mit Kenntnissen ist nachtheilig, eine recht aufmerksame, umsichtige und eifrige Entwickelung des Geistes dagegen von höchstem Werthe. Diese Schüler haben eine lange Vorbereitungszeit und ein ganzes Leben voll Geistesarbeit vor sich. Um so wichtiger, daß man die Rechte des Körpers achtet und den Geist nicht übertreibt. In den ersten Jahren also wenig Stunden; die Elementarkenntnisse, Denkübungen, Beschäftigungen, die den Geist anmuthig ansprechen; aber rastloser, anregender Umgang mit dem Schüler, der die Regungen seines Geistes beobachtet, ermuntert, unbemerkt leitet. Religionsunterricht auf Gefühl und vernünftige Überzeugung gegründet. Erzählungen aus der Geschichte und Gespräche über Geschichte; unter allem Wissenswürdigen vielleicht das Beste, den talentvollen Knaben zum Nachdenken über ernste und hohe Gegenstände zu gewinnen, seinen Privatfleiß zu begeistern und ihn der Richtung seines künftigen Berufs zuzulenken. Im zweiten oder dritten Jahre lateinische Grammatik, allmälig nach dem Bedürfnisse der Vorbereitung fortgeführt. Strenge, gründliche Grammatik bildet strenge, gründliche Denker. In den letzten Jahren das Griechische begonnen, aber nur auf die nöthigsten grammatischen Vorlehren gestützt. Was im Unterrichte von neuern Sprachen, Künsten, Naturgeschichte, Naturlehre, Geographie geschehen soll, mag von der Örtlichkeit, den vorhandenen Hülfsmitteln und den pädagogischen Zwecken der Lehrer abhängen.

Die mittlere Gelehrtenschule. Die classischen Studien bleiben auch hier die Hauptsache, und zwar soll das Formelle derselben gleichmäßig wie das Materielle berücksichtigt werden. Der Lehrer soll in ersterer Hinsicht den großen Sprachorganismus in seiner Vergeistigung vor dem innern Auge der Schüler aufgehen lassen und die Vernunftgemäßheit der Gesetze, wie sie bis in die feinsten Schattirungen sich verfolgen läßt, in richtiger Stufenfolge zur Erkenntniß bringen. In letzterer soll er der Jugend den Geist des Alterthums aufschließen. Latein und Griechisch bilden also die Hauptgegenstände des Lehrplans und die Grundlage, auf welche alles Übrige gestützt und bezogen wird. Religionslehre kann hier systematisch vorgetragen werden. In welchem Sinne die Naturgeschichte fruchtbar für die Entwickelung und Ausbildung wichtiger Geistesfähigkeiten werden kann, ist schon angedeutet worden. Der Unterricht in Geographie und Naturlehre hat hier weniger bildenden Werth als die Ausstattung mit der nöthigsten Kenntniß davon zum Zwecke. Die reine Mathematik muß gelehrt werden. Aber für den Nutzen philosophischer Vorlehren scheint die Erfahrung nicht zu sprechen. Manche Speciallehren, die zum Verständniß des Alterthums beitragen, z. B. Literaturgeschichte, Mythologie, Numismatik mögen von Zeit zu Zeit in den Lehrplan aufgenommen werden. Auf Übungen in der Muttersprache ist ein hohes Gewicht zu legen; theils wegen ihrer Wichtigkeit für das Leben, theils weil sie gleichmäßig formell und materiell bilden. Hier also Stylübungen, die zugleich Denkübungen sind; Anleitung zum mündlichen Vortrage; Vertrautmachen mit den Classikern der vaterländischen Literatur; auf der höchsten Stufe die Geschichte derselben. Zum Unterrichte in den neuern Sprachen und schönen Künsten muß wenigstens Gelegenheit eröffnet werden. Die Aufgabe der Gelehrtenschulen ist, ihre Zöglinge für die Universität vorzubereiten.

„Die hohe Achtung", sagt der Verf., „die man in den Anfängen der neuen Zeit mehr als gegenwärtig vor der Wissenschaft hegte, der Charakter des Staatslebens, der die Freiheit zur ehrenden Ausnahme machte, der unabhängige Sinn der Lehrer, das reife Alter der Schüler, der Corporationsgeist des Ganzen erhoben Lehr- und Lernfreiheit zu den äußern Schutzmauern des Universitätslebens. Dazu gesellt sich als gleich charakteristisches Erforderniß die Universalität, die eine gleichmäßige Benutzung der sich so vielfach ergänzenden und ineinander übergreifenden Wissenszweige und die Gründung universeller Bildung vermittelte. Endlich die rein theoretische Richtung der Vorträge, die natürliche Folge eines nur auf die Wissenschaft selbst gerichteten Strebens. So waren die Universitäten die wahren Asyle des Wissens, in denen selbständige Denker in freier Forschung erwuchsen und erlesene Geister die unabhängige und gesicherte Muße fanden, deren Früchte die Welt erleuchtet haben."

Die Universität soll die allgemeine Bildung des Menschen vollenden, so weit dies Sache der durch Unterricht mitgetheilten Wissenschaft ist. Ihren Unterabtheilungen fällt der engere Zweck anheim, zu bestimmten Lebensberufen durch das Lehren der auf diese Berufe bezüglichen Wissenschaften zu bilden. Die eigentliche Universität ist daher in der philosophischen Facultät enthalten, und die drei andern, nämlich die theologische, juridische und medicinische, sind die Specialschulen, welche der Staat entweder gestiftet oder wenigstens, weil sie sich unmittelbar auf seine wesentlichen Bedürfnisse beziehen, früher und vorzüglicher in seinen Schutz genommen hat. Der Theolog sucht sich wissenschaftlich über Religion und Moral aufzuklären, um für das öffentliche Leben der Frömmigkeit und Sittlichkeit

praktisch zu wirken; der Jurist eignet sich wissenschaftliche Kenntnisse der Gesetze an, um mittels ihrer Gerechtigkeit im Leben zu handhaben; der Arzt erforscht die Natur, um die Krankheiten des Menschen zu heilen. Immerhin ist die Wissenschaft hier nur Mittel für andere, wenngleich edle Zwecke.

Sorge des Staats für die sittliche Kraft des Volks. „Die sittliche Kraft des Volks", sagt der Verf. mit Recht, „ist die festeste Stütze seines Wohlstandes; das wesentlichste Hülfsmittel zur Erreichung aller der Zwecke, denen es sich durch den Staat und ähnliche Verhältnisse annähern will; das glücklichste Zeichen einer befriedigenden Lösung seiner Aufgaben. Mit der Erreichung vollkommener Sittlichkeit wäre der höchste Zweck erreicht, den die Menschheit erstreben kann, und alle die äußern Mittel, die unserm Staats- und Rechtsthume so viel zu schaffen machen, wären nicht blos auf das bedeutendste erleichtert, sondern sie wären fast unnöthig gemacht, oder würden es doch nur mit physischen Unvollkommenheiten zu thun haben."

Allein es scheint, als sei der Staat ungeeignet, zur unmittelbaren Vermittelung jenes Zweckes. Denn seine Werkzeuge sind Menschen, die über gleichbefähigte Menschen herrschen; seine Stimme ist das positive Gesetz, sein Hauptmittel der Zwang. Menschen können sich gegenseitig in dem Streben nach sittlicher Vervollkommnung unterstützen, wenn sie in freier Liebe an einander arbeiten; die Erziehung zur Sittlichkeit durch Zucht und Lehre setzt ein Erhabensein des Erziehers über den zu Erziehenden voraus, und nur in den innern, vom Staate unabhängigen Kreisen des Lebens kann eine Stellung sich naturgemäß fügen. Kurz, der Staat ist nicht das Mittel, durch welches der Mensch zur Sittlichkeit erzogen wird. Sittlichkeit ist aber ein Zweck des Menschen, und er mag unter den andern Mitteln, die ihm das Leben bietet, auch den Staat zur Erstrebung dieses Zweckes benutzen. Er mag ferner vom Staate verlangen, daß ihn dieser nicht nur nicht selbst darin hindere, sondern ihm auch seine Kraft leihe, wo die äußere Kraft des Staats geeignet und erforderlich ist, entgegenstehende Hindernisse zu entfernen. Und wenn er auch kein Recht hat, sich zum Richter der Sittlichkeit zu erheben, so ist ihm doch der Einfluß der Sittlichkeit auf seine anderweiten Pflichten so wichtig, daß er jedes sich ihm darbietende geeignete Mittel ergreifen muß, wodurch er das freie Streben nach Sittlichkeit schützen, ermuntern und unter geregelte Leitung bringen kann. Endlich sind gewisse unsittliche Richtungen von der Art, daß sie bei weiterer Verbreitung gemeinschädliche Folgen entwickeln und Übel hervorrufen würden, deren Beseitigung dem Staate vielfache Mühe verursachen müßte, deren Verhütung er folglich wünschen und, soweit es ohne Überschreitung seiner Rechte erfolgen kann, betreiben muß.

So ist denn der Staat schon innerhalb seines nächsten Berufskreises verpflichtet, bei einzelnen unsittlichen Regungen, die, wenn ihre Begehung bei Vielen zur Sucht wird, gemeinschädliche Folgen entwickeln müßten, namentlich der durch Beispiel und Anreizung begünstigten Verbreitung entgegenzuwirken. Er ist ferner verpflichtet, durch sein eignes Verfahren und seine Einrichtungen nicht nur kein Beispiel der Unsittlichkeit zu geben, noch zu derselben anzureizen und Anlaß zu bieten, sondern vielmehr jede Gelegenheit zu benutzen, wodurch er das Streben nach Sittlichkeit anregen und ermuthigen kann. Er muß endlich alle innern, auf Volkssitte und Volksverhältnisse gegründeten Institutionen begünstigen und beschützen, die besser, als er es vermag, jenes Streben wecken, leiten und fördern können; und da es seinen Machthabern in ihrer amtlichen Thätigkeit wenigstens möglich ist, sich freier von den Regungen der Sinnlichkeit, Leidenschaft und der Interessen des Augenblicks zu erhalten, so kann er zu einer gewissen umsichtigen Leitung des Strebens nach Sittlichkeit auch seinerseits befähigt sein, die aber ihre Grenze finden muß, sobald sie zum einseitigen Zwange gegen die geistige und sittliche Freiheit der Individuums werden wollte.

Im zweiten Buche seines Werks handelt der Verf. von der Sorge des Staats in Bezug auf die Benutzung der Naturkraft und sagt in den Vorbemerkungen:

„Die auf die materielle Naturkraft gerichtete menschliche Thätigkeit zerfällt in drei große Hauptzweige. Mit dem Namen des Landbaues bezeichnet die Wissenschaft jene Thätigkeit, welche die Urproducte, wie sie fertig aus der Hand der Natur hervorgehen, sich aneignet; zum Theil, indem sie die Natur zu deren Erzeugung veranlaßt. Die Gewerbe machen die Urstoffe durch weitere Bearbeitung; der Handel macht alle Güter durch räumliche Verbreitung an den Ort des Bedürfnisses tauglicher zur Befriedigung menschlicher Zwecke. Bei dem Landbaue steht die Naturkraft, bei den Gewerben zur Zeit noch die Arbeit, bei dem Handel die Capitalkraft im Vordergrunde. Hiernach theilt sich auch die Sorge des Staats in drei hauptsächliche Richtungen."

Der Volkskraft muß vor Allem die Freiheit der Wahl in Bezug auf die Benutzung der Naturkraft ungeschmälert gelassen werden. Somit sind Sklaventhum und Leibeigenschaft durchaus verwerflich.

Vom Landbau. „Der nationalökonomische Werth des Landbaus", sagt der Verf., „besteht in der Wichtigkeit der Güter, die er erzeugt, in ihrer Unentbehrlichkeit für die Menschheit, ihrer Beziehung zur Existenz der Bevölkerung und zu dem Verbrauche aller übrigen Bedürfnisse. Dem Staate als solchem aber ist der Landbau theils wegen dieser von ihm gewährten Vortheile, theils auch deshalb wichtig, weil der durch den Landbau begründete Wohlstand am meisten den Charakter der Sicherheit und Dauer trägt, Gleichmäßigkeit und Stetigkeit die Grundeigenschaften des Landbaus bilden, von seiner Blüte die ökonomische Unabhängigkeit vom Auslande wesentlich bedingt wird, der durch ihn geschaffene Wohlstand sich bei naturgemäßen Einrichtungen weit und gleichmäßig verbreitet, die durch ihn erzeugte Bevölkerung regelmäßig, natürlich und wohlthätig anwächst und der Charakter derselben sichernde Bürgschaften bietet."

Der Landmann fodert Freiheit, Sicherheit und Ruhe vom Staate. Selbst seine Bildung gewinnt er meist durch Erfahrung und kann er ohne sie nicht erwerben. Nur in seltenen Fällen kann der Landbau die Hülfe des Staats in Anspruch nehmen, weil seine Kräfte zur Beseitigung natürlicher Hindernisse, die seinen Aufschwung lähmen, nicht ausreichen. Die Anlegung einer Kunststraße, die Schiffbarmachung eines Flusses eröffnen zuweilen ganz neue Absatzwege für die Producte des Landes und veranlassen einen Aufschwung des Landbaus, der bis dahin aus Mangel an Lohn versagte. Das sind aber Maßregeln, die in der Regel nicht blos dem Landbaue, sondern auch andern Quellen des Nationalwohlstandes unmittelbar nützen, deren Zweck nicht ausschließlich die Unterstützung des Landbaus ist. Näher stehen ihm die Unternehmungen, die gegen örtliche Verhältnisse, welche fortwährend die Fruchtbarkeit eines Landstrichs schmälern, gerichtet sind. Aber nur wo die Privatkraft nicht hinreicht, die natürlichen Hindernisse zu besiegen, z. B. bei der Anlegung großer Bewässerungs- oder Entwässerungsanstalten und bei Eindeichungen, durch welche dem Wasser Landstriche, die es bisher bedeckte, völlig entzogen und in fruchtbares Land verwandelt werden, soll der Staat Hülfe gewähren. Vor Allem aber liegt ihm ob, die künstlichen Hindernisse des Landbaues, z. B. Geschlossenheit der Güter, Leibeigenschaft, Hörigkeit, Frohnen, Zehnten u. s. w. aufzuheben.

Von den Gewerben. „Arbeit und Capital", sagt der Verf., „die bei dem Landbaue mehr nur die Naturkraft weckten, als daß sie dieselbe beherrscht hätten, treten bei der Gewerbsthätigkeit, welche die Rohstoffe durch Umarbeitung zur Befriedigung menschlicher Zwecke tauglicher zu machen sucht, in den Vorgrund. Namentlich die Arbeit wird hier bedeutsam und unter ihren Gattungen vornehmlich die geistige Arbeit der Intelligenz. Allerdings sind die Gewerbe auf Producte der Natur verwiesen und bedienen sich auch in tausend Fällen der

Vermehrung der Handelsgewinne, sondern auch von einem gesteigerten Betriebe der Producte und Fabrikate des Landes und von einer Vermehrung der Gelegenheiten, die Bedürfnisse der Consumenten auf die nützlichste, wohlfeilste und bequemste Weise zu befriedigen, begleitet.

„Der Handel", sagt der Verf., „verlangt auch wenig vom Staate. Er fodert Freiheit und abermals Freiheit. Dann noch einige Anstalten, die auch den übrigen Zweigen der menschlichen Thätigkeit und dem Staate selbst nützlich sind, und durch deren, zum Theil von ihm selbst erfolgte Erfindung der Handel dem menschlichen Glücke große Dienste geleistet hat."

Das dritte und letzte Buch handelt von der Sorge des Staats in Bezug auf die Capitalkraft. Der Verf. sagt: „Der Überschuß der entstandenen Werthe über die verbrauchten bildet das Capital, des Einzelnen wie der Nation. Es entsteht sowol durch ein Werthvollerwerden der Production als durch eine Verminderung der Consumtion. Für den Einzelnen auf die Dauer nur durch das Letztere, da die Consumtion die Preise nach den Kosten regelt. Für das Ganze aber auch fortwährend durch das Erstere, und dadurch am nützlichsten, da es die Genußsumme Aller erweitert."

Dem natürlichen Gange der Dinge nach muß die Arbeit des Menschen an sich und in ihrem Zusammentritte mit der Naturkraft einen solchen Überschuß erzeugen, da in der überwiegenden Mehrzahl der Menschen mit der Aussicht, ihn gewinnen zu können, auch das Streben darnach entsteht, und dieses Streben bald durch höhere Verwerthung seiner Kraft, bald durch Verminderung seiner Consumtion die Erreichung seines Zieles vermittelt. Weder Luxus noch Ersparung, sondern productive Verwendung ist die Mutter der Capitalkraft.

Vermehrte geistige und sittliche Kraft des Volks wird auf Nahrung und Veredelung der Arbeitslust wirken. Am meisten aber kann der Impuls dazu durch Erhöhung des Vortheils verstärkt werden. Indem die bisherigen Einrichtungen des Landbaus und des Gewerbwesens aus so vielen Berufsclassen Tausende ausschlossen, drängten sie sich in die wenigen, freigegebenen Classen zusammen und drückten eben dadurch den Lohn der Arbeit dieser Classen so tief herab. Wenn die Geschlossenheit der Güter aufgehoben wird, der Boden sich von Banden und Grundlasten befreit, die großen Gütercomplexe, die jetzt in ungeeigneten Händen sich befanden, dem freien Verkehre zurückgestellt werden, die Forstwissenschaft in ihre Grenzen zurückkehrt, der Misbrauch grundherrlicher Rechte entfernt wird und überhaupt die Foderungen, welche die Staatswirthschaft für den Landbau stellt, allseitig erfüllt werden, so ist ein reiches Feld für productive Verwendung der Capitalkraft eröffnet und dem Speculationsgeiste bieten sich neue, lockende Aussichten dar. Kaum geringere und für die gegenwärtig nothleidenden Classen vielleicht noch höhere Vortheile sind von einer vernünftigen Lösung der Zunftfrage, von einer Entfernung schädlicher Monopole und Gerechtsame aus dem Gewerbsbetriebe und dem Handel zu erwarten.

Alle diese Fortschritte soll der Staat so viel als möglich begünstigen und wird dies am erfolgreichsten thun, je freiere Bahn er den Verhältnissen läßt und je heiliger er den Grundsatz festhält: seine Gesetze den Geboten des Verkehrs anzuschmiegen, statt den Verkehr durch seine Gesetzgebung regeln zu wollen. Endlich hat der Staat in Bezug auf seine eigne Consumtion vor unproductiver Verwendung sich sorglich zu hüten. Aber nichts ist unproductiv, was wahrhaft nöthig ist, um die Zwecke des Staats zu vermitteln. 157.

Miscellen.

Ein Wunder.

Der Abbé Lemennais, welcher unter der Regierung Ludwig XV. lebte und Paris durch seine Frömmigkeit erbaute, war schon als junger Mann wegen seiner außerordentlichen Wohlthätigkeit bekannt. Er genoß eines monatlichen Einkommens von etwa 100 Livres, vertheilte aber fast dieses ganze Geld schon zu Anfange des Monats unter die Armen, behalf sich, um dies zu können, für seine Person sehr knapp und bewohnte nicht einmal ein Zimmer allein, sondern theilte das seinige noch mit einem andern jungen Geistlichen.

Einst, gegen Ende des Monats, eilt unser Abbé schon Morgens früh zu einer gottesdienstlichen Handlung, zu welcher er sich schnell angekleidet hat, wird aber an der Hausthüre von einer alten Frau angefallen, die ihn, im festen Vertrauen auf seine bekannte Wohlthätigkeit, dringend um ein Almosen bittet. Ach! woher noch Geld nehmen? Der Abbé weiß nur zu gewiß, schon in der ersten Hälfte des Monats Alles vertheilt zu haben und in seinen Taschen auch nicht einen Sou mehr zu besitzen. Aber vergebens will er dies der Alten begreiflich machen; ihre Noth ist zu groß, sie weint, sie schreit, sie sagt, Gott könne Wunder thun, der Herr Abbé möge nur seine Taschen nochmals umwenden, es werde sich gewiß für eine so Unglückliche als sie noch eine Kleinigkeit darin finden; sie beschwört ihn. Der Abbé, ungeduldig und verdrießlich, reißt endlich seine Tasche, um zu zeigen, daß wirklich gar nichts mehr darin ist, heraus; aber wer beschreibt seinen Schreck, seine Freude, sein Erstaunen, als vier große Thaler, eine Münze, die er sich nie hält, heraus und der frohen Alten vor die Füße fallen! Hier ist ein Wunder! Was kann es anders sein? Die Noth der armen Frau hat das Herz irgend eines Heiligen gerührt, durch dessen Einfluß die leere Tasche des Abbé gefüllt worden ist, und entzückt eilt er in den nächsten Tempel, um seinen innigen, entzückten Dank abzustatten, daß er, und grade er zum Werkzeuge dieser unmittelbaren höhern Unterstützung einer Bedrängten ausersehen worden.

Erst spät kommt unser Abbé zu Hause, wo ihn sein Stubenkamerad schon an der Thür erwartet. „Du bist schön", ruft ihm dieser ungeduldig entgegen, „ziehst meine Hosen statt der deinigen an und nimmst mir die vier großen Thaler mit, davon ich meine Wäscherin bezahlen wollte, die mich den ganzen Tag geplagt hat. Wo ist mein Geld?" Man denke sich den Schreck, die Entzauberung des armen Lemennais. So war das Wunder auf ein scheinbar einfaches Ereigniß reducirt und blieb nur noch insofern wunderbar, als das Factum der Erlösung einer bedrängten Familie aus großer, großer Noth durch eine sonderbare Verwechselung nicht mehr wegzuleugnen stand.

Die Stadt der Todten.

In der Mitte des Sees Möris (Birket-Karun, Charonssee, in Niederägypten) liegt eine kleine Insel, auf der die Einwohner der nahen Stadt Faeum (die alte Arsinoë) einst ihre „Stadt der Todten" erbauten, von welcher noch ein Tempel existirt. Jede wohlhabende Familie besaß hier ihr Grabmahl, in welchem den Gliedern dieser Familie besondere Kammern angewiesen waren; es war eine der Hauptrücksichten des Lebens der Ägypter, für sich im Tode zu sorgen. Daher war es denn auch gekommen, daß diese „Stadt der Todten" allmälig den Umfang der Stadt der Lebenden erhalten hatte, wozu sie gehörte. Man konnte nur zu Kahne dahin gelangen, und wahrscheinlich hieß der Fährmann Charon, denn die Anwohner nennen, wie wir schon oben bemerkt haben, den See noch Birket-Karun, Charonssee. Ich finde diese Notiz in den „Memoiren des Herzogs von Rovigo", I, 112 der pariser Ausgabe, und nehme sie hier auf, da sie vielleicht zur Aufhellung der Mythe von Charon beitragen könnte.

Äquivalenz.

Der Herzog von Ossuña sollte einen Schuster richten, welcher einen Priester getödtet hatte. „Weshalb hast du ihn umgebracht?" fragte er den Delinquenten. „Er hatte meinen Vater ermordet, und man begnügte sich, ihn auf sechs Monate a divinis zu suspendiren." „Gut", entschied der Herzog, „so sollst du sechs Monate keine Schuhe machen." 26.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 114. — 24. April 1837.

Poeten und Poetaster aus dem Laufe des Jahres 1836.

Erster Artikel.

Diese Blätter haben ihren Lesern im vorigen Jahre in drei Artikeln eine Übersicht der neuesten Erzeugnisse der deutschen poetischen Literatur aufgestellt *), und mag dieselbe von Vielen überschlagen oder mit flüchtigem Auge durchlaufen sein, so würden es sich die Blätter doch kaum verzeihen, wollten sie nicht theils dem Literaten vom Fach, theils den betreffenden Autoren in möglichst kurzen, jedoch charakteristischen Umrissen ein Gesammtbild des poetischen Strebens in Nord- und Süddeutschland aus dem hingeschwundenen Jahre aufstellen. Sie würden ohne diese Übersicht eine ihrer, zwar von Vielen übersehenen, aber wohl zu beachtenden Tendenzen aus der Acht lassen: die Herbeischaffung einer Menge schätzbarer Materialien für den künftigen Geschichtschreiber der deutschen Literatur in allen ihren Zweigen. Von dieser Seite betrachtet, werden sie hoffentlich dem Schicksale so mancher andern Zeitschriften, im Staube von Privatbibliotheken oder im Winkel eines Antiquarladens zu modern, glücklich entgehen und von mancher schreiblustigen Hand noch gewälzt werden, wenn den Referenten, den Recensenten und dem Redacteur selbst der Tod längst die Feder aus der Hand genommen hat. Als ein kleiner Beitrag und unbehauenes Baustück zu einer künftigen Literargeschichte der Poesie will sich nun auch nachfolgende Relation betrachtet wissen, in welcher Ref. mit einer gewissen Achtung vor jedem poetischen Streben und mit strenger Gewissenhaftigkeit sein Urtheil niedergeschrieben zu haben glaubt. Wollte der Himmel, er könnte nur Lob verstreuen und Lorberkränze vertheilen; aber schon die für dieses Jahr gewählte Überschrift ist ominös. Dennoch darf nicht vergessen werden, vorläufig zu bemerken, daß nicht blos das Äußere der in den nachfolgenden Columnen besprochenen Bücher sich vortheilhaft vor den frühern auszeichnet, sondern daß auch in ihnen ein Geist weht, der vom Miasma früherer poetischer Krankheitsstoffe gereinigt und frei ist. Nach oberflächlicher Durchsicht der vor uns liegenden Gesammtmasse bemerken wir noch, daß die deutsche Lyrik in den vor- und diesjährigen Erzeugnissen sich auf eine edle und erfreuliche Weise durchbildet und in ihren mannichfach verzweigten Gattungen und Richtungen ihre Repräsentanten und Koryphäen gefunden zu haben scheint; eine Behauptung, die sich im Vorworte nicht documentiren läßt, die aber sich hoffentlich hin und wieder aus dem Nachfolgenden dem Leser ungesucht bieten wird. Mit der Epik dagegen hapert's etwas in neuer und neuester Zeit. Man weiß nicht, liegt das an den Dichtern selbst, die weniger sich zu dieser Gattung hinneigen, oder an dem Publicum, welches an Erzeugnissen der Art weniger Geschmack zu finden scheint; oder stehen Dichter und Publicum in dieser Hinsicht im magnetischen Rapport?

*) Vgl. Nr. 131—134, 210—213 u. 268—271.
D. Red.

Wir beginnen mit einem Blick auf religiöse und ascetische Poesien, an denen die auch hier in dieser Hinsicht so bewegte Gegenwart nicht arm ist, und wählen zunächst

1. Hesperiden. Von Joh. Friedrich von Meyer. — Poetische Schriften. Erstes und zweites Buch. Prosaische Schriften. Iste Sammlung. Kempten, Dannheimer. 1836. Gr. 12. 1 Thlr. 14 Gr.

Wir erneuern hier eine angenehme Bekanntschaft. Herrn von Meyer's, Oberbürgermeisters in Frankfurt am Main, episches Gedicht „Tobias" ist in diesen Blättern zu seiner Zeit mit gebührender Anerkennung gedacht. Hier bietet er uns, nachdem der Mittag seines Lebens vorüber ist, am Abend einige Blumen und Früchte, die ihm der entschwundene Tag gebracht: Blumen in seinen poetischen, Früchte in den prosaischen „Hesperiden"; letztere meistens Ergebnisse seiner vieljährigen, vielseitigen, selbst von namhaften Theologen sehr geschätzten wissenschaftlichen Forschungen. Der Natur gegenwärtiger Relation nach liegen uns die prosaischen Gaben, sechs kleine theologisch-philosophische Abhandlungen: 1) „Apologie meines Inbegriffs der christlichen Glaubenslehre"; 2) „Christus kein Essäer"; 3) „Dreierlei Wunder"; 4) „Psychologische Erläuterung der Abendmahlslehre"; 5) „Über die Todesstrafe"; und 6) „Über Poesie und Prophetie", so viel subjectiv und objectiv Belehrendes wir darin fanden, fern, und nur der letztgenannte Excurs „Über Poesie und Prophetie", ist uns für die Beurtheilung seiner poetischen „Hesperiden" sehr nützlich gewesen, weil er uns theils sehr lehrreich in allgemeiner, höchst förderlich aber in besonderer Beziehung auf die Theorie erschien, nach welcher der begabte Verf. die Gedanken und Bilder seiner Innenwelt ins Leben rief. Nach dieser seiner Theorie „gibt es zweierlei Arten von Poesie oder Bilderkunst; die eine ist die charakteristische, die andere die symbolische Poesie. Die erste stellt entweder Erscheinungen durch einfache Beschreibung dar, nach Originalen von der Erfahrung entlehnt und zum Ideal oder Charaktersymbol geformt, und spricht auf dieselbe Weise den einfachen Ausdruck gewisser Empfindungen nach, oder sie nimmt bei beiden Gleichnisse, tropische Sprache zu Hülfe. Der Dichter hat dabei keinen andern

Ethics
Ethnic groups
Ethnic minorities
Ethnicity
Ethnocentrism
Ethnography
Ethnology
Ethnomethodology
Ethnonationalism
Ethnoscape
Ethnosymbolism
Ethology
Etiquette
Eugenics
Eurocentrism
Europeanization
Evaluation
Evangelicalism
Evolution
Evolutionary anthropology
Evolutionary economics
Evolutionary epistemology
Evolutionary psychology
Evolutionary sociology
Existentialism
Exogamy
Experimental economics
Experimental psychology
Experimental sociology
Experimentation
Explanation
Exploitation
Extended family
Extended mind
Extinction
Extraterrestrial life
Extremism
Eyewitness testimony
Fabianism
Facial expression
Facial recognition system
Facism
Factor analysis
Fair trade
Fairness
Faith
Falsifiability
Family
Family therapy
Fascism
Fashion
Fatalism
Fatherhood
Fear
Feasibility study
Feminism
Feminist economics
Feminist movement
Feminist philosophy
Feminist psychology
Feminist sociology
Feminist theory
Fertility
Feudalism
Fiction
Fieldwork
Finance
Financial economics
Financial market
Financial system
Fine art
Fingerprint
Finite
Fiscal policy
Flexible work
Folklore
Folkloristics
Food
Food chain
Food industry
Food security
Food web
Football
Forecasting
Foreign direct investment
Foreign exchange market
Foreign policy
Forensic anthropology
Forensic psychology
Forensic science
Forgiveness
Formal science
Formal system
Fossil
Fossil fuel
Foundationalism
Fourier transform
Fractal
Fractal analysis
Fractal dimension
Fractal geometry
Fractal landscape
Fractal music
Fractal patterns
Fractal transform
Fractal tree
Fractal tree index
Fractal tree model
Fractal tree theory
Fractal tree theory of evolution
Fractal tree theory of language
Fractal tree theory of mind
Fractal tree theory of music
Fractal tree theory of the universe
Fractal tree theory of time
Fractal tree theory of time travel
Fractal tree theory of time travel and the multiverse
Fractal tree theory of time travel and the multiverse and the multiverse
Fractal tree theory of time travel and the multiverse and the multiverse and the multiverse
Fractal tree theory of time travel and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse
Fractal tree theory of time travel and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse
Fractal tree theory of time travel and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse
Fractal tree theory of time travel and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse
Fractal tree theory of time travel and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse
Fractal tree theory of time travel and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse
Fractal tree theory of time travel and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse
Fractal tree theory of time travel and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse
Fractal tree theory of time travel and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse
Fractal tree theory of time travel and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse
Fractal tree theory of time travel and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse
Fractal tree theory of time travel and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse
Fractal tree theory of time travel and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse
Fractal tree theory of time travel and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse
Fractal tree theory of time travel and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse
Fractal tree theory of time travel and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse and the multiverse
Fractal tree theory of time travel and the multiverse
Fractal tree theory of time travel and the multiverse
Fractal tree theory of time travel and the multiverse
Fractal tree theory of time travel and the multiverse
Fractal tree theory of time travel and the multiverse
Fractal tree theory of time travel and the multiverse
Fractal tree theory of time travel and the multiverse

Entsagung und bergeversetzenden Glauben dem frevelnden Übermuth, dem blasphematischen Humor, der affectirten Liebesverzweiflung und dem Titanendünkel Heine's, der in Vers und Prosa die Vernunft und sich selbst apotheosirt, entgegenzustellen. Aber wenn der Leser Beider am Ende sein Herz fragt, so wird es laut genug antworten, zu welchem von Beiden es sich hinneigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein französisches Theater in Alexandrien.

In einem Schreiben aus Alexandrien vom 20. Jan. d. J. läßt sich ein Franzose u. A. also vernehmen: „Die Errichtung eines französischen Theaters zu Alexandrien ist eine Sache von großer Bedeutung. Vor höchstens 20 Jahren durfte kein Europäer in der Stadt reiten, jetzt hat Hr. de Lesseps Pferderennen organisirt, in denen Söhne von Beys mit französischen Kaufleuten um den Preis werben. Der Vicekönig nimmt selbst daran ein lebhaftes Interesse. Vor 20 Jahren war den europäischen Schiffen untersagt in den Hafen von Alexandrien einzulaufen; jetzt liegen daselbst 30 französische Schiffe neben den ägyptischen vor Anker. Vor 20 Jahren durfte kein Christ in den Straßen singen, jetzt ziehen alle Sonntage 200 französische Matrosen Arm in Arm durch die Stadt, immer den Refrain wiederholend: „La France ne périra pas".“

„Die Gesellschaft der Franken, die vor 20 Jahren nur einige griechische und italienische Häuser ausmachten, vereinigt sich jetzt zahlreich bei prächtigen Gastmählern, auf glänzenden Bällen und in einem Schauspielsaal, in welchem in seltsamem Gemisch Christen, Juden und Türken sich durcheinander drängen; ein Grieche erklärt einem Türken eine Scribe'sche Pointe, ein Jude trällert: „Alles Gold ist nur Chimaire", ein Östreicher belehrt einen Russen über das Verdienst Dalayrac's, eine reizende Smyrnerin senkt die schönen schwarzen Augen bei den Zweideutigkeiten der „Rendez-vous bourgeois", einer der Söhne des Paschas lacht, daß der Saal einfallen möchte, und weiter hinten erblickt ihr einen Mann von 50 Jahren, ernst und mit forschendem Blick, das ist der Fürst Pückler-Muskau.“

„Das Theater von Alexandrien ist von dem Chef eines der ersten Handelshäuser dieser Stadt gegründet, dessen Name von allen Reisenden und besonders von den Künstlern, die in neuerer Zeit Ägypten besucht haben, mit Dank genannt wird. Seinem Eifer und seiner Liebe für die Kunst ist es gelungen die seltenen und zerstreuten Elemente eines französischen Theaters zu vereinigen und uns einen Genuß zu bereiten, der uns so schön an unser theueres Vaterland erinnert.“

„Gleich der Beginn der Unternehmung in diesem Winter war glänzend. „La seconde année", „Les deux précepteurs", „Le philtre champenois", „Le comédien d'Etampes", „La somnambule", „Les rendez-vous bourgeois" wurden mit großem Beifall aufgenommen. Vorzüglich ausgezeichnet ward unter den Darstellenden eine Deutsche, Baronesse von W., die ein schönes und vielseitiges Talent kundgab. Eine junge französische Künstlerin, ein Überrest der St.-Simonistischen Mission nach dem Orient, theilte mit der Vorhererwähnten sich in den Beifall.“

„Der Gründer des Theaters in Alexandrien hat noch Größeres vor: er läßt einen neuen Saal bauen, geräumiger als der bisherige; er läßt ferner aus Frankreich die Partituren der „Weißen Dame" und des „Freischützen", aus Italien die des „Elisire d'amore" sammt Decorationen und Costumes kommen. Übrigens hat er eine Anstalt zur Bildung von Choristen und Musikern errichtet. So wird gleichsam eine neue Ära des Genusses für die Stadt der Kleopatra beginnen; glücklicher als Napoleon, der, als moderner Josua, nur zerstörte, baut dieser Kunstfreund, als ein bescheidener Amphion beim Klange der Instrumente auf, und wer weiß, ob die Klänge so vieler Symphonien nicht freudig in ihren tiefen Grüften durchzittert haben die bleichen Gebeine der alten Ptolemäer!“ 4.

Literarische Notizen.

Von Dr. Bosworth ist in London 1836 eine sprachwissenschaftliche Schrift erschienen unter dem Titel: „Über den Ursprung der germanischen und skandinavischen Sprachen und Völker, nebst einer Skizze ihrer Literatur" („The origin of the germanic and scandinavian languages and nations, with a sketch of their literature, by *J. Bosworth*"). Man weiß, daß Dr. Bosworth seit längerer Zeit den Druck eines Wörterbuchs der angelsächsischen Sprache vorbereitet, das nun wahrscheinlich in einigen Monaten erscheinen wird. Die obige Schrift nun sollte eigentlich dies neue Wörterbuch ins Publicum einführen; da sie sich jedoch dem Verf. unter der Hand erweitert hatte, so schickte er sie als selbständige Abhandlung jenem Werke voraus. Die Arbeit ist insofern verdienstlich, als darin alle germanische Dialekte zusammengestellt und viele sonst auseinanderfallende Sprachelemente hier unter einem Gesichtspunkte befaßt werden. Die verschiedenen englischen Provinzialdialekte sind noch in keiner frühern Schrift mit so viel Einsicht und Gründlichkeit verglichen und besprochen worden; ja sogar wurde zeither dieser Theil der englischen Sprachforschung auf unverantwortliche Weise vernachlässigt. Die Sprachen und Literaturen, über welche Dr. Bosworth in dieser seiner Abhandlung Aufschluß ertheilt, sind: das Angelsächsische nebst den englischen Provinzialdialekten, das Friesische, das Altsächsische, Plattdeutsche und Holländische, das Gothische, das Hochdeutsche in seinen verschiedenen Perioden, endlich die isländische, dänische, norwegische und schwedische Sprache.

Von Mollevaut sind „Cent fables nouvelles" erschienen, welche sich vor andern ihrer Gattung durch Kürze und Präcision der Gedanken auszeichnen. Keine umfaßt mehr als eine vierzeilige Strophe und dieser Lakonismus des Ausdrucks ist in Frankreich gewiß doppelt anerkennungswerth, wo die Poesie sich immer durch Wortüberfluß und Seltenheit der Gedanken bemerklich gemacht hat. Die meisten dieser Quatrains sind von einem frappanten Schluß, und wenn auch nicht alle dem wahren Begriff der Fabel entsprechen, so bergen sie doch sämmtlich einen praktischen Lebenssinn: und wer auch eine gewisse Lebenstiefe. Hier eins der besten zur Probe:

„Viens", crie la Faveur, ah! viens donc admirer!
Mon palais est de marbre et l'or brille à la rampe.
— Mais la porte est bien basse, eh, comment donc entrer?
— „Rampe!"

11.

Literarische Anzeige.

Im Verlage von August Campe in Hamburg erschien und ist durch die unterzeichnete Buchhandlung zu beziehen:

LE PORTFOLIO,

ou Collection de documens politiques relatifs à l'histoire contemporaine.

Traduit de l'anglais.

Tomes I—III, et IV. No. 1—3. (Nos. 1—29.)

Gr. 8. 7 Thlr. 12 Gr.

Die durch äussere Umstände unterbrochene Fortsetzung dieser höchst interessanten Sammlung wird von jetzt ab wieder in kurzen Zwischenräumen geliefert werden.

Leipzig, im April 1837.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 115. — 25. April 1837.

Poeten und Poetaster aus dem Laufe des Jahres 1836.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 114.)

2. Erbauung in sittlich religiösen Dichtungen. Von Franz Ferd. Effenberger. Prag, Kronberger und Weber. 1836. 8. 1 Thlr.

Nach der Lecture der ersten Bogen dieser Dichtungen, deren Verf. wahrscheinlich der katholischen Kirche angehört, die eben deshalb durchaus keine theologische Farbe haben, und an deren Correctheit kein Recensent mäkeln möge, wollte sich in unserer Seele nichts bilden, gestalten und aufbauen als etwa der Gedanke, den ihr bescheidener Verf. selbst im Vorworte ausspricht: er halte diese Aufsätze für nichts weniger als ganz gelungen; viele seien, als Versuche einer noch in den ersten Übungen begriffenen Kunst, unbehülflich, und manchem andern dürfen Reife und innere Kraft abgehen. Indessen mußten wir doch bei fortgesetztem Lesen, welches wir uns selbst als ein Suchen nach Perlen dachten, uns eingestehen, daß Mangel an Energie der Gedanken ersetzt werde durch eine wohlklingende Sprache und einen wahrhaft frommen Sinn, und der Mangel an Originalität durch die lehrreichen Aussprüche populairer Weisheit, die am Ende durch den Verstand auf Herz und Willen wohlthätig einwirkt. Wie sinnig ist z. B. unter „Mannichfaltiges" (S. 216) das kleine Stück: „Der Lohn wie das Streben". Wie gern setzten wir hier zur Lehre und Erbauung einige „Sprüche" her, die wir für das Beste der ganzen Sammlung überhaupt erklären. Wie warm und frisch ist unter den „Liedern" (S. 89) „Am Vorabend eines neuen Jahren". „An die Liebe" (S. 64) bezeichnen wir ebenfalls als eine Oase in der Sahara der voranstehenden und nachfolgenden Stücke und ziehen mit dahin „Am Aschermittwoch" (S. 91) und „Für einen Schwerkranken" (S. 130). Unlogisch, ja wunderlich ist (S. 104) die Überschrift: „Am Morgen des Gedächtnißtages aller verstorbenen (?) Seelen". Die „Erzählungen und Legenden" befriedigen. „Briefe einer abgeschiedenen Mutter an ihre hinterlassenen Kinder", im elegischen Versmaß abgefaßt, sind nicht leer an Gemüthlichkeit, obwol wir hier nicht Liebesversicherungen und moralische Lehren, sondern orientalische Bilderpracht, wo nicht Lüftung des Vorhangs, der eine andere Welt hüllt, zu finden hofften. Möge Sinn und Geist dieser Aufsätze, unter denen auch Dichterisches sich befindet, bei recht vielen Seelen Einkehr und Aufnahme finden und Glauben und Sittlichkeit fördern.

3. Gedichte von Heinrich Moewes. Nebst einem Abrisse seines Lebens großentheils nach seinen Briefen. Zweite Auflage. Berlin, Oehmigke. 1837. 8. 1 Thlr.

Verdient irgend ein Sänger, den der Tod die David'sche Harfe und das Plektrum früh aus der Hand genommen, den Nachruf: have, pia anima, so ist es der Verf. der vor uns liegenden Lieder; nicht etwa weil diese sich auszeichneten durch großartige Gedanken, neue überraschende Bilder, blendenden Scharfsinn und Vollendung der Form, sondern weil sie eine Gemüthlichkeit und eine Gefühlswärme bekunden, die einzig in einem gläubigen Herzen wurzelt, Blüten treibt und reift. Sie verdanken ihr Entstehen gewiß nicht dem Streben, Geld und Nachruhm zu gewinnen, sondern sie ergießen sich aus voller, überwallender Brust, unwillkürlich, wie die Lerche singen muß, unbekümmert und achtlos, ob ihr Lied gehört werde und gefalle oder nicht. Den größten Theil des vielgelesenen Buchs nimmt ein Lebensabriß des Dichters, großentheils nach seinen Briefen abgefaßt, ein, dessen Verf., ein Freund und Amtsgenoß des Verstorbenen, seiner Sprache und seinem Geiste nach, zur Brüdergemeine gehören mag. Heinrich Moewes ward 1793 zu Magdeburg geboren. Sein Vater starb früh und seine Mutter vertheirathete sich wieder. Ein Oheim ließ ihn Theologie studiren. Im J. 1813 trat er in die Reihen der für das Vaterland freiwillig Kämpfenden, focht in einigen Schlachten mit, sah Paris, ward nach dem Frieden Lehrer an der Domschule zu Magdeburg und 1818 von dem Grafen von der Schulenburg-Angern zum Prediger in Angern und Wenddorf berufen. Fleißiges Forschen in der Bibel, die Schriften Dräseke's sowie die des eben besprochenen von Meyer in Frankfurt a. M., in welchen ihn das theosophische Element besonders ansprach, bewirkten bei ihm Das, was der Zinzendorfianer Bekehrung oder die Gnade erlangen benennt. Indessen hat sein Biograph wol vergessen, zu bemerken, daß seine damals sich zuerst durch Reizbarkeit der Nerven zeigende Kränklichkeit einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die neue Gemüthsrichtung und religiöse Ansicht gehabt haben mag. Diese Kränklichkeit ward späterhin ein hektisches Übel, welches ihn zu seinem Leidwesen nöthigte, sein geistliches Amt niederzulegen und in Magdeburg zu privatisiren, wo er demselben in der Blüte des Mannesalters, in den Armen seiner Familie, den 14. October 1834 erlag. Auffallend ist jedoch, daß seine Gedichte nicht eben vorzugsweise das beliebte Gewand der Bluttheorie tragen, oder gar zu sehr an jener süßlichen Zerfahrenheit laboriren, die in bekannten stabilen Schulphrasen sich gefällt. Es ist eine gewisse Energie der Glaubensfreudigkeit in ihnen, welche das Seufzen, Klagen und Liebkosen in den Hintergrund drängt. Auch sind nicht alle seine Gedichte religiöser Art. Es ist manches Gelegenheitsgedicht dabei, einige nicht eben vorzügliche Räthsel laufen mit unter, und besonders huldigt seine Muse dem Patriotismus. Seine drei im J. 1831 gedichteten „Lieder eines preußischen Landeskindes" verdienen Anerkennung und sind, was man ja gewöhnlich als Kriterium ihres Werthes betrachtet, nicht übel in Musik gesetzt, in den Mund des Volkes übergegangen. Noch gewähren diese Lieder ein anderes Interesse. Die Wehmuthslaute eines zerfallenden reinen Lebens, hart an des Grabes Pforte gehaucht, haben immer etwas Rührendes und Ergreifendes; deshalb liest man viele Stücke gern, weil die Nähe des Todes sie in eine elegische Farbe taucht, während das Morgenroth der Unsterblichkeitshoffnung einen purpurrothen Schein darüber hinwebt. Wie rührend spricht sich auch z. B. die Sehnsucht nach neuer amtlicher Thätigkeit in „Des Herrn Bescheid" (S. 154)

und „Freude im Schmerz" (S. 156) aus. Die Antitheſen in „Wohin?" klingen nicht übel und charakteriſtiſch iſt „Mein Wunſch" (S. 164). Dagegen „Armuth der Erde" (S. 72) beginnt ſpannend, endet aber matt. Als Probe der Behandlung der Sprache und Dichtweiſe theilen wir hier mit (S. 145) „Die Lerche und ich".

Werd' ich bei des Frühlings neuem Hauchen,
Bei der jungen Erde Auferſtehn
Dich empor aus deiner Furche tauchen
Und im Licht dich baden ſehn,

Vöglein, dich, in grauer Federhülle,
Ohne Glanz und ohne Farbenprunk,
Dich, begabt mit reicher Sangesfülle,
Und mit hohem Flügelſchwung?

Rege, Vöglein, deine muntern Schwingen,
Ob ich auch mein Haupt dann ſchon geneigt;
Sing' und klinge und freue dich am Singen,
Ob auch meine Lippe ſchweigt.

Sieh', ich kenn' und ſcheu' ihn nicht, den Hügel,
Hinter welchem die Geſtalt verſchwebt;
Und du biſt mir ein Prophetenſpiegel,
Wo mein Bildniß leibt und lebt:

Mich wie dich beherbergt eine Scholle,
Hüllt ein Kleid, dem Staub verfallen, ein;
Ach und wär' Er nicht, der Gnadenvolle,
Dann, dann wär' ich vollends klein!

Aber ſieh, du ſteigſt zu reinen Höhen,
Ich noch höher in der Kraft des Herrn!
Kannſt du nieder auf die Wolke ſehen,
Seh' ich nieder auf den Stern.

Sieh, du ſingeſt lang' in freien Räumen:
Aber freier iſt's im Vaterhaus;
In ihm, unter Paradieſes Bäumen,
Geht mein dankend Lied nicht aus.

4. Das evangeliſche Kirchenjahr, in einer Reihe von chriſtlich-religiöſen Liedern. Von Johann Georg Matthes. Leipzig, F. Fleiſcher. 1836. 8. 18 Gr.

Siona lächelt dem Verf. dieſer chriſtlich-religiöſen Lieder nicht. Um von der Gemeine in der Kirche geſungen zu werden, mangelt es den meiſten an edler Popularität und Einfalt, und um zu häuslicher Erbauung für Gebildetere zu dienen, ſind ſie nicht erhaben genug; denn unſere Zeit macht zu viele Anſprüche an den Dichter, der ſich unterfängt, die Harfe Aſſaph's und David's zu ergreifen. Überdies fehlt ihnen Gedankenfülle, Salbung, Begeiſterung, bibliſche Sprache; dagegen ſtoßen wir nicht ſelten auf Unbehülflichkeiten im Ausdruck, Härten, unlautere Reime, Hiatus und Geleier, ja ſelbſt auf widrige Interpunctionsfehler. Endlich ſind die Lieder auf ſchlechtes Papier gedruckt. Die Beweisführung dieſer Behauptungen erlaſſe uns der günſtige Leſer, obwol wir ſchon ein kleines Florilegium veranſtaltet hatten.

5. Der Herr mein Hort. Chriſtliche Lieder für häusliche Andacht. Eine Feſtgabe von Chriſt. Friedr. Tieß. Berlin, Herbig. 1836. 8. 12 Gr.

Hier iſt das Brot des Lebens minder hausbacken als in der vorigen Nummer; es wird uns hier eine kräftigere, gedeihlichere Nahrung geboten. Ein dem Buche beiliegender Separatzettel des Verlegers verſichert, daß dieſe Lieder ſchon im Manuſcripte ſolchen Beifall gefunden hätten, daß von Mehren, welche ſie geleſen, an ihn (den Verleger) die Aufforderung ergangen ſei, es möchte, wenn auch nur im engern Kreiſe, eine Subſcription auf dieſelben eröffnet, durch einen billigen Preis die Anſchaffung für Subſcribenten erleichtert und ſo die Verbreitung derſelben befördert werden. Dieſes Glück, das nicht jeder geiſtlichen Liederſammlung unſerer Zeit widerfährt, mögen ſie wol einem doppelten Umſtande verdanken. Einmal legen ſie ſich mit behaglicher Faßlichkeit und Witſchelndem Allerweltsgefühl an die Herzen der Palaſt- und Hüttenbewohner, und ein anderes Mal halten ſie ein glückliches juste milieu zwiſchen überſchwenglichkeit pietiſtiſcher Gefühle und Bilder und dem nüchtern klaren Rationalismus der Denkgläubigen. Überdies läßt ſich nicht in Abrede ſtellen, daß dem Verf. das Herz warm und gläubig für Jeſus Chriſtus ſchlägt, und es ertönt hin und wieder Palmengeſäuſel und Rauſchen der Jordansflut aus dem heiligen Lande recht erhebend und begeiſternd in die Seele des Leſers. Über jedem Liede ſteht, paſſend gewählt, eine Bibelſtelle, nicht ſowol als müßiges Motto, ſondern mehr als Thema, und eine nicht geringe Anzahl läßt ſich um ſo leichter in unſere Choralbücher zum öffentlichen Gottesdienſte einreihen, da bei mehr als dreißig derſelben die kirchlichen Melodien in einem Anhange mit beigefügt ſind. Nur wolle ſich der Andacht ſuchende Leſer hüten, dieſelben hintereinander zu leſen, weil dann das nüchterne Element in ihnen zu ſehr hervortritt. Wir finden vier Abtheilungen. 1. An Feſttagen, wo wir (S. 10) „Am letzten Abend im Jahre" und „Am Charfreitage Abend" auszeichnen möchten. „Das Bußtagslied" in dieſem Abſchnitt allegoriſirt zu viel, wodurch es ſich dem gangbaren Kirchenliede etwas entfremdet. 2. An Sonntagen: zwei Morgen- und zwei Abendlieder. 3. An Wochentagen: zwölf Morgen- und ebenſo viel Abendlieder. 4. An beſondern feierlichen Tagen; recht gute Sachen. Als kleine, bei künftigen Neuausgaben zu meidende Flecke bezeichnen wir (S. 76 oben): „Wer bin ich, das ich ohne Noth ꝛc." muß heißen daß ꝛc. (S. 81) Strophe 3 heißt es:

Läßt (!) du ihn mit Zuverſicht,
Wird er wieder dich erfaſſen.

Das durch Reimnoth herbeigeführte „Leidenswetter" (S. 101) hätten wir ebenfalls gern vermißt, und (S. 116) klingen die Strophen:

O du Abgrund unermeſſ'ner Liebe,
O du ewig treuer Schmerzensmann!
Meine Sünde klagt mich ſpät und frühe
Als den Stifter deiner Leiden an.

Daß ich einſt den ew'gen Frieden hätte,
Kraft du mit des Satans Macht in Streit;
Daß mich nicht des Grabes Nacht erſchrecke,
Haſt du ſelbſt dem Tode dich geweiht —

doch wol zu orthodox und hyperboliſch. Wie ſchön iſt dagegen (S. 91) das Morgenlied mit dem Bibelſpruch: „Schaffe in mir Gott ein reines Herz und gib mir einen neuen gewiſſen Geiſt":

Herr! gedenk' ich, wie ich walle,
Wie ich als ein ſchwaches Kind,
Das den erſten Gang beginnt,
Kaum erſtanden, wieder falle;
Wie der Weg ſo ſteil und lang,
Und ſo ſchwächlich noch mein Gang:
Ach, dann wird mir herzlich bange,
Und ich ſeufze: Herr, wie lange! u. ſ. w.

6. Das Lied von Gott. Ein lyriſch-didaktiſches Gedicht in vier Geſängen für denkende Religionsfreunde von Ernſt Müller. Leipzig, G. Wigand. 1836. 8. 16 Gr.

Schwerlich wird dieſes Lied bei dem großen Haufen Glück machen. Es verlangt denkende Leſer; Leſer, die aus der Monotonie der Form (das Alcäiſche Vermaß iſt gewählt) den Kern des Gedankens herauszunehmen verſtehen; Leſer, die ſich beim fühlbaren Mangel der Allegorie, der Parabel, der Paramythie, des os magna sonaturum eines Jeſaias, des Harfenliſpels eines Aſſaph und der hiſtoriſchen und mythiſchen Beiwerke religiöſer Gedichte, überhaupt mit der Ausbeute, die blos der Geiſt macht, befriedigen laſſen; Leſer, die Klopſtock, den Oden- und Meſſiasſänger, Tiedge, den Bildner der „Urania", und Gleim in ſeinem „Halladat" vergeſſen und jede Parallele zwiſchen dieſen Sängern und unſerm Verf., wenn der Geiſt ſolche unwillkürlich zieht, zurückdrängen können. Solcher Leſer aber gibt es

nicht eben viel, weil die Mehrzahl bei Poesien nicht im Denken, sondern im Fühlen Genuß und Befriedigung sucht. Recht wohl thut der Verf., daß er an die Spitze jedes der vier Gesänge, in die er sein Lied abtheilt, nach Art und Weise, wie es Tiedge in der „Urania" gethan, eine Übersicht des Inhalts voranstellt und so dem Leser zu Hülfe kommt, der ohne diesen ihm gebotenen Faden sich aus dem rhapsodischen Labyrinthe Alcäischer monotoner Verse ebenso wenig herausfinden möchte wie weiland Theseus ohne den Faden Ariadne's aus dem kretischen. Ohne manches Schöne und Erhebende in diesem Liede zu verkennen, meinen wir dennoch, daß der Verf. beim Bilden desselben einen beiweitem größern Genuß gehabt habe als der Leser, den er an wenigen Stellen nur hinreißen wird. Schön sind die Strophen über das Thema: Gott ist die Liebe; dagegen hätten wir, wie es im vierten Gesange geschehen, das Collidiren der Freiheit des Menschen mit dem absoluten Gotteswillen nicht berührt; so etwas gehört auf das Katheder, aber nicht in ein Gedicht, wäre es auch ein religiös-didaktisches. Einzelne Stellen lassen sich nicht wohl ausziehen, sowie uns auch wol der Bericht über den Inhalt der vier Gesänge erlassen wird.

7. Töne der Andacht; christlich-religiöse Gesänge von Karl August Friedrich Luther. Altona, Hammerich. 1835. Gr. 12. 12 Gr.

In der 24 Seiten langen Vorrede spricht der Verf., auf dessen weltbistorischen Namen wir freundlich das nomen et omen anzuwenden wagen, seine Ansichten über die beiden Zeitparteiungen in religiöser und kirchlicher Hinsicht sehr klar und verständig aus. Er erklärt sich entschieden gegen den puren Rationalismus, indem er behauptet, alle Vernunft sei endlich und beschränkt; aber auch ebenso entschieden gegen das weitverbreitete mystische Stabilitätssystem, welches unfehlbar zur Lichtscheu, zum Aberglauben und zur Schwärmerei führe. Wir hofften nun, aus der Darstellung dieser Ansichten eine genetische Entwickelung derjenigen Grundsätze hervorgehen zu sehen, nach denen die nachfolgenden Gedichte gebildet sind; aber wir fanden nichts dem Ähnliches, sondern am Schlusse des Vorwortes blos die Versicherung, der Verf. habe vielseitig aufmunternde Beweise liebreicher Theilnahme bei seinen poetischen Bestrebungen und Leistungen empfangen und übergebe diese Töne der Andacht dem Publicum in der frohen Hoffnung, daß sie zu frommer Erhebung des Herzens beitragen und eine freundliche, nachsichtige Theilnahme finden möchten. Wir müssen sie mithin ohne leitenden Wink und Fingerzeig ihres Verf. zu beurtheilen versuchen, was wenigstens insofern keine Schwierigkeiten bietet, da sie in dogmatischer Hinsicht wirklich die glückliche Mitte zwischen Rationalismus und Supernaturalismus halten; nur hin und wieder dünkt es uns, als neige sich des Dichters Ansicht über das Erlösungswerk dem Supernaturalismus ein wenig zu sehr zu. Was den Ton der Gedichte anbelangt, so ist er nicht der in unsern kirchlichen Gesangbüchern oder aus den biblisch-prophetischen Büchern hallende, sondern überall stoßen wir auf die Klänge profan-moderner Lyrik, die hin und wieder an Schiller erinnern. Störend und fehlerhaft ist dabei die Mischung biblischer Ausdrücke und christlich-religiöser Vorstellungen mit profanen Bildern und mythischen Ideen, und die Gedichte erhalten dadurch ein gar buntscheckiges Gewand. So heißt es in dem sonst schönen Liede: „Gott ist die Liebe" (S. 46):

In des Meers empörten Wogen,
Auf der Berge Wolkenhöhn,
In der Iris prächt'gem Bogen(!)
Kannst du Gottes Liebe sehn.

Dunkel und schwülstig heißt es in demselben Liede:

In des großen Tempels Freie
Herrscht der Allmacht Wonnetrieb.(??)

Ebenso profan ist (S. 69) „Hesper's Fackel" in einem Morgenpsalm, wo sich zugleich die wunderliche Zusammenstellung lesen läßt:

In Gottes Hand
Ruht Meer und Land,
Der Wurm, der Mensch, der Christ und der Nomade.

Wenn es in einem Liede zum Lobe Gottes (S. 86) heißt: „Ihm zum Lobe flötet Philomele", so erscheint dies nicht nur abermals als ein Profanausdruck, sondern wir müssen auch daran die allgemeine Bemerkung knüpfen, daß sich der ascetische Poet vor jedem Anthropomorphismus und noch mehr vor jeder süßlichen Sentimentalität zu hüten habe, wenn sein Lied den Flug zum mächtigsten, weisesten und gütigsten Wesen nimmt. Beiweitem eher geht es, daß der Zinzendorfianer und Mystiker in süßen Liebesworten dem Heiland schmeichelt; denn dieser trat in die Sinnenwelt und ward nach Paulus' Ausdruck, „an Geberden als ein anderer Mensch erfunden". „Nächstenliebe" (S. 39) erinnert zu lebhaft an Gellert und wir hätten deshalb das Lied nicht mit in die Sammlung aufgenommen. Zu oft gebraucht der Dichter ferner den Namen Jehovah statt Gottes. Der kundige Leser denkt sich unter Jehovah sogleich den menschlichgedachten Nationalfürsten der mosaischen Theokratie. Eloa, einige Male hier gebraucht, geht schon eher. Übrigens reimt er leicht; die Verse haben einen rhythmischen Fall, sind nicht ohne Musik und zeugen von schöner Begeisterung für das Heilige. Eines der besten Lieder steht S. 75, woraus der Leser den Charakter der übrigen beurtheilen wolle.

Im Nachtrühlinge.

Ahnst du das Land der reinsten Wonne,
Wo nie des Lebens Lenz verblüht,
Wo Gottes ewig heitrer Friede
Nie aus des Herzens Innerm flieht?
Ahnst du auf deinem Pilgergange
Die nahe, ferne Lebensflur;
Vernimmst du Gottes Lebenswehen
Im großen Tempel der Natur?
Jehovah tränkt die Maienblüte
Mit Thau und milder Abendluft;
Jehovah ist's, der Sturm und Winde,
Der Sonn' und Mond und Sterne lenkt;
Er ist's, der über Raum und Zeiten
Die Himmel trägt; mit Schöpferkraft
Dich wunderbarlich hat bereitet
Und Heil und Licht und Trost dir schafft.

Vertrau' ihm, wenn die Blüten welken,
Und wehmuthsvoll der Mai entflieht;
Vertrau' ihm, wenn ein dumpf Gewölke
Den heitern Lebenstag umzieht;
Vertrau' ihm, wenn in Sturmes Toben
Kein Hoffnungsstrahl die Nacht erhellt;
Er ist ja unser Aller Vater
Und sein ist Alles, Erd' und Welt!
Der Gott, der dich zum Leben weckte,
Der mild den Wurm im Staube schützt,
Der kennt auch deine Leidensstunden
Und weiß am besten, was dir nützt.

Ein Wonnetag ist noch vorhanden,
Des Sonne ewig, ewig scheint,
Ein neuer Lenz wird uns erblühen,
Wenn hier das Aug' hat ausgeweint;
Von Licht und Leben sanft umflossen,
Enthüllt sich einst das Friedensthal,
Wo unsre Freuden nicht erstarren
Und Blumen blühen ohne Zahl;
Wo wir mit hellem Geiste wandeln
Zur Quelle der Unsterblichkeit
Und Gottes liebend Auge schauen
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Zu diesem hohen Himmelsziele
Erhebe den umwölkten Blick,

Wenn trauernd, wie des Maies Blüten,
Die Hoffnung welkt, das Wechselglück.
Nach überstandner Wallfahrt Hitze
Begrüßen wir das heil'ge Land,
Wo Rosen ohne Dornen blühen
Im paradiesischen Gewand;
Wo nie der Seele stillen Frieden
Des Schicksals rascher Wechsel stört,
Wo nie ein Klagelaut ertönet,
Wo man nur Lobgesänge hört.

(Die Fortsetzung folgt.)

Englische Ansicht von Chateaubriand.

Ein englischer Kritiker im „Foreign quarterly review" fällt bei Gelegenheit der Anzeige von Chateaubriand's „Essai sur la littérature anglaise" nachstehendes, bei manchem Entsprechenden, etwas seltsam lautendes Urtheil über diesen Schriftsteller.*) Man kann es, genau genommen, kein Urtheil nennen; es ist nur eine symbolische, figürliche Ausdeutung, die uns in einigen Stücken etwas gesucht erscheinen will. „Der Vicomte von Chateaubriand", heißt es, „ist gewiß ein ausgezeichneter Mann (im Englischen heißt es: a very considerable man). Vier Dinge, sein Rang, seine Stellung in der Literatur, seine Erlebnisse und seine Beschäftigungen, verleihen seiner Persönlichkeit Interesse. Sie würden ihm am Hofe Franz I. gleichfalls zu einem ausgezeichneten Namen verholfen haben. Damals würde er die Herzen der Krieger mit italienischer Galanterie und die Herzen der Damen mit italienischer Empfindsamkeit erfüllt haben. In dem Gefolge des heiligen Ludwig wäre er einer der ersten Ritter gewesen, die sich an den Kreuzzug angeschlossen hätten. Nach seiner Wiederkehr aus dem heiligen Lande würde er den begeistertsten und glühendsten unter den Troubadours gespielt haben. Wäre er in die Welt gekommen ein oder zwei Jahrhunderte nach dem unserigen, so würde er alsdann die Dampfmaschinen vergöttern, in erhabener Einsamkeit über Land und Meer reisen, seinen eignen Ballon steuern, eine Reise in den Mond besingen und eine ergreifende Geschichte zweier Liebenden vom Abendstern herausgeben. Sein Leben, seine Gefühle und seine Feder sind wesentlich romantisch. Er sieht alle Dinge durch Claude Lorrain's Gläser; Erde, Meer und Himmelszelt müssen alle ein Purpur sein; Alles muß blendend, gespannt, glänzend, oder Alles feierlich, profund und mystisch sein. Sein Himmel darf weder Sonnenaufgang noch Zwielicht haben; Alles muß abendliche Flammenglut oder die Tiefe jener Stunde sein, die alle Wesen zu Gespenstern macht. Chateaubriand ist ein Mann von einer durchaus compacten Imagination. Er ist weder der Liebhaber, noch der Poet, noch der Mondsüchtige, sondern — der Franzose." An einer andern Stelle heißt es: „Wenn Chateaubriand die Efferveseenz seines Styls dämpfen könnte, die Bourbonenlampe auslöschen, die ihren farbigen Schein auf sein Papier wirft anstatt des heitern Tageslichts; wenn er sich entschließen könnte, die Dinge nur nach seiner tiefen Einsicht zu erblicken — dann wäre er der einzige, wahrhafte Mann unter allen Lebenden, der die Geschichte Frankreichs innerhalb seiner letzten 50 Jahre schreiben könnte. Er besitzt Gefühl, Wärme und Beredtsamkeit. Kenntniß und Neigung, wer sollte diese ihm streitig machen? Allein bevor er an dies schöne Unternehmen ginge, müßte er sich der störenden Fehler seines Styls und seiner Nation entschlagen; er dürfte weder der Demokrit noch der Heraklit sein. Der Lustigkeit des französischen Volks, die leicht zur Grimasse wird, müßte er ebensowol wie der Melancholie, die zur Pein führt, sich entäußern. Von sich werfen müßte er die Zauberlaterne, die ihm ewig Caricaturen und Gespenster an die Wand wirft, aller pittoresken Extravaganz müßte er Lebewohl sagen. Seine englische Bildung müßte ihm den Werth der Nüchternheit, Ruhe der Seele und Wahrheit der Empfindung lehren" u. s. w. Man sieht, der nicht ganz geistlose Brite meint es gut; allein wie man Chateaubriand und Das, was man insgemein unter englischer Bildung befaßt, zusammenbringen und von letzterer irgend Einflüsse auf ein so hartnäckig-einsames, wenngleich empfindungstiefes Gemüth wie Chateaubriand's erwarten kann, ist uns unbegreiflich. 11.

*) Vgl. die Mittheilungen in Nr. 315 d. Bl. f. 1836 u. Nr. 45 u. 46 f. 1837. D. Red.

Mancherlei.

Zwei Dinge sind nach irdischem Maßstabe in der Welt am bedeutendsten, nämlich großer Geldbesitz und herrschende Macht. Etwa wie der junge Thelussen einst 18 Millionen Gulden jährliche Renten einnahm, und wie Napoleon an der Spitze siegender Heere Macht ausübte. Gegen solche massenhafte Größen verschwinden alle andern in der Vergleichung und werden nur geschätzt, inwiefern sie sich ihnen nähern, oder eine höchst verkleinerte Ähnlichkeit haben, wie z. B. gutes Auskommen, einflußreiches Amt im Staate ꝛc. Nicht von gleicher Bedeutung sind Verstand und Geschick, obgleich sie sich sattsam geltend machen; nicht die Ehre, wie viel Sinnenreiz sie auch besitze, denn diese — sofern der Inhaber nur als gesundes Menschenindividuum auftreten kann — schließen sich von selber an Geld und Macht. Wirklich pflegen die Gedanken der Menschen im Begehren und Beneiden immer an letztern beiden zu haften, die sich in der Phantasie der Einzelnen eine zwiefache Unterlage erwerben. Einigen Besitzern erscheint Dasjenige, was sie in ihrem Lebenskreise haben, bedeutsam genug, um darauf stolz zu sein, z. B. wohlhabenden Bürgern, Schulmeisterchen, Stadtschultheißen ꝛc.; Andern ist ihr Haben ungenügend für ihr Phantasiebild der Bedeutsamkeit, z. B. den Habsüchtigen, Ehrgeizigen ꝛc. Natürlich ist das Glück des Lebens nicht an diese Dinge gebunden, obwol es für Viele den Schein davon annimmt, vielmehr wird schon ein ungewöhnliches Maß von Weisheit erfodert, um ohne Schaden großen Geldbesitz und große Macht zu tragen und zu gebrauchen: der junge Thelussen kam ins Narrenhaus zu London und der Besieger Europas beschloß sein Leben auf St.-Helena. Alles Glück soll überhaupt mit einem andern als dem blos irdischen Maßstabe gemessen werden; aber sobald ich diesen anwende, kann nur in Rechnung kommen, was eine ausgezeichnete Größe besitzt, nämlich nicht ein mäßiges Geld und Gut, nicht eine winzige Macht für ein Dorf oder Stadtviertel; denn diese sind kaum etwas und machen deshalb Diejenigen, welche sich darauf steifen, lächerlich.

Im Afghanenlande ist eine Art roher Volksregierung, freier als die andern orientalischen. Elphinstone bewies einst einem sehr verständigen alten Afghanen die Vorzüge eines ruhigen und sichern Lebens unter einem mächtigen Monarchen. Der Mann erwiderte mit vieler Wärme: „Wir sind mit Uneinigkeit zufrieden, wir sind zufrieden mit Unruhen, wir sind zufrieden mit Blutvergießen; aber nie werden wir zufrieden sein mit einem Herrn." So riefen auch die Polen: „Wir wollen lieber unruhige Freiheit als ruhige Knechtschaft!" Dabei bemerkt jener Reisende, Persien nach einer Ruhe von 20 Jahren sei in Verfall, und der Wohlstand in Afghanistan schreite fort trotz eines 12jährigen bürgerlichen Krieges.

Man muß bei allen philosophischen und theologischen Untersuchungen weniger auf die Consequenz des Vorgetragenen sehen als auf die Inconsequenz. Sie wird in jedem Gedankengange irgendwo stecken und macht oft den Denkern mehr Ehre als die Consequenz. Es ist deswegen ein vergebliches Bemühen, die Wahrheit der Philosophie und Theologie auf bloße Consequenz eines Systems zu stützen.

Alle echte Philosophie ist eine Incarnation der Wahrheit; die unechte Philosophie spricht umgekehrt: Wahrheit ist eine Incarnation von mir. 28.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 116. —— 26. April 1837.

Poeten und Poetaster aus dem Laufe des Jahres 1836.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 115.)

B. Religiöse Gedichte von Laurenz Lersch. Erste und zweite Sammlung. Bonn, Habicht. 1836. 8. 12 Gr.

In der diesen Liedern vorangeschickten „Weihe" heißt die erste Strophe:

Wem soll ich meine Lieder bringen?
Dem Gott, der in den Himmeln lebt,
Dem Gott, der jedes schwache Ringen
Des Sterblichen mit Huld umschwebt,
Dem will ich meine Lieder singen,
Bis einst mein Herz im Tode bebt; —

wobei wir bemerken, daß der noch junge, der katholischen Kirche angehörende Dichter mit frommem Sinn Bescheidenheit eint; und bei der zweiten Strophe:

Er gab mir Klang und Liedeskeime
In meine trostbedürft'ge Brust:
Ihm sing' ich meine stillen Reime
Des inneren Berufs bewußt.
Und diese Lieder, diese Träume
Sind meine einz'ge Erdenlust; —

glossiren wir: Wirklich ist er nicht ohne innern Beruf; aber zur wahren Freiheit der echten Söhne religiösen Sangs hat er sich noch nicht erhoben, davon zeigen klar so manche Unebenheiten in der Form und so manche Stelle, in welcher die Fülle des Gefühls mit den Mitteln der Darstellung ohnmächtig ringt. Diese Unebenheiten der Form halten wir jedoch nicht immer für Unkunde, sondern sie scheint oft geflissentliche Manier; mithin ist sie mehr eine Geschmacklosigkeit. Vergl. z. B. S. 72, wo es höchst unrhythmisch heißt:

Die Räume klingen säuselnd umher,
Es rauscht durch sie ein Musikmeer!

Wie schlecht nehmen sich S. 75 in „Jahresende" die spondeischen Reime aus, Kreislauf — weiß auf; Sargtuch — barg, trug; einsieht — Schein flieht u. s. w. In „Entadelung" (S. 90) ist die Form gänzlich verfehlt, und wir begreifen kaum, wie es dem Dichter hier so ganz an Ohren gefehlt hat. Daß diese Bilder und Träume seine einzige Erdenlust sind, glauben wir ihm aufs Wort. Das fühlende Herz gefällt sich ja stets in frommer Hingebung, im Erfassen der Hoffnung, die wie ein Stern hinter Gräbern aufgeht, und selbst in tiefer Zerknirschtheit; und um wie viel mehr fühlt es sich geschmeichelt, wenn es am Geiste einen Alliirten findet, mittels dessen Kraft es das Gefühl zu holder Gestalt ins Dasein rufen kann. Jedem dieser Lieder ist der Stempel religiöser Reflexionspoesie aufgedrückt, die sich im Laufe der Zeit wol noch zu etwas Edlerm und Vollendeterm ausbilden kann. Schön sind die Buß- und Beichtlieder sowie das erste und letzte Gedicht; dagegen lassen die Heiligenbilder in ihrem Alltagscolorit kalt. Nicht besser sind „Die sieben Sacramente", wo wir in unserer Erwartung, die ziemlich hoch gespannt war, sehr getäuscht wurden.

9. „Hymne an Gott" und „Das Kreuz" oder „Die Religionen". Zwei religiöse Dichtungen allen Freunden der Religion gewidmet von Ernst Ortlepp. Leipzig, Hartknoch. 1836. 12. 6 Gr.

In der „Hymne an Gott" wiegt sich der Verf., welchem wir bereits früher in d. Bl. die ihm gebührende Stelle in der Reihe deutscher Dichter angewiesen haben, auf den himmelanschlagenden Flammen frommer Begeisterung, und einige Male wollte es uns fast bedünken, als ob sich jene Flamme in ihren energischen Wortbildungen und ihrer sprühenden Gedankenkeckheit der Fessel entrafft habe, und es ihm schwer geworden sei, ihre ungebundene Lohe zu mäßigen oder zu dämpfen. Gleich die erste Strophe sieht:

Laß mich, Herr, ein Lied dir singen,
Das durch Mark und Bein mag dringen,
Gleich des Donners Grollen
Klangreich und gedankenvoll.

Es entsteht die Frage, ward der Dichter erhört und hebt die Flamme dem Leser mit empor? Und wir müssen in der Affirmative antworten; wenigstens werden alle Leser, die nicht wie Recensenten lesen, durch Klangfülle und Gedankenreichthum und kühne Bilder hingerissen werden, und nicht sogleich bemerken, wie unstatthaft es z. B. sei, den lieben Gott (S. 14) zu bitten, er solle im Weltenraume nicht selbst ein schöner Traum sein, oder wie der Schluß der Hymne, wo Dr. Martin Luther mit dem Bibelbuche steht, die Glut der Seele gewaltig kühlt und löscht. Doch fern sei es, ein mit Geist gedachtes und mit Energie ausgeführtes Gemälde deshalb tadeln zu wollen, weil ein paar Staubflöckchen in der Staffage sind. „Das Kreuz" oder „Die Religionen" ist eine allegorische Vision, hat also keine Spur vom Charakter der Hymne; wir können und mögen ihm unsern Beifall nicht versagen. Ein frommer Mann, Beatus, sieht ein riesiges Kreuz, um welches sich, Schmähung, Hohn und Verachtung hauchend, ein Mohammedaner, ein Jude, ein Heide, die griechischen Gottheiten (in einem schön dargestellten Zuge) und der Satan selbst drängen. Auf des Frommen Gebet aber erscheinen am Himmel Luther (!) und Gustav Adolf (!), auch die Mutter Gottes und Jesus, die Engel singen, und Beatus ruft aus (S. 47):

Religion
In Mißgetön der einz'ge Ton
Voll reinen Wohllauts! Christenthum,
Der Menschheit Heil, ihr Stolz, ihr Ruhm!
Wie auch der Sturm die Welt durchtost,
Bei dir ist Ruhe, Friede, Trost!
Dein ew'ge Wahrheit athmend Wort
Es tönt durch alle Zeiten fort!
Die Freude, die der Türke trinkt,
Der Reichthum, der dem Juden blinkt,
Die Schönheit, die dem Heiden blüht,
Versiegt, erlischt, verarmt, verglüht.

Die Luft ist nicht des Lebens Ziel,
Ein anderer Würfel für Tausende fiel!
Doch Leid ist jedes Menschen Loos,
Ob arm, ob reich, ob klein, ob groß.
Der Mensch, er strecke die Arme nur,
Ist selber eine Kreuzfigur.
Es herrscht das Kreuz von Land zu Land,
Von Zeit zu Zeit von Stand zu Stand.
Das Kreuz erfocht in manchem Krieg
An Heeresspitze Ruhm und Sieg.
Die Hölle selbst und Satans List
Des Kreuzes Macht erliegen ist.
Drum halt' am Kreuze fest, o Christ!
Hat stets doch, wer sich ihm verbunden,
Als Held das Böse überwunden!
Wer leidet, soll das Kreuz umfassen,
Und nimmer von dem Kreuze lassen,
Er soll's mit starken Schultern tragen,
Bis seine Stunde ausgeschlagen.

10. Abendstunden, herausgegeben von Franz Theremin. Zweiter Band. Berlin, Duncker und Humblot. 1836. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Was das allgemeine Urtheil über diese „Abendstunden" anbelangt, so beziehen wir uns auf die Anzeige des ersten Bandes in d. Bl. Deshalb genüge hier die Inhaltsanzeige nebst einigen Bemerkungen. Wir finden zunächst poetische Versuche aus dem Jahre 1835, ausgezeichnet durch die dem Verf. eigenthümliche Gemüthlichkeit und Glaubensinnigkeit. „Die Flüsse und das Meer", womit sie beginnen, möchten wir auszeichnen. Unter den poetischen Versuchen aus frühern Jahren tritt hervor „Der Preuße und der Franke" aus dem Jahre 1813, wo der in Preußen personificirte religiöse Zeitgeist im scharfen Gegensatz mit dem Unglauben des Franzosen erscheint. Das Lied ist früher, wo ihm Interesse durch die Zeit verliehen wurde, einzeln erschienen, sowie die „Hebräischen Gesänge" nach Lord Byron, die laut der Vorrede das glückliche Schicksal gehabt haben, von Löwe componirt zu werden. Der Nachbildner und zum Theil Übersetzer dieser Gesänge ist durch einen glücklichen Trieb auf dieselben geführt worden; denn es scheint uns, als wären es die einzigen lyrischen Gedichte des genialen Briten, die allenfalls sich übertragen lassen. Sehr wohl gefallen hat uns (S. 89): „An den Wassern zu Babel", wo das unpassende daktylische Versmaß des Originals hier freilich auch wiedergegeben ist, aber sich im Deutschen besser ausnimmt. Dann folgen drei Aufsätze in ungebundener Rede; nämlich ein Gespräch über die deutschen Universitäten, in welchem der Vorschlag gethan wird, die akademischen Lehrer sollten, statt der bisherigen akroamatischen Lehrweise lieber die freie Unterhaltung oder das Examiniren einführen, um die Thätigkeit des Selbstdenkens bei den jungen Leuten zu wecken, ein hübsch aufgeführtes château d'Espagne, wenigstens bei dem jetzigen Zustand unserer Universitäten. Das zweite Stück: „Der ewige Jude", hat uns, schon seinen echtpoetischen Momenten nach, ungleich mehr angesprochen. Ahasverus erscheint hier nicht als ein in seiner irdischen Unsterblichkeit im namenlosen Jammer Umirrender, wie Andere ihn aufgefaßt und dargestellt haben, sondern als das personificirte Princip des Weltsinns und Unglaubens und Indifferentismus, welches zu allen Zeiten da gewesen ist. Hätte es gegenwärtiger Aufsatz mit der Philosophie und Theologie zu thun, so würden wir manche Bemerkung an diese Auffassungsweise der Legende vom ewigen Juden knüpfen. Möchten doch die in dem letzten Aufsatze: „Die arme Feier des Weihnachtsfestes", ausgesprochenen Gedanken in christlichen Familienkreisen vielen Anklang finden!

So viel über die poetisch-ascetischen Schriften aus dem Jahre 1836. Wir wenden uns nun zur Anzeige einiger epischen Erscheinungen aus demselben Jahre und ergreifen zunächst:

11. Christoforo Colombo. Romantisches Gedicht von Ludwig August Frankl. Stuttgart, Brodhag. 1836. Lexikon-8. 1 Thlr. 6 Gr.

Nicht blos das splendide Äußere nimmt für das Buch ein, sondern auch der glückliche Gedanke, es dem Könige von Sardinien zu dediciren; vor Allem aber empfiehlt es sich durch die poetische Auffassung der Persönlichkeit des besungenen Helden. Nach der ohne Kriecherei geschriebenen Zueignung beginnt das Werk mit einem Vorspiel in Canzonenform, deren Versmuß gar lieblich ist. Auf Porto-Santo sitzt der Held, versenkt in tiefes Sinnen. Seine Seele ist voll Ahnungen und Riesenplane:

Es liegt das Meer von Abendroth beschienen,
Ein weißer Brief belegt mit rothem Siegel,
Als sei ein Weltgeheimniß ihm vertrauet.
Sowie ein blank hinaus gegoss'ner Spiegel,
Geformet ganz aus leuchtenden Rubinen,
In dem sich wunderbar ein Leben bauet,
Gestaltet und zerhauet.
Es wagt den Brief Colombo zu entfalten,
Zu lesen eine Weltheroglyphe —
Mit des Gedankens kühnem Segelschiffe
Des Meeres leuchtenden Krystall zu spalten.
Und in begeistert tief geweihter Stunde
Ruht er in festem, sicherm Ankergrunde!

Er ergießt sich in Klagen über die Blindheit der Welt, die keinen Sinn für seine Ahnungen und Entwürfe habe. Es schmerzt ihn, daß er nichts werde ausführen können. Da sinkt der Abend still herab und die Sterne baden sich in des Meeres Wellen:

Und mit der Seele mächtigen Gewalten
Bannt er, ein kühner Magus, über Meere,
Den Genius der andern Hemisphäre,
Gewalt'ge Zwiesprach' jetzt mit ihm zu halten.

Dieser Genius nun entrollt den Blicken des Staunenden den Riesenteppich des geahnten Landes und beschreibt es ihm; aber im Zukunftsspiegel läßt er ihn auch den Jammer schauen, den die Menschen über dasselbe bringen werden, die Kämpfe, welche sich um dasselbe erheben, und prophezeit dann dem gespannten Hörer sein eignes einstiges Loos. Jetzt zerrinnt die Gestalt. Der Morgen zieht herauf, und er fühlt

neue Kraft sich regen,
Was er gedacht, ins Leben zu bewegen.

Dann folgt als erster Gesang: „Die Sendung". In lebendigfrischer Scenerie sehen wir hier Ferdinand und Isabella nach Granadas Alhambra ziehen, um den besiegten maurischen König, hier Abdallah, sonst Boabdil genannt, des Thrones zu entsetzen. Den vom Mauren verlassenen Thron nimmt das königliche Paar ein. Aus der sie umgebenden Menge wird Colombo zu ihnen gerufen. Sie bevollmächtigen ihn zur Entdeckungsfahrt. Der Held spricht begeistert über seine Hoffnungen, Ahnungen und Plane, worüber ein Theil der Gegenwärtigen spöttelt und lächelt, und empfängt dann die kirchliche Weihe vom Erzbischofe von Toledo. Der zweite Gesang: „Die Fahrt", ist reich an herrlichen Naturschilderungen und an Ereignissen, die nach des Dichters Versicherung in den dem Werke angehängten Noten sämmtlich historisch sind. Die zweifelmüthigen Begleiter drängen den Helden zur Rückkehr. Jedoch wird uns hier nicht die gewöhnliche Erzählung gegeben, Colombo habe mit der meuterischen Mannschaft auf Bedingungen capitulirt, indem er des Dichter Irving's Geschichte Colombo's folgt, nach welcher er die Unruhigen durch seines Geistes Energie allein zur Geduld und zum Gehorsam zwang. Im dritten Gesange: „Die Entdeckung", wendet der Held den Blick zu den Sternen, sprechend (S. 61):

Ihr ew'gen Pilger in dem Riesendome,
Die ihr zur Erde mild herunter brennt
Und Strahlen freundlich sendet dem Atome,
Goldadlern gleich durchs weite Firmament,

O sagt, führt mich das Meer auf seinem Strome
Zum Lande bald, das mir die Seele nennt?
Ihr Wellen, die vom Strand zurückgeschlagen,
Antwortet freundlich mir auf meine Fragen!

Da zeigen sich denn die Nähe des Festlandes kündende Vorzeichen, bis endlich der Matrose Rodrigo auf dem Schiffe Pinta das Land entdeckt, was aber, wie der Dichter sagt, von Colombo etwas früher gesehen war.

Da liegt es schön und herrlich ausgegossen,
Ein reicher Garten voll von Blütenpracht,
Und dunkle Bäume, riesenhaft entsprossen,
Verbreiten weithin eine grüne Nacht.
Von Silbernebel liegt es leicht umflossen,
Durchsichtig reißt er bald und hebt sich sacht,
Hängt an Gesträuchen, wie bei flücht'gem Treiben
Zerriss'ne Mädchenschleier hängen bleiben.

Und von den Schiffen tönt es freudig wider,
Der Jubel ist in jedem Busen los,
Und auf die Kniee fällt Colombo nieder
Und betend ruft er aus: „Der Herr ist groß!
Er schuf die Erde, Meer, der Welten Glieder,
Geheiligt sei der Herr im Flutgetos;
Geheiligt auf der Erde festem Boden,
So weit er reicht und seiner Allmacht Oden!"

Er nennt nun das Land S.-Salvadore und läßt seine Begleiter Hispaniens Majestäten Treue schwören. Diese drei Gesänge sind in wohlklingenden Ottaven abgefaßt. Das nun folgende Nachspiel dagegen: „Colombo's Tod", hat die anfängliche Canzonenform. Hier liegt der Seeheld sterbend vor uns. In wirren Phantasien ziehen ihm jene Scenen durch die Seele, wo er einst, mit Ruhm überstrahlt, nach der ersten Heimkehr vor Isabella's Throne stand. Das Herz, welches die letzten Schläge thut, wird von einem tiefen Schmerz zerrissen, gedenkend des schwarzen Undanks, mit welchem man ihn lohnte. Doch, was das Leben ihm in dieser Hinsicht versagte, gewährt ihm unser Verf. durch die Poesie, indem ihm eine glänzende Vision die Folgen seines großen Strebens und Gelingens enthüllt. Die letzte, ziemlich kurze Canzone hat die Überschrift: „Colombo's Apotheose", und schildert die Todtenfeier des Helden in der Kathedrale zu S.-Domingo und das Fortschaffen seiner Hülle nach Havana. Die Lücken, die der Geschichtskundige in diesem Epos etwa finden möchte, sind uns nicht so sehr auffallend oder gar störend gewesen. Der Epiker kann nicht jeden historischen Stoff idealisiren, oder zu seinem Zwecke brauchbar machen; überdies dünkt uns aber, der Verf. sei bei der Bearbeitung seines Stoffs von einem richtigen Takte geleitet; auch bekunden Noten und Text, daß er seines Helden Geschichte aus der Quelle studirt habe. Wir wünschen von Herzen, daß alle übrigen hier nachfolgenden epischen Erzeugnisse dem von uns eben besprochenen nicht nachstehen mögen. Auch wollen wir Hrn. Frankl noch darin ein Verdienst beimessen, daß er, so viel uns bekannt ist, außer einer etwas schwülstigen Romanze der Luise Brachmann der Erste ist, der in einem deutschen Liede den Schatten des beinahe vergessenen Seehelden heraufbeschworen hat.

(Der Beschluß folgt.)

Lettres sur l'Islande. Par *Xavier Marmier*. Paris 1837.

Die unglückliche Begebenheit, welche zu diesen Briefen über ein so selten bereistes und folglich so wenig gekanntes Eiland des Nordens die nächste Veranlassung gegeben hat, wird Epoche machen in den Trauerannalen der französischen Marine und ist zur Zeit auch durch öffentliche Blätter weiter bekannt geworden. Wir rufen unsern Lesern aus der hier gegebenen Einleitung nur die Hauptsachen ins Gedächtniß zurück. Im Sommer 1833 bat nämlich die Handelskammer von Dünkirchen den Minister der Marine, damals der im vorigen Jahre verstorbene Admiral de Rigny, zum Schutze der französischen Fischereien ein kleines Kriegschiff nach den Küsten von Island auszuschicken. Die Bitte ward sogleich gewährt und die Brigg La Lilloise erhielt Befehl, sich unter dem Commando des Hrn. von Blosseville unverzüglich nach dem Nordmeere zu begeben. Hr. von Blosseville, einer der gebildetsten jüngern Marineoffiziere, war jedenfalls ganz dazu geeignet, nicht nur diese Mission mit Glück zu erfüllen, sondern auch die wissenschaftlichen Zwecke, welche man mit dieser kleinen Expedition zu verbinden wünschte, mit Geschick zu verfolgen; denn er hatte bereits 1822 mit Capitain Duperrey die Reise der Coquille gemacht, war 1827 als Schiffsfähnrich in Indien gewesen und hatte dann seit 1828 drei Jahre im Archipel zugebracht. Überall zeichnete er sich neben seinem Diensteifer durch eine ungemeine Liebe zu den wissenschaftlichen Beschäftigungen aus, wozu das Seeleben so reichen Stoff und so vortreffliche Gelegenheit bietet. Er war selbst bereits mit einigen kleinern Abhandlungen als Schriftsteller aufgetreten und bereitete ein größeres Werk über seine Reisen vor, als ihm die zufällige Bekanntschaft mit einem englischen Marineoffizier, Franklin mit Namen, welcher mehre Jahre in den Polarmeeren zugebracht hatte, veranlaßte, den früher gefaßten Plan einer Reise nach Neuseeland aufzugeben und seinen ganzen Sinn den Eismeeren des Nordens zuzuwenden. Eben im Begriff, sich auf einem Walfischfänger einzuschiffen, um die Baffinsbai zu untersuchen, aber durch allerhand Widerwärtigkeiten an der Ausführung seines Planes verhindert, erhielt er das Commando der Lilloise, welche ihn dem Ziele seiner Wünsche schneller zuführen sollte, als er je gedacht hatte.

Am 21. Juli 1835 verließ er mit seiner Equipage und drei andern jungen ausgezeichneten Seeoffizieren den Hafen von Dünkirchen. Im August schickte er von Warnasiord aus, an der Ostküste von Grönland, einen Bericht an den Minister der Marine über seine ersten Ausflüge, mit einem Croquis von der Ostküste von Grönland, welche er damals bereits besucht hatte. Er war eben im Begriff, in Grönland weiter vorzudringen; er schrieb darüber unter dem 6. August einen Brief voll schöner Hoffnungen an seinen Bruder. Sie sind wahrscheinlich auf furchtbare Weise getäuscht worden; denn seit dieser Zeit hat man weder von ihm noch von irgend einem seiner Genossen die geringste Nachricht mehr erhalten. Der Untergang der Lilloise in den Eisregionen des hohen Nordens ward schon zu Anfange des folgenden Jahres als bestimmt angenommen. Der Minister der Marine ertheilte der Brigg: La Bordelaise, den Befehl, den Spuren der Lilloise zu folgen, um zu erforschen, ob von ihrer Equipage oder wenigstens ihren Trümmern etwas aufzufinden oder Erkundigung einzuziehen sei. Umsonst! Die Bordelaise weilte ohne Erfolg während des ganzen Sommers in den nordischen Gewässern und kehrte im September wieder nach Frankreich zurück. Im Jahre 1835 verließ zu demselben Zwecke die Recherche unter dem Commando des Hrn. Trehouart den Hafen von Cherbourg im Monat April. Mit seltener Unerschrockenheit und von den größten Gefahren bedroht, durchstreifte Hr. Trehouart die Eisgebirge jener unwirthlichen Meere den größten Theil der guten Jahreszeit hindurch, sah sich aber ebenfalls genöthigt, gegen den Herbst ohne die geringste Kunde von dem Schicksale der Lilloise nach Frankreich zurückzukehren.

Eine dritte Expedition derselben Art wurde endlich im vorigen Sommer gleichfalls von der Recherche, unter demselben Commando unternommen. Da sie zunächst in Island anlegen sollte, hielt man es für angemessen, diese Gelegenheit zu einer wissenschaftlichen Unternehmung zu benutzen, deren Zweck die Erforschung dieser mysteriösen Insel unter den verschiedenen, für die Wissenschaft interessanten Gesichtspunkten sein sollte. Die Leitung dieser Unternehmung ward von Seiten des Ministers der Marine Hrn. Gaimard übertragen, welcher die Recherche schon 1835 begleitet hatte. Hr. Robert folgte ihm als Geolog; Hr. Lottin sollte Beobachtungen über die Magnetnadel anstellen; Hr. Anglès ward als Meteorolog beigegeben, und zwei jüngere Künstler, die Herren Meyer und Bévalet, übernahmen als Ma-

Ehre und Vermögensrechte in billiger Weise schützen soll und auch den Schutz der Gesetze für sich in Anspruch nehmen kann. Wenn aber Jemand, der sich in dieser Weise benimmt, sich beklagt, daß er in seiner Ehre gekränkt sei, so kann ihm Niemand helfen, denn er hat sich selbst gekränkt. Wenn aber Jemand, der sich in dieser Weise benimmt, sich beklagt, daß er in seinen Vermögensrechten gekränkt sei, so kann ihm Niemand helfen, denn er hat sich selbst gekränkt. Wenn aber Jemand, der sich in dieser Weise benimmt, sich beklagt, daß er in seinen Vermögensrechten gekränkt sei, so kann ihm Niemand helfen, denn er hat sich selbst gekränkt. Wenn aber Jemand, der sich in dieser Weise benimmt, sich beklagt, daß er in seinen Vermögensrechten gekränkt sei, so kann ihm Niemand helfen, denn er hat sich selbst gekränkt.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 117. — 27. April 1837.

Poeten und Poetaster aus dem Laufe des Jahres 1836.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 116.)

12. König Max I. Gedicht in vier Gesängen von J. B. Gossmann. Mit 1 Titelkupfer. Würzburg, Etlinger. 1836. Gr. 16. 1 Thlr. 8 Gr.

Die Magie, welche die Poesie über ein Heldenleben aus entschwundenen und fernen Zeiten verbreitet, findet hier nicht statt. Baierns Max, obwol wir weit entfernt sind, zu glauben, sein Thun und Streben sei der epischen Tuba nicht würdig, steht uns Allen noch zu nahe und sein Bild trägt noch nicht das anziehende Grau eines antiken Sculpturwerks. Wollte man behaupten, der Max habe keinen welthistorischen Charakter, so kann der Verf. einwenden, er habe nicht für den Ausländer, sondern für Baierns Bürger gesungen, in deren Herzen des Besungenen Bild noch lebhaft weile. Doch einen Übelstand erwähnen wir noch. Es ist nämlich kaum zu vermeiden, daß die Bilder der Personen aus der Gegenwart oder einer nahen Vergangenheit, besonders wenn sie hohen Ranges sind, durch trübe Rauchwolken der Schmeichelei entstellt oder verhüllt werden, wodurch auch hier zuweilen der Wahrheit Eintrag geschehen ist. Man sehe z. B. des Helden Traum (S. 17—19). Ferner scheint es sehr oft, als ob die übermäßige Länge der Episoden hier durch die Armuth aus des Helden Leben selbst entstanden sei. So sind z. B. 64 Ottaven der Geschichte Frankreichs, der Revolution, den Thaten Napoleon's und den Veränderungen, die in Folge derselben für Europas Staaten eintraten, gewiht. Ja, es ist dies noch der Stoff des ganzen zweiten Gesanges, also mehr als 130 Ottaven. Im dritten Gesange wird erzählt, wie Max mit Montgelas' Hülfe das leck Staatsschiff ausbesserte, und was er für Religion und Kirche gethan, wo der Verf. von Adam und Eva anhebt. Des Breitern wird nun geschildert, wie Gewerbe und Handel, Kunst und Wissenschaft zur Blüte gefördert wurden, und dabei so schmetternd in die Drommete des Ruhms und Rühmens gestoßen, daß uns die Ohren wehe thun, wobei wir wenigstens den Vortheil haben, daß jenes Getöse uns vor dem Gähnen und Einschlafen geschüzt hat. Wenn das patriotische Lied (S. 94): „Was macht dich groß, o Baierland ꝛc.", nicht manche Übertreibungen enthielte, wäre es sehr brav. Es schließt den dritten Gesang. Der vierte schildert uns des Helden Lebensabend, sein Vermächtniß an sein Volk, bestehend in einer Constitution, wo sich denn wenigstens, wie wir es fürchteten, der diplomatische Ton nicht in den poetischen mischt. Da heißt es vom Helden (S. 139):

Ein Mark Aurel, vom Volk genannt der Weise,
Ein Titus, einst der Menschheit Lieb' und Lust,
Trajanus auch verdient, daß man ihn preise,
Die Staufen sind es werth aus voller Brust;
(Die Namen all' sind auch dem größten Fleiße
Des Forschenden so eilig nicht bewußt.)
Wohl brachten sie als Herrscher Heil und Segen,
Max kam als Vater seinem Volk entgegen.

Der Baier darf mit Stolz viel Fürsten nennen,
Die ehemals sein Vaterland regiert:
Den Otto wird und Ludwig Jeder kennen,
Der letzte hat das Kaiserschwert geführt;
Albrechte, fromm, großmüthig, weise, denen
Mit solchem Lob der Ruhm die Namen ziert;
Wilhelm, Emanuel und Max der Gute,
Die standhaft, fromm vor Gott und edelm Blute —

Die haben auch sich oft herabgelassen
Von ihres Thrones hoher Majestät;
Doch Herzen fesseln, die Gemüther fassen,
Ob Einer das, wie Vater Max versteht?

Dann werden allerlei Haus- und Familienereignisse mitgetheilt, die männiglich bekannt sind, und dem gekrönten Sohne des Max der verdiente Lorber um die Stirn gewunden. Wir athmen leichter, wenn wir endlich auf die Stelle kommen:

ein kurzes Wehe,
Und fesselos schwingt Max sich in die Höhe.

Von Ludwig, der schwerlich seinem Unterthanen die Lorberkrone reichen möchte, sagt die 128. Ottave (S. 239):

Was Max begann, durch Ludwig wird's vollendet;
Denn edel ist Er, kühn und weis' im Rath;
Ein Feuergeist ist Ihm vom Herrn gesprendet,
Unsterblich glänzt von Ihm schon manche That,
Und manche wird in Jahren erst geendet,
Wie Karl der Große nicht zu zeigen hat. (?)
Verdiente jener Kaiser groß zu heißen,
Muß man so mehr den König Ludwig preisen.

Das ist stark! Zugleich fällt uns dabei das sonst beim Tode französischer Könige in Versailles erklingende „Messieurs, le roi est mort, vive le roi!" ein. Die letzte Ottave heißt (S. 245):

Gesungen bist du Lied, aus voller Brust gesungen,
Ob oft die heiße Glut nur kalte Worte fand!
So hall' im deutschen Land und sei mir nicht verklungen,
So eilig wie der Lenz, der dich erzeugt, verschwand.
Mit Lust und Liebe hab' ich nach dem Ziel gerungen,
Am Würdigsten erpreßt zum ersten Mal die Hand;
Nun klinge weit, mein Lied, von Max und seiner Güte,
Nun schmück' Ihm Seine Gruft, du, meine Frühlingsblüte.

Von ganzer Seele wünschen wir, daß das Lied mit seinen 443 Ottaven recht weit, besonders durch das ganze Baierland hintönen möge; wir für unsere Person haben aber die Frühlingsblüte so lange berochen, daß der Duft derselben uns am Ende recht angewidert hat.

13. Psyche. Episches Gedicht in drei Gesängen, von Ado Schütt. Mannheim, Hoff. 1836. Gr. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

Anfänglich konnten wir uns mit dem in wunderliche Form gegossenen Prologe, mit der in schlechten Hexametern geschrie-

denen Anrede an die Muse und mit der breiten Redseligkeit des Verf. nicht befreunden; indessen gewöhnten wir uns nach und nach an den Wortschwall, der ihn erst gar nicht zur Sache kommen läßt, und lernten uns in Geduld fassen; hin und wieder stießen wir dann in der Steppe endloser Stanzen auch wol auf eine grünende Oase, wohin wir namentlich im dritten Gesange Stanze 166–173 rechnen; auch ist bei der Naturmalerei das Spiel mit den Sternen, die hier anachronistisch mit ihren arabischen Namen größtentheils benannt werden, nicht übel. Von den drei Gesängen, aus welchen das Ganze besteht, werden zwei verwendet, um bis zu dem Augenblicke zu kommen, wo die leidende Psyche auf Dictynna's einsamen Fels verbannt wird, und ehe die Priesterin Selida, der die Geschichte in den Mund gelegt wird, in ihrer Erzählung der nun folgenden Begebenheiten fortschreitet, werden erst 22 Stanzen abgehaspelt. Der dritte Gesang ist am reichhaltigsten und enthält eigentlich das Ganze. Wie gern hätten wir uns damit begnügt. Warum der Verf. nicht erzählt, wie Psyche durch Eröffnung der Schönheitsbüchse noch einmal fiel, können wir nicht begreifen; diese Allegorie gehört ganz in diesen lieblichsten Mythos des Alterthums und ist dem Epos durchaus nicht heterogen, wie der Verf. in einer Note behauptet. Es fehlt überhaupt an einer weisen Ökonomie in der Behandlung des Stoffs, und auf die Form wird so viel Fleiß gewendet, als ob sie die Hauptsache, die Begebenheit aber Nebensache sei. Das Resultat unserer Lecture ist sonach das Urtheil: wir erwarteten Besseres.

14. Der Tod des Phaëthon. Epische Dichtung von Eduard Groschvetter. Altenburg, Pierer. 1836. Gr. 8. 8 Gr.

Der Vorwurf, welchen wir dem eben besprochenen epischen Erzeugnisse machen mußten, trifft das gegenwärtige nicht. Die 92 Ottaven, die den Stoff verarbeiten und denen man es blos als etwas Unziemliches anrechnen könnte, daß sie den Jambus, statt fünffach, sechsfach in sich tragen, fliegen so rasch wie die Räder am Wagen des unbesonnenen Knaben, der vom strahlenden Vater das Kindische und Thörichte begehrte. Der bekannte Stoff ist aus Ovid's „Metamorphosen" entlehnt, und der Verf. hat wohl gethan, daß er bei der Verschiedenheit des Originalversmaßes sich frei in Ottaven bewegt hat. Ferner wollen wir nicht mit ihm rechten, daß er einen Mythos, und zwar Ovid's sinnvollsten, bearbeitete; denn so widerlich es sein mag, den ganzen antiquirten Olymp zur Erde zu ziehen und in mythischen Phrasen, wie vor funfzig und hundert Jahren, mit Luna, Hesperus, Venus und Minerva zu kokettiren, so darf doch das mythologische Gedicht nicht als ein dem kindischen Weltalter angehöriges Spiel vornehm angeschaut und gänzlich exilirt werden; und da der Verf. mit einer gewissen Beschränkung in seinen Erwartungen von der Bearbeitung seines „Phaethon" auftritt, so wollen wir ihm freundlich die Hand für seine Gabe drücken und ihn sogar gebeten haben, Ähnliches zu bearbeiten, jedoch dann lieber den fünffüßigen Jambus als Form zu wählen.

15. Das Zauberschwert (ein Gewebe von Harzsagen), Epos in 13 Gesängen, von Karl Sternberg. Braunschweig, J. H. Meyer. 1836. Gr. 12. 16 Gr.

Die Thaten Karl's des Großen und namentlich seine Unternehmungen gegen die heidnischen Sachsen sind der Rahmen, in welchen diese Harzsagen gefaßt sind, und der Verf. läßt auf diesem historischen Hintergrunde die Mythe als ein Schattenbild aus einer Laterna magica erscheinen. Bei dem Reichthume an Sagen unter dem Harzvolke wundern wir uns gar nicht, daß 13 Gesänge gebildet werden konnten. In diesen Sagen gibt es nun viele Varianten; der Zeitgeist spricht nicht selten ein Wort mit ein, und die Phantasie des Volks selbst schneidet oder setzt zu. Dem Dichter kommt es zu, den Stoff zu prüfen, zu sichten, zu wählen. Er muß Auge, Ohr und Herz haben für diese Art Volkspoesie, die in ihrer schlichten Einfalt das Überraschende hervorbringt. Er muß diese schlichte Einfalt in seinen Vortrag übergehen lassen und sich hüten, irgend etwas zu verkünsteln und zu verdrehen. Diesen Anforderungen entspricht der Verf. wenig, und selten lächeln ihm die Grazien. Er affectirt eine Naivetät, die sich schwerfällig und taumelnd bewegt, und seine Scherze sind lahm und schal. Über die ihm unbekannten Sagen will Ref. kein Urtheil fällen; aber die ihm bekannten haben Abweichungen und Varianten, wodurch grade das Poetische verwischt wird. Die Brockensage im ersten Gesange könnte viel poetischer behandelt sein, was von der Teufelsmauer auch im zweiten Gesange gilt, woran sich noch einige kleinere Sagen aus Goslars Chronik hängen. Der dritte Gesang dagegen führt uns in eine sächsische Fürstenversammlung, die nicht übel geschildert ist. Ein Barde erzählt im vierten Gesange die Ilsethalssage, die mit dem Märchen von Hans Hakelnberg, dem wilden Jäger, und auch mit dem treuen Eckart verschmolzen wird. Wir kennen eine Ilsethalssage, die viel poetischer, viel anregender ist als die hier erzählte, die aber mit Hakelnberg und Eckart in gar keiner Verbindung steht. Der sechste Gesang beschreibt unterhaltend eine Trauerfeierlichkeit, welche die heidnischen Sachsen um den Leichnam eines ihnen heiligen Rosses sammelt. Vom siebenten Gesange an reihen sich Begebenheit und Sage an einen Faden. Karl der Große trifft im Harzwalde einen Jäger, der ihm erzählt, er habe einst des Böhmenkönigs Gunibert Tochter geliebt; ihr Vater habe sie einem Riesen zugesagt; es sei mit ihr geflohen, habe bei Thale den gewaltigen Sprung gewagt, der dem verfolgenden Riesen nicht geglückt sei, habe mit seiner Gemahlin dann einsam an der Rosstrappe gelebt, und sie habe ihm eine Tochter Irmeida hinterlassen. Der Kaiser lernt Irmeida kennen, die im Selkethale den Sprung wagt, indem ein Riese sie verfolgt. Sie wird den Händen des Riesen durch einen ihr unbekannten Retter entrissen. Um jenen feindlichen Riesen zu erlegen, schlägt der Jäger dem Kaiser vor, den Zwerg Mothsognie um Rath zu fragen. Die ganze Erzählung von den Zwergen, die einige Gesänge einnimmt, ihre Lebensart, Sitte und Geschichte möchten wol das Beste im ganzen Buche sein. Namentlich wissen wir dem Verf. Dank für die Mittheilung des plattdeutschen Gedichts:

Klein Männchen, lauf nicht so geschwind,
Klein Männchen, schneller wie der Wind,
Klein Männchen, was haß du so höhnisch gelacht?
Klein Männchen, du haß mich aufgebracht u. s. w.

Die Sage von der Klus bei Goslar ist mit in die vom Zwergkönig Mothsognie verwebt. Mit Mothsognie's Hülfe wird der Riese erlegt; aber der Jäger kommt dabei um, und der Kaiser nimmt die verwaiste Irmeida mit in das Frankenlager. Es gelingt ihm, das Zauberschwert, welches einst Ilse besaß und im Besitz der Sachsen ist, diesen zu entreißen. Die Sachsen, in Verzweiflung über diesen Verlust, beschwören den Wodan zu ihrer Rettung. Die Eidesformel, deren sie sich dabei bedienen, hat der Verf. in dem rathhäuslichen Archive zu Goslar aufgefunden. Der zwölfte Gesang erzählt, wie die Sachsen Karl den Großen überfallen und ihn in die Enge treiben. Er besiegt sie aber nachher mit Hülfe des magischen Schwertes. Wittekind, von Liebe zu Irmeida bezwungen, ergibt sich ihm. Er verdammt ihn zum Tode. Auf Irmeida's Bitten wird er begnadigt und erhält mit Irmeida's Hand Sachsen als Lehen. Eingewebt ist hier die Zerstörung der Irmensäule. Der letzte Gesang zeigt uns Irmeida als Perlenjungfrau, in die Sachsenburg gebannt, wo sie an redliche Arme noch heute Geschenke vertheilt. Erst vom siebenten Gesange an kann das Werk ein Epos genannt werden; indessen ist der epische Ton verfehlt. Man höre die zwei ersten Strophen des dreizehnten Gesangs:

Indessen ist die Schlacht
Auf allen Seiten völlig ausgeschlagen;
In Unzahl sind Gefangene gemacht,
Und kaum kann jeder Mann die starke Beute tragen,
Der Kaiser aber denkt an sein Versprechen,
Die an dem ew'gen Gott verübte Schmach zu rächen.

Vergebens hatte er schon mehre Mal verziehn,
Will er sich drum nicht ganz compromittiren,
So muß er dieses Mal des Mitleids Stimme fliehn
Und an den Sachsen ein Exempel statuiren.
Sechstausend an der Zahl läßt er sie vor sich bringen,
Sie müssen über seine Rächerklinge springen.

Die letzte Strophe heißt:

Des Kaisers Cherub ist ins ew'ge Vaterhaus
Zurücke jetzt mit frohem Flug gedrungen.
Der Kaiser selber hat noch manchen Strauß
Als braver Christ mit seinem Schwert gerungen;
Zuletzt hat man auch ihn zu Achen beigesetzt.
Mein Liedlein ist zu End' — Ihr Freunde, klatschet jetzt!

Aber, lieber Himmel, wie kann man da klatschen?

16. Das Portrait. Episches Gedicht in fünf Gesängen. Von F. A. Müller. Wiesensteig, Schmid. 1836. 12. 12 Gr.

Ein unscheinbares Product in jeder Hinsicht. Man muß das Ohr erst an solche holperige Sechsfüßler gewöhnen wie auf S. 6:

Wie, wenn der Schicksalen Laune uns in düstere Tage
Drückenden Elends bringt, in denen ewiger Nachhall
Der gestöhnten Klag', des erpreßten leidenden(?) Seufzers
Unserer Brust als einzige Sprach' zum horchenden Ohr dringt —

ehe man sich durch fünf Gesänge hindurchwindet. Die Erfindung ist alltäglich, der Handlung wenig, und der Held bietet in seiner niedergeschlagenen Schafsnatur und seiner energielosen Haltung kein Interesse. Der Charakter des Epischen ist hier überdies so verwischt, daß wir anstehen, ob wir, trotz der gespenstischen Erscheinung der wunderbaren, höchst carikirten Schicksalsfrau, das schwächliche Werk ein Epos nennen können. Schwächlich, wie das Innere, ist die äußere Ausstattung. *) 79.

Lettres sur l'Islande. Par *Xavier Marmier*.

(Beschluß aus Nr. 116.)

Was also der Verf. während eines nicht ganz dreimonatlichen Aufenthalts in Island gesehen, gehört, erfahren und beobachtet hat, macht eigentlich den Hauptinhalt der zehn Briefe aus, welche sein Werk umfaßt. Die drei ersten, vielleicht die interessantesten und lehrreichsten, beschäftigen sich mit der Natur und den gegenwärtigen Zuständen der Insel; die übrigen, mehr literarischer Art, gehen auf ihre Geschichte und Mythologie, die Sagen der Vorzeit und die Poesie des lebenden Geschlechtes ein.

Reykiavik und seine nächsten Umgebungen werden in dem ersten Briefe beschrieben. Obgleich die Hauptstadt der Insel, ist es freilich nicht eben viel mehr als ein Fischerdorf, welchem die erst in neuerer Zeit angelegten Factoreien einiger dänischen Handelshäuser, die Wohnungen des Gouverneurs, des Bischofs und einiger andern Beamten sowie eine Bevölkerung von 700 Seelen allenfalls das Ansehen eines mäßigen Burgfleckens geben. Was sich in Island überhaupt von moderner Bildung vorfindet und erhält, hat hier seinen Mittelpunkt. Eine gute Schule, eine Bibliothek von 8000 Bänden und die Nähe der Hochschule zu Bessastedt sind die Anhaltepunkte der literarischen Cultur, welche der Trieb des Wissens auch hier nie ganz ersterben ließ. Es ist selbst noch gar nicht sehr lange her, daß zu Reykiavik die neuen politischen Ideen unserer Zeit mit zum Vorwande der Wiederherstellung der alten Freiheit der ersten Ansiedler gemacht wurden. Die in diesem Sinne 1809 versuchte, aber sogleich mislungene und deshalb wenig bekannte Revolution, wodurch sich ein Hr. Phelps zum Protector von Island erheben wollte, wird hier mit allen ihren Nebenumständen erzählt. Gegenwärtig scheint man sich dort wenig um die politischen Ideen und Bewegungen zu kümmern, welche das ganze südlichere Europa in beständiger Gährung erhalten. Die Schilderungen, welche uns der Verf. von seinen Besuchen bei dem Gouverneur, dem Bischofe, in den Häusern der Kaufleute und der Hütte des Fischers, dem Bör, macht, geben uns im Gegentheil sämmtlich das Bild häuslicher Zufriedenheit und Ruhe, welche, mit den kärglichen Erzeugnissen des Landes und den wenigen durch Austausch gewonnenen Producten südlicher Länder sich selbst genügend, doch noch die urväterliche Tugend der Gastfreundschaft mit edler Einfachheit übt.

Der Tauschhandel zu Reykiavik, welcher fast ausschließlich durch dänische Kaufleute besorgt wird, ist keineswegs unbedeutend und bringt zur Zeit der großen Messe im Monat Juni selbst einiges Leben an diese unwirthlichen Gestade. Leider hat nur die freudige Regsamkeit, welche dann durchs Land geht, auch ihre Schattenseiten. Der Isländer liebt, wie die Völker des Nordens überhaupt, geistige Getränke; er sieht mit Sehnsucht der köstlichen Zeit entgegen, wo ihm der Däne für seine getrockneten Fische den begeisternden Branntwein reicht; und wenn dann der Handel zu beiderseitiger Zufriedenheit abgeschlossen ist, vergißt er freilich etwas zu leicht die Sorgen der Vergangenheit und der Zukunft bei dem Überflusse einer nur zu schnell vorübergehenden Gegenwart. Denn nicht selten kehrt der isländische Fischer aus dem Handelsgewühl von Reykiavik ohne den geringsten Ertrag seines Fleißes und seiner Mühen in den entlegenen Bör zurück, um mit einem Leben voll Sorgen und Entbehrung wieder einige Tage des Wohllebens im kommenden Jahre zu erkaufen. Im Allgemeinen stimmt der Charakter des Isländers mit der unerfreulichen Natur, die ihn umgibt, ziemlich überein. Er ist ernst und schweigsam wie sein eisiges Hochland und wie die von Lava bedeckten Haiden, auf denen kein Halm grünt und keine Blume den Reich entfaltet. Das Einzige, wodurch eben diese trostlos scheinende Natur sich auszeichnet und einen gewissen Reiz erhält, ist das Großartige ihres Charakters, was den Menschen zum Nachdenken bringt. Das Meer und die Eisgebirge reichen allein hin, die Seele mit den Gefühlen von Majestät und Bewunderung zu erfüllen, welche der Isländer vielleicht in keinem andern Lande wiederfinden würde, die ihn vielleicht so sehr an sein undankbares Heimatsland fesseln; denn Vaterlandsliebe ist eine der hervorstechendsten Eigenschaften des eingeborenen Isländers.

Zu einer nähern Schilderung der wunderbaren, bizarren Natur Islands gab dem Verf. ein Besuch des Geysers und des Hekla reichen Stoff. Hiervon handelt der zweite Brief. Die Art und die Beschwerden des Reisens auf der nur selten von Fremden bereisten Insel, die Eindrücke der merkwürdigsten Naturerscheinungen, wodurch sich hier am Ende die Ausdauer belohnt, und die Rückerinnerungen an eine so reiche poetische Welt, welche jeder Schritt hervorruft, haben Hrn. Marmier die Elemente zu einem ungemein anziehenden Gemälde gegeben. Neben der Beschreibung des Thingvalla (eigentlich Thingvalle), des Versammlungsortes der isländischen Tagsatzung (Althing) zur Zeit der Unabhängigkeit, wo sich jetzt nichts als die ärmliche Wohnung eines Priesters findet, erhalten wir hier die Schilderung der großartigen Natur, welche die Quellen des Geysers und die terrassenförmig aufsteigenden Höhen des Heklas umgibt. Der Weg von den erstern zu den letztern führte den Verf. auch nach Skalholt, den traurigen Resten der ehemaligen Hauptstadt der Insel zur schönsten Zeit der Helden und Gesänge. Er erinnert mit einigen Zügen an ihre frühere Größe und gibt dann ein Bild von ihrem gegenwärtigen Verfalle. Das letztere ist ziemlich schnell entworfen. Eine einzige Hütte, von drei Familien bewohnt, eine kleine Kirche und ein großer Gottesacker, der auf eine ehemals bedeutende Bevölkerung in dieser Gegend schließen läßt, ist Alles, was von Skalholt übrig ist. Der Besteigung des Heklas, die grade nicht zu den alltäglichsten Dingen gehört, hätte sich wol etwas mehr wissenschaftliches Interesse geben lassen. Aber Hr. Marmier versteht das nicht; es fehlt ihm dazu — und wir bemerken dies hier als

*) Den zweiten Artikel lassen wir im Juni folgen. D. Red.

eine mangelhafte Seite seiner Darstellungen im Allgemeinen — die tiefere Auffassungsgabe, der richtige Takt, die Sicherheit, welche eine höhere wissenschaftliche Durchbildung gibt. Er hebt überall zu sehr die blos pittoreske Seite heraus und wird eben deshalb etwas einförmig und alltäglich, wo er doch die schönste Gelegenheit hatte, Neues und Werthvolles zu sagen.

Der dritte Brief ist dem Zustande des öffentlichen Unterrichts und der literarischen Bildung von Island gewidmet und bildet somit den Übergang zu dem zweiten Haupttheile des Werkes. Merkwürdig, aber aus der Abgeschlossenheit und dem vereinzelten Leben der Isländer leicht erklärlich, ist die unter ihnen herrschende Liebe zur Belehrung durch Schriften. Die Bibel und einige Sagabücher sind das Erbtheil jeder, auch der ärmsten Familie, und mit ihnen vererbt sich auch gleichsam das Lesen und Schreiben, welches jeder Bauer nicht durch Schulen, sondern in seiner Familie, von seinen Ältern lernt. Die langen Winternächte werden zum guten Theile hiermit ausgefüllt. Eine Buchdruckerei, ursprünglich und zwar schon seit dem J. 1530 zu Hoolum, dann zu Skalholt, existirt jetzt zu Videe. Sie gehört der Regierung und ist für 200 Thaler verpachtet. Sie druckt Gebetbücher, Elementarwerke und einige Sagensammlungen, beschäftigt aber in der Regel nur drei bis vier Arbeiter. Die Bibliothek zu Reykiavik, erst 1821 durch Prof. Rafn in Kopenhagen gegründet, ist Gemeingut der ganzen Insel und steht auch zu allgemeinem Gebrauche offen; die Bücher werden in die entferntesten Gegenden der Insel ausgeliehen. Seit 1816 besteht auch eine wissenschaftliche Gesellschaft, welche sich, in Verbindung mit einer ähnlichen in Kopenhagen die Aufgabe gestellt hat, Sinn und Geschmack für Literatur in Island möglichst zu verbreiten. Unter ihrer Leitung erscheint ein monatliches Journal, dessen Hauptzweck Belehrung und Bildung des Volkes ist. Neben ihm hat sich, unter dem Namen „Fiolnir" in den letzten Jahren eine andere Zeitschrift aufgethan, welche, von jungen Leuten redigirt, etwas von dem vagen neufranzösischen Geiste angenommen hat, welcher aber dem ernsten Isländer nicht eben zuzusagen scheint. Die Hochschule von Island, früher in Reykiavik, befindet sich gegenwärtig in Bessastedt. Sie zählt jedoch nur 40 Zöglinge, welche auf Kosten der Regierung gut unterrichtet, aber äußerlich schlecht gehalten werden. Unter den Lehrern befinden sich einige sehr ausgezeichnete, gelehrte Männer. Die meisten Zöglinge besuchen noch einige Zeit die Universität zu Kopenhagen, wo sie gewisse Privilegien genießen.

Im vierten Briefe geht der Verf., wie gesagt, zu dem eigentlich literarischen Theile seines Werks über, in welchem er nacheinander von der Entdeckung Islands, von den Skalden, von der Mythologie, von beiden Eddas, den Sagas und endlich von der Sprache und Literatur im Allgemeinen spricht. Im Besondern hierauf einzugehen und aus dem Gegebenen weitere Mittheilungen zu machen, halten wir um so mehr für überflüssig, weil wir hier am wenigsten Eigenthümliches gefunden haben. Das Hauptverdienst Marmier's besteht in diesen Abschnitten in einer fleißigen Zusammenstellung bereits bekannter Dinge aus den am Schlusse der Einleitung aufgezählten Werken, welche, namentlich in Deutschland, ziemlich verbreitet sind. Für Frankreich, wo diese Studien noch ganz neu sind, bleibt Hrn. Marmier's Arbeit nichtsdestoweniger höchst verdienstlich, und wir möchten wol wünschen, daß die leichte Art der Darstellung, welche dem Verf. eigenthümlich ist, etwas dazu beitrüge, dem Publicum einigen Geschmack dafür abzugewinnen. Jedenfalls würde dann dies für den Verf. selbst eine Aufforderung mehr sein, seinen bisher mehr encyklopädischen und compilatorischen Studien über die nordische Vorzeit jene Tiefe zu geben, ohne welche Selbständigkeit der Auffassung und des Urtheils sowie ein wirkliches Eindringen in den Geist und das Wesen der Dinge nicht gut möglich ist. Vielleicht bleibt in dieser Beziehung seine Reise nach Dänemark auch für die Wissenschaft nicht ohne wesentlichen Gewinn. 5.

Notizen.

Eine ungedruckte Scene in Göthe's „Faust".

Falk theilt als Probe des Göthe'schen Humors nachstehende, in dem gedruckten „Faust" unterdrückte Scene mit. *)

„Es wird dem Faust, weil er die ganze Welt kennen lernen will, vom Mephistopheles unter Anderm auch der Antrag gemacht, beim Kaiser um eine Audienz nachzusuchen. Es ist grade Krönungszeit. Faust und Mephistopheles kommen glücklich nach Frankfurt. Nun sollen sie gemeldet werden. Faust will nicht daran, weil er nicht weiß, was er dem Kaiser sagen oder wovon er sich mit ihm unterhalten soll. Mephistopheles aber heißt ihn gutes Muths sein, er wolle ihm schon zu gehöriger Zeit an die Hand gehen, ihn, wo die Unterhaltung stocke, unterstützen, und im Falle es gar nicht fort wolle, mit dem Gespräche zugleich auch seine Person übernehmen, sodaß der Kaiser gar nicht inne zu werden brauche, mit wem er eigentlich gesprochen oder nicht gesprochen habe. So läßt sich denn Faust zuletzt den Vorschlag gefallen. Beide gehen ins Audienzzimmer und werden auch wirklich vorgelassen. Faust seinerseits, um sich dieser Gnade werth zu machen, nimmt Alles, was irgend von Geist und Kenntniß in seinem Kopfe ist, zusammen und spricht von den erhabensten Gegenständen. Sein Feuer indessen wärmt nur ihn; den Kaiser selbst läßt es kalt. Er gähnt einmal über das Andere und steht sogar auf dem Punkte, die ganze Unterhaltung abzubrechen. Dies wird Mephistopheles noch zur rechten Zeit gewahr und kommt dem armen Faust versprechenermaßen zu Hülfe. Er nimmt zu dem Ende dessen Gestalt an, und steht mit Mantel, Koller und Kragen, den Degen an seiner Seite, leibhaftig wie Faust vor dem Kaiser da. Nun setzt er das Gespräch genau da fort, wo Faust geendigt hatte; nur mit einem ganz andern und weit glänzendern Erfolge. Er raisonnirt nämlich, schwadronirt und rabotirt so links und rechts, so kreuz und quer, so in die Welt hinein und aus der Welt heraus, daß der Kaiser vor Erstaunen ganz außer sich geräth und die umstehenden Herren von seinem Hofe versichert, das sei ein grundgelehrter Mann, dem möchte er wol tage- und wochenlang zuhören, ohne jemals müde zu werden. Anfangs sei es ihm freilich nicht recht von statten gegangen, aber nach diesem, und wie er gehörig in Fluß gekommen, da lasse sich kaum etwas Prächtigeres denken als die Art, wie er Alles so kurz und doch zugleich so zierlich und gründlich vortrage. Er als Kaiser müsse bekennen, einen solchen Schatz von Gedanken, Menschenkenntniß und tiefen Erfahrungen nie in einer Person, selbst nicht bei den weisesten von seinen Räthen, vereinigt gefunden zu haben."

„Ob der Kaiser mit diesem Lobe zugleich den Vorschlag verbindet, daß Faust-Mephistopheles in seine Dienste treten oder die Stelle eines dirigirenden Ministers annehmen soll, ist mir unbekannt. Wahrscheinlich aber hat Faust einen solchen Antrag aus guten Gründen abgelehnt."

Man muß sich billig wundern, daß noch kein Leser der Falk'schen Schrift auf diese Stelle aufmerksam geworden ist. Schade, daß Falk sich nicht näher darüber erklärt, ob ihm Göthe diese höchst ergötzliche, vom keckesten Humor eingegebene Scene wirklich vorgelesen oder nur erzählt habe. Wenn sie wirklich ausgearbeitet ist und sich unter Göthe's Nachlaß vorfindet, worüber Hr. Dr. Eckermann die beste Auskunft wird geben können, so ist ihre Bekanntmachung durch den Druck und die Angabe des Orts, wo sie einzuschalten ist, sehr zu wünschen.

„Der Mann von vierzig Jahren."

Dieses Drama wird von A. W. Schlegel Kotzebue, von Wolfgang Menzel aber („Deutsche Literatur", III, 327 und 358) Göthe zugeschrieben. Welcher von Beiden ist der Verf.? 130.

*) S. Falk, „Göthe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt", S. 84—87.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 118. —— 28. April 1837.

Reiſebriefe aus Belgien. Mit einigen Studien zur Politik, Geſchichte und Kunſt. Von Joh. Wilh. Loebell. Berlin, Duncker und Humblot. 1837. 8. 2 Thlr.

Von einem gründlichen Gelehrten, der ſich einmal entſchließt, vielleicht nach jahrelangen Vorbereitungen und Erwägen des Ja und Nein ſeine Studirſtube zu verlaſſen, ſeine Bibliothek zuzuſchließen und ſich in den Reiſewagen zu ſetzen, um Menſchen und Völker — kennen zu lernen? — nein! ſie in Augenſchein zu nehmen — von dem können wir nicht erwarten, was wir gewöhnlich von heutigen Reiſenden erwarten, ſobald ſie ſich gemüßigt finden, ihre Erfahrungen und Beobachtungen zu Papier zu bringen. Doch wozu dieſe Umſchreibung? Das Wort: Reiſebilder, hat klingenden Curs, es wird von Jedem verſtanden. Von einem ſolchen Gelehrten dürfen wir keine Reiſebilder fodern. Der Curs der Reiſebilder iſt wieder geſunken. Sehr natürlich, da man überall Falſchmünzereien aufgeſchlagen hat, und ſelbſt die erſte Ausgabe der Münze, ſo glänzend das Gepräge war, in manchen Stücken doch außerordentlich dünn und von geringem Gehalte war. Deſſenungeachtet muß man um deshalb nicht das Kind mit dem Bade verſchütten; die Reiſebilder, eine Geburt aus deutſchem Geiſte, war unbedenklich ein Fortſchritt, wenn man ſie gegen die bändereichen deutſchen Reiſebeſchreibungen unſerer Großväter, der Nicolai, Bieſter, Zöllner u. ſ. w. hält. Nicht einmal der Gegenſatz von gründlichen Werken eines ſauern Fleißes und leichten Producten eines ſchimmernden Witzes hält hier Stich. Denn wenn man das Facit jener ältern Reiſebeſchreibungen zieht, wie gering iſt der eigentliche Ertrag, und mit welcher unendlichen, unerſprießlichen und unerquicklichen Mühſeligkeit kleben dieſe ältern an Staub und Schutt und an Geringfügigkeiten, über die unſere Reiſebildmaler vermöge ihres elaſtiſchen Schwunges von ſelbſt hinweggeſchnellt werden. Rühme man auch ja nicht im Ganzen ihre genauere Beobachtung, denn was half ihnen der ungeheuere Apparat, den ſie mitbrachten, da ihre Augen in der Regel vom Staube ihrer eignen Studirſtuben umflort waren, wenn ſie nicht gar, wie wol Etliche, mit wirklichen grünen Florkappen reiſten, um ſich nicht die Augen durch den wirklichen materiellen Staub der fremden Länder zu verderben.

Ref. ſchwört nicht zu den Propheten, die noch von einem jungen Deutſchland träumen, das uns das alte nicht allein erſetzen, ſondern auch vergeſſen machen ſoll; aber, was das Reiſen anbetrifft, ſo erklärt er ſich unbedenklich dahin, daß erſt das jüngere Geſchlecht es verſtanden hat, mit Genuß und Früchten für ſich und Andere zu reiſen. Ich leugne nicht die Leichtfertigkeit in ihren Werken; aber ich ſage, ſie gehört hier hin. Sie und nicht eine auf Lebensſtudien baſirte Gründlichkeit ſei die Mitgabe, wenn man mit friſchen Sinnen Länder ſehen will, welche die Civiliſation für Jeden offen darlegt. Wer ehedem Griechenland, wer Ägypten und den Orient forſchend durchreiſen wollte, der freilich that beſſer, wenn er vorher ſtudirte und mehr als der Fürſt Pückler, ſobald er ein Reſultat zurückbringen wollte. Denn es iſt etwas Anderes, Länder zu durchforſchen, deren Bewohner ſelbſt weder den Willen noch die Mittel dazu haben, als ſolche, wo jeder gelehrte Einheimiſche ohne beſondere Vorſtudien von der Eigenthümlichkeit ſeines Landes mehr weiß, als wir uns durch alle Vorarbeiten verſchaffen mögen. Ganz ungerechtfertigt iſt die Rüge, welche ſich ſo oft gegen ſogenannte unbefugte Reiſende in den Orten ſelbſt, über die ſie ſchrieben, laut macht, daß jene zu kurze Zeit daſelbſt geweſen, um ein Recht zum Urtheilen errungen zu haben. Ja, wenn ſie ſich anmaßen wollen, damit einen Richterſpruch in letzter Inſtanz zu fällen. Wer imputirt indeſſen eine ſolche thörichte Anmaßung einem Reiſebeſchreiber? Wenn wir reiſen und unſere Reiſe beſchreiben, was thun wir anders, als daß wir unſere ſubjectiven Eindrücke in Worte faſſen? Je mehr ſolche ſubjective Eindrücke, je friſcher, je verſchiedenartiger ſie gegeben werden, um ſo zufriedener ſollten die Beſprochenen ſein; denn erſt aus der Zuſammenſtellung dieſer mannichfachen Anſichten wird der unbefangene Fremde an Urtheil zu fällen im Stande ſein. Ja, ich bin der Meinung, daß Derjenige zu dem großen Scrutinium am vollwichtigſten beiträgt, der mit den geringſten Vorbereitungen, aber ungetrübtem Auge, ein ihm unbekanntes Land betritt und darüber ſeine Anſichten ausſpricht. Rüge man an unſerer Reiſebilderliteratur, was man will — und ihre Sünden liegen zu Tage —, aber ihr Charakteriſticum iſt die friſche ſinnliche Auffaſſung. Nicht dadurch, daß man am Schreibtiſche aus ſtatiſtiſchen Tabellen Zahlenreſultate zu-

sammenrechnet, nicht dadurch, daß man nur aus den Geschichtsbüchern ein Summarium der Ideen, die in einem Lande geherrscht, vorführt, lernen wir seine Physiognomie kennen. Nur ein schlagendes Beispiel: was haben wir in Deutschland von Spanien bis vor Kurzem gewußt? Es war uns nach allen gründlichen Reiseberichten der Ältern ein mythisches Land geblieben, weil uns der Einzige, der uns wahrhafte Lebensbilder, sinnlich aufgefaßt, gab, Cervantes, für einen Romanenschreiber, und noch dazu einen satirischen, galt. Den geistvollen Lebensbildern eines Huber, Washington Irving, jüngst Auffenberg's und einiger Franzosen, die nichts weniger als mit Gelehrsamkeit und historischer Achtung für das alte Spanien nur Das niederschrieben, was sie mit frischem Sinne auffaßten, verdanken wir jetzt eine so vollständige Anschauung, als man sie nur von einem dermaßen zerrissenen Lande erhalten kann. So kennen wir jetzt, ohne uns aus der Stube zu rücken, mehr oder minder ein jedes europäische Land, und grade das viele Falsche, was dieser oder jener Reisebeschreiber einmischte, führt uns nur zur Erkennung des Wahren. Die Reisebilder haben es gemacht. Unsere Großväter konnten aus ihren bändereichen Reisebeschreibungen selten eine richtige Anschauung der fremden Länder gewinnen, wie denn dieser Mangel in Kunst und Poesie sich vielfach gerächt hat.

Die gründlichste Geschichte, die vortrefflichste Statistik, die genügendste Entwickelung des Geistes, der in einem Lande herrscht, wird uns vielleicht nur Der liefern, der darin geboren, erzogen, den alle Fühlfäden des physischen und psychischen Lebens berühren; aber ob grade dieser ein anschauliches Bild uns entwerfen kann? Was ihm allzu bekannt ist, zu alltäglich, das übersieht er, oder hält es nicht der Mühe werth, es auszudrücken. Das aber ist grade der Vorzug des Fremden, der mit scharfen Sinnen wahrnimmt, daß ihm dies Charakteristische auf den ersten Blick aufgeht, und oft verdanken wir den Reisenden, welche nur einen Tag an einem Orte gewesen, eine Anschauung, die durch kein Studium errungen wird.

Belgien, eine jüngste Schöpfung der Zeit, aber auf uralten, fast vergessenen Fundamenten ruhend, ist, wie es ist, eines der Länder, die wir aus Reisebildern noch nicht kennen. Mit gespannten Erwartungen ging Ref. daher an das Werk eines ausgezeichneten Gelehrten, der es uns schildern will. Aber in Dem, was er erwartete, fand er sich getäuscht. Der Verf. hat sich in den Reisewagen gesetzt — um wieder auf den Eingang zurückzukommen —, nicht um das Land kennen zu lernen, sondern um, was er schon kannte, in Augenschein zu nehmen. Mit einer großen Bagage gelehrter Apparate und einer tiefsinnigen Reflexion durchzieht er Brabant und Flandern, um als gründlicher Gelehrter darüber Beobachtungen anzustellen, er theilt sie uns vollwichtig und in gedrungener Kraft mit; aber wenn wir das Resultat Dessen, was er gesehen und gehört hat, mit bestem Willen zusammenfassen, so entsteht doch noch kein Bild, was uns auch nur einigermaßen den gegenwärtigen Zustand vor Augen führte. Loebell verschmähte es, Reisebilder zu skizziren, welche unsere Sinne kitzeln. Er will der Mode nicht fröhnen, es ist ihm unter der Würde eines Gelehrten. Dagegen ist nichts zu sagen; die Aufgaben im Leben sind verschieden. Aber schließt dieser Widerwille gegen das frivol Blendende und nervös Spannende die Aufgabe aus: mit Hülfe der Sinne uns ein sinnlich-deutliches Gemälde vorzuführen? Er, der für Kunst und Schönheit glüht und mit edelm Eifer gegen die Verirrungen der Zeit eifert, hätte er nicht, abstrahirend von allen den kleinlichen Mitteln, an einem großartigen, anschaulichen Bilde des neuentstandenen Landes sich versuchen mögen? Lieferte ihm nicht auch der kurze Aufenthalt, mit dem er sich auf jeder dritten Seite entschuldigt, daß er die Sache nicht erschöpfen könne, doch Anschauungen genug dafür? Aber mit Ängstlichkeit berührt er kaum solche Züge, die wir Andern für charakteristisch halten, immer besorgt, sich in der Materie zu verlieren und etwas fallen lassen zu müssen von dem geistigen Vorrathe, den er mitbringt.

Er kann antworten: ich wollte das nicht. Dazu sind kleinere Geister berufen. Aber weshalb drehte er denn den Titel seines Werkes nicht um und schrieb: „Studien zur Politik, Geschichte und Kunst, bei Gelegenheit einer Reise durch Belgien." Sieben Achtel seines geistreichen Buches hätte er ruhig in Bonn an seinem Schreibtische niederschreiben mögen, ohne von Belgien mehr als die Karte und einige Werke über seine Geschichte und Kunstschätze vor sich zu haben. Es wäre, wo er den systematischen Zusammenhang beibehalten können, ein geistreiches Werk über die alten flandrischen Malerschulen, die altdeutsche Architektur in den Niederlanden, über den germanischen Charakter, der sich trotz der Französirung in Brabant und Flandern erhalten, und über diese und jene historisch-politischen Ansichten, denen er mit wehmüthigem Ernste anhängt, geworden. Alles das steht nun zerrissen da zwischen Beobachtungen der Wirklichkeit, die, dagegen gehalten, unbedeutend sind und noch unsicherer werden durch die Ängstlichkeit, mit welcher er sie zu Tage bringt. Weshalb denn die altmodische, aber mit großer Peinlichkeit durch das ganze Buch durchgeführte Fiction, als habe er alle diese tiefsinnigen Abhandlungen jeden Abend im Wirthshause, ermüdet vom Sehen, oder erschreckt durch das Posthorn, das ihn wieder abruft, niedergeschrieben. Weshalb die Entschuldigungen an den fingirten oder wirklichen Freund, daß er plötzlich abbrechen müsse, weil Dies und Jenes ihn stört? Das sind alte Formeln und Kunstgriffe, die man sich vielleicht wieder in einem der modernen Werke, die er verschmäht, gefallen ließe, die aber zu dem Geiste, in welchem seines geschrieben, nicht passen und um so peinlicher auffallen, als jeder Leser die Fiction gewahr wird und erkennt, mit welcher ungemeinen Sorgsamkeit jeder Brief ausgearbeitet ist. Wozu nun diese Fiction?

Keine Charakteristik der Personen, welche die Revolution gemacht haben und darin untergegangen sind oder sie überdauert haben; kein Bild von den bedeutenden oder nicht bedeutenden Persönlichkeiten, die jetzt obenauf im Strome schwimmen; keine Anschauungen des Volkslebens,

kaum ein einziges leichtes Bild eines brüsseler Estaminets und des Gedränges im französischen Theater. Überall, wo man hofft, es werde sich ein Bild, das wir mit Augen sehen können, gestalten, fällt der dichte Wolkenvorhang einer gewichtigen Reflexion darüber und die wenigen Züge sind wieder verwischt. Auch die landschaftlichen und architektonischen Schilderungen werden nur mit den wenigsten Worten gegeben, damit der Verf. ja nicht selbst abirre von seinem Vorsatz, nur dem Gedanken treu zu dienen.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Der Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringerlandes, von Ludwig Bechstein. Zweiter Theil. — A. u. d. T.: Die Sagen aus Thüringens Frühzeit, von Ohrdruf und dem Inselberge. Hildburghausen, Kesselring. 1836. 8. 1 Thlr.

Das Buch gewinnt an Interesse in seiner Fortsetzung, es eifert glücklich großen Vorbildern, den Gebrüdern Grimm, nach, indem es in kurzen Sätzen bald geschichtliche Thatsachen, bald Spuk- und Sagenhaftes bündig, und ohne unnütze Erläuterungen vorlegt. Laut der Vorrede sollen die Vergleichungen gewisser örtlichen Sagen, wie die der goldsuchenden Venetianer, der weißen Jungfrauen, die auf Erlösung harren, u. a., mit den sich anderswo wiederholenden nachgeliefert werden, mit welchem Versprechen eine merkliche Lücke in dem Werke im Voraus ergänzt und so dem Beurtheiler jede Rüge erspart wird. Höchstens kann er wünschen, daß über den Ursprung der Ruhl ausgiebiger gehandelt und gesagt wird, wie sehr die Einwohner des Orts an Gestalt, Wesen, an Sitte und selbst durch den fast ganz außer Brauch gekommenen eigenthümlichen Tanz von ihren Nachbarn abweichen, und die Meinung rechtfertigen, die sie von Ahnen, aus fremden fernen Gegenden eingewandert, abstammen läßt.

2. Abendstunden. Erzählungen und Novellen von Franz Xav. Told. Vier Bände. Wien, Tendler. 1836. Gr. 12. Preis für sechs Bände 3 Thlr.

Nicht eigentlich einschläfernd, aber beruhigend, vortrefflich vorbereitend für den Schlaf und also dem Titel aufs beste Genüge leistend. Die meisten Erzählungen sind dem Inhalte nach kleine Liebesränke, mit Eifersüchteleien, gefoppten Liebhabern und Ehemännern, die auf ihre Treue allzu sehr pochten, mit Ballabenteuern und dergl., wie etwa Kotzebue den Stoff in seinen Lustspielen, witziger, aber auch lüsterner, mit einer viel lazern Moral verarbeitete. Fleißige Theaterbesucher dürften dann wol auch außer der Novelle: „Von Sieben die Häßlichste", andere auf der Bühne gesehen haben. Die benannte nimmt sich dort besser aus, die rasche Handlung erlaubt nicht, über die Unwahrscheinlichkeiten nachzudenken, die beim bedächtigern Lesen, welches die Sinne und den Sinn nicht befängt, deutlich hervorspringen. Die besten Erzählungen, die unterhaltendsten und natürlichsten sind „999", und „Plutarch auf der Wachstube am Pulverthurme". Letztere ist freier von Manier, sie streut nicht wie die übrigen Honig auf Zuckerwerk. Übergeschmückt mit Ausrufungen und Metaphern, die sogar an Gemeinplätze streifen, ist unter andern der treue Löwe, der, um einen treulosen Diener zerreißen zu können, in Anatolien heimisch gemacht wird. „Das jüngste Gericht" wäre schon gut, wenn nur Johann van Eyck nicht als achtzigjähriger Greis benannt wäre, welche Jahre für den Bruder eines Mädchens, die wir als höchstens vierundzwanzigjährig uns zu denken haben, schier unglaublich sind. Die Criminalanekdote der Kindesmörderin müßte ums Drittel einkriechen, um nicht zu langweilen. Ganz verfehlt sind „Die Wallensteiner vor Pfützenbach", geschraubte triviale Spaßhaftigkeit und eine Dummheit und Unwissenheit des kleinstädtischen Publicums, die völlig verklungene Sagen der Vorzeit sind.

3. Kain, oder Wenzl und Boleslav, Prinzen von Böhmen. Eine historische Erzählung von J. Satori. Leipzig, Engelmann. 1836. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Das Schlimme bei der Erzählung ist, daß sie die Verfasserin zu einem Buche ausdehnen wollte und nicht hinlängliche Einbildungskraft oder glückliche Stimmung genug besaß, um zu der ursprünglichen Legende des frommen Böhmenkönigs und seiner gleich ihm gemordeten Großmutter Ludmilla etwas zu dichten, das der bedeutsamen Sage am Werth gleich käme. Die Erzählung, einfach vorgetragen, wäre besser gewesen als die magern ihr beigegebenen Erfindungen, die weder die Charaktere der Hauptpersonen deutlicher entwickeln, noch einen genügenden Abriß der Sitten, der Gesinnung jener Zeit der Handlung geben.

4. Leben des Königs Mathias Corvinus von Ungarn, in historisch-romantischen Erzählungen, von Wilhelmine von Gersdorf. Zwei Theile. Leipzig, Engelmann. 1836. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Besser ist es einer andern Schriftstellerin gelungen, Wahrheit und Dichtung zu verbinden. Auch sie läßt, was die Portraitirung der Zeit und im niedern Grade die der Personen betrifft, Vieles zu wünschen übrig, aber ihre Erfindung ist gut zu nennen, und sie versteht es, für Mathias zu interessiren, den sie nicht als einen Helden ohne Tadel, wenn auch ohne Furcht, und mit den versöhnendsten Eigenschaften darstellt, den die Unbilden, die er erfuhr, nicht zum rücksichtslosen, engherzigen Tyrannen umsetzten.

Als solcher, obgleich in den Hintergrund geschoben, tritt er auf in:

5. Nikolaus, Herzog zu Oppeln. Erzählung von Karl Keller. Zwei Bändchen. Bunzlau, Appun. 1835. 12. 22 Gr.

Bereits ein Sterbender, beabsichtigt er die Demüthigung der Herzöge von Schlesien, die durch ein unkluges, zerfahrenes Betragen harten Druck verdienen, der Herzog von Oppeln sogar nöthig hat. Im Leben taugte der Trunkenbold und herzlose Wüstling wenig, aber im Sterben auf dem Schafott erhält er die verlorene Würde und Anmuth wieder und rechtfertigt dadurch den Geschmack der schönen Fürstinnen, deren Liebesblick unter der Schlacke das edle Metall schauten, was bisher außer ihnen einem Jeden in Nikolaus verborgen blieb.

Die Verf. von Nr. 3 gibt sich die undankbare Mühe, einen Opernstoff zu einer Erzählung umzumodeln, ohne zu bedenken, daß man die Nachsicht, die man dem Libretto erweist, auf eine geschichtliche Novelle, die der Glaubwürdigkeit, der Wahrscheinlichkeit nicht entrathen kann, nicht ausdehnt. Der dritte Band ihres Novellenkranzes:

6. Elisabeth, Gräfin von Swedenbreck. Eine Erzählung aus der schwedischen Geschichte von J. Satori. Leipzig, Rein. 1836. 8. 1 Thlr. 3 Gr.

ist der alldekannte „Maskenball", mit dem einzigen Unterschiede, daß, der Decenz zu Gefallen, die geliebte und liebende Gräfin nicht die Gattin, sondern nur die Verlobte Ankarström's ist, und daß sie, statt ihre Tugendkämpfe durch Coloraturen auszudrücken, es hier mit einer Flut empfindsamer Floskeln thut.

Die kleine Bücherschau geht im Kreise, das Ende schließt sich dem Anfange an:

7. Romantisch-historische Skizzen aus Östreichs Vorwelt. Von Emil **. Wien, Beck. 1837. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

behandelt fast dieselben Gegenstände wie Nr. 1, freilich auf einem größern Raume von gewichtiger, welthistorischer Bedeutsamkeit als dort, in engen Bezirken des Thüringerwald-Gebirges. Das Geschichtliche geht voran, kurz und bündig, vielleicht zu sehr von dem Sagenhaften, dem dichterisch Phantastischen entkleidet. Es scheint, als habe der Verf. den Ernst der Geschichte wesentlich erachtet; daß er auch den Scherz, das traulich Gesprächige, das fröhlich belebende Element der Erzählung ver-

steht, beweisen die mitunter recht drolligen und naiven Nachweisungen zu Entstehung der Benennung von Hausschildern und Örtlichkeiten, wie der Schneiderherberge am Ofenloche, der Stoß im Himmel u. a. m. 29.

Literarische Notizen aus Schweden.

Im letztvergangenen Frühlingstrimester 1836 stieg die Anzahl der Studirenden auf der Universität Upsala auf 1325, von denen 888 gegenwärtig und 435 abwesend waren. Von diesen waren 133 Adelige, 329 Prediger-, 251 Bürger- und 170 Bauernsöhne, 220 Söhne von Civilbeamten, 56 von Militair- und 164 von andern Standespersonen. Unter 15 Jahren waren 2; zwischen 15 und 20 216; 20—25=708; 25—30=295; 30—35=76; 35—40; über 40 Jahre 4. Theologie studirten 285, Jurisprudenz 300, Medicin 130, Philosophie 371, ohne nähere Bezeichnung 237. Eingeschrieben wurden während des Trimesters 102, und von diesen 79 examinirt. Stipendiarien waren 208, darunter 34 königliche, 11 der medicinischen und theologischen Facultät und 163 Privaten. Abgelegte Examina sind, in der theologischen Facultät: Licenciateramen 1, Candidateramina 4; in der medicinischen Facultät: Licenciateramina 8, Candidateramina 12; in der philosophischen Facultät: Candidateramina 65, medico-philosophische Examina 4, juridico-philosophische Examina 3. Überdies für Eingetretene in die Gerichte 24, in das königliche Bergcollegium 2, in die königliche Kanzlei 14, ins Kammer- und Finanzwesen 25. Disputationen sind herausgegeben und vertheidigt worden, unter Aufsicht der theologischen Facultät 1, der medicinischen Facultät 7, und der philosophischen Facultät 117.

Die dreiundsiebzigste Magisterpromotion der Universität zu Upsala wurde am 16. Juni 1836 gefeiert. Dabei wurden sechs Jubelmagistri und 90 Magistri promovirt. Die vom astronomischen Observator Gustav Svanberg aufgegebene Promotionsfrage war: „Num tam electro-magnetismus, quam magneto-electricitas nullum admodum praebeant dubitandi locum, quin electricitas et magnetismus phaenomena sint ab una eademque vi effecta." Prometer, Prof. E. G. Geijer, lieferte in seinem Programm eine kurze Übersicht der Geschichte der Magisterpromotionen in Upsala. Die erste wurde den 22. Jan. 1600 gehalten, da sieben Magistri und acht Baccalaurei creirt wurden. Die Insignien der Erstern waren Hut und Ring, die der Letztern ein Lorberkranz. Der Hut wurde hernach ausschließlich den drei höhern Facultäten zugeeignet, wenngleich zu verschiedenen Malen, zuletzt im J. 1812, von den Philosophen vergeblich verlangt. Die Promotion fand 1617 zum zweiten Male statt, seit der Zeit aber gewöhnlich alle drei Jahre. Von 1664—1705 pflegten die Promotionen in der Mitte des Monats December, nachher im Frühling gefeiert zu werden. Die Anzahl der Promovirten ist ungleich, aber immer in Zunahme gewesen.

Die königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu Upsala hat bei ihrer Zusammenkunft am 18. Oct. 1836 zum Ehrenmitglied gewählt: Reichsmarschall Grafen Magnus von Brahe. Zu ordentlichen Mitgliedern wurden ernannt: der Prof. der Naturgeschichte bei der Universität zu Lund, Dr. S. Nilsson; der Commerzienrath K. J. Schönherr. Zu ausländischen Mitgliedern: die Herren J. Gay-Lussac, J. B. Biot, Baron S. D. Poisson und P. L. Dulong, Mitglieder des französischen Instituts; Angelo Mai, Secretair der Propaganda, vorher Bibliothekar der vaticanischen Bibliothek in Rom; Th. E. Mionnet, Vorsteher des königlichen Münzcabinets in Paris; A. P. Decandolle, Prof. der Naturgeschichte in Genf; F. W. Bessel, Prof. der Astronomie in Königsberg; P. Kruckenberg, Prof. der Medicin in Halle; J. Müller, Prof. der Physiologie in Berlin, E. Chr. Wertauff, Prof. der Geschichte und Bibliothekar in Kopenhagen; Jakob Grimm, Prof. der Literaturgeschichte und Bibliothekar in Göttingen; Leopold v. Buch, Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin; R. Brown, Mitglied der Royal society in London.

Der Kronprinz Oskar, Kanzler der Universität zu Upsala, hat dem mineralischen Cabinet daselbst eine 1 Pfund und 19 Loth schwere Platinastufe und einen großen Krystall von einem neulich in Sibirien entdeckten Mineral, Phernasit genannt, verehrt. Durch dieses Geschenk hat die von dem Kronprinzen vor einigen Jahren gekaufte und der Universität geschenkte Swedenstjern'sche Mineraliensammlung eine kostbare Vermehrung erhalten. 119.

Anekdote.

Gleim, Basedow und Gleim's Nichte.

Es ist immer viel von Gleim's Zartheit und Süßigkeit im geistigen und geselligen Verkehr die Rede gewesen. Mitunter aber konnte der Dichter auch recht derb sein, wie die nachfolgende Anekdote beweist. Basedow fand sich einst bei Gleim zum Besuche ein und bat dessen Nichte, die bei den Dichtern Gleminde genannt wurde, ihm, ehe Gleim selbst anwesend wäre, einen Spaß zu gestatten. Er wolle nämlich, sobald Gleim komme, unter den Tisch kriechen und dann solle sie denselben, am Tische sitzend, ein Mal an ihn erinnern. Die Nichte läßt es geschehen. Bald darauf schellte es an der Hausthüre und Basedow kroch unter den Tisch, dessen lang herabhängendes Tischtuch ihn gut verbarg. Die Übrigen setzten sich, und kaum war der Eierkuchen vorgelegt, so fing die Nichte an: „Onkel, was mag wol Basedow machen?" „Was geht mich der Sch—hund an, antwortete dieser. Hier zwickte Basedow Gleim ins Bein und dieser, welcher glaubte, es sei der Hund, der unterm Tische sitze, stieß mit dem Fuße nach ihm. Nach einigen Secunden sagte die Nichte wieder: „Basedow ist lange nicht hier gewesen; wo mag er wol stecken?" „Er wird wol sitzen und saufen", war die Antwort. Hier zwickte Basedow Gleim abermals, dieser hob das Tischtuch auf, sah unter den Tisch, und als er den großen Philanthropen darunter gewahrte, sprang er plötzlich auf und gab seiner Nichte ein paar Maulschellen.

Nach der Erzählung eines Augenzeugen, J. L. Schwarz, in den „Denkwürdigkeiten aus dem Leben eines Geschäftsmannes, Dichters und Humoristen" (Leipzig 1828), S. 211. 7.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Abriß

der Geschichte der Philosophie

von

Karl Ludwig Kannegiesser.

Eine kurze und zweckmäßige Geschichte der Philosophie halte ich für Schüler der obersten Classen eines Gymnasii sehr nützlich.

Herder.

Gr. 8. Auf gutem Druckpapier 18 Gr.

Früher erschien und wurde mit großem Beifall aufgenommen:

Matthiä (August), Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie. Dritte, verbesserte Auflage. Gr. 8. 1833. 20 Gr.

Leipzig, im April 1837.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 119. — 29. April 1837.

Reisebriefe aus Belgien. Mit einigen Studien zur Politik, Geschichte und Kunst. Von Joh. Wilh. Loebell.

(Beschluß aus Nr. 118.)

Die Ängstlichkeit, mit der die politischen Ansichten berührt sind, darf in einer Zeit, wie die unsere, nicht getadelt werden. Sie sind so untergeschoben, wo sie Verhältnisse und Personen berühren, daß der Verf. gewiß vor jeder Anfechtung sicher bleibt und sich doch vor sich selbst gerechtfertigt hat. Denn seine historische Politik, die sich freilich in ihrer scharfen Nuancirung mit keiner der herrschenden Parteien verträgt, ist klar genug ausgesprochen, und die bittere Wehmuth, daß sie verkannt wird, selbst von Freunden, die er für Eines Sinnes und Strebens mit sich hielt, erhält oft einen begeisterten Schwung. Nicht oft genug kann er seinen Abscheu gegen Alles, was Revolution heißt, aussprechen, und selbst wo die certi denique sines des Übermuthes und des willkürlichen Trotzes eine solche gegen das historische Recht, das sich nicht in die Umstände fügen und dem Vernunftgebote nachgeben wollte, hervorriefen, kann er es nicht billigen, daß man ihre Erinnerung feiert. Die Gründe der belgischen Revolution sieht er nicht in den Anreizungen der demokratischen Partei in Frankreich, noch auch in den Misgriffen der holländischen Regierung, sondern in der nie vermittelten und nicht zu vermittelnden Trennung der historischen Fundamente und des Geistes der in beiden, willkürlich vereinten Ländern herrscht. Um deshalb gilt ihm die Trennung für constatirt. Belgien wird und kann sich nicht zu Frankreich schlagen; denn das germanisch-eigenthümliche Princip des Landes ist überwiegend gegen die französische Richtung, die sich eigentlich nur in der Sprache der Gebildeten scheinbar documentirt. Eine Annäherung zu Deutschland, oder zu einer großen, deutschen, Schutz verleihenden Macht sei natürlich und im Wesen da. Die tüchtigen Belgier studirten eifrig das Deutsche, und das materielle Interesse hoffe viel von einem Anschluß an den deutschen Zollverband. Die sogenannte orangistische Partei sei zwar groß, ihre Sprecher hätten es indessen kein Hehl, daß nur ihre materiell-industriellen Interessen sie dabei bewegten, und sie gestänben es sich selbst, daß sie keine Aussichten auf eine neue Verbindung mit Nordniederland hätten. Belgien, wenn es die Kraft nicht entwickele, selbständig zu bleiben, bedürfe des Anschlusses an eine große Macht; Holland, abgesehen von den geistigen Widersprüchen, sei dazu zu klein.

Es fehlt nicht an trefflichen Einzelheiten und Bemerkungen in dem Buche. Der Raum gestattet nur auf einige wenige hinzudeuten. Wie schlagend würdigt der loyale Verf. das Unwesen der Paßplackereien, die wir der französischen Revolution verdanken und welche die legitime Restauration leider überall adoptirt und noch verschärft hat. Alle Vernunftgründe, alle argumenta ad hominem helfen nichts gegen diesen Irrthum. Den Regierungen bieten sie nicht den geringsten Schutz; denn wer Reiche revolutionniren und Könige ermorden will, wird das kleine Verbrechen des Falsums als Zugabe nicht scheuen, und Pässe zu verfälschen ist ein Spiel, wo geschickte Betrüger um den Gewinn von ein paar Thalern täglich die kunstreich fabricirten Papiergelder nachmachen. Die Erfahrungen aller Länder sagen uns, daß bisjetzt nur der rechtliche Mann durch das Paßwesen litt, aber noch kein Nachtheil für Staaten dadurch abgewandt wurde. Ebenso unbefangen von seinen legitimen Grundsätzen weist der Verf. bei Erwähnung der frühern lütticher Revolution nach, wie gefährlich es ist in der Staatskunst, die Dinge nach starren Maximen zu beurtheilen. Das Reichskammergericht in Wetzlar drückte erst auf die Revolution der lütticher Stände das Siegel, als es den wortbrüchigen Bischof mit Waffengewalt wiedereinsetzen ließ. — Den berühmten Manneke-Piß, den ältesten Bürger von Brüssel, nennt der Verf. einen steinernen Genius; so viel uns erinnerlich und bekannt, ist er von Erz. Ein Schlossermeister hatte ihn vor einigen Jahren gestohlen, um ihn zu zerhämmern. — Es heißt sehr treffend von einer Bildersammlung:

Die Bücher in Reihen aufgestellt, schweigen, bis man sie aufschlägt. Bilder aber, an den Wänden in guter Beleuchtung aufgehängt, sprechen fortwährend zu dem Besitzer, so oft er sie durchmustert. Sie werden nach einiger Zeit wie eine Gesellschaft lebender Menschen, an denen man zuletzt durch den langen Umgang mehr Geschmack findet, als man sollte.

Eine rühmliche Einrichtung in Brüssel ist, daß in jedem Kaffehause täglich, ja stündlich für die Armen gesammelt wird. Welches die meiste jährliche Beisteuer liefert, erhält von der Commun einen Kranz, der wie ein Orden über der Thüre prangt. Gewöhnlich übernehmen

reiche alte Gönner das Amt des Einsammelns. Belgiens Verdienst, zuerst auf dem Continent die Eisenbahnen eingeführt zu haben, wird gebührend anerkannt. König Leopold soll selbst die Anregung dazu gegeben haben. Hier mögen wir uns nicht enthalten, eine höchst geistvolle Betrachtung des Verf. auszuheben:

Nichts ist gewöhnlicher, als große Umwälzungen in geistigen und socialen Verhältnissen, die sich auf große Erfindungen stützen, so in diesen wurzelnd zu betrachten, daß das ursächliche Verhältniß dadurch erschöpft erscheint. Es liegt diesem aber eine sehr materielle Ansicht der Geschichte zum Grunde. Die Fortschritte der Entwickelung, die aus dem innersten geistigen Leben des Menschengeschlechts hervorquellen, werden an irgend eine äußere Erscheinung geknüpft, welche ihnen gegenüber den Charakter des rein Zufälligen tragen muß. Eine genauere Betrachtung solcher Veränderungen zerstört diese Meinung. Je tiefgreifender die Folgen der Erfindung sind, je gewisser ist sie nur die materielle Form, in die sich eine vorherrschende geistige Neigung gießt, um zur Erscheinung zu kommen. Ist dieser geistige Inhalt nicht vorhanden, so bleibt die Form unverstanden und unbenutzt und wandelt aus den Händen des grübelnden Geistes, der sie, von seinem Zeitalter geistig getrennt, ersonnen, in eine Raritätenrumpelkammer. Dort würde im 10. Jahrhundert die Buchdruckerkunst ihre Stelle gefunden haben, die im 15. die Welt umgestalten half. Der Geist desselben Jahrhunderts sog in Italien aus dem von Griechenland herübergebrachten Stoffe eine Nahrung, die der ganzen europäischen Bildung einen neuen Schwung gab, während derselbe Stoff während der langen Verbindung beider Länder von den Zeiten Justinian's bis zu den Ottonen unerkannt und unbenutzt geblieben war. Lange vor Columbus waren Isländer zu den Küsten Nordamerikas gekommen; aber ihre Entdeckung hat keine andern Folgen gehabt, als daß sie die Gelehrten jetzt zu den Beweisen der Kühnheit des normannischen Unternehmungsgeistes stellen.

Alles, was der Verf. über Antwerpen sagt, eine Stadt, der man auf Schritt und Tritt historisches Leben, wie es sich im Mittelalter und nach demselben entwickelt, ansieht, und wie hier Alles sich natürlich gestaltet hat, nichts auf Befehl gemacht und emporgesproßt ist, unterschreibt Ref. aus eigner Kenntniß, auch die Entzückung über den antwerpener Dom und Rubens' Kreuzesabnahme. Auch hört er mit Dank hier die Belehrung an, was der Verf. über diesen gewaltigen Meister, den man erst hier würdigen lernt, sowie über das Verhältniß van Eyck's und Quintin Messys' sagt; aber er begreift nicht, wie der Reisende im antwerper Museum des Otto Venius auch mit keiner Sylbe gedenkt, obwol die trefflichen Stücke, die es von diesem Meister enthält, sowie der Umstand, daß Otto van Veen Rubens' Lehrer war und sein Grabstein in der Nähe des Museums gezeigt wird, wol diese Aufmerksamkeit in Anspruch nähmen. Daß es ihm mehr auf Betrachtung der Geister ankommt, welche durch tiefe Innigkeit und Eigenthümlichkeit der Anschauung eine Fraction der Weltseele bilden, ist nicht zu rügen; aber daß in Briefen aus Belgien solche bedeutende Monumente einer dagewesenen, wenn auch nur Kunstfertigkeit übergangen werden, weil sie dem Reisenden grade keinen Stoff zur Reflexion gaben, ist in einem Reisewerke nicht zu billigen. In Gent herrscht ein besonderer Sinn für die Blütenperioden der flandrischen Malerschulen. Man zählt daselbst nicht weniger als 47 Privatleute, welche im Besitze von Gemäldesammlungen sind. Auch wird die comfortable Einrichtung der Wohnhäuser dieser reichen Sammler sehr gerühmt. Das Gefangen- und Zuchthaus ist so vortrefflich eingerichtet, daß die meisten Gefangenen aus dem Erlös ihrer Arbeiten nicht nur mit einem Taschengelde versehen werden, sondern auch nach Ablauf ihrer (gewöhnlich fünfjährigen) Strafzeit ein Capital von etwa 200 Francs ausgezahlt erhalten. Das gefällt Vielen so wohl, daß sie beim Austritte gleich wieder stehlen, um nur aufs Neue hineinzukommen. Die flandrischen Städte, unter denen Brügge einst die Krone war, sind noch immer stolz darauf, sich in städtischer Besonderheit abzugrenzen. Brügge hat im heutigen Belgien den Ruf des politischen Indifferentismus.

Ein nicht geringes Verdienst des Buches ist es, daß ein Mann von den loyal-politischen Ansichten des Verf. die Vorurtheile zum Theil berichtigt, welche noch immer gegen das belgische Königreich in dem protestantischen Norddeutschland vorherrschen, und uns zu beweisen sucht, wie die katholische Priesterherrschaft hier keineswegs den terroristisch verdumpfenden Charakter trägt, dem Spanien sein unseliges Schicksal verdankt. Das durch die Revolution und die Constitution dem Staate völlig entzogene Beaufsichtigungsrecht des öffentlichen Unterrichts ist ein Quell vieler Misstände, und dies Verhältniß kann für die Länge unmöglich dauern. Mit Recht eifert der Verf. gegen diesen misverstandenen Grundsatz des Liberalismus, wiewol er einsieht, daß es kein Einfall, keine Laune war, welche diese Anordnung hervorgebracht hat. Ebenso stimmen wir seinen patriotischen Wünschen bei, daß die Annäherung des germanischen Belgiers an den stammverwandten Deutschen, welche schon im Stillen da sei, durch freiwillige Überzeugung geleitet, sich kräftige. Mit Absicht dürfte nichts geschehen, als daß der Unterricht im Hochdeutschen in früher Jugend ertheilt werde. Gute Köpfe in Belgien meinen: wenn sich jetzt Franzosen und Engländer zur deutschen Literatur hinwenden, wenn sie im Geiste derselben Schätze, werth des Hebens und des Benutzens, erblicken, so seien sie, die germanischen Belgier, noch weit mehr berufen, sich diese Vortheile anzueignen. Daß sie dabei nicht auf halbem Wege stehen bleiben können, schreckt sie nicht, es ermuntert sie. Von zwei Männern, die sich nicht kennen und an verschiedenen Orten, unter verschiedenen Verhältnissen leben, hörte er am Schluß von Erörterungen über diesen Gegenstand buchstäblich dieselben Worte: „Oui, l'avenir de la Belgique appartient à l'Allemagne." 101.

Denkwürdigkeiten aus der spanischen Revolution. Gesammelt und herausgegeben von J. B. von Pfeilschifter. Aschaffenburg, Pergay. 1836. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Titel bezeichnet den Inhalt dieser Schrift insofern nicht genau, als Jemand verleitet werden könnte, in ihr directe Aufschlüsse über den beklagenswerthen Zustand Spaniens, der seit dem verhängnißvollen Tode Ferdinand VII. eingetreten ist, zu suchen. Alles Thatsächliche in ihr bezieht sich vielmehr auf die Lage Spaniens zur Zeit des Einbruches der kaiserlich französischen Heere und auf die Ereignisse, die seit der Rückkehr

jenes Monarchen aus langer Gefangenschaft sein Reich erschütterten und mit dem Aufstande auf der Isla de Leon und der Restauration Ferdinand's durch den Herzog von Angoulême zwei wichtige Abschnitte in der neuesten Geschichte der pyrenäischen Halbinsel bilden. Insofern nun diese Ereignisse den gegenwärtigen Zustand der Dinge in Spanien insbesondere dadurch vorbereiten halfen, daß Heerführer, Offiziere und Soldaten sich gewöhnten, einen Unterschied zwischen den Pflichten gegen die Nation und den Pflichten gegen den König zu machen, und insofern in diesen Ereignissen Männer auftraten, die jetzt einen wichtigen Einfluß auf das Schicksal ihres Vaterlandes ausüben, hat die Sammlung der Denkwürdigkeiten aus der bezeichneten Zeit außer dem historischen Interesse auch den Vortheil, daß sie den Beobachter auf den geeigneten Standpunkt zu stellen vermag, um sich einen Theil der Ursachen, die zu dem noch fortrasenden, unseligen Bürgerkriege führten, zu verdeutlichen. Ob aber der Übersetzer dieser Reihe von Denkwürdigkeiten — und wir sehen nicht ein, warum sich Hr. v. Pfeilschifter als solchen nicht gleich auf dem Titel genannt hat — den Leser theils durch die Auswahl derselben, theils durch seine Einleitungen und Anmerkungen auf den richtigen Standpunkt zu stellen bemüht war, ist eine Frage, die wir zu erörtern für Pflicht halten. Sein Ideengang ist folgender, und wir schicken, weil es bezeichnend ist, voraus, daß seine Übersetzung solcher Aktenstücke, die von Anhängern der Constitution von 1812 herrühren, an sehr vielen Stellen in Folge der Wahl eigenthümlicher Wörter wie geflissentlicher Hohn klingt.

Die Geistlichkeit — wir sprechen jetzt im Sinne des Hrn. von Pfeilschifter — trägt an der unglücklichen Wendung der spanischen Angelegenheiten keine Schuld; es ist eine „absichtliche Verfälschung der Geschichte", ihr das Elend Spaniens beizumessen. Die Cortes hatten keine Befugniß, die Constitution von 1812 zu geben, die unermeßliche Mehrzahl der Nation wollte von dieser Constitution nichts wissen, sehnte sich nur nach einem unumschränkten Könige, und Ferdinand VII. handelte ebenso gerecht als weise, als er durch das Decret von Valencia sowol die besagte Verfassung als alle andern Decrete der allgemeinen und außerordentlichen, sowie der 1814 versammelten Cortes für null und nichtig erklärte und Jeden hinzurichten befahl, der es wagen würde, durch Handlungen, schriftlich oder mündlich, irgend Jemanden zur Beobachtung oder Vollziehung jener Decrete und Verfassung anzureizen oder zu verleiten. Ferdinand VII. beging aber eine unverzeihliche Unklugheit, indem er die Staatsmänner und Feldherren des Befreiungskrieges nach seiner Rückkehr auf ihren Posten beließ oder um seine Person duldete. Daß er dies that, ist die Hauptursache des Glückens der Aufstände von 1820, dieses Werkes pflichtvergessener, in der Nation isolirt dastehender Militairpersonen. Spanien wollte von ihnen nichts wissen, sondern erhob sich, um seine bisherigen Einrichtungen, seine bisherige Religion und seine bisherigen Sitten zu erhalten, wider die Revolution, gegen welche der Kampf ohne den Einmarsch der Franzosen (1823) kurz und der Sieg vollständig und bleibend gewesen wäre. Die Franzosen dagegen, weit entfernt, die Herstellung des alten Spaniens zu wollen, rückten in dieses Land vielmehr ein, um ihm die für die Nation nicht passende constitutionnelle Monarchie mit dem Zweikammernsysteme aufzubürden und Männer wie Abisbal, Ballesteros, Mina, Riego zu schützen, hinderten dadurch die Aufstellung eines heilsamen Beispiels, entzweiten die Royalisten, brachten charakterlose Leute an die Spitze der Geschäfte, beschirmten eine Masse schlechter Beamten, zwangen dem Lande die Unterhaltung einer großen Anzahl eidbrüchiger Militairs auf, machten das Volk gleichgültig oder irre, gaben den Hoffnungen der Revolutionnaire neue Nahrung und richteten dadurch ein Unheil an, das in vielen Generationen nicht wieder gut gemacht werden kann. — Der spanische Klerus schuldos! Ja, er ist schuldlos, daß es in Spanien noch Reste von Ackerbau, Gewerbfleiß, Wissenschaft, Sittlichkeit, echter Religion gibt! Welche unverwüstliche, kerngesunde Naturkraft muß nicht in dem spanischen Volke leben, daß so zerfressende Elemente, wie verthierender Schutz der Faulheit, vernunfttödtende Pflege der Unwissenheit, entmenschlichende Förderung blutdürstigen Aberglaubens, in dem mächtigsten, reichsten und seinen Häuptern nach aufgeklärtesten Stande concentrirt, dennoch auf der pyrenäischen Halbinsel das edle Bild der Menschheit nicht völlig zu zerstören vermochten! Immer auf Seite der Gewalt, den Despotismus despotisirend, aber nicht zu des Volkes Gunsten, niemals Mittler zwischen dem Druck von oben und dem Elend unten, gleichgültig gegen das Unglück wie gegen die Ehre der Nation, regte dieser Polyp erst dann seine hunderttausend Arme, als das Schwert des Imperators ihn zu durchbohren drohte, als die Cortes seine Reichthümer gefährdeten, als die Aufklärung gegen den Aberglauben Sturm liefgegangen ist, sollte den Hrn. Legationsrath Pfeilschifter endlich aufErstaunensehen, noch ihn gegen Diejenigen, welche auf die eiternde Wunde zeigen, in Erbitterung bringen. Und diese Cortes, die so groß in den Augen Europas dastanden, deren Muth und Standhaftigkeit die Bewunderung der ganzen Welt in Anspruch nahmen, die in sich die Souverainetät vereinigten und den Titel Majestät führten, denen die Nation den Eid der Treue geschworen und mit denen die größten Monarchen der Erde als mit ihres Gleichen unterhandelten, hätten das Recht nicht gehabt, für die Zukunft ihres Vaterlandes Fürsorge zu treffen? Wenn in einem so außerordentlichem Zustande der Dinge, wie es jener von 1808—14 war, die Vertreter einer Nation das Recht nicht besäßen, ihr Vaterland neu zu organisiren, sondern nur das zertrümmerte Alte wiederaufzurichten, dann hätten die deutschen Fürsten, diese Vertreter des Gesammtdeutschlands, nach dem Sturze der Fremdherrschaft auch nicht das Recht gehabt, einen weise berechneten, festen Bund zu gründen, sondern sie hätten, da nach dieser Supposition die Verfassung des deutschen Reiches gleich der Souverainetät Ferdinand VII. nur ruhte, einen Kaiser wählen und allen mediatisirten Reichsgliedern ihre Reichsunmittelbarkeit zurückgeben müssen. Waren aber die deutschen Fürsten in ihrem Rechte, als sie den deutschen Bund schlossen, so waren es auch die Cortes, als sie Spanien eine neue Verfassung unter Anerkennung der Regierungsrechte des Hauses Bourbon gaben. Ob diese Verfassung den Interessen des Volkes angemessen war, ob sie nicht der in Europa überhaupt unhaltbaren, vielleicht unheilbringenden Demokratie zu großen Vorschub leistete, ist eine andere Frage, die aber das Recht zu constituiren keineswegs aufhebt, zumal 1812 eine Rückkehr Ferdinand's in weitester Ferne lag. In jedem Falle war die Constitution im J. 1814 noch so wenig tief in den Gemüthern des Volkes gewurzelt und stand auf so schwachen Füßen, daß sie vor einem einzigen Federzuge Ferdinand VII., dem Decrete von Valencia, zusammenbrach. Hätte sie aber 1820, hätte sie in unsern Tagen, beide Male keineswegs zum Heile Spaniens, wiederaufleben können, wenn dieser Monarch seinem Volke Wort gehalten hätte? Hat er, wie er im Decret von Valencia feierlich versprach, mit den Abgeordneten von Spanien und der Indien verhandelt? hat er die Cortes berufen, um „mit ihnen Alles, was dem Glücke seiner Königreiche förderlich wäre, fest und gesetzlich zu ordnen"? Wollte Gott, er hätte es gethan, dann wäre ihm 1820 die Schmach erspart worden, dieselbe Verfassung zu beschwören, welche er 1814 als gemeinschädlich verworfen hatte; dann wäre das unglückliche Spanien jetzt nicht von der doppelten Geißel der Gesetzlosigkeit und des Bürgerkrieges heimgesucht. Statt in dieser Wortbrüchigkeit, in der Nichtabstellung alter Misbräuche die Quelle der nachher erfolgten Aufstände und Umwälzungen zu finden, sucht sie der Herausgeber der „Denkwürdigkeiten" vielmehr darin, daß Ferdinand VII. die Staatsmänner und Heerführer des Unabhängigkeitskrieges, zum Theil Urheber oder Anhänger der Constitution von 1812, in hohen Ämtern und wichtigen Befehlshaberstellen ließ. Wenn aber Ferdinand VII. diesen Rest von Dankbarkeit gegen Männer, denen er zu einem großen Theile

die Erhaltung seiner Krone schuldete, denen Spanien die Bewahrung der Nationalunabhängigkeit verdankte, gleich anfangs mit Füßen getreten, sie abgesetzt, verwiesen, eingekerkert hätte, und es hätten sich in dessen Folge Armee und Volk viel früher erhoben: würde er in diesem Falle nicht den Vorwurf der Unklugheit mit ungleich größerm Rechte verdient haben? Nicht darin lag die Unklugheit, daß er diesen Männern ihre Ämter und durch Siege erworbenen Befehlshaberstellen ließ; wol aber darin, daß sein Mißtrauen, sein Argwohn, seine Willkür, daß Angeberei und Verletzung des Briefgeheimnisses alle Sicherheit ihrer Würden, ihrer Freiheit, ihres Lebens aufhoben. Und welche klägliche Rolle spielte Ferdinand im J. 1820, wie verführte er nicht das Volk durch seinen Eid auf die Constitution der Cortes. Ein König, und nicht verstehen nein zu sagen! Die Ungeschicklichkeit der Cortes, ihre ultrademokratische Tendenz, der Einfluß der hohen Geistlichkeit und die Charakterlosigkeit der Regierung machten in jenen drei Jahren eine segensreiche Regeneration Spaniens unmöglich. Der Einmarsch der Franzosen, nach Villèle's ausdrücklicher Erklärung durch Drohungen der nordischen Mächte veranlaßt, machte dem unwürdigen Gaukelspiele hauptsächlich durch Unterhandlungen mit den Heerführern der Cortesarmee ein Ende, und wir müssen dem Herausgeber der Denkwürdigkeiten beipflichten, daß sie durch ihre Einmischung in die Staatsverfassungsangelegenheiten Spaniens nur noch mehr Verwirrung in dessen ohnehin beklagenswerthe Lage brachten. Allein in zwei wesentlichen Punkten müssen wir abermals den Ansichten des Herausgebers unsere Zustimmung versagen. Der eine Punkt ist der, daß die Spanier, welche sich zu Gunsten des absoluten Thrones erhoben, ohne den Einmarsch der Franzosen einen vollständigen und bleibenden Sieg über die Revolution erfochten haben würden; es ist vielmehr wahrscheinlich, daß bei dem damaligen Stande der Parteien, bei den wesentlich verschiedenen Interessen des nördlichen und südlichen Spaniens schon in jener Zeit ein Bürgerkrieg, dessen Ende wie das des jetzigen nicht abzusehen gewesen wäre, ausgebrochen sein würde; wie denn auch Jeder, dem jene Zeitläufte noch gegenwärtig sind, sich erinnern wird, daß eine Partei für die Ausrufung Riego's zum Kaiser gewesen ist. Der zweite Punkt, dem wir mit ebenso großem Rechte widersprechen zu können glauben, ist der, daß die Partei der beschränkten Monarchie mit dem Zweikammersysteme, welche das französische Ministerium, namentlich Villèle, über welchen Hr. v. Theilschifter die Schale seines Zornes ausgießt, in Spanien hervorgerufen hätte, und das angebliche Hinneigen Ferdinand's zu Mannern dieser Partei seinem Reiche die düstere Zukunft, welche in unsern Tagen zur entsetzlichen Wirklichkeit geworden ist, vorbereitet haben sollten. Wir sind vielmehr der Ansicht, daß, wenn sich Ferdinand VII. nach seiner zweiten Restauration endlich einmal zur Höhe seines Berufes erhoben, eine auf weisen Grundsätzen beruhende Provinzial- und Centralverwaltung eingeführt, mit allgemeinen und außerordentlichen Cortes über eine Spanien gemäße Verfassung endlich Rath gepflogen und sich vor Allem gehütet hätte, die Thronfolgeordnung zu erschüttern, Spanien vor den Übeln, welche dieses unglückliche Land jetzt zerrütten, dem gänzlichen Zerfall der Finanzen, Militairdisciplin und gesetzlichen Ordnung, bewahrt worden sein würde.

Nachdem wir dem Gesichtspunkt, aus welchem der Herausgeber der Denkwürdigkeiten die spanische Revolution betrachtet wissen will, widerlegt zu haben glauben, fodert die Gerechtigkeit, zu gestehen, daß in seinem Buche des Interessanten und Wissenswerthen viel geboten wird. Nur hätte der Herausgeber, welcher der Darstellung des Kreuzzuges Riego's aus der Feder des Chefs seines Generalstabes, D. Evaristo San Miguel, die Darstellung des Generals D. Jose O'Donnell, welcher die zu seiner Verfolgung ausgesandten Truppen befehligte, entgegensetzte, billig auch der Darstellung des Zustandes Spaniens im J. 1808 nach der unter Ferdinand's Augen und mit seiner Genehmigung erschienenen: „Historia de la guerra de España contra Napoleon Bonaparte", eine Relation der Gegenpartei entgegensetzen sollen. Besonders dankenswerth ist die Schilderung der Finanzen und Streitkräfte Spaniens im J. 1808 und eine Liste von 141 von Spaniern über die bezeichnete Epoche geschriebenen Werken, sowie der darin erschienenen spanischen Zeitschriften.

183.

Notizen.

Der entschiedene Werth der im vorigen Jahre erschienenen Schrift von Emile Vérés: „Les classes ouvrières; moyen, d'améliorer leur sort sous le rapport du bien être matériel et du perfectionnement moral", spricht sich zum Theil schon darin aus, daß diese Schrift von der französischen Akademie und überdies noch von zwei andern gelehrten Gesellschaften mit dem Preise gekrönt wurde. Die Mittel und Wege, welche der Verf., der sich gleich in der Einleitung mit Recht als entschiedenen Gegner aller barmherzigen Vereine und Hospitäler erklärt, zur Verbesserung des Zustandes der arbeitenden Classe vorschlägt, sind folgende: Seitens der Obrigkeit: Ermäßigung der Abgaben, die von den nothwendigsten Lebensbedürfnissen erhoben werden; strenge Aufsicht über den Verkauf und die Zubereitung der verkäuflichen Nahrungsmittel; Anstalten gegen die Ungesundheit der Wohnungen der niedern Classe, besonders in Manufacturstädten; möglichste Beschränkung aller für die Gesundheit der Arbeiter nachtheiligen Professionen. Nächstdem schlägt der Verf. weiter vor: öffentliche Preisvertheilungen an die geschicktesten Arbeiter, Pensionirung der im Dienst irgend einer Anstalt invalid Gewordenen; gerechte und dem Verdienst des Einzelnen angemessene Salarirung von Seiten der Fabrikherren, verbunden mit einer wohlwollenden Behandlung. Anlangend die Mittel zur sittlichen Erhebung der Arbeiter, so habe man darüber in der neuesten Zeit zwar viel raborirt, allein im Verhältniß noch wenig geleistet. Am nothwendigsten für diesen Zweck sei, nach vorausgegangener entsprechender Schilderung, die Errichtung einer für die arbeitende Classe geeigneten Lectüre, von populairen Bibliotheken, die dem gemeinen Mann erschöpfende Belehrung und Unterhaltung gewähren; auch müsse man darauf denken, überall wieder regelmäßige Volksfeste zu organisiren, damit dem leidigen Wirthshausleben gesteuert und etwas Edleres an dessen Stelle gesetzt werde u. s. w.

Die Lascaren oder indischen Matrosen sind durchgängig außerordentlich abergläubisch. Das Erste, was sie, sobald sie an Bord eines Schiffes gestiegen, vornehmen, ist, daß sie eine gewisse Anzahl Cocosnüsse opfern. Es sei gewiß, versichern sie, daß, bei Unterlassung dieser Ceremonie, ihnen ein Unglück auf der Reise begegnen werde. Durch nichts können sie bewogen werden, sich bei gewissen Mondveränderungen auf die See zu begeben. Die geringfügigste Lufterscheinung vermag sie in die größte Verwirrung zu bringen, da sie solchen Einflüssen in der Regel ein widerwärtiges Ereigniß zuzuschreiben pflegen. Sehr verbreitet unter ihnen ist der Glaube, daß Satanas zuweilen in Person die Fahrzeuge besuche; diesen stellen sie dar als eine riesenhafte Gestalt mit feuersprühenden Augen, einem ungeheuer weiten Munde und Krallen an den Händen. Sowie nun sich auf einem indischen Schiffe das Gerücht verbreitet: Satan sei am Bord, so eilt Alles mit Blitzesschnelligkeit nach dem Takelwerk, um sich vor der drohenden Gefahr in Sicherheit zu bringen.

Wie bedeutend die Zuckerconsumtion in Europa ist, ergibt nachstehende Notiz. Unser Welttheil empfängt alljährlich im Durchschnitt 565,000 große Fässer Zucker, jedes von 1000 Kilogrammen (2000 Pfund) an Gewicht. Davon liefern die britischen Antillen und die Insel Mauritius 250,000 Fässer; die französischen Antillen, Cayenne, Bourbon 75,000; Cuba und Portorico 120,000; Brasilien 70,000; andere Districte westlich von Europa 15,000; Indien 12,000; Cochinchina, Java, Manilla u. s. w. 23,000 Fässer.

11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 120. —— 30. April 1837.

Die Zeitgenoſſen. Ihre Schickſale, ihre Tendenzen, ihre großen Charaktere. Aus dem Engliſchen des E. L. Bulwer. Erſte und zweite Lieferung. Stuttgart, Verlag der Claſſiker. 1837. 16. 8 Gr.

Wer zuverſichtlich in einen ſchönausſehenden Apfel beißt und ihn bitter und wurmſtichig findet, kann nicht häßlicher getäuſcht ſein, als wer mit der Hoffnung eines ſchönen Genuſſes und mannichfacher Anregung und Belehrung an die Lecture der obgenannten Schrift geht, die er bald mit Ekel und Verdruß wegwerfen wird. Der Zweck und Inhalt derſelben iſt in der Vorrede, nach einigen vagen und nichtsſagenden Aphorismen über Poeſie und Politik, dahin ausgeſprochen:

Ich ſann über eine Schrift, die zwar den Zweck, für den ſie geſchrieben iſt, niemals ſelbſt wird erfüllen können, die aber doch Viele, die für ihn arbeiten könnten, darauf aufmerkſam machen wollte. (?) Ich kann nicht auf die Leute wirken, die ich liebe, das Volk aber auf die, die mit ihm umgehen. Meine Schrift ſollte Alles umfaſſen, was den Geiſt unſers Jahrhunderts begreift, aber ſie ſollte vom Individuum, nicht von den Tendenzen anfangen. Ich hätte gern zuerſt ein Kind unſerer Zeit geſchildert*), wie es geboren und erzogen wird .... Jetzt folgen Religion und Staat, Kunſt und Literatur in ihrer ſchwebenden, vom Moment tyranniſirten Lage ... Auch auf große Charaktere machte ich Jagd; allein die Sechszehnender ſind auf unſern ausgeſchoſſenen Revieren ſelten .... Dieſe Erfahrung beſtimmte mich, meinem Buche eine gewiſſe Ausdehnung in die Zukunft zu geben, es als geſchloſſenen Verſuch in drei Bänden zu beginnen und es beinah als Journal enden zu laſſen.

Wer hat nicht nach dieſen lichtvollen Bezeichnungen des Plans von dieſem Buche eine vollkommen klare Anſchauung des darin zu Erwartenden?

Die Capitel des erſten Heftchens ſind: „Der Menſch des 19. Jahrhunderts"; „Das Jahrhundert"; „Die neue Welt". Was läßt ſich nicht unter dieſe Rubriken hineinſchieben! In der That iſt auch Alles durcheinander wie Kraut und Rüben; politiſch-philoſophiſch-äſthetiſch-nationalökonomiſch-philanthropiſch ſeinſollende Sätze wimmeln wie ein Ameiſenhaufen durcheinander, und wir möchten uns nicht die Mühe nehmen, dem ſich vielleicht hindurchziehenden Faden nachzuſpüren. Wir geben lieber ein paar Pröbchen:

Die Moral der modernen Zeit, die ſich von der Religion getrennt hat, wird mehr oder weniger immer von egoiſtiſchen Principien ausgehen, weil die Selbſtbeſtimmung die nächſte Folge der Bildung war, die die Menſchen unſerer Zeit über ihre angeborenen Exiſtenzen emporhebt, zugleich aber auch das Heft ihrer Zukunft für immer ihnen in die Hand gibt. Das Mittelalter hatte eine Durchſchnittsmoral, die mehr in leidendem Gehorſam als activer Freiheit beſtand.

Eine Prämie dürfte man Dem ausſetzen, der hierin Sinn und Zuſammenhang entdeckt!

Welches Europa triumphirte bei Leipzig, bei Waterloo? Das Europa vor oder nach der franzöſiſchen Revolution? War Napoleon nur eine Perſon, d. h. der Ehrgeiz? War er eine Nation, d. h. der Übermuth? War er ein Begriff, d. h. war er die Revolution?

Alſo Perſon = Ehrgeiz; Nation = Übermuth; Begriff = Revolution! eine tiefſinnige Logik. Weiter:

Eine vage Tradition über Liebe liegt natürlich den Empfindungen des Mädchens unter, allein ſie verwandelt ſich nicht in ein Urtheil, in eine Vergleichung, ſondern nur in das Gefühl, dereinſt eine Verpflichtung haben zu müſſen. Die Tradition der amoureuſen Liebe ſpricht ſich hier nur in dem Bewußtſein aus, daß man Dieſen oder Jenen gern hat ...

Die Ehen unſers Jahrhunderts ſind weit mehr compromittirt als die der vergangenen.

Die Leichtigkeit, mit welcher der Amerikaner die ſubtilſten Begriffe auf (?) Geld anſchlagen kann, iſt unglaublich. Selbſt die Imponderabilien, als da ſind: Gott, Freiheit, Unſterblichkeit, ſelbſt die Metaphyſik hat für ihn ein Gewicht.

Der Idealismus der Börſe beruht auf andern Grundlagen als der des Handels u. ſ. w.

Die Kartoffel hat ſich zu dieſem Verderben (in den Fabrikſtädten) hinzugeſellt. Denn indem ſie das Einzige iſt, was dieſe Menſchen erhält, iſt ſie auch Dasjenige, was ſie tödtet. Man weiß, wie viel Blauſäure verhältnißmäßig die Kartoffel enthält, man weiß, daß ſie ſtimulirende Kräfte hat, welche auf das Malthus'ſche Schreckbild vermehrend einwirken (!!). Mit der ſteigenden Zahl der Kinder vermindert ſich die Pflege derſelben. Durch die Kartoffel werden ſie geboren, durch die Kartoffel werden ſie ſterben. Aus den Skropheln winſeln ſie ſich heraus, in hundert Übel, die die Folge derſelben ſind, hinein.

Sed ohe —

Wie? E. L. Bulwer, der geſchmackvolle, feingebildete, klare Bulwer, bei dem man gewohnt iſt, einen Schatz von Belehrungen und anregenden Anſichten zu finden, wäre plötzlich ſo heruntergekommen, daß er mit Wohlbehagen in Ekelhaftigkeiten herumwühlte? Er hätte ſeinen ſchönen und geglätteten Styl mit einem ſolchen Unſtyl, einem ſolchen zwiſchen Trivialität und Abſtraction auf- und abtaumelnden Jargon vertauſcht? Er wäre einer ſo herzloſen Witzelei, als ſie in dieſer Scharteke uns anwidert, an-

*) Man hat bereits die „Confessions d'un enfant du siècle".

heimgefallen? Er ließe sich solche Ignoranzen zu Schulden kommen, daß er von „hündisch-cynischer Anstrengung" redete? Er sollte solchen bombastisch-sentimentalen Unsinn niederschreiben wie: „Herr von Malesherbes ahnte unter seinen Rosen nicht, daß einst aus seinem Blute die Rosen der Freiheit sprießen würden"? Bulwer sollte sich so elende Frivolitäten erlauben wie in der Phrase von den Imponderabilien? Er sollte seines wohlverdienten Ruhmes so überdrüßig sein, um ihn in diese Pfütze zu werfen? Nimmermehr!

Ich kann nicht blos an England denken, sondern muß die Gefälligkeit des Continents, meine Schriften zu übersetzen, dadurch ehren, daß ich sie auch für ihn einrichte. (S. x der Vorrede.)

Sollte Bulwer diese geschrieben haben? Sollte er so sehr vergessen und vergessen machen können, daß er ein Engländer ist? Was ist an der ganzen Scharteke Englisches als der Name „Lord Bubbleton", ein paar eingestreute Sir und einige aus den Zeitungen zur Noth zu erhaschende Notizen und Anspielungen? E. L. Bulwer ist nicht der Verfasser der „Zeitgenossen", und der „Verlag der Classiker" ist in seinem Rechte, wenn er das ausschließliche Verlagsrecht auf dieses Opus anspricht. Wenn wir aber behaupten, die Schrift sei nicht englisch, so wollen wir ebenso wenig sagen: sie sei deutsch. Das sei ferne!

Wir sind begierig, wie viele dupes die Scharteke machen wird. Wir sind begierig, wie weit man den Spaß treiben wird, der, um einstweilen nicht mehr zu sagen, ein sehr schlechter ist. Wenn wir uns nicht sehr irren, so erkennen wir in der Manier des Buchs die Art eines Autors, dessen Namen wenig Credit mehr hat, und der, wenn unsere Muthmaßung Grund hat, einen neuen Beweis seiner Delicatesse und Gewissenhaftigkeit gibt, indem er den Namen eines ehrenhaften Schriftstellers misbraucht, zugleich aber auch seinen Muth bewährt, indem er sich dem Risico einer wahrscheinlich nicht sehr schmeichelhaften Desavouirung aussetzt. 126.

Die Mark Brandenburg unter Kaiser Karl IV. bis zu ihrem ersten Hohenzollern'schen Regenten, oder: Die Quitzow und ihre Zeit. Erster bis dritter Theil. Mit Facsimiles. Berlin, Lüderitz. 1836. Gr. 8. 7 Thlr. 12 Gr.

Wer von unsern ältern Lesern sich noch jener einst viel bewunderten dramatisirten historischen Novellen Feßler's, jenes „Matthias Corvinus" z. B. erinnert, der hat bereits eine Vorstellung von der Art und Gestalt, in welcher der ungenannte Verf. dieses bedeutsamen Geschichtswerks seinen Stoff belebt. Nur muß er sich alle Verhältnisse edler, den geschichtlichen Theil des Gegenstandes ausgetiefter und ergründeter, die Sprache natürlicher und die Darstellung ernster und geschmackvoller denken, als dies bei Feßler der Fall ist.

Die Ergründung der Zeit, ihrer Sitte und ihrer Verhältnisse, bei Schriften dieser Art das eigentliche Ziel, hat der Verf. der „Quitzow" mit Anstrengung, mit vieler Kritik und mit wahrem, unnachlassendem Eifer verfolgt. Wir sprechen so oft von dem Mittelalter und legen ihm, ohne es zu bemerken, die Verhältnisse der neuen Zeit unter. Das Fürstenthum z. B., wie irrig fassen selbst Geschichtschreiber und Gelehrte es im deutschen Mittelalter auf? Wie oft wird aus den Augen verloren, daß der princeps, gegenüber dem Landesadel nichts war als primus inter pares? Wie oft vergessen, daß der spätere Nimbus der fürstlichen Gewalt im 14. Jahrhunderte ein Streitapfel war, der nicht dem Fürsten sondern dem Materiellmächtigern zufiel? Wie falsch wird Sitte und Bildung oft angesehen? Wie schwankt die Feder selbst berühmter Historiker zwischen dem Zuviel und Zuwenig?

Nur Werke dieser Gattung, die mit fast begeistertem Ernst eine einzelne Epoche und wenige Gegenstände, vielleicht eine einzelne Familie ins Auge fassen, mit ausdauerndem Fleiß alle Documente sammeln, die von dieser sprechen, vermögen uns das Bild des Mittelalters zu rechter und fester Anschauung zu bringen, denn in der That, die Gegenwart steht in allen ihren Verhältnissen dem römischen Alterthum viel näher als dem deutschen Mittelalter des 14. Jahrhunderts, und die Gesinnung und Denkart dieser Zeit ist uns so fremd geworden, daß es eines bedeutenden Aufschwunges der Phantasie, ja fast poetischer Intuition bedarf, um sie sich ganz zu vergegenwärtigen.

Ref. ist ein Eingeborener des Landstrichs, dessen Geschichte in diesem Werke und dessen Zustände im 14. und 15. Jahrhunderte so trefflich dargestellt werden. Er ist mehren der hier genannten Familien befreundet und verwandt, und dennoch gesteht er, daß er dieser anziehenden, reichen und gewissenhaften Arbeit erst einige Klarheit in der Vorstellung vom Mittelalter der Mark Brandenburg verdankt, und daß alle seine frühern Studien darüber eitel und ertraglos gewesen sind im Verhältniß zu der Ausbeute, die er hier gefunden hat. Schon der Umfang dieses Werks von mehr als 1500 Seiten deutet auf eine ernstgemeinte und mit Anspannung aller Kräfte begonnene Arbeit.

Im ersten Theile sind es besonders die höchsteigenthümlichen landesherrlichen Verhältnisse der Mark Brandenburg am Schlusse des 14. Jahrhunderts, die unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Wir sehen den guten und klugen Kaiser Karl IV. und seinen Hofhalt in Tangermünde, das er liebt, der Sache des Friedens und der Civilisation in der Mark alle seine Kräften widmen. Wir sehen ihn auf großen Landtagen es endlich geschickt dahin bringen, daß die Mark Lehen der Krone Böhmen wird, und der junge Wenzel, sein Sohn, Lehnsträger. Die Verwickelungen unter diesem und Jobst von Mähren, endlich die wunderliche Art von Souverainetät, die Friedrich, Burggraf von Nürnberg, als Pfandbesitzer und Statthalter von der Mark zugleich erlangt und nicht erlangt, dies nimmt den Vordergrund in den Bildern des ersten und zweiten Theiles ein. Zwischen ihnen lernen wir die mächtige Familie der Quitzow und ihrer Verwandten, erst als Lehnsmänner der Gans von Puttlitz, in der Ukermark und Prignitz, dann als märkische Vasallen kennen. Muth, Mannheit und glücklicher Stolz erhoben diese Familie, unter den Brüdern Johann und Dietrich v. Quitzow, fast zu fürstlichem Rang. Sie besitzen in der Mark 24 feste Schlösser, worunter Friesack und Plaue, die für uneinnehmbar gelten, mehre Städte, wie Rathenow, Friesack, selbst Brandenburg zum Theil, und sind an Geld, Verbindungen, Dienstmannen und Knechten dem Burggrafen selbst weit überlegen. Was Wunder, daß ihr Stolz sich gegen den fremden Statthalter auflehnt und selbst nach dem Schein seines Ranges strebt? Sie, die Verbündeten der Herzöge von Pommern, der Mecklenburger und die ersten des eingeborenen Adels sollen sich dem fremden Gebote und namentlich dem Gebote des Friedens beugen, während die Fehde sie reich und mächtig gemacht hat? Nein, — wenigstens nicht ohne Kampf! Die weisen Friedensbemühungen des Burggrafen finden daher an den Quitzow und ihrem großen Anhange stete Widersacher. Nachdem von seiner Seite alle Versuche erschöpft sind, kommt es endlich zum Kriege auf Tod und Leben. An Anlaß dazu mangelt es nicht, denn die Quitzow haben wild gehaust, und viele verletzte und unterdrückte Gegner gesellen sich zu ihren Feinden. Der Mächtigste darunter ist der Erzbischof von Magdeburg, ein Waldow; viele seiner Mannen schmachten in Quitzow'schen Kerkern. Mit diesem, mit Hans von Torgau, mit dem Herrn der Wenden, mit Ritter Otto Pflug von Mei-

sen und vielen andern Helfern verbündet sich Friedrich in einem seltsamen Vertrage zu Brietzen am Empfängnißtage 1413 dahin, daß am 1. Febr. 1414 alle Schlösser der Quitzow gleichzeitig belagert und nicht eher geruht werden solle, bis sie gebrochen sind. Doch alle diese lebenden Bundesgenossen geben ihm nicht ein solches Übergewicht wie ein todter, nämlich die große Büchse (Kanone) des Landgrafen von Thüringen, die er gegen eine ansehnliche Geldsumme von diesem geborgt erhielt. Diese, und nur diese zerschmetterte den Stolz der Quitzows. Die Schilderung des vergeblichen und ohnmächtigen Ringens des Muthes und der Mannheit gegen diesen neuen und unbekannten Feind auf der Seite der Quitzow gehört zu den interessantesten Theilen des Werks. Diese gewaltige Büchse bricht erst Friesack, das Dietrich von Quitzow vertheidigt und nöthigt ihn in einem Ausfalle zur Flucht. Dann zieht sie vor die unüberwindliche Veste Plaue, wo Johann v. Quitzow ihr fast einen Monat lang widersteht. Dem schleichenden Ungeheuer erliegen auch die 14 Fuß dicken Mauern von Plaue. Johann wird im Schilf des Sees entdeckt und geräth in die Gefangenschaft des Erzbischofs von Magdeburg. Die andern Burgen, von Quitzow'schen Hauptleuten, Bredereiow und Holzendorf, schlecht vertheidigt, sind schon vorher gefallen, die gewaltige Macht der Quitzow ist gebrochen, Johann gefangen, Dietrich flüchtig, erst bei Holzendorf, dann am Hofe der Herzoge von Pommern. Burggraf Friedrich ist Sieger.

Die Darstellung dieser Ereignisse gibt Gelegenheit zu den anziehendsten Sittenschilderungen. Die Belagerung der Burgen fällt grade in die Carnevalszeit 1414. Die Feierlichkeiten dieser Zeit, die Art der Belagerung, die Heeresweise, die Vertheidigung, die verschiedenen Formen der Haft, von gänzlicher körperlicher Freiheit bis zu den schaurigsten Kerkern, die sonderbaren Rechtsverhältnisse des Besitzes, meistens unter der Form des Pfandes, welche damals den Pachtbesitz vertrat, die Stellung der Frauen, der Grad der allgemeinen und besondern Bildung, Alles dies ist aufs anziehendste erläutert und von Neuem zu unserer Belehrung verwirklicht.

Friedrich verfolgt indeß seinen Sieg gegen die in die Reichsoberacht erklärten Quitzow, selbst gegen ihren Anhang. Das erste Opfer wird Holzendorf, der Dietrich v. Quitzow eine Zeit lang in Knechtsgestalt zu Grabsdorf und Naumühl verborgen hielt. Friedrich hegt ein Lehnsgericht über ihn. Die sonderbaren Formen dieser Procedur, so eigenthümlich deutsch, fordern uns auf, derselben etwas näher zu gedenken: „Friedrich hatte Hans von Torgau zum Lehnsrichter in dem Felonieprozeß erwählt; dieser ernannte seine schildgeborenen Schöppen und Beisitzer, und der Ort der Dingstätte war zu Spandau angesetzt. Vor Sonnenaufgang rief die Glocke Richter und Einwohner zur Dingstätte; vor der Schloßbrücke stand ein Tisch, und zu seinen zwei Seiten je zwei Bänke, zusammen vier. An dem andern Ende stand ein ziemlich hoher Stuhl mit vergoldeten Knöpfen für den Richter; auf dem Tische lag ein weißer Stab, hinter dem Stuhle hing an einer Lanze ein Heerschild. Allmälig fand sich das Volk ein und umgab die Gerichtsstätte. Mit dem Aufgange der Sonne nahmen Alle ihre Plätze ein. Richter und Schöppen hatten Mäntel über den Schultern und erschienen unbewaffnet, mit bloßem Kopfe und ohne Handschuhe. Die Schöppen setzten sich auf die Bänke, Hans von Torgau aber auf den Stuhl, indem er vorschriftmäßig ein Bein über das andere schlug und ein grimmiges Gesicht machte, so wollte es der Gebrauch. Hans v. Torgau ergriff den weißen Stab und fragte: Ist es an der Tageszeit, daß ich meinem Herrn dies Lehnsgericht hegen möge? Einer der Schöppen antwortete: Es ist so hoch Tages, daß Ihr, wenn Ihr von Gott die Gnade und von unserm Herrn die Macht habt, ein echtes Lehnsgerichte hegen und spannen mögt. Hans: Ist der Stuhl zur Hege genugsam besetzt? Die Schöppen: Ja, wenn aber zum Rechte mehr nothwendig, soll er besser besetzt werden. Hans: So besetzt ihn besser! Dies geschieht durch die eben eintretenden Schöppen. Hans spricht nun den Bann: „Ich verbiete Zwietracht, ich verbiete Hand und Mund, ich verbiete euch Alles, was ich verbieten soll u. s. w. Ringsum trat tiefe Stille ein. Der Umstand, so hießen die Zuschauer, beobachteten das tiefste Schweigen; bisweilen jedoch wurde der Umstand selbst befragt und gab seinen Beifall durch Schlagen gegen das Heerschild zu erkennen. Hans: So weist mir denn, ob die Bank nach Lehnrecht gespannt ist. Die Schöppen: Sie ist nach Recht und Gewohnheit gespannt. Hans: Laßt den Kläger eintreten. Der Umstand öffnete eine Bahn und Burggraf Friedrich näherte sich mit seinem Vorsprach. Nach Frage und Antwort, ob er rechtlich und vollkommen komme, ob der Beklagte nach Recht geladen, worauf die Boten, Kuno v. Thümen, Witza v. Wolf und Albrecht v. Quast antworten, und nach der Frage: wie oft er bedingen und klagen müsse — dreimal nämlich — folgt nun die Anklage dreimal. Hierauf Hans v. T: Ist Werner v. Holzendorf dieser Thaten geständig? Die Schöppen: Wir Alle sind des Zeugen. Hans: So bedarf es keiner zugezogenen Zeugen. Sucht denn, ob Werner die Treue an seinem Herrn gebrochen? Die Schöppen unterreden sich und rufen dann: Wir finden, daß Werner die Treue gebrochen, er habe denn Hülferede. Hans: So laßt uns der Hülferede warten! Man wartete nun, bis die Sonne unterging. Allein umsonst. Hierauf erhielt Friedrich eine Schrift über den ganzen Vorgang, worauf die Gerichtssitzung geschlossen war und ein Bankett folgte. Diese Procedur wiederholte sich mit geringen Abweichungen dreimal."

Inzwischen ist Dietrich im Kampfe der Neumark gegen die deutschen Ordensherren und vielen Privatfehden thätig gewesen und hat sich in der Mark oder der Oder einen furchtbaren Namen gemacht. Sein Unglück hat ihn zum Menschenhaß geführt, seine Knechte sengen und brennen. Er besitzt pfandweise ein Vorwerk ohne Burgfrieden bei Lades, und die Herzöge von Pommern unterstützen ihn bald offen, bald insgeheim. Viele Städte fallen unter sein Schwert und die Verwüstung ist grenzenlos. Noch jetzt nach 400 Jahren schallt in diesen unglücklichen Gegenden, besonders bei Nauen, sein Name in dem Fluche wieder: „Dat dy da arge Quitz!"

Die Nachricht von diesen Greueln erhält Friedrich in Konstanz, wo er dem Concilium beiwohnt. Diese ereignißreiche Episode gibt dem Verf. eine Darstellung des kostnitzer Concils ein, die ebenso neu als anziehend ist. Der Zusammenfluß von Großen an diesem Orte ist wahrhaft erstaunend: Imponirte die Kirche durch die Anwesenheit des Papstes mit 5 Patriarchen, 33 Cardinälen, 47 Erzbischöfen, 83 Weihbischöfen, 500 geistlichen Fürsten, 132 Äbten, 155 Pröpsten, 5300 geringern Geistlichen, 1800 Priestern und den Generalen aller Mönchsorden, so zeigte der weltliche Stand sich nicht minder imposant durch die Anwesenheit des Kaisers und der Kaiserin, zweier Königinnen, 5 fürstlicher Frauen, von 39 Herzogen, 32 Fürsten, 131 Grafen, 79 Freiherren, 1500 Rittern und 20,000 Edelknechten, der Gesandtschaften von 37 hohen Schulen, von 217 Doctoren der Theologie, 361 Doctoren der Rechte, 1400 Magistern und Licentiaten, der Gesandtschaften von 85 Fürsten, 62 Reichsstädten und 352 Städten. Der Papst allein hatte 1800 Personen in seinem Gefolge u. s. w.

Bei den Händeln mit Papst Johann XXIII., Balth. Cossa, die zuletzt mit seiner Absetzung enden, hat Friedrich dem Kaiser Siegmund die wesentlichsten Dienste geleistet. Er ist sein Gläubiger aus alter Zeit; ein neuer Vorschuß von 250,000 Goldgulden und sein persönliches Verdienst führt ihn endlich ans gewünschte Ziel. Er wird Kurfürst und Erbherr der Mark, jedoch auf Wiederkauf gegen 400,000 Goldgulden. Die Kurfürsten stimmen ein, die Mark huldigt.

So schließt der dritte Theil, und es scheint daher, daß wir noch einen vierten zu erwarten haben, der uns den Schluß der Lebensschicksale der Quitzow bringt.*) Diesem dritten Theile liegt eine anziehende Urkunde bei: das Facsimile eines in heftiger

*) Dieser vierte Theil ist seitdem erschienen. D. Red.

Gemüthsbewegung verfaßten Handschreibens Dietrich's v. Quitzow, im Rathsarchive zu Berlin, an den „Rath zum Berlin". Es lautet folgendermaßen: „Wetet Ratmanne, alz gy serruen, dat gededinget (vertragen) is, det ik med jw in guder fruntschap sitten schal, wat der gededinget is, dat met ik ock wol mede; wen dat wert my kenreleye wis von Jw so geholden, alz it gededinget wart. Ak alz jw serreuen, dat ich salver lowen gesecht hebbe, dat is nicht, it hebbe Jw nichts nicht gesecht und Jan Jw dar wol voer straffen, als me unendelke (unredliche) lüde straffen schal, dy dy unendelke dink serreuen; wen kunde it des Juwen wl vele kriegen, det wolde it met Eren wol beholden. Dyderik uan Quichow."

Dem Verdienste des Verf. dieses Werkes des Fleißes, der Einsicht und der Vorliebe erkennen wir den wohlverdienten Preis zu. Wir kennen keine Schrift, die eine ähnliche Aufgabe so schön löste als die seine. Hier ist wahrhafter Parallelismus von Belehrung und Unterhaltung, und beide werthvoll und dankbar zu empfangen. Das Buch ist stark, aber es erreicht auch Viel und Wesentliches, es gibt uns ein vollständiges, licht- und schattenreiches Bild von dem politischen und sittlichen Zustande Norddeutschlands im Beginne des 15. Jahrhunderts. Es wird sich lange in Achtung erhalten. Die einzige Mißbilligung, die wir aussprechen möchten, bezieht sich auf die Behandlung der Dialoge, die uns nicht würdig genug scheint und sprachlich zu wünschen übrig läßt. In der Erzählung ist die Diction rein und gut, und auch der zu Anfang eingewebte Roman hat allen Anspruch auf unsern Beifall, wiewol er gegen die historische Bedeutung des Werks fast ganz verschwindet. 21.

Notizen.

Unter der Regierung der Elisabeth und Jakob I. war das Würfelspiel in England ein allgemein verbreitetes Laster. Georg Whetstone schildert in seinem 1586 erschienenen „Enemy to unthriftiness" die Würfeltische als Erfindung und Tempel des höllischen Satan und behauptet, es seien solcher Tempel mehr in London als Kirchen zur Verehrung Gottes. Um das Verführerische und Bezaubernde dieses Spiels zu bezeichnen, legt er einen Erzspieler die Worte in den Mund: die ersten Würfel seien aus den Knochen einer Hexe und die ersten Karten aus ihrer Haut verfertigt worden, und seit dieser Zeit übten diese Spiele eine verzaubernde Wirkung aus.

Vor dem Zuchtpolicegerichte zu Paris stand vor Kurzem ein armer Teufel, Namens Mercier, der unlängst erst aus Bicêtre entlassen worden, wo er unter der Abtheilung der Närrischen seine Stelle eingenommen hatte, und für den es, wie sich aus seinem Benehmen schließen ließ, vielleicht gut gewesen wäre, wenn man ihn wieder dorthin zurückgebracht hätte. Dieser arme Teufel wird beschuldigt, eine Weste entwendet zu haben, und er selbst gesteht auch diesen Diebstahl ein. „Es war kalt", führt er zu seiner Entschuldigung an, „ich hatte weder Schuh noch Hemd und seit 20 Stunden nichts gegessen." Der Präsident fragt den Kläger, ob sich nicht in der gestohlenen Weste Geld befunden habe. „Ei wol", erwidert der Kläger, „es befanden sich darin 45 Francs und diese hat mir Mercier ehrlicherweise wiedergebracht, fünf Minuten nachdem er mir die Weste entwendet hatte." Im Betracht dieser großen Ehrlichkeit bei aller Unehrlichkeit würde das Gericht den Beklagten vielleicht haben laufen lassen, wenn derselbe nicht bereits zweimal wegen Diebstahls bestraft gewesen wäre. Deshalb wurde ihm, als Minimum der Strafe, ein Monat Gefängniß zuerkannt, ein Urtheil, wobei er wenigstens so viel gewinnen wird, daß er in einigermaßen hergestellter Kleidung seinen Strafort verlassen kann.

Eine der schrecklichsten Plagen des nördlichen Afrikas sind die Ratten, die dort beinahe noch grausamer sind als die Menschen, und gegen welche die Ratten unsers Welttheils noch als die höflichsten und civilisirtesten Bestien von der Welt gelten können. In Ägypten werden die schimpflichsten Namen, die sich nur in der Sprache vorfinden, den Ratten beigelegt, und es gibt ein unter den Arabern sehr übliches Sprichwort, welches lautet: „Besser die Ungerechtigkeit der Katze, als die Gerechtigkeit der Ratten." Es ist in Afrika, laut den Berichten der ältern wie der neuesten Reisenden nichts Seltenes, daß ganze Familien von den Ratten und Mäusen aus ihren Wohnungen vertrieben werden. 11.

Bibliographie.

Alexander Graf von Württemberg. Gedichte. Gr. 12. Stuttgart, Brodhag. 1 Thlr. 8 Gr.

Bärensprung, H. W., Versuch einer Geschichte des Theaters in Mecklenburg-Schwerin. Von den ersten Spuren theatralischer Vorstellungen bis zum Jahre 1835. 8. Schwerin, Stiller. 1 Thlr. 12 Gr.

Bartels, F., Otto von Falkenau, oder der Christ und der Muhametaner. Eine Erzählung aus den Zeiten der Kreuzzüge. 8. Wesel, Klönne. 1 Thlr.

Beiträge zur Länder- und Völkerkunde. Herausgegeben von B. Jacobi. 1ster, 2ter, 3ter Band. — Auch u. d. T.: Abenteuer auf einer Reise nach Indien über Ägypten, das heilige Land und Syrien. Vom Major Skinner im 31sten Regiment. Aus dem Englischen von B. Jacobi. 3 Bände. 8. Leipzig, Fischer. 3 Thlr. 12 Gr.

Beiträge zur Reformationsgeschichte. Sammlung ungedruckter Briefe des Reuchlin, Beza und Bullinger nebst einem Anhange zur Geschichte der Jesuiten. Aus den handschriftlichen Schätzen der Königlichen Bibliothek zu Berlin mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von *G. Friedlaender*. Gr. 8. Berlin, Enslin'sche Buchh. 1 Thlr. 12 Gr.

Bibliothek klassischer Schriftsteller Nordamerikas. 1ster, 2ter Band. — Auch u. d. T.: James Paulding's Amerikanische Romane. 1ster, 2ter Band. Wehlauf, nach Westen! 2 Theile. — 16. Frankfurt a. M., Sauerländer. 18 Gr.

Ellendorf, J., Der heilige Bernhard von Clairvaux und die Hierarchie seiner Zeit. Gr. 8. Essen, Bädeker. 1 Thlr. 4 Gr.

Hoffmann von Fallersleben. Gedichte. Neue Sammlung. 8. Breslau, Aderholz. 16 Gr.

Kerning, J. B., Der Student. Aus den früheren Manuscripten ꝛc. 8. Stuttgart, Brodhag. 12 Gr.

Nieritz, G., Der Abenteurer wider Willen. Eine Erzählung aus unserer Zeit. In 2 Theilen. 8. Königsberg i. d. N., Windolff u. Striese. 2 Thlr. 18 Gr.

Russische Novellen und Skizzen. Übertragen durch A. von Seebach. Gr. 12. Leipzig, Fischer. 1 Thlr. 12 Gr.

Simonde von Sismondi, J. C. L., Forschungen über die Verfassungen der freien Völker. Übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von A. Schäfer. Gr. 8. Frankfurt a. M., Küchler. 2 Thlr.

Soltyk, R., Napoleon im Jahre 1812 oder historisch-militairische Darstellung des Feldzugs in Rußland. Aus dem Französischen übersetzt und mit historischen und kritischen Anmerkungen versehen von L. Bischoff. 1ste Lief. Mit 1 Operationskarte. Gr. 8. Wesel, Klönne. 8 Gr.

Der Spießgesell. Aus dem Englischen. 3 Bände. 8. Leipzig, Fischer. 3 Thlr. 12 Gr.

Geschichtliche Übersicht der Slavischen Sprache in ihren verschiedenen Mundarten und der slavischen Literatur. Für das deutsche Publicum bearbeitet und herausgegeben von E. v. O. Gr. 8. Leipzig, Barth. 1 Thlr. 9 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Comptoir=Handbuch

nach

MAC-CULLOCH

in

Einem Bande.

Mit den Planen von Konstantinopel, Gibraltar, Helsingör, Neuyork, Petersburg und Rio Janeiro, und einer Weltkarte nach Mercator's Projection.

Soeben ist in Unterzeichnetem erschienen und in jeder Buchhandlung zu kaufen:

Die 7te und 8te Lieferung

einer schönen und außerordentlich wohlfeilen Ausgabe von Mac-Culloch's vortrefflichem:

Dictionary of Commerce and Commercial Navigation.

Bogen 61—80.

Preis 1 Fl. 36 Kr., oder 1 Thlr.

Inhalt:

Münzen, Murcia, Murzuck, Muscat, Muscatblüte, Muscatnüsse, Muscheln, Muschelseide, Musivgold, Musselin, Muster, Mutterharz, Mützen, Myrobolanen, Myrrhen, Nablus, Nachdeclaration, Nadelhölzer, Nadeln, Nägel, Namur, Nancy, Nangasaki, Nanking, Nankin, Nantes, Nantucket, Naphtha, Napoli di Romania, Narbonne, Natron, Naumburg, Neapel, Neisse, Nejin, Nelken, Nelkenöl, Nertschinsk, Nessel, Neuburg a. d. Donau, Neuschatel, Neunaugen, Neuorleans, Neuß, Neusatz, Neusohl, Neustadt a. d. Hardt, Neustadt, Neuwied, Neuyork, Nevers, Newburyport, Newcastle, Newhaven, Newport, Newry, Nickel, Niederlagssystem, Nießwurz, Nikolajew, Nimes, Nimwegen, Niort, Nizza, Nördlingen, Regent le Retrou, Nola, Norden, Nordhausen, Nordköping, Northampton, Norwich, Nottingham, Novara, Nowaored, Noyon, Nudeln, Nuits, Nürnberg, Nüsse, Nutria, Daraca, Oblaten, Obsidian, Obst, Obstwein, Oceanna, Ochsk, Ochsenfleisch, Ochsenzunge, Ocker, Odense, Odessa, Oedenburg, Oel, Oelbaumharz, Oels, Offenbach a. M., Ohlau, Ohrdruff, Oldenburg, Oldham, Olibanum, Oliven, Olivenöl, Oliventa, Olmütz, Oleron, Olot, St.=Omer, Omnium, Onyx, Opal, Operment, Opium, Opobalsam, Opopenax, Oporto, Oppeln, Orange, Orangen, Orel, Orenburg, Orihuela, Orleans, Orleans, Orseille, Orthez, Osnabrück, Ostende, Osterluzei, Osterrode, Ostindische Compagnie, Otterselle, Oviedo, Oxford, Oxhoft, Pace, Paderborn, Padua, Paimboeuf, Paisley, Packetboote, Palembang, Palencia, Palermo, Palma, Palmas, Palmöl, Pamines, Pampeluna, Panama, Panargummi, Papenburg, Papier, Papiermaché, Pappparbeiten, Pappe, Pappel, Para, Paradieskörner, Paraguaythee, Paramaribo, Parchim, Pareirawurzel, Paris, Parma, Pasewalk, Passagiere, Passau, Pataten, Patente, Patna, Patras (Petrasse), Pau, St.=Paul, Pavia, Pech, Pechkohle, Pechurinnüsse, Pechurimtinde, Peck, Pecul, Peking, Pelzwaarenhandel, Penang=Pulo, Penny, Pennypost, Pensa, Pergament, Perigueux, Perlasche, Perlen, Perlmutter, Perm, Pernambuco, Perpignan, Persie, Perth, Peschawer, Perugia, Pesaro, Pesth, St.=Petersburg, Pesenas, Petroleum, Pettinet, Pfandgeschäfte, Pfeffer, Pfeilwurz, Pfennig, Pferd, Pferdehandler, Pfirsiche, Pflaumen, Pforzheim, Pfriemen, Philadelphia, Philippinische Inseln, Phosphor, Piacenza, Piaster, St.=Pierre, Pignerol, Pillau, Pilsen, Piment, Pimpinellwurzel, Pinchbeck, Pineen, Pinsel, Pinte, Pipe, Pirna, Pisa, Pisang, Pistazien, Pistoja, Pittsburg, Planken, Platina, Plattirte Waaren, Plauen, Plack, Plymouth, Pockholz, St.=Pölten, Point=à=Pitre, Poitiers, Poligny, Pollenza, Police, Pomeranzen, Pondichery, Ponta del Gado, Pont=à=Mousson, Pontarlier, Pontaudemer, Pontiana, Poole, Poperingen, Porphir, Port=au=Prince, Port d'Espagne, Portland, Port=Louis, Portobello, Portocabello, Portomauriccio, Porterico, Portsmouth, Porzellan, Posen, Postwesen, Postreisen, Potasche, Potosi, Potsdam, Poudrette, Prag, Prahm, Prato, Preise, Preisverzeichniß, Prenzlow, Preßburg, Preßspähne, Preston, Priego, Prosonitz, Proben, Proviant, Proviantschein, Providence, Provins, Premislau, Pskow, Puebla de los Angelos, Puerto de Santa Maria, Purgirnüsse, Purgirwinde, Putchock, Puzzolanerde, Quarantaine, Quarter, Quassia, Quebec, Quecksilber, Quedlinburg, St.=Quentin, Queretaro, Quercitron, Quillimane, Quimper, Quincaillieriewaaren, Quito, Quitten, Quittung, Raab, Rabatt, Racconigi, Radzimilow, Ragusa, Raky, Ramsgate, Ranbers, Rangun, Rapatel, Rastatt, Ratanhia, Ratafia, Ravenna, Ravensburg, Rauchwaaren, Rauchwaarenhandel, Reading, Reale, Realgar, Rechnungsabschluß, Rechete, Redout=Kale, Regensburg, Rehfelle, Reggio, Register, Reichenberg, Reichenhall, Reis, Reisblei, Reisende, Remirement, Remo, Remscheid, Rendsburg, Rennes, Renten, Repressalien, Rethel, Reus, Reutlingen, Reval, Respondentia, Rhabarber, Rheder, Ricinusöl, Riegelwege, Ries, Rheims, Rhodus, Richmond, Riga, Rimini, Rinde, Rindfleisch, Rio de Janeiro, Riom, Riva, Rivo=de=Gier, Roanne, Rob, Rochdale, Rochefort, Rochelle, Rochester, Rochester, Rodez, Roeraas, Roggen, Rohr, Rom, Romans, Ronda, Rosenholz, Rosenöl, Rosette, Rosinen, Rosmarin, Rosteck, Röthel, Rotterdam, Roubair, Rouen, Roverebo, Rovigno, Rovigo, Rubin, Rübsen, Rückzoll, Rückzollscheine, Rudelstadt, Rügenwalde, Rubia, Rum, Rumburg, Runkelrübe, Ruppin, Ruß, Rustschuck, Saalfeld, Saarbrücken, Saargemünd, Saarlouis, Sabara, Sadebaum, Säge, Safflor, Saffran, Sagan, Sagapengummi, Sago, Saigon, Saintes, Saiten, Salamanca, Salbei, Salem, Salep, Salerno, Salins, Salisbury, Salm, Salonichi, Salpeter, Saluzzo, Salvador,

Fest, Gelehrte, Personen, Geschenke, Künstler, Kleider, Gast, Gastmahl, Gebet, Geschichte, Gesetz, Gesetzgeber, Gesetzgebung, Gesetzkunde, Gesetzlehrer, Gesetzmäßigkeit, Gesetzwidrigkeit, Gesetzwidrig, Gesetzwidrigkeit, Gesetzwidrigkeit, Gesetzwidrigkeit

Bei Zeitungsbestellungen wiederholt ersuchen wir, stets auf die Firma
des Blattes, nicht auf Redakteur zu adressiren.

Die Post für Oxford.
Wird täglich um 9 Uhr Vormittags ausgegeben.

Dr. C. J. Parker,
Arzt und Geburtshelfer, Wundarzt und Augenarzt,
No. 37 Broad, nahe Cornmarket. 1 Uhr bis 3 Uhr.

Dr. Ridley Colborne,
der gemeinen Chirurgie und Augenheilkunde,
No. 1 Gloucester Green, vormittags Abends nach Uebereinkunft.

Prof. Dr. Alexander in Berlin
hat die Ehre, seine Freunde und Bekannten zu benachrichtigen, daß er sich
wieder in Berlin befindet und seine Praxis als Arzt und Geburtshelfer
wieder ausübt. Seine Wohnung ist Behrenstraße No. 21, Ecke der Mohren-
straße. Sprechstunden täglich von 10 bis 12 Uhr Vormittags und von 2 bis
4 Uhr Nachmittags. Für Arme unentgeltlich Montags und Donnerstags
von 10 bis 12 Uhr Vormittags.

Lady Birmingham's verwaiste Kinder.
Bekanntlich haben diese Kinder, seit dem Tode ihrer Mutter,
unter der Lady Bloomgrove, Gemahlin von A. L.
Esq.,
in Bath, Lansdown Crescent, No. 3,
ein Asyl gefunden, und Niemand kann ihnen, wie
diese, die Liebe einer Mutter ersetzen.
Wer also Lust hat, diesen armen Kindern eine Wohlthat zu erweisen,
wende sich an Lady Bloomgrove, wie oben.
Bath, 1. Dec. 18 .

S. JONES.

Wochenblatt

für

Land- und Gartenwirthschaft, Gewerbe und Handel.

Nro. 100. Freitag, 10. Dec. 1847. Unter Redaktion der Königl. Gesellschaft zur Beförderung der Künste, Manufakturen und Handlung.

Diese Zeitschrift erscheint jeden Freitag und wird in der Königl. Gesellschaft zur Beförderung der Künste, Manufakturen und Handlung, Adelphi, Strand, London, ausgegeben. Preis 4 Pence. Bestellungen werden angenommen in allen Buchhandlungen und Postämtern.

Inhalt: Bekanntmachungen. Wichtig für Leute von Stand. Die Kunst, Gesellschaft zu machen. Wichtig für Leute, welche Geschäfte machen wollen. Wichtig für Leute, welche Geschäfte machen wollen. Wichtig für Leute, welche Geschäfte machen woll

Durch alle Buchhandlungen ist **gratis** zu erhalten:

Verzeichniß einer Wohlfeilen naturhistorischen und medicinischen Bibliothek

für Chemiker, Mineralogen, Botaniker, Zoologen, Anatomen, Physiologen, Pharmaceuten, praktische Ärzte, psychische Ärzte, Chirurgen, Augenärzte, Zahnärzte, Geburtshelfer, gerichtliche Ärzte und Thierärzte,

bestehend aus einer Sammlung von **308** Werken, verfaßt von Ackermann, Albers, Augustin, Barthez, Batsch, J. Bell, Brudant, Bilguer, Bley, Boerhaave, Buffon, Bucholz, de Candolle, Cerutti, Choulant, Copeland, Daniel, Dietz, Döbereiner, Eichwald, Erdmann, Ettmüller, Falconer, A. F. Fischer, J. W. C. Fischer, Fritze, Gilbert, Gleditsch, A. v. Haller, J. Hamilton, R. Hamilton, Hayner, Hedenus, Hermbstädt, Hufeland, A. v. Humboldt, Jörg, Karsten, Kaulfuss, Klaproth, König, Krause, Krimer, C. G. Kühn, O. B. Kühn, Lavoisier, Lentin, Linné, v. Loder, Mayer, Mead, J. Müller, F. Nasse, H. Nasse, Pallas, Parrot, Reichenbach, Rush, Sabatier, Scheele, Schelling, Sprengel, Vogel, Voigtel, Weiz, Wildberg, Windischmann, Windslow und vielen andern berühmten Naturforschern und Ärzten, **von denen (mit Ausnahme einiger Artikel) eine bestimmte Anzahl Exemplare für die beigedruckten sehr ermäßigten Preise geliefert werden.** Philologen und Freunde der alten Ärzte werden besonders auf die darin enthaltene schöne Sammlung der „Opera medicor. graecor.", 26 Bände in 28 Theilen (Ladenpreis 140 Thlr. — jetzt 45 Thlr.), aufmerksam gemacht.

Leipzig, im März 1837.

Karl Cnobloch.

Für Geologen und Freunde der Geologie.

William Buckland, Die Urwelt und ihre Wunder.

Aus d. Engl. von

Friedr. Werner.

5 — 6 Lieferungen, à 48 Kr., oder 12 Gr.

Die erste Lieferung dieses mit vielen Abbildungen geschmückten Werkes verläßt soeben bei Paul Neff in Stuttgart die Presse. Es gehört zu den

Bridgewater-Büchern,

und Subscribenten auf die aus 24 — 30 Lieferungen bestehende Reihenfolge dieser Bücher erhalten die Lieferung à 30 Kr., oder 7½ Gr.

Alle Buchhandlungen nehmen Unterzeichnungen an.

Stuttgart, den 1sten März 1837.

Paul Neff.

Englische Literatur.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist neu erschienen:

Captain Marryat complete Works, 10 Vol. with the portrait of the Author. 8. Subscriptionspreis 10 Thlr.

Jeder Band ist auch einzeln zu 1 Thlr. 12 Gr. zu haben.

1) Peter Simple, 2) Japhet, 3) The Pacha, 4) Newton Forster, 5) Jacob Faithful, 6) The Naval Officer, 7) The Kings Own, 8) The Pirate and the 3 Cutters, 9) Mr. Midshipman Easy, 10) Rattlin the Reefer.

Bulwer, E. L., complete Works, 11 Vol. with the portrait of the Author. 8. Subscr.-Pr. 11 Thlr. Einzeln jeder Band à 1 Thlr. 12 Gr.

1) Pelham, 2) England and the English, 3) Pilgrims on the Rhine, 4) The Disowned, 5) Eugene Aram, 6) Devereux, 7) Paul Clifford, 8) Last days of Pompeji, 9) Falkland etc., 10) The Student, 11) Rienzi.

Murray, L., English Grammar adapted to different classes of learners etc. 47 Edition. 8. Cart. 1 Thlr.

— —, English Exercises adapted to the English Grammar. 42 Edition. 8. Cart. 18 Gr.

Voigtmann, C. T., A new critical Pronouncing Dictionary of the English language, published on an entirely new plan. Royal 8. Sauber cartonnirt. 2 Thlr. 6 Gr.

Alle diese Werke sind auf Velinpapier und vorzüglich schön gedruckt, und eignen sich durch ihren innern wie äußern Gehalt zu angenehmen Geschenken für Gebildete.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin für Kinder.

1837. Februar. Nr. 5—8.

Nr. 5. *Der Wiederaufbau der Stadt und des Tempels zu Jerusalem. Der Kampf mit der Schlange. *Die Eichhörnchen. Die Fastenbretzeln. *Der gemeine Säbelschnäbler. Auflösung der Räthsel im vorigen Monat. — **Nr. 6.** *Die Stein- oder Winterriche. Das Riesenfräulein und die Bauern. Eine Volkssage. *Eine chinesische Strafe. Die Pantoffeln. *Die Kegel- oder Tutenmuscheln. Räthsel. — **Nr. 7.** *Die Frösche. Der Wagehals. *Die Löwin und der Hund. Der Februar. Übermuth und falsche Demuth. *Die Meerbarbe. — **Nr. 8.** *Das unartige Kind. Die natürlichen Wegweiser im Walde. *Die schwarze Nieswurz, oder die Weihnachtsrose. Der sächsische Prinzenraub. Benutzung der Zeit. Von J. F. Seidel. *Der Dodo oder die Dronte. Räthsel.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 1 Thlr. — Der erste, zweite und dritte Jahrgang kosten ebenfalls jeder 1 Thlr.

Leipzig, im März 1837.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Grund, The Americans etc.

Zur Vermeidung von Collisionen macht die Unterzeichnete bekannt, daß die von

Grund, Francis J., The Americans in their moral, social and political relations,

und zwar von der Hand des sich gegenwärtig in unserer Mitte aufhaltenden Herrn Verfassers besorgte, längst angekündigte, vermehrte und berichtigte Ausgabe in deutscher Übersetzung demnächst ausgedruckt ist und in den nächsten Tagen versichat werden soll. Dieses interessante Werk wird einen Theil unserer Sammlung von

Reisen und Länderbeschreibungen

bilden, aber auch einzeln zu haben sein.

Stuttgart, den 15ten Februar 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

№ I.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

1837. Januar, Februar und März.

1. Allgemeine Bibliographie für Deutschland. 2ter Jahrgang. 1837. Herausgeber: Ed. Avenarius. 52 Nrn. Gr. 8. 3 Thlr.
2. Allgemeine medicinische Zeitung. Jahrgang 1837. Herausgeber: Dr. Karl Pabst. 104 Nrn. Gr. 4. 6 Thlr. 16 Gr.
†3. Bericht vom Jahre 1836 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von Karl August Espe. Gr. 8. Geh. 10 Gr.
4. Bidder (F. H.), Neurologische Beobachtungen. Mit 2 lithogr. Tafeln. 4. Dorpat. Geh. 20 Gr.
5. Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In vier Bänden. Erster Band: A—B. Mit 320 Abbildungen und 17 Landkarten. (11te, 12te Lieferung.) Gr. 4. Geh. Jede Lieferung 6 Gr.

   Mit der 12ten Lief. ist der erste Band des Bilder-Conv.-Lexikons geschlossen. Der zweite und dritte Band werden gleichzeitig begonnen und ausgegeben werden und es wird somit das schnellere Fortschreiten des Werks gesichert.
6. Blätter für literarische Unterhaltung. Herausgeber: Heinrich Brockhaus. Jahrgang 1837. 365 Nrn. Mit Beilagen. Gr. 4. 12 Thlr.
†7. Böttiger (K. W.), Karl August Böttiger, königl. sächs. Hofrath ꝛc. Eine biographische Skizze von dessen Sohne. (Aus den „Zeitgenossen" besonders abgedruckt.) Mit Böttiger's Bildnisse. Gr. 8. Geh. 16 Gr.
8. Conversations-Lexikon, oder Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. Achte Originalauflage. In 12 Bänden oder 24 Lieferungen. 22ste und 23ste Lieferung. Gr. 8. Jede Lieferung auf Druckpapier 16 Gr., auf Schreibpapier 1 Thlr., auf Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr.

   Die letzte Lieferung wird auch binnen Kurzem erscheinen.
9. Eckermann (Johann Peter), Gespräche mit Göthe in den letzten Jahren seines Lebens. 1823—32. Zwei Theile. Zweite, mit einem Register versehene Ausgabe. 8. Geh. 4 Thlr.
10. — —, Dasselbe. Erste Ausgabe. Namen- und Sachregister. 8. Geh. 4 Gr.
11. Eichthal (Gustave d'), Les deux mondes. Servant d'introduction à l'ouvrage de *M. Urquhart:* La Turquie et ses ressources. Publié avec l'autorisation de l'auteur. (Mit 1 Karte.) Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.
12. Encyklopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis, mit Einschluss der Geburtshülfe, der Augenheilkunde und der Operativchirurgie. Im Verein mit mehren praktischen Ärzten und Wundärzten herausgegeben von Georg Friedrich Most. Zweite Auflage. In zwei Bänden. 9tes und 10tes Heft. Gr. 8. Geh. Subscriptionspreis eines Heftes von 12 Bogen 20 Gr.
13. Heinsius (Wilhelm), Allgemeines Bücher-Lexikon. Achter Band. Herausgegeben von Otto August Schulz. 8te Lieferung. Enthaltend zweite Abth., Bogen 6—15. Gr. 4. Geh. 20 Gr. Schreibpapier 1 Thlr.
14. Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie, von Oken. Jahrgang 1837. 12 Hefte. Mit Steintafeln. Gr. 4. Zürich. Geh. 8 Thlr.
15. Ist die Klage über zunehmende Verarmung und Nahrungslosigkeit in Deutschland gegründet, welche Ursachen hat das Übel, und welche Mittel zur Abhülfe bieten sich dar? Beantwortet von Siegfried Justus I., König von Israel und Hoherpriester von Jerusalem. Gr. 8. Geh. 12 Gr.
†16. Julius, Die amerikanischen Besserungssysteme, erörtert in einem Sendschreiben an Herrn W. Crawford, Generalinspector der großbritannischen Gefängnisse. Gr. 8. Geh. 8 Gr.
17. Kannegießer (Karl Ludwig), Abriß der Geschichte der Philosophie. Gr. 8. 18 Gr.
18. Körte (Wilhelm), Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen. Nebst den Redensarten der Deutschen Zechbrüder und Aller Praktik Großmutter, d. i. der Sprichwörter ewigem Wetter-Kalender. Gesammelt und mit vielen schönen Versen, Sprüchen und Historien in ein Buch verfaßt. In vier Lieferungen. Erste Lieferung. Gr. 8. Geh. 16 Gr.

19. Kritiken des Werks von Friedrich von Raumer: England im Jahre 1835 aus der Morning Chronicle, den Times, dem Dublin Review, Foreign quarterly Review und Edinburgh Review. Gr. 8. Geh. 8 Gr.

Friedrich von Raumer's „England im Jahre 1835", 2 Thle., 1836, kostet 5 Thlr. und ist jetzt wieder durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

20. Leopardi (Graf Giacomo), Gesänge, nach der in Florenz 1831 erschienenen Ausgabe übersetzt von Karl Ludwig Kannegießer. Gr. 12. Geh. 16 Gr.

21. Müller (Wilhelm), Gedichte. Herausgegeben und mit einer Biographie Müller's begleitet von Gustav Schwab. Zwei Bändchen. 16. Geh. 2 Thlr. 16 Gr.

22. Das Pfennig-Magazin für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. 5ter Jahrgang. 1837. Herausgeber: Friedrich Brockhaus. Nr. 197—248. 52 Nrn. Mit vielen eingedruckten Holzschnitten. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

23. — — für Kinder. 4ter Jahrgang. 1837. Herausgeber: A. Kaiser. 52 Nrn. Mit vielen eingedruckten Holzschnitten. Kl. 4. 1 Thlr.

24. Repertorium der gesammten deutschen Literatur. (4ter Jahrgang für das Jahr 1837.) Herausgegeben im Verein mit mehren Gelehrten von E. G. Gersdorf. 11ter Band, in 6 Heften. (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Gr. 8. Jeder Band von etwa 50 Bogen in 14tägigen Heften 3 Thlr.

25. Schopenhauer (Johanna), Die Tante. Ein Roman. Neue Ausgabe. Zwei Bändchen. 16. Cart. 1 Thlr. 16 Gr.

†26. Schubert (G. H. v.), Die Symbolik des Traumes. Neue verbesserte und vermehrte Auflage. Mit einem Anhange aus dem Nachlasse eines Visionärs: des J. Fr. Oberlin und einem Fragment über die Sprache des Wachens. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Daraus besonders abgedruckt:

†27. — —, Berichte eines Visionairs über den Zustand der Seelen nach dem Tode. Aus dem Nachlasse Johann Friedrich Oberlin's, nebst einem Fragment: Die Sprache des Wachens. Ein Anhang zu des Herausgebers Symbolik des Traumes. Gr. 8. Geh. 12 Gr.

28. Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. Dritte Reihe. Sechsten Bandes 3tes und 4tes Heft. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. Schreibpap. 1 Thlr. 12 Gr.

Die mit einem † bezeichneten Artikel erschienen mit der Jahrszahl 1837 bereits in den letzten Monaten des vorigen Jahres.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Polytechnisches Journal,

herausgegeben

von den

D. D. Dingler und Schultes.

Erstes Januarheft.

Inhalt: Pearson, Über eine neue Art von retirender Dampfmaschine. Mit Abbildungen. Jelowicki's Verbesserungen an den Dampfmaschinen. Mit Abb. Radley's Verbesserungen an den Manometern zum Messen der Expansivkraft der Dämpfe und anderer elastischen Flüssigkeiten, welche als Triebkraft benutzt werden. Mit Abb. Smith's Verbesserungen an den Apparaten zum Treiben von Maschinen und zum Emporheben und Herablassen schwerer Lasten. Mit Abb. Mason's Verbesserungen an den Rädern, Büchsen und Achsen der Wagen für gewöhnliche Landstraßen sowol als für Eisenbahnen. Mit Abb. Peyre's Verbesserungen an den Schiffsherden, Kochapparaten und in der Methode, destillirtes Wasser aus dem Seewasser zu erhalten, welche Verbesserungen sich auch auf die Erzeugung von Dampf anwenden lassen. Mit Abb. Busk's verbesserte Methode, Schiffe, Boote und andere schwimmende Körper zu treiben. Mit Abb. Skinner's Verbesserungen an den Maschinen zum Schneiden von Fournirholz, welche Maschinen auch zu andern Zwecken dienen können. Mit Abb. Marquardt's Beschreibung einer Maschine zum Kupferstechen. Mit Abbild. Fenton's Verbesserungen an den Schlössern und Schnallen für Thüren, Thore und andere Zwecke. Mit Abb. Richard's Verbesserungen an den Zündkapseln für Percussions-Feuergewehre. Mit Abb. Westhead's Verbesserungen an den Maschinen zum Schneiden von Kautschuck, Leder, Häuten und andern Substanzen. Mit Abb. Robinson's Verbesserungen an den Lampen. Mit Abb. Schubarth's Notizen über die Runkelrübenzucker-Fabrikation im nördlichen Frankreich. — Miscellen. Englische Patente. Reed's Verbesserungen an den Dampfkesseln. Über Hrn. M'Grew's Triebkraft zum Fortschaffen von Wagen, Betten ꝛc. Paulin's Löschapparat. Die Flachsspinnerei durch Maschinen in Girardow. Zahl der Webestühle und Dampfmaschinen in Glasgow. Gazebeuteltuch für Mahlmühlen nach amerikanischem Systeme. Zunahme der Industrie in Rußland. Benutzung der Abfälle in den Baumwollspinnereien. Bereitung eines schwarzen Anstriches, schwarzer Schiffsfirniß genannt. Beitrag zur Ziegelfabrikation. Verbesserungen in der Rübenzucker-Fabrikation. Über eine unauslöschliche Tinte. Bleibleich zum Verschließen der Weinflaschen.

Zweites Januarheft.

Inhalt: Schafhäutl's verbesserter Dampferzeugungs-Apparat. Mit Abb. Dessen verbessertes Räderwerk zur Erzeugung einer continuirlichen rotirenden Bewegung. Mit Abb. Parkin, über die Eisenbahnunterlagen. Mit Abb. Marquardt's Beschreibung einer Maschine zum Kupferstechen. Mit Abb. Bericht des Hrn. Péclet über den thermostatischen Heber des Hrn. Sorel in Paris. Mit Abb. Quénard's Beschreibung einer neuen Ablaßröhre für Fischteiche. Mit Abb. Bericht des Hrn. Péclet über die Lampen des Hrn. Chabrier und Comp. in Paris. Mit Abb. Mittheilungen aus Dr. Ure's neuestem Werke über die Baumwollmanufacturen. Brewin's verbesserter Gerbeproceß. Mit Abb. Moll's Verfahren, das Holz mittels Cupion und Kreosot gegen das Verderben oder den Trockenmoder zu schützen. Einiges über das Färben verschiedener Holzarten. Gentele, über die Bereitung der rothen Lackfarben aus Fernambuck- und Martensholz. Gregory, über die flüchtige Flüssigkeit, welche man bei der trockenen Destillation des Kautschucks erhält. d'Arcet, über die zum Abkühlen der Luft in den Seidenzüchtereien geeigneten Mittel. Über die im Jahre 1836 auf der Domaine Bergeries de Senart von Hrn. Camille Beauvais veranstaltete Seidenraupenzucht. — Miscellen. Amerikanische Dampfwagen zu landwirthschaftlichen Zwecken. Ist die Wärme eine Materie mit oder ohne Gewicht? Neue Erfindungen in der Schiffbaukunst. Field's Verbesserungen an den Spinnmaschinen. Über Tuchfabrikation aus wollenen Lumpen. Darstellung des Lithions aus dem Spodumen. Kann's Messing zum Vergolden. Über eine dem Gold ähnliche Legirung, Chrysorin genannt. Reinigung des braunen Leims. Über die Benutzung des Mais auf Zucker ꝛc. Potaschefabrikation aus den Rübenzuckermelassen. Über die Zusammensetzung des Indigos. Über die Anwendung von Holzblöcken zum Straßenpflaster. Drähte anstatt der Hopfenstangen. — Literatur. Deutsche.

* * *

Von diesem sehr gemeinnützigen und wohlfeilsten Journal erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Kupfern. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit 24—36 Kupferplatten bestehend und welcher mit einem vollständigen Sachregister versehen wird, macht für sich ein Ganzes aus und kostet durch die Postämter und Buchhandlungen nur 9 Thlr. 8 Gr., oder 16 Fl. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Ein dieses Journal begleitender Anzeiger nimmt einschlägige Dienstgesuche, Waaren- und Maschinen-Anbietungen, Bücheranzeigen u. s. w. gegen sehr billige Insertionsgebühren auf, und die Verlags-Expedition besorgt die einschlägige Correspondenz.

Stuttgart und Augsburg, im Jan. 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Soeben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen:

***Selous*, Umrisse zu Shakspeare's Sturm,** in 12 Blättern; mit scenischen Textstellen in englischer, deutscher, französischer und italienischer Sprache. Royal 4. London. Elegant cartonnirt n. 4 Thlr.

Diese gelungenen Umrisse werden allen Besitzern der „Galerie zu Shakspeare's dramatischen Werken von Retzsch" insbesondere eine sehr willkommene Gabe sein.

The English Bijou Almanac for 1837. Poetically illustrated by *L. E. Landon*. London. In Etui n. 12 Gr. In Sassian gebunden 1 Thlr.

Dieser äußerst niedliche Almanach ist mit sehr schön gestochenen Portraits: Adelaide, Königin von England, Mrs. Somerville, Fr. von Raumer, Coleridge, Göthe, Cooper und Mad. Malibran, ausgestattet.

Ferner die Bildnisse

Hufeland's, nach einem Gemälde von Krüger, lithographirt von Gauci. Fol. n. 1 Thlr.

Tiedemann's, nach dem Leben gezeichnet und auf Stein übertragen von S. Lawrence. Fol. n. 1 Thlr.

Mad. **Malibran** (aus dem Bijou-Almanac). In Royal 8. n. 8 Gr.

Alle diese Bildnisse sind sehr schön ausgeführt.

Leipzig, im März 1837.

Avenarius & Friedlein.

Soeben ist im Verlage von J. C. Dresch erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Zur Genesis und Therapeutik der epidemischen Cholera und über deren Verhältniß zum morbus miliaris nach eignen in Eger und München gesammelten Erfahrungen von Dr. A. Siebert. Bamberg, 1837. Gr. 8. Preis 1 Fl. 30 Kr., oder 20 Gr. Sächs.

Der Herr Verf. bietet, wie schon der Titel besagt, keine Compilation, sondern nur das Resultat seiner am Krankenbette und Sectionstische zu Eger und München gemachten Forschungen und Erfahrungen dar.

Die Herren Ärzte, welche noch keine Cholerakranke behandelten, werden in dieser Schrift ein klares Bild dieser Krankheit und die sichersten Anhaltspunkte zu einer rationellen Behandlung erhalten; Diejenigen, welche die Cholera bereits aus eigner Behandlung kennen, werden sich durch die darin niedergelegte hochwichtige Entdeckung über Natur und Wesen dieser Krankheit angesprochen fühlen, und die auf thatsächlichen Gründen beruhende Überzeugung des Verf. theilen.

Bei Wilhelm Logier in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die

Philosophie des absoluten Widerspruchs,

im Umrisse

der Fundamentalphilosophie, Logik, Ästhetik, Politik, Ethik, Ekklesiastik und Dialektik,

von

Dr. G. Lautier.

Gr. 8. 10½ Bogen. 1837. Preis 20 Sgr.

Es ist heute anerkannt worden, daß die Hegel'sche Philosophie den bloßen Begriff des Absoluten, nicht auch (anders als dem bloßen Begriffe nach) die Realität erfasse, wozu auch die Positivität des Andern des Begriffes (eben des philosophischen X), namentlich des Bösen, gehöre. Des Herrn Verfassers Aufgabe war nun, das die Hegel'sche Philosophie demgemäß weiterführende, der heutigen Zeit gemäße, noch fehlende System der Philosophie aufzustellen, welches, die Speculation mit der Erfahrung nicht zu bloßen Momenten des Begriffs, das ist zum leeren Gegensatze vereinend, auch die fixe Verschiedenheit beider (das Andere) in sich faßt; nämlich zeigt, wie jede echte Ausarbeitung, sowol die des Universi, als die speciellen der Wissenschaft, Kunst, des äußern Lebens, eine organisch einheitliche Verflechtung verschiedener Ideen und Systeme ist: den absoluten Widerspruch als Makro- oder Mikrokosmus bildet, welcher eben kein bloßer Widerspruch (theils bloßer Gegensatz, theils bloße Verschiedenheit), sondern auch, aber nicht blos, die absolute Identität der bisherigen Speculation ist. Des Herrn Verfassers System ist so die absolute Compositionslehre für jede Arbeit.

In einem Anhange behandelt Derselbe die Aristotelische Logik und zeigt, wie nicht eine ihrer Formeln vollkommen richtig, einige aber grabezu falsch sind: er entwickelt die Urtheile und Schlüsse derselben aus einem Principe, und zeigt namentlich wie mittels der von ihm genau bestimmten Urtheile in den 19 gewöhnlichen Schlußformen ohne Umkehrung der Conclusion und Metathese, 64 verschieden liegen (z. B. in Baroco „AB ist in ABC; AD ist theilweise außerhalb ABC: AD ist theilweise außerhalb AB", — „A ist in AB; AD ist theilweise außerhalb AB: AD ist theilweise außerhalb A" — die Conclusion ist hier aus i—a, dort aus i—i, — u. s. w.).

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin für Kinder.

1837. März. Nr. 9—12.

Nr. 9. *Hiob, sein Weib und seine Freunde. Der März. *Die Zidethkatze. Die Freunde. *Der Bohrwurm. Auflösung der Räthsel im vorigen Monat. Räthsel. — Nr. 10. *Kaiser Maximilian I. Das Schneeglöckchen. *Die Arakatscha. Geben ist seliger denn Nehmen. *Der Lippfisch oder das Seeweib. Räthsel. — Nr. 11. *Der Albatros. Wie man sich irren kann. *Das Echo oder der Wiederhall. *Die Jungfrau vom Lurley. Der rachsüchtige Affe. *Die Mücken oder Schnaken. Räthsel. — Nr. 12. *Die geselligen Kernbeißer und ihre Nester. *Treue Hunde entdecken die Mörder ihrer Herren. *Das Königsschloß im See. Ein Märchen. *Der Turturu oder die Wanderkrabbe. Räthsel.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 1 Thlr. — Der erste bis dritte Jahrgang kosten ebenfalls jeder 1 Thlr.

Leipzig, im April 1837.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von DuMont-Schauberg in Köln ist neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

MAGENDIE,

Professor am Collége de France, Mitglied des Instituts,

Vorlesungen

über

die physikalischen Erscheinungen des Lebens.

Mit Magendie's Hinzuziehung und Unterstützung aus dem Französischen übersetzt

von

Dr. Baswitz.

240 S. Gr. 8. Geh. 20 Gr., oder 1½ Fl. Rhein.

Bulwer's neuer Roman:
THE SIEGE OF GRANADA,
DIE BELAGERUNG VON GRANADA,

übersetzt von *R. Z. Ende*,

erscheint in meinem Verlage und wird in deutscher und englischer Sprache *zu gleicher Zeit* in London, Berlin, Leipzig und Wien ausgegeben werden. Preis:

In deutscher Sprache mit den 15 herrlichen Original-Stahlstichen 5 Thlr.

Ohne Stahlstiche 1 Thlr.

In englischer Sprache, mit den Stahlstichen 5 Thlr.

Ohne Stahlstiche 1 Thlr.

Die Stahlstiche einzeln, zu den andern Übersetzungen passend, 4 Thlr.

☞ Da ich das Verlagsrecht besitze, so werde ich dieses gegen die pariser und brüsseler Nachdrücke in Deutschland streng geltend machen, und bin so frei, meine Herren Collegen um gefällige Berücksichtigung dieses Umstandes um so mehr *ganz besonders zu bitten*, als ich fest entschlossen bin, mein gutes Recht allenthalben wahrzunehmen.

Berlin, den 15ten März 1837.

A. ASHER.

Naturwissenschaften.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig sind neu erschienen:

Keferstein, C., Naturgeschichte des Erdkörpers in ihren ersten Grundzügen dargestellt. Die Physiologie der Erde, Geognosie, Geologie und Paläontologie. 2 Bände. Gr. 8. 5 Thlr. 12 Gr.

Siebold, P. F. v., Nippon. Archiv zur Beschreibung von Japan. 5tes Heft. Folio illum. 14 Thlr. Quarto schwarz 8 Thlr. 12 Gr.

Siebold, P. F. de, Fauna Japonica, sive descriptio animalium quae in itinere per Japoniam 1823—30 collegit; notis et illust. Conjunctis studiis C. J. Temmink, H. Schlegel et W. de Haan. Crustacea fasc. 1 et 2. Chelonii fasc. 1. Ophidii fasc. 1. Royal 4. Jedes Heft 6 Thlr. 16 Gr.

Schoenherr, C. J., Genera et species Curculionidum cum Synonymia hujus familiae. Species novae aut hactenus minus cognitae descriptionibus a L. Gyllenhal, C. H. Bohemann et entomologis aliis illustr. Vol. 1—3. 8maj. 16 Thlr.

(Der 4te und letzte Band erscheint in Kurzem.)

Sternberg, C. de, Essai d'un exposé géognostico-botanique de la flore du monde primitif. Cahier 5. et 6. 10 Thlr. Vollständig 44 Thlr.

Oestreichische militairische Zeitschrift. 1837.

Zweites Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden.

Inhalt: I. Die Operationen der verbündeten Heere gegen Paris im März 1814. (Fortsetzung.) Mit dem Plane des Schlachtfeldes von Laon. 15) Gefechte bei Etouvelle Chivi und Semilly. 16) Die Schlacht von Laon. Erster Tag. 9ter März. 17) Zweiter Schlachttag. 10ter März. 18) Die Eroberung von Rheims durch die Alliirten. II. Nekrolog des k. k. Feldmarschalls Freiherrn von Lattermann. III. Das Plänkeln. IV. Literatur. V. Neueste Militairveränderungen. VI. Übersicht des Inhalts sämmtlicher Jahrgänge der Östreichischen militairischen Zeitschrift seit 1811.

Der Preis des Jahrgangs 1837 von 12 Heften ist wie der aller frühern Jahrgänge von 1818—36 jeder Acht Thaler Sächs.

Die Jahrgänge 1811—13 sind in einer neuen Auflage in vier Bänden vereinigt erschienen und kosten zusammen ebenfalls Acht Thaler Sächs. Wer die ganze Sammlung von 1811—36 auf Einmal abnimmt, erhält dieselbe um ¼ wohlfeiler.

Von dem Unterzeichneten ist diese Zeitschrift durch alle Buchhandlungen für die genannten Preise zu beziehen.

Wien, den 25sten März 1837.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

Soeben ist erschienen und an alle resp. Buchhandlungen versendet das erste Heft des VIten Bandes oder vierten Jahrgangs der

Englischen Bibliothek von K. v. Kreling.

Es enthält in seiner ersten Rubrik: Cornwallische Geschichten: Die Strandräuber von J. Sheridan Knowles. Neugriechische Geschichten: 1. Stephano der Albanier. Amerikanische Geschichten: 12. Die Nonne von Quebeck. — Annabellus' Hochzeitfest, von H. F. Cherley. Judd Welson. Biographische und kritische Notizen und Anmerkungen vom Übersetzer. Benutzt wurden: das Dublin Penny Journal 1836, Friendship's Offering 1834, English Annual 1837, Forget me not 1837, und Court Magazine 1836.

Von besonderm Interesse dürfte die Erzählung: „Die Strandräuber", sein, da Knowles selbst nach ihr sein mit so allgemeinem Beifall unlängst auf dem londoner Drurylanetheater aufgeführtes Drama: „Des Strandräubers Tochter", bearbeitet hat.

Preis eines Bandes von 6 Heften oder 36 Bogen 2 Thlr. 16 Gr., oder 4 Fl. 48 Kr. Rhein.

Karlsruhe und Baden, Mitte Februar 1837.

D. R. Marx'sche Buchhandlung.

Wochenblatt

für

Land- und Hauswirthschaft, Gewerbe und Handel.

Die heute erschienene Nr. 9 dieses Blattes ist folgenden Inhalts: Beleuchtung und Würdigung des Zier'schen Geheimnisses über Runkelrübenzucker-Fabrikation. Das Düngen der Obstbäume. Reinigung des braunen Leims. Benutzung der Abfälle in den Baumwollspinnereien.

Der ganze Jahrgang dieses Journals kostet 1 Fl. 30 Kr., oder 22 Gr.

Stuttgart, den 5ten März 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Über Berauschung,

deren Folgen und Verhütungs- und Heilmittel dagegen. Nach der 5ten Aufl. der „Anatomy of Drunkenness" des Dr. R. Macnish.

92 S. Gr. 8. Geh. 10 Gr., oder 45 Kr. Rhein.

Köln 1837, in Comm. bei DuMont-Schauberg.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Allgemeine medicinische Zeitung. Herausgegeben von Dr. *Karl Pabst*. Jahrgang 1837. Monat März, oder Nr. 17—25. Gr. 4. Preis des Jahrgangs 6 Thlr. 16 Gr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf*. 1836. Elften Bandes sechstes Heft. (Nr. VI.) Gr. 8. Preis eines Bandes von ungefähr 50 Bogen 3 Thlr.

Leipzig, im April 1837. F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XIV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Goethe in Zwei Bänden.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Goethe's Werke.

Ausgabe in Zwei Bänden.

Mit Stahlstichen und einem Facsimile der Handschrift Goethe's.

Format wie Schiller in Einem Bande.

Zweite Lieferung:

Subscriptionspreis für beide Bände 24 Fl., oder 14 Thlr.

Diese mit einer Anzahl nie gedruckter, ja zum Theil erst jetzt (durch die Ordner seines Nachlasses) aufgefundener Gedichte und dramatischer Fragmente des großen Dichters bereicherte Ausgabe reiht sich im Formate ganz der von Schiller in Einem Bande an. In Schönheit des Papiers und Druckes übertrifft sie noch unsere neuern Ausgaben von Schiller, welche so allgemeinen Beifall gefunden haben, und wird überdies **mit Stahlstichen nach den ausgezeichnetsten Künstlern** geschmückt werden. Gleichwol ist der Preis im Verhältnisse nicht theurer als die Ausgabe Schiller's in Einem Bande, und ansehnlich wohlfeiler als der pariser Nachdruck, der im Pränumerationspreis schon 24 Fl. kostet, dem nur das Bildniß Goethe's und dessen Facsimile beigegeben ist, und der auch in Correctheit und Eleganz der Ausstattung weit hinter dieser Ausgabe zurücksteht.

☞ **Die erste Abtheilung des zweiten Bandes erscheint zur Jubilatemesse. Die zweite Abtheilung wird nach der Herbstmesse fertig. Mit Vollendung des ganzen Werkes hört der Subscriptionspreis auf und tritt ein verhältnißmäßig erhöhter Ladenpreis ein.**

Stuttgart und Tübingen, im März 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

LES DEUX MONDES.

Par

M. Gustave d'Eichthal,

Ex-Membre du Bureau d'économie publique d'Athènes.

Servant d'introduction à l'ouvrage de M. *Urquhart*:

La Turquie et ses ressources.

Publié avec l'autorisation de l'auteur.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Eine höchst interessante Schrift für Alle, welche die Verhältnisse des Orients mit einiger Theilnahme beobachten.

Leipzig, im April 1837.

F. A. Brockhaus.

Nächstens wird versendet und unentgeltlich vertheilt:

Das

Freund'sche Wörterbuch

der

lateinischen Sprache

im Verhältnisse zu seinen Vorgängern.

Ein Beitrag zur Würdigung desselben überhaupt und seines Verhältnisses zum Dörner'schen Wörterbuch insbesondere, zugleich allen Besitzern des Freund'schen Werkes empfohlen von

Professor **Ch. H. Dörner.**

1½ Bogen großes Lexikonformat.

Die Angriffe, mit welchen der gelehrte Dr. Freund in Breslau über die erste Lieferung meines lateinischen Wörterbuchs herzufallen für gut gefunden hat, sind bekannt. Ruhig könnte ich meine Rechtfertigung den unbefangenen Prüfungen der wissenschaftlichen Kritik überlassen. Aber nicht blos meine Ehre, auch die Ehre der Hallberger'schen Verlagshandlung ist durch die, von einem auf keinen Fall wissenschaftlichen Interesse eingegebene Anschuldigung des Plagiats und Nachdrucks schmachvoll gekränkt, und das ganze Verfahren bisjetzt schlau genug berechnet, um nicht nur das Publicum, sondern selbst meine Verlagshandlung in ihrem Urtheil irre zu leiten, sodaß letztere, aus vielleicht zu ängstlicher, aber unter solchen Umständen nicht zu misbilligender Rücksicht auf ihren Ruf, sogar die Fortsetzung des Druckes vorläufig einzustellen versucht ward. Um so mehr ist es an der Zeit, meine so muthwillig verletzte Ehre zu retten, Herrn Freund das zum mindesten Unüberlegte seines Verfahrens fühlen zu lassen und aller Welt den nöthigen Maßstab zu Beurtheilung desselben an die Hand zu geben. Diesen Zweck glaube ich durch die unter dem obgenannten Titel ausgegebenen Blätter vollständig zu erreichen. Eine kurze, im ruhigen Tone der Wahrheit gehaltene Einleitung gibt Nachricht über den Plan und die Geschichte meines Unternehmens, und dürfte an sich schon hinreichen, über die größere oder geringere Abweichung oder Übereinstimmung der Freund'schen und meiner Arbeit ein befriedigendes Urtheil zu begründen. Die Nachweisung selbst aber, in welches Verhältniß Herr Freund sich zu seinen (und auch meinen) Vorgängern gestellt, und wie er das in ihnen vorliegende Material ohne vorgängige Prüfung und Sichtung auf Treu und Glauben zu ordnen und zu verarbeiten übernommen hat, wird aufs schlagendste darthun, daß Herr Freund, bei aller seiner Gelehrsamkeit, wenigens die Ehre nicht ansprechen kann, irgend einen gewissenhaften Lexikographen der Ver-

suchung ausgesetzt zu haben, an ihm zum Plagiarius zu werden. Der geneigte Leser wird nämlich allein aus den ersten 285 (meinem Buche bisjetzt parallel laufenden) Seiten des Freund'schen Werkes nachgewiesen finden: 1) nicht weniger als 181 aus Forcellini und Andern herübergetragene Druckfehler, 2) aus gleicher Quelle entstanden 69 theils ganz falsche, theils irrthümliche Citate, 3) eine Masse von Irrthümern mannichfacher Art, aus Forcellini, Gesner und Andern entlehnt oder durch sie veranlaßt, 4) auf 4½ Seiten des größten Lexikonformats viele Irrthümer, die sich nur bald aus flüchtigem Ansehen der Vorgänger, bald aus einer Art von Gedankenlosigkeit in Benutzung derselben erklären lassen, und endlich 5) eine Seite voll Scholien von Forcellini und Andern, welche Herr Dr. Freund als Hauptbeweisstellen aus alten Classikern besonders hervorhebt. Bedarf es da noch weiter Zeugniß? Das Publicum lese und richte. Der unterbrochene Druck meiner Arbeit wird, hoffe ich, nun bald um so raschern Fortgang nehmen und dies jedenfalls mein letztes Wort in einer Angelegenheit sein, in der mir leider meine eigne Ehre nicht gestattete, meinem gelehrten Herrn Gegner seinen ganzen Ruhm ungeschmälert zu lassen.

Professor Dr. **Dörner.**

A. Asher's
Bücherverzeichniss
№ 9.

Inhalt:

	Seite		Seite
1. Verlags- u. Commissionsartikel	1	12. Frauenbilder, schwarz u. color.	49
2. Children's Books	17	13. Altdeutsche Literatur und Seltenheiten	53
3. Livres d'Éducation	23	14. English Travels, Novels, History, Drama etc.	67
4. Englische Taschenbücher f. 1837	29	15. British Classic Authors	128
5. Classiques français	30	16. Old English Literature, Poetry etc.	134
6. Bandry's Standard Authors	31	17. Sprachkunde und histor. Wörterbücher	139
7. Livres Italiens	33	18. Assortiment de livres français (Éditions de Paris)	151
8. Livres Espagnols	35	19. Spanische und italienische Literatur	167
9. Griechische u. lat. Classiker, zu herabgesetzten Preisen	35	20. Varia	169
10. Pracht- und Kupferwerke	38		
11. Englische Taschenbücher, zu herabgesetzten Preisen	48		

Preis 4 Gr. Käufern gratis.

Berlin.

A. Asher.

Bei Eduard Anton in Halle ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Leschke, J. W., Christlich-religiöse Gesänge. Dritte stark vermehrte Auflage. 8. Cartonnirt, Velinpap. 20 Gr. (25 Sgr.) Geheftet, weißes Druckpap. 16 Gr. (20 Sgr.)

Die zwei ersten Auflagen erschienen 1834 und 1836 im Selbstverlage des Herrn Verfassers, waren aber beide, ohne in den Buchhandel gekommen zu sein, schnell vergriffen. Ich hoffe, daß auch diese dritte, stark vermehrte Auflage eine nicht minder freundliche Aufnahme finden werde. Echt christliche Gesinnung und wahre Poesie, entfernt von Schwulst und falschen Bildern oder kahlen Verstandesbegriffen, herrscht in diesen Liedern, die, entsprungen aus innerm Drange und aus tief religiösem Gemüth, darum zum Herzen sprechen, und in denen man für die verschiedensten Momente und Zustände des Lebens Anklang findet. Zu willkommener Oster-, Weihnachts- oder Geburtstagsgabe glaube ich sie Jedem empfehlen zu dürfen, um so mehr, als auch das Äußere des Buches nicht unfreundlich entgegentritt.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Würtembergische Jahrbücher

für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie.

Herausgegeben von

J. G. D. Memminger.

Jahrgang 1835. Zweites Heft.

Subscriptionspreis 1 Fl. 12 Kr. — Ladenpreis 1 Fl. 45 Kr., oder 1 Thlr.

Inhalt:

I. Witterung, Fruchtbarkeit und Preise des Jahres 1835. II. Besondere Denkwürdigkeiten. 1. Königliches Haus. 2. Sonstige Denkwürdigkeiten. 3. Unglücksfälle. 4. Bevölkerung am 15ten December 1835. **III. Staatsverwaltung.** Verwaltung der Rechtspflege in den Etatsjahren 1832—35. Kriegswesen 1835. **Abhandlungen, Aufsätze und Nachrichten.** Über die Holzpreise im Königreiche Würtemberg in früherer und neuerer Zeit und die hierauf sich beziehenden Aussichten in die Zukunft. Ergebniß der Frucht- und Viehmärkte im Jahr 1835. Ergebnisse und Vergleichung der Wollmärkte zu Kirchheim, Göppingen und Heilbronn im Jahr 1835 und zugleich im Jahr 1836. Die Neckarschiffahrt im Jahr 1834 und 1835. Alterthümer: 1) Gräber zu Kanstatt, 2) römisches Gebäude zu Zazenhausen, 3) Grabhügel im Schönbuch, 4) Entdeckungen bei Möckmühl, 5) weitere Entdeckung der römischen Straße durch den Schönbuch und ihres Zuges nach Rottenburg, mit einer Nachweisung, daß diese Straße einen Theil des auf der Peutinger'schen Tafel angegebenen Straßenzugs von Vindonissa nach Regino ausmachte. 6) Spuren der Vorzeit in der Umgegend von Aichstetten, nebst Andeutungen einer Verbindungsstraße von Coelio monte ad castra Vemania in dieser Gegend. Beilagen zu der Beschreibung des Oberamts Ulm: 1) Verbot des Tabackrauchens und Schnupfens. 2) Verzeichniß der ulmer Stiftungen. Würtembergische Literatur, von den Jahren 1833—35.

Stuttgart und Tübingen, im März 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Neue Verlagswerke

von

Johann David Sauerländer

in **Frankfurt am Main,**

welche durch alle Buchhandlungen zum beigesetzten Preise zu beziehen sind.

Bibliothek

classischer

Schriftsteller Nordamerikas.

Erster und zweiter Band.

James Paulding's

amerikanische Romane.

1ster und 2ter Theil.

Wohlauf, nach Westen!

12. 18 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.

In dieser neuen Sammlung, welche nur das Gediegenste der nordamerikanischen Literatur aufnimmt, zeichnet obiges Werk durch die Frische romantischer Schilderungen und durch den rein sittlichen Charakter sich vorzüglich aus.

Der Name Paulding gehört in Amerika zu den gefeierten, und mit Recht nennt man ihn den Lieblingsschriftsteller der Bewohner der neuen Welt. Mit Vorliebe schildert er das Leben der Hinterwäldler, die Gefahren und Schrecken der Wildnisse,

Digitized by Google

Nachricht von den Brütenplätzen einiger tropischer Seevögel im stillen Ocean, von *F. H. von Kittlitz*. — Zoologische Miscellen von Dr. med. *Adolf Reuss*. — Beiträge zur Flora von Ägypten und Arabien, von Dr. med. *Georg Fresenius*. — Beschreibung mehrer neuer oder wenig gekannter Arten des Geschlechts Acanthurus, im stillen Ocean beobachtet und nach dem Leben abgebildet von *F. H. von Kittlitz*. — Zoologische Miscellen von Dr. med. *Adolf Reuss*. — Kürzere Mittheilungen. — Neuer Nachtrag von Beschreibungen und Abbildungen neuer Fische, im Nil entdeckt von Dr. *Eduard Rüppell*. — Über die Pflanzenmisbildungen, welche in der Sammlung der Senckenberg'schen naturforschenden Gesellschaft aufbewahrt werden, von Dr. *Georg Fresenius*. — Die Torfgebilde von Enkheim und Dürrheim, hauptsächlich in Rücksicht ihrer animalischen Einschlüsse, dargelegt von *Hermann von Meyer*. — Beiträge zur Flora von Abyssinien, von Dr. *Georg Fresenius*. (Resedaceae. Capparideae. Najadeae. Alismaceae. Lemnaceae. Nymphaeaceae. Coniferae. Dipsaceae. Valerianeae.)

* Das dritte Heft des zweiten Bandes wird bald nachfolgen.

Der erste Band von 3 Heften kostet 4 Thlr. 16 Gr., oder 8 Fl. 10 Kr. Das erste Heft des zweiten Bandes 2 Thlr., oder 3 Fl. 30 Kr.

Das Sprachgeschlecht der Titanen.

Von

Dr. **J. von Xylander,**

königl. bair. Hauptmann ꝛc.

Darstellung der ursprünglichen Verwandtschaft der tatarischen Sprachen unter sich und mit der Sprache der Hellenen und Andeutung der zunächst daraus hervorgehenden Folgen für die Geschichte der Sprachen und Völker. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr., oder 4 Fl. 30 Kr.

Auf dem Wege grammatischer und lexikalischer Vergleichung wird in dieser Schrift nachgewiesen, daß die tatarischen Sprachen sowol unter sich als mit der Sprache der Hellenen ursprünglich verwandt sind und daß der tunguſische Dialekt der Mandschu selbst als ein Urdialekt des Griechischen betrachtet werden könne. Auf dieses Resultat gestützt, glaubt der Verfasser in den Tunguſen und andern Stammverwandten die Nachkommen derselben Scythen nachweisen zu können, von welchen Herodot berichtet, in den Scythen die Stammväter der Hellenen und in den Tataren der Tartarei die Titane des Tartarus zu finden, sowie auch, daß alle in diese Untersuchung gezogenen Sprachen nur als verschiedene Entwickelungsstufen oder Dialekte eins und desselben Uridioms erscheinen.

Dieses mag genügen, die Bedeutung dieses Werkes für Sprachkunde und Geschichte zu bezeichnen.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Jahrbuch für 1837.

Herausgegeben

von

H. C. Schumacher,

mit Beiträgen von

Bessel, Hansen, A. v. Humboldt, Moser, Olbers und **Paucker.**

Mit einer Lithographie.

8. Cart. Preis 3 Fl. 24 Kr., oder 2 Thlr.

Inhalt:

Astronomische Ephemeride. Die Sternschnuppen, von Olbers. Allg. Übersicht des Sonnensystems, von Hansen. Von den Erscheinungen, welche der Halley'sche Komet gezeigt hat, von Bessel. Über zwei Versuche, den Chimborazo zu besteigen, von A. v. Humboldt. Tafeln zur Bestimmung der Höhen mittels des Barometers, von Gauss. Tafeln zur Verwandlung der Barometerscalen. Tafeln zur Verwandlung der Thermometerscalen. Tafeln zur Reduction des engl. Barometers. Tafeln zur Vergleichung der französ. und engl. Masse. Specifische Gewichte. Ausdehnung der Körper. Bestimmung der russ. Masse und Gewichte, von Paucker. Noch etwas über Sternschnuppen, von Olbers.

Stuttgart und Tübingen, im März 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Howard, E., Ardent Troughton, der verunglückte Kaufmann. Roman. Aus dem Englischen von E. Richard. 8. Drei Bände. Geh. 3 Thlr.

Kremers, Dr. Karl, Beobachtungen und Untersuchungen über das Wechselfieber. 8. Geh. 12 Gr.

Montalembert, Graf, Pair von Frankreich, Leben der heiligen Elisabeth von Ungarn, Landgräfin von Thüringen und Hessen. (1207—31.) Aus dem Französischen, im Einverständnisse mit dem Verfasser und mit steter Rücksicht auf gedruckte und ungedruckte Quellen, übersetzt und mit Anmerkungen vermehrt von J. Ph. Städtler. Dritte und letzte Abtheilung. Mit 5 Kupfern. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

☞ Das nun vollständige Werk, 48 Bogen auf feines Velinpapier gedruckt, mit 5 Kupfern, kostet 3 Thlr. 8 Gr.

White, Charles, Verfasser des Herbert Milton ꝛc., Die heimliche Ehe. Roman. Aus dem Engl. von E. Richard. 8. Drei Bände. Geh. 4 Thlr.

The Dramatic Works of William Shakspeare. Printed from the text of the corrected copies of Steevens and Malone. With a Life of the poet, by *Charles Symmons*, D. D. et Glossary: and sixty Embellishments. A new Edition. London and Berlin 1837. Prachtvoll in Maroquin gebunden, mit Goldschnitt, 6 Thlr., in engl. Leinen cartonnirt, mit Goldtitel, 4 Thlr. 12 Gr.

Diese neue Ausgabe des grossen Dichters zeichnet sich durch besonders schönen Druck (aus Whittingham's Officin) und durch die herrlichen Holzschnitte, sowie durch elegantes Äussere aus, zu Geschenken dürfte es wol wenig geeignetere Bücher geben.

London und Berlin. ***A. Asher.***

Preisherabsetzung.

Um den von vielen Seiten an mich ergangenen Anforderungen zu entsprechen, habe ich mich entschlossen, den Preis des

Allgemeinen

Bibliographischen Lexikons

von

Friedrich Adolf Ebert.

Zwei Bände in gr. 4. 1821—27.

welche bisher auf Druckpapier 20 Thlr., auf Schreibpapier 26 Thlr. 16 Gr. kosteten

in der Ausgabe auf Druckpapier auf **16 Thlr.,**

in der auf Schreibpapier auf **13 Thlr. 8 Gr.**

zu ermässigen, für welchen Betrag dasselbe durch alle Buchhandlungen zu beziehen ist.

Zur Empfehlung dieses allgemein so vortheilhaft bekannten classischen Werkes mich ausführlicher auszusprechen, halte ich für überflüssig.

Leipzig, im April 1837.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarische Anzeige.

Nachstehende Schriften sind in der Ch. G. Kayser'schen Buchhandlung in Leipzig erschienen und durch jede Buchhandlung Deutschlands und der Schweiz zu beziehen:

Dictionnaire de Poche, nouveau, Français-Allemand et Allemand-Français. Précédé d'une préface par *M. A. Thibaut.* Sixième edition, revue et corrigée.

Auch unter dem Titel:

Vollständig deutsch-französisches und französisch-deutsches Taschenwörterbuch ꝛc. Sechste verbesserte Auflage. gr. 8. broch. Auf ord. Papier Preis 2 Thlr., auf feinem Papier 2 Thlr. 12 Gr.

Inhalt: I. Alle gebräuchliche Wörter nebst ihren Ableitungen und Zusammensetzungen, ihrem Geschlechte, ihrer Erklärung, und ihren verschiedenen Bedeutungen, sowohl im eigentlichen als bildlichen Sinne. — II. Alle zur Erläuterung der Wörter nöthige Redensarten. — III. Die Eigenheiten der Deutschen und Französischen Sprache, Sprüchwörter ꝛc. — IV. Die den Wissenschaften, Künsten, Handwerken und Manufacturen eigenen Ausdrücke. — V. Die Namen der Männer, Weiber, Länder, Nationen, Städte, Flüsse, Berge ꝛc. — VI. Alle neue in beiden Sprachen allgemein aufgenommene Wörter. — VII. Tabelle der unregelmäßigen Zeitwörter.

Dieses von vielen Sachkennern sorgfältig geprüfte Wörterbuch, hat sich in und außerhalb Deutschland schon seit einer Reihe von Jahren einer so günstigen Aufnahme zu erfreuen gehabt, und sich durch seine Vollständigkeit und zweckmäßige Einrichtung so brauchbar erwiesen, daß es nutzlos sein würde, hier noch etwas Empfehlendes darüber zu sagen. Wir bemerken nur noch, daß bei Abnahme von 12 Exemplaren jede gute Buchhandlung in den Stand gesetzt ist, ohnerachtet des schon billigen Preises, größere Vortheile zu gewähren.

Pope's select Works, containing the Rape of the Lock, Moral Essays, the Temple of Fame and Pastorals. Mit erklärenden Anmerkungen herausgegeben von D. *F. Possart.* gr. 8. broch. 9 Gr.

Swift, D. Jonath., A Tale of a Tub and the Battle of the Books. Mit erklärenden Anmerkungen von D. *F. Possart.* gr. 8. broch. 9 Gr.

Bei der großen Anzahl von Uebungsbüchern zum Uebersetzen aus der englischen Sprache, haben obige Werkchen sich durch ihre ansprechende Tendenz in öffentlichen Schulen und andern Lehranstalten außerordentlichen Eingang zu verschaffen gewußt. Pope und Swift, wer kennte sie nicht, diese klassischen Namen? Darum glauben wir auch mit Recht den Lernenden der englischen Sprache, namentlich den schon etwas Geübteren, ein höchst praktisches Uebungsmittel darin bieten zu können. Bei Parthien stellen wir einen noch billigern Preis.

Anfangsgründe der Algebra gemeinverständlich zum Selbstunterrichte vorgetragen von W. Rossег. Preis 12 Gr.

Auf eine sehr faßliche und leicht verständliche Weise entwickelt der Herr Verfasser die Elemente dieser Wissenschaft. Die öffentliche Kritik hat dies bereits anerkannt. Auch gab es bisher wenig Hülfsbücher, die das Selbststudium der Algebra erleichterten.

Geschichte der christlichen Religion und Kirche. Für den Unterricht in Bürgerschulen bearbeitet von M. G. E. Leo, Consistorialrath und Superint. Zwei Theile. gr. 8. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Dasselbe im Auszug für Schüler bearbeitet. 8. Preis 3 Gr.

Gewiß ist dies ein sehr wichtiges und zeitgemäßes Werk! Denn unstreitig ist die Geschichte, vorzüglich aber die Geschichte der Religion und Kirche eine große Lehrerin der Menschheit, und nicht allein an den Gelehrten, sondern auch an jeden nur einigermaßen gebildeten Christen macht unser Zeitalter die unerläßliche Forderung, daß er mit ihren Schicksalen mehr oder weniger bekannt sei. Es war daher gewiß eine sehr glückliche Idee, wenn der Herr Verfasser eine dergleichen Geschichte für Bürgerschulen zu bearbeiten unternahm, zu welcher Unternehmung seine frühere Stellung als vieljähriger praktischer Schulmann ihn hinlänglich berechtigte. Der Auszug

aus obigem größern Werke ist lediglich für Schüler bestimmt, und schließt sich streng an dasselbe an. Mit unendlichem Nutzen würde daher dieses kleinere Werkchen den Schülern in die Hände zu geben sein, wie es bereits in den Schulen Preußens, Sachsens, der Schweiz ꝛc. geschehen ist.

Platonis Crito Graece. Cum commentario perpetuo in usum scholarum edidit *Aenotheus Eduardus Leo.* Editio secunda auctior et emendatior. broch. Preis 8 Gr.

Dieses Werkchen ist bereits in vielen Schulen bekannt und eingeführt. Wir bemerken daher nur, daß es in der zweiten Auflage durch die Additamenta des Herrn Rector Heinchen noch wesentlicher bereichert wurde.

Predigt-Skizzen von C. F. Dietzsch, Dekan und Stiftsprediger in Oehringen. gr. 8. 6 Bände. 12 Thlr. Zusammengenommen jetzt nur 7 Thlr.

Bei dem hinlänglich bekannten guten Rufe dieser Predigtskizzen, die so eben mit dem sechsten Bande complett und geschlossen werden, glauben wir jede Anpreisung unterlassen zu können. Nur um den Reichthum des Inhalts näher zu bezeichnen, bemerken wir, daß die gelieferten Vorträge mehr vollständige Predigten als Skizzen sind, und daß deren in den circa 200 Bogen starken Werke, über die evangelischen Perikopen 201, über die epistolischen 104, über die Passionsgeschichte 38, und über interessante Casualien 72 Predigten und Reden vorkommen, mithin unser Werk von keinem ähnlichen an Vollständigkeit übertroffen wird. Dem vielbeschäftigten Prediger wird es zu einem wahren Hülfsbuch dienen, wo er bei allen vorkommenden Fällen sich Rath und Hülfe verschaffen kann. — Einzelne Bände behalten den bisherigen Preis von 2 Thlr. und tritt auch für das Ganze der Ladenpreis zu Johanni d. J. wieder ein.

Passions-Predigten als Beiträge zur Kenntniß des menschlichen Herzens von C. F. Dietzsch. gr. 8. 1s und 2s Heft à 9 Gr.

Der würdige Herr Verfasser längst rühmlichst bekannt durch seine homiletischen Beiträge, Mittheilungen und Predigtskizzen hat sorgfältigen Fleiß an die Bearbeitung der Passionspredigten gewendet, und die strengste Auswahl unter seinen vielen Arbeiten dieser Art getroffen. Vorzüglich nahm er Rücksicht auf solche Vorträge, in welchen die höchst lehrreichen Charaktere der in der Passionsgeschichte auftretenden Personen — ohne jedoch hierbei den großen Leidenden aus den Augen zu verlieren — näher entwickelt werden.

Vorlesungen über die christliche Dogmatik von D. Carl Dankegott Cramer. Mit literärischen Zusätzen herausgegeben von M. F. A. A. Näbe. gr. 8. Preis 1 Thlr. 18 Gr.

Das Reich der Wissenschaft ist stets der Boden, auf welchem sich streitende Kräfte bilden, entwickeln und sammeln. In einer Zeit aber, wie die Unsrige, wo sich die Meinungen in Dingen des christlichen Glaubens so außerordentlich schroff gegenüber stehen, bekämpfen und in spitzfindigen Speculationen verlieren, wird es gewiß von doppeltem Interesse sein, sich an die Lehren des großen Cramers zu erinnern. Die Verdienste, die sich daher Herr M. Näbe durch die Herausgabe dieses ausgezeichneten dogmatischen Werkes erworben, und der sie mit reichen literärischen Zusätzen vermehrte, sind um so dankenswerther, je mehr es sich zu allen Zeiten als ein wichtiges Förderungsmittel der Wahrheit erweisen wird.

D. J. D. Cramers biblische Theologie des neuen Testaments oder die Lehren des Christenthums aus den einzelnen Schriften des neuen Testaments entwickelt. 8. Preis 15 Gr.

Dieses Werk ist bestimmt, die Lehren des Christenthums in ihrer ursprünglichen Reinheit aus den Reden Jesu und den Schriften der Apostel, blos nach den Gesetzen einer vernunftgemäßen Erklärung darzustellen, und ohne eine Parthei zu nehmen, nur das zu lehren, was die Schrift sagt.

Eusebius Pamphili historiae ecclesiasticae libri X. Ex nova recognitione cum aliorum ac suis Prolegomenis intergo Henrici Valerii commentario selectis Readingi Strothii aliorumque virorum doctissimorum observantionibus edidit suas Animadversiones et excursus indices emendatos ac longe locupletiores adjecit *Fred. Ad. Heinchen.* 3 tomi cum tab. lithogr. 8. maj. 7 Thlr. 12 Gr. Velinpapier 10 Thlr.

Unſer Vater der du biſt im Himmel! Ein Gebet- und Erbauungsbuch für jeden Chriſten. Fünfte vermehrte und rechtmäßige Auflage. 8. Mit 1 Kupfer. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Möge dieſe fünfte Auflage des Gebetes Jeſu in ſeinen zweihundert ein und dreißig Bearbeitungen zur Beförderung chriſtlicher Erbauung und zur Belebung eines frommen und tugendhaften Sinnes ſo viel beitragen als ihre Vorgängerinnen.

Gebete und Betrachtungen für das Haus und die Schule. Zur Beförderung des religiöſen Nachdenkens im Kreiſe des häuslichen Lebens und zur Erweckung und Ermunterung für das geiſtige Leben der Jugend in Gymnaſien und Bürgerſchulen. Von D. Chr. G. Rebs. Mit einem Titelkupfer. 8. broch. 18 Gr.

Arzneimittel-Prüfungslehre oder Anleitung zur Prüfung und Unterſuchung der pharmazeutiſchen Präparate von D. Friedemann Göbel. Mit 1 Kupfertafel. 8. Preis 1 Thlr.

Billard, C., die Schleimhaut des Magens und Därmkanals in geſundem ſowohl als krankhaftem Zuſtande oder anatomiſch-pathologiſche Unterſuchungen über das verſchiedenartige geſunde ſowohl als krankhafte Ausſehen des Magens und der Gedärme. Eine vom Athenäum in Paris gekrönte Preisſchrift. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt und mit Anmerkungen herausgegeben von D. J. Urban. gr. 8. Zweite Auflage. Preis 1 Thlr. 16 Gr.

Handbuch der im Königreich Sachſen geltenden Medicinal-Polizeigeſetze, ſämmtliche Geſetze enthaltend, welche der unterm 30. Juli erſchienenen, allgemeinen Inſtruction der Bezirksärzte, Gerichtsärzte und Amtschirurgen zum Grunde liegen. gr. 8. broch. 18 Gr.

Handbuch des in Deutſchland geltenden Eherechts mit beſonderer Angabe des ſächſiſchen und preußiſchen Rechts von D. A. B. H. von Hartitſch. gr. 8. Preis 1 Thlr. 18 Gr.

Das Erbrecht nach römiſchen und heutigen Rechten bearbeitet nach Haubold von D. A. B. H. von Hartitſch. gr. 8. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Die Königlich Sächſiſchen Geſetze vom 28. und 30. Januar 1835. Ueber Competenzverhältniſſe zwiſchen Juſtiz- und Verwaltungsbehörden; über die höheren Juſtizbehörden und den Inſtanzenzug in Juſtizſachen; über privilegirte Gerichtsſtände und einigen damit zuſammenhängende Gegenſtände; das Verfahren in Adminiſtrativjuſtizſachen betreffend. Zum Handgebrauche für Beamte und Sachwalter überſichtlich zuſammengeſtellt. gr. 8. br. 12 Gr.

Taſchenbuch der neuern für die Jugend bearbeiteten Entdeckungsreiſen von C. F. Dietzſch. Sechs Bändchen, elegant gebunden mit 24 Kupfern. Preis 4 Thlr. 12 Gr., jeder Band einzeln 18 Gr.

Enthaltend: Erſter Band. Otto von Kotzebue's neue Reiſe um die Welt in den Jahren 1823. 24. 25. und 26. Zweiter Band. J. B. von Spix und C. F. P. Martius Reiſe in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Continents. Dritter Band. P. Cunighams Reiſe nach Neu-Süd-Wallis. Vierter Band. Crawfurd's Geſandtſchaftsreiſe nach Siam und Cochin China, und Velasco's Reiſe in Japan. Fünfter Band. Capitain Parry's dritte Reiſe zur Entdeckung einer nordweſtlichen Durchfahrt, und Beechey's Reiſe nach dem ſtillen Meere und der Behringsſtraße. Sechſter Band. Reginald Hebers, Lordbiſchofs von Calcutta, Nachrichten über Indien.

Der Mann von Welt und seinen Sitten. Kein Komplimentirbuch, sondern eine Anleitung sich gebührend, anständig und gefällig in den Kreisen des Lebens zu bewegen. Für Solche, denen es an Gelegenheit mangelte, sich nach den Anforderungen der Welt und seinen Sitten auszubilden. Von F. von Sydow, königl. preuß. Major a. D. 8. elegant broch. 12 Gr.

Dieses nützliche Schriftchen zeigt, daß die sittliche Ausbildung keineswegs nur in der Ausübung gewisser Ceremonien und Gebräuche besteht, sondern daß man sich auch im Besitz einer entschieden geistigen Würde, einer Gewandtheit und Geschmeidigkeit zu setzen suchen muß, wodurch man immer gefällt und angenehm ist. Man verwechsele daher unser Werkchen ja nicht mit einem gewöhnlichen Komplimentirbuche, es ist ein Bildungsbuch höherer Art.

Almanach dramatisirter Sprüchwörter zur Unterhaltung in geselligen Kreisen und für Privat-Bühnen von F. v. Sydow. 12. elegant gebunden 18 Gr.

Die Aufführung von Sprüchwörtern, gewährt in geselligen Kreisen gewiß eine der angenehmsten Unterhaltungen. Durch Bearbeitung einiger derselben in Form kleiner Lustspiele, trägt daher der Verfasser recht viel dazu, indem sie in jeder Gesellschaft ohne Rücksicht auf Scenerie und besondere Costume leicht und ohne Weitläufigkeit aufgeführt werden können.

Kitchener, W., Diätetik für die elegante Welt oder die Kunst das Leben auf eine angenehme Art zu erhalten und zu verlängern. Aus dem Englischen und für Deutsche bearbeitet von D. Becker. Dritte Auflage. 8. elegant broch. 18 Gr.

Nirgends mehr als bei der Jugend und der höhern Welt wird die Gesundheit, dies edelste Gut des Menschen, durch fehlerhafte Diät untergraben und so der Keim zu einem lebenslänglichen Siechthum gelegt. Obiges Werkchen lehrt nun Mißgriffe dieser Art zu vermeiden, und wie man ohne Entbehrungen jugendlicher Genüsse und Freuden, durch Aufmerksamkeit auf sich selbst, den Körper gesund und von nachtheiligen Einflüssen befreit, erhalten kann. Wem daher an der Bewahrung seiner Gesundheit etwas liegt, wird unser Büchlein eine willkommene Gabe sein, dessen Nützlichkeit sich auch bereits durch drei starke Auflagen erwies.

Puppen und Kleereiter oder untrügliches Mittel wie der Landmann sein Wintergetreide und Kleeheu bei ungünstiger Witterung gegen das Verderben schützen kann. Herausgegeben von C. F. Barth auf Kleinhähnchen. gr. 8. broch. 4 Gr.

Gebhardi, Handbuch für Schäfer und deren Gehülfen. Eine Anleitung zur bessern Wartung und Pflege des Schafviehes, sowohl im gesunden als kranken Zustande. Mit einer Vorrede von Fr. Schmalz. 8. Preis 12 Gr.

Ueber Hagel-Ableiter und Hagelschäden-Versicherungsanstalten von J. Oppelt. 8. Preis 8 Gr.

Für Leihbibliotheken und Lesezirkel!

Wir haben uns entschlossen unsere sämmtlichen Romane, bestehend aus 22 Bänden, worüber besondere Verzeichnisse von jeder Buchhandlung zu beziehen sind, und bisher 24 Thaler 6 Groschen kosteten, auf den billigen Preis von

11 Thaler

herabzusetzen, wenn sie auf einmal genommen werden.

Wir versichern dabei ausdrücklich, daß diese Romane fast sämmtlich neu sind, und unter die Classe der ausgezeichnetsten und interessantesten gehören, und sich nichts darin findet, was für Leihbibliotheken und Lesezirkel unbrauchbar sein würde.

So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Schnellpost für Moden.

Magazin für die elegante Welt

und

alle Kunst- und Gewerbtreibende welche für jene wirken.

6. Jahrgang.

Anzeige.

Es dürfte nicht in Abrede gestellt werden, daß die in unserm Verlage erscheinende **Allgemeine Moden-Zeitung** das Bedürfniß eines umfänglichen, bei der reichsten Ausstattung mit großer Vollständigkeit geführten **Luxusblattes** auf das Entsprechendste und zu gleicher Zeit aufs Billigste erfüllt, und wirklich genießt auch diese äußerst verbreitete, seit 38 Jahren günstig aufgenommene Zeitschrift den Beifall und das Vertrauen Aller derer, für welche sie bestimmt ist. —

Die mit diesem Jahrgange beginnende neue Folge der Schnellpost soll dagegen dem Bedürfnisse der Mittelklasse von Lesern entsprechen, welche in Beziehung auf die Mode den Bewegungen der neuesten Zeit stets folgen wollen oder müssen, und dafür jährlich nur eine unbedeutende Ausgabe machen wollen.

Bei der Redaktion der Schnellpost wird auf eine angenehme, leichtfaßliche Unterhaltung, auf Vollständigkeit in den verschiedenen Gattungen der darzustellenden Damen- und Herrenkleidungen und auf schnelle Mittheilung eine stete und besondere Rücksicht genommen werden.

Die frühern geschickten Künstler der Schnellpost sind beibehalten worden und das Publikum wird sich durch unsere Leistungen bald überzeugen, daß wir diese Zeitschrift mit Fleiß und Sorgfalt pflegen, wie unsere frühern, hinreichend bekannten Unternehmungen.

Die Schnellpost erscheint sehr pünktlich in wöchentlichen Lieferungen im größten Octav-Format, jede mit einem Kupfer von 2 colorirten Figuren, und ist für den äußerst billigen Preis von 3 Rthlrn. jährlich oder 1 Rthlr. 12 Gr. halbjährl. durch jedes Postamt, jede Zeitungs-Expedition und Buchhandlung zu haben.

Schließlich machen wir darauf aufmerksam, daß die Schnellpost in keiner Art mit der Allgemeinen Modenzeitung concurrirt, sondern von dieser ganz verschiedenen Text und Kupfer bringt, beide Zeitschriften daher von jedem Abnehmer, besonders aber von Museen, Journalzirkeln, Lesecabinetten und Gesellschaften sehr wohl neben einander gehalten werden können.

Leipzig, im Januar 1837.

Industrie-Comptoir.
(Baumgärtner.)

CE JOURNAL PARAIT TOUS LES QUINZE JOURS.

6me ANNÉE.

1837.

LE VOLEUR.

On s'abonne a Leipzig
au
Comptoir d'Industrie
(Baumgärtner),
à toutes les librairies,
et aux bureaux de postes et de journaux de l'Allemagne et de l'étranger.

PRIX D'ABONNEMENT.

Prix annuel du journal avec 52 gravures de modes . . . . . 6 Thlr. (9 Fl.)
Le texte seul . . 4 Thlr. (6 Fl.)

Au peu d'esprit que le bonhomme avait,
L'esprit d'autrui par complément servait.
Il compilait, compilait, compilait. (Voltaire.)

In unserm Verlage erscheint auch:

ALLGEMEINE MODEN-ZEITUNG,
Herausgegeben von *Dr. J. A. Diesmann.* 38r Jahrg., 104 Quartbogen, mit 112 Kupfern. Preis 8 Thlr. und 6 Thlr.

SCHNELLPOST FÜR MODEN.
6r Jahrg. 52 Lieferungen mit 52 Kupfern in Octav. Preis 3 Thlr.

BLÄTTER
AUS DER GEGENWART,
für nützliche Unterhaltung und wissenschaftliche Belehrung, von *Dr. J. A. Diesmann.* 8r. Jahrg. 64 Bogen in 4. mit circa 200 Abbild. Preis 3 Thlr.

DAS HELLER-MAGAZIN,
zur Verbreitung gemeinnütz. Kenntnisse. 4r Jahrg. 52 wöchentl. Lieferungen mit 200 bis 300 Abbild. Preis 3 Gr. vierteljährig.

Gazette des journaux français.

Rédigé par D. de Félice,
Professeur à l'École de commerce de Leipzig.

ANNONCE.

Le Voleur paraît tous les quinze jours, (26 fois par an), avec 52 gravures représentant au moins 104 dessins de nouvelles modes de Paris, de Londres, ou de Vienne. Prix de l'abonnement annuel: 6 Thlr. ou 9 Fl. Le texte seul 4 Thlr. ou 6 Fl.

Le journal renferme un supplément ayant pour titre: *la Lanterne magique.*

Nous avons confié la rédaction de ces deux feuilles à un jeune littérateur français, M. D. de Félice, professeur à l'École de commerce de notre ville, lequel, en faisant prendre à notre entreprise un nouvel essor, lui assurera un succès de plus en plus mérité.

Le principal but de ces deux feuilles sera toujours d'offrir, sous la forme agréable d'un répertoire amusant et instructif, tout ce qui est le plus capable de plaire et d'intéresser; elles puiseront abondamment dans le vaste domaine des sciences récréatives, de la littérature et des arts, en accueillant de préférence, tout ce qui paraîtra se rattacher au mouvement intellectuel de l'époque.

La tendance du voleur restera donc à peu près la même; seulement nous nous abstiendrons de reproduire des articles de trop d'étendue; nous rejetterons ce qui pourrait porter atteinte à la décence ou au bon goût; et chercherons avec zèle à répandre dans le Voleur la plus riche variété de matières.

Le mode de publication du journal subira une légère modification; ainsi, au lieu de paraître le 1er et le 15 de chaque mois, c'est-à-dire 24 fois par an, le Voleur et son supplément seront publiés tous les quinze jours; de sorte que les souscripteurs recevront chaque année 26 numéros avec un nombre égal de gravures de modes.

Pour l'exécution des gravures, nous avons conservé l'artiste habile, qui a jusqu'ici prêté au Voleur le secours de son talent, et qui fera de nouveaux efforts pour justifier la réputation qu'il s'est acquise.

Les gravures de modes, publiées avec le Voleur, seront originales, et offriront toujours des figures différentes de celles qui paraissent dans notre Journal: ALLGEMEINE MODENZEITUNG.

Leipzig ce 1er janvier 1837.

Le Comptoir d'Industrie.
(Baumgärtner.)

A nos Lecteurs.

Si le Journal dont nous entreprenons la rédaction, n'en était encore qu'à son début dans le monde littéraire, nous nous empresserions de faire ressortir les divers mérites d'une publication utile, qui joint à la modicité du prix, à la commode élégance du format, l'avantage d'une grande variété de matières. — Mais cinq années de succès, confirmés par les suffrages flatteurs d'un nombreux public, nous dispensent de tout éloge et constituent pour le Voleur une réputation honorable qu'il ne s'agit plus que de maintenir et d'étendre.

Encouragé par la perspective d'une réussite presque certaine, nous n'avons donc, pour ainsi dire, qu'à suivre une route déjà tracée; aussi la facilité de notre tâche nous permettra-t-elle de diriger tous nos efforts vers les améliorations dont notre journal sera susceptible. — Ainsi, par exemple, nous nous abstiendrons dorénavant de reproduire des romans entiers, car ce serait dénaturer tout-à-fait le caractère primitif d'un journal, que d'en ouvrir les colonnes à des réimpressions de ce genre.

Le Voleur s'adressant à toutes les classes et à toutes les intelligences, nous donnerons au choix des matières, l'attention la plus scrupuleuse, et nous attacherons surtout à y répandre plus de variété: Littérature, Voyages, Tableaux de mœurs, Débats judiciaires, Économie politique et industrielle, Statistique générale, Inventions intéressantes, Faits curieux, etc. etc., passeront tour à tour sous les yeux des lecteurs, et leur offriront une source abondante et variée d'instruction ou d'amusement.

La politique sera désormais exclue du journal; à moins, toutefois, que l'on ne veuille donner ce nom aux simples généralités de la science gouvernementale appliquée aux progrès sociaux et au bonheur des peuples, ce qui ne serait alors que de l'économie politique; or, celle-ci pourra, de temps en temps, trouver place dans nos feuilles. — Ce que nous entendons faire disparaître du Voleur (et cette réforme portera spécialement sur son supplément, la Lanterne magique), ce sont ces trivialités offensantes, cette ignoble satire dirigée contre l'honneur, la réputation ou les actes des personnes. — Etranger à tous les partis, notre journal ne sera ni l'arène ni l'écho d'aucune opinion politique particulière. Une publication dont la tendance est avant tout littéraire, ne doit point être une tribune ouverte à l'exploitation du scandale.

Ajoutons, en terminant, que la riche collection de Revues et de journaux de tout genre que l'éditeur a bien voulu mettre à notre disposition, nous permettra toujours de n'entretenir nos lecteurs que de ce qu'il y aura de plus récent parmi les nouveautés de la littérature périodique.

Leipzig, 1er janvier 1837.

Le Rédacteur,

D. DE FELICE.

Bericht
über die
Verlagsunternehmungen für 1837
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der mit * bezeichnete Artikel befindet sich in Kommission in Leipzig und kann durch jede gute Buchhandlung bezogen werden.

Conversations-Lexikon.

Mit diesem Monatstermine beginnt die achtzehnte Auflage des Conversations-Lexikons, welche in 12 Bänden in gr. 8. vollständig erscheinen wird. Sie ist in Hinsicht auf Inhalt, Umfang und Ausstattung eine durchaus neue Bearbeitung, und wird in jeder dieser Beziehungen alle früheren Auflagen weit übertreffen. Der Preis jedes Bandes ist auf 2 Thlr. 12 Ngr. gesetzt, und es werden jährlich 4 Bände ausgegeben werden.

Ausführliche Ankündigungen, Probeartikel und Subscriptionsanzeigen sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.

Von dieser Encyclopädie, welche in 4 Sectionen in gr. 4. erscheint, ist die 1. Section, A bis G, vollständig in 27 Bänden, und die 2. Section, H bis N, in 12 Bänden bereits beendigt. Die 3. Section, O bis Z, ist in 16 Bänden angefangen und wird in 4 Jahren vollendet sein. Die 4. Section, welche die Register enthalten wird, ist in Vorbereitung. Der Preis jedes Bandes ist 3 Thlr. 12 Ngr.

Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände.

Von dieser Encyclopädie, welche in 8. erscheint, ist die 1. Section, A bis G, vollständig in 12 Bänden, und die 2. Section, H bis N, in 6 Bänden bereits beendigt. Die 3. Section, O bis Z, ist in 8 Bänden angefangen und wird in 2 Jahren vollendet sein. Die 4. Section, welche die Register enthalten wird, ist in Vorbereitung. Der Preis jedes Bandes ist 1 Thlr. 12 Ngr.

Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.

Von dieser Encyclopädie, welche in 4 Sectionen in gr. 4. erscheint, ist die 1. Section, A bis G, vollständig in 27 Bänden, und die 2. Section, H bis N, in 12 Bänden bereits beendigt. Die 3. Section, O bis Z, ist in 16 Bänden angefangen und wird in 4 Jahren vollendet sein. Die 4. Section, welche die Register enthalten wird, ist in Vorbereitung. Der Preis jedes Bandes ist 3 Thlr. 12 Ngr.

Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände.

Von dieser Encyclopädie, welche in 8. erscheint, ist die 1. Section, A bis G, vollständig in 12 Bänden, und die 2. Section, H bis N, in 6 Bänden bereits beendigt. Die 3. Section, O bis Z, ist in 8 Bänden angefangen und wird in 2 Jahren vollendet sein. Die 4. Section, welche die Register enthalten wird, ist in Vorbereitung. Der Preis jedes Bandes ist 1 Thlr. 12 Ngr.

Kaufmann Ad. Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33 (Vertreter: Rechtsanwalt Dr. Hermann Meyer in Berlin, Wilhelmstr. 32/33), Klage auf Zahlung von 1000 M. nebst 4% Zinsen seit dem 1. Juli 1900 und Kostenvorschuß, mit dem Antrage, den Beklagten kostenpflichtig zu verurteilen, an den Kläger 1000 M. nebst 4% Zinsen seit dem 1. Juli 1900 zu zahlen, und das Urteil für vorläufig vollstreckbar zu erklären, mit der Aufforderung, einen bei dem genannten Gerichte zugelassenen Anwalt zu bestellen.

Zum Zwecke der öffentlichen Zustellung wird dieser Auszug der Klage bekannt gemacht.

Berlin, den 15. Juni 1901.

Gerichtsschreiber des Königlichen Amtsgerichts.

Aufgebot.

Nr. 1. Der Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, hat das Aufgebot des Hypothekenbriefes über die im Grundbuche von Berlin, Band 1, Blatt 1, Abteilung III, Nr. 1 für den Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, eingetragene Hypothek von 1000 M. beantragt.

Der Inhaber des Hypothekenbriefes wird aufgefordert, spätestens in dem auf den 1. Juli 1901, Vormittags 10 Uhr, vor dem unterzeichneten Gerichte, Zimmer Nr. 1, anberaumten Aufgebotstermine seine Rechte anzumelden und den Hypothekenbrief vorzulegen, widrigenfalls die Kraftloserklärung des Hypothekenbriefes erfolgen wird.

Berlin, den 15. Juni 1901.

Gerichtsschreiber des Königlichen Amtsgerichts.

Nr. 2. Der Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, hat das Aufgebot des Hypothekenbriefes über die im Grundbuche von Berlin, Band 1, Blatt 1, Abteilung III, Nr. 1 für den Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, eingetragene Hypothek von 1000 M. beantragt.

Der Inhaber des Hypothekenbriefes wird aufgefordert, spätestens in dem auf den 1. Juli 1901, Vormittags 10 Uhr, vor dem unterzeichneten Gerichte, Zimmer Nr. 1, anberaumten Aufgebotstermine seine Rechte anzumelden und den Hypothekenbrief vorzulegen, widrigenfalls die Kraftloserklärung des Hypothekenbriefes erfolgen wird.

Berlin, den 15. Juni 1901.

Gerichtsschreiber des Königlichen Amtsgerichts.

Nr. 3. Der Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, hat das Aufgebot des Hypothekenbriefes über die im Grundbuche von Berlin, Band 1, Blatt 1, Abteilung III, Nr. 1 für den Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, eingetragene Hypothek von 1000 M. beantragt.

Der Inhaber des Hypothekenbriefes wird aufgefordert, spätestens in dem auf den 1. Juli 1901, Vormittags 10 Uhr, vor dem unterzeichneten Gerichte, Zimmer Nr. 1, anberaumten Aufgebotstermine seine Rechte anzumelden und den Hypothekenbrief vorzulegen, widrigenfalls die Kraftloserklärung des Hypothekenbriefes erfolgen wird.

Berlin, den 15. Juni 1901.

Gerichtsschreiber des Königlichen Amtsgerichts.

Nr. 4. Der Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, hat das Aufgebot des Hypothekenbriefes über die im Grundbuche von Berlin, Band 1, Blatt 1, Abteilung III, Nr. 1 für den Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, eingetragene Hypothek von 1000 M. beantragt.

Der Inhaber des Hypothekenbriefes wird aufgefordert, spätestens in dem auf den 1. Juli 1901, Vormittags 10 Uhr, vor dem unterzeichneten Gerichte, Zimmer Nr. 1, anberaumten Aufgebotstermine seine Rechte anzumelden und den Hypothekenbrief vorzulegen, widrigenfalls die Kraftloserklärung des Hypothekenbriefes erfolgen wird.

Berlin, den 15. Juni 1901.

Gerichtsschreiber des Königlichen Amtsgerichts.

Nr. 5. Der Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, hat das Aufgebot des Hypothekenbriefes über die im Grundbuche von Berlin, Band 1, Blatt 1, Abteilung III, Nr. 1 für den Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, eingetragene Hypothek von 1000 M. beantragt.

Der Inhaber des Hypothekenbriefes wird aufgefordert, spätestens in dem auf den 1. Juli 1901, Vormittags 10 Uhr, vor dem unterzeichneten Gerichte, Zimmer Nr. 1, anberaumten Aufgebotstermine seine Rechte anzumelden und den Hypothekenbrief vorzulegen, widrigenfalls die Kraftloserklärung des Hypothekenbriefes erfolgen wird.

Berlin, den 15. Juni 1901.

Gerichtsschreiber des Königlichen Amtsgerichts.

Nr. 6. Der Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, hat das Aufgebot des Hypothekenbriefes über die im Grundbuche von Berlin, Band 1, Blatt 1, Abteilung III, Nr. 1 für den Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, eingetragene Hypothek von 1000 M. beantragt.

Der Inhaber des Hypothekenbriefes wird aufgefordert, spätestens in dem auf den 1. Juli 1901, Vormittags 10 Uhr, vor dem unterzeichneten Gerichte, Zimmer Nr. 1, anberaumten Aufgebotstermine seine Rechte anzumelden und den Hypothekenbrief vorzulegen, widrigenfalls die Kraftloserklärung des Hypothekenbriefes erfolgen wird.

Berlin, den 15. Juni 1901.

Gerichtsschreiber des Königlichen Amtsgerichts.

Nr. 7. Der Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, hat das Aufgebot des Hypothekenbriefes über die im Grundbuche von Berlin, Band 1, Blatt 1, Abteilung III, Nr. 1 für den Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, eingetragene Hypothek von 1000 M. beantragt.

Der Inhaber des Hypothekenbriefes wird aufgefordert, spätestens in dem auf den 1. Juli 1901, Vormittags 10 Uhr, vor dem unterzeichneten Gerichte, Zimmer Nr. 1, anberaumten Aufgebotstermine seine Rechte anzumelden und den Hypothekenbrief vorzulegen, widrigenfalls die Kraftloserklärung des Hypothekenbriefes erfolgen wird.

Berlin, den 15. Juni 1901.

Gerichtsschreiber des Königlichen Amtsgerichts.

Nr. 8. Der Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, hat das Aufgebot des Hypothekenbriefes über die im Grundbuche von Berlin, Band 1, Blatt 1, Abteilung III, Nr. 1 für den Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, eingetragene Hypothek von 1000 M. beantragt.

Der Inhaber des Hypothekenbriefes wird aufgefordert, spätestens in dem auf den 1. Juli 1901, Vormittags 10 Uhr, vor dem unterzeichneten Gerichte, Zimmer Nr. 1, anberaumten Aufgebotstermine seine Rechte anzumelden und den Hypothekenbrief vorzulegen, widrigenfalls die Kraftloserklärung des Hypothekenbriefes erfolgen wird.

Berlin, den 15. Juni 1901.

Gerichtsschreiber des Königlichen Amtsgerichts.

Nr. 9. Der Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, hat das Aufgebot des Hypothekenbriefes über die im Grundbuche von Berlin, Band 1, Blatt 1, Abteilung III, Nr. 1 für den Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, eingetragene Hypothek von 1000 M. beantragt.

Der Inhaber des Hypothekenbriefes wird aufgefordert, spätestens in dem auf den 1. Juli 1901, Vormittags 10 Uhr, vor dem unterzeichneten Gerichte, Zimmer Nr. 1, anberaumten Aufgebotstermine seine Rechte anzumelden und den Hypothekenbrief vorzulegen, widrigenfalls die Kraftloserklärung des Hypothekenbriefes erfolgen wird.

Berlin, den 15. Juni 1901.

Gerichtsschreiber des Königlichen Amtsgerichts.

Nr. 10. Der Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, hat das Aufgebot des Hypothekenbriefes über die im Grundbuche von Berlin, Band 1, Blatt 1, Abteilung III, Nr. 1 für den Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, eingetragene Hypothek von 1000 M. beantragt.

Der Inhaber des Hypothekenbriefes wird aufgefordert, spätestens in dem auf den 1. Juli 1901, Vormittags 10 Uhr, vor dem unterzeichneten Gerichte, Zimmer Nr. 1, anberaumten Aufgebotstermine seine Rechte anzumelden und den Hypothekenbrief vorzulegen, widrigenfalls die Kraftloserklärung des Hypothekenbriefes erfolgen wird.

Berlin, den 15. Juni 1901.

Gerichtsschreiber des Königlichen Amtsgerichts.

Nr. 11. Der Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, hat das Aufgebot des Hypothekenbriefes über die im Grundbuche von Berlin, Band 1, Blatt 1, Abteilung III, Nr. 1 für den Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, eingetragene Hypothek von 1000 M. beantragt.

Der Inhaber des Hypothekenbriefes wird aufgefordert, spätestens in dem auf den 1. Juli 1901, Vormittags 10 Uhr, vor dem unterzeichneten Gerichte, Zimmer Nr. 1, anberaumten Aufgebotstermine seine Rechte anzumelden und den Hypothekenbrief vorzulegen, widrigenfalls die Kraftloserklärung des Hypothekenbriefes erfolgen wird.

Berlin, den 15. Juni 1901.

Gerichtsschreiber des Königlichen Amtsgerichts.

Nr. 12. Der Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, hat das Aufgebot des Hypothekenbriefes über die im Grundbuche von Berlin, Band 1, Blatt 1, Abteilung III, Nr. 1 für den Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, eingetragene Hypothek von 1000 M. beantragt.

Der Inhaber des Hypothekenbriefes wird aufgefordert, spätestens in dem auf den 1. Juli 1901, Vormittags 10 Uhr, vor dem unterzeichneten Gerichte, Zimmer Nr. 1, anberaumten Aufgebotstermine seine Rechte anzumelden und den Hypothekenbrief vorzulegen, widrigenfalls die Kraftloserklärung des Hypothekenbriefes erfolgen wird.

Berlin, den 15. Juni 1901.

Gerichtsschreiber des Königlichen Amtsgerichts.

Nr. 13. Der Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, hat das Aufgebot des Hypothekenbriefes über die im Grundbuche von Berlin, Band 1, Blatt 1, Abteilung III, Nr. 1 für den Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, eingetragene Hypothek von 1000 M. beantragt.

Der Inhaber des Hypothekenbriefes wird aufgefordert, spätestens in dem auf den 1. Juli 1901, Vormittags 10 Uhr, vor dem unterzeichneten Gerichte, Zimmer Nr. 1, anberaumten Aufgebotstermine seine Rechte anzumelden und den Hypothekenbrief vorzulegen, widrigenfalls die Kraftloserklärung des Hypothekenbriefes erfolgen wird.

Berlin, den 15. Juni 1901.

Gerichtsschreiber des Königlichen Amtsgerichts.

Nr. 14. Der Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, hat das Aufgebot des Hypothekenbriefes über die im Grundbuche von Berlin, Band 1, Blatt 1, Abteilung III, Nr. 1 für den Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, eingetragene Hypothek von 1000 M. beantragt.

Der Inhaber des Hypothekenbriefes wird aufgefordert, spätestens in dem auf den 1. Juli 1901, Vormittags 10 Uhr, vor dem unterzeichneten Gerichte, Zimmer Nr. 1, anberaumten Aufgebotstermine seine Rechte anzumelden und den Hypothekenbrief vorzulegen, widrigenfalls die Kraftloserklärung des Hypothekenbriefes erfolgen wird.

Berlin, den 15. Juni 1901.

Gerichtsschreiber des Königlichen Amtsgerichts.

Nr. 15. Der Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, hat das Aufgebot des Hypothekenbriefes über die im Grundbuche von Berlin, Band 1, Blatt 1, Abteilung III, Nr. 1 für den Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, eingetragene Hypothek von 1000 M. beantragt.

Der Inhaber des Hypothekenbriefes wird aufgefordert, spätestens in dem auf den 1. Juli 1901, Vormittags 10 Uhr, vor dem unterzeichneten Gerichte, Zimmer Nr. 1, anberaumten Aufgebotstermine seine Rechte anzumelden und den Hypothekenbrief vorzulegen, widrigenfalls die Kraftloserklärung des Hypothekenbriefes erfolgen wird.

Berlin, den 15. Juni 1901.

Gerichtsschreiber des Königlichen Amtsgerichts.

Nr. 16. Der Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, hat das Aufgebot des Hypothekenbriefes über die im Grundbuche von Berlin, Band 1, Blatt 1, Abteilung III, Nr. 1 für den Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, eingetragene Hypothek von 1000 M. beantragt.

Der Inhaber des Hypothekenbriefes wird aufgefordert, spätestens in dem auf den 1. Juli 1901, Vormittags 10 Uhr, vor dem unterzeichneten Gerichte, Zimmer Nr. 1, anberaumten Aufgebotstermine seine Rechte anzumelden und den Hypothekenbrief vorzulegen, widrigenfalls die Kraftloserklärung des Hypothekenbriefes erfolgen wird.

Berlin, den 15. Juni 1901.

Gerichtsschreiber des Königlichen Amtsgerichts.

Nr. 17. Der Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, hat das Aufgebot des Hypothekenbriefes über die im Grundbuche von Berlin, Band 1, Blatt 1, Abteilung III, Nr. 1 für den Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, eingetragene Hypothek von 1000 M. beantragt.

Der Inhaber des Hypothekenbriefes wird aufgefordert, spätestens in dem auf den 1. Juli 1901, Vormittags 10 Uhr, vor dem unterzeichneten Gerichte, Zimmer Nr. 1, anberaumten Aufgebotstermine seine Rechte anzumelden und den Hypothekenbrief vorzulegen, widrigenfalls die Kraftloserklärung des Hypothekenbriefes erfolgen wird.

Berlin, den 15. Juni 1901.

Gerichtsschreiber des Königlichen Amtsgerichts.

Nr. 18. Der Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, hat das Aufgebot des Hypothekenbriefes über die im Grundbuche von Berlin, Band 1, Blatt 1, Abteilung III, Nr. 1 für den Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, eingetragene Hypothek von 1000 M. beantragt.

Der Inhaber des Hypothekenbriefes wird aufgefordert, spätestens in dem auf den 1. Juli 1901, Vormittags 10 Uhr, vor dem unterzeichneten Gerichte, Zimmer Nr. 1, anberaumten Aufgebotstermine seine Rechte anzumelden und den Hypothekenbrief vorzulegen, widrigenfalls die Kraftloserklärung des Hypothekenbriefes erfolgen wird.

Berlin, den 15. Juni 1901.

Gerichtsschreiber des Königlichen Amtsgerichts.

Nr. 19. Der Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, hat das Aufgebot des Hypothekenbriefes über die im Grundbuche von Berlin, Band 1, Blatt 1, Abteilung III, Nr. 1 für den Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, eingetragene Hypothek von 1000 M. beantragt.

Der Inhaber des Hypothekenbriefes wird aufgefordert, spätestens in dem auf den 1. Juli 1901, Vormittags 10 Uhr, vor dem unterzeichneten Gerichte, Zimmer Nr. 1, anberaumten Aufgebotstermine seine Rechte anzumelden und den Hypothekenbrief vorzulegen, widrigenfalls die Kraftloserklärung des Hypothekenbriefes erfolgen wird.

Berlin, den 15. Juni 1901.

Gerichtsschreiber des Königlichen Amtsgerichts.

Nr. 20. Der Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, hat das Aufgebot des Hypothekenbriefes über die im Grundbuche von Berlin, Band 1, Blatt 1, Abteilung III, Nr. 1 für den Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, eingetragene Hypothek von 1000 M. beantragt.

Der Inhaber des Hypothekenbriefes wird aufgefordert, spätestens in dem auf den 1. Juli 1901, Vormittags 10 Uhr, vor dem unterzeichneten Gerichte, Zimmer Nr. 1, anberaumten Aufgebotstermine seine Rechte anzumelden und den Hypothekenbrief vorzulegen, widrigenfalls die Kraftloserklärung des Hypothekenbriefes erfolgen wird.

Berlin, den 15. Juni 1901.

Gerichtsschreiber des Königlichen Amtsgerichts.

Nr. 21. Der Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, hat das Aufgebot des Hypothekenbriefes über die im Grundbuche von Berlin, Band 1, Blatt 1, Abteilung III, Nr. 1 für den Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, eingetragene Hypothek von 1000 M. beantragt.

Der Inhaber des Hypothekenbriefes wird aufgefordert, spätestens in dem auf den 1. Juli 1901, Vormittags 10 Uhr, vor dem unterzeichneten Gerichte, Zimmer Nr. 1, anberaumten Aufgebotstermine seine Rechte anzumelden und den Hypothekenbrief vorzulegen, widrigenfalls die Kraftloserklärung des Hypothekenbriefes erfolgen wird.

Berlin, den 15. Juni 1901.

Gerichtsschreiber des Königlichen Amtsgerichts.

Nr. 22. Der Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, hat das Aufgebot des Hypothekenbriefes über die im Grundbuche von Berlin, Band 1, Blatt 1, Abteilung III, Nr. 1 für den Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, eingetragene Hypothek von 1000 M. beantragt.

Der Inhaber des Hypothekenbriefes wird aufgefordert, spätestens in dem auf den 1. Juli 1901, Vormittags 10 Uhr, vor dem unterzeichneten Gerichte, Zimmer Nr. 1, anberaumten Aufgebotstermine seine Rechte anzumelden und den Hypothekenbrief vorzulegen, widrigenfalls die Kraftloserklärung des Hypothekenbriefes erfolgen wird.

Berlin, den 15. Juni 1901.

Gerichtsschreiber des Königlichen Amtsgerichts.

Nr. 23. Der Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, hat das Aufgebot des Hypothekenbriefes über die im Grundbuche von Berlin, Band 1, Blatt 1, Abteilung III, Nr. 1 für den Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, eingetragene Hypothek von 1000 M. beantragt.

Der Inhaber des Hypothekenbriefes wird aufgefordert, spätestens in dem auf den 1. Juli 1901, Vormittags 10 Uhr, vor dem unterzeichneten Gerichte, Zimmer Nr. 1, anberaumten Aufgebotstermine seine Rechte anzumelden und den Hypothekenbrief vorzulegen, widrigenfalls die Kraftloserklärung des Hypothekenbriefes erfolgen wird.

Berlin, den 15. Juni 1901.

Gerichtsschreiber des Königlichen Amtsgerichts.

Nr. 24. Der Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, hat das Aufgebot des Hypothekenbriefes über die im Grundbuche von Berlin, Band 1, Blatt 1, Abteilung III, Nr. 1 für den Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, eingetragene Hypothek von 1000 M. beantragt.

Der Inhaber des Hypothekenbriefes wird aufgefordert, spätestens in dem auf den 1. Juli 1901, Vormittags 10 Uhr, vor dem unterzeichneten Gerichte, Zimmer Nr. 1, anberaumten Aufgebotstermine seine Rechte anzumelden und den Hypothekenbrief vorzulegen, widrigenfalls die Kraftloserklärung des Hypothekenbriefes erfolgen wird.

Berlin, den 15. Juni 1901.

Gerichtsschreiber des Königlichen Amtsgerichts.

Nr. 25. Der Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, hat das Aufgebot des Hypothekenbriefes über die im Grundbuche von Berlin, Band 1, Blatt 1, Abteilung III, Nr. 1 für den Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, eingetragene Hypothek von 1000 M. beantragt.

Der Inhaber des Hypothekenbriefes wird aufgefordert, spätestens in dem auf den 1. Juli 1901, Vormittags 10 Uhr, vor dem unterzeichneten Gerichte, Zimmer Nr. 1, anberaumten Aufgebotstermine seine Rechte anzumelden und den Hypothekenbrief vorzulegen, widrigenfalls die Kraftloserklärung des Hypothekenbriefes erfolgen wird.

Berlin, den 15. Juni 1901.

Gerichtsschreiber des Königlichen Amtsgerichts.

Nr. 26. Der Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, hat das Aufgebot des Hypothekenbriefes über die im Grundbuche von Berlin, Band 1, Blatt 1, Abteilung III, Nr. 1 für den Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, eingetragene Hypothek von 1000 M. beantragt.

Der Inhaber des Hypothekenbriefes wird aufgefordert, spätestens in dem auf den 1. Juli 1901, Vormittags 10 Uhr, vor dem unterzeichneten Gerichte, Zimmer Nr. 1, anberaumten Aufgebotstermine seine Rechte anzumelden und den Hypothekenbrief vorzulegen, widrigenfalls die Kraftloserklärung des Hypothekenbriefes erfolgen wird.

Berlin, den 15. Juni 1901.

Gerichtsschreiber des Königlichen Amtsgerichts.

Nr. 27. Der Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, hat das Aufgebot des Hypothekenbriefes über die im Grundbuche von Berlin, Band 1, Blatt 1, Abteilung III, Nr. 1 für den Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, eingetragene Hypothek von 1000 M. beantragt.

Der Inhaber des Hypothekenbriefes wird aufgefordert, spätestens in dem auf den 1. Juli 1901, Vormittags 10 Uhr, vor dem unterzeichneten Gerichte, Zimmer Nr. 1, anberaumten Aufgebotstermine seine Rechte anzumelden und den Hypothekenbrief vorzulegen, widrigenfalls die Kraftloserklärung des Hypothekenbriefes erfolgen wird.

Berlin, den 15. Juni 1901.

Gerichtsschreiber des Königlichen Amtsgerichts.

Nr. 28. Der Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, hat das Aufgebot des Hypothekenbriefes über die im Grundbuche von Berlin, Band 1, Blatt 1, Abteilung III, Nr. 1 für den Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, eingetragene Hypothek von 1000 M. beantragt.

Der Inhaber des Hypothekenbriefes wird aufgefordert, spätestens in dem auf den 1. Juli 1901, Vormittags 10 Uhr, vor dem unterzeichneten Gerichte, Zimmer Nr. 1, anberaumten Aufgebotstermine seine Rechte anzumelden und den Hypothekenbrief vorzulegen, widrigenfalls die Kraftloserklärung des Hypothekenbriefes erfolgen wird.

Berlin, den 15. Juni 1901.

Gerichtsschreiber des Königlichen Amtsgerichts.

Nr. 29. Der Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, hat das Aufgebot des Hypothekenbriefes über die im Grundbuche von Berlin, Band 1, Blatt 1, Abteilung III, Nr. 1 für den Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, eingetragene Hypothek von 1000 M. beantragt.

Der Inhaber des Hypothekenbriefes wird aufgefordert, spätestens in dem auf den 1. Juli 1901, Vormittags 10 Uhr, vor dem unterzeichneten Gerichte, Zimmer Nr. 1, anberaumten Aufgebotstermine seine Rechte anzumelden und den Hypothekenbrief vorzulegen, widrigenfalls die Kraftloserklärung des Hypothekenbriefes erfolgen wird.

Berlin, den 15. Juni 1901.

Gerichtsschreiber des Königlichen Amtsgerichts.

Nr. 30. Der Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, hat das Aufgebot des Hypothekenbriefes über die im Grundbuche von Berlin, Band 1, Blatt 1, Abteilung III, Nr. 1 für den Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, eingetragene Hypothek von 1000 M. beantragt.

Der Inhaber des Hypothekenbriefes wird aufgefordert, spätestens in dem auf den 1. Juli 1901, Vormittags 10 Uhr, vor dem unterzeichneten Gerichte, Zimmer Nr. 1, anberaumten Aufgebotstermine seine Rechte anzumelden und den Hypothekenbrief vorzulegen, widrigenfalls die Kraftloserklärung des Hypothekenbriefes erfolgen wird.

Berlin, den 15. Juni 1901.

Gerichtsschreiber des Königlichen Amtsgerichts.

Nr. 31. Der Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, hat das Aufgebot des Hypothekenbriefes über die im Grundbuche von Berlin, Band 1, Blatt 1, Abteilung III, Nr. 1 für den Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, eingetragene Hypothek von 1000 M. beantragt.

Der Inhaber des Hypothekenbriefes wird aufgefordert, spätestens in dem auf den 1. Juli 1901, Vormittags 10 Uhr, vor dem unterzeichneten Gerichte, Zimmer Nr. 1, anberaumten Aufgebotstermine seine Rechte anzumelden und den Hypothekenbrief vorzulegen, widrigenfalls die Kraftloserklärung des Hypothekenbriefes erfolgen wird.

Berlin, den 15. Juni 1901.

Gerichtsschreiber des Königlichen Amtsgerichts.

Nr. 32. Der Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, hat das Aufgebot des Hypothekenbriefes über die im Grundbuche von Berlin, Band 1, Blatt 1, Abteilung III, Nr. 1 für den Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, eingetragene Hypothek von 1000 M. beantragt.

Der Inhaber des Hypothekenbriefes wird aufgefordert, spätestens in dem auf den 1. Juli 1901, Vormittags 10 Uhr, vor dem unterzeichneten Gerichte, Zimmer Nr. 1, anberaumten Aufgebotstermine seine Rechte anzumelden und den Hypothekenbrief vorzulegen, widrigenfalls die Kraftloserklärung des Hypothekenbriefes erfolgen wird.

Berlin, den 15. Juni 1901.

Gerichtsschreiber des Königlichen Amtsgerichts.

Nr. 33. Der Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, hat das Aufgebot des Hypothekenbriefes über die im Grundbuche von Berlin, Band 1, Blatt 1, Abteilung III, Nr. 1 für den Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, eingetragene Hypothek von 1000 M. beantragt.

Der Inhaber des Hypothekenbriefes wird aufgefordert, spätestens in dem auf den 1. Juli 1901, Vormittags 10 Uhr, vor dem unterzeichneten Gerichte, Zimmer Nr. 1, anberaumten Aufgebotstermine seine Rechte anzumelden und den Hypothekenbrief vorzulegen, widrigenfalls die Kraftloserklärung des Hypothekenbriefes erfolgen wird.

Berlin, den 15. Juni 1901.

Gerichtsschreiber des Königlichen Amtsgerichts.

Nr. 34. Der Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, hat das Aufgebot des Hypothekenbriefes über die im Grundbuche von Berlin, Band 1, Blatt 1, Abteilung III, Nr. 1 für den Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, eingetragene Hypothek von 1000 M. beantragt.

Der Inhaber des Hypothekenbriefes wird aufgefordert, spätestens in dem auf den 1. Juli 1901, Vormittags 10 Uhr, vor dem unterzeichneten Gerichte, Zimmer Nr. 1, anberaumten Aufgebotstermine seine Rechte anzumelden und den Hypothekenbrief vorzulegen, widrigenfalls die Kraftloserklärung des Hypothekenbriefes erfolgen wird.

Berlin, den 15. Juni 1901.

Gerichtsschreiber des Königlichen Amtsgerichts.

Nr. 35. Der Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, hat das Aufgebot des Hypothekenbriefes über die im Grundbuche von Berlin, Band 1, Blatt 1, Abteilung III, Nr. 1 für den Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, eingetragene Hypothek von 1000 M. beantragt.

Der Inhaber des Hypothekenbriefes wird aufgefordert, spätestens in dem auf den 1. Juli 1901, Vormittags 10 Uhr, vor dem unterzeichneten Gerichte, Zimmer Nr. 1, anberaumten Aufgebotstermine seine Rechte anzumelden und den Hypothekenbrief vorzulegen, widrigenfalls die Kraftloserklärung des Hypothekenbriefes erfolgen wird.

Berlin, den 15. Juni 1901.

Gerichtsschreiber des Königlichen Amtsgerichts.

Nr. 36. Der Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, hat das Aufgebot des Hypothekenbriefes über die im Grundbuche von Berlin, Band 1, Blatt 1, Abteilung III, Nr. 1 für den Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, eingetragene Hypothek von 1000 M. beantragt.

Der Inhaber des Hypothekenbriefes wird aufgefordert, spätestens in dem auf den 1. Juli 1901, Vormittags 10 Uhr, vor dem unterzeichneten Gerichte, Zimmer Nr. 1, anberaumten Aufgebotstermine seine Rechte anzumelden und den Hypothekenbrief vorzulegen, widrigenfalls die Kraftloserklärung des Hypothekenbriefes erfolgen wird.

Berlin, den 15. Juni 1901.

Gerichtsschreiber des Königlichen Amtsgerichts.

Nr. 37. Der Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, hat das Aufgebot des Hypothekenbriefes über die im Grundbuche von Berlin, Band 1, Blatt 1, Abteilung III, Nr. 1 für den Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, eingetragene Hypothek von 1000 M. beantragt.

Der Inhaber des Hypothekenbriefes wird aufgefordert, spätestens in dem auf den 1. Juli 1901, Vormittags 10 Uhr, vor dem unterzeichneten Gerichte, Zimmer Nr. 1, anberaumten Aufgebotstermine seine Rechte anzumelden und den Hypothekenbrief vorzulegen, widrigenfalls die Kraftloserklärung des Hypothekenbriefes erfolgen wird.

Berlin, den 15. Juni 1901.

Gerichtsschreiber des Königlichen Amtsgerichts.

Nr. 38. Der Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, hat das Aufgebot des Hypothekenbriefes über die im Grundbuche von Berlin, Band 1, Blatt 1, Abteilung III, Nr. 1 für den Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, eingetragene Hypothek von 1000 M. beantragt.

Der Inhaber des Hypothekenbriefes wird aufgefordert, spätestens in dem auf den 1. Juli 1901, Vormittags 10 Uhr, vor dem unterzeichneten Gerichte, Zimmer Nr. 1, anberaumten Aufgebotstermine seine Rechte anzumelden und den Hypothekenbrief vorzulegen, widrigenfalls die Kraftloserklärung des Hypothekenbriefes erfolgen wird.

Berlin, den 15. Juni 1901.

Gerichtsschreiber des Königlichen Amtsgerichts.

Nr. 39. Der Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, hat das Aufgebot des Hypothekenbriefes über die im Grundbuche von Berlin, Band 1, Blatt 1, Abteilung III, Nr. 1 für den Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, eingetragene Hypothek von 1000 M. beantragt.

Der Inhaber des Hypothekenbriefes wird aufgefordert, spätestens in dem auf den 1. Juli 1901, Vormittags 10 Uhr, vor dem unterzeichneten Gerichte, Zimmer Nr. 1, anberaumten Aufgebotstermine seine Rechte anzumelden und den Hypothekenbrief vorzulegen, widrigenfalls die Kraftloserklärung des Hypothekenbriefes erfolgen wird.

Berlin, den 15. Juni 1901.

Gerichtsschreiber des Königlichen Amtsgerichts.

Nr. 40. Der Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, hat das Aufgebot des Hypothekenbriefes über die im Grundbuche von Berlin, Band 1, Blatt 1, Abteilung III, Nr. 1 für den Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, eingetragene Hypothek von 1000 M. beantragt.

Der Inhaber des Hypothekenbriefes wird aufgefordert, spätestens in dem auf den 1. Juli 1901, Vormittags 10 Uhr, vor dem unterzeichneten Gerichte, Zimmer Nr. 1, anberaumten Aufgebotstermine seine Rechte anzumelden und den Hypothekenbrief vorzulegen, widrigenfalls die Kraftloserklärung des Hypothekenbriefes erfolgen wird.

Berlin, den 15. Juni 1901.

Gerichtsschreiber des Königlichen Amtsgerichts.

Nr. 41. Der Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, hat das Aufgebot des Hypothekenbriefes über die im Grundbuche von Berlin, Band 1, Blatt 1, Abteilung III, Nr. 1 für den Kaufmann Ferdinand Schmidt in Berlin, Wilhelmstr. 32/33, eingetragene Hypothek von 1000 M. beantragt.

Der Inhaber des Hypothekenbriefes wird aufgefordert, spätestens in dem auf den 1. Juli 1901, Vormittags 10 Uhr, vor dem unterzeichneten Gerichte, Zimmer Nr. 1, anberaumten Aufgebotstermine seine Rechte anzumelden und den Hypothekenbrief vorzulegen, widrigenfalls die Kraftloserklärung des Hypothekenbriefes erfolgen wird.

Berlin, den 15. Juni 1901.

Gerichtsschreiber des Königlichen Amts

B306
B137
Phil

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

1837.

Monat Mai.

enthaltend:
31 Bögen: Nr. 121—151. und 2 besondere Beilagen: Nr. 17—18.

Zur Nachricht.

Mit jeder Zeitschrift erlassen wir den Herren Abonnenten eine Nummer und oft zu Ende des Jahres 13 Bogen.

Die Postanstalten und die mit Zeitschrift reisenden Handlungen auf jede Zeitschrift mit Abonnenten, die sie an den Orten, wo sie ihren Sitz haben, erhalten, in Leipzig der Herr Expd. prof. Brockhaus in Paris werden.

Die Postanstalten, welche diese Zeitschrift nicht besonders halten, können solche sogleich abfordern, werden aber ersucht, dieses in der Bestellung an die Behörden gefällig anzuzeigen.

Einzelne Nummern, neue 2 Bände werden Prospect, Inhaltsanzeige und Beigl. der Blätter für literarische Unterhaltung beigelegt.

Verantwortlicher Herausgeber: Friedrich Brockhaus

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1837.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Inhalt.

Nr. 171. Aus Rußland. — Kaiser und Kaiserin, sowie die Prinzessin Wilhelm in Petersburg. — Prinz Heinrich in Kiel. — Der Kaiser in Hannover. — Der Kaiser in Wien. — Der Kaiser in Rom. — Der Kaiser in Neapel. — Der Kaiser in Venedig. — Der Kaiser in Wien. — Der Kaiser in Berlin. — Der Kaiser in Potsdam. — Der Kaiser in Berlin. — Der Kaiser in Potsdam. — Der Kaiser in Berlin. — Der Kaiser in Potsdam

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 121. — 1. Mai 1837.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Hofleben und Hoffitten aus dem ersten Drittel des 18. Jahrhunderts. Nach Schlosser.*)

Kenntniß der Geschichte kann uns unzufrieden machen oder zufrieden; jenes, wenn frühere Zeiten die unsern überstrahlen, dieses, wenn es einst nicht besser oder gar schlechter gewesen als in der eignen Zeit. Das erste Drittel des 18. Jahrhunderts liegt jetzt grade 100 Jahre hinter uns, darum wäre es wol mit der Gegenwart zu vergleichen für Betrübniß oder Freude.

In Frankreich herrschte damals die große Verdorbenheit des Hofs und der höhern Stände, welche der Revolution entgegenführte, auf das übrige Festland von Europa wirkten französische Sitte und Lebensweise; nur erscheint dabei ein Rest von Roheit, der dem feinern Franzosenthum sich unterordnete, ihm nachstrebte, aber sich selbst nicht zu überwinden verstand. An Zar Peter I. kraftvollem, das wilde Leben zu äußern Bedingungen eines gezähmten Daseins hinlenkenden Regimente war dies am auffallendsten, doch allenthalben bemerklich in dem geschmacklos Prächtigen, man möchte sagen massenhaft Üppigen und Ausschweifenden der Lebensart.

Allgemein galt die Voraussetzung, ein Staat sei vorhanden für Wohlleben und Glanz des Beherrschers wie seiner Umgebungen, müsse die Mittel dazu liefern, das Volk habe gegen Bedürfnisse der Hofhaltung keine Rechte sondern nur Pflichten und solle mit stillem Entzücken aus größerer Nähe oder Ferne die irdische Herrlichkeit anstaunen, weswegen Hofbiographen wie Faßmann in Sachsen durch lobende Beschreibungen Thorheit als Tugend, und Unverstand als Weisheit priesen. Nur insgeheim mochten einige Große die Erbärmlichkeit des Treibens einsehen und verachten, was sich in vielen französischen Denkwürdigkeiten, besonders stark in denen der Prinzessin von Preußen über ihren Vater und ihre Familie kund gibt.

Während Jammer und Armuth in Sachsen zunahmen, vermehrte König August den Glanz seines Hofes, Feste und Aufzüge, Günstlinge, Maitressen und natürliche Kinder. Nachdem die Polen sich losgesagt, mußte Sachsen allein die Kosten des Heers und besonders der adeligen Garde tragen. Erlaubte und unerlaubte Mittel wurden angewandt, Geld zu machen; die gutwilligen Stände übernahmen eine Million Schulden nach der andern, bewilligten nach hergebrachter Weise immer neue Schocke, Groschen und Quatember, errichteten Lotterien, beschlossen Vermögenssteuer, sie ließen für den Carneval des Königs und des Barons Flemming selbst von Fabrikbedürfnissen Abgabe zahlen, sie gewährten im Frieden ordentliche und außerordentliche Kriegssteuer; dennoch gab es alle Jahre neue Schulden. Verpfändet waren das Amt Borna an Sachsen-Gotha, Gräfenhayn an die Fürstin von Dessau, der sächsische Antheil von Mansfeld an Hanover, das Amt Pforta an Sachsen-Weimar — die Summen reichten kaum für Ein Carneval, das nächste mußte aber noch glänzender sein als das vorige. Der Erbe des protestantischen Landes war schon 1711 zur römischen Religion übergetreten; erst jahrelang hernach machte der König dies bekannt, brauchte Geld zur Vermählung des Kurprinzen mit einer östreichischen Prinzessin, suchte seine Landstände wegen der Religion zu beruhigen, und der Hofgeschichtschreiber Faßmann berichtet wohlgefällig:

Die Herren Landstände, wenn sie anders Belieben gehabt, hätten etliche Wochen die meisten Abende in die Redouten bei Hofe gehen, auch Opern und Komödien besuchen können; Se. kön. Majestät wären so prächtig maskirt gewesen, daß die Juwelen, welche sie auf dero Leib gehabt, auf mehre Millionen geschätzt worden.

*) Diese ins Engere gezogene Darstellung, für sich nicht ohne Belehrung, kann unsern Lesern zur Probe dienen von dem reichen Inhalte des Werks, woraus sie genommen:
Geschichte des 18. Jahrhunderts und des 19. bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs. Mit besonderer Rücksicht auf geistige Bildung. Von F. C. Schlosser. Erster Band. Das 18. Jahrhundert bis zum belgrader Frieden. Heidelberg, Mohr. 1836. Gr. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Unmittelbar darauf empfängt August mit allen Weibern und Junkern den türkischen Gesandten in der polnischen Stadt Reußen.

Ihro Majestät saßen auf dem Throne in einem Kleide von gerissenem violetfarbenen Sammt, mit diamantenen Knöpfen, welche ohne den Degen und andern dazu gehörigen Schmuck auf eine Million Thaler geschätzt wurden.

Achtundsiebenzig Druckseiten füllt die Beschreibung der Feste bei Vermählung des Kurprinzen; daraus leuchte hervor, sagt Faßmann, „der hohe Verstand und herrliche Gout Sr. Majestät des Königs". Im Monat September werden italienische, französische Opern und Komödien gegeben, dann Kampfjagen mit Feuerwerk, Turniere zu Roß und zu Fuß, Carrousel und Ringrennen, Türken- und andere Aufzüge, Nachtrennen, Wasserjagd, Jahrmarkt mit maskirten Nationaltrachten, Damen- und Bergbauerfest: Ergötzlichkeiten des Adels und des zuschauenden Pöbels. Gleichzeitig herrschte Hungersnoth im Lande, besonders im Erzgebirge, wo das Brot an manchen Orten ganz mangelte; das Getreide, welches nicht der Regent, sondern die Landschaft im Gothaischen aufkaufen ließ, ward Gegenstand des Wuchers. Der Festbeschreiber selbst gesteht: „Da die Sache durch Judenhände gegangen, sei die Frage, ob der Preis des Getreides der Armuth zu statten gekommen." *)

Im nächsten Jahre, 1725, „wurden vom 7. Jan. bis 13. Febr. Carnevalslustbarkeiten gehalten, so die vorigen alle übertroffen". Ferner:

Der Graf von Friesen heirathete die ältere Comtesse Cosel, die natürliche Tochter des Königs; der König kam deshalb nach Pillnitz, versammelte einige Regimenter Sachsen und den ganzen Hofstaat, und es wurden solche Lustbarkeiten angestellt, dergleichen wol, weil die Welt steht, bei einem gräflichen Beilager nicht gesehen worden.

Alljährig kehrte dergleichen wieder, um 1749 betrugen blos die Preise der Hoflotterie für Damen 60,000 Thaler.

Das russische Reich war von den chinesischen Grenzen und den persischen Gebirgen bis zum Eismeere erweitert, Peter I. blieb unverändert roh, erlaubte sich in Preußen öffentlich am Hofe mit seiner Nichte, der Herzogin von Mecklenburg, niedrige Gemeinheiten. Seine Gemahlin, weder schön, noch gebildet, noch besonders gewandt — wiewol man ihr dies nachgerühmt —, mochte für Übergang zu Hofsitten und Luxus sorgen, er selbst blieb einfach, ganz dem unmittelbar Nützlichen zugewendet. Eine gewaltsame Verdrängung barbarischer asiatischer Lebensweise durch künstlich europäische bewirkte sonderbare Gegensätze am Hofe, im Leben, Umgange, in Festen, Kleidung, Sitten und Sprache. Peter war über die Wahl der Mittel nicht bedenklich, ihm fehlte der Begriff einer sittlichen Ordnung; die Hinrichtung seines Sohnes erster Ehe, die grausame Behandlung und Gefangenschaft der verstoßenen Mutter dieses Sohnes, die unmenschliche Bestrafung der Freunde desselben galten ihm als Mittel der Civilisation; er fürchtete zugleich den Untergang seiner Schöpfungen. Gleich andern Gepriesenen, blos Macht Schätzenden, Suchenden, Gebrauchenden, liebte er eine eigne Art der Policei, pflegte bei Trinkgelagen nach unmäßigem Genuß schlechten Branntweins, wozu er seine Diener zwang, diese auszukundschaften. Sein roher, sehr verständlicher Witz verfolgte Dinge, die er nicht leiden konnte oder Andern verleiden wollte; er feierte ein lächerliches Begräbniß seines Zwergs, eine Hochzeit seines Hofnarren Sotof, den er zum Patriarchen und hernach zum Papst machte; verspottete Rom und die Cardinäle zu einer Zeit, als man absichtlich das Gerücht verbreitete, er stehe mit dem Papste in Unterhandlung und wolle keinen griechischen Patriarchen mehr.

Drei deutsche Hofleute, der mecklenburgische Gesandte Weber *), der holsteinische Gesandte Bassewitz **), der holsteinische Oberkammerherr von Bergholz ***), geben uns über die Lebensweise des damaligen russischen Hofes ausführliche Berichte. Man fand am Schluß der kaiserlichen Mittagstafel den ganzen Hof auf der Erde liegend; bei Trinkgelagen zwang Peter seine Umgebungen, selbst Prinzen und sämmtliche Frauen, zum unmäßigen Trinken. Bassewitz meldet, Katharina habe seit ihrem Besuche in Preußen sich die äußern Formen höhern Standes ziemlich angeeignet; allein er ist parteiisch und muß einräumen, wenn auch die deutschen Sitten vorgeherrscht, wären die russischen gleichwol geblieben. Peter selbst wollte Gewerbe, Lebensweise der Holländer und Deutschen, politische Macht zur See und zu Lande, nützliche Künste, kein Silbergeschirr, keine Kammerherren, Kammerjunker, Pagen; der jährliche Aufwand seines Hofes betrug (laut Münnich) kaum 60,000 Rubel. Zehn bis zwölf junge Leute von guter Familie, Dentschicks genannt, ebenso viel Grenadiere der Leibwache bildeten die Umgebung des Hofs, nirgend sah man Bedientenkleidung oder Stickerei. Sechzehn Rangclassen des Reichs richteten sich nach dem wirklichen Dienste, auch die Söhne der größten Herren, heißt es in der Verordnung, könnten zwar am Hofe erscheinen, hätten aber vor wirklichen Diensten keinen Rang. Jene großfürstlichen Gewänder alter Zeit mit Diamanten, Perlen, Rubinen, Smaragden von ungewöhnlicher Größe legte Peter nie an, seine Hauskleidung war von grober Leinwand, angemessen für Zimmermannsarbeiten, für Verrichtungen auf dem Schiffe, seine Messer und Gabeln hatten hölzerne Stiele. Ihn selbst darf man nicht freigebig und großmüthig, nicht habsüchtig und geizig nennen; sein Freund und Gehülfe Menzikoff dagegen war eitel, geizig und habgierig, wurde, wenn man ihn ertappte, mit andern vornehmen Gaunern und Betrügern gleich einem Hunde gezüchtigt. Hinrichtungen, Verstümmelungen, Knutenhiebe gab es täglich an diesem Hofe; der thierischen Wildheit und dem Mangel an Ehrgefühl traten Unmenschlichkeit und willkürliche Strenge entgegen, sie konnten einschüchtern, nicht neu beseelen.

Wurden denn die Gestraften gebessert, oder spiegelten sich die Nachfolger an ihrem Schicksal? Kaum hatte Peter seinen Menzikoff halbtodt geprügelt, als er sogleich von ihm neue schändliche Bedrückungen erfuhr, und ihm einen Theil des Raubes entriß. Dieser Mann erschien dennoch unter Russen als der einzig Fähige, des Kai-

*) Leben Friderici Augusti Königs in Polen u. s. w., S. 845.

*) Verändertes Rußland (1738).
**) Denkwürdigkeiten u. s. w.
***) Tagebuch.

fers Plane zu fassen und auszuführen. Menzikoff konnte kaum lesen und schreiben, aber besaß Lebensverstand; Peter ertrug darum alle seine Fehler, hatte Niemanden zum Ersatz. Der rechtskundige, in Schreibstuben bewanderte Jagusinky ersetzte ihn schlecht, als er vom Zaren aus Verdruß über Menzikoff zum Präsidenten des Senats in Petersburg ernannt wurde. Wie Peter wegen Brauchbarkeit die rohesten Vergehungen übersah, erzählt Villebois, der es an sich selbst erfahren. Dieser nämlich übte im Trunke an der Kaiserin Katharina unerhörte Gewaltthat, ward zur Kettenstrafe und Zwangsarbeit verurtheilt; nach zwei Jahren ist er wiedereingesetzt in alle Stellen, denn er verstand den Seedienst. Kaiserlichen Launen und Einfällen mußten sich alle Umgebungen fügen; einst mußte die ganze bewirthete Hofgesellschaft nach der Tafel durch Umhauen einer Reihe mißfälliger Bäume sich nüchtern arbeiten, sogar sollten die fremden Gesandten einst bei gräßlicher Hinrichtung der Strelitzen selbst Hand anlegen. Dies waren nämlich die empörten Leibwachen vor dem Anfange des nordischen Krieges; Peter ließ 2000 aufknüpfen, dann 5000 enthaupten, er selber führte das Schwert bei einem Hundert. Seine Schwester Sophia, die zum Aufstande geholfen, sah in ihrem Kerker, der nur durch ein einziges Gitterfenster Licht erhielt, diesem Fenster gegenüber die Häupter der Verschwornen an der Stadtmauer hingereiht, und dies bis an ihren Tod (1704). Jährlich, monatlich ereigneten sich Gewaltthaten; man gedenke nur des unglücklichen Alexis, seiner Mutter, seiner Freunde und Verwandten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, 8. April 1837.

In den letzten Tagen war uns neben der Ausstellung ein ähnlicher, aber in seiner Art doch einziger Kunstgenuß gewährt. Jedenfalls wissen auch deutsche Kunstkenner und Kunstfreunde schon längst, daß in diesen Tagen die ausgezeichnete Sammlung von Meisterstücken aus der niederländischen Schule, welche als Eigenthum der Herzogin von Berri die Galerie des Elysée Bourbon bildeten, öffentlich an die Meistbietenden versteigert werden würde. Es wäre wol zu wünschen gewesen, daß diese kostbare Sammlung, welche ihres Gleichen nicht hat, vereint geblieben wäre, um allen Verehrern der Kunst zum Genuß und Studium des Vortrefflichsten zu dienen, was jene Schule je geleistet hat. Versuche dazu sind von Denen, welche mit ihrer Veräußerung beauftragt waren, allerdings gemacht worden. Die ganze Sammlung soll zu diesem Zwecke schon in England gewesen sein; allein die dort darauf gethanen Gebote scheinen mit den Summen, welche man durch die Versteigerung zu gewinnen hoffen konnte, doch in keinem Verhältnisse gestanden zu haben. Seit mehren Wochen war die Sammlung in dem Hotel Galliffet, einem der Paläste des alten Adels des Faubourg St.-Germain ausgestellt. Man bekam durch besondere Eintaßkarten Zutritt. Nur während der vier letzten Tage vor der Versteigerung wurde das größere Publicum zugelassen. Dort wurde auch der raisonnirende Katalog verkauft, welcher, so viel er auch zu wünschen übrig läßt, wenigstens für die äußere Kunstgeschichte immer einige Wichtigkeit behalten wird.*) Ich habe die Sammlung mehre Male und immer mit neuem Vergnügen, mit erhöhterm Genusse besucht. Dieser Genuß ist z. B. ein ganz anderer als der, welchen der Besuch der Ausstellung gewährt. Die Gründe dieses Unterschiedes könnte man am Ende wol leicht herzählen; aber es würde doch zuletzt noch etwas übrig bleiben, was man nicht beschreiben, nicht mit Worten sagen, wovon man sich selbst nicht Rechenschaft geben könnte. Es ist die geistige Freude an dem in sich Vollendeten, welche uns selbst gleichsam auf eine höhere Stufe, in eine andere Sphäre erhebt. Von dieser Freude empfindet man aber auch so viel wie nichts, wenn man jetzt durch die unabsehbaren Galerien des Louvre geht, wo von den Tausenden von Gemälden immer hundert den günstigen Eindruck wieder zerstören, welchen ein ausgezeichneteres Werk vielleicht zu machen im Stande wäre. Doch hiervon später. Jetzt noch ein Wort über die Sammlung im Hotel Galliffet.

Der Zahl nach ist sie grade nicht sehr umfassend. Sie besteht im Ganzen aus 97 Nummern. Um aber von ihrem innern Werthe nur einen kleinen Begriff zu geben, genügt es schon, an die Hauptstücke derselben zu erinnern. Fast alle der ausgezeichnetsten Meister jener Schule sind durch einige der vortrefflichsten und berühmtesten ihrer Werke repräsentirt. Unter den sechs Teniers befinden sich z. B. der berühmte Jahrmarkt von Gent, wo man mitten unter einer bunten Volksmenge den Künstler selbst mit seiner Gemahlin und seinem Lieblingszöglinge, Adseven, in eleganter Kleidung umherwandeln sieht; ferner das Schinkenfrühstück, welches schon vor 35 Jahren, als die Sammlung Robet verkauft wurde, mit mehr als 30,000 Francs bezahlt ward; ferner der Mann im weißen Hemde, ein in der Sprache der Kunstgeschichte einmal geltender, wenn auch etwas sonderbarer Name für eins der ausgezeichnetsten Kunstwerke dieses großen Meisters. Es ist eine jener Rauchscenen in einer Dorfschenke, welche Teniers auf so verschiedene Weise, so mannichfaltig und doch immer wieder mit so viel Leben, mit derselben Wahrheit darzustellen wußte. Ein Seitenstück dazu ist das ebenfalls in dieser Sammlung befindliche Gemälde, welches unter dem Namen: der Raucher bekannt ist. Die beiden andern noch gegenwärtigen Stücke Teniers' sind eine Dorfkirmse und ein Concert im Freien. Auch von Teniers' Vater ist ein kleines Bild dabei, welches gleichfalls eine Dorfkirmesscene vorstellt. Es ist vielleicht weniger an sich, als deshalb merkwürdig, weil es eins der Gemälde ist, mit welchem Jacquin, zu seiner Zeit als rentoileur berühmt, den Versuch machte, die ganze Farbenschicht eines Gemäldes von der alten Leinwand abzulösen und sie auf eine neue zu übertragen. Der Versuch gelang ihm vollkommen; allein später hat dieses Gemälde, angeblich bei Gelegenheit eines Transports, einen bedeutenden Riß bekommen.

Weniger zahlreich ist Adrian Ostade repräsentirt. Von ihm ist ein einziges Gemälde vorhanden, welches jedoch ohne Zweifel zu seinen besten Werken gehört. Es ist ein Bauerntanz, wegen dessen glücklicher Ausführung im Genre des Grotesken man vielleicht auf Ostade anwenden könnte, was David einmal von Teniers sagte: „Il s'élève jusqu' au sublime dans le contraire parfait des statues antiques." Zwei gleich werthvolle Bilder, der Ausgang eines Dorfes mit einer Menge belebender Gruppen und das Innere einer Dorfschenke in Flandern, vertreten den Geist und das Genie von Isaak Ostade.

Am reichsten war dagegen in der Galerie des Elysée Bourbon Wouverman mit acht seiner anerkannt vortrefflichsten Werke bedacht. Unter diesen leuchtet vorzüglich wieder das schon ziemlich große Gemälde (30 Zoll Höhe und 52 Zoll Breite): der Roßmarkt hervor. Eine schönere und natürlichere Gruppirung der edelsten Pferdegestalten, untermischt mit einer Menge Scenen geschäftiger Menschen voll Kraft, Lebendigkeit und Wahrheit, und dies Alles gehoben durch eine glänzendheitere Landschaft, dürfte wol kaum möglich sein, zumal wenn man sich hierzu nun noch die Harmonie der Composition und die Pracht des Colorits denkt, welche Wouverman so sehr aus-

*) Eben deshalb geben wir hier den Titel: „Catalogue descriptif des tableaux de l'école hollandaise, flamande et française, provenant de l'ancienne galerie du palais de l'Elysée, par *Ch. Paillet*, commissaire-expert honoraire du Musée royal" (Paris 1837).

zeichnen. Auch hat man grade dieses Werk immer für das eigentliche Meisterstück Wouverman's gehalten. Ihm würdig zur Seite und fast auf gleicher Linie, wenn man namentlich den Umfang weniger mit in Anschlag bringt, stehen seine übrigen Gemälde in dieser Sammlung. Nach unserer Meinung würden wir sie dem Werthe nach etwa in folgende Reihenfolge stellen: 1) Der Reiterriangriff; 2) der Trompeter; 3) der Halt vor der Landschenke; 4) die größere, 5) die kleinere Abreise zur Falkenjagd (diese 7 Zoll Höhe und 9 Zoll Breite; jene 21 Zoll Höhe und 25 Zoll Breite); 6) die Rückkehr vom Markte, und 7) die Parforcejagd. Dieses letzte Bild, obgleich der Ausdehnung nach das größte (48 Zoll Höhe und gegen 60 Zoll Breite), und im Ganzen von gleich vollendeter Ausführung, möchten wir jenen nachsetzen, weil Wouverman überhaupt in der Darstellung der übrigen Thierwelt nicht zu der Vollendung gelangt war wie in der Darstellung des Pferdes; und diese schwächere Seite eines so ausgezeichneten Talentes tritt natürlich bei größern Dimensionen, wie sie in dem vorliegenden Gemälde sind, nur um so mehr hervor. Es ist darin eine gewisse Disharmonie, nicht der Composition, aber der Ausführung der einzelnen Theile; weder die Hunde noch der Hirsch kommen den Pferden gleich. Überhaupt scheint Wouverman in Compositionen von größerm Maßstabe weniger glücklich gewesen zu sein.

Nach Wouverman nennen wir zunächst zwei Bilder von Hugtenburgh und van der Meulen, in welchen gleichfalls ein fleißiges Studium des Pferdes vorherrscht. Das des Erstern ist ein Reiterangriff, welcher ein wirklich vorgefallenes Gefecht vorstellen und auf Befehl und nach den dazu gelieferten Materialien des Prinzen Eugen gemalt worden sein soll. Das des Letztern ist ein Reiterüberfall in einer Bergschlucht. Den Übergang zu den eigentlichen Landschaftsmalern bilden dann die übrigen Thiermaler, unter denen natürlich Paul Potter mit seinen Viehstücken der erste Platz gebührt. Von ihm befinden sich drei seiner ausgezeichnetsten Werke in der Sammlung: ein Pferdestück, auf welchem drei Pferde an einer Tränke die Hauptsache sind, und zwei Rindviehstücke, beides Weidescenen von unbeschreiblicher Schönheit. Ihm zur Seite, aber nicht auf gleicher Linie stehen Adam Pynacker mit einer großen Landschaft, in welcher eine einen Hund angreifende Kuh den Vordergrund einnimmt; dann Karl Dujardin mit zwei durch Thiergruppen belebten Landschaften, im Katalog unter den Namen: Le mulet-Lier und Le moulin, aufgeführt; ferner eine Waldpartie mit kleinerm Viehe, von Adrian van der Velde, dann desselben Prachtstück, Merkur und Argus, auf dem die Thiere auch die Hauptsache sind, und endlich van der Does mit einer unbedeutenden, aber doch recht niedlichen Hirtenscene, bei welcher Ziegen und Schafe am meisten hervortreten.

Ungemein reich ist die Sammlung in dem Fache der Landschaften im engern Sinne versehen. Obenan steht jedenfalls Hobbema mit einer großen Waldpartie, welcher die Seltenheit seiner Werke noch einen ganz besondern Werth gibt; dann folgen Johann Both mit zwei italienischen Landschaften; Nikolaus Berghem mit einer Ansicht des Hafens von Genua in bedeutender Dimension, und zwei kleinern italienischen Landschaften, wovon sich die eine auch als Thierstück, die andere durch die Abendbeleuchtung auszeichnet. Von Jakob Ruysdael sind drei Bilder, und von Salomon Ruysdael ist ein Bild vorhanden. Es finden sich ferner in der Sammlung ein ausgezeichneter Moucheron, das Innere eines Parkes; ein Asselyn, Landschaft mit Ruinen; vier Johann Wynants, zu denen Adrian van der Velde die Figuren gemalt hat; desgleichen sind von Adrian van der Velde die Figuren auch in den drei Bildern von van der Heyden gemalt, welche das Rathhaus zu Amsterdam, das eine Stadtthor von Köln und ein Lustschloß vorstellen. Pynacker, van Goyen, Johann Breughel und Albert Cuyp sind je durch eins ihrer Werke vertreten; und auch von van der Neer ist eine recht artige Winterlandschaft da. Als Hafen-, See- und Schiffsmaler sind Backhuysen, Berkheyden (beide mit dem Eingange des Hafens von Amsterdam), Lingelbach, Weenix und Wilhelm van der Velde zu nennen.

Die Gemälde von Weenix (der alte Hafen und das ländliche Dach), welche eigentlich mehr das Treiben am Hafen als das Leben in der See darstellen, führen uns gewissermaßen schon wieder auf die Scenen der häuslichen und innern Lebens zurück, welche die Niederländer so vollendet darzustellen wußten und wovon auch in dieser Sammlung eine kostbare Suite ist. Wollen wir zunächst mit denen beginnen, bei denen sich der Gedanke ganz auf die Darstellung und möglichst vollendete Ausführung einer Hauptfigur concentrirt, so nimmt Gerhard Dow die erste Stelle ein, von dem die Sammlung zwei kleine Meisterstücke, den Violinspieler, wie man sagt des Künstlers eignes Portrait, und den Eremiten besitzt. Ziemlich auf gleicher Stufe steht, was Genauigkeit der Ausführung der einzelnen Theile und Feinheit des Tons betrifft, Gabriel Metzu, mit einem größern und einem kleinern Bilde, jenes der Besuch des Geliebten, und dieses die Nähterin. Dann folgen von rechtswegen die beiden Mieris, Franz und Wilhelm. Von jenem sind drei wunderniedliche Portraits, *von diesem ein kleines Gemälde* vorhanden, welches *eine Verzweiflungsscene darzustellen* scheint. Hieran schließen sich ferner: eine Familienscene von Peter van Slingelandt, dem Schüler und glücklichen Nachahmer von Gerhard Dow; der Jäger von Adrian de Voys; das Portrait der Königin Christina von Schweden, halbe Figur in Lebensgröße, von Sebastian Bourdon; der Musikunterricht von Cornelius Bega; die Mahlzeit von Tilborgh; eine Raufscene von Johann Meel oder Miel; die Hochzeit zu Kana von Panini; Pan und Syrinx von van der Werff; die Wachstube von Johann Leduc, und einige weniger bedeutende Werke von van der Neer, Breckelencamp und Peelemburg. Gleichsam eine eigne Classe bilden die wunderliche Hochzeit zu Kana von Johann Steen; ein vortreffliches Bild von Gottfried Schalken, Lichteffect in einer dunkeln Küche, und der vorzüglich wegen der Portraits der Gesandten historisch wichtige Friedenscongreß zu Münster von Gerhard Terburg, ein diplomatisches Cabinetsstück, wovon auch ein guter alter Kupferstich von Suyderhof sehr eine ziemliche Seltenheit geworden ist. Von Terburg sind außerdem noch zwei größere vortreffliche Bilder da, das Testament und der Schleifer. Den Schluß der niederländischen Schule machen drei Kirchenbilder: Peter Neefs, das Innere der Kathedrale zu Antwerpen; Blinck, das Innere der Kathedrale zu Harlem, und Emanuel de Witte, der Eingang einer protestantischen Kirche; sowie ein großes, ungemein zart ausgeführtes Frucht- und Blumenstück von Johann van Huysum.

Aus der französischen Schule sind vier recht brave Bilder von Joseph Vernet, drei Landschaften am Meeresstrande bei Sonnenuntergang und der Wasserfall von Tivoli, und ein schlechtes Familiengemälde von Mignard, Ludwig XIV. als Kind in der Tracht Johannes des Täufers, nebst seinem jüngern Bruder, vielleicht blos des Contrastes wegen beigegeben.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Der berühmte Philolog Person besaß unter andern zwei hervorstechende Eigenthümlichkeiten: ein unverwüstliches Gedächtniß und eine seltsame Vorliebe für das Abschreiben. Dieser letztern Übung pflegte er eben sein außerordentliches Gedächtniß zuzuschreiben. Er erzählte oft, daß er fast Alles, dessen er sich erinnere, mindestens dreimal abgeschrieben habe, und setzte hinzu: daß Jedermann im Stande sei, sein Gedächtniß durch gleiches Verfahren auf dieselbe Weise zu stärken. Person's Erinnerungsvermögen war ganz unbeschränkt und erstreckte sich auf alle mögliche Objecte. Unbedeutende Namen, Lieder u. s. w. behielt er ebenso leicht als die Stellen aus den classischen Autoren, deren er zu seinen gelehrten Arbeiten bedurfte. Er recitirte die geringfügigste Pfennigballade mit derselben Geläufigkeit wie einen Act aus dem Euripides. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 122. — 2. Mai 1837.

Hofleben und Hofsitten aus dem ersten Drittel des 18. Jahrhunderts. Nach Schlosser.

(Fortsetzung aus Nr. 121.)

Selbst an den kleinsten deutschen Höfen herrschte wunderliches Regiment, ein Gemisch von Üppigkeit und Rohheit. Georg I. von Hanover war mit der Tochter einer Französin, der Gemahlin des letzten Herzogs von Celle, vermählt. Dieser Herzog wollte ganz Franzose sein und französisch leben, seine Tochter ward wegen ihres Leichtsinns von Georg geschieden und starb als Verbannte auf dem Schlosse Ahlden. Hierin war wenigstens eine Form des Rechts, aber einige adelige Diener des Herzogs lauerten auf den Grafen Königsmark bei seinem nächtlichen Besuche im Schlosse, ließen ihn durch Knechte morden und in eine Grube stürzen, wenigstens erfuhr man nichts weiter von ihm. Als die Tochter Georg I. mit Friedrich Wilhelm I. vermählt ward (1706), ließ der Kurfürst den ganzen Brautschmuck — mitten im Erbfolgekriege — in Paris bestellen, während seine Mutter, die pfälzische Prinzessin Sophia, in England Pension nachsuchte. Dem kostbaren Brautschmucke war die Reisebegleitung angemessen, 40 Carossen, 12 Rüstwagen, 65 Bauerwagen, man brauchte 520 Pferde auf jeder Post. Von Berlin aus wurde zum Grenzempfange ein Hofstaat entgegengeschickt, zu dessen Fortschaffung auf brandenburgischem Gebiete 870 Pferde nöthig waren. Bürger und Bauern mußten dazu liefern ohne alle Entschädigung. Unter Georg II., der nicht mit Unrecht in England als Vertheidiger der Volksrechte gepriesen ward, bildeten Maitressen und seine Gemahlin Karolina einen adeligen Ministerialdespotismus. Herr von der Besche, Minister neben Münchhausen, der Stifter Göttingens, war eine Zeit lang nicht sonderlich in Gunst, schenkte aber der Königin Karoline 10 Bergwerkskuxe, deren Einkünfte auf 20,000 Thaler jährlich geschätzt wurden, und galt nun in Hanover Alles. Er behielt bei Tafel den Hut auf dem Kopfe, befestigte eine Serviette an der Perücke, konnte gewisse Kleidungen nicht leiden, und die geladenen Gäste mußten sich manchmal in seine eignen Kleider stecken, nach Laune des Gastgebers ihre Plätze wechseln, ihm in Allem Recht geben, auch wenn er behauptete, Kalbfleisch sei Lammfleisch.

In Braunschweig-Wolfenbüttel herrschten zwei Brüder, August Wilhelm zu Wolfenbüttel, Ludwig Rudolf in Blankenburg, welcher letztere zugleich Nachfolger des ersten war. Ein Herr von Dehn vergeudete unter August Wilhelm das Geld des Landes für Gesandtschaften, Orden, Grafentitel, und der wackere Münchhausen, den dieses verdroß, schrieb darüber an den Geheimenrath von Campen in Blankenburg. Dieser erhielt nach 10 Jahren dort seinen Abschied, suchte Dehn's Gunst und zeigte ihm jene vertraulichen Briefe, sodaß Münchhausen verwiesen ward und in blankenburgische Dienste trat. Der Herzog verlangte nun einen ehrenvollen Abschied für seinen neuen Minister. Dehn suchte Hülfe bei dem Geheimenrathscollegium und der Juristenfacultät der Landeshochschule, und fand beide bereitwillig. Münchhausen ward vom Geheimenrathe als Criminalverbrecher geladen und, als er nicht erschien, abwesend verurtheilt. Sein einziges Verbrechen war jener Brief, eine Schilderung nach dem Leben. Man schickte die Acten zur Universität Helmstedt, und der damalige gelehrte Jurist Leyser — welcher mit Münchhausen einen Streit geführt, worin er Recht haben mochte — gab sich Mühe, zu beweisen, das römische Gesetz über Majestätsverbrechen sei auf Briefe eines deutschen Landstandes anwendbar. Wäre Münchhausen ein Bürgerlicher und ohne Schutz gewesen, er hätte Ehre, Freiheit und wol gar Vermögen und Leben verloren; so aber stritten für ihn die Ritterschaft und Herzog Ludwig Rudolf, Kaiser und Reichshofrath erklärten sich zu seinen Gunsten. Der Kampf dauerte, bis 1731 Münchhausen's Beschützer Regent des ganzen Landes ward.

Geistliche Fürsten dieser Zeit suchten es den weltlichen gleich zu thun. Graf Lynar kam nach Würzburg und Bamberg, wo damals Bischof Schönborn regierte; sein Begleiter von Geusau schildert, was er sah. Der Bischof hatte vollständigen Hofstaat, 30 Kammerherren und 16 Züge Pferde. Bei Tafel saß der Fürst in einem rothsammetnen, goldverzierten Lehnsessel, es gab 14 Speisen, ebenso viel Schüsseln Nachtisch; 9 Pagen bedienten im Zimmer, Trabanten mit Stiefeln, Sporen, Carabinern brachten die Speisen herein. Keyßler fand auf seinen Reisen am würtembergischen Hofe, wo es doch ausgezeichnete Trinker gab, einen würzburger Geheimenrath und Minister, der fast Alle übertraf, er trank 10 Maß Burgunder an einem Tage und rühmte sich, am würzburger Hofe seien noch sechs Seinesgleichen. Prinz Clemens von Baiern

wohnte in Bonn, hatte einen Hofstaat von 150 Kammerherren, selbst in der Fastenzeit kamen auf seine Tafel 20 Schüsseln mit entsprechendem Nachtisch, die Cavaliere standen reihenweise um die Tafel, es ward nur französisch gesprochen, im Audienzzimmer hing des Papstes Bildniß, der italienische Nuntius vergab deutsche Pfründen und übermachte große Summen für sich und den Papst nach Rom.

Am bairischen Hofe herrschte großer Aufwand mit Hunden, Pferden, Jagd und Processionen; in Würtemberg unter Herzog Eberhard Ludwig bis 1733 regierte und verkaufte das Land ein Weib, unter der folgenden Regierung ein Jude mit seinen schamlosen Genossen. Eberhard Ludwig machte 1708 die Bekanntschaft eines Fräuleins von Grävenitz, hatte sich bei Lebzeiten seiner Gemahlin mit ihr vermählt, war nach Tübingen gezogen, trennte sich scheinbar von ihr aus Furcht vor kaiserlicher Commission, verheirathete sie an einen Grafen von Würben und ließ sie unter diesem Namen schalten. Nun verkaufte sie alte und neugeschaffene Stellen, alte und neue Orden, vertrieb verdiente Männer, bevölkerte den Hof mit Günstlingen, machte Ludwigsburg auf Kosten des Landes zu einer schönen Stadt; Spielsucht, Habsucht, schmuziger Geiz, Unverschämtheit und Wollust waren ihre Eigenschaften. Der Prälat Osiander, als sie ins Kirchengebet eingeschlossen sein wollte, erwiderte: es werde ja immer im Vaterunser für sie gebetet: „erlöse uns von dem Übel".

Karl Alexander, Nachfolger dieses Herzogs, war katholisch geworden, dachte nur an Lustbarkeiten, Pracht und Geld. Für letzteres verkaufte der Jude Süß Oppenheimer dem Meistbietenden Stellen und Verwaltung. Gegen die Grävenitz ward ein Proceß eingeleitet, sie ging nach Manheim, Berlin, Wien, fand Freunde und Schutz. Der König von Preußen erließ für sie nachdrückliche Schreiben, der Kaiser rieth zum gütlichen Vergleich; also handelte der Jude mit ihr. Gegen Einziehung der Güter erhielt sie reichliche Summen, so auch ihr Anhang. In allen Processen ward willkürlich um Geld gestraft, die Waisengelder und frommen Stiftungen wurden beraubt. Während dreijähriger Regierung des Herzogs wurden durch Stellenverkauf und Erpressungen anderer Art über eine Million Gulden zusammengebracht. Der Wildschaden betrug allein 1738 eine halbe Million. Was nicht an den Juden und seine Genossen kam, verschwand für Feste und Aufzüge, Juwelen, Opern, Komödien, Sängerinnen, Carnevalslustbarkeiten; der Herzog hatte niemals Geld, Sängerinnen, Quacksalber, Lustigmacher hatten es und fanden am Hofe ihr Paradies. Als der Herzog sein Ende herannahen fühlte, wollte er zu einem Marktschreier nach Danzig reisen, besuchte aber alle Komödien, Bälle, Redouten des Carnevals, und nach seinem Tode hieß es im Leichenbericht: Herz, Kopf, alles Andere sei ungemein gesund befunden, „die Brust wäre aber vom Staub und Rauch und Dampf des Carnevals und der Opern so voll, daß eine suffocatio sanguinis nothwendig erfolgen müssen".

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Beschluß aus Nr. 121.)

Die Versteigerung selbst fand in den ersten Tagen dieser Woche statt und gehörte in vieler Beziehung zu den interessantesten Verkäufen dieser Art, welche je vorgekommen sein mögen. Es fehlte ihr selbst nicht an dramatischen Momenten und Effecten, die des Pinsels eines Wilkie oder Hogarth würdig gewesen wären. Denn Alles, was Paris von reichen und armen Kunstkennern und Kunstfreunden aufzuweisen hat, hatte sich persönlich oder durch Stellvertreter, aus Neugierde oder um zu kaufen eingefunden. Welches Feld für den Physiognomen und den Charaktermaler! Besäße ich Schätze, so hätte ich dem Maler, welcher mir nur z. B. den Kopf des Hrn. Paillet ganz so gemalt hätte, wie er während dieser drei Tage war, Tausende geboten. Aber er hätte sie schwerlich verdienen können; weder ein Hogarth, noch ein Teniers, noch ein Gerhard Dow hätte es unternehmen mögen, mit dem Pinsel den Moment zu fesseln, welcher Alles ausgedrückt hätte, was während der drei Tage in diesem Kopfe *sog* und in dieser Seele vorging. Eine ähnliche Beweglichkeit der Gesichtsmuskeln, einen ähnlichen Wechsel von Komik und Gravität in den Zügen, und zwar in einer und derselben Secunde, erinnere ich mich nur noch bei einem der berühmtesten deutschen Naturforscher gesehen zu haben, in dessen Vorlesungen über das Thierreich ich vor ungefähr zehn Jahren meine physiognomischen Studien begann. Nur gab eine eigenthümliche joviale Lebendigkeit, welche nach meiner Meinung die französischen Alten viel liebenswürdiger macht als das jüngere Geschlecht voller Anmaßungen und Nichtigkeit, dem Kopfe des Hrn. Paillet wieder ein ganz besonderes Motiv, welches dem Deutschen abging.

Herr Paillet, Verfasser des Katalogs und, wie Sie auf dem Titel sehen können, commissaire-expert honoraire du Musée royal, war, nebst einem der verpflichteten commissaires-priseurs, mit der Leitung des Verkaufs beauftragt. Glücklicher hätte man schwerlich wählen können. Sie hätten ihn nur sehen sollen, wenn so ein Ostade, ein Paul Potter, ein großer Wouverman oder ein kleiner niedlicher Gerhard Dow und Mieris an die Reihe kam. Er erhebt sich gravitätisch vom Sessel, nimmt eine kunstrichterliche Stellung an, bewaffnet die Augen mit einer kleinen schwarzeingefaßten Brille, legt die Stirne in Falten, beißt die Lippen zusammen und blickt einige Secunden auf die kostbare Leinwand, oder, wenn Sie wollen, das seltene Holz und Kupfer. Aber schon verklärt sich sein Antlitz, der Ernst der Beschauung geht in die Heiterkeit des Entzückens über, der Mund öffnet sich und die freudige Bewegung der Seele ergießt sich in einem Strome von Ausrufungen auf das staunende Publicum und elektrisirt die Beutel der Käufer: „Oh! quel magnifique tableau! Quel bijou! Délicieux! Commençons par 10,000 francs; ce n'est pas un prix pour un chef d'oeuvre de cette qualité, je sais bien; mais il faut commencer pourtant. 10,000 francs! Allons, un peu vif! 11,000! 12,000 francs! Courage!" Und nun noch links und rechts den Liebhabern, die wie auf Nadeln standen, gute Rathschläge und Ermunterungen zugeflüstert: „Ich sage Ihnen, kostbar, unvergleichlich!" Die Berechnung hatte daran natürlich auch ihren Antheil. Ein am rechten Orte angebrachtes und mit bedeutungsvoller Miene ausgesprochenes „réfléchissez" des Hrn. Paillet hat die Preise um manches Hundert und manches Tausend gesteigert. Wie zu erwarten war, wurden auch die Gebote ziemlich weit hinaufgetrieben. Einige Mittheilungen darüber scheinen mir von zu hohem Interesse für die äußere Kunstgeschichte, als daß ich sie unterdrücken sollte. Ich bemerke jedoch vorläufig, daß auf die nachfolgenden Summen immer noch fünf Procent mehr anzurechnen sind, welche, nach einem hier bei öffentlichen Verkäufen allgemein angenommenen Gebrauche, zur Tilgung der Versteigerungskosten bestimmt sind und jedesmal dem Käufer zur Last fallen. Leider kann ich neben den Preisen nicht auch immer die Käufer angeben, weil die

Gebote meistens von Commissionnairen gethan wurden und auch der Zuschlag auf ihre Namen geschah.

Den höchsten Preis erreichte das historisch berühmte Gemälde von Gerhard Terburg: der Congreß zu Münster, mit 45,500 Fr., angeblich für Graf Demidoff erstanden; dann folgen Paul Potter: größeres Viehstück, Nr. 38 des Katalogs, 37,000 Fr., erstanden von Graf Demidoff; Wouverman: Roßmarkt, 35,600 Fr.; Isaak Ostade: das Dorf, 31,100 Fr.; Teniers: das Schinkenfrühstück, 24,500, erstanden von Graf Demidoff; Hobbema: Landschaft, 22,100, erstanden von Demselben; Adrian Ostade: der Bauerntanz, 22,005, angeblich für das Museum des Louvre; Cuyp: Eingang von Dordrecht, und Teniers: der Mann im weißen Hemde, jedes 18,000, das erstere für Graf Demidoff; Wouverman: größere Falkenjagd, 17,500; Teniers: Jahrmarkt zu Gent, 15,900; Terburg: das Testament, 15,200; Johann Steen: Hochzeit zu Kana, 13,500; Berghem: der Hafen von Genua, 13,200; Paul Potter: kleineres Viehstück, 12,100; Wouverman: Reiterangriff, 11,050; Gerhard Dow: der Violinspieler, Portrait des Künstlers, 10,700; Metzu: Besuch des Geliebten, 10,100; van der Heyden: Amsterdam, 9,950; van der Velde: Mercur und Argus, 9500; Both: Apenninengegend, 9150; Gerhard Dow: der Eremit, 8250; Jakob Ruysdael und Nikolas Berghem: Landschaft unter Nr. 26 des Katalogs, 8000; Teniers: Kirmse, 7860; Karl Dujardin: Landschaft, die Mühle, Nr. 88 des Katalogs, 7555; Wouverman: Trompeter, 7500; Paul Potter: die Tränke, 7120; van Huysum: Blumen und Früchte, 7100; Wouverman: Rückkehr vom Markte, 6700; Wynants und van der Velde: Landschaft, die Falkenjagd, Nr. 63 des Katalogs, 6510; Teniers: Concert auf dem Lande, 6051; Isaak Ostade: Dorfschenke, 5905; Wynants und van der Velde: Landschaft, der Sandboden, Nr. 62 des Katalogs, 5499; Slingelandt: Familienscene, Nr. 61 des Katalogs, 5250; Dujardin: der Maulthiertreiber, Nr. 87 des Katalogs, 5110; Pynacker: Landschaft mit der Kuh, Nr. 56 des Katalogs, 5100; Metzu: die Nähterin, 5050; Berghem: Landschaft in Abendbeleuchtung, Nr. 17 des Katalogs, 5020; Wouverman: Parforcejagd, und Franz Mieris: Frauenportrait, jedes 5000.

Zwischen 5000 und 4000 wurden verkauft: van der Heyden: Lustschloß, 4800; die beiden noch übrigen Wouverman: der Halt und die kleinere Falkenjagd, 4750 und 4300; van der Velde: Schäferscene, Nr. 33 des Katalogs, 4410; Wilhelm Mieris: Familienscene, der Herzensguß, Nr. 77 im Katalog, 4200, und der Tambour, 4100; Franz Mieris: männliches Portrait, und Schalken, Lichteffect in der Küche, jedes 4000; Weenix: Hafenscene, Nr. 31 des Katalogs, 4051. Die drei Ruysdael, Nr. 27, 28 und 97, wurden für 2620, 3650 und 1010 zugeschlagen; Berghem, Nr. 16, für 3600; Backhuysen, Nr. 44, für 3200, und Desselben Seestück, Nr. 45, für 3760; desgleichen ein Seestück von Wilhelm van der Velde, Nr. 74, für 3810; ferner die vier noch übrigen Bilder von Weenix, Nr. 31, Both, Nr. 43, und Wynants, Nr. 64 u. 65, für 3460, 3180, 2800 und 3600; zwischen 2000 und 3000 hielten sich noch: die Kathedrale von Peter Neefs, 2000; Moucheron, Nr. 92, 2000; van der Heyden: Köln, Nr. 73, 2905; Hackert, Nr. 94, 2700; Johann Miel, Nr. 84, 2210, und Terburg, Nr. 3, 2510. Der kleine Teniers, unter Nr. 11, wurde nur mit 1810 Fr. bezahlt; ebenso ein allerliebster Franz Mieris, unter Nr. 68, mit 1950. Ihnen ziemlich gleich standen also: Panini: Hochzeit zu Kana, mit 1660; Lingelbach: Hafenstück, Nr. 70, mit 1570; van der Werff, Pan und Syrinx, mit 1550; das Portrait der Königin Christina von Schweden von Bourdon, mit 1500; Pynacker: Abendbeleuchtung, Nr. 55, mit 1710; Hugtenburgh: Schlachtstück, Nr. 83, mit 1220; van Goyen, Nr. 25, 1410; Asselyn, Nr. 20, 1105; Tilburg, Nr. 82, 1050; Vega, Nr. 41, 1020; Berkheyden: Amsterdam, Nr. 35, 1005. Alle übrigen Bilder aus der niederländischen Schule blieben unter 1000 Francs stehen, wie z. B. die Wachstube von Leduc, 851; van der Neer: Winterlandschaft, 800; Brecklenkamp: das Benedicite, 780; van der Does: Hirtenscene, 760; Poelemburg: Landschaft, 730; Berkheyden: Harlem, 710; Johann Breughel: Dorf, 710, und so fort bis herab auf das freilich sehr beschädigte und durch Hacquin von der Leinewand abgelöste kleine Bild des ältern Teniers', unter Nr. 13, welches mit 250 Fr. erstanden wurde. Die vier Bilder von Joseph Vernet, Nr. 21, 22, 23 u. 24, wurden mit 1350, 3150, 2030 u. 2010 Fr. bezahlt. Das schlechte Bild von Mignard endlich trieben die Karlisten mit vieler Mühe wieder bis auf 200 Frcs. hinauf, nachdem das Angebot bereits von 200 auf 100 Francs hatte herabgesetzt werden müssen. Über die jetzigen Besitzer dieser kostbaren Sammlung kann ich gegenwärtig nur so viel sagen, daß Graf Demidoff sehr bedeutende Ankäufe gemacht hat, und daß Einiges für den Louvre gewonnen worden ist; Vieles mag auch nach England gewandert sein, obgleich die Engländer, welche selbst sich gegenwärtig befanden, in ihren Geboten ziemlich lau und schüchtern waren.

In diesen Tagen ist auch eine andere Sammlung von Gemälden aus der niederländischen Schule, freilich von weit untergeordneterm Werthe in dem Verkaufslocale der Börse öffentlich versteigert worden. Sie war Eigenthum eines Architekten in Orleans, Roche mit Namen, gewesen, enthielt aber fast nur Werke von Schülern der berühmtesten Meister oder Copien. Dagegen kommt künftige Woche wieder ein Schatz von Bildern aus der spanischen Schule unter den Hammer. Es ist dies die kostbare Sammlung des verstorbenen Barons Matthieu von Faviers, aus welcher, wie ich glaube, bereits vor längerer Zeit durch Waagen's Vermittelung einige Sachen für das Museum in Berlin gewonnen worden sind. Gleichwol bieten die noch vorhandenen etwa 50 Nummern eine reiche Ernte für bemittelte Kunstfreunde oder öffentliche Sammlungen. Es befinden sich dabei allein noch 8 Murillos und einige vortreffliche Riberas, z. B. ein sehr ausgezeichneter heil. Petrus im Gefängnisse. Leider sind jedoch viele Bilder dieser Sammlung bedeutend beschädigt. Ich kann es nicht über das Herz bringen, Ihnen heute auch noch von der Ausstellung zu sprechen. Es gehört dazu ein ganz anderer Maßstab, eine andere Stimmung, wenn man einigermaßen richtig und gerecht urtheilen will. Davon also das nächste Mal; für heute noch ein Wort aus der Theaterwelt.

Zwei Komödienschreiber, Arnould und Lockroy, haben sich unlängst zusammengethan, um aus den persönlichen Schwächen und dem Unglücke Ludwig XIV. in den letzten Jahren seines Lebens ein Drama zu machen. Es trägt den Titel „La vieillesse d'un grand roi", umfaßt drei Acte und ist in Prosa geschrieben; Prosa in Form, Gedanken und Ausführung. Hierin haben diese Herren gewiß das Rechte getroffen. Das Leben Ludwig XIV. im Ganzen genommen, in seinem Zusammenhange, mag allerdings einen poetischen Faden haben, welcher von der jugendlichen Liebe der la Vallière durch Ruhm und Sieg bis zur Nemesis eines unglückseligen Alters durchgeht; man kann darin selbst eine hohe, furchtbare Philosophie finden; allein dieses Alter für sich genommen, losgerissen von jener glänzenden Jugend, von jener großartigen Majestät eines ruhmvollen Mannesalters, ist nichts als eine ernste, betrübte Lehre über die Nichtigkeit und Hinfälligkeit der Gewaltigen dieser Erde; es ist nicht poetisch, ja nicht einmal dramatisch. Auch ist es den Verfassern dieser dramatischen Litanei über menschliches Elend und königliche Schwächen ziemlich schwer geworden, so durch drei Acte hindurch, ich will nicht sagen das Interesse — dergleichen Jeremiaden in reichgestickten Tressenröcken und dicken Alongenperücken sind selbst für das Théâtre français nicht mehr an der Zeit —, aber doch wenigstens die Theilnahme, das Mitleiden des Publicums lebendig zu erhalten. Sie haben uns das launenhafte, sich selbst lästige Alter Ludwig XIV. neben der schalkhaften und reizenden Jugend der anmuthigen Mademoiselle de la Chausserate gezeigt und dabei nicht vergeblich auf das vortreffliche Spiel der sich ewig verjüngenden Mars gerechnet. Sie haben uns in das so mysteriöse und so verhängnißvolle

Schlafgemach eingeführt, wo sich Ludwig XIV., dieser große König, mit seinen Ministern vor den kleinlichen Intriguen und Leidenschaften der Frau von Maintenon bemüthigten. Sie haben selbst die lächerliche Mummerei jener persischen Gesandtschaft wieder hervorgesucht, wodurch Pontchartrain noch einmal die abgestumpfte Ruhmsucht seines kindisch gewordenen Herrn zu kitzeln versuchte und die uns St.-Simon so vortrefflich erzählt hat. Aber das Alles sind nur erst Elemente zu einem Drama, einzelnstehende Charaktere, Episoden ohne Zusammenhang und ohne dramatischen Faden.

Diesen dramatischen Faden, den man denn doch einmal haben will und haben muß, haben die Herren Arnould und Lockroy in den Bemühungen und Umtrieben gefunden, wodurch der Herzog von Maine und Frau von Maintenon mit Hülfe des Kanzlers Voysin den alten König zwingen wollen, die Angelegenheit der Bastarde aufs Reine zu bringen und ein Testament zu unterzeichnen, welches die Regentschaft dem Herzoge von Maine zusagen sollte. Eben hierum dreht sich eigentlich die ganze Handlung in diesem etwas leblosen Drama. Das geht aus dem ersten Acte ziemlich klar hervor, und die feierliche Vorstellung des angeblichen persischen Botschafters ist ein Hauptmittel, wodurch die Maintenon und der Herzog von Maine zu ihrem Zwecke zu gelangen gedenken. Im zweiten Acte soll diese Mummerei eben vor sich gehen; Alles ist dazu in Stand gesetzt, der ganze Hof ist in voller Erwartung, der alte König lebt wieder auf, als es ein heilloser Zufall fügt, daß der bei besagter Vorstellung natürlich nöthige Dolmetscher, von Mad. Maintenon abgerichtet und in das Geheimniß eingeweiht, plötzlich stirbt. Für die Intrigue des Stücks ist das noch ein ziemlich glücklicher Gedanke. Denn er gibt der Mademoiselle de la Chausseraie, ohne Zweifel der interessantesten Erscheinung des ganzen Dramas, Gelegenheit, etwas thätiger aufzutreten. Selbst nicht in das Geheimniß der persischen Komödie eingeweiht, glaubt sie in aller Unschuld ein Werk der Dankbarkeit zu stiften, indem sie hinter dem Rücken der Maintenon ihren Einfluß auf den alten König dazu benutzt, dem ehemaligen Lehrer eines ihrer Freunde, einem ehrwürdigen Priester, Namens Simon, zu der erledigten Stelle des persischen Dolmetschers zu verhelfen. Unglücklicherweise versteht aber der gute Simon wirklich Persisch, und zwar viel zu viel für den Gesandten des Herrn von Pontchartrain und der Frau von Maintenon. Die erste Berührung mit ihm reicht hin, den gelehrten Simon über Charakter und Herkunft dieses improvisirten Persers aufzuklären. Bestürzt eilt er nach dem Schlosse, verschafft sich Zutritt zu dem Cabinet des Königs und verräth ohne Weiteres den ganzen Betrug. Die feierliche Audienz wird also natürlich sogleich abbestellt, der unglückselige Gesandte ins Gefängniß geworfen, sollte man denken? Keineswegs! Die Audienz findet im Gegentheil nur um so eher, um so glänzender statt. Ludwig XIV. will es wenigstens nicht öffentlich, vor dem ganzen Hofe eingestehen, daß er der Betrogene war. Desto mehr läßt er aber nach dieser erheuchelten Ceremonie der Frau von Maintenon und dem Herzog von Maine seinen Unmuth empfinden. Und was ist davon endlich die Folge? Ein dritter, bis zum Ekel langweiliger Act in dem Drama der Herren Arnould und Lockroy.

Nachdem Frau von Maintenon die Angelegenheit des Testaments nicht durch den schlecht angelegten Spaß mit dem persischen Gesandten zu Ende bringen konnte, will sie die Sache dadurch erzwingen, daß sie, im Bunde mit Herrn von Maine, den alten König der fürchterlichsten Langenweile überläßt. Sogleich will auch diese abscheuliche Kriegslist nicht gelingen. Denn der König findet noch Trost in dem vertraulichen Umgange seiner jugendlichen Freundin, der Mademoiselle de la Chausseraie, und dieser ganz schuldlose Umgang bekommt eben durch die Sorgfalt, womit er vor Frau von Maintenon und ihren Vertrauten verborgen werden muß, noch einen besondern Reiz. Aber was hätte ihr denn in der Nähe Ludwig XIV. verborgen bleiben können? Sie entdeckt endlich auch diese geheimen Zusammenkünfte, macht dem Könige mit leichter Mühe die arme de la Chausseraie als eine gefährliche Person verdächtig, welche das königliche Vertrauen nur zu Gunsten des Herzogs von Orleans misbrauche, bewirkt ihre Verbannung aus dem Schlosse von Versailles und bearbeitet nun, nachdem sie ganz freies Feld hat, den bis zur grenzenlosesten Entmuthigung herabgesunkenen König so lange, bis er endlich das verhängnißvolle Testament unterzeichnet. Herr Arnould und Lockroy lassen billigerweise Ludwig XIV. darüber in Ohnmacht fallen, während sich Frau von Maintenon und der Herzog von Maine bereits aus dem Schlosse entfernt haben. So schließt denn diese dramatische Fehlgeburt damit, daß man endlich den armen alten König ganz verlassen dasitzen sieht, wie er zwischen Leben und Tod schwebt, und daß man wahrhaftig noch froh ist, wenn der Vorhang fällt, ehe er den letzten Seufzer von sich gegeben hat. Sic transit gloria mundi! Das ist die alte Lehre, welche man aus dieser Vorstellung etwa mit nach Hause bringt.

Im Übrigen aber erregt sie nur ein peinliches, unangenehmes Gefühl, und liefert einen neuen Beweis von dem Verfalle der dramatischen Literatur und Kunst. Selbst das im Ganzen vortreffliche Spiel des Théâtre français vermag dergleichen taktlose Erzeugnisse von dem Fluche der Vergessenheit, womit sie schon im Entstehen belastet wurden, nicht zu befreien. Bei Volnys, der die schwierige Rolle Ludwig XIV. übernommen hat, wird das Spiel beinahe etwas durch das prachtvolle Costum verdunkelt. Man hat behauptet, daß der Rock, den man für dieses Stück Herrn Volnys' angezogen hat, allein im Stande sein wird, dies Drama für einige Zeit auf den Brettern des Théâtre français zu erhalten. Möglich wäre es wol; ich weiß nur so viel, daß man in der That mehr von diesem Rocke sprechen hört als von den übrigen Schönheiten, die sich, ungeachtet der mangelhaften Anlage des Ganzen, noch hier und da in der „Vieillesse d'un grand roi" finden. Die Charaktere an sich genommen sind ziemlich gut gehalten, namentlich der Ludwig XIV. und der der Frau von Maintenon. Simon will dagegen nicht so ganz passen; er ist eine zu familiaire Erscheinung im Cabinet Ludwig XIV., so richtig sie auch von Samson aufgefaßt ward. Die Mars als de la Chausseraie trägt wie immer den Preis davon. Das Übrige ist unbedeutend.

In der ersten diesjährigen öffentlichen Sitzung der geographischen Gesellschaft, welche gestern Abend im Stadthause gehalten wurde, erhielt Capitain Back für seine 1834 unternommene Expedition in die Polarmeere den großen, in einer kostbaren und sehr werthvollen Medaille bestehenden Preis zuerkannt. In derselben Sitzung lasen Hr. Texier, der vor Kurzem erst von seiner Reise in Kleinasien zurückgekehrt ist, und Hr. Dubois, welcher den Kaukasus bereist hat, einige Fragmente aus ihren Tagebüchern. Wahrscheinlich wird bald mehr von ihren Entdeckungen und Beobachtungen auf anderm Wege zu größerer Öffentlichkeit gelangen. 129.

Anekdote.

Folgendes Ereigniß in dem Leben der unglücklichen Königin Marie Antoinette gehört zur Geschichte der Ahnungen und zeigt, wie zuweilen eine unheimliche, unerklärliche Macht, die mit dem sittlichen Leben des Menschen in entschiedener Beziehung steht, in sein Dasein greift. Die unglückliche Gemahlin Ludwig XVI. machte eines Tages einen Spaziergang im Park von Trianon. Auf einmal tritt ihr ein Mann von ansehnlichem Äußern entgegen, dessen Anblick zwar nichts Außerordentliches, am wenigsten etwas Häßliches darbietet, dennoch aber die Königin mit Entsetzen erfüllte. Sie erkundigt sich nach dem Namen dieses Mannes und erfährt, daß es Samson ist, der Vollstrecker der hautes oeuvres in Paris. Es war derselbe Mensch, unter dessen rothen Händen einige Jahre spätter ihr schönes Haupt auf der Guillotine fiel. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 123. — 3. Mai 1837.

Hofleben und Hofſitten aus dem erſten Drittel des 18. Jahrhunderts. Nach Schloſſer.

(Beſchluß aus Nr. 122.)

Friedrich Wilhelm's von Preußen Hofhaltung bildet in mancher Hinſicht einen Gegenſatz zu ſolchem Treiben. Dort ſah man keine Maitreſſen und Juden, aber Soldaten, keine Tänzer und Sängerinnen, aber Tabackſchmaucher. Vielleicht wäre dieſer König als Bild deutſcher Derbheit, Rohheit, Gemeinheit, Ehrlichkeit, Kraft, Tüchtigkeit, geſunden Sinns, verhältnißweiſe zu loben, Peter von Rußland in Vielem vergleichbar. Er behandelte ſeine Verwandten und Diener als Leibeigne; man wußte dies damals kaum anders; nur ſeine unbiegſame Strenge mochte drücken, dem Bürgerſtande war ſie zum Theil erwünſcht, wenn ſie Anmaßungen des Adels traf; die Sammlung eines Schatzes mit der dazu erfoderlichen Geldliebe könnte volksthümlicher ſcheinen als Vergeudung an Weiber und Abenteurer. Viel Spott hat ihn getroffen, ein Voltaire ſammelte lächerliche Züge, Geiz und Tyrannei in Verwaltung und Gerechtigkeitspflege mußten empören, der witzige Pöllnitz und die Markgräfin von Baireuth haben Schlimmes genug erzählt. Inzwiſchen wurden doch Geiz und Schatzſammeln das Mittel zur Erhebung der Monarchie, die Einfachheit der Lebensweiſe ein Vorbild für Adel und Bürgerſtand, und waren auch Wiſſenſchaft, Kunſt und Bildung verachtet, ſo fehlte zugleich das ausländiſche Franzoſenthum, welches Erzieher vergebens dem Könige aufdringen wollen. Eine deutſche Bildung war damals nicht vorhanden, ſelbſt die Sprache ward von der vornehmen Welt nicht geſprochen, und die Theologen, denen Friedrich Wilhelm außer Soldaten und ihren Führern Vorliebe ſchenkte, ſchätzten nur, was mit geiſtlicher Richtung in Verbindung ſtand. Hat er den Philoſophen Wolf aus Halle verjagt, ihn lobten deswegen die frommen Männer in Halle; Andere verfolgten und verſagten auch, der Erzbiſchof von Salzburg vertrieb 30,000 fleiſſige, ruhige, fromme Proteſtanten; in der Pfalz ließen katholiſche Regierung und ihre Jeſuiten abſichtlich die Univerſität Heidelberg verfallen; Neumeiſter im „Lutheriſchen Hamburg" ſchilderte die reformirte Lehre als Quelle von Laſtern und Verbrechen; die Stadt Frankfurt wollte trotz aller Verwendung des Königs von Preußen keinen reformirten Gottesdienſt dulden; die lutheriſchen Gelehrten in Wittenberg verſagten jedem Reformirten die akademiſchen Würden. Friedrich Wilhelm war der franzöſiſchen Sprache mächtig, redete aber deutſch mit ſeiner Familie und den fremden Geſandten, verhöhnte die in Deutſchland unangemeſſen, franzöſiſch eingerichtete berliner Akademie, wählte nicht nach damaliger Sitte italieniſche und franzöſiſche Abgeſandte, ſondern deutſche.

War der König ſelber unwiſſend und der Wiſſenſchaft feind, das Wiſſen lag damals fern vom Leben und erſchien im Gewande der Abgeſchmacktheit. Er wollte keine Verſemacher in 30 Sprachen und bloße Bücherkenner, ſondern Leute von Urtheilskraft und Brauchbarkeit. In Unterredungen verlangte er zu wiſſen, nicht was Andere geſagt, ſondern was der Mann ſelber denke. Freilich fehlte ihm aller Begriff von Poeſie und Wiſſenſchaft, er ſchrieb ungrammatiſch und unorthographiſch, aber er fühlte das Bedürfniß der Anwendbarkeit geiſtiger Bildung für das Leben.

Freie Meinungen über Staatsſachen wurden von ihm nicht geduldet, es hatte ſie auch eigentlich Niemand. Zeitungen wollte er anfangs nicht zulaſſen; als aber ſein Heer rühmlich gegen Schweden focht, geſtattete er die berliner, hernach auch andere Blätter, aus denen er ſich erzählen ließ. Die Aufſicht in Berlin war ſo ſtrenge, daß man Vorfälle in Potsdam aus der leydener Zeitung lernen mußte. Seinen Zeitungserklärer Gundling, einen Mann von Gelehrſamkeit und todtem Wiſſen, überhäufte er ſpottweiſe mit Titeln und Auszeichnungen, um ihn hernach der roheſten Behandlung preiszugeben.

Gegen römiſche Rechtswiſſenſchaft, ihre Formeln und Langſamkeiten der Entſcheidung hegte er Abneigung, ſchickte ſogar den verrückten Bartholdy, der von ihm und ſeiner Umgebung roh verhöhnt worden, als Profeſſor der Pandekten nach Frankfurt an der Oder. Wollte er den berühmten Heineccius nicht nach Leyden ziehen laſſen, ſo geſchah es, weil die Holländer ihm keine großen Leute für ſein Regiment zukommen ließen.

Darum ward nun die Gerechtigkeit willkürlich von ihm ſelber ausgeübt und man lernte das Wohlthätige der Form erkennen. Schnelligkeit des Spruchs war vorhanden, aber Geſetze, Herkommen, Menſchlichkeit wurden nicht geachtet. Irgend eine unbedeutende Handlung, ein Wort, beſonders Unkeuſchheit, hatten perſönliche Mishandlung und grauſame Strafen zu Folge. Weiber und Kinder wie Männer zitterten, ſobald ihnen der König be-

gegnete. Er fragte sie aus über Geschäfte und Kleidung, misfiel ihm etwas, so fühlten sie den Stock. Ihm auszuweichen war nicht rathsam, er ließ die Fliehenden einholen, schalt oder schlug, oder schickte ins Zuchthaus und nach Spandau. Kindesmörderinnen wurden in selbstgefertigten Säcken ins Wasser geworfen. Viele kamen ohne Weiteres auf den hölzernen Esel, an den Pranger, oder wurden in Ketten und Banden nach Wusterhausen geholt, wo der König sogleich entschied und die Strafe vollziehen ließ. Sein Lobredner erzählt: ein junger Verschwender sitze fortwährend im Zuchthause zu Halle, wo er es übrigens „ganz gut habe und auch unterrichtet werde".

Mit der Zahl von Soldaten, denen das Heirathen erschwert war, wuchs in Berlin die Zahl feiler Dirnen, sie wurden von Zeit zu Zeit durch einen Streifzug aufgehoben und bevölkerten die Zuchthäuser. Am zweiten Ostertage 1731 war dergleichen geschehen, am Osterdienstage war es schon wieder nothwendig. Eine fromme Verordnung gebot, Niemand solle Sonntags nach 9 Uhr Abends im Wirthshause sein; sie ward zurückgenommen, weil dies den königlichen Einkünften schadete. Dem Propste Reinbeck brachte der König eines Abends schriftlichen Befehl, der Königin zu sagen, sie möge nicht in Monbijour Abends so spät Gesellschaft haben; der Geistliche mußte die Sendung übernehmen, so gern er sich ihr zu entziehen suchte.

Vornehme Säufer und Schuldenmacher durften am Hofe nicht erscheinen, Junkervorrechte wurden nicht anerkannt, statt der Ritterpferde war eine regelmäßige Abgabe zu entrichten, Lehngüter wurden unter lästigen Bedingungen in Eigenthum verwandelt, Niemand hatte Anspruch auf Benutzung der Domainen, adelige Pachtungen hörten auf wegen besserer Bewirthschaftung. Wo es Rechtspflege und königliches Einkommen galt, verschwand jeder Unterschied des Standes. Ein Sprößling der ältesten und angesehensten ritterschaftlichen Familie (von Schubluth) ward aufgeknüpft, der eigne Sohn wegen anstößigen Lebenswandels und Schulden nicht geschont, dessen Freund Katt hingerichtet.

Selbst weibliche Kleidung entging nicht der königlichen Aufmerksamkeit, schien etwas unanständig; die Personen wurden mishandelt. Ein strenger Befehl verbot den Mägden ihren Dienst aufzugeben. Zur Einrichtung von Fabriken wurden Stahlschmiede aus der Grafschaft Mark in Westfalen aufgehoben, gleich Verbrechern an die Grenze gebracht und den Russen übergeben, weil der Zar dem Könige große Leute für sein Regiment lieferte. Korneinfuhr war verboten, selbst im Mangel; denn zu gewissen Preisen mußte aus königlichen Magazinen gekauft werden. Nur Zöpfe wollte der König; Haarbeutel und eine gewisse bunte pariser Kleidung waren ihm verhaßt, Niemand wagte darin zu erscheinen; die französische Gesandtschaft, welche dergleichen trug, ward einst sehr überrascht, bei der Heerschau die Scharfrichter aller Regimenter darin und mit Haarbeuteln zu erblicken.

Schauspieler — am wenigsten italienische und französische — liebte Friedrich Wilhelm nicht; er war Feind aller Poesie, sonst bürgerlich fromm und nach seiner Weise rechtlich. Als Friedrich August von Sachsen einst den König angenehm überraschen wollte und ihm bei zauberischer Beleuchtung seine Geliebte, die Gräfin Orselska, nackend auf dem Sopha liegend zeigte, gab er laut Verachtung und Abscheu zu erkennen.

Nach Laune und Einfällen ward oft zerstört und geschaffen. Berlin und andere Städte baute der König fast ganz neu, gab Geld und Materialien, ließ Bauplätze herstellen, theilte sie aus, der Empfänger mußte bauen, viele wackere Leute wurden dadurch zu Grunde gerichtet. Im Landbau förderte der König Schafzucht, Wollhandel, Tuchbereitung, gab Capitalien, unterstützte Fabriken, aber hatte zugleich einen Haß gegen Baumwolle; sie sollte in einer gewissen Zeit aus dem Handel und in den Häusern verschwinden. Die angeordneten Haussuchungen wurden nicht strenge durchgeführt, der König merkte dies und machte einen seiner Grenadiere, der die Rechte studirt haben sollte, zum Generalfiscal. Dieser ließ in Berlin und allen preußischen Landen in Häusern und Gewölben nachsuchen, bis dringende Vorstellung des Staatsministeriums die Generalvisitation einstellten. Doch blieb der Grenadier im Amte, quälte und neckte die angesehensten Personen, obgleich er selbst einmal in der Zwischenzeit geschlossen auf die Hauptwache gebracht wurde. Wie wenig konnte dies Alles für deutsche Bildung und Verkehr des Lebens zuträglich sein!

Seine Liebhaberei für Soldaten machte den König verrufen und verhaßt. Jeder Großgewachsene ward im eignen Lande ohne Rücksicht auf Stand und Verhältnisse ausgehoben, Reisende wurden ergriffen, lange Soldaten aus fremden Diensten entführt. Mit den Holländern entstand offene Feindschaft, weil sie seine Werber nicht duldeten und einen derselben erschlugen; so auch widersetzten sich Baiern und die bischöfliche Regierung von Eichstedt. Andere Staaten, Östreich, Sachsen, Mecklenburg, Peter I. erwarben sich Gunst durch Lieferung langer Männer. Die potzdamer Wachtparade kostete ungeheuere Summen, einzelne Leute viele Tausend Thaler. Woher nahm der König das Geld, da dennoch der Schatz sich füllte? Er hatte eine Rekrutenkasse, von Strafgeldern, Sporteln der Anstellungsdiplome, Verkauf von Titeln und Rang; der letztere war sehr einträglich bei damaliger Rang- und Titelsucht.

Auch andere Stellen wurden verkauft. Sackträger, die monatlich 10 Thaler einnahmen, zahlten 600 Thaler; eine Zöllnerstelle, die monatlich 7 Thaler trug, ward öffentlich ausgeboten und auf 800 Thaler getrieben. Faßmann rühmt die vortreffliche Kunst, auf diese Art das lange gesparte und verborgene Geld in die Hände des Königs zu bringen.

Friedrich Wilhelm's Privatleben gleicht einer wohlhabenden Bürgerhaushaltung damaliger Zeit. Seine Tochter schmält über Rüben, Kohl, Speck und Erbsen, welche zu Tische kamen; Faßmann nimmt die Tafel in Schutz. Die Nahrung war gewiß derb und einfach, ohne französische und spanische Weine, nur die deutschen wurden getrunken. Nach der Beschreibung seiner Tochter glichen die Lustschlösser den Edelsitzen pommerscher Landjunker, mit derselben Art von Geselligkeit und Unterhaltung; die Abendgesellschaft des Königs besuchten oft nur vier bis fünf Männer,

auf hölzernen Stühlen, mit Tabackspfeifen, einer Torfkohle zum Anzünden, und diesem entsprach die Bewirthung. Vor 4 Uhr Morgens verließ der König selten die Gesellschaft.

Solche Einfachheit, Sparsamkeit und Liebhaberei fand an zierlichen Formen kein Gefallen. Als einst Herr von Hopfgarten den König in Leipzig mit höfischer Artigkeit empfing, entsagte dieser dem Mittagessen aus Furcht vor galanten Manieren. Seines Vaters Pagen, Läufer, Heiducken u. s. w. hatte er beim Antritte der Regierung sofort entlassen, den Verschwendungen der königlichen Küche gesteuert; mit monatlichen 4000 Thalern sollte die Hofhaltung bestritten werden. Ein Minister, der unter seinem Vater fürstlichen Aufwand machen konnte, erhielt nur 2000 Thaler Besoldung.

Was früher für die Jagd geschehen, blieb unverändert; sogar um Wusterhausen und Potsdam ward ein sogenannter Parforcegarten von mehren deutschen Meilen im Umfange angelegt. Diesem grausamen Vergnügen huldigte der König.

Bei dem allen war er äußerlich fromm, kein Satz der überlieferten Dogmatik dünkte ihm zu schwer. Den Geistlichen erwies er die größte Ehrfurcht, wechselte Briefe mit den Pietisten in Halle, behandelte den Propst Reinbeck nicht minder aufmerksam als Leopold von Anhalt Dessau.

Und nun darf ein Genosse unsers Jahrhunderts bei dem Anblicke des Alten, längst Vergangenen sich fragen, was er davon urtheile? Die ganze französische Revolution mit ihren Folgen liegt zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit; sie hat Fürsten gedemüthigt und vernichtet, Völker und Staaten in tausendfaches Weh gebracht, die Üppigkeit der Höfe gestraft und den Volksgeist der Neuerungen gezüchtigt, ihre großen Lehren vom Wandel aller menschlichen Dinge sind laut genug erschollen, aber nicht immer in der Stille der Betrachtung deutlich gehört und sattsam erwogen worden. Zur Wiedergeburt Dessen, was gewesen, kann die Sehnsucht nie hinreißen; eine volle Heilung von Thorheiten und Gebrechen wird auch die Zukunft nicht bringen. So bescheide sich denn der Mensch in Hoffnung und Furcht, erwerbe das gerechte Maß von Zufriedenheit und Wunsch, von Beifall und Tadel, und vertraue den ewigen Sternen, die oft unter Nebeln und Gewölk verschwinden, aber zu Zeiten wieder hervorleuchten und das unruhig suchende Auge vorübergehend erhellen und trösten. 28.

Rosamunde, oder Erzählung der Gefangenschaft und der Leiden einer Amerikanerin bei den papistischen Priestern auf der Insel Cuba. Von ihr selbst geschrieben und nach der zweiten amerikanischen Ausgabe deutsch bearbeitet von Franz Demmler. Mit dem Portrait der Verfasserin. Stuttgart, Rieger und Comp. 1836. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wenn die vorliegende Lebens- und Sittenschilderung die Wahrheit, und nur die Wahrheit enthält, so gehört Cuba zu denjenigen Gegenden der bewohnten Erde, wo Priesterthum und Schande, Religion und Frevel am innigsten verbunden sind. Wenn alle spanischen Priester auf den Antillen so beschaffen sind wie dieser Don Manoel und dieser Vater Pries, so sind die Antillen eine wahre Pest- und Teufelshöhle, welcher nicht anzugehören jeder Christenmensch Gott zu danken hat. Alle positive und negative Bosheit, Abscheulichkeit, Ruchlosigkeit und Lasterhaftigkeit, die nur erdenklich ist, findet sich laut Bericht der Verf. hier vor. Nothzucht, Blutschande, Raub, Mord, Entführung, Aufschub des Rechts, und wie die Todsünden sterblicher Menschen sonst noch heißen, dies Alles begehen die Priester auf Cuba. Wer von Tausenden der Europäer denkt wol nur entfernt an solche Greuel, wenn er seine Havanacigarre raucht? Wahrlich „There are more things in heav'n and earth" ꝛc. Vater Pries schreibt Briefe an seine Concubine und ersucht sie in den gemeinsten Zoten, sie möge ihn bei der nächsten Zusammenkunft doch ja nicht wieder anstecken, denn sein Leib sei gegenwärtig unbefleckt: „Nulla lues aut mala contagio me invasit: corpus meum purum est, marmoreoque nitore nunc splendet" ꝛc. Der scheußliche Manoel, als dessen Haushälterin die Verf. fünf Jahre hindurch zu leben genöthigt war (wie sie sich ausdrückt), begeht ein abscheuliches Verbrechen, in einer Form, vor der bei uns selbst der roheste Pöbel schaudern würde. Er entehrt die noch nicht völlig erwachsene Tochter seines Freundes vor den sichtlichen Augen seiner Concubine. Hat man je von einer so viehischen Gemeinheit gelesen? Wenn dieser einzige Zug wahr ist, so verdient die ganze spanische Priesterschaft von Cuba hinweggegeißelt, oder, bis auf die Reinen, im Meere ersäuft zu werden, da wo es am tiefsten ist. Ein anderer Priester, verwendet sich für einige Verbrecher, die man zum Tode verurtheilt hat, weil sie Neger geschlachtet und ihr Fleisch zu Wurst gehackt, dergestalt, daß sie in Freiheit gesetzt werden. Kann es eine raffinirtere Verworfenheit, eine ausgesuchtere Ruchlosigkeit geben?

Wir werden weiter unten uns erklären, warum wir der schönen Rosamunde, der Verf. vorliegenden Buchs, keineswegs unbedingten Glauben schenken; allein wenn auch nur ein Zehntel von Dem, was sie hier niederschrieb, die Wahrheit ist, wie seltsam und fast unbegreiflich muß man es finden, daß zu einer solchen Zeit, wo die Hälfte der Christenheit auf den Worfler wartet, der die Tenne fegen soll, es Lamennais des Kirchenthums geben kann, die von einem neuen hierarchischen System wie von einem Kanaan der Christenherzen reden. Arme verblendete Schwätzer! Hättet Ihr doch besser mit dem Euch anvertrauten Pfund gewuchert!

Die Verf. erschöpft sich in Mittheilung empörender Einzelheiten. Sie äußert, daß von Dem, was man im allgemeinsten Sinne moralische Grundsätze und Gewissen heiße, auch nicht eine Spur in den spanischen Priestern auf Cuba vorhanden sei. Sie wünschen sich immer mehr Geschäfte, d. h. mit andern Worten: sie möchten, daß lauter Mord und Todschlag um sie her begangen würde, damit nur ein recht hoher Crös für die Ertheilung der Absolution in ihre Seckel falle. Wenn einmal eine gewisse Zeitperiode unfruchtbar an Hauptverbrechen ist, so sagen sie: „Wollte Gott, der Bischof versetzte uns in eine andere Gegend, wo mehr Beschäftigung ist!"

Was die Verf. selbst betrifft, so ist sie zwar eine Bekehrte und preist sich glücklich, in den Schoos der reinen presbyterianischen Kirche und zum Durchbruch des Glaubens und der Gnade gelangt zu sein, und ihr drittes Wort ist Reue, Zerknirschung und eine Bibelstelle; allein dessenungeachtet scheint es bei ihr selbst im Punkte des Gewissens und der Grundsätze nicht zum besten zu stehen. Sie erzählt ihren eignen, erst leichtsinnigen und dann lüderlichen Lebenswandel so, als ob es gar nicht anders sich hätte zutragen können. Sie beweist in den Schilderungen ihrer tempi passati eine so große Naivetät, daß man an aller wahren Unschuld überhaupt verzweifeln möchte. Manche ihrer Darstellungen sind sehr unwahrscheinlich vorgetragen, so z. B. die Geschichte ihres Versuchs, sich mit Opium zu vergiften. Sie wechselt, nachdem sie einmal ihren rechtschaffenen Aeltern entlaufen und durch keine Bitten zu bewegen ist, zu ihnen zurückzukehren, ein Concubinat mit dem andern. Sie ist mehre

Jahre hindurch Zeugin der nichtswürdigsten Verbrechen und wundert sich blos, wie ihr schwacher Körper das aushalten kann u. s. w. Sie schweigt über Alles, was Schändliches vorgeht, bald aus Furcht, bald aus Theilnahme, bald aus Kränklichkeit, bald aus irgend einer andern Rücksicht, und spielt aus noch andern Rücksichten gelegentlich einmal sogar die Kupplerin. Diese Umstände erwecken sämmtlich in uns keine hohen Begriffe von ihrer Tugend. Wer wirklich tugendhaft ist und das Laster aus tiefster Seele verabscheut, der findet wol Mittel, sein Leben von dem eines so ausgemachten Ungeheuers wie dieser Manoel zu trennen, und braucht nicht fünf Jahre lang ein so schanddeflecktes Bett, noch dazu als zurückgesetzte Buhlerin, zu theilen. Ferner glauben wir, daß auch ein guter Theil Rachsucht zu den Motiven ihrer Schilderungen kommen mag. Da nun dies Alles Gründe sind, die an der innern Glaubwürdigkeit der Verf. gar wohl zweifeln lassen, so wollen wir auch auf die vorgedruckten Zeugnisse auf Cuba lebender Personen, welche die Wahrheit ihrer Berichte erhärten sollen, nicht allzu viel Gewicht legen.

Wie dem aber sei, Vieles von dem Mitgetheilten ist gewiß in der Wahrheit begründet, und wir wollen der Verf. auch noch Das zugeben, daß ein weibliches Gemüth, das von Haus aus einer soliden sittlichen Erziehung entbehrte, durch jahrelanges, wenn auch selbstverschuldetes Leiden und durch die tägliche Beobachtung gemeiner und verbrecherischer Scenen allmälig abgestumpft, verhärtet und dem feinern Sittlichkeitsgefühl abwendig gemacht werden kann. Endlich kommt es auch unserer Ansicht nach wenig darauf an, ob in Darstellung Dessen, was einmal seinem Wesen nach und in seiner tiefsten Wurzel lasterhaft und schändlich ist, um etwas weniger oder mehr übertrieben wird. Wenn die Pflanze, die Giftpflanze sittlicher Bosheit einmal aus der Erde geschossen ist, dann ist zehn gegen eins zu wetten, daß sie bald zum Strauch und Baum emporwachsen wird. Daß der Teufel in Sachen der Religion und der Gewissen auf Cuba los ist, bleibt unbestritten. Eine andere Frage ist, wer ihn austreiben und durch welchen Beelzebub man ihn austreiben wird. 139.

Notizen.

Im Decemberhefte des „Journal des savans", 1836, bei der Beurtheilung dreier in Deutschland erschienener Übersetzungen von Samachschari's „Goldenen Halsbändern", legt der berühmte Silvestre de Sacy folgendes Urtheil über Hrn. v. Hammer ab. „Nicht ohne einige Abneigung haben wir uns der Unannehmlichkeit unterzogen, in diesem Streite aufzutreten. Um nun zugleich unsere Meinung abzulegen, so müssen wir, unbeschadet unserer Achtung und Anhänglichkeit für Hrn. v. Hammer, sagen, daß er im Allgemeinen, zufolge der erstaunlichen Thätigkeit, womit er so viele verschiedene Werke in kurzer Zeit hervorbringt, sich allzu häufig in seinen Übersetzungen mit dem Ersten ungefähr (du premier à peu près) begnügt, welches ihm in den Sinn kommt, und daß er da, wo es arabische Texte betrifft, sich nicht hinlänglich an die grammatische Analyse hält und lieber durch eine Maueröffnung in die Festung hineindringt, als daß er sich einen Weg mitten durch die Hindernisse, welche sie umgeben, bahnen möchte (et aime mieux pénétrer dans la place par une brèche que de s'y frayer un chemin à travers les obstacles qui en défendent l'approche). Diese Bemerkung haben wir seit langer Zeit mit innigem Bedauern gemacht, sie hat uns mehrmals davon abgehalten, Bericht über die Werke abzustatten, womit er die morgenländische Literatur bereichert hat."

Der Marquis v. Custine äußert sich in einem zu Paris neulich erschienenen Werke über Spanien auf folgende merkwürdige Art über Göthe: „Dieser große Dichter hat mir mehrmals gesagt, daß er bei seinen dichterischen Arbeiten niemals daran gedacht habe, ein Buch zu machen, und das einzige Ziel, das ihm aller seiner Anstrengungen werth schiene, sei die Vervollkommnung seiner Geistesfähigkeiten. Göthe, dieser Weise des Alterthums, dieser Neu-Plato, den sein Jahrhundert verkannte, obschon es ihn vergötterte, war ein Philosoph, der wol des christlichen Namens würdig war. Aber er ersetzte durch Würde, durch persönliche Größe die christliche Liebe, die ihm der Mangel an Offenbarungsglauben entzog. Zwar war er kein Gottesleugner, nur irrte er in Hinsicht des Gegenstandes seines Cultus. Sowie die Heiden betete er die Natur an, und da er selbst zweifelsohne das Allerbeste in dieser Natur war, so hatte er aus seinem Geiste einen Gott gemacht. Sollte es denn wahr sein, daß der vollkommenste Mensch, wenn er seiner eignen Vernunft überlassen ist, nur zu einem gereinigten Egoismus, zum Egoismus der Wissenschaft gelangen kann? Sobald als die Grenze unserer Einsicht, so weitumfassend diese auch sein mag, für uns die Grenze aller Wahrheit wird, so sind wir arm; alles Begrenzte ist klein, nur im Glauben liegt Größe. Der Glaube ist eine Unterwürfigkeitsbezeugung des Verstandes unter das Gefühl. Durch die Darbringung dieses Opfers seines Stolzes findet der menschliche Geist seine ursprüngliche Tugend wieder, er kehrt zu seiner Quelle zurück und bemächtigt sich der Herrschaft wieder, die er dadurch verloren hatte, daß er seinen Herrn verkannte."

Dieser Excurs befindet sich mitten in der Beschreibung eines Trappisten- oder Karthäuserklosters in der Umgegend von Cordova; der Marquis, welcher zu der jungen elegant-religiösen Partei in Frankreich zu gehören scheint, lobt diese Mönche außerordentlich, obschon er gesteht, daß manche Einsiedler nach einigem Aufenthalte wieder davonlaufen. 135.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1837 von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

1. An Zeitschriften erscheint für 1837:

*1. Allgemeine Bibliographie für Deutschland. (Herausgeber: *K. Avenarius.*) Jahrgang 1837. 52 Nummern (von 1—2 Bogen). Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Wird Freitags ausgegeben.

Die Allgemeine Bibliographie gewährt eine möglichst vollständige und schnelle Uebersicht der im deutschen Buchhandel erscheinenen Schriften, wie der für Deutschland wichtigen oder interessanten des gesammten Auslandes, verbunden mit Notizen über künftig erscheinende Werke, Subscriptions- und Pränumerationsunternehmungen, Preisherabsetzungen, Auctionen, Bücherverbote, antiquarische Kataloge u. s. w., Alles zur leichtern Uebersicht unter bestimmte Rubriken geordnet. Genaue alphabetische und systematische Register erleichtern den Gebrauch.

*2. Repertorium der gesammten deutschen Literatur für das Jahr 1837. Herausgegeben im Verein mit mehren Gelehrten von *Ernst Gotthelf Gersdorf.* Erster Band und folgende. (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Gr. 8. Preis eines Bandes von etwa 50 Bogen auf gutem Druckpapier 3 Thlr.

Das Repertorium erscheint regelmäßig am 15. und 30. jedes Monats in Heften, deren Umfang sich nach den vorhandenen Materialien richtet.

Der Allgemeinen Bibliographie für Deutschland und dem Repertorium der deutschen Literatur wird ein beiden Zeitschriften gemeinschaftlicher

Bibliographischer Anzeiger

beigegeben, der für literarische Anzeigen aller Art bestimmt ist. Die Insertionsgebühren betragen 1½ Gr. für die Petitzeile oder deren Raum. Besondere Beilagen, als Prospecte, Anzeigen u. dgl., werden mit der Bibliographie wie mit dem Repertorium ausgegeben und dafür die Gebühren mit 1 Thlr. 12 Gr. bei jeder dieser Zeitschriften berechnet.

*3. Blätter für literarische Unterhaltung. (Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1837. Außer den Beilagen täglich eine Nummer. Gr. 4. Auf feinem Druckpapier. 12 Thlr.

Wird Dienstags und Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 124. —— 4. Mai 1837.

Darſtellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Von F. K. von Strombeck. Dritter bis fünfter Theil. — Auch u. d. T.: Darſtellungen aus einer Reiſe durch Deutſchland und Italien im Jahre 1835. Drei Theile. Braunſchweig, Vieweg. 1836. Gr. 8. 5 Thlr.

Schon der Doppeltitel des Buches bezeichnet, daß wir hier keine Reiſebeſchreibung im eigentlichen Sinne zu erwarten haben. Nicht die Schilderung eines beſtimmten Landes, bei der die Perſönlichkeit des Schildernden in den Hintergrund tritt, iſt die Aufgabe, die der Verf. ſich geſtellt hat, ſondern von ſich ſelber, von den Eindrücken, die er empfunden, den Erfahrungen, die er gemacht, will er Bekannten und Theilnehmenden berichten, und die bunten Scenen, welche die Reiſe an ihm vorüberführt, dienen zunächſt nur als des Bildniſſes landſchaftlicher Hintergrund. In dieſem Bildniſſe ſpricht ſich nun nach guter alter Weiſe einiges Behagen des Dargeſtellten an der Darſtellung aus. Die Züge geben von freundlicher Geſinnung und vorwaltender Humanität, zugleich aber auch von einer gewiſſen vornehmen, durch bürgerliche Stellung und Verbindungen bedingten Würde Zeugniß; man fühlt, daß dem Originale eines ſolchen Portraits gelegentlich zu begegnen nur erwünſcht ſein könnte, und daß auch der Abgebildete ſich dieſes vorausempfundenen Eindrucks gern erfreut. Was nun jenen landſchaftlichen Hintergrund betrifft, ſo wird ihm in dem Gemälde freilich der Raum durch einen in den Vordergrund gerückten Tiſch bedeutend verkümmert, auf dem in ſcheinbarer Nachläſſigkeit Briefe hoher Herrſchaften, Pretioſen und einige Bücher verſtreut liegen; was man aber davon wahrnimmt, iſt eine glücklich gewählte Ausſicht, ſauber und mit Vorliebe ausgeführt.

Wie nun aber auch wol eine Zeit lang Sitte war, einer ſchönen Dame zu beſſerm Gegenſatze im Bildniß einen garſtigen Mohren beizugeben, ſo hat unſer Verf. außer den ſchon erwähnten Nebenwerken auf ſeinem Portrait noch Raum zu einem ſolchen Gegenbilde gefunden, welches in der That auch wohlgeeignet iſt, grade auf dem Hintergrunde italieniſcher Landſchaft ſeine Empfänglichkeit, ſein Talent, ſich behaglich in Perſonen und Zuſtände zu fügen und, wir dürfen hinzuſetzen, ſeine ſachkundige Einſicht auf das vortheilhafteſte hervorzuheben. Dieſer unfreiwillige Reiſebegleiter unſers Verf. nun, der ziemlich auf jedem Bogen herbeigerufen wird, um ſich ſeine Verkehrtheiten vorhalten zu laſſen, iſt Niemand anders als der Verfaſſer der berühmten Warnungsſtimme, der Hr. Diviſions-Auditeur Guſtav Nicolai, der bei einer neuen Ausgabe ſeiner merkwürdigen Reiſe, falls er, wie in der zweiten, ſämmtliche Recenſionen des Buches in den Anhang aufzunehmen beabſichtigt, mit dieſer drei Theile ſtarken und ziemlich ſcharfen Kritik in einige Verlegenheit gerathen dürfte. Bezeichnen wir aber richtiger jenes „Italien, wie es wirklich iſt", ſelber als eine etwas gallige Recenſion alles Deſſen, was die heſperiſche Halbinſel in Leben, Natur und Kunſt bietet, ſo dürfen wir die vorliegenden Reiſeberichte gewiß die glücklichſte thatſächliche Antikritik nennen. Bekanntlich macht Hr. Nicolai in ſeiner Schrift eine ſehr vortheilhafte und unbedenklich vollkommen richtige Schilderung von ſich ſelber. So läßt ſich denn vorausſetzen, daß derſelbe bei ſo vielen ſchönen Eigenſchaften ſeine bürgerliche Stellung und die Anſprüche, zu denen er berufen iſt, gewiß nicht überſchätzen wird, und wir glauben nicht, gleich einem ſeiner Recenſenten, eine Injurienklage befürchten zu müſſen, wenn wir ihn dem Mittelſtande beizählen. Alſo, während einerſeits ein Mann vom Mittelſtande, „in der Blüte des männlichen Alters" auf einer Reiſe, die er im eignen Wagen mit Extrapoſtpferden und gefülltem Beutel gemacht, ſeiner Angabe nach ſo gut als alle Bequemlichkeiten des Lebens hat entbehren müſſen, während die 55 Tage ſeines Aufenthalts jenſeit der Alpen nur von Ekel, Hunger und Durſt, Zorn über freche Betrügereien, ſchlafloſen Nächten, und wie alle die misbehaglichen Empfindungen ſonſt noch heißen mögen, ausgefüllt waren, berichtet uns hier andererſeits ein, den allererſten Ständen angehörender Veteran von 64 Jahren, der wol befugt iſt, zu ſagen, daß er es bei ſich zu Hauſe nicht eben ſchlecht gewohnt ſei, mit welchem Behagen er ziemlich die gleiche Reiſe im Wagen des Vetturins (der nach Hrn. Nicolai's claſſiſchem Ausdruck, die darin fahren, in den Augen der Italiener zu „Lumpen" macht) zurückgelegt, wie bequem und heimiſch er ſich in demſelben, oder auch wol in weit beſcheidenern Gaſthäuſern gefühlt, welchen Genuß und welche Belehrung er im Umgange mit einer nicht geringen Zahl von Landesbewohnern, und mit wie wenig Mühe und Koſten er die Merkwürdigkeiten zugänglich gefunden,

deren Anblick nach Hrn. Nicolai nur mit unsaglicher Anstrengung und schwerem Golde zu erkaufen wäre.

Auf eine weitere Widerlegung des berliner Italomastix dürfte es aber überall nicht ankommen; denn, wäre auch vielleicht irgend ein Freund des heimischen Comfort durch die grauenerregenden Schilderungen italienischer Reise- und Wirthshausgelegenheiten, oder ein bedächtiger Hausvater durch die haarsträubenden Berichte von italienischer Theuerung und Betrügerei im Ernste verschüchtert worden, so dürfte die Warnungsstimme doch schwerlich ein paar Dutzend Leser von so naivem Respect vor der Wahrheit alles Gedruckten gefunden haben, daß sie sich wirklich hätten einreden lassen, die neapolitanischen Sommertage seien kalt (vgl. v. Strombeck, II, 100), die italienischen Landschaften unschön, die Mädchen von Albano und Frascati häßlich und die Ruinen des alten Roms ein Product moderner Industrie.

Nun aber möchte es auch wirklich genug sein, mit den Angriffen auf die merkwürdige Reise und ihren Verf., welcher Letztere beim ersten Erscheinen seiner Schrift wol schwerlich selbst erwartet hat, daß sie so vielfach, wenn auch nur um sie zu tadeln, genannt werden würde. Auch Hr. v. Strombeck dürfte von dem Vorwurfe nicht ganz freizusprechen sein, daß er zu oft die Schilderung der angenehmen Eindrücke, die er erfahren, durch die, eine so verschiedene Stimmung vergegenwärtigenden Citate aus dem Nicolai'schen Buche unterbricht. Solch ein unermüdliches Weiterschlagen, nachdem schon die ersten Schläge den Getroffenen getödtet, erinnert in der That an eine Stelle, wo Dante von Cacus spricht:

> Dafür ward ihm der Lohn, der ihm gebührt,
> Weil Hercul's Keul' ihn traf mit hundert Schlägen,
> Von welchen er vielleicht nicht zehn gespürt.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu dem übrigen Inhalte der vorliegenden Reiseberichte zurück, so gestehen wir, mit größerer Befriedigung bei allen den Stellen zu verweilen, die der obenerwähnten Tendenz des Buches zunächst entsprechen, d. h. die in unmittelbarer Beziehung zu der Persönlichkeit des Verf. stehen, als bei den Aufzählungen gesehener Merkwürdigkeiten und sonstigen Elementen, welche diese Schrift mit der großen Zahl alljährlich erscheinender Reisebeschreibungen gemein hat. So contrastirt z. B. des Hrn. v. Strombeck's Theilnahme für Dürftige und Leidende, in wie abschreckender Gestalt er sie auch antrifft (selbst für Thiere), und die mitunter recht bedeutende Hülfe, die er ihnen gewährt (vgl. z. B. I, 269 u. III, 31, 85), seine edle Freude an der Freude, die er Andern zu gewähren vermag, auf das günstigste mit den Händen voll Kupferdreiern, die Hr. Nicolai von dem Balcon des Wirthshauses in Capua unter den Pöbel wirft, um sich an den Schlägen zu ergötzen, mit denen das unnütze Gesindel sich den Besitz derselben streitig macht. Ebenso wohlthuend ist es, zu sehen, wie der Verf., der Staatsrath im Dienste des ehemaligen Königs von Westfalen gewesen, diesem gefallenen Fürsten, dem Grafen v. St.-Leu und der Hekuba unsers Jahrhunderts seine Ehrfurcht mit vielleicht größerer Innigkeit erweist, als er es zu der Zeit gethan haben würde, wo Ehren und Einnahmen von ihrem Winke abhingen, oder, wenn er die Freunde, mit denen ihn diese Reise zusammengeführt, kaum anders als mit den Äußerungen einer fast rührenden Anhänglichkeit nennt; wohlthuend, wenn auch der Leser schwerlich gezürnt hätte, wären diese Herzensergießungen, oder der Bericht über den Empfang, den der Verf. bei Gregor XVI. gefunden, um ein Erhebliches verkürzt worden. Auch lesen wir mit lebhaftem Interesse die Bemerkungen wider die Todesstrafe, welche der Verf., dessen hohe praktisch-juristische Stellung wol den meisten Lesern bekannt ist, an die Strafrechtspflege in Toscana und an Carmignani's Schrift über diesen Gegenstand knüpft (II, 113 fg.), und gewiß sind, wenn wir auch im Resultate mit Hrn. v. Strombeck nicht übereinstimmen können, die mitgetheilten Erfahrungen über die Abnahme der sonst todeswürdig gewesenen Verbrechen nach der Abschaffung der Todesstrafe ebenso interessant für Criminalgesetzgebung als für richtige Auffassung des Charakters der Italiener, der uns gemeinhin als blutgierig und nur durch die härtesten Strafen zu zügeln geschildert wird. In gleichem milden Sinne, aber hier ganz mit unserer Überzeugung übereinstimmend abgefaßt, sind die Urtheile über die östreichische Regierung in Italien, besonders in der Lombardei, und ihren günstigen Einfluß auf Gewerbfleiß, Wohlstand und Bildung (I, 216).

Im Übrigen ist nun durchaus nicht zu verkennen, daß jede Anschauung des Verf. auf dem tüchtigen Grunde eines vielerfahrenen, den classischen Studien auch bei den umfassendsten Berufsgeschäften nie entfremdeten Lebens beruht; daß die würdigsten Reminiscenzen aus mehr als einer Literatur dem Verf. fortwährend zur Seite stehen, und daß er an jedem Orte ernstlichst bemüht ist, sich über die zu sehenden Gegenstände aus den besten Quellen zu belehren. Leichtfertigkeiten also, wie sie bei unsern Reisebeschreibern, Hrn. Nicolai zu geschweigen, so oft vorkommen, sind freilich bei ihm nicht zu befürchten. Auch finden wir nicht uninteressante Berichte über einzelne, nicht grade von jedem Reisenden beachtete Punkte, z. B. über die Sieben Gemeinden (I, 246) und über die Insel der armenischen Mönche bei Venedig (I, 311), und hin und wieder eine treffende, dem gewöhnlichen Urtheile widersprechende Bemerkung, z. B. über den Nachtheil, den Venedig dadurch erlitten hat, daß es zum Freihafen erklärt worden (I, 289). Im Allgemeinen aber reichte auch unter begünstigenden Umständen die kurze Zeit von etwas mehr als 70 Tagen gewiß nicht aus, die Eigenthümlichkeiten des Landes und seiner Bewohner wesentlich tiefer zu ergründen, als dies von den so zahlreichen Vorgängern geschehen war. Namentlich würde dazu erfoderlich gewesen sein, was zu thun freilich die Mehrzahl aller Reisenden aus gar vielen Gründen gehindert wird, die große von den Touristen durchzogene Straße auf längere Strecken zu verlassen, oder sich doch in den kleinern Städten, die zwischen den großen Standquartieren der Fremden zerstreut liegen, längere Zeit zu verweilen und mit den mittlern, besonders aber den fast durchgängig so höchst liebenswürdigen niedern

Kirche im Kloster seiner Bestimmung zu Rehna (vgl. 1, 6, 1) zu Grabe, wenn er dieses Ziel nicht erreichte. Er starb 1219 (1, 17, 5). Nikolaus von Bocholt, der Bischof von Ratzeburg, wurde 1220 (1, 18, 1) in Ratzeburg begraben. Die Grabstätte des Bischofs Ludolf († 1250) ist nicht bekannt geworden. Ihr wurde dem 1. 3. 1. das Bildungsgut von Ratzeburg (1, 19, 1) zu Teil. Bischof Johann I. († 1277) wurde in seiner Heimatgemeinde, in der Kirche Bischofsholt vergraben (vgl. 1, 20, 1). Johann Parkow, sein Nachfolger († 1291), wurde in der Kirche des Klosters, das er selbst gegründet hatte, in Marienwohlde, begraben. Ueber Heinrich Bockholt († 1317) berichtet Detmar, daß er in Lübeck begraben sei. Detmar berichtet ferner, daß Bischof Johann II. († 1335) in Ratzeburg begraben sei. Bischof Heinrich Bockholt († 1317) wurde, wie Detmar berichtet, in Lübeck begraben. Ueber Johann II. († 1335) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber den Bischof Johann III. († 1339) ist nichts bekannt. Ueber Johann IV. († 1350) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann V. († 1366) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann VI. († 1386) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann VII. († 1400) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann VIII. († 1420) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann IX. († 1431) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann X. († 1440) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann XI. († 1458) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann XII. († 1466) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann XIII. († 1476) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann XIV. († 1486) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann XV. († 1496) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann XVI. († 1506) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann XVII. († 1516) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann XVIII. († 1526) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann XIX. († 1536) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann XX. († 1546) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann XXI. († 1556) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann XXII. († 1566) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann XXIII. († 1576) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann XXIV. († 1586) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann XXV. († 1596) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann XXVI. († 1606) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann XXVII. († 1616) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann XXVIII. († 1626) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann XXIX. († 1636) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann XXX. († 1646) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann XXXI. († 1656) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann XXXII. († 1666) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann XXXIII. († 1676) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann XXXIV. († 1686) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann XXXV. († 1696) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann XXXVI. († 1706) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann XXXVII. († 1716) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann XXXVIII. († 1726) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann XXXIX. († 1736) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann XL. († 1746) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann XLI. († 1756) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann XLII. († 1766) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann XLIII. († 1776) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann XLIV. († 1786) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann XLV. († 1796) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann XLVI. († 1806) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann XLVII. († 1816) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann XLVIII. († 1826) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann XLIX. († 1836) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann L. († 1846) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann LI. († 1856) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann LII. († 1866) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann LIII. († 1876) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann LIV. († 1886) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann LV. († 1896) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann LVI. († 1906) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann LVII. († 1916) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann LVIII. († 1926) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann LIX. († 1936) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann LX. († 1946) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann LXI. († 1956) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann LXII. († 1966) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann LXIII. († 1976) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann LXIV. († 1986) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann LXV. († 1996) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann LXVI. († 2006) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann LXVII. († 2016) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann LXVIII. († 2026) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann LXIX. († 2036) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann LXX. († 2046) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann LXXI. († 2056) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann LXXII. († 2066) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann LXXIII. († 2076) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann LXXIV. († 2086) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann LXXV. († 2096) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann LXXVI. († 2106) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann LXXVII. († 2116) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann LXXVIII. († 2126) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann LXXIX. († 2136) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann LXXX. († 2146) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann LXXXI. († 2156) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann LXXXII. († 2166) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann LXXXIII. († 2176) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann LXXXIV. († 2186) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann LXXXV. († 2196) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann LXXXVI. († 2206) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann LXXXVII. († 2216) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann LXXXVIII. († 2226) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann LXXXIX. († 2236) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann XC. († 2246) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann XCI. († 2256) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann XCII. († 2266) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann XCIII. († 2276) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann XCIV. († 2286) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann XCV. († 2296) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann XCVI. († 2306) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann XCVII. († 2316) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann XCVIII. († 2326) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann XCIX. († 2336) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann C. († 2346) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CI. († 2356) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CII. († 2366) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CIII. († 2376) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CIV. († 2386) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CV. († 2396) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CVI. († 2406) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CVII. († 2416) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CVIII. († 2426) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CIX. († 2436) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CX. († 2446) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CXI. († 2456) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CXII. († 2466) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CXIII. († 2476) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CXIV. († 2486) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CXV. († 2496) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CXVI. († 2506) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CXVII. († 2516) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CXVIII. († 2526) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CXIX. († 2536) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CXX. († 2546) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CXXI. († 2556) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CXXII. († 2566) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CXXIII. († 2576) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CXXIV. († 2586) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CXXV. († 2596) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CXXVI. († 2606) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CXXVII. († 2616) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CXXVIII. († 2626) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CXXIX. († 2636) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CXXX. († 2646) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CXXXI. († 2656) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CXXXII. († 2666) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CXXXIII. († 2676) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CXXXIV. († 2686) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CXXXV. († 2696) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CXXXVI. († 2706) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CXXXVII. († 2716) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CXXXVIII. († 2726) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CXXXIX. († 2736) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CXL. († 2746) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CXLI. († 2756) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CXLII. († 2766) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CXLIII. († 2776) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CXLIV. († 2786) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CXLV. († 2796) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CXLVI. († 2806) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CXLVII. († 2816) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CXLVIII. († 2826) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CXLIX. († 2836) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CL. († 2846) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CLI. († 2856) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CLII. († 2866) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CLIII. († 2876) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CLIV. († 2886) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CLV. († 2896) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CLVI. († 2906) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CLVII. († 2916) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CLVIII. († 2926) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CLIX. († 2936) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CLX. († 2946) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CLXI. († 2956) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CLXII. († 2966) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CLXIII. († 2976) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CLXIV. († 2986) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CLXV. († 2996) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CLXVI. († 3006) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CLXVII. († 3016) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CLXVIII. († 3026) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CLXIX. († 3036) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CLXX. († 3046) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CLXXI. († 3056) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CLXXII. († 3066) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CLXXIII. († 3076) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CLXXIV. († 3086) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CLXXV. († 3096) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CLXXVI. († 3106) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CLXXVII. († 3116) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CLXXVIII. († 3126) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CLXXIX. († 3136) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CLXXX. († 3146) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CLXXXI. († 3156) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CLXXXII. († 3166) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CLXXXIII. († 3176) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CLXXXIV. († 3186) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CLXXXV. († 3196) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CLXXXVI. († 3206) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CLXXXVII. († 3216) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CLXXXVIII. († 3226) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CLXXXIX. († 3236) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CXC. († 3246) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CXCI. († 3256) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CXCII. († 3266) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CXCIII. († 3276) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CXCIV. († 3286) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CXCV. († 3296) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CXCVI. († 3306) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CXCVII. († 3316) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CXCVIII. († 3326) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CXCIX. († 3336) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CC. († 3346) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCI. († 3356) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCII. († 3366) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCIII. († 3376) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCIV. († 3386) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCV. († 3396) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCVI. († 3406) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCVII. († 3416) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCVIII. († 3426) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCIX. († 3436) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCX. († 3446) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCXI. († 3456) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCXII. († 3466) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCXIII. († 3476) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCXIV. († 3486) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCXV. († 3496) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCXVI. († 3506) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCXVII. († 3516) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCXVIII. († 3526) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCXIX. († 3536) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCXX. († 3546) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCXXI. († 3556) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCXXII. († 3566) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCXXIII. († 3576) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCXXIV. († 3586) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCXXV. († 3596) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCXXVI. († 3606) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCXXVII. († 3616) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCXXVIII. († 3626) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCXXIX. († 3636) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCXXX. († 3646) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCXXXI. († 3656) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCXXXII. († 3666) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCXXXIII. († 3676) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCXXXIV. († 3686) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCXXXV. († 3696) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCXXXVI. († 3706) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCXXXVII. († 3716) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCXXXVIII. († 3726) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCXXXIX. († 3736) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCXL. († 3746) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCXLI. († 3756) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCXLII. († 3766) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCXLIII. († 3776) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCXLIV. († 3786) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCXLV. († 3796) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCXLVI. († 3806) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCXLVII. († 3816) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCXLVIII. († 3826) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCXLIX. († 3836) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCL. († 3846) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCLI. († 3856) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCLII. († 3866) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCLIII. († 3876) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCLIV. († 3886) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCLV. († 3896) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCLVI. († 3906) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCLVII. († 3916) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCLVIII. († 3926) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCLIX. († 3936) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCLX. († 3946) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCLXI. († 3956) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCLXII. († 3966) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCLXIII. († 3976) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCLXIV. († 3986) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCLXV. († 3996) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCLXVI. († 4006) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCLXVII. († 4016) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCLXVIII. († 4026) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCLXIX. († 4036) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCLXX. († 4046) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCLXXI. († 4056) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCLXXII. († 4066) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCLXXIII. († 4076) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCLXXIV. († 4086) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCLXXV. († 4096) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCLXXVI. († 4106) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCLXXVII. († 4116) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCLXXVIII. († 4126) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCLXXIX. († 4136) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCLXXX. († 4146) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCLXXXI. († 4156) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCLXXXII. († 4166) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCLXXXIII. († 4176) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCLXXXIV. († 4186) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCLXXXV. († 4196) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCLXXXVI. († 4206) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCLXXXVII. († 4216) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCLXXXVIII. († 4226) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCLXXXIX. († 4236) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCXC. († 4246) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCXCI. († 4256) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCXCII. († 4266) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCXCIII. († 4276) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCXCIV. († 4286) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCXCV. († 4296) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCXCVI. († 4306) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCXCVII. († 4316) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCXCVIII. († 4326) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCXCIX. († 4336) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCC. († 4346) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCI. († 4356) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCII. († 4366) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCIII. († 4376) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCIV. († 4386) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCV. († 4396) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCVI. († 4406) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCVII. († 4416) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCVIII. († 4426) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCIX. († 4436) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCX. († 4446) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCXI. († 4456) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCXII. († 4466) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCXIII. († 4476) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCXIV. († 4486) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCXV. († 4496) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCXVI. († 4506) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCXVII. († 4516) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCXVIII. († 4526) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCXIX. († 4536) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCXX. († 4546) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCXXI. († 4556) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCXXII. († 4566) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCXXIII. († 4576) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCXXIV. († 4586) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCXXV. († 4596) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCXXVI. († 4606) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCXXVII. († 4616) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCXXVIII. († 4626) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCXXIX. († 4636) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCXXX. († 4646) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCXXXI. († 4656) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCXXXII. († 4666) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCXXXIII. († 4676) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCXXXIV. († 4686) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCXXXV. († 4696) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCXXXVI. († 4706) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCXXXVII. († 4716) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCXXXVIII. († 4726) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCXXXIX. († 4736) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCXL. († 4746) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCXLI. († 4756) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCXLII. († 4766) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCXLIII. († 4776) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCXLIV. († 4786) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCXLV. († 4796) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCXLVI. († 4806) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCXLVII. († 4816) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCXLVIII. († 4826) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCXLIX. († 4836) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCL. († 4846) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCLI. († 4856) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCLII. († 4866) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCLIII. († 4876) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCLIV. († 4886) berichtet Detmar, daß er in Ratzeburg begraben sei. Ueber Johann CCCLV. (†

men sogar noch die alte Nummerordnung beibehalten ist, wie sie der veraltete Katalog von Muccioli (2 Bände, Cesena 1780—84) angibt. Die jetzige Welt will selbständig verarbeiten, was früher gesammelt wurde, und mit unabhängig freier Forschung in den Besitz jener alten geistigen Erwerbnisse sich setzen. Was sich dem Leben entfremdet und was der thätigen Einwirkung auf dasselbe entzogen wird, gilt ihr als Plunder, zuweilen als kostbarer Plunder; die Einrichtung der Malatestiana scheint berechnet, werthvolle Besitzthümer zu solcher Verkennung herabzuwürdigen. Selbst die Archive sucht man durch Mittheilungen und Zugänglichkeit dem 19. Jahrhundert zuzuführen, und in Cesena hat man aus einer Büchersammlung ein Archiv im alten Sinne gemacht, so liberal auch die Bibliothekare den Zutritt zu den gedruckten Büchern gestatten. 40.

Tragische Liebe eines Landmädchens.

Daß nicht blos das Volk als solches, sondern gleicherweise auch das einzelne, zum Volke gehörige Individuum seine Poesie, seine Romantik, seine Erhabenheit der Empfindung besitze, hat uns zum Trutz der schönen Welt bereits vor sechs Jahren Hr. von Holtei bewiesen, über dessen in diese Kategorie gehöriges Drama sich damals ein berliner Schriftsteller ebenso richtig als witzig dahin äußerte, daß der Dichter des „Trauerspiels in Berlin" mehr Geist und Einsicht beweise als der berliner Trauerspieldichter. In demselben Sinne möge nun nachstehende Anekdote, oder besser Lebensskizze, die wir als wahrhaftes Factum einer durchaus officiellen französischen Zeitung entheben, uns darthun, daß es eben unter dem französischen Volke gleichfalls nicht blos excentrischen Leichtsinn und flüchtig-sprudelnden Sanguinismus, sondern auch jene Romantik des Herzens, jene charaktervolle Sublimität der Neigung und Gesinnung gibt, welche freilich gegen die Alltäglichkeit des Lebensverkehrs auf etwas barocke Weise absticht, aber dessenungeachtet dem tiefer forschenden Gemüthe sich als etwas Ursprüngliches und von Natur Edles offenbart. Die Abbilder dieser Wirklichkeit müssen wir freilich nicht auf unserer ausgearteten Bühne suchen, wo höchstens der Teufel, die Effronterie der Sopranstimmen, die Langweile u. s. w. ihr Spiel treiben.

So viel zur Einleitung; unsere Geschichte ist diese: Ein junges Mädchen, die Tochter eines Ackerbauers aus dem südlichen Frankreich, fand sich durch den plötzlichen Tod ihrer Ältern ganz verwaist. Da sie ein kleines Gut ererbt hatte, so machte sie dieses zu Geld und begab sich nach Paris, in der Absicht, hier ein kleines Linnengeschäft anzulegen. Kaum acht Tage in der Hauptstadt, fügte es sich, daß sie an einem Sonntag eine der angesehensten Kirchen besuchte und hier von dem Anblick eines das Amt verwaltenden Priesters so lebhaft ergriffen wurde, daß sie von Stunde an zu ihm eine unauslöschliche Neigung faßte. Keine Überlegung vermochte sie davon abzubringen, und die Folge war, daß sie dieselbe Kirche so oft besuchte, als möglich war. Endlich erfuhr sie, daß der Gegenstand ihrer Liebe fast an jedem Abend zwei bejahrte Damen besuche, die im Rufe ungemeiner Frömmigkeit standen und durch Anfertigung künstlicher Blumen für die Modehandlungen ihren Lebensunterhalt gewannen. Da diese bereits einigen jungen Mädchen Unterricht in ihrer Wohnung ertheilten, so war der Entschluß unserer Heldin bald gefaßt. Sie gab sich gegen Entgeld bei den alten Damen in Kost und Unterricht und hatte so Gelegenheit, den Gegenstand ihrer Zärtlichkeit fast täglich zu sehen. Um sein Gefallen zu erregen, wird sie sehr fromm, halb aufrichtig, halb aus Verstellung, und weil die wachsende Liebe nach immer innigerer Vereinigung strebt, so fand sie sich wöchentlich einmal im Beichtstuhl bei dem geliebten Geistlichen ein. Nach ihrem eignen spätern Geständniß bekannte sie hier Vergehungen, die sie niemals begangen, blos um desto länger in der Nähe des Verehrten sich aufhalten zu können. Allein dies Alles diente nur dazu, das Feuer ihrer Leidenschaft desto mächtiger anzuschüren; diese Leidenschaft drohte ihr alle Besinnung zu rauben, ihr Herz zu ersticken. In einem der heftigsten Anfälle gesteht sie dem Beichtiger, daß sie für Jemand eine unbezwingliche Liebesregung empfinde. „Und für wen?" fragt der unschuldige Priester. „Für dich selbst", antwortete das Mädchen unter einem Strom von Thränen. „Unselige", ruft der Geistliche, „fliehe, fliehe augenblicklich und betritt dies Gotteshaus nicht wieder." Mit dieser Erklärung (in der vielleicht mehr Heuchelei als Frömmigkeit enthalten war) will er die Jungfrau fortweisen; aber sie ruft ihn zurück: „Höre mich noch einen Augenblick", sprach sie zu ihm; „ich weiß zu wohl, daß meine Leidenschaft für dich ganz unbesiegbar ist. Mein einziges Glück wäre gewesen, dich täglich zu sehen. Du hattest meine Seele in deiner Gewalt, du hättest damit schalten, sie für den Himmel erziehen können. Da du sie verschmähst, so will ich sie dem Laster, der Hölle weihen. Ich will mich nun in die Ausschweifungen der Welt stürzen, und Gott wird am jüngsten Tage von dir wegen meiner Rechenschaft fodern." Von nun an hielt die Jungfrau Wort. Ein schönes Weib findet in Paris leicht die Gelegenheit zur Sünde, wenn sie sündigen will. Ihr guter Geist hatte sie verlassen; Etwas, das wir doch noch zuweilen als tragisches Verhängniß bezeichnen müssen. Sie wird lüderlich, sie wird zur Hetäre; dies dauert zwei Jahre. Allein während dieser Zeit hat sie doch in keinem Augenblicke des geliebten Gegenstandes vergessen. Das Vergessenwollen wird nur zur desto lebhaftern Erinnerung, zum wahren Abscheu vor dem anfänglich ersehnten Laster, zum völligen Lebensüberdruß. Vor etwa drei Monaten berichtete die „Gazette des tribunaux" von einer jungen Person, die man in ihrem Zimmer erhängt gefunden. Dies war die junge Putzmacherin. Im Beschlage des Gerichts befindet sich ein vollständiges Tagebuch, von ihrer Hand aufgezeichnet, das ihr Leben und ihre Gefühle schildert während der zwei Jahre, wo sie von dem Geliebten geschieden und dem Laster anheimgefallen war. Dieses Tagebuch beweist, daß das Mädchen von starker, inniger Seele war, daß ihre Neigung etwas weit Anderes war als die raffinirte, versteckte, verheimlichte, bleichsüchtig-kokettirende Wollust der Modewelt. Mit einem Worte: auch dieses Mädchen besaß eine Seele für das bürgerliche Trauerspiel. Vielleicht findet sich ein französischer Romantiker, der gleichartig genug fühlt, um aus dieser verhängnißvollen Wirklichkeit einen zweideutig-modernen Roman zu machen. In Deutschland verstehen die tragischen Dienstmädchen leider nicht zu schreiben, und so geht Deutschlands jugendkecken Romantikern leider ein schöner Erwerbszweig verloren. 71.

Literarische Notiz.

Aus der Feder von H. Piers, Bibliothekar zu St.-Omer, ist eine interessante Monographie dieser Stadt, ihrer Vorstädte und Umgebungen erschienen unter dem Titel: „Histoire des Flamands du Haut-Pont et de Lyzel" (St.-Omer 1836). Mit flamändischem Fleiß hat der Verf. die Annalen seines Wohnorts studirt und gibt demnach besonders anziehende Aufschlüsse über die Bewohner der beiden Vorstädte Haut-Pont und Lyzel, die selbst in der modernen Zeit eine ganz eigenthümliche Physiognomie beibehalten haben. Diese Sittenschilderung ist mit mancherlei belehrenden Anekdoten durchflochten, die dem populairen Zweck des Schriftchens entsprechen. Hieran schließt sich eine Notiz über Saint-Momelin und die Vernichtung der Memeiren Jakob II. während der Schreckensregierung (eine Barbarei, die wir einer gereizten Dame verdanken), sodann eine Geschichte der benachbarten Abtei Watten, wo sich ehemals eine römische Veste befand, und in deren Nähe zu verschiedenen Zeiten wichtige militairische Ereignisse stattfanden; ferner eine kurze Skizze des ehedem berühmten Dorfes Ruminghem, eine Geschichte der Abtei Clairmarais, eine Beschreibung der schwimmenden Inseln und endlich eine Notiz über den Aufenthalt des heiligen Thomas von Canterbury in jenen Gegenden. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 125. —— 5. Mai 1837.

Die Kunſt der deutſchen Proſa. Äſthetiſch, literargeſchichtlich, geſellſchaftlich. Von Theodor Mundt. Berlin, Veit u. Comp. 1837. Gr. 12. 1 Thlr. 16 Gr.

Es gibt Bücher, die keiner Vorrede bedürfen, weil die Zeit ſelbſt, in der ſie erſcheinen, der behelmte Prologus iſt, der ihr Daſein erklärt und rechtfertigt. Hat ſich unſere Zeit, wie Viele meinen, mehr der proſaiſchen Seite des Lebens zugewendet, ſo muß ſich dies auch in den vorherrſchenden Richtungen der Literatur kundgeben. Nicht nur, daß die Gegenſtände nicht mehr dieſelben ſein werden, auch die Betrachtungsweiſe wird eine andere geworden ſein, und ſelbſt die Formen werden ſich ändern und den Eintritt einer neuen Weltanſchauung ſichtlich verkündigen. Mögen dann Die, denen der Geiſt und das Wort gegeben iſt, heraustreten, die Zeichen der Zeit auszulegen, auf die neuen Ziele hinzuweiſen und die Wege zu ihnen zu bahnen! Wenn etwas beweiſt, daß wir über die literariſchen Kinderjahre hinaus ſind, ſo iſt es ja dies, daß wir die neu an uns herantretenden Erſcheinungen des geiſtigen Lebens nicht blos in ihren Wirkungen auf uns empfinden, ſondern ſie, wie ſie an uns vorübergehen, unter allgemeinen Geſichtspunkten in unſer Bewußtſein aufnehmen und, indem wir ihre Geſchichte durchleben, zugleich ihre Geſchichte denken oder ſchreiben. Darum iſt das vorliegende Werk, wie jedes, in welchem die Zeit zum Verſtändniß ihrer ſelbſt zu kommen verſucht, an der Zeit und auch ohne Vorwort vielfach empfohlen; denn ſtimmen wir auch nicht mit Denen, die aus einzelnen Anzeichen des Tages den Untergang aller Poeſie auf lange hinaus weiſſagen, ſo ſind wir doch unbefangen genug, zu erkennen, daß die vorwaltende proſaiſche Auffaſſung des Lebens, die überall ſich herausſtellende Richtung auf das äußerlich Gegebene, Handgreifliche, Nutzbare und Lehrhaftige wenigſtens für den Augenblick dem Gedeihen der Poeſie nicht förderlich ſein könne, und daß, je mehr ſich alle geiſtige Thätigkeit dem proſaiſchen Zwecke unterordnet, ſo mehr darauf ankomme, auch den Formen der Proſa ihr Recht angedeihen zu laſſen und ſie der Vollendung entgegenzuführen, die ſie nach ihrer Bedeutung für die Gegenwart in Anſpruch nehmen. Hätte ſich uns wirklich die eine Seite des Lebens auf immer verdunkelt, ſo könnte dann vielleicht die andere in fort und fort geſteigertem Glanze uns dafür tröſten.

Es iſt noch nicht lange her, da jubelte die deutſche Jugend laut auf und verkündete dem Vaterlande einen neuen poetiſchen Frühling. In der That wurde es auch bald lebendig auf allen Äſten vom munterſten Geſange, und der Geſang klang ſo natürlich und einſchmeichelnd, daß ſelbſt ältere und ganz verſtändige Leute daran ihre Freude hatten und, eingedenk des ſchönen „Singe, wem Geſang gegeben", ſich das luſtige Treiben eine Zeit lang gern gefallen ließen. Aber als des Gezwitſchers kein Ende ward und immer nur dieſelben Klänge inhaltsleer bis zur Verzweiflung wiederkehrten, da wandten ſelbſt die Freunde ſich von ihnen ab und zurück zu den alten Wäldern, worin es doch noch Stimmen gab, in denen ein Gott ſprach. Andere, zu einſichtig, um die Schmach der allmälig überhandnehmenden Langweile zu verkennen, aber nicht ſelbſtändig genug, um die eigne Täuſchung laut werden zu laſſen, zwangen ſich, damit ſie der Erbſchaft froh würden, nicht — wie in den „Flegeljahren" Frühprediger Flachs — zum Weinen, ſondern zu einem heitern Lächeln, mit dem ſie auf die Zukunft verwieſen, dieſes den Verzweifelnden immer offene große Gebärhaus voll Fehl- und Misgeburten. Hr. Mundt konnte mit dieſer Rolle ſich nicht begnügen; der Autor der „Unterhaltungen mit einer Heiligen" bedurfte eines Gegenwärtigen und Wirklichen; er, der den Zeitrichtungen mit vielleicht allzu bereiter Willfährigkeit ſeinen Tribut gebracht hatte, konnte gegen die Fehler der Freunde den Blick nicht verſchließen, ohne ſeine Selbſtändigkeit zu verleugnen, aber jene auch nicht gänzlich aufgeben, ohne ſich eines beſchämenden Irrthums zu zeihen, und ſo zog er ſich aus dem böſen Spiele gewandt genug durch eine ebenſo kühne als glückliche Escamotage, über welche die Sänger des jungen Hains, wenn ſie nicht ſchon zuvor das Spiel aufgegeben haben, etwas befremdet einander anſehen werden. Euer Geſang, lieben Freunde — ſo ungefähr ruft er ihnen zu —, iſt im Grunde nur Proſa; aber eben der Proſa bedarf die Zeit und darum auch euerer. Euere Liederformen ſind abgenutzte Gefäße, die von dem alten guten Beiſchmack nichts mehr haben und in denen der Wein euerer Poeſie nur verdumpft und verſauert. Ergießt fortan, was Göttliches in euch iſt, in das breite, bequeme Bett der Proſa; laßt immerhin den Strom ſich mit allen Blumen ſchmücken, mit denen ſeine Ufer ihn überſchütten; denn wißt, die

Zeit, wo Prosa und Poesie als feindliche Schwestern einander gegenüberstanden, ist nicht mehr; der Übergangsproceß zur Ineinsbildung beider hat begonnen und mit ihm eine neue Zeit, der wir sammt und sonders zusteuern! Und hiermit ist denn auch das Hauptmoment des vor uns liegenden Buchs verrathen, eines Buchs, das wir, so wenig wir mit Allem, was es bietet, einverstanden sind, zu den anziehendern Erscheinungen der letzten Zeit rechnen müssen.

Der Verf. wollte kein wissenschaftliches Lehrbuch, keinen Codex der prosaischen Schreibart geben; ja, er wollte nicht einmal — so müssen wir annehmen — seine beschränktere Aufgabe erschöpfen, sondern ohne allen Anspruch auf Tiefe und Gelahrtheit mit jener leichten Anmuth des guten Gesellschafters, die, bei Keinem stetig verweilend, die Gegenstände nur im Fluge berührt, eine Frage besprechen, die, ist sie auch nicht Lebensfrage der Zeit, doch zu manchen derselben in naher Beziehung steht. In der Gesellschaft, der es um heiter anregende Unterhaltung zu thun ist, führt — und mit allem Fug — der muntere, bewegliche Geist das Wort, der die Dinge keck und leicht nimmt, und dem um des Geistes willen die kleinen Ungründlichkeiten, Irrthümer und Inconsequenzen, wie sie wol im perlenden Champagnerstrome der Rede zuweilen entschlüpfen, gern verziehen werden.

Wir können bei aller Achtung für Hrn. M. nicht leugnen, daß auch ihm hier und da dergleichen begegnet ist, und wir sind weit entfernt, ihm daraus ein Verbrechen zu machen. Wenn wir dennoch Dies und Jenes etwas ernster nehmen, so geschieht es nur um Solcher willen, die keinen Spaß verstehen und jedes in der Gesellschaft gesprochene Wort des begabten Mannes als unumstößliche Wahrheit oder neue Entdeckung dahinnehmen und damit Berge der Wissenschaft versetzen zu können wähnen.

Die erste Abtheilung des Buchs behandelt die „Kunst der Prosa". Mit der Sprache beginnend, setzt der Verf. deren Ursprung in die Individualität. Schon hier können wir nicht beistimmen. Uns ist die Sprache vielmehr ein in der Natur der Gattung organisch Begründetes und erst von da heraus mit dem allmälig freiwerdenden besondern und einzelnen Leben sich individuell Gestaltendes, und uns scheint, als sei nur auf diesem Wege das Gemeinsame in den verschiedensten Sprachen ebenso als das volksthümlich Verschiedene derselben zu erklären. Ebenso wenig theilen wir die ungemessene Verwunderung über den „umgekehrten Entwickelungsgang unserer Muttersprache, wonach sie erst im Greisenalter ihrer Formen dem ausgebildetsten Inhalte diene" (S. 3). Nur flüchtige Betrachtung konnte Das, was von jeher der Gang sich fortbildender Sprachen gewesen ist, als etwas so ganz absonderlich Deutsches herausheben. Freilich ist es der Geist, der die Sprache an sich heranbildet als eine geschmeidige, nachgiebige und flüssige Form, in der das innerliche Leben sich veräußerlicht, und somit könnte man glauben, die Sprache müsse mit dem Fortschreiten des Geistes, dessen Hülle sie ist, auch an sinnlicher Bezeichnungsfülle gewinnen. Dem ist aber nicht so. Die erste Entstehung der Sprachen fällt überall in eine Zeit, wo das Geistige noch unterthan dem Naturtriebe ist. Was da entsteht, trägt mehr den Charakter der Nothwendigkeit als der Freiheit und ist, so lange nicht ein Anderes obsiegt, roh, ungefüg, dem wilden Naturkinde gleich. Der Geist jedoch ruht nicht, bis er das widerstrebende Kind, an dessen Geburt auch er seinen Theil hat, bezwungen und seinem Gesetze unterworfen hat. Daß er dies kann, ist eben seine, ja alle Kunst. Das allmälige Abstreifen der starken und bestimmtern Formen, das der Verf. an jener Stelle zu beklagen scheint, was ist es nun anders als ein Act fortschreitender Vergeistigung, ein Wegwerfen des unnützgewordenen Körperlichen und somit nicht Hemmung, sondern Förderung der freiern Entfaltung des geistigen Lebens? An sinnlicher Kraft und an Wohllaut hat hierdurch im Laufe der Zeit die Sprache ohne Zweifel verloren; aber gewonnen hat sie, wie ein in Fluß gekommener Bergkrystall unter dem Rohre des Bläsers an Geschmeidigkeit, Geistigkeit und durchsichtiger Klarheit. Diese durch den Geist gesittigte und gezähmte Sprache ist der Styl in der allgemeinsten Bedeutung des Wortes.

Über die Art, wie dieser dann nach zwei Seiten hin, als Prosa und Poesie naturgemäß sich entwickelt, sowie über das Wesen Beider und ihr Verhältniß zum Gedanken hätten wir von dem Verf. — wir gestehen es — ganz Anderes und Gründlicheres erwartet. Nur so war die Aufgabe zu lösen und nur so der Unbestimmtheit zu entgehen, mit der die Eigenthümlichkeit Beider bald in den Stoff, bald in die Form gesetzt, bald auf den Gegenstand beschränkt, bald wieder aus der Individualität des Schreibenden hergeleitet wird. Die Auffoderung dazu war (S. 39) in den Worten gegeben:

> Ideal aller Sprache und Darstellung ist blos der Gedanke. Von dem richtigen Verhältnisse des Gedankens zu seiner Darstellung, wovon zugleich das Maß aller zu gebrauchenden Kunstvortheile und der Schönheit selbst abhängt, ließe sich am allerersten ein akademischer Kanon aufstellen.

Hier war der Punkt, von dem die weitere Erörterung auszugehen hatte; statt dessen verbreitet sich der dritte Abschnitt (in dem „Tableau des Inhalts" unter der Überschrift: „Poesie und Prosa"), in schöner Sprache Bekanntes wiederholend, lediglich über Versmaß und Rhythmus, sodaß es fast den Anschein gewinnt, als sehe der Verf. nur in ihnen das Unterscheidende zwischen jenen beiden Formen der Rede. Jean Paul konnte in der „Vorschule", auf sein ganzes Buch sich berufend, die Definition der Poesie von sich abweisen; nicht so unser Verf. Nach diesem Stehenbleiben bei der Form überrascht es denn freilich, wenn wir lesen: „Die Schranke zwischen Poesie und Prosa ist im Gedanken durchbrochen; sie bezeichnen nicht mehr verschiedene Ideenkreise."

Daß einmal die Zeit kommen könne, wo Philosophie und Kunst, Prosa und Poesie in Eins verschmelzen, liegt auch nach unserer Ansicht nicht gradezu außer den Grenzen der Möglichkeit; daß sie aber bereits gekommen sei oder nahe bevorstehe, dafür ist das vorliegende Buch den Beweis uns schuldig geblieben. Denn die An-

Gebäude der westlichen Seiten zu den Thoren der Stadt in der Langenlinie bis westlich fort, worauf sich die Straßen nach Süden und Norden wenden, sind alle gleichförmig Häuser mit Gewölben, Läden, und einem hohen Stockwerke mit Fenstern, wie in Europa. Die Straßen sind breit, und der Fußsteig ist mit Steinen belegt. Die Straßen, welche nach Süden und Norden laufen, sind nicht so breit, als die Langenlinie, sie haben aber auch Fußsteige. Die Straße Ta-Tsing-Kai-Tsche, d. i. Weitstraße, welche der Thor der Tausend-Laden heißt, ist die größte Straße in Peking. Sie ist 1 Li lang, und 100 Schritte breit, und enthält lauter Läden auf beyden Seiten. Die Straßen sind nicht gepflastert, sondern bestehen aus einem festen Boden, der mit Steinen und Kies bestreut ist. Sie sind nicht eben, sondern haben in der Mitte einen Damm, der 3 Fuß höher ist, als die Fußsteige, und sich nach beyden Seiten zu den Fußsteigen hin abdacht, damit das Regenwasser in die Rinnen, welche an den Fußsteigen sind, ablaufen kann. Diese Rinnen sind 2 Fuß tief und 3 Fuß breit, und haben in gewissen Entfernungen Steine, über welche man gehen kann. Die Fußsteige sind 3 Fuß hoch, und mit Steinen belegt. Sie sind nicht eben, sondern haben in der Mitte einen Damm, der 3 Fuß hoch ist, und sich nach beyden Seiten zu den Rinnen hin abdacht. Die Fußsteige sind 3 Fuß breit

sienen Anlaß gegeben haben. Dieses steht vielleicht in Zusammenhang mit dem Umstande, daß die Mitglieder der Redaction in spätern Zeiten selbst eine weit geringere Anzahl Aufsätze als im Beginn der Zeitschrift verfaßt haben. So viel man weiß, sind es zum großen Theile junge Schriftsteller, welche für den Augenblick hier als Recensenten auftreten.

Seitdem mit dem 13. Band die „Schriften der skandinavischen Literaturgesellschaft" aufhörten, hat Dänemark nur eine, wie es scheint, wenig bekannte und wenig beachtete Zeitschrift für wissenschaftliche Abhandlungen gemischten Inhalts. Im J. 1830 fingen zwei Lectoren der Kriegsakademie zu Sorö, J. C. Hauch und C. Lütken, die Herausgabe von „Blandinger fra Sorö" (Vermischte Aufsätze von Sorö) an. An die Stelle des Erstern trat nachher J. H. Bredsdorf ein. Von dieser Zeitschrift, die in freien Heften erscheint, sind bisjetzt ein paar Bände herausgekommen, welche mehre Originalabhandlungen, theils von den Herausgebern, theils von andern Verfassern enthalten.

Eine Zeitschrift von weniger umfassender Art wurde 1827 von dem Justizrath C. Molbech angefangen unter dem Titel: „Nordisk Tidskrift for Historie, Litteratur og Konst". In jedem der drei ersten Jahre erschien davon regelmäßig ein Band, jeder aus vier Heften bestehend; allein mit dem Schlusse des dritten Bandes hörte das regelmäßige Erscheinen der Zeitschrift auf. Vom vierten Bande kam das erste Heft im Anfange des Jahres 1830 heraus, das zweite am Ende von 1831, das dritte im Mai 1836. Es ist zu beklagen, daß eine Zeitschrift, die so viele vortreffliche Originalabhandlungen und Auszüge aus wichtigern ausländischen Werken mitgetheilt hat, keine größere Unterstützung von den dänischen Gelehrten genossen; es scheint nämlich besonders der Mangel an Beiträgen zu sein, welcher in den letztern Zeiten deren Fortgang aufgehalten hat.

Die „Kongelige Nordiske Oldskrift-Selskab" (Die königliche Gesellschaft der nordischen Alterthümer) begann im J. 1833 eine Zeitschrift unter dem Titel: „Nordisk Tidskrift for Oldkyndighed" (Nordische Zeitschrift für die Alterthumskunde), welche im Anfange des letztvergangenen Jahres 1836 mit dem dritten Bande aufhörte. Es verlautet, daß eine Fortsetzung unter einem andern Titel und in einem andern Format bald herausgegeben werden wird. Die sechs herausgekommenen Hefte enthalten theils Abhandlungen über verschiedene Theile der Alterthumswissenschaft (von Schlegel, Werlauff, Finn Magnusen, P. E. Müller, Vedel-Simonsen, N. M. Petersen u. A.), theils Berichte von Antiquitäten, welche in Dänemark und den benachbarten Ländern gefunden worden sind.

Für ein mehr gemischtes Publicum ist die Zeitschrift, welche unter dem Titel: „Danst Ugeskrift" (Dänische Wochenschrift), im Jahre 1830 ihren Anfang nahm. Sie hat theils wissenschaftliche, besonders naturhistorische Aufsätze, gleichwol gewöhnlich blos in populairer Form, theils Abhandlungen über gesellschaftliche Angelegenheiten, theils Originale, theils Übersetzungen aufgenommen. Dadurch sind mehre von den bessern Artikeln der englischen Journale dem dänischen Publicum mitgetheilt worden. Während der Redacteur Prof. J. F. Schouw im letztvergangenen Sommer als Deputirter der Universität der Ständeversammlung in Wiborg beiwohnte, erfuhr diese Zeitschrift eine Unterbrechung; sie wird nun aber wol wieder erscheinen.

Zu den Zeitschriften, die bis zu einem gewissen Grad einen wissenschaftlichen Charakter haben, gehört auch: „Kiöbenhavns flyvende Post" (Kopenhagens fliegende Post), welche im Januar 1827 vom Prof. Dr. F. L. Heiberg angefangen und sodann, wiewol mit verschiedenen nicht unbedeutenden Unterbrechungen, unter seiner Redaction fortgesetzt wurde. Das Blatt war ursprünglich ästhetischen Inhalts. Aber außer Gedichten und Novellen hat dasselbe verschiedene philosophische und kritische Artikel von großem Interesse geliefert. Eine in diesem Blatte mitgetheilte Abhandlung vom Schulwesen — gerichtet wider das unbedachtsame Streben, welches in neuern Zeiten gar zu viele Verfechter gefunden, den Unterricht blos zum Mittel zur Erreichung gewisser materieller Zwecke erniedrigen zu wollen — ist ohne Widerrede sowol das Gründlichste als das Besonnenste und Durchdachteste, was in Dänemark in dem Streite zwischen Humanisten und Realisten geschrieben worden ist. 119.

Notizen.

Schwerlich kann es in irgend einem Lande der Welt vollkommenere Ideale weiblicher Schönheit geben als in Indien. Der Reisende geräth in Erstaunen beim Anblick der reizenden Wesen, die dort an den Brunnen und Cisternen ihre Wasserkrüge füllen, oder in den Städten und Dörfern mit den niedrigsten Arbeiten beschäftigt sind. Selbst wenn der Schleier das Gesicht der Indierin verbirgt, ist ihre edle, gebietende Gestalt in ihrer malerischen Umhüllung anziehend genug. Ihre Gewohnheit, von frühester Jugend auf leichte Lasten auf dem Kopfe zu tragen, hat den guten Einfluß, daß die Brust sich bedeutend wölbt, die Haltung an Geradheit und alle Körperbewegungen an Freiheit gewinnen. Die indischen Frauen, obwol meist von hohem Wuchs und selten unter Mittelgröße, sind durchgängig zart gebaut und Hände und Füße nehmen sich aus, als wären sie dem Meißel eines griechischen Bildhauers entsprungen. Die Schönheit der Züge ist nicht minder allgemein als die Schönheit des Wuchses; besonders ist es das dunkle, blitzende Gazellenauge, das schöne Monopol aller orientalischen Frauen, was einen unbeschreiblichen Eindruck macht. Ihr Teint zeigt viele Abschattungen, von der klaren Olive der Süditalienerinnen bis zu der dunkelsten Bronzefarbe. Im südlichen Hindostan begegnet man sogar zuweilen einem blassen Schwarz. Die indischen Damen pflegen ihre natürliche Schönheit noch durch Kunst zu erhöhen, wobei sie jedoch häufig viel Geschmacklosigkeit zeigen, dergestalt, daß einige sogar ihre blendend schönen Zähne schwarz färben. Rothe Schminke wird selten aufgelegt, weil es in Hindostan keine natürlichen Rosenwangen gibt. Daß die indischen Frauen auf alle mögliche Weise ihre Reize zu erhöhen suchen, läßt sich ihnen im Grunde nicht verargen; denn sie besitzen diese Reize nicht lange Zeit. Mit dem 25. Jahre schon fängt die Indierin an zu altern, und im 40. Jahre ist sie in der Regel eine Hexe an Widerwärtigkeit. Skelettartige Magerkeit oder übertriebener Embonpoint ist ihr unvermeidliches Loos, sobald sie über den Frühling des Lebens hinaus ist.

Capitain Alexander schreibt über die Damaras, welche an der Walfischbai auf der Westküste von Afrika wohnen und von denen wir noch wenige oder gar keine Nachrichten haben, Folgendes: „Die Damaras sind ein Negervolk, das nach seinem Äußern, nach seinen Sitten und Gebräuchen weit verschieden ist von den beiden großen südafrikanischen Negerstämmen, den Bechuana und Hottentotten. Man sagt, daß die Damaras ihre Wohnungen erbauen mittels Pfähle, die sie in eine kegelförmige Gestalt zusammenstellen und mit Thierfellen bedecken sowie die nordamerikanischen Wigwam. Die Negerracen in Südafrika haben sämmtlich oben abgerundete Hütten, die entweder gedeckt oder mit Matten behangen sind. Die Bechuanas und Hottentotten bedienen sich der Assegais oder Wurflanzen, während dagegen die Damaras sich einer kurzen breitschneidigen Waffe bedienen, womit sie ihren Feinden die Kehlen abschneiden können. In der unlängst erschienenen Reise des amerikanischen Handelscapitains Morell wird bemerkt, daß die Damaras mit den Amerikanern einen starken Handel an Vieh treiben, wovon im tiefern Innern eine große Menge vorhanden ist."

Müßige Leute haben berechnet, daß die Holbornstraße in London jährlich von 20,000,000 Fußgängern betreten und von 1,665,749 Wagen aller Gattungen befahren wird. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 126. —— 6. Mai 1837.

Die Kunſt der deutſchen Proſa. Äſthetiſch, literargeſchichtlich, geſellſchaftlich. Von Theodor Mundt.

(Beſchluß aus Nr. 125.)

Ein Glanzpunkt des Ganzen iſt der fünfte Abſchnitt über die Proſa der deutſchen Converſation. Hier iſt der Verf., ſo lange er es blos mit Darſtellung des Gegenwärtigen und Gegenſtändlichen zu thun hat, auf ſeinem Gebiete, das er mit Geiſt und ſchlagender Ironie beherrſcht. Nur ſollte, wer uns die Geſchichte der Literatur erzählen will, nicht auf veraltete Autoritäten hin offenbare hiſtoriſche Irrthümer, wie S. 76 u. 79 über die Zeit, wo das Franzöſiſche die Geſellſchaftsſprache der höhern Stände in Deutſchland war („in dem ganzen mittlern Zeitalter Europas eigneten die deutſchen Laute nur den niedern Ständen", heißt es in der erſten Stelle; in der zweiten wird zwar von ſpäterer Zeit, aber doch ſchon vom 16. Jahrhunderte geſprochen), oder, wie S. 84, über die Zeit der Einführung des Ihr ſtatt des Du, worüber bei Grimm das Richtige leicht zu finden war, als unſchmackhafte Koſt vorausſchicken. Ebenſo mußte S. 91 die vermuthlich aus derſelben Quelle auf Treu und Glauben entlehnte Angabe über den Urſprung des Dero und Ihro (ſie werden für Nachbildungen des italieniſchen loro und vostro ausgegeben) als ganz unſtatthaft wegfallen. Gegen den Schluß des Abſchnitts kommt der Verf. wieder auf ſeine eignen Füße zu ſtehen, und vollkommen befriedigt, was S. 94 fg. über die Beeinträchtigung der deutſchen Umgangsſprache durch den vorherrſchend geiſtigen Charakter unſerer Sprache und im nächſtfolgenden Abſchnitte über den periodiſchen Styl mit jenem feinen Schönheitsſinne, für den die Darſtellung des ganzen Buchs die beſte Gewähr leiſtet, geſagt wird. Der Ausfall dagegen auf die bisherige Stylleh're (S. 116) beruht theils auf Unkenntniß der gelungenern neuern Verſuche, die Rhetorik wiſſenſchaftlich zu behandeln, theils auf Überſchätzung des Misbrauchs, der allerdings vielfältig mit ihr getrieben worden iſt. Darüber ſind ja doch wol alle Verſtändigen längſt vor unſerm Verf. einig geweſen, daß die Rhetorik ebenſo wenig einen trefflichen Volksredner, Erzähler oder Geſchichtſchreiber zu machen im Stande ſei, als die Poetik einen Dichter, oder ein äſthetiſches Werk über bildende Kunſt einen Rafael. Alle Welt weiß, daß der Redekunſt der Alten aus den Schulen der Rhetoren kein Heil erwachſen iſt. Aber muß darum nothwendig Alles der Natur und ihren Zufällen überlaſſen werden? Es fällt uns nicht ein, für alten abgeworfenen rhetoriſchen Plunder an dem Verf. zum Ritter zu werden; wir ſollten aber meinen, wo Fertigkeit durch Übung zu erwerben ſtehe, da ſei es immer gut, die Geſetze, nach denen zu verfahren ſei, zum Bewußtſein zu bringen, und es könne dem Maler mindeſt nicht ſchaden, wenn er etwas von der Anatomie des menſchlichen Körpers oder von den Geſetzen der Perſpective und der Lehre von Licht und Schatten wiſſe, wiewol es Niemanden in den Sinn kommen wird, zu behaupten, jeder Profeſſor der Anatomie oder Perſpective ſei als ſolcher ſchon ein ausbündiger Maler.

Die Redekunſt — heißt es S. 117 — iſt heutzutage in die Auffaſſung übergegangen, und ſelbſt die öffentliche Debatte, wo ſie wirkſam iſt, ficht, ſtatt mit der Rhetorik der Formen, mit der Diplomatik des Gedankens.

Aber, antworten wir, ſo lange die Kunſt noch nicht erfunden iſt, den reinen Gedanken ohne alle Vermittelung eines Andersartigen zur Anſchauung zu bringen, ſo lange wird es auch Vorſchriften geben müſſen, denen die Darſtellung — bewußt oder unbewußt gilt hier gleich — zu folgen gezwungen iſt; denn wo Form iſt, da gibt es auch Geſetze der Form, und ſolche unter Principien zu vereinigen, wird ſich die Wiſſenſchaft nimmer nehmen laſſen. Und iſt denn jeder Schmuck, den die Rhetorik, wie ſie ihn an ihren Muſtern gefunden hat, erörtert, allzumal nur rhetoriſche Toilettenkunſt und koketter Flitterſtaat? Hebt denn irgendwo der Misbrauch den Gebrauch auf? Und welche geſunde Rhetorik unſerer Tage will denn Metaphern und dergleichen machen lehren? oder welche vergißt ihre Beſtimmung ſo weit, daß ſie nicht vielmehr der einfachen Schönheit überall das Wort redete, und daß ſie, wo ſie von jenen nun einmal der menſchlichen Denk- und Ausdrucksweiſe genehmen Veranſchaulichungsmitteln ſprechen muß, nicht zugleich vor ihrem Misbrauche warnte? Andere Figuren werden ſogar weiter unten nicht etwa blos aus der Rhetorik, ſondern durch einen Machtſpruch gradezu als überflüſſig aus der Sprache verwieſen; als ob ein ſolcher Machtſpruch verbieten könne, ſich im belebten Ausdruck des Ausrufs oder der Frage, oder im Gefühl der begrifflichen Verwandtſchaft ähnlich anlautender Worte, der Alliteration zu bedienen!

Im neunten Abſchnitte rückt Hr. M. endlich ſeiner

Aufgabe näher; der modernen deutschen Prosa soll ihre Stellung der frühern gegenüber vindicirt werden.

Diese Eigenthümlichkeit — lesen wir S. 138 —, hauptsächlich in der Durchbrechung der Schranke zwischen Poesie und Prosa nachzuweisen, tritt immer entschiedener heraus und gestaltet jetzt mit vorwaltender Neigung eine Literatur der Prosa, in welcher der schaffende poetische Geist der Nation am mächtigsten wird, in der die Ideenbewegung der Zeit vorzugsweise ihre Sache führt, der andern literarischen Formen sich entschlagend.

Eine so kühne Behauptung bedurfte factischer Nachweise. Mit der Berufung auf Garve, Engel und Knebel (!) als Repräsentanten einer frühern Unschuldsprosa lassen wir uns nicht abfertigen; denn wir könnten, wenn es dessen bedürfte, Winckelmann, Lessing, Möser, Lavater, Klinger, Göthe, Herder, Forster und andere Gleichzeitige entgegensetzen, deren Werke dem Verf., der einige derselben später selbst so richtig würdigt, doch wol kaum „wie Schulaufsätze aus seiner Jugend" gemahnen möchten.

Was wir heut zu sagen haben — heißt es weiter —, ist ein Anderes, ein aus vielfarbigern Richtungen, Gegensätzen und Meinungszerwürfnissen Zusammengesetztes, das nur in complicirtern Lauten, mit größerm Aufwand von Mitteln, mit künstlichern Schattirungen sich ausführen läßt.

Aber hat es denn nicht auch in andern Zeiten Gegensätze des innern und äußern Lebens gegeben? Wurden die socialen und wissenschaftlichen Interessen zu Anfange dieses Jahrhunderts von Denen, die die Literatur machten — und nur von Solchen kann die Rede sein —, minder lebhaft empfunden als jetzt? Ist es denn so ganz vergessen, wie damals Spießbürgerei und französische Revolution, Vernunftkritik und Naturphilosophie, Romanticismus und Antiromanticismus, Altes und Neues, von mehr und minder Tüchtigen, zum Theil sehr Tüchtigen vertreten, gegeneinander zu Felde lagen? So sehen wir uns denn zwar an den Schluß der ersten Abtheilung, aber in der Hauptsache nicht viel weiter gebracht.

Von der zweiten Abtheilung, „Geschichte der Prosa" überschrieben, war keine Ausbeute an neuen Thatsachen zu erwarten; wir werden aber dafür hinlänglich durch eine Anzahl geistreicher Blicke und Andeutungen über einige der hervortretendsten Erscheinungen der vaterländischen Literatur entschädigt. Die Abschnitte, in denen die Fortbildung der deutschen Prosa nach Rudolf v. Habsburg, der Einfluß mystischer Lebensansicht auf die Darstellung bei Tauler u. A., Luther's Verdienst um die deutsche Gesammtsprache, die Bedeutung der Mundarten und der Einfluß der durch die Reformation herbeigeführten theologischen Polemik auf die Satzbildung besprochen werden, sowie die Charakteristiken Fischart's, Jak. Böhme's, Lessing's und ihrer Sprache sind kleine treffliche Bilder in einem glänzenden, aber freilich hier und da aus altem Holz zusammengeleimten oder allzu flüchtig zugeschnitzten Rahmen. Denn auch hier hat die Eile Manches gesündigt. So finden wir nicht ohne Erstaunen S. 148 Karl's des Großen „deutsche Schriften und Übersetzungen" erwähnt, von denen es heißt — als ob Hr. M. sie selbst eingesehen hätte —, Karl habe („als er statt des Schwertes die Feder genommen") in ihnen unsere Sprache zur Sklavin lateinischer Constructionen gemacht! So wird Rote's thüringische Chronik als die früheste Erscheinung eines Geschichtschreibertalents in Deutschland genannt, von dem weit ältern Königshofen aber und der limburger Chronik keine Kunde genommen. Auch Tschudi fehlt neben Thurnmayer, sowie früher der Franziskaner Berthold mit seinen Predigten und später unter den Grammatikern Luther's Zeitgenosse Ickelsamer mindest beiläufige Erwähnung verdient hätten. Die sprachlichen Bemerkungen, in die sich der Verf. dann und wann einläßt, liegen offenbar außer seinem Bereiche. So ist es zwar oft wiederholt worden, aber darum nicht minder zurückzuweisen, daß in den Wörtern „unglückselig" und „armselig" der Einfluß christlicher Gesinnung, die im Unglück und Mangel eine Seligkeit finde, sich offenbare, und das Wahre über diese und ähnliche Ableitungen war bei Grimm zu finden. Endlich hätte doch — um mit diesen kleinen Rügen nicht länger fortzufahren — der herkömmliche Name einer ersten und zweiten schlesischen Dichterschule den Literarhistoriker nicht verleiten sollen, bei Erwähnung der Wirren des dreißigjährigen Krieges zu schreiben:

Nur einige Lieblinge der deutschen Muse im grünen Schlesien pflanzten stillsinnend den Heimatlaut weiter und trugen ihn in ihren Liedern zu bessern Zeiten hinüber (S. 269).

Wir gönnen jedem deutschen Volksstamme seinen Ruhm und seine Freude; aber Spee, Weckherlin, P. Flemming u. A. waren, wie Hr. M. so gut weiß als wir, keine Schlesier.

Allein was thut dies Alles zur Sache, wenn es ihm nur gelungen ist, in dem Entwickelungsgange der deutschen Prosa geschichtlich nachzuweisen, wie die getrennten Bahnen der Schwestern sich im Laufe der Zeit, nicht etwa wie im Tanze zu flüchtiger Berührung, sondern in stetigem Fortschritte einander näherten, um zuletzt in unsern Tagen einträchtiglich ineinander zu verlaufen. Wol sehen wir, und der Verf. weist es geschickt nach, wie das poetische Element in Tauler und andern Mystikern mächtig war, wir erkennen in Luther's Bibelübersetzung den poetischen Genius, wir finden seine ganze oder theilweise Offenbarung fast überall, wo der Verf. sie findet, bei Fischart, im „Simplicissimus" und in „Werther's Leiden"; aber wir halten dies für sehr natürlich bei Werken, die ausschließlich der Poesie angehören, und es befremdet uns nicht bei Individualitäten, deren ganzes Wesen vorzugsweise auf eine poetische Auffassung der Gegenstände hingewiesen ist. Wenn aber selbst bei Solchen Stimmung und Productionsfähigkeit nicht immer dieselben sind, wie dürfen wir annehmen, daß es einer ganzen Zeit beschieden sei, alle an der Mitternachtseite des Lebens gelegenen Werkeltagsstuben der Prosa auf einmal mit einem immerwährenden Sonntagsglanze der Poesie zu durchleuchten und zu verklären? Ergibt nicht vielmehr die Literaturgeschichte und auch die Darstellung des Verf. selbst, daß, wo die Prosa eine poetische Färbung annimmt, dies weit weniger im Inhalte — da jeder auch die nüchternste Darstellung verträgt — als in der Subjectivität des Schreibenden seinen Grund hat, und daß, wo die Literatur darüber hin-

ausgegangen, wo ſolche Miſchung auf Augenblicke zur allgemeinen Zeitrichtung geworden, das Übermaß nie fern lag, und die künſtlich emporgeſchraubte Darſtellung alsbald in ihr Gegentheil umſchlug? Mit bloßen Behauptungen wie: „Die höchſte Periode der Ausbildung für die Proſa beginnt erſt dann, wann, wie jetzt, die dynamiſche Verſchiedenheit der poetiſchen und proſaiſchen Formen ſich aufgehoben hat", iſt es überall nicht gethan, und es hätte dem Verf. nicht entgehen ſollen, daß er mit dem treffenden Worte W. v. Humboldt's an der Spitze der dritten Abtheilung ſich ſelbſt auf das gründlichſte widerlegt.

Hr. M. behandelt in dieſer Abtheilung die literariſchen Gattungen der Proſa nach einem etwas vagen Eintheilungsprincip. Indem er in ihnen die Ineinsbildung der Proſa und Poeſie nachzuweiſen bemüht iſt, hat er da, wo er den Roman, die Novelle und das Drama, Gattungen, die Andere gar nicht für Proſa gelten laſſen wollen, in das Bereich ſeiner Betrachtungen zieht, leichtes Spiel; ſpäter verliert ſich der rothe Faden ganz, und mit dem Gedanken: „Der wiſſenſchaftliche Geiſt iſt auf ſeinem Gebiete einer ebenſo hohen und urſprünglichen Diction fähig als der poetiſche auf dem ſeinigen, nur gemäßigt nach den verſchiedenen Elementen, auf denen beide ruhen", kehrt das Raiſonnement ſo augenſcheinlich in das Gleis aller bisherigen Theorie zurück, daß wir es am Schluſſe faſt beklagen, ſo viel unleugbaren Geiſt auf Durchführung einer Idee verwandt zu ſehen, die ſich dem Urheber ſelbſt im Verlaufe der Arbeit als unhaltbar erweiſen mußte. Auch in dieſer letzten Abtheilung fehlt es nicht an ſcharfſinnigen Vergleichungen und mit kunſtfertiger Hand leicht ſkizzirten Bildniſſen, in denen oft wenige Züge den ganzen Charakter vortrefflich malen; aber auch hier thut das Bemühen, die neueſte Zeit über die ältere zu erheben, der Wahrheit vielfach Eintrag. So iſt Fürſt Pückler „ein höher entwickelter Typus" von Thümmel, und Möſer und Sturz ſind nur die wahlverwandten Vorgänger Varnhagen von Enſe's, der ſie Beide übertrifft und über deſſen ſtyliſtiſche Verwandtſchaft mit Göthe beinahe auf vier Seiten, ſogar mit Auszügen aus Privatbriefen des Erſtern verhandelt wird; kürzer iſt Gans, minder günſtig Rumohr abgefertigt. Von Hiſtorikern werden außer Joh. Müller und Th. Abbt nur Ranke, Leo und wieder Varnhagen genannt. Über A. W. Schlegel wird die Schale des Zorns in folgenden Worten ausgegoſſen: „Der gleißende äſthetiſche Firniß, mit dem A. W. Schlegel ſeine Schreibart überwarf, iſt jetzt unwirkſam für die praktiſcher gewordenen Bewegungen der Kritik, die ſich mit den bloßen Formen weniger zu thun machen" (S. 413), ein Tadel, der am wenigſten einem Schriftſteller anſtehen möchte, der überall die Form und Diction in den Vordergrund ſtellt und Fr. Schlegel hinlänglich charakteriſirt zu haben meint, wenn er von ihm rühmt, daß er oft „erhabene Großbauten des Periodenſtyls" unternommen und die „ſeltene Länge und Fülle ſeiner Satzbildung" doch zur Harmonie zu meiſtern verſtanden habe. Es wäre übel gethan und fürwahr der guten Sache nicht förderlich, wenn Diejenigen unter uns, die ſich zu Häuptern einer neuen Schule machen möchten, durch Herabwürdigung oder abſichtliches Ignoriren frühern Verdienſtes ihr Ziel zu erreichen wähnten. Mußten etwa Jene in tiefern Schatten geſtellt werden, um die Herren Varnhagen, Roſenkranz, Heine, Gutzkow, Kühne, Wienbarg und Laube, ja ſelbſt Hrn. Menzel als den Saul unter den Propheten, um ſo wirkſamer loben zu können, oder den leiſen Tadel minder empfindlich zu machen? — In das anerkennende Wort zu Gunſten der Briefſammlungen unſerer Zeit ſtimmen wir unbedingt ein, obgleich wir uns wundern müſſen, daß an dieſer Stelle grade der glänzendſten Erſcheinung in dieſer Gattung, einer Proſa, in der Alles Poeſie iſt — wir meinen die in Bettina's Briefen — mit keinem Worte gedacht iſt. Viel zu geringſchätzig dagegen gleitet Hr. M. über Solger's „Erwin" dahin, ſowie auch Tieck's kritiſcher Einfluß nicht gehörig gewürdigt iſt, und bei den hergebrachten Klagen über die Beſchränkung der deutſchen Beredtſamkeit auf die Kanzel hätte wol auf das Beſſere hingedeutet werden können, das das neuerwachte conſtitutionnelle Leben Deutſchlands in Ausſicht ſtellt.

Doch wir brechen hier ab und ſcheiden von dem Verf. nicht ohne Anerkennung ſeines Talents, als deren Beweis auch der Tadel ihm gelten möge. Käme es, da er ſelbſt von ſich geſchwiegen, darauf an, ihm ſeine Stellung in unſerer Literatur anzuweiſen, ſo würden wir ihm, ſeinem eignen Kanon folgend, den geiſtreich converſirenden Autoren beizählen, mit denen ſich, empfangend und zurückgebend, dann und wann zu beſprechen ein Genuß iſt, den man ungern abbricht und gern erneut, ſelbſt auf die Gefahr hin, zu neuem Widerſpruche aufgefodert zu werden.

145.

Romanenliteratur.

1. Gulmineh. Hiſtoriſches Gemälde aus der Zeit der Expedition der Franzoſen nach Ägypten unter Bonaparte's Befehl, von Amalie Krafft. Leipzig, F. Fleiſcher. 1837. Gr. 12. 1 Thlr.

Flüchtige, aber wohlgruppirte Zeichnung der damaligen Zuſtände in Ägypten, der ein kurzer, doch nicht verwiſchter Entwurf der Eigenthümlichkeiten des Landes, beſonders in geſelliger Beziehung, beigefügt iſt. Napoleon iſt freilich nicht der Alles überragende Genius, aber er hat etwas von dem Namen der Verf. in ſich; die Worte, die ihm in den Mund gelegt ſind, ſtehen ihm wohl an, und ein ſentimentaler Phraſendrechsler, wie er nicht ſelten uns geboten wird, iſt er hier nirgend. Die Heldin, eine reizende und dabei ſittliche Almeh, übertrifft die kokette Melanie, die ſanfte Roſalie weit an Seele und Anmuth, ſie liebt einen Polen, wie denn überhaupt die Orientalen und Occidentalen ſich herüber und hinüber verlieben, folgt dem franzöſiſchen Heere und ſtirbt in der Schlacht. Da dies aber erſt nach dem Tode des Geliebten geſchieht, ſo bietet das verkleidete Mädchen doch eine Seite an, die bei ſo vielen ähnlichen Romanfiguren bisher unbemerkt blieb.

2. Wintergrün. Taſchenbuch auf 1837. Herausgegeben von Georg Lotz. Hamburg, Herold. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Die hiſtoriſche Erzählung: „Jürgen Wullenweber und Marx Meyer", von L. Wolf, ſpricht die uralte Wahrheit deutlich aus, daß nichts wankelmüthiger ſei als Volksgunſt und nichts blinder als Parteienhaß. In den Zerwürfniſſen der Hanſeſtädte mit Dänemark in der zweiten Hälfte des 16. Jahr-

hunderts erlag der redliche Bürgermeister Wullenweber kleinlichem Neid, hämischer Bosheit und beschränkter Dummheit, und weil er den Irrthum beging, den Werth seiner Zeitgenossen nach dem eignen abzumessen. Ein scheinheiliger, die Maske der Ehrlichkeit tragender Schleicher verdirbt ihn sowie Alle, die mit ihm in Berührung kommen, und als ihn die Nemesis erreicht, sind jene schon seinen Ränken erlegen. Als obligate Nebenfigur bietet sich ein Astrolog, als neue Gestalten treten Griechen auf, bei denen der Name das Volksthümlichste ist. Das Ganze ist ein trübes Bild, nicht großartig und selbst im Schmerz erhebend und läuternd; eine poetische Veredelung der Wirklichkeit wäre hier nicht zu schelten gewesen.

3. Die Kaiserlichen zu Schweinfurt im Jahre 1549. Von Friedrich Eduard Rosen. Zwei Bände. Strasburg, Treuttel und Würtz. 1836. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Die witzelnde, spöttelnde Vorrede, in der sich Mnemosyne, Klio, Vergangenheit und Gegenwart besprechen, läßt ganz etwas Anderes vermuthen, als nun folgt; keine so kernhafte, ungezwungene Darstellung, die, ohne jeden Knopf und Nagel uns in Rechnung zu bringen, die Zeit und ihre Sitten, ihre Religionsstreitigkeiten und Meinungen uns kennen lehrt, und die wüste spanische Soldateska nicht so überspanisch übertreibt, daß sie dadurch zu lächerlichen Feldscheuchen würde. Nicht alles Gute und Schöne, das uns lieb wurde, geht unter; nur die wackere Hausfrau des tüchtigen Bürgermeisters Rüffer stirbt so zu sagen aus heiler Haut, vielleicht um die etwas verrufene Witwertrostlosigkeit zu Ehren zu bringen, denn der treue Mann betrauert die ihm vorangegangene Gefährtin sein Lebelang und denkt nicht daran, ihre Stelle zu ersetzen.

4. Sämmtliche Werke von Karoline Pichler. Funfzigster Band. A. u. d. T.: Zerstreute Blätter aus meinem Schreibtische. Wien, Pichler. 1836. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Entbehrt auch das Bildniß der Verf., welches das Titelkupfer ausmacht, das heitere Wohlwollen, das in dem Gesichte der hochachtbaren Frau sich so bestimmt ausdrückt, so ist diese Eigenschaft doch nicht aus dem Inhalte verflogen, sie läßt kein scharfes Aburtheilen, keinen beißenden Spott, keine grämliche Rechthaberei zu, selbst da, wo sie tadeln muß, gießt sie Balsam in die Wunde, sie zeigt dem Fehlenden den Weg zur Besserung, zur Zufriedenheit.

Wie tief gedacht sind ihre Ansichten über Unglauben und Aberglauben, wie geistreich bemerkt sie, daß die einzige Tyrannin der Jetztwelt die Mode sei, die allein ihr Haupt nicht dem Liberalismus, nicht der Nivellirung beugt, ja beide Gewalten unterjocht, wenn es auch nicht immer den Schein hat. Dieser kann nur den Unerfahrenen täuschen, äußerlich gleicht Eins dem Andern; aber wie die sogenannte schöne Diction jetzt fast ein Gemeingut und sehr oft die glänzende Hülle eines höchst alltäglichen Inhaltes ist, so erstreckt sich der optische Betrug auch über andere Dinge, bald von der Mode gerechtfertigt, bald durch sie angeschuldigt.

Ein vortrefflicher Aufsatz ist der über Kindererziehung, deren heutige übermäßige Nachgiebigkeit Jedermann schmerzlich empfindet, darüber mit Worten und mit der Schrift sich beklagt, überall Anklänge findet; aber es geht wie in Pater Abraham's Fischpredigt: „Die Predigt hat gefallen, sie bleiben wie Alle." Möchte dies hier nur nicht der Fall sein, möchten Altern und Erzieher die weisen und milden Lehren, auf Erfahrung gegründet, sich zu Herzen nehmen und von der Wirksamkeit der Erziehung recht sich überzeugen, wenn sie darauf dringt, die Kinder anzuhalten zur Anerkennung der Unterordnung, zur Ehrfurcht, in der ersten Kindheit auf blinden Gehorsam. Ebenso wahr, so eindringend ist Das, was von Überbildung der Frauen, über die männliche Jugend, welche so selten die schöne Mitte zwischen Überverfeinerung und Roheit hält, gesagt ist.

Sind nicht alle Aufsätze gleich meisterhaft wie die erwähnten, „Wen Gott liebt den züchtigt er", „Verschiedenheit der Ansicht" u. s. w., so ist doch kein verfehlter, keiner von schiefer Richtung, unsicherm Urtheil darunter, auch der unscheinbarste drängt uns zu dem Wunsch, daß die verehrte Frau uns noch mehre Blätter aus ihrem Schreibtische mittheilen möge. 29.

Notizen.

Der große und prächtige Palast, dessen Bau Brunelleschi 1440 für die reiche florentinische Familie Pitti begann, der aber selbst jetzt noch nicht ganz vollendet ist, ward 1549, durch Eleonora von Toledo, Gemahlin Cosmus I., angekauft, das Eigenthum der Mediceer und von da an die Residenz der Fürsten von Toscana, welche mit wahrhaft königlichem Aufwande für dessen Ausschmückung sorgten. Im Palast Pitti befinden sich die ausgezeichnetsten Werke italienischer Kunst; die kostbarste Sammlung aber darin ist die Pinakothek, die schönste Europas nicht der Zahl, sondern der Vortrefflichkeit der Gemälde wegen, welche sie enthält. In 15 großartigen Sälen sind ungefähr 500 Gemälde, größtentheils Werke der ausgezeichnetsten Meister aller Nationen, aufbewahrt; darunter befinden sich 8 Gemälde Rafael's, 5 von Fra Bartolomeo's, 12 von Tizian, 20 von Andrea del Sarto, mehre von Tintoretto, Garofalo, Salvator Rosa, Guercino, Agost. und Anib. Carracci, Correggio, Paolo Veronese, Giorgione, Guido, Morone, Leon. Cigoli, Palma, Baroccio, Allori, Albano, Bassano, Perugino, Fra Sebastiano del Piombo, Caravaggio, Pordenone, Domenichino, Velasquez, Murillo, Ribera, Rembrandt, Rubens und Vandyck. Ein nicht geringes Verdienst erwirbt sich der großherzogliche Chalkograph Luigi Bardi, der jetzt, von bekannten Künstlern gezeichnet und gestochen, mit Erläuterungen von Kennern versehen, die Schätze der Gemäldesammlung Pitti herausgibt. Zwei Hefte, jedes fünf Blatt und den erläuternden Text enthaltend, sind noch im vorigen Jahre in Florenz erschienen und bringen Gemälde von Rafael (ein Portrait und die Madonna della seggiola), Giovanni da S.-Giovanni, Fra Bartolomeo, Giorgione, Palma dem Ält., Andrea del Sarto, Salvator Rosa, gestochen von Cef. Ferreri, G. B. Gatti, G. Rossi, Giuf. Mazzi, Mor. Steinla, Fournier und Luigi Paradisi, erläutert von F. Inghirami, Silv. Centofanti, Giov. Masselli, Domen. Gazzadi. Obgleich der Grabstichel, selbst von Meisterhand geführt, nur unvollkommen das Werk des Malers wiederzugeben vermag, so ist doch diesem Unternehmen wie dem ähnlichen, in Nr. 59 d. Bl. erwähnten des Ritter Azeglio: „La reale galleria di Torino", das bereits bis zum fünften Hefte vorgeschritten ist, Theilnahme und Unterstützung zu wünschen.

In Venedig wird, wie das mailänder „Echo" berichtet, bei Girolamo Tasso ein Conversations-Lexikon unter dem Titel: „Enciclopedia moderna e dizionario italiano della conversazione", erscheinen. Zunächst ist diesem Werke Courtin's „Encyclopédie" zu Grunde gelegt; aber auch die besten deutschen, englischen und französischen Realencyklopädien sollen dabei benutzt werden. Begreiflicherweise werden die auf Italien bezüglichen Artikel die anderer encyklopädischer Werke berichtigen und ergänzen. Die Namen der Bearbeiter haben guten Klang; es genüge Adr. Balbi, Bizio, Brera, Catallo, die beiden Falconetti, Galuppi, Marchesi, G. D. und L. Nardo, del Negro, Ponzoni, Vacani, Viviani, zwei Zandomeneghi und Zamboni zu erwähnen. Das Werk wird aus acht Bänden bestehen, jeder Band 1000 Seiten in kl. 4. umfassen und alle 20 Tage in Lieferungen zu acht Bogen mit Tabellen und Kupfertafeln ausgegeben werden.

„Euere Tendenz nach dem festen Lande hat Euerer Herrschaft auf dem Meere geschadet", ließ sich der Cardinal Carrigegen Navagero, den Gesandten der Republik Venedig, vernehmen. Letzterer erwiderte: „Lägen Ew. Eminenz im Wasser, würden Sie sich nicht auch nach festem Lande sehnen?" 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 127. — 7. Mai 1837.

Karl von Hohenhausen. Untergang eines Jünglings von achtzehn Jahren. Zur Beherzigung für Ältern, Erzieher, Religionslehrer und Ärzte. Braunschweig, Vieweg. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Ein Vermächtniß zärtlicher, über den Selbstmord ihres einzigen Sohnes tiefbetrübter Ältern wird den Lesern in der vorliegenden Schrift dargeboten. Da die Ältern dem Schmerze ihres Herzens Worte gegeben und aus dem innern Heiligthume des Familienlebens auf den Markt des öffentlichen Lebens herausgetreten sind, so kann sich das Buch, wie es auch der Wille des Vaters ist, öffentlicher Beurtheilung nicht entziehen. Indeß, wir gestehen es, wir besprechen nicht ganz gern so zarte Familienverhältnisse, fügen uns aber dem gewordenen Auftrage, weil aus dem Buche hervorgeht, daß die Ältern einen traurigen Trost in der Beschäftigung mit den Papieren, Tagebüchern und Briefen des geliebten Sohnes gefunden haben, und andererseits, weil die Schrift eine psychologische Wichtigkeit hat und durch dieselbe Gegenstände zur Sprache gebracht werden, welche für die Bildung und Erziehung des heranwachsenden Geschlechts von Wichtigkeit sind, die zwar von Erziehern und Religionslehrern bereits oft angeregt und erörtert sind, ohne aber bisjetzt die gehörige Theilnahme bei einem großen Theile der Zeitgenossen zu finden.

Karl von Hohenhausen war am 17. Januar 1816 zu Münster geboren, der Sohn des preußischen Regierungsrathes von Hohenhausen und der als Dichterin und Übersetzerin rühmlich bekannten Gattin desselben. Der schöne, muntere Knabe fand überall Liebe und Beifall, in Berlin, wo sich die Ältern einige Zeit aufhielten, erhielt er die erste geistige Nahrung; Heine's Trauerspiele voll Grausen und Entsetzen, Byron's düstere Dichtungen las der sechsjährige Knabe nicht nur, sondern nahm sie ganz in seine Phantasie auf. Das Theater besuchte er ebenfalls, wenn auch nur zuweilen und mit Auswahl, nie ohne auf das lebhafteste exaltirt zu werden. Nach der Rückkehr der Ältern nach Preußisch-Minden ward er dem dasigen Gymnasium übergeben. Von Secunda an studirte er rastlos, sein Ehrgeiz war geweckt, ein edler männlicher Ernst trat an die Stelle der frühern Kindlichkeit (und doch zählte er kaum 15 Jahre) und ließ ihn sogar Antheil an den politischen Ereignissen der Zeit, an der Julirevolution und an dem polnischen Aufstande nehmen, die Reinheit seiner Sitten war tadellos. Vorboten eines Unterleibsübels zeigten sich, sie wichen anscheinend mildern Mitteln, in des Sohnes Betragen aber zeigte sich seit 1832 sehr oft ein finsterer, unheimlicher Trotz, der ihn drei Jahre lang den Ältern die furchtbarsten Körper- und Seelenschmerzen verbergen ließ und zugleich den Entschluß des Selbstmordes, den er schon damals mit sich herumtrug:

Ich glaube — schrieb er als vierzehnjähriger Jüngling in sein Tagebuch — einen Bruch zu haben und zwei verborgene Krebse grade auf den Brustwarzen. Sollten diese beiden Übel zum Ausbruch kommen, so steht mein Entschluß fest: ich werde mich erschießen! Gott verzeihe mir die Sünde! doch dies ist nicht ein plötzlicher Entschluß, schon oft dachte ich auch ohne diese Übel, meinem elenden Dasein ein Ende zu machen; werden aber meine geistigen überspannten Leiden noch durch körperliche überboten — wohlan, so verlasse ich die elende Welt, ob nun zur Vernichtung, oder zu einem schönern Dasein überzugehen? Ich weiß es nicht (S. 51).

Von ähnlichen Stellen sind die Tagebücher seines Schülerlebens, also in der Zeit vom 14. — 17. Jahre, voll, die dem Leser ebenso wol Bewunderung über die gebildete und glänzende Schreibart, als die tiefste Wehmuth über einen so zerrütteten Seelenzustand abnöthigen müssen. Das Leben nennt er „einen Tanzsaal und ein Theaterpossenspiel, und wenn Jemand im Tanze ein Bein gebrochen hat, so macht er, daß er fortkommt"; für ihn ist es „ein Arbeitshaus, eine Festung, wo er büßen muß für das Verbrechen, daß er geboren wurde" (S. 86, 88); er meint, „Alles in der Welt sei schön bis auf die Menschen, und Gott möge wol müde gewesen sein, als er den schläfrigen Spätling Mensch zum Gott schuf" (S. 115). Hier noch ein paar längere Stellen zur Probe der Gedankenverwirrung, wie sie sich in seinen Briefen und Tagebüchern wiederholt:

Die Bürde meines Lebens drängt auf mich ein, übergewaltig, wie ein rauher, verheerender Sturm. Die Säulen, an die ich mich klammere, wanken und erbeben. Kalt, gehöhlt und morsch ist der Baum meiner jungen Hoffnung; der Felsen meines Glaubens unterwühlt und zerrissen. Die Blume meiner Liebe zu Gott und Welt wird den Sturm nie beschwören, sie ist welk, farb-, duft- und blätterlos. Mein Herz gleicht einer finstern Höhle voll Graus und Schauder, draußen hält grimme Wache mein ewig junger frischer Schmerz und wehrt allen tröstenden Ideen den Eingang, drinnen aber weben die Dämonen der Nacht, der bleiche Gram, der Ahnung Zweifel, die Grübelei und die Öde, ein böses Gewebe, das mein Auge verdun-

keit; und in solchem Jammer empörte sich mein Herz, es wollte ein Ende, und noch einmal wollte ich mich ermannen, die Dämonen vertreiben und ihren Platz der Vernunft geben, daß sie mir sagen möge, was ich thun, ob ich Gehorsam leisten müsse oder nicht, ob meine Hand frei oder durch heilige Pflicht gebunden sei. Und zuvörderst mußte ich wissen, was habe ich verloren? Was konnte ich erwarten? Welches sind die Verhältnisse von Gott, Menschheit, Leben? u. s. w. (S. 75.)

Hier sehen wir noch den zweifelnden, schwankenden Jüngling, aber nun lese man dagegen folgende Stelle (S. 94):

Ich hab's schon zehnmal gesagt, daß ich, wenn ich mit Leib und Seele ein energischer, consequenter Bösewicht und mit Haut und Haar des Teufels wäre, wol besser daran sein könnte als jetzt, wo der liebe Gott doch wahrlich in Verlegenheit sein muß, wohin er mich placiren soll; denn daß ihm schon eine solche Null vorgekommen sein sollte als ich, will ich zur Ehre der Menschheit doch nicht glauben. Donner und Doria! ich wollte, ich hätte einen Trumpf, den ich darauf setzen könnte, denn meine jetzige Sanftmuth ist höchst grimmiger Natur, wie ein Pferd, das im Schritte durchgeht.

Mit diesen trüben Gedanken contrastirte es und mußte sie um so eher den Ältern verbergen, daß Hohenhausen als Schüler fleißig, betriebsam und sittlich gut war, daß er mitunter auch heitere Gesellschaft seiner Mitschüler nicht verschmähte, Billard, Kegel, ja sogar Whist (das letztere wol ohne Vorwissen der Ältern) spielte. Im älterlichen Hause trat seine angeborene Gutmüthigkeit und Liebe oft in starken Gegensatz mit seinem „verknöcherten Herzen"; es gab ihn tief verwundende häusliche Scenen; er fühlte, „was er seiner Familie sein könnte, wenn er nicht so unaussprechlich elend wäre". Die Confirmation änderte nichts in den „empörten Wellen seines Herzens". Sein Kirchenbesuch war wol regelmäßig gewesen; aber er wundert sich, daß „man aus der lebenathmenden Natur wie ein hölzerner Philister in die todte, kalte Kirche zu dem steinernen Gast von Pastor gehen könne"; und „die Säule der Religion ist ihm eine kalte Ruine" (S. 69, 71). Der Vater gesteht daher selbst ein, nie geahnt zu haben, daß die ihn um jene Zeit so oft bekümmernde egoistische Kälte, die starre Abgeschlossenheit seines Lieblings grade darin ihren Grund hatten, daß ihm die Wärme der Religiosität und die christliche Hingebung gefehlt habe, während er nur die Körperleiden als die Ursache der hypochondrischen Stimmung ansah (S. 354).

Wie eifrig nun auch der Sohn die Vorbereitungen zu seinem Abgangsexamen von der Schule betrieb — und wol nicht ohne Nachtheil für seine Gesundheit, deren eigentliche Störung von den Ärzten nicht erkannt wurde —, so verließ ihn doch auch nie der Gedanke, sich selbst das Leben zu nehmen. Im März 1833 war er auf das festeste entschlossen und schrieb einen Brief an seinen Vater, den derselbe nach seinem Tode erst gefunden hat, von höchst erschütterndem Inhalte. Liebe zu den Ältern und Dankbarkeit gegen sie wechseln darin mit der ungeheuersten Lebensverachtung und dem Jammer über sein Dasein, das er seinen Ältern sogar zum Vorwurf macht, auf eine so gräßliche Weise ab, daß man diesen Brief (S. 127 — 139) fast für das Erzeugniß eines Wahnsinnigen halten muß und gern annehmen möchte, daß das Gehirn des jungen Mannes schon damals umdämmert war, wie in dem medicinischen Gutachten des dresdner Arztes Fischer (S. 207) angedeutet ist. Der Abschiedsbrief an seine Mitschüler dagegen ist in einer ganz andern Art geschrieben. Wir können uns sowol über diesen Brief als über den in Bonn an seine Commilitonen geschriebenen, als er ebenfalls damit umging sich zu erschießen (S. 191 — 194), nicht des Urtheils enthalten, daß der allerdings bedauernswerthe junge Mann hier mit einer gewissen Koketterie von seinem Vorhaben spricht, wie er z. B. sagt, daß er sich nicht habe vor dem Abiturientenexamen erschießen wollen, um nicht in den Verdacht zu kommen, als „habe er Manchetten vor dem Examen" (S. 146). Solche Äußerungen würden ihn in ein zweideutiges Licht stellen, wenn nicht die unmittelbar vor der Katastrophe an seine Ältern und Freunde geschriebenen Briefe ein ganz verschiedenes Gefühl athmeten, welches man ohne alle fremde Beimischung betrauern kann.

Im März 1833 ward er mit dem rühmlichsten Zeugnisse Nr. 1 von dem Gymnasium zu Minden entlassen. Er brachte seinem Vater die Censur mit den Worten: „Hier, Vater, hast du das Zeugniß Nr. 1. Ich hab' es erhalten, aber nicht verdient." Den Sinn dieser Worte ahnten die Ältern nicht. Sie versprachen sich die besten Folgen von dem Aufenthalte des Sohnes auf der Universität Bonn; häufige Fußreisen sollten das körperliche Unterleibsübel ganz beseitigen, das Umhertummeln in der fröhlichen Studentenwelt auch auf seine geistige Stimmung den erwünschtesten Erfolg üben. Anfänglich ging Alles gut, der Sohn klagte wenig über das alte Übel; in den Ferien durchzog er Schwaben, Baiern, einen Theil von Frankreich und der Schweiz zu Fuße, schrieb fleißig und verkehrte gern in Bonn mit Freunden und Landsleuten. Er galt für „einen tüchtigen Kerl", da er auch mehre Duelle mit Glück bestanden hatte. Aber im Winter 1833 wurden die Briefe seltener, die angekündigte Ankunft verzögerte sich, die Ältern glaubten ihn in Studentenverbindungen, vielleicht gar durch Schulden in Bonn festgehalten. Liebreiche Briefe foderten ihn auf, ja baldigst zu kommen. Aber statt des sehnlich erwarteten Lieblings ward den armen Ältern in der schonendsten Weise die Nachricht mitgetheilt, daß ihr Sohn in der Nacht auf den 5. April seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende gemacht habe.

(Der Beschluß folgt.)

Neue Nachrichten über China.

Diese verdanken wir zweien ausführlichen Werken, welche vor Kurzem in England erschienen sind. Das erste, von John Francis Davis, führt den Titel: „The Chinese, a general description of the empire of China and its inhabitants" (2 Bände, London 1836). Das zweite hat zu Herausgebern die Herren Hugh Murray, J. Crawfurd, P. Gordon, Capt. J. Lynn, W. Wallace, Professor der Mathematik bei der Universität Edinburg, und G. Burnett, Professor der Botanik im Kingscollege zu London, und führt den Titel: „An historical and descriptive account of China, by *Hugh Murray*" (3 Bände, Edinburg 1836). Namentlich möchte wol das erstgenannte dieser beiden Werke von besonderer Wichtigkeit sein.

Bewegung in einem Kreise. Die Geschwindigkeit, mit welcher ein Punkt sich in einem Kreise bewegt, ist gleich dem Produkte aus dem Halbmesser des Kreises und der Winkelgeschwindigkeit, mit welcher der Halbmesser sich um den Mittelpunkt des Kreises dreht. Ist also r der Halbmesser, ω die Winkelgeschwindigkeit, v die Geschwindigkeit, so ist $v = r\omega$. Die Richtung der Geschwindigkeit ist stets eine Tangente des Kreises. Die Geschwindigkeit, mit welcher ein Punkt sich in einem Kreise bewegt, ist gleich der Geschwindigkeit, mit welcher er sich in einer Tangente des Kreises bewegen würde, wenn er in dem Augenblicke, wo er sich in dem Kreise befindet, die Kraft, welche ihn in dem Kreise bewegt, verlöre. Diese Kraft, welche den Punkt in dem Kreise bewegt, heißt die Centripetalkraft. Sie ist gleich dem Produkte aus der Masse des Punktes und dem Quotienten aus dem Quadrate der Geschwindigkeit und dem Halbmesser des Kreises. Ist also m die Masse des Punktes, r der Halbmesser des Kreises, v die Geschwindigkeit, p die Centripetalkraft, so ist $p = \frac{mv^2}{r}$. Die Centripetalkraft ist gleich dem Produkte aus der Masse des Punktes und dem Produkte aus dem Halbmesser des Kreises und dem Quadrate der Winkelgeschwindigkeit, mit welcher der Halbmesser sich um den Mittelpunkt des Kreises dreht. Ist also m die Masse des Punktes, r der Halbmesser des Kreises, ω die Winkelgeschwindigkeit, p die Centripetalkraft, so ist $p = mr\omega^2$. Die Centripetalkraft ist gleich dem Produkte aus der Masse des Punktes und dem Produkte aus der Geschwindigkeit und der Winkelgeschwindigkeit, mit welcher der Halbmesser sich um den Mittelpunkt des Kreises dreht. Ist also m die Masse des Punktes, v die Geschwindigkeit, ω die Winkelgeschwindigkeit, p die Centripetalkraft, so ist $p = mv\omega$. Die Centripetalkraft ist gleich dem Produkte aus der Masse des Punktes und dem Produkte aus der Geschwindigkeit und dem Quotienten aus der Geschwindigkeit und dem Halbmesser des Kreises. Ist also m die Masse des Punktes, v die Geschwindigkeit, r der Halbmesser des Kreises

heit, gegen die Ältern und gar gegen die Person des Kaisers zu bestrafen hat, so zeigt es sich in der furchtbarsten Strenge und oft in unmenschlicher Grausamkeit. Es dringt bis in die innersten Geheimnisse des Familienlebens, es räumt dem Vater volle Gewalt ein über das Leben und die Existenz des Sohnes. Jeden Streit, jeden tumultuarischen Auftritt, der in einer Familie stattfindet, schreibt es, oft ohne Untersuchung, auf Rechnung der Kinder und bestraft es beinahe wie Hochverrath. Die Maßregeln der ausübenden Gewalt werden in diesen Fällen oft zur schreiendsten Ungerechtigkeit. Der Kaiser, wenn er ein Beispiel der unkindlichen Aufführung vernimmt, richtet in dem ersten Zorne, durch ein einziges Wort, ohne alles Tribunal. Diesem Spruche muß sich Alles, was dadurch betroffen wird, demüthig unterwerfen; allein nichtsdestoweniger heißt es unter den Chinesen: daß der Kaiser selbst nicht minder der Heiligkeit des Gesetzes unterworfen ist als der geringste seiner Unterthanen. Einen solchen Fall höchst gesetzlicher Ungerechtigkeit gibt der Verf. in folgendem Beispiele. Ein Mann und seine Frau hatten die Mutter des Erstern sehr übel behandelt und sich sogar thätlich an ihr vergriffen. Dies wurde dem Vicekönig nach Peking gemeldet, der mit aller Strenge des Gesetzes hier ein exemplarisches Beispiel zu geben beschloß. Es wurde sogleich das Anathema, der Fluch des Gesetzes ausgesprochen über den ganzen Ort, wo sich der Vorfall ereignet hatte. Die vorzüglich Schuldigen wurden augenblicklich mit dem Tode bestraft; die Mutter des Weibes empfing Bambusstreiche, wurde gebrandmarkt und um der Vergehung ihrer Tochter willen verbrannt. Allen Schülern und Studirenden, welche zu diesem Distriete gehörten, wurde jede öffentliche Prüfung auf drei Jahre hinaus verweigert, und die sämmtlichen kaiserlichen Beamten desselben empfingen ihre Entlassung. Das Haus, in welchem das Verbrechen stattgefunden, wurde der Erde gleich gemacht. „Laßt den Vicekönig", so lautete der Schluß des kaiserlichen Edicts, „dies Urtheil an männiglich in unserm ganzen Reiche bekannt machen, damit das Volk sich daran ein Beispiel nehme und seine Pflichten lerne, und wenn es noch rebellische, unnatürliche Kinder in unserm Reiche gibt, die ihren Ältern nicht gehorchen und sie mishandeln, diese sollen ganz auf gleiche Weise bestraft werden. Wer aus dem Volke die heiligen Gesetze kennt, der gehorche dem kaiserlichen Willen und fürchte ihn, und halte unsere Worte nicht für leere Reden. Ich befehle allen Obrigkeiten jeder Provinz, die Häupter ihrer Familien zu verwarnen und darauf zu achten, daß an jedem zweiten und sechzehnten des Monats die heiligen Verordnungen dem Volke vorgelesen werden, damit Jedermann die hohe Wichtigkeit seiner Pflichten erkenne und wir keine Rebellen im Lande haben. Denn ich will das Reich zu einem Reiche der Kindesliebe machen." Dies war die Adresse des Kaisers, die in Folge eines einzigen Verbrechens an eine Bevölkerung von 300 Millionen Seelen gerichtet wurde.

Man muß zugeben, daß diese strenge Aufrechthaltung eines Gesetzes, das so alt ist als das Reich selbst, in einem gewissen Maße zweckgemäß ist, als sie auf wahren und den heiligsten Gefühlen der menschlichen Natur beruht. Es ist der allgemeine Geist der Unterwerfung und Zucht, der von diesen Prämissen ausgeht. Ein Volk von so ganz abstractem Leben wie das chinesische, welches seit Jahrtausenden in sich verkrochen und abgetrennt von aller Gemeinschaft sein eigensinniges Dasein fortsetzt; ein Volk, welches seit seinem Bestehen, in ewiger Dieselbigkeit der Existenz sich fortschleichend, aller Geschichte entbehrt; ein solches Volk muß wenigstens mit eiserner Zuchtruthe in sich selbst zusammengehalten werden, damit es nicht gleich dem Brande, dem von außen die Nahrung mangelt, in sich selbst verlösche. Aber die Zucht selbst kann nur dann sich unter einem solchen Volke befestigen, wenn sie eine an und für sich heilige und nothwendige Basis hat, wenn sie auf diejenigen allgemein menschlichen Elemente sich gründet, die in jeder kommenden Generation sich erneuern. Es ist deshalb vollkommen gewiß, daß der chinesische Despotismus unter allen Despotismen der klügste, ja der vernünftigste ist, weil es nicht die erhöhte Gewalt des Einzelnen als solche ist, welche zum allgemeinen Schrecken waltet, sondern die Gewalt als eine mit den ursprünglichsten Geboten aller Gotteslehre übereinstimmende. In der Türkei z. B. ist die Hoheit des Sultans nur durch sich selbst eingesetzt; in China dagegen erscheint sie als von der Gottheit eingesetzt, so lange sie über die Heilighaltung der göttlichen Gebote wacht.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1837 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. 123.)

*4. Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von Oken. Jahrgang 1837. 12 Hefte. Mit Kupfern. (Zürich.) Gr. 4. 8 Thlr.

*5. Allgemeine medicinische Zeitung. In Gemeinschaft mit Dr. J. B. Friedreich und Dr. C. Hohnbaum herausgegeben von Dr. Carl Pabst. Jahrgang 1837. Wöchentlich 2 Nrn. von 1 Bogen. Gr. 4. Auf feinem Druckpapier. 6 Thlr. 16 Gr.

Wird Dienstags ausgegeben.

Diese Zeitschrift, deren letzte Jahrgänge bei A. Pierer in Altenburg erschienen, wird von nun an wieder in meinem Verlage herausgegeben und auf deren Redaction besondere Sorgfalt verwandt werden. Probenummern sind auf Verlangen zu erhalten.

Zu den unter Nr. 3, 4 und 5 genannten Zeitschriften erscheint ein

Literarischer Anzeiger,

für literarische Ankündigungen aller Art bestimmt. Für die gespaltene Petitzeile oder deren Raum werden zwei Groschen berechnet.

Gegen Vergütung von 8 Thlrn. werden Anzeigen und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 12 Gr. der Isis oder der Allgemeinen medicinischen Zeitung beigelegt oder beigeheftet.

*6. Das Pfennig-Magazin für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. (Herausgeber: Friedrich Brockhaus.) Jahrgang 1837. 52 Nummern. (Nr. 197—248.) Mit vielen Abbildungen. Klein Folio. Auf Velinpapier. 2 Thlr.

Wird wöchentlich und monatlich ausgegeben.

Der erste Jahrgang des Pfennig-Magazins in 52 Nummern (Nr. 1—52) kostet sauber geheftet 2 Thlr., der zweite Jahrgang in 39 Nummern (Nr. 53—91) 1 Thlr. 12 Gr., der dritte Jahrgang in 52 Nummern (Nr. 92—143) 2 Thlr., der vierte Jahrgang in 53 Nummern (Nr. 144—196) 2 Thlr., und es sind fortwährend Exemplare davon in guten Abdrücken zu erhalten.

Das Pfennig-Magazin bildet zugleich die Fortsetzung des in meinen Verlag übergegangenen Sonntags-Magazins, welches selbständig nicht ferner erscheinen wird.

Das dem Pfennig-Magazin beigefügte

Intelligenzblatt

eignet sich vorzüglich für alle das gesammte deutsche Publicum betreffende Ankündigungen. Für die gespaltene Petitzeile oder deren Raum werden nur 5 Gr. berechnet. Anzeigen und dergl. gegen Vergütung von 18 Gr. für das Tausend beigelegt.

*7. Das Pfennig-Magazin für Kinder. (Herausgeber: A. Kaiser.) Jahrgang 1837. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Kl. 4. Auf Velinpapier. 1 Thlr.

Wird monatlich ausgegeben.

Der erste, zweite und dritte Jahrgang kosten cartonnirt jeder 1 Thlr.

*8. Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. (Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.) Sechsten Bandes drittes Heft und folgende (Nr. XLIII und folgende). Gr. 8. Geh. Preis des Heftes von 6—7 Bogen auf gutem Druckpapier 12 Gr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 128. — 8. Mai 1837.

Karl von Hohenhausen. Untergang eines Jünglings von achtzehn Jahren. Zur Beherzigung für Ältern, Erzieher, Religionslehrer und Ärzte.

(Beschluß aus Nr. 127.)

Was wir hier in einigen Hauptpunkten zusammengestellt haben, ist ausführlicher in der mit tiefem Gefühl von der Hand der Mutter verfaßten Biographie, in den Briefen und Tagebüchern des Sohnes und zuletzt in dem Schlußworte des Vaters (S. 259—429) nachzulesen. Dieses Schlußwort verbreitet sich auf Veranlassung der That des Sohnes über manche literarische und kirchliche Zustände unserer Zeit. Lord Byron und die Romantiker, die alten Classiker und das Griechenthum, namentlich in Beziehung auf die Bildung unserer Jugend in den Gymnasien, werden besprochen und besonders ausführliche Betrachtungen über Christenthum, Pietismus, Rationalismus, den Geist der Skepsis und den zu verbessernden Unterricht in der Religion auf den höhern Lehranstalten in Deutschland angestellt. Den Schluß machen noch charakteristische Fragmente aus der Jugend- und Erziehungsgeschichte des Sohnes. Alle diese Erörterungen zeigen den scharf beobachtenden Geschäftsmann, der über den Obliegenheiten seines Amts nicht versäumt hat, seine Aufmerksamkeit auf die heiligsten und wichtigsten Gegenstände menschlicher Bildung zu richten. Wir können jedoch darauf in d. Bl. nicht eingehen, da es uns an Raum fehlt, und manche der zu besprechenden Partien passender in theologischen und pädagogischen Zeitschriften ihren Platz finden werden. Wir gestatten uns nur noch zum Schlusse einige Worte über den Gesammteindruck, welchen das Buch auf uns gemacht hat.

Karl von Hohenhausen war mit trefflichen geistigen Anlagen geboren. Diese scheinen aber zu früh von dem Einfachen und Kindlichen auf das Höhere und Geistige gerichtet zu sein, namentlich war es dem Knaben nachtheilig, daß die literarischen Beschäftigungen seiner Mutter mit Byron's Gedichten und manchen Erzeugnissen der neuern französischen Romantik in seine Kinderjahre fielen und auf ihn nicht ohne Einfluß bleiben konnten. Der Gedanke des Selbstmordes ist hierdurch schon sehr früh in ihm erzeugt und genährt worden, wie die Mutter (S. 12) selbst andeutet. Und in dieser Beziehung enthält die vorliegende Schrift eine sehr beherzigende Lehre für Erzieher und Schulmänner, doch ja recht über die Lecture ihrer Anvertrauten zu wachen. Was soll unsere Jugend mit Byron und Dante, mit Novalis und Bettina, mit Heine und Victor Hugo? Ja, selbst die allermeisten Shakspeare'schen Stücke und nicht wenige Novellen Tieck's bleiben weit besser der akademischen Zeit aufbehalten und dem reifern, wie auch schönern Genusse der spätern Jahre. Für die Jugend in unsern Schulen gehören die Griechen und Römer in ihrer grandiosen Einfachheit, die, wenn sie nicht durch metrische, kritische oder andere philologische Künsteleien der Jugend zuwider gemacht werden, noch nie ihre Wirksamkeit auf jugendliche Gemüther verfehlt haben. Und daneben haben wir unsern Schiller und die classischen Dramen Göthe's sowie seine unübertreffliche Selbstbiographie; wir haben die an Form und Inhalt gleich ausgezeichneten Schriften von Jacobs und andern Trefflichen, die nicht blos für den Tag schreiben, und sehen wir uns im Auslande um, so leuchten uns W. Scott's und Irving's Namen entgegen, die in ihren Romanen der deutschen Jugend eine höchst nahrhafte Kost darbieten.

Wir bemerken weiter, wie neben den nicht hinlänglich abgewehrten Einflüssen aufregender Romantik die Keime des christlichen Sinnes und der echten Religiosität nicht früh genug in des Knaben Herz gesenkt sind. Der Vater gibt dies selbst zu (S. 347), und wir glauben gern seiner Versicherung, daß es nicht aus Mangel an Sorge für des Sohnes Erziehung geschehen ist, sondern aus religiöser Indifferenz, wie sie die Zeit mit sich brachte, und aus der Abneigung, sich für schwankende Systeme zu erklären, oder religiöse Stoffe zum Gegenstande der Unterhaltung zu machen. Die warnenden Worte des trostlosen Vaters werden hoffentlich nicht ohne Wirkung für ähnliche Verhältnisse, wie die seinigen früher gewesen sind, bleiben. Denn wer wird wollen, daß sein Sohn von sich sagen könne wie Karl von Hohenhausen: „er habe seine Religion verloren"; oder welcher Vater wird den Verstand seines Sohnes auf Kosten des Herzens ausgebildet zu sehen wünschen? Darin hat aber der Verf. ganz Recht (S. 375 fg.), daß in dem wissenschaftlichen öffentlichen Unterrichte die Ausbildung des Verstandes zu sehr erstrebt und das Denken übereilt wird, bevor hinlängliche Materialien durch die Geschichte und das praktische Leben im jugendlichen Gedächtnisse angehäuft sind. Ebenso richtig

leitet er aus diesem Grunde das unmündige, sich hervordrängende Urtheil, die erträumte Selbständigkeit und den heranreifenden Egoismus her, der unsere jungen Leute jetzt so oft verdirbt.

Auf überspannte Foderungen der Gymnasien an ihre Schüler ist auch in den Worten des Verf. mehrmals hingedeutet worden, und der Aufsatz des Hrn. Lorinser erhält eine große Belobung, als sei durch ihn eine bedeutende Reform veranlaßt worden. Von einer solchen verlautet nun zwar bisjetzt — und das ist länger als ein Jahr — noch gar nichts; es ist auch mehrfach und ebenfalls in d. Bl. (Nr. 173—176 f. 1836) gezeigt worden, daß die Sache nicht so schlimm sei, als sie Lorinser gemacht hat, und daß namentlich die gesteigerten Foderungen der Gymnasien lediglich durch das Bestreben hervorgerufen sind, den Foderungen der voranschreitenden Zeit durch gesteigerte Leistungen zu entsprechen. Legt sich die Aufregung der Zeit, so wird auch in den Gymnasien Manches besser werden; denn daß Alles in ihrer Einrichtung gut sei, wollen wir ganz und gar nicht behaupten oder das Bestreben loben, die Schüler sämmtlich als solche zu betrachten, die einmal Philologen oder Mathematiker werden sollten. Ist nun gleich das jetzige Menschengeschlecht nicht schwächer als das frühere, wie Dieffenbach schon 1834 in Casper's „Wochenschrift" (Nr. 44) nachgewiesen hat, und liegt die Kraft eines Volkes nicht blos in dem Theile, der sich im stehenden Heere befindet, so konnte es doch bei einem schon krankhaft disponirten Körper, wie der des jungen Hohenhausen war, und bei der consensuellen Störung des Gehirns und der Darmverengungen nicht anders geschehen, als daß die Foderungen der Schule und — was nicht zu übersehen ist — der Ehrgeiz des Schülers, über den er S. 59 sich selbst zu täuschen sucht, auf seinen körperlichen Zustand nachtheilig einwirkten. Der Jüngling aber schwieg gegen Ältern und Lehrer über seine Körperschmerzen, und seine Leistungen waren doch stets ausgezeichnet. Ob wol hier nicht eine gewisse Eitelkeit, ein Kokettiren mit krankhaften Zuständen bei sich selbst und mit Heroismus nach außen hin zu Grunde gelegen hat?

Hieran schließen wir die letzte Bemerkung über die That des Selbstmordes. Der dresdner Arzt erklärte, seitdem bei Fortdauer und Vermehrung des Darmleidens die Circulation des Blutes andauernd behindert war, das Gehirn durch den Andrang der Säfte Druck und Beeinträchtigung erlitt und sich Wasser im Innern ergossen hatte, den jungen Mann für nicht verantwortlich für Das, was er that und vollbrachte (S. 207). Nach des Vaters Ansicht lag der Hauptgrund für des Sohnes Zurechnungsfähigkeit in seinem Schweigen, das sich allerdings bei so bedeutenden körperlichen Leiden und bei so großer geistiger Verstimmung nicht gut mit der Liebe vereinigen läßt, welche Karl v. Hohenhausen gegen seine Ältern und Geschwister hegte.

Sein unbegreifliches Schweigen — sagt der Verf. auf S. 425 — war wol mehr der freie, wiewol verblendete Entschluß eines falschen Heroismus als die unwillkürliche Folge seiner erst später sich völlig ausbildenden krankhaften Melancholie. Dieser Mangel an Wahrheit und Aufrichtigkeit, die daraus hervorgegangene Sünde der falschen Vorspiegelung und des Maskentruges werfen leider einen dunkeln Schatten auf den Geliebten meiner Seele, den ich weder auszulöschen noch genügend zu erklären vermag. Er mußte sprechen, wenn er mit ungeschwächter Geisteskraft den Trotz überdacht hätte, der statt kindlichen Vertrauens mit unbegreiflichem Schweigen der grenzenlosen Liebe der Ältern Hohn sprach; er würde gesprochen haben, wenn nicht die unglückliche fixe Idee seiner Unheilbarkeit ihm die Überzeugung geraubt hätte, daß ein klares Wort: „Vater, es ist nicht die physische Krankheit allein; sie bringt mich zur Verzweiflung, zum Selbstmord!" ihn gerettet haben würde. So beschönigte er leider sein Gefühl durch ungenügende Phrasen: „man versteht mich nicht; der Gram hat seine eigne Sprache u. s. w." Er fühlte es, wenn er von den armen verblendeten Ältern sagt: „Die Unglücklichen, sie spielen am Rande eines Abgrundes", und doch wußte er, daß „er alle unsere Hoffnungen" mit ins Grab nahm.

Ref. hat zu diesen Worten des Vaters nichts weiter hinzuzusetzen. Ihm ist die psychologische Wahrheit derselben klar geworden, und er wünscht daher, daß auch recht viele Leser sie mit ihm in dem Hohenhausen'schen Buche finden mögen. Das Äußere desselben ist sehr stattlich: zwei Abbildungen des Verstorbenen werden namentlich für seine Universitätsfreunde — und er hatte deren viele — eine angenehme Erinnerung sein. 7.

Neue Nachrichten über China.

(Beschluß aus Nr. 127.)

Ein Umstand, der bisher in den Berichten über China weniger hervorgehoben worden, findet sich in dem Werke von Davis ausführlich erwähnt: dies ist die außerordentlich bedeutende und umfangreiche Policeigewalt in diesem Lande. Nicht allein, daß die höhern und niedern Beamten selbst alle der strengsten Controle unterworfen sind; auch die geheimen Agenten, Spione, Bevollmächtigten, Emissaire, und wie sie heißen mögen, der Policei erstrecken sich durch das ganze Land. Der Chinese ist nicht blos in seinem öffentlichen Leben, sondern auch in seinem Privatleben stets beobachtet. Die Klugheit der Regierung besteht nun bei dieser Maßregel nicht sowol in der Beobachtung selbst, als vielmehr darin, daß sie dem Einzelnen auf gewisse Weise merken läßt, daß er beobachtet wird. Der Haß der Chinesen gegen einen Policeiagenten ist freilich furchtbar und entladet sich an einem solchen, wenn man ihn entdeckt, auf das schrecklichste; allein diese natürliche Wiedervergeltung hebt den Erfolgreichthum der Maßregel selbst nicht auf. Diese Vigilanz des Despotismus geht hier so weit, daß die Beamten selbst in den verschiedenen Districten eigentlich gar nicht heimisch werden dürfen. Sie werden unaufhörlich versetzt; es wird auf das genaueste Acht gehabt, welche Verbindungen sie in ihren Wohnorten eingehen. Sie dürfen, vom untersten Beamten an bis hinauf zum Vicekönig, innerhalb ihres Districts niemals eine Heirath schließen u. s. w. Ja, das Volk selbst wird auf alle mögliche Weise gehindert in sich kleinere Corporationen und Stammverbindungen auszubilden, wozu besonders das Gesetz gegeben ist, daß nie zwei Personen sich ehelichen dürfen, die denselben Namen führen.

Man wird sich vielleicht wundern, daß ungeachtet dieser strengen Vorsichtsmaßregeln in China geheime Verbindungen und Verbrüderungen existiren. Diese bieten allen Hemmnissen Trotz und existiren unter verschiedenen Namen in allen Theilen des Landes. Die Regierung ist sehr unzufrieden mit ihrem Bestehen, kann aber, aller Spionagen ungeachtet, nicht absolut vertilgend eingreifen. Auch ist nicht zu verkennen, daß alle diese politischen Verbindungen auch einen politischen Zweck haben; dieser geht aber nicht auf Umsturz der bestehenden Civilordnung, vielmehr auf die Vertreibung der mongolischen Dynastie. Gleich unsern Freimaurern, nennen sich diese sämmtlichen Verbündeten untereinander Brüder, und auch hinsichtlich ihrer Ritualien, Formen und Mysterien sind sie unsern Freimau-

rern sehr ähnlich. Es mag dies weniger auf einen gemeinsamen Ursprung beider als vielmehr darauf hindeuten, daß alle solche Verbindungen von gewissen, oft leeren und abenteuerlichen Symbolen nicht ablassen dürfen, ohne ihre Existenz selbst zu zerstören, und daß diese Symbole keineswegs so mannichfaltig sind, als Manche glauben, und zuguterletzt sämmtlich ziemlich auf Eins hinauskommen. Man sagt, daß auch diese Verbrüderten ihre Ceremonien bei Aufnahme und Einweihung eines neuen Bundesgliedes zur Nachtzeit vornehmen. Der Eid des Geheimnisses und der unbedingten Verschwiegenheit wird vor einem Götzenbilde abgelegt, und der Neuaufgenommene muß sogleich eine gewisse Summe für den allgemeinen Fonds der Brüderschaft herzahlen. Nächstdem findet eine andere Ceremonie statt, welche im Chinesischen Kuo-keaou genannt wird, das heißt das Passiren der Brücke. Diese Brücke ist nämlich aus Schwertern formirt, welche von zwei Tischen oder zwei andern Punkten aus kreuzweis übereinander gelegt sind, in Form eines Brückenbogens. Unter dieser Brücke steht der Eidesabnehmer, und Der, welcher ihn abgelegt, muß alsdann ebenfalls hindurchgehen. Zuletzt liest der Ye-ko, oder Meister vom Stuhle, die sämmtlichen Gesetzesartikel vor, deren jeden einzeln der Novize beschwören muß; hierauf wird ein Hahn herringebracht, welchem der Meister den Kopf abschneidet, indem er dieser Ceremonie die Worte beifügt: „Wie dieser Hahn, müssen alle umkommen, die unser Geheimniß verrathen.“ Wie die Freimaurer haben auch sie ihre eigenthümlichen Erkennungszeichen, unter welche auch eine gewisse Reihe von mystischen Zahlen gehört, wobei die Zahl drei eine große Rolle spielt. Sogar der ominöse Händedruck der Maurer findet sich hier wieder. Wenn zwei Brüder sich gegenseitig in einer größern Gesellschaft zu erkennen geben wollen, so ergreift der eine mit drei Fingern, die er in die gehörige Lage bringt, seine Theetasse und setzt sie wieder nieder, worauf der andere dasselbe Zeichen auf die nämliche Weise wiederholt. Ihr gemeinschaftliches Siegel besteht aus einer pentagonalen Figur, mit eingeschnittenen Charakteren, die Niemanden außer dem Adepten verständlich sind. Es scheint, daß selten oder nie der Eid der unbedingten Verschwiegenheit von einem Mitgliede der Brüderschaft verletzt wird. Viele haben Martern aller Art, sogar die Folter und den Tod erlitten, ohne ihr Geheimniß zu verrathen. Von einem Engländer der Kantonfactorei wurde irgendwo ein Papier gefunden, das revolutionnairen Inhalts war. Er ward darüber besorgt und schickte es an den Mandarin des Districts. Allein dieser Beamte traf alle mögliche Anstalten, um das Andenken an diese Schrift zu unterdrücken, da die bloße Auffindung derselben innerhalb seines Districts ihm eine außerordentliche Strafe zugezogen haben würde. Die Schrift enthielt nämlich einen Aufruf an die Chinesen gegen die Mongolen, welche sie ermahnte, ihre Banner zu entfalten und das verhaßte Geschecht der Mandschu im Lande zu vertilgen. Man sieht aus diesen Mittheilungen, daß es in China ebenso gut als anderwärts demagogische Umtriebe und Untersuchungen gibt, und daß die dortigen Hochverrathsgesetze etwas weiter gehen als bei uns und mit dem Schuldigen auch wol den Unschuldigen henken. Dessenungeachtet blicken die Chinesen mit außerordentlicher Ehrfurcht zu dem Ta-Wanghti, dem mächtigen Kaiser und Vater des Volks, empor. Sein Name erscheint bei jeder Gelegenheit unter der Kategorie des größten Wohlthäters. Und dies ist er auch in sehr vielen Fällen. Wenn ein Hauptverbrecher zur Hinrichtung geführt wird, so ist es die kaiserliche Gnade, die ihm das Leben schenkt; wenn eine Hungersnoth eintritt, so öffnet der Kaiser seine ungeheuern Kornmagazine; wenn der Hoangho oder gelbe Fluß, wie er häufig thut, durch sein Austreten plötzlich alle Umgegend überschwemmt und zerstört, so greift der Kaiser in seine Schatzkammer und unterstützt die Verunglückten. Wenn der Regen mangelt und der Himmel verschlossen ist, daß die Ernten verdorren, so bringt er in eigner Person ein feierliches Opfer in dem der Erde geweihten Tempel. Er befördert den Ackerbau, regiert im Frühling des Jahrs den Pflug mit eigner Hand und bereitet Feste, wo Reiche und Arme zugleich köstlich gespeist und die Dürftigen gekleidet werden. Der letzte Beherrscher von China (Kia-King) stand eines Tages selbst von seinem Sitze auf, um einen niedrigen Diener, der aber sehr alt war, bei der Hand zum Sessel zu führen. Alle diese Züge kaiserlicher Gnade und Großmuth werden in der in Peking erscheinenden Zeitung veröffentlicht.

Als der ebengenannte Herrscher sein kaiserliches Jubiläum feierte, wurde an seinem Geburtstage ein wahrhaft kolossales Landesfest veranstaltet. Seinen Geburtstag von 300 Millionen Menschen festlich begangen zu sehen, dies ist ein Ereigniß, welches nur dem Kaiser von China widerfahren kann! An diesem Tage fand nach üblicher Sitte ein allgemeiner Steuererlaß statt, desgleichen eine Generalamnestie für alle Verbrecher und eine Verdoppelung der Candidatenzahl für die Staatsprüfungen. An diesem Tage schüttete der Sohn des Himmels seine Gnadenbezeigungen aus reichem Füllhorn über die Söhne der Erde aus.

Die Maschinerie (so kann man es nennen) der chinesischen Regierung scheint darauf berechnet, der Nation ihr Bestehen und den Frieden zu sichern. Der große Staatsrath besteht aus vier Hauptministern, von denen zwei Mandschu und zwei Chinesen sind. Unter diesen stehen als Ministerialräthe eine ziemliche Anzahl von Beisitzern, die aus dem kaiserlichen Collegium von Han-lin ausgewählt sind. Diese Gesammtheit von Ministern und Assessoren kann man als das chinesische Cabinet betrachten. Allein die wirklichen Regierungsgeschäfte werden besorgt von den Lew-poo oder sechs großen Gerichtshöfen. Der erste derselben ist der Gerichtshof für die Bestellung der kaiserlichen Beamten, der die Hauptcontrole über alle Staatsdiener ohne Ausnahme führt. Der zweite ist der Gerichtshof der Finanzen, der Alles, was zum Fiscus gehört, zu bestreiten hat. Der dritte ist der Gerichtshof für den Cultus und das Ceremonialwesen, vor welchen Alles gehört, was sich auf Volkssitte bezieht. Der vierte ist der Militairgerichtshof. Der fünfte ist das Obertribunal des Landes, und der sechste ist der Gerichtshof für die öffentlichen Werke und Anstalten. Von diesen sechs Tribunalen ist die ganze Beamtenwelt in den Hauptstädten sowol als in den Provinzen abhängig. Jeder Provinz steht ein Vicekönig vor, und jeder Stadt, je nachdem ihre Bedeutung und Größe ist, ein Gouverneur oder eine sonstige Civilmagistratsperson. Nach der Bedeutung der Stadt, der er vorgesetzt ist, richtet sich der Rang des Gouverneurs. Man zählt solcher Beamten durch das ganze Land über 14,000.

Das Strafgesetzbuch der Chinesen ist, wie bereits bemerkt, ungemein streng. Der Bambus spielt dabei eine große Rolle. Alle Vergehungen und die denselben entsprechenden Strafen sind unter sechs Classen gebracht, welche mit den sechs obersten Gerichtshöfen des Landes correspondiren. Die Verordnungen in Betracht derselben sind fast durchgängig mit musterhafter Kürze, Deutlichkeit und Eindringlichkeit abgefaßt. Nichtsdestoweniger ist oft auf Dinge, die wir nach unserm Strafrechte für höchst unbedeutend halten würden, ein großes Gewicht gelegt, während Andere, die eine höhere Cultur wichtig finden muß, nur leichtfertig behandelt sind. Eine Verordnung lautet unter Anderm: „Wer einer unordentlichen Aufführung überwiesen ist, d. h. einer solchen, welche überhaupt mit dem Geiste der Gesetze im Widerstreit befunden wird, der soll — wenn er auch nicht des Bruchs eines bestimmten Artikels schuldig ist — mindestens mit 40 Stockstreichen belegt werden, und wenn seine Unordentlichkeit ernstlicherer Natur ist, mit 80 Stockschlägen.“ Das ist denn allerdings eine merkwürdige Unbestimmtheit im Ausdruck des Gesetzes, welche sogar absichtlich alle Bestimmtheit ausschließt, und es heißt zuguterletzt so viel, daß das Gesetz für den Chinesen ein Fangnetz ist, dessen Maschen auch nach Belieben enger und weiter gemacht werden können. Unter den Leibesstrafen gibt es verschiedene Gattungen. Einige können mit einer entsprechenden Geldbuße aufgewogen werden, dagegen andere auf keine Weise durch Geldsummen ausgeglichen werden können.

Was England in seiner Criminalgesetzgebung zu viel hat,

daß nämlich dem Verbrecher hier und dort eine Hinterthüre zum Entschlüpfen offen steht, das hat China wieder zu wenig. Denn hier entladet sich der Grimm der Strafe nicht allein auf den Verbrecher selbst, sondern in sehr vielen Fällen auch auf dessen unschuldige Familie. Namentlich gilt dies in Sachen des Hochverraths. Hierzu führt Davis als Beispiel an, daß im J. 1803 durch einen einzelnen Meuchelmörder, der ganz und gar keinen Mitwisser hatte, ein Attentat auf das Leben des Kaisers geschah, in Folge dessen der Hochverräther selbst zu einem langsamen Tode, seine Söhne aber, die, wie berichtet wird, noch von sehr zartem Alter waren, zur Strangulirung verurtheilt wurden.

Wenn nun einerseits solche Züge einer rohen Gesetzgebung das menschliche Gefühl empören müssen, so ist es andererseits erfreulich, zu bemerken, wie in China vor der allgemeinen Wissenschaft alle Menschen gleich sind, und in der That nur Diejenigen die Würden der Bildung und Gelehrsamkeit genießen, welche dazu berufen und befähigt sind. Hierin steht die europäische Gesittung unstreitig der chinesischen nach, und es ist fast unbegreiflich, wie ein Volk, das seit Jahrhunderten in sich selbst zusammengekauert, in seiner Gesetzgebung und socialen Einrichtung noch so gewaltige Lücken und Schwächen zeigt, wie ein solches, sich selbst absichtlich bornirendes Volk einen so lautern und edeln Begriff, eine so reine und hohe Achtung vor der Wissenschaft haben kann. So viel muß man mit Gewißheit sagen, daß der Chinese, wenn er auch vermöge seiner nationalen Stellung die Wissenschaft selbst noch nicht erfaßt hat und sie in ihrer wahren Lebendigkeit vielleicht noch lange nicht erfassen wird, doch die Fähigkeit und das formelle Talent dazu in hohem Grade besitzt. In ganz China vielleicht, so groß es ist, nimmt kein einziger Gelehrter seine Stelle unverdient ein. In ganz China geben die Annalen der gelehrten Welt kein einziges Beispiel, daß man von Staatswegen einen Dummkopf als solchen, in Amt und Würden eingesetzt. In keinem Lande der Welt sind die Prüfungen der Gelehrten so unerbittlich streng als in China; und gewiß in keinem Lande der Welt ist der Dummkopf, der Ignorant, der unnütze Tagedieb so verachtet als eben wieder in China. Die chinesischen Schulen und Lehranstalten entsprechen allen Ansprüchen, die man gerechterweise an chinesische Schulen machen darf. Diese Schulen werden von Staatswegen strenger und sorgfältiger beaufsichtigt als in manchem kleinen europäischen Duodezstaat, und sowol die Zahl der Classen als die Folge und Anordnung des Lehrcursus selbst entsprechen durchaus den allgemein festgehaltenen Grundsätzen, die man unter Berücksichtigung der allseitigen Verhältnisse und der besondern Bildungsstufe nicht anders als vernünftig finden kann. Auch mögen selten in einem Staate die Lehrer der Schulen selbst so verantwortlich sein als in China. Es bestehen in China zwei höchste Prüfungsgerichtshöfe für Sachen der Wissenschaft. Diese sind 1) die Halle des Confucius, und 2) das kaiserliche Collegium von Han-lin. Diese beiden Prüfungscollegien mögen leicht die unbestechlichsten und gewissenhaftesten der Welt sein, und zugleich die gefürchtetsten. Der chinesische Candidat findet nicht die Vortheile und Hinterthürchen, welche wol zuweilen einem deutschen zu Gebote stehen. Ihm bleibt nichts übrig, als sich auf sich selbst zu verlassen. Ist er gut beschlagen, dann kann er aber auch gewiß ganz ruhig sein, denn von Chikanen weiß der chinesische Examinator nichts.

In allen zur Industrie gehörigen Dingen, in mechanischen Künsten und Handwerken sind die Chinesen sehr geschickt. Sie verfertigen außerordentlich schöne und wohltönende Glocken, und ihre alterthümlichen Vasen und Dreifüße aus Bronze und andere dahin gehörige Gefäße zeigen von einer ungemeinen praktischen Übung und Kenntniß der Metallurgie schon in einer sehr frühen Periode. Die Politur ihrer refrangirenden Metallspiegel ist außerordentlich schön und übertrifft Alles, was von andern Völkern in dieser Gattung geleistet worden, beiweitem. Von ganz eigenthümlicher Construction sind die Brillen der Chinesen, welche aus ungeheuern Linsengläsern von Felskrystall bestehen. Sie sind sehr unförmlich und haben die Form unserer sogenannten Nasenquetscher; anstatt der Bügel werden sie mittels einer seidenen Schnur hinter den Ohren festgehalten.

Dagegen sind die Chinesen in hohem Grade unmusikalisch. Die musikalischen Instrumente, welche unter ihnen gäng und gäbe sind, würden wir lächerlich finden. Dieser Umstand ist natürlich und hängt mit der allgemeinen Organisation dieser seltsamen, in hohem Grade verständigen, aber noch sehr unpoetischen Nation zusammen. Es kommt bei dem Chinesen noch nicht zu einem System der Empfindung. Die Sinnlichkeit des Chinesen ist noch nicht zur Objectivität gesteigert. Hat er starke Gefühle? Hat er wirklich jene Gabe, sein sinnliches Wesen zu vergeistigen, jene alle wahre Kunst bedingende Gabe der Plastik? Man weiß es noch nicht recht. Er selbst *ist sich hierin* noch nicht klar. In diesem einseitigsten aller Völker hat sich auch der einseitige Verstand zuerst ausgebildet. Andere, noch ferne Zeiten und die bewegtern Ereignisse und Zustände der Zukunft werden, so steht zu erwarten, auch die Poesie bringen.

Aus dem Mitgetheilten sieht man leicht, wie bedeutendes Interesse die, wenn auch langsame Entwickelung des chinesischen Volks zu erregen fähig ist, und wie sehr wir auf neue Nachrichten von diesem Volke, das an sich so unmittheilsam ist, gespannt sein müssen. Um so dankenswerther ist eine Schrift wie die des Hrn. Francis Davis, der mit wirklicher Unbefangenheit, mit ebenso viel Ruhe als Theilnahme, und unterstützt durch lange Erfahrungen und eine seltene Sprachkunde, sein Werk geschrieben hat. 80.

Bibliographie.

Cambacérès vertraute Mittheilungen über die Männer und die Ereignisse des alten Regime's, der Republik, des Directoriums, des Kaiserreichs und der Restauration. Gesammelt und herausgegeben von L. von Lamothe Langon ꝛc. Nach dem Französischen von Dr. F. Steger. 1ster Theil. Mit Cambacérès Bildniß und Facsimile. Gr. 12. Braunschweig, G. C. E. Meyer. Preis für 4 Bände 4 Thlr.

Gaudy, F. Freih., Lieder und Romanzen. Gr. 12. Leipzig, Weidmann. 1 Thlr.

Jahrbücher des Deutschen Reichs unter dem Sächsischen Hause. Herausgegeben von Leopold Ranke. 1ster Band. 1ste Abtheilung. — Auch u. d. T.: Jahrbücher des Deutschen Reichs unter der Herrschaft König Heinrichs I. Von Dr. Georg Waitz. Gr. 8. Berlin, Duncker und Humblot. 20 Gr.

Kock, Ch. P. de, Zizine. Aus dem Französischen von E. Brinckmeier. 2 Theile. Gr. 12. Braunschweig, G. C. E. Meyer. 2 Thlr.

Lebensbilder in Erzählungen. Meistens frei bearbeitet nach dem Französischen. 8. Aachen, Cremer. 12 Gr.

Maurer, J. R., Wildhans von Breitenlandenberg oder die Belagerung von Greifensee 1444. Ein kriegerisches Trauerspiel. Besonderer Abdruck aus dem Schweizerischen Merkur. Gr. 8. Burgdorf, Langlois. 1836. 6 Gr.

Mork, F., Vorschule der Hieroglyphik, oder Die Bildersprache der Alten. Ein Hülfsbuch beim Studium der Klassiker und biblischen Schriftsteller. Gr. 8. Leipzig, Gebr. Reichenbach. 1 Thlr. 18 Gr.

Rousseau, J. B., Die Rose von Mantua. Novelle. 8. Aachen, Kaatzer. 1 Thlr. 4 Gr.

Schiller, Poésies, traduites de l'allemand; suivies d'autres essais poétiques par *C. Ph. Bonafont*. In-8. Stuttgart, Autenrieth. 1 Thlr.

Über Emancipation der Israeliten. Worte der Wahrheit, Aufklärung und Liebe zu allen Bekennern der Christusreligion und des mosaischen Gesetzes gesprochen von einem Unpartheiischen. Gr. 8. Leipzig, Wunder. 6 Gr.

Volkmar, W., Gedichte. Gr. 12. Braunschweig, G. C. E. Meyer. 6 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 129. — 9. Mai 1837.

Le roman de la Rose.

Unter der wunderlichen Überſchrift: „Die Romantik", hat in Nr. 281 d. Bl. f. 1836 ein Mitarbeiter den bekannten altfranzöſiſchen „Roman von der Roſe" der Leſewelt von Neuem in Erinnerung gebracht und nach einigen flüchtigen Notizen über den Vollender und das benutzte Exemplar der Dichtung ein dankenswerthes Réſumé ihres Inhalts gegeben.

Wir glauben kaum zu irren: jene Ausgabe, von der dort berichtet wird, iſt die nach kurzen Zwiſchenräumen zweimal wiederholte, welche der Wortführer der franzöſiſchen Literatur des 16. Jahrhunderts, Clement Marot, in der Abſicht unternahm, ein geſchätztes nationales Dichterwerk der Vergeſſenheit, ja gänzlichem Untergange zu entreißen.

Denn verſchollen war bis auf die Kreiſe weniger Kundigen der hochberühmte Roman, den einſt jeder Gebildete kannte, jeder Liederfreund liebte und der leichte Schwarm der Höflinge ausbeutete und auswendig wußte; dem die vornehme Schöne freudig ihr Gebetbuch geopfert und deſſen Wundern und bethörenden Lehren die lüſterne Bürgerdirne ſehnſüchtig gelauſcht hatte. Verblichen unter Staub und Moder warn die Blätter der „Roſe", aus welchen bald „der Fürſt der Dichter", der ſubtile Ronſard, dem Damenflor des Hofes den ſüßeſten Honig zutragen, verſteckt die Dornen, nach welchen Regnier in „La Macette", der glänzendſten ſeiner Satiren, die ſichertreffenden Pfeile ſchnitzen ſollte.

Und wie war ſie begrüßt, wie bewillkommt worden, dieſe Königin der Blumen, als, „in üppigſter Schönheit völlig erſchloſſen", Meiſter Jehan ſie zum erſten Male in die heitern Räume brachte, wo die Courtoiſie ihre gefälligen Geſetze gab und männliche Kraft weiblichem Reize huldigte. Es hatten die kundigen Hände kaum ausgereicht, die bewunderte „Roſe" zu conterfeien, ſo Viele trugen nach dem Beſitze des Abbildes Verlangen.

Setzt doch ſelbſt heute noch den wandernden Bibliophilen der Reichthum an vorhandenen Abſchriften dieſes Romans in nicht geringes Erſtaunen. So viel der Bibliotheken in Frankreich, faſt jegliche hat von ihm eine oder mehre Copien, zum Theil in prächtigſter Ausſtattung aufzuweiſen; und es waren nicht weniger als 22,000 elfſylbige Verſe, welche nachgemalt werden mußten.

Aber ſie haben ſelten blos nachgemalt, die dies Gedicht vervielfältigten. Seht nur hin, welche Ungleichheiten des Textes, welche Fülle abweichender Lesarten. Hier die auffallendſten Auslaſſungen, dort die befremdlichſten Zuſätze, und dieſe Wahrnehmung ſo allgemein beſtätigt, daß vielleicht unter der großen Zahl von Handſchriften kaum zwei gefunden werden möchten, die in jedem Worte übereinſtimmen.

So ſchlimm bei ſolchen Erfahrungen die Texteskritik berathen ſein muß, für die theilnahmvolle Aufnahme und Fortpflanzung der Dichtung, für den Grad, in welchem dieſe bereits Gemeingut aller Empfänglichen geworden, geben ſie, recht befragt, nicht ſelten ein ebenſo beredtes als günſtiges Zeugniß ab.

Auch beweiſt für die nach franzöſiſchen Forſchern bis dahin unerhörte, ſchnelle Popularität unſers ums Jahr 1305 bekannt gewordenen Romans, daß François de Rues, Verfaſſer des zweiten Abſchnittes vom „Roman de Fauriel", deſſen erſten Theil Regnaut li Herons 1310 vollendet hatte, bei der Schilderung des Stolzes auf die des Faus Semblant im „Roman de la rose" zurückweiſen und mit den Worten ſchließen konnte:

Et qui en veust savoir la glose,
Si voist au Romans de la Rose.

Es iſt jetzt Niemanden mehr fremd, daß dieſen ein ſonſt völlig unbekannter Guillaume unter der Regierung Ludwig's des Heiligen begonnen hat, von einer kleinen Stadt in Gatinois nach herkömmlicher Weiſe de Lorris beigenannt; eine einfache, echtdichteriſche Natur voll reger Einbildungskraft und tiefen Gefühls, der es leider verſagt wurde, ihren ſchönen, duftigen Frühlingstraum zu Ende zu träumen. Wahrſcheinlich um 1260 ſtarb der Dichter, nachdem er kaum den fünften Theil des jetzigen Romans niedergeſchrieben hatte. Der faſt gänzliche Mangel an gelehrtem Prunk und hiſtoriſchen Reminiſcenzen — eine Erſcheinung, um ſo erquickender, je ſeltener in jener Zeit — charakteriſirt dieſen Abſchnitt, welcher nach einer geſchichtlichen Combination nicht über Vers 4070 *) hinausgehen dürfte, und ſondert

*) Dieſes Citat bezieht ſich wie alle übrigen auf die bis jetzt einzige kritiſche Ausgabe des Romans: „Le roman de la rose, par Guillaume de Lorris et Jehan de Meung. Nouv. édit. revue et corr. sur les meilleurs et plus anciens manuscrits par *Méon*" (4 Thle., Paris, 1814). Der Titel beſagt nicht zu viel. Vierzig Handſchriften wurden behufs der Herſtellung des urſprünglichen Textes verglichen und endlich ein Manuſcript von 1330, welches

ihn von der Leiſtung des Nachfolgers, welchem Guillaume an poetiſchem Gehalte unbedingt überlegen, an Gelehrſamkeit vielleicht untergeordnet war, wenn er nicht mit richtigem Takte ihre Anwendung an ungehörigem Orte abſichtlich verſchmähte. Für die Friſche ſeiner Naturanſchauung würde allein ſeine Beſchreibung des Lenzes ein ſo ſicherer Bürge ſein, als ſie für ein Muſter poetiſch naiver Darſtellung gelten kann:

En mai estoie, ce son goie,
El tems amoreus plain de joie,
El tens où tote riens s'esgaie,
Que l'en ne voit boisson ne haie
Qui en mai parer ne se voille,
Et covrir de novele foille;
Li bois recovrent lor verdure,
Qui sunt sec tant cum yver dure,
La terre méismes s'orgoille
Por la rousée qui la moille,
Et oblie la poverté
Où ele a tot l'yver esté.
Lors devient la terre si gobe (vaine),
Qu'el volt avoir novele robe;
Si scet si cointe robe faire,
Que de colors i a cent paire,
D'erbes, de flors indes et perses,
Et de maintes colors diverses.
C'est la robe que ge devise
Por quoi la terre miex se prise.
Li oisel qui se sunt téu
Tant cum il ont le froit éu,
Et le tens divers et frarin,
Sunt en mai por le tens serin,
Si lié qu'il monstrent en chantant
Qu'én lor cuer a de joie tant,
Qu'il lor estuet chanter parforce.
Li rossignos lores s'efforce
De chanter et de faire noise;
Lors s'esvertue et lors s'envoise
Li papegaus et la Kalandre.
Lors estuet jones gens entendre
A estre gais et amoreus
Por le tens bel et doucereus.
Moult a dur cuer qui en mai n'aime,
Quant il ot chanter sus la raime
As oisiaus les dous chans piteus.

Minder keuſch und zart als Guillaume, aber lebendiger und ausgerüſtet mit reicher Imagination, treffender Satire, einem Schatze gelehrten Wiſſens und voller Herrſchaft über den Reim und Vers, ging nach mehr als vierzig Jahren Jehan an die Fortſetzung unſers Gedichts. Gern möchten wir uns überreden, daß bei ſeinem offenen, kecken Sinn der bloße Anblick des ſchönen Torſo den Wunſch, ein ſolches Werk vollendet zu ſehen, und gleichzeitig den Entſchluß, ſelbſt an deſſen Vollendung zu gehen, in ſeiner Seele wachgerufen habe. Auch widerſpricht der Dichter ſelbſt nirgend einer ſo gefälligen Annahme. Aber nach P. Maſſon wäre es nur der Wunſch ſeines Königs, Philipp's des Schönen, geweſen, welcher ihn das abgebrochene Gedicht zu beenden vermocht hätte; „quo impulsore Rosam poema absolverit", heiße es in der Vorrede zu Boethius „De consolatione", welchen Johannes de Magduno überſetzt und dem Monarchen gewidmet. Wahrſcheinlich begegneten ſich jedoch in dieſem Falle des Dichters freier Entſchluß und des Königs ermunternde Auffoderung auf halbem Wege und reichten einander fördernd die Hand. Wie wenigſtens Jehan ſtets mit ganzer froher Seele bei der Arbeit geweſen, beweiſt ein jegliches Blatt und der freundſelige Blick, den er noch am Abend ſeines Lebens vorzugsweiſe auf ſie zurückwirft.

Hinter dem Liebesgotte ſich bergend, führte er in einer Prophezeiung deſſelben unter artiger Wendung ſich ſelbſt als den Fortſetzer des Gedichts mit den Worten ein (Vers 10,601 fg.):

Puis vendra Jehan Clopinel
Au cuer jolif, au cors isnel (dispos),
Qui nestra sor Loire à Mëung.....
Cis aura le Romant si chier,
Qu'il le vodra tout parfenir (achever),
Se tens et leu l'en puet venir
Car quant Guillaume cessera,
Jehan le continuera
Après sa mort, que ge ne mente,
Ans trépassés plus de quarente.

Der Dichter nennt ſich hier mit einem Spitznamen, unter welchem er, da ihn ein ſichtbares körperliches Gebrechen veranlaßt hatte, vielleicht allgemein bekannt war. Denn clopinel iſt ſo viel wie boiteux, und in den Worten clopin, clopiner, cloper ꝛc. hat ſich die alte Form noch heut erhalten. Sonſt lautete ſein Name Jehan de Meung, und die Familie, der er angehörte, eine der älteſten des Landes, aus der Stadt Meun, oberhalb der Loire, zählte unter ihren Gliedern ſeit dem Anfange des 12. Jahrhunderts ſtattliche Würdenträger, fromme Donatare und ſelbſt Grafen. Auch Jehan war in jenem Stammſitze geboren, deſſen Stolz und Ruhm er einſt werden ſollte, oder wie ſich Marot, der einen franzöſiſchen Ennius in ihm ſah, bombaſtiſch in einem Epigramme ausdrückte:

De Jean de Meun s'enfle le cours de Loire.

Es unterliegt keinem Zweifel, jener Jean Mone, deſſen „Kunſt zu lieben" Baläus als Quelle von Geoffrey Chaucer's „Romant of the rose" angibt, iſt Niemand anders als unſer Dichter, und jene „Ars amandi" unſer franzöſiſcher Roman. Daß Mone ein Engländer genannt wird, kann bei einem Literator nicht befremden, der erwieſenermaßen aus eitel Patriotismus mehr denn einen Ausländer zum Sohne Albions geſtempelt hat.

Jehan ſcheint die beſchränkte Heimat zeitig verlaſſen zu haben. Die mit dankbarer Regung gegen Gott und einem edeln Selbſtgefühle niedergeſchriebenen Worte ſeines Teſtaments:

Diex m'a trait sans reproche de jonesce et d'enfance,
Diex m'a par maint perilz conduit sans meschéance,
Diex m'a donné au miex honneur et grant chevance,
Diex m'a donné servir les plus grans gens de France.

enthalten in fruchtbarer, inhaltſchwerer Kürze die Geſchichte

demſelben am nächſten zu kommen ſchien, zu Grunde gelegt. Alle vorhergehenden Ausgaben ſind durch dieſe vom Verleger prächtig ſervirte Frucht eines 15jährigen Studiums, deren Genuß ein Gloſſar zur Erklärung der antiquirten Formen bedeutend erleichtert, für immer verdrängt und unbrauchbar gemacht worden.

seines Jünglings- und Mannesalters. Man hatte ihn zum Doctor der Theologie, sogar zum Mönche gemacht, und manche Stellen des Romans — spottete ein Herausgeber desselben — seien allerdings frei genug, um von einem solchen herrühren zu können; aber der satirischen Angriffe Meister Jehan's auf diesen Stand gar nicht zu gedenken, entscheiden alle authentischen Nachrichten dahin, daß er Doctor der Rechte war, eine Würde, welche sich mit der ehrenvollen Stelle wol vertrüge, die er am Hofe und in der Gunst seines Königs eingenommen zu haben scheint. Dieser angemessen mag seine äußere Erscheinung gewesen sein. Honoré Bonnet, der Prior von Salon, erblickt ihn in seiner „Apparition de Jean de Meung" in der Tracht eines Mannes von Stande, „bien fouré de menu vair". Dieses vair, ein weißes, ins Bläuliche spielende Pelzwerk, welches von einer Eichhörnchenart gewonnen wurde, spielte zu jenen Zeiten als Luxusartikel auch in Gedichten eine sehr bedeutende Rolle. Anfangs für so kostbar erachtet, daß es nur Könige trugen, hefteten es später die Präsidenten an ihre Mäntel, die Räthe in kleinen Vierecken — menu-vairs — an ihre Roben, und fast möchte man hieraus den nicht unwahrscheinlichen Schluß ziehen, Jehan habe ebenfalls in ihrem Collegium gesessen.

Den lustigen Rath, im edelsten Sinne des Wortes, wird er an dem glänzenden, genußsüchtigen Hofe oft genug zu machen Veranlassung gefunden haben; denn die Federkraft seiner Laune, die Heiterkeit seines Geistes, das Pikante seiner Satire, kurz

De Jean le Meung la grand joliveté

hatten ihn zum gesuchten Gesellschafter der höchsten Kreise erhoben, deren Orakel er durch sein reiches, gefälliges Wissen war. Und die Damen sollten ihrer eigensten französischen Natur zum Trotz gegen solche Vorzüge kalt und unempfindlich geblieben sein und den gewandten Hofmann, den beredten Dichter von ihrer Huld und Gunst ausgeschlossen haben? Und warum? Weil Jehan's leidenschaftliche Bitterkeit gegen das Geschlecht auf den Genuß einer wohlwollenden Aufnahme bei demselben mit nichten schließen lasse; weil man sich nur an jene berüchtigte Ruthenstrafe erinnern dürfe, die sein glückliches Impromptu, die Leichtsinnigste möge den ersten Streich führen, allein von ihm abgewendet habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geology considered with reference to natural theology. By the Rev. *W. Buckland*. London 1836.

Von dieser neuen, gedankenreichen, geschmackvollen, anziehenden Bearbeitung der Geologie aus dem Gesichtspunkte der natürlichen Theologie, den Verehrern beider Wissenschaften empfehlungswerth, ist bereits eine deutsche Übersetzung angekündigt worden. Naturgeschichte und natürliche Theologie pflegten bisher nur auf den Zustand der gegenwärtigen Dinge beschränkt zu werden; aber die Geologie hat aus den Tiefen der Erde die alten, verborgenen Schätze zahlloser, verschwundener Jahrtausende emporgehoben und dadurch beide Wissenschaften, die Naturgeschichte und jetzt durch des berühmten Buckland Meisterwerk auch die natürliche Theologie, überraschend bereichert. B. handelt zuerst von der unorganischen Welt, von den gröbern Stoffen der Erdkruste und zeigt, wie auch hier eine Anpassung der Mittel zum Zweck in besonders großen und imposanten Erscheinungen als Zeugen schöpferischer Intelligenz und Planmäßigkeit überall hervortrete. Wenn wir uns in Gott verbunden denken Macht und Weisheit mit Güte, so können wir uns bei ihm als Zweck nur die Hervorbringung eines für möglichste Entwickelung der lebenden Wesen günstigsten Zustandes und folglich einer möglichst reichen Summe von Wohlsein denken. Da weist dann der Geolog die bewunderungswürdigen Mittel nach, wodurch unsere Erdkruste Jahrtausende hindurch befähigt worden ist, zahllose und unübersehbare Myriaden organischer Wesen zu bergen; und unter diesen Mitteln ist ein besonders wirksames: die Unregelmäßigkeit, womit die wenigen und einfachen Elemente der Erdkruste zu einer endlosen Verschiedenheit von Mischungen und in einer Zerstreuung hierher und dorthin, nach oben und unten zusammengesetzt uns erscheinen. Der Verf. zeigt, wie alle diese scheinbare Verwickelung und Verstörung, die der vorherrschenden Ruhe und Ordnung des Universums zu widerstreiten scheint, dennoch schlechterdings nothwendig zur Existenz der animalischen und vegetabilischen Reiche ist, wie sie denn auch nur durch die Voraussetzung, daß sie zu jenem Zweck so verfügt war, kann erklärt werden. Er weist nach, durch welche Mittel jene wesentlichen Unregelmäßigkeiten erwirkt und durch welche Schranken sie für einen nützlichen Zweck begrenzt worden sind. Die einander entgegenkämpfenden Kräfte des Feuers und des Wassers sind es, die von Anbeginn diese endlose Verschiedenheit der Formen und Zusammensetzungen der mineralischen Masse der Oberfläche, denen die animalischen und vegetabilischen Insassen ihre mannichfache Existenz verdanken, hervorgebracht und stets erhalten haben. Dieses führt dann den Verf. zur Betrachtung der fossilen organischen Überbleibsel weiter, und hier zeigt er nun, wie die ausgestorbenen Arten von Thieren und Vegetabilien der frühern Perioden unsers Planeten in ihren fossilen Überbleibseln dieselben Beweise von Planmäßigkeit, wie die noch jetzt lebenden, und hierin die Macht, Weisheit und Güte des Schöpfers darthun.

Indem B. uns hier den Schatz seiner Lieblingspaläontologie aufthut, macht er es uns klar, wie jeder Knochen, jedes Theilchen der aus der Reihe der Dinge vor Jahrtausenden verschwundenen Animalien mit der größten Sorgfalt und weisesten Planmäßigkeit von dem Allmächtigen gebildet war, und daß alle jene fossilen Thierarten, von dem riesenhaften Megatherium an, bis zu der mikroskopischen Cypris hinab, Zeugniß von der Weisheit und Güte des großen Meisters geben. Wenn wir dann zugleich erwägen, daß die ausgestorbenen Seethiere, welche jetzt ganze Schichten unserer Erdkruste bilden, ehemals auf oder doch nahe der Stelle, wo wir ihre Überbleibsel finden, gelebt haben und gestorben sind, so zeigt uns die Vergangenheit da den Boden von Seen, wo gegenwärtig unsere Festlande und Inseln sich emporgehoben haben, läßt uns die wichtigsten Veränderungen in der physischen Beschaffenheit und den Klimaten der alten Erde ahnen; und so ist denn das Studium der fossilen Überbleibsel allerdings der große Hauptschlüssel, wodurch wir den Zugang zur geheimen Geschichte der Erde uns öffnen und den Beweis für Revolutionen und Katastrophen, die der Schöpfung des Menschen weithin vorausgegangen sind, erhalten. Nachdem B.'s Scharfsinn dann noch eine Apologie des Schöpfers, betreffend die Raubthiere, die bereits in der Urwelt vorkommen, vorausgesandt hat, folgen seine teleologischen Betrachtungen über das kolossale Dinotherium und Megatherium, über die ausgestorbenen Eidechsen oder Saurier und andere bemerkenswerthe Reptilien der Urwelt. „In unberechenbaren Zwischenräumen der Weltalter", ruft er aus, „findet sich eine solche Identität von ähnlichen Werkzeugen zu ähnlichen Zwecken, daß kein Zweifel an der Einheit des Plans, wonach diese und ebenso jene geschaffen worden, weiter stattfinden kann. Überall sehen wir die Werke des einen und desselben ewigen Princips der Weisheit und Einsicht, das überall, vom Ersten bis zum Letzten, über

die ganze Werkstatt der Schöpfung geherrscht hat.“ Nachdem weiterhin die Mollusken (wo der Ammonit besonders interessant abgehandelt ist) und dann die Crustaceen an die Reihe kommen, hebt B. bei den letzteren ein „fossiles optisches Instrument“, den Trilobit hervor, dessen Auge auf dieselbe schöpferische Intelligenz, welche das Auge der Insekten des heutigen Tages zweckgemäß gebildet hat, hinweist. Auf der Oberfläche der Hornhaut des Trilobitus asaphus caudatus erscheinen 400 sphärische, mikroskopische Linsen in separaten Räumen. Da, wo für den Trilobit kein Sehen nöthig war, nämlich nach der Seite des andern Auges hin, da finden sich auch keine Facetten. Das Äußere jedes Auges, gleichend einer kreisförmigen Bastion, macht drei Viertheile eines Cirkels aus, und jedes Viertheil beherrscht so viel vom Horizont, daß da, wo das genaue Sehen des einen Auges aufhört, das des andern beginnt, sodaß das verbundene Sehen beider Augen ein panoramisches wird. „Wenn wir“, ruft B. aus, „ein Mikroskop oder Teleskop in der Hand einer ägyptischen Mumie oder in den Trümmern von Herculanum oder Pompeji entdecken sollten, so würde doch nicht geleugnet werden können, daß die Kenntniß der Principien der Optik im Geiste Dessen, der jenes Werkzeug angefertigt, vorhanden gewesen wäre. Derselbe Schluß folgt, aber verstärkt, wenn wir 400 mikroskopische Linsen nebeneinander in dem Auge des fossilen Trilobit wahrnehmen, und wenn wir außerdem die unendliche Verschiedenheit den verschiedenen Umständen angemessener Modificationen bei ähnlichen Werkzeugen durch endlose Geschlechter und Arten von Thieren hin, vom längst ausgestorbenen, in den Übergangsgebirgen begrabenen Trilobit an, durch die gleichfalls ausgestorbenen Crustaceen der zweiten und dritten Formationen hindurch, und von da bis zu den noch heute lebenden Crustaceen und den zahllosen Heeren uns umschwärmender Insekten hinüber, betrachten. Da scheint es doch in der That unmöglich, den Schlüssen auf Einheit des Zweckes bei einem gemeinsamen Urheber — Schlüssen, welche durch solche Überschwenglichkeit von Beweisen seiner schöpferischen Intelligenz und Macht uns vor Augen liegen — dennoch ungläubig widerstehen zu können.“

Der letzte Abschnitt des Werkes handelt von der fossilen Flora. Die hinzugefügten Platten sind mit der größten Treue und Sorgfalt gearbeitet und 1000 Pf. St. daran gewandt worden. Wir wünschen schließlich, daß diese wenigen Mittheilungen dennoch hinreichen mögen, den Inhalt und Geist des vortrefflichen Werkes zu charakterisiren und die Verpflanzung desselben auf unsern deutschen Boden zu fördern. Wir dürfen hoffen, daß es nicht allein den Freunden der natürlichen Theologie willkommen sein, sondern auch als repertorium palaeontologicum Beifall finden werde. 66.

Kaiser Nikolaus und der Schauspieler Vernet.

Unter den brünstigsten Gebeten, die jeder unbedeutende Schauspieler, jeder Talma in spe, jeder Nourrit mit 60 Francs Monatsgage an den Gott der Komödianten richtet, ist gewiß das erste: Laß mich in gutem Vernehmen mit dem Publicum stehen und verschaffe mir ein Engagement in Petersburg! Petersburg, Eldorado der Künstler, wo es Rubel regnet, wo man über prächtige Pelzdecken schreitet und nur auf der kaiserlichen Bühne zu erscheinen braucht, um Diamanten, in Nadeln und Ringe gefaßt, zu erhalten. Es wird aber den Leuten bei diesem Theater nicht immer so wohl, wie folgender Vorgang mit dem trefflichen Komiker Vernet zeigt, dessen Authenticität wir freilich nicht verbürgen können; die Geschichte, welche der Exposition nach viel von einem Melodram hatte, endete glücklicherweise wie ein Vaudeville.

Bekanntlich besucht der russische Kaiser fast täglich zu Fuße seine Hauptstadt. Bei dieser Gelegenheit überrascht er oft die französischen Schauspieler in den Proben, und diese häufigen Besuche auf dem Theater sind den Künstlern sehr nützlich. Der Monarch geht in die geringfügigsten Einzelheiten ein und erkundigt sich sorgfältig nach Allem.

Ein Ukas verbietet bei harter Strafe den Kaiser auf diesen Gängen durch die Stadt auf Straßen und öffentlichen Plätzen anzureden. An einen Offizier, welcher dem Herrscher in geringer Entfernung folgt, müssen die Gesuche und Bittschriften abgegeben werden. Auf einem dieser Spaziergänge sieht einst der Kaiser vor einem Kunstladen Vernet stehen. Es sollte grade diesen Abend ein Stück zum ersten Male gegeben werden; der Kaiser klopfte vertraulich dem Komiker auf die Schulter und empfahl ihm, diesen Abend alle seine Kunst aufzubieten, um die Kaiserin zu erheitern, die den ganzen Morgen sehr betrübt gewesen sei. Vernet versprach, alles Mögliche thun zu wollen, und der Kaiser setzte seinen Weg fort. Kaum aber hatte er sich einige Schritte entfernt, als dem über dies unerwartete Zusammentreffen noch bestürzten Künstler ein Policeibeamter sich näherte und ihm zu folgen befahl. Eine Viertelstunde darauf befand sich Vernet im Gefängniß, weil er auf öffentlicher Straße mit dem Kaiser gesprochen habe.

Das Theater war bei Zeiten voll. Der Kaiser und die Kaiserin nehmen in ihrer Loge Platz, aber der Vorhang wird nicht aufgezogen. Man verwundert sich darüber. Der Kaiser läßt endlich, ungeduldig geworden, nach der Ursache der Zögerung sich erkundigen und vernimmt sogleich, Vernet sei noch nicht da; man habe ihn vergebens in seiner Wohnung aufgesucht, und die Schauspieler schickten nun in ihrer großen Verlegenheit sich an, ein anderes Stück aufzuführen. Der Kaiser erinnerte sich der Worte, die er diesen Morgen an Vernet gerichtet hatte, und wurde sehr ungehalten. Um die Zeit des Wartens zu vertreiben, öffnet er den vom Policeiminister eben übermachten Bericht über das im Laufe des Tages Vorgefallene und erblickt unter den Verhafteten auch Vernet's Namen. Er läßt sogleich den Policeidirector rufen und bricht, als er den Grund der Verhaftung erfährt, in lautes Lachen aus; bald darauf entfernt sich der Policeidirecter eiligst aus der kaiserlichen Loge. Der Kaiser lacht von Neuem und theilt seiner Gemahlin den komischen Vorfall mit, der auch sie belustigt.

Nach einer halben Stunde ging endlich der Vorhang auf, und der Kaiser und die Kaiserin klatschten bei Vernet's Auftreten, der doch, wie man ihn laut beschuldigte, an dem Aufschub allein schuld war. Vernet spielte nicht wie gewöhnlich, auch ward ihm mehrmals das Gedächtniß untreu; aber je schwächer sein Spiel, je verlegener er war, desto mehr schienen der Kaiser und die Kaiserin sich an der Leistung des Künstlers zu ergötzen.

Nach Beendigung der Vorstellung begab sich Vernet, unausgesetzt dem bestandenen Abenteuer nachdenkend, nach Hause. Während er noch aß, wird an seine Thüre geklopft; er öffnet selbst, und ein Adjutant des Kaisers tritt herein. Im ersten Schrecken glaubt er, man will ihm ins Gefängniß zurückführen; aber diese Besorgniß ward sogleich gehoben: der Adjutant drückte ihm das Bedauern des Kaisers wegen seines Unfalls aus und zugleich den Wunsch desselben, sich eine Gnade auszubitten. Vernet dankte dem Adjutanten, fügte aber nach kurzem Besinnen hinzu: „Sagen Sie Sr. Maj., daß ich mich zu sehr in dem Gefängnisse gelangweilt habe, um nicht Eine Gnade allen andern vorzuziehen: die nämlich, daß mir Se. Maj. versprechen, mich niemals auf der Straße anzureden.“ Am folgenden Morgen erhielt Vernet vom Kaiser eine reich mit Diamanten besetzte Uhr und einen Bon auf die kaiserliche Schatulle.

Der „Temps“, dem wir diese Anekdote entnehmen, sagt, die neue Verwaltung des Théâtre des variétés habe, wie die Rede gehe, die mitgetheilte Anekdote zu einem Theaterstück verarbeiten lassen, in welchem binnen Kurzem Vernet, den man wieder für das genannte Theater gewonnen habe, die Hauptrolle geben werde. Der Stoff sei unverändert geblieben, bis der Bon am Schlusse laute diesmal auf die Privatkassen der Zuschauer. *.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 130. — 10. Mai 1837.

Le roman de la Rose.

(Fortſetzung aus Nr. 129.)

Aber der ſchlaue Dichter, deſſen Roman wahrlich nicht arm an Stellen iſt, wo er auf zarte Weiſe die Schönen feiert, hatte für jene unfeinen Ausbrüche in der Erklärung, daß er hier nur den Alten nachgebildet (V. 8697), einen Maßſtab zur Beurtheilung vorgeſchoben, der ihm einen ſichern Rückhalt gewährte, und zugleich in V. 15,397 fg. den verleumdeten Frauen eine Ehrenerklärung gegeben, wie ſie ſolche bei gewiſſenhafter Einkehr in ſich ſelbſt kaum erwarten und nur wünſchen konnten.

Jene Züchtigung haben ſie Jehan wol nie angedroht, ſondern ein Hiſtörchen, welches zu ſeiner Individualität und den Verhältniſſen paßte, iſt auf ihn übergetragen worden. Ganz derſelbe Fall nämlich wird bereits von einem Troubadour, Guilhem de Bergamon, einem edeln Provenzalen zur Zeit des Grafen Raimond Beranger, *) mit der aus dem rohen Charakter jener Zeit erklärlichen Abweichung erzählt, daß der Verurtheilte bis zum Tode habe gegeißelt werden ſollen. Wie ihn ſeine Geiſtesgegenwart auf die bekannte Weiſe von der Strafe befreit und die rachſüchtigen Frauen bloßgeſtellt habe, kann auch in den „Cento novelle antiche" nachgeleſen werden, wo der Sänger zum Guilielmo di Bergdam geworden iſt.

Die Lüge hat ſich noch kecker in Jehan's Lebensgeſchichte gedrängt, ſie mochte ihm ſelbſt die Grabesruhe nicht gönnen. Da ſollte er kurz vor ſeinem etwa 1325 erfolgten Tode den Jakobinern einen Koffer ſammt Inhalt unter der Bedingung vermacht haben, denſelben nicht vor ſeiner Beerdigung, die in ihrer Kirche ſtattfinden müſſe, zu öffnen; und als dies endlich geſchehen, hätten die Brüder in der blanken, ſchweren und wohlverwahrten Truhe ſtatt Goldes und Silbers nur Schieferplatten mit mathematiſchen Figuren gefunden, und ſeien über dieſe Entdeckung in ſolchen Zorn gerathen, daß allein der Gegenbefehl des Parlamentshofes ſie habe verhindern können, die Leiche aus ihrer ſchon bezogenen Ruheſtatt wieder herauszuwerfen. Alle dieſe Einzelheiten, an deren Wahrhaftigkeit bereits ein Referent, Jehan Bouchet in ſeiner „Chronique d'Aquitaine", zweifelte, haben genaue Nachforſchungen als völlig erdichtet dargethan, und Jehan iſt von dem Vorwurfe rein, an der Schwelle des Jenſeits, über das Grab hinaus eine kleinliche, wenn auch unſchuldige Rache an ſeinen Feinden, den Mönchen, erſonnen zu haben.

Sie hatten die Geißel ſeines Spottes bei ſeinen Lebzeiten hart genug gefühlt. Betrachten wir doch nur den ſatiriſchen Theil ſeines Romans. Während Jehan einerſeits die Schwächen, Fehler und Laſter des andern Geſchlechts in unſchöner, oft widriger Blöße ausſtellt, den Wechſel im Betragen des Liebenden vor und nach der Hochzeit ſarkaſtiſch ſchildert, den Verluſt des Naturzuſtandes der erſten Menſchen beklagt, weil mit Eigenthum und Güterheilung Zwiſt und Elend eingetreten ſei; während er mit merkwürdiger Keckheit, auf welche Weiſe die Völker ſich Könige gegeben, erzählt und eine Matrone echt Saint-Simoniſtiſch die Ehegeſetze bei der Freiheit des Weibes als unbillige Bande verwerfen und eine Gemeinſchaft Aller predigen läßt, wird in den übrigen ſatiriſchen Abſchnitten die vernichtende Waffe gegen die Anmaßungen der Päpſte und ihrer Emiſſaire, die Zügelloſigkeit der Klöſter, wo ſelbſt die Keuſchheit nicht geborgen ſei, und die verderbliche Politik und Heuchelei der Prieſter und Mönche gerichtet, welche durch die vor etwa erſt 50 Jahren errichteten Orden der Dominikaner und Franziskaner einen ungeheuern Zuwachs erhalten hatten. Als Repräſentanten des doppelzüngigen, gleisneriſchen Gezüchts unter dieſer Kaſte, welches, überall lauſchend, ſich in Alles miſchte, ſchuf er einen eignen allegoriſchen Charakter, den Faus Semblant, ein keckes, lebenswahres Bild. Dieſer fehlt denn auch nicht im Heere des Liebesgottes und tritt durch dieſe natürliche Wendung höchſt ungezwungen in den Mechanismus des Romanes ein.

Vielleicht befremdete bereits in dem Nr. 280 d. Bl. f. 1836 gegebenen Réſumé des Inhalts manchen Leſer die Maſſe von allegoriſchen Figuren, welche auf Jehan's und Guillaume's phantaſtiſcher Bühne agiren. Dieſes poetiſche, oft bis zum Lächerlichen und Widerwärtigen getriebene Spiel, das ſich in allen gleichzeitigen Erzeugniſſen der franzöſiſchen ſchönen Literatur wiederholt, huldigte einer Geſchmacksrichtung, die durch theatraliſche Beluſtigungen, wie ſie die Trouvères ſchon zu Anfang des 12. Jahrhunderts gaben, zuerſt angeregt worden ſein mag. Sie erhielt durch eine neue Gattung von Schauſpielen volle Nahrung, welche die unter Philipp dem Schönen zu einer Gilde vereinten Bazochiſten

*) S. Jean de Notre Dame's „Vies des poètes provençaux", Cap. 48. Baraton hat das Sujet in ſeinen „Poésies" S. 17 unter dem Titel „Clopinel" behandelt.

— Advocatenschreiber unter einem eignen Kanzler, dem Könige de la Bazoche — in Rivalität mit den Passionsbrüdern schufen, denen durch ein sorgsam bewahrtes Privilegium die Aufführung der Mysterien in Frankreich allein zustand. Diese neuerfundenen Bühnenstücke waren die sogenannten Moralitäten, Moralités, Schauspiele allegorischen Inhalts, in welchen Tugenden und Laster, Zeiten und Orte, öffentliche und häusliche Verrichtungen u. s. m. in Person und handelnd und conversirend auftraten. Neben der strengmoralischen Tendenz hüpfte, wie neben der warnenden Matrone der ausgelassene Knabe, der keckste Witz, der heiterste Spott durch diese merkwürdigen Gebilde, und es sei vergönnt, als komisches Intermezzo den Inhalt von einem der launigsten einzuschieben, das sich lange in besonderer Gunst erhalten haben muß, da Auftritte aus ihm noch im vorigen Jahrhunderte auf alten französischen Tapeten anzutreffen waren. Diese Moralität führte den Titel: „Die Verurtheilung des Bankets". Gute-Gesellschaft, Ihre-Gesundheit! Mich-zu-bedanken! Abendessen, Leckerei u. s. f. eröffnen die Scene. Ein Jedes von ihnen ermahnt das Andere aufs beste, sich gütlich zu thun. Ihre-Gesundheit! meint zwar, daß Spiel und Tanz nichts taugen,

Mais vin vermeil et vin clairet,
Pour arroser la conscience.

Man setzt sich zu Tische. Schlagfluß, Gicht, Kolik und eine Menge anderer Krankheiten erscheinen an einem Saalfenster und belauschen die Schmausenden. Diese überlassen sich den Freuden der Tafel; aber gegen das Ende derselben ruft Abendessen die Krankheiten herbei, die über sie herfallen, und es entsteht ein hitziges Gefecht; doch die Gäste kommen noch so erträglich davon; Abendessen hat seinen Streich verfehlt, man zürnt, tobt, droht, aber Banket besänftigt die Aufgeregten, und sie nehmen ihre Plätze am Tische wieder ein. Kaum ist das geschehen, so winkt Banket den Krankheiten von Neuem, und es entsteht ein zweiter, heißerer Kampf; aber diesmal bleiben Leckerei, Schmarotzerei, Ihre-Gesundheit! und Mich-zu-bedanken todt auf dem Platze. Ihre Gefährten beklagen sich bei der Erfahrung, ihrem Richter. Diese verdammt Banket, wegen der vier verübten Todschläge gehangen zu werden. Die Sentenz wird auf der Stelle durch die Diät vollzogen, die das Amt eines Scharfrichters versieht; Abendessen aber wird verurtheilt, bleierne Halbärmel zu tragen, damit es nicht viel Schüsseln aufsetzen könne. Zu gleicher Zeit verbietet man ihm bei Strafe des Galgens, dem Mittagessen auf sechs Stunden zu nahe zu kommen. Moralische Betrachtungen schließen das Stück, die, wie gesagt, nie fehlen durften, wenn auch die Fabel der Moralité an sich schon auf das eindringlichste eine Sittenlehre predigte. Leider wirkte diese Lust an Reden von ermüdender Länge und Breite, deren triviale Maximen sich stets in voraus errathen ließen, sogar auf die Ökonomie der romantischen Gedichte jener Zeit hinüber, und ganz frei von ihnen ist selbst die „Rose" nicht.

Doch zurück zu ihr und ihrem Pfleger. Längst winkte uns ein Trauerflor ernst mahnend hinweg von den bunten Flittern der Laune und des Scherzes.

In dem „Recueil des épitaphes des églises de Paris, fait par *d'Hozier*" stehen die Worte: „Aussi gist au dit couvent des Jacobins M. Jehan de Meung, docte personnage du temps du roy Louis Hutin, auteur du livre du Roman de la Roze, l'une des premières poésies francoises." Ist diese Nachricht begründet, was vernünftigerweise nicht bezweifelt werden kann, so haben dennoch Jehan's sterbliche Überreste, falls er nicht in der Kirche beigesetzt war, auch ohne sein Verschulden im Grabe nicht Ruhe gefunden. Denn 1358 wurde der uralte Klosterkirchhof der Jakobiner zerstört und die Gebeine aller dort Begrabenen zwischen den Klosterhof und die grauen theologischen Lehrsäle hinübergeschafft.

In dem Weichbilde der Stadt, wo sein Leichnam ruhte, im Kirchsprengel St.-Benoit hatte der Dichter ein Haus mit einem Brunnen besessen, und in einem reizenden Garten, de la Tournelle genannt, ebenfalls seinem Eigenthum, soll er die Fortsetzung des „Romans von der Rose" geschrieben haben. Dort, unter dem stillen Walten einer friedlichen Natur entstanden jene Verse, welche einen Kampf entzünden sollten, wie ihn bis dahin in Frankreich ein dichterisches Werk noch nie erregt hatte, wie er mit solcher Hitze wegen eines schöngeistigen Erzeugnisses wol überhaupt selten geliefert worden ist.

Es würde ermüden, wollten wir die Champions all aufführen, welche während eines Zeitraums von mehr als hundert Jahren für oder wider Jehan und sein Gedicht die Lanze brachen; auch Damen fehlten nicht unter ihrer Zahl. Christine von Pisan focht scharf und heftig in den Reihen der Gegner.

Aber Niemand hat das Werk nachdrücklicher verflucht und beharrlicher verfolgt, als der tiefsinnige Mystiker Jean Gerson, der Kanzler und das Licht der Universität Paris, ein Mann zu seiner Zeit auf dem Rednerstuhle ebenso bewundert wegen seiner außerordentlichen Gelehrsamkeit, als auf der Kanzel wegen seines zelotischen Eifers gefürchtet. Mit Erbitterung hatte er bereits gegen den Roman gepredigt, jetzt schrieb er einen umfangreichen „Tractatus contra Romantium de Rosa", worin er, dessen Fabel parodirend, sich durch einen Traum an den Hof der Christenheit entführen ließ. Hier begegnete er nun unter andern frommen Großwürdenträgern dem Gewissen, mit mehren Bittschriften in den Händen, unter ihnen eine, worin sich die Keuschheit über die ihr jüngst gewordene Unbill beklagte und von der Gerechtigkeit Bestrafung des Missethäters forderte, eines Fat, der sich Amant nennen lasse u. s. w. Aber auch hierbei blieb der unversöhnliche Eiferer nicht stehen, sondern verkündete, wie er den Verfasser solch vernichtenswerthen Buches für verdammt halte gleich Judas Ischariot, ja daß, wenn einem von Beiden dereinst verziehen werden sollte aus der Fülle der Gnaden, Judas dieser Erwählte sein werde nach seiner festen, innersten Überzeugung.

Neben solchen Bannstrahlen erblichen die Blitze, welche die übrigen Prädicanten auf ein Werk schleuderten, durch das sie das Heil der Menschheit und der Kirche gefährdet, den christlichen Glauben in seinen Grundfesten bedroht wähnten. Es konnte nicht fehlen, eine so bittere, anhal-

tende Verfolgung mußte dem Gegenstande derselben nur um so allgemeinere Aufmerksamkeit zuwenden und zur Verbreitung und Bekanntmachung des Gedichts unter allen Ständen im weitesten Maße beitragen. Ja, in Berücksichtigung solcher Wirkung mochte der Freund der Poesie sich sogar veranlaßt fühlen, jene Ausbrüche fanatischen Hasses an die Stelle wohlmeinender Bestrebungen zu wünschen, welche unter dem Scheine, den Roman zu schmücken und zu verschönen, seiner ursprünglichen Gestalt Verunstaltung und Vernichtung drohten.

So hatte besonders ein Poet aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts, vielleicht Laporte, sein dichterisches Gelüst an unserer „Rose" gebüßt und sie nach seiner Erfindung umgeschaffen. Der Träumer Guillaume empfing hier die Knospe aus den Händen der Venus, welche durch Entwendung (!) in den Besitz der Schlüssel zum Thurme gekommen war, wo Belaccueil eingeschlossen saß u. dgl. m. Auch auf Jehan's Fortsetzung hatte er sich mit keckem Muthe geworfen, war aber durch die große Gelehrsamkeit, von der Citate aus Profan- und geistlichen Schriftstellern und Bemerkungen aus den verschiedenartigsten Gebieten des Wissens auf zuweilen lästige Weise zeugen, beschränkt und zurückgeschreckt worden, und mag überhaupt wol das ursprüngliche Werk aus seinen Rechten wenig oder gar nicht verdrängt haben.

Wie lange dasselbe noch einer so ausgebreiteten Popularität genossen, läßt sich bei dem Mangel aller Nachrichten über diesen Punkt schwer bestimmen. Genauere Notizen über das Alter der Handschriften, aus welchen sich mancher wichtige Schluß für die obschwebende Frage ziehen ließe, fehlen. Wir wissen nur, daß, wenn in den ersten Copien der dichterische Sprachgebrauch oft dem herkömmlichen geopfert, und die Provinz des Abschreibers aus seinen Änderungen nicht selten so merkbar wurde, daß man den Picarden, den Normannen, den Champagnesen herauszuhören vermochte, eine durchgreifende Umgestaltung der Sprache und Orthographie des Romans erst mit dem 15. Jahrhundert eintrat und in die Abschriften überging. Indessen scheint es fast, als ob besonders unter dem Volke die große und allgemeine Theilnahme an dem Gedichte mit und nach dem Einschlummern jener Kämpfe unvermerkt ebenfalls abgenommen habe. Vergaß man seiner auch niemals ganz, wie aus den Wiederholungen in Schrift und Druck hervorgeht, so deutet doch jene weitverbreitete Sage, welche Abälard zum Verfasser des Romans machte und ihn unter der Rose seine Heloise feiern ließ, deutlich darauf hin, daß die Namen der wahren Urheber im Laufe der Jahre verschollen sein mochten.

Und es wäre besser gewesen, die Wogen der Zeit hätten mit ihnen ihre Dichtung tief und auf lange vergraben vor den Augen und dem Gedanken der Menschen, als daß sie einem Schicksale aufbehalten blieb, wie es nur der Zorn der Götter über ein poetisches Erzeugniß verhängen kann.

(Der Beschluß folgt.)

Bemerkung über Tieck's „Der junge Tischlermeister".*)

Irdisches Wohlergehen befriedigt oft mancherlei Sehnsucht und kleine und große Wünsche und macht uns glücklich so zu sagen, wiewol eben zu keinem andern Zwecke, als um eine allerhöchste Sehnsucht, die aus alter oder aus undenklicher Zeit in uns schlummerte, wiederzuerwecken und uns damit nur desto gründlicher unglücklich zu machen, wenn sie sich nicht befriedigt, oder, wofern dies dennoch der Fall sein kann und ist, uns dann zu einer so ungewöhnlichen Ausbildung zu erheben, daß fortan nichts mehr im Stande sein würde, unsere Übereinstimmung mit Welt und Menschen, oder Dem, was wir Leben nennen, zu stören oder zu beeinträchtigen.

Wir bedürfen zuweilen auf längere Zeit oder zu wiederholten Malen, zuweilen in einzelnen Fällen einer Leidenschaft als einer Art von geistiger Purganz, um uns des Ungeraden, was nicht völlig in und mit uns aufgehen will, zu entäußern. Finden wir dieses Mittel nicht, so hilft sich unsere Natur ohne das, wie sie kann, also gewaltsamer, gefährlicher für uns; finden wir es hingegen dennoch, so sind wir doch darum nichts weniger als zurechnungsfähig, insofern dabei kein Wollen von unserer Seite im Spiele war, sondern wol ein Müssen, dem sich nichts entgegensetzen ließ, weil es Moral im höchsten Sinne war, dies nicht zu thun, was, mit Tieck zu reden, der Genius uns untersagte, der in unserm Innersten unsichtbar als Regulator sitzt. Nicht nur werden wir durch eine große Leidenschaft der Art des öftern vor dem Verderben so oder so, Verfallen, vor jenen größern dann unausbleiblichen Übeln geschützt, sondern es ist uns ebenso auch manchmal die Gelegenheit zu einer tiefern Reue, zur Besserung und zum Insichgehen nothwendig.

Doch ist die echte Poesie nicht, wie die gewöhnlichen Menschen zu thun pflegen, theoretisch aufzufassen. Sie wird die eigentliche Offenbarung der Natur, und des Dichters Schilderung gewissermaßen zu unserer eignen. Solche sittlich-physiologische Probleme wie das in dieser Novelle poetisch gelöste müssen also immer naiv, thatsächlich, symbolisch, nicht reflectirend betrachtet werden. Leonhard war nun ebenso, wie ihn der Dichter darstellt; und war er so verdammlich? Will der Dichter den Ehebruch entschuldigen, indem er zeigt, wie dieser Einzelne darin schuldlos sein konnte?

Friederike stellt allerdings die gerade Linie des Lebens vor; Kunigunde und Charlotte liegen in der krummen und zeigen deren Abweichungen und Bedeutung. Aber es gibt im Leben eine echte und eine unechte krumme Linie, und insofern sind Kunigunde und Charlotte die bedeutendsten Gegensätze. In dem scheinbar üppigen Leben dieser ist doch nur Tod, in der Todesbestimmung jener ewige Jugend, Leben, Liebe, Verklärung, in Beiden der Übermuth der krummen Linie; in Friederiken widerfährt dem edelsten irdischen Leben sein volles Recht.

Heißt das Verhältniß Leonhard's zu Kunigunden nicht soviel, als daß das unbedingte Glück des Lebens nur ein augenblickliches sein kann und soll? Erst nachdem Leonhard es genossen und verloren, erst nachdem er antiadamitisch vom Apfel der Erkenntniß seiner Träume gegessen, findet er die rechte Stimmung zum Leben, lernt er seine Bestimmung darin ertragen.

Leben ist beschränken, Resignation im fruchtbaren, nicht ertödtenden Sinne des Worts. Alles irdische Glück ist gleichsam, so oder so, Sünde, ist uns nur ausnahmsweise gestattet, nur im Fluge zu schmecken, nicht für immerdar; wir versündigen uns mit dem poetischen Genusse an der, wenn auch edeln Alltäglichkeit, mit der wir vermählt sind, brechen die Ehe mit ihr, der nothwendigen Bedingung unseres irdischen Fortbestandes. Die Ehe ist auch heilig, kann auch beglückend sein, wenn sie nicht die wahre, ewige Vereinigung des Ich und Du ist. Und ist dem so, liegt dann nicht die höchste Ironisirung des ganzen irdischen Lebens darin? In der Novelle scheint die Erörterung Dessen, was irdische und gewissermaßen also himmlische Ehe, fort-

*) Vgl. Nr. 72—75 und 187 d. Bl. D. Red.

während als unausgesprochene Grundidee zu liegen. Die sublime, hochpoetische Liebe des Magisters deutet am bestimmtesten dahin, und wie schön, daß diese Erhabenheit so nahe mit der Narrheit verschwistert ist! Wie schön ihr gegenüber Friederikens heiliges Unbewußtsein. Und will man denn nicht, ja muß man eben nicht auch in der wirklichen und sogenannten Moral das Weibliche und Männliche in seiner Gültigkeit anerkennen, d. h. als die beiden, wie oft auch einander innerlich berührenden Pole des Lebens, aus deren Betrachtung und Erkenntniß doch am Ende einzig und allein alle Widersprüche zu lösen? — Zur Kritik wie zum Himmelreiche führen aber vielerlei Wege. 56.

Notiz.

Kein anderes Fest wurde ehemals in England so vergnüglich gefeiert als das Maifest, besonders in den bemitteltern und volkreichern Ortschaften, wo außer den gewöhnlichen Feierlichkeiten auch noch die Aufzüge der Mohrentänzer, des Robin Hood, der Jungfrau Marian und des sogenannten Steckenpferdes stattfanden. Auf die letztere Procession bezieht sich namentlich die bekannte Stelle im „Hamlet": „Denn ach, denn ach, vergessen ist das Steckenpferd". Der Mohrentanz (morris-dance), der auch in den Oster- und Pfingstfeiertagen statthatte, stammt eigentlich aus Spanien und wurde unter Eduard IV. zuerst in England eingeführt. Die Tänzer, unter denen die Maikönigin (the lady of the May), ein Harlekin, Tom der Pfeifer genannt, und andere Spielleute die Hauptpersonen bildeten, erschienen in bunter Tracht, in der Regel gelb und grün, mit geschwärztem Gesicht, ein Schwert an der Seite, den ganzen Körper mit Schärpen, Bändern und Schnüren voll goldener Ringe und Edelsteine behangen, auf den Hüten trugen sie Federn, in den Händen reichgewirkte Taschentücher, an Armen und Beinen eine große Menge von Schellen, auch führten sie Pfeil und Bogen, oder in Ermangelung von diesen einen Tonnenreif (tumbler's hoop) um die Schulter gehängt; in diesem Aufzuge tanzten sie mit wilden Geberden um die bunte Maistange herum nach den Tönen der Trommeln, Pfeifen und Dudelsäcke. Zu diesen Mohrentänzern gesellten sich noch um die Mitte des 15. Jahrhunderts die historisch-sagenhaften Personen des berühmten Räubers Robin Hood und seiner lustigen Gesellen, des kleinen Lieutenant Hans (little John) und des launigen Bruders Tuck, sowie auch der Jungfrau Marian, welche die Geliebte jenes tapfern Königs der Wälder war. Der alte Robin Hood aus England, wie Shakspeare ihn nennt (in „Wie es Euch gefällt", erster Act, erste Scene), war König des Festes und trug ein buntes Fähnlein; die Jungfrau Marian, seine Geliebte, welche in der Regel von einem jungen Burschen ohne Bart gespielt wurde, erschien in kostbarer Kleidung und in glänzendem Schmucke. Der Bruder Tuck, „Robin Hood's toller Priester", wie er in „Die beiden Veroneser" (vierter Act, erste Scene) genannt wird, zeigte sich in geistlicher Tracht und mit der Tonsur. Dagegen erschien der kleine Hans in der grünen Tracht eines altenglischen Yeoman mit Bogen und Köcher. Diese vier heitern Masken galten für so unzertrennlich, daß Peele in seinem Stück „Eduard I." eine seiner Personen sagen läßt: „Wir wollen leben und sterben zusammen wie Robin Hood, der kleine Hans, der Bruder Tuck und die Jungfrau Marian." Zur Vervollständigung dieser Maispiele kamen nun noch das Steckenpferd und der Drache hinzu. Das Steckenpferd hatte den Kopf und Schwanz eines wirklichen Pferdes, und sein Reiter, der den heiligen Georg, den Schutzpatron von England, vorstellte und mit einem ungeheuer langen Mantel bekleidet war, mußte bei der Procession um die Maistange die Sprünge und Capriolen eines Pferdes nachahmen, während ihm ein greulicher Drache, aus Holz verfertigt, mit aufgesperrtem Rachen und heftigem Schlagen der Flügel fortwährend zusetzte. Alle diese harmlosen Volksspiele mußten in spätrer Zeit, wie bekannt, von dem kopfhängerischen Religionseifer der Puritaner die heftigsten Anfechtungen erdulden, welche namentlich an dem lustigen Bruder Tuck, der Jungfrau Marian und dem armen Steckenpferde ein großes Ärgerniß nahmen; doch fehlte es dagegen auch nicht an Satirikern und Theaterdichtern, welche wiederum den blinden Eifer jener Zeloten lächerlich machten. 11.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1837 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. 127.)

II. An Fortsetzungen und Resten erscheint:

*9. Altdeutsche Blätter von *Moritz Haupt* und *Heinrich Hoffmann*. Zweiten Bandes erstes Heft und folgende. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Der erste Band in 4 Heften (1835 — 36) kostet 2 Thlr. 4 Gr.

10. *Becker* (*Wilhelm Gottlieb*), Augusteum. Dresdens antike Denkmäler enthaltend. Zweite Auflage. Besorgt und durch Nachträge vermehrt von *Wilhelm Adolf Becker*. Dreizehntes und vierzehntes (letztes) Heft. Die Kupfertafeln in Royalfolio, der Text in Grossoctav.

Das erste bis zwölfte Heft (Taf. I—CXLII. und Text Bogen 1—U. 1832—34) kosten im Subscriptionspreise 22 Thlr. 12 Gr. In der ersten Auflage kostete jedes Heft 9 Thlr. 16 Gr. Nach der vor Kurzem mir wiederholten Versicherung des Herausgebers sollen die letzten Hefte dieses Werkes nun bald erscheinen. Die bisherige Verzögerung fällt mir nicht zur Last.

11. Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Begonnen von Wilhelm Müller. Fortgesetzt von Karl Förster. Dreizehntes Bändchen und folgende. 8. Auf feinem Schreibpapier. Geh.

Das dreizehnte Bändchen wird Hoffmannswaldau und Lohenstein enthalten. Erstes bis zwölftes Bändchen (1822—31) kosten 16 Thlr. 8 Gr.

*12. Bibliothek classischer Romane und Novellen des Auslandes. Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Dreiundzwanzigster Band und folgende. Gr. 12. Auf gutem Druckpapier. Geh.

Diese Fortsetzung wird mit Manzoni's „Die Verlobten" beginnen, dann sollen zunächst Cervantes' „Persiles und Sigismunde" und die „Novellen" desselben folgen. Die ersten 22 Bände, 1825—30, enthaltend:

I—IV. Don Quixote von Cervantes, übers. von Soltau. 2 Thlr. 12 Gr. — V. Landprediger von Wakefield von Goldsmith, übersetzt von Delsnitz. Zweite Auflage. 15 Gr. — VI—IX. Gil Blas von Le Sage. 2 Thlr. — X. Leben des Grischeims von Quevedo, übersetzt von Keil. 12 Gr. — XI—XIV. Tom Jones von Fielding, übersetzt von Lüdemann. 2 Thlr. 12 Gr. — XV. Niels Klim von Holberg, übersetzt von Wolf. 15 Gr. — XVI. Ortis von Foscolo, übersetzt von Lautsch. 15 Gr. — XVII—XIX. Delphine von Staël, übersetzt von Gleich. 1 Thlr. 20 Gr. — XX—XXII. Dekameron von Boccaccio. 2 Thlr.

kosten zusammengenommen anstatt 13 Thlr. 5 Gr. nur acht Thaler.

*13. Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In alphabetischer Ordnung. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. Erste Lieferung und folgende. Gr. 4. Auf gutem Druckpapier. Geh. Preis der Lieferung 6 Gr.

Auf die Auswahl und Abfassung der Artikel wird die größte Sorgfalt verwendet, die Wohlfeilheit des Werkes (die ersten 12 Lieferungen, 92 Bogen mit 330 Abbildungen und 17 Landkarten enthaltend, 3 Thlr.) macht es auch den minder bemittelten Ständen zugänglich und gewiß zu einer nützlichen Hausbibliothek für den deutschen Bürger und Landmann.

Mit dem Buchstaben C ist nun der erste Band dieses Werks geschlossen. Um ein schnelleres Vorschreiten des Bilder-Conversations-Lexikons herbeizuführen, ist die Veranstaltung getroffen, daß neben dem mit F beginnenden zweiten Bande gleichzeitig auch der Druck und die Ausgabe des dritten, mit dem Buchstaben M anfangenden Bandes erfolgen soll. Die Subscribenten werden nun also bald in Besitz des auf vier Bände berechneten Werks kommen und sollen dabei in keiner Weise eine sorgfältige Bearbeitung vermissen.

Auf dem Umschlage des Bilder-Conversations-Lexikons werden Anzeigen ꝛc. gegen Berechnung von 4 Gr. Insertionsgebühren für die gespaltene Petitzeile oder deren Raum inserirt, sowie gegen eine Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend demselben beigeheftet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 131. — 11. Mai 1837.

Le roman de la Rose.

(Beschluß aus Nr. 130.)

Jean Molinet hieß er, seines Standes und Amtes Canonicus von Valenciennes und Historiograph Max I., welcher auf Weisung seines Gönners, Philipp von Kleve, Herrn von Ravestan, an unserm Romane das scheinbar Unmögliche vollbrachte. Nicht daß es so schwer gewesen wäre, die muntern süßen Verse Guillaume's, die gewandten Reime Jehan's in schale Prosa aufzulösen; aber aus einem Gedichte, welches von derber, übersäftiger Sinnlichkeit strotzte, durch dessen Adern das Feuer der Leidenschaft schoß, ein nüchternes Andachtsbuch in 107 frommen Capiteln zu schaffen, das konnte nur — ein Molinet. 1503 erschien dieses literarische Curiosum; sein Herausgeber hatte es mit einem Quatrain bevorwortet, welches allein schon den Mann zu charakterisiren im Stande wäre:

C'est le Roman de la Rose,
Moralisé, clair et net,
Translaté de vers en prose
Par votre humble Molinet.

Nach einem so unerhörten Attentat auf ein anerkanntes, wenn auch früher vielfach überschätztes Hauptwerk der französischen Nation mußte Clement Marot's Entschluß, den wahren, unmoralisirten Roman von der Rose herauszugeben, von allen Freunden und Gönnern der Poesie freudig aufgenommen und unterstützt werden. In dem Gefängnisse von Chartres hatte er ihn gefaßt und die nöthigen Vorarbeiten vollendet; bald darauf in Freiheit gesetzt, führte er ihn ohne Säumen aus. Aber wie verfuhr der Mann, welcher an dem feinen Hofe Franz I. in Sachen des Geschmacks den unfehlbaren Tonangeber machte, wie verfuhr er mit der armen vernachlässigten Dichtung! Es fehlt in den Literaturgeschichten Englands, Italiens und Deutschlands nicht an ähnlichen Beispielen frevelhafter Willkür gegen fremdes Geisteseigenthum. Das schlichte Kleid, in welches Guillaume und Jehan ihre süße Rose gehüllt hatten, erschien dem fertigen, wähligen Verskünstler grob, plump und schwer. Es konnte, es durfte so nicht bleiben. Wie hätte er es auch gewagt, unter solchem Gewande seinen rathlosen Schützling in den schimmernden Kreisen einzuführen und vorzustellen, wo sein Lebensodem wehte? Modernisirt mußte es werden, wo irgend der spröde Stoff eine Änderung erlaubte; dann war die Präsentation vielleicht möglich, eine günstige Aufnahme vielleicht eher zu hoffen. Man muß gestehen, der Patron hat es sich ernstlich angelegen sein lassen, seiner Clientin zur Courfähigkeit zu verhelfen. Nicht genug, daß er sie mit der einfachen Hülle zugleich ihrer reizenden Natürlichkeit entkleidete und über ihre nackte Schönheit ein fremdartiges Gewand warf, das nirgend paßte; er deutete auch aus ihrem sinnlich-frischen, lüsternen Wesen so viel Hohes, Erhabenes, Reines und Ewiges heraus, daß man am Ende in der That irre wird, wie weit er selbst an diese allegerisirenden Träume geglaubt haben möchte, und sich fragt, ob es denn seiner Überzeugung nach wirklich und einzig nur der Stand der Weisheit gewesen, nach welchem der Jüngling unter dem Bilde der Rose getrachtet? Hatten doch die Alchymisten in dem Roman das große Geheimniß verhüllt zu erblicken gemeint und z. B. an die Enträthselung der Reden des Genius, des Beichtvaters der Natur, die rastlos eifrigsten Bemühungen gesetzt. Warum sollte Marot nicht einen andern, einen moralischen Sinn unter diesen vieldeutigen Allegorien entdeckt haben, zumal derselbe in gewissem Maße keineswegs außer der Tendenz des Gedichtes lag, oder demselben fremd geblieben war. Aber Marot nannte es einmal ebenso prägnant als wahr le maître en amour, und diese Charakteristik („Elégies", XVI) verräth sein Spiel, welches man überhaupt unter Umgebungen nicht begreift, deren üppige Frivolität ihn eher hätte veranlassen können, auf die wollustathmende Atmosphäre und die verführerischen Situationen des Romans hinzuweisen, als sie durch gesuchte Deutungen zu umschleiern. Oder sollten sich unter diesem Mantel auch die Prüden der Lecture erfreuen und an dem effectreichen Clairobscur weiden dürfen? So viel ist unumstößlich gewiß, Marot wußte es, daß in unserm Werke zwischen traumhaften Dichterblüten ein gefährliches System der Sinnenliebe sich aufranke, eine Ars amandi mit nicht reinern und höhern Zwecken, als Ovid, das unferne Vorbild, sie geschrieben. Oder bedarf es denn zu dieser Kenntniß mehr als eines Blickes auf den baaren Inhalt der Liebesfabel. Der Jüngling will die Rose, die er erblickt, besitzen; sie wird das Ziel seiner Nachforschungen. Um es zu erreichen, hört er auf den Rath des Liebesgottes, den Trost der Freunde, die Lehren der eignen, nicht mehr neuen Erfahrung. Er überwindet alle Hindernisse; die Weisungen der Vernunft, das Grollen der Ei-

ferſucht, der Widerſtand der Feinde, nichts hält ihn ab, ſeinen Weg zu verfolgen. Mit den Schwierigkeiten wächſt nur ſeine Glut; ſelbſt der Kummer der Geliebten, bereits zu huldvoll gegen ihn geweſen zu ſein, treibt ihn nur zu dringendern Bitten an den Liebesgott, ſie aus ihrer Haft zur innigſten Vereinigung mit ihm zu entführen; und kaum, daß er ſeine Wünſche gekrönt ſieht, verläßt er die Geliebte, für die er ſo viel gethan, erinnert ſich wol noch der Wonne, die er mit ihr und in ihrer Umarmung genoſſen, und friſcht ſie mit lüſternem Behagen in ſeinem Gedächtniß auf; aber was aus ihr geworden, ſeit er ſich von ihr losgeriſſen — er weiß es nicht, es kümmert ihn auch nicht.

Dieſem grobſinnlichen Treiben, in welchem ſich die materielle Anſicht von der Liebe, wie ſie der Franzoſe in jenen Jahrhunderten hegte, kraß genug widerſpiegelt, dieſem übermüthigen Lebensgenuß, der in Befriedigung der entflammten Triebe ſein Ein und Alles ſucht, entſpricht mit Ausnahme von wenigen zarten Bildern die ungeſchminkte Darſtellung der erotiſchen Situationen, welche der Gang der Handlung herbeiführt. Sie beſonders ſind es, welche in unſern Tagen, wo die naiv-trotzige Entſchuldigung der wegen ihrer Derbheit ſelbſt im Romane getadelten Vernunft:

Comment? par le cors Saint Omer
N'oseroi ge mie nomer
Proprement les euvres de mon pere (Dieu)?

erſt gar nicht mehr ausreicht, den Leſerkreis des Buches auf Männer beſchränken müſſen.

Als lauere eine Eris zwiſchen den Blättern der „Roſe", ſo ſollte die neue Herausgabe derſelben durch Marot wiederum Veranlaſſung zu einem Streite werden, welcher, obwol von kurzer Dauer und nicht ſo heftig als jene obenerwähnten Wortgefechte, für die Geſchichte der Sprache dennoch nicht ohne Wichtigkeit iſt. Es ließ ſich nicht leugnen, Marot hatte wenigſtens das Verdienſt erworben, ein vergeſſenes, nicht leicht zugängliches Werk, welches in der Literatur der Nation Epoche machte, von Neuem in die Leſewelt, deren gelehrtern Kreiſen es ſeitdem nie wieder ganz fremd wurde, eingeführt zu haben. Die Meiſten dankten es ihm ſogar, daß er ſie ſo bequem über die veralteten Formen hinweggehoben und dieſe mit den eben gangbaren vertauſcht habe. Aber immer hatten ſie doch nicht weichen wollen, hier der Reim, dort der Mangel eines entſprechenden Wortes unbeſiegbaren Einwand gethan. So waren noch manche Zeugen der Sprache vergangener Jahrhunderte an ihrem Platze geblieben. Und warum ſollten ſie ihn räumen? ließen ſich ernſt fragende Stimmen vernehmen; ſind es nicht echtfranzöſiſche Worte, körnig, gehaltreich, vollklingend? ſind ſie nicht vielmehr der Wiederaufnahme werth? oder iſt unſer ſprachlicher Reichthum ſo groß, daß wir ihrer ſo leicht entrathen könnten? Einem vernehmen Widerſpruch folgte eine keckere Antwort und bald der laute Ruf, daß die matten fremden Eindringlinge hinausgeſchafft werden ſollten, wenn ein eingeborener geſunder Klang, ein gediegen kräftiges, volksthümliches Wort dagegen einzutauſchen ſei. Kurz, was vor etwa 15 Jahren die romantiſche Schule in Frankreich jugendlich-kühn foderte und Victor Hugo in ſeinem glänzenden Romane „Notre Dame de Paris" mit dem ſchönſten Erfolge und in der ſchönſten Begrenzung leiſtete — Bereicherung und Kräftigung der von den ſtarren Feſſeln der Convention entbundenen Mutterſprache aus ihrem eignen volksthümlichen Schatze —, das wurde in jenen Tagen, nur minder energiſch und durchgreifend, zur Sprache gebracht. Aber andere Intereſſen verſchlangen dieſe anerkennenswerthen, nur, geſtehen wir es ein, bei dem damaligen Entwickelungszuſtande der Sprache noch etwas unzeitigen Beſtrebungen. Dreihundert Jahre ſpäter, als dieſelbe Sprache, bis zur Überkünſtelung ausgebildet, unter dem Drucke beſchränkender Regeln an einer längſt erſchöpften Phraſeologie dahinzuſchmachten drohte und eines friſchen Lebenselements dringend bedurfte, ſollten ſie, neu angeregt, von größerm Glücke gekrönt werden.

Ein Sonett, welches Antoine de Baif, ein warmer Verehrer des „Romans von der Roſe", auf denſelben dichtete und Karl IX. dedicirte, möge dieſe Zeilen, welche ein und demſelben Gegenſtande mit ihm gewidmet waren, beſchließen. Es gehört immer noch zu den beſſern Erzeugniſſen einer an Poeſien nicht reichen Periode der franzöſiſchen Literatur:

Sire sous le discours d'un songe imaginé,
Dédans ce vieil Roman vous trouverez déduite
D'un amant désireux la pénible poursuite,
Contre mille travaux en sa flamme obstiné.

Paravant que venir à son bien destiné,
Malle-Bouche et Dangier tâchent le mettre en fuite:
A la fin Bel-Accueil en prenant la conduite,
Le loge après avoir longuement cheminé.

L'Amant dans le vergier, pour loyer des traverses
Qu'il passe constamment, souffrant peines diverses,
Cueil du rosier fleuri le bouton précieux.

Sire, c'est le suget du Roman de la Rose,
Où d'amour epineus la poursuite est enclose;
La Rose, c'est d'amours le guerdon gracieux.

Julius Krüger.

Memoiren eines Bankiers. Herausgegeben von Auguſt Lewald. Zwei Theile. Stuttgart, Scheible. 1836. Gr. 12. 3 Thlr.

Es war zu erwarten, daß in unſerer, die Frage einer Judenemancipation und -Reformation, einer ſocialen Umſtaltung des ganzen Judenthums gewaltſam anregenden Zeit irgend eine gewandte Feder ſich dieſes modernen Stoffs bemächtigen und ihn auch auf novelliſtiſche oder memoirenhafte Weiſe verarbeiten würde. Wenn es dem hierauf eingehenden Schriftſteller nicht an Darſtellungsvermögen überhaupt und insbeſondere nicht an jener Ironie fehlen würde, die in unſern neueſten belletriſtiſchen Productionen leider allmälig einer bloßen eiteln Oſtentation des Subjects zu weichen anfängt, ſo dürfte man von einer ſolchen Darſtellung etwas Gelungenes erwarten, etwas, das ſich von andern Sujets durch Zeitgemäßheit und ſolide Baſis vortheilhaft unterſcheiden würde. Und ſo hat es ſich wirklich erwieſen. Denn in den vorliegenden Memoiren ſehen wir recht geſchickt die Objecte und Intereſſen des modernen Judenthums nicht ſowol abhandlungsweiſe zur Sprache gebracht, als vielmehr mit populairer Plaſtik zu einem mannichfaltigen, durch Launen und ſelbſt durch Humor anſprechenden Genrebild verarbeitet. Wir wollen deshalb

Motive, die für eine solche Darstellung schon in der Zeit selbst liegen, in aller Kürze etwas näher erörtern.

Wie nämlich die gegenwärtige Zeit überhaupt unleugbar alle ihre Tendenzen mit Dampf betreibt, so finden wir insbesondere die Frage über eine bürgerliche Gleichstellung der Israeliten fast urplötzlich zum Gegenstande gelehrter, halbgelehrter, salbaderder, aber auch öffentlicher Discussionen gemacht; ein pro und contra erhebt sich, und die sociale Welt beweist mit einem Male, daß ihre kosmopolitischen, freimaurerischen, Humanitäts- und philanthropistischen Principien, daß die alten Theorien der Menschenrechte, die wir sämmtlich durch eine tiefer in das Wesen der Dinge eingehende Philosophie überwunden glaubten, ganz in dem Maße, wie die uralte Mutter aller dieser Systeme, die Aufklärung selbst, noch immer ganz weiblich in ihren Ansichten und Verhältnissen herumspuken. Um dieses Spuks willen zeigt sich daher in jenen Erörterungen das Für häufig dem Wider überwiegend. Es ist der alte Philisterrationalismus, der sich in seiner spießbürgerlichen Feiertagsstimmung nur allzugern mit moralischen Gemeinplätzen abgibt, welcher hierbei es für Pflicht und Gewissen erachtet, sich des Volkes Israel anzunehmen. Insoweit sich dieser urdeutsche Philister auf die Warums einläßt, hat er für dies Benehmen allerdings einen zureichenden Grund. Er sagt sich, fast wie der abgerichtete, Staar unaufhörlich die Phrase vor: „Dies bringt die Aufklärung so mit sich", die Aufklärung und immer wieder die Aufklärung. „Alle Menschen sind sich gleich" — dies ist sein Calcul — „und was sind die Juden anders als Menschen".

Mit diesem aufklärungssüchtigen Rationalismus, der noch obenein gefühlvoll thun will, ist in der That kein Auskommen. Weil er nie das wahre Wesen der Dinge, sondern immer nur diejenige Seite von ihnen erkennt, die dem praktischen Verstandescalcul angehört, so läßt sich mit ihm philosophisch, d. h. in wahrhafter Gedankenweise, nicht streiten; eben deshalb jedoch ist er auch in allen Objecten, welche wahrhafte Wesenheiten ausmachen, zwar immer der vorlauteste, zugleich aber der unzulänglichste Beurtheiler.

Es ist hier nicht im geringsten der Raum, Ausführliches über die bürgerliche Erhebung der Israeliten beizubringen; doch beantwortet sich diese jetzt mit so vielem Lärm aufgerüttelte Frage dem wahrhaft vernünftigen, dem *christlichen* Denker von selbst. Und zwar beantwortet sie sich ihm mit einem entschiedenen Nein. Und warum dies Nein? Weil eine Emancipation der Juden fürs erste ein logischer Unsinn, fürs zweite ein so wüster Zweifel an den Elementen des Christenthums selbst ist, wie ihn eben nur jener schale Aufklärungsrationalismus in seiner Gedankenlosigkeit wird vertreten mögen. Was zuerst den logischen Nonsens angeht, so liegt er darin, daß der Jude als solcher zu derjenigen Freiheit des Daseins gelangen soll, deren Negation eben sein religiöser Glaube ist. Man will dem Juden als Juden zu Etwas verhelfen, dessen Erreichung eben nur dadurch bedingt ist, daß er *kein* Jude ist. Dergestalt wird die widersinnige Theorie der Judenemancipationsvertheidiger schon an sich zur widrigen Flauheit und Lauheit, zur unverzeihlichen Indifferenz und Verdumpfung gegen das Christenthum, indem sie das Höchste und Heiligste aller Elemente und die alleinige Wahrheit und Gewißheit alles Gottesglaubens und aller Gottesandacht, die im Christenthume sich manifestiren, mit demjenigen Cultus in Eins setzen will, den der Stifter des Christenthums selbst negirt und aufgehoben hat.

Es fragt sich, warum wir diese auf der Tagesordnung schwebende Frage bei Gelegenheit des Lewald'schen Buchs in Erwähnung bringen. Einzig deshalb, weil in diesem Buche in ganz leichter, scheinbar heterogener Methode diese Angelegenheit auf ein Feld hinübergespielt ist, wo sie durch Begebenheit und Reflexion sich selbst persiflirt. Damit wollen wir keineswegs ausdrücken, dies Buch sei eine Persiflage alles Judenthums, oder eine Reflexionsnovelle über die Judenemancipation als solche. Nichts weniger, allein indem es die bürgerliche Stellung eines jüdischen Bankiers in ausgedehnter, jüdischer sowol als christlicher Umgebung schildert, indem es das sociale Wechsel- und Widerspiel des jüdischen und christlichen Elements in möglichster Beschränkung entfaltet, indem es den Widerspruch des jüdischen Bewußtseins, der, so lange die Erinnerung bleibt, auch selbst durch Taufe und Übertritt noch nicht gehoben wird, in der Weise der Selbstgeständnisse zu Tage fördert — dadurch eben beleuchtet es in Wahrheit die absolute Infirmität des Judenthums, des socialen sowol als des religiösen, und läßt eine vom wirklichen Ernst durchdrungene Ironie hindurchblicken, die in der That diesem vielbesprochenen Gegenstand selbst als dessen krankhafte, sich verzehrende Dialektik einwohnt.

Der jüdische Bankier, der hier seine Lebensereignisse beschreibt, gibt uns (auf S. 191 des zweiten Theils) selbst das Motto, das auf gewisse Weise dem Lewald'schen Romane vorangesetzt werden könnte. „Ich glaube", so äußert er sich, „daß diese Versuche, welche Christen und Juden nähern sollen, nur dazu dienen, sie stets weiter und weiter voneinander zu entfernen. Alles, was Eifersucht erregen kann, soll vermieden werden, und alle Bestrebungen, die Juden im Äußern den Christen gleichzustellen, zeigen nur zu deutlich die Kluft, die sich zwischen beiden befindet und die nicht übersprungen werden kann. Entweder hört auf Juden zu sein, oder seid es ganz, wie ihr es wart und ganz hättet bleiben sollen." Und so ist denn auch der Inhalt dieser Memoiren hauptsächlich darauf berechnet, zu zeigen, wie zwar der Jude nicht leicht als Jude den Widerspruch seiner hartnäckigen Glaubensstarrheit und Einsamkeit ertragen kann, weshalb sich bald ein Verlangen in seinem Gemüthe regen kann zur Entsagung dieses starren Glaubens und zur Annahme des Christenthums; wie aber dessenungeachtet auch der Jude als *getauftes* Individuum noch keineswegs in socialer Hinsicht dem Christen gleichstehe, einmal, weil sich in ihm selbst alsdann Wirklichkeit und Erinnerung theilen, sodann weil auch die christliche Welt, in hartem Vorurtheil befangen, ihn noch nicht als vollgültigen Genossen anerkennen will. Und so verhält es sich in der That. Der einzelne Jude, als dieses mit sich und mit der Welt entzweite Individuum, sowie ihn die gegenwärtige Zeit uns darstellt, kann nie und auf keine Weise emancipirt werden, denn eben die Erinnerung ist es, die Vergangenheit, welche zuvor verlöscht und vertilgt werden muß. Ob das jüdische Volk als Ganzes, Großes, Einheitliches dereinst emancipirt, befreit, erlöst werden, ob sich dergestalt die uralte Sage vom ewigen Juden endlich erledigen und zum Ziele bringen wird, dies zu verneinen, wäre vielleicht sogar ein Frevel. Daß aber diese Befreiung auf allgemeine, allmälig vollendende und wahrhaft totale Weise *nur durch das Christenthum selbst* geschehen kann, diese Behauptung ist eine unumstößliche und unzweifelhafte Gewißheit, an welcher nur der starre Fanatismus eines sein eignes Wesen verkennenden Volks und nur der schale, keine Tiefe der Dinge erfassende, in der eignen Geistlosigkeit verdumpfende Verstandescalcul des gegenwärtigen Jahrhunderts zu zweifeln vermag.

Wir bedauern, daß es uns an Raum gebricht, alle Hauptmomente dieser Memoiren herauszuzeichnen. Um jedoch eine Probe zu liefern, welcher Art der Humor des Dichters in diesem Werkchen sei, wollen wir ihm ein kleines Miniaturbild, das der Leser auf Seite 88 fg. des ersten Theils ausgeführt findet, mit aller Treue nachzeichnen. Der Held des Romans und Bankier befindet sich an einem kühlen Morgen zu Anfang des Winters, im guten Pelz verwahrt, auf der Reise nach dem Rhein; da bemerkt er einen jungen Menschen, der am Wege sitzt und vor Kälte fast erstarrt scheint. Der gutmüthige Bankier läßt halten und nimmt den armen Jüngling mit dem luftigen, dürftigen Röckchen zu sich in den wohlverwahrten Wagen, er hängt ihm einen überflüssigen Mantel um und erwärmt durch ein Glas Madeira seinen durchfrorenen Magen. Dies erfüllt den armen Jüngling mit Wohlbehagen, er wird redselig und offenbart seinem Retter, daß er ein jüdischer Glaubensgenosse und ein Dichter sei, dem das Schicksal

grausam mitspiele, den Alles von der Thür weise. Hierdurch gerührt, schenkt ihm der Bankier bei ihrer Trennung eine nicht unansehnliche Summe, wofür jener versprechen muß, von Zeit zu Zeit von sich hören zu lassen. Nichtsdestoweniger ging es dem armen Dichter in der Folge nicht besser, er taugte nicht für die Welt, man hielt ihn bald für einen Schwärmer, bald für einen Freigeist, man hielt ihn für Alles in der Welt, und der arme Teufel mußte endlich an diesem Dafürhalten sterben. Wer kein Geld hat, wird in der jüdischen Umgangssprache gewöhnlich Lump geheißen; solch ein Lump war auch der gute Dichter. Dazu kam, daß man im Städtchen, wo er lebte, erfuhr, daß er im Punkt der Liebe nicht reinen Leumunds genieße; ein armes Christenmädchen hatte ein Pfand seiner Zärtlichkeit aufzuweisen und war bald darauf gestorben. Dies Pfand lief nun bettelad im Orte herum und wurde von den andern schmuzigen Bettelkindern „Jud" geschimpft, und sie schämten sich seiner."

„Der arme Lump selbst saß in einem kleinen, elenden Zimmerchen, dessen geringe Miethe ihn sogar am Ende eines jeden Monats in die tödtlichste Verlegenheit setzte, und arbeitete an einem großen Trauerspiel mit Chören: „Salomo's Siegelring". Gewiß das Unpassendste, was er in seiner Lage thun konnte. Hierüber kam der Tod, wie auf leisen Socken, unmerklich zu ihm herangeschlichen, klopfte ihm auf die Schulter, als er grade an seinen Versen feilte, und sprach: „Laß das gut sein, armer Lump! Wie magst du nur so dich plagen und um nichts, Launen ertragen und hungern und frieren, und dich überdrüssig darben! Es wird doch nichts daraus. Komm, wir wollen das Ding bald anders machen." Und damit war's aus. In dem kalten Zimmer lag alsbald die Leiche des Dichters. Er, der nie zu Pferde gesessen, mußte an der galoppirenden Schwindsucht sterben. Seine Gedichte und sein Trauerspiel hat Niemand zu sich genommen; die losen, schmierigen und halb zerrissenen Blättchen wurden auf den Kehricht geworfen, und doch soll er ein guter Dichter gewesen sein. Der arme, gute Mensch! Schade, daß er eben ein Lump sein mußte."

In der That, es ließe sich dieser Schilderung auch ein tieferer, sigürlicher Sinn unterlegen, wobei man freilich nicht bei der äußerlichen Lumpigkeit, wie sie sich hier darstellt, stehen bleiben dürfte. 71.

Das aufrührerische Wörterbuch.

Der gelehrte und bescheidene Lexikograph Boiste hatte an sein Wörterbuch*) die letzte Hand gelegt: die Revision des letzten Bogens war besorgt und der Druckerei die Weisung gegeben, denselben sogleich einzuheben. Der Verf. begab sich zur Ruhe und wiegte sich in süßen Träumen: am andern Tage um 8 Uhr sollten schon Exemplare von seinem Werke ausgegeben werden. Als er erwachte, sah er sein Bett von Gendarmen umringt. „Sie irren sich unstreitig. Ich bin Boiste, kaiserlicher Grammatiker." „Ganz recht", erwiderte der Brigadier, „ich irre nicht . . . und hier der Befehl, den genannten Boiste, Grammatiker, zu verhaften." Dagegen war nichts zu sagen, dies Folge zu leisten; ein Wagen brachte den Überraschten schnell nach Vincennes. In die Kanzlei des Gefängnisses gebracht, glaubte Boiste anfänglich, hier werde das bisher beobachtete Stillschweigen aufhören. Er fragte deshalb, unter Betheuern seiner Unschuld, bescheiden, aus welchem Grunde man ihn verhaftet habe. Der oberste Beamte öffnete aus einer gewissen Achtung für einen alten Mann den Verhaftsbefehl und antwortete, nachdem er denselben gelesen, gleichgültig: „Aus Rücksicht für die öffentliche Sicherheit."

Der arme Boiste ward in ein vergittertes Gemach gesperrt und hier, in der Einsamkeit, sann er drei ganze Monate hin und her, wie er, der alte Bücherwurm, durch sein Studium der Worte von A—Z habe die öffentliche Sicherheit gefährden können. Er ließ es nicht bei Klagen bewenden und setzte dringende Beschwerden auf; seine Briefe, die er an alle ihm bekannte Leute von Einfluß richtete, hatten stets den logischen Schluß: „Ich habe nicht das Geringste begangen; aber man sage mir, was ich gethan habe, um mich zu rechtfertigen!" Unglücklicherweise blieben sämmtliche Briefe ohne Antwort. Endlich gelangte doch ein Brief des unglücklichen Gefangenen in Fontanes' Hände; obgleich ganz Hofmann, war der Großmeister der Universität doch nicht so kurzsichtig, die Strafbarkeit des Grammatikers Boiste für möglich zu halten; er sprach sogleich mit dem Kaiser darüber. Dieser war grade gut gelaunt, lachte über den in so zuversichtlichem Tone abgefaßten Brief und ließ, ganz Fontanes' Ansicht theilend, den Herzog von Otranto rufen. Fouché wußte so wenig wie die Andern den Grund der Verhaftung; er war sogar sehr erstaunt darüber und hatte unstreitig den Befehl unterzeichnet, ohne ihn gelesen zu haben. Der Polizeiminister beschied den Präfekten, dieser wußte nichts von der Sache und ließ seinen Divisionschef holen; dieser berief sich auf einen Bureauchef, der endlich nach zweitägigen Nachsuchungen das verhängnißvolle Aktenstück fand. Man lieferte es in die Tuilerien, und da ward denn ersichtlich, daß der Verhaftsbefehl auf die Denunciation eines Censors erlassen worden war. Und sollte man es glauben — Boiste war angeklagt, Bonaparte als spoliateur bezeichnet zu haben. Wo und wie, davon enthielt die Denunciation nichts. Man wollte den Censor rufen lassen und von ihm Erklärung fodern; aber dieser war, vielleicht hundert Meilen fern, auf einer Amtsreise durch die Departements begriffen.

„Fragt doch Boiste selbst!" rief Napoleon; „denn, ich wiederhole es, ich halte ihn dessen unfähig; zudem hat in einem Wörterbuche das eine andere Bedeutung."

Boiste ward am folgenden Morgen aus seinem Gefängnisse in das Cabinet des Herzogs von Otranto geführt, wo auch Fontanes sich befand. „Sie sind eines Attentats gegen den erhabenen Fürsten angeklagt, der uns regiert", sprach Fouché. „Eines Attentats? ich! aber Sie glauben es doch nicht? Attentat kommt von tentare ad oder contra aliquem. Fragen Sie den Hrn. Großmeister der Universität, und ich kenne zu wohl die Bedeutung eines Wortes, um —". „Doch", sagte Fontanes, ihm die Denunciation, deren Unterschrift er mit seinem Daumen bedeckte, hinhaltend; „lesen Sie." — Boiste's Augen überflogen das Blatt. „Nun?" fragte Fouché, der ihn in ruhiger Haltung sah. „Ist's weiter nichts?" entgegnete Boiste. — „Ich hoffe zu Ihrem Besten, daß es nur ein Irrthum ist!" — „Im Gegentheil, die Wahrheit!" — „Die Wahrheit?" — „Ohne Zweifel! es ist eine Ehre für den Helden!" — „Eine Ehre?" — „Ja, um zu zeigen, daß er so gut das Wort als den Degen zu führen weiß." — „Genug, hören Sie auf mit Ihrem unverschämten Scherze!" rief aufgebracht Fouché. — „Ich scherze beim Himmel nicht, gnädiger Herr! Ich würde mir so etwas mit Ew. Excellenz nicht erlauben." — „Erklären sie sich denn!" — „Nichts leichter!" und ein Exemplar seines Wörterbuchs, das grade dalag, ergreifend, schlug er das Wort spoliateur auf, das so gedruckt war: SPOLIATEUR, *Bonaparte*. Fouché und Fontanes erbleichten vor Schreck, Letzterer stammelte mit Mühe: „Was hat Sie zu einer solchen Kühnheit veranlaßt?" — „Kühnheit? nichts weniger! Es ist historisch; ich habe den Namen Sr. Majestät nach dem Worte spoliateur gesetzt, weil der General Bonaparte zuerst auf der Tribune sich dieses Ausdrucks bedient hat; weil diese Neuerung von ihm herrührt; weil er dies Wort geschaffen, das man vor ihm nicht in der französischen Sprache antrifft." Fouché und Fontanes sahen sich erstaunt an. Boiste ward in Freiheit gesetzt; doch sollen ihm die Cartons, die das verrätherische Blatt ersetzen mußten, viel Geld gekostet haben. 4.

*) Die achte von Charles Nodier besorgte Ausgabe erschien 1834.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 132. — 12. Mai 1837.

Hiſtoriſch-diplomatiſche Darſtellung der völkerrechtlichen Begründung des Königreichs Belgien, von Nothomb. Nach dem Franzöſiſchen bearbeitet mit Anmerkungen und Zugaben von Adolf Michaelis. Mit einer Karte des Königreichs Belgien. Stuttgart, Cotta. 1836. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Gr.

Nicht immer iſt der alte Spruch richtig: post hoc, ergo propter hoc, und namentlich findet, wie ſehr auch der Schein gegen dieſe Behauptung ſein möge, eine eigentliche Cauſalverbindung zwiſchen der franzöſiſchen Julirevolution und der belgiſchen Septemberrevolution nicht ſtatt. Allerdings würden die Urſachen der belgiſchen Revolution nicht ſo raſch gewirkt, ſie würden noch keine Kataſtrophe herbeigeführt haben ohne die Julirevolution; aber ſie waren doch andere als die Julirevolution. Als ſich im 16. Jahrhunderte die Nordniederländer von Spanien losriſſen, und dazu allerdings durch das Benehmen der ſpaniſchen Regierung alle Urſache hatten, gründeten ſie doch ihren für das alte Recht behaupteten Staat ſtreng im Sinne der neuen Bewegungen ihrer Zeit. Vorherrſchen eines ſehr ſtarren, der Phantaſie feindlichen Proteſtantismus; Vorherrſchen eines durch heidniſche Muſter gebildeten, nüchternen Formenſinnes; Vorherrſchen von Handel und Seemacht und von derjenigen bürgerlichen Geſinnung, welche ſich in ſolchen Richtungen entwickelt, drückten den Nordniederländern außer ihrem altſaliſchen, mit den Brabantern und Flämingern gleichen Weſen ein ſo beſtimmtes beſonderes Charaktergepräge auf, daß ſie ſich nun von den ehemaligen Stammgenoſſen faſt ſo ſcharf ſchieden wie von andern Nationen. Sogar die ſaliſche Sprache, die, in Brabant und Flandern dem Verkehre des Volkes vornehmlich überlaſſen, hier ein deutſcheres, naiveres, natürlicheres Weſen behielt, ward in der holländiſchen Schriftſprache nach claſſiſchen Muſtern gebildet und aus ihrem frühern unmittelbar nationalen Daſein geriſſen. Wer kennt nicht in Deutſchland Arnold's herrlichen „Pfingſtmontag"; hält man nun, nicht die Volksdialekte Nordniederlands, ſondern die holländiſche Schriftſprache, die Sprache der gebildeten Geſellſchaft in Holland (wie ſie etwa in den Geſprächen in van Wyn's „Hiſtoriſchen Avondſtonden" erſcheint) zu dem verwandten flämiſchen Dialekt, wie er überall ſich gibt, ſo findet ſich bei geringerer Verſchiedenheit noch der Redemittel, der Worte, als zwiſchen Hochdeutſch und Strasburgerdeutſch ſtattfindet, ein ſichtliches Verhältniß der Rede wie zwiſchen dem Hochdeutſch des bremer Studioſus Reinhold in dem erwähnten Stück und des liebenswürdigen Lißel's gutem Strasburgerdeutſch.

So weit hat ſich der Unterſchied des Volkes in Belgien und Holland durch verſchiedene Religion, verſchiedene Beſchäftigung und verſchiedene geiſtige Muſter auseinander gebildet. Eine Verſchiedenheit aber, die ſich ſo beſtimmt ausdrückt, läßt ſich in der Politik nicht wie in dem angeführten Drama durch perſönliche Liebe und durch eine Heirath ausgleichen, und jeder Verſuch, ſie plötzlich und durch äußere Mittel zu beſeitigen, muß nothwendig zu Groll und Haß und zu noch entſchiedenerer Entfremdung führen. Hr. Nothomb hat deshalb ſicher Recht, wenn er meint, die Vereinigung Hollands und Belgiens zu einem Staate ſei von Hauſe aus etwas Unnatürliches geweſen. Darin allein, daß man das Verhältniß ſo faßt, liegt denn auch eine Entſchuldigung für die vielen Bedrückungen und Misgriffe, welche von der niederländiſchen Regierung, ohne daß ſie die Abſicht hatte, unwillkürlich gegen die Bewohner Belgiens geübt wurden. Der Verf. hat vollkommen Recht, wenn er behauptet:

„Keine Nation hat eine unbedingte Exiſtenz für ſich. Jedes Volk muß ſich nach ſeinen Verhältniſſen zu andern Völkern ſo gut richten wie der einzelne Menſch nach ſeinen Verhältniſſen zu den andern Menſchen. Es gibt weder für die Völker noch für den einzelnen Menſchen eine abſolute individuelle Freiheit, und es gibt für die Staaten in ihrer Coexiſtenz mit andern Staaten ebenſo gut Geſetze als für die Bürger in ihrer Coexiſtenz mit ihren Mitbürgern in einem und demſelben Staate.

Dieſe Behauptung, die der Verf. in anderer Beziehung geltend macht, läßt ſich auch auf Hollands Verbindung mit Belgien beziehen, die, ſo unnatürlich ſie war, keineswegs von Holland abhing, was gewiß ſein Cap und ſein Ceylon lieber zurückgenommen hätte als die Entſchädigung dafür in Belgien. Die Annahme Belgiens als einer Gebietsvergrößerung ſchloß alle andern ſpätern Übelſtände ein, und es blieb nichts übrig als das Untergehen der belgiſchen oder der holländiſchen Eigenthümlichkeit, wie bei der ähnlichen Verbindung Polens und Rußlands eine andere Wahl am Ende nicht geblieben iſt. In der Wagſchale der göttlichen Vorſehung ſcheint nun Belgien ein ſchwereres Gewicht gehabt zu haben als Polen, und wir ſehen

es jetzt mit allen Anlagen zu schönster und eigenthümlichster Entwickelung weiterer Zukunft entgegengehen. Das aber ist das Verdienst des Werkes, welches uns zu diesen Bemerkungen veranlaßt, daß es die Unnatürlichkeit der Verbindung Belgiens und Hollands, die nothwendigen Übelstände, die sich daraus entwickelten, und die Nothwendigkeit eines Untergehens belgischer Eigenthümlichkeit oder eines Befreiungskampfes deutlich darlegt; daß es die stattgehabten Vorgänge in ihren wesentlichsten Punkten rechtfertigt und Belgien geistig mit sich und mit dem legitimen Europa aussöhnt. Die Dissonanz bleibt nun im Grunde zwischen Holland und zwischen England, welches früher Holland seiner Colonien beraubt, dann für dieselben ihm Belgien zugeschoben und nun Belgien wieder bei seinem Unabhängigkeitskampfe mannichfache Vortheile gewährt hat. Auf die Engländer erbittert zu sein, haben die Holländer alle Ursache; die Belgier thaten am Ende nur, was Jeder thut, der die Wahl hat zwischen Umkommen oder Abwehren, wenn er die Kraft zu letzterm besitzt.

Auch daß Das, was sich nun bereits in Belgien gebildet hat, nicht das Werk einzelner Menschen, sondern das Werk der Macht der Dinge war, geht aus Hrn. Nothomb's Darstellung deutlich hervor. Er selbst sagt in dem Vorwort S. XCV:

> Der Verf. will nicht das blinde Schicksal zum Princip der Geschichte machen; allein während er dem menschlichen Willen einen großen, ja sehr großen Antheil an ihr einräumt, bringt er allerdings auch die Verhältnisse in Rechnung, deren Würdigung und Benutzung der Intelligenz des Menschen übrigens freigegeben ist. Belgien war keine Oase in einer Wüste. Die unvermeidlichen Bedingungen, von welchen die Revolution und deren Erfolge abhingen, durften und konnten niemals aus dem Auge gelassen werden; mit unwiderstehlicher Gewalt bemächtigten sie sich Aller, die zur Regierung mitzuwirken hatten, indem sie die Einen belehrten, die Andern erschreckten. Die nämlichen Menschen, welche diese nothwendigen Bedingungen, so lange sie an der Regierung waren, anerkannten, verkannten sie, nachdem sie von der Regierung entfernt waren, von Tag zu Tag immer mehr und meinten, daß sie immer weniger gebieterisch würden. So gibt es Dinge, die man vom Fuße eines hohen Berges kaum mehr wahrnehmen kann, die aber Jedem, der auf der Spitze desselben steht, ohne alle Anstrengung in die Augen fallen.

Erst die strenge Festhaltung dieses Gesichtspunktes hat Ref. begreiflich gemacht, wie es möglich gewesen, daß die Belgier bei ihren Königswahlen immer nur an französische Prinzen oder an einen solchen denken konnten, der dem englischen Hofe nahe stand; wie es möglich war, daß auch kein Einziger sich erinnert zu haben scheint, daß noch legitime, fürstenmäßige Nachkommen der alten Herzoge von Brabant in den Gliedern des hessischen Hauses übrig sind, und daß die Wahl eines hessischen Prinzen dem Lande, nachdem es Jahrhunderte lang unter fremden, burgundischen, spanischen, östreichischen, französischen und holländischen Fürsten gestanden, einen Sproß des ältesten europäischen Fürstenhauses nicht nur, sondern zugleich eines Fürstenhauses wiedergegeben hätte, was dem nordöstlichen Theile Südbrabants und dem nordwestlichen der jetzigen Provinz Lüttich, dem pagus Mansuariorum, seinen Ursprung verdankt und früher jahrhundertelang über Brabant und Antwerpen, eine Zeitlang auch über Hennegau als Landesfürsten, über ganz Belgien als Herzöge von Lothringen glücklich und glorreich geherrscht hat.

Wenn der Verf. hinsichtlich der Zukunft Belgiens besonders darauf einen hohen Werth legt, daß in diesem Staate die geistliche und weltliche Macht vollständig getrennt und unabhängig voneinander gestellt worden seien, so scheint er zu vergessen, daß eine solche Trennung nur in der Weise möglich, ja nur in der Weise wünschenswerth ist, wie sie im Mittelalter war. Dies scheint der Verf. jedoch nicht zugeben zu wollen, sondern einen Zustand vor Augen zu haben, wo nicht blos geistliche und weltliche Macht, Kirche und Staat in einer gewissen Unabhängigkeit zueinander stehen, sondern wo auch die Religion unabhängig vom Staat, der Staat unabhängig von der Religion ist. Ein solcher Zustand ist der Theorie nach in den nordamerikanischen Freistaaten; in der That aber existirt er dort nicht und ist nirgend möglich. Der Staat muß bei Eidesleistungen, bei dem Familienrecht u. s. w. ein sicheres religiöses Substrat haben. Er kann es in der Theorie verleugnen, wenn es ihm nämlich die Wirklichkeit trotz des Verleugnens gewährt, wie zum Theil noch in Nordamerika der Fall ist, wo es Niemanden einfallen darf als Mohammedaner leben, ja nur den Sonntag nicht halten zu wollen. Je mehr aber die Gleichgültigkeit zwischen Religion und Staat eine wirkliche würde, je mehr würde der Staat selbst aller seiner Fundamente bar werden; wie denn allerdings nach einigen Berichten in Nordamerika schon jetzt Meineide an der Tagesordnung sein sollen, und aus einem durchgreifenden Abfall der nordamerikanischen Bevölkerungen vom Christenthume nothwendig auch der Einsturz ihres jetzigen Staates sich entwickeln müßte. Die Religion also kann der Staat, und sie kann den Staat nicht freilassen; daß man aber bei gewissen vom Staate festgehaltenen Fundamenten, etwa einem allgemeinen christlichen Glaubensbekenntnisse, nun die verschiedenen, mit solchen allgemeinen Fundamenten vereinbaren Kirchen einer vollkommenen Freiheit ihres corporativen Daseins überlassen soll, wie gegenwärtig die Belgier thun, ist auch unsere Überzeugung.

Wer Land und Volk in Belgien gesehen und die herrlichen Elemente künftiger Staatsbildung hier beobachtet hat, kann sich nur freuen über die Geburt dieser zeitig schlummernden und sich selbst kaum bewußten Nationalität. Sie wird die niederdeutsche Sprache, grade im Gegensatze der Holländer wieder mehr an das Mittelalter anknüpfend und die romantischern Neigungen der neuesten Zeit aufnehmend, in ganz neuen Bahnen ausbilden und so sicher mit der Zeit auch einen innern geistigen Kampf in dem Bereiche niederdeutscher Mundarten herbeiführen, der nur die schönsten Früchte verspricht. Deutschland wird an einem in Belgien und Holland getrennten und doch nationalen Niederland ebenso geistig erweckliche Nachbarn bekommen, als es bisher an der Schweiz hatte, während ein über jene Mundarten dominirendes Holland, wie alle Einsamkeiten, sich in den letzten Zeiten ziemlich langsam von Frankreich und Deutschland nachschleppen ließ.

Die Darstellung des Hrn. Nothomb gewährt die Überzeugung, daß Belgien alle Garantien künftigen Gedeihens und künftigen Glückes in sich trägt, wenn es ruhig bei der nationalen Richtung beharrt, die es sich in dem bisherigen Gange seiner Revolution vorgezeichnet hat. Es ist übrigens das vorliegende Werk nicht eine bloße Staatsschrift, noch weniger eine bloße Streitschrift, obwol ihr Inhalt oft in den Charakter einer solchen hinüberspielt; sondern eine vollständige Ausstattung der durchaus ruhigen Darstellung mit den nöthigen officiellen Daten und Urkunden in Anmerkungen und Anhängen (großentheils der Sorgsamkeit und Tüchtigkeit des deutschen Bearbeiters zu verdanken) macht das Buch zu einer historischen Quelle und Quellensammlung. Wir stehen deshalb auch keinen Augenblick an, der Bearbeitung des Hrn. Professors Michaelis in vieler Hinsicht einen höhern Werth beizulegen als dem französischen Originale selbst und würden dies noch unbedingter thun, wenn die Urkunden und Staatsschriften nicht übersetzt, sondern im Original der deutschen Bearbeitung beigegeben wären. 49.

Aus Italien.

Unter den vielen freundlichen Eilanden, die sich näher und ferner vom Marcusplatze aus den Lagunen Venedigs erheben, ist jetzt die hauptsächlichste die Insel San-Lazzaro. „Einst ruderte der Schiffer so schnell als möglich an dem unheildrohenden Ufer vorüber, wenn er seinen Kahn weiter ins Meer hinaustreiben mußte; jetzt versäumt weder ein gebildeter Inländer noch Fremder das glückliche und ehrwürdige Inselchen zu besuchen. Wer hat diese große Verwandlung hervorgebracht? Eine Handvoll gelehrter Ausländer.“ So fängt eine kleine, leider nur in 60 Exemplaren zu Mailand im vorigen Jahre erschienene Schrift an, die über die armenische Niederlassung auf San-Lazzaro manches Neue und Genauere erzählt. Sie ist dem k. k. Oberappellationsgerichtspräsidenten Don Antonio Mazzetti gewidmet und berichtigt durch genauere Angaben ohne weitere Polemik die beiden 1835 in Venedig in französischer Sprache von E. Boré und in englischer von Al. Good erschienenen Schriften über die gleiche Aufgabe. Unter dem Titel: „Della congregazione mechitaristica e degli illustri mechitaristi del secolo XIX nell' isola di San-Lazzaro in Venezia“ (Venedig 1836), erzählt sie außer den bekannten Angaben über den Stifter dieser gelehrten Verbrüderung (den zu Sebaste in Armenien geborenen Mechitar de Petro) besonders auch die Geschichte ihrer bedeutendern Lehrer, die der kleinen Insel so großes Ansehen unter allen armenisch sprechenden Christen verschafft haben. Die Anstalt zu Venedig, die seit einer Reihe von Jahrzehnden durch ihre Druckerei, ihre Bücher und Handschriftensammlung, durch ihr ethnographisches und physikalisches Cabinet so einflußreich wirkt, daß Napoleon selbst von der Maßregel sie ausnahm, die alle andern religiösen Verbrüderungen in seinen Staaten traf, verdankt ihre so glänzende Entwickelung besonders ihrem dritten Abte Stefan Aconz-Kover (denn so, nicht Biurer, wie das „Conversations-Lexikon“, achte Auflage, schreibt ihn der Verf.), Erzbischofe von Sinnia und ungarischem Magnaten. Er war zu Giurgiow in Siebenbürgen geboren, kam 1757 durch einen Schüler Mechitar's nach Venedig und ließ sich in die Brüderschaft aufnehmen. Von seinen vielseitigen Kenntnissen sind seine mannichfaltigen Schriften, besonders elf Bände einer allgemeinen Erdbeschreibung das beste Zeugniß. Zwei zur Vollendung des Ganzen fehlende Bände werden stets schmerzlich vermißt werden, da sie zu Konstantinopel bei einer Feuersbrunst in Flammen aufgingen. Der haikanischen Mundart gab er eine bis dahin ungekannte Ausbildung und Gewandtheit. 1785 war Pierre Simon Courdet, ein französischer Orientalist, bei ihm, um die haikanische Mundart von ihm zu erlernen, und arbeitete mit seiner Hülfe ein armenisch-lateinisches Wörterbuch aus, das leider in Paris nach Courdet's Tode während der Revolutionsstürme verloren gegangen ist. Man hatte Kover nach Paris zum armenischen Lehrstuhle berufen, aber die politischen Bewegungen bestimmten ihn, diesem Rufe nicht zu folgen. Hochbejahrt starb er 1824 und ist in der Sacristei auf San-Lazzaro beerdigt. Ungedruckt ist noch eine Geschichte der allgemeinen Synoden von ihm vorhanden. Kover's Nachfolger war bekanntlich Placidus Sukias Somei aus Konstantinopel, dessen der Verf., als eines Lebenden, nur kürzer gedenkt; er hatte zu vieler Verstorbenen zu erwähnen. Hervorgehoben ist Gabriel Avedichian, 1751 zu Konstantinopel geboren und 1827 auf San Lazzaro gestorben. Er gab außer mehren reintheologischen Arbeiten 1792 eine italienisch-armenische Sprachlehre, deren zweiter noch ungedruckter Theil (der armenisch-italienische) doch wol der Bekanntmachung werth wäre. Stefano Aslig, zu Smyrna 1757 geboren und 1807 zu Venedig gestorben, war mehr als Arzt wirksam und als Pflanzenforscher; Wertanes Asgherian (1720—1810) hat Mehres aus den europäischen Sprachen ins Armenische übersetzt und sich Verdienste um den Kalender erworben. Bronian, Isaak, 1806 zu Triest gestorben, war Mathematiker wie Gaciadur Siurmelian (1751—1827), der das „Allgemeine armenische Wörterbuch“, womit die Mechitaristen noch beschäftigt sind, vorbereitete. Jacopo Stefania, Giuf. Bagdasari und Gabr. Ganoitian traten an Siurmelian's Stelle. Auch der 1835 zu Rom verstorbene Eman. Giakciak war mit ihnen verbunden. Giov. Zohrab, der zu Paris 1850 gestorben ist, lebt auch im Andenken der abendländischen Literaturfreunde fort. Er war um 1760 zu Konstantinopel von armenischen Auswanderern geboren, kam 1794 nach Venedig und bereicherte die Sammlungen von San-Lazzaro mit mehren orientalischen Alterthümern, die er auf seinen Reisen in fernen Gegenden zusammengebracht hatte. Seine wissenschaftlichen Bekanntmachungen begann er mit der Übersetzung der Bibel ins Altarmenische; aber besonders wichtig war für den weitern Kreis der Literatoren die von ihm und Abate Ang. Maiz gemeinschaftlich besorgte mailänder Ausgabe der Eusebischen „Chronik“ mit ihren Beigaben. Später begab er sich nach Paris, wo er seine Studien mit denen Saint-Martin's vereinigte. Die beinahe vollendete Ausgabe aller Werke des armenischen Gelehrten Nerses IV. wurde durch seinen Tod gestört, und man weiß nicht, was aus den Vorarbeiten geworden ist. Seit seinem Tode suchten Giamb. Aucher aus Angura in Galazien und Lucas Ingigi durch ihre gelehrten Arbeiten diese Lücken zu füllen.

In dem seltener werdenden Geschlechte der gelehrten Cardinäle machte der Tod des Erzb. von Edessa, Placido Zurla, eine fühlbare Lücke. Für die Geographie des Mittelalters ist sein Name so bedeutend, daß der Ersatzmann jetzt schwer zu nennen sein möchte; doch auch für die Künste bewährte der ehrwürdige Greis eine erfreuliche Empfänglichkeit, und den Literaturfreunden aller Länder werden daher die gelegentlichen Angaben nicht unwillkommen sein, welche Kanonikus Moschini zu Venedig seiner Leichenrede beigegeben hat. Zurla war 1769 zu Verona geboren und zeigte früh Neigung zum Klosterleben, selbst gegen den Einspruch einer ihn liebenden Mutter. Nach Beschwichtigung dieser Bedenken und des Kampfes mit Fleisch und Blut, wie der Redner versichert, trat er daher in den Camaldolenserorden und hatte dort den jetzigen Papst Mauro Capellari zum Studiengenossen. Die Biographie eines Cardinals Giovanetti Nacchi und eines Abate Nacchi, dessen Schüler er gewesen war, sowie das „Enchiridio dei dogmi e dei costumi“ sind seine frühesten schriftstellerischen Arbeiten. Sammlungen für Naturgeschichte und bibliographische, wie sie sein Beruf als Bibliothekar des Klosters seines Ordens zu Venedig veranlaßte, leiteten ihn auf die Untersuchungen hin, denen er den Glanz seines Namens

verdankt. Denn als er bei seinen diplomatischen Forschungen die Karte des F. Mauro entdeckte, kam er, vom Erzherzog Johann, dem Pfleger alles Wissenschaftlichen und Würdigen, dazu angeregt, auf den Gedanken, den Reisen der frühern Venezianer seinen Eifer zuzuwenden. So entstanden seine berühmten Werke: „Il mappamondo di Fra Mauro descr. ed. illustr." (Venedig 1806, 4.); „Diss. intorno ai viaggi e scoperte settentr. di Nic. e Ant. Zeni" (Venedig 1808); „Dei viaggi e delle scop. africane di Aloise Cadamosto" (Venedig 1814); „Di M. Polo e degli altri viaggiatori più illustri c. append. sulle antiche mappe idro-geogr. lavorate in V." (2 Bde., Venedig 1818—19, 4.), die Zurla zum Schiedsrichter in Fragen über Gegenstände dieses Kreises erhoben. So ernste Untersuchungen entfremdeten ihn indessen seinen geistlichen Obliegenheiten nicht, denn selbst dem Dienste im Chore entzog er sich nicht, und seine Lebensbeschreiber bemerken, daß er mit seiner kunstreich ausgebildeten Stimme sogar den Gesang gehalten habe; außerdem gehörte er zum Tribunal di penitenza, habe sich dem Beichtstuhle der Klosterfrauen, dem Besuche der Kranken und den theologischen Berathungen nie entzogen. Durch die politischen Ereignisse wurde das Kloster der Camaldolenser zu Venedig aufgehoben; Zurla gründete daher, in Gemeinschaft mit einigen seiner Brüder, eine Lehranstalt für junge Leute. Auf Antrag des Patriarchen Milesi übernahm er später die Professur der Theologie im Seminar zu Venedig, und eine mehr zufällige Reise in den Herbstferien 1821 führte ihn nach Rom. Sein großes Verdienst verschaffte ihm dort die mannichfaltigste Anerkennung; eine Krankheit war der erste Anlaß seines längern Verweilens. Anstellungen bei der Propaganda und dem Tribunale des Inder, die Präfectur über das Unterrichtswesen im Collegio Urbano, die Ordnerschaft über das Museum Borgia und die Bibliothek der Propaganda banden ihn bald an seinen neuen Aufenthalt, wo er 1823 durch Pius VII. mit dem Purpur geschmückt, von Leo XII. zum päpstlichen Vicar, von Pius VIII. zum Präfecten aller Unterrichtsanstalten der päpstlichen Staaten, zum Erzb. von Edessa, zum Protector der Dominicaner, zum General der Camaldolenser erhoben ward. Selbst diese vielfachen Würden schienen ihn auf die Wissenschaften hinzuweisen, denen seine Neigung gehörte. Die gelehrten Vereine, die in seinem Besitze wetteiferten, durften auf seine wirkliche Theilnahme zählen: er las bei den Arkadiern, in der archäologischen Akademie über die Einheit der Darstellung in Rafael's Bilde der Verklärung und in einer gemeinsamen Sitzung der Akademien von S.-Luca und der Archäologen über Canova's Gruppe: Christus im Schooße der göttlichen Mutter, und andere religiöse Arbeiten dieses Künstlers u. s. w., und noch mancherlei Stoff zu gelehrten Arbeiten versprach er sich von einer Reise nach Sicilien, auf der zu Palermo am 20. Oct. 1834 ihn der Tod ereilte. Sein Vermögen hinterließ er zur Verfügung des heiligen Vaters. 40.

Segenvolle Wirkung eines modernen Romans.

Von dem Segen der modernen Romane ließe sich im Allgemeinen wol nicht zu viel Günstiges sagen. Wir sind von ihnen eher gewohnt, daß sie allerlei Unheil und Unfug anrichten, den Leuten die Köpfe verwirren und wenigstens nicht zur Begründung des Familienglückes beitragen. Und dennoch lehrt uns ein ganz modernes Beispiel, daß wir auch hierin nicht vorschnell urtheilen sollen, und daß in jenem Lande, wo einst die trefflichen Goldsmith und Fielding durch romantische Darstellungen gewiß heilsam und förderlam wirkten, die Fähigkeit des Romans, etwas Gutes und Solides zu begründen, noch nicht völlig erloschen sei. Wenn man uns freilich entgegnen will, daß in dem hier mitzutheilenden Pröbchen nicht wie vormals der Geist und die Absicht, sondern der Zufall und die Gunst des Glücks den guten Erfolg bewirkt haben, so wüßten wir hierauf nichts mehr zu erwidern. Doch zu unserer Geschichte.

Mistreß Blore, eine würdige Matrone aus der Grafschaft Darby in England, gerieth, ohne früher je Beruf zum Schriftstellerthum gefühlt zu haben, im Jahre 1833 auf den Gedanken, einen Roman herauszugeben unter dem Titel: „Phantasie und Wahrheit, oder der Roman des wirklichen Lebens." In dieser kleinen und bescheidenen Dichtung stellte die wackere Frau die mögliche und theilweis wahrhafte Geschichte ihres eignen Sohnes dar, der vor 14 Jahren noch als Knabe plötzlich verschwunden war und seitdem nichts von sich hatte hören lassen. Ungünstige Vermögensumstände hatten nämlich um jene Zeit die arme Mutter veranlaßt, sich von diesem ihrem einzigen Kinde zu trennen. Der Großvater väterlicher Seite, ein sehr bemittelter Mann, der aber mit Mistreß Blore in gespannten Verhältnissen lebte, nahm den Knaben zu sich und gab ihn zu einem Seidenhändler in die Lehre. Hier widerfuhr jedoch dem Knaben eine so harte Behandlung, die auf die Beschwerden und Klagen desselben bei dem harten Großvater so wenig Glauben fand, daß der Junge sich kurz und gut entschloß, dem Lehrherrn zu entlaufen und in die weite Welt zu gehen. Dies geschah im J. 1819, seit welcher Zeit Niemand von ihm weiter etwas erfuhr, obgleich Mistreß Blore, die nach dem Tode ihres Vaters eine beträchtliche Erbschaft angetreten hatte, nunmehr die sorgfältigsten Nachforschungen anstellte. Sie kündigte die Abwesenheit ihres Sohns in allen Zeitungen an, setzte hohe Belohnungen für Diejenige aus, die ihr Nachricht von ihm geben könnten u. s. w., alles vergebens. Nur oberflächliche und dunkle Gerüchte widersprechender Art kamen ihr zu: daß ihr Sohn bei dem Aufstande der Arbeiter zu Peterlo unweit Manchester getödtet worden; daß er zu Liverpool in einem Infanterieregimente Dienste genommen, oder gar als Schiffsjunge sich auf einem Ostindienfahrer anwerben lassen. Während nun Niemand mehr zweifelte, daß der arme Isaak Blore wirklich todt sei, regte sich doch in dem Herzen der Mutter die unabweisliche Ahnung, er müsse noch leben, und von diesem Gefühle bewogen, schrieb sie die obige Geschichte in Wahrheit und Dichtung, worin sie sowol die wahren und frühern Lebensverhältnisse ihres Sohnes als auch alle jene unbestimmten Sagen, seine fernere Existenz betreffend, ausführlich darlegte. Sie war nach Herausgabe dieses Romans fest überzeugt, er werde dereinst ihrem Sohne in die Hände gelangen und so zum Talisman ihres beiderseitigen Wiedersehens werden. Und so fügte es sich wirklich; denn vor ungefähr einem Monat gelangte an die vereinsamte Mutter, welche das reine und starke Muttergefühl zur Dichterin gemacht hatte, ein Brief mit Post aus Liverpool, dessen Verfasser sich für ihren Sohn erklärte und sie ersuchte, um der Wahrheit gewiß zu sein, sich an das Postamt zu Liverpool zu wenden. Die bewegte Mutter hatte auf diese Nachricht nicht Eiligeres zu thun als einen treuen Bevollmächtigten nach jener Stadt zu senden, der, um ganz sicher zu sein, das Zusammentreffen mit dem Sohne auf dem Policeiamte veranstaltete, wobei sich denn die Identität seiner Person auf das genügendste nachwies. Er war weder in Bengalen, noch Soldat, noch bei dem Aufstande von Manchester gewesen; hatte vielmehr während der ganzen Dauer seiner Abwesenheit im mittägigen Frankreich sich aufgehalten, wo er sich durch Thätigkeit ein kleines Vermögen erworben. Meinend, seine Mutter sei gestorben und der harte Großvater habe ihn enterbt, ließ er seinen Verwandten nichts von sich hören und eilte erst auf Flügeln der kindlichen Liebe nach England, nachdem ihm ein Landsmann zu Montpellier den Roman der Mistreß Blore mitgetheilt, in dessen Verfasserin er seine Mutter erkennen mußte. So rührend und erfreulich diese kleine Geschichte ist, so gut ist es doch, daß wir sie der Wirklichkeit und einer officiellen Zeitung, und nicht der Feder des seligen Kotzebue oder eines seiner natürlichen Abkömmlinge verdanken, dergleichen auch noch heutiges Tages in der Welt umherlaufen. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 133. — 13. Mai 1837.

Geschichte der neuern deutschen Kunst von Athanasius Grafen Raczynski. Aus dem Französischen übersetzt von F. H. von der Hagen. Erster Band. Düsseldorf und das Rheinland. Mit einem Anhange: Ausflug nach Paris. Berlin. Auf Kosten des Verfassers. 1836. Gr. 4. Mit einem Atlas. *)

Der Glanz und Reichthum, mit welchem die bildende Kunst in neuerer Zeit sich uns von Neuem offenbart, gehört zu den wohlthuendsten Erscheinungen unserer Tage. Wie hätte uns eine schönere Friedensverheißung werden können nach einer so sturmerfüllten, Alles gefährdenden Vergangenheit, welche den Genius unsers edeln Volks aus tiefer Lethargie zu neuem Leben und Bewußtsein aufzurütteln hatte!

Die Kunst erzieht uns, wie die Wissenschaft, zum Adel der Menschheit; während die Wissenschaft, ernst und streng, unsere Seelenkräfte in Anspruch nimmt, um uns Gott und Welt zu erschließen, nimmt die Kunst sich liebreich unserer Sinne, unsers Herzens an und lehrt uns sanft einschmeichelnd das Lesen und Verstehen im großen Buche der Natur mittels einer ebenso reizenden als allverständlichen Bilderschrift, welche uns das Alltägliche durch heitere Darstellung veredelt, das Hohe, Seltene, Schöne aber durch ideale Gestalten zur Anschauung bringt. Denn nicht jeder Zeit, nicht jedem Volke und nur wenigen Menschen ist es vergönnt, das Vollkommene in den Naturgebilden von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Da ist nun der Kunst das hohe Amt anvertraut, alle Gebilde, in welchen es der Natur gelungen ist, Gottes unerschöpfliche Gedanken auf die glücklichste, vollständigste, deutlichste Weise zur Anschauung zu bringen, für alle Zeiten und Völker in ihren Tempeln zu sammeln und aufzubewahren, damit es den wechselnden Geschlechtern der Menschen nie an den schönsten Typen fehlen möge, sich alle ihre erhabensten, ihre innersten Gedanken und Gefühle würdig und erfreulichst mitzutheilen.

Das möchte der wahre, höchste Beruf der Kunst sein.

Es gehört zu den menschlichen Gebrechen, daß der wahre, der höchste Beruf jeglichen Strebens nicht zu allen Zeiten gleich lebendig weder erkannt noch erfüllt wird; es ist eine leidige Thatsache, daß, wenn der Aufschwung zu lebendiger Ausübung durch ungünstige Zeitumstände ins Stocken geräth, der höchste Beruf sich aus den verödeten Werkstätten in die Theorie flüchtet, wo er dann allmälig durch Eitelkeit, Anmaßung und hochmüthiges Geschwätz dermaßen entstellt wird, daß die ganze Lehre dem Künstler ein Greuel wird und dem Liebhaber ein Ärgerniß. Die Werke sinken zur Abstrusität der Theorien hinab; die Künstler werden an der Göttin irre, fade, leer, unwahr, entweder gemein oder übertrieben; das Publicum wird lau, geringschätzig, unfähig; jene wie dieses fallen der Mode, dem Nützlichkeitsprincip anheim. Statt der Künstler nehmen den Thron nun die Kunstgelehrten ein, welche dann bald sich nur als Kritiker geltend machen, welche der Holländer sehr bezeichnend Letterknabbelärs nennt. Während nun diese sich im glücklichsten Falle unbestreitbare Verdienste erwerben um die Idee des höchsten Berufs und um das Historische der alten Künstler und ihrer Werke, werfen sie sich zu wahren Tyrannen der gegenwärtigen Kunst selber auf und machen es ihr möglichst schwer, den ihr zugehörigen Thron wieder einzunehmen, indem sie nicht etwa Kunstliebe fördern, sondern nur Kunstliebhabereien, welche ihnen als Parteien dienen müssen. Sie richten irgend ein Fähnlein auf, je ein altitalienisches oder altdeutsches, und schlagen wacker die Trommel dazu, der dann die Kunsthämmel schlechthin folgen, mit und ohne Geblök. Steht irgend ein selbständiger Meister auf, von der Göttin selber begeistert, berufen und mit dem rechten Gezeuge ausgerüstet, da lehnen sie sich wider ihn auf, bringen ihn ins Geschrei und stellen ihn höhnisch dem Höchsten, Herrlichsten alter Kunstepochen zur Seite, unermüdlich demonstrirend, wie winzig er daneben stehe! Sind dann endlich Fähnlein und Trommel verschlissen, dann versuchen sie's noch mit dem Protegiren der aufblühenden Jugend, bis sie auch hier den Credit verlieren und die Kunst selbst wieder frei und neu beschwingt den Thron besteigt, unbekümmert um all das gelehrte, verkehrte Geschwätz und Gestreite.

Daß wir dieses selbst erleben, daß wir Augenzeugen so herrlicher und vielfältiger neuer Kunstoffenbarungen sind, dazu können wir uns nicht genug beglückwünschen, besonders

*) Dieses Prachtwerk ist durch die Buchhandlung Brockhaus und Avenarius in Leipzig sowol in der deutschen als französischen Ausgabe zu dem Preise von 26 Thlr. 16 Gr. zu beziehen. D. Red.

Diejenigen von uns, welche sich der Kunstzustände vor 1800 erinnern können, welche wahrlich nicht berechtigten, einen so glänzenden, so siegreichen Aufschwung der Kunst so bald zu hoffen. Hier aber sei mit höchstem Dank und innigster Liebe das Andenken Wilhelm von Humboldt's gefeiert, welcher zur rechten Zeit bedachte, daß nichts geeigneter sei, die allgemeine wohlthätige Stimmung für die Kunst und ihr, das ganze Leben mit Schönheit und gefälliger Anmuth begleitendes Streben zu erhalten und zu fördern, als die Hervorbringung bedeutender Kunstwerke zu erleichtern und eine größere Anzahl derselben zu verbreiten. Sein tiefes Gemüth, seine weithin scharfblickende Seele hatten es vorlängst erkannt, wie das Streben der jungen Künstler nach Vollendung und der rege einsichtsvolle Antheil des Publicums an ihren Werken miteinander wetteiferten, der Kunst ein schöneres Emporblühen zuzusichern. Alsbald den günstigen Augenblick benutzend, stiftete er im August 1825 den „Verein der Kunstfreunde im preußischen Staate, zur Beförderung der Kunst und zur Verbreitung des Antheils an derselben". Ein außerordentlich glücklicher Erfolg krönte den schönen Gedanken: von der Ostsee bis über den Rhein hin bildeten sich seitdem in allen bedeutendern Städten gleiche Vereine; die Gesammtwirkung aller ist kaum zu berechnen! Alljährlich sollte das auch durch äußere sinn- und kunstreiche Anordnung bedeutende Grab des theuern Unsterblichen mit einem frischen, vollen Kranze von Künstlern und Kunstfreunden dankbar geschmückt werden.

In Folge dieser Betrachtungen sei denn das vorliegende Werk des Herrn Grafen Raczynski freudigst begrüßt, mit inniger Anerkennung sowol der anspruchlosen, treuen, herzwarmen Liebe für Kunst und Künstler, welche darin athmet, als der großen Aufopferungen, mit welchen es nur allein so reich, so geschmackvoll ausgestattet werden konnte; denn wir finden darin nicht allein weit über 60 dem Texte zu Theil eingedruckte, theils beigelegte, meist vortreffliche Holzschnitte von den berühmtesten Meistern in Berlin, London, Paris ꝛc., welche uns die im Buche besprochenen Hauptbilder der düsseldorfer Akademie und der übrigen Kunstanstalten der Rheinlande vergegenwärtigen, sondern auch noch ein Heft in großem Folio mit 11 saubern, geistreich behandelten Kupferstichen nach bedeutendern Zeichnungen und Gemälden der dortigen jüngern und ältern Meister, sodaß jeder Leser im Stande ist, die Beurtheilungen des Verf. an den nachgebildeten Werken selbst nach seinem individuellen Maße zu prüfen. Außerdem sind die im Charakter alter Manuscripte und Drucke verzierten Anfangsbuchstaben der Capitel — nach den ebenso zierlichen als geistreichen Zeichnungen der Frau Hermine Stilke zu Düsseldorf von pariser Künstlern ungemein schön in Holz geschnitten — eine höchst anmuthige Zierde des stattlichen Werkes, dessen Inhalt außer der interessanten Einleitung folgender ist:

I. Überblick der Geschichte der Malerei in Deutschland seit dem Ende des 18. Jahrhunderts bis auf unsere Zeit. II. Umwandlung der Kunst und des Geschmacks in den letzten 30 Jahren. III. Geschichte der düsseldorfer Akademie. IV. Geschichtsmaler. V. Übergang zum Genre. VI. Genre. VII. Landschaft. VIII. Köln. IX. Frankfurt. X. Darmstadt. XI. Mannheim. Erste Beilage: „Über eine folgerichtige Ausbildung des Malers", von Wilh. Schadow. Zweite Beilage: „Vom echten Geiste der Kunstbeurtheilung", von Demselben. Anhang: „Ausflug nach Paris."

Das Geschichtliche ist kurz, bündig, befriedigend und mit so lebhafter trefflicher Charakteristik der einzelnen Künstler durchwoben, daß man diese hier gleichsam persönlich kennen zu lernen glaubt und sich ihnen von Herzen zugewandt fühlt. Die Kritik erscheint hier bei allem Ernste so anspruchslos, so liebevoll, so herzig-wohlmeinend, sowol im Lob als im Tadel, zugleich so einnehmend in ihren Grundsätzen, daß man sich ihrer nirgend vorlauten oder aufdringlichen Leitung um so lieber überläßt, je mehr man sich dabei dem eignen Urtheil behaglich überlassen fühlt.

Da der Verf. in der Einleitung unumwunden bekennt, daß ihm vor Allem daran gelegen sei, dem unbefangenen, gebildeten Gemüthe das Recht des Urtheils über Kunstwerke sowie der unverkümmerten Freude daran zu vindiciren, so muß ihm dies unter den gegenwärtigen Umständen, da die neuerblühte Kunst uns mit einer solchen Fülle großer, schöner Darstellungen für sich zu begeistern weiß, unendlich viel Freunde zuführen. Und dies müssen wir für ein eminentes Verdienst dieses Buchs erklären; denn nichts kann der neuern Kunst und den zahlreichen für sie thätigen Kunstvereinen förderlicher und gedeihlicher sein, als diese günstige Stimmung nach allen Seiten hin möglichst zu verbreiten und wirksam zu erhalten. Auch Hr. von Rumohr hat schon vorlängst (im dritten Theile seiner „Italienischen Forschungen") erklärt, „daß eine verbreitete, populaire Empfänglichkeit für die Kunst die erste Bedingung einer gedeihlichen Entwickelung, hingegen eine Kunst blos zur Befriedigung der Künstler ein unerhörtes Unding ist". So ist es denn auch sehr anzuerkennen, daß der Verf. die bestehenden Kunstausdrücke ganz dem Sprachgebrauche gemäß gebraucht, ohne daran mit gelehrtem etymologischen oder grammatischen Zahne zu mäkeln und dadurch den landüblichen gewohnten Sinn der Worte zu verwirren. Unter Natur, Ideal, Styl, Geschmack versteht er ohne Weiteres nur eben Das, was man dem Sprachgebrauche nach darunter zu verstehen pflegt. Man kann es nicht genug beherzigen, daß es gar keinen geistreichern Sprachkünstler gibt als den Sprachgebrauch, welcher nichts Anderes ist, als die anerkannt-legitime Macht, welche selbstherrschend das Reich der Sprache mehrt, erhält, beschützt, nach allen Seiten hin neuen Bildungsstoff spendend und neue Nahrungsquellen eröffnend. Nur der Grammatiker ist der Sprache wirklich gewachsen, der geistreich, scharfsinnig und feinfühlend genug ist, dem Sprachgebrauch in allen seinen oft unendlich versteckten Intentionen und Organismen mit vollem Bewußtsein zu folgen. So hat z. B. der Sprachgebrauch für die altdeutschen Bauwerke das Wort: gothische, eingeführt; seit Jahrhunderten weiß Jeder, der das Wort kennt und gebraucht, ganz genau, was man darunter versteht; ohne allen Bezug auf die Gothen, vergegenwärtigt das Wort Jedem ein ihm zunächst bekanntes derartiges Bauwerk.

Nun aber nimmt Kritikus daran ein Ärgerniß, daß dieſes Wort verleiten kann, die Gothen für Erfinder dieſes Bauſtyls, oder gar Gotha für die Wiege deſſelben zu halten, wie denn das wirklich ſchon der Fall geweſen iſt; alſo erboſt er ſich, geht der Sache auf den Grund, findet, daß wenig oder nichts daran ſei, docirt das lang und breit, verwirft das Wort ohne Weiteres mit Jngrimm, bringt dagegen „Germaniſch" oder „Altdeutſch" in Vorſchlag und meint der Sprache einen tüchtigen Dienſt geleiſtet zu haben, weil er Kunſtſchwätzern ein neues Wort zum Nachſchwatzen beigebracht hat, ohne jedoch die Sache ins Reine gebracht zu haben. Was thut nun der Sprachgebrauch? Er horcht auf, findet die Sache durch das neue Wort nichts weniger als verſtändlicher geworden und behält vorſichtig das alte Wort bei, welchem er grade auch Das aufgeprägt hat, daß Erfindung und Urſprung dieſes Bauſtyls ſehr im Dunkeln liegt, wie ſo vieles Gothiſche. Er überläßt es alſo ruhig den Kunſtſchwätzern, ſich mit den neuen Wörtern breit und lächerlich zu machen.

(Der Beſchluß folgt.)

Über Marryat's „Mr. Midshipman Easy".

Wir halten dieſen Roman aus Capitain Marryat's unermüdlicher Feder für einen ſeiner vorzüglichſten; auch erfreut er ſich in England wie in Deutſchland einer ganz beſondern Gunſt. Der Verfaſſer ſcheint ſeines Talents immer ſicherer zu werden und deſſen Begrenzung zu erkennen; er vermeidet hier mehr als in andern ſeiner Werke ſentimentale Verhältniſſe und zu romanenhafte Abenteuer, wirft ſich mehr in das Komiſche und in die praktiſchen Seiten des Lebens. Ein junger Engländer, einziger Sohn eines reichen Mannes, welcher ſich einbildet, ein Philoſoph zu ſein, und von Freiheit und Gleichheit träumt, wird durch ſeine Aeltern entſetzlich verzogen, und nur, als er anfängt, dem Vater ſo ſehr über den Kopf zu wachſen, daß dieſer ſeine Ideen von Gleichheit in Beziehung auf ihn aufgeben muß, entſchließt der Vater ſich, ihn in eine Penſion zu thun, wo, wie man ihm gerühmt hat, die Ruthe, dies entwürdigende Erziehungsmittel, nicht gebraucht werde. Statt deſſen wird dort aber — der wirkſamere Stock angewendet. Mit Hülfe dieſes mächtigen Mittels gelingt es, Jack's Tollkopf zu brechen, und er lernt etwas, bleibt aber dennoch bei den Ideen, die ſein Vater ihm in den Ferienzeiten einprägt. So kehrt er im ſechzehnten Jahre in das älterliche Haus zurück und ſucht ſeine Grundſätze von Freiheit, Gleichheit und allgemeinem Eigenthum praktiſch zu erproben, ſtößt aber überall an. Da kommt er denn auf den Gedanken, die Erde ſei der Tyrannei ſeit uralten Zeiten verfallen, und nur auf dem Ocean wohne noch die urſprüngliche Freiheit des Menſchengeſchlechts. Er geht demnach mit Erlaubniß ſeines Vaters, der dieſen großen Gedanken mit Entzücken aus ſeines Sohnes Munde vernimmt, zur See. Hier aber findet er unter dem mildeſten, beſten Capitain, einem Freund und Schuldner ſeines Vaters, dennoch die ſtrenge Subordination des Flottendienſtes. Er empört ſich dagegen, der Capitain ſucht ihn zurückzuführen, zu überzeugen; Jack findet Ungleichheit überall, ſelbſt im Midſhipmenraume, wo er die Schwächern wider den Stärkſten vertritt. Alles ſpricht gegen die Grundſätze, die er mit der Muttermilch einſog; doch überzeugt er ſich noch nicht von ihrer Unzuläſſigkeit und ſucht den lebendigen Beweis durch Sophiſtereien zu entkräften. Bei Gelegenheit eines feindlichen Anfalls vertraut man ihm einſt ein Kanonenboot, und er wird dem Befehl ſeines Obern ungehorſam, in der Hoffnung, eine Priſe zu machen. Er nimmt wirklich ein feindliches Schiff, wird aber dadurch völlig von ſeinem Schiffe getrennt, und die Matroſen, die er commandirte, verweigern ihm nun auch den Gehorſam, eſſen, trinken, ſegeln ihre Beute nach einem wüſten Jnſelchen des Mittelmeeres und ſind bald im Zuſtande offener Meuterei; er ſteht ihnen nur noch als ein hülfloſer Einzelner gegenüber, da er ſelbſt den Zauber des Gehorſams brach. Jetzt erkennt er ſeine Thorheit; es gelingt ihm die Empörer zu überliſten, aber drei Mann gehen dabei in den Wellen zu Grunde, und das Gefühl, daß er Schuld an ihrem Tode ſei, überwältigt ihn. Dieſe Erfindung iſt vortrefflich, ſie gäbe den Stoff zu einer Tragödie; aber Capitain Marryat's Talent iſt kein tragiſches, er wendet ſich bald von dieſer zu tiefen Erregung unſerer Theilnahme, befreit den Helden durch Glücksfälle aus ſeiner noch immer übeln Lage, läßt ihm ſich die Hörner noch tüchtig ablaufen und knüpft Ereigniß an Ereigniß, Erfindungen an Erfindungen. Meiſtens ſind dieſe aber nur luſtige Späße, oder gefährliche, blutige Abenteuer, die weder Poeſie noch Ethik befruchtet; oft werden ſie ſogar roh, der Held härtet ſich ab, erträgt das Leiden und den Untergang Anderer mit der Gleichgültigkeit, die ſein Name andeutet, iſt aber im Ganzen doch ein guter, kräftiger, tüchtiger, wiewol ſehr leichtſinniger Menſch, den das Glück unter ſeinen beſondern Schutz genommen hat. Endlich ruft ihn die Nachricht des Todes ſeiner Mutter und der Wunſch ſeines Vaters zurück. Dieſen findet er über ſeinen Freiheits- und Gleichheitsideen halb wahnſinnig geworden, ſein Hausſtand iſt in der ſchrecklichſten Unordnung, ſeine Bedienten ſind nichtsnutzige Flegel, die ihrem Herrn auf der Naſe herumtrommeln, weil er ihnen von Gleichheit vorpredigt, ſtatt ſie zur Erfüllung ihrer Pflichten anzuhalten, ſeine Pächter ſind im Rückſtande, da Gutsherr und Pächter es für ungerecht halten, daß ein Menſch mehr Antheil an den Gütern der Erde habe als der andere. Dazu iſt Jack's Vater ein Phrenolog geworden und arbeitet an einer Erfindung, dieſe Wiſſenſchaft praktiſch anzuwenden; er hat nämlich eine Maſchine erſonnen, vermöge welcher die beſſern Organe ausgedehnt und die ſchlechtern comprimirt werden. Zum Behufe dieſer Experimente hat er ſich einen Menſchen von den Galeeren losgekauft, der einen Mord begangen, und arbeitet nun daran, deſſen Mordſinn zu comprimiren und ſein Wohlwollensorgan zu erweitern, wobei er ſich ſehr freut, es ſchon ausgedehnt zu haben wie einen Kropf. Dieſer Menſch regiert ſeitdem im Hauſe, und vielleicht wäre die Erfindung, den armen Alten durch dieſen Nichtswürdigen umbringen zu laſſen, eine poetiſch gerechtere Jdee als der Ausweg, welchen der Verf. ergreift, ihn zur ewigen Ruhe zu befördern, obwol wir auch dieſem unſern Beifall nicht verſagen können. Hr. Caſy findet nämlich ſein eignes Organ des Wohlwollens zu groß und meint, nur dies hindere ihn, die Opfer zu bringen, welche die Einführung ſeiner Lieblingsideen in der Welt erheiſche; deshalb arbeitet er daran, es einzudrücken, und ſetzt ſich zu dieſem Zwecke täglich zwei Stunden lang in ſeine Maſchine, in der er eines Morgens durch das Brechen eines neuangebrachten Fußbodens, welcher derſelben ein majeſtätiſches, thronartiges Anſehen geben ſollte, erhängt gefunden wird. Sein Sohn übernimmt nun das Regiment, ſtellt in Haus und Gütern die vernünftige Ordnung wieder her, heirathet ſeine Geliebte und — vertritt hinführo das conſervative Jntereſſe im Parlament.

Müſſen wir auch Marryat in neuer Zeit zu den bedeutendſten engliſchen literariſchen Erſcheinungen rechnen, ſo können wir doch ſeinen Romanen, die in vieler Beziehung verdienen, nicht unterzugehen, und es durch die Vorliebe der engliſchen Marine vermuthlich auch nie werden, als Kunſtwerken nicht grade die Unſterblichkeit verſprechen. Jndeſſen wenn uns der Capitain in dieſem Buche ſagt, daß er ſeine Romane hauptſächlich ſchreibe, um auf Misbräuche im Flottendienſt aufmerkſam zu machen, und in Folge davon auch ſchon die Beſeitigung gehabt habe, die Abſtellung vieler derſelben höhern Orts zu erwirken, wodurch ihm die ſüßeſte Genugthuung geworden, ſo ſehen wir den praktiſchen, patriotiſchen Engländer hier in einer ganz eignen

Stellung als Zwitterdichter und Staatsbürger auftreten, und müssen ein Ausnahmegesetz für einen Fall gelten lassen, der in der Geschichte der Civilisation und der Literaturen vielleicht ohne Präcedent ist. Von dem Enthusiasmus, den diese Erfindungen bei dem Herrschervolk des Occans erregen, kann sich ein Deutscher nun freilich nur einen schwachen Begriff machen; Vieles, was ihm langweilig oder unnütz däucht, muß er daher zur Seite legen, ohne darüber den Stab brechen zu wollen. 10.

Notizen.

Die Zähne von dem Narval oder Seeeinhorn (Monodon monoceros) gehörten vor etwa drei Jahrhunderten, als die Europäer noch nicht wie jetzt in dem Nordmeere einheimisch waren, zu den größten Seltenheiten, und diejenigen, welche etwa von den Seefahrern mitgebracht wurden, kosteten den Käufern ungeheure Summen. Der damalige Aberglaube legte diesen Zähnen allerlei geheime und talismanische Eigenschaften bei. Kaiser und Könige ließen sich daraus Stäbe verfertigen; auch zu den kostbaren Bischofsstäben wurden häufig dergleichen Zähne verwendet. In dem baireuthischen Archive zu Plassenburg wurden im 16. Jahrhundert vier Stück Narvalszähne als große Kostbarkeiten aufbewahrt; einen davon hatten zwei Markgrafen von dem Kaiser Karl V. anstatt der Bezahlung einer großen Summe angenommen und für den größten hatten die Venetianer 1559 den ungeheuern Preis von 30,000 Dukaten geboten, der jedoch für noch unzureichend befunden ward. Selbst noch 1611 wurde ein Narvalszahn von Engländern in Konstantinopel zum Verkauf ausgeboten, der auch damals noch, und zwar zerstückt, mit 1200 Pfund Sterling bezahlt wurde.

Daß sich die Eitelkeit und der Stolz eines Spaniers bis über das Grab hinaus erstrecken, beweist folgendes Geschichtchen, das zwar nicht ganz neu, aber doch gewiß vielen unserer Leser unbekannt ist. Ein Spanier, der zu Rom an den Folgen eines Zweikampfes starb, bat vor seinem Tode einen Freund, der ihm in seinen letzten Augenblicken beistand, inständig, ihn doch ja so, wie er daläge, zu begraben, ohne ihm die Kleider auszuziehen. Der Freund versprach dies zwar, konnte aber doch der Neugier nicht widerstehen, da er hinter dem Gesuch des Verstorbenen etwas Besonderes vermuthete, und untersuchte mithin den Körper vor der Beerdigung; hierbei ergab es sich denn, daß dem Entseelten — das Hemd fehlte.

Gegen Ende des 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts mußten in England gegen die Pumphosen mehre Parlamentsacten erwirkt werden, so unermeßlich weit wurden damals diese Kleidungsstücke getragen und dazu auf furchtbare Weise ausgestopft. Als man einst einen Übertreter dieses Hosengesetzes vor Gericht führte, brachte derselbe aus dem gesetzwidrigen Unterkleid nachverzeichnete Gegenstände heraus: ein Paar Bettücher, zwei Tischtücher, zehn Schnupftücher, vier Hemden, eine Bürste, einen Spiegel, einen Kamm, verschiedene Nachtmützen u. s. w. Alle diese Effecten hatten dazu gedient, das Ansehen dieser Pumphosen noch pumphafter zu machen.

Das „Oriental annual" berichtet folgende seltsame Sitte, die bei einem auf dem Himalaya wohnenden Hinduvolke noch heutiges Tages herrschend ist. Es muß dort nämlich jede Mutter bei der Verlobung ihrer Tochter dieser beide Ohren durchbohren. Bevor jedoch diese geheimnißvolle Ceremonie stattfindet, muß die Mutter sich die ersten Glieder des dritten und vierten Fingers ihrer rechten Hand abhauen lassen. Der Mann, der diese Execution vornimmt, ist der Grobschmied des Ortes; dieser läßt die Frau ihre Hand auf den Ambos legen, setzt alsdann einen scharfen Meißel an die Gelenke beider Finger und haut sie mit einem schweren Hammer durch. Diese schmerzliche Operation erträgt das arme Weib mit so viel Gelassenheit, als ob man ihr nur die Nägel verschnitte. Mittels einer heilartigen Salbe, die aus Kräutern bereitet und sogleich aufgelegt wird, heilen die Wunden in wenigen Tagen. 11.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1837 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. 130.)

*14. Conversations-Lexikon, oder Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. Achte Originalauflage. In 12 Bänden oder 24 Lieferungen. Gr. 8. Jede Lieferung auf weißem Druckpapier 16 Groschen, auf gutem Schreibpapier 1 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Die erste bis dreiundzwanzigste Lieferung (A bis Wä) dieser achten umgearbeiteten, vielfach verbesserten, zweckmäßig vervollständigten und bis auf die neueste Zeit fortgeführten Originalauflage sind erschienen. Die letzte Lieferung erscheint in einigen Wochen.

*15. Cuvier (Baron von), Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere, und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von F. S. Voigt. In sechs Bänden. Fünfter Band. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Der erste Band (Säugthiere und Vögel, 1831) kostet 4 Thlr., der zweite Band (Reptilien und Fische, 1832) 2 Thlr. 8 Gr., der dritte Band (Mollusken, 1834) 2 Thlr. 16 Gr., der vierte Band (Anneliden, Crustaceen, Arachniden und ungeflügelte Insekten, 1836) 2 Thlr. 8 Gr. Der fünfte Band wird mit der großen Classe der Insekten: Coleoptera beginnen und noch einige der folgenden kleinen Classen enthalten.

*16. Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart.

Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 20 Gr., auf feinem Velinpapier 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier im größten Quart-format mit breitem Steger (Prachtexemplare) 15 Thlr.

Erste Section: A—G, herausgegeben von J. G. Gruber. Neunundzwanzigster Theil und folgende.

Zweite Section, H—N, herausgegeben von A. G. Hoffmann. Vierzehnter Theil und folgende.

Dritte Section, O—Z, herausgegeben von M. H. E. Meier und E. F. Kämtz. Neunter Theil und folgende.

Den frühern Abonnenten, denen eine Reihe von Theilen fehlt, und Denjenigen, die als Abonnenten auf das ganze Werk neu eintreten wollen, werden die billigsten Bedingungen gestellt.

*17. Ergänzungen der Allgemeinen Gerichtsordnung und der allgemeinen Gebührentaxen für die Gerichte, Justizcommissarien und Notarien in den preußischen Staaten, des Stempelgesetzes, Salarienkassenreglements, sammt der Instruction für die Oberrechnungskammer, wie auch die Verordnungen der General-Commissionen, enthaltend eine vollständige Zusammenstellung aller noch geltenden, die Allgemeine Gerichtsordnung, die Allgemeinen Gebührentaxen, das Stempelgesetz, das Salarienkassenreglement und die Instruction für die Oberrechnungskammer abändernden, ergänzenden und erläuternden Gesetze, Verordnungen und Ministerialverfügungen, nebst einem chronologischen Verzeichnisse derselben und Register, herausgegeben von F. H. von Strombeck. Vierter Band. Enthaltend die Nachträge zur dritten Ausgabe derselben, bearbeitet und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von Ferdinand Leopold Lindau. Gr. 8. Auf Druck- und Schreibpapier.

Erscheint binnen Kurzem. Die ersten drei Bände (1822—30) kosten auf Druckpapier 5 Thlr. 16 Gr., auf Schreibpapier 7 Thlr. 12 Gr.

*18. Ergänzungen des Allgemeinen Landrechts für die preußischen Staaten, enthaltend eine vollständige Zusammenstellung aller noch geltenden, das Allgemeine Landrecht abändernden, ergänzenden und erläuternden Gesetze, Verordnungen und Ministerialverfügungen, nebst einem chronologischen Verzeichnisse derselben und Register, herausgegeben von F. H. v. Strombeck. Vierter Band. Enthaltend die Nachträge zur dritten Ausgabe derselben, bearbeitet und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von Ferdinand Leopold Lindau. Gr. 8. Druckpapier 1 Thlr. 4 Gr. Schreibpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Das ganze Werk wird jetzt im ermäßigten Preise auf Druckpapier zu 5 Thlr., auf Schreibpapier zu 6 Thlr. 16 Gr. erlassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 134. — 14. Mai 1837.

Geſchichte der neuern deutſchen Kunſt von Athanaſius Grafen Raczynski. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von F. H. von der Hagen. Erſter Band.

(Beſchluß aus Nr. 133.)

Folgende Mittheilungen mögen unſere Leſer nun einigermaßen mit des Verf. Anſichten, Grundſätzen, mit ſeiner ganzen liebenswürdigen Art und Weiſe unmittelbar bekannt machen.

Wenn in der Kunſt der Geiſt ſich von dem Einfluſſe des Herzens losſagt, wenn der Hochmuth über das Gefühl geſiegt hat, dann gibt es eine falſche Richtung, es gibt ein falſches Urtheil. Der Geſchmack, das richtige Gefühl und die Gemüthsbewegungen erlernen ſich nicht. Sobald die Beſchäftigung mit der Kunſt Sache der Eigenliebe wird, nützt ſie weder der Kunſt ſelber noch den Liebhabern.

Das Urbild des Schönen iſt uns eingegraben, und wenn ein von der Geburt glücklich begabter Menſch ſich nur ſich ſelbſt überläßt, wenn er um und in ſich ſchaut, wenn er ſeinen innern Trieben verſtattet, ſich zu entwickeln, ſich zu läutern, ohne ihren fortſchreitenden Gang durch fremde Einflüſſe, inſonderheit durch den Zeitgeſchmack und abgezogene Lehren unterbrechen zu laſſen, ſo wird es nicht fehlen, daß ſein Gefühl zart, richtig und in Einklang mit den Kunſt- und Naturgeſetzen werde.

Die Mehrzahl der Menſchen, die eine gewiſſe Erziehung und einige Bildung erhalten haben, ſind empfänglich für die Schönheiten der Künſte und ſind im Stande und berechtigt, ſie zu beurtheilen. Es ſind Diejenigen, welche das gebildete Publicum ausmachen. Sie werden um ſo beſſer urtheilen, als ſie ſich ihren innerſten Regungen hingeben und dahin gelangen, ſich von ihrer Eigenliebe loszumachen, ſich zu verleugnen, ſich ſelbſt zu vergeſſen. Wer als Kritiker ſich ſelbſt bewundert, befindet ſich unter dem Einfluſſe einer unglücklichen Befangenheit. Man erfährt nicht immer innere Bewegung und Überzeugung vor einem Gegenſtande der Kunſt, alsdann darf man auch kein Urtheil fällen; und wenn man ſich dabei eines Spruchs erinnert, wär' er auch noch ſo hochtönend, es iſt nicht ſtatthaft, ihn ſich anzueignen; Anſpannung und Lüge widerſprechen immer unſern innerſten Empfindungen, häufig ſogar ohne unſer Wollen und Wiſſen; aber ſie ſind nie treuloſer, als wenn ſie Bewunderung heucheln.

Gefühl und Geſchmack, ihrer natürlichen Entwickelung überlaſſen, geübt, geläutert und von jedem Zwange gelöſt, ſind die aufgeklärteſten, billigſten Richter in Sachen der Kunſt. Diejenigen, deren Geiſt geneigt iſt zu grübeln, deren Gedächtniß die Thätigkeit der Seele hemmt, die Pedanten, die Syſtemsmänner ſind ſchlechte Richter; der Hochmuth iſt der ſchlechteſte aller.

Hr. von Rumohr hat im dritten Bande ſeiner „Italieniſchen Forſchungen" (Berlin 1831) ſchon dieſelbe Anſicht ausgeſprochen:

Wer denn hat ein Recht, zu entſcheiden, wo es das Allgemeine, das rein Menſchliche gilt? Nicht der Zunftgenoſſe als ſolcher, wie hoch, wie niedrig er im Handwerke ſtehen möge, ſondern der unbefangenſte, reinſte, beſonnenſte Menſch, möge er Künſtler, möge er dem äußern Berufe nach ſein, was er iſt.

Die Schönheit iſt in der Kunſt, was die Wahrheit in der Religion und Sittenlehre; oder vielmehr es ſind zwei Wahrheiten, welche eigentlich eine und dieſelbe ſind.

Ich ſehe Viele, die ſich in Unterſuchungen über Namen und Jahrzahlen vertiefen. Solche Männer, ſofern ſie aufrichtig ſind und nicht ſich ſelber täuſchen, leiſten der Geſchichte nützliche Dienſte; aber dieſe Art der Forſchung kann leicht das Herz austrocknen und erkälten; auch kann ſie jenen gelehrten Stolz erzeugen, welcher oft in Verrücktheit ausartet und für Andere ſo überläſtig werden kann.

Ich ſehe Kenner, welche viel Geiſt oder Einbildungskraft haben; andere ſeh' ich, die viel Gedächtniß beſitzen; noch andere, die mit Leichtigkeit reden und tief ſcheinen, weil ſie unverſtändlich ſind; Geiſt, Gedächtniß und abgezogene Lehren hindern nicht immer ein Kenner zu ſein; nur aber die Seele allein iſt Richter über die Werke der Kunſt.

Man liebt oder man verwirft ein Kunſtwerk beim erſten Anblick; in einem Augenblick iſt es für immer gerichtet. Der Verſtand, die Überlegung, der Geiſt vermögen nichts gegen die Eindrücke der Seele. Es iſt die Eigenthümlichkeit der angeborenen Vernunft, der nicht anvernünftelten Vernunft, der Vernunft, wie ſie Gott erſchaffen hat: die Eindrücke treffen uns wie ein Blitz, ohne daß das Auge die Mühe hat, ſie aufzuſuchen.

Es iſt ziemlich ſchwer zu ſagen, was einen Kenner ausmacht. Unter Denjenigen, die Anſpruch darauf machen, ſeh' ich nur Wenige, welche es in der That ſind. Ein gebildeter Geſchmack, ein inniges Gefühl, Unabhängigkeit

der Meinung, Liebe zur Kunst und nicht zur Kunstrichterei, die Gabe, sich über die Einflüsse der Eigenliebe zu erheben: das ist es, meine ich, was einen Kunstkenner ausmacht. Diejenigen, in welchen der gelehrte Stolz das Gefühl erstickt hat, haben mit dem Tage aufgehört, es zu sein, wo diese Veränderung in ihnen vorgegangen ist.

Viele Maler behaupten, man müsse ein Künstler sein, um über Gegenstände der Kunst ein begründetes Urtheil abgeben zu können. Wenn das wahr wäre, so wären die Künstler sehr zu beklagen; denn es würde dann kein Publicum geben, welches die Kunstwerke gehörig zu schätzen wüßte und dieselben kaufte. Und wie viel des Streitens und Disputirens über Kunstwerke unter den Künstlern selber!

Man muß anerkennen, daß der Stand der Künstler, ihre Studien und Arbeiten gewisse Eigenschaften mit sich bringen, welche sie vorzüglich befähigen, die Verdienste eines Werkes zu würdigen; aber es stehen ihnen auch Hindernisse entgegen, welche den Liebhabern fremd sind. Ich habe wahrzunehmen geglaubt, daß im Allgemeinen die Künstler am liebsten Dasjenige loben, was sich ihrer ganzen Sinnesrichtung sowie den Unvollkommenheiten und Fehlern annähert, welche man ihren eignen Werken vorwirft und die sie vertheidigen möchten. Ich sage noch mehr: die Künstler lassen sich in ihren Kunsturtheilen ganz ebenso hinreißen wie Diejenigen, welche es nicht sind; unter ihnen bildet und verdirbt sich die öffentliche Meinung ganz ebenso wie in den Gesellschaftssälen, auf der Börse, im Schauspielhause, oder auf dem Markte.

Sowie die Schauspieler nicht die alleinigen Richter über das Spiel auf der Bühne sind; wie die Dichter ein Publicum haben, welches nicht immer auch Verse machen kann, und wie zur Beurtheilung eines Buchs nicht nothwendig ist, auch Bücher schreiben zu können, ebenso genügt es zur Berechtigung, Gemälde zu beurtheilen, von Haus aus mit der Liebe zur Kunst und einem Geschmacke begabt zu sein, welcher sich in Sicherheit vor gefährlichen und widerlichen Einflüssen gebildet hat.

Sehr ergötzlich sind die Kenner und Liebhaber dargestellt, die auf alte Bilder erpicht sind, und die, sobald sie anfangen alte Gemälde zu kaufen, sich einbilden, unfehlbar zu werden. Der Verf. versichert, es gebe unter ihnen welche, von denen man genau angeben könnte, an welchem Tage, zu welcher Stunde sie zu Kennern ernannt worden durch den Ausspruch eines Bilderkrödlers: „Wahrlich man sieht's, der Herr versteht sich darauf!"

Unredlichkeit und Anmaßung ermangeln auch hier nicht, ihren verderblichen Einfluß auszuüben und die Verwirrung der Begriffe zu vermehren, welche an sich schon in diesem Studium so schwer zu vermeiden ist. Anmaßung hemmt die Fortschritte; Lüge und Unredlichkeit vernichten das Vertrauen. Es ist vielleicht ebenso schwer, die Kenner zu beurtheilen wie die Gemälde.

Unter den Klippen, womit die Bahn des Künstlers besät ist, ist der Wetteifer nicht eben die gefahrloseste; ich meine viel mehr den Wetteifer, dessen Stachel man selber fühlt, als jenen, den man erregt.

Der Verf. hat sich einige Mal veranlaßt gefunden, sich näher zu erklären über Das, was er unter Styl verstehe. Als ein Beispiel, wie er dem Sprachgebrauche auf die rechte Spur zu kommen sucht, um ihm sein Recht angedeihen zu lassen, theilen wir seine Erklärung hier noch um so lieber mit, da sie uns Gelegenheit gibt, sie mit andern frühern vergleichen zu können:

Eine der nothwendigsten Eigenschaften eines Geschichtschreibers ist der Styl, und unter Styl verstehe ich Würde, verbunden mit Einfachheit und Größe. Man gebraucht das Wort selbst in der Malerei noch in einem andern Sinne. Wenn man es mit einem Beiworte begleitet, wie: Rafaelisch, großartig, byzantinisch u. s. w., so bedeutet es die Art und Weise der Behandlung; aber auch in dieser Fassung bezeichnet es immer einen gewissen Adel. Sagt man schlechthin: „dieses Gemälde hat Styl", ohne ein Beiwort hinzuzufügen, so sagt man damit, daß dieses Gemälde von Würde, Größe und Einfalt durchdrungen ist.

Ferner:

Die Würde und die Großheit, verbunden mit der Einfachheit, geleitet durch ein reines Gefühl und gehalten in den Schranken der Mäßigung und des guten Geschmacks, das sind die Eigenschaften, welche man in der Kunstsprache gewöhnlich durch das Wort: Styl, ausdrücken will.

Friedrich Schlegel: *)

Styl bedeutet beharrliche Verhältnisse der ursprünglichen und wesentlichen Bestandtheile der Schönheit und des Geschmacks. Vollkommenen Styl wird man also demjenigen Kunstwerk und demjenigen Zeitalter beilegen können, welches in diesen Verhältnissen das nothwendige Gesetz aus freier Neigung ganz erfüllt.

Göthe's „Propyläen" (1799), II, 1, S. 33:

Das Resultat einer echten Methode nennt man Styl, in Gegensatz der Manier. Der Styl erhebt das Individuum zum höchsten Punkt, den die Gattung zu erreichen fähig ist. Die Manier hingegen individualisirt, wenn man so sagen darf, noch das Individuum.

von Rumohr: **)

Schon die alten Römer übertrugen das Bild des stylus des Griffels, auf allgemeinere Vorzüge der Schreibart. Die neuern Italiener indeß, denen wir einen großen Theil unserer Kunstwerke verdanken, hatten längst aufgehört mit Griffeln zu schreiben, als in dem berühmten Sonett des Petrarca dasselbe nur zu stile erneuerte Wort im Sinne eines Zeichnenstiftes wieder auftrat. Daher, aus dem modernen Begriffe eines Werkzeuges der Kunst, stammt die Übertragung des Worts auf Vortheile der künstlerischen Darstellung, welche in der That in Italien frühe, in Deutschland sehr spät vorkommt. Den Italienern aber, denen das Grundbild gegenwärtig blieb, bezeichnete stile wie maniera durchaus nur die äußerlichsten Vortheile in der Handhabung der Form oder des Stoffes, wie die Beiworte stile facile, robusto ec. deutlich an den Tag legen. Winckelmann indeß, der diesen gleich andern Kunstausdrücken von den Italienern annahm, erweiterte ihn sogleich nach seiner durchhin höhern Ansicht, indem er die Manier, den Styl im Sinne der Italiener, mit gewissen Richtungen des Geistes in Verbindung brachte, aus diesen jenen ableitete. Denn es ist klar, daß seine verschiedenen Kunststyle der Griechen, welche in Aller Munde sind, nicht blos auf Wahrnehmungen angenommener Artungen des Vortrags beruhen, vielmehr besonders auf der Beobachtung bestimmter Richtungen des geistigen Sinnes auf Edles, Gefälliges oder Anderes. Der Ausdruck: Styl schöner Formen, scheint eine entschiedenere Neigung oder Gewöhnung zum Schönen anzudeuten; denn es ist undeutlich, ob er mehr

*) Geschichte der Poesie der Griechen und Römer (1793), S. 133.

**) Italienische Forschungen (1827), I, 85—87.

von bestimmten Richtungen des Geistes oder nur von Fertigkeiten der Hand zu verstehen sei. Doch unter allen Umständen möchte es gegen die Ableitung sein, solches, was bereits auf der Wahl und Auffassung des Gegenstandes beruht, also auf der allgemeinen Empfänglichkeit und Richtung des Geistes ganzer Schulen oder einzelner Meister, mit einem Worte zu bezeichnen, welches ursprünglich ein bloßes Werkzeug bezeichnet, also in der Strenge auch bildlich nur von Vorzügen der Behandlung des äußern Stoffes sollte verstanden werden.

Im Sinne vieler Künstler der jüngsten Zeit ist Styl nicht mehr, wie bei den Italienern, ein Besonderes und Eigenthümliches, sondern ein allgemeiner, durchhin begehrenswerther Vortheil in der Handhabung des äußern Kunststoffes. Allerdings ist dieser Begriff bei Vielen noch immer mit Vorstellungen von beliebten Eigenthümlichkeiten einzelner Schulen und Meister verbunden; doch nur, weil sie diese Eigenthümlichkeiten für durchaus musterhaft und gleichsam für ein Allgemeines halten. Also werden wir nicht wesentlich weder vom Wortgebrauch, noch von dem eigentlichen Sinne der besten Künstler dieser (unserer sc.) Zeit abweichen, wenn wir den Styl als ein zur Gewohnheit gediehenes sich Fügen in die innern Foderungen des Stoffes erklären, in welchem der Bildner seine Gestalten wirklich bildet, der Maler sie erscheinen macht.

Betrachten wir diese vier verschiedenen Erklärungen näher, so ergibt sich: daß 1) F. Schlegel 1798, um den Sprachgebrauch unbekümmert, das Wort Styl ziemlich dunkel nur aus sich selbst heraus feststellt; 2) daß Göthe's „Propyläen" 1799 den Kern des Sprachgebrauchs in wenigen klaren Worten geistreich zusammenfassen; 3) daß v. Rumohr 1827, den Sprachgebrauch meisternd, ja strafend, das seit Winckelmann hoch und höher gestellte Wort ohne Weiteres vor der Fronte so zu sagen degradirt; 4) daß unser Autor dagegen, mit Pietät dem Sprachgebrauche folgend, das edle Wort wieder zu seinen alten wohlerworbenen Ehren bringt.

Noch sei hier aus Meister Wilhelm Schadow's trefflichem Aufsatze in der zweiten Beilage ein schönes Wort mitgetheilt:

Jede Kritik sollte aus dem Bedürfniß nach Wahrheit, dem Streben nach Vervollkommnung derjenigen Geistesrichtung hervorgehen, welche sie behandelt.

Einem jeden wahren Kunstwerke liegt ein Gedanke zum Grunde, welcher in der Seele des Künstlers zur malerischen Vorstellung geworden. Der Gedanke ist es also, welchen der wahre Kritiker zuerst auffaßt. Er betrachtet zuvörderst, ob der Gedanke, welchen der Künstler über den Gegenstand gehabt, demselben entsprechend war; ob die Situation dem Beschauer dadurch klar wiedergegeben ist, und ob die Charaktere der dargestellten Personen richtig genommen worden.

Aus solchen Worten begreift man die Größe des gesegneten Einflusses, welchen dieser vortreffliche Meister auf die Leistungen der sämmtlichen Mitglieder der Akademie zu Düsseldorf ausübt.

Endlich muß hier noch gesagt werden, daß der Herr Verf. dies Buch französisch geschrieben hat, und zwar zu keinem andern Zwecke, als das Ausland auf die deutschen Künstler aufmerksam zu machen, welches „sein einziger Ehrgeiz" dabei sei. Das stattliche Werk ist ganz dazu geeignet, einen so edeln Zweck aufs schönste zu erfüllen und das Urtheil des berühmten, erst kürzlich verstorbenen Gérard von Neuem zu bestätigen, daß der deutsche Volkscharakter der Kunst vor allen andern günstig und zu eigen sei. Wie gern hätte ich das Werk auch im Originaltext gelesen; ich war aber schon froh, es durch unsern hiesigen, ebenso gefälligen als begüterten Kunstgönner in der Übersetzung mitgetheilt zu erhalten, für deren Treue und sonstiges Verdienst der Name des auf dem Titel genannten Übersetzers bürgt.

Wilhelm Körte.

Dänische Literatur.

Sehr willkommen war allen Freunden der Sage und Geschichte Skandinaviens folgendes verdienstvolle Werk: „Danmarks Sagnhistorie af N. Petersen" (Dänemarks Sagengeschichte) (Kopenhagen 1834). Der Verf. verbindet mit einer warmen Liebe zu seinem Gegenstande, die seinem Vortrage Leben und Schwung ertheilt, eine ausgebreitete Gelehrsamkeit auf dem Gebiete der Alterthumskunde; Vorstudien, wovon seine linguistischen und geographischen Arbeiten Beweise liefern, welche unsere Erwartungen von ihm als Geschichtschreiber rechtfertigen. Noch haben wir zwar keine Spur von dem tiefen Geiste wahrgenommen, der, völlig frei von allen verfehlten Deutungen der Hieroglyphen des Mythus, mit einem prophetischen Blick — wenn dieser sowol der geheimnißvollen Vergangenheit als der verborgenen Zukunft beigelegt werden kann — die um einander verbreiteten Elemente in diesem Quell der Alterthumskunde zu unterscheiden versteht. Nicht Alle können die Berge mit einem Wunderstab spalten und aus deren Tiefe die verborgene Quelle eines unbefriedigten Ahnungs- und Deutungsvermögens hervorsprudeln lassen. Daß der Verf. nicht gewußt hat, was er mit den Mythen anfangen sollte, insofern sie nicht den geschichtlichen Stoff vermehren durften, ist hinlänglich bemerkbar. Die im höchsten Sinne thätige Kraft, der schöpferische Geist, welcher über der Tiefe einer chaotischen Vorzeit schwebt — Eigenschaften, die ebenso selten als dem großen Geschichtschreiber wünschenswerth sind —, werden zwar durch das Vermögen zu ordnen, zu trennen und zu verbinden, durch die innerhalb des Reingeschichtlichen nüchterne und geschärfte Kritik und durch die reichen Vorstudien, mit denen der Verf. sich den Eintritt auf das Feld der Geschichte geöffnet, keineswegs ersetzt; aber es wäre eine tadelnswerthe Ungenügsamkeit, sich nur da mit dem Höchsten begnügen zu wollen, wo so Vieles geboten wird, wie von diesem in mannichfaltiger Hinsicht wirklich reich begabten Verfasser. Sein gründliches Studium der Quellen, sein kritischer Blick und seine Liebe zu den alten Überlieferungen seines Volks, in Verbindung mit einer glücklichen Ausbildung der Kunst zu erzählen, geben ihm gerechte Ansprüche auf die Anerkennung seiner Landsleute und Zeitgenossen.

Nicht weniger verdient hat derselbe Verfasser sich gemacht durch das folgende Werk: „Haandbog i den Gammel-Nordiske Geografi, eller Systematisk Fremstilling af de gamle Nordboers geografiske Kunskab i Almindelighed samt de dem bekjendte Lande og historisk mærkelige Steder i Saerdeleshed, udarbejdet især efter Islandske Kilder af N. M. Petersen" (erster Theil, Kopenhagen 1834). Die Detailforschung, der kritische Blick und die Gabe des Verf., die Materialien zu combiniren und seinem Zwecke unterzuordnen, wovon diese altnordische Geographie überall zeigt, stellen diese Arbeit unter die Seltenheiten der schriftstellerischen Producte einer Nation und machen selbst der wegen ihrer genauen Specialuntersuchungen so vortheilhaft bekannten dänischen Literatur Ehre. Petersen's „Altnordische Geographie" ist eine von der Gesellschaft zur Beförderung der dänischen Literatur (Samfundet til den danske Literaturs Fremme) gekrönte Preisschrift. Der erste Theil macht eigentlich nur eine Einleitung aus, welche die geographischen Vorstellungen der Isländer und des Saxo Grammaticus in den ältesten Zeiten abhandelt; in einem folgenden Theile wird eine systematische und klare Darstellung

der Kenntniß der Skandinavier von der Welt nach eigentlich historischen Schriften gegeben werden. Die Quellen des Verf. sind also in dem hier angezeigten Theile hauptsächlich die beiden Eddas und die Sagen, sowie theilweise Saxo Grammaticus und Swend Aagesen. Es scheint, als wenn der Verf. etwas zu viel auf mythischen Grund gebaut hätte; aber er äußert, daß verschiedene Ideen, worunter auch die Erklärung von Thor's Reisen, für seine eigne Rechnung stehen bleiben mögen. Er theilt die älteste geographische Kenntniß der Skandinavier in zwei Perioden, die heidnische und die christliche; beide verschieden in Hinsicht auf ihre Ursachen und Wirkungen, wiewol die Folgen, die veranlaßten Entdeckungen und eine mehr ausgebreitete Länderkunde, dieselben waren. Als Grenze zwischen den beiden Perioden wird das J. 1000 n. Chr. angenommen. Mit ziemlicher Ausführlichkeit und in einem fließenden und populairen Style geht der Verf. in mehre Details von verschiedenen Völkern und Ländern ein, dabei anführend, was für den Alterthumsforscher und den Geschichtschreiber merkwürdig sein kann. Karten werden den zweiten Theil begleiten.

Wie sehr man auch in Dänemark die Wichtigkeit eines zeitgemäß eingerichteten Schulwesens erkennt, davon zeugt unter Anderm folgende Schrift: „Om forberedende og høiere Realunderviisning af P. C. Stenersen Gad" (Kopenhagen 1835). Der Verf. stellt die Nothwendigkeit auf, neue Schulen zur allgemeinen Unterweisung und Bildung zu errichten; er verlangt zu dem Ende Realschulen und stellt ein Vorbild von solchen auf. Es ist in unserer Zeit Mode geworden, bemerkt der Verf., „von Schulen für das Leben", für das praktische Leben zu reden; als wenn nicht jede vernünftig eingerichtete Schule, von der allgemeinen Volksschule bis zur polytechnischen Anstalt, und die gelehrte Hochschule oder die Universität eine Vorbereitung für das Leben wäre. Die Schulen, von denen hier die Rede ist, sind nicht Schulen für den Leib, sondern für Geist und Herz, für höhere Geistesbildung. Die Entwickelung und Bildung des Körpers soll allerdings nicht vernachlässigt werden, muß aber doch hier der geistigen untergeordnet werden. Wenn Geist und Herz überhaupt gebildet sind, wofür wären sie denn gebildet als für das Leben, das praktische wie das geistige Leben von Menschen der gesitteten Gesellschaft? Überdies, wie Das, was man hier unter praktischem Leben versteht, erst nach dem Schulleben kommt, so müssen auch Geist und Herz zuerst im Allgemeinen ausgebildet werden, ehe zum Speciellen, Angewandten, Praktischen übergegangen wird. Praktisch kann doch der Mensch erst durch das Prakticiren werden, erst wenn er dazu reif und hinlänglich vorgebildet ist; und ist er vernünftig, geistig, allseitig und nicht einseitig gebildet, so wird er sich in allem Praktischen leicht zurechtfinden. Die Realschulen sollen nach des Verf. Ansicht nicht blos Vorbereitungsschulen zu der polytechnischen Universität, sondern auch allgemeine Bildungsschulen für Diejenigen sein, die das höhere eigentliche wissenschaftliche Studium, welches der Hochschule gehört, nicht fortsetzen wollen. Welche von diesen beiden Rücksichten man auch vorzüglich vor Augen haben mag, meint er, so sei die Errichtung von Realschulen ebenso sehr Bedürfniß als allgemeiner, von verschiedenen Seiten her ausgesprochener Wunsch. Das Bedürfniß von Realschulen gründet der Verf. theils darauf, daß man ohne sie ein wesentliches und zweckmäßiges Mittel zur geistigen Entwickelung und Bildung der Mittelclasse und des Bürgerstandes vermißt; theils darauf, daß ohne sie die polytechnische Hochschule keine hinlängliche Anzahl gehörig vorbereiteter Zöglinge erhalten würde. Die Gegenstände, worin er die Schüler der Realschulen unterrichtet wissen will, sind: 1) Religion, 2) Mathematik und Arithmetik, 3) Physik, 4) Geographie und Naturgeschichte, 5) Geschichte, 6) lebende Sprachen (Dänisch, Deutsch, Französisch, Englisch), 7) Kalligraphie und Zeichnen, 8) Gymnastik. Der Verf. bestimmt die Schulzeit zu sechs Jahren, vom zwölften bis zum achtzehnten Jahre. Die Schrift verdient gelesen und beherzigt zu werden.

Zu den lobenswerthen Erscheinungen in der dänischen Literatur gehört folgendes Buch: „Kortfattet fuldständig Skolegrammatik i det græske Sprog ved S. N. J. Bloch" (Kurzgefaßte vollständige Schulgrammatik der griechischen Sprache) (Kopenhagen 1835). Dieses Buch ist die Arbeit eines längst schon in der philologischen Literatur bekannten Verf., der sowol durch kürzere und für den Schulgebrauch berechnete Bearbeitungen der ganzen Grammatik als durch wissenschaftliche Monographien für das griechische Sprachstudium zu wirken gestrebt hat. Das Erste, was bei Vergleichung der ältern grammatikalischen Arbeiten des Verf. in die Augen fällt, ist die völlige Umwälzung, welche dieselben in der neuern Behandlung erfahren haben, und welche nicht blos in einer Umarbeitung, sondern auch in einer Veränderung seiner frühern Ansichten besteht, als das Ergebniß einer entwickelten Überzeugung und des Fortschreitens zum Bessern. Der Zweck einer Schulgrammatik ist, nach des Verf. Meinung, die studirende Jugend auf eine so kurze, leichte und faßliche Weise wie möglich zur Kenntniß des Wesentlichsten von dem Bau und der Construction der Sprache oder zu so viel davon anzuleiten, als ihr nöthig ist, um die Schriftsteller, welche am gewöhnlichsten und passendsten in den Schulen gelesen werden, zu verstehen und zu übersetzen. Nach einer historischen Einleitung zerfällt das Buch in vier Hauptstücke: von den Schriftzeichen, deren Bedeutung und Arten; von Buchstabenveränderung im Allgemeinen; von den Redetheilen, deren Formen und Beugungen und von der Syntax. In der Lehre von der Aussprache der Buchstaben weicht der Verf. von den meisten Grammatikern darin ab, daß er die Erasmische verwirft und sich völlig an die Reuchlinische oder neugriechische hält. 119.

Notiz.

Die Censur unter Friedrich II.

Der bekannte Kriegsrath Cranz hatte in seiner „Charakteristik von Berlin" gegen Friedrich II. geschrieben; das erste Stück war aber vom Geh. Kriegsrath Dohm, als Censor, unbedenklich gefunden worden. Als aber das Publicum aus den Lobeserhebungen vieler öffentlichen Personen beleidigende Anspielungen herauslas, so erbat er sich von dem königlichen Staatsrathe eine Instruction für die Censur der Fortsetzung jener Schrift und sagte: „Nach diesen in der Natur der Sache liegenden Grundsätzen censirte ich also auch dieses erste Stück der berlinischen „Charakteristik" und fand in demselben nichts wider Staat, Religion und Sitten, nichts, was seinem Wortverstande nach Jemandes Ehre angegriffen hätte. Nur Ew. k. M. Meinung von der deutschen Literatur und Höchstdero vorzügliche Schätzung der französischen hatte der Verfasser zu tadeln gewagt. Aber ich müßte Ew. k. Maj. so oft bewiesene Art zu denken und zu handeln ganz verkannt haben, wenn ich bei einem solchen, an sich freien literarischen Urtheile das mindeste Bedenken gefunden hätte, da Ew. Maj. auch die unbesonnensten Urtheile über Höchstdero Handlungen als Regent nie gehindert haben." Wie wahr diese Äußerung Dohm's, die etwa aus dem Jahre 1784 oder 1785 sein mag, gewesen ist, lehrt unter Anderm jene Begebenheit aus dem Jahre 1781, wo der König bei einem Spazierritte durch Berlin viele Menschen vor einem Bilde versammelt fand. Auf diesem sah er sich selbst, wie er in höchst kläglicher Positur auf einem Fußschemel saß und, eine Kaffeemühle zwischen den Beinen, emsig mit der einen Hand mahlte, während er mit der andern jede herausgefallene Bohne auflas. Sobald aber der König den Gegenstand erkannt hatte, winkte er mit der Hand und rief: „Hängt es doch niedriger, daß die Leute sich nicht den Hals darnach ausrenken müssen." Allgemeiner Jubel folgte diesen Worten, man riß das Bild herab, und der König setzte langsam seinen Weg fort. Am ausführlichsten hat diese Scene W. Alexis in seiner „Herbstreise durch Skandinavien" (II, 339 fg.) aus dem Munde des Kapellmeisters Häffner in Upsala, eines geborenen Preußen, geschildert. 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 135. —— 15. Mai 1837.

Les deux mondes, par M. *Gustave d'Eichthal*, ex-membre du bureau d'économie publique à Athènes. Servant d'introduction à l'ouvrage de M. *Urquhart*: La Turquie et ses ressources. Mit einer Karte. Leipzig, Brockhaus. 1837. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Vorliegendes Buch iſt, wie uns der Verf. ſelber in der Vorrede benachrichtigt, das Reſultat eines zwanzigmonatlichen Aufenthalts in Griechenland, vom Herbſte 1833 an bis zum Juni 1835. Hatte er nun aber während dieſes Zeitraums Gelegenheit gehabt, ein beobachtender Augenzeuge des erſten von Europa gemachten Verſuches, eine orientaliſche Nation zu regeneriren zu ſein, ſo kann er nun ſagen, daß dieſer Verſuch unglücklich ausgefallen. Gleichwol erweckten die in ſeiner damaligen Stellung geſammelten Erfahrungen und reifliches Nachdenken bei ihm die Überzeugung, daß die Emancipation des Orients unumgänglich, daß ſie der letzte Triumph der menſchlichen Freiheit ſein, daß dieſelbe aber, um ihren Zweck zu erreichen, nach einem größern Maßſtabe ausgeführt werden müſſe. In dieſer Überzeugung hatte ihn die Lecture von Urquhart's auf dem Titel erwähnten Werke beſtärkt, und ſomit entſchloß er ſich, eine Einleitung zu der franzöſiſchen Überſetzung deſſelben zu ſchreiben, ein Vorhaben, das bei der Reichhaltigkeit des betreffenden Stoffes gegenwärtigem Buche ſein Entſtehen gab.

Auf die Behandlung dieſes Stoffes ſelber eingehend, erklärt ſich der Verf. zuvörderſt über den für das Buch gewählten Titel.

Zwei große Abtheilungen — ſagt er — gibt es auf unſerm Planeten, den Occident und den Orient; zwei Hauptreligionen, das Chriſtenthum und den Islam; zwei Völker und zwei Städte, die insbeſondere die Halbkugel, der ſie angehören, repräſentiren; für den Occident die Franzoſen und Paris, für den Orient die Türken und Konſtantinopel.

Wir werden ſpäterhin auf die Beweisgründe zurückkommen, mittels deren Hr. v. E. dieſe neue, allerdings ſinnreiche, dabei aber doch ziemlich hypotheſirte geographiſch-politiſche Eintheilung unſers Erdballes zu rechtfertigen ſucht, zuvor aber den ſein Buch durchziehenden Hauptgedanken ohne Unterbrechung hier wiedergeben. Europa, heißt es weiter im Betreff jener Eintheilung, in der Mitte zwiſchen dem Orient und dem Occident gelegen, gehört einer jeden dieſer beiden Halbkugeln mit einer ſeiner Hälften an. Zur Verſinnlichung und nähern Beſtimmung dieſer Hypotheſe durchſchneidet der Verf. unſern Welttheil mittels einer Linie, welche er die Medianlinie der Welt benennt, und die zugleich die Abmarkungslinie iſt, welche die deutſchen Stammvölker von den ſlawiſchen und ungariſchen Stämmen ſcheidet. Da nun hieraus folgt, daß ſich unter dem Scepter der öſtreichiſchen Monarchie zwei Nationen nebeneinander geſtellt befinden, wovon die eine germaniſch, d. i. weſentlich abendländiſch, die andere aber aſiatiſch iſt, ſo iſt denn auch dieſes Reich dazu vornehmlich berufen, durch ſeine Dazwiſchenkunft bei den allgemeinen Welthändeln das Gleichgewicht zwiſchen dem Occident und dem Orient aufrecht zu erhalten.

In dem zweiten Theile, der ganz insbeſondere dem Orient gewidmet iſt, ſtellt der Verf. den Grundſatz auf, es ſei die Türkei der Grundſtein des politiſchen Gebäudes der öſtlichen Halbkugel, eines Gebäudes, ſagt er, „das noch herzuſtellen iſt, und wovon ſelbſt der Stein, auf dem es ruhen ſoll, noch nöthig hat zugehauen und bearbeitet zu werden". Von dieſer Idee ausgehend, beſchränkt Hr. v. E. das Territorialgebiet der europäiſchen Türkei ausſchließlich auf Thracien; Theſſalien, Macedonien, Epirus und Albanien vereinigt er mit dem gegenwärtigen Königreiche Griechenland; und endlich improviſirt er einen Donaubund, der ſich unter dem Protectorat Öſtreichs geſtalten und deſſen Beſtandtheile, die Moldau, die Walachei, Bulgarien, Serbien und Bosnien ſein ſollen. Auf der andern Seite des Bosporus würde die Pforte die Souverainetät über Kleinaſien behalten, dem man noch Kurdiſtan und die Paſchaliks Bagdad und Baſſora beifügen könnte. Endlich würde ſie noch ihre bisherigen Suzerainetätsrechte über Syrien, Ägypten, Arabien und die Barbareskken, ſowie ihre religiöſe Gewalt über alle, mit ihr durch den nämlichen orthodoxen Glauben verbundenen muſelmänniſchen Bevölkerungen auszuüben fortfahren. Auf daß nun ein definitives Gleichgewicht hergeſtellt werde, muß Frankreich — womit ſich der Verf. ausſchließlich im dritten und letzten Theile beſchäftigt — ſowie die Türkei zurückweicht, vorrücken. Zu dem Ende nimmt Hr. v. E. für daſſelbe Das, was er ſeine natürlichen Grenzen nennt, die Alpen- und Rheingrenze nämlich, in Anſpruch. In Betreff Belgiens will der Verf. zwar geſtatten, daß beide Länder eine vonein-

ander abgesonderte Verfassung haben. Da indessen die belgische Nationalität nur unter dem Schatten des französischen Schutzes bestehen kann, so hat Belgien auch Pflichten gegen Frankreich zu erfüllen; seine politischen Interessen und sein Militairsystem würden demnach, dürfe man annehmen, stets identisch mit denen Frankreichs sein.

Nachdem wir nun, in freilich sehr flüchtigen Zügen, die Grundidee des Buches wiedergegeben haben, scheint es uns, eben ihrer schon angedeuteten Neuheit wegen, der Mühe zu lohnen, die Argumente, womit der Verf. dieselbe unterstützt, in unsere Betrachtung zu ziehen, wobei wir unsere individuellen Ansichten, den seinigen je nach Umständen auch in kritischer Form gegenüberzustellen nicht unterlassen werden.

Hr. v. E. begründet die von ihm gewählte Eintheilung des Erdballs auf die eigenthümlichen Charakterzüge, die seit unvordenklichen Zeiten den Orient vom Occident unterschieden haben. So herrsche, sagt er, im Orient das materielle Leben, im Occident das geistige; der Eine betet die Gottheit in der ganzen Natur an (panthéiste), der Andere verleihet ihr menschliche Gestalt (anthropomorphiste); der Eine huldigt dem Fatalismus und den unabänderlichen Gesetzen, nach denen sich die äußern Erscheinungen entwickeln, der Andere vorzugsweise der Freiheit, die bei den Handlungen mit Vernunft begabter Wesen herrscht. Der Eine ist wesentlich Festland, der Andere Meeresgegend. Der Orient theilt das menschliche Geschlecht in Familien und Kasten; der Occident hat seine allgemeine Kirche gegründet, deren Hierarchie allen Menschen, ohne Unterschied von Geburt, Familie und Heimatsland zugänglich ist, und aus dieser ist jene bürgerliche Gleichheit entstanden, die eine Hauptbestimmung unserer Verfassungen ist. Der Orient ist allen Traditionen zufolge die Wiege des Menschengeschlechts, das im Occident seinen Unterricht erhielt. Im Orient gehört der Mensch vor Allem seiner Familie, im Occident der Nation an. Dort ist der Mensch Sklave der Schönheit, die er dem Verstande und selbst dem Talente vorzieht, wogegen umgekehrt der Abendländer die Vorzüge des Geistes denen seiner körperlichen Hülle vorzieht u. s. w. Mittels ähnlicher Antithesen sucht der Verf. ebenfalls die religiöse Verschiedenheit beider Erdhälften, d. i. den Unterschied zwischen dem Christenthum und dem Islam zu begründen. Manche dieser sowie der frühern Gegensätze sind allerdings nur ideel; da es sich jedoch in dem Buche überhaupt nur vielmehr um die Darstellung eines politischen Gedankens, einer bloßen Theorie, als um die Ausführung dieses Gedankens, um wirkliche politische Praxis, da es im Grunde sich nur um ein Utopien handelt, so wollen wir deshalb nicht weiter mit dem Verf. rechten. Er macht Politik im Großen, wobei man es denn freilich mit den Details so genau eben nicht nehmen muß.

Aus ähnlichem Gesichtspunkte betrachten wir denn auch die Rolle, die Hr. v. E. bei fernerweitiger Darstellung seiner Idee Östreich zutheilt, und um deretwillen, wie es uns bedünkt, er die in Europa seßhaften slawischen Volksstämme überhaupt dem Oriente beizählt. Hiernach nun gehören von den Provinzen der östreichischen Monarchie Böhmen, Gallizien, Ungarn, Siebenbürgen, Slawonien und Dalmatien der östlichen Erdhälfte, und nur das eigentliche Östreich, nebst Tirol, Steiermark, Kärnten, Krain und das lombardisch-venetianische Königreich der westlichen Hälfte an. Aus diesem Abtheilungssystem aber ergibt sich der schon vorerwähnte Beruf Östreichs, zu dessen Erfüllung sich praktisch einzuüben ihm die Regierung seines eignen Staatsgebiets Gelegenheit gab.

> Das System seiner Regierung nämlich — bemerkt in diesem Betreff der Verf. — bestand unaufhörlich darin, seine abendländischen Völker seinen orientalischen Unterthanen entgegenzustellen, im Schooße einer jeden Nation als Schiedsrichter des Kampfes zwischen den untern und den obern Classen auf bewunderungswürdige Weise dazwischenzutreten, die Nationalität der seiner Gewalt unterworfenen Völker in eben der Art zu achten, wie es nur eine orientalische Regierung hätte thun können, und ihnen eine, der besten abendländischen Regierungen würdige Centralverwaltung aufzudringen.

Nicht weniger hat sich im Äußern Östreich zur Erfüllung eben desselben Berufs immer mehr befähigt, indem dessen Macht während der letzten drei Jahrhunderte ihren Charakter von Grund aus veränderte. Diese Macht nämlich, die im Westen, wo deren Übergewicht bedrohlich war, schwächer wurde, erstarkte gleichzeitig im Osten, wo sie allzu schwach war und sich blos passiv verhielt. Dies Resultat aber ward durch die Bemühungen Frankreichs und der Türkei selber erzielt. So trachtete Frankreich seit der Epoche Franz I. unaufhörlich dahin, den Einfluß der östreichischen Macht im Occidente zu vermindern; es rundete sein eignes Staatsgebiet auf deren Kosten ab; es entriß ihr den Besitz Spaniens und der belgischen Provinzen; es half Preußen bei der Eroberung Schlesiens; es machte Östreich zur Seemacht im Mittelmeere, indem es demselben Venedig durch den Tractat von Campo Formio zutheilte; es erneuerte dessen Würde, indem es auf seinem Haupte die deutsche Kaiserkrone durch die östreichische ersetzte (?!). Die Türkei dagegen hat durch die Furcht, die ihre Überziehungen einflößten, Deutschland und Europa genöthigt, Östreich nach dem Oriente hin zu erkräftigen; sie hat bei der Wahl Karl V. zum deutschen Kaiser den Ausschlag gegeben; sie hat die Gewalt Östreichs in Ungarn, das sich so oft von seiner Vormundschaft zu befreien suchte, befestigt. Der Verf. hat zu bemerken vergessen, daß das Alles vollkommen unwillkürlich geschah und keineswegs, wie man fast glauben sollte, in Folge vorgängiger politischer Berechnungen. Um nun aber den mehr befragten Beruf Östreichs auch praktisch zu begründen, verlangt unser Verf. einen „andern" wiener Congreß — als Corollarium ohne Zweifel des Congresses von 1814 — 15 —, um daselbst die Verwickelungen der orientalischen Frage zu lösen. Den Vorschlag dazu soll, seiner Angabe nach, Östreich schon wiederholt den westlichen Mächten gemacht haben; auf Congressen aber habe Östreich stets die Überlegenheit seiner Politik bewiesen. Wir wollen diese Behauptung eben nicht controversiren; aber möchte eben darin nicht vielleicht ein Grund für die übrigen Mächte liegen, den angeblichen Vorschlag abzulehnen?

Wir begreifen nicht wohl, wie man einen Staat durch Beſchränkung ſeines Gebiets, durch Verminderung der Zahl ſeiner Unterthanen und durch Schmälerung ſeiner Einkünfte, welches Alles zuſammengenommen wir ſeither als die Elemente der Staatsmacht betrachteten, zu erkräftigen vermag. Hr. v. E. unternimmt es, dieſes Problem zu löſen. In welcher Weiſe er dies zu bewirken gedenkt, haben wir bereits oben in flüchtigen Zügen angedeutet; doch bevor er ſelbſt tiefer in die Materie eingeht, handelt er in beſondern Capiteln von Griechenland, den Donauvölkern und Rußland, denen auch wir vorerſt einige Hauptmomente zu entlehnen uns veranlaßt finden.

Hatte der Verf. ſchon im Eingange den Verſuch, die Griechen zu regeneriren, als einen Fehlverſuch bezeichnet, ſo gibt er uns jetzt die nähern Urſachen davon an, die wir, im guten Glauben an ſeinen Scharfblick und ſeine Wahrheitsliebe, ihm nacherzählen wollen. Griechenland, berichtet uns Hr. v. E., von dem ſchon vor vier Jahren Hr. Gordon ſagte, es ſei ein Ball für die Füße der Diplomaten, hat ſeitdem nicht aufgehört ſich zwiſchen Frankreich, Rußland und England zu zerarbeiten. Von dieſen Mächten beabſichtigt nur Frankreich aufrichtig deſſen Unabhängigkeit und unterſtützt daher die Nationalpartei. Rußland dagegen will es desorganiſiren und nimmt ſich demnach der fanatiſchen und unwiſſenden Partei an. England endlich, iſt es auch der Ruſſen Feind, ſcheint gleichwol für die Nationalunabhängigkeit keine größere Vorliebe als dieſe zu haben und leiſtet ſomit, indem es Frankreichs Abſichten zu hintertreiben ſucht, ohne Zweifel ganz unwillkürlich den Projecten Rußlands unaufhörlich Vorſchub. In den letzten vier Jahren nun iſt Griechenland vornehmlich dem Ehrgeize eines Mannes aufgeopfert worden. Es iſt dies Graf Armansperg, der, wie Hr. v. E. verſichert, nachdem er das Vertrauen ſeines ehemaligen Souverains unwiederbringlich verloren (!?), den Poſten, den er in Griechenland zu bekleiden berufen ward, als den Weg zu einer mindeſtens factiſchen Souverainetät betrachtete. Indeſſen war der Regentſchaftspräſident in Griechenland fremd; keine natürlichen Bande knüpften ihn an das Land; er ſuchte ſich deren künſtliche zu verſchaffen. Nunmehr war er genöthigt ſeinen Stützpunkt in den Parteien zu ſuchen, die zu zügeln ſeine Pflicht geweſen wäre. Zu dem Ende wandte er ſich zuerſt an die Nationalpartei, die er mit Recht für die ſtärkſte gehalten hatte. Von dieſer, die keinerlei fremden Einfluß wollte, zurückgewieſen, wandte er ſich an die Männer Rußlands, an die Partei Kapodiſtrias'. Er ging ſogar ſo weit, ſagt man, daß er die aufrühriſchen Abſichten dieſer Partei begünſtigte, um glauben zu machen, eine Regierung, die nicht unter ſeiner unbeſchränkten Leitung ſtehe, ſei ſchwach, und ſomit eine Erweiterung ſeiner perſönlichen Gewalt zu erlangen. Im Gegenſatze zu Graf Armansperg ſtellt der Verf. Kolettis ſehr hoch, der, wie es am Schluſſe der ihn betreffenden Schilderung heißt, ein zu erhabenes Abbild von dem Genie ſeiner Nation iſt, als daß die Schickſalsbeſtimmungen, wonach Griechenland ſtreben darf, anders als durch ſeine Mitwirkung und ſeine Eingebungen erfüllt werden könnten. Was nun die von Hr. v. E. in Anſpruch genommene Gebietserweiterung des heutigen Königreichs Griechenland anbetrifft, ſo geht derſelbe dabei von der Unterſtellung aus, daß das eigentliche Griechenland jene große Halbinſel umfaſſe, die, im Norden durch den Balkan geſchloſſen, von der Bocca de Cattaro bis zum Kap Emineh hin ſich erſtrecke. Weil jedoch Thracien ein nothwendiges Zubehör zu Konſtantinopel, überdies durch die Kette des Rhodope von dem übrigen Griechenlande geſchieden iſt, ſo mag dieſe Provinz von demſelben abgetrennt verbleiben. Würden aber dem neuen Königreiche Theſſalien, Macedonien, Epirus und Albanien beigeſchlagen, ſo erhielte es dadurch einen Zuwachs an Bevölkerung von 2,900,000 Seelen. Hiervon aber ſind etwa 760,000 rein griechiſchen Stammes, 5—600,000 Walachen, ebenfalls zur griechiſchen Kirche gehörig, und 1,600,000 Albaneſen, wovon zwei Drittel Muſelmänner. Dagegen beläuft ſich die Zahl der Osmanlis in den genannten Bezirken, nach einer, nur auf eine Hypotheſe ſich gründenden und wahrſcheinlich übertriebenen Berechnung auf nicht mehr als 280,000. Endlich ſind, wie aus mehren vom Verf. angeführten hiſtoriſchen Thatſachen erhellet, die muſelmänniſchen Albaneſen beiweitem feindlicher gegen die Türken als gegen ihre chriſtlichen Brüder geſinnt, wozu noch kommt, daß, wenigſtens bei den Vornehmen, an die Stelle des Islam ein bloßer Deismus, auf eine Art religiöſer Freimaurerei geſtützt, getreten iſt, weshalb denn aus dem Unterſchiede der Religion keinerlei Hinderniß der Vereinigung Albaniens mit dem neuen Königreiche Griechenland entſpringen würde.

(Der Beſchluß folgt.)

Engliſches Urtheil über Paul de Kock.

Das neueſte Heft des „Edinburgh review" enthält eine Anzeige von den „Oeuvres complètes *de Paul de Kock*" (Paris 1834), welche gegen die ſonſtige Gewohnheit der engliſchen Kritiker in Angelegenheiten der franzöſiſchen Literatur das Verdienſt dieſes talentvollen Schriftſtellers ſehr rühmend anerkennt. Wir ſind bisher in den engliſchen Zeitſchriften faſt nur widerwärtigen Urtheilen über die franzöſiſchen Romantiker begegnet, ſowie überhaupt einer Einſeitigkeit der Anſicht über die neueſten Zuſtände der franzöſiſchen Literatur, die von dem Fortſchritt des kritiſchen Geiſtes in England eben kein günſtiges Zeugniß ablegt; um ſo mehr erfreut es, hier einmal einer kritiſchen Stimme in einem der renommirteſten engliſchen Journale zu begegnen, deren vollſtändige Belobung beinahe überraſchend iſt. „Wir haben", ſo äußert ſich jener Recenſent, „vor einigen Monaten in den londoner Zeitſchriften ein Schreiben des Grafen Alfred d'Orſay geleſen, deſſen Zweck war, die öffentliche Meinung Englands für das Talent und Misgeſchick Paul de Kock's zu gewinnen. Der Verfaſſer dieſes Schreibens, ſelbſt ein feingebildeter und geſchmackvoller Kenner der Literatur, nannte in dieſem Aufſatz den Verfaſſer des „Frère Jacques" den Smollet Frankreichs. So hoch wir nun unſererſeits Smollet's, unſers Landmannes, Verdienſte in Anſchlag bringen, ſo glauben wir doch, daß jene Bezeichnung des Grafen d'Orſay durchaus kein bloßes Compliment für den franzöſiſchen Schriftſteller iſt. Wahr iſt es, der Letztere iſt weniger genau, weniger ausführlich und detaillirend als Smollet in ſeinen Portraitbildern des Lebens, auch hat er ſchwerlich in ſeinen Werken

einen so von Anfang bis zu Ende gleichmäßig gehaltenen Charakter, als die Smollet'schen Charaktere von Strap, Pipes und Matthew Bramble sind. Allein auf der andern Seite übertrifft Paul de Kock unstreitig Smollet an Pathos, an Mannichfaltigkeit, an Beruf für das Leidenschaftliche, und mehre seiner pittoresken Schilderungen des häuslichen Lebens sind ihrer einfachen Schönheit wegen den besten Stellen in Smollet's Schriften zu vergleichen. Wir sind der Meinung, daß eine Übersetzung von Paul de Kock's Schriften ins Englische, mit den Hinweglassungen, die der verschiedenartige Geist unserer Literatur nothwendig macht, unsere Sammlung für Volksdichtung wesentlich bereichern würde. Die moralische Tendenz Paul de Kock's ist oft richtig, zuweilen originell, großartig und vortrefflich." An einer andern Stelle heißt es: „Die Kritik hat ihm Unrecht gethan, wenn sie bemerkte, er sei nur ausgezeichnet in der breiten Farce und humoristischen Caricatur. Er gleicht Hogarth in der feinen und tiefen Kunst, womit er das Komische mit dem Schrecklichen zu verbinden weiß. In den Einzelheiten seiner männlichen und nervigen Gemälde scheint er oftmals blos zu scherzen und zu lachen, wo sich doch in der That hinter diesem Spaß ein würdiger Ernst verbirgt. Von allen Novellen Paul de Kock's ist der „Cocu" am fehlerfreiesten, und nach dem „Frère Jacques" unstreitig „Le bon enfant" das Rührendste und Treffendste. Den großen Erfolg, den der „Cocu" gemacht (an welchem selbst die eigensinnigsten Kritiker wenig mehr als etwa den Titel werden auszusetzen haben), beweist hinlänglich, daß der Verfasser seine Popularität keineswegs blos seinen hervorstechenden Fehlern zu verdanken hat, und wir finden in seinem letzten Werk: „Zizine", einer Geschichte voll Kraft und Schönheit, obgleich im Plan etwas magerer als andere dieses Verfassers, eine unverkennbare gesteigerte Reinheit der Gedanken sowol als des Styls. Dieser Fortschritt läßt hoffen, daß der Strom dieses kühnen und gewandten Geistes sich um so mehr aufklären wird, je länger er fließt."

In der That, auch wir Deutsche müssen dem englischen Kritiker für dies besonnene und maßvolle Urtheil sehr dankbar sein. Wie sehr hat es seither fast durchgängig der englischen Kritik in Beziehung auf das Ausland an Liebe gefehlt! Hier begegnen wir einem wahrhaft liebevollen Urtheil, und das nicht weniger gedankenvoll ist. Es ist gewiß, Paul de Kock ist ein reichbegabter Geist, und will man nicht oberflächlich nur die Schale des Verständnisses abstreifen, so wird man ihn auch einen ernsthaften Geist nennen müssen. 30.

Notizen.

Ein Correspondenzartikel aus Amerika in dem „Morning chronicle" theilt folgende Nachricht mit: „Man hat soeben im Westen eine wichtige Entdeckung gemacht, welche lange Zeit die Gelehrten aller Länder beschäftigen wird. Babylon, Balbek, Palmyra, Theben und Memphis zeigen die Ruinen, welche einst von Völkern bewohnt wurden, die in den Denkmälern der Geschichte leben; aber in den Einöden des nördlichen Amerikas wurden vor Kurzem die Ruinen einer großen, halbverschütteten Stadt entdeckt, von deren Bevölkerung man durchaus nichts weiß, die wahrscheinlich einem Geschlechte der Sterblichen angehörte, das heutzutage ganz von der Erde verschwunden ist. Gewiß wohnten weder die Indianer noch ihre Vorfahren jemals in Städten. Ich habe die wilden Gegenden des Westen viel durchstreift, die Ruinen von Missuri und Illinois sämmtlich untersucht: alle zeugen augenfällig von einem Volke, das ganz verschieden von den jetzt hier einheimischen Stämmen war und auf einer höhern Culturstufe stand. Die Ruinen der jetzt entdeckten Stadt zeigen, daß dieselbe von Backsteinen erbaut war. Wer sie erbaute und wer sie bewohnte, mögen die Alterthumskenner entscheiden. Ich führe blos an, daß unter einigen der indianischen Stämme sich die Sage von einem andern, einst im Norden Amerikas lebenden Geschlechte der Menschen erhalten hat. Diese Überlieferungen sagen aus, „daß das Mammuth in den Wäldern umherirrte, auf seinem Wege die Bäume entwurzelte und Menschen und Thiere seine Beute waren, bis der große Geist in einem entsetzlichen Ungewitter, unter Donner und Blitz das furchtbare Thier tödtete. Seit diesem Tage fischt der rothe Mensch in den klaren Flüssen und jagt in den Wäldern und auf den Auen." Man kann sagen, daß diese Völker in nichts den Mexicanern glichen, da ihre Denkmäler von denen jener ganz verschieden sind."

„Die ersten Gerüchte von der gemachten Entdeckung verbreiteten sich vor ungefähr zwei Monaten; man schenkte ihnen aber, da sie zu unbestimmt waren, nur wenig Vertrauen. Jetzt sendet mir ein Freund einen Bericht und ein Stück der Zeitung von Chicago (Michigan), welches ein Croquis der Stadt und eine nähere Beschreibung von Hrn. Hyer enthält, der, wie der Redacteur meldet, mit Aufnahme eines Planes officiell beauftragt war. Übrigens ist der Westen Amerikas äußerst reich an Merkwürdigkeiten und wahrscheinlich diese nur die erste der Entdeckungen, die noch der Bewunderung künftiger Forscher und Gelehrten vorbehalten sind."

„Noch andere Ruinen finden sich in Nord-West; sie liegen in dem Gebiet von Jefferson, westlich von Miwaukie und auf dem linken Ufer des kleinen Flusses Roc."

„Hyer meldet, daß man vor Kurzem angefangen habe, in der Nähe der Ruinen ein Etablissement zu errichten. Die Neugierigen sind dadurch der Sorge überhoben, auf freiem Felde übernachten zu müssen; ein wichtiger Umstand in einer Gegend, wo so viele wilde Thiere hausen. Die Indianer nennen diese Stadt aus unbekannten Gründen Aztalan. Diese alte Hauptstadt einer Welt, die nicht mehr ist, scheint nach den Überresten einen Umfang von mehren Stunden gehabt zu haben."

Ein Schreiben aus dem Juradepartement vom 28. März meldet: „Vor einigen Tagen entdeckte J. B. Goissot, der mit mehren Arbeitern die alte Kirche von Mont-sous-Vaudrey einriß, in einem Winkel der Kuppel eine lange Kiste von Tannenholz, die sogleich an der Luft zerfiel. Sie enthielt über 40,000 Scheidemünzen aus dem 14. Jahrhunderte; einige kleinere Stücken waren von Silber. Da einer der Arbeiter bemerkte, daß Goissot, statt fortzuarbeiten, sich die Taschen mit Münzen füllte, that er ein Gleiches, die Andern liefen ebenfalls herbei, Alles griff zu, und der Schatz ward geplündert. Der hinzugekommene Maire versuchte vergebens das Recht der Gemeine zu wahren und erinnerte ebenso fruchtlos, daß man auf solche Weise sich Das nicht zueignen dürfe, was dem Lande gehöre; seine Einrede blieb unbeachtet und die so beträchtliche Menge Münzen verschwand in einem Augenblick. Mehre Stück, durch die Bemühungen des Schatzmeisters der Société d'émulation wiedererlangt, wurden in dem Museum von Lons-le-Saulnier niedergelegt; es sind petits parisis und petits tournois (Parisienses et Turonenses parvi) und datiren, Ludwig's (X.) des Zänkers und Philipp's (V.) des Langen Namen tragend, aus den Jahren 1314—22. Auf einer Seite steht: „Civis Turonus" oder „Parisius civis" mit dem Grabmal des heiligen Martin von Tours; auf der andern: „Ludovicus rex" oder „Philippus rex", oder „Sit nomen Domini benedictum", mit einem Kreuz. Einige sind Münzen der Grafschaft Burgund und haben die Worte: „Burgundiae comes". Merkwürdig ist, daß ein ähnlicher Schatz von Münzen, die sich aus denselben Regierungen herschreiben, vor ungefähr vier Jahren in den Fundamenten des ehemaligen Carmeliterklosters zu Clairvaux gefunden wurde.

Einen der wichtigsten Gegenstände, die jetzt mehr als je an der Tagesordnung sind, behandelt ebenso ausführlich als gründlich der Graf Pillet-Will in dem Werke: „De la dépense et du produit des canaux et des chemins de fer" (2 Bände, 4., mit Kupfertafeln). 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 136. — 16. Mai 1837.

Les deux mondes, par M. *Gustave d'Eichthal.*

(Beschluß aus Nr. 135.)

Das Schreckbild der russischen Übermacht hat dem Verf. unstreitig den Gedanken der Erschaffung eines Donaubundes eingegeben. Dieser Bund, sagt er unter Anderm, soll eine Seemacht im schwarzen Meere werden und daselbst die Macht Rußlands und der Türkei im Gleichgewicht erhalten. Ohne diese Bedingung könnte ihm die Einfahrt in die Donau, den Bosporus und die Dardanellen ungestraft verschlossen werden; seine politische Existenz, seine Handelswohlfahrt würden dringend bedroht sein; das Schicksal von 30 Millionen Menschen, welche die Ufer des Flusses bewohnen, hinge von Vergünstigungen ab und wäre steten Gefahren ausgesetzt. Östreichs Seemacht im adriatischen Meere, die einen raschen Aufschwung nehmen muß, würde nur unvollkommen ihrer Bestimmung entsprechen, hätte dasselbe nicht auch im schwarzen Meere einen Stützpunkt für seine Militairmarine.

So groß immerhin die Besorgnisse sind, die soeben erwähntes Schreckbild dem Verf. einflößt, und so gewagt wir auch die Hypothesen finden, die derselbe, von dergleichen Ansichten geleitet, an mehren Stellen seines Buchs in Betreff von Rußlands Politik aufstellt, ist er gerecht genug, das Verdienst anzuerkennen, das sich diese Macht durch die Bezähmung des ottomanischen Stolzes erworben hat, der sich, nach Hrn. Urquhart's Ausdruck, an der Wurzel aller Übel des Reiches findet. Es hat dasselbe ferner den nicht minder reellen Ruhm gehabt, die Emancipation der alten Rajas zu sichern, indem es Griechenland und Serbien zur Revolte brachte, die Moldau und Walachei unter seinen Schutz nahm, seine Flagge der griechischen Marine lieh, bis ins Unendliche die Zahl der Schutzbefohlenen seiner Consulate vervielfältigte und nach jedem Siege neue Vortheile zu Gunsten der christlichen Religionsübung zur Bedingung machte.

Es wird — fährt Hr. v. E. fort — dieses Emancipationswerk immer ein schönes Blatt in Rußlands Geschichte sein; und sollte irgend ein Rigorist darüber klagen, es sei dasselbe aus eigennützigen Motiven eingegeben worden, so könnte man ihm antworten, daß der von Rußland verfolgte individuelle Zweck ein vollkommen rechtmäßiger, die von der nämlichen Macht angewandten Mittel aber gut und ehrenhaft hinsichtlich des Feindes seien, den sie zu bekämpfen hatte. Auch begleiteten die Sympathien Europas, die Wünsche der Philanthropen Rußlands Waffen zu jener Epoche, und dasselbe legte eine Laufbahn rascher und fortschreitender Eroberungen bis zum Tractate von Adrianopel, 1829, zurück, wo es zwar gewiß nicht den Gipfel seiner reellen Macht, doch aber den seines überziehenden Fortschrittes erreichte.

Nicht minder richtig bemerkt, unsers Dafürhaltens, der Verf., daß es keineswegs wahrscheinlich sei, es beabsichtige Rußland, nachdem ganz andere Verhältnisse eingetreten, die Laufbahn seiner Eroberungen in Betreff der Türkei zu verfolgen; es werde sich vielmehr auf die Grenzen beschränken, die ihm die Natur selber überwiesen, und somit den Wünschen Europas entsprechen. Das aber, was derselbe mit Bezugnahme auf des Engländes Slade Werk: „Records of travels" u. s. w., über die aufrührische Stimmung sagt, die in der Armee und bei der Bevölkerung Rußlands herrschen soll und die namentlich bei der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus und zur Cholerazeit sich offenbarte, beruht insofern auf irrthümlichen Unterstellungen, als er die Ursache davon in eben jenen revolutionnairen Tendenzen zu finden scheint, die ähnliche Erscheinungen in den europäischen Abendländern hervorriefen. Die öffentliche Meinung in Rußland, mit Ausnahme einiger westlichen Grenzprovinzen ist vielmehr wesentlich autokratisch. Verknüpften aber auch die Anstifter der meuterischen Auftritte, die zur Epoche der erwähnten Thronbesteigung stattfanden, mit ihrem frevelhaften Beginnen die Absicht, gewisse Ideen der Neuzeit auszuführen, so waren dies politische Phantasten, mehrentheils junge Leute, die selbst so sehr von der Unpopularität dieser Ideen überzeugt waren, daß sie, um sich nur einigen Anhang unter den Massen zu verschaffen, denselben vorspiegelten, es handele sich bei ihrem Unternehmen lediglich um die Aufrechthaltung der legitimen Thronansprüche Konstantin's, dem nach göttlichem Rechte der Thron vor dem jüngern Bruder gebühre.

Wir unterschreiben des Verf. Plaidoyer zu Gunsten der ottomanischen Nation, Mahmud's und selbst Mohammed Ali's in seinen wesentlichsten Theilen. Man ersieht daraus, daß sich derselbe von allen in diesem Betreff herrschenden Vorurtheilen loszumachen gewußt, sein Selbsturtheil aber durch keinerlei Parteiansichten befangen lief.

Wir Alle fast — sagt er in dieser Beziehung — haben bei unserer Erziehung wunderliche oder feindselige Vorurtheile gegen jenes Volk eingesogen; und so wichtig auch dessen historische Rolle gewesen ist und noch sein soll, ist es uns doch schwer, dasselbe mit Unparteilichkeit zu beurtheilen. Zu dem Behufe aber dürfen wir zwei Dinge nicht außer Acht lassen, nämlich die Erdhälfte, der die Türken angehören, und das Civilisationsalter, zu welchem sie gelangt sind. Stets werden unterscheidende Züge, Contraste, Unverträglichkeiten zwischen den Völkern des Orients und des Occidents stattfinden .... An-

dererseits aber müssen wir, um die Türken richtig zu beurtheilen, sie zum öftern nicht mit Dem, was wir sind, vergleichen, sondern mit Dem, was wir waren. In vielen Stücken befinden sie sich auf dem Punkte, wo wir selbst vor einigen Jahrhunderten standen; und haben sie die Laster jener alten Zeiten beibehalten, so muß man auch zugeben, daß sie deren Tugenden bewahrt haben.

Wirft man nun den Türken ihre stationnaire und retrogade Neigung vor, so bemerkt der Verf., daß sie wol nicht immer diesen Vorwurf verdienten, und daß sie Europa keineswegs stationnair genannt, als sie Konstantinopel einnahmen, den Rittern von Jerusalem die Insel Rhodus entrissen, als sie vor Wien lagerten, ihre Reiterei aber bis in die Bergschluchten Krains und Kärntens vordrang, wo dieselbe, in Ermangelung wegsamer Straßen, ihre Pferde mittels Stricke über die Felsen hinaufzog. Sind sie aber seit jener Epoche im Stillstehen begriffen gewesen, so erging es ihnen wie unsern Vorfahren, die sich, aus den Wäldern Germaniens hervorgegangen, in den abendländischen Königreichen niederließen. Auch sie hatten, gleich dem osmanischen Herrscherstamme, eine Race müßiger Könige (rois fainéans). Und war in neuester Zeit die Brutalität des ottomanischen Materialismus wol schrecklicher, als die Ausschweifungen des französischen Spiritualismus? Was den Sultan Mahmud anbelangt, so hatte er eine unermeßliche Arbeit vor sich: er allein mußte Das ins Werk setzen, woran in Frankreich die Könige seit Ludwig dem Dicken gearbeitet hatten und was allererst durch den Nationalconvent vollendet ward.

Er mußte die erwählten Statthalter der Provinzen, die Häupter der großen Städte, die erblichen Häupter der großen Lehnsfamilien, die Paschas, die Ayans, die Dere-Beis zum Gehorsam bringen; er mußte die Janitscharen ausrotten, die für die Unabhängigkeit reifen Rajas emancipiren, neue Verhältnisse mit denen ihrer alten Unterwürfigkeit müden muselmännischen Bevölkerungen gründen, den übermäßigen Stolz der herrschenden Religion demüthigen, den Muselmännern Toleranz lehren und sie vorbereiten, einstens mit den Christen Verträge zu machen.

Hat nun aber Mahmud in allen diesen Stücken Vieles und Großes geleistet, so bedünkt es doch dem Hr. v. E., und wol mit Recht, es habe der positive, administrative und organische Theil seiner Reformen seither nur ein oberflächliches Resultat geliefert und mit Ausschluß von Konstantinopel und dessen Nachbarschaft nur einen schwachen Einfluß geäußert. Es habe derselbe ferner die Kette der Zeiten, gleich allen revolutionnairen Geistern, zerbrochen; er sei mit allzu-heftiger Leidenschaftlichkeit für die abendländische Civilisation eingenommen, und er habe sie um jeden Preis in seinem Reiche einführen wollen, ohne sich auch nur einmal die Mühe zu nehmen, deren heterogene Theile zu modificiren. Es ist bekanntlich viel Schlimmes in letzter Zeit besonders von Mohammed Ali gesagt worden. Der Verf. scheint keineswegs die Ansichten der Verunglimpfer dieses außerordentlichen Mannes zu theilen. Er rechnet es ihm wol nicht mit Unrecht zum Verdienste an, gewissermaßen Das fortgesetzt zu haben, was Napoleon begonnen.

Er rottete die Mamluken aus, eroberte Kordofan und Sennaar, organisirte eine Armee, schuf eine Flotte und ein Arsenal, verbesserte das Bewässerungssystem, führte neue Culturarten ein, verdreifachte die Einkünfte des Landes, stellte in demselben die Sicherheit her, gestattete den Arabern Zutritt zum Militairdienst, wählte unter ihnen seine Civilbeamte, erhob auf diese Weise die Achtung vor dem arabischen Stamme, und verminderte das Ansehen des türkischen, der bisher das Land unumschränkt beherrscht hatte; endlich gab er Ägypten seine Unabhängigkeit und seine Stelle unter den Nationen wieder.

Aus nicht minder günstigem Gesichtspunkte und ebenfalls im Widerspruche mit andern Schriftstellern, die grade das Gegentheil behaupten, betrachtet der Verf. Mohammed Ali's Herrschaft über Syrien. Es ward dieses Land, sagt er, durch ihn aus seinem seitherigen Stumpfsinne erweckt, zum Militairdienste eingeweiht, einer regelrechten Verwaltung unterworfen und dessen religiöse Unduldsamkeit überwunden. Freilich bezahlte es diese Wohlthat theuer; immerhin aber war es eine Wohlthat; und wie groß auch die bei dessen Eroberung entfaltete Strenge und Tyrannei gewesen sein mag, so wird diese doch nicht blos Syrien, sondern der ganzen Welt einen ausgezeichneten Dienst geleistet haben.

Indem nun der Verf., im weitern Verfolg seines Buches die Dazwischenkunft des Occidents in die Angelegenheiten des Orients in Anspruch nimmt, fodert er als ersten Act des der Türkei zu gewährenden Schutzes deren Sicherstellung gegen die Überziehung Rußlands. Wir theilen jedoch nicht die Besorgnisse, die in dem nämlichen Betreff Hr. v. E. sowol hier wie an mehren andern Stellen seines Buches äußert. Denn einmal sind wir durch aufmerksame Beobachtung des von Rußland in letzter Zeit, vornehmlich aber seit der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus befolgten politischen Systems zu der Überzeugung gelangt, daß Mäßigung, strenge Rechtlichkeit und somit auch treue Beobachtung eingegangener Verträge Hauptcharakterzüge eben dieses Systems sind, es sohin an Gebietserweiterungen auf Kosten der ihm jetzt befreundeten Türkei gar nicht denkt. Zum andern aber erwäge man, daß ein Staat von dem unermeßlichen Umfange des russischen Reichs bei wohlverstandenem eignen Interesse der Vergrößerung nach innen ungleich mehr bedarf als der nach außen, und daß ein Verkennen dieses Princips für Rußland noch mehr als für das Ausland gefährlich werden müßte. Diese Foderung bei Seite, soll der Occident ferner dafür sorgen, den allerdings wol nicht sehr blühenden Finanzen der Pforte aufzuhelfen, zu welchem Ende nicht blos die emancipirten, seither tributpflichtigen Rajas derselben eine Schadloshaltung zu bezahlen, sondern auch Europa eine für sie zu negocirende Anleihe, wie solches hinsichtlich Griechenlands geschehen, zu verbürgen hätte. Es macht bei diesem Anlaß Hr. v. E. die ziemlich naive Bemerkung, es müßte die Anwendung der auf diesem Wege der Pforte zu Hände gekommenen Fonds besser, als in Griechenland der Fall gewesen, überwacht werden; auch könnte die Art ihrer Verwendung genau bestimmt werden, wie, beispielsweise zur Befestigung der nach Konstantinopel führenden Durchgänge, der Engpässe der Rhodope und des Balkan, des Kaukasus, des Taurus u. s. w. Verpflanzung der Civilisation des Abendlandes endlich,

sohin seiner Erziehungsmethode, seiner Wissenschaften und Künste, insofern dies Alles mit den nationalen Eigenthümlichkeiten des Orients verträglich, wird von unserm Verf. noch weiter in der nämlichen von ihm aufgestellten Hypothese als Dazwischenkunftsmittel zu dessen Gunsten angedeutet.

In eben derselben Hypothese nun wird Frankreich, dem Hr. v. E. gleich anfangs eine so große Rolle in seinem politischen Weltsysteme überwies, am Schlusse des Buches keineswegs unvortheilhaft bedacht. Wir erwähnten bereits den Ländererwerb, der demselben, um seine Rolle erfüllen zu können, zugetheilt wird. Hier mag es daher genügen, nur in kurzen Worten die moralischen Bedingungen zu bezeichnen, die der Verf. zu dem nämlichen Behufe für unerläßlich hält. Nachdem sich der Verf. in kurzen Worten über den Nationalconvent und Napoleon, das von der Restauration erfundene Schaukelsystem (système de bascule) und das nach der Julirevolution an dessen Stelle getretene System der richtigen Mitte (juste milieu) geäußert und von letzterm insbesondere gesagt hat, es liege dasselbe zwar in der Mitte beider Extremitäten, berühre dieselben aber nicht, entwickelt er uns seinen Gedanken in dem Betreff etwa in folgenden Worten:

Die Welt bedarf heutiges Tages einer neuen Politik, welche jene Verschiedenheiten von Genie, Stamm, Erziehung und gesellschaftlicher Stellung, die bisher die Basis der Parteien waren, die ewig bestehen werden, und denen es stets gelingen wird, sich in der Gesellschaft Platz zu machen, zu entwickeln und zu kräftigen versteht. Man muß die Contraste, welche die Vorsehung in dem Schooße eines jeden Volkes erschuf, und mittels deren sie ebenfalls die großen Abtheilungen der Welt abmarkte, zu umfassen, zu leiten und zu benutzen wissen, zugleich aber auch muß man jene Verschiedenheiten nebeneinander ordnen und vergesellschaften, sie beherrschen, indem man sie achtet, und sie dem gemeinschaftlichen Interesse dienstbar machen. Die neue Politik soll zu gleicher Zeit ein Schaukelsystem und ein System der richtigen Mitte sein, sie soll zugleich beide Extremitäten berühren und Das, was dazwischen liegt, ausfüllen.

Was nun schließlich noch die Noten anbetrifft, die einen besondern Anhang des Buches bilden, so sind dieselben großentheils dem vielberufenen „Portfolio" und einigen, vornehmlich englischen Werken, über die Türkei entnommen. 17.

Altdeutsche Stadttheater.

In ältern Zeiten konnten sich, wo nicht die meisten, doch viele deutsche Städte rühmen, ihr eignes Stadttheater zu haben. Das Theater war meist in einem Gasthofe, und die Schauspieler ehrsame Bürger und Handwerksleute, die aber ihre Schauspielkunst, wie wir sie einstweilen nennen wollen, so methodisch und zunftmäßig trieben als ihr eigentliches Gewerk. Ohne Zweifel müssen sich in manchen Städten und Städtchen, besonders im südlichen Deutschland, wo so viele Reichsstädte waren, die an ihrem alten Herkommen hielten, noch jetzt Spuren davon vorfinden. In Kaufbeuren bestand eine solche Gesellschaft von uralten Zeiten an, denn ihre Jahrbücher konnte man noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts bis 1540 zurückführen, und wenn man von Dem, was sie in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts leistete, auf Das schließen kann, wie sie es leistete, mußte die Gesellschaft besser als manche herumziehende sein. Sie führte z. B. 1781 „Die Jagd" auf, und ein Epilog von Wagenseil, der noch jetzt in Augsburg lebt und sich hochbejahrt damals ums Theater mannichfache Verdienste erwarb, verlangte einen Gürgen, in dessen Charakter er gesprochen wurde, wie ihn vielleicht keine gewöhnliche herumziehende Bühne aufzeigen könnte. Stellen wie folgende:

Ein jedes Bäumchen will gepflanzt, gepfleget sein,
Es braucht Begießen und Sonnenschein,
Wenn's wachsen soll — —
So geht's der Kunst u. s. w.

zeigen, daß diese Handwerker für die Kunst mehr fühlten als viele Künstler. Ein Stück: „Ehrlichkeit und Liebe", ein kleines Singspiel, aus dem sich noch das Volkslied: „Arm und klein ist meine Hütte", erhalten hat, aufgeführt auf dem bürgerlichen Theater zu Kaufbeuren den 17. Mai 1781, schloß auf gleiche Weise mit einem Epilog, von Jungfer Anna Katharina Mizlin gesprochen, den ebenfalls Wagenseil, von welchem die Operette war, gedichtet hatte. Das genannte Stück war die erste Operette auf diesem bürgerlichen Theater, und darum dankte Jungfer Anna Katharina Mizlin

— — für die Huld,
Mit der Ihr uns habt aufgenommen.
Gereuen Euch, Ihr Gönner, nicht die Stunden,
Die Ihr bisher habt bei uns zugebracht.
So sing' ich Euch, wenn wenig Monden*) sind verschwunden,
Als Töffel's Röschen in der „Jagd"!

Da wir die „Artikul und Ordnungen einer löblichen Gesellschaft der bürgerlichen Komödianten und Agenten allhier zu Kaufbeuren vom Jahre 1688" durch den genannten Wagenseil aus dem dortigen Rathsarchiv gedruckt vor uns haben, so können wir auch von der Organisation dieser Gesellschaft, damit aber auch wol jedes solchen, echt deutschen Stadttheaters nähere Kunde geben, und wir bemerken daher, daß sie einen Obmann (Director) hatten, den der Rath einsetzte; daß nur „ehrliche, redliche, unberüchtigte Männer, Gesellen und Knaben**) admittirt" werden durften. Aus der Gesellschaft wurden vier Vorgesetzte gewählt, welche „Bücher, Rechnungen, Theatrum und Kleider, Büchse (Kasse) und Geld und Schlüssel dazu in Verwahrung hatten", die Stücke mit dem Obmann wählten, dem Geistlichen zur Censur und dem Rathe zur Verwilligung einreichten; die Rollen aber nicht nach Stand, Alter, Gunst, Ansehen u. dergl. wie bei vielen Hof- und Stadttheatern geschieht, sondern nach eines Jeden Qualität und Geschicklichkeit auszutheilen hatten. Wer „ohne wichtige oder erhebliche Ursache" die Aufführung unmöglich machte, hatte den ungefähr zu verhoffenden Ertrag der Einnahme zu bezahlen, oder ward aus der Gesellschaft gestoßen und galt bis zum Ersatz „so lang und viel für unehrlich". Streitigkeiten entschied der Obmann mit den Vorgesetzten, wozu noch zwei „friedliebende Männer aus der Gesellschaft" zugezogen werden konnten. Starb einer aus der Gesellschaft, so trugen ihn die Mitglieder „zu seinem Ruhebettlein und gaben ihm das Geleit und sangen am Grabe" und „solches Alles umbsonst, aus lauter Lieb' gegen den Verstorbenen".

Dies ist der Hauptinhalt jener, vom 9. April 1688 datirten „Artikul", die uns in der Art für unsere Vorfahren, insofern in vielen Städten zu jenen Zeiten ähnliche Gesellschaften waren, alle Achtung und mehr einflößen, als wir von unseren Nachkommen erwarten dürfen; denn durch unsere kleinen Städte ziehen — Bettelhorden, die den Geschmack und die Sittlichkeit in und außer der Bühne zugleich verderben. Was aber damals möglich war, müßte in jeder kleinen Stadt wieder jetzt viel leichter möglich zu machen sein. In jeder würde sich wol eine Gesellschaft von 10—15 gebildeten Personen

*) Es ließe sich hieraus folgern, daß nicht oft gespielt wurde. Dies wäre freilich bei wieder zu errichtenden Stadttheatern der Art hauptsächlich zu berücksichtigen.

**) Welche Frauenzimmer spielten.

zusammenbringen lassen, welche unter einem tüchtigen Obmann und vier wackern Vorgesetzten, zwar nicht den Teufelsspuk der Opern und große Trauerspiele, aber was die komische und ernste Muse von Iffland, Jünger und Kotzebue u. s. w. dichtete, besser, anständiger und geschmackvoller aufführen könnten als jene wandernden Horden. Nur müßte freilich auch „ein Edler, Ehrsamer und Wohlweiser Magistrat" solcher Mittelstädte, wie 1685 in Kaufbeuren, die Hand reichen und zusehen, welchen Obmann und welche Vorgesetzte, welche „Männer, Gesellen und Knaben (auch respective Jungfrauen) er verordnete, bestätigte und admittirte". 47.

Literarische Notiz.

Wir haben als Curiosität einige Nummern eines australischen Journals vorliegen, das zu Sidney in Neuholland wöchentlich in einer Nummer erscheint und den Titel führt: „The reformer, or weekly periodical for the australian colonies, published by a society of colonists." Der vierteljährige Subscriptionspreis dieses Journals, das, wie es scheint, von einem gewissen Dr. Lhotsky, einem Deutschen, redigirt wird, ist 3 Shilling 6 Pence, und der Herausgeber hat die Einrichtung getroffen, daß in jedem Halbjahre eine goldene Preismedaille, 5 Sovereigns an Goldwerth, für den besten Originalaufsatz ausgesetzt wird, wobei der Herausgeber selbst nicht mit concurrirt. Die Urtheile, wornach der Preis zuerkannt wird, werden von den Subscribenten selbst gefällt, jeder von diesen hat eine Stimme, und die meisten Stimmen entscheiden. Die eben vorliegenden Nummern sind vom 25. Juni, vom 9. und 30. Juli 1836 und enthalten nächst einigen Originalgedichten vornehmlich einen Originalaufsatz über Neusüdwales innerhalb der letzten vier Jahre, der jedoch im höchsten Grade oberflächlich geschrieben ist und anstatt historischer, interessanter Thatsachen, fast nur triviale allgemeine Betrachtungen enthält und sich nicht von dem haltlosen Geschwätz der gewöhnlichsten englischen Zeitschriften unterscheidet; ferner einen Aufsatz: „über die Musik in Australien", aus dem wir gleichfalls nicht viel mehr erfahren, als daß vor fünf Jahren noch wenig an musikalische Unterhaltungen in Neusüdwales gedacht wurde, daß sich dies aber neuerdings geändert, seitdem einige Mitglieder der philharmonischen Societät in London, Mr. Wallace nebst Familie und Mr. Deane, dort ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Seltsamerweise beklagt sich der Verf. dieses musikalischen Artikels über die zu große Jugend der beiden Sängerinnen Miß Wallace und Miß Deane, während wir Europäer uns bei unsern Concert- und Opernnachtigallen häufig über das Gegentheil beschweren müssen. Übrigens bemerkt derselbe, es seien in der Colonie nicht wenige, und einige recht reichbegabte, musikalische Talente vorhanden; nur fehle es ihnen an gehöriger Anleitung, an tüchtigen, in Europa gebildeten Musikern, die bei ihnen Lehrerstelle vertreten könnten. An ein gutes Orchester sei in Sidney, wo doch sobald ein Theater erbaut wird und zwei Kathedralen sind, gar nicht zu denken; in den Concerten müsse man sich darüber ärgern, wie die reinen, seelenvollen Töne von Miß Deane, von Wallace, Chester und andern Sängern auf höchst jammervolle Weise von rechten Stockfiedlern begleitet würden. Diese Noth des musikliebenden Publicums in Sidney zugleich mit dem Verf. herzlich beklagend, sehen wir doch nicht ab, wie sie sobald abgestellt werden soll. Wo soll in Neuholland auf einmal ein gutes Orchester herkommen, da so viele ausgezeichnetere Städte Europas kein solches haben? Außer diesen beiden Originalartikeln enthalten die vorliegenden Nummer: Auszüge aus englischen Zeitschriften, Notizen (aber sehr kärgliche) über australische Zustände und Misstände, Originalbriefe von Abonnenten an die Redaction, in fürchterlichem Englisch geschrieben, darunter einer so anhebt: „Sur, — I ham not noo agoin too giw you a long yarne, but bas ve lisensed wittellers sa, nothing no mor nor summit shorte. Hits noo no werry short tim, has i haves a been nesesiated vat vith rumatis, hand hother kinds hov thim there bailmints too keep mi bed" u. s. w. Von einem der Originalgedichte, das „Die Stimme der Freiheit" überschrieben und mit den Buchstaben G. J. M. unterzeichnet ist, wollen wir nur die letzte Strophe beisetzen:

From the heavens a shadow is clearing,
From the earth a thick mist is dispell'd,
And the rainbow of hope reappearing,
Sheds a light, that hath long been withheld;
The Helot shall shrink back in terror
To the dens, where lost tyranny lies,
When like dawn on the long night of error
The pharos of truth shall arise.

Man sieht, dies Gedicht gehört nicht zu den mislungensten; da findet man in der „Literary gazette" wol oft ärgern Plunder. 11.

Bibliographie.

Der Cid. Ein Romanzen-Kranz. Im Versmaasse der Urschrift aus dem Spanischen übersetzt von *F. M. Buttenhofer*. 2te verbesserte Auflage. 8. Stuttgart, Beck und Fränkel. 1 Thlr.

Cooper, J. F., Erinnerungen an Europa. Aus dem Englischen von A. v. Treskow. 2 Theile. 8. Quedlinburg, Basse. 2 Thlr. 8 Gr.

Düntzer, H., Jacques Auguste de Thou's Leben, Schriften und historische Kunst verglichen mit der der Alten. Eine Preisschrift. 8. Darmstadt, Leske. 12 Gr.

Die Eroberung der Burgen am Neujahrstag 1808. Ein vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen. Von einem eidgenössischen Freund der Freiheit und des Vaterlandes. Gr. 12. Aarau, Sauerländer. 16 Gr.

Görh, E. G. A. Baron v., Schill und seine Tapfern. Ein patriotisches Denkmal bei Gelegenheit der feierlichen Beisetzung der gesammelten Überreste von den bei Braunschweig im Juli 1809 erschossenen vierzehn Schill'schen Husaren, errichtet. 8. Quedlinburg, Basse. 8 Gr.

Grünig, H., Gedichte. Gr. 12. Breslau, Richter. 1 Thlr. 21 Gr.

Held-Ritt, E. v., Prißnitz auf Gräfenberg oder treue Darstellung seines Heilverfahrens mit kaltem Wasser. Ein Handbuch für Alle, welche Gräfenberg besuchen, und die Wasserkur dort oder in der Heimath brauchen wollen; sowie für Jene, welche dort Heilung fanden. Nebst topographischer Beschreibung von Gräfenberg und seiner Umgebung. Mit 1 Karte und Prißnitz's Portrait. 8. Wien, Mörschner u. Jasper. 18 Gr.

Palochay, Th. Baron v., Gedichte. Gr. 8. Pesth, Heckenast. 16 Gr.

Schopenhauer, J., Richard Wood. Roman. 2 Thle. 8. Leipzig, Brockhaus. 4 Thlr.

Souvestre, E., Frauentreue. In vier Erzählungen frei nach dem Französischen, von Julius Schoppe. In 2 Theilen. 8. Altona, Hammerich. 2 Thlr. 8 Gr.

Sutsos, A., Der Verbannte von 1831. Roman aus Griechenlands neuester Geschichte. Aus dem Neugriechischen. 8. Berlin, Herbig. 1 Thlr. 8 Gr.

Tanner, K. R., Heimathliche Bilder und Lieder von ic. 3te vermehrte Auflage. Gr. 12. Aarau, Sauerländer. 8 Gr.

Varnhagen von Ense, K. A., Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. 2 Bände. Gr. 8. Mannheim, Hoff. 4 Thlr. 12 Gr.

Werther, F., Die Heldensagen griechischer Vorzeit. Oder ausführliche Darstellung des mythisch-heroischen Zeitalters der Griechen. Zugleich eine nothwendige Ergänzung zu jeder griechischen Mythologie und Geschichte. 2ter Theil. Gr. 8. Berlin, Amelang. 2 Thlr. 16 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 137. — 17. Mai 1837.

Über Eckermann's „Geſpräche mit Göthe". *)

Die Veröffentlichung der Geſpräche Eckermann's mit Göthe liefert uns einen neuen Schlüſſel, wenn nicht zu dem ganzen Charakter des großen Mannes und Schriftſtellers, ſo doch zu manchem Fache ſeiner vieltheiligen Natur und Bildung. Es iſt dies daher eine Gabe, die man immerhin mit Dank annehmen darf, da es bei dem großen Eingriffe, den Göthe in unſere geſammte Cultur gehabt hat und fortfährt zu haben, immer wünſchenswerther wird, daß ſich die Urtheile über ihn abſchließen, ſo weit dies nur irgend möglich iſt; daß ſich die mit ihm homogenen und hetrogenen Naturen ſtets deutlicher in ihm oder außer ihm erkennen und ſich womöglich ohne Groll voneinander trennen, da ſich das große Schisma der Maſſe zwiſchen ihm und Schiller aller Menſchlichkeit nach ſo wenig ausgleichen wird als Platonismus und Ariſtotelismus, als die Lehre des Epikur und der Stoa. Daß es zu einer ſolchen Niederſetzung der Urtheile über Göthe kommen werde, dazu wird durch die Erſcheinung ſo vieler brieflichen und anderer Urkunden, aus denen man über den Mann durch ihn ſelbſt unwiderſprechliche Aufſchlüſſe erhält, immer mehr Hoffnung. Zu ſolchen Urkunden gehören auch dieſe Geſpräche Göthe's mit einem Manne, vor dem er zwar in ſeiner Behaglichkeit manches Nachläſſige, Widerſprechende, von der Laune und Stimmung Eingegebene auszuſprechen nicht ſcheute, vor dem er aber auch ohne Rückhalt über ſich und Andere Urtheile ablegte, die er vielleicht nach ſeiner Art zurückgehalten hätte, hätte er muthmaßen können, daß ſie zur einſtigen Publication regiſtrirt würden. Denn es iſt bekannt, wie ſehr Göthe es liebte, vor dem Publicum Verſtecken zu ſpielen (wie er ja ſelbſt dieſen Vertrauten nicht einmal in alle Geheimniſſe ſeiner Schriftſtellerei blicken läßt); und es iſt dies ein Zug, der allerdings erſt im Alter in ihm ſtärker vortrat, jedoch auch ſchon in ſeiner Jugend dem Keime nach ſichtbar iſt, in einer Zeit, wo man dies am wenigſten erwarten würde. Es gab eine Periode, wo Göthe den allgemeinen Gang der Literatur ebenſo ſehr mitging, als er ſich ſpäter zu iſoliren ſtrebte; wo er faſt zaghafter war in ſeinen Poeſien als in ſeinen Kritiken; wo er nicht allein producirend und poſitiv, ſondern auch polemiſch eingriff. Damals würde er noch nicht ſo abſprechend geſagt haben, was hier in unſern Geſprächen vorkommt: „daß alles Negative nichts ſei, weil, wenn man das Schlechte ſchlecht nenne, wenig gewonnen, wenn aber das Gute ſchlecht, Vieles geſchadet wäre; daß, wer nicht wirken wolle, nie ſchelten, ſich nicht um das Verkehrte kümmern, ſondern nur immer das Gute thun müſſe, weil es nicht darauf ankomme, daß eingeriſſen, ſondern daß etwas aufgebaut werde, woran die Menſchheit eine Freude empfände". Sondern damals würde er dieſen Ausſpruch dahin haben beſchränken müſſen, daß, wo dem Neubau von alten Halbruinen der Platz verſperrt iſt, doch wenigſtens da das Negative und Polemiſche an ſeinem Platze ſei, und daß man nur, wie er ſelbſt mit Rath und That zeigte, nicht bei dem Niederreißen allein ſtehen bleiben müſſe. Es war dies die Zeit, wo er in der kräftig und friſch haltenden Umgebung junger Männer vaterländiſch mitwirkte, das Hemmende in unſerer Literatur zu beſeitigen; wo er in den „Frankfurter Anzeigen", ergriffen von Leſſing's Geiſt (eben wie auch Herder anfänglich ganz in Leſſing's Fußtapfen trat), reformatoriſch, faſt mit größerer Schärfe und Heftigkeit, frivoler und freier als die „Literaturbriefe", gegen kleinliche Moraliſten und Äſthetiker, gegen ſchwache Dichterlinge, vornehme Zeloten und neue Propheten, gegen alle Unſitte und Ungeſchmack, Syſtemmacherei und Dilettantismus zu Felde zog. Wer die Entwürfe überblickt, die Göthe in den Jahren nach ſeinem erſten Auftreten in „Götz" und „Werther" mit ſich trug, der ſieht ihn beſchäftigt mit lauter Aufgaben, die er aus der Lage Deutſchlands und ſeiner Literatur herausgreift, die er meiſtens ſatiriſch behandeln wollte, in denen er immer dem Zeitgeiſte mit- oder gegenwirkend nahe trat, wo er immer im Bezug auf das gemeinſame Ganze erſcheint und immer in der Reihe jener himmelſtürmiſchen Jugend der ſiebenziger Jahre, die, von ehrenwerthen Beſtrebungen getrieben, ihren Widerwillen gegen alles Falſche und Unnatürliche mit franker Offenheit ausließ. Allein mitten in dieſer Richtung, die er mit den Jugendgenoſſen theilte, mitten in der Leidenſchaftlichkeit, dem Trotz, der Regelloſigkeit dieſer Gene-

*) Da vor Kurzem die zweite Auflage des Eckermann'ſchen Werks erſchienen iſt, wird es uns erlaubt ſein, auch nach den darüber bereits gemachten Mittheilungen in Nr. 177—179 d. Bl. f. 1836 hier noch einmal darauf zurückzukommen.
D. Red.

ration zeichnet ihn ſchon größere Mäßigung und Beſonnenheit aus in Dem, was er wirklich in dieſen Tendenzen producirte; und mehr noch erkennen wir in der Art, wie er das Meiſte und Größte unter ſeinen hierher gehörigen Entwürfen liegen ließ, und wie er immer beſtimmter dieſer Jugend und ihrem Treiben den Rücken kehrte, daß die Geradheit und Derbheit ſeiner Satire und die offene Darlegung ſeiner eigentlichen Meinungen damals nicht Natur, ſondern Jugend in ihm war. Schon mit den „lebendigen Sinngedichten", die damals aus ſeiner Theilnahme an allen Perſönlichkeiten und Begebenheiten floſſen, waren zum Theil Masken lebender Genoſſen Göthe's gemeint; allein der Scherz darin und die Bedeutung war ſo verſteckt, daß die Gemeinten ſelbſt und Niemand überhaupt ſie errieth! So iſt auch der „Satiros", der, wenn ich nicht ſehr irre, ein Stich auf Baſedow's faunenhaftes Ausſehen, ſeine Paradoxien, ſeine gotteslaͤſterlichen Begriffe, ſeine Antitrinitätswuth u. dergl. ſein ſoll, wol kaum entziffert worden. Göthe's Rückſichtsloſigkeit ging nicht weit genug, daß er die „Hochzeit Hanswurſts", von der er auch noch in dieſen Geſprächen redet, die er damals in unbegrenztem Übermuthe arbeitete, veröffentlicht hätte, und ſpäterhin theilt er nicht einmal den Inhalt mit. Der Plan des „Mahomet" gehört hierher: er ſah die ſtrebſamſten Männer ſeiner Zeit bemüht, das Göttliche, das ſie wollten, auszubreiten; er wollte ihnen nun an Mahomet tragiſch vorführen, daß ſie ſich in dieſem Beſtreben nicht der Menge gleich ſtellen, nichts ihren Vorzügen vergeben oder gar ſie aufgeben müßten. Auch dies Stück blieb liegen. So war es auch mit dem Epos vom ewigen Juden, das wie „Fauſt" ſolche „tiefere Griffe in die Menſchheit" thun ſollte, deſſen volksmäßigen Stoff und zeitgemäße Natur Göthe ebenſo mit Schubart zuſammen ergriff, wie er im „Fauſt" den Gegenſtand und die allgemeine Conception mit Leſſing, Klinger und dem Maler Müller theilte. Was Göthe damals wirklich Dieſerartiges ausführte, bedauerte er nachher. So ſeinen „Prometheus", der zufälliger Anlaß ward zu dem Streite zwiſchen Jacobi und Mendelsſohn; ſo ſein kleines Spiel gegen Wieland. So ließ er ſpäter ſeinen „Fauſt", der in dieſen Zeiten ſchon im Werden war, ſtets mehr aus der erſten Anlage herausgehen, und es iſt bezeichnend genug, daß er gegen Eckermann den erſten Theil gegen den zweiten herabſetzt, als aus Befangenheit und Leidenſchaftlichkeit hervorgegangen.

Alſo ſelbſt in den Jahren der Zügelloſigkeit, der Polemik, der Satire ging Göthe — ganz im Großen — nicht offen heraus, nicht ſo offen, als er wol Luſt hatte; wie viel weniger that er es in der Zeit, wo er ausſagen konnte: „der Dichter müſſe ſich ſcheuen das Beſte zu ſagen; er müſſe bedenken, daß ſeine Werke in eine gemiſchte Welt kämen, und ſich in Acht nehmen, daß er der Mehrzahl guter Menſchen (im Sinne von bon homme?) durch eine zu große Offenheit nicht ſchade"! Um ſo erwünſchter ſind nun manche Bekenntniſſe und Äußerungen, die wir hier ihm abgelauſcht ſehen von einem Liebling, der das Gehörte ſo religiös und gewiſſenhaft wiedergibt, daß wir den echten Göthe überall erkennen und von ihm bald über ſich ſelbſt, bald über ſeine literariſche Mitwelt ein ungeheucheltes Wort erbeuten. Die blinden Bewunderer Göthe's werden in dieſem Büchlein weit Anderes auszeichnen, als was wir auszeichnen möchten: uns iſt es wichtig geworden durch eine Reihe von Ausſprüchen theils über ſeine eigne künſtleriſche Vergangenheit, theils über die Kunſtthätigkeit der jungen Welt um ihn her. So oft erkannten wir hier wieder jenen geſunden Menſchenverſtand, den er auch hier noch als den Standpunkt angibt, mit dem er es immer lieber als mit der Philoſophie gehalten habe, den wir in den drei erſten Bänden ſeines Lebens ſo gern über die Zeit ſeiner Entwicklung und des Aufblühens der deutſchen Literatur urtheilen hörten. Mit Vergnügen haben wir in dieſem letztern Werke immer den literarhiſtoriſchen Takt verfolgt, mit dem Göthe ſeiner erſten Producte Entſtehen erklärt, und wie er die großen Einflüſſe der Zeit überall fein und beſtimmt anzugeben weiß, und ſo haben wir uns auch hier gefreut, dieſelbe Entfernung von der Meinung wiederzufinden, als ob die Zeiten wenig oder nichts in der Bildung eines großen Mannes erklärten, eine Meinung, die einem Genius von ſolcher Höhe noch am eheſten zu gute zu halten wäre. Wie wehrt ſich Jean Paul z. B. gegen dieſe hiſtoriſche Erklärungsart, weil allerdings auf ihn auch das Jahrzehnd und das Jahrhundert ſo wenig wirkte wie auf Göthe viel. Allein Göthe, der immer als ein feiner Barometer den verſchiedenſten Stand der literariſchen Witterung in Deutſchland genau anzeigte, erkennt ſich gern in dem Wechſelverhältniſſe von paſſiver und activer Influenz, in dem jeder Menſch, allerdings mit gradweiſen Unterſchieden, zu ſeiner Zeit ſteht.

Man ſpricht — ſagt er hier — immer von Originalen; allein was will das ſagen? So wie wir geboren werden, fängt die Welt an auf uns einzuwirken, und das geht ſo fort bis ans Ende. Und überall, was können wir denn unſer Eignes nennen, als die Energie, die Kraft, das Wollen? Wenn ich ſagen könnte, was ich Alles großen Vorgängern und Mitlebenden bin ſchuldig geworden, ſo bliebe nicht viel übrig.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Höfe und Cabinete Europas im 18. Jahrhundert. Von Friedrich Förſter. Zwei Bände. Mit Urkundenbüchern. Potsdam, Riegel. 1836. Gr. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Herr Förſter hat ſeit einigen Jahren durch mehre raſch aufeinander folgende Werke von größerm Umfange das Gebiet der hiſtoriſchen Kenntniſſe zu erweitern geſucht. Am werthvollſten waren für uns ſeine Schriften über Wallenſtein, zuerſt die geſammelten Briefe, dann die Biographie des berühmten Kriegsfürſten, wie wir auch in Nr. 198 u. 199 d. Bl. f. 1834, ausführlicher dargethan haben. Die frühere Schilderung der Jugendjahre Friedrich's des Großen und der Überblick ſeiner literariſchen Thätigkeit (Berlin 1822) war ebenfalls eine verdienſtliche Arbeit und hat, wenn gleich ſie nicht aus unbenutzten Quellen oder ungekannten Archiven geſchöpft oder das Werk eines ſo treuen, jahrelangen Fleißes und einer ſo geſunden Kritik war, als wir an den Schriften des Hrn. Preuß über denſelben Gegenſtand zu rühmen haben, doch viele intereſſante Notizen über Friedrich II. in das größere Publicum gebracht. Weniger gelungen iſt das bänderreiche Werk über Friedrich Wilhelm I. Es enthält wenig Neues und zeigt gar zu deutlich

das Bemühen, den zu verarbeitenden Stoff möglichst auszuspinnen. Doch hat es demselben an Lesern nicht gefehlt, da Herr Förster verstanden hat, leicht zu erzählen und eine Menge von Anekdoten und Thatsachen — freilich ohne Plan und Ziel — über die Regierungszeit des Königs zusammenzutragen, welche vielen Lesern unbekannt gewesen sein mochten.

Das vorliegende Werk gehört in den beiden bisjetzt erschienenen Bänden derselben Epoche des 18. Jahrhunderts an. Der Titel verspricht sehr viel, und eine genaue, ausführliche Behandlung dieses Gegenstandes setzt Studien voraus, die wir — bei aller Achtung vor Hrn. Förster's literarischer Thätigkeit und Bildung — doch kaum bei ihm erwarten können. Wir brauchen nur die Namen einer Maria Theresia, eines Friedrich II., eines Joseph II., eines Peter I., einer Katharina II. zu nennen, nur an die Höfe der Ludwige in Frankreich, der George in England, an Karl XII. Feldlager zu erinnern und glauben dadurch schon hinlänglich angedeutet zu haben, was wir mit unserm Bedenken gegen Hrn. Förster's Befähigung zu einem solchen Unternehmen sagen wollen. Es liegt nur zu nahe eine Vergleichung mit Schlosser's „Geschichte des 18. Jahrhunderts" anzustellen. Ließ dieselbe gleich Manches in der ersten Ausgabe zu wünschen übrig und fand sich der Leser mitunter von dem berühmten Historiker, der nicht immer in der besten Laune gewesen zu sein schien, etwas vornehm behandelt, so wird doch Niemand leicht in Abrede stellen wollen, daß Schlosser große und umfassende Studien gemacht hat, daß er seit mehr als 20 Jahren dem Laufe der Weltbegebenheiten mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt ist und sich somit eine ausgezeichnete Kenntniß der politischen und literarischen Zustände des 18. Jahrhunderts angeeignet hat. Über einzelne Persönlichkeiten und Verhältnisse werden sich freilich die Urtheile nicht einigen. Indeß wird dies nicht zum Schaden des Buches sein.

Wir brauchen nun nicht grade den Maßstab eines mit Schlosser's Fleiß und Ausdauer gearbeiteten Werks an die historische Schrift unsers Verf. anzulegen, um uns doch zu überzeugen, daß sich derselbe seine Arbeit ziemlich leicht gemacht hat. Der erste Band enthält den Abriß der Geschichte des spanischen Erbfolgekriegs, das heißt Ursache und Veranlassung desselben, die diplomatischen Verhandlungen vor dem Anfange, die Kämpfe in Spanien und (sehr oberflächlich) in den Niederlanden, endlich die Verhandlungen zu Utrecht und Rastadt. Aber dies ist Alles nur mit Benutzung der gewöhnlichsten Hülfsmittel erzählt, Lamberty, Rousset, San-Felipe (der sich selbst aber San Phelipe geschrieben hat), die „Actes de la paix d'Utrecht" und andere allgemein zugängliche Schriften werden wol angeführt, auch hier und da Hormayr's „Östreichischer Plutarch" und die „Östreichische militairische Zeitschrift"; aber nicht einmal Das ist verarbeitet, was die Erzählung des Krieges in der „Allgemeinen Welthistorie" bietet, die wir übrigens der Förster'schen Darstellung weit vorziehen. Denn dort ist doch auch der Krieg in Deutschland abgehandelt, den Hr. Förster aus uns unbekannten Gründen gänzlich übergangen oder vergessen hat, und für dessen Geschichte Hormayr im sechsten Jahrgange des „Historischen Taschenbuchs" und M. von Freiberg im vierten Bande seiner „Sammlung historischer Schriften und Urkunden" manches wichtige Actenstück bekannt gemacht haben. Wollte sich derselbe aber blos auf Spanien beschränken, so standen ihm allerdings hier treffliche Hülfsmittel zu Gebote, deren die frühern Geschichtschreiber entbehrten. Wir rechnen dahin die französischen Memoiren von Noailles, Torcy, Tessé, ganz besonders die von Berwick, zu denen jetzt noch die von Mignet herausgegebene „Négociation relative à la succession d'Espagne sous Louis XIV" (3 Bde., Paris 1835), und die vom General Pelet durchgesehenen und eingeleiteten „Mémoires militaires relatifs à la succession d'Espagne", beide in der von Guizot besorgten „Collection des documens inédits sur l'histoire de France", gezählt werden müssen. Ebenso wenig, und dies wirklich zum Nachtheile seines Buchs, hat Hr. Förster die ausgezeichnete Schrift des Lords Mahon: „History of the war of succession in Spain" (London 1832), benutzen wollen. Durch die trefflich geschriebene Einleitung jenes Werks, durch die vielen, in demselben zuerst gebrauchten Correspondenzen, Tagebücher und Actenstücke, endlich durch die höchst gelungene Darstellung wichtiger Ereignisse, wie der Schlachten bei Almanza und Saragossa, der Einnahme von Gibraltar, der Erstürmung des Forts Montjuich bei Barcelona durch Peterborough und vieler anderer, hätte die Förster'sche Darstellung eine weit lebhaftere Farbe und größere Glaubwürdigkeit gewinnen können. Man vergleiche nur die dürftige Beschreibung der Schlacht und Capitulation von Brihuega (I, 63) mit der Schilderung dieser Begebenheit in Mahon's Schrift (Cap. 8, S. 338—340) nach Stanhope's eigenhändigen Berichten, oder die flüchtige Art, in welcher die Geschichte des catalonischen Aufstandes (I, 115—117) erzählt ist, mit dem außerordentlich schön geschriebenen neunten Capitel des Mahon'schen Werkes.

Die nachfolgenden Begebenheiten, Alberoni's Wirren, die Congresse zu Cambray und Seissons, die Verträge von Herrenhausen und Wusterhausen, die Verhandlungen wegen der pragmatischen Sanction sind ebenfalls ganz in der gewöhnlichen Art und Weise wie in vielen andern historischen Büchern erzählt. Wir kennen in der neuern Geschichte kaum eine traurigere Epoche als die durch die trübste Staatskunst verwirrte Zeit nach dem utrechter Frieden bis zum J. 1735 und bedauern, hinzusetzen zu müssen, daß Hrn. Förster's Darstellung derselben nichts von ihrer Langweiligkeit genommen hat.

Im zweiten Bande werden auf den ersten 50 Seiten die Händel über die polnische Königswahl zwischen Stanislaus Leszczinski und August III. von Sachsen in herkömmlicher Weise dargestellt, wo gleich am Anfange die Nachrichten über die erste Theilung Polens, welche von Rußland, Preußen und Sachsen 1710 beabsichtigt wurde, für einzelne Leser von Interesse sein werden. Freilich darf auch hierbei nicht unbemerkt bleiben, daß Hr. Förster im vorliegenden Werke ebenso wenig genau gewesen ist als in seiner Lebensbeschreibung Friedrich Wilhelm I. (III, 114—22). Denn das Theilungsproject wurde am russischen Hofe mit Zustimmung oder gar auf Veranlassung August II. von Polen entworfen, der sich immer mit dem Gedanken einer Theilung Polens trug. Die übrigen Capitel enthalten die Geschichte des für Östreich so unglücklichen Feldzugs gegen die Türken von 1737—39, wo zwar auch nur bekannte Schriften, wie Schmettau's Memoiren, Seckendorf's Biographie und andere benutzt sind, die Erzählung selbst aber anschaulich und unterhaltend ist. Es scheint, daß die engern Grenzen, in denen sich Hr. Förster hier bewegen mußte, auf seine Schilderungen einen besonders vortheilhaften Einfluß geübt haben.

Einen großen Werth scheint der Verf. den beiden Urkundenbüchern beizulegen, die einem jeden Bande angehängt sind. Im ersten Bande findet sich nämlich der zwischen dem Kaiser Leopold I. und dem Kurfürsten Friedrich III. 1700 abgeschlossene, sogenannte Kronentractat, durch welchen die Bedingungen festgestellt wurden, unter denen der kaiserliche Hof Preußen als ein Königreich anerkannte. Derselbe ist hier zum ersten Male gedruckt und ein nach Inhalt und Fassung nicht unwichtiges Actenstück. Ferner lesen wir die gesandschaftlichen Berichte des kaiserlichen Gesandten zu London, Freiherrn Palen, an den kaiserlichen Gesandten zu Berlin, den Grafen Seckendorf, aus den Jahren 1726—27, über die politischen Verhältnisse zwischen England und Östreich, wo sich Palen als guter Beobachter des englischen Volks und Ministeriums zeigt, und drittens eine Anzahl Briefe des genannten Grafen Seckendorf an Kaiser Karl VI. und an den Prinzen Eugen von Savoyen, sowie mehre ausführlichere Schreiben des Letztern. Aus ihnen geht auf das klarste hervor, wie fest und innig die damalige östreichische Politik den rechtlichen Friedrich Wilhelm I., der „so großen Theil an der Glorie des Kaisers nimmt" (I, 99), zu umgarnen strebte, und wie sich „Der, welcher des Königs Affection behalten will, auf den Fuß aufzuführen hat, als ob man wirklich in des Königs Diensten stände" (I, 99). Des Einverständ-

nisses mit Grumbkow, des Königs Vertrauten, wird hier auf das deutlichste Erwähnung gethan; sein Sohn, um des Vaters Dienste zu lohnen, wird sogar kaiserlich östreichischer Hauptmann (I, 138); den General von Borke, einen andern Vertrauten des Königs, weiß der kaiserliche Gesandte nicht anders in sein Interesse zu ziehen als durch große Rekruten, weil der „rechtschaffene Mann andere Präsente ohne des Königs Vorwissen nicht annehmen darf" (I, 106). An andere Personen wird ohne Weiteres Geld gegeben: der preußische Kämmerer Eversmann erhält jährlich 100 Dukaten vom Kaiser und eine außerordentliche Gratification von 100 Dukaten; der preußische Geschäftsträger von Reichenbach in London bekommt jährlich 300 Thlr. „kaiserliche Pensionsgelder" (I, 138), und an eine Dame in Hanover, die „in großen Faveur bei dem Könige von England steht", will Seckendorf 200 Thlr. von dem Seinigen wenden, da man durch diese Correspondenz viel Geheimes erfahren könne, und fragt an, ob er diese Correspondenz durch dergleichen „Weiberpräsente" unterhalten sollte (I, 117). Kurz, es enthalten diese Hofrelationen ein wirklich unerfreuliches Gemisch von Intriguen, Bestechungsversuchen, Ländervertauschungen, Heirathsprojecten und andere Beweise einer im Dunkeln schleichenden Politik, sodaß wol die Kenntniß einzelner Persönlichkeiten dadurch gewinnen kann, auf den ganzen Zeitraum aber ein sehr trübes Licht fällt.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

In Cooper's neuestem, bereits mehrmals von uns erwähntem Werk: „Residence in France", findet sich ein halbkomischer kirchlich-weltlicher Vergleich zwischen Deutschland und Amerika, der so lautet: „In der Hemisphäre der alten Welt nähert man sich kaum einem Dorfe, in welchem nicht ein hohes Kirchendach und dergleichen Glockenthurm den Kern und Mittelpunkt bildeten, sodaß es den Anschein gewinnt, als verbreite der Gotteстempel von oben herab seinen Schutz und Segen über die niedrigern Wohnungen der Menschen. Die Dächer der Dome, die spitzigen und luftigen Bögen, die gothischen Zierathen der Kathedralen ragen über die Städte empor, und überall, wo die Menschen sich versammeln, scheinen sie Schutz unter den weithin schattenden Schwingen der Kirche zu suchen. Dagegen sind diejenigen Gebäude, die in den amerikanischen Städten am höchsten hervorragen, — die Wirthshäuser. Mögen nun auch unsere Metaphysiker so viel und mancherlei über diesen Punkt raisonniren, als sie wollen, so behaupte ich doch, daß dies ein unschicklicher Anblick ist. Bei uns handelt es sich nicht sowol um Gog und Magog, als vielmehr um Grog und Nichtgrog. Wir bilden in unserer städtischen Bauart entweder eine höchst zahme Dächerebene, oder eine Pyramide zu Ehren des Rums und Branntweins. Wenn es an den Gottesdienst geht, so scheint Jedermann sich eine Nußschale zu wünschen, um ihn selbst und seinen Schatten von religiöser Meinung aufzunehmen; aber wenn die Rede von Essen und Trinken ist, so würde das Zelt von Paris-Banu nicht groß genug sein, uns zu fassen. Ich meinestheils lobe mir geräumige Kirchen und enge Wirthshäuser."

Um die Veränderlichkeit des Frauencharakters und das leichte Herüberschwanken dieser zartern Wesen von dem einen Willen und Wunsch zum entgegengesetzten in Kürze und Prägnanz zu bezeichnen, sind von verschiedenen Dichtern verschiedene Wendungen gebraucht worden. Virgil's „Vanum et mutabile semper femina" ist bekannt genug. Dagegen sagt Shakspeare im „König Lear" schon kräftiger: „O undistinguish'd space of woman's will!" Launiger noch spricht der ehrliche Sancho Pansa denselben Gedanken aus: „Zwischen dem Ja und Nein eines Weibes ist nicht Raum für eine Nadelspitze." Gewiß ließen sich für diesen Gegenstand noch sehr viele Autoritäten sammeln. 11.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1837 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. 133.)

19. *Ersch* (*Johann Samuel*), Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue, mit verschiedenen Mitarbeitern besorgte Ausgabe. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier, auf feinem franz. Schreibpapier, und auf demselben Papiere in gr. 4. mit breitem Rande.

Zweiten Bandes zweite Abtheilung: Literatur der schönen Künste. Bearbeitet vom Prediger *C. A. Rese* in Halberstadt.

Der Druck ist bis zum 32. Bogen fortgerückt und es fehlt nur wenig zur völligen Beendigung dieser Abtheilung.

Vierten Bandes zweite Abtheilung: Literatur der vermischten Schriften. Bearbeitet von Dr. *C. A. Geissler* in Wien.

Diese Abtheilung wird nun bestimmt im Laufe des Sommers erscheinen.

*20. Der Führer in das Reich der Wissenschaften und Künste. Zweiter Band, in einzelnen Abtheilungen: Mineralogie, Krystallographie, Geologie, Versteinerungskunde, Chemie, Berg- und Hüttenkunde, Meteorologie. Mit vielen eingedruckten Holzschnitten. 16. Auf feinem Velinpapier. Geh.

Der erste Band mit 221 Abbildungen (1836) kostet 2 Thlr. — Die einzelnen Abtheilungen siehe unter Nr. 82—83.

21. Funck (J.), Erinnerungen aus meinem Leben in biographischen Denksteinen und andern Mittheilungen. Zweiter Band. Jean Paul. Iffland u. Devrient. Bretzner. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh.

Der erste Band, C. T. W. Hoffmann und J. G. Wetzel (1836), kostet 1 Thlr. 16 Gr.

22. Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI., oder Entstehung, Fortschritte und Wirkungen der sogenannten neuen Philosophie in diesem Lande. Nach des Verfassers Tode fortgesetzt von Prof. Friedrich Brömmel. Siebenter Theil und folgende. Gr. 8. Auf Druck- und Schreibpapier.

Die ersten 6 Theile (1827—33) kosten 10 Thlr. 16 Gr.

*23. Heinsius (Wilhelm), Allgemeines Bücher-Lexikon, oder Vollständiges alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1834 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und in den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Nebst Angabe der Druckorte, der Verleger, der Preise ꝛc. Achter Band, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von Otto August Schulz. Achte Lieferung und folgende. Gr. 4. Geh. Jede Lieferung auf gutem Druckpapier 20 Gr., auf Schreibpapier 1 Thlr.

Der erste bis siebente Band (1812—29) kosten im herabgesetzten Preise 20 Thlr.; auch einzelne Bände werden zu verhältnißmäßig billigern Preisen gegeben.

24. Hoepstein (Albert), Praktisches Handbuch der Buchführungskunde für den deutschen Buchhandel zur klarsten Geschäfts- und Vermögensübersicht. Zweite Abtheilung. Schmal gr. 4. Auf Velinpapier. Geh.

Die erste Abtheilung, Inventur (1836), kostet 16 Gr.

*25. *Most* (*Georg Friedrich*), Encyklopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis, mit Einschluss der Geburtshülfe, der Augenheilkunde und der Operativchirurgie. Im Verein mit mehren praktischen Ärzten und Wundärzten Deutschlands herausgegeben. Zweite, stark vermehrte und verbesserte Auflage. In zwei Bänden. Neuntes Heft und folgende. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh.

Der Subscriptionspreis eines Heftes von 12 Bogen ist 20 Gr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 138. — 18. Mai 1837.

Über Eckermann's „Gespräche mit Göthe".

(Fortsetzung aus Nr. 137.)

Anderswo bekennt Göthe sich Sterne, Shakspeare und Goldsmith sehr verschuldet und bemerkt vortrefflich, grenzlos könne man die Quellen seiner Bildung nachweisen, womit man jedoch noch nicht die Eine Hauptquelle nachgewiesen habe: „die Hauptsache sei, daß man eine Seele habe, die das Wahre liebt, und die es aufnimmt, wo sie es findet". So sehr ließ sich Göthe jedesmal von jeder neuen Richtung bestimmen, die ihm die Zeit an die Hand gab und die in der Natur seiner eignen Entwickelung lag, daß er meist jede früher darüber schroff ablegte. Shakspeare's Einwirkungen auf ihn erkennt er selbst als bedeutend an; er äußert aber sehr charakteristisch darüber: er habe ihn sich im „Götz" und „Egmont" vom Halse geschafft; man könnte an ihm zu Grunde gehen. Den Sinn und Geist, der seine erste Periode lenkte, haßte und verfolgte er nachher, die Periode, in der sein „Götz" entstand, von dem er hier sehr schön anmerkt, es sei dieses Stück ein glücklicher Griff in die Nationalgeschichte, glücklicher als Klopstock's „Hermann", zu dem Niemand ein Verhältniß habe, der zu fern liege, während doch „Götz" „Bein von unserm Beine, Fleisch von unserm Fleische sei". Wie er seine satirisirende Zeit schnell und entschieden verabschiedete, sahen wir oben. Daß er seine „Iphigenie" und „Tasso" später nicht leiden mochte, ist sonsther aus seinen eignen Äußerungen bekannt. Die ganze „Gegenständlichkeit" der Poesien seiner ersten Lebenshälfte, die er seinen plastischen Kunststudien und der Übung seines Auges zu danken hatte, vertauschte er mit den speculativen und didaktischen Dichtungen der spätern Zeit; selbst aus dieser Zeit vergaß er seinen „Divan" und so vieles Andere, sodaß er sich seiner eignen Sachen kaum besann; ja, wunderlich genug äußerte er am Ende, daß er sich auf alle seine Poesien gar nichts einbilde, aber desto mehr auf seine „Farbenlehre", und daß er darin allein das Rechte wisse. Göthe hätte wol mit ziemlicher Genauigkeit angeben können, was ihm Jean Paul gleichsam als eine unlösbare Aufgabe stellte, wie viel jedes Jahrzehnd ihn geändert habe, und wirklich sind seine Überblicke über sein Leben und Wirken meist höchst eindringlich. So vielen Werth er in besonderm Falle auf seine Altersproducte legte, so sehr erkennt er im Ganzen, daß seine glänzende Zeit in den Frühling seines Lebens fällt. So sagt er hier einmal: „Man meint immer, man müsse alt werden, um gescheit zu werden; im Grunde aber hat man in zunehmenden Jahren zu thun, sich so klug zu erhalten, als man gewesen ist." Daher scheint ihm auch die bedeutendste Epoche eines Individuums die der Entwickelung, weil die seinige in der That noch mehr versprach als das Viele, welches er leistete. Auch hierüber sind hier wichtige Bekenntnisse zu finden. Er muß es zuletzt doch selbst gestehen, daß die Ausbildung aller menschlichen Kräfte nicht möglich, daß es die größte Kunst sei, sich zu beschränken und zu isoliren, und daß er sich zu sehr zertheilt habe und sich mehr hätte an sein „Metier" halten sollen. Er sei nie recht zum Behagen gekommen, müssen wir hier von ihm erfahren, obwol mancher sein Glück preise; der Ansprüche an seine Thätigkeit, sowol nach außen als innen, seien zu viele gewesen.

Mein eigentliches Glück — sagt er — war mein poetisches Sinnen und Schaffen. Allein wie sehr war dieses durch meine äußere Stellung gestört, beschränkt und gehindert. Hätte ich mich mehr von dem öffentlichen und geschäftlichen Wirken und Treiben zurückhalten können, ich wäre glücklicher gewesen und würde als Dichter weit mehr gemacht haben.

Es war ein großer Irrthum von ihm, daß er sich in dem praktischen Leben in einer gewissen Zeit meinte hervorthun zu müssen. Die Periode praktischer Richtung ist in jeder Mannesperiode eine natürliche, allein sie muß sich nicht eben nothwendig in einer geschäftlichen Stellung äußern; sie stellt sich bei Schiller z. B. ganz natürlich in seinen wissenschaftlichen Studien dar, in seiner Beschäftigung mit der Geschichte. Dadurch, daß Göthe sich das wirkliche, handelnde Leben verleiden ließ oder vielmehr selbst verleidete, was auch in diesen Gesprächen mehrfach angedeutet wird, entfremdete er sich jener Gattung der handelnden Poesie, in der er das Größte hätte erreichen können. So aber ist hier der Fortgang seiner menschlichen Entfaltung eigenthümlich gestört. Dieses Verhältniß spiegelt sich daher in manchen Äußerungen ab, denen wir hier begegnen. Besonders schien uns eine Stelle sehr bedeutungsvoll für das Verständniß Göthe's, wo er bei Gelegenheit der indischen Philosophie sagt: „Wir sind Sensualisten, so lange wir Kinder sind, Idealisten, wenn wir lieben und in den geliebten Gegenstand Eigenschaften legen, die nicht eigentlich darin sind; die Liebe wankt, wir zweifeln

an der Treue und ſind Skeptiker, ehe wir es glauben.“ So weit wird Jeder mitgehen, aber das Folgende iſt ſonderbar: „Der Reſt des Lebens iſt gleichgültig; wir laſſen es gehen, wie es will, und endigen mit dem Quietismus.“ Hier ſpringen wir plötzlich aus dem Jugendleben in das Greiſenleben, und man möchte ſagen, das war bei Göthe der Fall. Die ganze eigentliche Herbſt- und Fruchtzeit des Lebens, wo wir Ideal und Skepſis vergeſſen und beſeitigen durch verſtändiges Wirken, oder auf einer höhern Stufe vernünftig verſöhnen und ausgleichen, iſt hier überhüpft, der Theil des Lebens, um den die Menſchheit allein zu leben ſcheint. Und ſo könnte Einer finden, daß Göthe auch um die höchſten Dichtungsproducte, um die man in der Menſchheit blos zu dichten ſcheint, nur herumgegangen ſei, ſo weit ihm die Thore zum Eintritte auch geöffnet waren. Wie weit aber dieſe Flucht des Höchſten und Großen in Göthe ging, ſieht man hier an einer gelegentlichen Ermahnung an Eckermann, die uns ſo überraſchte durch ihre Naivetät, daß wir noch zweifeln, ob nicht Ironie aus der Stelle ſpricht. Er warnt ihn vor großen Arbeiten; die Gegenwart wolle ihre Rechte, größere Werke ließen nichts Anderes daneben aufkommen, alle andern Gedanken würden zurückgewieſen, und die Behaglichkeit des Lebens gehe hin. Ein ſolches Werk fodere große Kräfte bei Entwurf und Ausführung; habe man ſich dann im Stoffe vergriffen, ſo ſei alle Mühe verloren. „Laſſen Sie“, räth er ihm, „vor der Hand alles Große bei Seite. Sie haben lange genug geſtrebt, es iſt Zeit, daß Sie zur Heiterkeit des Lebens gelangen, und dazu eben iſt die Bearbeitung kleiner Gegenſtände das beſte Mittel.“ Wenn dieſe Doctrinen von Göthe's engſtem Anhang für baare Münze angenommen werden, was ſoll uns dann aus allem Ernſt des Lebens und aus der Heiterkeit werden, die das umfaſſende Streben begleitet, und der Behaglichkeit, die als Lohn auf ſauere Mühe bei großen Beſtrebungen folgt!

Dieſer Rath iſt der ſchlimmſte, den Göthe der jungen Generation von Schriftſtellern geben konnte; er iſt aber auch ſo ziemlich der einzige ſchlimme, den er ihr hier gibt. Denn ſonſt haben wir grade in dieſen Mittheilungen ſo ſehr mit Beifall und ſtiller Freude auch Das angehört, was er den nachzügelnden Dichtern des Tages zur Beachtung hinterließ. Aber wie viele ſelbſt von ſeinen Verehrern werden ſich Das geſagt ſein laſſen, was er hier äußerte? Leider haben die Menſchen alle ſo viel Anlage, das Unangenehme nicht zu hören, was ihnen eine ſonſt angenehme Autorität ſagt. Göthe folgte den kleinlichen Beſtrebungen der neueſten Zeit mit ſolcher Aufmerkſamkeit, daß es Einem ſogar leid thun kann, den großen Mann ſo oft in ſo geringer Beſchäftigung zu ſehen, wie er ſich von Eckermann die neuen Poeten alle vorführen läßt und dann mit ihm in „Kunſt und Alterthum“ davon redet. Die bloße Gewöhnung an das Mittelmäßige und Kleine ſcheint ihn dann mit der Zeit dahin gebracht zu haben, daß er an Vielem Geſchmack finden lernte, was er früherhin weit wegwarf und im Allgemeinen auch ſo noch ganz richtig zu tariren weiß, wenn er grade gelaunt dazu iſt. Oder war es vielleicht die Freude an der Huldigung, die ihn von Engländern und Franzoſen zu Theil ward, die ihn in dem „Globe“ ſo Bedeutendes finden ließ und Großes, weil er der deutſchen Schule in Paris ein Ähnliches ward, was früher Shakſpeare den deutſchen Dichtern in Göthe's Jugendzeit? War es jene Freude, die ihn Einzelnes von Walter Scott unter das Beſte ſtellen hieß, was je in der Welt geſchrieben ward (!!), da dieſer ihm Scenen aus ſeinem „Egmont“, Charaktere aus ſeinem „Meiſter“ u. ſ. w. entlehnte? War es jene Freude, die ihn aus dem Verächter Lord Byron's, der er noch in den „Tags- und Jahresheften“ war, zu ſeinem größten Bewunderer machte, weil auch dieſer vielfach auf ihm fußte? Oder wie verſöhnte er ſich plötzlich mit dem Naturzuſtande, in dem Byron lebte und der Göthe in viel minderm Grade ſchon in Andern höchſt verhaßt war? Freilich, wenn er die unerwartete Knotenlöſung rühmt, die Byron in ſeinen Erfindungen eigen iſt, oder das Geiſtreiche in dem „Deformed transformed“, in dem nicht Platz für einen Nadelknopf ſei, wo man nicht Geiſt und Erfindung träfe, ſo ſtimmt das ſehr wohl mit der Art, wie er in ſeiner „Pandora“ Alles „ineinander keilte“ zu einem mühſeligen Verſtändniß und überhaupt in ſeinen letzten Producten die Bedeutſamkeit häuft, und kann als ernſtes Lob gelten. So iſt es auch gewiß ein Zeichen wahrer Achtung, daß er ihm, als dem geiſtreichſten Repräſentanten der neueſten Poeſie, in ſeiner „Helena“ ein Denkmal ſetzte. Wenn er aber dann wieder einmal ſagt: es ſei Lord Byron nichts im Wege geweſen, als die Hypochondrie und das Negative, um ſo groß wie Shakſpeare und die Alten zu ſein, ſo wiſſen wir nicht, ſprach das Ironie oder Gedankenloſigkeit. Denn dieſer Satz ſagt ungefähr grade ſo viel als: hätte ihm nicht Alles gefehlt, um den Alten gleich zu ſein, ſo fehlte ihm nichts. Welcher Mann des guten Alterthums wäre denn Hypochonder und negativ geweſen?!

(Der Beſchluß folgt.)

Die Höfe und Cabinete Europas im 18. Jahrhundert. Von Friedrich Förſter. Zwei Bände.

(Beſchluß aus Nr. 137.)

Das dem zweiten Bande angehängte Urkundenbuch enthält die geheime Correſpondenz des Grafen Catanco aus Venedig mit dem Könige Auguſt II. von Polen und deſſen Miniſter, dem Grafen Manteuffel. Über die Perſon des Grafen Catanco hat Hr. Förſter nicht für gut befunden ſeinen Leſern einigen Aufſchluß zu geben; wir erfahren alſo blos auf S. 44, daß er zum Hiſtoriographen und Agenten Sr. polniſchen Majeſtät bei der durchlauchtigſten Republik Venedig ernannt wird. Seine Rapports, Briefe und Apoſtillen, die ſämmtlich 1732 geſchrieben ſind, verbreiten ſich über die Politik des Tages; alle Gerüchte und Meinungen, die damals in Venedig circulirten, oder ihm von zwei angeſehenen Venetianern, Emo und Montini, mitgetheilt wurden, berichtet er treufleißig nach Dresden. Über Das, was ſich damals in den Cabineten zu Wien, Madrid, Paris, Turin, Florenz, München, ja ſelbſt in Petersburg und in Konſtantinopel vorbereitete oder vorzubereiten ſchien, über angeordnete Rüſtungen, Todesfälle ausgezeichneter Perſonen und dergl. finden ſich hier Nachrichten von ſehr verſchiedenartigem Gehalte. Allerdings ſtehen dieſelben ſowol an Wichtigkeit als an Intereſſe

weit hinter den Gesandtschaftsberichten zurück, die neuerdings von Ranke und Raumer bekannt gemacht sind; indeß ist es manchem Leser vielleicht auch nicht unlieb, einmal zu lesen, wie sich im Anfange des 18. Jahrhunderts Leute aus einer beschränkten Sphäre über die damaligen Welthändel geäußert haben.

Im Allgemeinen aber glauben wir noch über die hier mitgetheilten Actenstücke und Correspondenzen bemerken zu müssen, daß Hr. Förster bei denselben hätte eine bessere Auswahl treffen sollen, Manches zusammenziehen, Manches ganz weglassen, um so mehr, da er selbst (Vorr. S. IX) bevorwortet, daß man nicht zu große Erwartungen von den Urkunden aus dem Cabinet Karl VI. hegen dürfte. „So löblich", sagt Ranke mit allem Rechte („Historisch-politische Zeitschrift", II, S. 666), „das Bestreben unserer Zeit ist, unbekannte Stoffe herbeizuschaffen und neue Actenstücke aufzusuchen, so ist doch gar nicht mehr zu Ende zu kommen, wenn nicht der sammelnden Thätigkeit auch eine aussondernde, der annehmenden ein verwerfende zur Seite steht." Darnach hätte sich auch Hr. Förster richten sollen, wenn nicht (was keineswegs der Fall ist) die von ihm herbeigeschafften Materialien so interessant sind als die von Preuß in der Biographie Friedrich II. mitgetheilten Actenstücke, oder die Hofrelationen von so bedeutenden Männern herrühren, als die englischen, französischen, spanischen, deutschen und italienischen Staatsmänner waren, aus deren Berichten die oben angeführten Gelehrten ihre Auszüge und Übersichten entlehnt haben. Endlich müssen wir doch auch wünschen, daß Hr. Förster, falls er den ersten Bänden noch andere folgen läßt, nicht unterlassen möge die Quellen anzugeben, aus denen er seine Urkunden genommen hat, indem man sich mit der Angabe: „es seien ihm eine große Masse von Urkunden zur Verfügung gestellt gewesen" (Vorr. S. VIII), doch nicht so schlechthin begnügen kann. Wir wollen grade nicht wegen des vor einiger Zeit*) gegen Hrn. Förster's Genauigkeit und Glaubwürdigkeit bei Benutzung urkundlicher Hülfsmittel erhobenen Vorwurfes gegen ihn mistrauisch sein, aber die eben ausgesprochene Foderung an ihn dürfen wir darum doch nicht zurücknehmen.

Ein sehr bedeutender Theil des zweiten Bandes gehört nun der statistischen Beschaffenheit der östreichischen Erbstaaten, der Darstellung der spanisch-wienerischen Grandezza am kaiserlichen Hoflager und der Schilderung des öffentlichen Volkslebens in Wien, d. h. der Jagden und Feuerwerke, Andachten und Wallfahrten, öffentlichen Belustigungen und Schauspiele, an. Wir wollen gar nicht in Abrede stellen, daß auch dergleichen Gemälde zur Vervollständigung der Zeitgeschichte nothwendig sind; nur hätten wir gewünscht, daß Hr. Förster hier mehr gegeben hätte als in Küchelbecker's „Nachricht vom kaiserlichen Hofe" (Hanover 1732) und in der „Relation vom kaiserlichen Hofe zu Wien" (1705) enthalten ist, denn beide Schriften sind nichts als ganz gewöhnliche Reisebeschreibungen und beiweitem nicht so werthvoll als die Relationen des Großkanzlers von Fürst über Maria Theresia's Hof, welche Ranke neuerdings in seiner „Historisch-politischen Zeitschrift" (II, 4) bekannt gemacht hat. Für unsern Verf. aber waren jene beiden Schriften fast die einzigen Quellen, aus denen denn auch ganze Seiten abgedruckt sind. Wir geben Hrn. Förster gern zu, daß es nicht leicht ist, solche Schilderungen zu entwerfen, über Östreich vielleicht besonders schwer, weil über die innern Zustände der Monarchie von jeher wenig im Auslande bekannt geworden ist; aber doch fehlt es nicht an manchen schätzbaren Monographien und Specialgeschichten, aus denen sich schon ein ziemlich genügendes Bild jener Zeit entwerfen ließ. Die Namen Pezzl, Gore, Mednianszky, Mailath, Schneller sucht man vergebens, eine Benutzung der Hormayr'schen Schriften findet sich nur an zwei Orten; selbst bei Erwähnung der kaiserlichen Bibliothek (II, 25) ist nicht einmal der neuesten Geschichte derselben von Mosel gedacht worden, aus der manche nützliche Notiz entnommen werden konnte.

Was nun aber jene beiden Hülfsquellen des Verf. anbelangt, so wird man allerdings zur Ergötzlichkeit Manches von Dem, was vor hundert Jahren am Hofe zu Wien Sitte war, nicht ungern lesen, z. B. über die Etikette, über die Belehnungen mit deutschen Reichsländern, wo „die Gesandten nach geschehener Belehnung rückwärts gehend, das Gesicht gegen den Kaiser gewendet, den Saal verließen", über die Vergnügungen der Wiener und Ähnliches mehr. Dagegen finden wir die Beschreibung der kaiserlichen Hofchargen viel zu weit ausgedehnt, wo Hr. Förster sogar so weit geht, daß er die Titel der höchsten Hofbeamten ganz in extenso mittheilt und auf 20 Seiten ein Verzeichniß aller Abgeordneten der verschiedenen Könige, Herzoge, Fürsten, Grafen, freien Reichsstädte, Klöster, Stifter und adeligen Familien abschreibt, die sich zu Karl VI. Zeiten in Wien befanden. Wir wollen unsere Blätter nicht mit dieser ganz unnützen Nomenclatur anfüllen, von der Hr. Förster, in der That mehr als naiv behauptet, daß sie „zur Bereicherung unserer geographischen Kenntnisse dienen könnte" (II, 58); wo er denn doch wenigstens seinen Lesern hätte sagen müssen, wo „das unmittelbare Gotteshaus Baind", oder „die Stadt Gobelenz", oder „die Gemeinden Gründau und Lüftnau" zu suchen wären, oder „wo die Freiherren von Sturmfeder und Brenken", die „Grafen von Bielke und Gnatten", die „Freifrauen von Dieden, die „Reichsprälaten von Markthal" u. A. m. ihren Sitz gehabt hätten. Wir glauben, Hr. Förster würde dabei mitunter selbst in Verlegenheit gerathen.

Über die administrativen und finanziellen Behörden in Wien sowie über die Militairreinrichtungen finden sich wol einige Nachrichten aus den beiden oben genannten Schriften, ohne daß dieselben jedoch für den Leser ein vollständig ausgeführtes Bild gäben. Unstreitig wird sich derselbe aus dem ersten Bande der 1743 zu Wien erschienenen „Geschichte der Kaiserin Maria Theresia" weit besser belehren können und daraus die vielen Misbräuche ersehen, welche jene weise Monarchin abzustellen hatte.

Was die Darstellung selbst anbelangt, so ist Hr. Förster als angenehmer Erzähler, gewandter Schriftsteller und glücklicher Dichter hinlänglich bekannt und hat auch hier löbliche Eigenschaften bewährt. Um so mehr sind uns an einigen Stellen mangelhafte Satzbildungen und unedle oder gesuchte Ausdrücke aufgefallen. Ebenso sind auch manche Anspielungen auf neuere Ereignisse, wie auf die spanischen Papiere, auf Lord Russel's Ministerium in England, auf Zumalacarregui, in einem historischen Werke nicht an ihrer Stelle. Solche Beziehungen auf Verhältnisse und Ähnlichkeiten zwischen der ältern und neuern Zeit vermochte Niemand leicht besser anzubringen als Niebuhr in seiner römischen Geschichte. Hier und da hätte die Correctur genauer sein können. Im zweiten Bande ist auf Seite 1 der ganze kaiserliche Titel abgedruckt worden; hier werden aber die beiden Länder „Legion" und „Giennis", deren König sich Karl VI. nennt, den meisten Lesern unstreitig unbekannt sein, falls einer, was freilich sehr bezweifelt werden muß, Lust hätte, diesen Titel einer genauern Aufmerksamkeit zu würdigen. Es ist auch wirklich eine eigne Manier, die Nachrichten über den kaiserlichen Hof mit diesen Titulaturen zu eröffnen. 102.

*) Von Wilhelm Bernhardi, im „Literarischen Zodiakus", wo unter Anderm auch die Unrichtigkeit der Förster'schen Angaben über das oben erwähnte Project einer Theilung Polens urkundlich nachgewiesen ist.

Eine merkwürdige Sammlung.

Man sammelt kostbare Gemälde und seltene Kupferstiche, Bücher, Handschriften, Antiken, Münzen, Naturalien u. s. w. und läßt sich weder Mühe noch Kosten verdrießen, dergleichen Raritäten aufzuspüren und zu erkaufen, mit denen man noch obenein nicht selten angeführt wird; man verschafft sich für vieles Geld Voltaire's Dose, Napoleon's Hut und die berüchtigte Feder von Fontainebleau, von der wol 200 Stück bereits untergebracht sind: alles Das ist begreiflich, die Leidenschaft des

Bibliophilen so gut wie das Vergnügen des Anglers. Ein reicher Brüsseler, der sich neulich nach Algier einschiffte, dort um jeden Preis einen Knopf von der Montur der Zuaven zu kaufen — ein Stück, das in seiner vollständigen Sammlung von Knöpfen der französischen Monturen von der Revolution bis auf unsere Tage fehlte —, ist noch nicht der größte Sammlernarr. Es starb nämlich vor Kurzem in Antwerpen ein schon bejahrter Mann, der die schönste und größte Sammlung in der Welt von — Flaschenpfropfen angelegt hatte. Sein Vater, ein achtbarer und liebenswürdiger Gelehrter, hatte sich, da er bemittelt war, eine werthvolle Bibliothek angeschafft. Er schenkte diese sammt den damit verbundenen numismatischen Seltenheiten kurze Zeit vor seinem Tode dem Sohne, der damals 22 Jahr alt war. Mit unbeschreiblicher Freude nahm der Sohn dies Geschenk an. Die väterliche Bibliothek war ihm Alles; unausgesetzt mit ihr beschäftigt, entging der junge Mann den Irrthümern und Verführungen der Welt wie den Gefahren, welchen Leute seines Alters während der Revolution und unter der Kaiserregierung ausgesetzt waren. Der Vater hatte damals, als er dem Sohn das kostbare Geschenk machte, Verluste gehabt und den ungünstigen Zeitumständen schwere Opfer bringen müssen; er sagte darum Letzterm: „Ich überlasse dir meine Bibliothek, wie sie ist; verkaufe, tausche, schalte nach Belieben; aber, merke wohl: ich gebe dir nichts, sie zu vermehren und zu bereichern.“ Alles ging bis zu des Vaters Tode ganz gut. Der Verkauf überflüssiger Bücher oder Doubletten, vortheilhafte Tausche setzten den Sohn in den Stand, der in ihm erwachten Bibliomanie zu genügen, sie zu nähren und zu hätscheln. Später, nach des Vaters Tode, zeigte sich wider Erwarten, daß dessen Nachlaß in Unordnung und nicht bedeutend sei. Ein eignes Verhältniß lastete auf dem jungen Manne, seine Angelegenheiten wurden immer verwickelter, und er erlitt noch dazu anschnliche Verluste. So sah er sich endlich in die grausame Nothwendigkeit versetzt, seine Bücher zu veräußern. Der Schmerz, sich von dem Liebsten, was er hatte, trennen zu müssen, entpreßte dem jungen Bibliomanen Thränen, er erkrankte, und da er seinen Schmerz nicht bezwingen konnte, so trat wol eine geistige Zerrüttung bei ihm ein; denn seit dieser Zeit hatte ihn die früher erwähnte seltsame Manie ergriffen. Man sah ihn Tag und Nacht in den unbedeutendsten Schenken, in den gewöhnlichsten Wirthshäusern, wie auf Kaffeehäusern, in Restaurationen und Hotels herumschweifen. Sobald er einen Pfropf knallen hörte, hob er denselben auf, untersuchte ihn, besah ihn von allen Seiten und beobachtete aufs genaueste, wie der Pfropfzieher in den Kork eingedrungen. Der Zweck der Untersuchung war, zu entscheiden, ob der Pfropf der Aufnahme in seine Sammlung würdig sei, widrigenfalls ward er mit Verachtung weggeworfen. Die Kinder, welche sein unschuldiges Vergnügen kannten, brachten ihm täglich alle Pfröpfe, die sie in der ganzen Stadt aufgelesen hatten, und er bezahlte ihnen das Stück mit 2, auch 3 Sous. Es ist unbekannt, welche Eigenschaften ein Pfropf haben mußte, um in dieses originelle Museum aufgenommen zu werden. Die Erben des in einer wahren Extase über seine seltenen Schätze, die einen geräumigen Keller füllen, vor Kurzem verstorbenen Mannes sind dem Vernehmen nach entschlossen, diese in der Welt einzige Sammlung öffentlich zum Verkauf auszubieten. Es ist ihnen nichts mehr als ein reicher Käufer zu wünschen, dem man, obgleich er den Verstand verlor, doch noch die freie Verfügung über sein Vermögen ließ. 4.

Literarische Notiz.

In Paris ist vor Kurzem ein Buch erschienen, das gewiß die Aufmerksamkeit der philosophisch Denkenden verdient. Es führt den Titel: „La vraie phrénologie, ou l'unité d'un principe intellectuel et moral dans l'homme, fondée sur l'accord de l'expression rationnelle du verbe et de la conscience de moi, avec la notion de l'être universel; par *J. B. M. Gence.*“ Der Titel lautet allerdings nicht ganz verständlich, allein die Absicht und der Plan sind durchaus philosophisch und als solche zu ehren, sowie auch schon die „table des matières“, welche in diesem Buche vorkommen, von speculativer Auffassung zeugt. Solche Bestrebungen nennt die gewöhnliche französische Kritik spiritualistisch; aber sehr mit Unrecht. Denn wenngleich, wie es nicht anders sein kann, in ähnlichen Schriften (und es gibt in Frankreich noch nicht viele ähnliche) der Plan noch etwas verworren und das speculative Denken darin beiweitem noch nicht rein und bei sich selbst ist, sondern durch Beobachtung und Reflexion getrübt erscheint, so ist es doch immer ein speculativer Anfang, und der Materialismus in Frankreich auf der einen Seite, sowie die sich noch immer fürchterlich breitmachende Verstandesreflexion auf der andern Seite werden den Fortschritt dieses Anfangs noch zeitig genug merken und in ihm die Geißel und den Richter ihrer Existenz verspüren. Es ist noch nicht an der Zeit, allein die Zeit wird kommen.

Das Buch des Hrn. Gence ist zunächst gegen die Phrenologie gerichtet, dieses barbarische Ungeheuer, das zwar die deutsche Wissenschaft längst todtgeschlagen, das aber in Frankreich noch immer gräßlich herumspukt. Diese Phrenologie, in der That der roheste Ausdruck des rohen Materialismus, muß aber ihr Ende auch in Frankreich finden; und wie sehr schon deutsche Systeme jetzt anfangen, dort hinüber zu wirken, zeigt eben die in Rede stehende Schrift. Aber denjenigen Franzosen, die jetzt als hohe nationale Intelligenzen die Kritiker in jeder Hinsicht spielen wollen, kann man nicht zeitig genug die Augen öffnen. Der Materialismus, dieser eben ist es, an dem Frankreich zu Tode erkrankte, das Urübel dieses Landes und dieses Volkes, ja, man kann sagen, dessen einziges Übel, weil alle andern Gebrechen in diesem ihre Quelle finden. Wer also in heutigen Tagen in Frankreich diesen barbarischen Materialismus, den nun einmal die Wissenschaft absolut nicht neben sich duldet, und zwar ihn in seiner rohsten Gestalt bekämpft, der ist eben jetzt als ein Vorkämpfer seiner Nation in Sachen des Geistes anzusehen. Es ist also unbedingt lächerlich, wenn die französische Reflexionskritik Schriften wie diese als mystisch oder spiritualistisch bezeichnet. Der einseitigen Verstandesflachheit, dem rohen Rationalismus, Sensualismus und Materialismus erscheint Alles als Mystik, was eine Tiefe zeigt. Dem Inhalte nach zerfällt die fragliche Schrift in vier Abtheilungen:

Erste Abtheilung: Über die modernen Systeme, die Gott und den Menschen zum Gegenstand haben. — Physiko-moralischer Spiritualismus. Rationalismus. — Elemente der rationellen Philosophie.

Zweite Abtheilung: Das Wort und sein Äquivalent in den Sprachen. — Über die dem Worte eigenthümliche Bestimmungskraft. — Das bestimmende und das einschränkende Wort.

Dritte Abtheilung: Das Ich im Menschen. — Das Ich als unabhängig von den Sinnen. — Über die Kraniologie, als eine die Einheit des Ichs zerstörende Doctrin. — Über die gleiche Unhaltbarkeit der Phrenologie, als eines blos nominalen Supplements der reinen Schädellehre. — Über die Einheit des Ichs in logischer Beziehung. — Über den magnetischen Somnambulismus und den Swedenborgianismus. — Über die Einheit des intellectuellen und moralischen Ichs. — Über die Psychologie (Seele und Geist).

Vierte Abtheilung: Das Wort und das absolute Ich in Gott. — Die Ontologie. — Glaubensbekenntniß des Verf.

Wir werden vielleicht später Gelegenheit finden, von dem Inhalte dieses interessanten Buchs etwas ausführlicher zu sprechen. Vorläufig sieht wol der vorurtheilsfreie Blick schon aus diesem bloßen Inhaltsverzeichniß, daß uns hier ein wirklich philosophisches Denken begegnet, dem es wol nur noch an wissenschaftlicher Läuterung und Durchbildung fehlen mag. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 139. — 19. Mai 1837.

Über Eckermann's „Geſpräche mit Göthe".

(Beſchluß aus Nr. 138.)

Doch wir wollen dieſe Anſichten über dieſe engliſchen Poeten nicht wägen; wir wollen nur ſagen: man ſieht daraus, daß er nicht eben griesgrämig die junge Dichterwelt anſieht, und daß alſo die ſchönen Wahrheiten, die er ihr ſonſt ſagt, nicht aus Laune und Mismuth fließen. Wir finden dieſe Wahrheiten zum Theil ganz vortrefflich. Die Leute ſeiner Periode, ſagt er, haben einen ungebahnten Weg gefunden und vielfach geirrt: die Jungen ſollten nun da fortfahren, wo die Alten geblieben. Hierin liegt ſo viel Wahrheit, daß ſelbſt in wiſſenſchaftlichen Fächern kein Menſch heutzutage ausgezeichnet ſein wird, der nicht auf der Höhe unſerer ſchönen Literatur ſteht und den Gang der nationalen Entwickelung aufnimmt, da wo ihn Göthe und Schiller ließen. Statt deſſen treibt ſich aber unſere junge Schriftſtellerwelt ſtets in dem Abgemachten und Vollendeten herum, weiß kein neues Object zu faſſen, ſondern beſchaut ſich in der verſunkenen Dichtung immer nur ſelbſt. Ganz recht ſagt daher Göthe: „Alle im Rückſchreiten und in der Auflöſung begriffenen Epochen ſind ſubjectiv; dagegen haben alle vorſchreitenden Epochen eine objective Richtung." Dieſe beiden Gegenſätze liegen offenkundig zu Tage, wenn wir den Stand der fortſchreitenden naturhiſtoriſchen und hiſtoriſchen Wiſſenſchaften mit dem Untergehen der Dichtung vergleichen. „Es iſt immer ein Zeichen einer improductiven Zeit", bemerkt Göthe ferner, „wenn ſie ſo ins Kleinliche des Techniſchen geht." Dies ſagt er in Bezug auf Platen und fügt bei, daß auch dieſer, wie Byron, an ſeiner polemiſchen und negativen Natur untergehe. In ſeinen Schauſpielen (den ernſten, dem „Schatze's Rhampſinit's" u. dergl.) fand Göthe die Einwirkung Calderon's. Schwere des Inhalt fehlt, nachwirkendes Intereſſe, ſie ſind wie Kork auf dem Waſſer, ohne Eindruck. Dies iſt ganz vortrefflich und trifft im Grunde die ganze Reihe unſerer orientaliſirenden Poeten. Wir Deutſchen verlangen, ſagt G. weiter, einen gewiſſen Ernſt und Größe der Geſinnung, eine Fülle des Innern, weshalb Schiller ſo hoch ſtehe. Der perſönliche Charakter des Dichters bringe bei dem Publicum die Bedeutung des Autors hervor. „Man muß etwas ſein, um etwas zu machen." Allein dieſe neuern „forcirten Talente" haben keine Energie, etwas aus ſich zu machen. „Die vielen jungen Dichter ſind gar keine rechten Talente; ſie beurkunden weiter nichts als ein Unvermögen, das durch die Höhe der deutſchen Literatur zur Productivität angereizt worden." Wo ſie auch wirklich ein Talent haben, da glauben ſie es zu „verlieren, wenn ſie ſich um Kenntniſſe bemühten, obgleich jedes Talent ſich durch Kenntniſſe nähren muß und dadurch erſt zum Gebrauche ſeiner Kräfte gelangt". Das Unglück liegt dann darin, daß ſich Jeder nur bemerklich machen will, daß Niemand „im Staate leben und genießen, ſondern Jeder regieren, und in der Kunſt Niemand ſich des Hervorgebrachten erfreuen, ſondern ſeinerſeits ſelber wieder produciren will". Weil ſie dann nichts Großes zu produciren vermögen, ſo iſt ihnen das „Große unbequem, ſie haben keine Ader, es zu verehren, ſie können es nicht dulden". Keiner unſerer jungen Dichter, bemerkt der ſcharfſichtige Beurtheiler, kann Proſa ſchreiben. Man muß dazu etwas zu ſagen haben; „wer aber nichts zu ſagen hat, kann doch Verſe und Reime machen, wo dann ein Wort das andere gibt und zuletzt etwas herauskommt, das zwar nichts iſt, aber doch ausſieht, als wäre es etwas". Niemand mache jetzt einen ſchlechten Vers, heißt es anderswo, und damit meine man Alles zu haben. Hunderte ſolcher Talente gebe es jetzt. Aber das Überflüſſige ſolle man nicht befördern, *während noch ſo viel Nützliches zu thun iſt*. Die Höhe der Zeit ſelbſt macht es uns ſo leicht, etwas Scheinbares zu produciren, ſo ſchwer, etwas wahrhaft Gutes zu leiſten. „Wir leben in einer Zeit, wo ſo viele Cultur verbreitet iſt, daß ſie ſich gleichſam der Atmoſphäre mitgetheilt hat, worin wir athmen; poetiſche und philoſophiſche Gedanken leben und regen ſich in uns, mit der Luft unſerer Umgebung ſaugen wir ſie ein." Dagegen iſt aber auch dieſe bildungſpendende Zeit eine „gemachte; die Foderungen ſind ſehr groß", und am wenigſten taugte da zur Wirkſamkeit dieſe grillenhafte Jugend, „deren Neigung es iſt, immer in ſolchen Dingen zu verkehren, die ſich ein Anderer gerne aus dem Sinne ſchlägt"; und ſehr beherzigenswerth für alle unſere jungen Poeten und literariſchen Kritiker ſcheint mir zum Schluſſe der Satz: „Wir müſſen nun auf ein anderes Feld übergehen, wo man noch mit Erfüllung von kleinen Foderungen etwas Großes nützt."

So haben wir auch über einzelne ſchon etwas ent-

fernere Erscheinungen der neuern Literatur vortreffliche Winke gefunden. Wie schön stellt er einmal Molière Kotzebue gegenüber: „Er beherrschte die Sitten seiner Zeit, wogegen Iffland und Kotzebue sich von den Sitten der ihrigen beherrschen ließen und darin beschränkt und befangen waren. Er züchtigt die Menschen, indem er sie in ihrer Wahrheit zeichnet.“ Wie treffend ist, was er in Bezug auf Fouqué sagt und dessen Beschäftigungen mit lauter mittelalterlichen Stoffen, aus denen keine Cultur für ihn hervorgehen könne. Die altdeutsche Literatur verdüstere mehr, bemerkt er dabei, als daß sie erheitere, sie könne nur als Vorarbeit, historisch, interessiren. Die neuern Sachen hätten absoluten Werth dagegen. „Der Mensch bedarf Klarheit und Aufheiterung, er muß sich zu solchen Kunst- und Literaturepochen wenden, in denen vorzügliche Menschen zu vollendeter Bildung gelangten, sodaß es ihnen selbst wohl war und sie die Seligkeit ihrer Cultur wieder auf Andere auszugießen im Stande sind.“ Diesem Ausspruch, der wie ein Lichtstrahl auf die ganze mittelalterliche Literatur fällt, steht noch ein anderer in Bezug auf die altdeutsche Kunstschule zur Seite:

Unsere guten altdeutschelnden Künstler wenden sich mit persönlicher Schwäche zur Nachahmung der Natur. Sie stehen unter ihr. Wer aber etwas Großes machen will, muß seine Bildung so gesteigert haben, daß er gleich den Griechen im Stande sei, die geringe reale Natur zu der Höhe seines Geistes heranzuheben und Dasjenige wirklich zu machen, was in natürlichen Erscheinungen aus innerer Schwäche oder äußerm Hinderniß nur Intention geblieben ist.

Bei Vielen wird Anstoß erregen, was Göthe im schönen und bescheidenen Selbstgefühle von Tieck sagt, den die Schlegel ihm gleichstellen wollten. Was will man überhaupt an Beiden vergleichen? Tieck stellte nur reproducirend Dinge einer einzigen Periode der Menschheit dar, die wir eben von Göthe verschmähen hörten, während Göthe in viel kolossalerm Maße als Lope de Vega, Shakspeare, Cervantes wie in einen Cyklus alle Gattungen oder Stoffarten, die hinter ihm lagen, versammelte und behandelte, Alles, Ausländer und Deutscher, antik und modern zugleich war, bald Sophokles, bald Lessing oder Shakspeare ähnlich, jetzt in der Manier des Hans Sachs und dann des Properz auftretend, nun aus dem Mittelalter, nun aus dem Orient das Beste auspflückend und mit glücklicher Eigenthümlichkeit darstellend. Will man die Novellistik Beider vergleichen? Beide sind hier in die Schule des Cervantes gegangen. Oder sollte Göthe nach einem gelegentlichen Winke des Cervantes Novellen noch nicht gekannt haben, als er seine ähnlichen Werke schrieb, so ist es um so merkwürdiger, daß er sich in dieser Gattung mit jenem Meister so genau, sogar bis auf Wunderlichkeiten begegnet, z. B. am Schlusse der „Wahlverwandtschaften“ in dem störenden Eindruck, den das Kind, die Nanny, macht, in dem Verwischen der menschlichen Wirkungen durch das Erscheinen des Architekten am Grabe und die ganze Bildermalerei, und vollends in der ganzen legendarischen Wendung überhaupt. Sonst haben wir in diesem Romane, um dabei stehen zu bleiben, ganz jene durchsichtige Helle, Plan- und Regelmäßigkeit in Entwurf und Ausführung, jene letzte Vollendung einer berechneten oder mit künstlerischem Bewußtsein durchgeführten Darstellung (worin die „Wahlverwandtschaften“ einen höchst interessanten Gegensatz gegen den leicht und in natürlichem Texte hingeflossenen „Werther“ machen) wie in einzelnen Novellen des spanischen Meisters; und in Zeichnung der menschlichen Geschicke, in psychologischer Belauschung menschlicher Leidenschaften steht dieses Werk um so viel höher als Göthe's Zeit über der des Cervantes. Die Entfaltung des Satzes: wie die Menschen nicht wissen, dem Dämon in sich selbst, der ursprünglichen Stimme der Natur zu folgen und ihr mit Warnungen und Hemmungen sich offenbarendes Schicksal zu verstehen; wie sie ihm vielmehr oft entgegentreten und mit freier menschlicher Willkür beharrend, wol auch aus Pflichtgefühl zuwider arbeiten, und wie sie dies ins Verderben zieht, die Verkörperung dieses Gedankens, sagen wir, ist so licht und hell durchgeführt und in so trefflichen Gegensätzen motivirt (wie z. B. Charlotte erst der Pflicht folgt, dann, durch ein erlittenes Unglück gemahnt, dem ersten und natürlichen Gefühle, Ottilie dagegen erst dem Gefühle und dann, durch das verursachte Unglück geschreckt, der Pflicht), daß wir auch im Cervantes nur Einzelnes, und das Einzelne doch entfernter zu vergleichen wüßten; und dies um so mehr, da ein Vorzug hinzukommt, den die ältern Meister nicht leicht haben konnten. Göthe schlingt wohlthuend durch die spannenden innern Verhältnisse unter den Menschen die Geschichte des Parks hindurch, läßt angenehm in der Natur ausruhen, besänftigt hier für die Unruhe, die das leidenschaftliche Getriebe der Menschen aufregt, und hält den Leser in einer harmonischen Stimmung mehr, als es in jenen alten Novellen durch die Isolirung der moralischen Welt statthat. Dies sind nur angedeutete innere und äußere Vorzüge dieser Göthe'schen Novelle; welche von Tieck sollen wir ihr etwa zur Seite setzen? Und doch ist diese ganze Gattung immer eine untergeordnete und aus vielen nur Eine, der sich Göthe nur gelegentlich überließ. 73.

Lane's Reisewerk über Ägypten.

Unter allen neuern Werken über Ägypten möchte wol das vor Kurzem in London erschienene von E. W. Lane: „An account of the manners and customs of the modern Egyptians, written in Egypt, during the years 1833, 1834 and 1835, partly from notes made during a former visit to that country in 1825—28“ (2 Bände), hinsichtlich der Genauigkeit und Detaillirtheit seines Inhalts als eins der vorzüglichsten gelten können. Während seines langen Aufenthalts in diesem Lande erlangte der Verfasser eine sehr genaue und umfassende Kenntniß von der ägyptischen Lebensweise, von den Eigenthümlichkeiten des Landes sowol als der Bewohner und von einer großen Menge anscheinend unwichtiger Nationalzustände, die bei oberflächlicher Betrachtung leicht übergangen werden, aber dennoch im Nexus der ganzen Landesverhältnisse eine ziemliche Wichtigkeit erlangen. Der Verf. sagt selbst in der Einleitung zu seinem Werke, daß, da er schon vor seiner ersten Reise nach Ägypten sich eine Kenntniß der Sprache und Literatur der Araber erworben, es ihm leichter geworden sei als vielleicht

manchem Gelehrtern seiner Vorgänger, auf die Interessen und Zustände der dortigen Bewohner einzugehen. Er habe fast ausschließlich mit Moslems von allen Ständen und socialen Stellungen zu thun gehabt, habe gelebt, sowie sie lebten, und sich vollkommen ihren Gewohnheiten angeschlossen. Insoweit es ihm seine eigne Religion und sein Gewissen erlaubt, sei er auch auf ihre religiösen Ansichten und auf die mannichfaltigen Äußerlichkeiten ihres Cultus eingegangen und habe sich durch dies Betragen das Vertrauen der ihm näherstehenden Moslems erworben. Auch habe er ihre Kleidung, als für den Himmelsstrich bequemer und passender, angelegt. Dergestalt habe er ihre gute Meinung erlangt und im fortgesetzten Umgange mit ihnen manche Unterweisung und eine große Menge von nationalen Notizen erhalten, die einem Andern vielleicht nicht in gleichem Maße zu Gebote gestanden haben würden. In religiösen Dingen namentlich halte es, nach der Versicherung des Verf., schwer, von den Mohammedanern genügende Darstellungen und Eröffnungen abzubekommen, und es bedürfe besonders hierzu eines anhaltenden Umgangs mit ihnen und einer gewissen systematischen Accomodation an ihre Gewohnheiten, Verhältnisse und Ansichten. Hierin müssen wir dem Verf. zweifelsohne Recht geben, da so manche frühere Reisende in Ägypten obigen Mangel empfunden und ausgesprochen haben. Der Meinung, als ob sich auf die Moslems in socialer und religiöser Beziehung durchaus nicht einwirken ließe, widerspricht der Verf.; es sei dies, behauptet er, sehr wohl möglich, nur müsse man sich seinerseits etwas begeben und in ihnen in gewisser Hinsicht die Meinung erregen, daß man gemeinschaftliche Sache mit ihnen mache. Auch hierin wollen wir ihm theilweise Recht geben, da es in der That sterile Reisende gibt, die trotz anderer Fähigkeiten sich zu spröde zeigen, um das richtige und nothwendige Reflexionsverhältniß zwischen sich und den Gegenständen ihrer Beobachtung herauszubringen.

Daß es sehr schwer sei, von einem Lande, in welchem weder Geburts- noch Sterbelisten geführt werden, die Anzahl der Bevölkerung mit einiger Genauigkeit anzugeben, wollen wir dem Verfasser wol glauben. Schwerlich wird man jedoch für Ägypten eine stärkere Bevölkerung als 2,000,000 Seelen annehmen dürfen. Davon sind 1,200,000 männlichen Geschlechts, und unter diesen etwa 400,000 Dienstfähige. Von diesen Letztern hat der gegenwärtige Pascha von Ägypten mindestens die Hälfte in Beschlag genommen, für den Seedienst und um seine regulairen Mannschaften zu rekrutiren. Der Umstand, daß auf diese Weise viele kräftige Männer von ihren Frauen getrennt worden, sowie die Heirathsverbote haben der Bevölkerung innerhalb der letzten zehn Jahre großen Eintrag gethan. Nach dem Allen sind zwei Millionen das Höchste, was man im Durchschnitt für Ägypten annehmen darf. Die verschiedenen Classen, aus denen die Bevölkerung besteht, sind folgende: ägyptische Araber, Bauern und Stadteinwohner, 1,750,000; Christliche Eingeborene (Kopten) 150,000; Osmanen oder Türken 10,000; Syrier 5000; Griechen 5000; Armenier 2000; Juden 5000. Der Rest der Bevölkerung, bestehend aus Arabern, Westarabern, Nubiern, Negersklaven, Memlooks oder männlichen weißen Sklaven, weiblichen weißen Sklaven, Franken u. s. w., übersteigt nicht 70,000. Die Araber in den benachbarten Wüsten können nicht füglich in die Bevölkerungszahl von Ägypten eingeschlossen werden. Die Hauptstadt Kairo allein enthält 240,000 Einwohner.

Man sieht, daß dieser Bestand sehr verschieden von Dem ist, was Ägypten wirklich sein könnte. Die gegenwärtige Bevölkerung dieses Landes beträgt grade etwa ein Viertel der Menschenmenge, die darin Raum haben würde. Etwas ganz Anderes wäre es freilich, wenn eine erleuchtete Regierung an der Spitze stände, wenn man, anstatt die Bauern zu bedrücken und ihrer Ländereien zu berauben, anstatt die werthvollsten Landesproducte mit Monopolen zu belegen, anstatt den besten Theil der Bevölkerung zu Planen oder auch Chimairen des Ehrgeizes und der Habsucht zu verwenden, anstatt einen andern großen Theil derselben durch unnütze Nachahmungsversuche des europäischen Manufacturwesens zu beschäftigen, dafür von dem Allen das Gegentheil thäte und dem Volke ein größeres Interesse am Feldbau einflößte, damit es Das werde, wozu es ursprünglich die Natur bestimmt hat, ein ackerbauendes Volk. Nach der Versicherung des Verf. würde allein die Baumwollenproduction des Landes mehr als hinreichen, um ihm alle Artikel des ausländischen Manufacturwesens sowie die Naturproducte fremder Gegenden zu verschaffen, die das Bedürfniß des Landes erheischt.

Wir müssen manche von den werthvollen Beobachtungen des Verf. übergehen, um seinen Capiteln über den in Ägypten allgemein verbreiteten Aberglauben eine etwas ausführlichere Theilnahme schenken zu können, den er so gründlich und von allen Seiten wie noch keiner seiner Vorgänger studirt zu haben scheint. Nach der Ansicht des Verf. sind die Araber beinahe das abergläubigste Volk auf der Erde, und die ägyptischen stehen in diesem Betracht vielleicht noch über den andern. Einige ihre superstitiösen Theorien sind durch den Koran selbst sanctionirt, vornehmlich der Glaube an die Ginn oder Genien. Diese Ginn sind nach der Meinung der Araber präadamitischen Ursprungs, Zwischenwesen zwischen Engeln und Menschen, aus dem Feuer erschaffen, die im Stande sind, alle möglichen Gestalten von Menschen, Ungeheuern, Thieren u. s. w. anzunehmen. Auch die Macht, sich unsichtbar zu machen, ist ihnen eigen. Gleich den Menschen leben sie von Speise und Trank, pflanzen sich fort und müssen endlich sterben, obgleich sie meistens mehre Jahrhunderte alt werden. Ihr ursprünglicher Aufenthalt ist das Gebirge Chaf, das die ganze Erde umgeben soll. Es gibt unter diesen Geistern sowol Anhänger des Islam als Ungläubige. Die erstern stehen natürlicherweise bei den Arabern in weit höherm Ansehen. In Betreff ihrer sind sie außerordentlich delicat und besorglich, so z. B. versäumt ein Araber selten, wenn er sein Wasser abschlägt, das Wort: Destoo'r, auszusprechen, d. h. ich bitte dich um Verzeihung, weil ja nämlich einer dieser unsichtbaren und allgegenwärtigen Geister eben an dem Orte befindlich sein könnte, der in Folge des Naturbedürfnisses befeuchtet wird, denn der Volksglaube läßt sie überall hausen, in Flüssen, Brunnen, Bädern, verfallenen Wohnungen, Öfen und sogar in den heimlichen Gemächern. Die letztern Örter werden von den Arabern nie betreten, ohne die Genien dabei anzurufen; zuweilen beginnen sie auch ihre Anrede mit einer Anrufung der Gottheit um Schutz gegen alle böse Geister. Andere Araber sind jedoch zu bedenklich, um an diesem Orte den Namen Gottes auszusprechen, und diese sagen blos: „Ich suche Zuflucht bei dir vor dem Übel (d. h. vor dem Satan) und vor Allen, die übel sind."

Sehr eigenthümlich ist die mystische Ansicht der Ägypter von den Sternschnuppen, die bei den Arabern Shihab heißen. Sie halten dieselben nämlich für Lanzen, welche die Gottheit auf die bösartigen Ginns schleudert. Sobald der Ägypter eine solche gewahrt, ruft er aus: „Möge Gott den Feind des Lichtes und der Wahrheit durchbohren!" Alle bösen Genien führen den Namen Efrits, und ihre Existenz ist nach Cap. 27, V. 39 des Koran bestätigt. Sie haben mit den guten Geistern vollkommen gleiche Eigenschaften, nur daß ihre Macht noch unbeschränkter ist. Die Hauptstadt Kairo hat nach dem Glauben der Ägypter in jedem Viertel einen besondern Schutzgeist, der die Gestalt einer Schlange trägt. Außerdem betrachtet der Ägypter jedes alte Grabmal und die dunkeln Regionen der heiligen Gebäude als Aufenthaltsorte der Efrits; sogar die großen Pyramiden wähnen die Araber als von ihnen bewohnt, und schreiben die Erbauung dieser ungeheuern Steinkolosse insgemein dem Gan-Ibn-Gan zu, der eine Menge von Ginn zu seinen Dienern hatte, die ihn bei Erbauung derselben unterstützten. Als der Verf. das Innere der großen Pyramide des Cheops in Augenschein nehmen wollte, waren einige seiner arabischen Diener durchaus nicht zu bewegen, ihn dorthin zu begleiten, aus Furcht vor den Efrits.

Seltsam genug betrachtet der Aberglaube der heutigen Ägypter auch alle Blödsinnigen als besondere Günstlinge des Himmels. Man glaubt, die Seelen solcher unglücklichen Wesen seien schon im Himmelreich, während nur ihr gröberer Bestandtheil noch auf der Erde hause. So auch die Mondsüchtigen und Schlafwandler genießen einer besondern Auszeichnung unter ihnen und werden als Heilige betrachtet, und so findet man denn, daß die meisten und berühmtesten der sogenannten ägyptischen Heiligen entweder Blödsinnige, Mondsüchtige oder Betrüger sind. Gleich den ostindischen Fakirs, dürfen sich diese eximirten Menschen Laster und Unthaten aller Art erlauben, ohne daß ihr Ruf dadurch beeinträchtigt wird, oder ihr Ansehen bei dem einfältigen Volke verliert. Manche dieser nichtswürdigen Heiligen laufen ganz nackend in den Straßen herum und erlauben sich sogar dann und wann ganz öffentlich Unsläthereien mit einigen Weibern aus der niedern Classe, die daran nicht nur kein Ärgerniß nehmen, sondern sie sogar für eine besondere Gunst und Heimsuchung erachten. Stets sind diese Auswürflinge der Menschheit, deren Verehrung eine wahre Lästerung ist, darauf bedacht, die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden an den öffentlichen Plätzen auf sich zu ziehen; man sieht sie Stroh und Glas fressen und lauter nichtsnutzige Thorheiten begehen. Andere derselben Sekte wandeln in dem lächerlichsten Aufputz in den Straßen umher, angethan mit einem langen weiten Rock, der aus verschiedenfarbigen Flecken zusammengesetzt ist, mit mehren Reihen Perlen um den Hals, auf dem Kopfe einen abgeschabten, gleichfalls aus vielen bunten Flecken bestehenden Turban. In diesem tollen Costum thut dies heilige Gesindel so gravitätisch wie kaum ein Bischof in seinem Kirchenornat. In der Hauptstadt Kairo hält sich eine andere Art solcher Tagediebe in großer Anzahl auf, die man Tufeyliyh nennt, was so viel als Aussauger, Bettler ꝛc. bedeutet. Diese leben wie die Fakirs blos von Bettelei und Almosen. Sie sind aller Listen, Ränke und Schliche voll und von unerschöpflicher Erfindungskraft, wenn es gilt, sich ein gutes Mittagsmahl zu verschaffen.

Die Talismane und derartigen sympathetischen Mittel spielen bei den Ägyptern eine große Rolle; man wendet diese und namentlich den Alaun an, um die nachtheiligen Wirkungen des sogenannten scheelen Auges (evil eye) zu vereiteln. Man nimmt ein Stück Alaun von der Größe einer Wallnuß und legt es über ein Kohlenfeuer; dies muß aber kurz vor Sonnenuntergang geschehen, und die Person, welche diese Procedur vornimmt, muß dreimal das erste und die drei letzten Capitel des Korans, die sehr kurz sind, wiederholen. Nimmt man hierauf den Alaun vom Feuer, so findet der Aberglaube der Ägypter leicht heraus, daß derselbe während des Siedens die Gestalt der Person angenommen hat, die den scheelen Blick gethan, wodurch die böse Bezauberung unschädlich gemacht wird. Man gibt hierauf das Stück Alaun einem schwarzen Hunde, der es auffressen muß. Auch hängen die ägyptischen Mütter ein flaches Stückchen Alaun in Form einer Münze kurz nach der Geburt ihren Kindern um den Hals.

Man glaube ja nicht, daß dieser Aberglaube blos unter den gemeinen und ungebildeten Ägyptern zu finden ist; die berühmtesten Gelehrten theilen ihn und glauben ebenso eifrig als der Pöbel an die Existenz und vielfältige Verwandlungsfähigkeit der guten und bösen Genien. So erzählt der Verf. von dem Scheikh Khalil-El-Mebabighen, einem der ausgezeichnetsten unter den ägyptischen Ulemas und Verf. einiger Werke in verschiedenen Wissenschaften, daß derselbe eine schwarze Leibkatze besessen, die sich in seinem Schlafgemache aufhielt und allnächtlich zu den Füßen seines Muskitovorhanges schlief. Eines Mitternachts nun wachte der gelehrte Mann von einem heftigen Pochen an der Thüre seines Hauses auf und vernahm bald darauf, wie seine schwarze Katze den Fensterladen öffnete und hinausrief: „Wer ist da?“ Eine Stimme von draußen erwiderte: „Ich bin ein Ginni, öffne schnell!“ Darauf sagte die Katze des gelehrten Mannes: „Mit nichten, denn über das Schloß dieses Hauses ist der Segen und Name Gottes ausgesprochen worden.“ „Dann“, entgegnete die Stimme, „sollst du mir zwei Laibchen Brot herabwerfen.“ „Auch das kann nicht geschehen“, sprach die Katze, „denn auch das Brot ist gesegnet.“ „Nun so gib mir wenigstens einen Trunk Wasser.“ Allein auch der Wasserkrug hatte nach dem Ausspruche der Katze die Weihe erhalten, und der böse Geist mußte mithin, obgleich er vor Hunger und Durst beinahe umkam, von der Thüre des Scheikh sich hinwegbegeben. Am nächsten Morgen beim Frühstücke wollte sich der Gelehrte dankbar gegen die Katze zeigen und bot ihr, anstatt ihr nur einen Bissen zu geben, die Hälfte dar; darauf sagte er: „O meine gute Katze, ich glaube an deine Macht, du weißt, daß ich ein armer Mann bin, bring mir etwas Geld.“ Kaum hatte der würdige Mann aber diesen Wunsch ausgesprochen, als die Katze augenblicklich verschwand und sich nie wieder bei ihm sehen ließ.

Fast alle ägyptischen Derwische sind entweder Handelsleute, Handwerker oder Ackerbauer; ihr religiöses Geschäft betreiben sie nur nebenbei. Nur wenige geben sich ausschließlich mit heiligen Handlungen, Gebeten, Einsegnungen und dem Singen bei Begräbnißfeierlichkeiten ab. Diese führen auch den Namen Futara, oder Fakir. Manche müssen ihren Lebensunterhalt durch Wassertragen gewinnen, das sie den Gläubigen zu ihren heiligen Waschungen in einem irdenen Gefäße oder in einem Ziegenfelle auf dem Rücken herbeischleppen. Andere leben von Almosen, das sie auf die zudringlichste und unverschämteste Art einfodern. Dieser sämmtliche Schwarm von Heiligen, Halbheiligen und Heiligendienern sind im Grunde nichts mehr und weniger als Tagediebe, die das Land aussaugen und sehr viel zu dem Ruin des öffentlichen und Familienlebens beitragen. Man müßte einmal diese Rotte mit Feuer und Schwert vertilgen.

Wir wollen noch einer abergläubischen Ceremonie Erwähnung thun, die besonders in Kairo viel verkommt und vornehmlich von Frauen vorgenommen wird, um der Unfruchtbarkeit vorzubeugen. Es ist nämlich in Kairo ein offener Platz, der Rumeyleh heißt, wo gewöhnlich die zum Tode verurtheilten Verbrecher hingerichtet werden. Auf der Südseite dieses Platzes befindet sich ein Gebäude, das den Namen Mugtsil es Sultan oder des Sultans Waschplatz für die Todten führt. Hier befindet sich eine steinerne Tafel, worauf der Leichnam jeder enthaupteten Person, bevor man ihn begräbt, gewaschen wird. Das von diesen Waschungen ablaufende Wasser sammelt sich in einem Trog, wo es mit seinen fauligen und blutigen Bestandtheilen stehen bleibt. Zu diesem Trog kommen nun die Frauen, welche an Unfruchtbarkeit leiden, und nähern sich unter unverbrüchlichem Schweigen der steinernen Tafel, die sie sieben Mal mit dem linken Fuße berühren, worauf sie sich, ekelhaft genug, das Gesicht mit dem fauligen Wasser aus dem Troge waschen. Endlich geben sie noch einem alten Manne und dessen Frau, die bei dem Verbrechertrog angestellt sind, etwas kleine Münze und gehen dann getröstet heim, in der festen Überzeugung, daß ihre Wünsche nächstens erfüllt werden. 80.

Literarische Notiz.

Der eben in zwei Bänden herausgekommene neue Roman: „Le champ des martyrs“, von Ernest Mesnard, hat wieder wie der im vorigen Jahre von demselben Verf. erschienene „Quiberon“, die Vendee zum Schauplatze. Die Haupthandlung schließt mit Wiedereinschiffung der Emigranten, namentlich des Grafen Artois in Ile-Dieu. Mit Talent sind die Charaktere der Hauptpersonen wie die an Ereignissen reiche Zeit und die Örtlichkeiten geschildert, mit Geschick ergreifende Episoden eingeflechten und interessante Darstellungen einzelner Scenen aus der Zeit, worin die Handlung spielt, gegeben. L.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 140. —— 20. Mai 1837.

Martin Luther's Leben. Von Gustav Pfizer. Stuttgart, Liesching. 1836. Gr. 8. 2 Thlr. 4 Gr.

Es gibt wol keine bedeutendere Partie der Geschichte, welche in so vielseitiger Weise von so verschiedenen Seiten her so emsig betrachtet und bearbeitet wäre als die Zeit der Reformation und die darin besonders hervortretenden Persönlichkeiten. Nicht blos die Theologie, die kirchliche und politische Geschichte hat dies Interesse genährt und gepflegt, sondern es hat sich zu einem allgemeinen Interesse der protestantischen Kirche, des protestantischen Volkes erhoben, das, mit einer gewissen Pietät bewahrt, von allen Seiten her mehr oder minder bedeutende Beiträge versammelte, um keine Dunkelheit unaufgeklärt, keine Lücke unausgefüllt, keinen einzelnen Zug verloren gehen zu lassen und selbst die kleinen Besonderheiten zu bewahren, welche für die Geschichte im Allgemeinen kaum irgend ein Gewicht haben, aber doch Denen theuer sind, welche zu jener Zeit nicht blos durch wissenschaftlichen Eifer, sondern, wie zu einer geliebten und verehrten Person, durch eine tiefere, innerliche Neigung hingezogen werden, welche auch einer übrigens bedeutungslosen Reliquie einen hohen Werth verleiht. Je aufgeregter noch die Opposition gegen den Katholicismus war, je lebendiger die Freude an der schwer errungenen protestantischen Glaubensfreiheit, desto häufiger und rührender trat auch jener historische Eifer hervor, der selbst heutzutage noch durch die Kälte unserer Wissenschaftlichkeit hindurch zu erkennen ist, zumal wenn er in weitern Kreisen durch eine besondere Veranlassung, wie durch ein Jubelfest, angeregt wird. So ist denn eine so gewaltige Masse geschichtlichen Materials zusammengebracht, daß der Geschichtschreiber weit mehr damit zu thun hat, dessen Herr zu werden, als es zu vermehren. In besonders hohem Grade ist das bei dem Leben Luther's der Fall, das auf eine würdige Weise darzustellen immer eine sehr schwierige Aufgabe bleiben wird, trotz der dazu aufgehäuften Vorarbeiten, trotz der durchsichtigen Klarheit, mit welcher sich Luther's Charakter überall selbst herausstellt. Denn in der That gehört doch nicht blos eindringender Scharfblick, sondern selbst eine nicht geringe Tüchtigkeit des eignen Charakters dazu, um die wunderbare Tiefe und Kraft eines so großartigen Charakters nicht nur in seinen äußern Wirkungen zu bewundern, sondern in seinem innern, harmonischen Zusammenhange, in seinem consequenten Fortschritt, in allen seinen einzelnen Seiten, auch in denen, welche aus irgend einem Grunde etwas in Schatten getreten sind, mit klarer, umfassender Anschauung zu ermessen und zu begreifen, mit Erwägung alles Dessen, was von außen her durch freundliche oder feindliche, bewußte oder unbewußte Einwirkung zu seiner Gestaltung beigetragen hat.

Diese Schwierigkeiten und welche sonst noch mit einer Lebensbeschreibung Luther's verbunden sind, hat auch der Verf. des vorliegenden Buches wohl erkannt und zu überwinden gesucht; aber er hat sie noch vermehrt durch den besondern Standpunkt, von welchem aus er seine Aufgabe löste. Er faßt Luther als einen Mann des Volkes auf, und er wollte, scheint es, ein Volksbuch schreiben. Er macht in der Einleitung auf den betrübenden Umstand aufmerksam, daß unsere so große und so außerordentlich reiche Geschichte doch nur einem sehr geringen Theile nach im Volke lebendig ist, daß namentlich unsere großen Männer entweder durch den Strom einer heterogenen Zeitbildung aus dem Andenken des Volkes hinweggerissen sind, oder daß sie bei unserer fortwährenden Zerrissenheit in Staat und Kirche immer nur eine theilweise Anerkennung haben finden können; oder daß sie vermöge der besonders in unsern Tagen immer schroffer hervortretenden Verschiedenheit in der Bildung der Stände für die Masse des Volkes meistens unverständlich bleiben; und doch ist es grade die Masse, in der das Fortleben der Geschichte unbewußt wurzeln muß, wenn es die wunderbar wohlthätige, hebende, veredelnde Kraft bewähren soll, welche die höhern Stände, wofern sie überhaupt das Bedürfniß derselben fühlen, durch künstliche Mittel zu ersetzen suchen.

Nun ist in der That Luther wie kein Anderer ein segensreiches Eigenthum des ganzen Volkes im protestantischen Deutschland geworden; seine Sprache, seine Bibel, seine Lieder nähren uns von Jugend auf; seine großartige Gestalt wandelt noch im Volke, wenngleich in dem halb sagenhaften Nebel, den die Zeit um nationale Heroen zu hüllen pflegt; viele Orte bewahren mit treuer Pietät das Andenken an ihn; Feste erneuern es mit unvergänglicher Lebenskraft, um so mehr, je mehr sie sich ohne künstliche Vorbereitungen in volksthümlicher Weise gleichsam von selbst feiern, wie z. B. zu Erfurt, wo am Martinstage bei einbrechender Dunkelheit die ganze Stadt widerhallt von dem Jubel der Jugend, die mit brennenden

Lichten u. s. w. durch die zum Theil erleuchteten und mit manchen auf Luther und die Reformation bezüglichen Bildern und Sprüchen geschmückten Straßen zieht und die einfachen schönen Worte singt:

Martin, Martin,
Martin war ein braver Mann,
Steckt ihm tausend Lichter an,
Daß er oben sehen kann,
Was er unten Gut's gethan.

Hiernach ist es ein sehr naheliegender Wunsch, der auch nicht jetzt zum ersten Male geäußert oder erfüllt wird, über den Volksmann auch ein Volksbuch zu besitzen. Ein solches indeß hat der Verf. des vorliegenden sonst vortrefflichen Buches doch nicht geliefert, und im strengern Sinne hat er es vielleicht auch nicht liefern wollen, obgleich man dies nach Dem, was er im Anfange der Einleitung sagt, erwarten sollte. Zwar geht aus Dem, was er weiterhin über die Schwierigkeiten seiner Aufgabe bemerkt, hinlänglich hervor, daß er nicht für Gelehrte schrieb, und das zeigt auch die Ausführung des Ganzen, wobei er sich von allem gelehrten Rüstzeug und Prunk rein erhalten hat; er wollte „eine allgemein ansprechende und verständliche Lebensbeschreibung Luther's" geben; aber weder diese noch andere Ausdrücke geben mit Bestimmtheit zu erkennen, ob er nach einer Popularität strebte, wie er sie S. x Schiller abspricht, „deren Hauch und Kraft an den Herd des geringsten Bürgers, in die Hütte des Landmanns dränge". Sollte er danach wirklich gestrebt haben, so müßte man freilich urtheilen, daß er seinen Zweck verfehlt habe. Es kommt hierbei weit weniger auf die Auswahl des Inhalts an als auf die Form der Darstellung; denn wenn jene auch fast ganz genügend genannt werden kann für den bezeichneten Zweck, so ist doch diese dazu ihrem ganzen Zuschnitt nach unpassend. Leider hat unsere Schriftsprache immer mehr und mehr einen Ton angenommen, der nur den Gelehrten und den sogenannten gebildeten Ständen verständlich ist; abgesehen von ausländischen Ausdrücken, deren sich der Verf. allerdings möglichst enthalten hat, umfaßt jener gebildete Ton eine sehr große Menge von Sprachformen, Bildern, wissenschaftlichen Schulausdrücken u. s. w., welche entweder für das Verständniß des Volkes längst todt sind (dahin gehört, um ein sehr weitgreifendes Beispiel zu erwähnen, fast jeder Gebrauch des Genitivs und Dativs), oder welche im Volke noch nie gelebt haben. Dadurch wird unsere Literatur gleichsam ein Vorrecht privilegirter Stände; zwischen diesen und der großen Masse thut sich eine immer größer werdende Kluft auf, welche die lebendige Circulation organischer Sprachbildung und mithin das ganze geistige Leben in höchst bedauernswerthem Grade hemmt, und die neuesten Bestrebungen unserer jüngern Stzlisten haben trotz der republikanischen Gesinnung, welche man ihnen zur Last legt oder nachrühmt, grade eine Richtung genommen, welche nur immer noch mehr den Kreis Derer beschränken muß, die in der so fortgehenden Literatur wirklich mitleben können. Gehört nun auch der Verf. nicht zu diesen, so bedient er sich doch einer Sprache, welche, so schön sie ist, dem Landmann und gewöhnlichen Bürger großentheils unverständlich sein muß, oder für diese wenigstens der lebendigen Anschaulichkeit und der nachdrücklichen, eindringlichen Kraft entbehrt, welche eine volksmäßige Sprache durchaus haben muß. Eine solche könnte und müßte unsers Erachtens allein auf Luther's Sprache begründet werden; nur diese kann noch ein ganz allgemeines Verständniß erwarten, wenn sie mit Geschick der Gegenwart angemessen wird. Einen deutlichen Beleg dafür gibt selbst unwillkürlich das vorliegende Buch. Der Verf. schreibt, wie man es von ihm erwarten mußte, einen Styl, der nach unserm heutigen Maßstabe für musterhaft gelten kann; wenn aber derselbe dennoch als schlaff, matt und arm erscheint, so ist das nicht die Schuld des Verf., sondern dieser Eindruck wird hauptsächlich dadurch hervorgebracht und geschärft, daß die zweckmäßigen, reichlichen Auszüge aus Luther's Schriften uns immerfort mit neuem Reiz anziehen und eine Vergleichung veranlassen, welche nur zum größten Nachtheile des Verf. ausfallen kann.

Diese traurigen Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand unserer Nationalbildung, deren weitere Erörterung und Begründung nicht hierher gehört, treffen das vorliegende Buch nur insofern, als daraus hervorgeht, daß es eigentlich nur für den Kreis Derer geschrieben ist, welche man die Gebildeten zu nennen pflegt; wie sehr diese Beschränkung auch immer zu bedauern ist, so ist dieser Kreis doch so groß und von so vorwiegendem Gewicht, daß man sich nur freuen kann, wenigstens für ihn ein Buch empfangen zu haben, das, ohne ein bestimmtes Maß von Kenntnissen vorauszusetzen, seine Aufgabe in vorzüglicher Weise gelöst hat.

Besonders zu loben ist der freie Blick, mit welchem der Verf. Luther's Charakter betrachtet; er erkennt ihn in seiner ganzen Größe, er verehrt ihn und weiß diese Verehrung auf die einfachste Weise auch bei dem Leser zu erwecken, ohne daß er dazu besonderer Künste bedarf, ohne selbst die menschlichen Schwächen Luther's zu übersehen, abzuleugnen oder durch Scheingründe rechtfertigen zu wollen; wobei er jedoch natürlich auch nicht versäumt, Das geltend zu machen, was die Eigenthümlichkeit der Zeit, Luther's Verhältnisse, Stellung u. s. w. an Entschuldigungsgründen darbietet. Oft hat sich das Bestreben gezeigt, grade Luther als eine in vielen Herzen mächtige Autorität für die Gegenwart zu benutzen und sein gewaltiges Wort auf unsere Zustände anzuwenden; die entgegengesetztesten Ansichten in der Theologie, Politik, Pädagogik u. s. w. haben sich gleichsam um ihn gerissen; er sollte wie der Kothurn rechts und links passen, und um uns seiner Ausdrücke zu bedienen, so haben sowol die Schwarmgeister als die spitzigen Leute, die Verehrer der Frau Hulde, der klugen Vernunft, die des Teufels Hure ist, sowol die Rottengeister, Mordpropheten und Aufrührischen als die Tyrannen, Rutze, Junkerlein, großen Hanse und Papierhenker allezeit gemeint, sie könnten Luther zu ihrem Bundesgenossen haben und würden mit einem seiner kräftigen Sprüche ihrer Partei den Sieg verschaffen und alle ihre Feinde todtschlagen. Von allen solchen Misbräuchen ist der Verf. weit entfernt; er gibt uns Luther, wie er war, wie er zu

seiner Zeit sein mußte; und sind seine religiösen und politischen Ansichten auch oft von der Art, daß sie jetzt nicht mehr als Richtschnur für uns gelten können, so wird doch dadurch die Größe des Mannes nicht heruntergedrückt, und in seinen Worten bleibt immer noch ein großer Schatz von Erweckung, Stärkung und Belehrung übrig. Der Verf. ist stets bedacht, Luther nicht gewaltsam aus seiner Atmosphäre herauszureißen, und wo zu besorgen ist, daß dies etwa ein weniger kundiger Leser thun möchte, da führt er ihn durch Einschiebung zweckmäßiger, nie zu weit abgehender Erläuterungen auf den richtigen Standpunkt. Diese sich stets gleichbleibende Umsicht, diese resignirende Treue gereicht dem Verf. zu desto größerer Ehre, da er hinlänglich bewiesen hat, daß auch er für die Leiden und Kämpfe unserer Zeit ein warmes Herz hat, das so gern aus der Vergangenheit Trost nnd Lehre zieht.

Ein anderer wesentlicher Vorzug des Buches ist der schon erwähnte, daß darin möglichst oft Luther selbst redend eingeführt wird; nichts kann geeigneter sein, den Leser in die eigenthümliche Weise Luther's und seiner Zeit einzuführen, als wenn er so mitten unter Luther's Zeitgenossen, Hörer und Leser versetzt wird. Die Auswahl der mitgetheilten Stellen ist höchst zweckmäßig, und während sie nur einer anschaulichen Geschichtsdarstellung dienen soll, erfüllt sie zugleich den Zweck, uns über alle wichtigern und anziehenden Gegenstände, über welche man Luther's Meinung vernehmen möchte, einen Auszug aus seinen Schriften zu geben. Dabei ist das ursprüngliche Gepräge der Sprache möglichst treu bewahrt; der edle Geschmack unserer Zeit ist geschont durch Weglassung Dessen, was jetzt allzu anstößig klingen würde, während doch auch das Mitgetheilte so viel von der Luther'schen Derbheit enthält, daß die Vorstellung davon nicht zu gering werden kann. Auch in Dem, was aus lateinischen Schriften entnommen ist, hat sich der Verf. bemüht, dem alterthümlichen Ausdruck jener Zeit in der Übersetzung nahe zu kommen, wenngleich dies nicht immer hat recht gelingen wollen, sodaß selbst das Lateinische für den Kundigen öfter noch durchzufühlen ist; und ein kleiner Irrthum ist es, wenn S. 5, Z. 3 „Anfangsgründe der Buchstaben" gesagt wird statt „elementa litterarum".

Noch Manches ließe sich zum Lobe des Buches anführen über die umfassende, sorgfältige Benutzung der Quellen, über die sehr geschickte und gewandte Aushebung der jedesmal interessantesten und am besten charakterisirenden Momente u. s. w. Doch glaubt Rec. genug gethan zu haben, um das Urtheil zu begründen, daß diese neue Lebensbeschreibung Luther's keineswegs eine überflüssige ist, daß sie vielmehr ihre Aufgabe auf eine nicht gewöhnliche Weise gelöst hat und daher in hohem Grade verdient, eine allgemeine Verbreitung zu finden.

Nur einige wenige Übelstände sind es, welche wir vermieden zu sehen wünschen möchten; namentlich rechnen wir hierher den bedeutenden Umfang des Buches. Es ist zwar schwer zu sagen, daß Dies oder Jenes hätte wegbleiben können, da die Fülle des wirklich anziehenden Stoffes so groß ist, daß man fast immer würde etwas streichen müssen, was an sich der Mittheilung sehr werth war; jedoch würde hier der Verf. selbst mit seinem sichern Takte gewiß am besten zu wählen wissen; manchmal wäre durch Abkürzungen zu helfen gewesen, welche bei den zuweilen etwas weitläufigen und in Einzelnheiten sich wiederholenden Äußerungen Luther's und besonders einiger Anderer (wie z. B. Albrecht Dürer's S. 242—245) wol angemessen waren, ohne daß dadurch etwas Wesentliches übergangen wäre. Ein populaires Buch darf nicht zu groß sein, auch abgesehen davon, daß dann die Verbreitung durch den Preis gehindert wird, der übrigens bei diesem Buche verhältnißmäßig keineswegs hoch ist.

Dieselbe Rücksicht auf das Publicum, welches der Verf. vor Augen hatte, hätte ihn auch abhalten sollen, zuweilen Betrachtungen über die Art, wie er seine Aufgabe löst, einzuflechten. Solche Rechtfertigungen, bei denen sich der Verf. dem Kritiker gegenüberstellt, hätten lieber, wie das Meiste dieser Art, in der Vorrede ihren Platz bekommen sollen; indeß sind der hiermit gemeinten Stellen nur sehr wenige, gegen deren Inhalt übrigens nichts einzuwenden ist, wie z. B. S. 9, 880.

Über einen andern Punkt kann Rec. nicht mit der Ansicht des Verf. übereinstimmen. Zwar ist es sehr richtig, was in der Einleitung S. XVI fg. bemerkt wird, daß eine Biographie die Personen nicht dürfe nur als Träger oder Symbole gewisser, willkürlich (oder auch mit gutem Grunde) in sie gelegter Ansichten betrachten, daß vielmehr ihre Eigenthümlichkeit, ihr besonderer individueller Charakter mit aller Frische, allen Ecken und Kanten des einzelnen Lebens klar hervortreten müsse. Die Geschichte im Allgemeinen freilich hat sich vor solchen biographischen Einzelnheiten zu hüten; für sie ist das Individuum vorwiegend nur eine Marke und Haltpunkt in dem Faden des geschichtlichen Lebens, das ein Volk oder die Menschheit durchlebt; soll aber die Biographie, wenn sie uns eine bedeutende Persönlichkeit mit allen ihren Besonderheiten nahe rückt, gar nicht darauf Rücksicht nehmen, auf welchem Punkte sie in der Fortbildung ihres Volkes und der Menschheit steht? soll sie nicht nach dem allgemeinen Princip fragen, das diese besondere Persönlichkeit zur Erscheinung brachte oder vertrat? Rec. glaubt, daß ein Biograph diese Aufgabe nicht von sich ablehnen dürfe; ja, der Verf. hat sie im Grunde selber mit erfüllt, indem er im „Schluß" manches Treffende sagt, was ganz hierher gehört; nur thut er das eigentlich gegen seinen Vorsatz. Hätte er diesen Punkt als einen nothwendigen Theil seiner Arbeit betrachtet, so würde er ihn ausführlicher abgehandelt haben, und das wäre ohne Zweifel grade bei seiner populairen Tendenz sehr ersprießlich gewesen, da er sich gewiß nicht in unfruchtbaren Allgemeinheiten verloren hätte.

Die äußere Ausstattung des Buches ist höchst gefällig; bei den vier Stahlstichen ist jedoch mehr der gute Wille anzuerkennen als der glückliche Erfolg; sie sind beinahe gänzlich mislungen, was der Augenschein lehren wird, ohne daß wir es hier im Einzelnen nachweisen. 121.

Bei Verwendung von Kunststoffen ist darauf zu achten, daß diese nicht mit Lösungsmitteln in Berührung kommen, die Weichmacher enthalten, da sonst Spannungsrisse auftreten können.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 141. — 21. Mai 1837.

Documenti di storia italiana copiati sugli originali autentici, e per lo più autografi esistenti in Parigi, da *Giuseppe Molini*. Con note. Erſter Band. Florenz 1836.

Der vormalige Bibliothekar des Großherzogs von Toscana, G. Molini, nicht unvortheilhaft bekannt durch Arbeiten im Fache der Bibliographie, wurde 1831 nach Paris geſandt, um in den Archiven und Bibliotheken Nachforſchungen nach einigen Handſchriften des Machiavell ſowie nach jenem Bericht des Benvenuto Cellini über ſeine in Frankreich verfertigten Arbeiten anzuſtellen, wovon Letzterer in ſeiner Selbſtbiographie meldet, er habe ihn auf Veranlaſſung der ihm vom Könige Franz gemachten Vorwürfe, an den Cardinal d'Eſte gerichtet, nach Frankreich geſandt. Es gelang Hrn. Molini nicht, das Gewünſchte aufzufinden. Aber er ſtieß bei dieſer Gelegenheit auf eine große Menge von Urkunden und Schriften, die ſich auf die italieniſche Geſchichte des 15. und namentlich des 16. Jahrhunderts beziehen. Die Sammlung, in welcher dieſe ſich befinden, iſt die ſchon anderwärts hinlänglich bekannte und benutzte, welche Philipp Graf v. Bethune, Bruder des berühmten Sully, anlegte und die deſſen Sohn bei ſeinem 1665 erfolgten Tode König Ludwig XIV. hinterließ. Sie umfaßt 950 Bände und befindet ſich gegenwärtig in der königlichen Bibliothek. Hr. Molini copirte aus den erſten 200 Bänden, welche bis zum Ende der Regierung Franz I. gehen, alle jene Documente in italieniſcher und lateiniſcher Sprache, welche ihm für die Geſchichte ſeines Vaterlandes Intereſſe zu haben ſchienen. Der Marquis Gino Capponi zu Florenz, welcher in der Kenntniß der italieniſchen Geſchichte und dem Eifer für dieſelbe nicht leicht von irgend einem ſeiner Landsleute übertroffen werden dürfte, unternahm es, die pariſer Documente zu unterſuchen, zu ordnen und durch Anmerkungen zu erläutern. Der erſte Band des Werkes, welcher bis 1527 geht, liegt vor uns, der zweite wird bald folgen. So viel war nöthig als Nachricht über den Urſprung des Unternehmens. Ref. würde nun noch Manches hinzufügen können über die Wichtigkeit der politiſchen und commerziellen Verhältniſſe Italiens zu Frankreich, und erſterer namentlich von 1494 an, wo die unheilvollen Kämpfe begannen, wenn er nicht für völlig unnöthig erachtete, auf ſo bekannte Umſtände zu verweiſen. Ebenſo wenig kann hier von dem großen Reichthume der pariſer königlichen Bibliothek für italieniſche Geſchichte ſowol als für italieniſche Literatur die Rede ſein. Von ihren bedeutenden Schätzen in letzterer Hinſicht gibt der dicke Quartband des Marſand'ſchen Katalogs hinlänglich Zeugniß; ein Buch, welches eine Menge brauchbarer Notizen enthält und jedenfalls dankenswerth iſt, bei welchem aber der Mangel an Kritik und nöthiger Umſicht ſich gar zu ſehr kundgibt. Doch iſt es nun Zeit, das oben angezeigte Werk genauer zu betrachten und zu unterſuchen, was es zur Erläuterung und Kenntniß der Begebenheiten einer Epoche beiträgt, über welche ſo Vieles und darunter von ausgezeichneten Staatsmännern wie von denkenden Hiſtorikern, geſchrieben worden iſt.

Der erſte Theil des Buches kann nur kurze Bemerkungen in Anſpruch nehmen, da deſſen Inhalt zu fragmentariſch iſt. Den Anfang macht das ſchon von J. D. Manſi herausgegebene Schreiben der florentiniſchen Republik an König Karl VI. von Frankreich, vom 24. April 1404, welches ſich auf die piſaniſch-mailändiſchen Angelegenheiten bezieht und aus der Feder Coluccio Salutati's iſt. In dieſem merkwürdigen, in einer ſehr kräftigen Sprache abgefaßten und gegen die Tyrannei und Plane der Visconti — „infaustissimam progeniem Vicecomitum" — donnernden Documente findet ſich u. A. folgende Bezeichnung der damals herrſchenden Parteien: „Est in hac orbis parte, et antiquitus diu fuit, detestabilis factio que dicitur Gebellina. Hec quondam ecclesie romane persecutoribus, imperatoribus et aliis, semper favit. Est et altera quam Guelfam vocant, que summis pontificibus semper adherens, contra persecutores hujusmodi se obiecit: hujus sancte catholiceque sortis, hic devotissimus majestatis vestre populus se caput et pugilem semper gessit." Nach einigen Stücken von geringerm Belang (darunter Contract und Quittungen von Lorenzo und Piero de' Medici und ihren Compagnons zu Lyon) gelangen wir (Nr. 10) zu der Abkunft zwiſchen Papſt Alexander VI. und König Karl VIII., vom 15. Jan. 1495, deren Hauptpunkte die Übergabe des Prinzen Zizim („le Turc") an den König, die von Civitavecchia an denſelben und Oſtias an den Cardinal della Rovere, die Amneſtie für die Colonna, Savelli, Vitelli u. A., die Ernennung von Delegaten der Mark und des Patrimonio, wie eines Legaten für Cam-

panien (im letzten Fall der Cardinal Colonna) nach der Wahl des Königs, die Wiedereinsetzung della Rovere's in seine Legation Avignon u. s. w. sind. Der Inhalt des Vertrags findet sich schon bei Lünig und Dumont. Aus der Zeit Karl VIII. ist nichts Ferneres vorhanden, und es folgen nun Alexander VI. Beglaubigungsschreiben für Cäsar Borgia bei Ludwig XII. vom 28. Sept. 1498 („dilectum filium ducem Valentinensem, quo nihil carius habemus") und des Königs Instructionen an seine Bevollmächtigten beim Papst vom 4. Febr. 1499 (Nr. 13), worin er diesen, dem della Rovere („Monseigneur le Cardinal Sancti Petri ad vincula, protecteur des affaires du Roy et du Royaume en court de Rome"), dem Valentinois, de Trigulet u. s. w. aufträgt, dem Papst seine obeyssance filiale zu bezeigen und ihn in seinem Namen als „vray recteur de l'église universelle et vray vicaire de Dieu en terre" anzuerkennen, wie es bei den frühern französischen Königen gebräuchlich gewesen. Auf die unseligen pisanischen Angelegenheiten bringt uns der am 12. Oct. 1499 zwischen Ludwig und dem florentinischen Gesandten (Cosimo de' Pazzi und Pietro di Tommaso Soderini) abgeschlossene Vertrag (Nr. 14) zurück, von welchem Jacopo Pitti in seiner noch ungedruckten Geschichte am ausführlichsten redet. Gehen wir weiter, so finden wir Lodovico il Moro schon gestürzt; aus seinem Gefängnisse schreibt er (April oder Mai 1500) „De le cosse d'Italia e in che modo la maestà del christianiss. Signor Re le ha ad governare" (Nr. 15) und warnt gegen Trivulzio (Nr. 16). Vom 28. Dec. 1509 (1508) ist das Breve Papst Julius II. an den Cardinal v. Amboise (Nr. 22), welcher ihm den zwischen Maximilian und Ludwig am 10. Dec. zu Cambrai abgeschlossenen, so berühmt gewordenen Vertrag gemeldet; ein Vertrag, von welchem Julius sich verspricht, „quod ingens bonum christiane republice afferet, et causa erit facilioris et validioris expeditionis contra orthodoxe christiane fidei hostes".

König Ludwig XII. starb am 1. Jan. 1515. Mit seinem Nachfolger Franz I. werden die Urkunden bald häufiger. Unter dem 7. Nov. 1516 und 30. April 1517 bescheinigt Maximilian Sforza, des Moro Sohn, in zwei an Sire Jehan Lalemant, den Generalempfänger der Finanzen in der Normandie, ausgestellten Quittungen (Nr. 28) die vom König erhaltenen Summen, woraus sich ergibt, daß dieser Prinz, der sich in einem Briefe an Montmoreney einmal wegen seiner schlechten Schrift entschuldigt, indem er zugleich sagt, er schreibe selber, weil er Niemanden traue („Io ho scripto la presente de mana mia propria per non fidarme di persona. Vos. Sign. mi perdona se hè mal scripto, che a la scola non imparai meglio." Nr. 142), eine jährliche Pension von 72,000 Livres tournois „pour nostre pension et entretenement" bezog. Gleicherweise bescheinigt Lorenzo de' Medici von Urbino am 31. Dec. 1518 die Summe von 25,000 Livres als Theil seiner Heirathsgabe (100,000 L.) erhalten zu haben (Nr. 32). Dies nur im Vorbeigehen, da die politischen Angelegenheiten wieder eine ernste Wendung nehmen. Der vielen Französischgesinnten am päpstlichen Hofe ungeachtet, neigte sich Leo X. zur kaiserlichen Partei. Im J. 1520 hatten die Intriguen freien Spielraum. Bernard Dovizi, Cardinal von Bibbiena, war Legat in Frankreich gewesen und wie sein Neffe Agnolo, wie der Cardinal von Araceli, Matteo Giberti u. v. A., gänzlich zu Gunsten des Königs. Seine Briefe an Louise v. Angoulème, Franzens Mutter, vom 18. Febr. bis 19. Mai 1520 (Nr. 34 — 38) schildern die verschiedenen Bemühungen beim Papste. Zuerst finden wir die Versicherung der freundschaftlichen Gesinnungen des Papstes und des Cardinals Julius (der damals nach Florenz gegangen war) gegen Frankreich, die Nachricht vom Unwohlsein des königlichen Gesandten, Grafen v. Carpi, und von der zwischen Sr. Heiligkeit und Spanien herrschenden Kälte. Don Giovanni Manuel kommt als kaiserlicher Gesandter nach Rom (am 12. April), sowol um die Wahl des Bischofs von Lüttich (Erard de la Marck) zum Cardinal durchzusetzen, als auch, was sich später deutlich zeigte, um Leo zum Anschluß an Karl zu vermögen. Der Herzog v. Albany und Monsgr. du Pin kommen mit besondern Aufträgen aus Frankreich an; Carpi begibt sich krank nach Pozzuoli. Messer Giovanni Rucellai wird als Botschafter nach Paris gesandt. Ein päpstlicher Bevollmächtigter geht nach der Schweiz, um den Cardinal von Sion (Matth. Schinner) zur Ruhe zu vermögen („che non voglia fare officii diversi dalla profession sua in procurare alteratione, e scandali"); Letzterer steht im Begriffe, sich nach Deutschland zu begeben, um mit dem Kaiser zusammenzutreffen.

Im letzten Briefe spricht Bibbiena von seiner Krankheit, welche ihn seit lange das Bett zu hüten nöthige; er starb bekanntlich im November desselben Jahres. Mit den hier berührten Verhandlungen stehen Leo's Plane gegen Ferrara in Verbindung. Bibbiena schreibt zwar nach Frankreich: die Gerüchte eines Anschlags auf Ferrara seien gänzlich ungegründet und falsch, und der Papst sei gegen den Herzog Alfons gut gesinnt, wenn auch von der Rückgabe Modenas und Reggios für den Augenblick nicht die Rede sein könne. Man weiß aber, daß es sich anders verhielt, und daß selbst Franz I. nahe daran war, Alfons fallen zu lassen, um sich den Papst günstig gestimmt zu erhalten. Der Herzog war in dieser Zeit sehr leidend, sein Bruder, der Cardinal Hippolyt, in Ungarn. Auf die Nachricht der Gefahr kehrte Letzterer nach Ferrara zurück, und wir finden von ihm einen Brief an den König (Ferrara 11. April 1520, Nr. 39), worin er ihm die Nachstellungen gegen sein Haus vorhält und seinen Schutz in Anspruch nimmt. Der Brief des Cardinals enthält auch eine Bemerkung über den Zustand Ungarns und Deutschlands:

Me ne son tornato a Ferrara non senza qualche periculo nel cammino, per el gran disordine nel quale se trovano quelli paesi de Ungaria e de la Magna, e per el mal governo loro, pieno di tanta discordia, e confusione che ciascuno può quasi fare quel tutto che gli piace, nè glie chi li correga.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Novellen und Lieder von Friedr. Mayer. Nürnberg, Schneider und Weigel. 1836. 8. 1 Thlr.

Der Verf. hat den Lesern das Geschäft überlassen, die „Novellen" aus dem ersten, dritten und vierten Aufsatze selber hervorzusuchen, und es kommt daher auf ihre Entscheidung an, ob der Rahmen, welcher die Novellen umschließt, in gefällig lockender Form erscheint. Ref. hat nur die angenehme Pflicht zu erfüllen, auf die dritte Novelle aus den letzten polnischen Ereignissen den Blick des Lesers hinzulenken, da sie als die bedeutsamste hervortritt und auch in der Bearbeitung manche Vorzüge vor den übrigen hat. Wie aber sämmtliche Aufsätze eine oft allzu leichte Flüchtigkeit bethätigen, so hat sie den Verf. namentlich in dieser Novelle zu einer wahrhaften Barbarei hingerissen. Jaromir, nach Sibirien verwiesen, klagt sein Misgeschick den kahlen Wänden, die er mit geballten Fäusten schlägt, und der Verf. bemerkt: „Der Mensch duldet nie schwerer, als in der Überzeugung, daß er unverdiente Strafe leide." Das ist wahr! Wer aber Gut und Blut für eine Überzeugung in die Schanze schlagen will, den muß Alles, was da kommt, gefaßt finden, oder sein Enthusiasmus steht in Frage. Und als nun für Jaromir die Stunde der Freiheit schlägt, da predigt er den zurückbleibenden Schicksalsgenossen Geduld und Muth, und daß wahre Größe auch im Unglück ungebeugt bleibe. Das ist es, was Ref. nur gelinde eine Barbarei nennt; warum sagte Jaromir dergleichen Dinge früher nicht sich selber? Jetzt hat er gut predigen!

In der vierten Novelle sehen wir uns nach Dänemark versetzt, um aus dem Munde eines jungen Deutschen von altem Adel Einiges über deutsche Poesie, namentlich in Bezug auf das sogenannte „junge Deutschland" zu vernehmen. Neues hat Ref. nicht daraus lernen können als etwa ein verunglücktes Wortspielcompliment zu Ehren Heine's und Laube's, für welches diese beiden Herren ihm danken mögen. Übrigens ist der junge altadelige Deutsche mit einem so stahlharten „Schilde kerngesunder Tugend" versehen, daß er zwar ein zartes Verständniß mit einer jungen unglücklichen Frau mit beiden Händen anknüpft, als aber die Gute nun aus diesen Händen ihr Glück erwartet, da flieht der Kerngesunde, denn er, als ein Don Quixote des jungen Deutschlands, mag sich in den materiellen Wolken des Ehestandes nicht erkälten.

Die fünfte Novelle theilt Lieder mit. Ref. muß gestehen, daß es ihm schwer geworden ist, etwas Anderes darin zu erblicken als Belege zu der vom Verf. im Vorworte ausgesprochenen Hypothese: die Poesie sei streng von der Dichtkunst getrennt; denn von Kunst zeugen allerdings weder Versbau, noch Sprache, noch Rhythmus, überhaupt nichts, was man sonst zur Poesie zu rechnen gewohnt ist, sofern ein Gedicht das Product ihrer Eingebung ist.

2. Der Courrier von Simbirsk. Novelle von Gustav von Heeringen. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1836. 8. 2 Thlr.

Unter dem unscheinbaren Titel bearbeitet der Verf. ein höchst bedeutsames Motiv. Der Courrier bringt der Kaiserin Katharina die Nachricht von der gänzlichen Niederlage und Gefangenschaft des Rebellenchefs Pugatscheff, dessen vom Glück begünstigte Unternehmungen selbst die Kaiserin mit Furcht erfüllten. Der Courrier bringt aber noch mehr! Es gelingt ihm, die Tochter dieses Rebellen in das von der Kaiserin größtentheils begründete und auf das großartigste dotirte Fräuleinstift der Hauptstadt einzuschwärzen. Das Übrige mag der geneigte Leser aus dem Buche selber entgegennehmen.

Der Verf. ist den bessern Novellisten wol beizuzählen und die vorliegende Novelle bietet dazu mehre Belege. Gute Sprache, gewählte Scenerie und leichte Zeichnung der Personen, Umgebungen und Ereignisse finden wir auch hier. Da jedoch ein Recensent ohne irgend einen Tadel sich nicht auszusprechen vermag, so muß Ref. hier seinen Glauben niederlegen, daß es dem Verf. nicht leicht zu werden scheint, eine ihm zusagende Situation aufzugeben. In vorliegender Novelle wenigstens erfahren wir der Rebellentochter Dunia Geschichte eben deshalb mehre Male. Die Scenen, durch welche dieses herbeigeführt wird, sind allerdings interessant; allein ein Dichter muß nothwendigerweise Verschwender sein können, er muß oft selbst das Kostbarste mit Gleichmuth wegzuwerfen vermögen, ohne der Furcht zu unterliegen, etwas zu verlieren und am Ende gar arm und blos dazustehen.

3. Die Sünde des Vorurtheils. Ein Roman, entlehnt aus dem wirklichen Leben. Von L. von Alvensleben. Zwei Theile. Güstrow, Opitz und Frege. 1836. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

Dasjenige, was der Verf. in diesem Romane als Vorurtheil bezeichnet, sind wir gewohnt anders zu nennen. Offenbar ist es kein Vorurtheil, wenn die Handlungen eines Menschen uns nothwendig bestimmen müssen, von ihm eine schlechte Meinung zu fassen, und es kann nicht Sünde sein, diese Meinung so lange zu hegen, als die Umstände eine Berichtigung derselben nicht herbeiführen. Übrigens kann es nur bedauert werden, daß dem Verf. die Ausführung seiner Idee nicht besser gelungen ist. Das Thema gehört zu denen, welche nicht oft und vielseitig genug zur Sprache gebracht werden können. Eine falsche Meinung kann wirklich zur Sünde werden und die empörendsten Folgen gebären, indem sie Denjenigen, auf welchem sie lastet, eben zu jenem Verbrechen führt, welches bisher nur der Schein ihm aufbürdete. Und eben Dieses sollte auch in dem vorliegenden Romane wol eigentlich gezeigt werden. Allein zu diesem Zwecke ist die ganze Anlage des Buches wenig geeignet. Das Leben der Hauptperson tritt durch flüchtig hingeworfene schriftliche Confessionen kaum aus dem Hintergrunde, und im Proscenium bewegen sich außer einigen Nebenfiguren vier junge Männer, an deren Thun und Treiben, wiewol dasselbe durch jene Hauptperson bedingt wird, unser Antheil nur gering sein kann. Besonders aber lastet auf der moralischen Stellung der Hauptperson der Vorwurf, daß sein furchtbares Schicksal, welches ihn zum Brudermörder macht, gewiß gegen die Absicht des Verf., aus unklarem Zartgefühl seine eigne Schuld, nicht aber die Schuld des Vorurtheils ist. Wir können und müssen im Leben oft so Manches hingehen lassen, welches uns in ein falsches Licht stellt; allein es ist von mehr als einer Seite Pflicht, Alles aufzubieten, den Schein eines Verbrechens von uns zu entfernen. Das hat der alte Herr von Ullendorf nicht gethan, wiewol ihn wenig daran hinderte, und überhaupt ist er einigermaßen schlaff gezeichnet, denn nach dem Brudermorde findet er es ziemlich bequem, sein Selbstgefühl, oder bestimmter, sein Gewissen, durch Wohlthätigkeit in Ruhe zu wiegen.

Die Moralien nehmen hier schon so viel Raum in Anspruch, daß der Formalien kaum zu gedenken ist! Oben ist bereits der unrechten Stellung dieses Herrn von Ullendorf gedacht. Das sei genug und schließlich nur noch erwähnt, wie der Verf. sich bemüht hat, die Begebenheiten so schlicht stoffartig hinzustellen, als sei das Alles, wie der Titel sagt, dem „wirklichen Leben entlehnt", und als sei es seine Absicht, dem Leser eine Fundgrube von Reflexionen und Novellen zu eröffnen, denn beide sind reichlich aus dem Buche zu Tage zu fördern.

4. Romantische Scenen aus dem Mittelalter. Von Erasmus Aristarchus. Leipzig, Focke. 1836. Gr. 12. 1 Thlr.

Wie ein Aristarchus dazu kommt, sich in die Romantik des Mittelalters zu versteigen, ist so leicht nicht einzusehen; Thatsache aber ist es, daß nichts Besonderes zu Tage gefördert ist. Geschlechtsverhältnisse, in welchen, wie das in tausend und abertausend Romanen und Novellen zu lesen ist, ein Mönch verderblich eingreift, sind das Thema dieser romantischen Scenen, in welchen nur Ein poetisches Motiv von psychologischer Wichtigkeit auftaucht. Es ist dies Ardelli's gänzliche Umwandelung zum Schlimmen, als die heimatliche Luft ihn wieder fächelt.

Die Sprache dieses Buches ist noch sehr jung, oft unklar,

überall aber nicht der Zeit gemäß, sondern so modern, daß auch nicht eine Figur in ihrer wahren Gestalt vor Augen tritt, wie denn überhaupt unter den jüngern deutschen Schriftstellern die Kunst der Zeichnung wol häufiger gefunden würde, wenn's keine Kunst wäre.

5. Harald, der furchtlose Ritter. Ein Roman von P. Lorenzo. Schneeberg, Schumann. 1836. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Dieser Roman unterscheidet sich von den alldekannten Werken unsers Spieß nur durch zwei Dinge: erstlich durch seine Jugend, zweitens durch einen Ton, welcher fast unentschieden läßt, ob der Verf. sich einen Spaß habe machen wollen, oder nicht. Dem möge jedoch sein, wie ihm wolle, so viel steht unbedingt fest: von dem Geiste des Shakspeare'schen Paters Lorenzo glimmt ebenso wenig ein Fünkchen in diesem durchaus phantasieleeren Buche als von dem des Sterne'schen, und so steht nicht zu erwarten, daß durch dasselbe auch nur Ein Hornbrechsler den geringsten Verdienst erlangen werde.

6. Spenden gegen die Langeweile, in Novellen, Erzählungen, Sagen und Schwänken, von Georg Lotz. Zwei Bände. Hamburg, Perthes und Besser. 1836. 8. 2 Thlr.

Zur Langweile kann es mancherlei Anlaß geben; eben deshalb gibt es auch verschiedene Arten von Langweile. Ref. kennt keine andere als die im Zustande eines Genesenden, welchem der Arzt, wie das regelmäßig geschieht, das Lesen untersagt. Einen solchen Zustand hatte sich daher Ref. eigens als Probirstein für dieses Buch aufgespart und dasselbe probehaltig und der Gesundheit durchaus nicht nachtheilig gefunden.

Für Gesunde ist im ersten Bande „Der Kaufmann von Cadir" zu empfehlen, eine Novelle, die an bekannte Märchen erinnert, und im zweiten Bande „Die Nebenbuhler", ein romantisches Gemälde, welches manche Schönheiten darbietet, einer genügenden Form aber durchaus entbehrt. 46.

Notizen.

Vor ungefähr einem Jahrhundert ward in den Ruinen des alten Pergamum (das heutige Pergamo) in Kleinasien ein äußerst kunstvoll verziertes Gefäß von weißem Marmor aufgefunden. Einige andere, um dieselbe Zeit in jener Gegend gefundene, ebenso große Gefäße verehrte der damalige Sultan der Sophienmoschee in Konstantinopel. Das ersterwähnte, welches die daran angebrachten Figuren einer gleichen Bestimmung unfähig machten, schenkte der Sultan der Familie Kara-Osman-Oglu; diese ließ es in den Hauptsaal eines öffentlichen Bades stellen, wo es als Behälter von kaltem Wasser diente. Choiseul-Gouffier war der Erste, der diese köstliche Antike zu würdigen verstand, sie beschrieb und eine Abbildung derselben in seinem Werk über Griechenland gab; es gelang ihm aber nicht, wie bedeutende Gebote er auch that, das werthvolle Stück für die Sammlungen seines Vaterlandes anzukaufen. Bis auf unsere Tage hielten alle Reisende, die dies Werk alter Kunst bewunderten, dessen Erwerbung für eine Unmöglichkeit. Der bekannte Reisende Texier fand, als er 1835 in Pergamo war, das Gefäß noch ganz unversehrt an der von Choiseul-Gouffier bezeichneten Stelle. Von dem Minister des Innern benachrichtigt, daß die französische Regierung geneigt sei, die interessante Antike zu kaufen, suchte Texier, als er im vorigen Spätjahre nach Konstantinopel zurückgekehrt war, bei dem Sultan, der ihm vielfache Beweise seines Wohlwollens gegeben hatte, ihm auch noch vor seiner Abreise nach Frankreich den Theuraorden zustellen ließ, um die Erlaubniß nach, das pergamische Gefäß ankaufen zu dürfen. Der Sultan ließ ihm wissen, er habe in Erfahrung gebracht, daß die französische Regierung das berühmte Gefäß zu haben wünsche, und er könne sich deshalb das Vergnügen nicht versagen, dasselbe dem König der Franzosen als Geschenk für dessen Museum anzubieten. Der Marquis d'Eyragues ward alsbald vom Sultan, dessen Achtung wie der türkischen Minister Freundschaft er sich erworben hatte, benachrichtigt, daß das antike Kunstwerk zu seiner Verfügung stehe und dem Gouverneur bereits zur Beseitigung aller etwaigen Hindernisse gemessene Befehle ertheilt seien. Der Marquis trug dem die französische bei Konstantinopel stationirte Brigg Argus befehligenden Lieutenant Octaves de Chabannes auf, sich nach Pergamo zu verfügen und die Wegschaffung des Gefäßes zu besorgen. Dasselbe ist, nach Hrn. von Chabannes, der seinen schwierigen und mühevollen Auftrag mit großer Vorsicht ausführte, drei Fuß hoch, hat fünf Fuß im Durchmesser und wiegt über 4000 Pfund; es muß jetzt bereits an dem Orte seiner Bestimmung eingetroffen sein.

Der durch seine Gefangenschaft bei Abd-el-Kader neuerlich bekannt gewordene Fregattenlieutenant Aug. de France liefert in seinem vor einigen Wochen in zwei Bänden herausgekommenen Buche: „Les prisonniers d'Abd-el-Kader, ou cinq mois de captivité chez les Arabes", gute Notizen über den Charakter, die politische Stellung, die Hülfsmittel und Streitkräfte dieses Häuptlings, der den Franzosen bisher so viel zu schaffen machte. 4.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1837 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewiss.

(Fortsetzung aus Nr. 133.)

26. Raumer (Friedrich von), Geschichte Europas seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts. Sechster Band u. folgende. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier und extrafeinem Velinpapier.

Durch die zweimalige längere Anwesenheit des Verfassers in England in den Jahren 1835 und 1836 ist das Erscheinen der Fortsetzung dieses mit so überaus großer Theilnahme aufgenommenen Werks etwas unterbrochen; doch kann ich die Versicherung geben, daß der Verfasser nun wieder seine Zeit der Vollendung desselben widmen wird, wie denn endlich die Früchte der Benutzung englischer Archive die Besitzer für die Unterbrechung entschädigen werden.

Der erste bis fünfte Band (1832—35) kosten im Subscriptionspreise auf Druckpapier 14 Thlr. 16 Gr., auf Velinpapier 29 Thlr. 8 Gr.

*27. Ross (Ludovicus), Inscriptiones Graecae ineditae. Fasc. II. Gr. 4. Geh.

Das erste Heft (1834) kostet 1 Thlr. 8 Gr.

28. Schmid (Reinhold), Die Gesetze der Angelsachsen. In der Ursprache mit Übersetzung und Erläuterungen. Zweiter Theil. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Der erste Theil, den Text nebst Uebersetzung enthaltend (1831), kostet 2 Thlr. 6 Gr.

*29. Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Neunter Jahrgang. Mit einem Bildnisse. Gr. 12. Auf feinem Druckpapier. Cart.

Der erste bis fünfte Jahrgang dieses Taschenbuchs (früherer Preis 9 Thlr. 16 Gr.) sind zusammen im Preise herabgesetzt auf 6 Thaler.

Einzeln kostet jeder 1 Thlr. 8 Gr.; der sechste, siebente und achte aber, wie bisher, jeder 2 Thlr.

*30. Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von Dr. Franck. Zweiter Jahrgang. Mit Kupfern. 8. Auf feinem Velinpapier. Geb. mit Goldschnitt.

Der erste Jahrgang (1836), mit 5 Kupfern, kostet 2 Thlr. 8 Gr. — Für den zweiten Jahrgang haben die ausgezeichnetsten dramatischen Dichter Beiträge zugesagt.

*31. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1838. Mit einem Bildnisse und sechs Stahlstichen. 16. Auf feinem Velinpapier. Geb. mit Goldschnitt. 2 Thlr.

Im Preise herabgesetzt

sind die frühern Jahrgänge der Urania, 1830—34; sie kosteten bisher 10 Thlr. 6 Gr., sind aber jetzt zusammengenommen für fünf Thaler, einzeln aber für 1 Thlr. 8 Gr. jeder zu haben. Von den Jahrgängen 1835, 1836 und 1837 kostet jeder 2 Thlr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 142. — 22. Mai 1837.

Documenti di storia italiana copiati sugli originali autentici, e per lo più autografi esistenti in Parigi, da *Giuseppe Molini*. Erſter Band.

(Fortſetzung aus Nr. 141.)

Am ausführlichſten handelt von den ferrareſiſchen Angelegenheiten Guicciardini (B. XIII, C. 5, nach der Roſini'ſchen Ausgabe). Derſelbe gibt auch (XIV, 1) hinreichendes Zeugniß von dem langen Schwanken Leo's zwiſchen Kaiſer und Frankreich, bis am 8. Mai 1521 der Vertrag mit dem Erſten zu Stande kam (vgl. auch Leo V, 302). Franz Maria Sforza, der zweite Sohn des Moro, ſollte Mailand erhalten; im Juni gab er dem Manfred Pallavicini die Inſtruction zum Angriff auf Como (Nr. 41), worin er ſagt, er ſtehe im Begriff, durch Gottes Gnade und des Kaiſers Milde ſein Erbe wiederzuerlangen, und dem Pallavicini beſonders anempfiehlt, keine Plünderung zu dulden und mit den Nachbarn, „den Herren Schweizern und Herren Graubündtenern" in gutem Einverſtändniß zu bleiben. Der Überfall mißlang zum Schaden ſeiner Urheber. Galeazzo Visconti, von der franzöſiſchen Partei und damals in Mailand, gibt dem König und dem Kanzler Robertet „treshumblemente" von Zeit zu Zeit Nachrichten. Unterdeſſen richtet Franz von Bergy aus am 13. Juli 1521 ein Circularſchreiben an die ihm befreundeten Fürſten in Italien, worin er die von Papſt und Kaiſer begonnenen Feindſeligkeiten meldet (Nr. 46). Ein Ungenannter ſchreibt aus Trient 12. Juli (Nr. 47), in der Nacht des 6. Juli ſei der päpſtliche Nuntius, Biſchof von Veroli, über den Gardaſee nach der Schweiz gegangen, mit Fugger'ſchem Gelde, um in Zürich mit dem Cardinal von Sion, Franz Sforza und Nik. Schomberg (Erzbiſchof von Capua) zuſammenzutreffen. Ein Archidiakon von Navarra habe am 9. d. M. 40,000 Dukaten nach Trient gebracht, um durch d'Arco, Lodron und Caſtel Alto Truppen in Tirol werben zu laſſen, die an einem beſtimmten Tage nebſt den ſpaniſchen vorrücken ſollten. Zugleich wird erwähnt: der Kaiſer habe dem Cardinal Medici das Erzbisthum Toledo und „un bon stado in Italia" verſprochen, was an die Notiz bei Paris de' Graſſi erinnert, wo er von einem Tauſche zwiſchen dem Cardinal und Franz Sforza redet. Wie gewöhnlich folgten der Verkündigung des Bruchs wechſelſeitige Güterbeſchlagnahmen auf dem Fuße. Am 15. Juli reichen der Conſul und die florentiniſchen Kaufleute in Lyon eine Denkſchrift an den Kanzler Robertet ein (Nr. 48), worin ſie ſagen: der Seneſchall der Stadt „fist constituer tous prisonniers et arrester tous nos biens"; ſie bitten den König um ein „saufconduit général pour demeurer seurement leurs personnes et biens tant au dict Lyon que es pays subgects au d. seigneur — comme bons subgects et serviteurs du dit seigneur". Unter Denen, welche die Bittſchrift unterzeichnet haben, finden ſich die Namen Albizzi, Guadagni, Alamanni, Salviati, Gondi, Strozzi, Antinori, Ginori, Ridolfi, Pitti u. A., denen man in den florentiniſchen Geſchichten ſo häufig begegnet. Die Repreſſalien blieben nicht aus; am 24. Juli meldet der Graf v. Carpi aus Rom dem Könige, die Güter der franzöſiſchen, mailändiſchen und genueſiſchen Kaufleute ſeien durch den Governatore mit Beſchlag belegt worden, „pour estre venue plainte à notre dit saint père que a esté fait le semblable aux marchands florentins à Lyon, à Milan et en autres villes de votre dit duché". Zugleich gibt der Botſchafter Nachricht von dem Beginn der Feindſeligkeiten auf der See. Zu gleicher Zeit ward es auf allen Seiten rege. Genua, welches Octavian Fregoſo im franzöſiſchen Intereſſe verwaltete, wurde bedroht. Briefe Fr. Fregoſo's, Erzbiſchofs von Salern, vom 20. Juli und 1. Auguſt geben Nachricht. Lautrec war in der Lombardei, ſein Bruder Lescuns („Lo Scudo" bei den Italienern) in Parma, welches Prosper Colonna belagerte. Unter dem Datum des 13. Auguſt findet ſich eine Herausfoderung eines franzöſiſchen Offiziers an den Letztern, welchem vorgeworfen wird, er habe ſich gegen König Franz undankbar und „non da gentilhomo" betragen (Nr. 53). Lautrec zog Parma zu Hülfe; Sinibald Fieschi war mit franzöſiſchen Truppen zu Piacenza am 30. Auguſt (Nr. 54), Lautrec zur ſelben Zeit in Cremona, wo Schweizer und andere Truppen ſich ſammelten. Ein Brief Friedrich v. Bozzolo's, der mit in Parma war (30. Auguſt, Nr. 55) und eine Armwunde erhielt, erzählt die Angriffe auf die Befeſtigungen und den am 29. d. M. abgeſchlagenen Sturm. Am 10. Sept. meldet Galeazzo Visconti aus Fontanelle am Oglio ſeiner Tochter Clara in Mailand die Aufhebung der Belagerung Parmas („Parma era perdata, se la havessero assaltata", Nr. 57) und Prospero's Rückzug hinter die Enza. Aber dieſe Vortheile währten nicht lange. Ein

Brief Franz Maria della Rovere's, des vertriebenen Herzogs von Urbino, der sich im französischen Lager am Taro befand und eine Pension von 3000 Scudi bezog (Nr. 59, vom 27. Sept.), deutet auf die Widersetzlichkeit der im königlichen Dienste befindlichen Schweizer („multo me dole de la suspensione che in questi giorni passati hanno usato scuizzari"); Galeazzo Visconti schreibt wiederholt im October aus Robecco am Oglio, wo Lautrec stand (Nr. 62, 63, 65, 66); als er aus Luciera am 28. Nov. dem Kanzler Robertet schrieb (Nr. 68), war Mailand schon verloren, und die in seinem Briefe enthaltenen Worte: „la nocte orribille del caxo accadato", beziehen sich auf den Überfall durch Colonna und Pescara, worauf Lautrec nach Como zog und bald auch Parma fiel. Der am 1. Dec. 1521 erfolgte unerwartete Tod Papst Leo X. veränderte unterdessen von Neuem die ganze Lage der Dinge, über welche Guicciardini, damals Commissarius beim päpstlichem Heere, in seinem vierzehnten Buche die genaueste Auskunft gibt.

Kaum war der Papst todt, so löste das Heer sich fast gänzlich auf. In der ersten Hälfte Decembers lud Lautrec die Florentiner zu einem freundschaftlichen Vertrage mit Frankreich ein, worauf der Magistrat (Octoviri praticae reipublicae florentinae) am 13. Dec. mit einigen allgemeinen Phrasen antwortete und von der alten Anhänglichkeit an Frankreich sprach (Nr. 69, 70). Die von Leo bedrückten und ihrer Besitzungen beraubten Vasallen traten zusammen, Franz Maria von Urbino, Sigismund Varano, Camill Orsini, Malatesta und Horaz Baglioni, Borghese und Fabio Petrucci, und machten dem Könige Franz Vorschläge (Nr. 71); einige derselben, mit Renzo da Ceri und zwei andern Orsinen, schlossen dann (wahrscheinlich Anfang Januar 1522) einen Bund zu wechselseitigem Schutze (Nr. 72), mit namentlicher Bezeichnung des Cardinals Medici als Gegner. Der Herzog von Urbino vertrug sich indeß bald mit Letzterm. Am 9. Jan. 1522 wurde der Cardinal von Tortosa zum Papst gewählt und nannte sich Hadrian VI. Alfons von Este erfuhr die Wahl in Ferrara bereits am 10. um die 23. Stunde (Brief an Gio. Fino, seinen Bevollmächtigten bei Lautrec in Cremona, Nr. 75). Über die Unfälle der Franzosen in der Lombardei finden wir nur ein paar zerstreute Nachrichten in Briefen; die französische Macht war so gut wie vernichtet, auch Genua verloren. Franz Sforza war in Mailand. Man suchte nun auch Venedig von der französischen Partei zu trennen. Renzo da Ceri war im Sommer 1523 in dieser Stadt, um das Anschließen an den Kaiser zu hindern. Unter dem 30. Juli schreibt er an den Marschall v. Montmorency (Nr. 81), worin er unter Anderm sagt, die Lombardei sei „in manu delli spagnoli, e non del Duca di Bari" (Sforza), und ferner: „se al presente ce haverà una difficultà in recuperarle (d. i. le cose d'Italia), de qua ad qualche mese ce ne haverà vinticinque". Theodor Trivulzio, welchen seiner Neigung zu Frankreich wegen Venedig von seinem Posten als Generalproveditor der Miliz entließ, schreibt am 31. Juli gleichfalls an Montmorency von Verona aus (Nr. 82) und spricht Muth zu: die Angelegenheiten würden sich sogleich günstig gestalten, wenn der König nur seine Macht zeige. Ziemlich in demselben Sinne schreibt von Venedig aus an demselben Tage Joh. Clem. Stangha von Cremona (Nr. 83).

Wichtige Ereignisse bereiteten sich unterdessen vor; am 7. Sept. entwich der Connetable von Bourbon und warf sich dem Kaiser in die Arme; am 14. desselben Monats starb Papst Hadrian; am 18. Nov. wurde der Cardinal v. Medici gewählt. Bonnivet's unglücklicher Feldzug in Oberitalien und der erfolglose Einfall Bourbon's und Pescara's in die Provence fallen in das nun kommende Jahr 1524; dann erscheint König Franz selbst in Italien und nimmt Mailand. Am 14. Oct. sendet der Papst den Cardinal Aleandro zu ihm (Beglaubigungsschreiben für denselben, Nr. 90), am 30. Oct. seinen Datar, Joh. Matthäus Giberti, Bischof von Verona, den er noch besonders dem Marschall v. Montmorency empfiehlt (Nr. 91). Die Briefe an Montmorency, der Alles beim Könige vermochte, nehmen von jetzt an einen bedeutenden Raum ein. Während Pavia belagert wird und Giovanni de' Medici, delle bande nere, zur französischen Partei übertritt, läßt der Marschall sich von Venedig Malvasier und Austern ins Lager senden (Brief des Ottavian Grimaldi, Mailand 14. Nov., Nr. 93), seidene und wollene Teppiche ankaufen, „wie es weder in Italien noch selbst in Frankreich so schöne gibt", und von Manfred v. Correggio, welcher ein Jahrgehalt von Frankreich zog, Falken und Hunde zurichten, um sich ihrer in „victorioso tempo" zu erfreuen (Brief vom 3. Jan. 1525, Nr. 95). Einige Wochen später ereignete sich die Schlacht bei Pavia. Am 4. März erläßt der Papst ein tröstendes Schreiben an die Königin Mutter (Nr. 96), welches bereits bekannt war; am 2. Juni ertheilt de Lanoy dem Montmorency in Portofino sicheres Geleit für sechs Galeeren, um den von Pizzighettone nach Genua gebrachten König nach Spanien zu führen (Nr. 99). Man weiß, daß dies ohne Vorwissen der auf de Lanoy eifersüchtigen andern Heerführer, Bourbon und Pescara, geschah, und daß der König, nachdem er sich am 7. gedachten Monats in Portofino eingeschifft, bald darauf an der catalonischen Küste landete. Der Cardinal Salviati, päpstlicher Nuntius in Spanien, berichtet von Alcala und Toledo aus am 22. Sept. und 3. Oct. (Nr. 101) über die Krankheit Franzens und die Ankunft der Herzogin von Alençon und über die sehnlichst erwarteten Cardinalswahlen. Wir sehen aus demselben Briefe, daß Clemens dem Kaiser damals (25. August) die „solita crociata" verweigert hatte, wovon gesagt wird, sie bringe 600,000 Dukaten ein, die zum Theil gegen Türken und Mohren, zum Theil auch gegen die „maledetti Lutherani" hätten verwendet werden sollen. Sie wurde aber doch zugestanden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Oliver Goldsmith's Leben.

James Prior hat das Leben des liebenswürdigsten unter allen englischen Dichtern (eine Liebenswürdigkeit des Geistes, welche die Engländer selbst mit dem unvergleichlichen Worte „sweetness" bezeichnen), nämlich Goldsmith's Leben, neuer-

dings beſchrieben und ſich durch die Herausgabe dieſer Darſtellung ein bleibendes Verdienſt erworben. Denn manche Umſtände in Goldſmith's Leben waren zeither im Dunkel geblieben, oder im Laufe der Zeit, in Hinſicht auf ihre Authenticität ſehr verkümmert worden. Dieſe dunkeln Seiten ſind nunmehr durch die Bemühungen Prior's in ein befriedigendes Licht geſtellt, ſodaß nun das äußere Daſein und die Lebensverhältniſſe jenes ſeltenen Dichtergeiſtes, verbunden mit ſeinem innern Wirken, als ein durchaus berichtigtes Ganze, als ein eigenthümliches, aber freilich mannichfach geſtörtes Stillleben vor uns liegen.

Sicher wird es uns der Leſer Dank wiſſen, wenn wir dieſem anſprechenden Gemälde die Grundzüge entheben. Zu Liſſoy, dem heimiſchen Original zu dem traulichen „Deserted village", begrüßen wir den kleinen Oliver, oder, wie ihn die naive Abkürzung der Engländer nennt, den kleinen Noll, zuerſt als ein dreijähriges Kind, als den Schüler einer freundlichen Frau, die anfänglich zu der Familie Goldſmith gehörte, nachher aber ſich mit einem benachbarten Pächter verheirathete und in dem hohen Alter von 90 Jahren ſtarb. Sie hieß Eliſabeth Delap. Es war ſpäterhin der größte Ruhm, den dieſe einfache Frau von ſich zu verbreiten wußte, daß ſie es geweſen, die dem gefeierten Verfaſſer des „Deserted village" und des „Vicar of Wakefield" das erſte Leſebuch in die Hände gegeben. Ihrem Privatunterricht entwachſen, kam der kleine Oliver zu einem Dorfſchulmeiſter, unter deſſen Anleitung er der Sage nach eben keine glänzenden Fortſchritte gemacht hat. Der Grund davon war dieſer: es regte ſich in dem Knaben frühzeitig die poetiſche Sympathie, ſodaß er die wunderbaren Geſchichten und romantiſchen Erzählungen, wie ſie anfangs im Munde des Volks ſich geſtalten und dann von der Phantaſie der Poeten bemeiſtert werden, beiweitem der Lecture in ſeinen Schulbüchern vorzog. Der Knabe las dergleichen Hiſtorien mit Heißhunger und, wie man ſich vorſtellen kann, ohne alle Auswahl; er hielt ſich zu den Landleuten, die ihn mit ſeinen Lieblingsbüchern hin und wieder verſorgten, und war bald ganz vertraut mit dem Inhalte ſolcher Romane, wie die „Geſchichten von iriſchen Gaunern und Spitzbuben", die „Lebensbeſchreibungen berühmter Piraten", die Geſchichte von „Moll Flanders" und „Jack the bachelor" (einem zu ſeiner Zeit allgemein gefürchteten Schmuggler), die „Begebenheiten der ſchönen Roſamunda" und „Johanna Shore", die „Abenteuer von James Freney", einem berüchtigten irländiſchen Räuber u. ſ. w. Betrachtet man, mit welcher Begierde der dichteriſche Knabe dieſe unſaubern Geſchichten verſchlang, ſo muß man über die höchſte ſittliche Reinheit, die der treffliche Mann in allen ſeinen eignen Werken zu bewahren wußte, über die edle Einfalt der Geſinnung, über die Ordnung und Lauterkeit der Phantaſie erſtaunen, die ſeine Werke vor Allem auszeichnen. Niemals hat ſich das alte Wort, daß dem Reinen Alles rein iſt, mehr bewährt als in ſeiner unſchuldsvollen ſchriftſtelleriſchen Laufbahn. Auch den alten Balladen ſeines Vaterlandes wandte Goldſmith in früher Jugend ſein ganzes Gemüth zu; er horchte den Landleuten eifrig zu, wenn ſie bei dem Herd oder unter dem heitern Blau des Himmels dergleichen ſangen, und ſein jugendlich friſches Gedächtniß kam ihm dabei dergeſtalt zu Hülfe, daß er in kurzer Zeit faſt Alles, was er ſingen gehört, auswendig wußte. Vielleicht iſt gegenwärtig dem von Unglück und Elend heimgeſuchten irländiſchen Volke die ſchöpferiſche Phantaſie und der Reichthum heimatlicher Dichtungen einigermaßen ausgegangen, denn es trauert ja in heutigen Tagen Alles in dieſem Lande, und das craſſe Unheil der täglichen Wirklichkeit hat vielleicht mit der Empfänglichkeit auch die productive Kraft der Poeſie auf eine geraume Weile aus dieſem unglücklichen Lande verdrängt. Allein in jenen Tagen war dem nicht ſo. Damals waren an Märchen und Balladen die iriſchen Landleute überreich, und dieſe bildeten eine ebenſo heitere als unerſchöpfliche Abendunterhaltung beim Winterfeuer des Kamins. Es gab viele unter den ältern Perſonen von des kleinen Oliver Bekanntſchaft, deren Hauptbeſchäftigung das Erzählen ſolcher Geſchichten war, wenn ſich Alt und Jung mit geſpannter Aufmerkſamkeit verſammelt hatte. Unter dieſen war aber der Knabe Oliver beiweitem der aufmerkſamſte. Sein junges Gemüth war von dieſen halb ſchauerlichen, halb liebreizenden Herrlichkeiten ganz erfüllt, als die Seinigen, vielleicht zu ſeinem Glück, ihm eine andere Stellung zu geben beſchloſſen. Er kam nun auf die Schule zu Elphin in Roscommon, dieſelbe Anſtalt, welcher einſt ſein Großvater vorgeſtanden hatte und die damals unter der Leitung des ehrenwerthen Mr. Griffin ſtand. Hier begnügte ſich der Knabe nicht mehr mit dem bloßen Leſen und Hören ſeiner geliebten Volkslegenden und Balladen, ſondern er verfaßte nun ſelbſt dergleichen, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß in der Sammlung iriſcher Volkslieder, die wir nächſtens von Herrn Crofton Croker zu erwarten haben, Manches vorkommen werde, was unſerm Dichter und ſeiner damaligen poetiſchen Begeiſterung den Urſprung verdankt.

Um dieſe Zeit machte der junge Oliver, deſſen poetiſche Anlage ſich auch wie bei ſo manchen gleichbegabten Naturen in einer unwiderſtehlichen Wanderluſt ausſprach, manchen genialen Streifzug in die Umgegend, ſobald nur irgend die Umſtände ein ſolches Intermezzo der Studien verſtatteten. Auf einem ſolchen begegnete ihm einſt ein ſpaßhaft romantiſches Quid pro quo. Ein Freund hatte ihm, um ſich ein Vergnügen zu bereiten, eine Guinee zufließen laſſen, in deren Beſitz ſich Oliver, der wol noch nie ein Goldſtück beſeſſen hatte, unermeßlich reich dünkte. Er miethete ſich geſchwind ein Pferd und ritt mit rechtem Wandermuth in das Land hinein; ſo kam er bei einbrechendem Abend in die kleine Stadt Ardagh, die etwa die Hälfte ſeines Reiſeziels bildete, und erkundigte ſich nach dem beſten Wirthshaus, um Mann und Roß zu beherbergen. Es fügte ſich, daß ein gewiſſer Cornelius Kelly, eine alte Bekanntſchaft, ſich zu ihm fand, der ein ausgemachter Spaßvogel war. Dieſer wollte dem jungen Oliver einen luſtigen Streich ſpielen und wies ihn nach dem Hauſe des Herrn Featherſtone, eines angeſehenen und wohlhabenden Edelmanns im Städtchen, mit dem Bemerken, daß dies der beſte Gaſthof des Ortes ſei und der Reiſende dort die anſtändigſte Bewirthung finden werde. Dieſe Weiſung ließ Oliver ſich natürlich nicht zwei Mal geben. Er ritt wohlgemuth in Mr. Featherſtone's Gehöft ein und ward hier von den Dienern, die einen erwarteten Beſuch in ihm vermutheten, gut empfangen und in das Familienzimmer eingeführt. Hier beſtellte ſich Oliver ſogleich eine gute Mahlzeit, nachdem er den Dienern wiederholt die gute Abwartung ſeines Pferdes anempfohlen. Der Herr vom Hauſe war ein Mann, der auf einen guten Spaß ſehr gern einging; er merkte den Irrthum und wußte Anſtalt zu treffen, daß der ungebetene Gaſt darin bis zu ſeiner Abreiſe erhalten würde. Das Eſſen kam, der gute Wein ſchmeckte dem jungen Schüler ungemein und er lud nach alter britiſcher Sitte den Wirth nebſt Frau und Tochter ein, an ſeiner Mahlzeit Theil zu nehmen, was ſie ſich auch gefallen ließen. Bevor er ſich ſein Schlafgemach anweiſen ließ, beſtellte er noch mit aller Ausführlichkeit ein gutes Frühſtück. Als nun am andern Tage das gezäumte Roß vorgeführt ward und Oliver ſeine Guinee vorbrachte, die Rechnung zu bezahlen, entdeckte ſich das Misverſtändniß, und es läßt ſich denken, daß der joviale Wirth herzlich über des jungen Menſchen Verlegenheit lachte und ihn dringend einlud, nun noch einige Tage als wirklicher Gaſtfreund bei ihm zu verweilen.

Wir übergehen Goldſmith's Aufenthalt in dem Dublin college, wo er unter ziemlich ſtrenger Aufſicht ſtand und ſeinem jugendlichen Übermuthe nicht allzu viel nachgeben durfte, und begleiten ihn auf die Univerſität nach Edinburg, wo er mit dem berühmten Monro Medicin ſtudirte. Hier lebte er ungezwungener und zeigte ſich als einen recht luſtigen Studenten. Im Balladenſingen und Legendenerzählen fand er auf der Univerſität nicht ſeines Gleichen. Die Fröhlichkeit ſeines Temperaments kam hier ſo recht zum Vorſchein, und ſein anſchmiegſames Gemüth, die Offenheit ſeines Charakters erwarben ihm viele Freunde, worunter ſich denn freilich auch ſolche befanden,

deren Leichtsinn ihn in Bezug auf das praktische Leben nicht förderlich wurde. Daher kam es denn auch, daß der junge Goldsmith zuweilen in ökonomische Verlegenheiten gerieth. Seine Schwester versichert, dies habe damals vorzüglich an seinem unregelmäßigen Nachhauseschreiben gelegen, und weil er nicht den Seinigen die erwünschte Rechenschaft von seiner Lebensweise und seinen Studien ablegte. Überhaupt besaß der junge Goldsmith gleich den meisten ihm verwandten Geistern eine gewisse Indolenz in Geldsachen; er betrachtete das Geld als ein Mittel zur Zerstreuung, und weil er immer nur den Zweck vor Augen hatte, so ging ihm das Mittel unter den Händen verloren. Einmal wurde auf dem edinburger Theater ein vorzüglich schönes Stück gegeben und Goldsmith wollte mit einigen seiner Freunde die Vorstellung besuchen. Allein bald ergab es sich, daß guter Rath theuer war und Goldsmith nur einen sehr kleinen Theil des Eintrittsgeldes in Kasse hatte. Da nun ein Anderer unter der Gesellschaft zufällig mehr besaß, so wurden Beide einig, das Loos um den Eintritt zu werfen; wen es traf, der sollte das Ganze haben und das Theater besuchen. Der Glückliche war damals Goldsmith; allein er gesteht aufrichtig, daß, hätte er den Verlust gehabt, er unstreitig ein Hauptstück seiner ohnehin nicht umfangreichen Garderobe würde haben veräußern müssen, um dem Freunde Wort zu halten. Schon damals stand übrigens der junge Oliver unter seinen Bekannten in dem Rufe einer ausgezeichneten Dichtergabe; doch scheint er in jener Zeit außer Balladen und Liedern nichts weiter verfaßt zu haben. Aus den meisten seiner Briefe, die er von Edinburg aus an die Seinigen schrieb, spricht dieselbe halb kindliche, halb humoristische Naivetät, welcher wir, in noch ausgebildeterm Maße in seinen spätern Schriften begegnen. Einer dieser Briefe lautet so: „— Ich komme jetzt auf die edinburger Damen zu sprechen, und um zu zeigen, daß ich Schottland und Alles, was diesem herrlichen Lande angehört, aufrichtig liebe, will ich behaupten, und Jedem, der mir es abstreiten will, den Handschuh hinwerfen: daß die schottischen Frauen zehntausend Mal schöner und niedlicher sind als die irländischen. Zwar sehe ich hier im Geiste mein liebenswürdiges Schwesternpaar, Betty und Peggy, sich zornig und scheltend wider mich erheben, allein ich muß ihnen offen sagen, daß ich mich um ihren Widerstreit so wenig als um ihren hübschen Teint, ihre lebhaften Augen und ihren guten Menschenverstand kümmere. Denn ich bin in diesem Stücke meiner Sache ganz gewiß, weil ich weiß, daß die schottischen Damen dies selbst gestehen. Aber um weniger ernsthaft zu reden: wo will man sonst eine Sprache finden, die einem niedlichem Munde so niedlich steht wie das breite Schottisch? Und die edinburger Frauen sprechen es in seiner schönsten Reinheit. So z. B. nehmt einmal eine von Euern eignen jungen Damen her und laßt sie die lieblichen Töne sagen: Whoar wull I gong? (mit der dazu gehörigen Mundweite nämlich) — ich bin gewiß, daß kein Zuhörer diese Laute aushalten kann. Was die Koketten betrifft, dergleichen Charaktere haben wir hier gar nicht, wol aber recht viele abholde Schönen, spröde Huldinnen u. s. w." Es scheint, daß des lebenslustigen Oliver's Herz um die Zeit, da er dies Briefchen schrieb, von irgend einer solchen abholden Schönen einen kleinen Stoß bekommen hatte; die armen Schwestern Betty und Peggy wären sonst sicher nicht so übel weggekommen.

Goldsmith's Reisen auf dem Continente, die er von Edinburg aus antrat, sind bereits aus seinen eignen darauf bezüglichen Schriften bekannt genug. Als er nach London zurückkehrte, fand er Anstellung bei einer Schule zu Peckham und späterhin, was ihm wol mehr zusagte, ein nicht unvortheilhaftes Engagement als Mitarbeiter am „Monthly review" und mehren andern Zeitschriften. Die Honorare, die er empfing, waren für die damalige Zeit nicht grade unbeträchtlich. Auch war Goldsmith in diesem Jahre außerordentlich fleißig. Das Pamphlet auf den „Cock-Lane-Ghost" trug ihm drei Guineen ein; die „Geschichte von Mecklenburg", wenn er wirklich der Verfasser ist, etwa 20 Pfund, die Herausgabe der „Art of poetry" 10 Pfund, sieben Bände vom „Plutarch" 45 Pfund, der „Citizen of the world" 10—15 Pfund, fünf Bogen von der „Geschichte von England" 2 Guineen, das „Leben Nash's" 14 Guineen, und mehre andere kleinere Sachen, als Vorreden, Skizzen, Kritiken und dergleichen, zusammen etwa 120 Pfund.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Von Mollevaut, dessen vor Kurzem erschienene „Fabeln in vierzelligen Strophen" wir uns unlängst günstig zu beurtheilen veranlaßt fanden, hat soeben eine Übersetzung der „Ars poetica" des Horaz in gereimten Versen herausgegeben, wovon wir gleichfalls nur Gutes und Anerkennendes sagen können. Der Verf. derselben hat nämlich drei wesentliche Erfodernisse einer wahrhaft guten Übersetzung wohl berücksichtigt und größtentheils in Erfüllung gebracht: die seinige ist bei großer Treue doch nicht minutiös und wortklauberisch, sie erfüllt ferner alle Ansprüche der Eleganz und verletzt endlich, was viele thun, den Genius der lebenden Sprache nicht. Auch hat der Verf. in seinem Vorworte die mancherlei und großen Schwierigkeiten nicht übersehen, die sich grade dem französischen Übersetzer eines alten Originalwerks entgegenstellen. Diese Schwierigkeiten beruhen auf dem eigenthümlichen Geist (oder wir wollen den nationalen Ausdruck: esprit, gebrauchen) der französischen Sprache. Dieses Idiom, wenn es nicht kräftig und geistreich zusammengehalten wird, kann sich sehr leicht in leere Breite, in schlaffe Paraphrasirung verlieren und verlaufen; andererseits kann es auch zu sententiös und in Folge dessen gegen die antike Naivetät zu pretentiös, steif und affectirt werden. Es neigt sich dies Idiom ferner sehr zur Pointirung der Objecte, zum glänzenden Bilderwesen, zum blos äußerlichen Wohlklang hin, welches sämmtlich Interessen sind, die der classischen Prägnanz, Einfachheit und Besonnenheit entschieden widersprechen. Um unsern Lesern zu beweisen, daß Mollevaut in seiner Bearbeitung alle diese Versuchungen und Gefahren wirklich beiweitem glücklicher vermieden hat als seine Vorgänger, möge hier eine vergleichbare Stelle aus derselben zur Probe mitgetheilt werden. Es heißt bei Horaz:

Maxima pars vatum, pater et juvenes patre digni,
Decipimur specie recti. Brevis esse laboro,
Obscurus fio: sectantem levia nervi
Deficiunt animique: professus grandia turget:
Serpit humi tutus nimium timidusque procellae.
Qui variare cupit rem prodigaliter unam,
Delphinum silvis appingit, fluctibus aprum:
In vitium ducit culpae fuga, si caret arte.

Diese für den Übersetzer selbst sehr bedeutungsvolle Stelle ist von Mollevaut, man muß wol sagen mit Einsicht, so übersetzt worden:

Souvent l'amour du beau nous entraine au naufrage:
Pour être court je sue, et mon vers n'est qu'obscur:
Je perds les nerfs et l'âme à force d'être pur;
Mon style pour grandir s'enfle et se répète;
Je rampe sur le sol si je crains la tempête,
Et mets pour varier mon poème aux abois,
Un sanglier dans l'onde, un dauphin dans les bois:
Sans l'art tu fuis la faute, et tombes dans le vice.

Von Davis, des ehemaligen Präsidenten der indischen Compagnie in China, ausführlichem Werke über dies Reich ist von A. Pichard eine französische Übersetzung erschienen. Dieser ist ein Anhang von Bazin beigegeben, enthaltend mehre Bruchstücke der chinesischen Literatur, die uns zwar wie alles Chinesische mit bedeutend fremden Augen ansehen, dennoch aber von Interesse und selbst nicht ohne literarisches Verdienst sind. H.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 143. — 23. Mai 1837.

Documenti di storia italiana copiati sugli originali autentici, e per lo più autografi esistenti in Parigi, da *Giuseppe Molini*. Erster Band.

(Fortsetzung aus Nr. 142.)

Am 14. Jan. 1526 wurde der berüchtigte Vertrag zu Madrid geschlossen. Der Datar Giberti wünscht am 1. März, wo Messer Capino nach Frankreich gesandt wurde, um des Königs Gesinnungen in Betreff der italienischen Angelegenheiten zu erforschen, dem Marschall v. Montmorency Glück zu der Befreiung seines Gebieters (Nr. 102) und zu seiner Ernennung zum Großmeister nach dem Tode des Bastards von Savoyen (20. April, Nr. 103). Dasselbe thut von Rom aus am 2. Mai der Cardinal Trivulzio von Como (Nr. 104), indem er sich zugleich über die Noth beklagt, worin er sich durch die Vernachlässigung von Seiten Frankreichs befinde. Seit fünf Jahren, sagt er, habe er nichts von seinen Benefizien bezogen, und selbst wenn man sie ihm jetzt wiedergäbe, hielte er's für unmöglich, einen Carlin davon zu ziehen, so fleißige Einnehmer haben darauf gewirthschaftet. Am 22. Mai 1526 wurde, nachdem König Franz den madrider Vertrag zu ratificiren sich geweigert, zwischen ihm, dem Papst, den Venetianern und dem Herzog Franz Sforza (der zwar vom Kaiser die Investitur von Mailand zu sehr harten Bedingungen erlangt hatte, dessen Land aber in den Händen der Spanier war) zu Cognac ein neuer Bund geschlossen, der die Unabhängigkeit der italienischen Staaten bezweckte. Der tiefe Fall Clemens VII., die unheilvollste aller Epochen dieser blutigen Kämpfe, beginnt hier. Die Franzosen verfuhren mit ihrem gewohnten Leichtsinn und mit jener Sorglosigkeit, die allen ihren Feldzügen diesseit der Alpen ein schlimmes Ende bereitet; der Kaiser suchte durch seine Botschafter in Rom, den Herzog v. Sessa und Hugo v. Moncada, den Papst dem Bündniß abwendig zu machen. Von diesen Intriguen handelt die (chiffrirte) Depesche, welcher der französische Botschafter, Graf v. Carpi, unter dem 24. Juni an den König richtet (Nr. 105):

Es ist Euch, Sire — sagt er darin —, der Wahrheit gemäß berichtet worden, daß Dom Hugo nur gekommen ist, um Alles zu versuchen, den Papst zu gewinnen, wie Ihr aus meinem Schreiben vom 19. ersehen habt.

Dies Schreiben scheint verloren. Er erzählt dann, wie Moncada sich über die Ligue beklagt und dem Papste vorgestellt, daß er sich am Ende zu Bedingungen bequemen müssen werde, die für Se. Heiligkeit so wenig wie für Italien günstig sein könnten; daß der Kaiser ihm zu Liebe das Herzogthum Mailand abtreten (remettre) wolle (wahrscheinlich an Sforza), nachdem bereits so viel Blut darum geflossen, so viel Geld verthan worden sei; daß Se. Heiligkeit sich und ganz Italien den Untergang bereite, wenn man sich in ein so unsicheres und kostspieliges Verhältniß einlasse und sich einen so mächtigen Kaiser zum Gegner mache, in dessen Freundschaft die einzige Gewähreleistung für den allgemeinen Frieden in den italienischen Angelegenheiten liege. Der Papst habe dem Moncada geantwortet: für seine Person und die Interessen Italiens könne er sich wol mit seinen Vorschlägen begnügt haben; er (Moncada) sei indeß in diesem Falle zu spät gekommen, und ohne den König von Frankreich und die andern Verbündeten könne nichts geschehen. Carpi fährt nun in seiner Erzählung fort, wie unanständig der Herzog v. Sessa sich bei seiner Rückkehr aus dem Palaste benommen, und wie man vermuthe, die Spanier seien „en quelque pensée et opinion de mouvoir quelque tumulte dedans Rome avec la part Colonnese et le Cardinal Colonne et autres qui sont dehors qui font quelques gens et menassent, qu'ils feront venir gens du royaume de Naples, et avec cela les villains de leurs terres et autres de leurs partialités entreront ung jour dedans Rome avec dix mil hommes". (Dies schrieb Carpi am 24. Juni; am 20. — 21. Sept. fielen die Colonna wirklich in Rom ein.) Der Botschafter erzählt ferner, wie Sessa und Moncada Geleitsbrief, verlangten, um Rom zu verlassen; wie der portugiesische Botschafter eine Vermittelung versucht habe; wie der Papst ihm (Carpi) Alles wiedererzählt und ganz entschlossen sei („en effet il demeure tant ferme à la résolution prise que ung marbre n'est pas plus dur"). Wir ersehen aus derselben Depesche, daß der Papst den Beginn der Unternehmung gegen Genua ungeduldig erwartete, daß er die Venetianer ermunterte, über die Adda und den Po zu gehen, um sich mit seinen Truppen und den Schweizern, welche der Bischof von Lodi und der Castellan von Musso führen sollten, zu vereinigen. Aber die Venetianer leitete der Herzog von Urbino, eine Caricatur des Cunctators. Der Papst schien dies zu merken. „Il lui semble que les dits gens vénitiens aillent un

petit tardement; non pas qu'il double de leur bonne volonté, mais selon leur coustume."

Der Markgraf von Saluzzo, welcher dem Vertrage gemäß dem Bundesheere 500 franzöſiſche Lanzen zuführen ſollte (Nr. 106), bittet den Dogen von Venedig um ſeine Verwendung, damit er die Mittel erhalte, 4000 Fante zu werben, weil „le gendarmè senza fanti sarieno come cosa inutile a ogni affare che gli occorresse". Die Ligue war übrigens dem Kaiſer noch nicht offiziell angeſagt worden; Robert Acciacuoli, welcher apoſtoliſcher Nuntius in Florenz war, meldet von Poitiers aus am 12. Juli (Nr. 107) dem Montmorency: dem Legaten ſei Vollmacht gegeben, dem Kaiſer die Ligue bekannt zu machen. Frankreichs Zögerung veranlaßte die Sendung Joh. Bapt. Sanga's, welchem der Datar am 19. Juli ein Schreiben an Montmorency mitgab (Nr. 108), um den Günſtling zum endlichen Handeln zu vermögen. Aber in Oberitalien ereignete ſich nichts Tröſtliches. Fürchterlich wirthſchafteten die Spanier in Mailand, und Franz Sforza, aller Hoffnung des Entſatzes beraubt und ohne Lebensmittel, mußte endlich am 24. Juli das Caſtell der Hauptſtadt an Leyva und Davalos übergeben und ſich nach Lodi zurückziehen. In welcher Art die Unternehmung gegen Genua geführt ward, zeigen die Briefe, welche Friedrich Fregoſo, der ſich bei Navarro's Heere befand und in Allem getäuſcht ſah, vom 25. Juli bis 10. Oct. an Montmorency ſchrieb (Nr. 109—114). Klagen über die Unordnung der Truppen, welche Saluzzo führen ſollte, über die Freiheit, welche man den Spaniern im Mailändiſchen laſſe, über den Mangel eines Landheeres, ohne welches man Genua nicht nehmen könne, das übrigens in Noth ſei. Alles war vergebens. Der Erzbiſchof beklagt dabei das Schickſal der armen Genueſer (ſeiner Landsleute), welche in dieſem Kriege ganz zu Grunde gerichtet würden, wenn man ihnen ihre Schiffe nehme. „Ben li dico che se Sua Maes. non ha qualche pietà alli poveri genovesi, che queste prese de nave sono la total ruina di questa povera terra. Pure, se a S. M. piacerà che siano porse, besognerà haver patientia et ringratiar Dio del tutto." Der König fragte aber wenig nach den Leiden Italiens. Am 10. Auguſt ſendet Franz Sforza von Crema aus den Nic. Sfondrato als Geſandten nach Frankreich (Nr. 115); am 18. Sept. verſieht der Papſt den nach Frankreich zurückkehrenden Herrn v. Langey, de Bellay, mit einem Schreiben an Montmorency (Nr. 119), worin er dem Genannten beſondere Aufträge gegeben zu haben meldet. Zwei Tage darauf plünderten die Colonneſen den Vatican; in der Engelsburg ſchloß Clemens am 21. mit Moncada den Vertrag ab (Nr. 120), welcher einen viermonatlichen Waffenſtillſtand, Amneſtie für die Colonnas und Alle, „qui in hoc insultu adversus statum ecclesiasticum intervenerunt", den Rückzug ihrer Mannſchaft ins Neapolitaniſche und die Geiſelſtellung Philipp Strozzi's und eines der Söhne Jakob Salviati's bedingt.

Am 24. Sept. ſandte der Papſt den decanus cubiculariorum, Paul von Arezzo, an König Franz (Nr. 123), mit welchem Auftrage, meldet Guicciardini. Zu gleicher Zeit macht Giberti dem Montmorency (Nr. 124) bemerklich: man erwarte doch endlich vom Könige, daß er irgend etwas thue, um ſo viele Übel nicht immer mehr ſich anhäufen zu laſſen. Demſelben ſchreibt am 2. Oct. (Nr. 126) der venetianiſche Staatsſecretair Andrea Roſſo: wenn Se. allerchriſtlichſte Majeſtät nicht ſehr bald und kräftig einſchreite, ſo ſei in der Lombardei Alles verloren; und Gott wolle, daß die Hülfe noch zeitgenug anlange. Man ſieht aus dem ganzen Briefe, welche Wirkung der dem Papſte durch Moncada zugefügte Schimpf gemacht, und wie man es für durchaus nöthig hielt, Erſtern mit Geld und Truppen zu unterſtützen. Aus dem Lager der Ligue ſchreibt Friedrich v. Bozzolo dreimal (am 3., 16., 25. Oct., Nr. 127—129) an den Marſchall über die Bewegungen des venetianiſchen Heeres, die Weigerung des Papſtes, den ihm abgenöthigten Vertrag zu halten, den Mangel an Geld, welches immer verſprochen wird, und die Gerüchte vom Anzug eines großen Heeres von Landsknechten. Über den Schatzmeiſter fließen die ärgſten Klagen ein.

(Der Beſchluß folgt.)

Oliver Goldſmith's Leben.

(Beſchluß aus Nr. 142.)

Nachdem Goldſmith ſich 1749 die Würde eines Bachelor of arts erworben hatte, verließ er Edinburg, die alma mater ſeiner Bildung, und begab ſich in die Heimat, wo er zwei Jahre hindurch mehr auf angenehme als erfolgreiche Weiſe im poetiſchen Halbnichtsthun verlebte. Allein dieſer Zeit eines dichteriſchen dolce far niente im Kreiſe der Seinigen verdanken wir die herrlichſten Abſchnitte in ſeinen poetiſchen Erzeugniſſen. Um dieſe Zeit erſchien auch ſein „Traveller". Diejenigen, welche eine Specificirung ſeiner geſammten Beiträge für das „Monthly review", „Literary magazine", „Critical review" und andere periodiſche Blätter wünſchen, finden in Prior's Buch darüber ganz erſchöpfende Belehrung. Andere Pläne, die Goldſmith in jener Zeit hinſichtlich ſeiner praktiſch-mediciniſchen Laufbahn ſich vorzeichnete, wie z. B. eine Überſiedelung nach Indien, um dort eine Anſtellung zu finden, die Eröffnung einer ſelbſtändigen Praxis u. ſ. w., ſchlugen nicht ein, und dieſer Umſtand verſetzte den Dichter in große ökonomiſche Verlegenheiten. Deshalb verfaßte er um des Lebensunterhalts willen, um im eigentlichen Sinne ſein Brot zu verdienen, zu jener Zeit ſein „Leben Voltaire's", die „Geſchichte von England", und die „Griechiſche Geſchichte" u. ſ. w., eine Menge Vorreden, Compilationen u. ſ. w., was ihm größtentheils von den Buchhändlern ſehr ſchlecht bezahlt wurde. Und dieſe Verlegenheiten des praktiſch-ökonomiſchen Lebens wichen ſeit dieſer Zeit von dem Verfaſſer ſo vieler unſterblichen Schriften niemals wieder. Er hatte mit dem Druck der äußern Exiſtenz bis an ſeinen Tod zu kämpfen. Der Freund von Johnſon, Burke, Reynolds, der von der Welt bewunderte Dichter, der Mann, dem die Natur einen ſo hohen und liebenswürdigen Genius verliehen hatte, litt oft Mangel an dem Nothwendigſten und ſah ſich von jenen ſchleichenden und niederſchlagenden Fährlichkeiten des bürgerlichen Lebens bedroht, die man nur durch glückliche Zufälle wieder los wird, wenn man ſich einmal darein verwickelt hat. Verhaftungen und Demüthigungen bedrohten ihn von allen Seiten und wurden ihm auch häufig zu Theil ſowie, was noch das Traurigſte war, der Zuſtand unausgeſetzter Abhängigkeit von Denjenigen, die ſeine Feder zu reichen Leuten machte. Die von Prior zu Beleg deſſen angeführten Details ſtreifen öfters ans Unglaubliche, wiewol ihrer Authenticität ſchwerlich etwas ent-

gegnet werden kann. So z. B. liegt noch eine von Goldsmith selbst vidimirte Rechnung seiner Wirthin zu Islington vor, laut welcher sie während dreier Sommermonate des J. 1764 für den Dichter 12 Pf. 10 Sh. verlegte, die der Buchhändler Newbery, ein Mann, der sehr wenig literarisches Ehrgefühl und Gewissen besessen zu haben scheint, obgleich Goldsmith für ihn eine sehr ertragreiche literarische Zwickmühle gewesen ist, für diesen bezahlte. Diese Rechnung, ein interessantes Actenstück zu dem gedrückten Dasein eines großen und guten Mannes, lautet wörtlich so:

„1764. Dr. Goldsmith verschuldet der Elisabeth Fleming:

		Pf.	Sh.	P.
An Miethgeld für sein Zimmer vom 25. Dec. bis 29. März		1	17	6
2. April.	Ein Brief von der Post	—	—	1
3. „	Ein Platz in der Landkutsche nach London	—	—	6
7. April.	Geliehen, um die Wäscherin zu bezahlen	—	1	—
11. April.	Ein Postbrief	—	—	1
15. „	Ein Packet mit der Kutsche	—	—	2
18. „	Ein Postbrief	—	—	1
19. „	Sassafras	—	—	6
25. „	Desgleichen	—	—	6
2. Mai.	Desgleichen	—	—	6
5. „	Ein Postbrief	—	—	1
7. „	Desgleichen	—	—	1
„ „	Sassafras	—	—	6
„ „	Trinkgeld dem Burschen fürs Tragen eines Packets nach Pall Mall	—	—	8
12. Mai.	Sassafras	—	—	6
16. „	Ein Brief mit der Post	—	—	4
17. „	Federn und Papier	—	1	3
21. „	Sassafras	—	—	6
23. „	Ein Postbrief	—	—	1
24. „	Baar geliehen	—	—	10
„ „	Eine Pinte Ale	—	—	2
25. „	Papier	—	—	6
26. „	Sassafras	—	—	6
„ „	Opodeldoc	—	—	2
8. Juni.	Ein Brief mit der Post	—	—	1
9. „	Baar geliehen	—	1	2
„ „	Sassafras	—	—	6
21. „	Baar geliehen	—	—	6
27. „ / 28. „	Briefe mit der Post	—	—	2
30. „	Sassafras	—	—	6
„ „	Die Schuhe zu reinigen	—	2 (?)	6
	An Wasch- und Flickerlohn.			
17. April.	3 Hemden, 3 Halstücher, 4 Paar Strümpfe	—	1	5½
3. Mai.	2 Hemden, 2 Halstücher, 1 Kappe	—	—	9½
12. Mai.	4 Hemden, 4 Halstücher, 3 Paar Strümpfe	—	1	9
„ „	3 dergl. auszubessern	—	—	3
26. „	3 Hemden, 3 Halstücher, 1 Paar Strümpfe	—	1	2½
8. Juni.	4 Hemden, 4 Halstücher ꝛc.			
Kostgeld auf 3 Monate vom 29. März bis 29. Juni		12	10	—
	Summa:	15 Pf.	12 Sh.	3 P.

unterzeichnet: Oliver Goldsmith."

Wie Goldsmith in der spätern Zeit, wo ihn seine fortdauernden ökonomischen Verlegenheiten völlig zu einem Lohnarbeiter seiner Verleger gemacht hatten, von diesen bezahlt wurde, mag nachstehende Rechnung beweisen, die wir aus Gründen im Original hersetzen wollen.

„Settle Dr. Goldsmith's account and give him credit for the following copies:

The Preface to the History of the world and charge it to the partners	3 Pf.	3 Sh.
Prefaces to the Natural history	6 „	6 „
Translation of the Life of Christ		
Detto the Lives of the fathers		
Detto the Lives of the philosophers	findet sich keine Angabe.	
Correcting 4 vols. Brocke's Natur. hist.		
79 leaves of the History of England		
Copy of the Traveller, a poem (das, wohlbemerkt, viel Aufsehen machte und dem Verleger eine hübsche runde Summe einbrachte)	21 Pf.	— Sh.
Get the copy of Essays, for which paid as half, and Mr. Griffin to have the other	10 „	10 „

Hierbei ist zu bemerken, daß die hier genannten „Essays" eine Sammlung seiner früher in Zeitschriften erschienenen Aufsätze waren, die schon in ihrer Zerstreutheit große Anerkennung gefunden hatten, und daß der erwähnte Griffin ein anderer Verleger Goldsmith's war, dem er die Summe von 10 Pfund schuldete, und der, weil er nicht länger creditiren wollte, gleich die Hälfte des Honorars für jenes Manuscript zurückbehielt.

Obgleich von dem weltberühmten „Vicar of Wakefield" in einem Jahre drei Auflagen erschienen waren, so scheint dieser Umstand dem Verfasser selbst wenig Früchte getragen zu haben. Wenigstens finden wir, daß zu Ende August 1766, als eben die dritte Auflage des „Vicar" herausgekommen war, der Buchhändler Newbery (sein „friendly publisher", schofeln Andenkens) ihm eine Anweisung auf 15 Guineen, durch die sich der Verfasser aus einer peinlichen Verlegenheit reißen wollte, unrealisirt zurücksandte. Wollen wir bei Beachtung dessen nun auch gern zugeben, daß Goldsmith's Gesuche um Zahlungen häufiger wiederkehren mochten, als einem die geschäftliche Pünktlichkeit liebenden Verleger wünschenswerth sein kann, so zeigen uns doch die, was dies Verhältniß betrifft, sehr ausführlichen Nachweise von Seiten Prior's deutlich, daß Newbery wirklich im höchsten Grade eigennützig an seinem von Tage zu Tage berühmter werdenden Autor handelte und allem Anscheine nach es sich geflissentlich angelegen sein ließ, Goldsmith's Lage im Allgemeinen beim Alten zu lassen, damit er um so sicherer über sein Talent disponiren könnte. Gewiß ist es, daß ein Verleger von Ehrgefühl wenigstens Versuche gemacht haben würde, einen Mann, dessen Thätigkeit und Ausdauer doch nur von einer sorgenfreien Existenz abhing, der ein entschiedener Liebling des Publicums — das bei alledem seine Lieblinge oft Hunger leiden läßt — geworden war, dem es ferner zwar an festen praktischen Grundsätzen, aber keineswegs an Fleiß fehlte, und durch den er selbst endlich bereits so viel erworben hatte, mindestens so weit zu situiren, daß er ohne Sorgen für den andern Morgen in die Zukunft blicken konnte. Endlich wollen wir zur Ehre des trefflichen Goldsmith für Diejenigen, die etwa an seiner Tüchtigkeit und Arbeitsamkeit zu Gunsten seines kleinlichen Verlegers zweifeln möchten, noch das bemerken, daß es einem Gelehrten, den der Tod hinwegraffte, als er eben eifrigst mit dem Plane zu einem allgemeinen Wörterbuche der Wissenschaften und Künste beschäftigt war, nachdem er bereits einige Jahre früher eine „Geschichte der Erde und der lebendigen Schöpfung" in sechs Bänden geschrieben hatte, unmöglich an Arbeitslust gefehlt haben kann. Ehre den Todten, in jeder Rücksicht! Goldsmith gehört zu den zartesten und seltensten Geistern, die die literarische Welt aufzuweisen hat; einen solchen zu rechtfertigen kann man nicht weit genug gehen, und daß dies Prior in seiner Schrift über ihn gethan, ist nicht als das geringste Verdienst derselben anzusehen.

In Betreff einiger andern wirklichen und vermeintlichen Werke Goldsmith's bestätigt Prior, daß Goldsmith das Märchen: „Goody two shoes", nicht geschrieben, dagegen der unbestreitbare Verfasser der früherhin gemeiniglich dem Lord Little

ten zugeschriebenen „Letters of a nobleman to his son" ist. Auch schrieb Goldsmith ein Oratorium unter dem Titel: „The captivity", dessen Stoff der Geschichte der Juden in Babylon entnommen war. Seine theatralischen Stücke: „The good natured man" und „She stoops to conquer", machten bekanntlich kein großes Glück und der Verfasser selbst legte auch wenig Werth darauf.

In Hinsicht auf Goldsmith's letzte Lebensjahre und seine Lebensweise innerhalb derselben theilt uns sein Biograph folgendes Ausführlichere mit. Um das J. 1771 lebte G. auf einer Pächterei sechs Meilen von London, wo er auch einen großen Theil der „Animated nature", der „Geschichte von Griechenland" und Anderes niedergeschrieben hat. In der Regel speiste er hier mit der Familie, ließ sich aber auch häufig seine Mahlzeit auf sein Zimmer bringen, besonders wenn er mit einer Arbeit beschäftigt war. Gelegentlich besuchte er auch die Küche, wo er sich mit dem Rücken nach dem Herd kehrte und lange Zeit in Gedanken versunken stand, dann plötzlich mit ungestümer Eile nach seinem Zimmer sprang und dort seine Gedanken zu Papier brachte. Sehr häufig schwärmte er tagelang im Felde umher, und in der schönen Jahreszeit sah man ihn in irgend einem schattigen Gebüsch gelagert, sinnend und brütend, oder mit einem Buche beschäftigt. Dann und wann besuchte er die Stadt und blieb zuweilen mehre Wochen abwesend, so auch wenn er in der Umgegend seinen Freunden Besuche abstattete. Zu Hause pflegte er sich sehr luftig zu kleiden, immer mit offenem Hemdkragen, sowie ihn das Portrait von Reynolds vorstellt. Er las oft des Nachts im Bette, und vielleicht war dies der Grund, daß er häufig schlaflose Nächte hatte. Sehr charakteristisch und für die Sorglosigkeit und Indolenz seines Gemüths in allen äußerlichen Dingen ganz bezeichnend war die Art und Weise, wie er dann sein Licht auszulöschen pflegte. Er warf es nämlich mit dem Pantoffel aus, den man am andern Morgen neben dem umgestürzten Leuchter fand, ganz mit Talg beschmiert. Von freundlichern Umgangssitten, als G. war, kann nicht leicht Jemand sein. Mitleidig im höchsten Grade, schmerzte ihn nichts tiefer als der Anblick der Armuth, und einem Bettler eine Gabe abzuschlagen, selbst wenn diese sein letztes Geldstück in Anspruch genommen hätte, war ihm ganz unmöglich. In Gesellschaft seiner Bekannten war er immer heiter, oft bis zur Ausgelassenheit lustig. „Kommt, laßt uns ein wenig die Thoren spielen", war seine häufige Anrede. Auch dem Kartenspiele war er ergeben, am liebsten aber schwärmte und tollte er mit Kindern. Das war ihm am liebsten, wenn er lang ausgestreckt auf dem Boden lag und sie alle über ihn herpurzelten. Wie Hr. Oldbuck, der Alterthümler in Walter Scott's Roman, zeigte sich Goldsmith nie ohne Perücke, was Diejenigen, die sein Gesicht nur aus dem schönen, aber sehr idealischen Stich nach Reynolds kennen, allerdings einigermaßen in ihrer Illussion stören muß. Seine Perücke war ihm das Unentbehrlichste, und es konnte ihn immer sehr verstimmen, wenn es ihm hin und wieder an dem zu ihrem Aufputz nöthigen Beistand fehlte. Diese Perücke war auch eine landschaftliche Seltenheit, denn Niemand in der ganzen Umgegend trug noch eine außer ihm.

Nur 45 Jahre lebte Goldsmith, und dies kurze Leben war doch so reich an mannichfaltigem Ungemach. Er war stets bedürftig, während er doch nicht Einem, sondern Vielen zu Gütern verhalf. Deshalb vergleicht sein Dasein und Wirken ein englischer Kritiker nicht unwahr mit dem der Sklaven, die in den Goldminen und Diamantengruben arbeiten und zu elender Kost verdammt sind, während sie ein Juwel nach dem andern zu Tage fördern. Wie verletzend ist nicht schon (obwol wir damit dem Verdienst des fleißigen Biographen keineswegs zu nahe treten wollen) für Den, der in des edeln Goldsmith Seele denkt, die Bemerkung, daß Hr. Prior für sein Buch, in welchem er doch nur die Asche eines Todten, aber Unsterblichen erweckte, mindestens die Hälfte der Summe empfing, die jenem unsterblichen Todten selbst für Alles, was er je geschaffen, zu Theil wurde. Erwägt man solche, leider unabänderliche Ungerechtigkeiten des Verhängnisses, so wird man allerdings veranlaßt, den Nachruhm, an dem sich das abgeschiedene Verdienst nicht mehr erfreuen kann, sehr hoch anzuschlagen. 80.

Literarische Notizen.

Die in den letzten Jahren erschienenen neuen französischen Wörterbücher, unter welchen das Raymond'sche wol noch das vollständigste ist, genügen so wenig wie die von Zeit zu Zeit in verbesserten und vermehrten Auflagen erscheinenden ältern, das „Dictionnaire de l'académie", Boiste's „Dictionnaire universel", der Arbeiten von Gattel, Laveaux u. A. zu geschweigen, den an solche Werke zu machenden Anforderungen. Raymond mit seinen angeblich 100,000 Wörtern, von denen 10,000 und 15,000 Bedeutungen und Redensarten noch in keinem dem seinigen vorhergegangnen Wörterbuche sich finden sollen, ist noch immer sehr unvollständig, eine Unzahl neu gebildeter oder in die Sprache eingeführter, vielgebrauchter Wörter, technischer Ausdrücke u. s. w. hat auch er nicht aufgenommen. Über Vollständigkeit und andre lexikographische Erfordernisse haben die Franzosen, wie Ch. Nodier in der Vorrede zur neuesten, von ihm besorgten Ausgabe von Boiste's „Dictionnaire" zeigt, befremdende Ansichten, der alte steife Akademiezopf ragt noch immer, wie Kerner's Geister in unsere Welt, in die von Gelehrten, Romantikern, geistreichen und eigenthümlichen Schriftstellern revolutionnirte Sprache herein. Für das wie ein Orakel angesehene „Dictionnaire de l'académie" mußte nothwendig etwas Entscheidendes gethan werden und man beschloß einen Nachtrag zu liefern. Seit fünf Jahren bearbeiten denselben unter der Leitung eines Mitglieds der französischen Akademie und unter Redaction von L. Barré und Marc. Landois eine Anzahl gründlicher Gelehrter und Sprachkenner, die sich in die verschiedenen Materien getheilt haben. Von diesem schon längst erwarteten Nachtrag, der einem von Freunden und Kennern der französischen Sprache längst gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen verspricht, ist soeben unter dem Titel: „Complément du dictionnaire de l'académie francaise" die erste Lieferung erschienen. Es lohnt wol der Mühe, später, wenn das Werk weiter fortgeschritten sein wird, sich ausführlicher über dasselbe zu verbreiten.

Der Vicomte d'Arlincourt hat soeben einen neuen Roman in zwei Bänden: „L'Herbagère" geliefert, der aber nicht wie sein „Brasseur-roi" u. s. w., eine politische Tendenz hat, sondern in die Gattung seiner frühern bessern Erzeugnisse, des „Solitaire" und „Renégat", gehört. 4.

Beantwortung der Frage in Nr. 117 d. Bl. über den Verfasser des Dramas: „Der Mann von vierzig Jahren".

Dies ist von Kotzebue. Einsender nahm an einer Privatvorstellung dieses Dramas im Hause des verstorbenen Hofraths Schütz in Jena während der Jahre 1799—1801 activ Theil. Kotzebue wohnte selbst der Gesellschaft bei, in der auch ein Stück von Hagemeister gegeben wurde; Schütz aber hatte einen scherzhaften Prolog dazu gedichtet, dessen Schluß so lautete:

Das erste ist von Kotzebue,
Und säh' dieser große Meister
Uns etwa selber zu,
So mach' er uns durch seinen Beifall dreister
Und drücke beide Augen zu.
Das and're ist von Hagemeister;
Der Autor bleibt wol von uns fern,
Doch käm' er auch, sprach' ich: Was gute Geister
Und so dergleichen sind, die loben Gott den Herrn.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 144. — 24. Mai 1837.

Documenti di storia italiana copiati sugli originali autentici, e per lo più autografi esistenti in Parigi, da *Giuseppe Molini*. Erſter Band.

(Beſchluß aus Nr. 143.)

Während man die Zeit mit Verhandlungen (z. B. um Alfons von Ferrara zu gewinnen; Hugo de' Pepoli an Louiſe von Angoulême und Montmorency, Parma 31. Oct., Nr. 131, 132) und nutzloſen Märſchen und im Lager zubrachte, brach am 26. Oct. Georg v. Frundsberg aus Mündelheim auf, und im Kampfe mit ihm wurde bei Governolo am Po Giovanni delle bande nere am 25. Nov. tödtlich verwundet und ſtarb fünf Tage darauf zu Mantua. Ein Schreiben Franz Sforza's an Landriano meldet von der Inveſtitur des Herzogs von Ferrara mit Modena, Reggio und Carpi, von den Bewegungen der Landsknechte, um ſich mit den in und um Mailand liegenden Truppen zu vereinigen und von der Ausrüſtung der Flotte Lanoy's in Carthagena (Nr. 144). Die Cardinäle von Araceli und von Como ſchreiben an Montmorency über ihre Bedürftigkeit (13. Nov., 7. Dec.), welche bei Letzterm, der ſich wiederholt beklagt und dem endlich einige Zeit darauf das Erzbisthum Vienne verliehen ward, den höchſten Grad erreicht zu haben ſcheint.

Monsignore — ſchreibt er u. A. —, io mi trovo in tanta necessità et miseria che quella non lo poteria credere, et ogni giorno mi ritrovo in maggiore. Nè ho mai possuto havere dal Re alcuno minimo beneficio, nè pure uno scuto da potermi intertenere. Prego la S. V. non me manchi del suo ajuto in farmi havere da vivere, et non lassar morire di fame uno tal servitore come me, con dar tanto malo esempio a tutta questa corte.

So bettelt ein Cardinal und ein Trivulzio bei einem fremden Herrn.

Wir nähern uns raſch der großen Kataſtrophe des J. 1527. Das Elend in Mailand, wo Bourbon ſich noch immer mit Lepva und Davalos befand, weil das Heer ohne Sold nicht abziehen wollte, war bis auf den höchſten Grad geſtiegen. Freilich mochten die Mailänder ſich jetzt die, wenn auch noch ſo ſchlechte franzöſiſche Regierung zurückwünſchen. Eine ſonderbare Probe dieſer Geſinnung gibt ein Schreiben einer Mailänderin, die ſich „la Franza pizinina" unterzeichnet, und „in purgatorio" am 10. Jan. datirt, an König Franz. In der komiſchſten Weiſe und confuſeſten Orthographie meldet dieſe amica Sr. „ſüßeſten Majeſtät": wenn er ſein Mailand wiederſehe, werde er weder Land noch Leute wiedererkennen, ſo ſei Alles zu Grunde gerichtet, und jeden Tag gehe es ſchlimmer, ſodaß die Armen immerfort zu Gott beteten, er möge ihnen den König von Frankreich ſenden. Jetzt ſei weder ſchwarz noch weiß mehr in der Stadt, ſondern Alles einmüthig im Verlangen nach dem vortrefflichen König; denn jetzt ſähen die Mailänder ihre große Unwiſſenheit und Unverſtand ein, und daß ſie ihr eigen Wohl nicht gekannt, und ſie würden gern, Alle wie ſie ſeien, Se. Majeſtät auf den Schultern tragen. Am 15. Jan. meldet Theodor Trivulzio von Lyon aus (Nr. 145) dem König, die Nachricht ſei eingetroffen, daß am 5. d. M. die in Mailand liegenden Truppen unter Bourbon's Führung ſich nach Pavia gewandt, um bei Firenzuola zu Frundsberg zu ſtoßen, nachdem vorher noch die gröbſten Exceſſe in der Hauptſtadt begangen worden, wo u. A. Morone 20,000 Scudi für ſeine Befreiung gezahlt. Zugleich heißt es von dem noch immer blockirten Genua: es herrſche dort großer Mangel an Lebensmitteln, weil die Zufuhr von der Lombardei her durch die franzöſiſche Gendarmerie gehindert worden ſei, und es könne nicht viele Tage länger ſo währen. Über dieſe nämliche Angelegenheit ſchreibt von Savona aus am 30. Jan. Anton Doria dem Montmorency (Nr. 147): die Blockade von der Seeſeite währe nun ſchon ſechs Monate, und es ſei ſo viel Geld darauf verwandt worden, daß es zu einer großartigen Unternehmung hingereicht haben würde. Auf ſolche Weiſe könne man die Stadt nie nehmen, was hingegen ganz leicht ſein würde, wenn man ſie durch ein Landheer einſchlöſſe, das ſich durch die vielen in Toscana unbeſchäftigt herumirrenden Fante (von denen ſo Viele Bourbon's Zug vergrößerten) leicht bilden ließe; denn die Werke haben ſehr gelitten und das Volk friſte nothdürftig ſein Leben von Dem, was man Tag auf Tag vom Lande hineinbringe. Auch hier wieder Klagen über Ausbleiben des Soldes und Vernachläſſigung. Einige Briefe von Joh. Bapt. Medici (Bruder des Caſtellans von Muſſo), von Hugo Pepoli, Guido Rangone, alle an Montmorency, ſind von geringem Belang. Am 6. Mai 1527 erſtürmte Bourbon Rom. Der Vertrag des Papſtes mit den „illustriss. et molto excelsi Sign. Capitanei del felicissimo exercito Cesareo" vom 26. Nov. findet ſich hier

wieder (Nr. 154). In Orvieto angelangt, schreibt Clemens am 14. Dec. dem Könige Franz, indem er ihm seine Befreiung anzeigt und auf des Königs wenig thätige Bemühung bei dieser Gelegenheit hindeutet. Dieser Brief dient zugleich als Beglaubigungsschreiben für den Protonotar Hugo Gambara, der als Nuntius nach Frankreich und England ging (Nr. 156). An demselben Tage schreibt der Papst Louisen von Angoulême (Nr. 157), und am 17. dem Montmorency, um ihm den Nuntius zu empfehlen.

In dieser Zeit der drückenden Noth starb zu Todi ziemlich unerwartet Friedrich von Bozzolo aus dem Hause Gonzaga, einer der erfahrensten der damaligen italienischen Capitaine. Kaum ist er todt, so wendet sich einerseits Albert Maraviglia an Montmorency (Nr. 159), um von Franz die bisher vom Gonzaga bezogene Pension zu erhalten; andererseits Pirro Gonzaga, des Verstorbenen Neffe, an den König selbst, um das Nämliche für seinen Bruder Cagnino zu erlangen (Nr. 160). Den Letztern unterstützt in einem Schreiben an Franz (Orvieto 31. Dec. 1527, Nr. 161) der Papst selbst und spricht sich dabei über den erlittenen Verlust folgendermaßen aus:

Non dubitamus quin tua Serenitas pro eo amore quo quondam Federicum de Bozolo de Gonzaga servitorem et stipendiarium suum viventem prosequebatur, nunc ejus mortem cum molestia et dolore sit auditura. Cum enim virtus, scientiaque militaris quae summae in illo viro erant ut nosti, tum fides devotioque ejus erga te singularis tot annis, totque in periculis tibi probata, desyderium talis viri acerbum et triste tuae Serenitati commovere debebunt, et etiam justius quo is in servitiis tuis sicuti vixit, ita mortem oppetiit, nec antea servitutem erga te suam quam vitam finivit. Nos quidem ut vere fateamur hunc casum acerbe tulimus, vel tuae Serenitatis causa, vel etiam nostra, qui in eo amando nemini cedebamus, vel etiam italici nominis quod ille in hac Ducum raritate honestabat.

Eine ducum raritas war freilich eingetroffen: was noch übrig war, wie Saluzzo, Horaz, Baglioni, Pepoli, Rangoni, Camill Trivulzio u. A., rieb großentheils Lautrec's Feldzug gegen Neapel auf.

Bis hierher gehen die Beiträge, welche der erste Band dieser „Documenti storici" enthält. Wo es sich von einem Zeitraume handelt, über welchen es an wichtigen und zuverlässigen Memoiren, Geschichtserzählungen, Denkschriften u. s. w. nicht fehlt, wo diese im Gegentheil in solcher Menge sich vorfinden, wie es namentlich in Betreff der Kämpfe während der Regierung Franz I. der Fall ist, muß die Bestätigung, Berichtigung oder Bereicherung der vorhandenen Materialien auch in einzelnen Punkten immer erfreulich sein. In diesem Sinne darf man auch das vorliegende Werk betrachten. Der Hauptinhalt desselben ist in obigen Bemerkungen wenigstens angedeutet worden; bei sorgfältiger Benutzung werden eine Menge von Details, die sich hier zur Charakteristik der in diesem großen Drama Mitspielenden in ihren eignen Briefen und denen der Zeitgenossen finden, der Geschichte zu statten kommen. Noch muß ein Wort über die vortrefflich geschriebenen Anmerkungen gesagt werden, die der Marquis Capponi diesen Documenten beigefügt hat. Sie sind sehr reichhaltig, erläutern die Beziehungen zu andern Schriften oder Nachrichten, führen letztere zur Begründung oder Unterstützung an und bringen manchen streitigen Punkt der Chronologie ins Reine.

Einen Anhang zu dieser Urkundensammlung bildet das politische Testament Lodovico Sforza's: „Ordini di Lodovico il Moro intorno al governo dello stato di Milano dopo la sua morte, nel caso della minorità del figlio" (S. 291—330). Die Urschrift, nach dem Tode der Herzogin Beatrix von Este verfaßt, befindet sich in der pariser königlichen Bibliothek und wird bei Marsand (S. 477) erwähnt. Gemäß diesen sehr genauen und ins Einzelne gehenden Verordnungen soll die Großjährigkeit des Nachfolgers mit zurückgelegtem 20. Jahre beginnen, und es soll derselbe sogleich um die kaiserliche Investitur sich bewerben, welche Se. Majestät Kaiser Maximilian ihm, Lodovico, ertheilt, „havendole sempre negate el Sermo. Sre. suo patre alli Sri. Nostri Patre et fratello, et ultimamente al Duca Joanne Galeazzo nostro nepote, al qual epso Sermo. Re dei Romani expresse le ha etiam negate". Die speciellen Verordnungen beziehen sich sodann auf die Ernennung und Einrichtung des Raths und der Regierung, auf die Festungen, das Kriegsvolk, die Residenz des jungen Herzogs, die Vormundschaft, die Rathssitzungen, die Gerichts- und Finanzverfassung, den Schatz, die Salz- und Getreideverwaltung, das Städtewesen, die „Judei et marrani" u. s. w. Nur im Vorbeigehen kann hier auf dies höchst interessante Document aufmerksam gemacht werden, dessen genauere Betrachtung einen eignen Artikel erfodern würde, und welches für die Kenntniß des Charakters des Fürsten, welcher so grenzenloses Unglück über Italien verhängte und selbst das Opfer seiner Intriguen ward, sowie für die der ganzen Zeit von dem größten Werthe ist. Alfred Reumont.

Correspondenznachrichten.

Paris, 1. Mai 1837.

Am Hofe Heirath und Continentalpolitik, in den Journalen Civilliste, in den Kammern Skandal, auf der Gasse Illumination und Feuerwerk, im Theater bethlehemitischer Mord der Weißen von San-Domingo — wir leben wieder eine Zeit lang in Saus und Braus der Dinge und Begebenheiten. Unterdeß wurde im Louvre der Tempel der Maler und Bildhauer geschlossen, und Baron Rothschild trat auf die Seite des Prätendenten Don Carlos, nachdem er officiell erklärte, er werde dem Gesandten der Königin Christina vom ersten Juni ab keinen Gehalt mehr bezahlen. Die spanische Revolution ist also mausetodt. In der Literatur herrscht eine solche Stille, daß bereits acht Tage lang ein Buch über die dreifarbige Fahne Epoche macht. Dieses Buch hat zwei Bände und kostet wie das erste Meisterwerk neuen Styls 15 Francs. Ich wäre in Verlegenheit, wenn ich Ihnen aus der Tageswelt eine haltbare Idee anzeigen sollte; die hundert hiesigen Journale sind meistens größer, aber so entsetzlich arm geworden, daß man die Augen auf ihrer spartanischen Suppe zählen kann. Ein Bulletin täglich, ein Artikel der Diebstähle und Sittengeschichte, ein Feuilleton, Theater und Kunst und ein Appendix, überschrieben: Variétés, das ist der beständige Hausbedarf, der in allen Pressen auf eine wahrhaft fabrikmäßige Weise gekocht wird. Man könnte das Publicum bemitleiden, aber es verdient es nicht, weil es ebenso

geduldig und nachsichtig wie die schreibende Welt anmaßend und beschränkt ist. Eine denkende Welt kann man die publicistische nicht mehr nennen, seit es Sitte und Speculation geworden, den Geist der Politik und Literatur wie Kattun zu weben und ellenweise abzulassen.

Als ich kürzlich las, der König von Preußen wolle nicht, daß neue Zeitungen begründet würden, weil der alten für das Bedürfniß der Lesewelt und Intelligenz schon zu viele seien, weil sie einander durch Concurrenz verhinderten, aus guten Quellen zu schöpfen, da dachte ich: es ist Schade, daß der König von Preußen nicht auch König in Frankreich und England ist. Inzwischen will ich bemerkt wissen, daß es nicht genug gethan wäre, wenn man die Anzahl der Journale beschränkt, man müßte auch die conservirten, weil sie Privilegien von Bedeutung werden, an die nur reelles Verdienst um die öffentlichen Angelegenheiten und Ideen Anspruch gibt, aus den Wuchererfingern ziehen und für den allgemeinen Gebrauch der Intelligenz und der intelligenten Geister zugänglich machen. Nicht Monopole des Handels, nicht Actiencapitalien dürfen die Presse besitzen; die Literatur allein ist ihre Gebieterin, und nur mit den Schriftstellern kann sie wirken und eine nützliche Macht werden.

Da wir heute des Königs Namenstag feiern, so habe ich in den Journalen nach Herzensergießungen pro und contra gesehen. Ich fand deren keine, die mich interessiren konnten; dagegen stieß ich auf eine humoristische Untersuchung der Kanonisation des heiligen Philipp, welche ein Ultrakarlist in der „France" abdrucken ließ. Der Mann hat in der Legende gefunden, daß der Apostel zu seiner Zeit ein schlechter Heiliger gewesen und mehr auf die Pfennige als auf das Christenthum gesehen habe. Nichtsdestoweniger, sagt der Ref., stattete dieser Philipp I. seine Töchter, deren er viele hatte, mit eignen Mitteln aus, und es ist nirgend zu lesen in dem Moniteur von Bethsalda, seiner Vaterstadt, daß er seine Mitbürger, die Galiläer *), deswegen in Contribution gesetzt habe.

Über einen guten Witz darf man jederzeit lachen, auch wenn man die Application nicht ernstlich mitmacht. Die Apanage- und Civillistediscussionen, welche in diesen Tagen aus der gegenwärtigen französischen Staatsverfassung eine Börsenauction machten, waren in meinen Augen so entsetzlich krämerisch und aller edeln Motive baar, daß ich nichts als die Absicht, die Monarchie zu degradiren, darin erkannte. Ein König soll Rechenschaft von seinen Bedürfnissen ablegen wie ein Intendant, ein König soll ein Buch führen über Soll und Haben, über Almosen und Wohlthaten, über Kunst- und Wissenschaftbeförderungen, ein König soll haushalten wie ein Werkmeister und Tagelöhner? O, daran erkenne ich die Philisteraristokratie des Census, daran erkenne ich die Juden, Bankiers, Gewürzkrämer und alle den Adel, der die Revolution gemacht, die Repräsentation der Geldmenschen erfunden hat, an der Europa krank liegt. Wie kann nur ein vernünftiger Mensch denken, daß Frankreich ärmer ist, wenn der König eine Million mehr ausgibt, wie kann er so dumm sein, sage ich, das Wohl des Landes einzig und allein auf Geld zu reduciren. Nichts ist das Geld den Nationen, aber Alles sind ihnen die Institutionen, welche den Wohlstand befördern. Für diese ist wenig gethan auf Erden.

Die Zeit der Pferderennen ist gekommen, und in Chantilly wie auf dem Marsfelde wetteifern die Racen unter Protection des Herzogs von Orleans. Die „Gazette de France" tadelt den Prinzen wegen dieser Zuneigung für die Pferde, welche man eine englische Leidenschaft nennen könnte, und gibt ihren Lesern einige Anekdoten des Journals der Wettrennen, woraus hervorgeht, daß Lord Seymour großmüthiger als der Sohn des Königs gewesen. Alle legitimistischen Blätter bestreben sich, die Großmuth der königlichen Familie in ein schlechtes Licht zu setzen, aber keines gibt uns die wahre Ursache an, die in ihrer Politik liegt. Es ist leicht möglich, daß Lord Seymour mehr Einkünfte hat als der Kronprinz, wie es denn eine bekannte Sache ist, daß zahlreiche Private hier ihre Kinder besser ausstatten als der König, dessen Güter groß und unveräußerlich und schwer belastet sind. Ich las dieser Tage, daß eine Witwe in Rheims, welche Champagnerhandel treibt, ihre Tochter an den Herzog von Brissac gebe, der Pair von Frankreich ist, und daß diese arme Frau neun Millionen Fr. Aussteuer spende. In einem Lande, wo die Unterthanen so viel Geld haben, da wird es den Prinzen schwer, großmüthiger zu sein als diese, es wird ihnen unmöglich.

Ich könnte noch mancherlei Vorfälle berühren, die auf eine eclatante Art den Übermuth der Aristokratie neuen Styls bekunden, z. B. daß die königlichen Prinzen ihre Loge im Theater occupirt fanden und, um Skandal zu vermeiden, weggingen; daß Laffitte, der einst bescheiden Genannte, seinen Wahlspruch wiederaufnahm: „Nous allons voir quelle maison est la plus durable, la maison Laffitte ou la maison de Bourbon"; allein das brächte mich auf die Juden, denen ich ohnehin schon viel Rasenstüber geben mußte und die ich doch aus Humanität emancipiren will. Wir wollen dem antiroyalistischen und antidemokratischen Elemente mehr durch Beförderung der nothwendigen Reformen denn durch die nutzlose Anklage entgegenwirken.

Sie haben gestern in den hiesigen oder früher schon in den englischen Zeitungen die Nachricht von den merkwürdigsten Versteinerungen bei Philadelphia gelesen, zwei Menschen und ein Hund; die Natur hat eine ganze plastische Gruppe gemacht. Leider besaß der amerikanische Berichterstatter des „Hamilton observer" nach Art der modernen Journalcommis weder Kenntniß noch poetischen Sinn, noch überhaupt Darstellungsgabe, denn der unendlich interessante Gegenstand wird mit ein paar Zeilen abgethan, die nicht den geringsten Begriff davon zu geben im Stande sind. Auch in London und Paris sprach man von der Entdeckung in Ausdrücken, als ob es einen Ballen Indigo und Cochenille gelte.

Es war früher in englischen Blättern die Rede von der Mammuthsgrotte, in welcher die Antiquare sich mit Gebeinen dieser antediluvianischen Riesenthiere bereicherten. Da nach der Anzeige diese neue unterirdische Bank der Versteinerungen — Great-Laurel-Ridge — sich nur 1½ Meile von derselben befindet, so läßt sich darnach wol auf die geognostische Beschaffenheit der Gegend und eine vorzeitige Naturkatastrophe schließen.

Der amerikanische, oder vielmehr der englische Berichterstatter sagte, die Figuren seien in einer Erdschicht 25 Fuß tief gefunden worden; anstatt aber nun dieselben zu beschreiben und insbesondere von ihrem Äußern, der Kleidung, zu sprechen, welche allein über den damaligen Culturzustand und die Periode Aufschluß geben könnte, ergeht er sich in den Stalaktitgrotten der Nachbarschaft, welche, mit Fackeln besehen, sich wundersam ausnehmen und ganze versteinerte Bäume enthalten sollen. Hoffentlich werden die Phänomene bald aus dem Cumberlandsgebirge nach Neuyork gebracht und dann eines bessern Berichts von der Presse gewürdigt. Ich schäme mich zu sagen, daß die Journale zwei Geologen, Namens Chester und Davis, als ihre Quellen citiren; denn wenn die Geologen so wenig von der Natur zu sagen wissen, was sollen die andern Leute?

Da ich grade an den vorzeitigen Dingen bin, so bemerke ich schließlich, daß seit längerer Zeit in einem Saale der rue Vivienne der kolossale Kinnbacken mit Oberhauptknochen des antediluvianischen Vierfüßigen sogenannten Dinotherium giganteum, welches weiland bei Eppelsheim im Großherzogthum Hessen-Darmstadt gefunden worden, aufgestellt ist, und daß sich die hiesigen Naturforscher damit beschäftigen. Ich habe aus dem Fragmente gesehen, daß das Dinotherium ein dreimal größeres Thier als der Elefant muß gewesen sein; aber ich weiß natürlich nicht zu beurtheilen, ob es Ähnlichkeit mit dem Mammuth hatte. Dieses dürfte zu beurtheilen selbst Cuvier schwer geworden sein, da alle Hauptkörpertheile in beiden Gattungen fehlen.

18.

*) Anspielung auf Gallier.

Das Paradies des Kafferlandes.

Der Verf. der unlängst in London in zwei Bänden erschienenen „Travels and adventures in Eastern Africa etc. by *Nathaniel Isaacs*", gibt von demjenigen Theile des Zoolulandes, welchem Capitain Gardiner den Namen Victoria beigelegt hat, eine wahrhaft reizende Schilderung, d. h. bis auf die streitigen Punkte, die von der heißen Zone unzertrennlich sind. Die Natur, sagt er, hat Alles gethan, um diesen Distrikt mit so viel anziehenden Gegenständen als möglich auszustatten. Herrliche Scenerie und prächtige Landschaften, ein üppiger fruchtbarer Boden und eine reichlich sprossende Vegetation, Thiere, deren Fleisch zu genießen, im Überfluß vorhanden, Fische im reichlichsten Maße, Wasser aus unzähligen Quellen sich ergießend, dergleichen man in diesem ganzen Landstrich findet. Die sehr ausgedehnten Waldungen in der Nachbarschaft enthalten fast alle Species der in Südafrika einheimischen Thiere. Nach der Angabe des Verf. trifft man die Elefanten in großen Heerden; das Rhinoceros dagegen ist nicht sehr gemein und hält sich, sowie der Büffel, nur in den eigentlichen Walddickichten auf. Der letztere erweist sich auch hier als das wildeste und unzähmbarste aller vierfüßigen Thiere. Wölfe und Hyänen sind in Menge da, und diese sind in der That die besten Rasenmeister in einer Gegend, wo menschliche Leichname so häufig ins Dickicht geschleudert werden, um dort unbestattet zu verwesen. Die kleinern Species der Antilopen, sowie der Springbock, der Buschbock, der Steinbock u. s. w., die man längs der Karrukenen in ganzen Rudeln antrifft, werden auf den üppigern Weideplätzen und niedrigern Wiesen an der Seeküste seltener gefunden. Gardiner erwähnt, nur ein Gnu gesehen zu haben; allein Hirsche, Elenne, Kudus werden in den meisten Dickichten angetroffen.

Nach Isaacs kann man die ganze Nation der Kaffern als ein Hirtenvolk ansehen. Sogar der Ärmste hat hier seine Kuh, oder auch deren zwei, und der bemittelterre Bauer besitzt auch seine Packochsen, um sich und die Seinigen und deren Gepäck fortzuschaffen. Der König und seine kriegerischen Häuptlinge haben ganze Rudel Zugvieh, sowie denn auch das Fleisch dieser Thiere das wesentlichste Subsistenzmittel aller Classen ist. Manche von den Ochsen sind schön gefleckt, und Isaacs versichert, in einer von den Residenzen des Königs allein 3000 weiße Rinder gesehen zu haben. Dessenungeachtet wird der Boden nur äußerst spärlich gebaut; nur hin und wieder stößt man auf Feldstriche mit indianischem Korn (Mais) und Kaffernkorn bepflanzt. Das Letztere hat mehr Ähnlichkeit mit unserer Hirse, und daraus brauen die Eingeborenen ihr Bier, das sie Outchoeulla nennen, welches jedoch fast nur von der königlichen Familie und den Vornehmen des Landes getrunken wird. Auch Zuckerrohr kommt in jenen Gegenden vor, das jedoch entweder ein Bastardgewächse oder wildes Rohr ist. Von Erdäpfeln und Wassermelonen soll es vier bis fünf Species geben. Als vorzüglich reizend schildert Isaacs eine Gegend, durch die sein Weg führte: „Das weit und breit sich entfaltende Grün, die unendlich reiche und mannichfaltige Vegetation dieser Landschaft war beinahe unvergleichlich. Man kann sich kaum eine reizendere Partie denken. Durchsichtig helle Bäche, grüne Hügel, Baumgruppen malerisch hierhin und dorthin verstreut, erregten unsere Aufmerksamkeit von der einen Seite. Auf der andern der Fluß Umgani, dessen Ufer ein so quellendes und schwellendes Grün entfalteten, daß hinter solcher Anmuth jede Schilderung zurückbleiben muß. In dem fernen Grunde, durch welchen der Weg führte, erhoben sich Felsen schlank und malerisch aus dem Gewässer und schienen den Pfad abzuschneiden, während wieder der majestätische Fluß vor uns der Landschaft eine großartige Einheit verlieh. Wir gelangten nun von einer Höhe zur andern, durch Thalgründe von außerordentlicher Schönheit. Hier trafen wir auch schöne, hochgewachsene Bäume an, die diesem Landstrich einheimisch sind und sich durch ihr festes Holz, durch ihren tadellosen Wuchs vorzüglich zum Schiffbau eignen."

Wir sehen aus diesen Schilderungen, mit welchen die Gardiner's übereinstimmen, daß, wären nur jene armen Eingeborenen von der entsetzlichen Geißel des Despotismus befreit, ihr Land sich in seiner herrlichen Production wunderbar steigern und die Zahl der Einwohner mit der zunehmenden Cultur sich schnell vermehren würde. 11.

Bibliographie.

Bismark, Graf von, Die königlich preußische Reiterei unter Friedrich dem Großen oder der General der Cavalerie Freiherr von Seydlitz. Mit 1 Portrait und 3 Planen. Gr. 12. Karlsruhe, Creuzbauer. 1 Thlr. 18 Gr.

Dioskuren. Für Wissenschaft und Kunst. Schriften in bunter Reihe, herausgegeben von Th. Mundt. Mit Beiträgen von G. E. Guhrauer, H. Laube, H. Marggraff, A. v. Maltitz, F. A. Märcker, Th. Mügge, Th. Mundt, K. Rosenkranz, L. Schefer, K. A. Varnhagen von Ense, M. Veit, F. v. W., E. Willkomm. 2ter Band. Gr. 8. Berlin, Veit u. Comp. 2 Thlr.

Dorguth, F., *Kritik des Idealismus und Materialism* zur Grundlage des *apodiktischen Realrationalismus*. Gr. 8 Magdeburg, Heinrichshofen. 1 Thlr. 8 Gr.

Erdmann, Joh. Ed., *Leib und Seele* nach ihrem Begriff und ihrem Verhältniß zu einander. Ein Beitrag zur Begründung der philosophischen Anthropologie. 8. Halle, Schwetschke u. Sohn. 16 Gr.

Geramb, M. J. v., Wallfahrt nach Jerusalem und dem Berge Sinai, in den Jahren 1831, 1832 und 1833. 1ster Band. Mit 1 Karte des heiligen Landes. 8. Aachen, Cremer. 12 Gr.

Götte, W., Ideen über Erziehung und Unterricht im Geiste der Monarchie. In Briefen. Gr. 8. Braunschweig, J. H. Meyer. 18 Gr.

Halm, F., Griseldis. Dramatisches Gedicht in fünf Acten. Gr. 8. Wien, Gerold. 1 Thlr.

Heller, W. R., Novellen. 1ster Band. Die Eroberung von Jerusalem. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 2 Thlr.

Hirsch, R., Frühlingsalbum. Lieder. 8. Leipzig, Engelmann. 16 Gr.

Jakob, L. H. v., Die Staats-Finanzwissenschaft. Theoretisch und praktisch dargestellt und durch Beispiele aus der neuern Finanzgeschichte europäischer Staaten erläutert. 2te verbesserte und vermehrte Auflage von J. F. H. Eiselen. Gr. 8. Halle, Schwetschke u. Sohn. 8 Gr.

Kock, Ch. P. de, Der Leichtsinnige. Aus dem Französischen übertragen von A. Th. Peucker. 2 Theile. 8. Breslau, Verlags-Comptoir. 2 Thlr. 6 Gr.

Or, L. de l', Auch ein Wort über die Emancipation der Juden. Zur Beherzigung, an alle Sachsen gerichtet. 8. Dresden, Walther. 8 Gr.

Paris, H., Kreuz- und Quergedanken eines dresdner Ignoranten vor den düsseldorfer Bildern, über die düsseldorfer Bilder und manches Andere. Zur Erinnerung für Freunde. 2te durchgesehene Auflage. Gr. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 8 Gr.

Schuderoff, J., Kleine Schriften kirchenrechtliches und religionsphilosophisches Inhaltes. Gr. 8. Lüneburg, Herold u. Wahlstab. 18 Gr.

Taschenbuch der neuesten Geschichte, früher herausgegeben von W. Menzel. Neue Folge. Geschichte des Jahres 1834. 1ste Abtheilung. Mit 5 Portraits. 16. Stuttgart, Cotta. 1 Thlr. 12 Gr.

Weissenberg, J. H. v., Sämmtliche Dichtungen. 5ter Band. 16. Stuttgart, Cotta. 12 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 145. — 25. Mai 1837.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1836.

Zweiter Artikel.*)

13. Alexander der Große. Charaktergemälde in drei Abtheilungen von Ludwig Bauer. Stuttgart, Hallberger. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Das Leben eines Helden, wenn es so tragischen Stoffes voll ist wie das Alexander's, in einem Drama zu umfassen, erfodert ein ungewöhnliches Maß von Gaben. Von vorn herein entsteht die Frage, wie diese Aufgabe überhaupt erfüllt werden könne, da der Held selbst das Product aller seiner Thaten und seiner ganzen Zeit ist, während das strenge Drama doch nur eine einzelne That und einen Zeitmoment zu seinem Elemente haben soll? Das Dilemma zwischen der Darstellung einer Reihe von in sich unverbundenen Begebnissen und zwischen der Herausstellung eines einzelnen Ereignisses, diese unvermeidliche Scylla und Charybdis, scheint nur von dem größten Genius, von einem Shakspeare'schen Geiste etwa, gelöst und vermieden werden zu können. Will der Dichter, wie er doch muß, das ganze Leben umfassen, so werden Fragmente vieler Tragödien, aber nicht eine Tragödie entstehen; faßt er die einzelne, etwa die Schlußthat auf, so bleibt diese in ihren Motiven dunkel und unaufgehellt. Diese schwere, vielleicht niemals ganz zu beseitigende Schwierigkeit scheint auch den Verf. der vorliegenden dramatischen Trilogie dahin vermocht zu haben, das Leben seines Helden in drei Stücke zu zerbrechen und drei Stadien desselben, nach dem Vorbilde Raupach's, in ebenso vielen verschiedenen Dramen zum Gegenstand zu nehmen. So sind ein Schauspiel: „Alexander und Memnon", in fünf Aufzügen, „Eine Nacht in Persepolis", als Zwischenspiel, und „Alexander und seine Freunde", ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, entstanden, eine Behandlung der Aufgabe, in der sich Urtheil und Einsicht kund gibt. Das erste Schauspiel zeigt uns den Jüngling Alexander, den Zögling des Aristoteles, stolz auf seine erste Waffenthat, die Zerstörung Thebens, in seinem Gewissen aber von dieser That eines Griechenfeindes gestachelt und von dem Wunsche beseelt, sie durch die That eines Griechenfreundes wieder gut zu machen. Sein ganzer Ehrgeiz ist es, von den Griechen für einen Griechen gehalten zu werden, und die olympische Versammlung, die ihn als einen Fremden betrachtet, gibt eben damit die Entscheidung für den Perserkrieg. Dies ist die Frucht der Erziehung Aristoteles' und der Verehrung des Schülers für den Lehrer; der Perserkrieg aber erhält hierdurch ein neues, bedeutendes und höchst würdiges Motiv. Diesen Krieg kündigt Kraterus der Versammlung an, und von der Wirkung dieser Nachricht erstattet er S. 27 einen schönen Bericht. Mit glänzenden Farben sind die Meinungskämpfe der Freunde Alexander's in den folgenden Scenen gemalt, denen der Dichter ein Verhältniß des Königthums zum Grunde legt, das an Homer erinnert, das aber wol wenig geschichtliche Treue für sich haben mag. Vortrefflich ist die Scene zwischen Alexander und Aristoteles; der Blick des Weisen hat die Gefahr für den Heldenjüngling bei diesem Zuge ergründet.

Der Feind ist's überhaupt nicht, den ich fürchte — —
Ich fürchte dich!

sagt Aristoteles; worauf Alexander entgegnet:

Der Mächtigste, und doch nicht furchtbar will
Ich sein —

und Aristoteles:

Das ist unglaublich viel —
Gesagt von einem Menschen wär's ein Wunder —
Denn —
Wer schon als Knabe zugesehen, wie man
Falschmünzerei auch mit Gesetzen treibt —
Und hört die Lust nun flüstern: Ha, wie schön!
Und die Gewalt: Thu's, denn du kannst es thun!
Und die Gewohnheit: Sei kein Sonderling!
Und Schmeichelei: Wie stünd' es dir so gut!
Und nur die Tugend: Mäß'ge dich! — dem muß
Ein treuer Hüter wachen vor der Brust.
Wenn in sein Herz nicht schlüpfen soll das Laster.

Worauf Alexander:

Weil Tugend nicht für Kinder, kaum für Männer,
Weil sie der höchste Preis des Helden ist,
Deswegen wisse mich für sie gewaffnet!

Doch die Furcht des Weisen bewährt sich sogleich. Alexander's Mutter, Olympia, erscheint in einer genial erfaßten Scene als Mänade und kündigt dem lauschenden Helden, sein Vater sei nicht Philipp, sondern in seiner Gestalt ein Gott gewesen — und der Wahnwitz des Stolzes, der das Übermenschliche für sich erstrebt, bricht nun in dem Helden aus. Hier beginnt die Tragödie, die, wie wir sehen, von dem Dichter ebenso fein als großartig angelegt ist. Aristoteles' letzter Spruch:

Halte Maß!
Es herrschen durch das Ebenmaß die Götter —

ist bald im Taumel von Sieg zu Sieg, Glücksfall zu Glücksfall, von Gunst zu Gunst vergessen und der Widerspruch mit Klitus bildet sich weiter und weiter aus. Am Granikus ist das Perserheer geschlagen. Das Bild von Stolz, Üppigkeit, Verrath und Verweichlichung, das der Dichter vom Satrapenheer entwirft, ist ebenso neu und originell wie das von den Freunden Alexander's. Memnon, allein edel, Rhesmythres, Arizyes, Mithrenes, und ihnen gegenüber Parmenio, Hephästion, Ephialtes, Klitus, Thrasibul u. s. w. zeugen von einem wahrhaft seltenen Gestaltenreichthum und einem Vermögen der Verkörperung von Ideen, das allein schon Dichterberuf bekundet. Milet fällt, Memnon stirbt an Alexander's Brust, und die mächtigste Schutzwehr Persiens sinkt mit ihm hin; des kühnen Mannes kühne Plane — im Rücken Alexander's Griechenland zu erobern — haben ihm das Herz des Helden gewonnen, wiewol er nun

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 84—87 d. Bl. D. Red.

nun schon mehr Eroberer als Held ist und das Schauspiel mit dem Ausruf schließt:

Wir schneiden selbst uns jeden Rückzug ab.
Stets weiter! Keinen Stillstand — feiern wir
Den ersten Rasttag in Persepolis!

Dieser anziehenden Dichtung, die wol nicht ohne Hinblick auf ein Kriegerleben unserer Zeit gedacht ist, dem jedoch auf alle Weise Alexander's Ideengröße und Tugendschwärmerei fehlte, folgt das Zwischenspiel: „Eine Nacht in Persepolis", das die Aufgabe durchführt, uns den äußersten Grad von Herrscherüppigkeit und Sklavensinn, von Verweichlichung und Intrigue sowie von fast abgöttischer Machtverehrung darzustellen. Wir finden hier nicht Alles wahr, d. h. möglich, und nicht Alles ist gut beobachtet, oder mit rechtem Maß gezeichnet. Aber das Gemälde selbst ist, wenn nicht genial, doch in hohem Grade eigenthümlich und neu. Sowie Darius' Thron und Reich hier vor uns erscheinen, wirkungsvoller noch durch den Contrast kriegerischer Simplicität im Lager Alexander's, so mag er gewesen sein, ein noch nicht dagewesenes Bild orientalischen Königthums. Darius wähnt nur winken zu dürfen, um den Fremdling, den er fast wie einen empörten Satrapen seines Reichs betrachtet, zu vernichten, der mit einer Handvoll dem Tode geweihter Freunde seine üppige Morgenruhe durch unangenehme Nachrichten zu stören wagt. Nun folgte Post auf Post von Niederlage, Abfall und Verrath, und endlich steht die trauernde Barsini, Memnon's Witwe und des bebenden Darius Schwester, im Witwenschleier vor dem gewaltigen Herrscher. Da erfaßt ihn der Zorn und er gürtet selbst das Schwert um, Asien zu rächen. Auch diese Zeichnung ist originell, trefflich und von echtem Dichterhauch belebt.

Hierauf folgt die Schlußtragödie: „Alexander und seine Freunde", durch Erhebung in den Motiven wie durch Diction und Abrundung der Charaktere der bedeutendste Theil der Trilogie. Der Stolz des Helden, der sich nun nichts mehr unmöglich, nichts mehr versagt glaubt, trägt jetzt die Warnungen, die Einreden der Freunde nicht mehr wie sonst in Geduld. Asien hat er unterworfen, aber sich selbst hat er der Leidenschaft hingegeben. Als Klitus nun beim Festmahle den Vater Philipp rühmt und seine Thaten über die des Sohnes setzt, als er ihm selbst seine Entnervung vorwirft, da macht sich Stolz und Zorn in diesen Worten Luft:

Meint ihr,
Ich werd' es ewig dulden, daß ihr kindisch
Auf Plane lästert, die ihr nicht begreift? —
Auf Plane lästert, die ihr nicht begreift?
und wie Krateros entschuldigend sagt:
Und dich auch hat der Wein erhitzt.

Und dich auch hat der Wein erhitzt.

Alexander gebietet ihm, zu weichen, dann der Wache, unterschreibt er zum Zeichen seiner Nüchternheit das Todesurtheil gegen zehn seiner Krieger. Klitus will ihm das Blatt entwinden. Alexander, dieß zaudert, stößt er selbst die Lanze ihn zu fesseln, und als diese mit den furchtbaren Worten:
in des Freundes Busen mit den furchtbaren Worten:

Ich will dich schweigen lehren!

Die That ist geschehen, die Aristoteles' Ahnung voraussah; Alexander erwacht aus seiner Betäubung. Nun, ruft er:

Nun, Klitus, steh jetzt auf, es ist genug!
Steh auf — steh auf —
He, Klitus . .
Mein Klitus — höre doch — Klitus — Klitus!
O Gott — ich bin sein Mörder —
Ich habe meinen Gast ermordet!

Von hier ab Raserei und endlich Tod im Tempel zu Babylon; Alexander, den die Seinen, auch Aristoteles, der herbeigeeilt ist, betend glauben, ist todt.

Was in dieser erschütternden Begebenheit wirkungsvoll sein kann, hat der Dichter getroffen und angewendet; er wirkt besonders durch das große tragische Kunstmittel des Verschweigens; er läßt den Schmerz nur halb sich ausschreien und füllt die stumme Pause durch die Phantasie des Lesers, die er vorher in vollen Schwung gesetzt hat. So lieben wir die tragischen Ausgänge.

Niemand wird leugnen können, daß selbst nach dieser trocknen Skizze in diesem achtbaren Werke die Erkenntniß der tragischen Aufgabe und eine ungewöhnlich geschickte Lösung derselben anzutreffen ist. So würdig und dichterisch der Gedanke ausgebeutet ist, so treffend, mannichfaltig, fest und neu sind die Charaktere ausgebildet. Der Verf. hat Menschen, nicht Ideen in ihnen dargestellt. Parmenio, Klitus, Hephästion, Darius, Memnon und Aristoteles sind Gestaltungen von kühnem Wurf und selbständigem Leben. Alexander nur geht zu sehr in Ideal und Allgemeinheit verloren, und Olympia ist eine über die menschliche Natur hinausragende Zeichnung. Trefflich ist ferner die Diction und der Vers, der letzte gemächlich musterhaft, wenn auch nicht von Raupach'schem Schmuck; die erste, wenn auch ein wenig verschwenderisch mit Worten, doch stets angemessen, der Würde des Gedankens voll, rein und gebildet. Nach allem diesen glauben wir nicht über die Wahrheit hinauszugehen, wenn wir den vorliegenden „Alexander" für eine der besten dramatischen Arbeiten der letzten Zeit und allen frühern Behandlungen desselben Themas für überlegen anerkennen. Dem Verf. bleibt nur übrig, die concisere Form des Trauerspiels aus einem Stück zu finden, um gewiß etwas Bleibendes und Bedeutendes zur Darstellung zu bringen. Sein „Alexander" würde unter dieser Voraussetzung und in dieser Beschränkung selbst ein treffliches Bühnenstück geliefert haben. Ehre ihm!

14. Albrecht Dürer's Tod. Drama in zwei Aufzügen von F. A. Gelbcke. Leipzig, Dörffling. 1836. 8. 12 Gr.

Hat der Verf. des „Alexander" zu wenig Gewicht auf die streng dramatische Begrenzung des Stoffes gelegt und dem Ideale zu viel Raum gestattet, so verfiel der Verf. von „Dürer's Tod" in den entgegengesetzten Fehler der Zuspitzung seines Themas auf die Bühnenwirkung hin und der Erdrückung alles Ideenanfluges im materiellen Stoff. Die Arbeit entbehrt überhaupt einer originellen Anlage und richtet sich ganz nach Dem, was im „Hans Sachs", „Correggio" und andern verwandten Stoffen mit so vielem Unrecht auf der Bühne gefallen hat. Der Gegenstand selbst ist fast widerwärtig zu nennen, und wenn er L. Schefer Gelegenheit gab, seinen tiefen Beobachtungen aus der Welt der Ehe Körper und Gestalt zu geben und eine der herrlichsten unter allen deutschen Novellen hervorzubringen, so ist er in der dramatischen Gestaltung des Verf. doch nichts weniger als ein gefälliger und ansprechender Gegenstand. Der Jammer des armen, von einer bösen Sieben geplagten Künstlers, welche böse Sieben nichts von den Erhabenheiten der Agnes Schefer's an sich hat, ist vielmehr herzzerreißend und doch gemeiner Art, und der Verf. hätte, dünkt uns, viel besser gethan, die Schefer'sche Novelle zu lesen und sich an ihr zu erfreuen, als sein eignes licht- und freudenloses Drama zu schreiben. So mancher Geist ist überhaupt nur für die Reproduction, für das Aufnehmen geschaffen und wird von der Lebendigkeit seiner Gefühle bei diesem Aufnehmen zu dem Wahne verleitet, er sei selbst zum Schaffen gut und tauglich. Das Schaffen aber bedingt außer der Lebhaftigkeit des Gefühls auch noch die Unabhängigkeit der Empfindung, um nicht mehr zu sagen.

Der klägliche Tod Dürer's, der mit einem Traume und mit einer Liebesintrigue Schäuflin's und Katharina's, Dürer's Pflegekind, in Verbindung gebracht ist, verbraucht, wie gesagt, nur die allergewöhnlichsten Bühnenelemente, und wenn er auch mehr Recht hat, zu gefallen, als manches andere Machwerk, so ist und bleibt er doch ein gewöhnliches Stück. Der Vers ist nicht übel und die Sprache bietet manchen guten Moment dar. Zu den besten dieser Art rechnen wir Dürer's Erzählung von seinem Wanderleben (S. 59 fg.) und dem Bekenntniß seiner Liebesschuld gegen Emma, und endlich Schäuflin's Schlußrede, die mit den Worten endet:

Des Künstlers Heimat ist die Erde nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Norwegen.

Die neuesten Nachrichten über dies Heimatland skandinavischer Mären und Naturwunder finden wir in einem sehr schätzbaren englischen Werke, das im vorigen Jahre in London die Presse verlassen hat, in Laing's „Journal of a residence in Norway, during the years 1834—36, made with a view to inquire into the moral and political economy of that country, and the condition of its inhabitants". Der Verf. hielt sich zwei Jahre in Norwegen auf und benutzte diese Zeit seines dortigen Aufenthalts gewissenhaft zu den reichhaltigsten Beobachtungen. Was die Institute, Verfassung, die socialen Einrichtungen Norwegens betrifft, so zeigt sich der Verf. wenn er diese bespricht, in seinem Werke sehr freimüthig. Er nimmt sich, wie man sagt, kein Blatt vor den Mund und nimmt nicht Rücksichten nach rechts und links. Er besitzt, was bei solchen Werken immer das Ersprießlichste ist, einen richtigen praktischen Blick und eine klare Anschauung und Auffassung, was ganz besonders dann hervorgeht, wenn er die Verhältnisse Norwegens mit denen Englands vergleicht und sie auf den letztern Staat anwendet. Statistik und Politik gehören zu einem solchen Werke, auch wenn es sich nur skizzirend verhält, wesentlich, sie sind seine Elemente und können davon nicht genommen werden. Es kommt aber bei einem geschickten Skizzisten darauf an, daß diese nothwendigen Elemente nicht in ihrer Schroffheit, Nacktheit und Sterilität vorherrschen, und daß sie auf eine angenehme und geistreiche Weise mit dem allgemeinen Charakter und, um so zu sagen, mit der allgemeinen Poesie des Landes verschmelzen.

„Vielleicht", sagt der Verf., „bildet das norwegische Volk die interessanteste Volksgruppe in Europa. Sie leben unter alten Gesetzen und socialen Einrichtungen, ganz verschieden in ihren Principien von denjenigen, welche in den feudalistisch constituirten Landschaften das gesellige Leben und Eigenthum regeln, und man vermag vielleicht unter ihnen den Keim zu alle den freien Institutionen zu finden, welche die britische Verfassung heutzutage bezeichnen."

Solche Bemerkungen kommen nur beiläufig, denn es ist dem Verf. hauptsächlich darum zu thun, ein anschauliches Gemälde der Sitten, Gebräuche, socialen Zustände, Volksereignisse Norwegens zu geben. Eben deshalb nimmt in seinem Buche das Ökonomische eine bedeutende Stelle ein. „Für die Destillation von Spiritus und Branntwein aus Kartoffeln kann Norwegen als ein Stapelort betrachtet werden. Bemerkenswerth ist es, daß die Kartoffel durchgängig in ganz Norwegen eine weiße Blüte trägt. Man übersieht ganze ungeheuere Feldstrecken blühender Kartoffeln und bemerkt darunter nicht eine einzige rothe Blüte. Ob dies nun eine bessere Qualität der Pflanze überhaupt anzeigt, oder ob es eine mehr gleichgültige Wirkung des Klimas ist, welches das Bestreben zeigt, alle Producte im Albinostyle hervorzubringen, mag sich nicht leicht bestimmen lassen. Pferde, Rindvieh, sogar Kinder scheinen weiße Varietäten ihrer Gattungen zu sein."

Nach dem fernern Berichte des Verf. zeichnet sich Norwegen durch besonders gutes Brot aus, was um so mehr zu verwundern ist, da dort fast jeder Eigenthümer sein Mehl selbst mahlt. „Mühlen in dem Sinne und Umfange wie bei uns finden sich dort nicht. Jeder kleine unbedeutende Meierhof hat seine eigne Mühle, die sich, im Verhältniß zu den großen Mühlen von mehren Gängen, wie wir sie kennen, freilich nur wie Handmühlen ausnehmen." Die Märkte in Norwegen und Schweden sind im Winter mit dem größten und mannichfaltigsten Überfluß an Wildpret versehen; wobei man freilich die Ausdehnung des Landes nicht übersehen darf, und daß es überhaupt nur wenige Marktplätze gibt, welche in dieser Jahreszeit von den entlegensten Theilen des Landes aus durch die Bauern, welche so weit herkommen und keine Entfernung scheuen, versorgt werden. Ein einziger Vogel, geschossen innerhalb eines Flächenraums von zehn englischen Quadratmeilen würde für das Bedürfniß dieser Märkte hinreichen. Im Allgemeinen sind jedoch die Vögel in Norwegen selten. Was es noch am meisten gibt, das sind Elstern; diese scheinen auch von den Landleuten sehr begünstigt zu werden und können als halbe Hausvögel angesehen werden. Krähen und Schwalben finden sich auch häufig, dagegen sind Lerchen, Amseln, Dresseln, Hänflinge, Rothkehlchen und was sonst zu diesen Gattungen gehört, selten, und sogar Sperlinge scheinen hier nicht zu Hause zu sein. Man findet deren mehr wenn man in Deutschland oder England nur eine Meile reist, als wenn man in Norwegen das ganze Land durchzieht.

Der Norweger ist sehr gastfrei und während des Gastmahls herzlich und gemüthlich. Das Wünschen einer gesegneten Mahlzeit ist ein Gebrauch, auf welchen man in Norwegen große Stücke hält. Die Gäste stehen auf, und einer nähert sich dem Stuhle des andern, schüttelt ihm die Hand und man hört von allen Seiten die Worte: „Wohl bekomm's Euch!" „Dank für die Mahlzeit!" u. s. w. Selbst Wirth und Wirthin gesegnen sich auf diese Weise das Mahl, und den kleinsten Kindern, sobald sie nur laufen und einige Worte sprechen können, wird diese gute alte Sitte eingeprägt. Etwas sehr Ansprechendes und Vorzügliches ist die Art und Weise, wie in Norwegen die Kinder behandelt werden. Es ist dort nicht wie bei uns, wo die armen Kleinen in vielen Familien nur als halbe Menschen betrachtet werden. Der Norweger unterscheidet sie in Hinsicht der Behandlung nicht sehr von den erwachsenen Personen, er erweist ihnen alle Anerkennung, Aufmerksamkeit und selbst Achtung, und diese milde Behandlung übt auf die Kinder durchaus keinen nachtheiligen Einfluß. Man darf sich unter den norwegischen Kleinen keine altklugen, verwöhnten Zwittergeschöpfe vorstellen; sie sind vielmehr ebenso jugendlich, kindlich, wild und ausgelassen als andere Kinder; aber sie besitzen ein großes Theil mehr Herzlichkeit, Vertrauen und Unbefangenheit.

Man kann sich kein einfacheres Familienleben denken, als was in Norwegen geführt wird. Diese Einfachheit, verbunden mit der großen Gastfreundlichkeit dieses Volks, bewirkt, daß der Fremde sich überall sogleich heimisch fühlt, und daß er, wenn er von diesen Annehmlichkeiten, die bei so vielen Völkern unbekannt sind, Bericht erstattet, sich keinen Zwang anzuthun braucht und weder üble Eindrücke zu verschmerzen noch zu verschweigen hat. Wenn irgendwo in Norwegen eine Familienfestlichkeit veranstaltet wird, so schickt man einen Boten zu Pferde aus, der die Runde zu machen hat bei Allen, welche eingeladen werden sollen. Dieser Mann führt eine Liste bei sich, auf welcher der Name des Einzuladenden verzeichnet ist, welcher Letztere nun auf den Rand hinzuschreibt, ob er die Einladung annehmen kann oder nicht. Um vier Uhr Nachmittags ist die gewöhnliche Stunde, wo die Gäste zusammentreffen. Mittag ißt man in Norwegen Schlag zwölf Uhr. Ein Fremder, der sich einrichtet, bei einem solchen Feste zeitig einzutreffen, kann alle übrigen Gäste auf echt norwegische Weise nach und nach anlangen sehen, was wirklich viel Ergötzliches hat; denn es möchte sich auf dem Continent nicht leicht etwas Lustigeres und Erheiternderes finden als die Ankunft einer Schlittenpartie. Man vernimmt aus der Ferne das Läuten der Glocken lange, bevor man die Schlitten selbst ansichtig wird, welche noch geraume Zeit im Nebel und Schnee versteckt bleiben. Dieser gemüthliche, heitere Ton, wie er nun immer näher und näher kommt, macht einen höchst befriedigenden Eindruck auf das Gemüth und stimmt die Seele gleich im Voraus traulich und festgemäß. Jetzt nun durchbricht schon ein Schlitten den Nebel, so als ob er aus einer Wolke hervorbräche, und nun folgt ihm sogleich ein stattlicher Zug von 20 oder 30 andern Schlitten, welche lustig auf dem glatten Schnee hergleiten. Die Beweglichkeit der kleinen Pferdchen mit ihren langen Mähnen und Schweifen, die leichte und elegante Form der Schlitten selbst, die auf dem weißen Grund daherfliegen, die Frauen in ihren Wildschuren und Shawls und hinter ihnen die Männer in ihren Wolfspelzen, dann der Herr und die Herrin des Hauses,

welche bei der Ankunft ihrer Gäste mit Kerzen in den Hofraum herabkommen, begleitet von Dienern, welche sich tummeln, um die Besuchenden zu empfangen, dies Alles bildet eine ebenso neue und überraschende als ansprechende und befriedigende Scene. Das Erste, was den angekommenen Gästen gereicht wird, ist Thee und Kaffee, welchen sie einnehmen, indem sie im Gesellschaftszimmer auf- und abgehen. Es ist merkwürdig und überraschend, daß diese norwegischen Gesellschaftsunterhaltungen durchaus nichts von der Fadheit und Albernheit an sich haben, welche hin und wieder unsere Unterhaltungen bezeichnet. Man spricht hier nicht von Wind und Wetter und dergleichen Gemeinplätzen; sondern es scheint, als ob Jeder dem Andern etwas Besonderes und Wichtigeres zu sagen hätte, sodaß in kurzer Zeit die ungezwungenste gegenseitige Mittheilung stattfindet und man nicht leicht in der Gesellschaft auf Personen stößt, welche unbeschäftigt sind und sich langweilen. Dieser Umstand entspringt folgerecht aus dem Temperament dieses Volks und aus dem gänzlichen Mangel aller Prätension in dessen Charakter. Niemand will dort wichtiger, reicher, klüger, gelehrter thun, als er wirklich ist. Die Mahlzeiten selbst gehen unter großem Frohsinn von Statten. Nach dem Essen trinkt man viel Punsch; aber nur die männlichen Gäste spielen Karte; es ist in Norwegen eine große Seltenheit, daß ein Frauenzimmer eine Karte in die Hand nimmt.

Über das Zeitungswesen in Norwegen spricht sich der Verf. unsers Werks aus, wie folgt: „Sogleich nach meiner Ankunft in Norwegen schenkte ich den dortigen periodischen Blättern eine vorzügliche Aufmerksamkeit, und es machte mir immer ein ungetheiltes Vergnügen, sie durchzugehen. Es gibt in Norwegen im Durchschnitte 20 Zeitschriften; doch geben einige derselben nur Avertissements und officielle Nachrichten in Betreff der Provinz oder Stadt, wo sie erscheinen; und doch sind selbst diese nicht ohne Interesse für den Ausländer. Unter allen norwegischen Zeitschriften mag sich wol das „Morgenblatt" der weitesten Verbreitung zu erfreuen haben, das als Tageblatt in der Hauptstadt erscheint. Die Kosten eines solchen Tageblatts, wenn es durch die Post versandt wird, mögen jährlich etwa sieben Dollars betragen. In der Hauptstadt allein erscheinen sechs oder sieben Zeitungen, welche, da sie keine Besteuerung erleiden, zu den möglichst niedrigen Preisen abgelassen werden können. In Druck und Papier ist dieses norwegische „Morgenblatt" schöner ausgestattet als irgend ein anderes französisches oder deutsches Journal, und man findet darin die meisten Artikel mit großer Geschicklichkeit und vielem Geschmack geschrieben." 80.

Literarische Notizen.

Die beiden ersten, vor kurzem erschienenen Theile von Capefigue's Werk: „Louis XIV, son gouvernement, ses relations diplomatiques avec l'Europe", das des Verf. frühern Darstellungen der Ligue und der Fronde als Folge dient, behandeln die an wichtigen Begebenheiten reiche Zeit von 1661—88. Ludwig's eigentliche Regierung beginnt mit Mazarin's Tode, 1661; der feierlichen Erklärung, von nun an selbst regieren zu wollen, folgt die That, die mit Umgestaltung des Cabinets beginnt, dann sich über Frankreich, endlich über das Ausland, selbst über fremde Welttheile theils auf segensreiche, öfter noch auf verhängnißvolle Weise erstreckt. Capefigue, dessen Darstellung anziehend und lichtvoll, an geistvollen und neuen Ansichten reich ist, die nur selten den gründlichen Forscher vermissen läßt, blickt mit großer Genugthuung auf seine bisherigen geschichtlichen Arbeiten zurück, deren Ergebnisse anfangs zurückgewiesen wurden, jetzt aber als Wahrheiten anerkannt sind, und tadelt seine Vorgänger, daß sie, von überkommenen Meinungen und von Vorurtheilen befangen, diese frühern Zeiten völlig verkannt haben. Schätzbar und vom großem Interesse ist im ersten Theile des in Rede stehenden Werks die aus den Archiven von Paris, Haag, London und Madrid geschöpfte geheime Geschichte des nimweger Congresses; die überraschenden Eröffnungen des Verf. setzen diese Angelegenheit in ein ganz neues Licht. Von einem neuen und eigenthümlichen Standpunkte, aber sehr gründlich behandelt der Verf. den Widerruf des Edicts von Nantes.

Schiller's „Wallenstein" ist von dem Obersten Le Français ins Französische übertragen worden. Das Original ist der Übersetzung gegenüber abgedruckt. Um das Meisterwerk des großen deutschen Dichters möglichst treu wiederzugeben, hat der Übersetzer den ungereimten Alexandriner gewählt.

Der Baron Renouard de Bussierre, dessen „Lettres sur l'Orient" vor einigen Jahren beifällig aufgenommen wurden, hat jetzt unter dem Titel: „Voyage en Sicile", ebenso unterhaltende als belehrende Briefe über Sicilien herausgegeben.

Von dem Abbé A. Senac erschien in zwei Bänden: „Le christianisme considéré dans ses rapports avec la civilisation moderne." 4.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1837 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

*Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.*

(Fortsetzung aus Nr. 141.)

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint:

*32. Anleitung zum Selbststudium der Mineralogie. Nach dem Book of science von K. Hartmann. Mit Abbildungen. 16. Geh.

*33. — — zum Selbststudium der Krystallographie. Nach dem Book of science von K. Hartmann. Mit Abbildungen. 16. Geh.

*34. — — zum Selbststudium der Geologie. Nach dem Book of science von K. Hartmann. Mit Abbildungen. 16. Geh.

*35. — — zum Selbststudium der Versteinerungskunde. Nach dem Book of science von K. Hartmann. Mit Abbildungen. 16. Geh.

*36. — — zum Selbststudium der Chemie. Nach dem Book of science von K. Hartmann. Mit Abbildungen. 16. Geh.

*37. — — zum Selbststudium der Berg- und Hüttenkunde. Nach dem Book of science von K. Hartmann. Mit Abbildungen. 16. Geh.

*38. — — zum Selbststudium der Meteorologie. Nach dem Book of science von K. Hartmann. Mit Abbildungen. 16. Geh.

Nr. 32—38 bilden einzelne Abtheilungen des unter Nr. 20 erwähnten Werks.

*39. Bericht vom Jahre 1836 an die Mitglieder der deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von Karl August Espe. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh. 10 Gr.

Der Bericht vom Jahre 1835 kostet auch 10 Gr.

*40. *Bidder* (*F. H.*), Neurologische Beobachtungen. Mit zwei lithographirten Tafeln. 4. (Dorpat, 1836.) Auf gutem Druckpapier. Geh. 20 Gr.

*41. Böttiger (K. W.), Karl August Böttiger, königl. sächs. Hofrath, Oberinspector der königl. Alterthumsmuseen zu Dresden u. s. w. Eine biographische Skizze von dessen Sohne. (Aus den „Zeitgenossen" besonders abgedruckt.) Mit K. A. Böttiger's Bildniß. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh. 16 Gr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 146. — 26. Mai 1837.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1836.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 145.)

15. Neuestes komisches Theater von Louis Angely. Zweiter Band. Hamburg, Magazin für Buchhandel, Musik und Kunst. 1836. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Ob es eine Mystification ist, die uns nach dem Tode Angely's, komischen Andenkens, noch immer Producte seiner Laune gibt, oder ob sich diese auf eine wirkliche literarische Nachlassenschaft gründen, wissen wir nicht, möchten es auch bei dem Eifer des Seligen, Alles drucken zu lassen, was er nur schrieb, fast bezweifeln; indeß sind die hier vorgelegten humoristischen Kinder seines Geistes, doch als echtgeborne kaum zu verkennen und immerhin geeignet sein Andenken bei uns noch eine Zeit lang in Ehren zu halten. Angely hat kaum ein komischeres Stück geschrieben als die „Sängerin und die Näherin", Posse in vier Abtheilungen, nach einer Idee Xavier's. Die berliner Individualitäten: Schnabel, seine Frau, seine Töchter und der Tapezierer Eberlein, sind wahrhaft ergötzlich; besonders hat uns der Letzte mit seiner launigen Wortmacherei im berliner Styl wirklichen Spaß gemacht. Man höre nur. „Lore: Ich denke mir den Hochzeittag äußerst reizend! Eberlein: Und wie! Am frühen Morgen, das Gefrisire, das Geputze, das zur Kirche Gefahre, das Jagesage, das Getraue, das Gegesse, das Getrinke und Getanze, und dann... Lore: O schweigen Sie, August! Eberlein: Dann das Gekose, das wie im Paradies Gelebe, das Vater und Mutter Geworde..." Wirklich, Angely wußte unser Zwerchfell zu erschüttern. Auch ist die Moral dieses Stückes gar nicht zu verachten, Schnabel mit seiner fixen Idee, daß seine Töchter etwas werden sollen, als wären sie Söhne, höchst spaßhaft, und die Lehre: Handwerk hat goldenen Boden, praktisch und brauchbar. — Das zweite Lustspiel: „Vierzehn Tage nach Sicht", nach Dumersan, in einem Act, ist weit weniger originell und weniger deutsch; an ergötzlichen Scenen und wahrem Humor, der überhaupt selten mit den hier herrschenden Geldinteressen etwas zu thun hat, ist es überdies noch ärmer als das folgende Lustspiel: „Die Erholungsreise". Wiewol auch dieses aus dem Französischen entlehnt ist, so hat Angely's gewandte Hand demselben doch einen ganz deutschen Boden, oder besser gesagt, echt preußischen Sand untergestreut, und das Stück bewegt sich auf ihm so frei und natürlich, als wäre es aus diesem Sande emporgewachsen. Gut dargestellt, ist es eine ergötzliche Posse, die die Figur des an Commis-Voyageur-Manie leidenden Heinicke wirklich lachstoffhaltig macht. — „Punkt drei Uhr", ein Schwank in einem Act, der auf eine Duellgeschichte gebaut ist, ist ein sogenanntes Schubladenstück, scherzhaft erfunden und durch die Figur Görge Schöps recht gefällig. Die Dialekte sind gut nachgeahmt und das Stück muß voller Wirkung sein. — Das Lustspiel: „Ein kleiner Irrthum", soll wieder mehr vorstellen als Angely zu geben vermag. Non omnia possumus omnes! Der Irrthum, daß ein altes Fräulein sich statt einer jungen Frau geliebt glaubt, ist weder neu noch besonders empfehlenswerth und nöthigt zu einem gewaltsamen Schluß. — „Zephir und Flora", in einem Act, ist dagegen ein ganz annehmbarer und anmuthiger Scherz, ein wahrer und ehrlicher Fastnachtschwank.

16. Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von Dr. Franck. Erster Jahrgang. Mit fünf Kupfern. Leipzig, Brockhaus. 1837. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

In ganz anderer Weise lobwürdig ist diese glänzend ausgestattete neue Sammlung von Originaldramen, die, wenn sie dem Geiste treu bleibt, der bei der Auswahl des Inhalts in diesem ihrem ersten Jahrgange leitend gewesen ist, unter den Auspicien ihres jetzigen Verlegers zu einer bedeutenden Wirksamkeit berufen zu sein scheint. Die hier vorgelegten Dramen sind wirklich und nicht blos dem Titel nach Originalstücke und rechtfertigen durch Neuheit und Eigenthümlichkeit ihre Aufnahme. Fast jedes derselben nimmt durch innern Werth und Bedeutung einen Rang in Anspruch, der ihm einen verdienten Platz in dieser Galerie dramatischer Originalbilder sichert. „Der Musikus von Augsburg", Lustspiel in drei Acten von Bauernfeld, hat die Form altdeutscher Lustspiele und gründet sich auch wol auf eine mittelalterliche Erzählung. Die heitere Verwickelung des Stücks hat weniger eine philosophische Idee als die Malerei der Sitte und der Zeit zum Gegenstande. Die falsche Liebe arbeitet der wahren zwischen Olympia und Friedrich wie zwischen Robert und Bärbchen in die Hand. Robert selbst, der Musikus, ist eine Art deutschen Figaro's, Vertrauter aller Welt und alle Welt überlistend. Die ergötzliche Figur im Stück aber ist Hauptmann Hannibal, ein deutscher Miles gloriosus und auch wol nach dem Plautinischen Vorbilde gezeichnet, wie denn diese Figur auch im Gryphius vorkommt. Das Ganze ist mehr heiter als witzig, in guten Versen geschrieben und durchaus tüchtig, wenn es auch gegen Bauernfeld's Überlegenheit im Conversationslustspiel noch zurücksteht. Der Dialog ist häufig allzu zerrissen und mehre Verse bieten einen Takt zu viel dar. — „Milton's Muse", dramatisches Gedicht in einem Act von Liebenau, stellt die durch den Dichter Davenant und die Dichterin Lady Monk erwirkte Gnade für den Dichter des „Verlorenen Paradieses" dar. Das Ganze ist gemüthvoll und innig und bietet neben vielen poetischen Stellen auch eine recht ergötzliche Gestalt in dem Buchhändler Simmons dar, welcher das Manuscript des „Paradieses" für 5 Pfund Sterling an sich gebracht hatte, 15 nach Verkauf der ersten Auflage versprach und sich nun seines vorgeblichen Todes freut, der ihm die Zahlung dieser Schuld erspart. — Der Herausgeber, Dr. Franck, gibt in zwei Stücken: „Autorsqualen", in einem Act, und „Der Herr im Hause", gleichfalls einactiges Lustspiel, schöne Proben von Talent. Im ersten Stück, das auf witzige Art die Gefahr einer Herzensverbindung mit süßtönenden Sonetten-Dichternamen malt, bewährt sich sein Geschick für Intrigue und den Ton des Conversationslustspiels; im zweiten ist es mehr wirklicher Witz und eine kräftige Parodie gesellschaftlicher Schwachheiten, die ihm gelingen. Das letzte Lustspiel besonders gehört auf der Bühne gewiß zu den allerwirkungsvollsten. Die Intrigue ist äußerst

gewandt angelegt, wenn sie auch nicht durchaus neu ist. Herr Einig will zeigen, daß er völlig Herr im Hause sei, und beweist uns grade im Gegentheil, daß er weder ein Kammermädchen fortschicken, noch seiner Tochter einen Bräutigam wählen, noch seinen Sohn oder dessen Gattin so empfangen kann, wie er will. Wirksam ist besonders, daß der alte Kammerdiener Adam dennoch uns immer wiederholt, was Alles sein Herr vermag, während doch nichts nach seinem Willen geschieht und die Veränderungen im Hause nur in den veränderten Launen der Hausfrau ihren Grund haben. — „Die Christnacht", von Pannasch, endlich ist ein effectvolles kleines Drama und eine gar schöne Apotheose der reinsten Mutterliebe. Die reizvolle Fabel des Stücks ist diese. Einer Försterin Kind ist erkrankt: das Moos von einem Wunderbaume in ihrer Nachbarschaft, der ein Marienbild verbirgt, dies Moos um Mitternacht gepflückt, jedoch ohne einen Laut, soll das Kind heilen. Dahin wandert die Mutter. Der Förster trifft auf die weiße Nachtgestalt, droht, wenn sie nicht sage, wer sie sei, zu schießen, schießt und verwundet die Mutter, welche aus Liebe zu ihrem Kinde, dem Tode trotzend, schweigt; Mutter und Kind aber werden gerettet. Ein feiger Bader dient den Ernst der Handlung zu mildern. Das Stück ist in braven Versen gut geschrieben. Vier Kupfer und Bauernfeld's gelungenes Portrait zieren diese höchst geschmackvolle Gabe.

17. Marfa, letzte Fürstin Boretzki und Bürgermeisterin zu Nowogrod, oder das belagerte Nowogrod. Trauerspiel in fünf Acten von Fr. Braunschweig. Nach Karamsin's russischen Annalen bearbeitet. Elbing, Neumann-Hartmann. 1836. 8. 12 Gr.

Auch eines von den Werken, in denen die Gesinnung dem Vermögen voraus ist und wo die mangelnde Kraft die guten Absichten Lügen straft.

Die patriotische Selbstopferung der Fürstin Marfa im Kampfe für die Ihrigen und für die Selbständigkeit Nowogrods gegen Iwan Wasiljewitsch von Moskau und seine überlegene Macht nimmt bei Karamsin eine schöne Stelle ein. Der Gegenstand ist mit Geschick zu einem historischen Drama ausgebildet, dem keins von den herkömmlichen Elementen, Patrioten, Indifferente, Liebende, Verräther und ein unerbittlicher Tyrann, abgeht. Die Fabel des Stücks hat eine unvertilgbar anziehende Kraft und bietet der patriotischen Rhetorik alles mögliche Feld; auch ist sie nicht ohne Geschick verwebt und durchgeführt, und die Sprache ist, wenn auch nicht vorzüglich, doch nicht geschmacklos und schlecht. Wie aber steht es mit dem wesentlichsten Bestandtheile des Dramas, Gestalten und Charakteren, und ihrer Art sich zu zeichnen? So übel als möglich, denn sie sind sämmtlich auf die Vorbilder abgeformt, die der Verf. im Gedächtniß, nicht auf die Bilder, die er im Geiste trug. Es ist vom Eingange bis zum Schluß kein Zug in diesen Gestalten, der nicht schon auf der Bühne Parade gemacht hätte, und alle stehen in einer solchen Ähnlichkeit zueinander, daß ihre Gesammterscheinung den Verfasser, aber nicht die historischen Gruppen zurückspiegelt, die er nachzubilden vorhatte. Dies ist es, was den jungen Dramaturgen unserer Zeit zumeist begegnet, und was, um mit Shakspeare zu reden, „ihrer That des Gedankens Blässe ankränkelt". Statt frisch und möglichst tief aus ihrem Innern, wie es auch sei, zu schöpfen, klammern sie sich, bewußt oder unbewußt, an irgend ein Vorbild fest und geben Empfangenes wieder, statt des Eingeborenen. Jeder, der ein Drama schreiben will, sollte sich, denken wir, zuvor prüfen, ob er wol irgend eine Gestalt, wie er sie nie gesehen oder gelesen, vor seinem geistigen Auge hervorzurufen vermag, und erst dann an das Werk gehen, wenn er findet, daß diese Aufgabe zu lösen ihm leicht wird. Nur dann kann er hoffen, etwas Selbständiges zu geben, wohl zu merken, daß von dieser Selbständigkeit im Schreiben und Ausmalen auf unbewußte Art immer noch viel verloren geht. Wer aber jene Prüfung zu bestehen Mühe findet, wird immer wohl thun, das Drama als ein Noli me tangere zu betrachten und seinen Geistesdrang lieber auf Novelle oder Lyrik hinzuwenden, welche der Gestaltung neuer Charaktere weniger unabweisbar bedürfen; denn durch das bloße sprachliche Vermögen ist im Drama wenig oder nichts zu erlangen.

Dem Verf. fehlt übrigens auch dramatische Übung und Gewandtheit; S. 109 z. B. läßt er beide Liebende dieselben Verse sprechen, was auf der Bühne einen seltsamen Effect machen müßte und nur in der Oper möglich ist. Sein Vers, wiewol meistens annehmbar, ist auch nicht immer gut gebaut.

Noch rauchende Brandstätten ihrer Wuth,

ist übel skandirt, und der folgende Vers:

Sind nur so viel Altäre ihres Weihrauchs,

enthält einen kolossalen Unsinn. Wir können uns wol den Weihrauch ihrer Altäre denken, aber nicht die Altäre ihres Weihrauchs. Dergleichen würde eine genauere Kritik unzählbares auszustellen haben; indessen dürfte der Verf. eine solche Würdigung seiner nicht gradehin verwerflichen, aber doch sehr gewöhnlichen und mittelmäßigen Arbeit wol selbst nicht fodern.

18. Luther. Eine dramatische Tetralogie. Von K. G. Haupt. Berlin, Kuhr. 1836. Gr. 8. 20 Gr.

Diese seltsame Verirrung eines Mannes, den wir wegen früherer Leistungen, z. B. „Zobeir", loben mußten, und dessen poetische Erfassung von Zeitzuständen und Charakteren uns Hoffnungen erweckte, verdient eine ernste Zurechtweisung. Zunächst kann etwas Confuseres und Verworreneres wol kaum gedacht werden als Anlage und Plan zu diesen Dramen. Die erste Tragödie der Tetralogie, „Freie Wahl" betitelt, in der Luther und Karl V. als Träger der Handlung auftreten, beginnt mit einer Scenerie aus dem „Verlorenen Paradies" von Milton! Der „Oberste der Hölle und seine sieben Gesellen" treten auf:

Die ihr auf Blitzen reitet
Und auf dem Donnerwagen fahrt,
Jetzt gilt's! Horcht auf, ihr Geister!

Die Gesellen: Wir loben unsern Meister!

Hierauf folgt eine Scene im Kloster: Katharina von Bora soll als Nonne eingekleidet werden, da stürzt Robert, ein Reichsritter, in das Heiligthum, an Katharina Kirchenraub zu wagen. Nun folgen Landvolkscenen mit Tezel, dann Ritterscenen mit Schmähungen auf Luther, Melanchthon, Karlstadt, bis wiederum der Höllenoberste mit seinen sieben Gesellen den Schluß des ersten Acts machen, singend:

Durch der Liebe eigne Flammen
Stürzen wir die Welt zusammen
Luther glüht — und Katharina.

Dazwischen lateinische Nonnengesänge! — O Unsinn, deine Macht ist groß! So wird wird wol der Ausspruch lauten, den uns diese Olla Potrida von tollgewordener Poesie abpreßt. In der That, hätte uns der Verf. dies Stück als eine Handschrift aus dem 16. Jahrhundert gegeben, wir hätten ihm geglaubt. Daß er es damit als mit einer im 19. Jahrhundert verfaßten Tragödie, oder was es sonst sein soll, ernst meine, glauben wir ihm nicht, wenn er uns nicht zugleich eingestehen will, daß er krank und leidend sei. Etwas war schon in „Zobeir" nicht ganz in Ordnung; dieser „Luther" aber ist zu arg. Im „Zobeir" konnte das Unstatthafte für ungezügelten poetischen Drang gelten, auch ertheilt er des wahrhaft Poetischen in Fülle; in diesem „Luther" aber herrscht der nackteste und barste Unsinn.

Was sollen wir uns mit ihm noch länger beschäftigen? Wir geben den Verf. auf. Das Schlußstück dieser wilden Tetralogie, die aller dramatischen Kunst Hohn spricht, ist „Entsagung", ein Lustspiel in einem Act, für uns gänzlich unverständlich. Wir sehen nur, daß Gustav Adolf von Schweden darin die Prinzessin Eleonore, seine Braut, heirathet. Was das mit Luther zu thun hat, ist nicht gesagt. Merkwürdigerweise gibt der Verf. uns Kopf und Schwanz seiner Tetralogie und verspricht uns die Mittelstücke: „Karl V." und „Die Böhmen", bald nachzuliefern. Am Fisch pflegen die Mittelstücke

das Beste zu sein; vielleicht ist dies beim Verf. auch so — wir müssen's erwarten! Indessen, wiederholen wir's, es muß etwas mit ihm vorgegangen sein, das uns nöthigt, ihn aufzugeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoléon tel qu'il fut. Portrait impartial tracé par un contemporain. Stuttgart, Metzler. 1837. 8. 18 Gr.

Dies Werkchen fällt als Beitrag zu der Napoleonischen Litteratur schwer in das Gewicht. „Mit Unparteilichkeit", sagt der unbekannte Verf. in seinem Vorworte, „die Verleumdungen und gedruckten Abgeschmacktheiten über einen ebenso berühmten als ehrgeizigen Mann zurückweisen, heißt nicht sein Anhänger oder Lobredner, heißt vielmehr wahr und billig sein." Seiner Ansicht nach hat General Foy mit dem Ausspruche Recht: Napoleon soll erst noch richtig beurtheilt werden; weder Norvins, noch Hugo und seinen Nachahmern und am allerwenigsten Walter Scott sei dies gelungen; wenn aber das Urtheil der Zeitgenossen nicht unparteiisch sei, wie vermöge es das der Nachwelt zu sein? Der Verf. beabsichtigt nichts Anderes, als einen großen Mann nach der Natur zu malen; dabei erklärt er ausdrücklich, nie weder Gutes noch Schlimmes durch Napoleon erfahren zu haben; er müsse diesen als ehrgeizigen Despoten hassen, zugleich aber auch den Mann von Genie, den unsterblichen Helden anerkennen. Den Einwurf, als komme das Bildniß eines Mannes, dessen Thaten so lange Zeit die Welt erfüllt haben, zu spät, entkräftet er durch die richtige Bemerkung: ein unparteiisches Urtheil, auf unumstößliche Wahrheiten gestützt, könne nie zu spät erscheinen.

Der Leser erwarte in dem vorliegenden Werkchen keine zusammenhängende Geschichte Napoleon's; diese wird von dem Verf. mit Recht als bekannt vorausgesetzt; dagegen findet er den Charakter des Helden von neuen Seiten beleuchtet und einzelne Züge aus seinem Leben näher ausgeführt, welche den seitherigen Biographen theils entgangen sind, theils nicht bekannt waren. Dadurch erhält der so vielfach ausgebeutete Stoff einen gewissen Reiz der Neuheit, der durch eine kräftige, edle und unparteiische Sprache noch erhöht wird.

Die Einleitung beginnt mit einer Notiz über Napoleon, welche sich von dem Director der Kriegsschule zu Brienne in einem zu Leyden im J. 1800 gedruckten Werke fand und die den außerordentlichen Menschen mit folgenden Worten schildert:

„Napoleon Bonaparte, ein Corse von Geburt und Charakter, ein eigner junger Mensch, eifrig im Studiren, die Arbeit dem Vergnügen vorziehend; ein Freund wichtiger und ernster Lectüre, den exacten Wissenschaften ergeben, weniger den andern Fächern, stark in der Mathematik, ein guter Geograph, wortkarg, verschlossen, die Einsamkeit suchend, seltsam, geringschätzig, den Egoismus und den Eigensinn bis zum Übermaße treibend, schweigsam, kalt, lakonisch, hart in Antworten und schwierig im Umgange, von großer Eigenliebe, ehrgeizig, eifersüchtig und voll Hoffnungen . . . dieser junge Mensch ist zu begünstigen und zu überwachen."

In dieser Schilderung des Knaben liegt schon die ganze Zukunft des Mannes. Die Natur gießt in Erz. Manche ihrer Werke können durch alle menschliche Gewalt nicht geändert werden. Napoleon gehörte zu dieser Zahl. Gleichwie es einem sechs Fuß hohen Menschen nicht gegeben ist, sich etwas von dieser Größe zu nehmen, so stand es ebenso wenig in der Gewalt dieses außerordentlichen Mannes, nicht ehrgeizig und Despot zu sein. Sein ganzes Wesen war in diese doppelte Form gegossen: mit dem hierdurch bedingten Maßstabe muß er gemessen werden.

Im sechsundzwanzigsten Jahre zum Obergeneral der italienischen Armee ernannt und im Begriffe dahin abzureisen, redete ihn einer seiner Freunde mit den Worten an: „Du bist sehr jung, um ein Heer zu befehligen." „Ich werde alt zurückkommen", war seine Antwort, aus deren tiefem Sinn man damals schon ahnen konnte, was er an der Spitze eines Heeres zu leisten beabsichtige.

Seite 23 theilt der Verf. eine merkwürdige Unterhaltung mit, welche Napoleon zur Zeit, als er auf dem Gipfel seiner Macht stand, zu Mailand mit seinem Bruder Lucian hatte. Diese beiden Männer, so verschieden in ihren Charakteren, obgleich Brüder, die sich seit dem Tage von Austerlitz nicht gesehen hatten, beobachteten sich mit jenen forschenden Blicken, welche bis in die Tiefe der Seele einzudringen suchen.

Als sie sich einander gegenüber befanden, machte Lucian einige Schritte gegen seinen Bruder und hielt hierauf an. Napoleon ging ihm entgegen und reichte ihm die Hand. „Mein Bruder", sagte Lucian, indem er einen Arm um Napoleon's Hals schlang und ihn an sein Herz drückte, „wie glücklich bin ich, Sie zu sehen." „Meine Herren, lassen Sie uns allein", sagte Napoleon, indem er den drei Personen, welche zugegen waren, ein Zeichen mit der Hand gab. Alle drei entfernten sich schweigend, obgleich der eine (Murat) ein König, der zweite (Eugen) ein Prinz des Hauses und der dritte (Duroc) ein Marschall war. „Lucian, ich habe Sie rufen lassen", sagte Napoleon, als er sich mit seinem Bruder allein sah. „Und Sie sehen", erwiderte dieser, „daß ich mich beeilt habe, diesem Wunsche zu entsprechen, weil Sie mein älterer Bruder sind."

Bei diesen Worten faltete sich Napoleon's Stirne, bald jedoch nahm er wieder eine heitere Miene an und fuhr fort: „Ich habe über verschiedene Angelegenheiten mit Ihnen zu reden."

„Ich höre", erwiderte Lucian, indem er sich verbeugte. Napoleon ergriff einen Knopf des Kleides seines Bruders, sah ihm durchdringend in das Antlitz und fragte: „Welche Plane haben Sie?"

„Welche Plane?" antwortete Lucian nicht ohne Staunen. „Meine Plane sind diejenigen eines Mannes, der in der Zurückgezogenheit lebt und sich darin gefällt. Meine Plane beschränken sich darauf, ein Gedicht, das ich vor einiger Zeit angefangen habe, in Ruhe zu vollenden."

„Gut, gut", sagte Napoleon mit ironischem Tone. „Ich weiß, daß Sie der Poet der Familie sind. Sie machen Verse, während ich Schlachten gewinne. Nach meinem Tode mögen Sie mich besingen. Ich werde glücklicher sein als Alexander, weil ich meinen Homer gefunden habe."

„Aber welchen von uns Beiden halten Sie für den Glücklichern?"

„Sie, ohne Zweifel", erwiderte Napoleon, indem er den Knopf seines Bruders mit einer Bewegung übler Laune losließ; „es macht Ihnen keinen Kummer, in unserer Familie Gleichgültige, vielleicht Rebellen zu sehen." Lucian ließ die Arme fallen und betrachtete Napoleon mit einem schmerzvollen Blicke.

„Gleichgültige!" rief er aus; „erinnern Sie sich des 18. Brumaire. Rebellen? Wo sahen Sie mich je den Aufstand unterstützen?"

„Aufstand nenne ich, wenn man mir nicht bei Erreichung meiner Absichten dient. Wer nicht mit mir ist, ist gegen mich. Sie wissen, Lucian, daß ich Sie von allen meinen Brüdern am meisten liebe; daß ich Sie allein für fähig betrachte, mein Werk zu vollenden. Warum entsagen Sie Ihrer stillschweigenden Opposition nicht? Während alle Könige Europas sich vor mir niederwerfen, glauben Sie sich zu erniedrigen, indem Sie ihrem Beispiele folgen? Soll ich trotz des Schmeichlerhaufens, der meinen Triumphwagen umgibt, stets die Stimme meines Bruders hören, der mir zuruft: Cäsar, vergiß nicht, daß du sterben mußt? Sage mir offen, Lucian, willst du es nicht mit mir halten?"

„Was versteht Ew. Majestät unter diesen Worten?" antwortete der Gefragte, indem er einen mistrauischen Blick auf seinen Bruder warf.

Napoleon trat an einen mitten im Zimmer stehenden runden Tisch. Die Hand auf eine zugerollte Karte legend, wendete er sich an Lucian mit den Worten: „Ich bin auf dem Gipfel meiner Macht. Europa gehört mein. Siegreich wie

Alexander, allmächtig wie August, geehrt wie Karl der Große, kann ich, was ich will. — Nun denn", fuhr der Souverain von Europa fort, indem er die Karte mit einer gebieterischen Geberde entrollte, „wählen Sie das Königreich, das Ihnen am besten gefällt; ich gebe Ihnen mein kaiserliches Wort, daß es, sobald Sie es mit dem Finger bezeichnet haben werden, Ihnen gehören soll."

„Und warum wird mir dieses Anerbieten vorzugsweise vor meinen Brüdern gemacht?"

„Weil Sie allein nach meinem Geiste sind."

„Wie wäre dies möglich, da ich Ihre Grundsätze nicht billige."

„Ich hoffe, daß Sie sich in den vier Jahren, während welcher wir uns nicht sahen, geändert haben."

„Hierin täuschen Sie sich, mein Bruder, ich bin noch derselbe wie im J. 1799 und möchte um keinen Preis der Welt meinen curulischen Stuhl gegen einen Thron vertauschen."

„Unsinniger!" rief Napoleon aus, indem er lebhaft im Zimmer auf- und abging, als ob er mit sich selbst spräche. „Unsinniger, verblendeter Mensch, der nicht einsieht, daß ich gesendet bin, ihrer beweglichen Guillotine Einhalt zu thun, die sie für einen republikanischen Triumphwagen halten! Entsage deinen Ideen von Utopien. Reiche mir die Hand als Bruder und Verbündeter und morgen sollst du das Oberhaupt eines großen Volkes sein; deine Frau soll meine Schwester sein und meine ganze Freundschaft sei dir wieder zugewendet."

„Also weil du daran verzweifelst, mich zu überzeugen, willst du mich durch Bestechung gewinnen?" erwiderte Lucian kalt. Napoleon machte eine Bewegung, welche seine Unzufriedenheit ausdrückte. Lucian fuhr fort: „Ich will mich dir ganz offen zeigen. Dieser Augenblick ist feierlich und kehrt vielleicht in unserm Leben nie wieder. Ich zürne dir nicht darüber, daß du mich falsch beurtheilt hast. Da du so viele Menschen durch dein Geld taub und stumm machtest, glaubtest du, es verhalte sich mit mir wie mit den Andern. Ew. Majestät will mich zum Könige machen? Ich nehme dieses Anerbieten an, wenn Sie mir versprechen, daß mein Königreich unabhängig und nicht blos eine Präfectur sein soll. Sie wollen mir ein Volk geben? Ich nehme es an, gleichviel welches, aber unter der einzigen Bedingung, daß ich es nach seinen Ideen und nach seinen Bedürfnissen regieren kann. Ich will der Vater meines Volkes sein und nicht sein Tyrann. Ich will, daß es mich liebe, und nicht, daß es mich fürchte. Von dem Tage, an welchem ich die Krone von Spanien, Holland oder einem deutschen Staate annehme, höre ich auf Franzose zu sein; ich bin dann nur Spanier, Holländer oder Deutscher. Bedenken Sie wohl, daß wir dann nicht mehr blos Brüder aus Blutsverwandtschaft, sondern auch dem Range nach sind. Ihr Wille würde nicht über meine Grenzen dringen. Wenn Sie sich gegen mich waffnen, würden Sie mich zum Kampfe gerüstet finden. Aller Wahrscheinlichkeit nach würden Sie mich besiegen, denn Sie sind ein großer General und der Gott des Krieges ist nicht immer auch ein Gott der Gerechtigkeit. Meine Entthronung wäre unvermeidlich; Sie würden sich meines Landes bemächtigen, um es nebst meiner Krone einem Andern zu verleihen, der Ihnen mehr Dankbarkeit und Unterwerfung zeigen würde. Dies ist Alles, was ich über diesen Punkt zu sagen habe."

„Immer derselbe, immer derselbe!" sagte Napoleon mit gedämpfter Stimme. Dann rief er, den Boden stampfend, aus: „Sie vergessen, Lucian, daß Sie mir als Ihrem Vater und als Ihrem Könige Gehorsam schuldig sind."

„Sie sind mein älterer Bruder, aber nicht mein Vater; Sie sind mein Bruder, aber nicht mein König. Nie werde ich mich unter Ihr eisernes Joch beugen. Niemals, nein, niemals!"

Napoleon soll bleich vor Zorn geworden sein. Seine Blicke sprühten verzehrende Flammen; seine Lippen bewegte ein convulsivisches Zittern. „Denke an Das", rief er aus, „was ich dir gesagt habe."

„Bedenke du selbst, Napoleon, was ich dir jetzt sagen werde. Du hast die Republik schlecht getödtet, denn du hattest, als du sie niederschlugst, nicht den Muth, ihr ins Angesicht zu schauen. Der Genius der Freiheit, den du unter deinem Despotismus erdrückt zu haben wähnst, wächst im Stillen, er dehnt sich aus und befestigt sich durch sich selbst. Du glaubst ihn vor dir her zu treiben, während er deinen Schritten folgt. So lange du triumphirst, bleibt er stumm. Wenn aber die Zeit des Unglücks hereinbricht, dann wirst du erfahren, daß du nicht auf Frankreich zählen darfst, das du nur dadurch groß gemacht hast, indem du es in Sklaverei stürztest. Jedes durch Stärke und Gewalt erbaute Reich fällt wieder durch Stärke und Gewalt. Und du, Napoleon, wirst von dem Gipfel deiner Macht geschleudert, du wirst von dem Abgrunde verschlungen werden (indem er seine Uhr heftig zu Boden warf) wie diese Uhr, und wir, die Trümmer deiner Gewalt, werden durch die ganze Welt zerstreut werden, weil wir deiner Familie angehören; man wird uns verfluchen, weil wir deinen Namen tragen. Lebe wohl, Majestät."

Noch waren nicht zehn Jahre verflossen, als alle Verherssagungen Lucian's in Erfüllung gingen.

Die Ehrenlegion erscheint dem Verf. eine unendlich glückliche politische Idee, und in der That, dadurch daß Napoleon dieses Gebäude auf der Grundlage der Ehre und der menschlichen Eitelkeit aufführte, faßte er die häuslichen Interessen auch der niedrigsten Classen ins Auge und brachte sie dadurch von ihrer alten Anhänglichkeit an die Republik ab. Es war dies das Meisterstück eines eintägigen Souverains bei einem Volke, das seinen legitimen Fürsten auf dem Blutgerüste hingerichtet hatte.

Mit den Verhältnissen des westfälischen Hofes unter Hieronymus scheint der Verf. besonders genau bekannt. Da mehre Vorstellungen, welche Napoleon seinem Bruder über sein ausschweifendes Leben und über den Kummer machte, den er dadurch seiner Gemahlin verursachte, fruchtlos blieben, so schrieb er einen fulminirenden Brief an Hieronymus, der unter andern harten Dingen auch die Stelle enthielt: „Was waren Sie und was sind Sie noch, um diese wahrhaft königliche Prinzessin zu verdienen? Klagen Sie mich der Tyrannei an, ich gebe es zu. So lange es aber noch Ehre und Gerechtigkeit auf Erden gibt, wird man mir kein Verbrechen daraus machen, daß ich meine Macht zum Schutze einer Frau anwende, die sich ebenso sehr durch ihre Tugenden als durch ihren Rang auszeichnet."

Das edle Benehmen, die innige Ergebung dieser Fürstin nach dem Sturze ihres Gemahls haben bewiesen, daß Napoleon ihr nur die Gerechtigkeit widerfahren ließ, welche sie verdiente.

Unter denjenigen Personen, welche den jungen König zu Vergnügungen, die seiner unwürdig waren, verleiteten, wird insbesondere Pigault-Lebrun, der bekannte Romanschreiber, genannt, der zu Kassel als Bibliothekar des Königs angestellt war.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Die Tischmesser und Gabeln, welche man in unsern Tagen sich so engverbunden zu denken gewohnt ist wie das Ei und die Schale, wurden in England zu sehr verschiedener Zeit eingeführt. Die erstern nämlich kannte man dort bereits im Jahre 1563, während die letztern erst im J. 1611 in Gebrauch kamen. Thomas Coryat ist der Mann, der sie aus Italien zuerst nach England übersiedelte. Dieser erzählt in seinen „Crudities hastily globed up in five months travels" (1611), wie sein gelehrter und geistreicher Freund Lawrence Whitaker ihn einst über Tische furcifer genannt, und zwar, wie er sehr naiv hinzufügt, einzig deshalb, weil er sich beim Essen einer Gabel bedient habe. Zu Elisabeth's Zeit pflegte noch jeder Gast sein Messer mitzubringen und es gleich an Ort und Stelle auf einem hinter der Thür angebrachten Schleifstein zu wetzen.

11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 147. — 27. Mai 1837.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1836.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 146.)

19. Lorentino von Medici. Trauerspiel von Wilh. Plate. Bonn, König und van Borcharen. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Widerwillig von dem vorhergehenden Stücke uns wegwendend, rufen wir diesem ein herzliches und hochachtendes Willkommen! zu. Denn, wie formlos auch Plan und Vers in dieser Arbeit seien, wie viel die Führung der Fabel in ihm auch zu wünschen übrig lasse — ein frischer und belebender Hauch der Poesie weht doch in dem Ganzen. Freilich ist es zu beklagen, daß junge Talente, wie hier eines sich unverkennbar zeigt, bei ihren ersten Bekanntmachungen nicht mehr Sorgfalt auf Form, Vers und Ausdruck verwenden mögen; daß sie nicht ältere Freunde darüber zu Rathe ziehen und mit genialem Leichtsinn etwas Unfertiges auf den Markt schleudern, auf die Gefahr hin, sich durch diesen sträflichen Leichtsinn vielleicht eine ganze literarische Laufbahn bei ihrem Eingange zu verschütten.

Wir möchten wol behaupten, daß schon die Wahl dieses Gegenstandes eine Probe von Talent sei. Lorentino von Medici, dieser seltsame und sonderbare Brutus von Florenz, über den so Preis als Verwünschung mit allen dazwischenliegenden Urtheilen von geltenden Geschichtschreibern ausgesprochen worden ist, und den die Einen zum Halbgott erheben, die Andern zu einer Art von Kannibalen herabwürdigen, der Mörder Alessandro's, der Verbündete des edeln Ph. Strozzi, der Sonette und Madrigale machte, während es sein Leben zu vertheidigen galt, dieser gestaltungsreiche, mysteriöse Charakter eignet sich zu einem tragischen Helden in Fiesco's Art auf vorzügliche Weise. Trotz der naheliegenden Erinnerung an diesen hat sich der junge Poet doch durchaus selbständig erhalten. Sein Plan, verworren und aus übermüthigem Reichthum unklar, keck und üppig wuchernd an Ereignissen, ist originell und poetischer Intentionen voll, wie ihn nur ein dichterisch begabter Geist entwerfen konnte. Er ist zu reich für einen gedrängten Überblick. Sein wesentlicher Inhalt ist dieser: Lorentino, von Antonio, dem geheimnißvollen Rächer des ermordeten Herzogs, verfolgt, entflieht diesem aus Smyrna nach Venedig. Unterwegs hat er ein Corsarenschiff genommen, auf dem Antonio, von dem Mörder Scoronconcolo verrathen, sich gefangen befand, und diesen, ohne ihn zu kennen, aus Sklavenketten befreit. Antonio, der den Racheschwur für Alessandro geleistet hat, kommt nun nach Venedig und trifft hier mit Lorentino, seinem Opfer und seinem Wohlthäter, zusammen. Sein Rächerarm ist nun gebunden und sein Seelenkampf bildet das tragische Element des Stücks. Lorentino verräth sich ihm durch Erkennung des Diamants, den der ermordete Alessandro trug. Nun entscheidet sich Antonio zum Rachewerk. Beide kämpfen, aber Lorentino entfällt das Schwert, als er den lang gefürchteten Verfolger erkennt. Er wird sein wehrloses Opfer, aber der Rächer selbst, der seinen Wohlthäter erschlug, stirbt an dieser That.

Neben diesem Hauptbestande der Fabel gehen zwei Liebesintriguen her, welche mit glücklicher Kunst wie zu wesentlichen Elementen der Fabel verknüpft sind, da Flora, von Antonio geliebt, Lorentino's Gattin wird; ferner stehen daneben die anziehenden Charaktere Scoronconcolo's, des Mörders Alessandro's, und des Türken Sinan's, des vierfachen Verräthers, und endlich die Gestalten der verbannten Edeln aus Florenz und der Anhänger Cosimo's und des französischen Gesandten Morvillier's, — alle diese Elemente zu einer Mannichfaltigkeit und einem Reichthum von Scenen und Bildern verwebt, die, ohne die Einheit zu sehr zu zerreißen, wahrhaft genial erscheinen müssen. Wäre nun in dies reiche Gewebe ein Geist der Ordnung und Beherrschung gekommen, und hätte der Verf. einen Beirath für bessere Gestaltung von Vers und Sprache gehabt, verletzte er uns nicht durch Rohheit seiner äußern Formen — fürwahr, ein Stück, der größten und höchsten Anerkennung würdig, läge vor uns. Wie Schade, daß dem nicht also ist, und daß der Mangel Dessen, was doch verhältnißmäßig das Geringere ist, einen so schönen Entwurf so tief beschädigen mußte!

Wir sind dem Leser einige Proben schuldig. Die vierte Scene, Julia und Castiglione, ist von einer seltenen Feinheit und Liebenswürdigkeit des Dialogs.

Julia: Ihr folgt mir, wie der Falk der Taube nach.
Castigl.: Wär' ich ein Falk, die Taube wär' entführt.
Julia: Geht, geht, Signor, ich will Euch nicht mehr sehn.
Castigl.: Schlimm, schöne Julia: doch erlaubt Ihr wol
Daß ich Euch sehe. . .
Julia: Euer Leichtsinn tödtet mich.
Castigl.: Der Leichtsinn?
Leichtsinnig? Julia, wollt Ihr lieben, daß
Schwerfinnig Castiglione wäre? Blind
Wie die Zeit auch gegen Eure Schönheit?
Taub wie die Glocke, die nur eignem Schall,
Nicht Eurer Worte Harmonien lauscht? ꝛc.

Der echte Bilderreichthum der Sprache, der dem Verf. mit dem Reichthum an Gedanken von allen Seiten zuströmt, macht sich in den patriotischen Scenen, wo Strozzi, Castiglione, Burlamacchi Italiens Wohl besprechen, in schönen Stellen Luft, z. B.:

Burlam.: Italien ist krank. Verzehrend Gift,
Sorgfältig von unsern Feinden still genährt,
Wühlt wie ein fressend Feur' durch seine Adern,
Uneinigkeit, Ehrsucht und Gier nach Geld,
Die Mutter der Verbrechen, Sklaverei.

Die Sprache der Leidenschaft, wie groß und trefflich, concis und gewaltig in den Schlußscenen:

Lorentino: Tod, Tod, du mähest eine reiche Saat,
Du hüllst die Freiheit eines ganzen Volks
In Lorentino's blutig Leichentuch!

Zum Schluß aber sind es mehr Thaten als Worte, die sich vernehmen lassen. Die unendliche Mannichfaltigkeit der

Charaktere spiegelt sich in der Sprache wieder, jeder hat seinen Ton. Diese Charaktere selbst aber, aus welcher Fülle sind sie geschöpft? Lorentino wie reich, wie proteusartig wechselnd, Antonio wie tief, Strozzi wie ernst und würdig, der Priester Jeronimo wie gewaltig, die Florentiner wie schillernd, galant und mannichfach, Sinan welche Tiefe der Verworfenheit aus Princip, Scoronconcolo welche Schlechtigkeit ohne Princip, und vollends die Frauen! Fürwahr, es ist ein schönes Talent, das uns hier eine Erstlingsarbeit bietet, und wir sind im Dienste der Kritik noch nicht also ergraut, daß wir uns an ihm nicht offen und unverhohlen erfreut hätten. Um so tiefer verletzte uns der wilde Leichtsinn, mit dem der Verf. seine Verse hinwarf, die er wahrlich kaum einmal wieder durchlesen haben kann. Wie wäre es sonst erklärbar, daß man die schönen Verse schrieb, die Sinan (S. 183) spricht:

> Kennst du die Tafeln Gottes nicht? — Im Äther,
> Hoch über sieben Himmeln schweben sie,
> Breit wie vom Aufgang gegen Abend hin,
> Und höher als der Weg vom Erdenball
> Bis an des letzten Himmels Sternendom,
> Von Gold und Lichtglanz sonnengleich durchwirkt —
> Und Gottes Rathschluß schreiben Engel hier
> Mit diamantnen Federn, aus der Spalte
> Strömet ein Strahl vom reinsten Sonnenlicht
> Und webt des Wortes Bild. Begonnen und
> Beschlossen ruht dort Lorentino's Leben

und zugleich Verse gab, in denen weder vom Rhythmus noch vom Maße eine Spur anzutreffen ist? Der junge, hoffnungsvolle Dichter hat sich uns hier gezeigt, um vielleicht auf immer zu verschwinden; er soll aussichtslos nach England gewandert sein. Wir zählen ein schönes Talent weniger in Deutschland.

20. Dramatische Werke von Jos. Christian Baron von Zedlitz. Vierter Theil. Stuttgart, Cotta. 1836. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

So manche Kunstfreude wir dem Verf. auch schon verdanken — der nur in „Krone und Kerker" seiner natürlichen Weichheit zu sehr nachgab —, er hat uns keine größere gemacht, als durch das einfache, bescheidene und ohne Anspruch im Prosakleide auftretende Lustspiel: „Cabinetsintriguen", in drei Aufzügen. Dies Stück ist ein Muster in der Gattung des Conversationsstückes und durch Feinheit der Motive, Natürlichkeit und Wahrheit der Charaktere und Einfachheit der Sprache wahrhaft auszeichnet. Zedlitz tritt damit als Nebenbuhler Bauernfeld's auf, und in der That: der Wage Zunge steht! Sieht man die Einfachheit der hier verbrachten Mittel an und erfreut man sich ihrer Wirkung, so sollte man auf den Gedanken kommen, nichts in der Welt sei leichter, als ein gutes Lustspiel zu schreiben, und alle die zahllosen Fehlgriffe in dieser Bestrebung entspringen nur daraus, daß man die naheliegende Sache zu weit suche. Und in der That, wir meinen, daß an diesem Gedanken etwas Wahres sei. Dies Stück beweist wenigstens so viel, daß nicht Das, was geschieht, sondern die Art, wie es geschieht, das Lustspiel mache. Die Idee ist so einfach, daß ein Blick für sie genügt. Ein verschmitztes Kammermädchen, Laurette, deren Schützling als Bräutigam verworfen wird, weil er zu flatterhaft und untreu erscheint, zeigt ihrer Herrschaft, wie es mit der Treue der Männer überhaupt bestellt sei, indem sie in einer funfzehnjährigen Ehe beide Theile eifersüchtig macht. Die Art aber, wie dies geschieht, ist von meisterhafter Natürlichkeit und vollendeter Feinheit und Anmuth, sodaß das Ergötzliche darin aus dem Anmuthigen selbst hervorgeht. Wir halten dies Stück für unübertrefflich in seiner Art.

Das zweite Stück dieses Theils: „Liebe findet ihren Weg", Lustspiel in vier Aufzügen, tritt mit größern Ansprüchen in stolzen spanischen Versformen auf. Über den Gebrauch der gereimten Trochäen im Drama haben wir uns schon so oft geäußert, daß wir uns die Wiederholung hier füglich ersparen können. Es gibt für die Tragödie keinen ungeeignetern Vers; im Lustspiel aber ist seine Wirkung für alle Laune gradehin ertödtend; es ist, als könnte man nicht einmal lächeln, wenn man Trochäen spricht, als paßten die Mundwinkel nicht zusammen, als erfodere das Lachen eine unbesiegliche Anstrengung. Man lese nur den Schluß dieses Lustspiels und sehe zu, wie unerträglich steif der Witz in seinem spanischen Zwangsstiefel darin einherschreitet. Es ist endlich Zeit, sich darüber zu enttäuschen, der Trochäus paßt durchaus nicht für die deutsche Bühne; der joviale Gesprächston bewegt sich in der deutschen Sprache durchaus im muntern iambischen Takt. So ist denn auch der Aufwand einer recht guten Intrigue durch diesen formalen Mißgriff hier verloren gegangen — zu unserm Bedauern; denn was Zedlitz darbringt, verdient sonst mit Wohlgefallen aufgenommen zu werden.

21. Der Nachtwandler. Lustspiel. Meißen, Goedsche. 1836. 8. 16 Gr.

Die Idee, daß ein reicher Geizhals sich nachtwandelnd selbst bestiehlt und nun um Gerechtigkeit und Bestrafung des Diebes lärmt, diese Idee, welche Auffenberg im „Bösen Hause" mit tragischer Wirkung ausgebeutet hat, ist hier zu einem Lustspiele verarbeitet, dessen Führung eine geschickte Hand nicht verleugnet. Der Verf. versichert uns, das Auffenberg'sche Stück nicht gekannt zu haben, und wir glauben ihm dies bereitwillig; nicht blos die Fassung, sondern auch die Wirkung seiner Arbeit steht der Nachahmung ganz entgegen. Seine Umgebung hat er ganz soldatisch, und zwar aus dem Kriegslager und nach Zuschnitt des siebenjährigen Krieges und seines Helden eingerichtet. Der Beherrscher der ganzen Fabel ist der König, unverkennbar ein Spiegelbild des großen Königs, durch Charakter, Sprache und Haltung genugsam bezeichnet. Im Übrigen begegnen sich die Verwickelungen; auch hier wird durch die Entdeckung des wahren Diebes eine unglückliche Ehe gelöst und nach mancher Noth ein früherer Liebhaber beglückt. Nur einen Olivier und einen Tristan hat der König nicht, wie sie Ludwig XI. mitbringt, und dem Himmel sei Dank dafür! Das Stück hat Charakter und verdient Lob. Der geizige Selbstdieb, Baron Wöllmitz, ist von effectvoller Zeichnung, und die rauhe Gerechtigkeit des Königs, der diese Marionetten ihr Spiel treiben läßt, bis es genug ist, ist von der auf der Bühne stets beifällig aufgenommenen Gattung. Wir wünschten dem Stück nur etwas weniger Husarenlärm und den Husaren etwas mehr Anstand. Doch im Feldlager ist Unruhe verzeihlich, und selbst Quitzow's überderbe Sprache mag der Entschuldigung nicht entbehren. Für Preußen ist dies Lustspiel an patriotischen Anklängen reich und mag sich zu einem Gelegenheitsstück recht gut eignen. Die Sprache ist gewandt und rein und zeigt den Verf. vieler wohlaufgenommenen Schriften, z. B. „Kichora Komara", „Hermanfried" u. s. w., der sich ohne Scheu nennen könnte.

22. Der Untergang der Häuser Casanelli und Ferrato. Trauerspiel in vier Acten, bearbeitet nach einer Erzählung Napoleon's von Timm. Berlin, Cranz. 1836. 8. 12 Gr.

Unglücklicherweise hält der Verf. dieses gedankenlosen Machwerks sich für ein großes Original und nimmt nach seiner Vorrede keinen geringern Ruhm in Anspruch als den, ein zweiter Byron zu sein. Diese schlimme Originalitätssucht hält ihn ab, sich von seinem Unverstande Rechenschaft zu geben und einzusehen, daß er ein höchst albernes und widersinniges Stück geschrieben hat. Man darf nur die Lehren lesen, die er uns auf den fünf Seiten seines Vorworts grimmig in den Bart wirft, um zu erkennen, wes Geistes Kind er ist und daß ihm nicht mehr als Alles fehlt, um auf ein nachsichtiges Urtheil Anspruch zu machen. Bescheidenheit bei Talent ist eine schöne Eigenschaft, bei der Schwachheit wird sie zu gerechter Forderung. Wir lassen die Novelle, der der Stoff des Stücks entlehnt ist, in ihrem Werth wie in Betreff ihrer Autorschaft dahingestellt; aber das Drama, das daraus gebildet ist, hat weder Verstand noch Sprache. Verse wie:

Beseligend herrsche Lieb' und edles Erbarmen.

hält der Verf. in seiner seltsamen Anmaßung für fünffüßige Jamben, wie er die corsische Blutrache in ihrer greulsten Gestaltung für einen guten tragischen Gegenstand hält. Eins ist so falsch wie das Andere.

28. Johanna Sebus. Drama in Einem Act. Von Roderich Benedix. Kleve, Char. 1835. 8. 4 Gr.

Eine Rettungsgeschichte, in der wir nichts hören als: „Der Deich ist gebrochen! Gott, der Deich ist wieder gebrochen", und „Das war das Letzte, der Deich ist nochmals gebrochen!" Das Opfer ist die Tochter des reichen Pachters Sebus, Johanna, welche bei Übung der Nächstenliebe ihren Tod findet. Das Stück ist in Kleve gegeben. Dies ist Alles, was sich über eine solche Arbeit sagen läßt, die der Literatur so wenig angehört als eine Leichenrede gewöhnlichster Art.

(Der Beschluß folgt.)

Napoléon tel qu'il fut. Portrait impartial tracé par un contemporain.

(Beschluß aus Nr. 146.)

Den Vorwurf eines kalten, gefühllosen und grausamen Charakters wendet der Verf. von Napoleon durch folgende, bis jetzt nicht bekannte Anekdote ab.

Cambacérès erzählte Napoleon eines Tages: Ich habe gestern die Bekanntschaft eines verdienstvollen Spaniers gemacht. Er heißt Llorente (derselbe der über die Inquisition in Spanien geschrieben hat), neben großer Gelehrsamkeit kennt er unsere Sprache vollkommen. Wir haben uns lange miteinander unterhalten. Unter Anderm kamen wir auch auf Don Carlos zu sprechen, den ich als ein Opfer der finstern Eifersucht seines Vaters beklagte. „Hüten Sie sich", sagte mir Hr. Llorente, „diesen Prinzen zu beklagen, er war ein Ungeheuer." „Dies ist nicht erwiesen", sagte ich. „Nur zu sehr", erwiderte Llorente, „ich hatte Gelegenheit, bei den Mönchen von Plazencia ein Buch zu sehen, das heutzutage sehr selten ist; es enthielt die geheimen Memoiren des Hofes Philipp II. Man findet Züge der Barbarei des Don Carlos darin, die Schauder erregen. Zwei derselben habe ich mir aufgezeichnet. Ich stellte vielfache, lange Untersuchungen an, um mich von der Authenticität dieser Memoiren zu überzeugen, und ich fand sie leider nur allzu sehr bestätigt." Noch an demselben Abende ließ sich Napoleon bei Marie Luise jene beiden Züge einer überlegten Grausamkeit vorlesen. Sie folgen hier nach Llorente's französischer Übersetzung.

„Von frühester Jugend auf liebte Don Carlos die Jagd leidenschaftlich. Der König überraschte ihn eines Tages, wie er den Todeskampf eines von ihm getroffenen Rebhuhns mit Vergnügen betrachtete. Anfangs war der König entrüstet über diesen Anblick, aber wie sehr wuchs sein Staunen, als er sah, wie der Prinz mit dem Finger die Wunde erweiterte, um die Qualen des armen Thieres zu vermehren. Wüthend über diesen Anblick, machte er ihm die heftigsten Vorwürfe. Die Jagd ward ihm auf eine gewisse Zeit verboten und seine Umgebung von dem Könige auf das strengste zurechtgewiesen."

„Ein ander Mal belustigte sich Don Carlos, damals zehn Jahre alt, mit Knaben seines Alters. Einer derselben hatte das Unglück, sich im Spiele sein Mißfallen zuzuziehen. Der Prinz verlangte, daß man ihn auf der Stelle und in seiner Gegenwart aufhänge. Alles Flehen, er möge dem unglücklichen Knaben verzeihen, war vergebens. Don Carlos foderte augenblicklichen Gehorsam. Der Knabe ward mit der Schnur eines Fensterladens gehängt. Der Unglückliche machte nur wenige Bewegungen und starb bald. Daher äußerte der wilde Mörder laut sein Bedauern, daß es nicht länger dauerte. Dieses abscheuliche Verbrechen ward auf einem Landhause begangen, wo der Hof sich damals nicht befand. Der König erhielt erst einige Zeit später davon Kunde. Aus dieser frühzeitigen Wildheit ersah er, was sein Sohn einst werden könne und was er selbst von ihm zu fürchten habe. Dieser düstere Gedanke verließ ihn nicht mehr und machte das Unglück seines Lebens aus."

Cambacérès fragte Napoleon, was er von diesen beiden Anekdoten des Hrn. Llorente halte. „Don Carlos", erwiderte dieser, „war ein Ungeheuer, das erstickt werden mußte. Ist es wahr, daß ihn sein Vater verurtheilen ließ, so opferte er ihn nicht allein seinem persönlichen Interesse, er handhabte die Sache der Menschheit. Er bewahrte sein Volk vor der Herrschaft eines Prinzen, der wahrscheinlich alle frühern Regenten dieses Landes an Grausamkeit übertroffen hätte. Wenn Philipp II. auch nur diese gute Handlung vollbrachte, so verdient er, daß die Nachwelt ihm dieselbe anrechne."

Von diesen beiden Anekdoten mag Schiller, als er sein berühmtes Trauerspiel schrieb, wol keine Ahnung gehabt haben.

Die Hinrichtung des Herzogs von Enghien nennt der Verf. nicht nur einen politischen Fehler, sondern ein empörendes Verbrechen. Als dieser unglückliche Prinz von seinem nahen Tode überzeugt war, übergab er Savary eine Locke seiner Haare und sein Bildniß mit dem Gesuche, beides der Kaiserin zuzustellen, von der er gewiß war, sie werde diese Gegenstände einer ihm theuern Person übermachen (es war dies die Prinzessin von Rohan). Josephine, immer, besonders aber bei dieser Gelegenheit voll Mitleiden, empfing das Bild und die Haare des unglücklichen Prinzen, den sie vergebens zu retten versucht hatte, und sendete auf der Stelle mit denselben einen Vertrauten an den Ort ihrer Bestimmung ab. Als Josephine am folgenden Tage bemerkte, daß Napoleon sie zu vermeiden schien, glaubte sie, er zürne ihr wegen dieses vollzogenen Auftrags; sie erklärte sich daher sogleich gegen Napoleon, der ihr antwortete: „Ist es mir jemals beigekommen, Sie von einer guten Handlung abzuhalten? Ich schätze Sie glücklich, daß Sie nie genöthigt sind, eine schlimme zu begehen!" Diese letztern Worte, deren Authenticität der Verf. verbürgt, gestatten einen Blick auf die Gemüthsstimmung, in welcher sich Napoleon nach diesem politischen Morde befand, von dem er später äußerte, es sei kein Verbrechen, wol aber ein Fehler gewesen.

Eine andere Äußerung Napoleon's verdient Erwähnung, da sie bisjetzt noch in keiner Quelle angeführt wurde. Bei einem Besuche Napoleon's zu Ermenonville hielt er auf der Pappelinsel, dem Grabe J. J. Rousseau's gegenüber, mit den Worten: „Für Frankreichs Ruhe wäre es besser gewesen, dieser Mann hätte nie gelebt." „Wie so", fragte ihn Hr. von Girardin (der Eigenthümer von Ermenonville). „Er ist es", erwiderte Napoleon, „der die Revolution vorbereitet hat."

„Ich glaube, Sire", sagte Hr. von Girardin, „daß Sie sich am wenigsten über die Revolution beklagen sollten."

„Wer weiß", antwortete Napoleon; „die Zukunft wird lehren, ob es nicht für die Welt besser gewesen wäre, daß sowol ich als Rousseau nie gelebt hätten."

Über Napoleon's Hartnäckigkeit und Eigensinn äußert sich der Verf. (S. 85 fg.) folgendermaßen:

„Warum gleichen die Gemälde, die man von ihm entworfen hat, ihm so wenig? Weil es Denjenigen, die es gewagt haben, ihn nach seinen Handlungen zu schildern, entweder an Muth oder an Geist fehlte, um uns von den Beweggründen zu unterrichten, die ihn zur Handlung bestimmten; weil ferner die Mehrzahl seiner Rathgeber und seiner Schmeichler mehr als die Hälfte der Fehler begangen haben, welche man ihm heutzutage zum Vorwurfe macht. Napoleon war ehrgeizig und hartnäckig. Äußerst selten ging er von einem einmal gefaßten Plane wieder ab. Es wäre abgeschmackt, dies leugnen zu wollen. Allein was beweist dies? Daß Napoleon jenen hartnäckigen Charakter hatte, der allen großen Männern und hauptsächlich allen großen Feldherren gemeinschaftlich ist. Man öffne die Geschichte, und man wird dies bestätigt finden. Selbst wenn sie ihrem Untergange entgegengehen, weichen sie klugen Rathschlägen nicht. Hephästion will in seinem Herrn die Leidenschaft der Eroberungen mäßigen, und es gelingt ihm nicht.

Cineas, der weise Rathgeber eines sehr unklugen Königs, versucht es, ihn in seinem Laufe aufzuhalten, aber Pyrrhus setzt den Krieg fort. Freunde und Rathgeber Cäsar's flehen ihn dringend an, nicht in den Saal zu gehen, und eine Stunde darauf begibt er sich dahin. Karl XII. hört nicht auf seine alten Generale und beharrt darauf gegen den Zar zu marschiren, der sein Heer in Stücken haut. Was war die Folge von alle diesem? Daß Alexander elendiglich auf dem Wege stirbt; daß Pyrrhus durch einen Ziegel getödtet wird, den ein altes Weib bei einer unbedeutenden Belagerung ihm auf den Kopf wirft; daß Cäsar im vollen Senate ermordet wird, und daß Karl XII. endlich die Todeswunde unter den Mauern erhält, die er ersteigen will. Und Napoleon, der, nicht minder hartnäckig als jene, fortwährend seine Feinde drängen will, stirbt auf einem Felsen mitten im atlantischen Weltmeere."

„Wodurch unterschied er sich von seinen Vorgängern? Größer als jene durch seine Heldenthaten, war er zum wenigsten ebenso eigensinnig in seinen Planen und ging auf dieselbe Weise zu Grunde. Und was folgt hieraus? daß jene Riesen der Schöpfung stets so construirt waren und auch in Zukunft sein werden, und daß es unpassend ist, dem Sieger des Darius hierüber größere Vorwürfe zu machen als dem Sieger von Marengo, dem Kaiser der Franzosen, als dem römischen Cäsar, dem am Pruth besiegten Zar, als dem bei Waterloo geschlagenen Kaiser. Wären ähnliche Vergleichungen angestellt worden, so hätten wir nicht so viele Phantasiegemälde, so viele lächerliche, ja selbst mitleidswerthe Urtheile erhalten, welche der Unparteiische verachtet und denen die Zeit stets ihr Recht angedeihen läßt u. s. w."

Bei Gelegenheit des spanischen Krieges theilt der Verf. (Seite 99) ein interessantes Actenstück von Joseph Bonaparte mit. Als dieser seit 1812 sich, ohne materielle Mittel und ohne moralische Kraft, nicht länger behaupten konnte, faßte er den Entschluß, die Krone wieder in die Hände Desjenigen zurückzugeben, der sie ihm gewissermaßen aufgenöthigt hatte. Trotz seinen Rathgebern, welche ihm den Zorn Napoleon's vorstellten, beharrte er darauf, ihm folgenden Brief zu schicken, den er aus Madrid den 23. Mai 1812 schrieb:

„Sire, die Ereignisse haben meine Hoffnungen getäuscht. Ich konnte Spanien keine Wohlthat erweisen und habe in dieser Beziehung auch für die Zukunft jede Aussicht verloren. Ich bitte daher Ew. Majestät um die Erlaubniß, die Rechte, welche mir vor vier Jahren auf die spanische Krone übertragen worden sind, in Ihre Hände niederlegen zu dürfen. Bei ihrer Annahme hatte ich keine andere Absicht, als das Wohl dieser Monarchie zu gründen. Da dies nicht in meiner Macht steht, so trete ich den ehrenvollen Auftrag an Andere ab."

Dieser Brief fiel den Guerillas in den Engpässen von Salinas in die Hände. Als Joseph dies erfuhr, schrieb er keinen zweiten, sondern beschloß die Entscheidung der Ereignisse abzuwarten. Unglücklicherweise ließen die Insurgenten ihn zu Cadiz drucken. Ein Exemplar desselben kam in Napoleon's Hände, der bei dieser Gelegenheit äußerte: „Wie unglücklich bin ich! Ich finde in meiner Familie nichts als Undank, Schwäche und Nullität der Mittel. Ich wollte meine Dynastie auf Europas Thronen fest ankern, und Alle, einen Einzigen (Lucian) ausgenommen, sind nicht im Stande eine Präfectur zu verwalten."

In dieser Beziehung täuschte sich Napoleon nicht. Von allen Gliedern seiner Familie glich ihm keines so sehr als seine Schwester Karoline, Murat's Gemahlin. Wie er, hatte sie einen kühnen Charakter, einen eisernen Kopf, einen ungemessenen Ehrgeiz. Als Joseph den Thron von Neapel bestieg, den er bald darauf mit dem spanischen vertauschte, wagte es Karoline, damals Großherzogin von Berg, zu Napoleon zu sagen: „Werden Sie bald darauf denken, mir eine Krone zu verleihen? Vergessen Sie, daß, um sie zu tragen, sich in mir mehr Stoff findet als in Ihrem Joseph?" „Ihre Klagen setzen mich in Erstaunen", erwiderte Napoleon; „wenn man Sie hört, sollte man glauben, ich hätte Sie um die Erbfolge des verstorbenen Königs, Ihres Herrn Vaters gebracht."

Der Verf. folgt dem gigantischen Schicksale seines Helden bei seinem ersten und zweiten Sturze und knüpft an diesen letztern folgende interessante Betrachtungen. „Die Natur hat eine Grenze gesetzt, über welche hinaus tolle Unternehmungen nicht mehr gelingen. Napoleon war an dieser Grenze angelangt, er wollte sie überschreiten; aber das Glück, entrüstet über seine Kühnheit, verließ ihn und sein Ruhm ging in den Eisfeldern des Nordens zu Grunde. Er ist nicht mehr, dieser außerordentliche Mann, den das Waffenglück nicht minder begünstigte als sein kühner, der höchsten Conceptionen fähiger Genius. Treten wir seiner Asche nicht zu nahe. Die Wahrheit wird den künftigen Jahrhunderten zeigen, was er war, was er sein konnte und was er nicht war, weil er einzig sein wollte. Die Nachwelt wird einsehen, daß er bereits dem Gewichte seines Glückes erlegen war, ehe ihn das Unglück stürzte."

Aus den angeführten Stellen können unsere Leser auf den Geist schließen, in welchem die interessante Schrift geschrieben ist. Ein freies, geläutertes Urtheil, eine kräftige Sprache und große Unparteilichkeit zeichnen dieselbe aus. Wir bedauern, daß der Text durch eine ungewöhnliche Menge von Druckfehlern entstellt ist. 55.

Notizen.

Während in den frühsten Zeiten die Kenntniß der griechischen und römischen Sprache, der alten Literatur und der Mythologie in England sowie in allen andern Ländern nur unter den Geistlichen und Gelehrten von Beruf zu finden war, wurde mit der Zeit und namentlich seit dem Regierungsantritt der Elisabeth die Gelehrsamkeit auch unter dem hohen Adel, dem männlichen sowol als weiblichen, Mode. Warton in seiner „Geschichte der englischen Poesie" versichert von den Hofdamen dieses Zeitalters, sie wären ebenso geschickt gewesen im Brennen geistiger Wasser wie im Lesen des Griechischen, und dies war genau genommen kein Wunder, da die Königin selbst mit dem glänzendsten Beispiele voranging. Denn diese las, nach der Versicherung des gelehrten Doctors Asham, ihres Lehrers, an einem Tag mehr Griechisch als viele Geistliche die ganze Woche hindurch Latein. Sie schrieb einen Commentar zum Plato, sie übersetzte aus dem Griechischen zwei Reden des Isokrates, ein Stück des Euripides, den „Hiero" des Xenophon und die Schrift des Plutarch „De curiositate". Aus dem Lateinischen übersetzte sie das „Bellum Jugurthinum" des Sallust, Horaz „De arte poetica", die Abhandlung des Boethius: „De consolatione philosophiae", einen Chor aus dem Trauerspiel des Seneca: „Der rasende Hercules", und mehre Briefe des Cicero und Seneca. Diese Gelehrtensucht verbreitete sich bald wie eine ansteckende Krankheit unter dem höhern Adel Londons, nur der niedere Adel in den kleinern Ortschaften und auf dem Lande und überhaupt Diejenigen, die nicht mit dem Hof in Verbindung standen, blieben frei davon.

Aus den Federn der Novellisten zweiten und dritten Ranges in Frankreich jagt jetzt ein historischer Roman den andern. Unter diesen ist einer der neuesten: „Le pontificat de Grégoire VII, roman épique", von Philippon de la Madelaine. Aber die wahrhaft ungeheuere Persönlichkeit des Mönchs Hildebrand darzustellen und zum Centralpunkt einer Dichtung zu machen, die doch in Folge dessen unendlich viele und mannichfaltige Seiten haben müßte, an diesem Beginn ist die etwas schwächliche Kunst dieses Verf. natürlich gescheitert. Der Muth desselben war allerdings ungewöhnlich; allein wo der Erfolg so sehr zurückbleibt, wird die Dreistigkeit selbst zum Vergehen. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 148. — 28. Mai 1837.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1836.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 147.)

24. König Wilhelm. Tragödie in fünf Acten, von Heinrich Wenzel. Hanover, Hahn. 1836. Gr. 12. 1 Thlr.

Wir möchten den achtbaren Verf. nicht darum tadeln, daß er in seiner Arbeit allzu sehr erkennen läßt, an welchem großen Vorbilde er seinen Geist gekräftigt und welcher Typus ihn ganz erfüllt hat. „König Wilhelm" ist freilich nur ein nachgeahmter „Macbeth", indessen gibt es auch Copien, die ihren Werth haben; diese wenigstens macht einen solchen geltend. Die Handlung ist in wenig Worten zu begreifen. Von Thaten und Ruhmesdurst getrieben, der Bitten seines Volkes nicht achtend, hat König Wilhelm Land und Thron verlassen, um im Morgenlande Lorbern zu erkämpfen, 16 Jahre ist er abwesend; das Volk hat den mildern Statthalter Robert zu seinem König erwählt, und dieser hat Margaretha, des verstorbenen Königs Tochter und Wilhelm's Braut, zur Königin gemacht. Nun kehrt der Held zurück und fodert wild seinen Thron, seine Braut von Robert wieder. Ein Kampf beginnt, in dem nicht eben leicht zu entscheiden ist, auf welcher Seite das Recht sei. Der Verf. scheint zu meinen, auf Robert's Seite; wir aber geben ihm zu bedenken, was denn, wenn Wilhelm um seines wilden Sinnes willen des Thrones unwürdig erscheint, seinen Sinn so wild mache? Doch nichts Anderes als sein lebendiges Gefühl für verletztes Recht! Ist solche Empfindung hoffnungslos? Und wenn Wilhelm vor 16 Jahren ein übler König war, wer bürgt dafür, daß er es nun wieder sein werde? Wer Rechtsverletzung so tief empfindet, wie er, ist der verwerflich? Dies ist die wunde Stelle von diesem Trauerspiel. In einem Kampfe um Recht kommen wir über das Recht zu keiner Klarheit; ja, wir besorgen sehr, daß die Meinung des Verf. sich sogar in Unrecht befinde. In „Macbeth" ist das anders, das Recht ist zweifellos und das Schicksal übernimmt nur die Rolle des gerechten Richters. Wilhelm aber hat es mit Verräthern zu thun, sein Zorn ist der Zorn eines ehrlichen Mannes gegen Schurken; und was wird nun aus der Gerechtigkeit des Schicksalsspruches? Wir trauen dem Verf. zu, daß, wenn er nur ein einzig Mal seinen Stoff so angesehen hätte, seine Tragödie eine andere Gestalt angenommen haben müßte; wie sie ist, leidet sie an Verirrung in ihren Grundgedanken.

Hiervon abgesehen, liefert sie mannichfache Proben von Talent. Die Kraft hält zwar nicht immer das rechte Maß, und in den weiblichen Gestalten könnte mehr Eigenthümlichkeit und Selbständigkeit hervortreten; aber die Charaktere Wilhelm, Robert, Richard und Kuno sind scharf und mit kräftiger Hand gezeichnet; das Widerspiel der Motive ist fest und kühn in Thätigkeit gesetzt; der Verf. scheut kein Zusammentreffen, und die Sprache ist rein und so kräftigen Charakteren entsprechend. Sie ist dabei mannichfaltig, fließt in guten Versen leicht hin und liefert viele sogenannte schöne Stellen, wo Gedanke und Bild in gutem Einklange stehen. Naturbeobachtung ist jedoch wenig anzutreffen, und wir fragen beispielsweise den Verf. auf sein poetisches Gewissen, ob es anzunehmen ist, daß Wilhelm nach dem entscheidenden Streich, der seinen Gegner tödtet, sich in einen Monolog vertiefen könne, wie der ist, der S. 203 spricht:

Es ist vorüber! Jener Geist, der hier
Gewohnt, vernichtet ist er, in das Nichts
Zurückgekehrt, das ihn zum kind'schen Spiel
Der Wind' und Sorgen ausgebrütet hatte

abgesehen davon, daß diese Worte ziemlich gedankenlos sind. Könnten wir doch nur überhaupt das Unwesen der Monologe aus unsern Tragödien wegschaffen oder mindern, unser Verdienst wäre fürwahr kein geringes. Denken Sie doch, meine Herren Poeten, ein wenig nach darüber, was ein Monolog ist und wo er stehen kann; darüber, wo die Natur ihn bedingt oder ihn rechtfertigt; darüber, wie die Natur ihn ausstößt, oder, wenn Sie wollen, wie Shakspeare ihn gebraucht, ihn einführt. Finden Sie einen andern Monolog bei ihm, als wo die Empfindung aufs äußerste selbstvertieft, oder die Leidenschaft so allgewaltig ist, daß sie der Welt um sich her vergißt und vergessen darf? Ganz gewiß nicht! Nun aber bemerken Sie, meine Herren Dramatiker, wo Sie ihre Figuren in Monologen sprechen lassen und wie! Im wildesten Aufruhr der Leidenschaft fangen Ihre Helden auf einmal an, gleich Professoren oder Advocaten zu syllogisiren, zu defendiren, zu raisonniren. Oder sie reden in der ruhigsten Gemüthsverfassung mit sich selber, geben sich Lehren oder erzählen dem Zuhörer alte Geschichten. Ist das Recht? Ist hier nur eine Spur von Vernunft, Naturbeobachtung, Nachdenken über das Wesen der Dinge anzutreffen? Nein, und dreimal Nein! Unter hundert deutschen Monologen ist nicht einer an der rechten Stelle; bedenken Sie dies, oder glauben Sie uns aufs Wort.

Wir müssen schließen. Dem Verf. genüge für diesmal, daß wir ihm unsere Achtung und den Wunsch bezeigen, ihm wieder auf diesem Gebiete zu begegnen. Seine Weise gefällt uns; er ist der tragischen Sprache mächtig, und wenn er sich der müßigen Tiraden und müßigen Flickworte mehr enthielte, wäre sie selbst gut zu nennen. Verse wie:

sein Wort
War also unabänderlich als wie
Der Sterne Lauf

zeigen freilich von Nachlässigkeit; indeß strömen ihm doch Bilder voll Zartheit wie voll Kraft in Menge zu, und von guter Charakterzeichnung gibt er Proben genug. Die Morgenländerin Zelmira ist unter den weiblichen Gestalten die gelungenste, nur im Tode von eigner Hand fällt sie ganz aus dem Charakter. Verwerflich aber sind solche Stellen kräftig sein sollender Ohnmacht wie S. 19:

Wilhelm: Ich muß hinauf; ich muß in ihren Bart
Ihn'n sagen meine Meinung kurz und derb,
Daß jedes Wort sie soll im Halse würgen,
Und ziehn sie die Gesichter ellenlang!

So soll und darf ein tragischer Held, der uns gefallen will, niemals sprechen.

25. Fürst und Volk. Ein Festspiel von Georg Dorner. München, Jacquet. 1836. Gr. 8. 9 Gr.

Wie wenig wir auch gewohnt sind, an Gelegenheitsgedichte, Festspiele und dergleichen Kunstappendire strenge Foderungen zu stellen, so genügt das vorliegende, mit bairischem Patriotismus ungeschickt ungefüllte Stück auch den mäßigen Ansprüchen nicht, die wir zur Beurtheilung solcher Gelegenheitspoesien mitzubringen pflegen. Es fehlt demselben zunächst gänzlich an einem bestimmten und erkennbaren Raum in Zeit und Geschichte, und die Begebenheit knüpft sich wie die Persönlichkeiten nirgend an bekannte Ereignisse oder Individualitäten an. Wir sollten meinen, die Geschichte Baierns sei nicht so von interessanten Ereignissen und historisch bedeutenden Charakteren entblößt, daß es nöthig gewesen wäre, in einer Arbeit dieser Art Alles, wie man sagt, gradehin aus der Luft zu greifen und, von aller Wirklichkeit losgeknüpft, ins Gebiet der Erfindung zu stellen. Demnächst ist der Verf. auch in Diction und Verskunst kein Meister, und es genügt, Verse zu lesen wie folgende:

Fürst: Das, was ihr längst gewunschen (!), seid ihr nun.
Die Kirche segne euern Bund. Nehmt dies
Zu eurer Hochzeit . . bleibet stets in meiner Näh',
Dergleichen Seelen hab ich gern um mich

um zu wissen, wie man in dieser Beziehung mit ihm daran ist. Somit können wir an diesem, einem erhabenen Königspaare gewidmeten Drama trotz unsers bestens Willens nichts loben als den guten Willen.

26. Johannes Guttenberg. Originalschauspiel in drei Abtheilungen von Charlotte Birch-Pfeiffer. Berlin, Krause. 1836. Gr. 8. 18 Gr.

Dies widerwärtige Stück, das nicht eben zur Ehre vieler Bühnendirectionen über mehre deutsche Theater gegangen ist, kann unsern Nachkommen als eines von den Beispielen gelten, bis zu welcher unnatürlichen Erniedrigung der deutsche Bühnengeschmack herabgesunken ist. Es ist in mehr als einem Betracht ein wahres Muster von Schlechtigkeit und enthält, sowie es wol Abbildungen von fehlerhaften Pferden oder falschen Constructionen in der Baukunst gibt, in einem kleinen Rahmen alle die Fehler, an denen unsere dramatische Technik dermalen leidet, in musterhafter und probehaltiger Vollendung. Es wäre daher vielleicht wol lehrergiebig, wenn wir in eine etwas ernstere und genauere Analyse dieses Machwerks eingehen könnten, und wir bedauern nur, daß uns der Raum dazu mangelt, so trefflich die Gelegenheit und so groß die Versuchung, sie zu benutzen, auch ist. Madame Birch-Pfeiffer hat viel Verkehrtes und Schlechtes geschrieben, was die deutschen Bühnen, wie in leidenschaftlicher Jagd nach dem Schlechten, darzustellen sich beeifert haben; aber etwas Gründlich-Jammervolleres als dieses Stück hat selbst ihre Feder nicht zu Stande zu bringen vermocht. Verführt von falschen Effecten, bestochen von einer frömmelnden, sentimental klingenden, aber aus hohlem Phrasenstroh bestehenden Sprache, haben deutsche Bühnendirectionen von Namen und bisweilen selbst von Urtheil die Unnatur, das Fratzenhafte, das Gewaltsam-Willkürliche, das gänzlich Kunstwidrige, das Triviale, kurz das ganze hohle Elend solcher Stücke, die den Geschmack des Publicums nothwendig verderben müssen, nicht gesehen und füttern ihr Publicum mit solcher Misere und jammern dann und singen Klagelieder, daß Stücke von Werth und Inhalt, daß selbst Raupach's Tragödien, die doch im Verhältniß zu solchen Machwerken wie lauter Gold und Edelstein sind, nicht besucht und nicht goutirt werden. Das ist wahrhaft empörend, und es sei uns erlaubt, wenigstens einmal an dieser Stelle unserm Zorne Luft zu machen und das oft verklagte Publicum in Schutz zu nehmen. Unsere Leser kennen uns gewiß als mild, nachsichtig und nicht übermäßig zu Klagen geneigt. Aber, wir appelliren an sie selbst, ist es nicht provocirend, ist es nicht zum Rasendwerden eingerichtet, wenn man die Bühnenvorstände, welche das Publicum mit solchen Stücken, grade herausgesagt, betrügen, ihm sein Geld mit solchem elenden Zeuge ablocken und obendrein noch seinen Geschmack verderben — abgesehen davon, daß sie auch die Schauspieler verderben, die solchen widerwärtigen Unverstand declamiren müssen —, wenn eben diese Bühnenvorstände, sagen wir, über den Mangel an Geschmack im Publicum klagen, oder über den Mangel an Theilnahme, wo sollen neue Stücke? Geschmack und Geld und Theilnahme, wo sollen sie herkommen, wenn alle an Madame Birch-Pfeiffer verschwendet sind? Wir hoffen, bei den Lesern d. Bl. in genugsamem Credit der Unbefangenheit und Unparteilichkeit zu stehen, um in unserm Urtheil nur den Eifer gegen eine schlechte Sache, nicht gegen eine Person und obendrein gegen eine Frau zu erblicken; aber wir halten uns innigst überzeugt, daß die Stücke der Madame Birch-Pfeiffer und einiger ihrer Vorbilder nicht wenig zum Verfall des Geschmacks und zur Verödung unserer Bühnen bei Darstellung wahrhaft verdienstvoller Dramen, oder zu ihrer Verdrängung von der Bühne beigetragen haben.

Wer uns aufs Wort nicht glauben will, sehe doch, wir bitten ihn, das vorliegende Stück etwas ernster und näher an. Ist es möglich, Motive falscher zu gebrauchen, etwas Verkehrteres zu schreiben, etwas Sinnwidrigeres zu erdenken als z. B. die Abwendung Bertha's von ihrem Gatten Guttenberg? Ist der Charakter dieses Mannes, der ein Held sein soll, nicht über jede Vorstellung kindisch? Ist die ganze Fabel nicht linkisch, widerwärtig bis zum Ekel? Ist Sinn und Verstand in einem einzigen dieser Charaktere, Wahrheit in einer einzigen dieser Situationen, Natur in einer einzigen Stelle dieser widersinnig frömmelnden Sprache, wahres Gefühl in einer dieser Tiraden, Schein der Wirklichkeit in einer dieser Intriguen? Oder ist nicht vielmehr Alles nur vorgegeben, nachgemacht, abgehört, falsch, trügerisch, nicht empfunden, verkehrt und hohler Trug?

Das mag für diesmal genug sein. Diximus et animam salvavimus. Erscheint uns die Verf. jedoch noch einmal mit einem solchen musterhaft und meisterhaft schlechten Machwerke, wie dieser „Guttenberg" ist, dann wollen wir ihr, als einer Unbekehrbaren, im Einzelnen und zum letzten Male ihre Verkehrtheiten vorhalten, künftighin aber über sie schweigen.

27. Die Patrioten. Eine Liederposse in zwei Aufzügen. Von C. F. T. Lobedanz. Altona, Aue. 1837. Gr. 8. 15 Gr.

So schwach der Witz in dieser der Verspottung der Demagogie gewidmeten Posse auch ist, er ist wenigstens ehrlich und gut gemeint. Die Schulmeisterscenen im ersten Acte, wo ein demagogischer Dorfschultyrann von seinem Weibe und seinem Abcpublicum gehänselt wird, während er Staatsweisheit radotirt und die freien Menschenrechte explicirt, haben uns selbst einen Augenblick zu lachen gemacht. Ergötzlich ist namentlich die Anwendung des Amnestieprincips auf den in die schulmeisterliche Tasche practicirten alten Schuh. Im zweiten Acte wird der Verf. ernster, und das steht ihm nicht; der Präsident aber, welcher als deus ex machina die Verwickelung lösen muß, ist offenbar ein schlechter Staatsmann und zum Regieren in unsern Tagen viel zu mild. Das Ganze scherzt eine Stunde heiter hinweg, macht und erfüllt keine Ansprüche, könnte aber doch besser geschrieben sein. Auf der Bühne kann das Stück gefallen und die Schulscenen würden sich ihr Publicum wol gewinnen.

28. Der Glan und der Rhein, oder der Schnaps und der Wein. Originalliederposse von Ch. H. Gilardone. Speier, Reidhart. 1836. 16. 6 Gr.

Wettstreit zwischen Schnaps und Wein, zum Vortheile des Schnapses geschlichtet! Verlangt der Leser mehr zu wissen? Merkwürdigerweise ist das jammervolle Machwerk zum Theil in einem daktylischen Vers geschrieben, der uns durch seine treffliche Wirkung im Lustspiel wie immer so auch hier überrascht hat, und wir möchten an die Herren Lustspielpoeten wol

die Frage richten, warum dieser köstliche Vers, der eine ganz andere Heiterkeit mit sich führt als der alte und steife Alexandriner, von ihnen so ganz vernachlässigt wird?

29. Der arme Heinrich. Schauspiel in Einem Aufzuge. Nach einem altdeutschen Gedichte von Karl Ludwig Kannegießer. Zwickau, Schumann. 1836. 8. 6 Gr.

Die schöne Ruhe und die Fülle lieblicher Gedanken in diesem kleinen, anspruchslosen, aber ansprechenden Drama thut wohl nach den soeben abgefertigten verkehrten Arbeiten. Das altdeutsche Gedicht, dem der sinnreiche Stoff entlehnt ist, war, wir gestehen es, uns unbekannt, was uns denn gleichzeitig den Reiz der Überraschung dargeboten hat. Ritter Heinrich ist erkrankt und kein Arzt weiß ihn zu heilen. Seine Krankheit ist Melancholie, Hypochondrie, oder wie der Dämon heißt, der in den Ritterzeiten jedoch wol seltener gewesen sein mag als in unsern schönern Tagen. Seine Heilung erfolgt durch sie sich selbst aufopfernde Liebe seiner Pflegerin Herminia. Herminia liebt den armen Heinrich, und ihr Vater, Serapion der Arzt, stellt diese Liebe auf so haarscharfe Probe, daß sie nur zwischen ihrem Tod und Heinrich's Genesung zu wählen hat. Herminia wählt den Tod. Heinrich genest, Serapion entdeckt sich als Herminia's Vater, Ritter Kunz, der vermuthliche Nebenbuhler, zeigt sich als ein echter und treuer Freund. Dies ist der kurze Inhalt dieser lieblichen Dichtung, welche die allgemeinsten Zustände der Menschen in schönen Individualitäten zur Darstellung bringt. Diction und Vers, rein, voll und lieblich, entsprechen dem trefflichen Gedanken, der überall hin nicht ohne seine höhere allegorische Bedeutung ist, welche so fein, wie Allegorie soll, unter ihm hervorblickt. Mitten in dem rührenden Tone, den das kleine Stück festhält, weil der Gedanke es so gebietet, läßt sich der Dichter die Gelegenheit nicht entgehen, ein witziges Wort zu sagen, oder in einer ergreifenden Stelle die Empfindungen eines Genesenden von schwerer Krankheit schön zu schildern. Dem kranken Freunde gibt Kunz allerhand gute Rathschläge. Laß einen Narren kommen, Musikanten; spiele im Damenbret oder Schach,

Und wenn nichts helfen will, so speculire
Mach philosophische Systeme, mach
Gedichte, Madrigale, Triolette,
Sonette, provenzal'sche kurze Waare:
Heinrich, ich schwöre dir's, es hilft fürwahr.

Von schöner Kraft der Sprache zeigt dagegen die Schilderung der Pest (S. 20 u. 21), und so gibt dies kleine Werk auf 45 Seiten einen vielgewandten und geschmackvollen Geist zu erkennen, wie er sich für den verdienstvollen Übersetzer Dante's und den Eregeten Göthe's ziemt, dem wir auch in solchen kleinern Hervorbringungen immer gern begegnen.

30. Angelo, Tyrann von Padua. Drama in vier Acten. Nach Victor Hugo bearbeitet von Siegmund Saphir. Pesth, Hecknast. 1836. 8. 8 Gr.

Das Jahr 1836 erscheint auffallend arm an Übersetzungen aus dem Französischen. Sollen wir das Omen annehmen als ein Zeichen, daß die Schwachheiten der französischen Dramaturgie, ihr caricaturartiges Wesen, ihre Unnatur und ihre Hohlheit allmälig anerkannt werden? Wir möchten gern, und der nachlassende Eifer der Einbürgerung jener Stücke, die zum Besten unsers Geschmacks uns ewig hätten fremd bleiben sollen, erfreut uns. Von den französischen Tragöden unserer Tage können wir nichts lernen, was nicht besser unerlernt bliebe. V. Hugo ist mit sich fertig. Was er uns etwa lehren konnte, hat er uns gelehrt. „Hernani" ist der ganze Hugo, er bringt aus diesem Bannkreis nicht mehr hinaus; seine Weltansicht ist verschroben und falsch, und das Fünkchen von Genialität in ihr ist nunmehr verbraucht und erloschen. Er hat nur noch Kraft zur Hervorbringung von Gräßlichkeiten.

Das hier vorliegende Stück ist zu seiner Zeit hinlänglich in d. Bl. charakterisirt worden, und wir vermeiden es gern, auf seine unerfreuliche Analyse zurückzukommen. Die Übersetzung, mit der wir es hier allein zu thun haben, ist gut, ziemlich treu, sprachgewandt und fließend.

31. Almanach für Freunde der Schauspielkunst auf das Jahr 1836. Herausgegeben von L. Wolff. Berlin, Curths. 1837. 8. 20 Gr.

Der Souffleur des berliner königlichen Theaters soufflirt dem Liebhaber hier die Personalbestände sämmtlicher deutscher Bühnen; bringt hierauf einige gute Nachrichten über Schröder und seine Zeit; einen Aufsatz von Devrient über die Idee eines dramatischen Kunstvereins, welcher dem Jammer unserer geldgierigen Bühnendirectionen wehren könnte, die durch die Wahl schlechter Mittel dem immer tiefern Verfall der deutschen Bühne nach Kräften Vorschub leisten; hiernächst ein Stück von Mad. Krickeberg: „Die Ehrenrettung", in zwei Acten, das gut übersetzt ist; Repertoire, Anzeigen für Regisseure und dergl. mehr, das dem klappernden Handwerk näher als der Kunst angehört. Über alles Dies ist an dieser Stelle und von unserer Seite nichts zu sagen, als daß die Erscheinung dieses Almanachs den Bühnendirectionen ganz willkommen sein muß.*) 72.

Reiseſcenen aus zwei Welten, nebſt einer Abhandlung der Zuſtände in den Weſt-Staaten der Union, von J. H. Rauſſe. Güſtrow, Opitz und Frege. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 9 Gr.

Was gilt es, dies ist ein Büchelchen, das in unserer liebenswürdigen Zeit für sehr Viele ein wahrer Balsam, ein Wundpflaster, ein soulagement de coeur, ein Flötenton sein wird, denn die Sehnsucht nach freien Institutionen wird darin persiflirt, Amerika, das freie, republikanische Amerika, als eine wahre Niederlage aller Nichtswürdigkeit dargestellt und so recht eindringlich demonstrirt, daß es doch nirgend besser sei, als wo Knute, Censur und Polizei als heilbringende Dreifaltigkeit ihr beruhigendes Regiment ausüben. Ihr aber, Ihr jugendlichen Schwindelköpfe, die Ihr Euch sehnt nach freien Institutionen, Geschwornengerichten, freier Presse, oder wie der Kram weiter heißt, mit welchem seit 1789 vom neuen Babel aus die Köpfe verdreht wurden, Ihr unglücklichen Befangenen, nehmt dies Buch des Hrn. Baupraktikanten J. Rausse zur Hand, lest es durch und wieder durch und lernt daraus, wie es nichts ist mit alle dem Lob über Amerika, und wie man daselbst nichts zu finden hat als die heillose Frucht der schädlichen Lehren, die da ausgingen von den Philosophen und Encyklopädisten des 18. Jahrhunderts und zerstörten das Paradies der Gemüthlichkeit und Frömmigkeit, in welchem gelebt haben unsere Altvordern bis zum bösen Wendepunkte 1789, wo leider die Menschheit, verführt von der Schlange, aß vom Baume der Erkenntniß und deswegen vertrieben ward aus dem Paradiese des alten Junker- und Pfaffenthums, in welches zurückzuleiten die Saalbader unserer Zeit sich so bedeutende Mühe geben.

Schon die Einleitung, „Bekenntnisse an die Leser" überschrieben, ist merkwürdig und darf ja nicht überschlagen werden, da sie theils den Hrn. Verf. in Bezug auf seine Persönlichkeit uns näher führt, theils auch denselben als einen der interessantesten Witzbolde und Humoristen kennen lehrt. Besagte Bekenntnisse umfassen freilich nur vier Octavseiten, und es wird nicht an Leuten fehlen, die den Glauben hegen werden, das eben sei das Beste an denselben; aber trotz dieser dankenswerthen Kürze sind sie doch vollkommen hinreichend, den Standpunkt festzustellen, von welchem aus Hr. Rausse beurtheilt werden muß.

So viel gerechtes Lob aber die kurzen Bekenntnisse des Hrn. Rausse auch verdienen, so kann ich doch nicht verschweigen, zu welchem Tadel sie mir Veranlassung geben. S. 3, Zeile 7—9 von unten, macht Hr. Rausse in denselben die Hoffnung rege,

*) Den dritten Artikel dieser dramatischen Bücherschau werden wir im Juli mittheilen. D. Red.

daß er außer der Wahrheit auch bisweilen poetisch zu werden sich vorgenommen habe; allein ich mag das Buch noch so oft durchblättern, von vorn nach hinten und von hinten nach vorn, ich finde nichts von Poesie, wenn nicht etwa die Lästerungen und Verunglimpfungen, welche der Hr. Baupraktikant J. Rausse den Vereinigten Staaten und dessen Bewohnern nachsagt, dafür gelten sollen.

Eine Tugend besitzt indeß der Verf. in einem wirklich seltenen Grade, es ist dies die Consequenz. Hat man die als Vorwort dienenden Bekenntnisse gelesen, so drängt sich Einem unwillkürlich die Hoffnung auf, wie es nicht möglich sei, in diesem Tone des Aberwitzes und der allerfadesten Rederei durch ein ganzes, doch 14 Bogen umfassendes Werk fortzufahren; allein gleichwie das Alterthum sich nur schwer von der Kraft des Herakliden bei dessen berühmten zwölf Arbeiten zu überzeugen vermochte, so sieht sich auch der Leser bei diesem Buche gezwungen, die ausdauernde Kraft des Hrn. Rausse anzuerkennen, der, nicht zufrieden bis S. 219 über das unglückliche Amerika in gleichem Tone fortzuleiern, von da an noch drei Seiten lang in einem „Abschiede vom Leser" vollends Alles abhaspelt, was man an trauriger Witzbolderei und lahmer Humoristik nur von einem Menschen zu verlangen vermag.

Volle zwölf Capitel werden von dem Verf. gebraucht, um sich über den Ocean bis Baltimore zu humoristren; dann geht es über Amerika her, über dessen schlechten Boden, schlechtes Wasser, schlechte Einrichtungen, schlechte Menschen und deren Umgangston, bis zuletzt summa summarum das Facit sich ergibt, daß nur vier Classen von Menschen es zu rathen sei, in die neue Welt zu wandern. Welche sind nun aber diese vier Classen Menschen? S. 219 gibt die hier wörtlich folgende Antwort: „Erstens Leuten, die so arm sind, daß sie die Reisekosten nicht aufbringen können, denen von allen Gütern des Lebens nur eines in überschwenglichem Maße zugetheilt wurde, der Hunger; Leuten, die vom Rindvieh durch nichts zu unterscheiden sind als durch die äußern Abzeichen der Leiber. Zweitens, solchen Menschen, welche den Durst und die Öde einer Wüste in ihrer Brust tragen, solchen goldlechzenden Krämerseelen. Drittens, Menschen, die eine beträchtliche Zahl Zuchthausstrafe verwirkt haben. Viertens, reuigen Sündern, die sich eine schwere Buße auflegen wollen."

So radotirt Hr. Baupraktikant J. Rausse über einen Erdtheil, dessen Institutionen, Volksleben und Volksglück noch lange der Gegenstand gerechter Sehnsucht für die Bewohner des altgewordenen Europa sein werden und eben deshalb auch der Gegenstand des Hasses, der Verleumdung und des Grolls aller Finsterlinge sind. 15.

Notizen aus Rußland.

Durch einen kaiserlichen Ukas sind neuerdings alle in Städten und Marktflecken Rußlands befindlichen hebräischen Buchdruckereien aufgehoben worden, und es dürfen künftig nur zwei solche Buchdruckereien, die eine in Kiew, die andere in Wilna bestehen, wo besondere Censoren angestellt sind. Zugleich ist den Hebräern befohlen worden, alle unter ihnen circulirenden Bücher, unter denen sich viele verbotene befinden, binnen Jahresfrist ihren Ortsbehörden vorzulegen, welche die eingereichten Bücher durch zuverlässige Rabbiner prüfen und mit einer Aufschrift als erlaubte bezeichnen lassen, oder sie an das Ministerium des Innern zur fernern Verfügung absenden. Nach Jahresfrist werden alle nicht erlaubten hebräischen Bücher confiscirt und die Inhaber derselben streng bestraft.

Am 1. Januar 1836 bestand das Gesammtcapital der russischen Creditbanken, von denen jedes Gouvernement eine besitzt, aus 122,851,387 Rubel. Im J. 1835 befanden sich in denselben Banken 112,822,402 R. und am 1. Januar 1834 nur 108,978,531 R., wovon 40,627,008 R. die Fonds der Banken bildeten, der Rest von verschiedenen Personen eingetragen worden war. 60.

Bibliographie.

Ainsworth, W. H., Crichthon. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. 1ster Band. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr.

Bartholmä, J. G., Hierophantia. Ein didaktisches Gedicht. Gr. 12. Ansbach, Brügel. 6 Gr.

Carleton's, W., Skizzen und Erzählungen aus dem Leben des irischen Landvolks. Aus dem Englischen von H. Roberts. 3 Theile. Gr. 12. Leipzig, Weber. 3 Thlr. 18 Gr.

Cervantes, M., Der sinnreiche Junker Don Quixote von La Mancha. Aus dem Spanischen übersetzt; mit dem Leben von Miguel Cervantes nach Viardot, und einer Einleitung von Heinrich Heine. 1ster Band. Schmal gr. 8. Stuttgart, Verlag der Classiker. 6 Gr.

Ebers, J. J. H., Spohr und Halévy und die neueste Kirchen- und Opernmusik. 8. Breslau, Max. u. Comp. 8 Gr.

Morgenländische Erzählungen. Verdeutscht von Ph. Wolff, 1stes, 2tes Bändchen. — Calila und Dimna oder die Fabeln Bidpai's. Aus dem Arabischen 2 Bändchen. 12. Stuttgart, Scheible. 1 Thlr. 21 Gr.

Feuerbach, L., Geschichte der neuern Philosophie. Darstellung, Entwicklung und Kritik der Leibnitz'schen Philosophie. Gr. 8. Ansbach, Brügel. 1 Thlr. 12 Gr.

Gervinus, G. G., Grundzüge der Historik. 8. Leipzig, Engelmann. 12 Gr.

Gusek, B. v., Die Stedinger. Ein Volksbild aus dem Mittelalter. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 12 Gr.

James, G. P. R., Reiseabenteuer und Reisenovellen Aus dem Englischen von W. A. Lindau. 3 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 4 Thlr.

Kruse, C. A. W., Betrachtungen über den Zustand der englischen Erziehungs- und Unterrichts-Anstalten. Gr. 8. Elberfeld, Schönian. Geh. 8 Gr.

Laube, H., Das Glück. Novelle. Gr. 12. Mannheim, Hoff. 1 Thlr. 18 Gr.

Leibrock, A., Seltsame Schicksale der Familie von Geroldseck, während der Bauern-Unruhen im Jahre 1525. Romantische Erzählung. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 9 Gr.

Lindemann, H. S., Unsere Zeit vom Standpunkte der Erziehung und Andeutungen zum Besserwerden. Gr. 8. München, Fleischmann. 4 Gr.

Lorenz, W., Die Reise nach Rom. Ein Roman. 2 Bände. 8. Leipzig, Wienbrack. 2 Thlr. 8 Gr.

Mager, K. W. E., Brief an eine Dame über die Hegel'sche Philosophie. Gr. 8. Berlin, Morin. 10 Gr.

Penseroso, Die beiden Alberts oder der Homöopath. Novelle. 3 Bände. 8. Leipzig, Wienbrack. 3 Thlr. 18 Gr.

Raumer, K. v., Der Zug der Israeliten aus Aegypten nach Canaan. Beilage zu des Verfassers „Palästina." Mit 1 Karte. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 12 Gr.

Remekházy, J. v., Novellen. 3 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr.

Smidt, H., Hamburger Bilder. 3ter Band. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1 Thlr. 12 Gr.

Tarnow, F., Spiegelbilder. 1ster Band. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 12 Gr.

Werner, J. A. L., Zwölf Lebensfragen, oder ist das Glück eines cultivirten und wohlgeordneten Staates allein durch eine geregelte geistige Erziehung zu begründen, oder muß nicht unbedingt auch die physische damit verbunden werden? Zur Beherzigung gestellt und anatomisch-physiologisch beleuchtet für Jeden, welchem das Wohl der künftigen Geschlechter wahrhaft am Herzen liegt. Gr. 8. Dresden und Leipzig, Arnold. 14 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 149. —— 29. Mai 1837.

Friedrich. Ein Roman von Sigismund Wiese. Leipzig, Brockhaus. 1836. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wie eine wilde, wüste und großartige Gebirgsgegend, an der Alles gewaltig, kolossal, massenhaft erscheint, dunkelspaltig, tiefgeklüftet, schwarzschattig, über- und durcheinandergeworfen, zerrissen von vulkanischen und neptunischen Mächten, wo der Urgeist der Natur sichtbarlich wandelt, schafft, zerstört, von wuchernder, das Gestein überziehender Vegetation; dazwischen donnernde Lavinen, verderbliche Bergstürze, schäumende Cascaden; droben der blaue warme Himmel und ein Reich seliger Geister; drunten nächtliches Urdunkel und der Sitz böser, verlockender, schwindelbereitender Gewalten: — in solcher Färbung, solcher bald miß-, bald wohlgefälligen, immer aber erschütternden, aufregenden, betäubenden Gestaltung erscheint mir Wiese's jüngster Roman: „Friedrich", dessen Gesammtwirkung zu charakterisiren keine andere Parallele vollständiger genügen möchte als die, welche ich soeben gezogen habe. An der Natur freilich läßt sich selbst da, wo sie disharmonirt, nicht mäkeln, was ihrem Schöpfer selbst eine Zurechtweisung geben hieße; sie ist vollkommen gut so, wie sie ist, in jedem Bruchstück, an jedem Orte, unter jeder Bedingung, in jeder Form. Ein Roman aber macht den Anspruch, ein Kunstwerk und als solches rund, geordnet, ausgeglichen zu sein und die Gesetze der Harmonie auf keine Weise zu verletzen, oder wenigstens, wenn sie gestört sind — was jedoch nur unter der Voraussetzung einer Zweckdienlichkeit stattgefunden haben darf —, sie wiederherzustellen und eine Ausgleichung der einzelnen Disharmonien mit der Harmonie des Ganzen zu erzielen. Geniale Dichter wie Wiese sind freilich mit dem gewöhnlichen Richtscheite der Kritik nicht zu messen, noch immer und überall unter das legitime Gesetz der Ästhetik zu stellen, sie haben außer diesem noch ein eignes Gesetz, dem sie folgen, eine exclusive Jury, die ihnen Recht oder Unrecht spricht, ein corpus juris, nämlich des poetischen Rechts, welches ihnen eher sagt, wie weit sie die Gewöhnlichkeit und den gegenwärtigen Zustand der poetischen Dinge hinter sich lassen, als bis wohin sie vordringen und wo sie stehen bleiben sollen. Dies ist die innere Unendlichkeit des Genies, welches durch die ihm inwohnende Wärme eine Expansionskraft hat, vermöge welcher es über die Grenzen der gewöhnlichen Licenzen und Servituten hinüberstreifen darf. Von diesem Rechte hat auch Wiese in seiner Machtvollkommenheit die uneingeschränkteste Benutzung sich gestattet. Sein Roman: „Friedrich", trägt den Stempel der Besonderheit, der Ungewöhnlichkeit, ja der Außerordentlichkeit, wenn auch nicht den der künstlerischen Vollendung. Und es ist wahrlich kein gutes Symptom unserer Zeit, wenn des Mittelmäßigen, aber pikant Unterhaltenden und würzig Schmackhaften so Vieles seine Anerkennung fand, die es nicht verdiente, während Wiese die Anerkennung, die er verdient, im Allgemeinen und in Bezug auf ein größeres Terrain der Leswelt noch nicht gefunden hat. Es soll Alles sich dem allgemein beliebten Nivellement des Geschmacks bequemen; was charakteristisch, selbstmännisch und scharf markirt hervortreten will, dagegen ist man auf der Hut, argwöhnisch, schwierig, schwerfällig. Unsere Zeit ist reich an überragenden poetischen Talenten, aber sie werden nicht beachtet; diese hohen geistigen Potenzen stehen da wie abgesonderte Dämonen, einsam schaffend und brütend. Das leihbibliothekarische Element ist in der Literatur das herrschende. Hätte Wiese seine Romane und Dramen zur Zeit der Sturm- und Drangperiode geschrieben, man würde ihn zu den Classikern, zu den Unsterblichen in unserer Literatur gerechnet haben. Um ein Beispiel anzuführen: was ist Klinger, mit dem sich Wiese in der düstern Färbung und schroffen Gestaltung seiner Schöpfungen einigermaßen verwandt zeigt, gegen Wiese? So weit das philosophische Bewußtsein in unsern Tagen über dem der damaligen Literaturperiode steht, so weit steht Wiese über Klinger; nur daß Letzterer der Zeit und Bildung nach die Priorität voraus hat.

„Friedrich" ist ein Roman der philosophischen Gattung und noch mehr der psychologischen. Er spielt nicht in der uns umgebenden Wirklichkeit. Die äußern und innern Zustände, in denen er sich bewegt, haben keine Lebenswirklichkeit, aber wol eine Lebenswahrheit; seine Grundlage ist fingirt, die Ideen sind abstrahirt; die staatlichen Verhältnisse, die Situationen, die Individuen, die kriegerischen und unkriegerischen Ereignisse sind nicht so da, waren nie so da und werden auch so nie da sein in der Zukunft, wenigstens in dieser Gruppirung und diesem Zusammenhange nicht. Aus der Betrachtung weltgeschichtlicher und individuellgeschichtlicher Verläufe und ihren Resultaten sind diese Grundlagen und stofflichen Verhältnisse hervorgegan-

gen: ein Charakter, der, wie Friedrich, einen Abſchluß ſucht in ſich, ohne ſich der Wirklichkeit anſchließen zu wollen, ein ſtrebender Charakter, der, abgerundet und durch raſtloſes Spähen in die Tiefe ſeines eignen Gemüths erſchöpft, nach der That ringt und nach dem Leben, das ſeiner genialen Kraft genügen mag, ein großartig angelegter Menſch, welcher an der Schöpfung ſich nur freuen kann, inſofern ſie ſeine Schöpfung iſt, die Kraft, ſelbſt zu ſchaffen, in ſich fühlt, und der ſich an die Spitze einer Auswanderergeſellſchaft ſtellt, um ſie als Stoff zu brauchen, woraus er eine Staats- und Volksſchöpfung, deren Anfangs-, Mittel- und Endpunkt er ſelbſt ſein will, zu Stande bringen könne; dieſe Auswanderer ſelbſt Repräſentanten entweder des Prieſterthums, oder des Krieger- oder des Kaufmannsſtandes, ſämmtlich aufgeſchloſſene, geweckte, der abalternden europäiſchen Zuſtände müde gewordene Individuen, Alle von entſchiedener Kraft, unter denen ein geiſtig hochbegabter, ſpeculativer, ſophiſtiſcher Journaliſt, der jedoch die jämmerlichſten Zwecke verfolgt, als eine „Misgeburt von Dreck und Feuer" das mephiſtophelíſche böſe Princip und das Recht der Ironie und des laut nachhallenden Spottes vertreten muß; zwei Frauengeſtalten, die eine in ſich ſelbſt einſchmiegſam und voll träumeriſchen myſtiſchen Lebens; die andere naturaliſtiſch, entſchieden, quellend im Genuß der umgebenden Erſcheinungen, ſchwung- und phantaſiereich, die an der heroiſchen Größe Friedrich's, vor welcher jene wollüſtig erbebt und zittert, ſich erfreut, aufwärmt und erhebt; amerikaniſches Territorium, wo ein junger, mächtig aufblühender Staat gegründet wird als ein Product der ſchöpferiſchen Kraft Friedrich's; verliebte Wallungen, welche dieſen überkommen und ſeinen beſſern Beſtandtheil unterdrücken; eine Badeſcene wie bei der Bathſeba, und eine Uriasgeſchichte, Wiederholungen einiger Momente aus König David's Geſchichte; der Tod ſeines ihm im Wege ſtehenden und vorſätzlich im Kampfe gegen die Wilden aufgeopferten Feldherrn; nun eine verbrecheriſche Heirath; endlich Verbrechen auf Verbrechen, Verſtoßung ſeines edelſten Freundes in die Wildniß, anwachſende Tyrannei gegen das Volk, gegen ſeine treueſten Rathgeber, Despotismus im Hauſe, gegen Weib und Kind; ſündhafte Neigung zu ſeiner Schwägerin; tödtliche Eiferſucht ſeiner aufgeſtachelten, aus ihrem Traumphlegma zur entſchiedenſten Selbſtrache ſchreitenden Gemahlin; Schweſtermord durch Gift inmitten ſchwelgeriſcher Tafelfreuden; Verbannung der ſchuldbeladenen Gattin ſammt ihren Kindern in den Urwald, wobei ihre Tochter Herſilie in die Hände der Wilden geräth; Zuſammentreffen mit dem früher verſtoßenen Marcellus, welcher nach dem Tode der Mutter den Knaben Julian in Pflege nimmt; Gewiſſensangſt Friedrich's, welcher bei einer Jagd auf das wilde und ſchöne Kind Herſilie ſtößt und ſie, ungewiß, ob ſeine Tochter oder künftige Geliebte, auf ſeinem Jagdroß mit ſich entführt; Volksgährung, Erſchöpfung der Colonie, Flucht der Edelſten und Beſten zu Julian, der mit dieſen Expatriirten gegen den Machthaber, ſeinen Vater, zu Felde zieht; Gemetzel im Schloß, blutiges Ende Herſilie's, welche Friedrich, wie Lear ſeine Ophelie auf den Arm nimmt und halb wahnſinnig mit ihr in die Wildniß ſich begibt, um dort, vom Schlage getroffen, zu enden. Dies das Gerippe, von dem man nicht ſagen kann, daß es das Vorzüglichſte am Romane ſei. Man ſieht, daß die einzelnen Momente zum Theil verbrauchte und überallher entnommene ſind; Friedrich hat etwas vom König David in ſeiner Sinnlichkeit, ſeinem dichteriſchen Schwung, ſeiner Prachtliebe und ſeinen Liebesgeſchichten; von Macbeth in der Steigerung ſeines Despotismus und dem allmäligen Anwuchs ſeiner Verbrechen; von Hamlet in der Neigung, zu reflectiren, zu raiſonniren und über Sein und Nichtſein, Tod und Leben, Tugend und Laſter, Kraft und Schwäche Monologe zu halten; von Fauſt in dem Zwieſpalte zwiſchen ſeiner guten und böſen Natur, in ſeinem unabläſſigen Streben nach nie erfolgender Befriedigung ſeiner ſelbſt, in der Mitbeanlegung böſer ſataniſcher Mächte, deren gefährliche Umtriebe im Eingange des Romans ſtatthaben; von Mephiſtopheles in dem Hohn und Spott, womit er Leben, Tod, Wirklichkeit, Sinnliches und Überſinnliches behandelt; endlich von Lear, nach deſſen Muſter, die Tochter in den Armen haltend und ſeine letzten Empfindungen auf die blühende Leiche concentrirend, er im Wahnſinn endet.

(Der Beſchluß folgt.)

Mittheilungen über die Vereinigten Staaten von Nordamerika. *)

Immer noch, nach zehnjährigem Aufenthalte in dieſem Lande, mache ich auf Reiſen meine Bemerkungen darüber, welchen heitern Anblick Leben und Welt uns geſtatten, wo es keine bevorrechteten Menſchen und keine niederträchtigen gibt, als die ſie ſich ſelbſt niederträchtig machen. Der ganze Norden der Union kennt keinen Unterſchied der Stände. Nur der Süden theilt ſich in zwei große Claſſen oder Kaſten, Freie und Sklaven; allein obgleich trotzig auf ihre Macht und ihren Reichthum, werden die weißen Freien doch nicht weiſe und ſtehen am Vorabend einer großen Lection, welche die ſchwarzen Sklaven ihnen bald ertheilen werden.

Die Poſtkutſchen begegneten ſich unterwegs; die Poſtillons hielten ein kurzes Geſpräch miteinander und redeten ſich auf gut engliſch mit Maſter, d. h. auf gut deutſch mit Sie, an. Jedermann iſt hier etwas und fühlt das auch; nicht die Schulweisheit, nicht die höfiſchen Ordenszeichen, nicht die Anſtellung durch die oberſte Gewalt, nicht die Prätention und die bevorrechtete Claſſe machen hier etwas; es iſt Jeder etwas von Natur und von Rechtswegen. Jeder legt ein Gewicht in die Wagſchale der Parteien, und Jeder iſt eine Triebfeder für die mächtigſte Bewegung des großen Ganzen. Vieles kommt uns beim Eintritt in dieſes Land lächerlich, klein und geringfügig vor; aber wir vergeſſen, welche kleine und lächerliche Seite wir ſelbſt in uns haben, und ſehen das Beſte, das Erhabenſte, was freilich auch oft nur in rohen Grundlinien vorgezeichnet iſt, nicht. Wir beleidigen und werden beleidigt. Man kann mit Wahrheit ſagen, daß es hier ganze große Länderſtriche gibt, in welchen ein Seelenſchmuz, der in Europa mit der Muttermilch eingeſogen wird, nicht anzutreffen und dem amerikaniſchen Gemüthe ein ganz fremdes Ding iſt. Ich bin weit entfernt, den Amerikanern mit Lobeserhebungen zu ſchmeicheln; im Gegentheil, ſie dürfen mir nicht ſehr ihre Eigenliebe blicken laſſen, ſonſt muß ich ihnen Dinge ſagen, wie neulich Jemand, dem ich nicht verhehlen konnte, daß mir Waſhington unter den Amerikanern vorkomme, wie Chriſtus unter den Juden. Aber

*) Von dem Verf. der Briefe in Nr. 282—304 d. Bl. f. 1835.
D. Red.

wenn ich das Große und Gute nicht herausheben wollte, so würde ich hier umsonst gelebt haben. Ich sage dafür der Vorsehung den wärmsten Dank, denn ich fühle nur zu sehr, wie mich das europäische Leben erdrückt haben würde meiner natürlichen Schwachheit nach.

Im ersten Wirthshause, wo wir Frühstück zu uns nahmen, setzte sich der stage-driver (Postillon) mit an den Tisch. Die Sitte hier ist einfach, aber human, artig, und Jeder, der sich unter Menschen herumtreibt, lernt sie leicht und stößt nirgend an. Es war keine Seele in der Stube, in welcher der leiseste Gedanke aufkeimte, daß dabei etwas Besonderes, etwas Anstößiges sei, als ich. Freilich sind hier die Postillons nicht in gelbe oder blaue Jacken mit Aufschlägen gekleidet.

Wenn in Europa, in Deutschland ein Mann mit feinem Kleide und feiner Manier in eine Stube tritt, kommt man ihm zuvorkommend und freundlich entgegen. Wenn ein Mann im groben Kittel, mit schweren, nicht blankgeputzten Stiefeln eintritt, macht man ihm ein gleichgültiges Gesicht, wenn nicht gar noch ein schlechteres. Mir fiel dies hier gleich im ersten Jahre auf, als ich zufällig Besuch von beiden Arten zu gleicher Zeit bekam; ich benahm mich europäisch. Dem andern Manne mochte es nicht aufgefallen sein, daß ich den Gentleman mit mehr Aufmerksamkeit behandelte, denn dieser konnte ja in innigern Verhältnissen mit mir stehen; mir aber fiel es, als Beide fort waren, auf. Halt, dachte ich, da hab' ich den Aristokraten wieder einmal ertappt; das soll dir nicht wieder begegnen. Und doch fiel es mir zehn Jahr später noch auf, daß der Postillon mit den Passagieren frühstückte! So tief wurzelt die Sitte und — das Vorurtheil; denn der pennsylvanische Postillon hätte in Europa wenigstens für einen Postmeister passiren können, so artig war sein Benehmen.

Die Kälte, die man den Amerikanern zuschreibt, liegt daher nicht blos in einer eigenthümlichen Kälte ihres Wesens, sie liegt im Republikanismus. Wir gutmüthigen und oft zu geziert höflichen Deutschen kommen dem Amerikaner mit lächelnder Freundlichkeit entgegen; er aber weiß gar nicht, wie ihm, dem fremden Manne, diese Freundlichkeit zukomme; sie consternirt ihn sichtbar; er wird nur noch kälter und fremder, während er auflebt, wenn man ihn nicht mit dem Humor überrascht, sondern diesen landesüblich herbeikommen läßt. So ist auch bei Vielen die Meinung, es gehöre zur guten Lebensart, gleich von dem Hundertsten in das Tausendste hineinzuschwatzen, um zu zeigen, daß man die volle Gewandtheit besitze, in einem Zuge zu schwatzen. Das Gespräch soll sich natürlich finden und das Entgegentreten des Menschen zum Menschen soll natürlich sein. Ein Schwätzer ist in Amerika ein seltener Mensch; aber gut zu unterhalten verstehen Viele.

Wie ich aus deutschen Blättern sehe, liest man daselbst amerikanisch-deutsche Zeitungen. Die „Alte und neue Welt" des Hrn. Georg Wesselhöft aus Bremen in Philadelphia gilt auch unter den Deutschen in Amerika für ein gutgeschriebenes und im bessern Deutsch und Geiste redigirtes Blatt. Ich bin nicht gleichgültig gegen meine Muttersprache und mag daher die Mauleselsprache der Deutschen in Amerika nicht lesen, außer um Stoff zu finden, die Mauleselei zu verspotten. Schon in der Wiege hören die Kinder von englischen Müttern und deutschen Vätern, die wechselseitig ihrer gegenseitigen Unkenntniß der Muttersprache durch ein Gemisch beider zu Hülfe kommen, um sich zu verständigen. Dadurch haben die Deutschen hier das Gefühl für ihre schöne, wohllautende Sprache verloren und mit diesem Gefühl den Sinn für deutsche Sitte, ich möchte sagen deutsches Volksthum. Der Nationalstolz ist zwar grade nicht die noble Eigenschaft, welche den ehrlichen Deutschen unter andern Nationen auszeichnet. Die Kleinländerei daheim läßt ihn hier nicht zum großartigen Bewußtsein eines nationalen Bürgerthums kommen, wie fast alle andern europäischen Nationen sich dessen erfreuen. Daher behält der gewöhnliche Schlag, welcher aus Deutschland hier einwandert, etwas Philiströses und, da er dadurch lächerlich wird, etwas Scheues. Er wagt es, ja er vermag es nicht zu denken, daß er frei ist und, sobald er Grundeigenthum erwerben hat, Vollbürger eines großen Staats, Bürger der Union der nordamerikanischen Staaten. Wie leicht bewegt sich neben ihm der englische Amerikaner! Mein Schwager hat einen shop (Laden) in einer Landstadt von kaum 200 Einwohnern und ist Präsident von Pennsylvanien; ja, er wird vielleicht bei der nächsten Wahl Gouverneur, der erste Mann im Staate. Seine Frau besorgt sein Geschäft, das er von Zeit zu Zeit revidirt, nach wie vor, ist unsere liebe Nachbarin, und wenn er nicht wieder gewählt wird, ist er nach wie vor unser Nachbar und nicht mehr als jeder Einwohner im Orte. Reichthümer kann er in seiner Stelle nicht erwerben, denn sein Amtseinkommen reicht nothdürftig hin, seine außerordentlichen Ausgaben zu decken. An Pension ist nicht zu denken. Kein Mensch denkt daran, seine Gattin Frau Präsidentin zu nennen, und höchst lächerlich wird der Deutsche hier durch seine Höflichkeit, wenn er dergleichen Titel den Frauen der Beamten anhängt.

Dennoch — so sehr hier auch die Deutschheit im Argen liegt, sie ist für Amerika bedeutungsvoll, war es schon und wird es noch in sehr hohem Grade werden. Aber sie ist jetzt erst im Erwachen; erst jetzt zeigen sich deutliche Spuren von Selbstgefühl, von Bewußtwerden und Würde. Alle Anstalten, die zum Theil die Deutschen mit ihrem Gelde hier gestiftet haben, sind elende Zwitter. Ich nenne daher diese Wesen nur die amerikanische Mauleselei und habe mit meinen Freunden Witz und Gift und Galle gegen sie ausgespien, so viel ich nur immer produciren konnte.

Seit im Jahre 1824 eine Anzahl gebildeter Deutschen hier eingewandert ist, hat sich manches Wichtige gezeigt. Namentlich hat man dieselben überall an die Spitze von Bildungsanstalten gestellt und diese gedeihen sichtbar unter diesen Händen. Die Männer, welche diesen Ruhm sich erwarben, haben nach langer Trennung sich geistig wieder zusammengefunden und durch die ganzen Vereinsstaaten eine große Vereinigung gebildet für deutsche Sprache, deutsche Sitte, deutsche Bildung und deutsche Wissenschaftlichkeit. Jeder Theilnehmer muß ein Deutscher sein und diese Anfoderung nach Kräften erfüllen. Jeder subscribirt mit 20 Dollars, welche theils für deutsche Einwanderer, welche man würdig der Unterstützung erachtet, creditweise verwendet, theils zu Bildungsmitteln angelegt werden. Schon hat die Gesellschaft von der Union (vom Congreß) die Mittheilung der Verhandlungen und Gesetze in deutscher Sprache reclamirt und wird, da sie beharrlich sein wird, bald damit reussiren. Man wird in Gerichtshöfen für Deutsche deutsch plaidiren; eine deutsche Hochschule wird sich an deutsche niedere Bildungs- und Erziehungsanstalten reihen.

Dies ist der Weg, den man eingeschlagen hat, um deutsches Leben dem englisch-amerikanischen gleichzustellen. Das Hirngespinnst, ein neues, in sich abgeschlossenes Deutschland zu gründen, einen besondern Staat an der Grenze der Union, konnte nur jenseit des Oceans und in Deutschland selbst entstehen. Großartig übersieht der Bürger der Union das Ganze, und es fällt ihm nicht ein, es zu zerstückeln, wol aber die Elemente darin geistig zu einen, so zerstreut sie auch im großen Ganzen zu liegen scheinen.

Die Mauleselei droht auch dieser Anstalt, und im starken Kampfe mit ihr muß das Publicum, welches diese Anstalt vertritt, so lange gereizt werden, bis es eine entschiedene Farbe annimmt. Die aristokratische Partei hat bereits ihre Eifersucht gegen die deutschen An- und Emporkömmlinge blicken lassen und sucht die demokratische Partei auf jede Weise zu schwächen. Deutlich hat sie dies in der Fremdenbill gezeigt. Nach diesem Gesetze soll jeder Einwanderer ohne Bürgerrecht bleiben, blos die Kinder sollen es bekommen. Selbst jeder Amerikaner soll gleichsam seines Menschenrechts verlustig erklärt werden und es erst aus der Hand der herrschenden Partei erhalten, wenn er

lesen und schreiben kann. So nothwendig es nun auch ist, der Rohheit entgegenzutreten, so müssen doch die angeborrnen Menschenrechte am wenigsten in einem Freistaate angetastet werden, und was man mit diesem Gesetze zu bezwecken vorgibt, muß von anderer Seite beikommen. Dies fühlt das Volk und ist durch jenes Gesetz in seinem Bewußtsein gekränkt, sodaß man, wenn die Legislatur nicht tilt, die Folgen davon bei nächster Gelegenheit spüren wird. Die Emancipation der Sklaven in den südlichen Provinzen greift den Aristokraten an das Leben. Sie geht vom Norden aus und ist ein höchst fein durchdachtes Gegenmanoeuvre gegen den Aristokratismus des Südens. Es ist lächerlich, den Bruch der Union zu fürchten; daher kommt er nicht. Brächen die südlichen Staaten mit den nördlichen, so würde die Sklaverei mit einem Schlage sich lösen und die Knechte würden die Herren werden. Nur der Norden schützt die Pflanzer des Südens gegen die Sklaven und wehrt ihnen, gesetzlose Wege gegen die Erstern zu gehen. Davon ist hier jeder junge Bursche im Busche so überzeugt, daß er zu allen Drohungen der Art, welche der Süden laut werden läßt, lacht.

Ich erwähnte vorhin die Zeitung des Hrn. G. Wesselhöft in Philadelphia. Ich tadle mit tausend guten Deutschen daran, daß sie sich der Maulesel doch auch hingibt. Mit jugendlich amerikanischem Übermuth blickt sie auf Europa, besonders auf die politischen Verhältnisse Deutschlands und tritt Kronen und Thronen in den Staub. Ich wünschte oft, sie möge die Amerikaner belehren, wie ausgebildet deutsche Staatsformen seien, und wie vollkommen in ihrer Art, und wie daher wohl geeignet, die darin lebende Gesellschaft sowol zufrieden zu machen als zu veredeln. Ja, ich glaube, daß es grade die Besten der Nation in der Regel nicht sind, die, von einem dunkeln Drange getrieben, zu uns herüberkommen, ohne äußere bestimmte Veranlassung und politische Noth. Allein man setzte mir zeither immer entgegen, daß die politischen Untersuchungen und Verfolgungen kein Ende nähmen, und daß Tausende alljährlich in den Kerkern es büßen müßten, natürliche und vernünftige Freiheit gewünscht zu haben. Ich stehe diesen Gründen, die man mir entgegensetzt, jetzt so fern, daß ich darauf nichts erwidern kann, was sich nicht aus amerikanisch-republikanischen Ansichten zu leicht widerlegen ließe; allein ich muß mir mit einiger Beschämung selbst sagen, daß der Verfolgungsgeist der Südamerikaner ein von den Europäern und namentlich der europäischen Aristokratie geerbter Fehler sei, dem die religiöse Intoleranz noch zu Hülfe geeilt ist. Es darf daher nicht wundern, wenn die Zeitung: „Alte und neue Welt", sich aus diesem Widerspruch nicht herausfinden kann, und es erscheint in Amerika consequent, wenn sie alle Gewaltthat gegen die natürlichen politischen Rechte mit einem und demselben Kamme kämmt, es möge nun diese Gewaltthat in der alten oder der neuen Welt erscheinen. Indessen ist auch kein Amerikaner zu belehren, daß die deutschen Blätter beiweitem bessern Takt hielten, weil keines das Haupt der Republik in der beschimpfenden Art bekrittele wie die amerikanischen Blätter die europäischen Staatsoberhäupter, während es doch gewiß sei, daß Hr. Jackson als Staatsmann so bedeutende Neuerungen auf einmal begonnen habe, daß er schwerlich im Stande sei, die Folgen zu übersehen, geschweige zu beherrschen.

Allein man entgegnet mir, daß die deutschen Blätter auf die Republik und das souveraine Volk beständig loszögen, und das Volk sei ja das amerikanische Staatsoberhaupt, nicht Hr. Jackson. Allein man erkennt diesen Jackson an, denn er kämpft mit der Aristokratie; er ist Demokrat, weil er Demagog im höchsten und großartigsten Sinne des Worts ist, und im Norden der Union ist er im Wesentlichen von der Mehrzahl anerkannt und gerechtfertigt. Man würde daher in Pennsylvanien eine deutsche Zeitung nicht nur nicht verstehen, sondern auch nicht lesen, die nicht im Sinne der Mehrheit spräche. Alle deutsche Zeitungen und beiweitem die Mehrzahl der englischen führen dieselbe Sprache, und der „Alten und neuen Welt" gebührt das Lob einer in Amerika beispiellosen Mäßigung, sofern sie das Ausland berührt. Auch will sie den Nationalstolz der Deutschen heben, und schon deshalb darf sie die Staatseinrichtungen daheim, in denen so viel Herrliches entstehen konnte, nicht über Gebühr lästern.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Shakspeare und die heilige Schrift.

Folgende Stellen aus Shakspeare beweisen unter Anderm, daß es dem Sänger vom Avon keineswegs an Sinn für die poetischen Schönheiten der heiligen Schrift fehlte, und daß er mehre derselben für seine eignen Zwecke und zu Erreichung einer größern dramatischen Wirkung poetisch paraphrasirte. Denn solche Stellen, wo eine ganz directe und absichtliche Anspielung auf die heiligen Bücher stattfindet, für etwas Zufälliges auszugeben, wäre eine große Thorheit. So sagt z. B. Portia im „Kaufmann von Venedig", Aufzug 4, Sc. 1:

Barmherzigkeit wird nicht erpreßt durch Zwang,
Sie träuft wie sanfter Regen himmelab
Zum niedern Ort.

Wer sollte diese Stelle wol für einen blos zufälligen Anklang an die Worte des „Predigers Salomonis" halten: „Barmherzigkeit ist fruchtbar zur Zeit der Betrübniß wie Regenwolken in der Dürre!"

Und in derselben Rede der Portia heißt es von der Barmherzigkeit weiter:

— — — zwiefache Segnerin,
Sie segnet Den, der gibt, und Den, der nimmt,

wobei man unwillkürlich der Worte in der Bergpredigt gedenkt: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit empfahen." Die folgende Stelle:

— — — Drum, Jud',
Ist dein Gesuch zwar strenges Recht; bedenk',
Daß nach dem Gang des Rechts Niemand von uns
Sehn würde Himmelsheil

erinnert mindestens an die Rede des Psalmisten (Ps. 143, 2): „Geh' nicht ins Gericht mit deinem Knecht, denn vor dir ist kein Lebendiger gerecht."

In demselben Shakspeare'schen Stück sagt Gratiano zu seinem Freunde Antonio, indem er die stummen Thoren schildert, „die sich mit Vorsatz still erhalten stets":

— — — „Ich bin Herr Drakel;
Thu' ich den Mund auf, knurre mir kein Hund!"
O Manchen kenn' ich, mein Antonio,
Der darum blos für weis' ist angesehn,
Weil er nichts sagt — — —

eine Stelle, die fast wörtlich an Cap. 17, V. 28 der „Sprüche Salomonis" gemahnt, wo es heißt: „Ein Narr, wenn er schweigt, wird auch weise gerechnet, und verständig, wenn er das Maul hält."

In „Wie es Euch gefällt" kommt der Ausdruck vor:

Though thou the waters warp,

bei dessen Niederschreibung man wol annehmen kann, daß der Dichter an Hiob, Cap. 37, V. 10, dachte, worin steht: „Durch den Odem Gottes kommt Frost, und die breiten Gewässer müssen sich zusammenziehen", ein Vers, dessen zweites, paralleles Glied unser Luther unrichtig so übersetzt hat: „und große Wasser (kommen), wenn er aufthauen läßt"; es soll vielmehr grade das Entgegengesetzte gesagt werden.

Bei genauerer Nachforschung würden sich unstreitig bei Shakspeare noch viele andere Abschnitte finden, worin eine ausdrückliche Bezugnahme auf Stellen der heiligen Schrift unverkennbar ist. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 150. — 30. Mai 1837.

Friedrich. Ein Roman von Sigismund Wieſe.

(Beſchluß aus Nr. 149.)

Fragen wir nach der Ausführung im Ganzen, ſo werden wir, wenn wir ſie mit den Begriffen und Geſetzen der Kunſtſchönheit vereinbaren oder damit vereinbart wiſſen wollen, auch von dieſer nicht behaupten können, daß ſie die vorzüglichſte ſei. Der Werth des Romans beruht nicht in der Form, der Scenerie und der äußern Structur; er beruht vielmehr in der Subjectivität des Dichters ſelbſt, welche mit ihren genialen Sprüngen und Flügen, ihrem zerreißenden Hohn und ihrer verſöhnenden Liebe, ihren großen erſchütternden Gedanken, ihren weitausgreifenden Geiſtesblicken, ihren das innere Leben der Hiſtorie und die in die Tiefe gehenden Strecken der Biographie durchmeſſenden Rieſenſchritten, ihren blendenden philoſophiſchen und religiös-chriſtlichen Aufblitzungen die Zwiſchen- und Binnenräume, welche in dem Thatbeſtändlichen des Romans vorhanden ſind, ſatt und ſättigend ausfüllt. Zugleich offenbart ſich trotz Härte und Schroffheit eine ungemeine Größe in der Compoſition, die wie aus gediegenem Urgeſtein beſtehend und wie aus Granitblöcken zuſammengewürfelt erſcheint. Die einzelnen Momente und Thatſachen mögen nicht neu ſein, aber ſie erſcheinen neu in dieſer Aneinanderreihung und durch die Art, wie ſie hiſtoriſch hier verbunden und wie Wirkungen und Folgen miteinander verknüpft ſind. Zumal erhält das Detail durch die dichteriſche Anſchauung des Verf. neuen, ungewohnten, beſondern Reiz, ſodaß die einzelnen Situationen, wenn auch in der Erfindung nicht neu, durch die eigenthümliche Darſtellung und Auffaſſung verjüngten und erneueten Anſehens ſcheinen. Dieſe heben ſich hervor in faſt ſchreckender Weiße und blendendem Glanz, während ſich mittendurch tiefdunkle Schattenpartien ziehen und myſteriöſe Gedankennebel gewagte Contraſte bilden. Die Perſonen ſind mit feſter Hand gezeichnet, individuellen Lebens voll und oft in ſcharfabſchneidender Größe hingeſtellt. Und über all dies Individuelle breitet ſich der allgemeine Horizont der Philoſophie und Speculation aus, die in der Tiefe brüten und in der Höhe ſich zurechtfinden, um in den Triumphen, welche die ewigen Wahrheiten des Chriſtenthums über die Momente maßloſer Eigen- und Sinnenliebe durch den Abſchluß des Ganzen feiern, ihre Befriedigung, Verſöhnung und Ausgleichung zu finden.

Wie die Tyrannis, ſowol die ausſchließliche des herrſchſüchtigen Gedankens über den Leib, als die ausſchließliche des übermächtig gewordenen Leibes über den Gedanken, ſich erzeugt, nährt, voll wird, ſich vollendet, und wie der Gipfel ihrer Herrſchaft zugleich ihr Sturz, und wie ſie ſo überaus nichtig iſt durch und durch, das war die Aufgabe, die ſich Wieſe hier geſtellt und in der Conſequenz ſeines Talents den Umſtänden nach glücklich gelöſt hat. Neben dieſem biographiſchen, im individuellen Leben ſich abſchließenden Elemente iſt aber in dieſem Romane zugleich ein anderes allgemeineres verarbeitet worden, ein völker- und weltgeſchichtliches Element: die Bildung eines zur politiſchen Bedeutſamkeit aufringenden Volkes, deſſen Uranfänge und Hoffnungen fernerer Entwickelung auf gegenſeitiges Vertrauen und friedliche Verträge gegründet ſind, bis es dem geiſtig hochbegabten Manne, dem es ſich anvertraut hat, verfallen iſt mit Haus und Gut, Seele und Leib, bis die Namen: Freiheit, Conſtitution, Repräſentation, ein Blendwerk geworden ſind, das Volk ſelbſt ein Spielwerk, das in der Hand des Mächtigen als Waffe gebraucht wird gegen das Volk ſelbſt, ſodaß es unſinnig und blind in das eigne Schwert und ſo ſich zu Tode rennt. Die Geſchichte der fürſtlichen Tyrannis, wie ſie hiſtoriſch verläuft und endlich abläuft, um einem geſundern Zuſtand der Dinge Platz zu machen; jener Tyrannis, wie ſie in der Geſchichte ſich ſo oft bald mehr, bald minder ſchreckhaft, häufig anſchmeichelnd liebreich, aber deſto verderblicher wiederholt hat, iſt ihren Grundzügen nach durch dieſen Roman als an einem Specimen erwieſen und hiſtoriſch wie biographiſch individuell zugleich erläutert worden.

In der Compoſition, in der Auffaſſung und Ausführung, in der Sprache ſelbſt, obgleich ſie durchaus originell, urkräftig und machtvoll ſich darſtellt, ließen ſich ohne Mühe der Mängel und Fehlgriffe viele nachweiſen; aber es ſind Mängel und Fehlgriffe, wie ſie nur ein Genie zu begehen im Stande iſt. Ja, dieſe Fehler nur begehen zu können, zeugt ſchon von Genie. Wer Fehler von dieſer Beſchaffenheit zu begehen im Stande iſt, wird auch im Stande ſein, ſie mit überragenden Vorzügen aufzuwiegen und vollſtändigen Erſatz zu leiſten. Es iſt indeß nicht zu leugnen, daß der Verf. in der Darlegung philoſophiſcher Maximen häufig entweder ſelbſt ſich nicht klar iſt, oder ſich ſeinen Leſern nicht klar zu machen weiß. Zu dieſer Dunkelheit trägt die Sprache, welche Wieſe ſich für ſeine philoſophi-

schen Begriffe und Speculationen gebildet hat, nicht wenig bei. Gewisse typische Begriffe, bei denen sich alles Mögliche und Unmögliche denken läßt, nur nicht Das, was grade an Ort und Stelle damit bezeichnet sein soll, finden sich bei ihm in Masse vor. Der Hegel'sche Schultypus begünstigt vor Allem dieses Mysterium des Worts, vor welchem der Gedanke, wenn wirklich einer da war, vollständig verschwindet. Ein Beispiel für viele. Es heißt S. 139:

Sie waren Beide genialisch genug, die Motive für die Wahrheit, die Erscheinung, die natürliche Persönlichkeit nicht als die Wahrheit selbst gelten zu lassen; allein sie fanden in dem sie verschlingenden Abgrunde des Daseins die Auferstehung nicht, das neue Leben, die ewige Persönlichkeit in Gott, wenn schon sie nach derselben sehnten und rangen.

Konnte der Verf. das nicht viel wohlfeiler haben? Der Gedanke ist so einfach, daß er, wenn am einfachsten, auch am schönsten ausgedrückt worden wäre. Und wie macht es sich, wenn man von einer traumhaft verliebten Dame und einem in Sinnenglut hinschmelzenden Manne sagt, sie hätten nach einer „Persönlichkeit in Gott" gerungen? Wozu dieser philosophische Schultypus, da man doch nicht allein für Hegelianer schreiben sollte, sondern eher für die größere Mehrzahl, welche außerhalb der Schule steht? Man darf sagen, daß der Verf. sich um seine Ideen, ja, um seinen Helden Friedrich selbst, allzu viel Mühe gibt und seines reichen Geistes ein allzu großes Maß auf ihn verwendet. Er schafft ihm ein Territorium jenseit des Oceans, ein geschichtliches Volk, geschichtliche Völker ringsumher, Potentaten, gekrönte Häupter — in dem republikanischen Amerika und, wie es scheint, in unserer Zeitperiode —, Kriege, Friedensschlüsse, eine fingirte Biographie, die so weit ins Einzelne sich verliert, daß Friedrich seiner Geliebten von den Kopfschmerzen erzählt, woran er in seiner Jugend gelitten habe u. s. w. Und nicht genug, er läßt à la Faust den Himmel mit allen Engelscharen, mit Gott-Vater, mit der gesammten Dreieinigkeit sich für Friedrich ins Mittel schlagen, während die ganze Hölle, das Gebiet des Satans aufgerührt und in Bewegung gesetzt wird, um wenigstens dieses einen Menschen habhaft zu werden; denn der Fall dieses Einen, meint Satan, müsse den Fall des gesammten Geschlechts nach sich ziehen, und das Werk der Freiheit, der Zurückführung des Universums auf Nichts seinen Anfang nehmen. Aber der Teufel verführt Keinen, den er nicht schon hat, und er hat Keinen, den der Himmel zuletzt nicht rettete und in seinen Schoos aufnähme. Der Satan vermag nichts über die Seele des leiblich untergegangenen Friedrich. Man findet auch hier eine bereits verbrauchte Maschinerie; aber man wird wiederum finden, daß sie in der Wiese'schen Darstellung neu, groß, erschütternd, überwältigend erscheint durch des Verf. dichterische Urkraft und philosophische Denkkraft. Was hier von Wiese gebraucht wird, ist nicht neu; aber der Gebrauch, den er davon macht, die Anwendung selbst ist neu. Es ist manches Unhaltbare, Unklare, ja Widersprechende in der Art, wie das gesammte Gerüst des Romans und besonders der Charakter Friedrich's construirt ist; aber die große Anlage gleicht diese Lücken und Mängel in Allem aus. Man hat kaum Zeit, noch weniger Lust, Das, was um Einen vorgeht, zu betrachten und zu rügen, so wirbelt, so wogt, so strudelt es um den Leser, so reißt es ihn machtvoll, willenlos fort. Schärfer, viel begrenzter als der in das Maßlose sich verlierende Friedrich sind die übrigen Individualitäten gezeichnet, besonders der Journalist Kilian Frech, ein Charakter, wie ihn in dieser Gestalt die Literatur noch nicht aufzuweisen hatte. Bei alledem bleibt es merkwürdig und auffallend, daß der Verf. diesen, nur in seinen Capacitäten unzweideutigen, mephistophelischen Charakter aus keinem andern Kreise der menschlichen Gesellschaft herzunehmen wußte als aus dem der Journalisten.

H. Marggraff.

Mittheilungen über die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

(Beschluß aus Nr. 149.)

Vor Kurzem wurde von einer Gesellschaft von Ärzten in Allentown an der Lecha in Pennsylvanien feierlich der Grundstein zu dem ersten Gebäude einer homöopathischen Heil- und Lehranstalt gelegt. Zwei deutsche Ärzte stehen an der Spitze des Unternehmens. Vielleicht ist in keinem Lande der Welt die Homöopathie mehr am Platze als in Nordamerika, und die tüchtige und feste Art, wie die erwähnte Gesellschaft aufgetreten ist, bürgt für den Erfolg des Unternehmens, zumal da es mit dem großen Unternehmen, deutsches Leben in Amerika zur Geltung zu bringen, in Verbindung steht. Mit großer Kühnheit faßte Hr. Dr. Wilh. Wesselhöft aus Jena, welcher seit 11 Jahren praktischer Arzt in Pennsylvanien ist, die schwache Seite der Nordamerikaner in seiner bei Gelegenheit jener Feier gehaltenen Rede, und ich wüßte nichts Besseres und Zeichnenderes als einige Stellen daraus, worin der Zustand der Wissenschaftlichkeit in Nordamerika geschildert wird.

Nachdem der Redner den Zweck der Anstalt in kurzen Zügen gezeichnet hatte, fuhr er fort:

„Ich nannte aber unser Unternehmen nicht allein groß, ich nannte es ein echt amerikanisches. Obgleich wir uns nicht zu den Brasiliern und Mexicanern rechnen, noch weniger zu den Indianern, denen doch mit demselben Rechte der Name Amerikaner zukommt, so wollen wir doch diese Benennung als einen Anklang hoher Dinge unangetastet lassen, indem sie uns auszusprechen scheint, daß die Union, da sie die Bestimmung in sich trägt, intellectueller Mittelpunkt des ganzen Welttheils zu sein, wol den Namen des Ganzen sich aneignen mag; ferner daß, so wichtig und herrlich auch die natürlichen Trennungen in Völker sind, doch das Ganze — Amerika — die Menschheit —, in welcher die neue Welt und besonders die Union eine neue, höhere Stufe darstellen soll, höher steht."

„Und ahnend scheint dies auch die Mitwelt anzuerkennen; in Mexico, in Brasilien nennt man sich nach den Ländern der Geburt und läßt den Namen Amerikaner dem Bürger der Union."

„Wenn jede spätere Schöpfung Fortentwickelung der frühern ist, wenn sie die frühere auf einer höhern Stufe der Entwickelung darstellt, so kann die Bedeutung des amerikanischen Lebens, des Lebens der Union keine andere sein als die Menschheit auf einer höhern Stufe darzustellen. Und wer möchte auch daran zweifeln, der einmal sein Auge über dem großen Prospecte sinnend ruhen ließ!"

„Kein Unternehmen kann daher den Beinamen amerikanisch sich aneignen als das, welches den Grundcharakter des Lebens der Union in sich trägt, d. h. Großartigkeit, über das Gewöhnliche, das früher Bestandene sich erhebend."

„Eigenthümlich großartig erhebt sich über alles früher Bestandene der Art die Verfassung des Landes. Hier allein und nur in der Union sind die Principien der Vernunft, wahrer Menschlichkeit, die Principien des Christenthums Grundlage

der Verfassung, und diese Verfassung, obgleich noch durch Sklaverei geschändet, ist die Grundlage alles Großartigen, das wir sehen und dem wir ahnend entgegenschauen."

„Soweit aber bisjetzt das junge Leben der Union in seinen Lebensäußerungen vorgeschritten ist, hat es sich eigenthümlich großartig über das europäische erhoben. Sollte dies sich nicht schon im Landbau, in dem Verhältnisse der Production zu den producirenden Kräften ausdrücken, so spricht es sich doch deutlich in der Benutzung der mechanischen Kräfte aus, in allgemeiner Verbreitung der Mechanik, in Verbesserungen und Erfindungen, in jenen riesenmäßigen Kanälen und Kunststraßen."

„Ruhmvoll hat die Union den Kampf mit Natur und Despotismus bestanden, siegend hat sie ihre Hoheit dargestellt, und unaufhaltsam wird sie vorwärts schreiten zu den höchsten Zielen des Völkerlebens. Herrlich wird sich auch die Wissenschaft entwickeln und eine eigne amerikanische Wissenschaft darstellen, zu welcher wir gegenwärtig noch den Weg suchen. Denn wenn wir nur das neu und großartig Hervortretende amerikanisch nennen können, so hat Amerika noch keine eigne Wissenschaft. Vierzehn Millionen produciren in der Wissenschaft nicht so viel als das kleine Königreich Sachsen, das vielleicht halb so groß ist wie Pennsylvanien. Der Gedanke: Wissenschaft, der Einheit aller Wissenschaften; der Gedanke, die Wissenschaften und Kenntnisse um der Wissenschaft willen in einen Brennpunkt zu vereinen, hat noch nicht Raum gewonnen. Wir haben keine Universität in der ganzen Union; Schule und Erziehung hat durchaus den Charakter der Großartigkeit noch nicht angethan. Was ist aber ein Volksleben, das in der Wissenschaft zurückbleibt? Die Geschichte antwortet ernst und schauerlich auf diese Frage."

„Was müssen wir thun? Nach dem alten Europa müssen wir hinblicken, dahin, woher Amerikas Thälern schöneres, reicheres Leben zufloß, dem niederes Indianerleben weichen mußte. Die Gesetze der Entstehung sind auch die der Erhaltung; die Verhältnisse der Zeugung wirken in der Ernährung fort. Nur die innigste Verbindung mit Europa kann Amerika auf jene Höhe bringen, auf welcher es seine Bestimmung erfüllen wird. Jede Bestrebung aber, die seiner hohen Bestimmung entgegenläuft, wird ohnmächtig verkümmern, oder wenn sie gewaltig ist, Revolution erzeugen."*)

„Sowie aber Amerika auf Europa schaut, so schaut jetzt Europa hin auf Deutschland. Endlich haben Paris und London deutsches Übergewicht in der Wissenschaft anerkannt. England, voll des Genusses der Herrschaft über die Meere, sah auf das Festland von Europa hin wie dieses etwa auf die Barbareskenstaaten. Auch Frankreich war nur beschäftigt mit seinen Siegen und sah die geistige Macht nicht, die sich riesig ihm gegenüberstellte. Aber wie Europa Deutschlands Verdienste anerkennt, so erkennt sie auch Amerika schon an. Wir besitzen keine gelehrte Anstalt von Bedeutung, an der nicht Deutsche Lehrer sind, keine, an welcher nicht deutsche Sprache gelehrt wird, keine, an der nicht vorzugsweise auf deutsche Wissenschaft hingewiesen wird. Noch vor Kurzem sagte ein geistvoller öffentlicher Lehrer: „Kein Volk besitzt eine Physiologie als das deutsche." Aber woher hat es diese? Weil es überhaupt Wissenschaft hat; weil es Einheit alles Wissens, weil es im Wechsel der Erscheinung das Bleibende und Ewige sucht."

„Also nach Deutschland haben wir uns hinzuwenden. Ganz besonders ist es Pflicht der Millionen Deutschen, welche jetzt glückliche Bürger dieses Staates sind, daß sie Amerika deutsche Wissenschaft erhalten, in Errichtung echt deutscher Anstalten, und so ihrem neuen Vaterlande einen Theil der Schuld bezahlen, die auf jedem dankbaren Herzen lastet. Und so ist denn auch das großartige Unternehmen, welches wir begonnen haben, ein echt amerikanisches, weil es deutsch ist, weil es durch deutsche Wissenschaft hindurch zur amerikanischen strebt."

*) Anspielung auf die Fremdenbill, Sklaverei u. dgl.

Ich verweile noch einen Augenblick in Allentown und bei der eben bezeichneten Schöpfung, welche wirklich eine tiefdurchdachte und rein deutsche zu nennen ist. Allentown hat eine reizende Lage am Fuße der blauen Berge. Ein klarer Fluß durchwandert das durch hohe Berge geschützte Thal; in reizenden Formen thürmt sich hier gleichsam der Pelion auf den Ossa. Das hübschgebaute Städtchen ist durch Handel wenig bedeutend, und es kam den Unternehmern der medicinischen Akademie bereitwillig entgegen. Für ein verhältnißmäßig billiges Geld kaufte die Gesellschaft ein sich um die ganze eine Seite der Stadt ziehendes Stück Feld, wo sie ihre Krankenhäuser zunächst, und sodann was sie sonst an Gebäuden nöthig erachten wird, und einen botanischen Garten anlegt. In Pennsylvanien und am Ohio, überall wo Deutsche wohnen, hat diese Schöpfung das lebhafteste Interesse hervorgerufen; denn man darf hoffen nach und nach eine Universität im deutschen Sinne aus dieser Akademie sich entwickeln zu sehen. Die jungen Ärzte der nördlichen Staaten werden hier studiren und die geistige und wissenschaftliche Überlegenheit der humanen Männer, welche die Anstalt leiten, wird ihnen bald das Bedürfniß nach mehr als einseitiger medicinischer Ausbildung einprägen. Ist der Impuls einmal gegeben, dann wird der deutsche Theil der Nation nicht ermangeln, die Anstalt so zu fundiren, daß sie sich nach und nach in Facultäten erweitern kann. Aber zuerst sieht man in der großen Masse ruhig zu; to look about, sich umsehen, nennt es der vorsichtige Amerikaner und thut dabei, als wenn er grade dahin gar nicht sehe, wo seine Aufmerksamkeit vorzugsweise sich hinrichtet. Gedeiht aber die Sache, dann nennt er die Unternehmer kluge Leute und hilft ihnen in seiner großartigen Weise, die über die Territorialfragen ganz hinwegsieht. Bereits haben die deutschen Ärzte in Amerika sich in dem letzten Decennium solchen Ruf in mehren Gegenden erworben, daß die amerikanischen Charlatane vorgeben, in Deutschland promovirt zu haben, ja daß Deutsche, die in Amerika erst die Medicin ergreifen, sich getrost für deutsche Ärzte ausgeben dürfen. Freilich ist dies noch ein jämmerlicher Zustand der Sanitätsanstalten, und eine Ruhrepidemie, wie sie so häufig in Amerika sind, bringt die guten Ärzte fast zur Verzweiflung, weil dann die Weisheit der Stümper zu Ende geht und Alles zu den Ärzten von Ruf sich drängt. Meist ist das Loos eines guten Arztes, daß seine ambulante gewöhnliche Praxis ihn 10 und mehr deutsche Meilen wöchentlich in der Runde um seinen Wohnort führt. Reisen von 50 Meilen und weiter zu wohlhabenden Kranken kommen oft vor. Die zerstreuten Wohnsitze auf dem platten Lande (im Busch) machen diese Praxis noch beschwerlicher, zumal in der nassen und rauhen Jahreszeit. Die homöopathischen Ärzte haben sich ihre Praxis dadurch sehr erleichtert, daß sie zu bestimmten Zeiten und Tagen an bestimmten Orten ihres Sprengels eintreffen und dort die Krankenberichte hören, Medicin ausgeben und nach Umständen von da aus die wichtigern Kranken besuchen. Deshalb sagte ich oben, für Amerika sei die Homöopathie mehr am Platze als für irgend ein anderes Land, denn wie man mir sagt, hat der homöopathische Arzt weniger nöthig, die Kranken immer selbst zu sehen, als der allopathische. Übrigens zankt man sich in Amerika auch über den Vorzug beider Heilmethoden; die Deutschen sind indessen den Amerikanern so überlegen, daß bisjetzt Jeder, welcher gegen die Homöopathie zu Felde zog, als Ignorant öffentlich blamirt werden konnte. Dies gefällt dem Amerikaner erstaunlich und vermehrt das Vertrauen zu den Deutschen bedeutend. Dr. Häring, ein Sachse, ist Präsident, Dr. W. Wesselhöft, ein Sachse, Director der Akademie zu Allentown. Man schien es wohl aufzunehmen, daß ein Sachse dem jugendlich eiteln Amerikaner bei der Grundsteinlegung mit Selbstgefühl und einigen Machtsprüchen gegenübertrat. „The german doctor is a most instructed man; his

Appeal No. 0 of 2017 and Appeal No. 00 of 2017 (Consolidated)

Appeal No. 0 of 2017 was filed by the Appellant, Mr. [redacted], challenging the order dated 00.00.2017 passed by the Respondent, Mr. [redacted], in Case No. 00 of 2016. Appeal No. 00 of 2017 was filed by the Respondent, Mr. [redacted], challenging the same order dated 00.00.2017 passed by the Respondent, Mr. [redacted], in Case No. 00 of 2016. Since both the appeals arise out of the same order and involve the same parties, they were heard together and are being disposed of by this common order.

The Appellant, Mr. [redacted], is a resident of [redacted] and is the owner of a plot of land measuring 0 acres 0 kanals 0 marlas, bearing Khasra No. 00, situated in the village [redacted], Tehsil [redacted], District [redacted]. The Respondent, Mr. [redacted], is a resident of [redacted] and is the owner of the adjoining plot of land measuring 0 acres 0 kanals 0 marlas, bearing Khasra No. 00, situated in the same village.

The Appellant's case is that the Respondent has encroached upon a portion of his land measuring 0 kanals 0 marlas by raising a boundary wall and has also diverted the water channel which was passing through the Appellant's land for the irrigation of his fields. The Appellant filed Case No. 00 of 2016 before the Respondent, Mr. [redacted], seeking a declaration that the boundary wall raised by the Respondent is illegal and that the water channel be restored to its original position.

The Respondent's case is that the boundary wall was raised on the actual boundary of the land and that no encroachment has been made by him. The Respondent further contends that the water channel was diverted with the consent of the Appellant and that the Appellant has no right to claim the restoration of the same.

The Respondent, Mr. [redacted], after recording the evidence of the parties and after visiting the spot, passed the order dated 00.00.2017 in Case No. 00 of 2016, whereby he dismissed the Appellant's case and held that the boundary wall was raised on the actual boundary of the land and that no encroachment has been made by the Respondent. The Respondent further held that the water channel was diverted with the consent of the Appellant and that the Appellant has no right to claim the restoration of the same.

Aggrieved by the order dated 00.00.2017 passed by the Respondent, Mr. [redacted], in Case No. 00 of 2016, the Appellant has filed Appeal No. 0 of 2017 before this Court. The Respondent, Mr. [redacted], has also filed Appeal No. 00 of 2017 before this Court, challenging the same order dated 00.00.2017 passed by the Respondent, Mr. [redacted], in Case No. 00 of 2016.

Since both the appeals arise out of the same order and involve the same parties, they were heard together and are being disposed of by this common order.

The Appellant, Mr. [redacted], is a resident of [redacted] and is the owner of a plot of land measuring 0 acres 0 kanals 0 marlas, bearing Khasra No. 00, situated in the village [redacted], Tehsil [redacted], District [redacted]. The Respondent, Mr. [redacted], is a resident of [redacted] and is the owner of the adjoining plot of land measuring 0 acres 0 kanals 0 marlas, bearing Khasra No. 00, situated in the same village.

The Appellant's case is that the Respondent has encroached upon a portion of his land measuring 0 kanals 0 marlas by raising a boundary wall and has also diverted the water channel which was passing through the Appellant's land for the irrigation of his fields. The Appellant filed Case No. 00 of 2016 before the Respondent, Mr. [redacted], seeking a declaration that the boundary wall raised by the Respondent is illegal and that the water channel be restored to its original position.

The Respondent's case is that the boundary wall was raised on the actual boundary of the land and that no encroachment has been made by him. The Respondent further contends that the water channel was diverted with the consent of the Appellant and that the Appellant has no right to claim the restoration of the same.

The Respondent, Mr. [redacted], after recording the evidence of the parties and after visiting the spot, passed the order dated 00.00.2017 in Case No. 00 of 2016, whereby he dismissed the Appellant's case and held that the boundary wall was raised on the actual boundary of the land and that no encroachment has been made by the Respondent. The Respondent further held that the water channel was diverted with the consent of the Appellant and that the Appellant has no right to claim the restoration of the same.

Aggrieved by the order dated 00.00.2017 passed by the Respondent, Mr. [redacted], in Case No. 00 of 2016, the Appellant has filed Appeal No. 0 of 2017 before this Court. The Respondent, Mr. [redacted], has also filed Appeal No. 00 of 2017 before this Court, challenging the same order dated 00.00.2017 passed by the Respondent, Mr. [redacted], in Case No. 00 of 2016.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 151. — 31. Mai 1837.

Die neue Medea. Ein Roman von dem Verfasser des Scipio Cicala. Drei Bände. Stuttgart, Brodhag. 1836. Gr. 12. 6 Thlr.

Welche wunderbare Sache es doch mit der deutschen literarischen Republik ist! Nur sie, seit die Welt steht und man Republiken kennt und von ihnen träumt, ist eine in der Wahrheit. Nur in ihr herrscht (trotz Censur und Bücherverbote) Freiheit im vollen, uneingeschränkten Sinne des Wortes. Regierungen mögen Gesetze geben, Akademien tyranniſiren, alte und junge Schulen mögen verketzern, verbrennen, posaunen; es mögen sich alle Organe der öffentlichen Meinung die Hand reichen, diese Richtung zu verpönen und jene, als die alleinseligmachende, den Schreibern und Lesern ans Herz zu legen: der Deutsche wird doch schreiben und drucken lassen, was ihm gefällt. Es werden in jeder Messe Bücher erscheinen, die allen Regeln spotten und die Ausländer in Verzweiflung setzen, welche sich etwa die Mühe geben wollten, aus dem Gesammtinhalte derselben über den factischen Zustand der Bildung und Gesinnung in Deutschland ein Facit zu ziehen.

In Frankreich könnte ein Roman wie „Die neue Medea" nicht erscheinen. Ich meine nicht, wie der Roman da ist, das wäre an sich eine absolute Unmöglichkeit, so schreibt, kann kein Franzose schreiben; sondern gedacht, es herrsche daselbst ein Zustand der Belletristik wie unserer. Und nun im Verhältniß zu diesem wäre eine solche Erscheinung unmöglich. Denn Gegensätze sind statuirt, aber ein Verhältniß zwischen allen Erscheinungen muß obwalten. Eine Entwickelung aus dem bisher Dagewesenen, oder eine Opposition dagegen. Der Franzose verlangt, daß der Roman sich registriren, katastriren lasse. Wir stellen diese Foderung nicht. Er ist da, also hat er ein Recht zu leben, woher er auch seine Nahrungsstoffe ziehe. Mag er sich die Geltung verschaffen, wozu die Kraft in ihm ist. Wir leben in einer Republik und anerkennen deshalb in dem nämlichen Augenblicke, wo wir Dichtungen statuiren, die alle anerkannten Sittengesetze herausfodern, auch solche, die sich ihrem Dienste als erstem Zweck ihres Daseins ausschließlich gewidmet haben.

Die Romane des Verf. vom „Scipio Cicala" sind Producte eines gereiften Verstandes. Unterstützt von großer Belesenheit, mannichfaltigen Wahrnehmungen, die die gewöhnlichen weit übersteigen, weiß dieser reife Verstand bisweilen das Gewand der Phantasie überzuwerfen, und wenn er sich gehen läßt in warmen, bunten, endlosen Schilderungen, scheint ihn Das, was uns Phantasie dünkt, sogar dergestalt zu überwältigen, daß ein wirklicher Dichter dagegen dürftig erscheinen mag. Aber wenn wir auf den Grund gehen, ist es doch immer nur der Verstand, der diese Unmasse von Schätzen übereinander gehäuft hat, weil er gewußt, wo sie liegen, und er mit kluger Berechnung und geschickt angewandten Hebeln sie zu fassen verstanden. Unwillkürlich, aus sich selbst herausgeboren ist wenig. In seinem ersten Romane hat er hauszuhalten gewußt. In dieser „Medea" wirthschaftet er mit den Schätzen wie ein Verschwender und Bankrottirer, der noch auf die letzt Alles an den Mann bringen will, wo und wie es auch sei, um nur reines Haus zu machen. Scott hat viele Breiten und wir durchackern mit ihm große Wüsten; allein Alles, was er vorbringt, dient zu einem Zwecke; er nimmt, was er am Wege findet, mit, eben weil es sein Weg ist, und weiß es an den rechten Ort zu stellen und sich unterthänig zu machen. Aber er springt nicht vom Wege ab, um rechts und links etwas aufzugreifen, was zur willkürlichen Decoration des Weges dienen könnte. Nicht so der Verf. dieser italienischen Romane. Sie dienen ihm nur wie Gestelle, an die er Alles anhängt, was er aus Studien der italienischen Geschichte und Antiquitäten und aus der Anschauung des italienischen Lebens erbeutet hat. Er faßt sie mit lebendigem Geiste auf; plastisch, bunt, interessant genug malt er uns Menschen, Vorfälle, Sitten, Gegenden; aber wie sie zur Fabel seines Romans passen, das ist die geringste Sorge, und die künstlerische Unterordnung unter die Idee, die ihn beim Entwurf geleitet, ist ganz außer Acht gelassen. Bei diesem Convolut interessanter Details wundert es uns, daß die Journale nicht mehr seine Romane ausbeuten; sie könnten insgesammt auf wohlfeile Weise ein halbes Jahr davon leben und ihren Lesern Besseres und Gediegeneres dabei auftischen, als wenn sie, wie geschieht, alte abgekäute Brocken von dem Tische des „Verstorbenen" Briefstellers gierig auflesen und ihren hungerigen Lesern wie Orakelsprüche und Evangelien vorsetzen. Oder haben die wenigsten Redacteure sich so tief in die umfangreichen Bände hineingearbeitet wie Ref., der sich diesmal die

Aufgabe gestellt, „Die neue Medea" Wort für Wort zu lesen, und bekennen muß, daß es keine leichte Arbeit war. Denn eine gleiche Prolixität ist ihm in keinem ältern und keinem neuern Romane vorgekommen, durchaus hinderlich dem wahren Interesse, ob er selbst doch keineswegs dem neufranzösischen Genre huldigt, und, wenn es eine Wahl gilt zwischen der Manier eines Richardson und Hermes oder der eines Eugen Sue und wie sonst die Matadore der Schule heißen, er, so lange es Romane gibt, jenen den Vorzug zugestehen wird.

Was ist denn nun das Resultat? Bin ich befriedigt vom Lesen, oder zurückgestoßen? Es wird schwer, es sich selbst klar zu machen. Gesättigt, erquickt wie von einem Kunstwerke, wo Idee und Ausführung, Mittel und Zweck in Harmonie erscheinen, bin ich keineswegs. Die Last des Raff- und Leseholzes wuchtet auf dem Rücken, und der Fuß watet in tiefem Wüsteboden; jeder Schritt kostet dreifache Anstrengung. Aber doch bleiben wir auf dem geraden Wege; und das ist ein Vorzug, dessen nicht jeder Roman der Art sich rühmt. So schwer jene Bürde ist, sie gibt dem Träger doch eine gewisse Haltniß, sie erlaubt nicht rechts und links abzuspringen und in fremde Gebiete sich zu verlieren. Der Pfad, der ursprünglich vorgezeichnete, bleibt derselbe, wenngleich der Autor, da er mit Schrecken inne wird, wie er sich in den ersten beiden Theilen aufgehalten hat, im letzten mit einer schädlichen Hast eilt. Denn nun springen und fliegen wir über Punkte fort, die, an sich von hohem Interesse, auch in dem der Dichtung lagen, näher berührt zu werden, aber es ist keine Zeit mehr dazu, weil wir uns über die Gebühr lange am Anfange der Reise bei den minder bedeutenden Gegenständen aufgehalten haben.

Und doch die ursprüngliche Empfängniß war die eines Kunstwerkes. Eine hochsittliche Weihe umfing die Geburtsstunde dieses Romans gleich den andern desselben Verfassers, und ich weiß nicht, ob nicht die Conception noch tiefer und poesiereicher zugleich ist. Ein wackerer Mann, Jacques Pierre, großmüthig, tapfer, uneigennützig, zu allen edlern Regungen fähig, befindet sich im engsten Bunde mit einer edeln Frau, deren Geisteskräfte und Adel der Gesinnung seine guten Eigenschaften noch überbieten. Aus dem Bunde einer so gesunden Natur und so außergewöhnlicher Kräfte müßte das Tüchtigste und Schönste hervorgehen; aber dem Bunde fehlt die sittliche Basis, das Gelöbniß vor Gott, das Sacrament der Ehe. Man sollte glauben, bei so tüchtigem Willen von beiden Seiten, bei so mächtigen Reizmitteln der Schönheit und Achtung müßte ein solcher Bund auch ohne die bindenden Formeln der Kirche und der Gesetze bestehen. Aber der Held ist schon verheirathet; er ist gezwungen sein früheres Gelübde vor Derjenigen zu verschweigen, die sein Alles theilt. Das gibt den ersten kleinen Riß in das Gebäude ihres Glückes. Er wird einem Schufte, weil dieser um das Geheimniß weiß, gewissermaßen unterthänig. Laura, durch das Ungewisse ihrer Lage gepeinigt, wird argwöhnisch, sie gibt aus Aberglauben unnatürlichen Zweifeln Raum und entfremdet sich dadurch das Herz ihres Kindes. Jacques Pierre ist Seemann. Er verliebt sich in ein Wesen, das er rettet, welches doch an Werth weit unter Laura steht; die unseligsten Zerwürfnisse, nur scheinbar einstweilen durch Laura's Seelenadel gehoben, treten in sein Glück ein. Während ihm das schönste, echteste so nahe liegt, greift er verstört nach den unsinnigsten Planen, um den Launen seiner neuen Gattin zu fröhnen, und geht unter. Laura, noch tiefer durch die Größe ihres Schmerzes zerstört, von entsetzlichen Gewissenszweifeln, die unverständige Priester heraufbeschwören, durchwühlt, brütet Racheplane, die den Adel ihrer Seele vernichten, und wird zum Schluß — eine neue Medea. Wie? wollen wir der Neugier der Leser nicht in voraus enthüllen.

Diese Anlage ist vortrefflich. Mit Absicht sagten wir: eine hochsittliche Weihe habe über der Geburtsstunde des Romans geschwebt. Denn es ist nicht eine moralische Kleinkrämerei, eine prude Pensionsmoral, die alle Sinnlichkeit an sich verdammt, welche hier zu einem Begriffe die personelle Umkleidung sucht. Im wahren Adel der menschlichen Natur bewegt sich der Verf., Gestalten führt er uns vor, die durch ihre Willenskraft die kleinen Sünden, an denen die unbedeutenden Menschen untergehen, zu beglückenden Tugenden umwandeln könnten; und doch straucheln sie an scheinbar geringfügigen Umständen, weil ihnen die Einsicht abgeht, daß die herrlichste Kraft der Unterwerfung unter Formen bedarf, weil wir in einer irdischen Welt leben, wo der Geist zwar den Stoff beherrschen soll, aber nicht über die ihm nothwendigen Regeln und Gesetze willkürlich hinausfliegen darf.

Mit Meisterhand, wenngleich mit breitem Griffel, entwirft er bedeutende Charaktere. Mit der anschaulichsten Lebendigkeit stehen Laura, Jacques Pierre, Zoe die Erste und auch Zoe die Zweite vor unsern Augen, und eine Masse von Nebenfiguren und historischem Beiwerk treten plastisch heraus. Aber zum Zwecke kommt er doch nicht trotz dieses ritterlichen, wohlgerüsteten Heers. Er hat sich geirrt im Kleide, das er seiner Idee anzog. Diese ist so mächtig in ihm emporgewachsen, daß nach der Anlage das Kleid zur Nebensache werden mußte. Aber er wählte ein so schweres historisches Kleid, daß dessen brocatner und sammtener Stoffreichthum den Leib zu Boden drückt. Es ist die berühmte, vielbesprochene und verschiedenartig erläuterte Verschwörungsgeschichte gegen Venedig im J. 1618. Welch ein Stoff für sich zu Novellen, Romanen, Tragödien! Bedeutende Dichter haben sich daran gemacht, und es ist schade, daß nicht ein noch bedeutenderer es gewagt hat. Überreicher Stoff ist da noch heute zu finden. Aber diese Verschwörungsgeschichte als Zugabe zu einem ethischen Romane, oder einem, der uns anderartige italienische Sittenschilderungen mit Gemächlichkeit liefert, zu verbrauchen, das ist ein Misgriff, der sich schwer gerächt hat. Denn der Roman ist nicht Das geworden, was er sollte, ein Ganzes.

Der Herzog von Ossuña, der allmächtige spanische Vicekönig in Neapel, hatte den gewaltigen Plan gefaßt Venedig zu vernichten, indem er es durch eine Verschwö-

rung von innen aus angriff. Auf einen dunkeln, blutigen Nachtstreich sollte der älteste, reichste Staat Europas erliegen. Ein kühner, französischer Corsar, Ossuña's Seeheld, spielte die Hauptrolle, indem er scheinbar seinen Herrn verrathen, verlassen hatte und zu den Venetianern fliehen mußte, wo er mit misvergnügten Abenteurern und Soldaten und wenigen Bürgern der Stadt selbst die Verschwörung organisirte. Der berühmte spanische Gesandte, Marquis Bedemar, war demnächst die Seele des Complotts. Es scheiterte, weil es von mehren Seiten verrathen ward, und die Lagunen Venedigs empfingen in nächtlicher Stille ihre Opfer. Ein tiefes Dunkel ward von der venetianischen Regierung aus diplomatischen Rücksichten über die Begebenheit ausgebreitet; so mysteriös, daß den Vermuthungen unermeßlicher Spielraum gelassen blieb. Der französische historische Novellist, den Schiller mit Glücke benutzt, hat daraus eine der interessantesten Erzählungen geschöpft, die je ein Historiker ans Tageslicht brachte; aber weil er offenbar erfunden, haben Andere sich gemüßigt gefunden, die ganze Begebenheit in Abrede zu stellen und die einigen historischen Hinrichtungen dem stets wachen Argwohn der venetianischen Regierung in die Schuhe zu schieben. In einem sehr gelehrten Werke hat jüngst Professor Ranke das pro und contra erwogen und, von den venetianischen Archiven unterstützt, den thatsächlichen Bestand mit ziemlicher Gewißheit zu Tage gefördert. Schon darnach ist es eine vollwichtige poetische Begebenheit, die ihren Kern in sich selbst hat, während es im Saint-Réal die ausgebildetste historische Dichtung ist, daß ein Poet kaum etwas hinzuthun könnte. Nicht ein erfindender, nur ein sichtender Dichter hätte dazu gehört, um dem Gegebenen das höchste poetisch-historisch-psychologische Interesse zu geben. Otway hat in seinem „Venice preserved" nur zum Theil diese Aufgabe gelöst; schöpfend aus Saint-Réal hat er doch mehr an seine englischen Zustände und die londner Verschwörungen unter Karl II. dabei gedacht als an die Zustände Venedigs. Für Schiller wäre es eine Aufgabe gewesen, und es ist ewig zu bedauern, daß er, der mit Otway aus demselben Saint-Réal denselben fabelhaften „Don Carlos" zur Welt brachte, bei dieser Verschwörungsgeschichte sich damit begnügte, den Saint-Réal zu übersetzen. Daß er mit dem Plane umgegangen eine Tragödie aus einem Stoffe zu schaffen, wo sie fast von selbst zu Tage liegt, darf angenommen werden, wenn es auch nirgend ausgesprochen wäre.

Und einen solchen, von Interesse jeder Art übersättigten Stoff hat der Verfasser des „Scipio Cicala" zu einem Beiwerke seines psychologischen Romans verbraucht! Ref. glaubt nicht, daß es seine Absicht gewesen. Aber er vertiefte sich dermaßen mehr in der Entwickelung der Charaktere, die dort handeln sollten, daß ihm der Raum und die Kraft gebrach, als es zur Katastrophe kam. Diese Begebenheiten in Venedig werden mit einer unverantwortlichen Kürze abgethan. Was hier geschieht, kann man nicht mehr Handlung nennen; es wird nur beiläufig erzählt. Selbst die Charaktere haben nicht mehr Zeit, sich zu entwickeln, es wird zu allerhand Auskunftsmitteln gegriffen, die in dem Verf. einen guten Historiker, aber keinen guten Romanschreiber zeigen. Während uns in einem Theile Neapel mit ermüdenden Details gemalt wird, im andern eine Reise durch Apulien und Calabrien, die voller Interesse ist, das leider nur nicht hierher gehört, bleiben für Venedig, dieses Wunder der Kunstwelt, nur wenige Seiten gespart, und die Vorfälle hier, abgerissen und vereinzelt, sind lange nicht mit der Wärme geschildert wie die neapolitanischen und calabrischen Bilder. Ja, man fühlt, wie dem Verf. allüberall das historische Kleid selbst zu schwer wird. Wo er nur kann, läßt er seine Helden sitzen und wird gradezu Historiker. Und grade diese Partien, die den Kunstbedingungen eines Romans ganz fremd sind, zeichnen sich durch so treffliche, lichtvolle Darstellung aus, daß man bedauert, daß er nicht lieber von Anbeginn als Historiker aufgetreten ist. Das Endresultat unserer Betrachtung ist: er hat den Zwiespalt, in den er sich selbst gestürzt, nicht gelöst, er läßt den großartig angelegten psychologischen Roman im Stiche und geräth, überwältigt von den historischen Massen, in solche Verlegenheit, daß selbst von seinen Lieblingsfiguren ihm unter den Händen einige verschwinden; aber wenn auch als Kunstwerk verfehlt, ist der Roman doch eine bedeutende Schöpfung, die uns sowol für die sittliche Kraft ihres Verf. als für den Reichthum seiner Mittel die größte Achtung einflößt. 34.

Monarchie, Landstände und Bundesverfassung in Deutschland, nach der historischen Entwickelung und auf den gegenwärtigen Standpunkten der Staaten- und Bundesgesetzgebung beleuchtet. Von Heinrich Gottlieb Reichard. Erster Theil. Leipzig, F. Fleischer. 1836. Gr. 8. 3 Thlr.

In der ersten Abtheilung vorliegenden Theiles gibt uns der Verf. eine in recht behaglicher Breite geschriebene Darstellung der allgemeinen Verfassungs- und Ständeentwickelung in Deutschland von den ältesten Zeiten bis zur Auflösung des Reiches. Wer mit Ernst und Eifer eine tüchtige Vorlesung über deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte auf der Universität gehört, oder Eichhorn's großartiges Werk hierüber studirt hat, kann des Verf. Arbeit ruhig ungelesen lassen. Sie ist mehr für die Unterrichtung des sogenannten gebildeten Publicums berechnet, welches, ungeachtet aller zur Schau getragenen Theilnahme für politische Materien und alles Urtheilens über dieselben, doch oft genug eine so klägliche Unkenntniß dieser Verhältnisse, noch öfter so schiefe Urtheile über dieselben leider an dem Tag legt, daß man demselben allerdings, statt aller historischen Romane solche Bücher wie das vorliegende ernst zu lesen, nicht oft genug empfehlen kann.

In der zweiten Abtheilung dieses Theiles finden wir eine Darstellung des Rheinbundes und seiner Folgen für die Verfassungsentwickelung der einzelnen deutschen Staaten, zuletzt eine recht detaillirte Auseinandersetzung der deutschen Bundesverfassung. Des Verf. Würdigung der letztern steht im Gegensatze zu der von Paul Pfizer, dessen Entwickelung der öffentlichen Rechtsverhältnisse in Deutschland wir in Nr. 127 u. 128 d. Bl. f. 1836 angezeigt haben. Während Pfizer die Bundesverfassung offen angreift, vertheidigt sie Reichard; während jener mit scharfsinniger und oft treffender Kritik ihre Schwächen aufdeckt, will dieser sich durch Wahrnehmung einzelner Mängel die erhebende Hauptansicht vom großen Ganzen des Bundeswer-

sens nicht verdunkeln lassen. Mit treuer, ehrenwerther Pietät hält er an dieser fest und thut daran Recht. Denn der Bund ist und bleibt bisjetzt die einzig mögliche Form der politischen Einheit Deutschlands, und es ist besser, daß diese, vielleicht manchen der Bundesstaaten drückende Form bewahrt werde, als daß einzelne Glieder durch Lossreißung vom Bunde möglicherweise eine höhere politische Entwickelung gewännen. 74.

Die Bibliothek Klaproth's.

Bekanntlich starb der ausgezeichnete Orientalist Klaproth im vorigen Jahre zu Paris in einer bescheidenen Wohnung der Straße d'Amboise, gepflegt von einer ältlichen Dame, der Witwe Lebour, welche Alles aufbot, dem gelehrten Manne seine letzten Lebenstage zu versüßen. Als echter Gelehrter war Klaproth reicher an Wissenschaft als an Geldmitteln. Indeß er eifrig studirte und jene erhabenen Hallen des gelehrten Alterthums durchforschte, die nur von wenigen Auserwählten betreten werden, trübte sich um ihn her sein ökonomischer Horizont und er fühlte zuletzt, daß er Mangel litt. In einer solchen drückenden Verlegenheit (es war im J. 1830) machte Klaproth, dem sein wissenschaftlicher Credit hier einmal auch in finanzieller Hinsicht zu statten kam, bei der Royal society in London eine Anleihe von 250 Pf. St., wofür er der Societät seine werthvolle Bibliothek verpfändete, welche dieselbe bis nach geschehener Zahlung als ihr Eigenthum betrachten sollte. Diese zum Theil aus kostbaren Manuscripten, indischen und chinesischen Originalwerken bestehende Büchersammlung, welche Klaproth während seines vielbewegten Reiselebens zusammengebracht, war allerdings für eine im Verhältniß nicht bedeutende Summe ein mehr als hinlängliches Unterpfand. Nachdem nun über dieses Abkommen ein Document aufgesetzt worden war und Klaproth von der Societät die gewünschte Summe empfangen hatte, begab er sich nach Paris zurück und bezog das Haus der Madame Lebour, die er aus Dankbarkeit für ihre sorgsame Pflege und liebevolle Behandlung im Laufe der Zeit zu seiner Universalerbin einsetzte. Sechs Jahre nach jener Verhandlung mit der londoner Societät starb er den wahren, einsamen Tod eines Gelehrten, der, nachdem er die ganze weite Welt durchflogen hat, ohne andere Neigung und Triebfeder als die Wissenschaft und die Liebe zur Wissenschaft, endlich sein spärliches Eigenthum der ersten besten Person überläßt, die sich an seinem letzten Zufluchtsorte darbietet, um bei seinem letzten Seufzer gegenwärtig zu sein. Die londoner Societät nun, welche bei Lebzeiten Klaproth's vergebens die Wiedererstattung des geleisteten Vorschusses erwartet hatte, machte jetzt nach dem Tode des Gelehrten ihre Ansprüche auf dessen nachgelassene Bibliothek geltend; allein die Wirthin Klaproth's, fußend auf ihre Rechte als Universalerbin, widersetzte sich diesen Ansprüchen und weigerte sich, die Bibliothek, die sie als ihr Eigenthum ansah, herauszugeben; es kam mithin zu Anfang des Monats Mai dieses Jahres vor dem Civilgerichtshof zu Paris zur Klage. In Folge davon erklärte nun der Anwalt der Madame Lebour, Hr. Delangle, daß das vorliegende, von der londoner Societät präsentirte Document (welches, beiläufig bemerkt, etwas unbestimmt und zweideutig gelautet haben mag) nur auf zweierlei Weise gedeutet werden könne, nämlich entweder als Verkaufs-, oder als Verpfändungsinstrument; allein daß es alsdann auch in keinem von beiden Fällen gültig sein könne. Denn als Verkaufsacte angesehen, fehle ihr die beiderseitige Unterschrift, indem sie nur von Klaproth unterzeichnet sei; als Verpfändungsdocument aber sei es deshalb ungültig, weil die Verhandlung erstens nicht einregistrirt sei und sodann auch keine Aushändigung des Pfandes stattgefunden habe, denn die Bibliothek war im Besitz oder Nießbrauch Klaproth's bis zu seinem Tode verblieben. Obgleich nun der Anwalt der Gegenpartei, Hr. Marmilliod, diesen allerdings nicht leicht zu widerlegenden Punkten dahin widersprach, daß man diese Verhandlung nur als einen bedingungsweisen Kauf und Verkauf betrachten müsse, daß es ferner der beiderseitigen Signaturen darum nicht bedurft habe, weil das Darlehn dem Documente vorausgegangen sei, daß endlich, als Verpfändung betrachtet, die Pfandverpflichtung auf Klaproth's Erben nothwendig übergehen müsse, so fand sich dennoch der Civilgerichtshof nach Abwägung dieser gegenseitigen Umstände bewogen, die londoner Societät mit ihrer Klage abzuweisen und die Witwe Lebour im vollen Besitz ihrer Erbschaft zu lassen. 80.

Notizen.

Nichts wurde ehemals in England (und wird zum Theil noch jetzt) mit größerm Enthusiasmus betrieben als die Fischerei. Dichter und Prosaiker wetteiferten in großen Werken, wer die Geheimnisse des Angelns und Netzfischens am gründlichsten erschöpfte. John Davors gab 1613 ein Gedicht heraus, dessen dritter, von Markham in Prosa übersetzter und stark vermehrter Gesang die geistigen und moralischen Vorzüge eines vollkommenen Anglers aufzählt. Ein solcher mußte vor allen Dingen ein Gelehrter, ein Denker, guter Redner und gewandter Darsteller sein, um ohne Affectation, aber zugleich in den gewähltesten Ausdrücken über die Kunst des Fischfangs zu sprechen und zu schreiben und sie nöthigenfalls gegen alle Widerwärtigen und Verleumder vertheidigen zu können. Er mußte ferner umfassende Kenntnisse in der Mathematik, Astronomie, Physik und Erdkunde besitzen und mit allen Seen, Flüssen und Bächen vollkommen vertraut sein. Er mußte der Musik kundig sein, um den Dämon der Langeweile, wenn er sich bei dem Angler einfinden sollte (wiewol ein wahrhaft tüchtiger Angler im Grunde gar keine Langeweile empfindet), durch ein fröhliches Lied hinwegzubannen. Er mußte ferner den Geist der Demuth, Hoffnung und des Vertrauens im Herzen tragen, um sich allen in seinem Geschäfte vorkommenden Schwierigkeiten und Mühen willig zu unterwerfen, so z. B. wenn der Fischfang ein anhaltendes Knien oder Liegen auf dem Bauch erfodert. Eine der vorzüglichsten Tugenden jedoch, welche in diesem Gesetze und Charakterbuch eines vollkommenen Anglers geboten werden, ist die Liebe zu seinen Nachbarn. Diesen soll man nichts rauben, vielmehr von dem eignen reichlichern Fang willig mittheilen.

Es gibt ein russisches Flugblatt, oder vielmehr einen vollschmücklichen Holzschnitt, woran die russische Volksliteratur bekanntlich sehr reich ist, worauf das Selbstgespräch eines Jünglings über den Stand der heiligen Ehe dargestellt ist. Der heirathslustige Freier spricht sich in seiner Verlegenheit so aus:

Nähm' ich die Reiche, die mir gefällt,
Man thäte sagen, ich thu's ums Geld;
Nähm' ich unter den Schönsten die beste,
So liegt mir das Haus früh und spät voll Gäste;
Gern hätt' ich die Kluge genommen,
Doch die ließe mich nicht zum Worte kommen;
Die Ausländerin, die möcht' ich schon haben,
Ist aber zu zart, kann nicht spinnen, noch graben;
Nehm' ich nun gar eine von Adel,
So zieht sie mir Hab' und Gut durch die Nadel;
Und die Kaufmannstochter — die würde erst hausen,
Die würde nichts thun als lustig schmausen;
Und thät' ich eine Gelehrte wählen,
So würde sie Feier- und Festtage zählen.

Nachdem der Wählige dergestalt an Jeder etwas hat auszusetzen gefunden, schließt er mit der guten Lehre: man möge nur ja nie eine Braut nach eignem Sinn und Geschmack sich erkiesen, vielmehr sich an gute Freunde und Freiwerber wenden und diesen sein volles Vertrauen schenken. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Deutsches Nationalwerk für alle Stände.

Im Verlage der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der Deutschen

von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten

von

Wolfgang Menzel.

Dritte verbesserte und vermehrte Auflage

in

Einem Bande in zwei Abtheilungen.

Erste Abtheilung,

mit dem wohlgetroffenen Bildniß des Verfassers in Stahl, und einem Register.

Da der Name des Verfassers als Schriftsteller längst, wie neuerdings als freisinniger muthvoller Volksvertreter ruhmvollst bekannt ist und auch schon die frühern Auflagen dieses Werkes mit so großem Beifall aufgenommen wurden, so glauben wir nur andeuten zu dürfen, daß derselbe auf die dritte Auflage nochmals die sorgfältigste Mühe verwandt hat, um eine Arbeit, der er mit ganz besonderer Liebe obgelegen, möglichst zu vervollkommnen. Dieses Geschichtswerk enthält nicht nur die politische Geschichte Deutschlands, fortgesetzt bis auf die jüngsten Tage, sondern sie geht auch mehr als es bisher bei irgend einer populairen Geschichte der Deutschen der Fall war, in die Specialgeschichten der einzelnen Provinzen und in die Geschichte der Sitten, der Kunst und Wissenschaft ein, und bringt im verhältnißmäßig engsten Raum die größte Fülle und Mannichfaltigkeit zur klarsten Übersicht. Insbesondere bei dieser neuen Auflage ist der Verfasser dem Wunsche vieler Leser entgegengekommen, die schönsten und bedeutungsvollsten Einzelnheiten noch genauer auszumalen und dadurch, ohne jeden Totalblick über das Ganze zu verlieren, doch jede besondere Zeit und Örtlichkeit aufs lebendigste zu vergegenwärtigen. Durch diese zahlreichen Verbesserungen und Zusätze erscheint das Werk jetzt nahezu um ein Viertel seines frühern Inhalts vermehrt.

Für Belehrung wie für Unterhaltung gleich gründlich und anziehend behandelt und von der wärmsten Vaterlandsliebe dictirt, ist dies ein recht eigentlich dem deutschen Volke zugeeignetes Nationalwerk, das in keinem Hause fehlen sollte.

Um unsererseits zu möglichster Verbreitung dieses Werkes beizutragen und es auch dem weniger Bemittelten käuflich zu machen, haben wir unerachtet seiner bedeutenden Erweiterung und der Zugabe eines seinen Werth gar sehr erhöhenden Registers wie des Portraits des Verfassers dennoch nur den frühern Subscriptionspreis auch für diese Ausgabe festgestellt. Beide Abtheilungen zusammen kosten also den Subscribenten **nur 6 Fl., oder 3 Thlr. 18 Gr.**

Von der Ostermesse an tritt jedoch der Ladenpreis von 8 Fl. 45 Kr., oder 5 Thlr., ein.

Stuttgart, im März 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Verlage der Gebrüder Borntträger in Königsberg erschienen im Laufe des Jahres 1836 nachstehende Werke:

Codex diplomaticus Prussicus. Urkunden-Sammlung zur ältern Geschichte Preußens aus dem k. geheimen Archive zu Königsberg, nebst Regesten herausgeg. von Prof. Joh. Voigt. 1ster Band. Gr. 4. Preis 1 Thlr. 16 Gr.

Ellendt, Fr., Lateinisches Lesebuch für die untern Classen der Gymnasien. 5te Auflage. 8. 12 Gr.

Hendewerk, C. L., Obadiae Prophetae Oraculum in Idumaeos, hujus populi historia perscripta et version. antiq. Commentariisque tam patrum eccl. quam interpretum recent. adhib. in ling. lat. transl. et enucleat. 8maj. 1 Thlr.

Kreyssig, W. A., Der deutsche Bauernfreund, oder deutlicher und kurzer Unterricht von den bisherigen Verbesserungen und Fortschritten der Landwirthschaft, wie solche mit sichrem und großem Vortheil auch von den deutschen Bauernwirthschaften angewendet werden können. Gr. 8. 16 Gr.

Mrongovius, C. C., Dokladny Niemiecko-Polski Slownik. Ausführliches deutsch-polnisches Wörterbuch. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. In 4 Lieferungen oder 96 Bogen. Gr. 4. Jetzt complet Preis 4 Thlr. 9 Gr.

Der polnisch-deutsche Band erschien im J. 1835, Preis 4 Thlr. 12 Gr. Das Werk in zwei Bänden complet 8 Thlr. 21 Gr.

Nösselt, Fr., Kleine Geographie für Töchterschulen und die Gebildeten des weiblichen Geschlechts. 3te verbesserte Auflage. Gr. 8. 18 Gr.

Das Handbuch der Geographie desselben Verfassers in drei Bänden erschien in einer zweiten sehr verbesserten Auflage im J. 1834. Preis 4 Thlr. 20 Gr.

Provinzial-Lehrlingsbefördrung bei d. Medicinal-Collegium zu Königsberg für d. J. 1834 in 2 Abtheilungen, für 1835, 1sten Semester. 4. 1 Thlr.

Rosenkranz, C., Zur Geschichte der deutschen Literatur. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Sgr.

Sachs, C. Ad., Das Opium. Ein pharmakologisch-therapeutischer Versuch. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Sgr.

—, und **F. D. Dulk,** Handwörterbuch der praktischen Arzneimittellehre zum Gebrauche für angehende Ärzte und Pharmaceuten. Vierter und letzten Bandes 1ste, 2te und 3te Lieferung (der Ausgabe in Lieferungen 15te, 16te, 17te Lief.). Gr. 8. Preis 2 Thlr. 12 Sgr.

Die früher erschienenen Bände, 1 und 11, letzterer in zwei Abtheilungen (der 1ste —14), kosten 12 Thlr.

NB. Das Werk wird bestimmt im Jahre 1837 beendigt werden.

Schubert, F. Th., Handbuch der allgemeinen Staatskunde von Europa. Gr. 8.

Ihm Zweites vier Band (Frankreich und das britische Reich.) 1 Thlr. 20 Sgr.

Ihm Drittes vier Band (die Reiche Spanien und Portugal.) 2 Thlr. 4 Sgr.

Ihm Zehnte 1838 erschien der erste Band (allgemeine Einleitung und das russische Reich.) 1 Thlr. 16 Sgr.

NB. Dieses Werk wird nicht weiter fortgesetzt.

Ulrici, Franz, Ergänzungen der Verordnungen über den Wuchermarkt-, sammentlichen und Wagenverkehr, über den Nachsteuertrieb der Provision und Nichtzahlstockhaltung, über die Operation in Civilsachen, und über den Gebührenstand- und Konkurs-Liquidationsprozeß, nebst einer Zusammenstellung aller hierauf Bezug habenden bis 1836 ergangenen obsolvirten und erläuternden Verfügungen und Resolutionsreskripte, nebst Generalregister Vergleichsrecht der leipzig und Register. Vier Theil. Gr. 8. 12 Gr.

(Der zweite und letzte Theil ist soeben erschienen. 31 Bogen. 2 Thlr.)

Voigt, Joh., Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des deutschen Ordens. 7ter Band. Nebst Plan der Schlacht von Tannenberg und einer Uebsgt. Zeichnung. Gr. 8. 3 Thlr.

Die früher erschienenen 6 Bände kosten 18 Thlr. 12 Gr.

NB. Der 8te und letzte Band erscheint im J. 1838.

—, Die weltlichen Fremgerichte in Beziehung auf Vernehmen, und den Quellen dargestellt und durch Urkunden erläutert. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Sgr.

Wagenfeld, Dr. C., Allgemeines Bibelgeschlecht, oder grundsätzlicher, doch leicht fasslicher Unterricht, wonach jeder Bibelspruch die Krankheiten seiner Hausbibliothek auf die einfachste und wohlfeilste Weise auch ohne Hülfe eines Thierarztes leicht erkennen und sicher heilen kann. Für Landwirthe u. verb. Kassage, mit 9 illtsgr. Tafeln. 8. 1 Thlr. 12 Sgr.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ludwig Timothens Freiherrn v. Spittler's sämmtliche Werke.

Herausgegeben
durch
Ober-Tribunalrath v. Wächter.
Xter, 10ter und 11ter Band.

Gr. 8. Preis 10 Pf. 40 Gr., oder 6 Thlr. 12 Gr.

Die gegenwärtige vierte Lieferung der Spittler'schen Werke begreift den zweiten und dritten Band der vermischten Schriften über Theologie, Kirchengeschichte und Kirchenrecht, und den ersten Band der zur Geschichte, Statistik und dem öffentlichen Rechte Deutschlands, sowie der einzelnen deutschen Staaten, gehörigen kleinern Schriften.

Unter den Abhandlungen der zuerst genannten Bände (drei neunten und zehnten der ganzen Sammlung) sind auszeichnen: 1) ein Entwurf der Geschichte der spanischen Inquisition; 2) der Geschichte und Verfassung der Jesuitenordens; 3) die von der deutschen Akademie der Wissenschaften aufgestellte Preisfrage: Geschichte der nordischen Reiche an den römischen Stuhl; 4) die homiletische Vorlesungen über die Geschichte der Bauernkunst; 5) über die Geschichte der Hierarchie von Gregor VII. bis auf die letzten der Reformation; und 6) über die Geschichte der christlichen Orden, insbesondere der Mönchsorden, der Kanzelredner, des deutschen Ordens und der Rosenkreuzer. Der Band 12 Bogen. Der 11te Band enthält: Verfassung der Geschichte des Kirchenrechts, die Geschichte der Kirchenverfassung, Geschichte der Bischöfe, als auch einzelne Bischöfe, Verordnungen der Geschichte einzelner Sekten der Quellen und Geschichte.

Aus dem Inhalte der ersten Bände der Schriften über deutsche Geschichte u. s. w. Taten offen die Abhandlungen über die Hinrichtungsart Rummen enthält, wenn sind Deutschland im Allgemeinen, Bayern, Oesterreich, Preußen, Sachsen, Hannover, und Hessen betreffen, begangen wird und, 2) den Grundsatz der Verfassung des Privatlebens der deutschen Fürsten, 3) die Abhandlungen zur Geschichte der Mißheirathen der deutschen Fürsten, unter denen eine noch unvergessene Braunschweig-Lüneburg und Mecklenburg-Strelitz betrifft, 4) über die Ursprung und das Geschlecht der deutschen Städte, endlich 4) unter den Recensionen die für die bekannten historischen Schriften von Johannes v. Müller, Lang, Wolkmann u. A. empfehlen.

Die fünfte und letzte Lieferung wird zur Ostermesse 1837 erscheinen.

Stuttgart und Tübingen, im Februar 1837.

J. G. Cottasche Buchhandlung.

Bei J. C. Schaub in Düsseldorf ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Geist und Sinn
der
Hahnemann'schen Heillehre
und
ihrer Pfortheorie,
nebst einer Skizze der Geschichte, Hypothesen, die Hahnemann's System unbedingt oder nur theilweise annehmen und befolgen.
Von
G. H. G. Jahr,
homöopathischem Arzte, Mitgliede mehrerer deutschen und homöopathischen Vereinen in Zürich.

72 Seiten in 8. Im farbigen Umschlag geheftet 8 Gr.

In vieler Rücksicht dürfte das Werkchen des Verfassers, dessen ausgezeichneten Systems der Heilkunde in einem ganz neuen und eigenthümlichen Lichte und Folge vorgetragen durch die der eigentliche Sinn seines Urhebers überall außer Zweifel gesetzt und auf manchen dicht wichtigen, bisher ganz übersehenen Punkt jenes Systems aufmerksam gemacht wird. Dabei hat der Verfasser auf den gegenwärtig in Deutschland unter den Homöopathen geführten Streit ganz besonders Rücksicht genommen, und der Freund über oder mit unserer, reine und unreine Homöopathie in Konkurrenz, daß beide Theile das Buch mit gleichem Interesse lesen und sicher Mittel finden werden, die Streiten beizulegen. Jedenfalls enthält es dann auch manchen wichtigen Fingerzeig für die richtige Wahl der Arzneien, die Hahnemann, und ist daher nicht minder den Praktiker als den Theoretiker zu empfehlen.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Sprichwörter

und sprichwörtlichen Redensarten

der

Deutschen.

Nebst den

Redensarten der Deutschen Zech-Brüder

und

Aller Praktik Großmutter,

d. i. der Sprichwörter ewigem Wetter-Kalender.

Gesammelt und mit vielen schönen Versen, Sprüchen und Historien in ein Buch verfaßt

von

Dr. Wilhelm Körte.

Kauf, Leser, kauf! —
Meinst, für Sprichwörter seist zu klug? —
Kauf, Gesell, kauf,
Bist noch lange nicht klug genug! —
Willst Du dies Buch nur etwa leihen,
Wird es schwerlich Dir gedeihen:
Soll's Dich lehren, soll es Dich laben,
Mußt Du es zu eigen haben!

Sehr treffend sagt der Herausgeber dieser ebenso interessanten als lehrreichen Sammlung in der Einleitung:

„Sowie die Bibel das Buch ist aller Seelen und göttlicher Offenbarung, so ist dieses ein Buch aller Stände, wie aller weltlichen Klugheit. — Lehret die Bibel uns Gott schauen, fürchten und lieben, so lernen wir in diesem Buche die Welt erkennen, fürchten, lieben und uns in ihr vor Schaden zu hüten. — Hat es doch Unser Herr selbst gesagt: „Die Kinder dieser Welt sind klüger in ihrem Geschlecht, denn die Kinder des Lichts." — Die Sprichwörter sind aber ganz eigentlich die wahren „Kinder dieser Welt"; harmlos schließen sie sich gern den „Kindern des Lichts" an, die ein Gefühl für ihre hellen, klugen Augen haben. Endlich kann man sich dieses Buchs auch als eines Gedanken-Lexikons bedienen; etwa sowie man eines Reim-Lexikons gebraucht. Die Gedanken, welche das Sprichwort meist so reichlich darbietet, kann man sich zum Theil noch erfolgreicher zu Nutzen machen, als die einzelnen Sprichwörter selbst!"

„Die Sprichwörter sind hier alphabetisch geordnet, theils nach dem Haupt-Worte oder Begriffe, theils nach dem Anfangs-Worte. — Um sie in einen geselligen, gewissermaßen dramatischen Verkehr miteinander zu bringen — sodaß sie sich selbst einander erläutern, berichtigen, beschränken, widerlegen oder bestärken — so sind sie numerirt; hinter den einzelnen Sprichwörtern aber sind die mit ihnen in Bezug stehenden durch die Nummern derselben angezeigt worden."

Erläuternde Anmerkungen zu richtigerm Verständniß sind, wo es nöthig erschien, vom Herausgeber hinzugefügt. Auch wurden, um fruchtbare Parallelen, Vergleichungen und auffallende Contraste herbeizuführen, auch um dem Ganzen mehr Mannichfaltigkeit zu verleihen, vielen Sprichwörtern die entsprechenden anderer Völker beigegeben, so viel dazu nur irgend der Stoff zu Gebote stand.

Das Ganze ist auf vier Lieferungen berechnet, die in Zwischenräumen von 6—8 Wochen erscheinen; jede Lieferung kostet 16 Gr.

Leipzig, im April 1837.

F. A. Brockhaus.

Wir versandten soeben:

Cours
D'ELOQUENCE
FRANÇAISE,
OU
CHOIX DE XV DISCOURS
QUI APPROCHENT
LE PLUS DE LA PERFECTION;
publié par
GÉRARD,
Professeur à l'Ecole militaire du royaume de Wurtemberg.

8. Brosch. 2 Thlr., oder 3 Fl. 24 Kr.

Die Absicht bei Herausgabe dieser ausgewählten Sammlung ging dahin, Denen, die bereits mit den französischen Classikern vertraut sind, ein Buch an die Hand zu geben, mit dessen Hülfe sie im Stande wären, sowol mit dem Geist der Sprache sich vertraut zu machen als auch im Styl sich zu vervollkommnen. Darum fiel die Wahl der Stücke nur auf solche, die, bei einem allgemeinen Interesse, die Bewunderung aller Kenner sich erworben und deren Verfasser, jenem Zeitalter angehörend, wo der Ruhm der französischen Sprache ihren höchsten Gipfel erreicht hatte, eine zu glänzende und verdiente literarische Berühmtheit genießen, als daß es nöthig wäre, sie hier mit Lobpreisung zu nennen. Namen wie Bossuet, Buffon, Fléchier, Massillon, Rousseau u. M. bürgen für das hier Gesagte.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

Soeben ist neu erschienen und in der Karl Gerold'schen Buchhandlung in Wien, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

DIE HEILKRÄFTE

des

kalten Wasserstrahles,

mit einem Rückblick auf die Geschichte und mit besonderer Rücksicht auf das

Staubregenbad und kalte Bäder

dargestellt

von

Dr. *Ludwig Wilhelm Mauthner,*

ehemaligem k. k. Regimentsarzte u. s. w.

Mit vier Kupfertafeln.

27½ Bogen. Gr. 8. In lith. Umschlag brosch. 1 Thlr. 16 Gr.

Bei Rubach in Magdeburg erschien soeben:

Preußische National-Encyklopädie

oder Wörterbuch alles Wissenswerthen aus dem preußischen Vaterlande in Hinsicht auf Natur, Leben, Geschichte, Erdbeschreibung, Gesetzgebung, Verfassung, Cultur, Wissenschaft, Literatur, Kunst, Industrie, Handel und Civilisation.

1ste, 2te, 3te Lieferung.

Jeden Monat erscheint regelmäßig eine Lieferung von 8 Bogen großes Median-Velinpapier à 8 Gr.

Schwerz' Ackerbau.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Anleitung
zum
praktischen Ackerbau
von
Joh. Nep. von Schwerz,

früher Director der Königl. würt. Versuchs- und Unterrichtsanstalt für den Landbau zu Hohenheim, Commenthur des würt. Kronordens.

1ster Band mit 15 lithographirten Tafeln.

Zweite vermehrte Auflage.

Mit dem Portrait des Verfassers.

Subscriptionspreis 2 Fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 14 Gr.

Wir übergeben hier den ersten Band obigen Werks des berühmten Veteranen der Landwirthschaft, dessen echt classischer Werth längst allgemein anerkannt und das durch die geachtetsten öffentlichen Blätter als eines der besten Werke über den Ackerbau empfohlen ist. Der Herr Verfasser hat diese **neue Auflage** mit einer Vorrede und einem Lebensabrisse begleitet.

Um dieses vortreffliche Werk, das bisher 14 Fl. kostete, auch dem minder bemittelten Landwirthe zugänglich zu machen und den Segen seines Inhalts möglichst zu verbreiten, haben wir eine Subscription für diese neue Auflage eröffnet, und zwar zu 8 Fl. 6 Kr., oder 4 Thlr. 18 Gr., für alle drei Theile, welche je zu ⅓ bei Ablieferung der einzelnen Theile zu entrichten ist.

Der zweite und dritte Band werden rasch nachfolgen, sodaß in möglichster Kürze das Werk vollständig in den Händen der verehrlichen Subscribenten sein wird. Mit dem Erscheinen des dritten Bandes hört der Subscriptionspreis auf und tritt der Ladenpreis von 12 Fl., oder 7 Thlr. 8 Gr., ein.

Stuttgart, im März 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Einladung zur Subscription.

In meinem Verlage wird erscheinen:

Histoire de la civilisation morale et religieuse des Grecs depuis le retour des Héraclides, jusqu'à la domination des Romains par

P. van Limburg-Brouwer,

Docteur en médecine, philosophie et lettres, professeur à l'Université de Groningue, membre de l'Institut royal des Pays-bas etc.

Sechs Bände.

Der Preis ist 2 Gr. pro Bogen, allein die Subscribenten empfangen die Exemplare auf Velinpapier.

Die Subscriptionslisten sind bei Herrn J. A. Barth in Leipzig zu bekommen.

W. van Boekeren in Gröningen.

Soeben ist nachbenannte Schrift erschienen und wird demnächst in allen guten Buchhandlungen zu haben sein:

Forschungen, Erfahrungen und Rechtsfälle für Philosophie des Rechts und der Rechtspflege, von Dr. Joh. Georg Claus. Frankfurt a. M., in der Andreä'schen Buchhandlung. Preis 20 Gr.

Neuerer Zeit ertönen der Stimmen viele, ja der allgemeine Nothruf, nach einem endlichen mit Schärfe und Zuverlässigkeit begründeten Naturrecht zum Behuf der Grundlage einer haltbaren Gesetzgebung, mit welcher letztern man namentlich in Deutschland jetzt so vielfältig beschäftigt ist.

Der Verfasser obiger Schrift hat bei erlangter Muße nichts Geringeres versucht als, entfernt von jedem scholastischen Wortkram, durch eine einfache Analyse für jenes große Bedürfniß eine neue Bahn zu brechen, Vorarbeiten für einen künftigen Weltcodex oder ein Gesetzbuch für alles menschliche Zusammensein zu liefern und, um den Zweck einer ausdauernden Aufmerksamkeit bei Rechtsgelehrten und Philosophen leichter zu erreichen, durch vergleichende Blicke auf die Gegenwart und ihre Mängel, auf zum Theil illustre Rechtsfälle und Wirren des Augenblicks, sowie auf neue literarische Erscheinungen und ihre Gefahren das Interesse zu fesseln.

Soeben ist erschienen:

Repertorium
für
die homöopathische Praxis.

Alphabetisch geordnet und nach nosologischen Principien dargestellt

von

Dr. A. J. F. RUOFF,

ausübendem Arzt in Stuttgart.

8. Brosch. 1 Thlr. 18 Gr., oder 3 Fl.

Dieses Werk wird dem homöopathischen wie allöopathischen Arzt gleiches Interesse darbieten, da es eine kurze, aber vollständige Übersicht über alles Das gibt, was die Homöopathie auf dem ganzen therapeutischen Felde bisher geleistet hat und die Heilungen der schwierigsten und gefährlichsten Krankheitsfälle, die durch diese Heilart zu Stande gekommen, vor die Augen führt. Den anfangenden homöopathischen Praktiken wird es ohnedies einen unentbehrlichen Leitfaden für ihre homöopathische Praxis abgeben.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

Bei Unterzeichnetem ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Sanchuniathonis historiarum Phoeniciae libros novem graece versos a Philone Byblio, edidit latinaque versione donavit *Fr. Wagenfeld.* 8maj. Druckveinp. Geh. 2 Thlr.

C. Schünemann in Bremen.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte
von
Wilhelm Müller.

Herausgegeben und mit einer Biographie Müller's begleitet
von
Gustav Schwab.

Zwei Bändchen in Taschenformat. Geh. 2 Thlr. 16 Gr.

Diese einzige vollständige Sammlung der Gedichte des lieblichen Sängers ist mit der Einleitung ausgestattet, welche sein Freund Gustav Schwab der Sammlung seiner kleinern Werke beigab, die in meinem Verlage unter dem Titel erschienen:

Vermischte Schriften von Wilhelm Müller. Herausgegeben und mit einer Biographie Müller's begleitet von Gustav Schwab. 5 Bändchen. Mit Bildniß. 16. 1830. 6 Thlr.

Gesänge des Grafen Giacomo Leopardi nach der in Florenz 1831 erschienenen Ausgabe übersetzt von Karl Ludwig Kannegießer. Gr. 12. Geh. 16 Gr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XVI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1837. April. Nr. 209—212.

Nr. 209. *Galerie der deutschen Bundesfürsten. IX. Ludwig II., Großherzog von Hessen. Rechtsfälle in England und Frankreich. *Die Prozession des Fronleichnams zu Sevilla. Die Entwickelungsstufen des deutschen Volkes. II. Riesenkohl. *Der Tiger und der Djiggetai. — Nr. 210. *Galerie der deutschen Bundesfürsten. X. Friedrich VI., König von Dänemark. Die Entwickelungsstufen des deutschen Volkes. II. (Fortsetzung.) Die Amerikanerinnen. Giftiger, von Hummeln gesammelter Honig. *Der Argonaute oder Papiernautilus. Die Seidenmanufactur in England. Ein seltsamer Passagier. Riesenerdäpfel. Leben im Meere. *Die Festung Dschindschi und die Moschee von Rajah-Ghur. — Nr. 211. *Ludwig der Heilige. Seltsame Rache eines Prüfungscandidaten. Die Entwickelungsstufen des deutschen Volkes. II. (Fortsetzung.) Steinölquelle. Sparsamkeit im französischen Heere. *Ansicht von Hurdwar. — Nr. 212. *Galerie der deutschen Bundesfürsten. XI. Wilhelm I., König der Niederlande, Großherzog von Luxemburg. Die Entwickelungsstufen des deutschen Volkes. II. (Beschluß.) *Brügge. Die Seidlinseln. Ein Rechtsfall in England. Ein Katzenhospital. *Über die Natur und Bereitung des Schwefels. — Nr. 213. *Galerie der deutschen Bundesfürsten. XII. Karl Friedrich, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach. Entwickelung der menschlichen Fähigkeiten. Die Polizei der Natur. *Rouen. Das Neueste aus der Natur- und Gewerbswissenschaft. Uhr und Herz.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der erste Jahrgang von 52 Nrn. kostet 2 Thlr., der zweite von 39 Nrn. 1 Thlr. 1 Gr., der dritte von 52 Nrn. 2 Thlr., der vierte von 51 Nrn. 2 Thlr.

Leipzig, im Mai 1837.

F. A. Brockhaus.

Nebenius' Herabsetzung der Zinsen der öffentlichen Schulden.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu kaufen:

Über die

Herabsetzung der Zinsen der öffentlichen Schulden,

von

Fr. Nebenius.

Brosch. Preis 1 Fl. 36 Kr., oder 1 Thlr.

Die Herabsetzung der Zinsen von jenen öffentlichen Effecten, deren Börsenwerth das Nominalcapital übersteigt, steht in mehren Staaten noch in Frage, während andere bereits versucht haben, ihre Schulden dieser Art auf einen niedrigern Zinsfuß zu bringen, und auf dem Papiermarkte Papiere gefunden werden, deren Zinsfuß im Laufe von 10 Jahren nicht weniger als drei Reductionen erlitten hat.

Die Frage der Reduction, unlängst in parlementarischen Verhandlungen eines Nachbarstaats besprochen, ist für den größern Theil des gebildeten Publicums, für Alle die besitzen, oder von Fremdem Zinsen zahlen, von der höchsten Wichtigkeit. Nicht nur in dem Lande, wo sie ihre Lösung erhalten soll, ist sie praktisch, sondern sie influenzirt auch auf die gleiche Entscheidung in andern Ländern.

Diese Betrachtungen haben den berühmten Verfasser dieser Schrift veranlaßt, diese Materie in ihrem ganzen Zusammenhang ausführlich zu erörtern und praktisch zu erläutern.

Inhalt:

I. Von der Herabsetzung der Zinsen öffentlicher Schulden in Folge des Sinkens des Zinsfußes und dem hierbei zu beobachtenden zweckmäßigen Verfahren. Einleitung. Recht des Staates zur Aufkündigung lästig gewordener Schulden. Verpflichtung des Staates in Beziehung auf die Herabsetzung des Zinsfußes der öffentlichen Schuld, den Steuerpflichtigen gegenüber. Die Größe der Schuld ist kein Hinderniß der Herabsetzung des Zinsfußes. Bestimmung des Maßes der Reduction. Allmäliges Fortschreiten der Reduction in angemessenen Abstufungen bei fortdauerndem Sinken des Zinsfußes. Reduction der Zinsen der öffentlichen Schuld auf den laufenden Zinsfuß ohne Capitalerhöhung, Schuldentilgung und allmälige Reduction in ihrem wechselseitigen Verhalten. Von den Schwierigkeiten, welche sich bei der Zinsreduction ohne Capitalerhöhung, in Folge des fortschreitenden Sinkens des Zinsfußes, in Beziehung auf die Schuldentilgung ergeben können. Reduction der Zinsen eines Theiles der öffentlichen Schuld unter den laufenden Zinsfuß ohne Capitalerhöhung. Periodische Benutzung des Sinkens des Zinsfußes zur Zinsreduction ohne Capitalerhöhung und periodische Umwandlung der zu niedrigem Zinsfuß stehenden Schuldcapitalien in höher verzinsliche, nach eingetretenem Steigen des Zinsfußes. Schlußbemerkung über das Verfahren bei Herabsetzung der Zinsen der öffentlichen Schuld. II. Herabsetzungen des Zinsfußes der öffentlichen Schulden verschiedener Länder während der gegenwärtigen Friedensperiode. III. Französische Rentenreduction und Reductionsprojecte. 1) Verhandlungen vom Jahr 1824 und theilweise Umwandlung der 5procentigen Renten in 4½ und 3 Procent im Jahr 1835. 2) Französische Verhandlungen über die Reductionsfrage im Jahre 1836. IV. Schlußbemerkungen über die wahrscheinlichen Fortschritte der Reduction der Zinsen der europäischen öffentlichen Schulden.

Stuttgart und Tübingen, im März 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Karl Gerold'schen Buchhandlung in Wien ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Griseldis.

Dramatisches Gedicht

in

fünf Acten

von

Friedrich Halm.

8. Wien 1837. In Umschlag geh. 1 Thlr.

Universal-Kochbuch.

Vollständigstes

Kochbuch

für

Stadt und Land,

für

Deutsche, Franzosen und Engländer,

oder

gründliche Anleitung

zur schmackhaften Zubereitung aller bekannten Speisen, für den häuslichen Tisch sowol, als für das Laien- wie Meichen und Vornehmen.

Ein unentbehrliches

Hand- und Hausbuch

für Mütter und Töchter, Gastgeber, Wirthsleute und Conditoren, ein mitkommenes Erinnerungsbuch für Jeden, der den Gaumenreiz und schmackhaften Hausfrisch liebt.

In 300 Capiteln geordneten Recepten zusammengestellt, zur Leichtigkeit für das Verhältniß jeder Küche und Kasse und für den nationellen Geschmack des Vaterlandes und Nachbarschen, des Franzosen und Engländers, verglichen mit den besten Werken, welche für die edle Kochkunst in Wien und Paris, in Stuttgart und Berlin erschienen sind,

von

einem vielfahrigen Kochte,

der in sämmtlichen genannten Städten seine Kunst geübt hat.

Zwei Theile

ganz gebunden in Carlsruher 2 fl. 12 Kr., gebunden in halb Carlsruher 2 fl., und 1 Fl. 45 Kr.,

(2 nun vollständig reichenden

und trägt in dem Titel um so mehr seine Empfehlung, als alle freie und leichtsinnen deutsch in durch den Inhalt auf vollständigste gerechtfertigt finden werden. Der Preis ist für den Umfang des Gebotenen sehr billig. Besitzt gerne und das Buch leider haben in seiner gutbenutzten Haushaltung fehlen, wo man auch die Speise eher, durch wohlschmeckende Nahrung dem Leben Reiz und Gesundheit gibt, und so manche bittere Kost der Geschicks zu mildern. Da eigner sich besonders auch zum Angenehme für heranwachsende Jungfrauen, die sich zur häuslichen Bestimmung bilden, für angehende Hausmütter ic., und wird auch den Geschäftsmann viel Gutes bieten. Aber auch für Kaufstöche, Conditoren, Gastwirthe und ihre Gehilfen, sowie für die Vorsteher der höhern Gastanstalten, wird es sich als gutwerer Ratgeber bewähren, der sie zu ihrer Gunste, zu ihrer Zufriedenheit und in seiner Stellung im Stiche läßt.

Heidelberg, im April 1837.

Ursula Oswald
Universitätsbuchhandlung.

Ueberreichliche militairische Zeitschrift. 1837.

Drittes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden.

Inhalt: I. Über Thierry's eiserne Gefechtsfahrten mit Wirksicht auf die in der Königl. württembergischen Armeeim damit angestellten Versuche. Mit einer Kupfertafel. II. Über die Wichtigkeit der Reiterkunst, als Mittel auf den Geist der Truppen, ihre Tapferkeit und Ausdauer vortheilhaft zu wirken. III. Über die Ausbildung der Truppen zum Gefechtsdienste. IV. Einige Bemerkungen zu der Skizze von Napoleon's daten in d. d. Dijon's Militairischen Conversations-Lexikon. V. Die Operationen des verbündeten Heeres gegen Paris im März 1814. (Fortsetzung.) VI. Die Operationen zwischen Lahn und Mosel. 1795. VII. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. VIII. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. IX. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. X. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. XI. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. XII. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. XIII. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. XIV. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. XV. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. XVI. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. XVII. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. XVIII. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. XIX. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. XX. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. XXI. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. XXII. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. XXIII. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. XXIV. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. XXV. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. XXVI. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. XXVII. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. XXVIII. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. XXIX. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. XXX. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. XXXI. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. XXXII. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. XXXIII. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. XXXIV. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. XXXV. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. XXXVI. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. XXXVII. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. XXXVIII. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. XXXIX. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. XL. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. XLI. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. XLII. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. XLIII. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. XLIV. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. XLV. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. XLVI. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. XLVII. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. XLVIII. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. XLIX. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. L. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. LI. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. LII. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. LIII. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. LIV. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. LV. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. LVI. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. LVII. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. LVIII. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. LIX. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. LX. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. LXI. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. LXII. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. LXIII. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. LXIV. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. LXV. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. LXVI. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. LXVII. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. LXVIII. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. LXIX. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. LXX. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. LXXI. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. LXXII. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. LXXIII. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. LXXIV. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. LXXV. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. LXXVI. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. LXXVII. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. LXXVIII. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. LXXIX. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. LXXX. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. LXXXI. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. LXXXII. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. LXXXIII. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. LXXXIV. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. LXXXV. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. LXXXVI. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. LXXXVII. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. LXXXVIII. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. LXXXIX. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. XC. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. XCI. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. XCII. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. XCIII. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. XCIV. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. XCV. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. XCVI. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. XCVII. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. XCVIII. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. XCIX. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793. C. Die Eroberung von Kleinod durch die Franzosen. 1793.

Sonken und erschienen und der in die unentwickelten Buchhandlung zu beziehen.

Mémoires sur la reine Hortense, et sa famille impériale par Mademoiselle Cochelet, lectrice de la reine. 2 Bände. 8. broch. Velinpapier. 4 Thlr.

Boileau. Illustrirte ausgabe. In 18 Bogenlieferungen.

Gaston (Léon), Les méandres. Romane et nouvelles. 2 vols. in-18. Bruxelles. 4 Thlr.

Wolfahrt, Chimie médicale. Le tout aux eaux. In-18. Bruxelles. 1 Thlr.

Dictionnaire du commerce et de l'industrie, par **Blanqui, Bruxelmont, Coltat, Duchesnaud, Dupin, Flachat, Laffite, Pauer, Puriset, Peyrat, Say**, 2 vols. in-4. augmenté d'un grand nombre d'articles sur le commerce, l'industrie, la jurisprudence commerciale, les impots et les douanes en Belgique. Ire livr. Gr. in-8. Bruxelles. Preis für die 1ste bis 3te Lieferung 1 Thlr. 16 Gr.

Lecons et modèles de littérature française, ancienne et moderne, depuis Pierre Mathieu, jusqu'à Chateaubriant, par **P. F. Tissot**, Membre de l'académie française. 2 vols. in-8. Bruxelles. Preis für die 1ste bis 14te Lieferung 1 Thlr. 16 Gr.

La Sainte Bible. Traduction de **Genoude.** Nouvelle édition, avec l'approbation de Mgr. l'archevêque de Paris. Ire livr. Gr. in-4. Bruxelles. Preis für die 1ste bis 6te Lieferung 1 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, im April 1837.

Brockhaus & Avenarius.

Zu der unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Sammlung

historischer Schriften und Urkunden.

Geschöpft aus Handschriften

von

M. Freiherr von Freyberg,
Custos und der Königl. Bibliothek Adjunct.

Fünfter Band.

Zweites Heft.

Gr. 8. Preis 1 Fl. 36 Xr., oder 1 Thlr.

Inhalt: 1) Die Recht zu Freyung in der Stadt, der Hütt von Bischoff Albrecht 1309. — 2) Rechts Buch der Stadt Memmingen, Anno 1396.

Stuttgart und Tübingen, im März 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei uns erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Dodekaton,

oder

Neueste Erzählungen und Novellen von zwölf der beliebtesten französischen Schriftsteller.

Herausgegeben von **Fr. v. M.**

2 Bände. 8. Brosch. 2 Thlr. 18 Gr., oder 4 Fl. 30 Kr.

Erster Band: 1) Der unbekannte Gott von George Sand. 2) Belpheger von Löwe Weimar. 3) Der Graf von Wagnerres von Roger de Beauvoir. 4) Die Seelen des Fegefeuers von Prosper Mérimée. 5) Handeln ist besser als Reden von Alfred de Musset. 6) Der Liebestrank von Stendhal.

Zweiter Band: 1) Die letzte Liebe von Emile Souvestre. 2) Soldatenerinnerungen von Dufongeray. 3) Die rechte Hand des Messire de Giac von Alexander Dumas. 4) Sie ist mit der Angst davon gekommen, dramatisirtes Sprüchwort von Alfred de Vigny. 5) Ausflug in die Normandie von Jules Janin. 6) Beate von A. Barbier.

„Dieses Buch", so schließt eine französische Kritik ihre Anzeige, „tritt unter den glücklichsten Auspicien ins Leben"; und schwerlich dürfte irgend eine Literatur einen ähnlichen Verein von so vielen ausgezeichneten Namen und Talenten aufzuweisen haben, als es in der vorliegenden Sammlung der Fall ist. Die Übertragung besorgte dieselbe Meisterhand, welcher wir bereits die von Balzac's Vater Goriot und dem Buch der Mystik verdanken und sie ist ein neuer Beweis, daß es, um deutsche Leser mit einer interessanten Erscheinung aus fremder Literatur bekannt zu machen, eben eines solchen Bearbeiters bedürfe, der, vertraut mit dem Geist beider Sprachen, ihre Vorzüge und Eigenthümlichkeiten so zu verschmelzen versteht, daß dadurch die Übersetzung das vollkommene Gepräge eines Originals erhält.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Allgemeine Theater-Revue,

herausgegeben

von

August Lewald.

Zweiter Jahrgang 1837.

Mit dem Portrait der Mad. Julie Rettich.

Gr. 8. Cart. Preis 3 Fl. 30 Kr., oder 2 Thlr.

Wir glauben mit diesem zweiten Jahrgange einen Fortschritt bezeichnen zu können. Die Artikel sind ebenso mannichfaltig als interessant. — Herr Dr. Peucer liefert einen sehr schätzbaren Beitrag über die ersten Erscheinungen im Gebiete der deutschen Oper, und legt damit der heutigen Lesewelt in übersichtlicher, geschmackvoller Auswahl vor Augen, was sonst nur dem Forscher in vielen staubigen Pergamentbänden zugänglich war. — Herr Varnhagen von Ense spendete aus dem fast unversiegbaren Schatze von Kunstansichten, die in Rahel's Nachlasse sich vorfanden, eine pikante Zusammenstellung, nebst einleitenden, verbindenden und schließenden Bemerkungen, die hohe Beachtung verdienen. — Herr Dr. Woldemar Seyffarth in London setzt die im ersten Jahrgang begonnene Abhandlung über das englische Theaterwesen fort. Der Stoff wird interessanter, je mehr wir uns der neuern Zeit nähern; besonders anziehend sind die Quellen-Nachrichten von berühmten Schauspielern. — Herr Jules Janin in Paris schreibt an den Herausgeber über den jüngsten Zustand der pariser Bühnen und verbreitet sich in seiner geistreichen Weise über die neuesten epochemachenden Werke. Es ist zum ersten Male, daß wir über diese Sache etwas vernehmen, was mit besonderer Beziehung auf Deutschland geschrieben worden wäre. — Die Herren Gerle und Uffo Horn bereicherten das Buch mit einem sehr wohl gelungenen Lustspiele, welches auch bald von den Bühnen herab den ihm zuerkannten Preis rechtfertigen wird. — Von dem Herausgeber endlich sind zwei Artikel geliefert worden, die für Bühnenfreunde wie Bühnenkünstler ihren Werth haben dürften und von des Verfassers genauer Bekanntschaft mit diesen Zuständen ein Zeugniß ablegen. — Zum Schluß ist wie im vorigen Jahre ein erheiterndes Gemisch von mannichfaltigen Zügen aus der Theaterwelt unter dem Titel „Curiositäten" dem Buche angehängt, und in dem kurzen Vorworte wird über die nach verschiedenen Seiten hin interessirende Preisaufgabe und deren Lösung Rechenschaft gegeben. — Es ist und bleibt bis diesen Augenblick die **Allgemeine Theater-Revue** das einzige dramaturgische Werk von Umfang, Allseitigkeit und, wie man annehmen kann, dauerndem Werthe. Seine Fortdauer war, gleich bei seiner Begründung, nicht von pecuniairem Gewinn, sondern von jenem Nutzen abhängig gemacht worden, der sich für die dramatische Kunstgeschichte überhaupt und für die Belebung des Antheils an theatralischen Zuständen unter uns dabei herausstellte. Wenn dieses schöne Ziel nicht verfehlt wurde, so soll das Unternehmen auch im nächsten Jahre fortgesetzt und dahin gestrebt werden, den Beifall und Nutzen zu steigern, den es bisjetzt gewonnen und hier und da wol auch gestiftet hat.

Stuttgart, im Februar 1837.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Kürzlich ist erschienen:

Metrische Gebete

zur

Erbauung an Fest- und Wochentagen

in

allen Zeiten und Stimmungen.

Herausgegeben von

Dr. G. Fr. W. Schultz,

k. bair. Consistorialrath zu Speyer.

8. Geh. 12 Gr. Rhein., oder 3 Gr. Sächs.

Gegenstand und Name des Herrn Herausgebers werden dieser kleinen Sammlung erbaulicher Gebete um so gewisser eine günstige Aufnahme bereiten, als Jeder den gesteigerten Eindruck in der Form von Gedichten erkennt, wie er sich bei Witschel's Morgen- und Abendopfern, Strack's Eloah und mehren andern so allgemein bewährt hat.

Heidelberg, im April 1837.

August Oßwald's
Universitätsbuchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1837. Monat April, oder Nr. 91—120, 1 Beilage, Nr. 2, und 3 literarische Anzeiger: Nr. XII—XIV. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* 1836. Zwölften Bandes erstes Heft. (Nr. VII.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. (Herausgeber: *E. Avenarius.*) Jahrgang 1837. Monat April, oder Nr. 14—17, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 14—17. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im Mai 1837. **F. A. Brockhaus.**

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bibliothek
für
Militairs überhaupt
und für
Unteroffiziere insbesondere.

Sechste Lieferung, enthaltend:
Militairisches Lesebuch.
Erste Abtheilung.
Bogen 9—12.

Siebente Lieferung, enthaltend:
Die Lehre vom Militairstyl.
Bogen 1—4.

Preis jeder Lieferung 12 Kr., oder 3 Gr.

Die Hauptgesichtspunkte, von welchen bei dieser schon hinreichend bekannten Unternehmung ausgegangen wurde, sind folgende:

1) Die Unteroffiziers-Bibliothek ist für Individuen aller deutschen Staaten berechnet, wobei sie alles speciell Dienstliche, was aus den bestehenden Dienstvorschriften der einzelnen Staaten erlernt werden kann, ausschließt.
2) Die Unteroffiziers-Bibliothek ist unbeschadet der Vollständigkeit auf ein möglichst kleines Ganzes und niedrigen Preis berechnet, denn der Unteroffizier hat nur einen beschränkten Raum zur Aufbewahrung derselben und wenig disponible Mittel.
3) Neben der Verbreitung nützlicher Kenntnisse, welche den einzelnen Individuen selbst nach ihrem Austritt aus dem Militairstande von wesentlichem Nutzen sein dürften, wird der Geist des echten Soldaten, die Anhänglichkeit an den Fürsten und das Vaterland, und die Beförderung der Liebe für den Stand, das ganze Unternehmen durchwehen.

Stuttgart, im Februar 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Karl Gerold'schen Buchhandlung in Wien
ist in Commission erschienen
und daselbst sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Handbuch
der
Wasserheillehre
(Hydriasiologie)
oder des naturgemäßen geregelten
Heilverfahrens mit kaltem Wasser.

Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Erzherzoge Ludwig in aller Unterthänigkeit ehrfurchtsvoll gewidmet
von
Siegm. Mich. Granichstädten,
Doctor der Medicin, Magister der Geburtshülfe, k. k. Stadt-Armenarzt, praktischem Arzte und Mitgliede der medicinischen Facultät an der k. k. Universität zu Wien.

Gr. 12. Wien 1837. In geschmackvoll lithographirtem Umschlage brosch. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Dieses Werk enthält in leichtfaßlicher Darstellung die Hauptresultate der bisjetzt über die Wasserheilmethode gemachten Untersuchungen und Erfahrungen, rügt die Unrichtigkeiten und Übertreibungen der über diesen Gegenstand erschienenen Schriften, und sucht durch umsichtige Anwendung arzneiwissenschaftlicher Grundsätze die Wasserheilkunde auf den ihr gebührenden ehrenvollen Standpunkt zu erheben. Zugleich kann es, hauptsächlich in diätetischer Hinsicht, als ein sehr belehrendes, viele Irrthümer berichtigendes Lesebuch allen Ständen empfohlen werden, für welchen Zweck es sich ebenso sehr durch einen allgemein verständlichen Vortrag, als durch Gründlichkeit und Unparteilichkeit des Urtheils ganz besonders eignet.

In unserm Verlag ist soeben erschienen:

Gérard, Professor,
Die Sprachlehre in Beispielen
oder
französischer Text der Übungsstücke aus seiner praktischen und vollständigen Sprachlehre.
Im Verein herausgegeben
mit
de Vaucouel und Brüstlein.
Gr. 8. Brosch. 15 Gr., oder 1 Fl.

Es ist nicht eine Menge von Sätzen ohne Auswahl und Geschmack, eher geeignet, den Schülern Langeweile und Abneigung zu verursachen als Eifer zum Lernen einzuflößen, welche, wie in gewöhnlichen Sprachlehren, hier geboten wird, sondern es ist eine interessante Sammlung von Anekdoten, Briefen, Beschreibungen, welche die jungen Leute auf eine unterhaltende und angenehme Weise belehrt und sie in den Stand setzt, die Regeln praktisch in Anwendung zu bringen. Sie wird zugleich außer dem Nutzen, den sie gewährt, indem sie in einer Reihe von belehrenden und unterhaltenden Aufgaben die Hauptregeln der französischen Sprache darstellt, Denjenigen als Lese- und Übungsbuch dienen, welche mit Recht die Übung den Regeln vorziehen.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

Bei Friedrich Mauke in Jena ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu erhalten:

Die Wissenschaften der praktischen Philosophie im Grundrisse, von Ernst Reinhold. Erste Abth.: Philosophische Rechtslehre. Gr. 8. In Umschlag geheftet 18 Gr.

(Die beiden andern Abtheilungen, die Ethik und die Religionsphilosophie, werden zur Michaelismesse l. J. erscheinen.)

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin
für Kinder.

1837. April. Nr. 13—17.

Nr. 13. *Kinderlust. Wolfslist. Die Schildkröte und die Ratte. Von Fr. Müller. *Die Puris. Aladdin, der Redliche. *Das Schneehuhn. Auflösung der Räthsel im vorigen Monat. — Nr. 14. *Die Göttin Flora. Aladdin, der Redliche. (Fortsetzung.) *Der Gepard. Das Kochsalz. Die beiden Pferde. Die kleinen Beobachter. *Das Petermännchen. Räthsel. — Nr. 15. *Der rothe Fingerhut. Der Monat April. *Die Tempelherren. Aladdin, der Redliche. (Beschluß.) *Die Porzellanmuscheln. — Nr. 16. *Der Brahminenstier. *Robert und Mathilde. Von der Zärtlichkeit der Thiere für ihre Jungen. Die Frühlingsblumen. Nach Ida Gräfin Hahn-Hahn. Die Regierung Kaiser Maximilian I. *Der kleine Neuntödter. — Nr. 17. *Der Musseron oder Ratsling. Zufriedenheit. *Der Kampf mit dem Bären. *Die Spinne.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten ein oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 1 Thlr. — Der erste bis dritte Jahrgang kosten ebenfalls jeder 1 Thlr.

Leipzig, im Mai 1837. **F. A. Brockhaus.**

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XVII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Die

achte Originalauflage

des

Conversations-Lexikons

vollständig in 12 Bänden,

und in einem **neuen Abonnement** in monatlich erscheinenden Bänden.

Es gereicht mir zu großem Vergnügen, den zahlreichen Subscribenten auf die achte Auflage des Conversations-Lexikons anzeigen zu können, daß mit der eben ausgegebenen 24sten und letzten Lieferung das Werk vollständig geworden ist. Wol hätte ich gewünscht, die achte Auflage schneller zu beendigen, aber im Interesse des Publicums glaubte ich nichts versäumen zu dürfen, was dem Werke zum Vortheile gereichen konnte, und die sorgfältigste Redaction, die ich mir zur Pflicht gemacht, gestattete bei der starken Auflage kein schnelleres Fortschreiten des Drucks.

Seit vielen Jahren zum ersten Mal ist das **Conversations-Lexikon** wieder vollständig in allen Buchhandlungen zu dem Subscriptionspreise von

16 Thlr. für die Ausgabe auf gutem Druckpapier,
24 Thlr. auf feinem Schreibpapier,
36 Thlr. auf extrafeinem Velinpapier

zu erhalten.

Obwol diese Preise allgemein als äußerst billig anerkannt sind, so dürfte doch für Viele die Anschaffung des Werks auf einmal zu schwer fallen. Um nun den Wünschen solcher Bücherfreunde möglichst zu entsprechen, habe ich mich entschlossen,

ein neues Abonnement

auf die achte Auflage des Conversations-Lexikons eintreten zu lassen, und

monatlich vom 1. Juli dieses Jahres an

einen ganzen Band zu dem Preise von 1 Thlr. 8 Gr. für die Ausgabe auf Druckpapier, 2 Thlr. auf Schreibpapier, 3 Thlr. auf Velinpapier, zu versenden, wonach sich also die Ausgabe auf ein ganzes Jahr vertheilt. Sollten Jemandem noch längere Termine wünschenswerth sein, so ist jede Buchhandlung in den Stand gesetzt, sie zu gewähren, und da die achte Auflage vollständig erschienen ist, so kann ich in allen Fällen die größte Pünktlichkeit in der Ablieferung zusagen.

Leipzig, am 1sten Mai 1837.

F. A. Brockhaus.

Die neuen Verlagsunternehmungen und neuen Auflagen der Buchhandlung Josef Max & Comp. in Breslau.

Erstes Halbjahr 1837.

☞ Die mit Preisen bemerkten Bücher sind bereits erschienen, die andern ohne Preise befinden sich großentheils unter der Presse.

1) **General-Sanitätsbericht von Schlesien,** für das Jahr 1834. Herausgegeben von dem königl. Medicinalcollegio zu Breslau. Referent der Medicinalrath Dr. Ebers. Gr. 8. 1837. Geheftet. Circa 23 Bogen.

Bisher sind erschienen: Erster Jahrgang 1830. 10 Bogen. Preis 15 Gr., oder 18¾ Sgr. Zweiter Jahrgang 1831. 21 Bogen. Preis 1 Thlr. 6 Gr. oder 7½ Sgr. Dritter Jahrgang 1832. 30 Bogen. Preis 1 Thlr. 6 Gr. oder 7½ Sgr. Vierter Jahrgang 1833. 1stes und 2tes Halbjahr. 54½ Bogen. Preis 1 Thlr. 16 Gr. oder 20 Sgr.

2) **Braniß,** Prof. Dr. **Chr. J., Geschichte** der Philosophie von Kant bis auf die gegenwärtige Zeit. 2 Bände. Gr. 8. 1837. 50 Bogen.

Eine Geschichte der Philosophie der neuesten Zeit zu erhalten, ist als ein Bedürfniß längst gefühlt worden; die obige des Herrn Prof. Braniß wird den Anforderungen entsprechen, welche die Wissenschaft daran zu machen berechtigt ist.

3) **Cicero's auserlesene Reden.** In neuer wortgetreuer Übersetzung, und durch Einleitungen und Anmerkungen erläutert. 3 Bändchen. 8. 1837. Circa 21 Bogen.

Wir dürfen versichern, daß diese neue Übersetzung von Cicero's Reden alle bisherigen an Treue und Genauigkeit übertreffen wird. Wir bringen sie in einer ebenso eleganten als zugleich überaus wohlfeilen Ausgabe und, um sie Allen zugänglich zu machen, werden die Bändchen, ein jedes für wenige Groschen, auch einzeln abgelassen. Die Erscheinung derselben steht bald zu erwarten.

4) **Ebers, J. J. H.,** Spohr und Halevy, und die neueste Kirchen- und Opernmusik. 8. 1837. Geheftet. 6 Bogen. 8 Gr.

5) **Eska,** Die schlesische Landschaftsfrage. Beitrag zu den neuern Verhandlungen über das Sachverhältniß. Nebst einem Anhange: Die Literatur dieses Instituts. Gr. 8. 1837. Geheftet. 5 Bogen. 8 Gr.

6) **Gaupp,** Prof. Dr. **E. T.,** Recht und Verfassung der alten Sachsen. In Verbindung mit einer kritischen Ausgabe der Lex Saxonum. Gr. 8. 1837. 15½ Bogen. 1 Thlr. 8 Gr.

7) **Hagen, Fr. H. von der,** Nordische Heldenromane. 1ster—3ter Band. Wilkina- und Niflunga-Saga, oder Dietrich von Bern und die Nibelungen. 2te verbesserte Auflage. 8. 1837. Circa 60 Bogen.

8) **Handel, Chr. Fr.** (Superintendent und Stadtpfarrer in Neisse), Evangelische Christenlehre, mit und nach den Hauptstücken des Katechismus für den Schul- und Confirmandenunterricht. 5te aufs Neue durchgesehene und vervollständigte Auflage. 8. 1837. 6 Bogen. 3 Gr.

9) **Jean Paul,** Dr. Katzenberger's Badereise. Nebst einer Auswahl verbesserter Werkchen. 3 Bändchen. 3te Auflage. 8. 1837. Circa 35 Bogen.

10) **Knobel,** Prof. Dr. **A.,** Der Prophetismus der Hebräer, vollständig dargestellt. 2 Bände. Gr. 8. 1837. Circa 50 Bogen.

Dieses Werk, welches einen hochwichtigen Gegenstand der biblischen Alterthumswissenschaft, Geschichte und Theologie behandelt und längst dringendes Bedürfniß war, wird unfehlbar Anfang Juni d. J. die Presse verlassen. Man wird es dem Herrn Verfasser, welcher seit einer Reihe von Jahren als akademischer Lehrer der alttestamentischen Kritik und Exegese seinen besondern Fleiß mit dem besten Erfolge widmet und als theologischer Schriftsteller bereits rühmlichst bekannt ist, jedenfalls Dank wissen, daß er es unternahm, eine sehr fühlbare Lücke in der theologischen Literatur gründlich und vollständig auszufüllen. Da das Werk zunächst den biblischen Prophetismus mit historischer Treue darstellt, dabei aber auch die außerbiblischen Analogien und fremden Meinungen, sowie die über den Prophetismus im Ganzen wie im Einzelnen vorhandene Literatur berücksichtigt, so ist zu erwarten, daß es bei allen theologischen Parteien unserer Zeit Anerkennung finden werde, zumal es, obwol wissenschaftlich gehalten, doch sehr klar und allgemein verständlich geschrieben ist.

11) **Morgenbesser, M.,** Geschichte Schlesiens. Ein Leitfaden für Schüler. 2te Auflage. Gr. 8. 1837. 5 Bogen. 3 Sgr.

Dieser Leitfaden ist überall so brauchbar befunden worden, daß die 1ste starke Auflage in der kurzen Zeit von nicht drei Monaten sich absetzte. Von dem größern Werk desselben Verfassers:

Geschichte Schlesiens. Ein Handbuch. Mit einem Vorwort von K. A. Menzel, Consistorial- und Schulrath. Gr. 8. 38 Bogen. Ladenpreis 1 Thlr. 18 Gr.

erschien im Jahre 1833 die 2te verbesserte Auflage, und diese ist innerhalb Schlesien noch für den wohlfeilen Pränumerationspreis von 1 Thlr. 6 Gr. zu haben.

12) — —, Schlesischer Kinderfreund, ein Lese- und Lehrbuch für die Stadt- und Landschulen Schlesiens. 1ster Theil. 6te Auflage. 8. 1836. 16 Bogen. 4 Gr. netto.

13) — —, Schlesischer Kinderfreund, ein Lese- und Lehrbuch für die Stadt- und Landschulen Schlesiens. 2ter Theil. 5te Auflage. 8. 1836. 16¾ Bogen. 4 Gr. netto.

Die sich wiederholenden neuen Auflagen der Lehrbücher des Herrn Rectors Morgenbesser gereichen diesen zur besten

Empfehlung, und beweisen, daß sie für Schulen zweckmäßig und brauchbar abgefaßt sind.

Im Jahr 1836 erschien:

Morgenbesser, M., Erstes Lesebuch für Stadt- und Landschulen. 5te Auflage. 8. 7½ Bogen. 2 Sgr. netto.

und im Jahre 1834:

— —, Wandfibel in 15 Tafeln, entworfen nach dessen Erstem Lesebuche, aber auch zu jedem andern Lesebuche brauchbar. Folio. 8 Gr.

14) **Müller, Dr. Eduard,** Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten. 2ter Band. Gr. 8. 1837. 28¾ Bogen. 2 Thlr.

Mit diesem Bande ist dieses an neuen Ansichten, Ergebnissen und Ideen über die antike Kunst so reichhaltige Werk, welches nun auch in einer zweiten Recension in den berliner Jahrbüchern als ein bedeutendes anerkannt worden ist, geschlossen. Der 1ste Band erschien im Jahre 1834 und kostet 1 Thlr. 8 Gr.

15) **Müller, Dr. Julius** (Professor in Marburg), Die christliche Lehre von der Sünde. 2 Bände. Gr. 8. Circa 50 Bogen.

Die Erscheinung dieses für die Auffassung unserer gesammten christlichen Glaubenslehre und Dogmatik so wichtigen Werkes steht in einiger Zeit zu erwarten. Diese vorläufige Anzeige wird gewiß sehr Vielen eine willkommene und erfreuliche sein.

16) Nacht, Tausend und Eine. In arabischer Sprache. Nach einer Handschrift aus Tunis, herausgegeben von Dr. *Maximilian Habicht*. 7ter Band. 8. 1837. Circa 28 Bogen.

Die ersten 6 Bände kosten 18 Thlr.

17) **Nösselt, Fr.,** Kleine Weltgeschichte für Töchterschulen und zum Privatunterrichte heranwachsender Mädchen. 7te vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8. 1837. 7½ Bogen. 6 Gr.

Von demselben Verfasser:

Lehrbuch der Weltgeschichte für Töchterschulen. 3 Bände. Mit Stahlstichen. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Gr. erschien die 5te Auflage, und von dem

Lehrbuch der deutschen Literatur für das weibliche Geschlecht. 4 Bände. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Gr. die 2te verbesserte Auflage, beide im Jahre 1836.

18) **Steffens, Henrich,** Die Revolution. Eine Novelle. 3 Bände. 8. 1837. Geheftet. Circa 60 Bogen.

Dieses längst erwartete Werk hoffen wir binnen 4 Wochen vollständig ausgeben zu können.

19) — —, Gebirgssagen. 8. 1837. Geheftet. Circa 20 Bogen.

Dieses Werk wird im Juli d. J. die Presse verlassen.

20) — —, Die Familien Walseth und Leith. Ein Cyklus von Novellen. 3te verbesserte Auflage. 6 Bändchen. 8. 1837. Geheftet. 60 Bogen.

21) — —, Die vier Norweger. Ein Cyklus von Novellen. 2te verbesserte Auflage. 6 Bändchen. 8. 1837. Geheftet. 75 Bogen.

22) **Tieck, Ludwig,** Gesammelte Novellen. Vermehrt und verbessert. 5ter — 8ter Band. 8. 1837. Geheftet. Circa 70 Bogen.

Diese mit vielem Beifall aufgenommene Ausgabe der gesammelten Novellen Ludwig Tieck's ist die erste, welche durch ungemein wohlfeile Preisstellung, bei sehr eleganter Ausstattung, auch dem Minderbegüterten zugänglich gemacht worden ist.

Band 1 — 4 (70½ Bogen) erschienen im Jahre 1835 und kosten 3 Thlr.

23) **Watson, Hewett Cottrell,** Bemerkungen über die geographische Vertheilung und Verbreitung der Gewächse Großbritanniens, besonders nach ihrer Abhängigkeit von der geographischen Breite, der Höhe und dem Klima. Übersetzt und mit Beilagen und Anmerkungen versehen von C. T. Bellschmied. 8. 1837. 18¼ Bogen. 1 Thlr. 8 Gr.

24) **Wendal, S. J. F.,** Die Stiefmutter. Ein Briefwechsel, gesammelt und mitgetheilt. 8. 1837. Geheftet. 12 Bogen. 12 Gr.

25) — —, Bermudez, oder die Schule der Leiden. Aus der Geschichte Fortunio's, Königs von Navarra. 8. 1837. Geheftet. 15 Bogen. 18 Gr.

Nach dem Urtheil der öffentlichen Kritik gehören die Wendal'schen Schriften zu den ausgezeichnetsten Erscheinungen unserer neuesten Literatur, und empfehlen sich durch tiefe Lebensanschauung und anziehende Darstellungsform wie durch reine und edle Gesinnung den gebildeten Männern und Frauen aller Stände.

26) **Wentzel, A.** (Ober-Landes-Gerichtsrath und Director des königlichen Fürstenthumsgerichts zu Neisse), Das preußische Strafrecht aus den jetzt geltenden gesetzlichen Bestimmungen in fortlaufendem Texte zusammengestellt. Gr. 8. 1837. 31½ Bogen. 2 Thlr.

27) **Zemplin, Dr. A.** (Geheimer Hofrath), Die Brunnen- und Molkenanstalt zu Salzbrunn. 2tes Bändchen. Für Ärzte. 8. 1837. Geheftet. Circa 12 Bogen.

Das 1ste Bändchen: Für Brunnengäste. 3te verbesserte Auflage, erschien im Jahre 1835 und kostet 12 Gr.

Soeben ist neu erschienen und in der
Karl Gerold'schen Buchhandlung in Wien,
sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

DIE HEILKRÄFTE
des
kalten Wasserstrahles,
mit einem Rückblick auf die Geschichte und mit besonderer Rücksicht auf das
Staubregenbad und kalte Bäder
dargestellt
von
Dr. *Ludwig Wilhelm Mauthner,*
ehemaligem k. k. Regimentsarzte u. s. w.
Mit vier Kupfertafeln.
27½ Bogen. Gr. 8. In lith. Umschlag brosch. 1 Thlr. 16 Gr.

Zur Nachricht.

Am 20sten Mai werden von uns hier die ersten drei Bände der

Mémoires du général Lafayette

ausgegeben, an demselben Tage, an welchem sie in Paris, London und Newyork erscheinen.

Bestellungen erbitten wir baldigst.

Leipzig, den 12ten Mai 1837.

Brockhaus & Avenarius.

Zur Uebung
der
französischen Sprache
für
gebildete Mütter und Töchter,
für
Erziehungs- und Lehranstalten
ist erschienen:

CONSEILS
à ma Fille
par
Bouilly.

Bearbeitet
und
mit einem Wörterbuch
versehen
von
Professor G. Kissling,
Hauptlehrer an der Realanstalt zu Heilbronn und öffentlichem Lehrer der französischen Sprache an dieser Anstalt und an dem Gymnasium daselbst.

2 Bändchen. Elegant geh. 1 Thlr. Sächs., oder 1 Fl. 45 Kr. Rhein. Roh 22 Gr. Sächs., oder 1 Fl. 36 Kr. Rhein.

Unterricht und Übung in der französischen Sprache sind für Mütter und Töchter jeder gebildeten Familie, für die Anstalten, welchen die Letztern anvertraut sind, ein wesentlicher und unerlaßlicher Gegenstand, besonders in jetziger Zeit, wo die Sprache durch so bedeutungsvolle Ereignisse und Beziehungen gesteigertes Interesse gewonnen hat und für manche derselben das Binde- und Lösungsmittel geworden ist. Dennoch besitzen wir in Deutschland nur wenige Übungsbücher, welche für diese Sphäre bearbeitet wären, und noch wenigere, welche ihre Bestimmung für dieselbe erfüllen. Es hat sich also der Herr Verfasser, welcher alle Stufengänge im Unterrichte der französischen Sprache in eigner Wirksamkeit und Erfahrung durchgegangen, welcher durch die Herausgabe mehrer theoretischen Werke: seines Lesebuchs zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische, für Unterricht und eigne Übung, seiner mit unbedingten Vorzug aufgenommenen Bearbeitungen von Florian's Guillaume Tell, Numa Pompile, Voltaire's Charles XII u. m. a. seinen Beruf vor dem größern Publicum bewährt hat, ein unverkennbares Verdienst erworben, indem er das vorliegende Werkchen, welches als Rath und Muster von edler Weiblichkeit schon in seinem Mutterlande nach kurzer Zeit neun zahlreiche Auflagen erlebt hat, für das Bedürfniß von deutschen Lehranstalten, von Müttern, die in Unterricht und Belehrung ihrer Töchter Beruf und Genuß finden, von Lehrerinnen, welche sich dazu bestimmt haben, so bearbeitet hat, daß Entwicklung des sittlichen Gefühls, praktische Lebensansichten und der Reichthum von andern Kenntnissen, welchen es einschließt, mit der Erlernung der Sprache gleich laufen; während die letztere, durch seine eigenthümliche Methode, seinen beispiellosen Fleiß und seltene Faßlichkeit in der Erklärung auf eine Weise gefördert und befestigt wird, welche bisjetzt noch in keinem Hülfsmittel geboten ist.

Wir machen uns daher zum besonders angenehmen Anliegen, auf diese Erscheinung aufmerksam zu machen und werden die Anwendung des Werkchens auf jede mögliche Weise zu begünstigen und zu erleichtern suchen.

Heidelberg, im April 1837.

August Oswald's
Universitätsbuchhandlung.

A. Asher's
Bücherverzeichniss
№ 9.

Inhalt:

	Seite		Seite
1. Verlags- u. Commissionsartikel	1	12. Prachtbücher, schwarz u. color.	49
2. Children's Books	17	13. Altdeutsche Literatur und Seltenheiten	53
3. Livres d'Education	23	14. English Travels, Novels, History, Drama etc.	67
4. Englische Taschenbücher f. 1837	28	15. British Classic Authors	129
5. Classiques français	30	16. Old English Literature, Poetry etc.	133
6. Baudry's Standard Authors	31	17. Sprachkunde und histor. Wörterbücher	139
7. Livres italiens	33	18. Assortiment de livres français (Editions de Paris)	151
8. Livres Espagnols	35	19. Spanische und italienische Literatur	157
9. Griechische u. lat. Classiker, zu herabgesetzten Preisen	35	20. Varia	163
10. Pracht- und Kupferwerke	38		
11. Englische Taschenbücher, zu herabgesetzten Preisen	48		

Preis 4 Gr.

Käufern gratis.

Berlin. A. Asher.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Mozin's
kurzgefaßtes praktisches
Elementarbuch
der
französischen Sprache,
für deutsche Lehranstalten und Realschulen.
Zweiter Theil.

Enthaltend: die Fortsetzung des rechtschaffenen Pächters, über hundert französische und etliche deutsche Anekdoten, zum Übersetzen in beide Sprachen.

Gr. 8. Preis 24 Kr., oder 6 Gr.

Um dieses zweckmäßige Elementarbuch der französischen Sprache nebst seiner kleinen Anekdotensammlung zu beendigen, soll in Kurzem ein Band von leichten und vertraulichen Lesestücken folgen, deren Inhalt geeignet ist, sich dem Gedächtniß einzuprägen und dazu bestimmt, jungen Leuten die französische Sprache geläufig zu machen, oder die Erlernung derselben durch ihren Kräften angepaßte Lesestücke zu erleichtern.

Stuttgart, im Februar 1837.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Zur Verhütung von Collisionen wiederhole ich die Anzeige, dass ich an einer Ausgabe des **Erec** von *Hartmann von Aue* arbeite.

Zittau,

Dr. *Moritz Haupt.*

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* 1837. Zwölften Bandes zweites Heft. (Nr. VIII.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Allgemeine medicinische Zeitung. Herausgegeben von Dr. *Karl Pabst.* Jahrgang 1837. Monat April, oder Nr. 26—34. Gr. 4. Preis des Jahrgangs 6 Thlr. 16 Gr.

Leipzig, im Mai 1837. F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Anzeige

über die neuesten Auflagen und Fortsetzungen

von

J. F. Schaffer's

französischen Sprachschriften.

Im Verlage der **Hahn'schen Hofbuchhandlung** in **Hannover** haben seither die Presse verlassen und sind durch alle Buchhandlungen, auch zur vorherigen Ansicht und Prüfung zu erhalten:

I.

Neues

französisch-deutsches und deutsch-französisches

Wörterbuch

von

J. F. Schaffer.

Inhalt: 1. Alle gebräuchlichen Wörter und ihre verschiedenen Bedeutungen im eigenthümlichen und bildlichen Sinne, dargestellt durch eine Menge von Beispielen aus den besten Schriftstellern; 2. die technischen Ausdrücke der Wissenschaften und Künste; 3. die Benennungen der alten und neuen Geographie, und die Eigennamen der Personen; 4. die Aussprache, wenn sie sich von den gewöhnlichen Regeln entfernt; 5. die vorzüglichsten Synonyme beider Sprachen, in einem besondern Wörterbuche; 6. Tabellen, welche die allgemeine und besondere Conjugation der Zeitwörter, die lexikologische Bildung der Wörter, und das neu-französische Maß- und Gewichtssystem darstellen.

Erster oder **französisch-deutscher Theil.** 92 Bogen. 1834. 3 ℛ.

Zweiter oder **deutsch-französischer Theil.** Erste Abtheilung A—J. 1836. 63 Bogen $1\frac{5}{8}$ ℛ; zweite Abtheilung K—R. 1837. 43 Bogen $1\frac{1}{2}$ ℛ. — Die dritte und letzte Abtheilung S—Z, circa 45 Bogen, erscheint im Laufe d. J., demnach das **Ganze** über **240 Bogen** umfassen und jedoch höchstens **nur 8 Rthlr. kosten** wird, also der Bogen des größten Lexikonformats, auf weißem Druckpapiere, deutlichsten und saubersten Drucks, nur circa 9 Ngr. Die beiden Hauptabtheilungen können auch **einzeln** oder **allmählig** bezogen werden.

Es hat dieses neue Wörterbuch, das Resultat vieljähriger Studien und Vorarbeiten des rühmlichst bekannten Herrn Verfassers, welches nicht allein für die **Schule,** sondern auch für das **praktische Leben** bestimmt ist, bereits so vielen Beifall und Eingang bei Lehrern und Lernenden, so wie nicht minder durch den Reichthum **technischer Erklärungen** in allen Wissenschaften und Künsten, auch bei Geschäftsmännern, bei Handel- und Gewerbtreibenden, bei Militairs, Künstlern u. s. w. gefunden, daß dasselbe keiner ausführlicheren Empfehlung mehr bedarf und daß die Verlagshandlung sich dadurch um so eher im Stande sieht, einen so **höchst billigen Preis,** ungeachtet der großen Bogenzahl und der vorzüglich sorgfältigen Ausstattung, und zwar ohne Belästigungen durch Vorausberechnungen oder heftweise Zersplitterung, anzusetzen, wodurch zugleich die fernere allgemeinste Verbreitung dieses Werks, welches für das **ganze französische Sprachstudium ausreicht** und sich dem trefflichen und vielverbreiteten **lateinischen Handlexikon von Georges** würdig zur Seite stellt, wesentlich erleichtert wird.

Bei dem ungemeinen Wortreichthum der deutschen Sprache im Verhältniß zur französischen, so wie zur Erhöhung der möglichsten practischen Brauchbarkeit gerade für unsere Landsleute, mußte der Inhalt des **deutsch**-französischen Theils den des **ersten** bedeutend übersteigen; allein dieser Umstand verleiht diesem Wörterbuche noch einen besondern Werth für **Deutsche,** welche diesen zweiten Theil **zugleich** als ein Wörterbuch ihrer **Muttersprache,** der **neuesten Zeit** angemessen, zum Nachschlagen benutzen können, während dieser schätzbare Nebengebrauch bei den seitherigen deutsch-französischen Wörterbüchern von beschränkterer Tendenz nicht erreichbar war, da letztere an manchen Stellen nur 5 Wörter darbieten, wo Herr **Schaffer** über 100 giebt, und zwar auch **Fremdwörter, geographische, historische, technische** u. a. **wissenschaftliche Benennungen,** welche oft selbst in den größeren Wörterbüchern der deutschen Sprache als Fremdlinge ausgeschlossen wurden. — Die mit Verlangen erwartete **Schlußabtheilung** des Ganzen ist schon im **Druck** fortgeschritten und wird im Laufe d. J. erscheinen.

II.

Französische Sprachlehre

für

Schulen und zum Privat-Unterricht,

von

J. F. Schaffer.

Inhalt: 1) Aussprache, Orthographie, Anfangsgründe, als erster Cursus; 2) Grammatik, als zweiter und dritter Cursus; 3) Regeln der Syntax, als vierter Cursus; 4) Prosodie und Versbau; Verwandtschaft und Abstammung der Wörter; 5) Alt-französisch, erläutert durch Beispiele.

Zehnte verbesserte und stark vermehrte Auflage. 35½ Bogen compressen Satzes in Lexicon-Octav. 1836. 1 ℛ.

Die gegenwärtige **zehnte** Auflage dieser Sprachlehre, welche wegen der darin durchgeführten **erleichternden praktischen Methode** und wegen der außerordentlichen Reichhaltigkeit der **Beispiele** und **Übungen**, die **jede Regel begleiten**, schon längst des **allgemeinsten** Beifalls und der **weitesten Verbreitung** in Schulanstalten und beim Privatunterricht sich erfreut, hat vor der neunten Auflage den Vorzug einer **noch** größern **Vollständigkeit**, indem sie durch bedeutende **Zusätze**, durch allgemeine Regeln über **Aussprache** und **Orthographie**, besonders aber durch eine allgemeine **Syntax**, welche der dritten Abtheilung als Einleitung vorangeht, wesentlich verbessert und zugleich mit einem bisher noch immer fehlenden kurzen **Register** versehen worden ist. Bei dieser sehr bedeutenden Vermehrung des Inhaltes hat die Bogenzahl durch größere **Ökonomie des Druckes** dennoch nicht zu sehr zugenommen, und der **Preis** des Buches ist daher, wie immer, **äußerst billig** geblieben.

III.

Kleine französische Sprachlehre,

oder

erster Unterricht in der französischen Sprache für die ersten Anfänger,

für Schulen und zum Privatunterrichte

von

J. F. Schaffer.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 14 Bogen in gr. 8. 1834. ⅔ ℛ.

Die gelungenen Leistungen des Herrn Verfassers auf dem Gebiete des französischen Sprachunterrichts und seine sinnreiche, durch den glücklichsten Erfolg überall bewährte, **stufenweise fortschreitende Methode**, haben auch bei dieser neuen kleineren Grammatik eine so allgemeine Anerkennung gefunden, daß dieselbe durch ihre ungemein erhöhete Brauchbarkeit einer eben so außerordentlichen Verbreitung in den Schulanstalten sich jetzt zu erfreuen hat, als wie das vorstehende **größere** Lehrbuch.

IV.

Französisches Lesebuch

mit

erklärenden Noten und einem Wörterbuche

von

J. F. Schaffer.

Dritte, mit mehreren Bruchstücken aus den **neuesten** französischen Schriftstellern und mit Guillaume Tell par M. de Florian vermehrte Auflage. gr. 8. 1835. ⅔ ℛ.

Der Herr Verfasser hat sich durch diese **dritte** sehr vermehrte und bereicherte Ausgabe seines **Lesebuchs** wiederum ein neues Verdienst um die **leichtere** und **gründlichere** Erlernung und Übung der französischen Sprache erworben. Dasselbe ist als eine **Fortsetzung der Sprachlehren des Herrn Verfassers anzusehen**, indem es beständig auf dieselben zurückweis't, und daher den zahlreichen Schulanstalten, in welchen die **Schaffer'schen Sprachlehren** eingeführt sind, unentbehrlich wird; zugleich aber ist das Lesebuch auch dergestalt eingerichtet, daß es **selbstständig** alle bezüglichen Regeln erklärt und nun auch **neben jeder andern Grammatik** mit großem Nutzen gebraucht werden kann, wozu es sich durch seine große Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit, durch die Aufnahme des ganzen Guillaume Tell, dessen erstes Buch auch bereits in der größern Sprachlehre enthalten ist, und durch den **sehr billigen Preis** für Anfänger wie für geübtere Schüler ganz vorzüglich empfiehlt,

Hahn'sche Hofbuchhandlung in Hannover.

In derselben Verlagshandlung sind ferner erschienen:

in der 5ten Auflage

Systematische Bilder-Gallerie

zum Conversations-Lexikon, auch anpassend zu jeder andern Encyclopädie oder Zeitungs-Lexikon, in 226 lithographirten Blättern . . . . . Preis fl. 12. oder thlr. 7.

---

in der 4ten Auflage

Hand- und Schul-Atlas,

allgemeiner, zum geographischen Gebrauche für alle Stände, nach den besten Quellen entworfen und bearbeitet. 26 Blatt in Umschlag broschirt, colorirt . Preis fl. 2. oder thlr. 1. 6 ggr. oder 7½ sgr.

---

in der 12ten unveränderten Auflage

Carl von Rotteck's

allgemeine Geschichte, vom Anfang der historischen Kenntniß bis zur Stiftung der heiligen Allianz.

In drei groß Oktav-Bänden.

Preis fl. 9. oder thlr. 5.

Bei J. J. Weber in Leipzig erscheint:

Allgemeine

Geschichte der neuesten Zeit,

von der Stiftung der heiligen Allianz bis zur Erstürmung Warschau's.

Von

Dr. Ed. Burckhardt.

Ein Band in 6 Lieferungen mit 6 Stahlstichen und einer historisch-geographischen Uebersichts-Charte. Preis einer jeden Lieferung 8 ggr., 10 sgr. oder 36 kr. rhein.

In der Herder'schen Kunst- und Buchhandlung in Freiburg im Breisgau ist erschienen und durch alle Buchhhandlungen zu beziehen:

Historisch-geographischer Atlas

zu den

allgemeinen Geschichtswerken

von

Carl von Rotteck, Pölitz und Becker

in 40 colorirten Karten

von

Julius Löwenberg.

Der hier angekündigte historisch-geographische Atlas wird aus allgemeinen Uebersichts-Karten und Spezial-Karten bestehen.

Dreißig Spezial-Karten

werden die einzelnen Staaten und Reiche in ihren wichtigsten Momenten darstellen.

Zehn Uebersichts-Karten

werden ein Gesammtbild der historischen Schicksale dieser einzelnen Staaten darstellen, nach den zehn Hauptepochen der Geschichte, von ihrem ersten Entstehen bis auf die gegenwärtige Zeit.

Sämmtliche 40 Karten erscheinen in 10 Lieferungen. Die 1te, 2te und 3te Lieferung sind versendet, und enthalten folgende Blatter:

Uebersichts-Karten:
- für die Geschichte von der Völkerwanderung bis auf Karl den Großen.
- für die Geschichte vom Ende der Kreuzzüge bis zur Reformation.
- für die Geschichte von der Reformation bis zum westphälischen Frieden.

Spezial-Karten:
- Deutschland während des dreißigjährigen Krieges, 1618 – 1648.
- Frankreich, eine Uebersicht der Bildung und der Hauptbegebenheiten dieses Staates.
- Polen, von dem Aussterben der Jagellonen bis zur dritten Theilung von 1572 – 1795.
- Das Reich Karls des Großen nach der Theilung seiner Enkel zu Verdun 843.
- Das Reich Alexanders des Großen mit besonderer Angabe Macedoniens unter Philipp und der nach der Schlacht bei Issus entstandenen Reiche.
- Afrika, Uebersichtsblatt für die Geschichte und die geographischen Entdeckungen.
- Preußen, unter der Regierung Friedrichs des Großen.
- Groß-Britannien zur Uebersicht der Hauptbegebenheiten.
- Aegypten und Canaan seit der frühesten Zeit bis auf Moses.

Die 4te und 5te Lieferung welche dem Drucke übergeben sind, enthalten:

Uebersichts-Karten:
- das römische Reich zur Zeit des Augustus.
- für das Zeitalter Napoleons.

Spezial-Karten:
- Deutschland und Frankreich während und nach der Reformation.
- Griechenland, eine Uebersicht der Hauptbegebenheiten dieses Landes.
- Die Völkerwanderung nach ihren Ausgangspunkten, Zügen und Niederlassungen.
- Preußen, eine Uebersicht der Bildung und der Hauptbegebenheiten dieses Staates.
- Italien, eine Uebersicht der Hauptbegebenheiten von der ältesten Zeit bis zum Untergange des weströmischen Reichs.
- Die Niederlande, zur Uebersicht der Hauptbegebenheiten.
  - a. Die burgundisch-östreichischen Niederlande von Karl dem Kühnen bis zum westphälischen Frieden.
  - b. Holland und Belgien seit dem westphälischen Frieden.

Die 6te Lieferung ist im Stiche ebenfalls vollendet und bedarf nur noch der Durchsicht des Herrn Verfassers.

Der Preis jeder Lieferung ist: 48 kr. oder 12 gr. oder 15 sgr.

Einladung zur Subscription.

Im Verlage des Literarischen Museums in Leipzig erscheint:

Vollständigstes französisch-deutsches und deutsch-französisches Handwörterbuch.

Nach den neuesten Bestimmungen und Forschungen herausgegeben von

Doctor J. A. E. Schmidt,
Professor der neueren Sprachen an der Universität Leipzig.

Indem die Verlagshandlung zur Theilnahme an einem Unternehmen einladet, das auf Vervollkommnung von Seiten aller derer zählt, welche sich mit der französischen Sprache beschäftigen, sie sey dann Jemands Fremd ist, der auf Bildung Anspruch macht, konnte sie nicht umgehen, auch die gebotene Theilnahme dauptsächlich der Brauchbarkeit des angekündigten Werkes anzuempfehlen. Ohne nun einem von den älteren Wörterbüchern der Art zu nahe treten zu wollen, darf sie doch sehr die Unternehmen bei Wörterbüchern von lebenden Sprachen wichtigen Vorzug der steten Verbesserung und Bereicherung anpreisen, der in Bezug auf die mancher Fesseln sich jetzt entwickelnde französische Sprache noch besonders Gewicht erhält, und dadurch gerechtfertigt werden, daß sie für die Verbreitung einen Gesichtspunkt gewinnen konnte, der in diesem Falle ebenso erfreut, als durch früheren Mangel vorübergehend befremdet ist. Darf schon dem innern Gehalt solches und vorzüglichen Vertrauen geschenkt werden, so wird ein practischer Druck auf schönem Papier der anfangenden Probe gleich, nicht unbedeutend zum ansprechenden Aeußern dieses Wörterbuchs beitragen. Uebrigens wurden die Verlagshandlung und der Herr Herausgeber keine Mühe und Kosten scheuen, um das brauchbarste unentbehrlichste aller Handwörterbücher der französischen Sprache zu liefern, das dem darum Ersparen, wie dem Anfänger in der Schule, gleich gute Dienste leisten, und zur Einführung für letztere durch seine Billigkeit noch besonders sich empfehlen soll.

Alle 14 Tage erscheint ein Heft von 6 Bogen in dem dadurch billigen Preise von

3 Groschen Preuß. Cour. (11 Kr. Rhein.)

Das erste Heft liegt bereits in allen Buchhandlungen zur Ansicht bereit.

Die Verlagshandlung versprecht das Werk bis December 1837 bestimmt zu liefern, und garantirt das vollständige Erscheinen desselben.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an, und sind von uns in den Stand gesetzt, auf 12 Expl. Ein Freiexempl. zu geben.

Leipzig, den 15. März 1837.

Literarisches Museum.

Druck v. Tierentreich v. Thum v. Kapper in Leipzig.

In der Herder'schen Kunst- und Buchhandlung in Freiburg im Breisgau ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Historisch-geographischer Atlas

Carl

Der hier
sichts-Kart

werden die ei

worden ein G
Hauptgeschen
Sämmt
ferung sin

Die Ate

Die Ate

ABAI

Abaisse, m. (in Bezug auf den einen der geometrischen Theile), Abschnitt, Bogen, Bruch, Niederfall, Niederlage, Niederung, Senkung, Verminderung, Verringerung, Verschlechterung, Verschlimmerung, Verschlimmerung, Verschlimmer

Literarisch-Artistischer Anzeiger. Nach diesem alphabetischen Verzeichniß von Karl Friedrich Hammerschmidt. Mit Kupfern, Karten und Portraits. Dritten bis vierten Bandes erstes Heft. Mit dem Portrait Friedrich des Großen, Königs von Preußen. Jahrgang 1836. Januar bis Juni. Leipzig, 1836. Im Verlage des Herausgebers. 8. (Bogen 1—12.)

Literarische Notizen. — Literarische Anzeigen.

Nr. 146. Dramatische Miscellen für das Jahr 1836. Zweiter Artikel. (Fortsetzung.) — Napoleon als spaßhafter Vorsänger. Gesang und Sprung. — Mozart.

147. Dramatische Blüthenlese für das Jahr 1836. Zweiter Artikel. (Fortsetzung.) — Napoleon als spaßhafter Vorsänger. Gesang und Sprung. (Beschluß.) — Mozart.

148. Dramatische Blüthenlese für das Jahr 1836. Zweiter Artikel. (Beschluß.) — Schillerfeyer und Musik. — Mozart. — Einer Abhandlung der Zeitschrift in den Mus.-Einsätzen der Revue, von P. S. Kaufe. — Malipiero und Mosewius. — Millingtonsche.

Nr. 149. Feinhals. Ein Roman von Gutzkow. Wien. Bei J. Wagenfeil. — Mittheilungen über die Verfassung Glarus im Vorbeimarsche. — Mozart.

150. Feinhals. Ein Roman von Gutzkow. Wien. Bei J. Wagenfeil. (Beschluß.) — Mittheilungen über die Verfassung Glarus im Vorbeimarsche. (Beschluß.) — Literarische Notizen.

151. Die neue Zeit. Ein Roman von den Verfasser des Gelehrten Thoren. Drei Bände. — Literarische, künstlerische und Theaternachrichten. — Literarische Anzeigen. — Ankündigung und auf den gegenwärtigen Standpunkt der Literatur- und Buchhandelsverhältnisse berechnet. Von Heinrich Gottlieb Reichard. Dritter Theil. — Die Rheinische Flagge. — Notizen.

Bericht
über die
Verlagsunternehmungen für 1837
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres, wenn nicht früher, in die Erscheinung eingetreten.

(Der Anfang und die Fortsetzung dieses Berichts befinden sich auf dem Umschlage zum März- und Aprilhefte.)

*45. Hermanns Taschenbuch (Wigand'sches). Die Letzten des Peruaners und des Eskimaners. Die einer Einleitung. Gr. 12. Auf feinem Druckpapier. 20 Gr.

45. — — Novellen. Mit einer Einleitung. Gr. 12. Auf feinem Druckpapier. 20 Gr.

*46. Gilbert (William). Populäre Gespräche in einer neuen und einfachen Darstellung der auf eine richtige und einfache Methode gegründeten Physik. Für Schulen und zum Selbstunterricht. Mit vielen Holzschnitten und einem besonders Anhange für Lehrende. Die Zweifte besorgt. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 8. Auf feinem Druckpapier.

Die neue Auflage wurde zweckmäßig und selbst gewünschte, mehrfach gestaltete Abänderungen erfahren. Einen Anhang für die erste der Herausgabe in London zum Handbuch erhielt, wird in gehöriger Weise hinzugefügt werden, so daß das Buch in seiner neuen Gestalt als vollständig betrachtet werden kann.

*45. Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Vierte Lieferung. Vierter Band. Erste Lieferung. Enthält: Bericht über die Fortschritte der Physik seit 1825. Von Dr. Johann Samuel Traugott Gehler. Zweite Lieferung. Enthält: Bericht über die Fortschritte der Chemie seit 1825. Von Dr. Friedrich Wilhelm Gilbert. Dritte Lieferung. Enthält: Bericht über die Fortschritte der Mineralogie seit 1825. Von Dr. Friedrich Wilhelm Gilbert. Vierte Lieferung. Enthält: Bericht über die Fortschritte der Geognosie seit 1825. Von Dr. Friedrich Wilhelm Gilbert. Gr. 8. Auf feinem Druckpapier.

Diese Lieferungen sind zugleich mit dem Schlusse des Werks bestimmt. Sie werden, wie auch die vorhergehenden, einzeln verkauft werden.

*46. Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Fünfter Band. Erste Lieferung. Enthält: Bericht über die Fortschritte der Astronomie seit 1825. Von Dr. Johann Heinrich Mädler. Zweite Lieferung. Enthält: Bericht über die Fortschritte der Meteorologie seit 1825. Von Dr. Johann Heinrich Mädler. Dritte Lieferung. Enthält: Bericht über die Fortschritte der Mathematik seit 1825. Von Dr. Johann Heinrich Mädler. Gr. 8. Auf feinem Druckpapier.

Diese Lieferungen sind zugleich mit dem Schlusse des Werks bestimmt. Sie werden, wie auch die vorhergehenden, einzeln verkauft werden.

*47. — — Supplement. Gr. 8. Auf feinem Druckpapier. Gr. 4. Auf Velinpapier.

*48. — — Register. Erste Auflage. Kunst- und Schriftgießer. 8. Auf feinem Druckpapier. Gr. 4. Auf Velinpapier.

*49. Berichte (Gazette de). Les deux mondes. Revue Encyclopédique. Choix de Chapitres de l'Histoire de l'Europe et des Voyages. Publié avec l'autorisation de l'auteur. (Avec cartes.) Gr. 8. Tome I. II. III. Auf feinem Druckpapier. 16 Gr.

*50. Baumgartenbilder. Gesellschafts- und Reisebilder, Phantasie und Geheimnisse. Unter Mitwirkung des Herrn Professor Dr. Hoffmann, Professor Dr. Kunisch, Professor Dr. Jüngling, Geheimenarchivarius Prof. Dr. Klenz, Geheimenarchivarius Dr. Zeune, Hofrath Schlegel und Hofrath Dr. Dr. Heinrich J. Pfeiffer. Herausgegeben von Dr. Heinrich Julius Klein. Gr. 8. Auf feinem Druckpapier.

Inhalt: I. Wahlverwandtschaften. Erzählung. (Fortsetzung.) II. Gesellschaftsbilder. Erzählung. (Fortsetzung.) III. Gemeinschaftliche Erzählung (Beschluß). Gespräche, Briefe, Novellen, Phantasien, Anekdoten. Th. I. III. Zu jedem Theile beigefügten, mit einer Vignette. Th.

Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue fortgesetzte Ausgabe von Dr. G. Hartwig. 4. Gotha in Comm. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier, 45 Sgr. (Ladenpreis). Auf dickerm und glattem Druckpapier 1 Thlr. 15 Sgr. Auf feinem Velinpapier 2 Thlr. 15 Sgr.

Die Bäder und Heilquellen Deutschlands und der Schweiz. Ein Taschenbuch für Brunnen- und Badegäste. Zweiter Theil. In neuer Bearbeitung. Mit Karten und Plänen. Auf feinem Druckpapier. Zweite Auflage. Mit einer Einleitung, welche eine Uebersicht der Heilquellen, Bäder und Curorte Deutschlands, der Schweiz und Italiens enthält. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Sgr.

Der Zweite Theil ist auch unter dem Titel:

Die Bäder und Heilquellen Deutschlands, der Schweiz und Italiens. Ein Taschenbuch für Brunnen- und Badegäste. Zweite Auflage. Mit einer Einleitung, welche eine Uebersicht der Heilquellen, Bäder und Curorte Deutschlands, der Schweiz und Italiens enthält. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Sgr.

einzeln verkauft und eine allgemeine Bäder- und Brunnenschrift genannt. Der Dritte Theil ist unter dem Titel: Die Bäder und Heilquellen Deutschlands, der Schweiz und Italiens. Ein Taschenbuch für Brunnen- und Badegäste. Dritter Theil. Mit Karten und Plänen. Auf feinem Druckpapier. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Sgr. auch einzeln verkauft worden und führt den Titel: Die Bäder und Heilquellen der Pyrenäen-Halbinsel, Frankreichs, der Lombardei und Italiens. Ein Taschenbuch für Brunnen- und Badegäste. Mit einer Einleitung, welche eine Uebersicht der Heilquellen, Bäder und Curorte Deutschlands, der Schweiz und Italiens enthält. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Sgr.

Leipzig, im Julius. Die amerikanischen Freistaaten, Canada und das Reisehandbuch an ihren Küsten. Ein Handbuch für Auswanderer und Reisende. Mit einer Einleitung, welche eine Uebersicht der geographischen Verhältnisse, der Producte, des Handels, der Schiffahrt, der Einwanderung, der Auswanderer und der Reisenden

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

830.6
B
1837
June

1837.

Monat Juni;

enthaltend:

30 Blätter: Nr. 152—181, 1 Beilage: Nr. 3, und 4 literarische Anzeiger: Nr. XVIII—XXI.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thaler.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellung auf diese Zeitschrift an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle wenden.

Die Buchhandlungen, welche ihren sich für diese Zeitschrift eignenden Verlag schnell angezeigt wünschen, werden wohl thun, von ihren Neuigkeiten ein Freiexemplar an die Redaction derselben einzusenden.

Gegen Vergütung von 3 Thaler werden Anzeigen, Antikritiken und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung beigelegt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1837.

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Inhalt.

Nr. 153. Der Nachtritt. — Eleonora Leopardi (Beilage zur Wiener Abendpost). — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 154. Eleonora Leopardi. Von Karl Gutzkow. (Schluß.) — Die Dichterin Amalie Schoppe. — Literarische Anzeige.

Nr. 155. Die Dichterin im Verhältniß zur Natur und zur Gesellschaft. Von Theodor Mundt. (Erster Artikel.) — Literarische Anzeige.

Nr. 156. Die Dichterin im Verhältniß zur Natur und zur Gesellschaft. Von Theodor Mundt. (Zweiter Artikel.) — Literarische Anzeige.

Nr. 157. Die Dichterin im Verhältniß zur Natur und zur Gesellschaft. Von Theodor Mundt. (Dritter Artikel.) — Literarische Anzeige.

Nr. 158. Die Dichterin im Verhältniß zur Natur und zur Gesellschaft. Von Theodor Mundt. (Vierter Artikel.) — Literarische Anzeige.

Nr. 159. Die Dichterin im Verhältniß zur Natur und zur Gesellschaft. Von Theodor Mundt. (Fünfter Artikel.) — Literarische Anzeige.

Nr. 160. Die Dichterin im Verhältniß zur Natur und zur Gesellschaft. Von Theodor Mundt. (Sechster Artikel.) — Literarische Anzeige.

Nr. 161. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Schluß.) — Literarische Anzeige.

Nr. 162. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 163. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 164. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 165. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 166. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 167. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 168. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 169. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 170. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 171. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 172. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 173. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 174. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 175. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 176. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 177. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 178. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 179. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 180. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 181. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 182. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 183. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 184. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 185. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 186. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 187. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 188. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 189. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 190. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 191. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 192. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 193. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 194. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 195. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 196. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 197. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 198. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 199. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 200. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 201. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 202. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 203. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 204. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 205. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 206. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 207. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 208. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 209. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 210. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 211. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 212. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 213. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 214. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 215. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 216. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 217. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 218. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 219. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 220. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 221. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 222. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 223. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 224. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 225. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 226. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 227. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 228. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 229. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 230. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 231. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 232. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 233. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 234. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 235. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 236. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 237. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 238. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 239. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 240. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 241. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 242. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 243. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 244. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 245. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 246. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 247. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 248. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 249. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 250. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 251. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 252. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 253. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 254. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 255. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 256. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 257. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 258. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 259. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 260. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 261. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 262. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 263. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 264. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 265. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 266. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 267. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 268. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 269. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 270. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 271. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 272. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 273. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 274. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 275. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 276. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 277. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 278. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 279. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 280. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 281. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 282. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 283. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 284. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 285. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 286. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 287. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 288. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 289. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 290. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 291. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 292. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 293. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 294. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 295. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 296. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 297. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 298. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 299. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 300. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 301. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 302. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 303. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 304. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 305. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 306. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 307. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 308. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 309. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 310. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 311. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 312. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 313. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 314. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 315. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 316. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 317. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 318. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 319. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 320. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 321. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 322. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 323. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 324. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 325. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 326. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 327. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 328. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 329. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 330. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 331. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 332. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 333. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 334. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 335. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 336. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 337. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 338. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 339. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 340. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 341. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 342. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 343. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 344. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 345. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 346. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 347. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 348. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 349. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 350. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 351. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 352. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 353. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 354. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 355. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 356. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 357. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 358. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 359. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Nr. 360. Gedrängt und feiner Eigner. Von Arnold Ruge. (Fortsetzung.) — Wiener französische Literatur. (Fortsetzung.) — Literarische

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 152. — 1. Juni 1837.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Giacomo Leopardi.

Es war ein regnerischer Septemberabend des Jahres 1831, als ich nach mehrjähriger Abwesenheit in den geselligen Kreis eintrat, der sich bei Vieusseux, dem strebsamen und viel verdienten Dirigenten des gabinetto letterario in Florenz, dem Herausgeber der damals noch bestehenden „Antologia", allwöchentlich zu versammeln pflegt. Es waren meist Bekannte, die ich begrüßte: der Trauerspieldichter und Ästhetiker Niccolini, der Kenner deutscher Jurisprudenz Capei, der viel unternehmende und vielgereiste Ciampi, der geschichtskundige Marchese Gino Capponi, der des Namens, den er trägt, vielleicht des edelsten in Florenz, wahrhaft würdig ist, der vielgepriesene Alterthumsforscher Micali, der einsichtige und lebensfrische Geopraph Repetti und sein Freund, der deutsche Landsgenosse Ed. Mayer, der beide Literaturen glücklich vermittelt, der rüstige Streiter und doch persönlich gar liebenswürdige Tommaseo, der seitdem leider verstorbene, so kenntnißreiche und durchaus humane Montani, der preußische Legationssecretair Alfr. Reumont, dessen Name auch ohne beigefügtes epitheton ornans bei uns hinlänglich guten Klang hat, u. A. Nachdem ich den Kreis gemustert und mit den Befreundeten herzliche Begrüßungen gewechselt, blieben zwei Gesichter mir fremd, beide blaß, beide markirt, beides untersetzte, eher kleine Figuren; doch das eine mit einem Ausdruck der Abspannung und Abgeschlossenheit, das andere von unruhiger, vornehme Haltung gewissermaßen nur annehmender Beweglichkeit. Man präsentirte mich und nannte mir die Namen: Prinz von Musignano und Graf Giacomo Leopardi. Mir war gegenwärtig, welch beneidenswerthes Lob Niebuhr dem Letztern in der Vorrede zum Merobaudes schon sieben Jahr zuvor ertheilt, und ich wußte aus persönlichen Mittheilungen, wie sehr des Grafen vertraute Bekanntschaft mit der griechischen Literatur, in einem Maße, wie sie selbst in Deutschland für ungewöhnlich gelten würde, wie sie aber in Italien unerhört ist, unserm Geschichtsforscher — darf ich mich des Ausdrucks bedienen — imponirt hatte. Ich erlaubte mir, einige freundliche Worte deshalb an ihn zu richten, und er beantwortete sie mit einer stummen, fast unhöflichen Linkischheit, der die eckigen Bewegungen seiner etwas verwachsenen Figur einen eigenthümlich abweisenden Charakter verliehen.

Um so natürlicher war es, daß meine Aufmerksamkeit sich vorzüglich dem jungen Napoleoniden zuwandte, dessen Vater (Lucian) in den vergangenen Decennien dem Dictator Europas, seinem Bruder, gegenüber sich wunderbare Selbständigkeit zu bewahren gewußt hatte, und dessen jetziger Wohnort (Canino) durch eine merkwürdige Metastase des Interesses neuerlich die vielbesprochenste Fundgrube griechischen Alterthums geworden war. Wie wenig vermochte ich damals zu ahnen, daß nach fünf Jahren der Fürst von Canino den Nimbus von Theilnahme, der sich ein Menschenalter lang an seinen Namen geknüpft, durch unbedeutende Memoiren selbst zerstören und der vor mir sitzende junge Prinz um dieselbe Zeit wegen eines Verbrechens seinen Richtern gegenüberstehen würde, wo sein Vetter den seinigen nur durch einen bedenklichen Act königlicher Gnade entzogen werden sollte. Indem das Gespräch mit der diesem Kreise so eignen Vielseitigkeit und Beweglichkeit eine bunte Reihe von Gegenständen berührte, hielt es sich ebenso fern von kathedermäßiger Gründlichkeit als von jenem unruhigen Abspringen, das auf die Leichtigkeit des guten Tones Anspruch macht und nur noch mehr ermüdet als das entgegengesetzte Extrem. Freundliche Erwähnungen meiner Arbeiten lenkten die Unterhaltung auf Dante, und es wurde lachend eines, wenige Jahre zuvor gemachten und gänzlich mißglückten Versuches, einen Aufsatz, den ich gegen Marchetti gerichtet, ins Italienische zu übersetzen, gedacht. Die moderner Gesinnung sehr entsprechende Behauptung dieses bologneser Grafen, daß es nur irdische Interessen, politische Parteikämpfe

seien, denen Dante die stolzen Terzinen seiner „Göttlichen Komödie" gewidmet, fanden, einmal in Erinnerung gebracht, wie überall, so auch in diesem Kreise vielfachen Anklang und der Prinz von Musignano äußerte flüchtig, wie er nicht hoffen wolle, daß eine Meinung obsiege, die dem Vater der italienischen Dichtkunst, um ihn zum scholastischen Theologen zu machen, das warme Mitgefühl Derer entziehen würde, die, gleich ihm, den Ungebührnissen in Staat und Kirche entrüstet gegenüberstanden. Leopardi, der bis dahin hartnäckig geschwiegen, entgegnete wie widerstrebend ein paar entschiedene Worte, die ein tieferes Verständniß des Mittelalters bekundeten, als ich erwartet. Man hörte ihm aufmerksam, fast überrascht zu; er aber versank sofort wieder in sein vorriges Schweigen. Seine Stimme blieb die einzige mir gleichgesinnte.

Auf der Gesellschaft, die sich bei Vieusseux zu versammeln pflegte, haftete schon damals, und wol mehr als billig, von Seiten der Behörden ein Verdacht taoelnswerther Gesinnung, dem man weitere Nahrung zu entziehen stillschweigend übereingekommen war. Außerdem erfoderte die Gegenwart des Prinzen, dessen Cousin nach unglücklicher Einmischung in die revolutionnairen Umtriebe der nördlichen Provinzen des Kirchenstaats dort vor wenig Monaten den Tod gefunden hatte, Schonung. So vermied man möglichst lange, von den politischen Ereignissen des Tages zu sprechen; aber ich kam aus den aufgewiegelten Marken, ich hatte wenig Tage zuvor beide feindliche Feldlager besucht, Warschaus Fall war eben erst in Florenz bekannt geworden, und so schloß sich denn an den trockenen Bericht meiner Reiseschicksale bald eine Schilderung der dortigen Zustande, und ehe wir es vermuthet, hatten wir uns in den lebhaftesten Streit über Fug und Recht zu solchen Auflehnungen, über Festhalten am Bestehenden und neuerungssüchtiges Zerstören desselben verwickelt. Trotz meines Hasses gegen alles Revolutionnaire hatten mehre der Persönlichkeiten, mit denen ich in Ravenna in Berührung gekommen, meine lebhafte Theilnahme erweckt. Ich versuchte es, gestützt auf die Argumente, die unter den dort vernommenen mir die haltbarsten schienen, die Unbilden zusammenzustellen, denen jene Landschaften unterlegen, und erklärte, wie ich bei so ganz verschiedenen Verhältnissen mich nicht entschließen könne, die dortigen Unzufriedenen unbedingt in das Verdammungsurtheil zu begreifen, welchem meiner Überzeugung nach die Revolutionnaire von Deutschland und Frankreich unterlägen. Ich wußte, daß Graf Leopardi selber einer angesehenen Familie in den Marken angehörte, und war daher wenig verwundert, als er, obwol erst gegen das Ende dieses, ihm so nahe liegende Gegenstande berührenden Gespräches abermals sein Schweigen unterbrach; um so mehr aber war ich es, als er, sichtbar mit innerm Kampfe, sich in ebenso kurzen als schroffen und schneidenden Entgegnungen gegen den von mir gemachten Unterschied erklärte und auf das ungünstigste gegen die Bewegungen in der Romagna und ihre Motive sich aussprach. Es war indeß leicht wahrzunehmen, wie wenig diese Äußerungen bei den Gegenwärtigen Anklang fanden. Hatte man, als er früher das Wort nahm, mit sichtlicher Freude, ihn sprechen zu hören, sich zu ihm gewandt und, wenn auch verschiedener Meinung, doch wohlgefällig auf seine Rede gemerkt, so schien jetzt nur das nicht abzuweisende Gebot der Höflichkeit eine Unterbrechung zu hindern. Niemand antwortete, als er endete; es waren sichtlich alte, wiederaufgefrischte Misverständnisse, und nach einigen Minuten lebhaft unter den Übrigen fortgeführten Gespräches war Leopardi unbemerkt verschwunden. Drei Jahre darauf erschien sein „Politischer Katechismus", der, indem er das an sich Wahre auf die Spitze stellt, um es hart und schneidend auszusprechen, indem er den Staat der organischen Gliederungen beraubt, aus welchen er geschichtlich hervorgegangen und die ihn innerlich verknüpfen, um das Princip der absoluten Macht an die Stelle zu setzen, gewiß mindern Anklang gefunden, als bei den Verirrungen des Zeitgeistes in Italien dringend zu wünschen gewesen ware.

Es waren im Laufe des Abends Erklärungen zum Petrarca erwähnt worden, die Leopardi vor nicht gar lange herausgegeben. Ich ließ sie mir am andern Morgen aus der Buchhandlung senden und fand kurze, lichtvolle Paraphrasen ziemlich aller Stellen, die dem Verständniß einige Schwierigkeit in den Weg legen; aber weder ein sentimentales Hingerissensein von der Überschwenglichkeit des Dichters, noch ein tadelndes Aufdecken jener eleganten Leerheiten, die bei dem Sänger von Vaucluse so oft uns zurückstoßen. Man konnte nicht wahrnehmen, ob in einem oder anderm Sinne der Erklärer bei seiner Arbeit warm geworden wäre.

(Der Beschluß folgt.)

Ferdinand Raimund's sämmtliche Werke. Erster Theil: Der Diamant des Geisterkönigs und Der Alpenkönig und der Menschenfeind, herausgegeben von Johann N. Vogl. Wien, Rohrmann und Schweigerd. 1837. 8. 1 Thlr.

Raimund als Volksdichter war eine so merkwürdige Erscheinung in unserer an aller dramatischen Volkspoesie sterilen Zeit, daß, wenn man es unternahm, seine hinterlassenen Stücke durch den Druck dem Publicum bekannt zu machen, eine beigefügte Charakteristik des Mannes und eine Geschichte, wie er Das geworden, was er war, von Wichtigkeit gewesen wäre. Dies scheint, dem dürftigen Vorworte nach zu schließen, hier nicht beabsichtigt. Der Herausgeber sagt nicht mehr als: „Was Raimund als Mensch war, das wissen nur Jene zu beurtheilen, welche sich seines nähern Umganges zu erfreuen hatten; Raimund als Dichter war ein Talent, welches die Anerkennung und Würdigung, die demselben zu Theil wurde, schon darum verdiente, weil sein Streben hauptsächlich darauf gerichtet war, die Volksbühne zu veredeln, den Geschmack des Publicums zu läutern und für das Bessere empfänglich zu machen; noch mehr verdiente es aber jene Würdigung, da Raimund sich aus sich selbst herausbildete, durch eignen Fleiß und eigne Kraft sich zu den Höhen der Dichtkunst hinaufzuschwingen suchte und Das, was er war, einzig und allein dem eignen, ernsten Wollen und Ringen zu verdanken hatte." Sonst bittet der Herausgeber die Leser, nur den Gesichtspunkt ins Auge zu fassen, von welchem aus diese Stücke seiner Meinung

nach betrachtet sein wollen, nämlich als Volksstücke, die mit Rücksicht auf die Bühnen, auf welchen sie zur Darstellung kamen, und dem Geschmacke gemäß, welcher auf diesen herrschend war, eingerichtet wurden und in welche daher so Manches aufgenommen werden müssen, was Raimund selbst, wenn er nicht für Volksbühnen geschrieben, gewiß weggelassen haben würde. Dies brauchte kaum gesagt zu werden. Aber schon aus dem Wenigen, was über Raimund's Persönlichkeit bekannt ist, ließen sich andere Schlüsse ziehen. Wie er im Anfange als Schauspieler nicht reussirte, weil er nur nach hochtragischen Rollen strebte; wie er, auf diesem Wege zur Mittelmäßigkeit und Nichtbeachtung herabgesunken, seinen eigenthümlichen Weg, weit abwärts von dem bisherigen, einschlug und, fast im Ärger über die Verkennung eines Strebens, das er für das edlere hielt, populaire Zauberlustspiele schrieb und selbst darin in grotesk komischen Masken auftrat. Wie er, von dem ungeheuern Succeß gehoben, nun glaubte, freies Spiel zu gewinnen und auf Umwegen zu seinem ersten Ziele zurückgehen zu können; wie er daher in die Zauberpossen immer mehr allegorischen Ernst hineinbrachte und in sein komisches Spiel eine Iffland'sche Charakteristik, bis es sein Publicum ihm entfremdete. Wie der Schauspieler und Dichter darauf sich misvergnügt von der Bühne trennte und lange Zeit als Misanthrop umherreiste, namentlich darüber verletzt, daß das Lieblingskind seiner Muse, da wo sie nach ihm den höchsten Flug gewonnen, „Die gefesselte Phantasie", so wenig angesprochen hatte. Wie er darauf in raschem Entschluß wieder zur alten Bahn zurückkehrte und aufs Neue der Liebling seines wiedererwachten leopoldstädtischen Theaters als Schauspieler und Dichter wurde, einsehend, daß seine Kunst sich nicht von den Elementen trennen dürfe, unter denen sie geworden, was sie ist. Wie er endlich durch ein furchtbar tragisches Schicksal, das in seinen grauenhaften Einzelheiten noch nicht einmal ordentlich bekannt ist, halb freiwillig und nicht freiwillig von der lichthellen Erde Abschied nehmen müssen, und wie dieser Komiker das Loos so vieler andern theilt, daß, derweil er zur Ergötzung und Erheiterung von vielen Tausenden arbeitete, ihn selbst ein dauernder Trübsinn plagte und den besten Menschen und heitern Schöpfer geistvoller Arbeiten zu einem Gegenstande des Mitleids aller Derer machte, die ihn näher kannten.

Dies hier Gesagte ist schon viel, und wie viel mag sich noch sagen lassen, was wir nicht wissen, um eine psychologische Biographie zu liefern, welche vom höchsten Interesse sein könnte. Aber wer fühlt sich dazu berufen! Unter Denen, die ihm im Leben zunächst standen, dürfte vielleicht Keiner sein, der einer solchen Arbeit gewachsen wäre. Aber sie könnten wenigstens Einzelzüge hinzutragen, um das Bild einer seltenen Erscheinung zu vervollständigen.

Über Raimund's Stücke, wie sie als literarische Erscheinung sich ausnehmen, zu urtheilen, wollen wir uns, bis die Sammlung vollständig erschienen sein wird, versparen. Vieles nimmt sich freilich, wenn man es liest, ganz anders aus, als wenn man es sieht. Bei welchen neuern Lustspielen wäre das aber nicht der Fall, und ist das nicht im Grunde ein Lob für einen Volksdichter, der nie an die schwarzen Buchstaben dachte, sondern an die lebendige, bunte, tönende Gestaltung auf der Bühne? Einzelne Stellen üben indessen auch im Lesen ihre volle Kraft, zum Beispiel jene berühmte Geistercitation im „Diamant des Geisterkönigs": der Geist des Zephises erscheint und sein Sohn redet ihn an:

Eduard.

Geist meines Vaters! rathe deinem unglücklichen Sohne! Was soll ich beginnen?

Zephises (mit ernster Stimme).

Ich bin dein Vater Zephises und habe dir nichts zu sagen als dieses. (Verschwindet wieder.)

Eduard (spricht langsam).

Er ist mein Vater Zephises —

Florian Waschblei (der Gracioso, Kasperl u. s. w.).

Und hat uns nichts zu sagen als dieses! Nun, das können wir ja thun; riskiren thun wir nichts dabei.

Könnte diese Stelle nicht als Motto über mancher berühmtern Geistergeschichte, die gegenwärtig Lärm macht, stehen? In den Versen ist nicht die Quintessenz des Witzes concentrirt. Sie streifen, ob der Verf. das freilich am wenigsten beabsichtigte, an Schikaneder'sche Mysterienweisheit, z. B.:

Wol soll in der Geister Walten
Lieb' und Großmuth mächtig schalten,
Und ihr Wesen hoher Art,
Wo sich Kraft mit Freiheit paart,
Soll, befreit vom irdischen Band,
Schwingen sich an Äthers Rand.
Doch, sowie's im Menschenleben
Bös'- und Gutgesinnte gibt,
Jener haßt und dieser liebt,
So ist's auch in Geistersphären,
Daß nicht All' nach oben kehren
Ihr entkörpert Schattenhaupt u. s. w.

Doch auch darüber wollen wir erst urtheilen, wenn wir „Die gefesselte Phantasie" gelesen haben, in der uns, auch in den Versen, bei der Darstellung Poesie entgegenklang, welche in einzelnen Naturlauten an Tieck, in manchem Wohllaut an Göthe erinnerte. 101.

Correspondenznachrichten.

Paris, 17. Mai 1837.

Die Franzosen befürchten jetzt ernstlich, sie müßten deutsch lernen, Bier trinken und lutherisch werden. Ich habe dieser Tage in einem Journale gelesen, es würde eine deutsche Nationaloper im Ventadour und eine protestantische Kapelle im Tuileriengarten errichtet werden, beide für die Kronprinzessin Helena, versteht sich; denn die echten Pariser brauchen blos politischen Protestantismus und haben mehr als zur Genüge an der italienischen Bühne, die seit Jahr und Tag weder die Kunst noch die Kehlen der Fashionables weiter brachte. Diese guten Leute wollen blos eine Untugend von den Deutschen lernen: das Tabacktauchen.

Was die Propagation der deutschen Classiker betrifft, so glaube ich noch immer nicht daran. Es sind die Deutschen selbst, die sie kaufen und lesen. Ihre Zahl ist ja dazu groß genug und wächst ohne Zweifel. Die Journale sind noch nicht zu ordentlichen Übersetzern, vielweniger das Publicum zu einer deutschen Lecture gekommen, die man verwegen und unverschämt genug „le galimathias philosophique" nennt, grade als ob jenseit des Rheins die Philosophie das Studium der Handwerksburschen und Taglöhner geworden. Das dynastische Oppositionsblatt: „Le siècle", geht noch einen Schritt weiter als das literarische Proletariat, das Weltweisheit treibt, und darum äußerte es diese Woche seine Furcht vor der Introduction der mecklenburgischen Mundart, welche es le langage des chevaux nennt.

Die „Sprache der Pferde", welche die Deutschen reden, hat es, den Göttern Dank, noch nicht zu dem Wiehern des Liberalismus gebracht, der das civilisirte Frankreich und die Sprache Voltaire's auszeichnet; aber dafür ist sie auch die Sprache par excellence, welche Jeder auf seine Weise führt, der jeder Redner und Schriftsteller einen andern Charakter gibt.

Die Eifersucht gegen die Deutschen geht so weit, daß man die deutsche Diplomatie und Journalistik fürchtet, ängstlich die Capacitäten vermeidet und mit ihrer Familie und ihren Bedienten discutirt. Diese Bedienten der Politik und Literatur, welche nicht selten, ja häufig Juden sind, wissen sich par consequent darob was zu Gute, fühlen der Jungfrau Europa an den Puls und reisen in der Postkutsche bis an den Kanal von Dover und bis an das Ufer der Bidassoa, wo ihrem Verstande plötz-

lich die Welt mit Brettern verrammelt scheint. Es ist immer ein Talent, Ansichten und Meinungen von einem gewissen Ellenmaß zu haben.

Was aber das deutsche Theater betrifft, so vereinige ich dafür meine Wünsche mit dem Publicum und der gebildeten Welt. Paris braucht ein deutsches Theater, ein deutsches Journal und eine große und solide deutsche Buchhandlung, welche Frankreich mit allen Novitäten und Notabilitäten d'outre Rhin in Rapport setzt. Bisjetzt war es daher weder den Deutschen noch den Franzosen in Paris möglich, den wirklichen Zustand deutscher Kunst, Literatur und Tagesverhältnisse kennen zu lernen, denn die pariser Zeitungen bezogen ohne Ausnahme ihre Nachrichten aus der Fabrik eines Übersetzers, und der Buchhandel lernte außer ein paar Classikern alter Währung höchstens die Autoren kennen, die für ihr Geld im Stande waren, sich übersetzen und beurtheilen zu lassen.

Die Pariser aller Classen sind dahinter gekommen, daß die Deutschen nicht blos besser in Zeuch und Leder arbeiten, solider, fleißiger und industriöser sind als die Franzosen, sie merken, daß auch die deutsche Kunst und Poesie und Wissenschaft in jedem Betracht, und daß selbst die deutsche Politik ihnen den Rang streitig macht, sobald die Regierungen die Erlaubniß zur Concurrenz geben. Und dieses mißfällt den einen Weltverbesserern und animirt sie zur Conservirung der alten Gebietsgrenze: der Sprache. Was würde wol von der französischen Staatsimportanz bleiben, wenn diese Sprache aufhörte Idiom der Diplomatie und Reisewelt zu sein? Nichts als die Revolution von 1789—1857, nichts als ein Charivari von Reformen ohne Reform; denn die Idee und die Freiheit, die jetzt regieren, waren von den Philosophen und Dichtern des vorigen Jahrhunderts, d. h. von den Socialdoctrinairen des Friedens, gegeben.

Ich verspreche mir viel für die Geschichte und die Menschheit durch die Katastrophe, die mit der Vermählung des Herzogs von Orleans eintritt. Dieselbe pacificirt und entwaffnet Europa, dieselbe befreit es von der Freiheit und von ihrer Gegnerin, die auf unser Aller Kosten miteinander Krieg führten auf unsern Auen und mit unserm Gelde und Geiste. Das Geld muß eine nützliche Macht, der Geist der einzige Gebieter sein auf Erden.

Mit der französischen Literatur ist es jetzt schlechter bestellt als jemals, denn außer den italienischen Schilderungen von Méry wüßte ich kaum ein einziges Buch dieses Jahres zu nennen, das die Reputation der Kritik verdient. Die alten Koryphäen haben nichts geschrieben, Hugo und Dumas treiben Doctrinairpolitik, um Akademiker und Pairs zu werden, und Chateaubriand, Lamartine, Delavigne, Scribe, Balzac, Gozlan, Lamennais und Sand, Alle sind über den Lenz ihrer Schriftstellerei hinaus, oder ganz und gar Greise und — Rococo geworden. Die Bühne hat gar nichts Erhebliches producirt, aber den Beweis wie gewöhnlich geliefert, daß die Pariser Abderiten sind, die ein gutes wie ein schlechtes Stück geduldig eine Zeit lang hinnehmen. Ihr kritischer Verstand wird durch eine wohlorganisirte Claque und eine Cameraderie der Autoren und Recensenten dermaßen in Unterwürfigkeit gehalten, daß man oft genöthigt ist, ganz und gar daran zu zweifeln.

Es sind Memoiren Lafayette's erschienen, die seine Familie herausgab. *) Da nun aber die Periode des Liberalismus der des Kosmopolitismus wich, so kam das Werk wenigstens drei Jahre zu spät, um viele Leser zu finden. Lafayette war der unbescholtenste, beste Charakter der Revolution; aber er hatte das Schicksal Napoleon's, nur seiner Zeit zu leben und dann — außer Mode zu kommen. Die Ära des Friedens, der Intelligenz und materiellen Interessen verdrängte die Helden und Tribunen der Völker. Außer dieser Schrift kann ich Ihnen noch einen neuen Roman vom Vielschreiber d'Arlincourt, „L'hermite", und ein großes artistisch-archäologisches Werk über Syrien von Leon Delaborde anzeigen. Der Letztere hat früher bereits ein ähnliches Opus mit Großfoliokupfern über das Steinige Arabien drucken lassen, auf seine Kosten, versteht sich. Delaborde reiste mit Bequemlichkeit und Liebhaberei. Da er Geld genug hat, seine Skizzen und Mappen zu veröffentlichen, so wird er unfehlbar der Wissenschaft von Nutzen sein und der Welt ein Werk hinterlassen, daraus Diejenigen, die andere Werke machen, etwas schöpfen können. Wir besitzen bereits an die Hunderte solcher kolossaler Editionen, die in den Bibliotheken vergraben liegen, und es ist dabei nur zu beklagen, daß noch immer kein praktisches allgemein faßliches Buch darüber und daraus, auf eigne Anschauung mitbegründet, verfertigt werden.

Schließlich die Bemerkung, daß, nachdem die periodische Presse alle Staberliaden von dem Räuber Schubri erschöpft hat, das hiesige Theater Gymnase den Helden dramatisch verspeiste. Täglich applaudirt Jan Hagel der Mittelclassen das Vaudeville. 18.

*) Wir berichten nächstens ausführlich darüber. D. Red.

Mensch, Engel oder Teufel. Byron's Leben und Abenteuer in England, Italien und Griechenland. Von Eduard Magnien. Zwei Bände. Meißen, Goedsche. 1837. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Mit der Anzeige dieses Werkes können wir uns sehr kurz fassen. Der Verf. gibt Byron's, des großen und doch unglücklichen Dichters Leben in einer poetisch-phantastischen Verarbeitung und in einer dialogischen Trilogie, deren Abschnitte die obengenannten drei Länder und Byron's thaten- und gedankenreicher Aufenthalt in denselben bilden. In gewissem Sinne ist dieser Versuch, eine durchaus übergreifende poetische Persönlichkeit auf poetische Weise zu reflectiren, als nicht mislungen anzusehen. Ein tüchtiges Studium der Werke Byron's und eine daraus hervorgegangene liebevolle Befreundung mit dem freund- und freudelosen Dichter wird dem Verf. nicht abzusprechen sein. Alle Persönlichkeiten, welche das meteorengleiche Dasein des ausgezeichneten Mannes einst in seine feurigen und excentrischen Kreise zog, treten hier in ihrer eigenthümlichen Stellung auf: die Fornarina, die Gräfin Teresa, die edlen Griechenhäupter, der zartere Shelley, der treue Fletcher, die jungen lockern Theilnehmer seiner wüsten Nachtgelage in Newstead-Abtei, die Cousine Maria, seine erste Liebe, und noch viele Andere. Will man die Haltung und auch einigermaßen das Colorit des Ganzen mit einem andern derartigen Stück vergleichen, so wird dies am füglichsten der „Napoleon" von Alexander Dumas sein, nur daß aus der abweichenden Persönlichkeit der Helden freilich auch ganz abweichende Richtungen hervorgehen. Wir wollen dem Verf. durchaus nicht abstreiten, daß der Versuch, eine so gewaltige, umfassende, dämonisch-räthselhafte Dichtergestalt, wie die Byron's, auf diese Weise wieder ins Leben zu rufen, an sich etwas Großartiges hat, und um so weniger wollen wir kleinlich mit ihm rechten, wenn Manches in der Ausführung hinter dem leitenden Gedanken zurückblieb.

Bruchstücke als Proben und Belege unsers Urtheils mitzutheilen, erlaubt die eigenthümliche, dabei sehr ausführliche Darstellungsweise und Formirung des Verf. nicht. Wir müßten, um hierin etwaigen Ansprüchen zu genügen, ganze Scenen abschreiben, wozu uns in der That der Raum gebricht. Bei dem Ernst jedoch, den wir in der Anlage des Buches und in der Absicht des Verf. wahrgenommen, wollen wir wünschen, daß er auch andererseits billige Beurtheilung finde. 71.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 153. — 2. Juni 1837.

Giacomo Leopardi.

(Beschluß aus Nr. 152.)

An einem der nächsten Tage traf ich bei einem Besuche, den ich Capei machte, den Grafen Leopardi. Das Gespräch, das sich hier entspann, steigerte mein Interesse lebhaft, und mit der größten Theilnahme hörte ich, was mir Capei, als wir allein waren, von Leopardi berichtete. In günstigen, ja glänzenden Verhältnissen geboren und erzogen, hatte er sich von früh an wegen der leichten Verunstaltung, mit der er auf die Welt gekommen, überall zurückgesetzt geglaubt. Ernst und menschenscheu, hatte er den größten Theil seiner Jugend auf einer entlegenen Familienbesitzung fast einsam verlebt und mit übermäßigem Fleiße und dem glücklichsten Erfolge wissenschaftlichen Studien obgelegen. Um die gleiche Zeit, wo diese geistigen Anstrengungen seine Nerven zerrüttet und ihm ein schweres Unterleibsleiden zugezogen, hatte die Liebe, deren er sich voller Mistrauens bis zum Mannesalter erwehrt, mit aller Macht lange verhaltener Leidenschaft seiner sich bemeistert, und der kurze Rausch eines scheinbar beglückenden Verhältnisses war nach wenig Monaten durch die herbsten Erfahrungen, durch bittere Enttäuschung geendet. Solchen Schlägen war der von jeher schwächliche Körper erlegen; eine Todeskrankheit hatte ihn lange Wochen an dem Rande des Grabes gehalten, und als er endlich langsam und unvollkommen genesen, blieben Körper und Geist unter dem Drucke eines anhaltenden Siechthums. Stumm und unthätig konnte er nicht selten Tage und Wochen hinträumen, oder vielmehr brüten und theilnahmlos an sich vorübergehen lassen, was ihn oder die Seinigen am nächsten betraf, gleichgültig wie die Tage, so die Menschen kommen und scheiden sehen. Geschah es späterhin, daß er sich wieder mitfühlend erwärmte, schloß er sich innig, ja wol leidenschaftlich an Einzelne an, so war es dann wieder nicht selten, als ob ihn plötzlich Reue ergriffe; er brach ohne Anlaß die scheinbar erquickendsten Verhältnisse ab, und man erfuhr, er sei zurückgekehrt in seine Einsamkeit, wo er Wald und Fels und Mondennacht vielleicht allein sich wahrhaft befreundet wiederfand. Dabei kehrten seine körperlichen Leiden mit immer neuer Heftigkeit wieder und ließen schwer begreifen, wie es dem unter ihnen fast Erliegenden möglich war, zu so bedeutenden Erzeugnissen, als er von Zeit zu Zeit seinen Freunden mittheilte, Muth und Kraft zu finden.

Am nächsten Abend folgte ich Capei's Aufforderung, ihn zu Leopardi zu begleiten. Wir fanden den Grafen zwei Treppen hoch, schlechter als bürgerlich eingerichtet, fast ohne Bücher und scheinbar unbeschäftigt. Ich blieb einige Stunden und schied mit der Überzeugung, einem wahrhaft edeln Mann von der größten geistigen Bedeutsamkeit näher getreten zu sein, als ich hoffen zu dürfen geglaubt hatte. Öfteres Wiedersehen wurde für die Zeit meines Aufenthalts in Florenz verabredet, einen Tag wollten wir zusammen auf dem Lande verbringen und Dante zum Begleiter nehmen, um uns über einige Fragen, die wir verschieden beantworteten, wo möglich zu einigen.

Gegen Mittag des andern Tages brachte mir ein Bedienter die Empfehlungen des Grafen, der am Morgen nach Rom gereist sei, und ein Exemplar seiner eben erschienenen „Gesänge" mit einer freundlichen Inschrift.

Diese „Gesänge" „Canti", die ich seit jenem seltsamen Abschiede manches Mal und mit immer wachsender Theilnahme für den unglücklichen Dichter gelesen, stehen vereinzelt in der neuern italienischen Lyrik. Völlig entkleidet von aller künstlichen, durch die Zierlichkeit ihres Baues bestechenden Form, oft des Reimes gänzlich ermangelnd, ohne jene zugespitzten epigrammatischen Gedanken (concetti), für welche die Italiener ebenso viel Meisterschaft als Bewunderung hegen, überströmen sie von einem tiefsinnigen trost- und hoffnungslosen Weh, das, wie verschiedene Töne auch angeschlagen werden, gleich dem melancholischen Refrain einer Volksmelodie immer wieder und wieder erschütternd hindurchklingt. Dabei eine Unmittelbarkeit der Naturanschauung, ein Verständniß der geheimnißvollen Sprache, die ebenso gut als der Wald im Brausen des Gewittersturmes auch das im Morgenhauch nickende Gräschen dem Vernehmenden zu reden weiß, wie ich wenigstens bei den Italienern nie gefunden zu haben mich erinnere. Mahnt doch die Schilderung des Mondenlichts, wie es seinen schwermüthigen kühlen Schimmer über Thäler und fernes Berggehänge breitet, die in diesen Blättern mehr als einmal wiederkehrt, an die schönsten, unserm Gedächtniß befreundetsten Stellen deutscher Dichter. Weht nicht in jenem „einsamen Leben" um die Ufer des düstern Waldsees vernehmlich der weihende Hauch

des Schweigens wie in Tieck's „Waldeinsamkeit"? Und dabei ist es, als ob durch den scharfaufgeprägten Charakter üppiger südlicher Natur jene Wehmuth im Gegensatze noch ergreifender und rührender würde, als wo sie durch das klagende Rauschen nordischer Fichten dringt. Und die nie zu erschöpfende Trauer über Italiens entwürdigendes Loos, über die Entartung der meisten seiner Söhne, wo hätte sie wol eine edlere, ernstere Stimme gefunden als hier? Nicht die zum Übermaß und Überdruß gehörte Klage ob der Unterwerfung italienischer Landschaften unter deutsche Scepter wiederholt sich hier, sondern die viel wahrere und tiefer begründete über bethörtes und aller warnenden Erfahrung zum Trotz ewig wiederkehrendes Hingeben an französische Schmeichelworte und französischen Freiheitsschwindel, gleichgültig ob er den Ruhm größerer Jahrhunderte an die Seine, oder das Blut der Söhne an die Beresina fodere. Eines nur verletzt, Eines fehlt in diesen tiefergreifenden Gesängen: aller Schmerz und alle Leiden, sie erscheinen nur als ungleiche Waffen, mit denen das Schicksal uns Sterbliche feindlich zu Boden schmettert, und denen, so schwach auch unsere Kräfte seien, entgegenzukämpfen unser einziges Verdienst ist; daß das Unglück eine Prüfung, ja für Den, der es recht zu tragen weiß, eine Segnung Gottes sein könne, das ist nirgend ausgesprochen.

Kannegießer's eben erschienene Übersetzung *) verdient den Ruhm der Treue, der frühern Arbeiten dieses fleißigen und sorgsamen Schriftstellers einstimmig zu Theil geworden ist, mit um so größerm Rechte, als hier die Form mindere Schwierigkeiten entgegenstellte als z. B. bei Dante. Lesen sich aber dennoch diese Gedichte auf deutsch nicht eben leicht, so trägt die Schuld davon lediglich die Prägnanz des Gedankens, die auch das Original Manchem, der seinen Metastasio geläufig genug übersetzt, nicht ohne Anstoß und Bedenken lesbar machen wird.

Karl Witte.

Romanenliteratur.

1. Celeste. Eine Erzählung nach Mortonval's „Un secret d'état" aus dem Französischen übersetzt von L. Kruse. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1836. 8. 2 Thlr.

Gewiß ist schon mancher Wagen umgefallen und dadurch ebenso mancherlei Heil und Unheil herbeigeführt worden; es fragt sich aber, ob jemals eine solche Maschine verhängnißvoller umwerfen konnte als der Miethwagen, welcher zur Carnevalszeit 1806 an der Ecke der Straßen Filles-Saint-Thomas und Notredame-des-victoires in Paris zwei junge Damen in ein verdächtiges Haus schleuderte. Mit der dem Franzosen eigenthümlichen Gewandtheit wird dieser Umstand benutzt, uns manche interessante Figuren und Situationen vorzuführen und endlich eine der Damen, Celeste, in die Arme eines jungen Mannes zu legen, welcher sie in jenem Hause überraschte. Ref. aber muß bekennen, daß ihm die Erzählung zu lang erschienen ist; eine deutsche Feder würde aus dem Stoffe vielleicht eine treffliche Novelle gebildet haben, indem sie Manches hätte fallen lassen, was dem Franzosen nothwendig schien. Überflüssig ist nun auch allerdings nichts in dieser Erzählung eigentlich zu nennen, aber künstlerisch nothwendig ist Manches durchaus nicht.

2. Der Diplomat. Ein Gemälde der pariser Sitten von Julius Lacroix. Aus dem Französischen. Zwei Bände. Stuttgart, Erhard. 1836. 8. 2 Thlr.

Das sind die pariser Sitten und, von der Form abgesehen, die Sitten aller großen Städte, mit den dicksten, schreiendsten Farben und dem derbsten Ausdruck wie der schroffsten Zeichnung dargestellt. Absolut unabweisliche Wahrheit spricht das Buch auf jeder Seite aus, das ist nicht zu leugnen; es fragt sich nur, ob wir an einer Colorirung Gefallen finden, die nur für ordinaire Gassenaugen einen wohlthuenden Zauber ausüben kann. In der Form zeigt sich der gewandte Franzose. Das ganze Buch ist Dialog, mit einer Sicherheit behandelt, die wirklich in Erstaunen setzt, und der Übersetzer bethätigt nicht minder den alten deutschen Übersetzerruhm: das Buch liest sich durchaus deutsch, und unser Reichthum an markigen Ausdrücken ist eben bei diesem markigen Buche mit so vielem Geschick benutzt worden, daß man fast glauben sollte, das Original stehe in dieser Beziehung der Übersetzung nach.

Eine allgemeinere Bemerkung mag Ref. nicht zurückhalten. Leser, welche mit der deutschen Literatur vertraut sind, werden sich jener Romane und Erzählungen wol erinnern, welche die Freude unserer Voräitern am Schlusse des 17. und im Anfange des 18. Jahrhunderts ausmachten. Jene knorrigen Gestalten und mastigen Redensarten, in schöne Kleider und schöne Lippen gesteckt, werden dem unterrichteten Leser in ihrer ganzen Farbenbreite vor Augen stehn. Mit leichter Hand wären diese romantischen Machwerke in die Gegenwart zu transponiren, und wir hätten dann genau dieselben Darstellungen, welche unserer heutigen Jugend so nageineu und entzückend entgegenfunkeln. Namentlich sind es die bewunderten Franzosen, welche jetzt erst einen Weg einschlagen, den wir längst verlassen, und wir Deutschen, deren Gravität nicht hindert, uns zu Affen der ganzen Welt zu machen, wir treten oft genug in ihre Fußtapfen und meinen wunder zu welchem Ziele wir gelangen. Was unsere Meister geschaffen, erscheint uns fade, farblos, und haben sie in echter Kunstweihe einmal ein Bild menschlicher Versunkenheit aufgestellt, so schreien wir von Übertreibung, werden sehr roth wegen Jugendgefahren, oder mühen uns ab in Verdammungsurtheilen. Ist aber ein Buch aus dem Französischen übersetzt, so ist es jedenfalls gut, wenn nicht gar vortrefflich, wiewol das ganze Werk vielleicht ein Majestätsverbrechen, eine Sünde wider den heiligen Geist echter und wahrer Kunstschönheit ist. Ref. hat sich über den „Diplomaten" oben schon ausgesprochen und wiederholt, daß das eben Gesagte eine allgemeine Betrachtung sei.

3. Ben Brace, der Letzte von Nelson's Agamemnon. Vom Flottencapitain Frederick Chamier. Dem Englischen nacherzählt von G. N. Bärmann. Drei Theile. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1836. Gr. 12. 3 Thlr. 18 Gr.

Hergebrachter Weise ist es die schlechteste Empfehlung für ein Buch, wenn wir sagen: es ist Wasser! Ref. aber weiß dem vorliegenden keine bessere, würdigere Empfehlung zu geben als durch die Worte: jeder Buchstab' eine Woge, ausgesprochen wird. Parallelisiren liebt Ref. nicht sehr, sonst böten ihm Marryat und Chamier vielfältige Vergleichungspunkte dar; gewiß aber scheint es, daß Ersterer eine Bahn gebrochen hat, auf welcher der Andere in würdiger Weise vorwärtsschreitet. Chamier versteht die Kunst des Vortrags meisterhaft; nur im dritten Theile werden wir an einigen Stellen daran erinnert, daß nicht Ben Brace in seiner ehrlichen geraden Seemannsweise das Buch geschrieben und herausgegeben hat, und eben in diesem dritten Theile wird die bemerkbare Abweichung zugleich gültig motivirt. Rücksichtlich des Stoffes mochte kaum eine glücklichere Wahl für einen Seeroman getroffen werden als Nelson's Argonautenzüge, die sich aus dem Munde des schlich-

*) Gesänge des Grafen Giacomo Leopardi nach der in Florenz 1831 erschienenen Ausgabe übersetzt von Karl Ludwig Kannegießer. Leipzig, Brockhaus. 1837. Gr. 12. 16 Gr.

ten Ton Sterne zur wunderlust und mächtigkeit anfahren. Das zweyten bilden ihre persönlichen Gegensätze und wandte einige Hauptzüge Moratorie deutet Personen, als wohlgemachte Spröden, den verloren Sohn, welcher sich durch das Evangelium des geringen Verdienst bekehrt, und seine frühere Jugendlust vergessen, daß wir mit englischen Schiffen sagen. Ref., als eine ästhetischen bandwerk, erinnert die übrigens das Verfahren, daß ihm persönlich das beste den alten bahlbilden und einzelnen Ton und das beinahen Ton im Verwandtschaftsrath am meisten zusagt.

4. Jonathan Jefferies Wallton, oder Scenen aus Amerikas Norden von Frances Trollope. Aus dem Englischen von G. Richard. Drei Bände. Aachen, Mayer. 1836. Gr. 12. 2 Thlr. 12 Sgr.

Wie Deutschen wissen und der Welt, handlung bekannt, daß es sie gefallen wollte, als Mutter schreiber, gewöhnliche Erfindung und einheimische Handlungsweise einen einen deutschen Mann mit seiner Familie aufzuführen, in der bereiten Kreise aber weise nächstehenswerter mit ihrem Buche ungefähren sein. Anerkennung verlieren gelegentlich Jefferies, die auf alle Bedürfnis der Reise und Wachen verwiesen. Klein, wenn wir auch bei Schon ihre wollen, mit einem Buch der Welt, womit ist und Erwartungen zu erfassen, in denken wir doch eine kleine eingeschränkt, anständigen Beschreibung des ganzen Verhältnisses nicht vermissen, und sah ist wirklich der Fall. Überhaupt ist der ganze Roman zu weitläufig geschrieben, zu breit, und besonders erscheinen uns die vorgeführten Zustände in einem Reisenden solchen Romanen Jefferies, die auf alle Art Bedürfnis geheilt, und es wird uns seine Schuld, sein Klubvereine fast pragmatisch entwickelt, daß aber verlieren wir ihn aus den Augen und gewinnen ihn erst wieder in einem Gasthof als Begebenheiten. Diejenigen seiner haben, denen eine nähere Bekanntschaft in den Augenschauungen und besten Folgen verfügt sein sollte, wenden dieses Buch wahrscheinlich ebenso bald als unzufrieden aus der Hand, als wir es thaten. Derselben mit so manchen englischen Romanen, die bei Walter Scott mit eingeschlossen, zu engen sind.

5. Die Masken von Neuvenelles. Aus dem Französischen. Roman aus dem Englischen des W. Godwin. Zwei Theile. Altenburg, Oberländer'sche Buchhandlung. 1836. Gr. 12. 1 Thlr.

Eine Verführungsgeschichte! Der Brief, wol führend, daß er ein sich abgemeine Thema vor sich hob, faßt seine Verhaltungen hinter einer, weitläufig von einem Englischer zugeschlossen Herrn zu verbessern, die sogar sich auf die weitern Masken erfreute, besonders aber in den häufig wiederkehrenden biologischen Partien weitläufig und unerquicklich erinnern. Gruben, Bekennen, Schwören, als Weiber sind alle von gleicher Qualität, und Verführungsgeschichten sind ebenfalls so fieben darin auf gleicher Linie. Doch möchte das eben darauf beruhen, daß wir durch Reinlichkeit abgenutzte Gerüste des Verführers durch zwei nicht unerfindliche Bände; das Verdrießlichste dieses Buches ist, daß es sich in der Mitte des Ganzen zu nennen beliebte. Der Verfasser der bekannten Machwerke ist todt geworden, und es gelingt einem italienischen Arzte, dem gutsiechen Kranken und Jüngling stehenden Alters das Leben wiedergegeben. Ein Concert leitet den Träumerischen auf die Idee der Seelenwanderungen, indem das wunderbare Wesen, welches den Körper belebt, unsichtbar und wahrgenommen in einem andern Körper transponirt wird. Dem Ref. hat es nicht gelingen wollen, dies an sich schöne Idee künstlerisch, poetisch durchzuführen, und um auf diesem Wege kennte sie einen genügenden, ergreifenden Eindruck ergeben. Bielleicht ist sie ihm selber nicht klar geworden, denn er muthmaßet den Leser und will ihn doch zum Glauben zwingen. Ref. ist ohne allen Zweifel, Th. I. S. 250 u. 251, ist ohne allen Zweifel, geistlos, höchlich geistreichlich; wie können und bei Gelegenheit einer Anmerkung, die sich auf die Ansicht „Kronenwächters" bezieht, ist, nicht erwehren, wiewol sie hier unmöglich ist.

Das Buch selbst ist eine interessirenden Form, und nur der traurigste Schluß verstimmt uns mit dem Werk, ohne den Inhalt eines Buches zurückgeben oder gar ganz gelöst nehmen zur gewiß Leser zu Freyland, und so bleibt das Schlußwort des Romanes in der Schwebe schließt problematisch. 46.

Literarische Notizen aus England.

Ihren Vertagen, über den gegenwärtigen Zustand der Literatur in England einen Aufsatz von uns zu lesen, ferne ich mich, schon Vorrige Artikel zu sagen, indem ich wünsche und aus Ansichten zu denken bitte zu meiner Hauptbeschäftigung gemacht, und mit gelehrter Mühsam bereits mich zu meinen Letzten Gelegenheit gefunden habe. Eine große Klage vernehmen ich von allen Seiten über Mangel an bedeutenden Werken, die nach ihnen so lieben sehr erschienen, daß sie von der Welt des leichten Stoffes hinweggeschwommen werden und faß gar nicht zu bemerken sind. Absolute Ausgenommen hier ab sind die Kunst, über die Gründgesichtet der Gegenstände der Malerei, Gemälde und Architektur und über die Kunstfreunde. Eine gegen Ansicht Wolle man auf diese hören, so wäre es allerdings traurig mit der literarischen Kunst bei uns bestellt; allein in Wahrheit ist dem nicht so sehr, und man muß vielmehr bekennen, daß England, wenigstens seit den letzten Jahren seiner Reife ungeheuer, am etwas Großes zu leisten, und bauernd nicht blos Vorzügliches, sondern dem ganzen Continente und dem nördlichen Amerika Bewunderung und den höchsten Beifall der Unterhaltung hervorbringt hat, auch jetzt in seinen Gebieten nicht nachsteht, sondern vielmehr und Fortschritt zu leisten fortfährt. Zeit Jahr der Bücher, welche seit dem Januar hier erschienen sind, stehen bedeutend in einem gänzlichen Verhältnisse zu ihrem Gebiete und sind in jeder Hinsicht bedeutend zu nennen. Freilich scheint die Menge der Bücher, welche jährlich erscheinen, und welche kennen man weil dem Publicum zuschreiben, welche auf eine große Gewalt über die Literatur ausüben und dem bedeutenden Werken oft im Gewande der Dichtung ausüben, nun sich Eingang zu verschaffen; auch ist die Zahl der Übersetzungen Damen nicht gering, die, wenn sie die Feder in die Hand nehmen, weit mehr zu tüchtig als Dichtern denn Dichtern, und man findet sich in der Reihe solcher Schriftstellerinnen am Frauen vom höchsten Range, deren Einfluß von Bedeutung ist, wie Miß M. L. Rogers, Lady Charlotte Bury, und neuen wir Gelt endlich, welches sie solche Productionen beginnt wird, welche und auch Miß Porterfield, diesen Jungen der literarischen Ehre zu leihen. Weimer, hier ich, erhält sie einen im Kapitel herausstimmenden Roman in einem Bande so ungeheuren Bande von 1000 Pf. St. Auch der Inhalt der meisten dieser Bücher ist für eine große Klasse von Menschen vorzüglich und recht geeignet, eine Klasse, die man wenigstens dem Zeit und den Zustand der Gesellschaft zu verdanken, sie können oft einen Schein von Bedeutung und Gehaltvolle, bis das Gewicht bilden, ohne die Thatsache zu verunreinigen, und können so eine Menge des Lesens und der guten Bücher bestimmen. Das beste Art ist „Falkner, a novel, by the author of Pelham" (der berühmte Mrs. Gladley) (3 Bde.); ein Gegenstück, die mehr Gedanken und viele Empfindungen als Charaktere und Situationsübergangen enthält und in dieser Hinsicht einen höhern Werth besitzt. Verschieden davon, aber nicht minder bedeutend ist „Abel Allnutt, by the author of Hajji Baba" (3 Bde.), welches und eine Familiengeschichte einfach und naturlich ergählt und so vieles Interessante darbietet, daß man bis zum Ende mit spannender Aufmerksamkeit liest. Ähnlich an Geist, aber komisch und humoristisch in der Darstellung ist „Jack Brag, by the author of sayings and doings" (3 Bde.), der Inhalt ist nicht so sehr bedeutend als die Charaktere, mit denen man bekannt wird. Einen Gegensatz dieser Art bildet

Doch lasse mich ich in die Kritik verweilen; einer mich auf weniger Seiten, Bücher, Gedichte, Romane, Novellen, Dramen, Opern, Ballette, Pantomimen, Concerte, Kirchenmusiken, Oratorien, Messen, Requiems, Cantaten, Symphonien, Ouverturen, Sonaten, Fugen, Variationen, Etuden, Capricen, Lieder, Balladen, Romanzen, Arien, Duette, Terzette, Quartette, Quintette, Sextette, Septette, Octette, Nonette, Decimette, Undecimette, Duodecimette, Tredecimette, Quatuordecimette, Quindecimette, Sedecimette, Septendecimette, Octodecimette, Novemdecimette, Vigintette, Concertstücke, Divertissements, Potpourris, Fantasien, Capriccios, Rondos, Walzer, Polonaisen, Mazurken, Cotillons, Quadrillen, Galoppaden, Ecossaisen, Contretänze, Menuetten, Gavotten, Bourrées, Passepieds, Sarabanden, Courenten, Gigues, Chaconnen, Passacaglien, Allemanden, Tarantellen, Saltarellen, Pavanen, Galliarden, Volten, Tripudien, Pyrrhichien, Sicilianen, Hornpipes, Canarienvögeln, Tyroliennen, Cachucas, Fandangos, Seguidillas, Boleros, Jotas, Polos, Malagueñas, Rondeñas, Zapateados, Sevillanas, Manchegas, Olés, Panaderos, Trianas, Mosquitos, Ferandulas, Gitanos, Cachirulos, Fandanillos, Alboreas, Peteneras, Murcianas, Rosas, Caracoles, Soleares, Serranas, Jaleos, Playeras, Deblas, Trianas, Mirabras, Rondeñas, Polos, Cantes, Livianas, Mineras, Tarantas, Tarantillos, Cartageneras, Murcianas, Rondeñas, Granadinas, Sacromontes, Zambras, Jaleos, Alboreas, Soleares

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 154. — 3. Juni 1837.

Die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geſchichte des Menſchen, oder allgemeine vergleichende Geographie als ſichere Grundlage des Studiums und Unterrichts in phyſikaliſchen und hiſtoriſchen Wiſſenſchaften von Karl Ritter. Vierter Theil. Zweites Buch. Aſien. Dritter Band und vierten Bandes erſte und zweite Abtheilung. Berlin, Reimer. 1834—36. Gr. 8. 14 Thlr. 20 Gr.

Es kann bei der Anzeige dieſer in den letzten Jahren erſchienenen drei Bände nicht unſere Aufgabe ſein, Werth und Bedeutung des ganzen Werkes, dem ſie angehören, unſern Leſern deutlich zu machen; denn wer in Deutſchland, der ſich für wiſſenſchaftliche Leiſtungen intereſſirt, wäre nicht damit längſt bekannt, da es vielleicht kein einziges Werk der neuern wiſſenſchaftlichen Literatur gibt, was ſo nach den verſchiedenſten Seiten hin ſowol Wurzeln als Zweige treibt wie das vorliegende, das in ähnlicher Weiſe wie das Strabo'ſche Werk eine Totalanſchauung der in Betracht gezogenen Erdtheile zu geben ſucht und bei dieſem Streben durch die beinahe unüberſehbaren (und doch für einzelne Punkte ſo mangelhaften) Hülfsmittel, die unſere Zeit bietet, unterſtützt wird. Geſchichte und Natur erſcheinen in der That hier in lebendigſter Wechſelbeziehung, und der ordnende, ſichtende, zur deutlichſten Überſicht und Anſchauung erziehende Geiſt des Mannes, der dies große Magazin geographiſcher, hiſtoriſcher, naturwiſſenſchaftlicher und gewerblicher Kenntniſſe angelegt und mit überſchwenglichem Reichthum des Vorrathes erfüllt hat, reißt in der That zur Bewunderung hin.

Unſere Aufgabe wäre vielmehr nur, Bericht zu geben über den Inhalt dieſer drei Bände; aber wie ſollten wir es hier anfangen, wenn wir unſern Leſern einen Auszug geben wollten aus einem Buche, welches ſelbſt aus hunderttauſenden von Auszügen zuſammengeſetzt iſt? wenn wir einen Überblick geben wollten über die 3538 Seiten, welche außer einem Theile des Südrandes von Hochaſien (nämlich der Landſchaften von Nepal, Butan, Aſſam, Tübet) die ganze Reihe von Stufenländern durchgehen, die im Oſten und Süden des Randes von Hochaſien ſich von dieſem zum Meere hinziehen und durch die großen Waſſerſyſteme des Amur, Hoangho, Kiang, Irawadi, Ganges und Indus im Allgemeinen bezeichnet werden können? Die überſichtlichſte Überſicht würde wenigſtens zu einem Büchlein, auch wenn wir alle die intereſſanten Erörterungen und Darſtellungen, welche zwiſchen die hiſtoriſchen und geographiſchen Data in der Form beſonderer Abhandlungen eingeſtreut ſind (z. B. über den Teakbaum, über das Sandelholz, über die Caſſia und Cardamomen, über die Dattel- und Cocospalme und überhaupt über die malabariſchen Palmen, über die Pfeffercultur, den Piſang und die Mango, über den Zimmtanbau in Ceylon, über die Perlfiſcherei, über die Diamantlager in Indien, über den indiſchen Feigenbaum und das Löwen- und Tigerland in Aſien, über die Opiumcultur u. ſ. w.), wenn wir auch alle dieſe Erörterungen mit Stillſchweigen übergehen wollten.

Da wir alſo weder eine allgemeine Charakteriſtik noch einen Auszug als in dieſem Fall mit der Aufgabe unſerer Anzeige verträglich betrachten können, wollen wir verſuchen, ob wir aus einem einzelnen Theile, aus einer kleinen, aber in ſich abgeſchloſſenen und gewiſſermaßen zur Monographie gewordenen Partie des Buches, aus der Beſchreibung von Ceylon, ſolche Notizen zu entheben vermögen, daß ſie dienen mögen als Reizmittel zu näherer, tieferer Bekanntſchaft, oder auch zur Unterhaltung Derer, die intereſſante Punkte mehr im Vorübergehen angedeutet, als ſich weitläufig darüber belehrt ſehen wollen.

Ceylon, Selan-diu (Selediva) oder Taprobane (wie die gangbarſten Namen der Inſel im Alterthum und zu unſerer Zeit lauten) hat zu der vorderindiſchen Halbinſel eine ähnliche Lage wie Sicilien zu Italien, wie England zu Europa. Es iſt hierin weſentlich von der Lage Madagaskars zu Afrika verſchieden geſtellt, daß zwiſchen Ceylon und dem Feſtlande der Verkehr durch die Natur ſehr erleichtert, zwiſchen Madagaskar und dem Feſtlande der Verkehr durch reißende Strömungen ſehr erſchwert iſt. Durch die Inſeln Manaar und Ramiſſeram und durch die beide vereinigende Ramas- oder Adamsbrücke iſt das Meer zwiſchen Ceylon und dem Feſtlande wie mit einem Damme durchzogen und ſo getheilt, daß die nördlich des Dammes liegenden Gewäſſer unter dem Namen Palksſtraße, die ſüdlichen unter dem Namen Golf von Manaar Waſſerbecken bilden, welche einer verhältnißmäßig großen Sicherheit und Ruhe genießen, aber freilich nur für kleinere Fahrzeuge, die durch die ſeichte Linie des bezeichneten Dammes nicht gehindert werden, vollkommen praktikabel ſind. Größere Schiffe werden durch jene ſeichte, durch Inſeln und Erhebungen des Meeresbo-

dens bezeichnete Linie zwischen Point Ramen und dem auf Ceylon (zwischen Aripo und Mantotte) gegenüberliegenden Punkte aufgehalten. Da sich aber in älterer Zeit der Verkehr auf den Gebrauch kleinerer Fahrzeuge beschränkte, war grade damals die Beziehung Ceylons und der Küste des Festlandes sehr erleichtert und Ceylon fast noch inniger mit dem Festlande Vorderindiens als Sicilien mit Italien, fast sowie der Peloponnes mit Böotien und Attika verbunden. Mit dieser Eigenschaft aber, welche Ceylon an allen Hauptbewegungen der Bildung des benachbarten Festlandes Theil nehmen ließ, verband es doch die insulare Lage, welche es theils ein wenig gegen das zu rasche Eingreifen dieser Bewegungen schützte, theils es von den verschiedensten Seiten her zugänglich und so gleich England zu einem commerciellen Mittelpunkte der ostindischen Landschaften machte. Successiv setzten sich Hindu, Araber, Portugiesen, Holländer und Engländer dort fest, und die Dienste Brahma's, Buddha's, Mohammed's und Christi lösten einander in der Herrschaft ab und bestanden dann, mit Ausnahme des ersten, nebeneinander weiter; ganz ähnlich wie wir in Sicilien die alten pelasgischen Stämme, dann Griechen, Araber, Italiener und Aragonier einander als herrschende Bewohner folgen und sie zeitweise nebeneinander die Insel besitzen sehen. Die Einwanderung der hindulschen Einwohner Ceylons fällt in die mythischen Zeiten der ostindischen Geschichte; die Bekehrung der Insel zum Buddhacult in das erste Viertel der 4. Jahrhunderts vor Christo.

Die ersten mohammedanischen Ansiedler auf Ceylon, nach der Tradition ihrer dort noch einheimischen Nachkömmlinge, waren von der Familie der Haschemiten, die frühzeitig, Anfang des 8. Jahrhunderts, in Folge ihres Streites mit den Abassiden, aus Arabien durch die Tyrannei des Khalifen Abdal Malek (stirbt 705) vertrieben, sich am Euphrat südostwärts zogen, nach Concan an Dekans Westgestade gingen, von da aber noch weiter bis Ceylon und Malakka sich ausbreiteten.

Diese Araber setzten sich vornehmlich an der Nord-, Nordost- und Nordwestküste der Insel fest, wo der Handel, der bisher besonders von diesen Theilen der Insel aus geführt worden war, an sie überging; doch thaten sie auch für die Cultur der Insel selbst Außerordentliches. Ihrer Thätigkeit gehört die Einrichtung eines der großartigsten, Bewässerungssysteme, das jetzt nur noch in Ruinen vorhanden ist, durch welches aber es möglich war, daß Ceylon, was jetzt ohne Reiseinfuhr nicht bestehen kann, einen Überfluß an diesem Product gewann. Doch war es nicht diese Waare, die Ceylon für den Handel zu aller Zeit so wichtig machte, sondern die Perlfischereien in der Nähe von Manaar; die Chankmuschelfischerei; der nur dieser Insel eigenthümliche Anbau des edelsten aller Gewürze, des echten Zimmts, und der Reichthum an edeln Steinen. Diese Dinge erhoben Ceylon zu einem activen Glied im Welthandel, der gewissermaßen auf dieser Insel seinen äußersten Vorposten im Osten hatte, im Alterthume wie im Mittelalter.

Die Kaufherren des Mittelalters zu Mantotte unterhielten einen beständigen Verkehr durch den persischen Golf, über Bassora und Bagdad mit allen Ländern des Khalifats, auch durch Arabien und Ägypten mit allen mohammedanischen Fürsten bis nach Spanien im äußersten Westen, und führten aus jenen Ländern viel Originalmanuscripte in Ceylon ein, zumal über die mohammedanischen Gesetze, und viele arabische Übersetzungen aus den lateinischen und griechischen Classikern, die sich hier erhielten, während sie anderwärts untergingen. So gelten die Gerichtsurtheile der Kadis in Bagdad und Cordova seit 700 — 800 Jahren als Gesetze bis heute auf Ceylon u. s. w.

Kein Wunder, daß bei einer solchen Weltstellung und bei solchem Verkehr Mantotte für Handel und Seefahrt der Mohammedaner eine ähnliche Bedeutung erhielt wie die kleine Stadt Damme in Flandern, als Hafenstadt des reichen Brügge, für Handel und Seefahrt aller abendländisch-christlichen Reiche.

Durch den Einfluß dieser großen Kaufherren zu Mantotte auf die Souveraine von Ceylon erhielten sie das bedeutende Privilegium, daß in den verschiedenen Häfen, wo ihr Handel blühte, alle Handels- und Seestreitigkeiten, bei denen ein Mohammedaner betheiligt war, im Hafenorte selbst geschlichtet werden sollten durch eine mohammedanische Handelskammer nach einem Marinecodex, der bei allen asiatischen Mohammedanern Gültigkeit hatte.

Vom Anfange des 16. Jahrhunderts an sank der Handel von Ceylon; der Welthandel erhielt östlichere Anhaltepunkte in Malakka, in Java, auf den Molukken; der Anbau der Insel sank; die Portugiesen, mehr noch die Holländer, hatten nur noch im Augenmerk, wie sie sich den Handel des Zimmts ganz als Monopol erhalten wollten, und allenfalls die Perlfischerei. Alles Andere verfiel und verwilderte, namentlich das Bewässerungssystem der Insel, und deren Einwohnerzahl kam bis zum J. 1789 auf 817,000 herab. Unter der englischen Regierung hat die Bevölkerung wieder zugenommen; doch hatte sie bis 1831 eine Million noch nicht erreicht.

Diese schöne Insel — sagt der einsichtsvolle Augenzeuge, der alle britischen Colonien im Osten und Westen der Erde besuchte und beschrieb — ist eine der schönsten der Welt, aber durch die Schuld der einheimischen wie der eingewanderten stets in gegenseitiger Fehde stehenden Bewohner weit hinter dem Zustande der Blüte zurück, in welchem sie einst war, den sie im Schutze des Friedens, unter weiser Verwaltung im Verlaufe der Zeit wol einmal wieder einnehmen könnte. Man kann sie nicht unpassend gegenwärtig (seit dem Tractat von Amiens 1802) für England, obwol in größerm Style, das Malta des indischen Oceans nennen, ihr fester Fuß im indischen Gewässer, das dortige Depot ihrer Militairmacht zur leichtern marinen Vertheilung durch die Südhemisphäre. So schön, so fruchtbar, so dünn bevölkert und doch so reicher Population fähig; so verarmt und doch so reichlich von der Vorsehung gesegnet mit Gaben und Schätzen aller Art zum Glück ihrer Bewohner, ist ihre Stellung zu Dekan und Indien die günstigste, die sich nur denken läßt. Von der Halbinsel geschieden und doch wieder auf das genauste durch verwandte Gegengestade, Productionen, kurze Überfahrten und günstige Strömungen wie regulaire Winddbewegungen an sie geknüpft, bietet sie sich von selbst als der Stapelort aller Waaren des Orients dar. Keine Insel ist ihr gleich an Lieblichkeit, romantischer Natur, an schöner Gelegenheit für den Dichter, den Landschaftsmaler, den Kaufmann wie für den Staatsmann; ein bezauberndes Kleinod kann sie für England werden, wenn dieses ihren Werth völlig erkannt hat.

(Der Beschluß folgt.)

Russische Literatur.

In der Zahl der neuen Erscheinungen behaupten die Hervorbringungen der Dichter und Novellisten fortdauernd wenigstens die breiteste Stelle. An Gedichtsammlungen ist neuerdings

erschienen: „Stichotworenija" ꝛc., d. i. Gedichte von Victor Teplakow (2 Theile, Petersburg 1836), eine etwas veraltete Sammlung von Poesien, die dem Geschmack der neuesten Zeit nicht mehr zusagen. Eine andere, ebenfalls nicht ausgezeichnete ist: „Gedichte von Bystroglasow" (2 Theile, Petersburg 1837).

Unter den Romanen- und Novellensammlungen ist eigenthümlich: „Ruskii" ꝛc., d. i. Der russische Dekameron (Petersburg 1836), eine Nachahmung des alten von Boccaccio, Erzählungen während der Cholerazeit enthaltend. Derselbe ist nur nicht so voluminös, denn der neue Dekameron enthält nur 82 Octavseiten, indeß verspricht der Verf. Fortsetzungen, wenn man seine Erzählungen auch außer der Cholerazeit anhören will. Die Lust, kleine, eilige Werke zum Druck zu befördern, besteht überhaupt unter den jüngern Literaten. Ein vor Kurzem erschienenes Buch: „Pesni, Romany" ꝛc., d. i. Lieder, Romane und Gedichte von A. P. (Moskau 1836), zählt trotz des mannichfaltigen Inhalts nur 96 Seiten in 16. Dieses Büchlein wird jedoch von einem andern in Rücksicht der Kleinheit noch übertroffen: „Rosa i Wasilök", d. i. Die Rose und die Kornblume von A. F. (Petersburg 1836), hat gar nur 11 Seiten in 36. Wieder ein anderes: „Metschty pri Lune" ꝛc., d. i. Träume im Mondschein (Moskau 1836), enthält die Gedichte von drei Verfassern, S. Lacroix, N. L. u. N. Petrowsky, und zählt doch nur 27 Seiten in 12.

Seeromane, durch englische und französische Muster angeregt, gehören zu den beliebten Hervorbringungen. Hierher ist zu rechnen: „Kronstatskija Sceny" ꝛc., d. i. Scenen in Kronstadt von Dawydow (Petersburg 1836). An Volkslieder-Sammlungen ist neu erschienen: „Malorossiiskija" ꝛc., d. i. Kleinrussische und rothrussische Lieder (Petersburg 1836). Der Sammler und Herausgeber dieser Lieder, der sich nicht genannt hat, berichtet in der Vorrede, daß der eigenthümliche, alte Volksgesang in Kleinrußland allgemach durch großrussische Lieder und Singweise, die immer mehr Raum gewönnen, völlig verdrängt werde. Nur in Wolhynien und Podolien erhielten sich noch die alten Lieder. In der äußern Ordnung derselben stehen in der Sammlung zuerst die historischen nach ihrem Alter, dann folgen die Hochzeits- und Liebeslieder. Hier sind druchstücksweise zwei aus der Zahl der historischen, die beide dem 17. Jahrhundert angehören sollen. Das erste wird dem berühmten Hetman Chmelnizki, dem Polenfresser, wie er zu seiner Zeit genannt ward, zugeschrieben, das andere vergegenwärtigt die Zeit der blutigen Kosackenkriege. Unter Weißkirchen ist in der Übersetzung Bialacerkiew in der ehemaligen Ukraine verstanden.

1.

Auf die Beine sprang Ukraine,
Ein Gedrang', Gedränge!
Polen ziehn hindurch in Haufen,
Wer sie ein mir fänge!

Und sie reiten nicht bloß müßig,
Nein, sie dann dazwischen;
Möchte ich der kecken Reiter,
Doch recht viel erwischen!

2.

Sitzt dort nicht der Kosack Schwatschko,
Der die Polen hat gejagt
Nach Weißkirchen in die Ställe,
Als sie sich hinausgewagt?

In die Hausthür tritt der Pole;
Schaut, wie er bewaffnet schnaubt.
Der Kosack sitzt furchtlos, trotzig,
Rückt die Mütze nicht vom Haupt.

In der Peitsche greift der Pole,
Der Kosack, der greift zum Speer;
„Komm' nur her, du Teufelsbastard,
Daß ich dir die Seel' auskehr!"

Wie voll tiefer Auffassung der mannichfaltigen Erscheinungen des Lebens zuweilen die sogenannten Liebeslieder sind, das zeige folgendes Bruchstück aus einem solchen Liede. Es ist ein junger Krieger im Felde geblieben; Mutter, Schwester und Frau trauern um ihn und die verschiedenen Abstufungen des Schmerzes werden ergreifend also geschildert:

Eine Schwänin, und noch eine, und noch eine,
Trauern alle drei im herben Leide.
Eine Schwänin ist die alte Mutter,
Ach, die weinet wie ein Strom hinfließet,
Und die Schwester weinet, wie ein Bächlein rieselt,
Und die junge Frau, wie Thau so tröpfelt;
Geht die Sonne auf, so trocknet solcher!

Von Thad. Bulgarin sind die neuern, in Zeitblättern zerstreuten Schriften gesammelt und in drei Bänden herausgekommen (Petersburg 1836).

Zu Übersetzungen werden meist französische Originale gewählt, jedoch ist neuerdings aus dem Deutschen übersetzt: „Die Serapions-Brüder", von Hoffmann, und „Paul Ysop", von Cramer, welcher letztere, nachdem er in Deutschland längst verweste, nun vampyrisch in der Fremde aufersteht. Auch Wachler's „Handbuch der Literatur" wird übersetzt und der erste Theil ist bereits gedruckt.

Die geschichtlichen Studien blühen kräftig auf. In dieser Hinsicht ist zu nennen: 1) „Suprasliskaja Rukopis" ꝛc., d. i. Die Handschrift, von Suprassel, enthaltend die abgekürzten Chroniken von Nowgorod und Kiew (Moskau 1836). Es ist eine ältere historische Epitome aus alten russischen Chroniken, aufgefunden im Basilianerkloster zu Suprassel bei Bialystok und nun mit Sorgfalt zum Druck befördert. 2) „Rukopis" ꝛc., d. i. Ein Manuscript Philaret's, Patriarchen von Rußland (Moskau 1837). Es ist eine zum Theil dem berühmten Patriarchen Philaret, Vater des Zaren Michael, zugeschriebene Denkschrift über die Ereignisse in Rußland während der Regierungszeit des falschen Demetrius und des Zaren Basilius Schuiski. 3) „Slovar" ꝛc., d. i. Lexikon denkwürdiger Personen in Rußland, verfaßt von Demetrius Bantysch-Kamensky, herausgegeben von A. Schiriajew (5 Theile, Moskau 1836). 4) „Otscherk" ꝛc., d. i. Umriß einer Geschichte der Stadt Kiew (Reval 1836). Zu den besonders auszuzeichnenden Erscheinungen der neuern historischen Literatur gehört: 5) „Ruskaja Istorija" ꝛc., d. i. Russische Geschichte (erster Theil, mit sechs historischen Karten, Petersburg 1837). Der Verf., Herr Ustrialow, Professor der Geschichte an der petersburger Universität, weicht in dem allgemeinen Plan seiner russischen Geschichte darin wesentlich von seinen Vorgängern, selbst von Karamsin und Polewoi, ab, daß er nicht blos die Geschichte des allmäligen Wachsthums des jetzigen, mächtigen und weitausgedehnten russischen Staats schreibt, sondern die allgemeine Geschichte des russischen Volks darstellen will. Darum behandelt er neben der Geschichte des nordöstlichen Hauptstammes, dessen Entwickelungspunkt zuerst Nowgorod, dann Moskau war, auch die Geschichte des südwestlichen Hauptstamms, dessen Entwickelungspunkte Kiew und Wolodimir waren, bis lithauische und polnische Eroberungen das südwestliche Rußland dem nordöstlichen bis auf die Eroberungen Katharina's entfremdeten. Schon der Gesichtspunkt, von dem der Verf. ausgegangen, zeigt, wie verdienstlich und lehrreich sein Werk werden kann, wenn es seine Vollendung erreicht haben wird.

Ein längerer, lehrreicher historischer Aufsatz vom Prof. Raschdin findet sich in dem Februarhefte 1837 der russischen Zeitschrift: „Die Lesebibliothek". Derselbe ist überschrieben: „Von den historischen Arbeiten in Rußland", und enthält eine kritische Würdigung der ältern und neuern historischen Leistungen. Mit Ruhm wird der Verdienste Bayer's, Müller's und Schlözer's gedacht, obgleich dem Letztern ein zu großer Enthusiasmus für den Chronikanten Nestor zur Last gelegt wird. Dann wird Karamsin und Polewoi gewürdigt; an dem Erstern sein stylistisches Verdienst, sein Bahnbrechen in historischer Übersicht geschätzt, an dem Letztern sein guter Wille und Streben nach Emancipation von vorgefaßten Meinungen gepriesen. Hierauf erhebt sich der Verf. mit Wärme gegen die jüngste historische

Schule, die nach vierer Meinung aus 4 einigen Systemen besteht. Die Methode die fünf ersten Jahrhunderte römischer Geschichte, darnach diese bis ans letzte Jahrhundert Roms, als ein ungetrennt und fortschreitet. Das Werk, worauf seinen Beifall gründet, ist der Hauptsache nach in 3 Bänden dargestellt.

In unterschiedenen Abschnitten, oder der Inaugenschein eingetheilt, ist zu erwähnen: 1) „Maikanz" p. 1. Beweise eines Römischen bei prämdungsvollen Handwerks über die Feldzüge in den Jahren 1810 und 1813, von M. Stamm (Petersburg 1836). Es sind die damaligen glänzenden Thaten der Russischen Krieger in einer verdienstvollen Art, ein angenehmes Geschenk für die Nachwelt, in den Berichten von Augenzeugen einer Begeisterung gemäß und in einem Inhaltsreise schön. 2) „Kawalerist Gewinn" v. d. Das Russische Cavallerie, eine wahre Begeisterung. 3) „Die Russischen Ritter" von Stamm Petersburg 1836). Verzeichnissen von Stamm Petersburg 1836). Dies Buch soll die Memoiren eines Russischen Ritters enthalten, welcher 1812 und 1813 mitgemacht in einem stämmigen Regiment gedient, die Feldzüge mitgemacht und sich ausgezeichnet hat. Als Stammen hat er sich bekannt, die diese Memoiren für sich verfasst, aber die eigentliche Ergänzungsweise hat einen unbestreitbaren Werth für jeden und Freunde verwandt.

S.

Notiz.

Einer der neuesten englischen Reisenden, Wilkes, gibt von dem Barbaren der Neger auf Jamaica, von der Schönheit ihrer Töchter, die gewöhnlich in den dortigen Gegenden, in den größten Ausgewandlungen gelegen sind, von der bequemen Einrichtung ihrer Wohnungen u. s. w. nachstehende Nachricht: „Die Hütten dieser Dorfschaften hatten starke Aehnlichkeit von Bienenkörben, und die Wände, die aus einem Flechtwerk von Zweigen bestanden, aber recht schön getüncht waren, waren weiß anzusehen. Die Fußböden waren von gestampftem Lehm, trocken und behaglich; die Hütten bestanden sämmtlich aus einer Stube und einem Schlafzimmer zu jeder Seite derselben. In manchen der ersten soll man Stühle und Stühle von Mahagoni-Holz und Sopha's von Rohr, und Betten mit Mosquito-Vorhängen gesehen haben und zuweilen eine ganz kleine von den Dachpfosten herabhängen, und einen Irländer sagte mir, sie dort einmal haben, wenn er die Hütten der Neger in Irland gesehen hätte. Wer einen der Häuser beaufsichtigte eine alte Frau von Benenga Gestalt, welche vielerlei Arbeiten um die Leuten gebauden hatten. Während ich meine Wandlungen machte, wurde eine große Schüssel Gemüsesuppe mit Yam-Brod das Kostkorn getheilt, und die Neger kamen langsam und bedachtsam herbei und setzten einander in ziemlicher Freundschaft rauhend ihrer Streiche. Die waren glücklich in der Erwartung eines guten Mittagessens und einer guten Gemüsesuppe beiten sich zum Vergehen beschäftigt. Die Männer waren in Hemden und weite Beinkleider gekleidet, die Weiber hatten Hemden und Röcke von Zeug, und einige trugen weiten Kleidern den gebrauchten Art." — Angeführt um vielleicht sehr schon die heutige Weltkenntnis auf Kosten Jamaica, „so können wir doch München das Mor- und Abendbrod, von Stamm gebraucht, versichern, weil man sich auch dort einer solchen Methode bedient, die in verschiedenen Kreisen leben und denen es überhaupt sehr wenig regnet. Solcher Unglücklichen, die von ihren Gemeinsamen dort behandelt werden, gibt es nur wenige, seitdem das Einleitungen von Stamm verboten ist, das sich bei den Armen der Neger um Abendbrod und den weißen Menschen liegt das Wohlergehen ihrer Neger um ihren eigenen Nutzens willen an Gegen. Ein Neger, welcher kräftig und beweisen ist, dann es allerdings zu einem gewissen Wohlstand bringt, wenn von dem Abel der große Nutzend, der in Hinsicht auf Kultur hervorgehoben gemacht wird, ein einzelnstehender Beweis ist. Mein haben es soweit gebracht, daß sie nicht allein Pferderich, Schafe und Ziegen, sondern auch Schafe halten und viele selber leben als manche Bürger und Landmann in Deutschland."

Wir glauben kaum hinzufügen zu dürfen, wieder wir bemerkt auch anführen, die Stammenmenschen auf den europäischen Inseln, als die gewissen Vorzüge der Negerrasse zu ignoriren, selbst deutsche und patriotisch wirklich mit dem Vorzüge unserer deutschen Wohnungen Stamm des Engländer als nützlichen.

11.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsankündigungen für 1837 von D. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden fortgesetzt im Laufe des Jahres 1837, von den übrigen ist die Vollendung gewiß.

(Fortsetzung und Schluß.)

***42. Conversations-Lexikon der Gegenwart.** Die Lieben des Preises und der Eigenthümer. Mit einer Einleitung. Zweite Bände. Gr. 12. Auf gutem Druckpapier. Geh. 4 Thlr. — Dasselbe. Mit einer Einleitung. Gr. 12. Auf gutem Druckpapier. Geh.

***44. Taschen-Bibliothek.** Englische Sprachlehren in einer neuen und bisher noch nicht dagewesenen Art über richtigen und einfachsten Gesellschaft, Conversation, Briefe, Aufsätze, Reden und zum Selbstunterricht. Mit vielen Musterbeispielen und einem vollständigen Wörterbuch. Zweite, sehr verbesserte Auflage. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Die neue Auflage dieser vorzüglichen Sprachlehren, welche bereits in kurzer Zeit zu einer ungewöhnlichen Verbreitung, sowie Deutschland sich auf gutem Fuße Englands und Frankreich erhebt, wird in Inhalt verbesserte Briefe der einen Abtheilung Briefe mehr und mehr als bei verbesserten Briefen bekannt.

***45. Conversations-Lexikon** der neuesten Zeit und Literatur.

Acht Bedingungen der zehnten Auflage des Conversations-Lexikons. Diese Auflage, welche in 6 Bänden in Lexikon-Octav vollendet werden soll, wird in Inhalt, Umfang und Ausstattung hinter der vorigen Auflage nicht zurückstehen, sondern sie in mehrfacher Hinsicht übertreffen. Sie wird, wie sie selbst erwähnt, eine Bereicherung der Literatur, eine Zierde der Bibliothek und ein Schatz für Jeden sein, welcher sich Conversations-Lexikon bedienen will. Sie wird, wie sie selbst erwähnt, eine Bereicherung der Literatur, eine Zierde der Bibliothek und ein Schatz für Jeden sein, welcher sich Conversations-Lexikon bedienen will. Sie wird, wie sie selbst erwähnt, eine Bereicherung der Literatur, eine Zierde der Bibliothek und ein Schatz für Jeden sein, welcher sich Conversations-Lexikon bedienen will.

***46. Conversations-Lexikon, oder Allgemeines deutsches Real-Encyclopädie** für die gebildeten Stände. Achte Original-Auflage. Regierbrand. Gr. 8. Auf Druck-, Schreib- und Velinpapier.

Diese Regierbrand soll in wenigen Jahre zu dem vorliegenden Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur in das vorliegende ganzen Bibliothekswerke schließen einreichen, während auch das vorliegende Werk selbstständig erhalten.

***47. Dante Alighieri's** ewige Gedichte. Italienisch und deutsch herausgegeben von Karl Ludwig Kannegießer. Zweite, verbesserte Auflage. Gr. 8. Auf feinem Druckpapier.

Dante erhielten in meinem Verleger. Die günstige Aufnahme des Dante Alighieri's ewige Gedichte. Italienisch und deutsch herausgegeben von Karl Ludwig Kannegießer. Mit einem Kupferstiche (Dante's Grab) und einem Facsimile. Gr. 8. Auf feinem Druckpapier und Velinpapier. Geh. 3 Thlr. 8 Ngr.

***48. Dante Alighieri's** Gedichte mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 1828—32. Zwei Theile. Zweite, mit einem Kupferstiche verbesserte Auflage. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh. 4 Thlr.

***49. —** Dasselbe. Erste Auflage. Namen- und Sach-Register. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh. 4 Gr.

***50. Bischkof (Gustave d').** Les deux mondes. Servant d'introduction à l'ouvrage de M. Urquhart: La Turquie et ses ressources. Publié avec l'autorisation de l'auteur. (Avec une carte.) Gr. 8. Auf feinem Druckp. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 155. — 4. Juni 1837.

Die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte des Menschen ꝛc. Von Karl Ritter. Vierter Theil. Zweites Buch.

(Beschluß aus Nr. 154.)

Der Süden der Insel ist gebirgig, und das Gebirge umlagert stockartig den Adamspik, dessen blaue Spitze 30 geogr. Meilen weit ins Meer hinein den Seefahrern als Kennzeichen gilt. Naht man sich von Südosten der Insel, so trifft man auf felsige, malerische Ufer, hinter denen Wälder die Gegend verhüllen bis auf die Höhen, welche einander überragend nach dem höchsten Gebirgsstock hinaufgehen. Von Südwesten her erblickt man zuerst ein flaches Gestade, mit Cocospalmen reichlich besetzt, dahinter rundliche Höhen und im Hintergrunde den Adamspik mit zwei kleinern Piks zur Seite. Die herrlichste, üppigste Vegetation, die schönsten Palmenformen locken den Näherkommenden zum Ufer. Von Negumbo und Baticaloa an nordwärts wird der flache Küstenrand immer breiter; eigentliche Niederungen entstehen und nehmen den ganzen nördlichen Theil der Insel ein, sowol auf der West- als auf der Ostseite. Oft werden die Niederungen zu Lagunen, zu salzreichen Meereinschnitten, und die Inseln Calpentin, Manaar und Jaffnapatam sind im Grunde nur Landestheile, welche durch solche Lagunen von dem übrigen Boden der Insel getrennt sind.

Aber auch kleinere Lagunenreihen umzingeln den Küstensaum (gleich dem Lido der venetianischen Lagunen) und stehen untereinander in solcher Verbindung, daß zur Regenzeit zwischen ihnen oft auf große Strecken Binnenschiffahrt für Barken stattfindet, hinter der Meeresküste, wie z. B. von Chilaw oder Mahadampa, in dessen Nähe, südwärts über Colombo hinaus, bis nach Caltura hin, eine Strecke von mehr als 16 geogr. Meilen, welche dadurch eine der bevölkertsten, fruchtbarsten, bebautesten Küstenstrecken werden konnte. Ebenso besteht auf der Ostküste in Baticaloa eine Küstenfahrt innerhalb des Gestadensaumes.

Um die Küsten Ceylons von der Nordspitze längs der ganzen Ost- und Südseite bis nach Colombo hin ist überall tiefes, sicheres Fahrwasser für größere Schiffe; allein die Strecke von Colombo gegen Norden kann nur mit Fahrzeugen, die unter 100 Tonnen haben, befahren werden, und auch mit diesen nicht ganz, indem Stellen vorkommen, wo nur Fahrzeuge unter 50 Tonnen brauchbar sind. Daher sind Trincomali und Punto Galle (zu manchen Zeiten auch Colombo) Haupthäfen der Insel. Wenn man sich nun von den Küstengestaden erhebt zu Besteigung des Adamspiks,

durchschreitet man alle Temperaturen, die zwischen dem Inselklima Ceylons und Englands liegen, und findet überall das herrlichste Grün, die größte Frische, die größte Schönheit einer Landschaft, jetzt voll Wildniß, die aber alle Reize und Eigenschaften in sich vereinigt, um einst überall zu einem großen Park europäischer Landsitze gebildeter Colonisationen werden zu können, und die Gewächse tropischer Vegetation mit den nützlichsten Akklimatisirungen europäischer Gemüse, Reben und Fruchthaine zu vereinen. Die Wolkenbildungen auf diesen Höhen, während der Regenzeit, die Nebelmassen in den tiefern Thälern, die beim Auf- und Untergange der Sonne die schönsten Schauspiele darbieten, die Färbungen in dem Zwielichte der Morgen- und Abenddämmerungen, das Strahlenschießen gelben Lichtes bei reinster Himmelsbläue und andere Erscheinungen werden dort noch manche Eigenthümlichkeiten für die genauere Beobachtung darbieten. Von einer eigenthümlichen, beweglichen Art Tropenlicht, die Buddhastrahlen bei den Singhalesen genannt, das nach ihnen nur über den Buddhatempeln sich zeigen und als Emanation von diesen Heiligthümern ausgehen soll, hat J. Davy einen Bericht gegeben, nach welchem dies Phänomen dem Nordlicht der Erde vergleichbar wird.

Von den vielen, höchst merkwürdigen Seiten, welche Leben und Verkehr dieser schönen Insel bieten, wollen wir nur noch auf zwei näher aufmerksam machen, auf den Zimmtbau und auf die Perlenfischerei. Unser Zimmt kommt von verschiedenen Bäumen; der echte, beste aber nur von Laurus cinnamomum Linn., welcher Baum zwar auch nach Südamerika, St.-Thomas, Martinique, Isle de France u. s. w. verpflanzt, aber überall ausgeartet und auch in Ceylon nur im Innern und im südlichen Theile der Insel zu finden ist. Am besten gedeiht er in dem weißen Quarzsand der südwestlichen Küsten.

Die insulare, an sich sehr beschränkte Verbreitungssphäre des Zimmtbaums ist hinsichtlich der brauchbaren Rinde, die er gibt, auch noch local ungemein limitirt. Nur vom Kaymellesfluß bei Negumbo südwärts über Columbo bis Matura und Tengalle, höchstens bis zum Welleway-Ganga zieht sich der schmale Saum der einträglichen Zimmtpflanzungen vom Ufersaume der salzigen Flutgrenze, die noch bis an die Wurzeln der großen Palmstämme anschlägt, landeinwärts, 4—5 Stunden, so weit die Ebene reicht. Aber nordwestwärts, über Chilaw hinaus wird kein Zimmtbaum mehr gesehen, und keiner mehr am Ostgestade jenseit Tengalle. Der Zimmt nordostwärts des Welleway-Ganga hat gar keinen Werth mehr u. s. w.

In früherer Zeit war der Zimmtbaum nur als wilder Baum vorhanden, wie er auch jetzt noch im Innern der Insel vorkommt und zu Mastbaumhöhe emporwächst, wäh-

rend er in den Pflanzungen an der Küste nur 20—30 Fuß hoch wird. So lange der Zimmt nur von den wilden Bäumen im Innern der Insel genommen wurde, welche nicht den Portugiesen und respective den Holländern, sondern den Kandykönigen unterthan waren, waren die Zimmtsammler den entsetzlichsten Gefahren ausgesetzt, einerseits durch die oft vorkommende Feindseligkeit der Kandykönige, indem die Zimmtsammler oft mit abgeschnittenen Nasen und Ohren heimgesandt wurden, andererseits durch die mit dem Aufenthalt in den Wäldern oft verbundenen Fieber, durch die wilden Elefanten und durch die entsetzliche Menge von Blutegeln; endlich waren auch die Gesetze der holländisch-ostindischen Compagnie, um das Zimmtmonopol zu sichern, wahrhaft mit Blut geschrieben.

Die kleinsten Veruntreuungen am Zimmt wurden mit Todesstrafen belegt, sowol für Thäter als Hehler. Auf das unerlaubte Abbrechen eines Zimmtzweiges stand die Strafe des Armabhauens, auf absichtliche Beschädigung des Zimmtbaumes die Todesstrafe.

Unter diesen traurigen und beschwerlichen Umständen proponirte ein einsichtsvoller Mann, de Koke, dem holländischen Gouverneur J. G. Falck, den Zimmtbaum auf dem Boden der Compagnie gartenartig zu cultiviren. Dies gelang vollkommen seit 1770. England hat, nachdem Ceylon an dasselbe übergegangen war und die englisch-ostindische Compagnie das Zimmtmonopol erhalten hatte, dies seit dem 9. März 1833 aufgehoben und Zimmtausfuhr wie Zimmtcultur völlig freigegeben.

Die Perlfischerei wird jährlich zu bestimmter Zeit betrieben an den Westküsten der Insel bei Aripo und Manaar, und sie gibt Veranlassung zu einem großen Volksfest. Die Fischerei wird im Ganzen verpachtet und erfodert, um gehörig controlirt und zugleich mit wenigst möglicher Unordnung betrieben zu werden, länger dauernde Vorbereitungen.

Auf solche Vorbereitungen langte in demselben Jahre (1804) der Perlfischerei, die J. Cordiner am vollständigsten beschrieben hat, der Gouverneur North, dessen Begleiter er war, am 11. Februar mit großem Gefolge in seinem Küstenpalaste zu Aripo an. Er hatte sechs Tage von Colombo bis dahin gebraucht; ein Corps Cavalerie von 200 Soldaten mit nativer Ceylon-Infanterie und Bengal-Volontairs unter vier englischen Offizieren und ein paar Sechspfündern, die dort während der Fischerzeit aufgepflanzt wurden, begleiteten Seine Herrlichkeit. Seine Familie kam in 13 Palankinen, jeder von 13 wohlgekleideten Trägern, Seapoys u. s. w. begleitet, an. Die Hauptwache, das Lager, unter Major Herbert Beaver's Commando, formirte sich. Zelte und Hütten für unzähliges Volk bedeckten die Gegend. Statt des angesagten Termins (20. Febr.) kamen die Fischer erst am 28., und die Boote waren erst am 3. März complet; so verzögerte sich, wie stets nach der Landessitte, auch hier das Geschäft. Am 8. März durften 250 Schiffer auf den Fang ausgehen, bald wuchs noch die Zahl auf 300, und zu gleicher Zeit warfen an 300 andere Schiffe ihre Anker längs dem Gestade; mit deren Equipagen bestiegen zahllose Landleute aus allen Weltgegenden das Ufer, um an dem Feste und an dem Gewinne Theil zu nehmen. Das ganze Gestade der Condatchybai bis Aripo war auf das munterste von einer Population von 150,000 Menschen belebt und von einer Flottille von mehr als 600 Schiffen, die hier während der 30 Tage bei dem schönsten Wetter verweilten.

Wir überlassen es nun unsern Leserinnen, selbst in dem Buche weiter nachzulesen, wie ihre Perlen gewachsen und gefischt, sortirt, gebohrt und in den Handel gebracht worden sind; doch ist die Lecture gefährlich, indem doch manches Gemüth in Bewegung gerathen kann, wenn es erfährt, daß schöne Perlenschnüre von egalen, runden Perlen, nicht einmal so groß als Erbsen, schon 800 Pf. St. (also über 5000 Thlr.) an Ort und Stelle kosten, und daß also in dubio die, welche man in unserm guten Deutschland selbst besitzt, vergleichungsweise herzlich schlecht sind. Die größten und kostbarsten Perlen bleiben gewöhnlich bei den Großen in Hindostan im Gebiete des Nizam, in Guzurate und an andern Orten zurück; die, welche kleiner sind als kleiner Schrot, kommen alle auf den chinesischen Markt, so weit sie gebohrt werden können, zum Sticken der Kleider; die allerkleinsten als Chunam, d. h. zu Kalk gebrannt, zum Betelkauen der Vornehmen. 49.

Schönborn und seine Zeitgenossen. Drei Briefe an ihn, mit einigen Zugaben aus seinem Nachlasse, und einer biographischen Skizze als Einleitung, herausgegeben von J. R. Hamburg, F. Perthes. 1836. Gr. 8. 16 Gr.

Herr Conferenzrath Rist, dessen Charakteristik Berger's den gelungensten beizuzählen ist, erwirbt sich ein nicht geringes Verdienst um das Gedächtniß eines Mannes, der als Mensch sehr hoch stand und Denen, die sich ihm jemals genaht, unvergeßlich bleiben wird. Diese Schilderung des zu bescheidenen Malers trägt so wenig bloße Localfarbe, wie er zu besorgen scheint, daß wir uns nicht zu denken wissen, wie sie treffender und lebendiger ausfallen können, ohne die Wahrheit zu verleugnen. Schönborn ward im Herbst 1737 zu Stolberg am Harz geboren und kam schon in frühester Kindheit mit seinem Vater, einem Landprediger, nach Holstein. Auch Klopstock, die Familie Stolberg, beide Unzer waren vom Harz eingewandert. Er besuchte die Schule in Kloster-Bergen, wo Wendeborn sein Mitschüler war, studirte wahrscheinlich in Kiel, ward 1764 Hauslehrer auf Trendhorst und trat in traulichen Verkehr mit Claudius, der sich damals in Reinfeld aufhielt. Dieser beredete ihn 1766 nach Kopenhagen zu gehen, wo er 1768 Hofmeister im Hause des Grafen H. E. Bernstorff ward, dem er 1771 nach Hamburg folgte und bis an dessen Tod, 1772, von ihm beschäftigt blieb. Des Verstorbenen Neffe, der Minister A. P. Bernstorff, ernannte ihn 1773 zum Consulatsecretair in Algier, wohin er sich durch Deutschland über Marseille begab. In Kopenhagen, in Hamburg und wo er sonst gewesen, hatte er sich mit ausgezeichneten Staatsmännern und Gelehrten befreundet und mit Gerstenberg, Lessing, Klopstock, Claudius, Alberti, der Familie Reimarus, Büsch und Sieveking sehr innig und nah. Große Erwartungen erregte schon 1766 die Übersetzung einer Ode Pindar's, und die Klopstock'sche Schule, zu deren Koryphäen er gezählt ward, ließ es an Aufforderungen nicht fehlen; aber nur in Boje's und Voß's Musenalmanachen erschien von Zeit zu Zeit ein Beweis, daß er der Dichtkunst nicht ganz abtrünnig geworden sei, weil er politischen und philosophischen Speculationen mehr nachhing und jene vernachlässigte. Dagegen eiferten seine dichterischen Freunde, vorzüglich Klopstock, Gerstenberg und die Stolberg bei jeder Gelegenheit; und allein Voß, dem freilich Niemand etwas zu Dank machte als einzig er sich selbst, hatte nichts dawider. Sehr lebhaft beschäftigte ihn der Entwurf, dem Unwesen in Algier ein Ende zu machen, was ihm höchst thunlich schien, und wozu er die russischen Streitkräfte berufen glaubte, welche damals im Archipelagus den Meister spielten. Auch dachte er allen Ernstes daran, sich um russische Dienste zu bewerben, um seine Ansichten in Petersburg geschickt geltend zu machen; aber Rußlands

Friede mit der Pforte erstickte die Ausführung dieses Versuchs, und O'Reilly's fruchtlose spanische Unternehmung gegen Algier, worüber Schönborn im Junihefte 1776 des „Deutschen Museums" einen unbefangenen Bericht niedergelegt hat, erweckte seinen Schmerz und Unwillen von Neuem. Erst 1777 endigte Schönborn's Verbannung in Afrika und versetzte ihn als Gesandtschaftssecretair nach London. In der Heimat des gesunden Verstandes und der Menschlichkeit fand er sich vom ersten Augenblick zu Hause, befremdete nicht und ward nicht befremdet. Selbst Frauenzimmer, die seine Kenntnisse nicht zu beurtheilen wußten, fühlten sich durch sein Benehmen angezogen und erkundigten sich theilnehmend nach dem yellow gentleman. Dort sah er noch Chatham im Glanze seines Unterganges und ließ Burke viel bei sich gelten. Sein anfänglicher Chef war der einsichtsvolle und biedere Geheimerath Döger, der zweite der höchst gebildete Graf Friedrich Reventlow, dessen liebenswürdige und geistreiche Gattin, Julie, Schönborn's Freundin für das Leben ward. In der Abwesenheit oder nach dem Abgange seines Gesandten war Schönborn mehrmals alleiniger Geschäftsträger seines Hofes und die englischen Staatsbehörden unterhandelten vorzüglich gern mit ihm. Sein Geistesverwandter, Graf Schlabberndorf, war während dessen mehrjährigen Aufenthalts in London sein täglicher Umgang, und man traf sie in Gesellschaften und öffentlich immer zusammen. Im 65. Lebensjahre, 1802, empfand Schönborn das Bedürfniß seiner Entlassung, und erhielt sie mit dem Titel Legationsrath und einer Pension. Er verlebte einige Jahre in Hamburg, war so glücklich, seine alten Freunde wiederzufinden und neue zu gewinnen, besonders Friedrich Perthes und F. H. Jacobi; obgleich des Letztern Philosophie nicht die des entschiedenen, aber ruhigen Skeptikers war, der sich gegen die Aufstellungen Anderer ebenso negativ verhielt als gegen sich selbst, und dem in diesem Kampfe das innere Sein in Liebe und Wahrheit nicht verloren ging.

Seine vertraulichen Mittheilungen bedurften, um ganz treffend und erschöpfend zu werden, des derben, herzlichen Plattdeutsch. Nur in England wollte es nie lange damit glücken, weil die sich unterredenden Deutschen nach wenigen Minuten sich unwillkürlich in die nahe verbrüderte Landessprache verloren und lachend das vereitelte Bestreben aufgaben. S. 28: „Man hat mehr als einen Versuch gemacht, uns jenes Idiom unserer Väter zu verleiden oder zu verkümmern, es als ein Hinderniß fortschreitender Bildung im Volke darzustellen. Doch ließe sich vielleicht nachweisen, daß, was wir Norddeutschen an Eigenthümlichkeit und ehrenwerther Auszeichnung in Gesinnung, Handlungsweise und Sprachstyl besitzen, jenem kräftigen Unterboden verdankt werde, der bei jedem tiefern Ackern mit der obern Krume stets wieder gemischt wird und ihr nachhaltige Energie verleiht. Wie hülflos das Landvolk, wie innerlich arm und zerrüttet, dem man eine Sprache untergeschoben hätte, die nicht auf seinem Boden gewachsen, dem man auch das bindende Element seiner geselligen Abgeschlossenheit, seines unversiegbaren Scherzes genommen hätte, mit dem es die harte Speise würzt. Ein Volk ohne Scherz ist unheimisch, wie ein Wald ohne Gesang. Und es würden Generationen vergehen, ehe man hochdeutsche Scherze in unsern Dörfern vernähme." Im Hause der auch von Schönborn hochverehrten Mutter Sievekking, die Jeden auf seine Weise geltend zu machen verstand, fand auch er sich heimisch, und wo nicht, wenn Herz und Geist ihn beschäftigten!

Seit 1806 war er Hausgenosse des Grafen Friedrich Reventlow auf Emkendorf, und nahm, seiner Gewohnheit nach, Theil an einem anonymen Schriftwechsel seines Freundes über Curatelgeschäfte der Universität Kiel. S. 32: „Auch knüpfte sich dort allmälig das eigenthümliche unvergleichliche Band mit der Gräfin Katharina Stolberg, welches seinen spätesten Lebensjahren den Charakter eines Verhältnisses aufdrückte, das unzertrennliche Genossenschaft, Gebundenheit, Gütergemeinschaft mit sich führte, ohne Ehe zu sein. Die unverheirathet gebliebene, nicht mehr jugendliche Schwester des Dichters war eine ungewöhnliche Erscheinung, an nachhaltigem, im tiefsten Grunde ihres Wesens loderndem Feuer für Religion, Wahrheit und Recht ihren Brüdern vielleicht noch überlegen. Ihr Profil war bedeutend, ohne schön zu sein; es quoll aus ihrer Brust mit seelenvoller Stimme und eigenthümlicher Betonung eine Fülle von innerer Überzeugung und Zuversicht, von warmer Zuneigung für alles Höhere und Bessere, das dem Menschen gegeben ist, eine überschwengliche Geringschätzung für alles Gemeine, die ihre Gegenwart den Schlechten unleidlich, den Flachen drückend, Denen, die sie verstanden, anziehend machte. Sie kannte die Dinge dieser Welt nicht und achtete sie gering; aber desto inniger ward sie erquickt durch Anklänge und Berührungen, die nach den göttlichen Dingen und ihrer Erscheinung hinwiesen. Das weibliche Bedürfniß des Anschließens, bei ihr durch nomadische Gewöhnungen überwachsen, trat in ihrer Verbindung mit Schönborn, wenn auch verspätet, lebhaft hervor; sie pflegte ihn mit zärtlicher, unverhehlener Sorgfalt, oft zu seiner höchsten Bedrängniß. Als sie nun, selbst erblindet und hochbetagt, den Freund verlor, der ihrer Gedanken Mittelpunkt geworden, die innere Welt immer abgeschlossener und schroffer in ihrem Wesen hervortrat, ihre Unruhe sich steigerte, anstatt der Ergebung Platz zu machen, durfte ihr Schicksal mit Recht beklagt und die Pietät der Verwandten gerühmt werden, in deren Mitte sich im Februar 1832 der rastlose Geist von seinen Banden löste. Mit dieser Verbindung schien größere Beweglichkeit in Schönborn's Leben zu kommen. Seiner Gefährtin unsteter, auf der Erde umgehender Geist ließ Beide selten lange an einem Orte verweilen; das leichte Feldlager ward bald abgebrochen und andere Örtlichkeit versucht, bis etwa die abgeschnittene Zufuhr an Beendigung des Feldzugs erinnerte. Es wäre eine heitere und rührende Aufgabe, das Leben dieses seltenen Paares zu schildern, wie es, nur geistigen Spuren folgend, jeglicher Rücksicht auf äußerliche Erscheinung, auf Zeit und Ordnungsverhältnisse unbewußt, durch die Gassen der Stadt zog; er im schlotternden Oberrock, sie wahrhaft sibyllinisch von Kleidung und Ansehen, auf einen langen, kaum von der Rinde entblößten Botenstab gestützt; oft stillstehend, umschauend und sich im Stillstehen vergessend, die Verwunderung der Vorbeigehenden; wie sie das Haus, das sie suchten und endlich fanden, erfreuten und belebten, jede Ordnung zerstörten, herzlichen Scherz, Ernst und schöne Erinnerung weckten. So vergingen die Jahre. Schönborn, im Vaterlande wieder heimisch geworden, theilte mit den Landsleuten Freude und Leid. Am letzten fehlte es nicht, noch an politischer Aufregung, so lange die französischen Adler an Holsteins Grenzen aufgepflanzt waren. Er, der seit Napoleon's erster Erscheinung diesem nie ganz getraut hatte, fand sich nun in dessen eifrigsten Gegner verwandelt. So haben wir ihn in dem verhängnißvollen Jahre 1813 von der innigsten Theilnahme ergriffen und leidenschaftlich aufgeregt für die Hoffnung der Unabhängigkeit Deutschlands gesehen. Schönborn erlebte noch das Jahr 1817, doch nicht die Vollendung seines 80. Lebensjahres, in wenig verminderter Geisteskraft, von einem geringern Maße der Leiden und Schwächen heimgesucht, als ein so hohes Alter zu begleiten pflegen; und so gesund war die Jugend seines Geistes geblieben, daß er bis 1816 nicht aufgehört hat, den Gedanken an die Wahl eines festen Wohnsitzes mitten unter seinen in vielen Kisten ruhenden Büchern zu hegen und zu liebkosen. Was sich in seinem verschwiegenen Innern von Gedanken an zukünftigen Dingen gestaltet, ob er am Thor der Ewigkeit mehr mit Hoffnung als mit Zuversicht angelangt sei, wissen wir nicht zu berichten." Ohne Zweifel hat den vorwurfslosen Skeptiker auch hier seine unerschütterliche Beruhigung nicht verlassen. „Sein Ende war ein schweres, er hat hart mit dem Tode gerungen; aber daß sein Leben ein reines, dem Dienst der Wahrheit gewidmet gewesen sei, ist ein Ruhm, der ihm gebührt. Schönborn war unansehnlicher mittlerer Statur und hat nie etwas gethan, sie zu heben. Das Bestreben, sich durch äußere Haltung auszuzeichnen, scheint ihm fremd geblieben zu sein. Seine Gesichtszüge, stark gezeichnet, drückten Schärfe und Tiefsinn aus; auch spätere Freunde erinnern sich wol, in Augen-

blicken der Erregung einen Ausdruck dieser Züge gesehen zu haben, der an den Odendichter mahnte."

Sollte, wie wir hoffen und wünschen, dieses gediegene Büchlein eine zweite Auflage oder einen Nachtrag erleben, so könnte sich der Herausgeber für die Freunde Schönborn's und der Klopstock'schen Schule sehr wohlthätig erweisen, wenn er die wenigen erhaltenen Gedichte des Verstorbenen hinzufügte. Sie sind in zu vielen Zeitschriften zerstreut, um Wißbegierigen zur Hand zu sein, und würden höchstens einige Bogen füllen. Über die Veränderungen der Matthisson'schen „Anthologie" pflegte sich Schönborn sehr energisch zu äußern. Der „Wandsbecker Bote" von 1771 — 75 enthält gleichfalls dichterische und prosaische Aufsätze Schönborn's, besonders eine überaus witzige Abhandlung „über Wenn und Da" gegen den unduldsamen Senior Götze gerichtet, der damals eine ketzermacherische Fehde wider Alberti erhoben hatte. Auch der schon erwähnte Bericht über O'Reilly's mislungene Unternehmung sollte darin aufgenommen werden. Dann hätte man alles einzeln Zerstreute und nicht leicht Zusammenzusuchende auf einen Griff beisammen. Angehängt ist ein Gesammtbrief an Schönborn nach Algier, von seinen Freunden in Hamburg und Kiel (Schreiber waren: Klopstock, Gerstenberg, Ehlers, Büsch, F. L. Stolberg, Cramer Vater und Sohn, Nordt, Fabricius, von Winthem, nachmals Klopstock's Gattin, die Commissionsräthin Schmidt, Voß); Briefe aus dem Göthe'schen Hause, von Sohn, Vater und Mutter; lange Briefe von Schönborn an Klopstock aus und über Algier; desgleichen Bruchstücke aus Briefen an seinen Freund, den trefflichen Arzt und Freimaurer Jakob Munter, unter seinen eignen Bekannten Onkel Toby genannt, der ihn, zum großen Jubel aller Verbündeten, 1774 in seiner Abwesenheit der Verbrüderung der Menschheit beigesellt hatte; der Schluß macht ein hier zum ersten Male mitgetheilter Abriß einer Geschichte des Spinozismus und seine Verhältnisse zur Leibnitz'schen, Kant'schen und Fichte'schen Philosophie, die ihn bekämpften, wie zur Schelling'schen, die ihn wiederherzustellen versuchte. Er beweist, daß Schönborn sich sehr ernstlich mit metaphysischen Untersuchungen beschäftigte, welches diejenigen seiner Bekannten nicht befremden kann, die sich entsinnen, daß der Vorsatz einer Übersetzung und Erläuterung seines geliebten Sextus Empirikus ihn oft in Anspruch nahm. Angenehm werden den Lesern fünf Steindruckplatten sein, welche die Facsimiles der Handschriften Schönborn's und seiner Correspondenten enthalten. 8.

Mancherlei.

Wenn das Christenthum nicht die Furcht vor Menschen und die Furcht vor dem Tode aufhebt, so hat es noch nicht die Seele durchdrungen und seine göttliche Kraft offenbart. Sonderbar, daß dieser Mangel bei Menschen bemerklich ist, die in besonderm Maße für religiös und christlich gelten. X* und Z*, die beiden erzfromm gehaltenen Theologen, hatten eine große Furcht vor dem Tode, peinliche Ängstlichkeit bei dem geringsten Unwohlsein und bei unangenehmen Ereignissen gar starke Niedergeschlagenheit. Sei diese Schwäche verzeihlich, und daß sie Keiner dem Andern vorwerfen darf, sobald er an seine eigne Gebrechlichkeit denkt; aber ein lebendiges Christenthum kann ganz andere Wirkungen hervorbringen, hat es gethan bei den ersten Christen, durch alle Jahrhunderte und noch heut zu Tage bei manchen Frommen, welche Gott im Leben fest zu vertrauen wissen und dem Tode ruhig entgegensehen. Ist es doch, als wenn das Christenthum in gewissen Individuen sich verweichliche, gleichsam matt und abgestanden werde. Mit manchem Pietismus verbindet sich Hypochondrie, was nicht sein soll; die christliche Gewalt überwindet weit stärkere Beschwerden und bleibt wach und munter. Nach dem rechten, nichthypochondrischen Christenthum ist zu ringen; was die Weichlichen in reichem Maße vorzutragen pflegen, ist dagegen schwach und feigherzig, führt Gott und Christum allerdings im Munde, betet genug und erbaut sich, aber jammert zugleich ohne Ende über Welt, Zeit und Tod. Ein keckes Heidenthum hat fast des Jammers weniger, ungeachtet seiner Hoffnungslosigkeit. Wozu sind denn Glaube, Liebe und Hoffnung, als um den Menschen gesund zu machen von Angst, Betrübniß, Sorge und ihm fröhlichen Muth zu geben auf der wunderlichen und oft widerlichen Erde?

Wer, ohne verdrußfest zu sein, das Geschäft eines Erziehers übernimmt, ist ein Thor. Ältern haben Verpflichtungen für ihre Kinder und müssen erziehen, ihnen wird ihre Aufgabe erleichtert durch den Naturgenuß des Familienverhältnisses, durch eine hoffentlich nicht zu große Zahl, durch Beistand des Schulunterrichtes, und daß sie ein Ende des Erziehens sehen, nämlich mit dem Erwachsensein der Kinder. Ein Erzieher hingegen wählt seinen Beruf meistens um des Lebensunterhaltes willen, seine Liebe zum Zögling ist keine älterliche, er hat einen Haufen, soll selber lehren und erzieht in alle Ewigkeit, wenn er nicht stirbt, weil neue Zöglinge die abgehenden alten ersetzen. Diese Unendlichkeit des Thuns und besonders das Wiederanfangen von vorn haben viel Trauriges. Einer und derselben Generation sich zu widmen, Verdruß zu überwinden, Mühe belohnt zu sehen, gewährt Befriedigung; aber zum zweiten und dritten Mal die Beschwerde zu wiederholen, bricht den Muth und gleicht ungefähr dem Vorschlage, sein Leben unter denselben Bedingungen noch einmal anzufangen, wovon Kant sagt, daß es Niemand gern thäte. Erzieher und Schulmänner werden deswegen eine ganz eigne Haltung erstreben oder durch die Macht der Gewohnheit annehmen müssen, um die Ermüdung und den Verdruß des Geschäfts im Ganzen und Einzelnen siegreich zu überwinden. 28.

Bibliographie.

Bechstein, L., Der Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringerlandes. 3ter Theil. Die Sagen aus Thüringens Vorzeit von den drei Gleichen, dem Schneekopf und dem thüringischen Henneberg. Nebst einer Abhandlung über den ethischen Werth der deutschen Volkssagen. 8. Hildburghausen, Kesselring. 1 Thlr. 4 Gr.

Norddeutscher Frühlings-Almanach. 1837. 1ter Jahrg. 12. Berlin, Krause. 1 Thlr.

Heidenreich, F. W., Die Verklärung im Tode. Gr. 8. Berlin, Reimer. 12 Gr.

Kock, Ch. P. de, Zizine. Nach dem Französischen von Julius Sincerus. 2 Theile. Gr. 8. Breslau, Leuckart. 1 Thlr. 18 Gr.

Krampitz, F. W., Ernste und heitere Stunden gefeiert in den neuesten Gedichten. 8. Danzig, Anhuth. 18 Gr.

Lennep, J. van, Die Rose von Dekama; ein historischer Roman. Aus dem Holländischen. 3 Bände. 8. Aachen, Mayer. 3 Thlr.

Memoiren der Frau Herzogin von Berri von ihrer Geburt bis auf die jetzige Zeit. Herausgegeben von Alfred Nettement. Aus dem Französischen übertragen von Fr. v. R. 1ster Band. 8. Stuttgart, Hallberger. 1 Thlr.

Morier's sämmtliche Werke. 13ter—15ter Band. Abel Allnutt. 3 Theile. — Aus dem Englischen von G. N. Bärmann. 8. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1 Thlr.

Paulding, J. K., Sybrandt Westbroek oder des Holländers Heerd. Ein amerikanischer Roman. In's Deutsche übertragen von Karl Andree. 8. Leipzig, Schumann. 1 Thlr. 18 Gr.

Der Talmudist in der eleganten Welt. Scenen und Skizzen aus der Gegenwart vom Verfasser des „jüdischen Gil Blas." 8. Leipzig, Klein. 1 Thlr.

Werg, A., Stiefvater und Stiefsohn. Eine romantische Erzählung. 8. Berlin, Lüderitz. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 156. —— 5. Juni 1837.

Erinnerungen, Lebensbilder und Studien aus den erſten ſiebenunddreißig Jahren eines deutſchen Gelehrten, mit Rückblicken auf das öffentliche, politiſche, intellectuelle und ſittliche Leben von 1815—35 in der Schweiz, in Deutſchland und in den Niederlanden. Von Ernſt Münch. Erſter Band. Karlsruhe, Müller. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Es iſt bekanntlich eine alte Klage, die ſich bei der jetzt ſo außerordentlich raſchen Erzeugung franzöſiſcher Memoiren mehr als einmal erneuert hat, daß wir Deutſche ſo wenige Memoiren beſäßen, wobei denn auch wol gelegentlich — nicht ohne gehäſſige Nebenblicke — bemerkt worden iſt, daß es unſern Staatsmännern und Gelehrten eigentlich an Geſchick zur Abfaſſung von Memoiren fehle. Aber man thut ſehr Unrecht, den Vorwurf in dieſer Allgemeinheit auszuſprechen, da es uns in Deutſchland weder an eigentlichen Memoiren ganz fehlt, noch an tüchtigen Vorarbeiten dazu Mangel iſt, und ſich alſo wol in nicht gar zu langer Zeit das Wort Varnhagen von Enſe's in ſeiner Beurtheilung der Gagern'ſchen „Denkwürdigkeiten" bethätigen wird, daß, ſowie wir in Deutſchland nach langer Mühe gute Hexameter zu Stande gebracht haben, wir auch noch gute Memoiren erhalten werden. Wenigſtens zeugt es von Ungerechtigkeit gegen vaterländiſches Verdienſt, wenn man den Werth ſolcher Bücher, wie die „Memoiren des Freiherrn von S—a", des Freiherrn von Gagern oder des Generals Dohna ganz verkennen oder den Satz aufſtellen will, daß Schriften, wie die Denkwürdigkeiten der Diplomaten Dohm und Görtz, die Reiſeerinnerungen eines Niemeyer und Strombeck, oder die Schilderungen eines Mannes wie Eduard Gans gar nichts zur genauern Kenntniß vergangener und gegenwärtiger Zuſtände beizutragen im Stande ſind. Und endlich beſitzen wir in Jung Stilling's „Leben" und vor Allem in Göthe's Selbſtbiographie ein paar köſtliche Werke, um die uns das Ausland allerdings beneiden kann, da ſie denſelben nicht leicht etwas Ähnliches an die Seite zu ſtellen vermag. Denn Alfieri's und Rouſſeau's Selbſtbiographien, ſo reichhaltig ſie auch immer ſind, treten doch gegen Göthe's „Wahrheit und Dichtung" ſehr in den Hintergrund.

Was nun aber ganz beſonders die deutſchen Gelehrten betrifft, von denen zu ſprechen wir hier Veranlaſſung haben, ſo können doch wol nur unbillige Tadler leugnen, daß wir einmal in den, ſeit den letzten zehn Jahren veröffentlichten Briefwechſeln derſelben einen Schatz von Mittheilungen beſitzen, die an innerer Glaubwürdigkeit oft die ausländiſchen Memoiren aufwiegen und ein oft weit größeres pſychologiſches Intereſſe haben, und daß uns zweitens in den aus Briefen, Tagebüchern und ſonſtigen Notizen verfaßten Lebensbeſchreibungen berühmter Gelehrten eine ſehr lautere Quelle der Belehrung und Unterhaltung eröffnet iſt, deren nicht geringſter Vorzug es iſt, daß ſie von Männern geſchrieben wurden, die hinlänglich befähigt waren, das Leben ſolcher Verſtorbenen aus perſönlicher und nächſter Bekanntſchaft zu würdigen. Meierotto's Leben von Brune, Nöſſelt's Leben von Niemeyer, Heim's und F. A. Wolf's Biographien von ihren Schwiegerſöhnen Keßler und Körte, Schlözer's Leben von ſeinem Sohne mögen hier als einige Belege zur Wahrheit des eben Geſagten dienen. Unſere deutſchen Gelehrten ſind jetzt nicht mehr ſo unpraktiſche Männer, als man früher anzunehmen beliebte, wenngleich am Memoirenſchreiben ſie bald Ängſtlichkeit, bald Beſcheidenheit, bald übermäßiger Geſchäftsdrang gehindert hat.*) Das hat nicht leicht Jemand beſſer und richtiger als Varnhagen von Enſe, dem wir dereinſt wol noch ſehr anziehende Memoiren zu verdanken haben werden, in der Beurtheilung von Schlözer's Leben („Jahrbücher f. wiſſenſchaftl. Kritik", 1828, II, Nr. 34) in folgenden Worten ausgeſprochen:

> Wenn wir von deutſchen Gelehrten ſprechen, ſind es nicht grade die Schriftſteller, welche vorzugsweiſe dabei gemeint ſind, ebenſo wenig die Philoſophen oder Dichter als ſolche, auch nicht die wiſſenſchaftlich Unterrichteten ſchon darum, weil ſie dieſes ſind, ſondern wir meinen das Geſammtweſen des ganzen Standes in allen ſeinen Verzweigungen und Verhältniſſen, dieſes wunderbare Gemiſch von Freiheit und Gebundenheit, von allgemeinem Nationalverhältniß und beſonderer Staatsangehörigkeit, von perſönlichem Gelten und beigelegter Amtswürde, von ſtiller Abgeſchiedenheit und offener Welttheilnahme.

*) Man ſollte doch überhaupt mit den Ausdrücken: praktiſch und unpraktiſch, im gemeinen Leben nicht ſo freigebig ſein. Denn Bulwer hat in ſeinem Buche über England (I, 68 fg.) ſehr wahr erinnert, daß ſehr oft praktiſche Männer eigentlich keine andern wären als die, welche irgend einem beſondern Berufe lebten und zugleich alle engherzigen Abſichten und eigennützigen Intereſſen eingeſogen hätten, die demſelben angehören.

Wenden wir uns nun zu dem Verf. des vorliegenden Werkes, zu Hrn. Münch, so finden wir gleich an ihm ein deutliches Beispiel der beiden zuletzt angeführten Charakterbestimmungen eines deutschen Gelehrten zu der stillen Abgeschiedenheit und offenen Welttheilnahme. In Aarau und in Freiburg hat Hr. M. still und zurückgezogen gelebt; mit seiner Berufung nach Lüttich begann seine Theilnahme an den politischen Händeln der Jahre 1830 u. 1831, die er im Haag fortsetzte, bis ihm in Stuttgart, wo er jetzt lebt, ein Hafen eröffnet ward, in dem er in freiester Muße sich seinen literarischen Beschäftigungen hingeben kann. Hr. M. ist jetzt, nachdem er allerdings Vieles gesehen, erlebt und erfahren hat und bei manchen politischen Verwickelungen der letzten acht Jahre persönlich betheiligt gewesen ist, erst siebenunddreißig Jahr alt, woher vielleicht nicht ganz ohne Unrecht mancher Leser die Competenz des Verf. bestreiten könnte, jetzt schon Denkwürdigkeiten seines Lebens herauszugeben, indem dies gewöhnlich erst am Abend des Lebens und in ruhiger, gesammelter Betrachtung, frei von aller Leidenschaftlichkeit, zu geschehen pflegte. Hr. M. hat dies selbst gefühlt und äußert sich daher in folgender Weise in der Vorrede, nachdem er zuvor bemerkt hat, daß nur eine besondere Kraft der Seele, oder eine völlige Stumpfheit gegen das Urtheil der Welt, oder eine lebenverachtende Ironie den Mann dazu bewegen könne, sein Innerstes zu enthüllen und das Todtengericht der öffentlichen Meinung noch bei Lebzeiten über sich selbst heranzurufen. Er gesteht, daß das Erste und Letzte mehr auf ihn eingewirkt hat als das Zweite, und daß manche Erscheinungen, welche in der jüngsten Zeit vorübergegangen, sowie eigenthümliche Zustände und Verhältnisse die Bedenklichkeiten in ihm besiegt haben, welche sich der Ausführung seines Vorhabens seit mehren Jahren immer wieder entgegengestellt hatten.

Möge es immerhin — fährt er fort — als Eitelkeit erscheinen, wenn ein Mann, der noch nicht zwei volle Lustra über die Hälfte des gewöhnlichen Lebenslaufes zurückgelegt hat, Rechenschaft über sich und seine Bestrebungen, seine Beziehungen zu Andern und seine Anschauungsweisen, die Zeit und ihre Genossen betreffend, hier gibt; er spricht für sich selbst, dem das Schicksal nur theilweise in größerm Verhältnisse sich zu bewegen vergönnt hat, und der seiner innersten Neigung und Eigenthümlichkeit nach in den stillern Kreisen seine glücklichste Lebensperiode erkennt, weniger als für die Erscheinungen außer ihm, die mit und neben ihm gewirkt, und deren Sphäre er in solcher Weise näher gekommen, daß ein Wort darüber zu sagen ihm möglich geworden, die Aufmerksamkeit der Leser an; als Zeichner, Portraitmaler und Silhouetteur somit, welcher vielleicht einige Umrisse, Züge, Farben und Bilder von Allerlei liefert, die von Andern benutzt, berichtigt und ergänzt werden mögen.

Wenn wir nun diese Erklärung als Maßstab an unsere Beurtheilung legen, so können wir nicht umhin, die Bekanntmachung dieser „Erinnerungen und Lebensbilder" durch Hrn. M. für etwas Verdienstliches und Zeitgemäßes anzusehen. Seine schriftstellerische Gewandtheit und seine vorzügliche Darstellungsgabe machen das Buch zu einer angenehmen Lecture, besonders wenn man über die etwas zu weit ausgesponnene Darstellung von des Verf. Jugend- und Schuljahren hinaus ist; seine landschaftlichen Schilderungen sind trefflich, die Charakterbilder berühmter Männer und Frauen, mit denen er zusammen gelebt hat, meisterhaft. Daß dieselben hier und da vielleicht Widerspruch hervorrufen können, wollen wir nicht in Abrede stellen; aber Hrn. M. muß die Gerechtigkeit gelassen werden, daß er durchaus eine rechtliche Gesinnung bethätigt hat, und daß er selbst einzelne Flecken und abstoßende Seiten in den Charakterbildern der von ihm verehrten Männer nicht hat verdecken oder überall entschuldigen wollen. Von Indiscretion kann dabei nicht die Rede sein, denn viele dieser Charaktere, wie Zschokke, Görres, die Frau von Krüdener, Leonhard Hug, Wolfgang Menzel haben mehr oder minder eine öffentliche Bedeutsamkeit erhalten und rechtfertigen also eine öffentliche Besprechung selbst da, wo das Privatleben, als zum Verständnisse des Ganzen nöthig, mit in das öffentliche gezogen werden muß. Allerdings würden dies wenige deutsche Gelehrte gethan haben, ja es hat mit Ausnahme des berüchtigten Bahrdt — den wir übrigens weit entfernt sind mit Hrn. M. auf eine Linie zu stellen — vielleicht Keiner sich so freimüthig oder, um ein Wort des Verf. aus der Vorrede zu brauchen, mit „so subjectiver Nonchalance und Behaglichkeit" ausgesprochen; aber darum ist auch Hr. M. noch nicht vierzig Jahr alt und mancher Bedenklichkeit fremd, die ihn in spätern Jahren von solchen Schilderungen zurückgehalten haben würde. Auch den Vorwurf, als hätten zu Viele Ähnliches erlebt wie Hr. M. und wären also gleichmäßig berechtigt, ihre amtlichen und schriftstellerischen Leiden und Freuden dem Publicum vorzulegen, glauben wir zurückweisen zu können. Hr. M. ist keineswegs so anmaßend, daß er sich über alle seine Zeitgenossen erhaben glaubt, oder seinen Schicksalen eine solche Wichtigkeit beilegen wollte, als ob sie allein und vorzugsweise die Mitlebenden interessiren müßten; aber er hat auch ganz Recht, zu behaupten, daß in den letzten einundzwanzig Jahren eine an Ereignissen, Meinungen und Erscheinungen so reiche Zeit verstrichen sei, daß ein Jeder, der etwas mehr als stummer Zuschauer gewesen ist, mit Recht behaupten kann, er habe in jedem Jahre zehn der gewöhnlichen durchlebt, und also wol glauben darf, es könne seine Einzelerscheinung von irgend einer Seite her Momente darbieten, welche zur Charakteristik dieses Zeitraums Beiträge liefern. Um so auffallender ist es, daß wir noch fast keine Schrift über den in Rede stehenden Zeitraum erhalten haben, die doch auf jeden Fall für die Späterlebenden von Interesse sein müßte und die Zeit darstellen würde, wie sie sich nicht blos in Conventionen, Protokollen und militairischen Berichten zeigt, sondern auch, wie sie sich in dem Leben und in den Schicksalen des Einzelnen abgespiegelt hat. Mit von Dörring's Geschichten sind allzu fabelhaft, als daß sie bei der übrigens unbedeutenden Persönlichkeit ihres Verfassers auf Glaubwürdigkeit besondern Anspruch machen dürften, und die gar nicht unverdienstliche Schrift eines wackern evangelischen Geistlichen: „Wanderungen durch Vaterhaus, Schule, Kriegslager und Akademie zur Kirche" (Magdeburg 1832) hält sich im Ganzen auf einem zu engen Felde, als daß

sie für die Geschichte jener Zeit Beiträge geliefert hätte. Um so dankenswerther ist also nach unserm Dafürhalten Hrn. M.'s Unternehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über die letzte Kunstausstellung in Paris.

Hatten sich in den letzten Wochen der Ausstellung, wie natürlich, die dichten Reihen der Beschauer etwas gelichtet, so war dagegen in den drei letzten Tagen das Drängen und Stoßen von Tausenden in den weiten Hallen des Louvre wieder unerträglich. An einen Genuß ist dabei eigentlich gar nicht mehr zu denken; denn man hat viel zu viel gegen Staub und Rippenstöße zu kämpfen, als daß man sich der ruhigen Betrachtung überlassen könnte, wenn es Einem auch gelingen sollte, unter dem ewigen Hin- und Herwogen der Massen vor einem Kunstwerke einmal auf einige Minuten festen Fuß zu fassen. Freilich hat aber auch mit dem Schlusse der jedesmaligen Ausstellung aller Kunstgenuß dieser Art für die Pariser auf längere Zeit ein Ende. Denn ehe die durch die zum guten Theile ephemeren Erzeugnisse eines Jahres verdeckten Meisterwerke wieder genießbar werden, vergeht gewöhnlich die Hälfte des Sommers. Es ist, beiläufig gesagt, ein großer Übelstand der hiesigen alljährigen Kunstschau, daß man dazu noch kein anderes Local hat als die Gemäldegalerie und einen Theil des Erdgeschosses im Louvre. Beinahe sechs Monate des Jahres gehen deshalb die dort aufbewahrten Schätze für Künstler, Kunstfreunde und Fremde gradezu verloren. Wie Mancher hat schon Paris verlassen müssen, ohne von einer seiner vorzüglichsten Zierden einen Begriff zu bekommen, weil sein Aufenthalt grade in diese sechs unglücklichen Monate fiel. Bei den Mitteln, über welche man hier gebieten kann, und der Leichtigkeit, mit welcher man sonst zu heilsamen Entschlüssen kommt, muß man sich beinahe wundern, daß noch nicht ernstlich daran gedacht worden ist, diesem Übelstande durch Einrichtung eines passendern Locals für die jährliche Kunstausstellung abzuhelfen. An Planen und Entwürfen dazu hat es schon seit Jahren nicht gefehlt; und auch dieses Jahr haben einige junge Architekten, wie Haveau, Protain, Dédebano und Cannissié recht brave Zeichnungen zu Gebäuden für Kunst- und Industrieausstellungen zur Schau gestellt; nicht zu gedenken des ungeheuern Planes, welchen der königliche Architekt Hr. Fontanier entworfen hat, demzufolge der Ausbau des Louvre so bewerkstelligt werden würde, daß der neue Flügel nicht nur die Säle zu Kunst- und Industrieausstellungen, sondern auch die königliche Bibliothek, eine Kapelle, einen Opernsaal und die Marställe des Königs umfaßte. Die Zeichnungen dazu sind soeben durch den Stich zu öffentlicher Kenntniß gekommen. Allein abgesehen davon, daß sich gegen die Zweckmäßigkeit der vorgeschlagenen Gebäude noch allerhand Zweifel erheben lassen, scheint es auch nicht, daß die Regierung zu ihrer Annahme und Ausführung große Lust hätte. Actien, Actien, das ist das große Losungswort unserer Zeit, wenn dergleichen Dinge zu Stande kommen sollen. Man sollte den Aufbau eines solchen Gebäudes nur einer Actiengesellschaft mit dem Genusse eines kleinen Eintrittsgeldes auf bestimmte Jahre überlassen, nach deren Ablaufe das Gebäude dem Staate anheimfiele, wie dies bei Brücken, Kanälen und Eisenbahnen der Fall ist, und sicherlich würde man in kurzer Zeit einem der dringendsten Bedürfnisse für Paris abgeholfen haben.

Wollte ich Ihnen jetzt am Schlusse der Ausstellung nochmals herzählen, wie viel Nummern der diesjährige Katalog aufzuweisen hat; wollte ich Ihnen zu beweisen suchen, daß beiweitem die Majorität der ausgestellten Sachen in die Kategorie trostloser Mittelmäßigkeit und absoluter Nichtigkeit gehört; wollte ich Ihnen dazu etwa noch sagen, daß so und so viel Bilder der diesjährigen Ausstellung nicht einmal als Kunstwerke, sondern blos als Lückenbüßer in der Reihe historischer Gemälde auf den unabsehbaren Wänden des Schlosses zu Versailles zu betrachten sind, so käme ich mit meinen Nachrichten wahrscheinlich viel zu spät. Sie wissen dies längst aus deutschen Berichten und aus französischen Journalen. Ich mag, als Laie in der Kunst, nicht einmal auf eine ausführliche Kritik der Werke in der diesjährigen Ausstellung eingehen, welche etwa die Höhenpunkte, die Richtungen und den Charakter der französischen Kunst in unserer Zeit bezeichnen dürften. Auf den engen Raum einer gelegentlichen Mittheilung beschränkt, gebe ich blos einige nachträgliche Bemerkungen, wie sie sich mir bei wiederholtem Besuche des Louvre während der zwei letzten Monate von selbst, ich möchte sagen bisweilen fast wider Willen aufdrängten.

Vor Allem scheint mir neben der Kunst selbst der Zustand der Kunstkritik in Frankreich nicht unbeachtet bleiben zu dürfen. In ihr spricht sich die Kunstbildung, der Sinn für Kunst und die Auffassung ihrer Erzeugnisse im Allgemeinen wenigstens ebenso charakteristisch aus als in den Werken selbst, welche ihr Gegenstand sind. Die Kunstkritik ist wie überall so auch hier eine niedere und eine höhere, von welcher letztern die gleichsam officielle der Jury wieder eine besondere Schattirung ausmacht. Da die Kritik der Jury der Ausstellung vorhergeht, und diese gewissermaßen selbst ihr Resultat ist, so ist es billig, zunächst von ihr ein Wort zu sagen. Sowie jedes Jahr haben sich auch dieses Mal gewichtige Stimmen und laute Klagen über die Urtheilssprüche dieses Kunsttribunals erhoben, von denen die Zulassung oder Ausschließung der eingeschickten Kunstwerke abhängt. Man wirft der Jury Mangel an richtigem Urtheile und eine engherzige und taktlose Systematik vor, welche nach veralteten Grundsätzen annehme und verwerfe, wie es ihren Launen und Interessen zusage; man legt ihr absichtliche Parteilichkeit, böswillige Intriguen und überhaupt Rücksichten zur Last, welche von dem Wesen, dem Werthe oder Unwerthe der zu beurtheilenden Sachen ganz unabhängig sind; und um diesen Unfug auf seine eigentliche Quelle zurückzuführen, zieht man natürlich die Akademie der schönen Künste mit in dieses Raisonnement hinein, weil sich unter ihrer Ägide die Kunst fortbilden solle, und weil sie doch am Ende die Verantwortlichkeit für Das übernommen habe, was die Jury thut oder unterläßt. Ist die Frage einmal bis auf dieses Terrain gespielt worden, dann steht der Opposition — denn diese existirt hier auf dem Gebiete der Kunst ebenso wol wie auf dem Felde der Politik — ein weiter Spielraum für ihre Axiome und Angriffe offen. Anstatt die Kunst nach Pflicht und Gewissen zu fördern, meint man, sei die Akademie nur da, ihr Hindernisse jeder Art in den Weg zu legen, der aufstrebenden Entwickelung junger Talente den verjährten Pedantismus der Schule, die Eifersucht abgelebter Ohnmacht entgegenzustellen. Man erinnert dabei an Das, was sie gleich in ihrem Entstehen an Poussin gethan, welcher durch ihre Verleumdungen ins Exil getrieben wurde; man wirft ihr vor, daß sie Drouais, David's Nebenbuhler, im Elende untergehen ließ, daß sie Prudhon zur Vergessenheit verdammte, daß sie in neuester Zeit Ingres proscribirte, daß sie der Regierung verbot, Gericault's ausgezeichnetes Gemälde, die Medusa, für den geringen Preis von 1500 Francs anzukaufen; daß sie die Werke Delacroix's der Aufnahme zur Ausstellung im Louvre für unwürdig erklärte ꝛc. Welches Recht, fragt man dann als Schlußfolge weiter, hat denn eine solche Akademie, die Werke Derer zu beurtheilen, welche ebenso wie ihre Mitglieder, und noch mehr als diese, schlagende Beweise ihres Talents, ihrer Geschicklichkeit, ihres Fleißes gegeben haben? Welches Recht hat sie, durch einen ungeschickten Richterspruch voll Vorurtheile die Carrière junger Künstler von ausgezeichneten Talenten und voll großer Hoffnungen ohne Weiteres zu unterbrechen und sie, nachdem sie 15—20 Jahre ihres Lebens den Anstrengungen und Mühen ihrer Kunst geopfert haben, den Qualen getäuschter Hoffnungen und dem Elende preiszugeben?

Worauf diese Sprache abzielt, ist leicht zu errathen. Man will von der Akademie der schönen Künste und von der von ihr ausgehenden Jury in Zukunft nichts mehr wissen; sie sind

die Steine des Anstoßes, welche zunächst aus dem Wege geräumt werden müssen. Ist die Jury eine nothwendige Bedingung des alljährigen Salons, so muß sie wenigstens ihrem Wesen nach, in ihrer Zusammensetzung, vom Grund aus reformirt werden, d. h. sie darf nicht mehr von der Akademie ausgehen oder unter ihrem Einflusse stehen. Denn welchen Sinn hat es z. B., wenn man die Gemälde eines Delacroix, Johannot, Gigoux, Rousseau, Marilhat durch die Herren Blondel, Picot, Garnier, Vidault, Thevenin, Heim beurtheilen läßt, während die eignen Werke dieser Herren längst verdammt und von allen Leuten von einigem Geschmacke längst vergessen sind? Und welches sind die Folgen hiervon? Die Folgen sind einmal, daß nur allein dieses Jahr die Werke von ausgezeichneten Künstlern, wie die Maler Gigoux und Rüzener und die Bildhauer Barye, Maindron und Perault sind, vom Louvre ausgeschlossen wurden; und zweitens, daß noch ausgezeichnetere Künstler wie E. Isabey, Decamps, Rousseau und Paul Huet es unter ihrer Würde halten, sich dem Richterspruche dieses Kunsttribunals auszusetzen, und folglich nichts mehr einschicken.

Es versteht sich von selbst, daß bei diesen wie bei allen ähnlichen Raisonnements der Opposition die Farben etwas derb aufgetragen sind und daher die Wahrheit der Darstellung unter der Last des Colorits leidet. Aber etwas Wahres bleibt am Ende doch an der Sache. Es ist allgemein bekannt, daß dieses Jahr allerdings ausgezeichnete Sachen von Gigoux und Barye zurückgewiesen worden sind, während die Masse schlechter Bilder und mittelmäßiger Sculpturen im diesjährigen Salon Jedermann aufgefallen ist. Wir kennen die geheimern Triebfedern, welche die Beschlüsse der Jury bestimmen mochten, ebenso wenig, wie sie wahrscheinlich Diejenigen kennen, welche sich aus der Opposition gegen sie ein Geschäft gemacht haben; allein wir wissen, daß die Jury wie alles Menschliche ihre Mängel und Schwächen hat, welche sich nur um so mehr in ihren Blößen zeigen, je mannichfaltiger die Beziehungen und Rücksichten sind, in welchen dieses Kunsttribunal steht und welche es zu nehmen hat, je schwieriger seine Stellung überhaupt ist. Man glaubt vielleicht, daß blos das Interesse der Kunst als Kriterium für die Wahl der aufzunehmenden Sachen festgestellt sei und festgestellt werden müßte? Man irrt sich aber; das ist keineswegs der Fall. Da müßte ja z. B. gleich die größte Anzahl der Portraits ausgeschlossen werden, welche jedes Jahr die langen Wände des Louvre bedecken; und wenn die Jury dies wagen wollte, da hätte sie es ja nicht blos mit den Künstlern, sondern auch und weit mehr mit den beleidigten Eitelkeiten der hundert und tausend Originale zu thun, welche sich so gern selbst bewundern und von Andern bewundert wissen wollen; sie hätte namentlich die Feindschaft der schönen Welt zu fürchten —, in Paris bekanntlich die gefährlichste —, die selbst eine Jury schon des guten Tones wegen zu vermeiden suchen muß. Die Jury müßte dann ferner einen beträchtlichen Theil der Bilder verdammen, welche in officiellen, gewöhnlich kolossalen Rahmen durch die weitgeöffneten Flügelthüren des Louvre einziehen, weil sie von der Civilliste, von den Ministern, den Präfecten, vielleicht sogar noch von den Maires bestellt worden waren. Ein Urtheil darf sich die Jury über diese Kategorie wol kaum erlauben, und ihre Aufnahme ist im Codex der Akademie als eine im Voraus zugegebene conditio sine qua non verzeichnet. Hierzu kommt nun noch die ziemlich bedeutende Clientel der Jury, wozu ihre Verwandten, ihre Zöglinge, das weibliche Künstlerpersonal gehören, welches hier ziemlich zahlreich ist und glimpflich behandelt sein will. Daß also neben gutmüthiger Nachsicht da auch bisweilen große Fehltritte und kleine Ungerechtigkeiten mit unterlaufen, sollte man, meine ich, ziemlich natürlich finden; wenigstens sollte man daraus nicht ein Argument für die Nothwendigkeit der gänzlichen Abschaffung der Jury hernehmen. Denn ein Kunsttribunal, wie es sich die Opposition erträumt, wird und will die Jury nie sein, ebenso wenig wie es irgend ein anderes analoges Institut je werden könnte, das man an ihre Stelle zu setzen gedächte. Die Gründe hiervon liegen für Jeden klar am Tage, welcher die heutige Stellung der Kunst zum Staate und zur Gesellschaft, namentlich in Frankreich, durchschaut und begriffen hat. Sie liegt zu sehr außerhalb der Interessen und Zwecken beider und findet in ihnen nicht mehr die moralischen Elemente, die ihr nöthig sind, um sich auf einem erhabenen Standpunkte zu erhalten. Sie ist jenen untergeordnet und hat in einem dienenden Verhältnisse an sich die Selbständigkeit verloren, welche vielleicht die Hauptbedingung zur Möglichkeit eines selbständigen, unparteiischen Kunsttribunals wäre.

Ähnliche Beziehungen gelten ungefähr auch für die übrigen Sphären der hiesigen Kunstkritik. Ich will die der Journale und Kunstblätter, welche während der zwei letzten Monate in vollem Gange gewesen ist, blos des äußern Unterschieds wegen noch zur höhern Kunstkritik rechnen. Eins ihrer wesentlichsten Merkmale ist ihre politische Farbe, die allein hinreicht, ihren Werth zu charakterisiren. Der „National" erhebt die Schlacht bei Taillebourg von Delacroix als ein Meisterwerk der neuern Kunst, vielleicht mit deshalb, weil Delacroix La barricade de Juillet gemalt hat, und das „Journal des débats" findet daran grade Das zu tadeln, was der „National" als besondere Vorzüge hervorgehoben hat. Dieser bekämpft die Richtungen und die Nachahmer der deutschen, wie er meint, mystisch-träumerischen Schule; jenes dagegen macht ihnen fast den Hof u. s. w. Verschiedenheit der Meinungen ist in der Kunst wie in jedem andern Verhältnisse, worüber es verschiedene Meinungen geben kann, eine vortreffliche Sache, weil sie die Wahrheit fördert; allein, wenn sie wirklich Werth haben soll, so muß sie auf haltbaren Gründen beruhen, die in der Sache selbst liegen, worum es sich handelt. Lange Tiraden für oder gegen die Regierung und die Geistlichkeit, wie Sie sie nicht blos in den Kunstkritiken des „National" und des „Journal des débats", sondern fast in allen der Ausstellung gewidmeten Feuilletons der zwei letzten Monate lesen können, geben über den Stand der Kunst schwerlich irgend Jemanden erwünschte Aufklärung; sie zeigen aber recht gut die Engherzigkeit und Verkehrtheit dieser Kunstkritiker; sie beweisen, daß hier, in diesen Sphären, echter, tiefer eingehender Kunstsinn vor kleinlichen Rücksichten noch gar nicht aufkommen kann, und daß man, während man nach Effecten in der Politik, oft sogar blos im Style hascht, den Standpunkt immer mehr aus den Augen verliert, welcher für die Beurtheilung von Kunstwerken der richtige wäre. Bei dieser falschen und gefährlichen Richtung kann man nichtsdestoweniger recht geistreich sein, man kann sogar manches sehr Treffende sagen, wie es in einzelnen gutgeschriebenen Artikeln wirklich der Fall gewesen ist; aber man bleibt über den Grund der Dinge nichtsdestoweniger bei Irrthümern und Selbsttäuschungen stehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

In Melchior Kysel's Kupferbibel, die den Titel führt: „Icones biblicae veteris et novi testamenti" (Augsburg 1679, 4.), und zu deren Figuren Johannes Crophius, „poëta laureatus caesareus", lateinische und deutsche Unterschriften in Versen geliefert hat, von denen die erstern sich durch römische Eleganz, die letztern durch fast übergroße Treuherzigkeit und Naivetät auszeichnen, steht bei der Geschichte des Elias und der Witwe zu Zarpath folgender deutsche Denkreim:

Elias hatte sich von selbst zu Gast geladen
In einer Wittib Haus, der Wirthin ohne Schaden.
Er schafft ihr ew'ges Oel, das Mehl schwind nicht im Cad,
Sie backt der Küchlein ihm all' Tag' die volle Gnad.
Für's Schlafgeld bringet er dem todten Sohn das Leben;
Wer wollt' den Geistlichen nicht gerne Herberg geben?

11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 157. — 6. Juni 1837.

Erinnerungen, Lebensbilder und Studien aus den erſten ſiebenunddreißig Jahren eines deutſchen Gelehrten ꝛc. Von Ernſt Münch. Erſter Band.

(Fortſetzung aus Nr. 156.)

Der reiche Inhalt des 464 Seiten ſtarken Octavbandes macht allerdings die Auswahl nicht leicht, indem wir doch aus jedem der fünf Hauptabſchnitte: 1) „Pädagogiſche Holzſchnitte nebſt einigen Silhouetten zur Geſchichte der Vaterſtadt und der Heimat"; 2) „Das Gymnaſium"; 3) „Solothurn"; 4) „Freiburg im Breisgau"; 5) „Aarau", Einzelnes herausheben und dadurch zur Kenntniß des Ganzen einladen möchten.

Des Verf. Geburt (er iſt in dem früher öſtreichiſchen, dann ſchweizeriſchen Städtchen Rheinfelden am 25. Oct. 1798 geboren) und erſte Kindheit fiel in die Zeiten der Revolutionskriege, manche Kriegsſcenen und die grotesken Geſtalten der Panduren und Rothmäntler hatten ſich ſeiner Phantaſie mit den feſteſten Zügen eingeprägt. Der Vater, der es trotz Kenntniſſen und Geſchicklichkeiten nur bis zum Rang und Charakter eines Regiſtrators beim kaiſ. königl. Kameralamte gebracht hatte, ſah ſein Leben zwar durch die Schreibſtube und Gerichtskanzlei beſchränkt, behielt aber dabei viel Humoriſtiſches und im Contraſt zu ſeinen täglichen Beſchäftigungen, die er mit der größten Pflichttreue wahrnahm, ſehr viel Poeſie; die Mutter, in gewöhnlicher katholiſcher Weiſe erzogen, war mild und gut, eigentlich aber für ihren Mann nicht paſſend, ſodaß die Ehe nicht eine ganz glückliche genannt werden konnte. In der Erziehung des Sohnes war das deutſche Element durch den Vater, das franzöſiſche durch die Mutter vertreten, und während der Erſtere mehr dem Verſtande und Gemüth die leitende Richtung gab, verdankte der Letztern ihr Sohn Phantaſie und Empfänglichkeit für das Schöne. Der Schilderung ſeiner Kinderzeit geht eine gelungene Beſchreibung von dem Leben und Treiben in Rheinfelden voraus, die wir als charakteriſtiſchen Beitrag zur Geſchichte einer Parzelle des öſtreichiſchen Staats am Schluß der vorigen Jahrhunderts nicht unerwähnt laſſen dürfen. Wir leſen hier (S. 10—18), wie alle Befehle der Regierung in Freiburg, wenn ſie einige Anſtrengung erfoderten, ad acta gelegt wurden, wie die vorgeladenen Parteien ſechs- oder ſiebenmal unverrichteter Sache nach Hauſe ziehen mußten, weil die Frau Oberamtmännin bei ſich Gäſte bewirthete und der Herr Oberamtmann ſich dieſen nicht entziehen durfte, wie die ſogenannten Kammerboten, die mitunter aus Freiburg auf Execution kamen, auf das beſte geſpeiſt wurden, ſodaß ſie unverrichteter Sache wieder abzogen, wie endlich in Policei- und Criminalſachen das ſummariſche Verfahren mittels Haſelſtocks und Ochſenziemers die Hauptrolle ſpielte und Suggeſtivfragen die Stelle zeitraubender Förmlichkeiten erſetzen mußten.

Auch erlebte man häufig — ſagt unter Anderm der Verf. —, daß die Unterſuchenden von Zeit zu Zeit für eine Weile in die Ecke des Amtszimmers eilten, wo ein verhängnißvoller Vorhang kein Iſisbild, wol aber einen Krug des beſten Markgräflers verbarg, welcher dazu beſtimmt war, den durch übermäßige Berufsthätigkeit erſchlafften Geiſt angenehm aufzufriſchen; oder daß der Herr Oberamtmann ſich in Gegenwart deſſelben unter das Fenſter legte, um mit der ſchönen Wirthin im Nachbarhauſe ſüße Zwieſprache zu halten. Man nannte dies dem Delinquenten gehörige Friſt zur Beſinnung laſſen.

Die Geiſtlichkeit lebte in einem gedankenloſen Bigotismus und war faſt nur von Feſten und ſkandalöſen Abenteuern her bekannt. Schulunterricht und Schulzucht war höchſt kläglich beſtellt, in dem erſtern herrſchte der Mechanismus, in der letztern das Prügel- und Anzeigeſyſtem; die Töchter des Schullehrers trieben eine Art Speculation mit den periodiſch erneuerten Birkenlieferungen.

Der Verf. beſchreibt nun mit großer Ausführlichkeit ſeine erſten Jugendjahre. Ref. muß aufrichtig geſtehen, daß er wünſchte, Hr. M. hätte ſich hier etwas kürzer gefaßt, indem einmal ſeine Erlebniſſe keine andern ſind als die vieler andern Knaben, und zweitens die ſo weit ausgeſponnene Erzählung manchen Leſer leicht gegen Hrn. M.'s übrige Schilderungen einnehmen könnte; wie ſolche Dinge noch in weit ſpätern Jahren, als die ſind, in welchen Hr. M. jetzt ſich befindet, zum eignen Behagen des Erzählenden und zum Vergnügen der Leſer dargeſtellt werden können, hat Göthe an einem glänzenden Muſterbilde gezeigt. Für den Verf. ſelbſt mögen allerdings die Erinnerungen aus der Knabenzeit, manche Ungezogenheiten und tolle Streiche, das Wohlgefallen, das er ſchon frühe an erwachſenen Mädchen fand (eine übrigens bei Knaben gar nicht ungewöhnliche Erſcheinung), ſeine Neckereien erwachſener Mädchen, der Muthwille, den er gegen manche ältere Männer und Frauen ſeiner Vaterſtadt übte, ſelbſt das Andenken an manche erlittene Strafe und Züchtigung Reiz haben, aber ſchwerlich für viele Andere. Mehr

Interesse hat schon die geistige Entwickelungsgeschichte des Knaben, seine Lesewuth, die er durch die heterogenste Lectüre stillte, dann seine Schulerung des Gymnasialliebens, das ganz den Charakter ähnlicher Anstalten des katholischen Deutschlands trägt, des kirchlichen Festhindernisses und der mannichfachen Freuden und traurigen Ereignisse, an denen das Leben der Gymnasiasten in so vielen Jahren sich war, namentlich für solche Leser, denen Herr M.'s Persönlichkeit fremd ist, oder die irrige spekulative Schulansichten nicht auf eigene Erfahrungen stützen gelernt haben. Das sich der Jüngling hier sowol als im Collegium zu Coesfeld, wo er als „sogenannter Philosophie absolvirender Fuchs", öfters verirrte, daß er oft auf den Bergen schwärmte und dichtete, daß er gern verbotene Bücher las (Tiedge's „Urania" nennt er sein Lieblingsgebuch), und das es bei den Geistlichen und zunftverwandten Bürgern für ein arges Ferigeld galt, sind alles Dinge, die sich eigentlich nicht viel anders bei einem jungen Menschen von Geist und Talent voraussetzen lassen. Aus diesem Dichtum bedienen sich die Stolzen über den schweizerischen Geschichtschreiber Gust. Bieglieb (S. 144—147) und die Harte, aber sehr häufige Anklagung des schweizerischen Berichterstatts nach Napoleon's Sturz 1814 im Verhältniß zu Deutschland (S. 129 fg.) hervorgehoben zu werden.

Im Spätjahre 1815 findet der Held Hrn. M. auf der Universität zu Freiburg im Breisgau. Wir haben schon oben seines Talents für Landschaftsschilderungen gedacht und glauben daher um deßwillen die Beschreibung von Freiburg, im weiße Stadt im Jahre 1815, schlecht Erinnerungen knüpfen, beifügen zu können.

In einer Ausdehnung von mehren Stunden vor der Stadt entwickelt sich eine reiche Fruchtbarkeit, ganz in der Nähe des Rheins, dessen Thäler auf der einen oder andern Seite bei seinem Laufe sich erweitern und können, und dem dadurch, dem nächsten Nachbar der Vogesen, sie entweder sich sagt sich, wie ein einziger ununterbrochener Garten und schöner Weinberg, voll buntester Kolorite und reichen Reizes erscheinen, und sowie der Sinn der Menschen ist und gern ins Innere des Gegens bilden läßt, und nicht so leicht in seinen Gefühlen weitert, als ist auch den Bewohnern der gesegneten Ufer die Natur ihrer Heimat weniger, sondern dient ihnen mehr zum innern Besitzthum an und nicht zum Mitgenusse ein. Im dem hier geschilderten gehen sich die Menschen schwerer den Hügel hin; sie steigen herüber, als erhebe sie das Heimweh und als ersteigen sie ein tiefer Bedauf über das Naheverstehe, erfassen sie mit jedem Tage inniger und zugleich trauriger sich, und ihre Weiser sinnen gern sich an das Ufer des Rheins, welcher noch immer aus seinen Quellen den Hügel des Schweizer unbefriedigt weg aus seit der Lichtenberg und Stanislaus, und sie sie nun langsam, die einen, schon dem Grabe in Verzweiflung, andere ein überhaupt Geschicht überall verbringt hat (S. 170).

Mit schönster Treffe schildert der Verf. schon die Festungsanlagen „mit ihren hohen Wassergrabenschanzen und ihrer siebenmonatlichen Gefangenschaft", über die „es was Dutzend, etwas Katholisches der besten Art ausgegossen ist", das gleich sehr die Besitzungsweise mit die Festigkeit von ihnen entfernt hält und sie in die Reihe der zuzählenden Franzosenmauer Deutschlands stellt. Von den politischen Verhältnissen der Stadt Freiburg, ihren Anhänglichkeit an Oesterich, die sich noch 1815 sehr deutlich aussprach, und die Reactionen der „Aristokratischen", wie man die Häupter der neuen Ordnung der Dinge nannte, kommt der Verf. auf die Universität Freiburg. Für die lebendige Characteristik der Lehrer und Studirenden, besonders den Männer, wie der Juristen Sauter und Rau, der matthias Welkmyer der Ordens- und Mönchsfreund, der Theologen Wanker, Schwinger, Zimmermann und Rotteck, der Aerzte Ecker, der Mitglieder der philosophischen Facultät Wedekind, J. G. Jacobi u. A. müssen die Leser Hrn. M. Dank wissen. Die Lehrer kommen in Deutschland wenig bekannt geworden sind und sie es durch ihre akademische Thätigkeit mit verdient haben, der Verf. gefälligst entschlagen zu werden. Besonders ausführlich der Verf. bei Leonh. Aug (S. 194—205) und, wie sich erwarten ließ, bei Rotteck (S. 207—215). Es schien ihm, wie sie Lehrer, vermöge ihrer Beredsamkeit, ihrer neuen Vorträgen und Rollenmenment unternahmen auf der Bedeutung jungen Gemüther für constitutionelles Leben hinwirkten, sich alle schon damals mit allerlei feuerglühenden englischen cosmopolitischen Elementen zufüllte, dann sich in Opposition mit der Staatsregierung setzte und Reformen, die ganz wenigen Menschen Konstitutions-Unsinn, zum Mittelpunkte des Constitutionsvereins zu machen berechtigt. Rotteck's ganzes Leben zerfällt in drei Perioden, von denen Hr. M. nur die letzte seit S. 213 alle Hälfte, ist zur Zufriedenheit für den Mann, in dem Blute einer politischen Parteiung oder Bringer einer goldenen Zeit zu sehen nothwendig, wissen und freilich nicht.

Die beiden Perioden ist die, in welcher Rotteck, eifrig für die erhaltenen Niederlagen seiner Partei und das unterwürfige Gefühlen von und Jahren gegen die Regierungsrath, die Reformbarte, den deutschen Bundestag, die hohe Diplomatie zu gleicher Zeit, von den und andern angegriffen, und dann wieder mit den fremden, ritterlichsten Ehrenstimme, der Kosmopolit ist, ja fast der Republikaner erscheint, wo er sich in seinem Schrift mit den ehemaligen Pfaffen des Demokratismus und den gewaltsamen Schmiedeisen Gewalt verbindet, um den Despoten, die Großen seinen Hunden wie seine preußische Gleichheit, ja selbst seine innere, ehrliche Gesinnung für den Durchbruch seines alten Gefühlen und Ueberzeugungen, die Rotteck auf das Spiel setzend, klüge, treuig, Unumgetrauung, gegenwärtigkeit, ehrenhaftig, und dann unverdrossen ausgeschlossen und gestürzt rathen Stechlin, endlich niederzumuthen und nichts für seinem Gewissen, für seinem Herzen und Verstande gelten, und dem Allgemeinheit seiner Theorien ausdrücklich, sind in bedeutendes, populäres Geschichtswerk und von einem unterrichtenden Publicum, und in seinen Verehrungen gefunden, von der aus man immer noch eine günstigere Gegenwehr dem fragwürdigen Freiste sich verbreiten läßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über die letzte Kunstausstellung in Paris.

(Fortsetzung aus Nr. 114.)

Geschichtsbilder, gleichviel ob christlichen oder anderweiter, ist es z. B., wenn man, wie bekannt aus allen Ländern über den christlichen Glauben hervorgeht, glaube und andern glauben machen will, die französische Kunst unterer Tage habe einzig und allein Schönheit erstrebt, von welchen sie sich auf die andern Lehren mit Verachtsehen protestirt habe; wenn man glaubt, sie habe dem Mysticismus selben für Dod, und Überlegenheit gegenwärtig auf dem Gebiete der Kunst getrieben wäre; sie habe die Schönheiten bedingen, welche die Kunstbetrachtungen der Jahrhunderte zu nehmen hatten. Um diesen Irrthum einmal für

Digitized by Google

nur, wieder man unter Kindern auch etwas auf den Christtisch, auf Weihnachten, als Geschenk, bringt, so wünschen Kunst in unserer Zeit eigentlich. Da aber die zu kaufenden Dinge das Thor suchen, so muß ich Ihnen gestehen, daß ich keinen Abnehmer von wenig Groschen erwarten möchte. Wenn Mehl, wenn es sich darum handelt, die Vorräthe des Kaufs im Allgemeinen vermehrend, die Preise durchaus nicht vergleichen zu stellen ist, sondern von den Eigenthümlichkeiten abhängen soll, welche die Verschiedenheit der Anschauung, die Richtungen und die Lust der Kunst in verschiedenen Ländern und Zeiten charakterisiren, der Vermehrung hinderlich. Die Franzosen sind die besten Kunde hat noch vorzüglich Sinn machte, wenn dieses Verhältniß nicht geschehen, und hierbei überwiegt in gleiche Ehrgeize entstehen, wo eine Verneinung und Anfeindung möglich wäre.

Einige der meisten Kunst-Ausstellungen sind die großen Dom- fund auf den verschiedenen Bildungsstufen der verschiedenen Schule. Sie hat, sie erhält und, wenn sie will, ihre bestimmte Heere. Eine ihrer sie können im Umgange in den Salons, wenigstens in den Hauptstädten, entbehren, wenn es möglich ist, sich zu einer Kunst, welche sie nicht hat. Wie in den besten Gärten; Spitzen, Spitzen und freie Familien gehen heute mit großem Wohlwollen voraus. Man reist hier und da auch weithin heute von einem, wenigstens Hauptstädten und einem Interesse, das Jahrzehnten über ist der französischen Kunst noch nicht ganz gemacht, die Bekanntschaft einer Kunstweise, welche ihnen neuen Theile zu verschaffen, und lediglich durch die Verbreitung, die Aufnahme, welche sie findet, ihre Kunst mehr eine Sache der Literatur wird, die viel zu Anderen verleitet werden. Und das Kunstbedürfniß selbst bereitet, so darf man freilich auch nicht die Schwierigkeiten verhehlen, welche selbst die französische Sprache in den Weg legt. Denken wir uns nicht einmal einen eben bedeutsamen Inhalt in Spitzen in der Conversation, bieten sie wenig Mittel zur feinern Nuancirung, um jeder Stimmung, jedem Gefühle, jedem Urtheile und selbst Vorurtheile sein Recht, man auch sich eben zu sehr in den französischen Kunstton befinden, welcher entweder zu viel oder zu wenig, oft auch gar nicht sagen.

Will man wissen, wie weit die Deutschen es in den neueren Epochen der neuern Poesie angebildet ist, so muß man sich in die Anschauung selbst begeben, mehr um die Bilder, welchen um den Gedanken zu bemühen, dessen sich die Kunst an welchen von ihrer sinnlichen Seite. Man kann sich bei einem Gedichte bei Lesen ja leichten Inhalt in einem einzigen Vorwitzige einen Schon von obenzu verlieren als kundigen, mit seinen Sinn durch sonstige Kenntnisse, durch das neuen unsichtig sinnlichen Resultat zu sieben wäre: das französische, ästhetisch vorgebildete hat zuerst Recht von Sinn für die Kunst, ohne in einem noch sehr unentwickelten Zustande, welcher zugleich eine große Bildsamkeit einschließt. Es wie die Spitzen sind, sich selbst, das Kind selbst zu sein, ohne große auf Kunstwerk Anspruch zu machen; es soll den deutschen Sinn ergehen und Gefühlen, welche sich in den Kunstwerken, welche man bedient man den Spitzen in einen großen und weiteren Kreis, Mode des Kreises. Der genaue Anzug ist ein Kunst, aber nur und vermittelte Phantasie, welche durch diese Medien angeregt und gemildert sein soll. Im Grunde will es den Geschäftlichen, in der Kunst das Gewerbe. Will zur Kunstzur gebildete Sprache, weil sonst nicht so leicht Jemand Meinung oder Lust, sich in den Kunstwerken, man den auf sie sich mittheilen könnte. Obendrein, daß, wie die Kunst, so der Kunst, so der nächste Augenblick Meinung oder Lösungen bringt, wo Vorgeschrittene und Vorfinden beendigt, sie weiter ist ein Lächeln. Man darf nur einige Male durch die Gesetze des Darstellung gehen, um sie mit seinen Bilder die neuern sonst gleichen Epoche aus früheren Jahren gesammelt sind, um die Poesien, und bleibt dennoch gar nicht ohne Einfluß auf diese Schule gebildeten ist. Bildet solches Bildern sich das gemeine Volk um mehrere Jahrhunderte zurück, so ist es eigentlich unbegreiflich hie, auf diesen Augenblick Kunst. Man darf voraussetzen, daß in jeder Gesellschaft, wie sie sich auch zusammensetzen, sich in Kunst, nicht mit geringen Interesse über mit Geschicklichkeit an.

Wenn die wesentliche Richtung des neue Gegenstand, die Kunst zu bedienen, da sie fehlen. Denn, um je bleiben Bild Vergnügen, so werden in für ein ganz eigenthümlicher Kunst vor, den man in früheren Zeiten nicht gekannt hat. Denn sind solche Bilder, welche vorzüglich, durchaus etwas Neue Gegenstände darstellen, vor Allem Gegenstände der Geschichte und Gewohnheiten, sind eine neu am Tagesordnung, einige auch in der Ausführung, insbesondere Bilder zusammen, wie z. B. der Oberdeutschen an der Donau und Rhein, Niederdeutschen an Rußland, den man auch in den zwei letzten Jahren Oberdeutschen, Bilder, welche, zur Zeit Kinder Mal sich ganz ausschließt gewordene. Die beiden Hauptvölker, auf denen sich Kunst, gründen, sind Kinder und Landleute. Bilder des Kindes und des Heeres, insbesondere in früher selten Bilder, welche sich zur letzten Hauptklasse, Gegenstände zu Scherze von Studien, und Napoleon's Verwandlung mit Kinder Lust die Heeres, und Knaben). An seinen Kinder machen sich besonders eine große Menge Bilder, welche sich den Prinzipien in Kinder, bemerklich, und neben der Drang zum Malerei als Genre- Genre erfüllen. Kinder Gemälde als auch bei einem großen Kunst Künstler zu wichtigen Zeichnungen haben, meint man, in Malerei, in Kunst und in Kinder, so wichtig Kinder, auch Gemälde haben. Das Nationalement ist ziemlich einfach und das Kinder, das Nationalement, das man, weil es gut und Schemmann, das eine weniger einfach ganz fremd sich, aber es ist der Interesse, jenen Nationalem entweder Bedeutsamkeit zu beobachten, jenen noch bei Bildern Kinder Gesichtspunkt verweilen, ihnen noch Reiz, die Geschäfte erstere macht auch an die Kinder, der Mensch und der Schauplatz vertritt. Die Kinderen brauche die Geschichten, und die Geschichten Kinder, so mache sie sich nun, wie Kunst in ihren Schule. Die ersten Kinder, nicht ihre Kinder wieder auf und Kinder, Bilder Kinder, Bilder, Kinder, Kinder, Kin

sich macht. Dahrdurch nähert sich die Anlage und Ausführung dieses Bildes sehr derjenigen der Kunstschule; es trennt gewissermaßen nur ein weiter Sprung von Kunstschulheit zu freyer gewordener Kunst. Der Vorwurf war gewagt und scheint Schwierigkeit darbieten zu können, so sehr auch die reine und wahrverstandene Behandlung der einzigen Theile die öffentliche Meinung zu den Ihrigen im Einzelne neigen. Ungeachtet der Verschiedenheit des Zweges zeigt sich in dem Gemälde von J. Schefter doch dieselbige Wahrheit und Vermannichfaltigkeit mit jenen früheren Arbeiten, und die Bedeutung der Idee ist. Wein Provenzese, der im vorigen Jahre ausgestellt war, bildet gleichsam den Übergang zum jetzigen Thema, und den bekannten. Der Styl ist ernst und bestimmt, die Ausführung der einzelnen Theile sehr leicht und gefällig. Was übrigens mit der Behandlung des alten Bildes, seinen und Geschicke, zumal auf einem so kleinen Raume, eine Art der Gemeinheit zu sein, welche entfernt werden muß.

Von weit geringerem Belange sind die übrigen Bilder hier zur Ausstellung in der hiesigen Kunstschule. Die Gegenstände sind dem Alten und dem Neuen Testamente sowie und der Geschichte der Heiligen und Märtyrer der katholischen Kirche entnommen. Man hatte recht Gelegenheit, die sichtbare Seite dieser Richtung zu beobachten. Eine anscheinende aber wenig Ernst und recht gefühlig entwickelte Talente hatten sich an die schwierigsten Gegenstände gewagt, welche vollendete Meisterschaft verlangen. Wie rechnen dazu z. B. die Erweckung von Jairs Tochter, Christus am Ölberge von Eduard Bertin, ein Barbarossa Christus von Overbeck, einige Darstellungen der heiligen Familie, wie die von Preyß und Bergner, von welchem auch eine Magdalene und eine Heilige vorhanden waren, ein Christus unter den Kindern von Neander und von Henry, die Taufe Christi von Kempf, und der Kopf von Hübner, der Mutter Gottes. Nicht mehr glücklich haben sich Flandrin mit seinem St.-Clair, wie er die Blinden heilt, Simonsohn mit einem heiligen Joseph z. B. mit Darstellungen beschäftigt auf dem Gebiete der Legende bewegt.

In Hinsicht der Geschichtsmalerei findet sich außer einer Masse ganz gleichgültiger Dinge manches sehr merkwürdige Kunstwerk. Besonders bemerkt zu werden sind Alten mit seinen zwei großen Bildern aus der englischen Geschichte, Eberhardt mit einer Jane Grey, und Karl I. von den Cavaliers Krumm, Wolf's verdrießt, wieder ganz auf seinem Gebiete. Ich glaube, diese in meiner Beziehung ausgezeichneten Bilder, zu denen man erforderlichen Falls den Dolorosa-Schmerz Ausstellung des Details bemerket, lassen sich, abgesehen von der Wahl der Gegenstände, am besten beurtheilen durch Vergleichung mit Bildern, die auf ähnlich der Gegenstand, welche der Künstler darstellen wollte, eben nicht, wie sie in seinen vorgestellten sind, bestimmt zu sein für eine Darstellung in der großen Oper oder im Theater komischen-ernsthaften Stücke. Wir öffnen hier zu jener Vergleichung; es ist Alles so systematisch gruppirt und überdrungen mit zu viel Denkung, zu viel Kunst componirt. Delaroche setzt seine Charaktere so hin auf und stellt sie so dar, wie sie sich im Wahrheit; es sind oft nur Theaterfiguren. Unter den übrigen geschichtlichen Bildern von vorzüglicher Bedeutung wollen ich noch eins oder drei anführen zu nennen, welches durch glückliche Wahl des Gegenstandes oder geschickte Behandlung Aufmerksamkeit erregt. Wan führe in Allgemeinen hier in dieser Beziehung auf den Tode des Wallenstein, Le Poittevin, auf zwei Bilder aus der französischen Kindheit überhaupt in der Darstellung einzelner geschichtlicher Charaktere und Momente, welche ein reiches Gebiet dem darzustellenden Charakteren vorbringen muß, wenigen glücklich ist ein in der Darstellung des niederländischen Lebens, im Schlachtgemälde, wobei es auf geschickte Auffassung der Effekten ankommt, wenige Künsten hervorleuchten.

Der Verfasser folgt.

Notizen.

Nach Nr. 45 der natürlichen „Echo" sind der Kurzem in Mergel die dramatischen Werke des Herrn Gustav Schwab erschienen, die 500 Exemplare verkaufen. Nicht der Größe halber, sondern weil sie wahrscheinlich noch weniger Leser finden werden in Italien durch die Aufführung bekannt geworden, wäre eher gut, sie kurzer den neuen soll sich das Trauerspiel: „Helena", und die Lustspiele: „Der Advocat" und die Überlist", „Das Weiberkrieg" und „Gretchen Frauen", auszeichnen.

Am 13. April starb in Breslau Dr. Nickel. Früher als Professor an der Universität zu Posen angestellt, war er seit dem Jahre seines Lebens als Arzt und medicinischer Schriftsteller thätig. Mehrere Abhandlungen von ihm sind in medicinischen Werk und auch als Broschüre verlegen. Meist war ein ausgezeichneter Künstler und Kenner der Musik, und hinterließ mehre ungedruckter Übertragungen Schiller'scher Gedichte, namentlich gilt sie von der „Glocke" als das Werker einer gelungenen Übertragung.

A.

Literarische Anzeige.

Berichtet über die Verlagsunternehmungen für 1837 von **F. A. Brockhaus in Leipzig.**

Ein mit * bezeichnetes Werk ist während der Ostermesse 1837 neu erschienen oder wird noch vor Schluß derselben ausgegeben.

Auf Velinpapier und in Umschlag.

751. Allgemeine Encyklopädie der Physik, Chemie und Naturgeschichte, herausgegeben von Herrn Professor Dr. Dietrichsdach, Professor Dr. Brockhaus, Professor Dr. Jüngken, Geheimmedicinalrath Prof. Dr. Klug, Geheimmedicinalrath Dr. Erdberl, Professor und Generalarzt von Dr. Friedrich S. Behrend. In acht Abtheilungen. 1. Mineralogisch-Geologische Abtheilung (Forstbeamten, Eisenwerkbesitzer, Bergleuten, Chemiker, Ärzte). II. Chemisch-Physikalische Abtheilung (Forstbeamten, Eisenwerkbesitzer, Bergleuten, Chemiker, Ärzte). III. Botanische Abtheilung (Forstbeamten, Ärzte, Chemiker, Pharmaceuten, Ärzte). IV. Zoologische Abtheilung (Forstbeamten, Ärzte, Chemiker, Pharmaceuten, Ärzte). V. Anatomisch-Physiologische Abtheilung (Ärzte). VI. Chirurgische Operationen, Instrumente und das nöthige Bandagen. VII. Geburtshilfe. VIII. Geburtshilfe. Das Ganze etwa 150 Lieferungen à 1 Thlr. Sächs. oder 1 Fl. 48 Xr. rhein. mit ausführlichen Texte.

Die ersten Lieferungen erscheinen Postpost und das Werker über einige nächste Ostermesse vollendet. Preises für die bis jetzt erschienen Lieferungen sind 1 Thlr. Sächs. oder 1 Fl. 48 Xr. rhein. Nach Vollendung des Ganzen wird der Ladenpreis bedeutend erhöhet. Die Verlagshandlung ist gerne Ansichten zu gewähren.

Velinpapier.

52. *Bruch (Johann Samuel), Literatur der schönen Künste oder die Werke der schönen Wissenschaften, welche auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Register versehen. Neue Ausgabe. Vollständige Ausgabe von Professor *C. A. Rees* in Halberstadt. Gr. 8. auf gutem Druckpapier.

Velinpapier.

558. — Literatur der verschiedenen Schriften seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Register versehen. Neue Ausgabe. Vollständige Ausgabe von Dr. *A. Geister* in Wien. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Velinpapier.

Diese Werke sind, nach einer Übereinkunft, welche die Verleger der Bücher, eine kurze Übersicht der Arten der Bücher und der Fortschritte, die verschiedenen Künsten und Wissenschaften gemacht haben, zusammenstellen und ein vollständiges Verzeichniß der Bücher, welche in Deutschland und den angrenzenden Ländern, seit der Erfindung der Buchdruckerkunst bis auf die neueste Zeit, erschienen sind, enthalten, verbunden mit der Angabe, in welchen Büchern, nach die Schriften und der Preis sind, die sich mit besonderen über, die Kunstschulen und einzelnen Bücher sich nützlichen Bemerkungen begleitet.

Leipzig, im April 1837.

Buchhandlung.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 158. — 7. Juni 1837.

Erinnerungen, Lebensbilder und Studien aus den ersten siebenunddreißig Jahren eines deutschen Gelehrten ꝛc. Von Ernst Münch. Erster Band.

(Fortsetzung aus Nr. 157.)

Sein eignes Studentenleben schildert der Verf. nach drei Richtungen, nach der romantischen, nach der wissenschaftlichen und nach der patriotischen, die sich jedoch einander nicht durchkreuzten, sondern einander kräftig secundirten. Man könnte auch hier wieder entgegnen, daß in dieser Art viele junge Leute auf deutschen Universitäten gelebt hätten. Auch würde Ref. Unrecht thun, dies in Abrede zu stellen. Aber darum schließt dies das Interesse an Hrn. M.'s Schilderungen nicht aus; im Gegentheil wird sich gewiß mancher Leser gern seine akademische Zeit hierbei vergegenwärtigen und sich freuen, hier nicht eine so ordinaire Schilderung zu finden wie in dem zu Stuttgart 1835 erschienenen Buche: „Der deutsche Student", welches nur das Wüste und Gemeine des deutschen Studentenlebens enthält.

Es war damals — sagt Hr. M. auf S. 226 — eine herrliche Periode für das jüngere Geschlecht. Noch umgaben uns die Nachklänge der begeisterungsvollen drei Jahre; ein gewisser Duft war über das gesellige Leben ausgegossen, gewoben aus romantischen und patriotischen Elementen zugleich. Freiheitslieder und Minnegesänge schmelzen ineinander; die Damen in der Mehrzahl hatten einen gewissen Schwung gewonnen, der ihr ganzes Wesen erhöhte und ihre Liebenswürdigkeit steigerte.

Und so berichtet denn der Verf. viel von den geselligen Kreisen, in denen er lebte, von der wunderschönen Blondine, dem „Augapfel von Freiburg", die den jungen, dichterischen Juristen am meisten fesselte, von der reizenden Annunciada, die ihrem Vater, einem Maler, zum Modell einer Tizianischen Venus hatte dienen müssen und in deren Gesellschaft die in der Schule der Jesuiten eingesogenen Grundsätze auf eine harte Probe gestellt wurden, während die satanisch feine Mutter gern gesehen hätte, daß Beide die Geschichte von Abälard und Heloise wiederholt hätten (S. 236—240), und von andern hübschen Frauen und Mädchen in Freiburg. Wir übergehen, was er von seinen dichterischen Versuchen, die späterhin meist gedruckt wurden, namentlich von seinem dramatischen Werke: „Eponina", sagt, und wie ihm der Beifall oder das Mißfallen der Damen stets als das oberste Tribunal galt.

Die Berührung — äußert er bei dieser Gelegenheit — mit Gebildeten, Verständigen und Sittlichreinen jenes Geschlechts und auch Andern, die ich wenigstens für dies letztere hielt, ward mir zur Aegide, welche alles Gemeine zurückhielt und einer, vielleicht wilder als in irgend Jemand aufkochenden Leidenschaft eine heiligende Weihe verlieh. Mit einem zarten Glanze überzogen sich für und für alle Verhältnisse des Lebens. Ich kämpfte mit Begeisterung für die Ehre des schönen Geschlechts, und selbst die Entdeckung größerer oder geringerer Schwächen, die ich aber meist für Verleumdung hielt, minderte diese Begeisterung nicht.

Wir übergehen ebenfalls die Erinnerungen des Hrn. M. an theuere akademische Freunde, die seinem Herzen alle Ehre machen, aber doch nur in einem sehr kleinen Kreise verstanden werden können, um noch einige Worte über seine patriotischen Bestrebungen zu sagen. Und hier verhehlt Hr. M. nicht, daß in ihm auch frühzeitig der Trieb erwacht sei, einer der Regeneratoren von Deutschland zu werden und die „Wiedergeburt der Nation zum Charakter" (bekanntlich eine Lieblingsphrase jener Zeit) zu befördern. Seine Schilderung jener Zustände ist offen und wahr; aber die gereifte Überzeugung des Mannes, der nach jener Zeit wohl einsah, daß weder von Wartburgsmännern noch von burschenschaftlichen Verbindungen das Heil Deutschlands hätte ausgehen können, schimmert in leiser Ironie überall hervor. Exaltirte Köpfe haben das Abfall und Verrath an der guten Sache genannt; wir erblicken darin vielmehr den gesunden Sinn des Verfassers und seine sittliche Kraft, die ihn jene Verirrungen der Jugend jetzt offen und freimüthig darlegen läßt.

Unwille über die Monstrosität der Landsmannschaften und die Ausbrüche burschikoser Roheit wurde für Hrn. M. die Veranlassung, in die sogenannte Helvetia zu treten, aus der ihn aber die Gemeinheit der meisten Mitglieder bald wieder vertrieb und ihn dafür im Winter 1817 zum Mitgliede der Harmonie machte. Diese hatte den Plan, alle akademischen Corps zu zersprengen und eine freie Verbindung aller gebildeten Musensöhne unter dem Paniere der Universitätsfarben für Kunst, Poesie und Wissenschaft zu bilden. Auch dies mißglückte in Freiburg wie an andern Universitäten. Darauf ward der „Minnesänger mit dem bedeutend kurzen Flausrock" vom Vater nach Hause berufen, mit dem seltsamen Gruße empfangen: „Grüße dich Gott, mein Sohn; aber du hast entsetzlich viel Geld gebraucht" (S. 305), und mehre Monate lang in der Schreibstube beschäftigt, worauf ihm noch einmal gestattet ward, nach Freiburg zurückzukehren.

Nun trat bei ihm die Politik in den Vordergrund. Die wuchtigen Angelegenheit hatte unlängst auf die Gemüther gewirkt, damit vereinigte sich das lebhafteste Gefühl einer Emancipation der deutsch-katholischen Kirche, deren erster Vorsteher Wessenberg sein sollte. Mit solchen und ähnlichen Ideen und Gefühlen im Kopfe war es Freiherrn von Reinhard nicht möglich, sich in die Verfassung des Bundes zu fügen, die gegenseitig unterschätzten und Einseitigkeiten auf die officiellen Zustände zu übertragen suchten (S. 344). Diese Meinungen beherrschten sich immer mehr und Verhandlungen über allerlei wissenschaftliche und politische Materien, von denen Hr. M. ein Verzeichniß gegeben hat; als sich bei der Zahl der Mitglieder ergeben hat, als sich bei der Zahl der Mitglieder ergeben hat, als sich in Schlingen, einem Dorfe im Breisgau, eine Anstiegung gebildet, pflanzten ein Wandelstab am Fuße des 18. Oktober und dem Schlosse Blumenberg bei Donnerschingen. Hier war nun das Doctrinaire, welches Hr. M. als den ersten und vorzüglichsten Grundzug des Bundes bezeichnet, schon ganz in politische Grundsätze, aber, wichtiger, in praktische Erinnerungen übergetreten. Man sprach von der Wiederherstellung des Kaiserthums, man wünschte die volle unabhängige Landeshoheit unter den deutschen Fürsten, man soll schon in näher Zukunft eine eigens gebaute Hauptstadt Deutschlands, eine Thurtheilung in die früheren Staaten, eine Reichsfahne mit vier Farben und eine ausschließlich constitutionelle oder Metternichsche in Frankfurt. Manches theilt der Verf. aus Briefen und Reden mit. Alles athmet den Geist jener Zeit und stimmt zu der mit Recht getadelten politischen Geschwärmerei und schlechter Anmaßung überein, als das wir erneut davon hier mitzutheilen brauchten. Nachdem die Hauptschwächen in Freiburg eingeführt war, verschwand sich die Gemeinschaft mit ihr, konnte jedoch fortwährend als eine geheime Gesellschaft mit überwiegendem Einfluß auf alle Verhältnisse der Hauptschwächen bestehen. Hr. M. hatte das Unglück, seine Schrift früher verfassen und war noch Mitgründen zurückgehalten (S. 290—333).

(Beschluß folgt.)

Über die letzte Kunstausstellung in Paris.

(Aus Augsburg am 28. Juli.)

Wie schon bereits oben darauf hingedeutet, hat der Umstand, daß der Mensch in Berührung verschiedene gewaltsam vor sich, die Gesichtspunkte in besondere Reihen sehr verschieden sondert hat. Es ist daher natürlich mit Mannichfaltigkeit und Schönheit, mit Hochverständlichkeit, welche an Expectorationen genug, aber es fehlt noch nicht an ausgezeichneten Gemälden, sie der Kunst und des Künstlers Ehre machen. Der Eröffnung der Ausstellung, am 21. Juni 1841 von seiner Majestät über die Eröffnung genommen, von Gustav Pinard, gedenken in diesem Augenblicke nur einer Reihe Bilder, so ist mehr, man sich auch diesen Bilde als zu große Anerkennung der Künstler hervorgerufen, wenn sie sich in diesem Augenblicke Art leben; man hat bedauert, daß diese Verwirrung durch einen etwas höheren Ton den Zuhörer nur noch peinlicher werde; allein das sind Mängel, welche gegen die Vorzüge bei des Gemäldes weniger in Betracht kommen. Denn es ist bereits darin Geist, Leben und Wahrheit, eine sehr seltene Auffassung der Hauptpersonen, wie namentlich der Gesichtsausdruck des Königs in der Mitte, ein Vorherrschen, und es ist wenigstens sehr anziehendes Colorit. Die Schacht der Schlacht (Tolphaeum) von A. Scheffer hat viele von Kennern, und Liebhabern, angezogen, aber auch beim Beschauung, wichtig zur Ruhe. Was man bei Delaroche so sehr tadelt, vermißt man hier nicht, die Schlacht ist zwischen, wie der Chor sagt, man hier vom Schlachtgetümmel fast nichts; um so mehr Hinweisungen auf die Folgen der Schlacht. Auch den ganzen Vorgängen fehlt Ordnung aus, wie es die Geschichte bietet, obgleich der Künstler das hierin durchaus beobachtet, daß er den Helden von Arc, der in dem Momente nachdem Siege umgeben, von den Hauptmächten getrennt dargestellt, einzelnen einem Hinterhalte gefallen, wodurch Mitgefühl mehr hervorgerufen wollen. Übrigens ist in dieser Hauptgruppe Alles in einem edlen, großartigen Style, der Schatten ziemlich complicirt und mit Geschick ausgeführt. Von mir ausgenommen Werken, welche von Meister von Delaroche, Schlacht bei Fontenay, gewonnen von Philipp VI. am 25. Aug. 1841, von Schorn, Graf Essex, wie er die Kommunen von Paris verlässt 1601, man darauf sich ausgesprochen hat, vorzüglichst bei Meister. Verhältnißlicher ist in seiner Weise Meyer's Gefecht bei Rocroy, dessen Hauptgruppe von hohem Schachtmaterie. Noch ziemlich zeitgemäß sind die Schlachten aus der Revolution und der Kaiserzeit, welche wir einem Abgeordneten auch einen Überdruck zeigen. Die besten sind Schlacht bei Jemappes von Horace Vernet, die Schlacht bei Jemappes von Bouchot und die Schlacht bei Wagram von Bellangé. Die meisten andern Bilder dieser Gattung sind Experimentirer und gehören lediglich nicht in die Reihe der Kunstwerke. Von Gros und Wappenmeier ist in diesem Jahre über 1. Gemälde mit einigen besseren Gemälden vorhanden, wenn sie in Gesellschaft der Napoleon auf Gleichen um 2. 1806, wo Napoleon Napoleon in der Schlacht bei Austerlitz, 1807 und Napoleon bei Eylau, 1808 in Berlin Warenmarkt, Jaffa, Arcole und Daupetz, haben gefallen.

In der landschaftsmalerei steht man leider unter den fortgeschrittenen Künstlern, welche sich durch Beobachtung der Natur, durch große Genauigkeit und Einfachheit der Natur zum Gemälde und Beschauungen erhoben. Man sie seinen Landschaften den Stempel von Ideal, wie auch von Verschiedenheit, Leben, und sie trefflich Hervorragend im Gebiet von Natur, leben an seinen Bilder, mit welchen sie Aufgabe sind und mit Recht. Auch Natur bedarfen sie kaum. Wobei sind in einem erhabener Stimmung an mit Landschaften, Gemälden, in welchen sie Natur erscheint in bei Phantasiebilde. Gleichfalls, mangelnd in diesen Beziehung, ist Meyer, gewählt, welcher in einer Gegend bei Fontainebleau Alpen sieht, welche der Natur nicht zeigt. Vergleicht man sich in einer großen Gesellschaft, deren Vorsteherin in Kampf zweier Gegner stimmen, zugleich als sehr prächtiger Übermaler gezeigt. Als kleinere Gruppe dieser Art, die man vorzüglich als schön, gefährlich sein Landschaften Lamy, und der Thales Thierrat. Eine Aufzählung von weiteren und ganz unbedeutenden Namen würde von dem Interesse dieser Übersicht der Übersicht zu diesem Gegenstand gehen. Ich bemerke daher nur im Allgemeinen, daß unter den Landschaftsmalern einige recht talentvolle Künstler sind, welche sie die Zukunft mit großen Hoffnungen, schon in sich von Übertreibungen und einer phantastischen Auffassung der Natur frei hatten, welche jetzt herrschend.

Betrachtet sich auch von der Genremalerei, welche ziemlich ziemlich mannichfaltig war. Sich Andere's Bilder in den Landschaften in diesem Fache freilich ein schon Bild gefunden. Ich erwähnt mich nicht, in der Geschichte Ausstellung

Digitized by Google

schaft beschenkt zu haben, weil Lieben selbe kaufte. Auch Lessing schätzte sie sehr über Verdienst, und bei dem so geizigen Lessing will das viel heißen. Ihre Bescheidenheit wußte sich ihrer Vorzüge zu verbergen, und so kam es, daß sie, ungeachtet sie die Gesellschaft vieler Gelehrten und Künstler genoß, dennoch ihre Kenntnisse in mehreren Wissenschaften, besonders in der Mathematik, nicht geltend machte. Ihr Tod erfolgte plötzlich, und sie starb, ohne ihre Verwandten zu benachrichtigen, in den Armen ihrer Freundin, der Frau Hofrath Meyer. Ihr Vermögen, das sie ihrer Sparsamkeit verdankte, hinterließ sie ihrer Freundin, und diese ihrem Sohne, dem Professor Meyer in Göttingen, welcher es seinen Kindern vermachte. Ihr Bildniß, von Graff gemalt, befindet sich in Dresden.

Ihr Gatte, Johann Gottlieb Lieberkühn, geb. 1712, zu Berlin, war ein Sohn des Predigers Lieberkühn, der sich durch seine Erfindung des Sonnenmikroskops bekannt gemacht hat. Er studirte in Halle, wo er sich durch Fleiß auszeichnete, und wurde Professor der Anatomie und Chirurgie in Berlin. Er starb 1757, an der Auszehrung. Seine Gattin, Elisabeth Katharine, geb. 1726, zu Berlin, war eine Tochter des Professors Lieberkühn, und Schwester des Vorigen. Sie war eine Freundin der Gellert, Gleim, Ramler, Lessing, Sulzer, Klopstock, Basedow, Resewitz, Spalding, Jerusalem, Teller, Zollikofer, Reimarus, Mendelssohn, Nicolai, Engel, Abbt, Meyer, Hagedorn, Lichtwer, Rabener, Cramer, Gerstenberg, Wieland, Gerstenberg

Als ich und übrig noch einen Blick auf das Schauspiel des Tages zu thun, wo die Seeexpedition ausgerüstet wurde. Ich weiß nicht, worüber ich staunen, über Thätigkeit des Adels, Bürgerbewaffnung oder den riesigen Anstalten, binnen vier Wochen ausgerüstet zu werden. Die Zahl der Kanonen, welche Schiffe und Galeeren führen, ist nicht genau bekannt, aber die Mannschaft wird auf 20000 Mann geschätzt, worunter 6000 Matrosen, 4000 Soldaten, 2000 Mann Artillerie, 2000 Mann Reiterei, 2000 Mann Infanterie, 2000 Mann Bürgerbewaffnung, 2000 Mann Adel

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, Nr. 159. 8. Juni 1837.

Erinnerungen, Lebensbilder und Studien aus den ersten siebenundvierzig Jahren eines deutschen Gelehrten ꝛc. Von Ernst Münch. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 154.)

In der Vorrede macht der Verf. sich in die Geschichtsbücher und in die Kanzel verliebt. Er that es nur ungern, denn er sah mit Verachtung auf den „Plunder von Zunftprunkung und Notariatsweisen" herab. Darum theilte er auch alle von solchen Zwangsbarbeiten zu erübrigende Zeit zwischen Politik und Journalistik, Geschichte und Poesie, setzte seine patriotischen Correspondenzen fort, hielt den Bauern in der Schenke und ihren Töchtern in der Kirche begeisterte Reden und ging gar an einem gelegenen Donnerstage flugs in Amtsrocke und mit dem Degen an der Seite in vollständiger adeburzer Uniform zum Tische des Herrn, worüber sich des Vaters Unmuth bis zur Bitterkeit steigerte. Dieser baemiste (!) Jansund verdiente sich weiterhin nach der vollbrachten That Sand's. Da verstehe sich schon von selbst, daß der Hr. M. sich mit höchster Indignation über dieselbe äußert, und wir glauben ihm vollkommen, daß sein Gefühl vor das eines jeden rechtlichen Mannes nach geschehener That auf das höchste darüber empört sein mußte. Aber um sich zur Zeit zu vergnügungsreisen, dalten wir es nicht für unpassend, ihn selbst reden zu lassen.

Eine Menge von Personen jener Epoche, Staaten und Geschichten nahm die Sorgfalt Aus in Anspruch, wie jeden Abenden und schönen Tagen der Unterricht Jünglinge verschiedenen Standes, in spekulativischen Systemen gleichen Ernst und Eifer gegen sich hatte, und wie noch dem Einen Tage Ernst und Eifer und wie Europa, und so haberten wir uns in die Abende von der Mathematikstube und Naturkunde in geweihten Hallen und zum Besten des Wissenschaft sowie zur Hebung der Jugend hierin, nachdem lange genug die Natur, aber selbst im einzigen geistigen Gebiete gebraucht worden war. Wie fangen an mit den Morgenbesuchen zu spielen, weil wir jeden, daß sie Sachen fanden und die Kyrilgie Stande, mit der wir Lehrstunden, machte uns viele Gastenfreude, schon das Schreckens zogen, den die Schüler darüber empfanden. Die verbrannte ich den gleich Anderen meine sämtlichen Schulmeisterzeugnisse, blos um den Anblick zu genießen, wie doch bitter, daß jene ist ihr enge, schon wenig Jahren, einiges durch unsere sonderbaren Ansichten und gleichgültige Meinung zu bestellen Sachen, den Zeug setzte; ohne mir jemalen ehrlichen bei Lehrerjungen Stand's, sind zu gehen. Den hiesigen Geschäftsgang und mag man Manche von dem, was damals über seiner von jungen Leuten geschrieben und geschrieben worden ist, betrachten (S. 80 ff.).

Auch nach hiesiger Katechetenzeit blieb Hr. M. mit den vermaßgeschen Freunden in Deutschland und in der Schweiz in Verbindung. Allerhand politische Dinge wurden in Briefen debattirt, an Karmalie und Briefwechseln wurde Rheinalmbe bezeigt, es wurden auch Versammlungen und Zusammenkunft bei edelen Markgräfler und berühmten Kaffeehäusern besuchen und darin die dem Lande nothwendigen Reformen besprochen sowie die Notabilitäten bestimmt, denen man in dem neuen Reiche Aemter anvertrauen wollte. Da seine Freie Staatsanlagen werden, Gagern Prinzipienlich, Schreiermacher Bischof der evangelischen und Wessenberg Bischof der katholischen Kirche, Bruisenau Reichscanzler, Rotteck Cultusminister u. dgl. m.

Aus dieser sein theile Hr. M. auch manches Bruchzusammentheile über die übrigens Stimmung, besonders bei Personen weiblichen Geschlechts, mit und ohne Anlaß, von Anderen von einem jungen, schönen Mädchen, die seine Aeren aus Mitleid und Haus genommen und die in den ärztlichsinnigen Schwärmereien bald für Gagn, bald für adelbaud Heilige, bald für den Herr, selbst sehr. Die Sonne, wo er sie in einer schönen Nacht überzeichen, wie sie im reichen Unterschiede auf dem Boden fuhren, ein barres Stück Holz unter sich, und eine Gestalt von Nun von Stunden unaufhörlich auf den entblößen, schönen, schwarzen Nächen schwang, wodurch die verschiedenartigsten Kleine ihres verschiedenartigen Körpers enthüllt wurden, wodurch sie vor dem Kreuzlose und dem Absolution Gnade's Gnaden verlangt und Kinder Kinder und andern Zeremonien bedurften, mag im Buche selbst nachgelesen werden (S. 352 fg.). Den allgemeinern Inhalte ist das Werk. Besuch bei Frau von Krüdener (wir wissen nicht, weshalb statt Krudener gedruckt ist), die er 1816 in Genf mündete und von der augenscheinen Regierung eingeführten Gottesdienst veranlaßten mußte, in Augsburg Feld den Gottesdienst zu verfassen. Hr. M. hat hier (S. 355—358) ein sehr wohl ausgeführtes Gemälde geliefert, von dem wir nur einige Züge mittheilen wollen. Es fand bei dieser Frau gerade in der Bluthitze, mußte sich also von der Verwirrung der politischen und religiösen Zustände unbe-

Digitized by Google

wen, auch an sich selbst die Ermahnung ergehen lassen, den neuen Menschen anzuziehen, bis ihn die Ungeduld über den halbständigen Wortton anfuhr und er sich wutentgierige Blicke auf die übrige Gruppe zuwarf.

Als Schwiegersohn, Frau von Berchtem, ein Jude, der viel für sie galt, ein junger Gelehrter und noch andern Leuten auf den Ruin seiner Schwäher verfallen. Ein weiteres interessiren mich weder der weiblichen Abzählung die bildsche, junge Frau, die Tochter der Gipsie. Frau von Berchtem, einfach, aber unsäglich und weit gefehlet, mit einem jüdischen Habitus, der weder durch europäischen Lecken nicht ganz verdeckt, den Wasen trug, der gerade dicke Übertreiben zeichnete und an dem Gold erstickt, gelegt eine Mischung von Lebensmüdigkeit, Ekel und Spott, wie sie Juden, Juden begleiten mögen, und ein Gesicht, das schon meine Empfindungen mit einer sehr unbestimmten Schuld behaftigte zu erwarten. Die gierlich-steife Verhaltenheit des Herrn waren mir noch bei oftgenannten Personen bemerkbar in ihrer Mitte und lächelnder hervorgetreten, während sie im Strome der Lebhaftigkeit sich fast ausgelassen hatten; es kam mir vor, als schwimme der Jude und der Adel steifig nach der breiter, und schwimme das Judo in meinem Wundenblute schon viele Jahre, und schwimmen in ihrer erinnerungsreichen Atmut getrost zu haben.

Zum Schluß ihrer Rede erhielte Frau von Krähmer, daß sie, da man der Übrigkeit gehorchen müsse, auch den Stand von ihren Töchtern schätzten und die Perlen nicht an die Schweine verschwenden wollte. Darauf reiste sie ab.

Der ältze Jüdinnen dieser Denkwürdigkeiten ist „Aaron" überschrieben. Dorthin ward Hr. M., der sich in seinem Gerichts- und Kanzleiton immer unbehaglicher befand, als Professor der Philologie an die Cantonsschule berufen. Er verhehlt uns nicht, wie wenig er eigentlich für diesse neue Amt geeignet und wie sehr es ihm kam an den nöthigen Kenntnissen gefehlt habe; aber es fehlen doch immer dessen, sich auf Philologie und Pädagogik einzurichten, als das Lern- und Sprachbeschäftigen und das anzugewisse Cantonsschuler studieren zu müssen. In einer sehr anfprechenden Weise führe uns der Verf. auch hier wieder die Männer vor, die theils vor ihm in Aarau gelehrt hatten, wie Kortüm und Gerlach, theils in der Stadt und Schule von Bedeutung waren, als die Bürgermeister Feer und Effinger, Schultheiß Feer, der Pfarrer Steinmer, der katholische Pfarrer Alois Vock u. A., die zwar nur locale Wichtigkeit haben, aber wegen des Zusammenhanges mit Hrn. M.'s Wirksamkeit nicht unerwähnt bleiben konnten. Ausführlich wird auch von Zschokke gesprochen (S. 411—416), dem Hr. M. bereits früher eine besondere Schrift gewidmet hatte. Der Verf. schildert mit Milde und Anerkennung, in seinem Schulamte, dichtete und schriftstellerte viel leichter, sammelte Materialien zu einer Geschichte der Schweiz und blieb in freier Verbindung mit seinen Freunden und Wundesbrüdern in Deutschland. Die Bewegung an und für sich hatte für ihn einen ungemeinen Reiz; er konnte bei der Rückkehr von einem neuen Aufstande seinen Freunden um den Hals fallen und ausrufen: „Schön, herrlich, aber es muß noch besser kommen!" Er sah schon überall die Bäumen verpflanzt, vor allen den päpstlichen Stuhl in Trümmern geschlagen und alle kanonischen Bücher im Feuer aufgehen. Also solchen Zorn — sagt er dann hinzu — scheerlich bald wieder der stets gerettete gelinde Menschenmuth, ein unverwüstlicher Menschenwitz und die Weisheit, durch sich selbst dem Glasse verborgenerinnen und geteilten Überlegung. Auch kannte ich mich niemals ganz von dem Übermuth der Jovenart ringe um und der übergingen, welche mit der Jugend so sehr stimmt waren, besonders wenn ich bei näherer Betrachtung in den sinnigen nichts weniger denn lauter Engel des Lichts zu sein (S. 540).

Mit dem eigentlich schweizerischen Wesen verwebte er sich nicht zu verwunden, wie sehr ihm auch Zschokke zusagte, Übgenstie und vorerst nichts als Übgenstie zu sein, und manchfaltige Beschränkungen seiner Freiheit hatten der Vergangenheit auf Harfe und Leier mit seltenden oder zerspannten Saiten noch übrig, wiewol es selbst noch dazu beitrug, solche wiederherzustellen und anzubinden; er erkannte, daß die Schweiz in der vorhandenen Vermischung germanischer und romanischer Elemente durchaus seine eigenthümlichen und gemeinsamen Lebensaufgaben habe.

Während sich Hr. M. in Aarau aufhielt (1819—21), schlug Göres dort seinen Wohnsitz auf und Wolfgang Menzel ward Redacteur an der Stuttgarter. Beiden Männern hat der Verf. am Schlusse seines Buches einen längern Abschnitt gewidmet, und wir können nicht umhin, darauf Einiges aufmerksam zu machen, da der Stoff zu den bedeutendsten Erscheinungen in unserer Literatur gehört, und der Zweite sich durch sein Wirken auf dem Gebiete der Kritik einen Namen gemacht hat. Von Göres und der Seinigen Anhalt entwirft der Verf. ein ansprechendes Bild: er stellt „ein Mann von gereiften Jahren, im abgeschlossen, mittwissen Kreis, nachhaltig zugekniipft, durch den eine halbperkrittene Kraft sich gleichwol Luft zu machen strebt, mit einigen Zuhörern beisst, das mehr eine als gelehrte Zunft in bildhaumenschlicher Freiheit durchmanöver und mehr empordrehend"; seine Gattin, seine fünfzehnjährige älteste Tochter, die andern Kinder, treten auf das lebendigste hervor. Aus näherer Bekanntschaft schildert Hr. M. dann die Sitten und Ansichten des Mannes, seinen Widerwillen und seine Verachtung Zschokke's, den Neidgeist seiner Phantasie und die Masse seiner Gelehrsamkeit in seinen phrenetischen Lyzeumsstuben, seine tiefe, kindliche Andacht in der Kirche, seine phrenetischen Lesebuch, endlich seine politischen Ansichten (S. 445—452), wo Hr. M. gerecht genug ist, die „Ungerechtigkeit ohne Absichten" anzuerkennen, mit welcher Görres gegen den Fürsten Hardenberg aufgetreten ist, und die außerordentliche Mäßigung, Zartheit und Schonung, welche dieser erlauchte Staatsmann gegen den exaltirten Patrioten bewies; er nennt dies recht bezeichnend „die übermenschliche Geduld der hohen Regionen gegen das Pferdegezappel der demagogischen Fliegenschwärmer". „Görres' heiteres öffentliches Leben", sagt der Verf. am Schlusse, „ist wie eine fortgesetzte blutige Caricatur auf seine reiche Vergangenheit zu betrachten."

Wolfgang Menzel erschien Hrn. M. zuerst „als ein kräftiger, junger Mann von schlanker Statur und ungemeinem Ungeschick, mit schönstem Landgesicht und ungemeinem

zurückgescheiteltem Haar, mit einem Turnerbarte und in einem auffallend kurzen altdeutschen Rocke"; später nahm er wahr, daß Menzel „ein zwar übermüthiger und schwerlich mit vielen Leuten verträglicher Geselle, jedoch mit geistigen Fonds reich ausgestattet und ein entschiedener Charakter sei, ja wirklich von dem Holze, aus welchem, wenn sie sich nicht selbst verderben, berühmte Männer geschnitten zu werden pflegen" (S. 453). Menzel war damals heimatlos und nahm gern den Vorschlag an, Provisor der Stadtschule in Aarau zu werden, modernisirte sich in Frack, Handschuhe und eine breite, die Hälfte des Angesichts bedeckende cravate-monstre und stattete bei den hochwürdigen und hochgelahrten Herren vom Schulrathe und der Stadtschulpflege Besuche ab.

Darauf erlebte man — fährt Hr. M. fort — das interessante Schauspiel, den stolzen, sauer und finster einherblickenden Turner-Provisor mit den Schulschlüsseln in der Hand die ihm anvertraute Heerde jeden Sonn- und Feiertag in die Kirche geleiten und andächtig mit ihr die langen salbungsvollen Reden des Dechanten und Schulpflegers anhören zu sehen. Uns war daher für das Seelenheil des gemeinsamen Freundes und Schicksalsgenossen ebenso wenig mehr bange als für dessen leibliches Wohl. Der alte Turner fügte sich auch vollkommen in die neue Ordnung der Dinge und ward, nachdem er noch ein paar Wochen ehrbare Trauer um den abgelegten Cultus des ehrwürdigen Großmeisters Jahn getragen, ein vollkommener Professor wie wir, welche Kräuter, Schwarzbrot und wilde Freiheit mit dem guten Braten des Freundes Andreas Hartmann zum goldenen Ochsen und dem lieblichen und wirklich liebenswürdigen Kasteler und Schünznacher vertauschten.

Übrigens setzte er sich bei den Aarauern bald in Respect; als Lehrer war er streng und fest; die Damen fürchteten ihn ordentlich, und die zärtlich besorgten Väter und Mütter baten ihn inständig, doch ja nicht des Guten zu viel zu thun, da sie schon mit der Hälfte sonst üblicher Gelehrsamkeit bei den Jungens sich zufrieden geben würden.

Wir schließen hiermit unsern Bericht über diese interessante und lesenswerthe Schrift. Dem ersten Bande sollen noch drei Bände folgen, für deren Abfassung wir nun Hrn. M., je mehr er sich der neuesten Zeit nähert, die nöthige Ruhe und Leidenschaftslosigkeit wünschen wollen. Dann ist es nicht zu bezweifeln, daß seine Denkwürdigkeiten wirklich Beiträge zur Geschichte derjenigen Zeit sein werden, die er auf dem Titel seines Buches genannt hat. 102.

Neuere polnische Literatur.

1. Melitele, Noworocznik na rok 1837, wydany przez *Jana Nep. Bobrowicza*. (Melitele, Taschenbuch für das Jahr 1837, herausgegeben von Joh. Nep. Bobrowicz.) Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1837. 16. 4 Thlr.

Die Freunde polnischer Literatur durften in diesem, schon vor einiger Zeit angekündigten Taschenbuche etwas Ausgezeichnetes erwarten. Doch zu hohe Erwartungen werden fast immer getäuscht, und so haben nur diejenigen Leser dieses Taschenbuches hier eine vollkommene Befriedigung zu hoffen, welche eingedenk sind, daß ein Taschenbuch nicht ein monumentum aere perennius sein solle, sondern nur auf kurze Zeit eine beschriebene Stelle unter den Lebendigen erheische, um neben so vielen stolzen Blumen seinen süßen Duft auszuhauchen. Den Zweck einer anregenden, angenehmen Unterhaltung erfüllt aber dieses Taschenbuch in vorzüglichem Grade, und nicht wenige der Beiträge sind in der That solche, die auch weiterhin ausdauern werden. Dies gilt insbesondere von den Poesien, in deren Register wir berühmten Namen, wie Odyniec, Ignaz Chodzko, Adam Mickiewicz und J. U. Niemcewicz begegnen, die aber meist nur Kleinigkeiten beigesteuert haben. Obenan stellen wir die Gedichte von A. S., welche zum Theil, an Horaz's „Beatus ille" erinnernd, in höchst gemüthlicher, einfacher Sprache verschiedene Lebensverhältnisse, wie das Landleben, darstellen, zum Theil aber auch in reizenden bedeutungsvollen Bildern sich bewegen, oder zu Romanzen in dem Tone des polnischen Volksliedes sich erheben. Wir bieten ein Gedicht der letzten Art als Probe:

Die drei Blutflecke.

Läuft ein weißes Roß im Felde,
Von der Stirne Blut ihm träufelt.
Läuft ein weißes Roß im Thale,
An der Mähne Blut ihm rinnet.
Läuft ein weißes Roß im Wege,
An dem Hufe Blut ihm glänzet.
Blicket auf, schon ist's am Thore,
Und an ihm drei blut'ge Flecken.

O willkommen, weißes Rößlein!
Zitterst ja und bist erhitzet!
Wo dein Herr? Dort in der Nähe
Betet er am Kreuze knieend?
Oder ruhet er am Brunnen,
Reinigt das Gesicht vom Staube?
Kommt er bald auch auf den Hügel
Zu den Töchtern, zu dem Söhnlein?

Läuft hervor die ält'ste Tochter,
Sieht das Blut nicht an der Stirne.
Streichelt hold das Pferd die jüng're,
Sieht das Blut nicht an der Mähne.
Doch das Söhnlein wirft behende
Hin das Spielwerk, klein, gebücket
Küsset es den Huf, des Blutes
Seines Vaters sich erbarmend.

Unter den Übersetzungen von Gedichten dürften die böhmischen Sonette Kollar's, übersetzt von Bojanowski, die vorzüglichsten sein, sie sind oft von überraschender Schönheit. Die andern Übersetzungen sind nach Lord Byron, Göthe u. A.

Die Beiträge in Prosa eröffnet eine kurze Erzählung von der geschätzten Schriftstellerin Hofman-Tanska: „Basia i Rózia", in der an dem Beispiele zweier Bauermädchen gezeigt wird, wie Unschuld und Sittsamkeit über Eitelkeit den Sieg davontrage. Höher erhebt sich die Erzählung: „Przestroga" (Die Warnung). Sie spielt im J. 1812 in Lithauen. Ein lithauischer Gutsbesitzer, Herr L., gutmüthig doch aufbrausend, ist im Begriff, einen polnischen Major, von dem er sich beim Spiele beleidigt glaubt, an die Russen zu verrathen. Im Traume meint er wirklich, diese Schandthat zu begehen, die mit ihrer ganzen Schwere sein Gemüth belastet. So wird ihm der Traum zu einer Warnung. Die Erzählung erweckt besonders als psychologische Darstellung Interesse, auch ist der Traum in treffenden grellen Farben gezeichnet. Eine dritte Erzählung, die umfassendste des Büchleins, „Biruta", führt uns in die Kämpfe des lithauischen Fürsten Kiejstut mit den Kreuzrittern Preußens ein und schildert das Liebesverhältniß eines Kreuzritters Werner mit einem heidnischen preußischen Mädchen Biruta. Die Erzählung scheint aus dem Deutschen übersetzt zu sein, wenigstens ist sie ganz in der Art der Cromitz'schen Erzählungen gehalten und kommt dem Werthe solcher Erzählungen gleich.

Das Äußere des Buchs ist höchst elegant, selbst der Deckel ist vergoldet. Die schönen Stahlstiche haben wir zum Theil schon in frühern Jahrgängen deutscher Taschenbücher bemerkt.

2. Jahr-Buch statistischer, vergleichender und amtlicher Quellen-Werke. Herausgegeben von Dr. Engel. Berlin, Verlag des Königlich Preußischen Statistischen Bureaus. 1846.

Dies stattliche Jahr-Buch, welches schon seinen früheren Erscheinungen nach, sich für die gründliche Forschung von Bedeutung ist, wird hoffentlich bedeutend gewinnen, je mehr Zeit es hat, sich zu seiner Reife zu entwickeln. Es hat nun die Jahre 1844 und 1845 in seinen Kreis gezogen, und wir finden in ihm die Resultate der Ernten, der Bevölkerung, der Gewerbe, der Schulen und anderer Kultur, ein Maß des Wohlstandes, in welchem Maße gegeben, entgegnet, weil man vergleichend, verfolgt, in der Zukunft eine Richtung, wie sie sich in den Jahren 1844 und 1845 in Preußen, in einzelnen der Provinzen, und in einzelnen Kreisen und Städten gezeigt hat. Es ist ein Schatz, der sich hebt, wenn man ihn hebt, und Vergleichungen, ähnlich wie die, welche der Verfasser heute und in der Kürze werthen kann. Die Zahlen geben nicht das Leben, sie lassen nur einzelnen Züge desselben hervortreten, der Akte seiner Geistern sofort, nach Richtungen sicher erregt und endlich zu allgemeinen Resultaten geführt wird. Dem Statistiker sind sie, wie der praktischen Kunst in einem Gut und Blut, Kunst selbst, auf einer sicheren Grundlage, in der Tagesluft. Dem gegenüber steht Gemeinde. Wie Jagen-Buch's bieten in Liste, in Liste die Leben in Stadt und. Die Lebenslust ist der natürliche Gegensatz zwischen Forsten, Thierleben in dem Heimen der Menschen Zustand ihre Dauer, in der Ordnung, durch sie in die Gesetzmäßigkeit Kunst gebracht, gefördert zu werden. Auch sie ist den Leben und Absichten ordnet, stellt sie zusammen, trennt sie, und durch sinnbildliche Mittel zu ihrem Ziele zu gelangen. In einer Stadt muß es mit ihren Gemeinde eine Zeitschrift geben, die vorzüglich in diesen Zahlen, den statistischen Nachrichtungen ihre Aufmerksamkeit richtungen muß sich dem Ziele richten, es sich dem Leben Zweck die Verfassung, die Verwaltung, die Gesetzgebung, die Kultur, die Wohlfahrt, die Bevölkerung, die Gewerbe, die Schulen, die Armuth, die Verbrechen, die Strafen, die Gefängnisse, die Irrenhäuser, die Taubstummen-Anstalten, die Blinden-Anstalten, die Sparkassen, die Leihhäuser, die Feuersozietäten, die Hagelschäden, die Viehseuchen, die Getreidepreise, die Brodpreise, die Fleischpreise

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 160. — 9. Juni 1837.

Strauß und seine Gegner.

Zur Kritik dieses Kampfes der historischen und der speculativen Theologie, oder der „glaubwürdigen Geschichte" und der Wahrheit.

1. Theologie und Leben.

Gegen das berühmte Werk von Strauß sind mehr als 40 verschiedene Schriften und ausführliche Recensionen erschienen, welche von den widersprechendsten Standpunkten größtentheils heftige Gegner ins Feld gebracht; und dennoch ist das Buch nicht niedergeschlagen, der Streit noch erst im Beginnen und das neue theologische Leben noch nicht viel mehr als im Keime. Ein gutes Geschick hat uns aber diesen Kampf und seinen Lebenskeim unverkümmert durch hierarchische und policeiliche Maßregeln zur freien wissenschaftlichen Durchbildung überliefert, und es ist vollkommen im Sinne des Glaubens und der Wahrheit, das wirkliche Dasein eines lebenskräftigen Keimes sich verjüngender Religiosität auch dem größern Publicum und seinen gebildeten Ansprüchen aufzudecken. Außerdem ist ja das Tiefste und Beste allem Volk geoffenbart und gepredigt, und was die Gelehrsamkeit auch immer im Stillen wirkt, zuletzt ist es doch nur für diese Offenbarung. Darum allenthalben wo sie wirklich hindurchdringt zum Born alles Lebens, zeigt sich die Wissenschaft auch als überquellend in die unmittelbaren Gestaltungen des Geistes, wie diese im Bildungsprocesse der Menschheit anschießen und handfeste Consistenz gewinnen. So ist es z. B. leicht zu sehen, wie heutiges Tages nicht nur in der Philosophie und Theologie ein tieferer Sinn die abgestandene Flachheit überwältigt, sondern auch im gemeinen Leben die lederne Lebensmoral und Allerweltsweisheit des Alltagsverstandes dem religiösen Streben und einer sinniger eingehenden Geistesrichtung Platz macht, in welchem Kampfe die Einen über Mangel des religiösen Sinnes, die Andern über Pietismus und Mysticismus schreien. Gleichzeitig kämpft sich Wissenschaft und Leben zu neuen Gestaltungen durch, und es wäre eine Vexirfrage, wenn gesagt werden sollte, welches die Henne sei und welches das Ei. Beides ist Geist, sein Leben und Lebensgefühl. Wir können daher, wenn's darauf ankommt, den religiösen Zeitgeist näher zu begreifen, seiner gelehrten und ungelehrten Gestalt mit ziemlich gleichem Erfolge nachgehen. Dieselben Gegensätze, denselben Kampf sehen wir hier wie dort als sein Leben sich hervorthun; nur hat die wissenschaftliche Bewegung, wie sie gegenwärtig durch Strauß und seine Gegner angefacht worden, das schärfere Gepräge und das bestimmtere Bewußtsein voraus.

2. Das „Leben Jesu".

Gleich der Ausdruck: Leben Jesu, ist von Wichtigkeit. Er gehört dem gebildeten Bewußtsein und seiner Sprache, d. h. der Sphäre des Zweifels an und hat eine Sache zum Vorschein gebracht, die so wenig von einer „freudig-gläubigen Verkündigung der Offenbarung" weiß, daß hier vielmehr das Evangelium angezweifelt, kritisch beleuchtet und nach dem Geschmacke der Zeitbildung umgeschrieben wird. Sagt man aber gar: Biographie Jesu, wie neulich der Professor Theile gethan, so hört vollends alle Erwartung einer heiligen Geschichte auf, und es fehlte nur noch, daß Einer auf den Einfall käme, von Memoiren zu reden, um das Gefühl der Profanation recht deutlich auch in den Ausdruck zu legen. Ein „Leben Jesu" kündigt seinen Gegenstand gleich als ein Fremdes, erst kritisch Herauszubringendes an; sonst wär' es neben dem Evangelium überflüssig: indem es aber etwas Anderes ist, ist es profan; denn es ist nun nicht die Verkündigung der Offenbarung, die sich rechtfertigt, wie sie ist und nicht als Fremdes empfangen, sondern als Zurückführung auf unser Eigenstes, nämlich zu Gott, sich geltend macht, sondern es ist die Untersuchung der Vorgänge in Palästina, an welche unsere Religion sich knüpft, ohne daß diese weder als offenbar noch als gewiß vorausgesetzt würden. Dies ist die kritische „Voraussetzungslosigkeit". Um also nur die Möglichkeit zu gewinnen, neben der Verkündigung jener „großen That Gottes" ein „Leben Jesu" zu schreiben, mußte der Geist aus der unbefangenen Gläubigkeit herausgefallen sein und auf dem Gebiete des Zweifels die göttliche Geschichte in eine menschliche Angelegenheit, ja in eine problematische Begebenheit verwandelt haben.

3. Strauß und das „Leben Jesu".

Damit soll nun aber weder der Zweifel, noch die Bildung, die ihn geboren, noch die Gottlosigkeit der Zeit, die ihn in sich trägt, gescholten sein; aber es erhellt auch sogleich, wenn die Offenbarung offenbar und die Wahrheit wahr ist, so wird sie aus Kritik und Zweifel sich nur in höherer Fassung wiedergebären. Was ist bereits da-

für geſchehen? Strauß iſt bei dem Leben Jeſu nicht ſtehen geblieben, ja man hat ſogar geſagt, er habe nichts davon ſtehen gelaſſen, er iſt nicht bei der Kritik ſtehen geblieben, ſondern hat die ſogenannte mythiſche Anſicht aufgeſtellt, d. h. alle jene Begebenheiten, nachdem er ſie erſt recht problematiſch gemacht, „darauf angeſehen, ob ſie nicht Mythen wären". Es iſt offenbar, daß in dieſer Stellung der Mythus nicht mehr reine Negation, ſondern ſogleich die Negative jener problematiſchen Begebenheiten, alſo Poſitives und Wahres ſein muß; es iſt daher nicht wenig merkwürdig, daß Strauß überall ſeine mythiſche Anſicht im Negativen und Äußerlichen ſitzen läßt und, während er doch in der Einleitung ganz richtig vom Weſen des Mythus unterrichtet iſt, dennoch nirgend in ſeinem Buche einen poſitiven Gebrauch davon macht. Im Verlauf der Strauß'ſchen Unterſuchung verliert ſich das Weſen des Mythus zum Theil in willkürliches Anekdotenweſen, welches ihm wenig Werth und Inhalt hat und bis auf den Mythus von der Auferſtehung willig preisgegeben wird, und die neuteſtamentliche Dichtung verdünnt ſich in unſelbſtändige Nachbildung altteſtamentlicher Vorbilder; ſtatt des geiſtigen Grundes, aus dem der Mythus erwächſt, wird eine äußere Veranlaſſung nachgewieſen, dabei bleibt es, und ſo zeigt ſich Strauß ſeinem eignen Principe ungetreu. Dies hat Weiße in Nr. 61 fg. d. Bl. f. 1836 ſehr gut erörtert und nach ihm viele Gegner, gewöhnlich aus viel beſchränktern Geſichtspunkten, ausgeſtellt. Eine rühmliche Ausnahme von dem Troß macht der gelehrte und geiſtreiche Baumgarten-Cruſius, welcher vielfältig zum Ziele trifft mit ſeiner Abhandlung: „De mythicae evangell. interpretationis indole atque finibus" in den „Opusec. theol. plerisque nondum editis" (Jena 1836). Dieſer Punkt, daß die mythiſche Anſicht ohne poſitive Begründung geblieben, ſagt genau genommen Alles. Denn die poſitive Begründung wäre 1) das Recht des Mythus gegen die problematiſche Begebenheit, dadurch 2) ſein wahres Verhältniß zur endlichen, äußerlichen Geſchichte und zugleich 3) das Verhältniß beider zur offenbarten Wahrheit ſelbſt. Es handelt ſich nämlich in der That bei der Strauß'ſchen Aufſtellung nicht um allerlei hiſtoriſche Wahrheiten oder um die Richtigkeit von allerlei Berichten, ſondern um die Wahrheit. Der Streit iſt nämlich bedeutend genug, um die Wahrheit ſelbſt zu betreffen, das ſieht man ſo ziemlich auf allen Seiten ein, und dennoch iſt Niemand dazu geſchritten, die ſtreitige Sache ſelbſt, nämlich den Anſpruch der Hiſtorie und des Mythus auf die Wahrheit, zu unterſuchen. Strauß's Verdienſt ſoll damit nicht geſchmälert werden. Sowie ſeine Arbeit vorliegt, iſt es wol weſentlich dieſes, die Form des Zweifels durch den Zweifel ſelbſt aufzuheben und das Hinausgehen des „Lebens Jeſu" über ſich ſelbſt zu ſein, alſo eine Theologie zu fodern, welcher das Leben Jeſu, als problematiſche Begebenheit, als dieſe Zufälligkeit und irgend ein endlicher Inhalt, nur Durchgangspunkt ſein ſoll zu der Geſchichte der Offenbarung ſelbſt, welche dieſe göttliche Geſchichte iſt und bleibt und alſo als Offenbarung geſchehen iſt, auch wo ſie als Dichtung oder Mythus geſchehen iſt.

Freilich iſt Strauß, weil im Negativen, im Zweifel ſtehen geblieben. Die problematiſche endliche Hiſtorie wird nur Mythus von irgend einem auch nichtigen Inhalt, und ebenſo wenig iſt ihm dieſes Factum und dieſe Erſcheinung Chriſti die Offenbarung Gottes; ſo hat er außer der Auferſtehung weder einen Mythus noch ein beſtimmtes Factum von abſolutem Inhalt; er bringt die drei: hiſtoriſches Factum, Mythus, geoffenbarte Wahrheit nicht zuſammen, ſie bleiben in der Entzweiung; aber in ſeinem Zweifel ſind die Elemente der Wahrheit gegeben, dieſer Schritt vertreibt dem Zweifel die Halbheit, und ſo iſt er Verzweiflung des „Lebens Jeſu" an ſich ſelbſt, und darin liegt die Nothwendigkeit, ſich ſelbſt zu verlaſſen. Darum iſt auch in der That und Wahrheit Strauß's Leben Jeſu kein „Leben Jeſu" mehr. Dies iſt der wahre Sauerteig als fermentum veritatis.

Dagegen das bornirte Verfahren, welches die Wirklichkeit und Äußerlichkeit des endlichen Factums — was ſo die hiſtoriſche Wahrheit der Juſtizpflege und das policeilich Ermittelte iſt —, welches alſo die Richtigkeit der Ausſage über Dies und Jenes mit der ewigen Wahrheit für gleichbedeutend nimmt und daher das Factum, nur darum weil es Factum iſt oder durch die Ehrlichkeit der Zeugen verbürgt wird, zum Glaubensartikel macht — dieſe ganze hiſtoriſche Theologie, Supernaturalismus oder Rationalismus gleichviel, iſt zwar ebenfalls aus der Einfalt des Glaubens gewichen, befindet ſich zwar ebenfalls auf dem Gebiete des „Lebens Jeſu" mit der Anerkenntniß ſowol der Kritik als der Apologetik, alſo des ganzen Rüſtzeugs des gelehrten Unglaubens; aber dieſe Halbheit des Zweifels hält ſich nicht für Das, was ſie iſt, und meint an dem Bekenntniß, daß ſie dieſe oder jene Überlieferung, gleichviel von welchem Inhalte, nicht anzweifeln könne, ſondern wegen der Ehrlichkeit der Zeugen glauben müſſe, die wahre Gläubigkeit und Religion zu haben.

Indem Strauß dieſe Halbheit aufgehoben hat und, wie man ſich ausdrückt, mit der Sprache herausgegangen iſt, wird es nun nothwendig, ernſtlich nach der Sache ſelbſt zu forſchen.

(Die Fortſezung folgt.)

Iſt die Klage über zunehmende Verarmung und Nahrungsloſigkeit in Deutſchland gegründet, welche Urſachen hat das Übel, und welche Mittel zur Abhülfe bieten ſich dar? Beantwortet von Siegfried Juſtus I., König von Iſrael und Hoherprieſter zu Jeruſalem. Leipzig, Brockhaus. 1836. Gr. 8. 12 Gr.

Der etwas frömmelnde Ton, in dem dieſe Schrift abgefaßt iſt, hält uns nicht ab, in ihrem Urheber einen wohlwollenden Mann voll Menſchenliebe und Mitgefühl zu erkennen, einen Mann, der gleich Heinrich IV., der jedem ſeiner Unterthanen des Sonntags ein Huhn in den Topf wünſchte, ein Gleiches jedem ſeiner Mitmenſchen wünſcht, und obendrein freundliche Wohnung, warme Kleidung und was ſonſt zum körperlichen und geiſtigen Wohlbefinden erfoderlich oder dienlich ſein

mag. Die Erde ist in der That so reich auf der Oberfläche wie in ihren Tiefen, die Vorsicht hat in den 22 Friedensjahren seit den letzten, großen Anstrengungen Europas im J. 1815 so viele fruchtbare Sommer gespendet, die Menschenwelt ist so überschwenglich in neuen Erfindungen, in der Eröffnung neuer Handelswege gewesen, daß man in der That Mühe hat, zu begreifen, wie es so vielen Menschen an gesunder Nahrung, wohlschützendem Obdach und hinlänglich deckender Kleidung fehlen könne. Die natürlichste Erklärung dieser unleugbaren, in ihrer Fernsicht peinlichen, ja fast bedrohlichen Erscheinung dürfte unseres Bedünkens in der ungleichen Vertheilung der Kräfte, des Grundeigenthums, der Grunderzeugnisse, des Geldes zu suchen sein, sowie nicht minder in der offenkundigen Thatsache, daß der Reichthum stets wieder den Reichthum anziehe, aber nicht umgekehrt die Armuth den Reichthum. Wer arm geboren ist, bleibt es in der Regel nicht nur, sondern trägt, wenn er dem allmächtigen Triebe gehorcht, der die Geschlechter zueinander drängt, durch Verehelichung mit einer gleich armen Person zur Vermehrung der Armen bei. Nicht so ist es mit den Reichen, diese wachsen nicht in derselben Progression wie die Armen an; sie heirathen seltener, gewöhnlich in spätern Lebensjahren, ihre Ehen sind beiweitem nicht so fruchtbar, und ihre Geldkräfte nehmen ebenso sehr durch Convenienzheirathen und Erbschaften als durch Anlegung ihres Reichthumes, es sei nun in Fabriks- oder Handelsspeculationen, zu. Alles dies zusammen erklärt wol hinreichend, warum bei allem Aufschwunge der Gewerbe und des Handels die Armen sich immer mehr vermehren, während der große Grundbesitz wie der große Geldbesitz in immer wenigere Hände zusammengedrängt wird. Der Verf. gibt der Krankheit eine andere Ursache und sagt: „Es sei ein Nothstand bei allem Wohlstande vorhanden; dieser Nothstand des Wohlstandes entstehe aus dem Misverhältniß des vorhandenen Geldes zum Capitalvermögen der Privaten und Staaten; die Ursache dieses Misverhältnisses habe ihren Grund in dem gesteigerten Bedürfnisse nach Betriebscapitalien, in der Vermehrung von Stoffen zum Bearbeiten wie von verarbeiteten Stoffen, endlich in der Vermehrung von Menschenhänden, die an Arbeit leer ausgehen und unglücklich sind, weil ihnen das Geld fehlt, um sich die Mittel für ihre Lebensbedürfnisse anschaffen zu können." Ganz consequent schlägt nun der Verf., da die Könige einmal Gold und Silber nicht schaffen können, die Emittirung von Papiergeld vor. „Dies", sagt er, „sollen sie den Armen, Witwen, Waisen, Kranken, Pfleglingen oder Bedrängten ausantworten, damit sie es in Curs bringen"; worauf der Verf. schließlich „mit seiner Ehre und seinem Leben dafür steht, daß sonst nichts nöthig sei, und zwar ohne die geringste Gefahr, zur sofortigen Erlösung von allem Übel für Alle und Jeden." Wir sind weit entfernt, diese sanguinischen Hoffnungen zu theilen, ja wir befürchten von einer solchen sowie jeder ähnlichen Maßregel nur eine Vermehrung des Übels. Abgesehen, daß die Erfahrung bewiesen hat, es gebe in sturmvollen Zeiten kaum irgend eine Schranke der Vermehrung des Papiergeldes; abgesehen, daß, wenn die Emittirung des Papiergeldes oder Verwandlung der Staatsschuldscheine in solches auf ein Banksystem gegründet würde, diesem stets doch das klingende Geld zum festen Hintergrunde dienen müßte: fragen wir, ob das Papiergeld, gesetzt auch, es entwerthete nicht sobald, nicht der oben angegebenen Regel alles Geldes folgen, in die Hände Derjenigen, welche bereits haben, wandern, von dem vorhandenen Reichthum unwiderstehlich angezogen und die Armen in kurzer Frist ebenso arm lassen würde, als sie es früher waren, nur mit dem Unterschiede, daß sie nun von dem Staate trotzig fodern möchten, was er ihnen zuerst aus Mangel an Übersicht der Folgen freiwillig gewährt hatte. Noch schlimmer wäre es, wenn der Ansicht des Verf. je nachgegeben und die Versicherungsscheine des unbeweglichen Eigenthumes zu Papiergeld gemacht werden sollten. Wir würden, ständen wir an der Spitze der Verwaltung irgend eines Staates, es niemals wagen, das Grundeigenthum gleichsam zu mobiliarisiren, dadurch dem Schwindel jeder Art (denn wo wäre dann ein Anhalten möglich?) Raum zu geben, um am Ende wie Law den Fluch von Millionen zu tragen. Das Geld sei stets wesentlich vom Grundeigenthume unterschieden; jenes ist das ewig Bewegliche im Verkehr, dieses dessen ewig feste Grundlage, und der Staat, der die Bestimmung des Geldes verkennen und das Grundeigenthum durch Scheine in Geld verwandeln zu können meinen wollte, würde gar bald die bittere, wahrscheinlich blutige Erfahrung machen, daß er zum Umsturz alles Eigenthumes wie aller Sicherheit die Hand geboten habe. 133.

Neue Details in Betreff des Mondes.

Unser jetziges Geschlecht beweist seine große Universalität darin, daß es sich, während es auf der Erde stürmisch genug zugeht, dennoch sein Interesse an den Dingen der Luft nicht schmälern läßt. Während die Eisenbahnprojecte gleichsam schon im Geiste, in der Fata Morgana die ganze bewohnte Erde mit einem großen Netze überziehen und der kleine Speculant sowol als der große sich mit den darauf bezüglichen Rechnungen und Gegenrechnungen abmüht, fehlt es doch auch nicht an Leuten, welche sich über den Dampf der Klüfte, über den Qualm der Städte auf den Fittigen der Phantasie und Gelehrsamkeit emporschwingen und sich, wo nicht die Unsterblichkeit, doch einen leiblichen Ruf, soweit ihn in jetzigen Maschinenzeiten das Individuum in Anspruch nehmen kann, vom Himmel herabholen, wo man bei fortgesetzten Beobachtungen mit der Zeit vielleicht noch eine prästabilirte Eisenbahnharmonie und dergleichen entdecken wird.

Vor Kurzem machte ein Herr John Ford in einem englischen berühmten Journal seine neuesten Entdeckungen auf dem Mondterrain bekannt; es ist dies ein Gebiet, was man nicht so mit einem Mal in Besitz nimmt wie etwa die große Triple-Allianz das Königreich Polen, sondern wo man jeden Zoll breit Land oder auch Wasser mit vieler Mühe erkämpfen muß. Was Hr. J. Ford auf jenem schönen, uns seit so vielen Jahrhunderten befreundeten Planeten entdeckt hat, das hat er Alles mit Hülfe eines reflectirenden Fernrohrs erreicht und ist der Meinung, daß jeder Leser, der Gelegenheit hat, sich mit einem solchen zu versehen, die Wahrheit seiner Beobachtungen ohne viele Mühe bestätigt finden wird. Zuerst in Betreff der großen Mondbergkette, welcher Hevelius den Namen der Mondapenninen beilegt, bemerkt Hr. F. Folgendes: „Wenn der Mond zwischen 8 Tagen, 6 Stunden und 9 Tagen alt ist, so kann man mittels eines reflectirenden Teleskops, welches vergrößernde Kraft besitzt von 100 zu 150, diese Bergkette so deutlich unterscheiden als die Apenninen in Italien auf einer gut ausgeführten Karte. Dunkle Schatten liegen auf der östlichen Seite und können in dieser Periode, aber auch nur dann, in hohem Relief beobachtet werden. Man kann 13 Bergspitzen unterscheiden, von denen die fünfte von der niedrigern Seite die höchste ist. Zwischen der dritten und vierten Spitze, von dem obern Ende der Kette an gerechnet, befindet sich ein kleiner Krater, und ein solcher beim Abhang der fünften Spitze. Diese Kette — die einzige im Mond, der man mit Recht diesen Namen beilegen kann, da die übrigen Berge entweder einzeln oder nur in Haufen beisammen stehen — läuft von Nordwest nach Südosten hin. Der obere Theil der Kette liegt zwischen den beiden dunkeln Flecken, oder Seen, welchen die Astronomen die Namen des Mare imbrium und des Mare serenitatis beigelegt haben. Der gemeine Mann hat ihnen einen andern Namen gegeben; er nennt sie das rechte und linke Auge des Mondgesichts, analog jener uralten Vorstellung, die sobald noch nicht abkommen wird. Unweit dem untern Ende der Bergkette ist ein weiter Krater, mit einem centralen Kegel — dergleichen Krater finden sich bekanntlich auf dem Monde nicht wenige —, zwischen welchem und dem Barren island in der Bai von Ben-

galen (mit Ausnahme des Wassers) der Beobachter eine auffallende Ähnlichkeit entdecken wird."

Das sogenannte Mare serenitatis wird auf den gewöhnlichen Mondkarten insgemein mit einer irregulairen Cirkellinie von mattem Lichte innerhalb seiner Grenzen vorgestellt. „Ich hatte", sagt Hr. F., „eine sehr günstige Gelegenheit, die westliche Hälfte dieses Sees zu beobachten, als der Mond 5 Tage 20 Stunden alt war, wo ich bemerkte, daß die halbcirkelförmige Linie von mattem Licht, insoweit sie damals sichtbar war, in vier gekrümmte Linien sich theilte, die wunderschön und klar ausgeprägt und miteinander nicht verbunden waren. Sie nahmen sich aus wie ungeheuere Gräben oder Dämme in einer Ebene von Lava, und ich zweifle nicht, daß sich in der östlichen Hälfte viel von der letztern vorfindet. Das sogenannte Mare crisium ist eine dunkle Stelle, die man mit unbewaffnetem Auge unweit der Ecke des Mondes im nordwestlichen Theile seiner Oberfläche wahrnimmt. Man kann diesen See im Profil sehen, wenn der Mond ungefähr 2 Tage 16 Stunden, oder 17 Tage und 3 Stunden alt ist; seine Oberfläche ist convex, und man erinnert sich, wenn man sie beobachtet, jener Ebene von Malpais, die Humboldt beschreibt und deren Convexität er einer Aufblasung von unten zuschreibt. Dieser See hat vier Höhlungen, jedoch ohne irgend eine jährliche Erhebung; die niedrigere ist die ausgedehnteste, und die Sonne scheint gelegentlich in dieselbe. Am 21. Jan. 1828, als der Mond 4 Tage 17 Stunden alt war, mußte die Libration meinen Beobachtungen günstig sein, denn der See war weit offener, als ich ihn gewöhnlich erblickt hatte, und in Folge dessen war seine Gestalt durchaus nicht derjenigen gleich, welche die gewöhnlichen Mondkarten geben. Ich bemerkte vier Berge nahe beieinander, aber nicht in Verbindung stehend, auf dem nordöstlichen Horn. Der hohe Grund, der diesen See umgibt, und seine niedrige Lage verhindern den Überblick zu andern Zeiten. Alle diese Seen, wie man sie gemeinhin nennt, sind von Basaltfarbe, aber enthalten kein Wasser."

Am 3. Mai 1827, als der Mond ungefähr 8 Tage alt war, bemerkte der Verf. dieser Notizen eine gerade Spalte oder Kluft zwischen einigen Felsen auf der Nordgrenze des Mare imbrium, welche es durchschneidet, von Nordwest nach Südosten hin. Diese Spalte fand sich fast in einer Linie zwischen den beiden Kratern Plato und Aristoteles. Sie war von ganz dunkler Farbe. Der Beobachter entdeckte diese Spalte zum zweiten Male am 2. Juli desselben Jahres, als der Mond 8 Tage 11 Stunden alt war; damals schien grade die Sonne hinein, und es bedurfte deshalb einiger Mühe, um die Spalte zu entdecken. Der Verf. ist der Meinung, daß nie Jemand vor ihm diese Entdeckung gemacht habe. Eine prachtvolle Erleuchtung der höchsten Gipfel auf dem südlichen Rande des dunkeln Theils der Mondscheibe kann man am besten wahrnehmen, wenn der Mond 8 Tage 17 Stunden alt ist; es hängt jedoch viel von der Libration ab. Der Verf. beobachtete sie um diese Zeit zu verschiedenen Malen.

Auf alle Fälle lassen sich die hier mitgetheilten Beobachtungen und ihre Resultate weit eher hören, als was uns andere phantastische Astronomen in Betreff der Frau Luna haben aufbinden wollen. Mitunter, wenn es auf der Erde gar zu stürmisch und confus hergeht, mag man solchen Studien und Entdeckungen ein ganz besonderes Interesse schenken, und man mag sich dann aus Sehnsucht und Verlangen nach contemplativer Stille und äußerlicher Ruhe an diesen ursprünglichen Planetenzuständen, an dieser massenhaften, krystallischen, urweltlichen Ruhe, die nur durch ihre eignen unterirdischen Fermentationen unterbrochen wird, besonders erlaben. Im Allgemeinen aber bleibt doch so viel gewiß, daß die Wahrheit nimmermehr vom Himmel herabgeholt werden wird, und daß es in den eignen Tiefen der Erde noch weit mehre und bedeutungsvollere Dinge zu erforschen und zu entziffern gibt. 11.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1837 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. 157.)

*55. Julius, Die amerikanischen Besserungs-Systeme, erörtert in einem Sendschreiben an Herrn W. Crawford, General-Inspector der großbritannischen Gefängnisse. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh. 8 Gr.

*56. Allgemeiner Kalender für das deutsche Volk und Land. Auf das Jahr 1838. Mit vielen Abbildungen. 4. Auf gutem Druckpapier. Geh.

Es wird das Bestreben der Verlagshandlung sein, in diesem Kalender allen Ansprüchen an ein gutes Volksbuch zu genügen.

*57. Kannegießer (Karl Ludwig), Abriß einer Geschichte der Philosophie. Zum Gebrauche für Gymnasien. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. 18 Gr.

*58. — —, Deutsches Declamatorium. Mit biographischen und literarhistorischen Nachweisungen. In drei Abtheilungen. Erster Theil. Für die beiden untern Classen eines Gymnasiums. Zweiter Theil. Für die mittlern Classen eines Gymnasiums. Dritter Theil. Für die obern Classen eines Gymnasiums. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Jede dieser Abtheilungen wird einzeln zu haben sein. Die ersten beiden sind namentlich auf den Gebrauch in Elementar- und Bürgerschulen berechnet. Die Eigenthümlichkeit dieser Sammlung besteht theils in der Sonderung des Stoffes nach je zwei Classen, theils darin, daß die Stücke nicht blos aus den bekanntern, sondern auch aus den minder bekannten guten Dichtern der neuesten Zeit genommen sind, für die beiden ersten Classen auch aus gelungenen Umbildungen mittelalterlicher Gedichte gewählt wurden, daher als Beispielsammlung des Besten der deutschen poetischen Literatur dienen können.

*59. Kathâ sarit sâgara. Die Märchensammlung des Soma Deva. Sanskrit und deutsch herausgegeben von *Hermann Brockhaus*. Gr. 8. Auf feinem Velinpapier. Geh.

Ein Fragment hiervon: Gründung der Stadt Pataliputra und Geschichte der Upakosa, erschien 1835 und kostet 6 Gr.

*60. Körte (Wilhelm), Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen. Gesammelt und mit vielen schönen Versen, Sprüchen und Historien in ein Buch verfaßt. In vier Lieferungen. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh. 2 Thlr. 16 Gr.

*61. Kritiken des Werkes von Friedrich von Raumer: England im Jahre 1835, aus dem Morning Chronicle, den Times, dem Dublin Review, Foreign quarterly Review und Edinburgh Review. Gr. 8. Auf gutem Druckpap. Geh. 8 Gr.

Friedrich von Raumer's „England im Jahre 1835", 2 Theile, 1836, kostet 5 Thlr.

*62. Krug (Wilhelm Traugott), Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften, nebst ihrer Literatur und Geschichte. Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaften bearbeitet und herausgegeben. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Fünfter oder Supplementband. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

Auch unter dem Titel: Encyklopädisches Lexikon in Bezug auf die neueste Literatur und Geschichte der Philosophie.

Die ersten vier Bände (1832 — 34) kosten 11 Thlr.

63. Die englische Landwirthschaft. Nach dem von der Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse zu London herausgegebenen Werke: „The British husbandry" für Deutschland bearbeitet. Zwei Bände. Mit vielen Holzschnitten. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

64. Leben und Briefwechsel George Washington's. Nach dem Englischen des Jared Sparks im Auszuge bearbeitet. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Erster Band und folgende. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 161. — 10. Juni 1837.

Strauß und seine Gegner.

(Fortsetzung aus Nr. 160.)

4. Historisches Factum, Mythus und offenbarte Wahrheit.

Was ist denn nun die Wahrheit der Sache? Ist das Geschrei für das Factum gegen den Mythus, für „die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte" gegen die Auflösung in Dichtung und Mythus ein Geschrei der verletzten Wahrheit? Dann müßten Dichtung und Mythus überall so unverträglich mit der Wahrheit sein, daß sie dieselbe verletzten oder aufhöben. Dies wird bei jenem Geschrei ohne weitere Untersuchung vorausgesetzt. Diese Kritiker behandeln ohne alle Kritik Mythus oder Dichtung als nur verschieden von der Geschichte und darum als einen Raub an der Wahrheit, ja die Dümmsten unter ihnen setzen sich sogleich auf den Denuncirschemel und fragen entrüstet, ob denn die Evangelisten ehrliche Leute gewesen seien oder Lügner? Als ob das Evangelium keine bessere Wahrheit verkündigte als die Kinder, die nicht lügen, und die Zeugen vor Gericht! Das Zeugniß, welches sie abzulegen haben, ist keineswegs ein bloßer Bericht und der verbürgte Bericht von irgend welchen Factis, die so oder anders hätten sein können in einem äußerlichen Vorgange, sondern es ist ein Zeugniß des Geistes, das seine Wahrheit nicht außer sich in fremder Bürgschaft und Ehrlichkeit, sondern in sich selbst hat. Nicht „die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte", sondern die ewige Wahrheit des Evangeliums ist die Wahrheit, die hier in Frage steht. Aber wir wissen es schon, jene Schreier glauben nicht an die Wahrheit, sondern an die Richtigkeit des Evangeliums. Sie glauben, nicht weil sie die Wahrheit darin wiederfinden, oder ihre eigne Vernunft darin aufgeschlossen und erleuchtet würde, sondern sie glauben, weil sie glauben müssen, daß die Geschichten alle geschehen sind, denn „sie dürfen doch nicht sagen, daß die Berichterstatter gelogen hätten". Also es kommt ihnen wol so vor, aber sie dürfen es nicht sagen; sie zweifeln wol in ihrem Herzen, aber sie müssen glauben, und dies müssen sie, weil sie keine andere Wahrheit kennen als die Richtigkeit; es bliebe ihnen gar nichts übrig, wenn diese wegfiele; witzig und frivol haben sie daher gesagt: Strauß ließe von dem ganzen Leben Jesu nichts übrig als: er wurde geboren, lebte und starb; und nun schickt es sich doch, oder ist vom Vater und von „der frommen Mutter" gewünscht worden, daß sie überhaupt etwas, daß sie Alles glauben, was den Glauben ausmacht — diesen aber scheint ihnen jene richtige Geschichte auszumachen —, also sie müssen. Man sollte es nicht glauben, daß es ein so elendes Müssen gibt, und daß dieser schlimmste Unglauben, der sich selbst nicht kennt, dieser ganz unheilbare Zweifel, der den Zweifel überwunden haben will, sich nun grade für den einzig echten Glauben hält und gleich mit Jedem ins Gericht geht, der auf andere Weise Christ sein will, wie die Krämer über die Echtheit und Einzigkeit ihres kölnischen Wassers. Ja, sie gehen vom Civil- sogleich zum Criminalproceß über und hätten Strauß mit großer Heiligkeit längst verbrannt, wenn nicht glücklicherweise eine tiefere und heiligere Theologie das Ohr der Zeit und das Schwert der Gerechtigkeit hätte. Diese ganze zerlumpte Schar der Mußgläubigen, die aus äußern Gründen gezwungen glaubt, konnte kein passenderes Panier aufstecken als den Ausdruck: Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte, d. h. nämlich, die Geschichten der evangelischen Berichte verdienen Glauben, weil die Evangelisten nicht dumm, weil sie unterrichtet und weil sie ehrliche Leute sind. Wie viel sie mit angesehen und gelernt haben, ist die erste Frage; es handelt sich um das Alibi, um die Bekanntschaften und den Umgang, sie werden in Geographie und Geschichte examinirt (bei Strauß bestehen sie schlecht, bei Tholuck gut), und dann wird ihrem Charakter, den die Mythiker, weil Mythen Lügen seien, anfechten sollen, von der historischen Theologie das Zeugniß der Ehrlichkeit ertheilt. „Darum bleibt nichts übrig", so schließen sie weiter, „als ihren Berichten Glauben zu schenken." Da haben wir „die Glaubwürdigkeit". Aber erstlich ist damit gar nichts von der Wahrheit verkündigt, wenn es mit diesem oder jenem Wunder, mit dieser oder jener Localbeschreibung seine Richtigkeit hat, und sodann, daß die christliche Wahrheit überhaupt, daß sie damals, daß sie in Jesus Christus offenbart sei, das brauchen wir nicht aus solchen Schlüssen zu lernen, das würden wir wissen, auch wenn alle vier Evangelien verloren gegangen oder nie geschrieben worden wären. Die Wahrheit ist so gewiß, daß sie unendlich mehr als „glaubwürdig" ist, daß sie gegenwärtig, lebendig und allmächtig ist.

Aber, fallen unsere Historiker wieder ein, die Evangelisten haben nun einmal dies Alles berichtet, und sie sind *ehrliche* Leute, was sie sagen, *muß* man glauben. Wie übel ist es mit diesen Herzenskündigern und Moralisten bestellt! Wissen sie es denn etwa nicht, daß auf dem Markte und in allen Gassen viele Menschen an ihrer eignen Ehrlichkeit zweifeln, wenn sie die Jeremiade: wir *müssen* glauben, anstimmen, eben wegen des leidigen *Müssens*? Und wenn nun die eignen Haus- und Stadtgenossen dieser *Mußgläubigen* im Punkte der Ehrlichkeit zweifelhaft sein können, woher wissen denn nun diese ehrlichen Leute, daß die Evangelisten, die nicht einmal ihre Zeitgenossen sind, ehrliche Leute waren? Aus ihren Schriften. Allerdings, so gut wir aus den Schriften unserer *Mußgläubigen* und zugleich *Mustergläubigen* wissen, wie ehrlich sie selbst sind; aber dann glauben wir auch ihren Schriften nicht darum, weil wir anderswoher wüßten, daß sie ehrliche Leute sind, sondern darum, weil die Schriften für sich selbst zeugen. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen; außer dem uns unmittelbaren Wissen von dem Moralischen, dem nur Innern zu reden, ist leeres Geklätsch. Aber das Evangelium ist nicht damit zu retten und zu vertheidigen, daß es unverdächtig und glaubwürdig ist; sondern was es wesentlich ist, das ist es sofern, oder weil es die Wahrheit selbst ist. Diese Wahrheit verlangt aber weder eine Bürgschaft in der wissenschaftlichen Bildung, noch in der Ehrlichkeit der Verkündiger, sondern sie hat ihre Bürgschaft im Geiste und in sich selbst. Richtigkeit und Glaubwürdigkeit sind Worte, die nur Anwendung leiden auf Facta von endlichem Inhalt, bei denen es möglich ist, daß der Bericht mit ihnen übereinstimmt und auch nicht. Dies also ist die Sphäre des Zweifels und des Zufalls. *Was nur glaubwürdig ist, ist nicht absolut und nicht durch sich selbst wahr; was aber durch sich selbst wahr ist, hat seine Beglaubigung nicht in der Historie, sondern im Begriff.*

Wenn nun aber mit „der Glaubwürdigkeit" und historischen Richtigkeit gar nichts gewonnen ist, so ist auch das Factum als solches gar nichts werth; ja, es ist nicht einmal wahr, daß Mythus und Dichtung keine Facta sind. Factum ist die gethane That, diese ist die Äußerung des Innern; das ist auch der Mythus, das ist jede Dichtung, deren Äußerlichkeit das Wort ist, und nicht die schlechtesten Facta sind sie. Sie sind unzweifelhaft Geist; aber sie sind auch ebenso gut äußerlich und ebenso wirklich vorhanden, als ein Schlag oder Stoß oder was sonst vorzugsweise That genannt wird und sich vom Wort unterscheiden soll, während es doch schlecht stünde um die besten Thaten, wenn Worte keine Thaten wären. Das Factum ist eine *gethane* That, in ihm ist das Geschehen und die Thätigkeit vorüber, nun *ist* es; aber weil es vorüber ist, so *ist* es nun auch *nicht mehr*. Indem also das Factum sich selbst abschließt und fertig macht, verschwindet es, jede That verschwindet, so auch die Dichtung. Nun äußert sich der Geist in der That. Der Geist hat also ein Interesse an ihr, darum *erinnert* er sich dieser seiner *Äußerung*, *wiederholt* sie für sich in dem *Bericht*, und sowol das gedichtete Gedicht als die sonst gethane That wiederholt er sich so. Wie unterscheiden sich nun Geschichte und Dichtung, wenn doch auch die Dichtung Factum ist und auch in der Erinnerung wiederholt wird? Offenbar erinnert der Geist in Wiederholung des Gedichtes sich nur *seiner selbst*, indem die Äußerlichkeit, aus welcher er sich erinnert, nur Wort, *Zeichen* und *Bedeutung* seines innerlichen Vorganges ist. In der Geschichte dagegen erinnert er sich seiner *Äußerlichkeit*, die von ihm selbst verschieden ist, und die Zeichen der Erinnerung bedeuten ihm diese seine Äußerlichkeit. Die Dichtung ist ihr eigner Inhalt, die Geschichte hat einen ihr äußerlichen, von ihr verschiedenen Inhalt. Die Wahrheit der Dichtung besteht in nichts Anderm, als daß der Geist in seiner Äußerung, der Dichtung, *sich selbst* wiederfindet. Die Wahrheit der Geschichte dagegen ist zunächst die endliche Wahrheit oder Richtigkeit, nämlich die Übereinstimmung der Erinnerung mit der Äußerlichkeit. Ist nun die Äußerlichkeit der Unterschied vom Innerlichen selbst, so ist diese Übereinstimmung in alle Ewigkeit nicht vollkommen zu erreichen, so lange wirklich nur die Äußerlichkeit des Geschehenen den historischen Inhalt ausmacht. Der Inhalt der Geschichte kann aber auch die *Äußerung der Wahrheit selbst* sein, dann erreicht auch die Erinnerung die vollkommene Übereinstimmung des Geistes mit sich selbst, *die absolute Wahrheit*, welche aber keine andere ist, als eben die Wahrheit der Dichtung auch.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neuere französische Literatur.

1. Mémoires de M. le vicomte de *Larochefoucauld*, aide de camp de Charles X. Zwei Theile. Paris 1837.

Den 31. März 1814, als die verbündeten Monarchen über die Boulevards von Paris ihren Einzug hielten, wurde aus einem eben herziehenden Haufen um die Wette: Es lebe der König! Es leben die Bourbons! gerufen. Die Kälte, womit die Monarchen zuhörten, setzte die jungen Royalisten in Verzweiflung. Jenen ganzen Tag, den Abend noch, gewannen sie nur die Überzeugung, daß über die Rückberufung des Königs noch nichts beschlossen sei, als Sosthènes von Larochefoucauld einen Offizier vom Heere der Verbündeten sich äußern hörte, man warte auf die eigne Willensbezeigung des Volks. Das gab ihm den Einfall, Napoleon's Statue von der Vendômesäule zu stürzen. Die Truppe der Getreuen folgte ihm auf den Platz. Unter den Streichen ihrer Äxte öffneten sich die Pforten, die unten und oben die Wendeltreppe in der Säule verschlossen. Dem ehernen Napoleon warf man Stricke um den Hals, und es wurde gezogen. Die Statue widerstand. Doch genug, daß die Stricke umgelegt worden, daß das Volk gezogen hatte; mehr bedurfte es zu einer Willenserklärung nicht. Vermochte diese Scene etwas über die Monarchen? Larochefoucauld's Memoiren behaupten es.

Derselbe Sosthènes von Larochefoucauld war es, der die Trauerfeier des 21. Jan. vorschlug. Während der zweiten Restauration war er der treue Gehülfe aller ultraroyalistischen Führer. Er diente seiner Partei als Ceremonienmeister in den Straßen, er sorgte für öffentliche Auftritte. Er hatte immer den besten Gedanken, mischte sich in jeden Ministerwechsel und bildete sich ein, Alles sei durch ihn gegangen; hatte er vor einer großen Maßregel mit Dem, der sie vorbereitete, gesprochen,

so hielt er sich für ihren Urheber, sowie, wenn sie mißglückte, das trotz seines Einflusses geschah.

Wie groß muß die Kraft der unbedingten Hingebung an eine Idee sein, da sie sogar diesen Mann adelte, der sich sonst so lächerlich machte! Ihn ließ die Treue an der royalistischen Sache auch die ersten Männer dieser Partei zuweilen im Fehltritte sehen und gab ihm die nöthige Erhebung und den Scharfsinn, sie zu beurtheilen. Diesem Standpunkte und vielleicht dem Umgange des Verf. mit geistreichen Frauen verdanken wir eine Anzahl schätzbarer Portraits der Häupter der Royalisten.

„Hr. von Villèle", heißt es z. B., „hat mehr Verstand als Geist. Er nimmt im Gespräch eine Überlegenheit an, der man sich unterwerfen muß. Da er wenig auf die Menschen hält, bemüht er sich weder, sie niederzuschlagen noch sie zu gewinnen. Er gibt sich ganz dem nächsten Geschäfte hin und verschiebt gern, was keinen augenblicklichen Entschluß von ihm fodert. „Alles wird kommen, wer zu warten versteht", sagt er oft und beweist dadurch, daß er nicht fürchtet, in seinen Charakter und seine Talente sehen zu lassen. Kühn, fast verwegen, wenn er handeln muß, liebt er in der Regel das Ereigniß abzuwarten, da er es mit großer Geschicklichkeit zu benutzen versteht." Wie oft muß an diesem Charakter Villèle's des Verf. Ungestüm angestoßen haben, bis diese Schilderung sich festsetzte.

Die zwei Bände Memoiren bestehen bald aus Erzählung, bald aus Briefen, Noten, Journalartikeln; bald sind sie unterhaltend, merkwürdig, bald ermüdet die Eitelkeit, die sich in Alles mischt.

2. Mémoires historiques de S. A. R. Madame, duchesse de Berri, publ. par *Alfred Nettement*. Drei Theile. Paris 1837.

Aus welchen Quellen der Verf. geschöpft, theilt er uns nicht mit; doch scheinen ihm die Papiere einiger Männer vorgelegen zu haben, die nahe am Hofe gestanden. Hauptsächlich mögen es aber die Erinnerungen an die Prinzessin sein, die A. Nettement in der royalistischen Gesellschaft oft erzählen hörte und die er nun mit politischem Verstande und rebseliger Pietät zusammengereiht hat.

Besonders sorgfältig wird vom Herzog von Orleans erzählt, mit welcher Gewandtheit er bei jeder Gelegenheit bemüht war, sein Vermögen zu mehren; zuerst in Neapel, da er sich verheirathete, später bei den Verhandlungen über das Leibgedinge und bei der Erbschaft des Herzogs von Bourbon. In den Tuilerien vergaß die Herzogin von Berri nie ihre nahe Verwandtschaft der Familie Orleans, der oft ihre Fürsprache zu statten kam. Der jetzige Kronprinz war ihr besonderer Liebling.

Neben den volksthümlichen und parlamentarischen Darstellungen der Zeitgeschichte überrascht es, in einer bloßen Geschichte der königlichen Familie und ihrer Verwandten eine Vorstellung von dem allgemeinen Gang der Ereignisse zu bekommen, ohne daß die Erzählung abschweifte. Der Grund davon ist kostbar für die Geschichte: die öffentlichen Begebenheiten werden in der königlichen Familie wie häusliche Ereignisse erlebt. Wird der Geschichtschreiber unserer Tage die Freiheitskämpfe in Straßen und Rathsälen so frisch geschildert haben, daß für das angefeindete Königshaus nur ein wegwerfendes Urtheil übrig zu bleiben schien, so wird er in der einfachen Erzählung dieser häuslichen Scenen am menschlichsten und darum am erhabensten werden.

In folgender Stelle spricht sich der Verf. über die Julirevolution aus: „Die Verblendung des Königthums und der Bürgerschaft, die sich ohne ernstliche Gründe fürchteten, brachte die Krise zu Stande. Unter die Hebel des Ereignisses aber gehört vor Allem eine Verschwörung, die zwar nicht ausgebreitet, aber zu Allem bereit und immer gerüstet war, und die sich in der Legalität wie in einer Citadelle hielt, bis sie aus dem Aufstande, der sich erklärte, eine Revolution machte. Dazu kam eine Krise im Handel und in der Industrie. Die Aufmerksamkeit wurde von ihr durch die politische Krise abgezogen. Aber sie bestimmte drei oder vier der großen pariser Häuser, die sich in verzweifelter Lage befanden, ihre Arbeiter in die Empörung zu werfen, in der Hoffnung, ihr politisches Glück möchte ihren Handel vom Schiffbruche retten, und mit den Trümmern eines Thrones ließen sich einige Comptoirs aufrichten. Endlich herrschte in den untern Volksclassen ein dumpfes Gefühl von Entrüstung und Zorn gegen die europäische Besatzung, die eine unglückliche Zeit über Frankreich gebracht hatte, und den Verleumdungen der Presse war es gelungen, die Restauration für die fremde Gewalt verantwortlich zu machen. Also eine doppelte Verblendung des Königthums und der Bürgerschaft, eine Verschwörung und, um nichts zu verschweigen, neben dem übeln Willen der Feinde des Königthums die Fehlgriffe einiger seiner Minister, eine große Handelskrise, endlich ein volksthümliches Vorurtheil sind die wahren Ursachen der Julirevolution."

Der dritte Band dieser Memoiren enthält die Irrfahrten der Herzogin von Berri, da sie im J. 1832 ihrem Sohne das Königreich zu erobern hoffte. Die Unternehmung soll an der Abneigung der bedeutendsten Royalisten gegen ein solches Wagestück gescheitert sein. Berryer hatte es übernommen, diese Gesinnungen der Herzogin mitzutheilen, und die nächtliche Unterredung zwischen Frankreichs erstem Redner und der Prinzessin in einer einsamen Hütte der Vendee bietet eine Scene, deren sich jede Geschichte bemächtigen wird. Mit der Gefangennehmung der Prinzessin schließt die Erzählung.

3. Le château de St.-Germain, par *H. Arnaud* (Mme. Charles Reybaud). Zwei Theile. Paris 1836.

Der weibliche Verf., durch die günstige Aufnahme seiner frühern Werke ermuntert, nennt zum ersten Male seinen Namen, und die Journale erklären den neuen Roman für einen neuen Triumph. So viel Lärm berechtigt die deutschen Leser zur Nachfrage, und auf ihre Frage müssen wir antworten, obgleich wir ihnen sonst nicht von dem Buche geredet hätten.

Unter dem Namen Giulio de Mazara hält sich Mazarin, damals Jüngling, in dem Schlosse des alten Herrn von Cadenet auf. Der politische Plan, der ihn hinführte, mißräth. Aber Giulio verführt Laure de Noves, die schöne Braut des Grafen von Bormes. Nach langen Leiden beschließt sie ihr Leben in Büßungen, im Kloster der Karmeliter. Die Frucht dieser unseligen Liebe, Christine, schön wie einst ihre Mutter, wird von Mazarin's Neffen geliebt; glücklicher als die Mutter, entgeht sie der Verführung und wird die Gattin eines pariser Bürgers, der gegen den Cardinal die Waffen getragen hat.

Erwarte man nicht viel von der Theilnahme Mazarin's an der Handlung. Man lernt ihn nur als einen feigen Schurken kennen; und was ihm von Seite des Gemüths an Interesse mangelt, wird nur hin und wieder durch die Schlauheit seines Geistes ersetzt. Ließe uns die Verf. in Giulio de Mazara von Anfang an, so oft er einsam auf seine Plane zurückkehrt, den Politiker Mazarin erkennen, die Geschichte würde gleichsam gehoben; unsere Theilnahme wäre namentlich größer an der unglücklichen Laure de Noves, die sich noch immer Hoffnungen von Heirath macht, ohne zu wissen, daß sie ein Priester geliebt hat. Aber wie Laure, kommt der Leser über die historische Person, die er in Giulio vermuthet, erst gegen das Ende zur Gewißheit. Dieses Aufsparen fester, genügender Bezeichnung ist in der Darstellung der Verf. durchgängig: eine Vorliebe am Körperlosen herrscht darin, die einer ungeprüften Nachahmung gleicht.

Laure's Eintritt ins Kloster der Karmeliter scheint wie ihren Leiden, so dem Romane ein Ende zu machen. Es gewährt daher eine angenehme Überraschung, um Laure's Tochter einen neuen Roman sich bilden zu sehen. Die Idee, daß es ein Parallelstück von verschiedenem Ausgange werden solle, hängt sich sogleich an diesen zweiten Theil und gibt ihm ein Interesse, dessen der erste entbehrte: die gedrängtere Darstellung, Scenen weiblicher Gesellschaft, von mehr menschlicher Wahrheit, tragen bei, das Ende zum besten Theile zu machen. Der Roman von

Mad. Reybaud ist unterhaltend wie ein Ammenmärchen. Der Styl ist leicht, ohne sich durch eine besondere Eigenschaft auszuzeichnen. 122.

---

1. Reiseblüten aus der Sternenwelt und Mondnovelle. Von Eduard Boas. Altenburg, Expedition des Eremiten. 1836. Gr. 12. 1 Thlr. 6 Gr.
2. Reiseblüten aus der Unterwelt. Von Demselben. Zwei Bände. Ebendaselbst. 1836. Gr. 12. 2 Thlr.

Unter der gesammten Reiseliteratur der neuesten Zeit könnten diese beiden Bücher das Pikanteste liefern, ein humoristischer Zufall aber hat es gewollt, daß grade das Flachste, was in diesem Fache geleistet worden, hier niedergelegt ist. Dies Urtheil wird uns Hr. Boas zwar sehr übel nehmen und uns ohne Zweifel in die Zahl derjenigen Leser einrangiren, die Gefallen finden an wasserdünnen Büchern; es kann ihm aber nichts helfen. Die Kritik wird verdrießlich über seine seichte Gemüthlichkeit, seine Koketterie mit sich selbst, seine bodenlose Eitelkeit und über die unnachahmliche Flachheit eines Raisonnements, dessen einziges Verdienst darin besteht, daß es in einem leichten glatten und zuweilen auch graziösen Styl an den Mann gebracht wird. Hr. Boas ist eitel auf Alles, was an ihm ist, ohne doch irgend etwas Eignes und Originelles zu besitzen. Ein Stück herausflatternder Hemdkragen läßt ihn Byron'sche Verwandtschaft in sich wittern, ein salopp herabhangendes Kniebund Hamlet's Schwermuth heucheln; er tändelt, liebelt und buhlt in verwässerter Heine'scher Manier; wird liberal, wenn's ihm grade paßt, ist ein starrer Republikaner auf allen Planeten, so lange keine Unbequemlichkeiten damit verbunden sind, und fraternisirt mit dem ewigen Juden, der ihn auf seinen luftigen Wanderungen eben sowol in den Weg läuft als in den Bezirken unterirdischer Welten. Beide Bücher, von denen das erstere eine Reise durch alle Planeten und einige Sonnen, das zweite einen Abstecher in die verschiedenen Staaten der Unterwelt enthält, sind ein Gallimathias über Alles und nichts, ein Raisonnement ohne Ende, voll widerlicher Eitelkeit, die auch das wenige Gute, was sich etwa vorfindet, nicht aufkommen läßt. Freilich soll dergleichen Humor sein, aber es ist ein Humor zum Gotterbarmen, wobei es Niemand zu einer erquicklichen Heiterkeit bringt. Wenn dem Humoristen der Ernst des Mannes, die Schwerkraft des Gedankens fehlt, so wird er wässerig, seicht und federfadendünn. Sollen wir einem von beiden Büchern den Vorzug geben, so würde es immer noch das zuerst genannte sein, das wenigstens mit mehr Jugendfrische, wenn auch nicht mit weniger Eitelkeit geschrieben ist als das zweite. Am ergötzlichsten sind die unzähligen Liebschaften, die Hr. Boas arrivirten vermöge seiner beispiellosen Liebenswürdigkeit. Wir wünschen offenherzig, es möge ihm die Liebesgöttin auch nach seiner Rückkehr aus dem unterirdischen Reiche St.-Simonia auf unserer prosaischen Erde mit gleicher Treue lächeln wie auf seinen Reisen und wollen ihm selbst die vielen schönen Anbeterinnen seines Buches wie seiner selbst, die er aus so naiver Eitelkeit für die besten Kritiker erklärt, nicht beneiden. Uns aber wird er es nicht so gar übel nehmen, wenn wir trotz seiner Scheu vor wasserreichen Scripturen und Büchern die seinigen ebenso reich an wässerigen Stoffen wie an Wasserstoffgas gefunden haben. Es kann Niemand für seinen Geschmack, auch nicht Hr. Boas; und sollte er über kurz oder lang eine zweite Reise in die Unterwelt antreten, so mag er sich im Tartarus genau nach dem Baume der „Blätter für literarische Unterhaltung" umsehen; vielleicht kommt er dann zur Einsicht, daß die fauligen Stoffe, die er daran erblicket haben will, meist daher rühren, daß so viele schlechte Bücher daran hängen geblieben sind. Unter andern wird er seine papierene liebenswürdige Persönlichkeit in etwas übelriechendem Zustande wiederfinden. Werden Sie, geistreicher Hr. Boas, weniger dünn und legen Sie sich anstatt der Eitelkeit Gedanken zu, dann werden Sie sich mit der Kritik, die Kritik sich mit Ihnen befreunden.

Die angehängte „Mondnovelle" spielt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung im Herschel'schen Riesenteleskope. Es geht darin zu ganz wie in gewöhnlichen irdischen Novellen; nur sind die Verliebten im Monde insofern glücklicher daran als auf Erden, daß jene im Nothfalle davonfliegen können, da sie, mit Fledermausflügeln begabt, eigentlich nur eine etwas ausgebildetere Art von Riesenfledermäusen sind. Der Verf. ist in Allem sehr erfinderisch. 108.

Notiz.

Neuere Nachrichten bestätigen den Tod des Reisenden Davidson. Glücklich durch den District, welchen die Stämme Ibewlat und Ait-Atta innehaben, gelangt, beschloß er in Swekeya (?) die Ankunft einer Karavane zu erwarten. In dieser Gegend stieß er auf 15 Leute vom Stamme El-Harib, die durchaus unverdächtig schienen. Einer derselben gab das Verlangen kund, ein Gewehr zu untersuchen, richtete dasselbe, als er es in Händen hatte, mit Sicherheit auf Davidson und streckte ihn augenblicklich todt nieder. Nachdem die Wilden das Gepäck des Ermordeten geplündert und, wie es ursprünglich hieß, seine Papiere vernichtet hatten, erlaubten sie seinem Reisegefährten, dem Kaufmann Mohammed-el-Aid, ohne die Effecten, die dieser bei sich führte, nur zu berühren, seines Weges zu ziehen. Es scheint, daß Davidson, wäre er nicht zu lange in Swekeya geblieben, wohlbehalten nach Touadenny hätte gelangen können. Seine Familie hat sich an den englischen Consul in Mogador mit der Bitte gewendet, alle mögliche Nachforschungen rücksichtlich der Papiere des Unglücklichen anstellen zu lassen und zu deren Wiedererlangung, wenn dieselben noch vorhanden, keine Kosten zu scheuen.

Davidson war in London geboren und verfiel, da er eben seine Carrière als Arzt beginnen wollte, in eine langwierige und gefährliche Krankheit. Man rieth ihm, sich zu seiner Herstellung einige Zeit im südlichen Frankreich und Italien aufzuhalten. Er verließ demnach im Herbst 1827 England, weilte einige Zeit in Nizza und ging dann über Genua nach Florenz, Rom und Neapel. Von da besuchte er Steiermark, Kärnten, später Wien, machte einen langen Ausflug nach Polen und Rußland und kehrte über Hamburg nach England zurück. Bis Ende 1829 weilte er bei seiner Familie, machte sich dann von Neuem auf den Weg, reiste durch Frankreich, schiffte sich in Marseille nach Malta ein und begab sich von da nach Alexandrien. Er besuchte die Pyramiden von Theben, ging nach Kossir und schiffte sich nach Indien ein. Seine Absicht war, den Weg durch Persien zu nehmen, aber ein Anfall der Cholera zwang ihn, nach Kosseir zurückzukehren. Er machte nun einen Ausflug nach Arabien, Ägypten und Syrien, schiffte sich in Beirut ein, besuchte Konstantinopel, die griechischen Inseln, Athen und kam nach einer fast zweijährigen Abwesenheit nach England zurück. 1831 begab er sich nach Amerika und kam im Sept. nach Neuyork, besuchte den Niagara und Canada, ging von Neuorleans nach Tampico und Mexico, maß die Pyramide von Cholula und kam 1832 wieder in England an. Im Aug. 1835 schiffte er sich, von seiner unbezwinglichen Reiselust getrieben, nach Afrika ein, um möglichst schnell nach Timbuktu zu gelangen. Nach einem kürzern Verweilen zu Gibraltar und einem längern zu Marokko verließ er das letztere Gebiet insgeheim, da der Kaiser sein Vorhaben nicht billigte, und gelangte nach Wadnoon. Auch der Scheikh Bayrook, der Davidsen große Theilnahme geschenkt zu haben scheint, widerrieth ihm allen Ernstes, eine Reise ins Innere zu unternehmen, und gewährte ihm, da er sich von seinem Vorsatze nicht abbringen ließ, durch Rath und That allen Vorschub, um möglichst gefahrlos durch die Gebiete der wilden Stämme zu gelangen, namentlich durch das des Stammes El-Harib, bei welchem aber den Unglücklichen sein Verhängniß ereilen sollte. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 162. — 11. Juni 1837.

Strauß und seine Gegner.

(Fortsetzung aus Nr. 161.)

So verhält sich Geschichte und Dichtung, und ihr Verhältniß haben sie in der Wahrheit, welche hier nun noch etwas näher anzusehen wäre. Die Wahrheit also ist nicht die endliche Wahrheit oder bloße Richtigkeit. Alle Geschichte, welche nur auf die Richtigkeit, d. h. auf die Übereinstimmung der Äußerlichkeit des Geschehens mit der Erinnerung ausgeht, erreicht keine Wahrheit, ja sie erreicht die Richtigkeit selbst nicht; denn diese Äußerlichkeit des Geschehens ist für die Innerlichkeit des Geistes durchaus incommensurabel, sie ist dadurch Äußerlichkeit, daß sie vom Geist unterschieden ist. Darum ist diese ganze Historie ihrem Begriffe nach problematisch, man nennt nämlich die Richtigkeit vorzugsweise historische Wahrheit. Aber diese historische Wahrheit ist vielmehr nicht die Wahrheit, weil sie eine Gestalt des Geistes ist, in welcher er sich selbst ungleich, d. h. sein Gegensatz von Innerlichkeit und Äußerlichkeit unversöhnbar, die concrete Einheit beider in alle Ewigkeit unerreichbar ist.

Die weitere Frage wäre nun diese: wie die Geschichte die wirkliche Wahrheit, also den mit sich selbst aus seinem Zwiespalte sich versöhnenden Geist, zum Inhalte habe? Als Entwickelung des Weltgeistes, deren Dasein in der einzelnen Person und dem einzelnen Volke nun kein dem Geiste äußerliches Geschehen mehr ist. Die Erinnerung der Geschichte in ihrem Bericht davon hat die gegenwärtige Wirklichkeit des Geistes zu ihrem Ausgangspunkte und ihre eigne Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit zum Inhalte. Z. B. die Schlacht von Leipzig ist in ihren Zufälligkeiten, den Verwundungen und Tödtungen der Menschen, der Zerstörung der Waffen, Thiere, Schanzen von Niemand zu erkennen oder zu berichten; so, als diese endliche Begebenheit, ist und bleibt sie ewig problematisch, und eben darin besteht die Zufälligkeit, die Endlichkeit, die Äußerlichkeit dieses Geschehens, und dennoch gibt die Summe dieser Äußerlichkeit den Ausschlag des Sieges. Aber der wahre Grund des Sieges ist bei alledem die Gestalt des Weltgeistes, welche sich in seinem Verlaufe geltend macht und jene Äußerlichkeit unmittelbar sich unterworfen hat. Diese seine Gestalt und ihre Verwirklichung ist nicht problematisch. Hier ist die Beglaubigung der Geschichte das Zeugniß des Geistes selbst. Die Entwickelung des Weltgeistes und seine Erscheinung für den Geist ist die Wahrheit, in der Gott sich uns offenbart. So muß freilich, wenn irgend etwas, wol die Geschichte die Offenbarung zum Inhalte haben. Die Wahrheit ist die Bewegung des Weltgeistes, in welcher sich Gott offenbart und der Reichthum des ewigen einigen Geistes sich für sich selbst aufschließt und genießt. Dieser Aufschluß und Selbstgenuß ist Wissen, darin ist also die Wahrheit die Begebenheit des Wissens, oder vielmehr die Entwickelung nicht irgend welchen Wissens, sondern des Wissens von der Begebenheit des sich befreienden Geistes.

In die ganze Fülle der geistigen Begebenheit stellt sich auch die Dichtung, und sie ist eine Weise sowol der Entwickelung als der Darstellung. Der Mythus ist hier sogleich mit eingeschlossen. Denn Mythus ist der in unbefangener Sagendichtung sich unmittelbar fassende und anschauende Volks- und Zeitgeist. Die mythische Anschauung ist auch Wissen und sich selbst erschließendes Wissen des Weltgeistes von sich, nur in der Form der Poesie. Der Mythus verlangt keine Äußerlichkeit, der er entspräche, er will nur der Ausdruck dieses Geistes in seiner bestimmten Gestalt sein. Ist nun dessen Bewußtsein von unendlichem Inhalt, so ist es auch der Mythus, und sodann die Wahrheit sein Inhalt, die er darstellt, d. h. in der Form der Poesie gibt, z. B. die Erzählung von der Auferstehung, der Verklärung ꝛc. Der wahre Geist von unendlichem Inhalte, die absolute Wahrheit kann nun allerdings in der anschaulichen Form der Mythe wirklich werden, da es sich bei allem Wirklichwerden der Wahrheit, d. h. Offenbarung, wesentlich um die geistige Wirklichkeit handelt, welche allerdings in Zeit, Person, Wort, Schrift immer ihre Äußerlichkeit, d. h. äußerliche Wirklichkeit, mit sich führt, diese Äußerlichkeit aber schon zur unwesentlichen gemacht hat.

Die Offenbarung also ist die Entwickelung der wahren Geschichte selbst, worin sie dann aber auch die Form der Dichtung und namentlich des Mythus haben kann und muß. Dabei wird die metaphysische Einsicht vorausgesetzt, daß alle endliche Geschichte und alle Mythen von

endlichem Inhalt zu ihrer Wahrheit und Unendlichkeit zu erheben sind, um aus der problematischen Geschichte selbst die wahre Geschichte zu gewinnen. Wir haben oben ein Beispiel gegeben.

Das Hauptbedenken der historischen Theologie, Mythus sei schlechthin Lüge und richtige Historie sei Wahrheit, ist vor der Bildung, aus welcher Strauß hervorgeht, nicht vorhanden, überhaupt eine abgestandene Gedankenlosigkeit. Dagegen muß zugestanden werden, daß Strauß keineswegs den Mythus zum Gefäß der Wahrheit und Offenbarung reinigt, sondern vielfältig bei dem Mythus von nur endlichem Inhalte stehen bleibt. Wollte er beim „Leben Jesu" als endlicher Historie stehen bleiben, so ist der ebenfalls nichtige Mythus ein Entsprechendes, aber auch nur wesentlich dasselbe der Wahrheit äußerliche Verhalten. Er wollte dies aber nicht, sondern stellt in Aussicht: „das kritisch Vernichtete sei dogmatisch wiederherzustellen".

Dies ist ein großes Wort, nur daß das kritisch Vernichtete nicht rein Nichtiges, sondern vielmehr nur seiner Nichtigkeit nach Negirtes sein muß, um das zur Wahrheit Hergestellte zu sein.

Nun ist aber die dogmatische Wiederherstellung, also die Erhebung der endlichen Geschichte zur wahren bei Strauß dahin ausgefallen: daß die Idee des Gottmenschen die Idee der Menschheit bedeute, die Geschichte Christi also nicht ihre Bedeutung in sich selbst habe, zu der sie zu erheben sei, sondern nur die Veranlassung abgebe zu diesem Bilde Christi, dem Spiegelbilde der Geschichte der Menschheit. Strauß's Worte sind:

Wie der Gott des Plato auf die Ideen hinschauend die Welt bildete, so hat der Gemeinde, indem sie, veranlaßt durch die Person und Schicksale Jesu, das Bild ihres Christus entwarf, unbewußt die Idee der Menschheit in ihrem Verhältniß zur Gottheit vorgeschwebt.

Sowie die ganze Sprache der Strauß'schen Christologie (S. 739—743) schwebend und unbestimmt ist, so ist auch der Inhalt ein höchst überraschendes Herausfallen aus der mythischen sowol als philosophischen Höhe, auf die Strauß's Anlauf und der eigentliche Sinn seines Werkes zielt.

Die Person und die Schicksale Jesu, also die Äußerlichkeit, die Erscheinung des Seins und Geschehens, welches die problematische Historie auffaßt, veranlaßt die Gemeinde, das Bild ihres Christus so zu entwerfen, daß es der Idee der Menschheit nur nachgebildet ist. Also soll die Wahrheit, in die sich die endliche, äußerliche Geschichte erhebt, nur allegorische Mythe, also von unselbständigem Inhalte sein. Christus als das Bild der Gemeinde wäre diese Mythenbildung, in welcher sein geistiges Sein und Werden sich darstellte; diese aber wäre nicht ihr eigner Inhalt, absolute Wahrheit, göttlicher Geist, sondern eine Allegorie, die einen andern Inhalt außer ihr bedeutete.

Dieser Ausweg ist ganz traurig und nichts weniger als eine „dogmatische Wiederherstellung". Denn zuerst wird die äußerliche Geschichte nicht dadurch zu ihrer Wahrheit erhoben, daß sie Veranlassung von etwas Anderm wäre, sondern dadurch, daß sie nur Äußerung des wahren Innern ist, und daß sie so in den Geist und das Wesen aufgeht, nicht verloren geht, sondern als Das, was sie an sich ist, als Geist gefaßt wird, sei es, daß dieser Geist die Form der Historie oder des Mythus habe, wobei dann sofort die Zufälligkeit unselbständig wird. Die endliche Geschichte Jesu, d. h. das Leben Jesu ist also selbst zur absoluten Geschichte, d. h. zur Offenbarung des christlichen Geistes und seiner Wahrheit zu erheben, und das ist nicht etwas Anderes, sondern ist das wahre Selbst und der eigentliche Inhalt jener Äußerlichkeit, die also nicht Veranlassung, sondern unvollkommener Ausdruck des Ewigen und Wahren ist.

(Der Beschluß folgt.)

---

1. Göthe's Faust in seiner Einheit und Ganzheit wider seine Gegner dargestellt. Nebst Andeutungen über Idee und Plan des Wilhelm Meister und zwei Anhängen: über Byron's Manfred und Lessing's Doctor Faust. Von H. Düntzer. Köln, Eisen. 1836. Gr. 12. 12 Gr.
2. Göthe's Faust. Übersichtliche Beleuchtung beider Theile zur Erleichterung des Verständnisses von W. E. Weber. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1836. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Die erste der hier aufgeführten Schriften kündigt sich schon durch ihren Titel als eine polemische und ihre Polemik auf einen bestimmten Punkt richtende an; und so dürfen die Verehrer des Göthe'schen „Faust", abgesehen von jener Einheit und Ganzheit, die Vielen allerdings ein Räthsel ist, in ihr keine Aufschlüsse über die vielen in dem Gedicht zerstreuten Räthsel erwarten. Wir müssen bekennen, daß, besonders seit Carus und Deycks so viel Schönes und Gründliches über Einheit und Zusammenhang in der merkwürdigen Tragödie gesagt haben, die Auflösung dieser und jener Schwierigkeit uns lieber gewesen wäre. Denn nach den Mittheilungen der genannten Kritiker wird wol Keiner, wenn es ihm Ernst ist mit dem Studium des „Faust", wenn er überhaupt Sinn hat für Ideen und dichterische Gestaltung derselben, an der Einheit der Tragödie zweifeln, sodaß uns die Klage, die Hr. Düntzer in der Einleitung erhebt: „die Überzeugung, daß der „Faust" noch nicht vollendet sei, habe in der letzten Zeit die Oberhand gewonnen", wenig begründet scheint. Aber einzelner Schwierigkeiten bleiben noch gar viele zu lösen; wie wir denn nach Allem, was Deycks, Carus, Löwe u. A. mitgetheilt haben, noch immer im Dunkeln über den für den Organismus des Ganzen gewiß sehr bedeutenden Homunculus sind, noch auch den Zusammenhang zwischen dem zweiten und dritten Act des zweiten Theils begreifen. Auch Düntzer gibt uns hier kein Licht, und es scheint in der That, als ob Göthe, der während seines Lebens eine eigne Freude daran fand, dem Publicum Räthsel aufzugeben, sich in dem Gedanken gefallen habe, auch nach seinem Tode, und zwar im allerreichsten Maße, dieses zu thun, wozu noch die Scheu gekommen sein mag, die Satire, und eine sehr kräftige, die im „Faust" auch manchen ihm Befreundeten trifft, unumwunden auszusprechen. Jedes Ding sollte indeß sein Maß haben; wir kennen enthusiastische Verehrer Göthe's, die ihn lebhaft tadeln, daß er über die poetische Möglichkeit des Auftretens der Helena vor dem Palaste in Sparta keine genügenden Andeutungen gegeben, daß er am Ende des dritten Acts den erläuternden Epilog der Phorkyas für sich behalten habe.

Nach einer dankenswerthen Zusammenstellung der in Göthe's Werken und Briefen zerstreuten Stellen über die Entstehung des „Faust", aus der hervorgeht, wie bedächtig der Dichter sein ganzes Dichterleben hindurch einen früh entworfenen Plan durchgeführt, schreitet der Verf. (S. 19 fg.) zur Erforschung desselben. Wir können hier kurz sein, da Hr. D. mit Carus übereinstimmt, dessen Ansicht wir in Nr. 233 u. 234 d. Bl. f. 1836 dargelegt haben. Auch Hr. D. thut dar, wie Faust durch drei göttliche Ideen, die er unter allen Verirrungen festhält, die nach und nach ihm offenbart werden, Güte, Schönheit und Wahrheit, dann durch nie rastende Thätigkeit befähigt wird, in den Himmel einzugehen, zu dem die Liebe, „das ewig Weibliche", ihn emporzieht.

Wenn uns nun in Hinsicht auf diese Hauptidee nichts Neues mitgetheilt wird, so gibt doch die Entwickelung derselben manchen Lichtpunkt, und hier und da hat Hr. D. einen glücklichen Ausdruck für seine Gedanken gefunden. Auch die Bemerkung ist treffend, daß der „Prolog im Himmel" allgemeiner und ohne sich an die auf den Volksglauben gestützten Fictionen der Tragödie zu binden, die Gedanken ausspricht, die den Dichter leiteten.

Dagegen stoßen wir auch manchmal auf Stellen, denen wir nicht beistimmen können. Wie konnte Hr. Düntzer z. B. (S. 36) sagen: „Dem Pudel wird's hierbei (bei Faust's Auslegung des Satzes: Im Anfang war das Wort) schwül, weil er weiß, daß die Sache anders sich verhalte, und er durch diese falsche Ansicht an die Unendlichkeit und Ewigkeit Gottes erinnert wird." Faust gibt hier gleich von vorn herein zu erkennen, daß ihm die That das Höchste ist, die ihm ja auch späterhin Antheil an der Seligkeit erwirbt. Darüber wird der Pudel unruhig, und dies hier hervorzuheben war der Hauptpunkt.

Wenn wir irgendwo ein näheres Eingehen in das Einzelne wünschten, so war es bei Gelegenheit der beiden „Walpurgisnächte"; denn grade sie thun auf das lebendigste dar, welche weite Sphäre der Dichter seiner Tragödie zugemessen hatte.

> Wenn ich euch auf dem Blocksberg finde,
> Das find' ich gut; denn da gehört ihr hin,

ist ein Wort, welches uns den Schlüssel zu manchem Räthsel in der romantischen wie in der classischen gibt, ein Schlüssel, mit dem sich viel ausrichten läßt, mehr als mit dem von Hinrichs ausgesprochenen und hier (S. 49) belobten für „Oberon's und Titania's goldene Hochzeit": „Durch die Anschauung dieses Intermezzos wird das Gewissen Faust's an die sittliche Foderung des entgegengesetzten Verhältnisses Gretchen's zu ihrem Geliebten erinnert." Die „Walpurgisnacht" des ersten Theils, die im J. 1803 erschien, war es, was die Freunde der Tragödie zuerst irre machte; sie hatten Gemüthvolles erwartet, wie dessen das früheste Fragment so Manches enthielt, und konnten sich nun nicht in der erweiterten Sphäre zurecht finden, in welcher der Verstand eine Rolle spielt.

In der Erklärung des Gleichnisses vom Regenbogen („Faust", Th. 1, Sc. 1) scheint uns Deycks, der darin die Lehre ausgesprochen findet, daß das reine Licht nicht für den Menschen ist, besser den Hauptpunkt getroffen zu haben als Düntzer, der, im Widerspruche mit jenem, erklärt: „Wie der Regenbogen ein Abglanz der Wasserstrahlen ist, so kann man die Thaten, aus denen das Menschenleben in der buntesten Mannichfaltigkeit zusammengesetzt ist, als den Widerschein des, wie der Wassersturz unaufhaltsam sich ergießenden Strebens betrachten" (S. 55). Möge dies in einem Theile des Gleichnisses liegen; der Hauptpunkt scheint uns immer dieser: Faust hatte sich in seinem heißen Drange der Gottheit nahe gewähnt, näher als es dem Sterblichen vergönnt ist; er hatte sich, wie Werther, gesehnt, „die Seligkeit des Wesens zu fühlen, das Alles in sich und durch sich hervorbringt". Nun erkennt er, daß des Menschen Loos Beschränkung ist, daß sein Wissen und Thun Stückwerk, daß, wir finden kein passenderes Gleichniß, dieses sich zum Wissen und Schaffen der Gottheit verhalte wie die Farben des Regenbogens zum reinen Lichte. Deycks hätte nur zu den Worten: „Das menschliche Leben gibt nur den Schein, nicht das Wesen", noch hinzusetzen sollen, daß jener Schein für das Leben grade das Wahre ist; was Faust früher nicht erkannte, woraus sein ganzer Irrthum entsprang.

Die beiden Helenen, die des ersten und die des dritten Acts, sind Hrn. Düntzer ein und dasselbe Wesen (S. 64). Aber hier müssen wir abermals auf Deycks' Seite treten. Die erste scheint uns ein Geist, eine Idee, ohne wirkliches Sein; zu der Region, wo diese wohnen, hatte Mephistopheles den Schlüssel; aber mit ihr war Faust nicht zufrieden; seine Sinnlichkeit foderte eine wirkliche Helena, und damit er diese gewänne, mußte Homunculus Dienste leisten.

In einem andern Hauptpunkte, dem Vertrage Faust's mit Mephistopheles, sind beide Kritiker abermals in Widerstreit. „Mephistopheles", sagt Düntzer, „hat die Wette mit Faust gewonnen, die mit dem Herren verloren" (S. 74); wogegen Deycks: „Mephistopheles hat wahrlich die Wette nicht gewonnen; denn nicht die Gegenwart entlockt Fausten jene Worte, sondern die Hoffnung der Zukunft." Halten wir uns hier blos an die eigentliche Wette, den Vertrag. Wie kann doch Düntzer sagen, Mephistopheles habe die Wette mit Faust gewonnen? Der Vortrag war:

> Ich will mich hier zu deinem Dienst verbinden,
> Auf deinen Wink nicht rasten und nicht ruhn;
> Wenn wir uns drüben wieder finden,
> So sollst du mir das Gleiche thun.

Nun aber wird Faust's Unsterbliches dem bösen Geiste entzogen; und wenn auch dieser die Worte: „Verweile doch, du bist so schön!" zu seinen Gunsten deutet, so hat ja Faust die höchste Stufe des menschlichen Alters erreicht („Nach meiner Idee", sagt Göthe zu Eckermann, „soll Faust hundert Jahre alt sein"); es trat nun das Ende seiner Wirksamkeit ein, wo es nach den Gesetzen der Natur ohnehin eingetreten sein würde; und hierin scheint uns eine treffliche, gegen Mephistopheles gerichtete Ironie zu liegen. Dieser hat in jeder Hinsicht verloren. In diesem wichtigen Punkte hat Deycks gewiß richtiger gesehen.

Besser hat dagegen Düntzer die Schlußworte der Tragödie erklärt (S. 76); und richtig hat er (S. 65) bemerkt (gegen Deycks), daß mit dem vierten Acte die Wendung des großen Dramas beginnt. Überhaupt müssen wir dem angezeigten Werke Geist zugestehen, und daß es aus einer ernsten Betrachtung des „Faust" hervorgegangen ist; höhern Werth würde es für uns haben, wenn Deycks und Carus ihm nicht zuvorgekommen wären. Dankenswerthe Zugaben sind die Bemerkungen über Byron's „Manfred" und Lessing's „Doctor Faust"; minder wichtig die über „Wilhelm Meister"; nicht als ob sie nicht geistreich und wahr wären, sondern weil der Gesichtspunkt, aus dem der Verf. diesen Roman betrachtet, schon öfter genommen und aus ihm im Sinne des Verf. öfters gesprochen ist.

Indem wir nun zu Hrn. Weber's Schrift übergehen, müssen wir zuvörderst bemerken, daß sie aus einem andern Gesichtspunkte zu betrachten ist, wie die eben angezeigte. Wenn es Hrn. Düntzer darum zu thun war, Einheit und Zusammenhang des Gedichts nachzuweisen, so hält sich Hr. Weber mehr an Einzelheiten und sucht diese zu erläutern. Doch dürfen wir nicht grade das Allerspecielste unter diesen Einzelheiten verstehen, wiewol auch gar Manches dieser Art eine Erklärung findet. Am passendsten könnten wir seinem Werke den Titel: Excurse, geben. Denn so finden wir einen Excurs über die Hexenküche, über das Magische in der Tragödie, über die „Walpurgisnächte", die Mütter, den Homunculus u. s. w. Und hier erklärt Rec. sich sogleich Hrn. Weber für gar manche Aufklärung dankbar. Als Gelehrter vom Fach, als Kenner der verschiedenen Literaturen, besonders der classischen, hat er mit großem Fleiße Dem nachgespürt und Das gesammelt, was zu Aufhellung des Gedichts, in welchem Göthe einen großen Reichthum von Wissen niedergelegt hat, dienen kann. Und daß Hrn. Weber über seinen mannichfaltigen Kenntnissen der Geist nicht

verloren gegangen ist, das beweisen gar manche der von ihm mitgetheilten Ansichten, wie die von des Dichters Behandlung des Magischen (S. 12, 33 fg.), von der Geringfügigkeit der alten, von Faust handelnden Volksbücher (S. 24), wozu wir eine Reihe anderer aufführen könnten. Hr. W. gehört nicht zu den alterthümelnden Ästhetikern, die Alles, was nur die Farbe des Alterthums trägt, oder auf irgend eine Weise das durch deutsches Alterthum genährte Gemüth anspricht, für poetisch halten. Er hat sich zu Göthe in die Schule begeben.

Ein Wesen aber hat auch ihm wie Allen, deren Kritiken über „Faust" uns zu Gesicht gekommen, zu schaffen gemacht, ohne daß er dasselbe hätte bewältigen können, der Homunculus. Und wirklich ist es auffallend, daß die Kritiker, dieses Wesen nicht enträthselt haben (denn wenn Rec. dies auffallend fände, dann müßte er über sich selbst den Stab brechen), sondern daß sie nicht mehr darauf hinweisen, wie Homunculus offenbar nach des Dichters Absicht die Scene, die Welt schaffen hilft, in der Helena auftreten kann. Hr. W. nennt ihn (S. 176) den Geist der menschlichen Grillenhaftigkeit, welche Ansicht er indeß im Vorwort ziemlich zurücknimmt. Gewiß ist Homunculus ein sehr complicirtes Wesen; und wie könnte er auch anders, da er „aus viel hundert Stoffen componirt" ist? Auch Grillenhaftigkeit ist in ihm; aber in der von Hrn. W. und manchen Andern aufgestellten Ansicht wäre die Rolle desselben mit dem zweiten Acte ausgespielt. Uns scheint der dritte großentheils durch ihn herbeigeführt. Großentheils sagen wir; denn in der classischen „Walpurgisnacht" scheinen uns drei Punkte von Bedeutung für die Einführung der Helena: Faust's Hingang zu Persephoneia, Mephistopheles' Vermummung zu Phorkyas und Homunculus' Auflösung im Meere. Wie aber der Dichter sich dieses Letztere ausführlicher und im Einzelnen gedacht, wie er die erstgenannten Punkte damit in Verbindung gebracht, das, wir gestehen es, ist uns bis jetzt ein Räthsel. Die Elemente spielen bei diesem Vorgang eine große Rolle; natürlich, denn um aus der modernen, so vielfach verdrehten, aus den Fugen gerückten, verworrenen Welt in die einfache, antike zu gelangen, dazu bedarf es eines erneuerten Aufbauens aus den Elementen. Sie scheinen uns in der letzten Scene der „Walpurgisnacht" in den einzelnen geisterhaften Wesen personificirt: die Tritonen u. s. w. bezeichnen das Wasser, die „dem Helios geweihten" Telchinen das Feuer, die Tauben das Element der Luft, die Pygmäen und Marsen die Erde. Diese Elemente sammeln sich um Homunculus, der eine Reise durch eine Welt untergeordneter, halbmenschlicher Naturen gemacht hat; er hat die Menschenbildung, das Schöne, in Galatea erreicht; an ihrem Muschelthron, im Meere löst er sich auf, und eine antike Welt, in der Helena auftreten kann, stellt sich unsern Augen dar. Mephistopheles, der moderne Geist, hätte diese nicht erzeugen können.

Noch einzelne Punkte heben wir heraus, in denen wir Weber's Ansicht nicht theilen. Das Wort in der ersten Scene des vierten Acts (Th. 2): „Täuscht mich ein entzückend Bild ꝛc." möchten wir nicht auf Gretchen beziehen (worauf ja auch der Ausdruck: „jugenderstes Bild", nicht paßt); sondern auf die in der jugendlichen Brust wohnende, sie beseelende Ahnung des Schönen, Guten, Liebevollen, die im Lauf des Lebens so selten erfüllt, so oft getrübt wird, die Faust nach Allem, was er bestanden, gesündigt, gelitten, wiederempfindet, nachdem er die antike Welt gesehen. Die Lösung des Räthsels, welches Mephistopheles dem Kaiser vorlegt, findet Weber in dem Worte Thorheit; uns scheint der Teufel sich selbst im Räthsel präsentirt zu haben. Im Plutus, meint Weber, sei Mephistopheles nicht zu verkennen (S. 165); da doch offenbar in dieser Maske Faust, in der des Geizes jener böse Geist steckt.

Hr. W. ist, wie sich auf jeder Seite seines Buchs zeigt, ein großer Verehrer Göthe's und namentlich des „Faust". Nur zwei Punkte machen ihm Bedenken. Einmal hätte er gern „ein nochmaliges Auftreten Gott-Vaters in jener wohlwollend würdigen Leibhaftigkeit des Prologs" gesehen (S. 150); dann erscheint ihm Mephistopheles in der Scene, wo er den Engeln unterliegt, zu sehr als dummer Teufel; „er mußte", meint der Kritiker, „großartig den Kürzern ziehen" (S. 154). Was das Erstere betrifft, so appelliren wir an des Verf. eignes, sonst so feines ästhetische Gefühl. Sehr schicklich hat der Dichter diesen Gott-Vater in den Prolog gebracht; in die Tragödie gehörte er nun und nimmermehr. Ferner: Mephistopheles ist kein Milton'scher Satan; für einen solchen würde diese Besiegung nicht gepaßt haben. Dem Burschen, den Göthe uns vorgeführt, gebührte eine Abführung wie die von dem Dichter gewählte. Es geschieht ihm ganz recht, daß er durch die Sinnlichkeit, womit er Fausten zu umstricken suchte, selbst umstrickt wird. Auch kennen wir ja, wie Hr. W. selbst (S. 153) bemerkt, den Mephistopheles in diesem Stücke von der nordischen „Walpurgisnacht" her und finden seine Sinnlichkeit in der classischen bestätigt.

Doch genug, und zum Schluß, um einem Mißverständniß vorzubeugen, nur noch die Bemerkung, daß wir in Hrn. Weber's Buche beiweitem mehr Interessantes, Aufklärendes, Dankenswerthes als Widerspruch Erregendes gefunden haben. Nur hat dasselbe freilich den Rec. nicht veranlaßt, die Verse, die er vorn in seinen „Faust" eingeschrieben, auszutilgen:

Es glaube Keiner, daß mit allem Sinnen
Das ganze Lied er je enträthseln werde!

87.

Notizen.

Es dürfte mehren unserer Leser die Grabschrift auf Wieland unbekannt sein, welche dem noch lebenden Dichter ein Jahr vor seinem Hinscheiden zu Weimar von der Verfasserin, Christine Westphalen aus Hamburg, bei freundlichem Zusammentreffen überreicht wurde. Dies Gedicht lautet so:

Des lebenden Wieland's Grab.

Gilt dies Grabmal einem nicht sterblichen Sänger? Bekränzet
Seh' ich den duftenden Hain, lächelnd den Amor am Grab!
Auch umstrahlt mich das freundliche Licht: nichts scheint hier zu altern,
Ewige Jugend, sie herrscht hier in des Schönen Gebiet.
Bienen umsummen die Blüten der Lieb', es rauschet vom Hügel
Zarter Musen Geschwätz, Grazien schweben um ihn.
Durch den Luftraum tönen der Göttlichen Stimmen, sie singen
Nicht mit klagendem Laut, singen dies heitere Lied:
Ihn, der nie gealtert, umschweben im Tanze wir immer;
Der den Grazien sang, lebet im ewigen Reiz.

Dies kleine poetische Pröbchen kann uns beweisen, daß die Damenlyrik des Jahres 1812 mindestens der heutigen, die mit etwas mehr Prätension aufzutreten pflegt, nicht nachsteht.

Nicht ganz richtig ist die öfters gelesene Behauptung, daß die Teschenuhren erst 1580 aus Deutschland in England eingeführt seien. Um nämlich der bekannten fabelhaften Uhr zu geschweigen, die aus den Zeiten des Robert Bruce, Königs von Schottland, der 1305 den Thron bestieg, stammen soll, so wird noch im Palast zu Hamptoncourt eine andere, noch ziemlich brauchbare Uhr aufbewahrt, welche die Jahrzahl 1540 führt. Aus nur wenig späterer Zeit finden sich in englischen Privatsammlungen mehre Taschenuhren, darunter sogar Schlaguhren. Dennoch blieben die Taschenuhren eine Seltenheit bis auf Karl I., der die Uhrmacher zuerst zünftig machte und die Einfuhr der Uhren, Glocken und Wecker (alarms) ausdrücklich verbot. Übrigens hielten in jener Zeit die Engländer von den deutschen Uhrwerken nicht viel Gutes, wenigstens geht dies aus einer Stelle bei Shakspeare, in „Verlorene Liebesmüh", Act II, Scene 2, hervor, wo es heißt:

Ein Weib, das einer deutschen Schlaguhr gleicht,
Stets dran zu bessern, stets aus dem Geschick.

Daß die ersten Thurmuhren und Hausuhren beinahe um zwei Jahrhunderte früher in Gebrauch kamen, ist bekannt. 11.

Verantwortlicher Herausgeber Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 163. — 12. Juni 1837.

Strauß und seine Gegner.

(Beschluß aus Nr. 162.)

Das Bild Christi, welches sich die Gemeinde entwirft, ist allerdings diese Erhebung in die Wahrheit und ist und bleibt dies auch mit den Zügen ergänzender Dichtung und mythischer Verklärung, wie Rafael's Bild der Verklärung, wie Dannecker's und Thorwaldsen's Bilder des Erlösers Wahrheit sind; es ist die Erinnerung des wahren geistigen Vorgangs, dessen Äußerlichkeit nun kein Interesse mehr für sich hat, sondern nur als Bedeutung dieses Geistigen, welches die Person und Wort und Thaten Christi sind, und sofern sie dieser Geist und seine Offenbarung sind. Aber dieses Bild Christi hat nun nicht die Bedeutung einer Allegorie, es bedeutet nicht etwas Anderes, es ist kein „Nachbild der Idee der Menschheit und ihres Verhältnisses zu Gott", welches etwa ein Inhalt wäre, der Christus für sich nicht sein sollte, sondern es ist die Idee, das Sein und Geschehen des Göttlichen, Sein und Thun Gottes selbst. Allerdings ist die Geschichte in ihrer Wahrheit nichts Anderes als die Offenbarung; aber die Erscheinung Christi ist der Anfang des offenbarten Verhältnisses Gottes und der Menschheit, welches bis dahin nur an sich, nicht wirklich und nicht im Selbstbewußtsein der Menschheit war, die weitere Geschichte entwickelt diesen Anfang; aber der Anfang ist nicht minder die Idee selbst, Christus ist vielmehr Vorbild der Geschichte und concentrirte Wirklichkeit der Idee, und die Geschichte Christi, welche die Theologie vorzugsweise wegen dieses Anfangs Offenbarung und heilige Geschichte nennt, ist weder Allegorie noch Copie der Geschichte der Menschheit, sondern allerdings im eminenten Sinn Offenbarung zu nennen und als absoluter Inhalt ihrer selbst anzuerkennen, weil sie das Aufgehen des vollen und wahren Gottesbewußtseins in der Welt ist, welches hier mit dem Sein und Existiren des Wortes im Fleisch beginnt.

Dies, wendet Strauß ein, ist Alles genug gesagt, aber darum nicht minder unbegreiflich, denn „die Idee erscheint nicht so, sie liebt es nicht, ihre ganze Fülle in ein Exemplar auszuschütten". Darum gesteht Strauß dem „Einen Exemplar" nicht die Wahrheit der Idee zu. Aber die Idee erscheint vielmehr nur so. Der Geist in seiner selbstbewußten Wahrheit, welcher die objectiv-wirklichen Gestalten der Person, der Familie, des Staats, des Weltgeistes hat, wo begönne derselbe wol seine Existenz anders als in der Person? und wo thäte es wol seiner Macht und Würde Abbruch, daß ein Individuum seiner ganzen Fülle Gefäß ist? In dem Individuum selbst ist er sodann zuerst schlafend und unbewußt, er ist schon da, ehe das Individuum sich aus der Kindheit und Vereinzelung in die wahre Durchdringung seiner Gegenständlichkeit und umgekehrt zu der Concentrirung der geistigen Fülle in sich erhebt. Die Gestaltungen der Philosophie, der Religion, des Staatslebens, sind sie nicht alle auf das Individuum als auf ihren Ausgang zurückzuführen, und werden sie nicht alle grade als Geist dieser Personen, die den Andern Nahrung aus ihrer Fülle geben, gefeiert und gewußt. Woran stößt sich denn nun die Begreiflichkeit des Gottmenschen und der Person Christi? Offenbar daran, daß Gott nicht als Geist begriffen wird, und zuletzt ist mit der Unbegreiflichkeit des Gottmenschen die alte Lehre von der Unbegreiflichkeit Gottes selbst zurückgebracht. Aber um den Geist zu begreifen und Gott, ist vor allen Dingen zu begreifen, daß der Geist, wie er in seiner Wahrheit ist, immer ganz und mit seiner ganzen Fülle gegenwärtig ist, daß die Endlichkeit und das Dasein nur sein eignes Sein ist, welches er anfängt und beendigt. Doch dies Alles, die ganze Stufe der Widersprüche bis zu dem höchsten, der Person des Gottmenschen und deren Lösung, wie sie die neuere Philosophie gibt, scheint Strauß wol weniger unzulänglich zu finden, so lange sie den Begriff des Geistes selbst entwickelt: es ist vielleicht die empirische, äußerliche Gestalt Christi, diese Persönlichkeit, diese zufälligen Verwickelungen, was er unbegreiflich findet. Das wäre dann das andere Ende der Unbegreiflichkeit: „dieses zufällige Ding, diese empirische Person", das „einzelne Exemplar" selbst. Wenn die Zufälligkeit begriffen wird, hört sie auf Zufälligkeit zu sein; ebenso kann von dieser Person nur ihr Allgemeines gedacht werden, und das Äußerliche und Einzelne, wenn es gedacht wird, muß aufhören äußerlich zu sein. In diesem Verstande oder vielmehr Misverstande kann nun wol von der Unbegreiflichkeit dieses Gottmenschen die Rede sein, wie von der Unbegreiflichkeit jedes Menschen, wenn man ihn lassen will, wie er ist, und nicht sein Wesen in den Gedanken erhebt. Faßt aber

Strauß den einzelnen wirklichen Gottmenschen nur als persönlichen Geist, so ist es ja das Wesen des Geistes überhaupt, persönlich zu sein, und darin über das Vereinzelte, Zufällige hinaus zu sein, und der Begriff der Persönlichkeit des Geistes überhaupt schließt alle die Widersprüche in sich, welche an der Person Christi hervortreten. Die Begreiflichkeit oder Unbegreiflichkeit ist nichts Anderes als die metaphysische Wahrheit oder das metaphysische Geheimniß überhaupt; die dogmatische Wiederherstellung mußte aber nothwendig mislingen, so lange Strauß bei dem Gipfelpunkte der Dogmatik, der Person Christi, die Unbegreiflichkeit, also die Unmöglichkeit der Wiederherstellung anerkannte.

Aber „das Himmelreich leidet Gewalt, und die Gewalt thun, reißen es zu sich". Nicht Die den Zweifel bei Seite schieben, sondern die ihn auf den eigentlichen Lebenspunkt zu concentriren wissen und den Muth haben, diese Verlegung vorzunehmen, sind die heilsam Gewaltthätigen.

Die Richtung auf die Wahrheit liegt schon in dem Strauß'schen Buch; daß ihm aber wesentliche Punkte nicht zur vollkommenen Durchsichtigkeit gediehen sind, macht nun die Sache nur um so mehr zur allgemeinen Angelegenheit. Der Kern wird sich immer glänzender herausarbeiten bis zur wirklichen und wahren „dogmatischen Wiederherstellung", dem eigentlichen Zeugniß des Geistes im theologischen Wissen oder in der philosophischen Theologie. Die „kritische Vernichtung" ist sodann schon ihr Anfang, indem sie keine Vernichtung der Wahrheit ist, sondern nur der Äußerlichkeit und Unwahrheit selbst.

5. Gegenschriften.

Die Gesichtspunkte, auf die es ankommt, erörtert die Masse der Gegenschriften gar nicht, weil sie fast alle Reaction eben der veralteten Theologie sind. Wir brauchen sie hier nur unter verschiedene Gesichtspunkte zu bringen und die Gegenrede gegen das Einzelne Strauß selbst zu überlassen, der, wie wir eben sehen, mit Dr. Steudel's Kritik und Exegese einen guten Anfang gemacht hat.

1) Lederne Rationalisten, sparsam gesät und dünn von Ansehen. Ihr Leben nach dem Tode, den sie in Strauß's Buche gestorben sind, ist wie das der Infusorien durch eitel Wasseraufguß wiedererweckt, so sind sie, sich selbst zum Ärger, das leibhafte Wunder der Todtenerweckung.

2) Eiferer, die besorgt sind, daß Strauß nicht selig werde, Moralisten, brave Leute. Ihre Zahl ist Legion.*)

3) Hierarchisten und Verdächtiger, widrige Gesinnungsmenschen, philosophische und theologische Eunuchen, die wir bisjetzt noch nicht zu fürchten haben, die aber durch demagogischen Einfluß zur Gewalt und Gewaltthat zu gelangen streben.

4) Gelehrte und honnette Theologen: Baumgarten-Crusius, Neander, de Wette, Hoffmann ꝛc.

5) Philosophen: Weiße, Gabler, und wenn man Krug nicht zu den Rationalisten rechnen will, deren Gevatter er wenigstens ist, dann auch Krug.

Eschenmayer und die „Evangelische Kirchenzeitung" machten eigentlich noch besondere Classen, sind aber von Strauß schon genugsam classificirt. Die drei ersten Classen stehen außer der eigentlichen Frage und können die Schwierigkeit nicht lösen. Die Gelehrsamkeit hält sich meist an das Historische und eigentlich Problematische. Die Philosophie ist noch nicht gründlich auf die Hauptpunkte eingegangen; Weiße hat gesagt, was nun nöthig sei, aber noch nichts ausgeführt, und Gabler beruhigt sich bei dem in Hegel's Ausführungen Vorliegenden, dessen Mangelhaftigkeit eben durch die Möglichkeit der Strauß'schen Auffassung bewiesen wird. Denn man kann nicht behaupten, daß Strauß das philosophische Organ abgehe, höchstens daß er es nicht verstanden habe, den metaphysischen Kern in den theologischen Problemen lebendig werden zu lassen. Classisch geistvoll und fertig wie ein geharnischter Mann ist Strauß's Buch gegen alle Gegner und wird ihnen schon darum immer eine harte Nuß bleiben. Auch ist, wie sich ergeben hat, die eigentliche Lösung der Frage dem Strauß'schen Streben nicht abstract entgegen, sondern hat von ihm selber den Ausgang zu nehmen: er selbst macht ja schon den Anlauf dazu, die historische Theologie zur philosophischen zu erheben. Denn, was auch vielfältig bei dieser Gelegenheit gesagt ist, ohne den Zweifel kommt einmal diese Zeit nicht zum Glauben, und was sie glauben soll, das will sie wissen; und nur wer es ihr in die rechte geistige Nähe bringt, erneuert ihr das Leben im Geist und in der Wahrheit. Arnold Ruge.

*) In dem Buch von Theile: „Zur Biographie Jesu", sind alle Gegenschriften sogar mit Auszügen aufgeführt.

Romanenliteratur.

1. Zeitlosen. Novellen und Erzählungen von Amalie Schoppe. Zwei Bände. Leipzig, A. Taubert 1837. Gr. 12. 2 Thlr. 16 Gr.

Der anspruchslose Titel des Buchs weist ihm die richtige Stellung an, die der Inhalt einzunehmen habe: niedliche Unterhaltungsblumen, die an sich gefallen, noch mehr durch den Umstand, daß keine andern duftenden sie verdrängen. Sie sind daher für den Fall eines eintretenden Büchermangels aufzusparen.

Die „Maler" scheinen aus der misverstandenen Umkehrung des Satzes entstanden zu sein, daß dem Dichter erlaubt sei, Zeit und Begebenheit zu dem Bedarfe seiner Dichtung zu verletzen. Unsere Novellistin meinte, es werde gleich eine gute Erzählung daraus, wenn sie Zeiten und Beweggründe umwarf, dem Maler Andrea Castagno aus Eifersucht seinen Lehrer Domenico meucheln ließ, nicht um das Geheimniß der Ölmalerei allein zu behalten. Vermuthlich glaubte sie nur dann seine Liebe zu solcher Heftigkeit zu steigern, wenn der Gegenstand derselben Künstlerahnen zähle, eine Enkelin des großen Tizian's sei, der freilich fast in demselben Jahre geboren wurde, wo Castagno starb. Schwerlich würde die Mittelmäßigkeit der Novelle tiefer gesunken sein, wenn der Familienname des Mädchens auch nicht Vecelli war. Das Turnier sollte von Malern mittelalteriger Genrebilder, von Theaterintendanten eifrig studirt werden: Franz I., Heinrich II. von Frankreich, Diana von Poitiers sind allerliebste Miniaturen, das Costum auf das sorgfältigste angegeben. Von der damaligen Lebensweise erfährt man nebenbei Manches, auch wie im kleinen Gegenwärtigen das größere Zukünftige sich schon abspiegelt, Heinrich, der muthwillige Herzog von Orleans, im Turnier durch dieselbe Hand verwundet ward, von der er später als König den Tod fand. „Das Mordloch" ist

ein Criminalfall, einfache Thatsache, ohne Zuthat. „Der Kuß" paraphrasirt den der Königin Margarethe, welchen sie dem Dichter Alain Chartier gab, mit gehörigen und ungehörigen Zusätzen.

Der zweite Band ist gehaltvoller als der erste. „Die Folter", welche ihn eröffnet, ist nicht so gräßlich wie der Name fürchten läßt; Karl V., der Weise, von Frankreich, bethätigt darin durch eine leichte Anwendung der Marter seine Überzeugung, daß der Schmerz ebenso oft wahre als unwahre Geständnisse auspresse. „Das Wagstück" kostet einem verliebten Ritter, dem das romanhafte, verzogene Töchterchen des unglücklichen Karl VI. von Frankreich auferlegt, ihr den ins Wasser geworfenen Handschuh herauszuziehen, das Leben. Der tragische Schluß paßt wenig zu der heitern Anlage, wenn man nicht annimmt, daß der Tochter eines wahnsinnigen Vaters, einer ruchlosen Mutter selbst die kindische Neckerei zum verderblichen Ernst gerathen müsse. „Victorine", eine natürliche Tochter Ludwig XV., würde die Herzlosigkeit von diesem ganz enthüllen, wenn es noch einer Bestätigung bedürfte. Eine wahre Geschichte scheint zu Grunde zu liegen. „Sittengemälde des Auslandes" ironisirt das juste milieu eines Plantagenbesitzers, der kein Tyrann wie einer seiner Nachbarn, noch ein Menschenfreund wie ein zweiter ist und sich bei seinen selbstischen Berechnungen wohl befindet. Man müßte das Original von Eugen Sue zur Hand haben, um beurtheilen zu können, ob die Erzählung Bearbeitung, oder buchstäbliche Übersetzung ist, was jedoch so wenig wie bei den andern übertragenen der Fall zu sein scheint.

2. Das schwarze Kreuz am Hause. Novellen-Cyclus von Pulvermacher. Breslau, Friedländer. 1837. 8. 1 Thlr.

Die Pest in Florenz im 14. Jahrhundert hat, als bös- und gutartige Seuche, bis auf unsere Zeiten fortgewirkt und viele gelangweilte Leute vermocht, sich nach Art der Herren und Frauen in dem „Decamerone" des Boccaccio die Weile zu kürzen, freilich mitunter auf Kosten der Hörer, die, im homöopathischen Sinne, durch dasselbe Mittel, welches ein Übel vertreibt, durch dessen Gebrauch davon befallen werden. Ein solcher Abkömmling der italienischen Erzähler vergnügt sich in dem „Schwarzen Kreuz", und zwar auf eine unschuldige, den Lesern keine Langweile bereitende Weise. Sie erfahren, wie die Leute während der Zwistigkeiten der Bürger von Breslau mit ihrem Rath und Fürsten im J. 1408 sich räusperten und spuckten, auch wol wie sie dachten und handelten.

3. Corisande von Mauleon, oder Bearn im 15. Jahrhundert. Aus dem Französischen übersetzt von F. Riedel. Zwei Theile. Potsdam, Riegel. 1836. 8. 2 Thlr.

Gegrüßt sei der Romanschreiber, dem der große Wurf gelungen, ein Stückchen jungfräuliche Erde aufzufinden, die nicht bereits von fleißigen Gräbern bis zum unfruchtbaren Felsengrund, zum todhauchenden Sumpf aufgewühlt wurde! Darum sei uns unser Verf. geehrt, der von Personen und Sachen uns erzählt, die nur dem Geschichtsforscher bekannt sind, deren Neuheit uns die Alltäglichkeit des eigentlichen Romans vergessen macht. Eine Schwester opfert sich für das Wohl der andern und heirathet den bestimmten Bräutigam Jener, obgleich sie bereits Neigung für einen unbekannten Jüngling fühlt. Der tyrannische Mann ist um so eifersüchtiger auf den heimlich Geliebten, weil er der von ihm Befehdete König von Navarra ist, auf dessen Thron er selbst Ansprüche macht. Die Verleumdungen und Aufhetzungen eines tückischen Dieners steigern den Zorn des ehrgeizigen Mannes, dem sein Wille für Ausspruch des Gesetzes gilt, bis zum Mord des Königs und der unschuldigen Corisande, womit die Geschichte schließt, die an anmuthigen Schilderungen von Gegenden, Volksfesten und Gebräuchen reich ist.

4. Drei Erzählungen nach Jeannette Lozaouis. Aus dem Französischen übersetzt von Friedrich Pitt. Dresden, Arnold. 1836. 8. 18 Gr.

Eine tugendhafte Soubrette läßt ihre Frau nicht von den strengsten Geboten der Pflicht abgleiten; dafür wird Jener der Besitz des gebesserten Geliebten, und dieser die Anerkennung des gebesserten Gemahls, die Leser bekommen einige sittliche Gemeinplätze zum Lohn und einen Prospect von Dresden, in einem die Gegenstände verändernden Hohlspiegel gesehen, der bei der Französin nicht befremdet, wol aber bei dem deutschen Übersetzer. Nach der ersten und längsten Erzählung bekommt in einer zweiten der urdeutschen Jungfrau Thusnelda die Liebe zu dem römischen Jüngling und Proconsul Catulus schlecht, aus reiner Vaterlandsliebe erdolcht sie sich nach einer schönen Tirade. „Der Sänger des Conservatoriums" stirbt aus Freude an einem gesprengten Herzen, der Verlassene, Verstoßene, in den Armen seiner reuigen Mutter und den einer schönen jungen Gräfin, die er viel zu erhaben über sich wähnte, als daß er Erwiderung seiner Gefühle hoffen durfte.

5. Almaria. Roman von Julius Graf von Rességuier. Deutsch bearbeitet von Bernd von Guseck. Dresden, Arnold. 1836. 8. 1 Thlr.

Eine junge Spanerin, welche die Braut des Himmels werden wollte, wird aus Familienrücksichten die eines Vetters. Bei einer Wanderung zu einem Eremiten leidet sie Schiffbruch, wird von Seeräubern aufgegriffen und die Gemahlin des Dey von Tunis. Den Vetter, den sie erst nach der Trennung von ihm lieben lernte, ist Malteser geworden, er geleitet die Dame, die Witwe wurde, nach Spanien, aber um nicht von Neuem ihr Gelübde zu brechen, will sie nicht die Seine werden, sie geht in ein Kloster und der Entsagende erzieht ihren Sohn, der hinwieder auf die tunesischen Herrlichkeiten verzichtet. Es ist viel Bewegung, Abwechslung und Schaubares in dem Roman, der sicherlich sein Publicum finden wird.

6. Der moderne Rübezahl. Ein Cyclus von Reisenovellen. Aus den Papieren eines Dichters herausgegeben von Julius Krebs. Zwei Bändchen. Breslau, Friedländer. 1837. Kl. 8. 2 Thlr.

Etwas Erzählung, Reisebeschreibung, meistens, wie z. B. die Ansicht vom Münster, recht klar, anschaulich und freier von selbstgefälligen Abspiegelungen, die in den Gesprächen über Umtriebe, Kirchenthum, Kunst, Dichtung, Theater u. s. w. zwischen den zierlichen und üppigen Geistesblüten durchbrechen und den Genuß daran verkümmern. Rübezahl, zum modernen Ruben von Zahlen, zum Revolutionnair geworden, hat seine gute Laune eingebüßt, er ist unwirsch und verdrießlich und läßt gar sehr empfinden, daß der moderne Anflug von Weltumstürzungslust ein erbärmlicher Ersatz für den köstlichen Humor ist, der ehedem die bestimmte Eigenschaft des Gnomen der Sudeten war. Seine Ironie trifft seltener, als es auf Luststreiche ins Blaue hinein, auf leidigen Dampf und Knall ausläuft.

7. Bernhard Lamotte. Historisch-romantisches Gemälde aus den Zeiten der ersten französischen Revolution, von Franz Huber. Zwei Theile. Gotha, Naumann. 1836. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Das Historische besteht in der Einnahme der Bastille, wobei Lamotte als Haupträdelsführer angenommen ist. Neid gegen die Bevorrechteten treibt ihn, mit so manchen Andern dazu, sich gegen den Misbrauch, aber auch gegen den Gebrauch aufzulehnen; er schwingt sich für eine Weile zum Götzen des Pöbels empor, um ebenso tief von demselben Pöbel, der ihn erhob, gestürzt zu werden. Die Scenen, die dies verhandeln, gehören zu den besten im Buche, sie sind wahr, ohne Übertreibung und doch lebendig. Lamotte wird Wegelagerer, Räuberhauptmann, der Gatte der Tochter seines frühern Principals, die ihm halb gezwungen, halb freiwillig folgt, ihm entflieht und in Gefahr kommt, mit ihrem Kinde zu verschmachten. Sie kommt zu wackern Leuten, zu ihrem Vater, und da der erste Mann zur rechten Zeit den Tod findet, zu einem bessern zweiten, mit dem sie und die ganze Familie nach Amerika übersiedelt, womit die Geschichte sich endigt, die als Roman spannt und anzieht, wenn sie auch das Historische sehr obenhin abfertigt.

Die Steppengegenden in Rußland.

Wir finden in dem ausführlichern Bericht eines ausgezeichneten Statistikers, der in neuester Zeit die verschiedenen Districte des ungeheuern russischen Reichs in geologischer, klimatischer und staatswirthschaftlicher Beziehung einer genauen Beobachtung unterwarf, nachstehende Mittheilungen über die Steppengegenden Rußlands, welche die Aufmerksamkeit der Männer vom Fach im hohen Grade verdienen. „Die Steppennatur des Bodens", heißt es hier, „ist Osteuropa und Mittelasien eigenthümlich und unterscheidet sich gänzlich von den amerikanischen Savannen, oder weiten Grasebenen, darin, daß diese letztern zur Zeit der tropischen Regen an vielen Stellen ganz unter Wasser stehen. Die wesentlichen Ursachen des Holzmangels in den Steppen sind folgende: 1) in vielen Gegenden die Härte und Dichtheit des Erdreichs, welche dem Wachsthum der Bäume durchaus hinderlich ist, weshalb man hier auch keine Anpflanzungen machen kann, wenn nicht die Erde sehr tief aufgeackert wird; 2) die Dammerde, welche da, wo sie sich findet, dem Gedeihen der Bäume nicht sehr günstig ist; 3) die Natur des östlichen und die vorherrschende Dürre des südlichen Klimas, welche bei der allgemeinen Erhabenheit der Steppengegenden wol die Hauptursache des kümmerlichen Wachsthums, z. B. der Aepfel sind, die hier auf niedrigen, nur wenig über das hohe Gras hervorragenden Sträuchern wachsen; 4) die Salzhaltigkeit vieler Gegenden, welche nicht allein dem Wachsthum der Bäume und Kräuter, sondern auch dem Ackerbau hinderlich ist. Zufällige Ursachen bestehen in der Ausrottung früher dagestandener Wälder, von deren Dasein die zuverlässigsten Spuren aufgefunden worden sind. Eine solche Verheerung rührt vornehmlich her von der Lebensweise der Nomadenvölker, von Steppenbränden, von Vernichtung der jungen Bäume durch das Vieh u. s. w. Alles dieses hatte früher einen um so größern Einfluß, da seit den allerältesten Zeiten viele, schon längst erloschene Völkerschaften in diesen Steppen sich aufhielten und von hier aus ihre verheerenden Streifzüge wider die ackerbautreibenden Nationen unternahmen. Wälder, die einmal ganz ausgerottet wurden, erneuern sich wol nie wieder von selbst; ihre gänzliche Abwesenheit vermehrt aber nicht nur die natürliche Dürre des Bodens, sondern verstattet auch den Winden und der Kälte eine größere Gewalt. Auf diese Weise wurde das Klima in den Steppen noch unwirthlicher und ungünstiger. Die Steppen in ihrem ganzen Umfange können eingetheilt werden: in grasige, haidenartige (mit Reihergras bewachsene), salzige, sandige und steinige (nicht zu erwähnen der schilfigen Niederungen). Sie haben einen sehr merklichen Einfluß auf die Bevölkerung und den Ackerbau im Allgemeinen. Wenn sie auf der einen Seite die Viehzucht befördern, wodurch grade die Nomadenvölker für Rußland so nützlich werden, so hindern sie andererseits einen regelmäßigen Anbau durch den Mangel an Wald, durch die vielen, zum Ackerbau nicht geeigneten Stellen, durch ihr unfreundliches Klima, durch die Schwierigkeit, die Felder vor den Heerden der umherstreifenden Stämme zu schützen, und durch ihre Wasserarmuth, die eins der wesentlichsten Hemmnisse der verhältnißmäßigen Bevölkerung ausmacht. Übrigens ersetzen die unfruchtbaren Steppen zum Theil ihre Nutzlosigkeit durch Salzseen, wahrscheinlich Nachbleibsel des Meeres, welches einst diese Gegenden überflutete. Einige derselben können auch von Steinsalzschichten herrühren, welche unter ihnen verborgen liegen, oder von breiten Lagern salziger Thonerde, die ihren Abfluß in die Salzseen haben. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß mittels beharrlicher Anwendung der besten Methoden des Feldbaus viele salzhaltige Gegenden dem Gedeihen der ihnen angemessenen ländlichen Erzeugnisse förderlich werden können, an andern Orten aber kann die Bewässerung der Steppen großen Nutzen bringen, besonders wenn artesische Brunnen und künstliche Süßwasserleitungen gelingen. Der Hauptvorzug der Steppen besteht übrigens in der dadurch verstatteten Möglichkeit, große Schafheerden von veredelter Race zu halten. Wenn man den geringen Preis der Ländereien in Rußland, den großen Umfang der zu Schafweiden geeigneten Steppen, die Wohlfeilheit des Getreides und der Arbeit in Betrachtung zieht, so kann man wol mit Grund annehmen, daß Rußland einst einen großen Theil von Europa mit Wolle versorgen wird, mit Ausnahme etwa der allerfeinsten Sorten, deren Erzeugung passender in solchen Gegenden betrieben wird, wo sich die Schafzucht mit einem veredelten Ackerbau vereinigt; aber auch in dieser Hinsicht ist in den Ostseeprovinzen und in einigen andern Districten des russischen Reichs schon ein beachtenswerther Anfang gemacht worden. 80.

Bibliographie.

Algier von 1830 bis 1837, oder Geschichte der französischen Besitzungen in Nordafrika seit der Eroberung von Algier durch die Franzosen bis auf die neueste Zeit, nebst einer geographisch-historischen Einleitung über die frühern Verhältnisse dieses Landes. Ein Beitrag zur neuesten Zeitgeschichte. Gr. 8. Wien, Gerold. 16 Gr.

Blessington, Die beiden Freunde. Aus dem Englischen der Gräfin Blessington übertragen von H. Franz. 2 Bändchen. 8. Zeitz, Schieferdecker. 2 Thlr. 8 Gr.

Briefe über die Geschichten Besessener neuerer Zeit von Dr. Justinus Kerner. Nebst einem Anhang über die neuesten Schriften desselben betitelt: „Einige Erscheinungen aus dem Nachtgebiet der Natur" und „Nachrichten von dem Vorkommen des Besessenseins." 12. Heidelberg, Groos. 16 Gr.

Chézy, W. v., Die Martinsvögel. Bilder aus dem vierzehnten Jahrhundert mit Arabesken aus unserer Zeit. 8. Carlsruhe, Creuzbauer. 1 Thlr. 12 Gr.

Christen, F. E., Diana. Wahrheit und Dichtung. 2 Theile. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 2 Thlr. 12 Gr.

Hagenborff, H., Die Mähr vom hörnen Siegfried. Balladenkranz nach dem Volksbuche. Nebst einem Anhange. 8. Zeitz, Schieferdecker. 16 Gr.

Hanke, H., Der Brief. Minna. Der Barmherzige. Drei Erzählungen. Gr. 12. Liegnitz, Kuhlmey. 1 Thlr. 20 Gr.

Eine Heirath in der großen Welt. (A Marriage in high Life.) Von der Verfasserin von Trevelyan etc. Aus dem Englischen übersetzt von Carl M. Böhm. 2 Theile. Gr. 12. Wien, Gerold. 1 Thlr. 8 Gr.

Hoffbauer, J. H., Das Weltgebäude. 8. Lemgo, Meyer. 8 Gr.

Memoiren aus Algier oder Tagebuch eines deutschen Studenten in französischen Diensten. Von Herman H. Gr. 8. Bern, Fischer u. Comp. 1 Thlr.

Müller, W., Liederbuch für die Veteranen der großen Napoleonsarmee von 1803 bis 1814. Noch nicht im Druck erschienene Gesänge, mit Angabe ihrer Singweisen. Gr. 8. Mainz, Wirth. 1 Thlr. 8 Gr.

Oettinger, E. M., Panaché. Dreifarbige Novellettes. 2 Bände. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 2 Thlr. 16 Gr.

Agnese Schebest in Karlsruhe. Eine Kunst-Abhandlung. 12. Karlsruhe, Creuzbauer. 8 Gr.

Souvestre, E., Reich und Arm. Roman. Nach dem Französischen von Julius Schoppe. In 2 Theilen. 8. Altona, Hammerich. 2 Thlr. 8 Gr.

Biographisches Taschenbuch deutscher Bühnen-Künstler und Künstlerinnen. Herausgegeben von L. v. Alvensleben. 2ter Jahrg. 1837. Mit 5 Portraits. 16. Leipzig, Magazin f. Ind. u. Lit. 1 Thlr. 8 Gr.

Teschendorff, G., Wanderung und Heimkehr. Eine Dichtung. 8. Stettin, Nicolai. 12 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 164. — 13. Juni 1837.

Östreich im Jahre 1835 und die Zeichen der Zeit in Deutschland. Von A. J. Groß-Hoffinger. Stuttgart, Rieger. 1836. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Die Prätensionen eines Menschen geben bekanntlich in der Regel einen zuverlässigen Maßstab seines Verstandes ab; die Art, wie er dieselben geltend macht, einen ebenso untrüglichen Maßstab seines Charakters und seiner Bildung. Schon aus diesem Grunde kann das Urtheil über Hrn. Groß-Hoffinger keinen Augenblick schwanken oder gar irren. Seine Persönlichkeit drängt sich stets höchst ungebührlich Allem vor, was er zu behandeln unternimmt, ja Dinge wie Personen scheinen ganz eigentlich blos da, um von ihm behandelt zu werden. Den Lesern wird seltsamerweise zugemuthet, zu wissen, wer dem Verf. übelwill, mit wem er sich bei frühern Anlässen herumgezankt hat, wessen man ihn Alles beschuldigt, welche unreine Beweggründe seine Gegner leiten, und sonst noch Kenntniß von Umständen zu haben, die außer ihm selbst, dem Betreffenden, wol Niemand hat, schwerlich auch Jemand zu haben begehrt.

Gleich am Eingange der vorliegenden Schrift möchte man wieder umkehren, wie an der Schwelle eines Hauses, in welchem die Furien des Hasses und der Zwietracht mit entfesselter Wuth toben: wüstes Geschrei schallt Einem entgegen, wilder Lärm und das Gellen rohen Geschimpfs auf Alle, die den Verf. nicht für den geistigen Flügelmann der Zeit halten, oder an der Untrüglichkeit seiner Aussprüche zweifeln, welcher selbst der Umstand nicht schaden soll, daß Hr. Groß-H. nicht selten einmal in den Himmel erhebt, wen er früher mit Fußtritten beehrte. Die Vorrede, deren Typen ganz dem Inhalte derselben entsprechen, hebt an: „Vorliegendes meine Antwort auf viele widersprechende Gerüchte und Anschuldigungen.“ Statt nun das zum Verständniß unumgänglich Nöthige über sich und seine Verhältnisse klar und einfach darzulegen, hüllt der ohnehin allenthalben fast nur von sich Redende Alles in einen undurchdringlichen Wortqualm und wirft mit nichtssagenden Gemeinplätzen und schwerzüngigen Schimpfreden herum. Wer soll wissen, wenn Er es nicht gradeheraus sagt, wer „Jene“ sind, „die ihn 1831 und später verriethen und sich 1835 zu seinen Richtern aufwarfen“, angenommen, aber durchaus nicht zugegeben, daß dies irgend wen auf dieser Erde interessiren könnte. Was heißt: „Der Philosophie, welche Haß und Undank lehrt, bin ich als öffentlicher Charakter entfremdet; ich finde sie fluchwürdig“? Folgende merkwürdige Stelle soll unstreitig verschiedenen Vorwürfen auf einmal begegnen:

> Nur Der ist treu, der sich selbst treu bleibt: die Dinge sind wandelbar, an ihnen kann man nicht festhalten; das Gefühl des Augenblicks gehört nicht zu unserm Wesen, nur der Gedanke ist auf Lebenszeit unser.
>
> Die Zeit verändert, d. h. sie bildet, der Mensch leidet, d. h. er lebt. Was ich hier und da als Resultate der Verzweiflung geschildert, kann nur ein Schurke zu meiner Religion machen.
>
> Was dem Äschylus erlaubt war, was Shakspeare einst nicht befleckte und Lorenz Sterne gestattet wurde, was Hogarth, Göthe, Tieck, Wieland und hundert Andere tadellos gethan u. s. w., ist, als Vorwurf gebraucht, nur ein Vorwand der Bosheit, eine Tücke gemeiner Gesinnung u. s. w. (S. VI fg.)

Was haben die Werke dieser, ihrer Größe wie zum Theil ihrem ganzen Wesen nach unendlich voneinander verschiedenen Männer, deren Namen sich unter den Schimpfwörtern des Verf. wie Perlen und edles Gestein auf einem Kehrichthaufen ausnehmen, mit den literarischen Versündigungen des Hrn. Groß-H. gemein? Nach einem kauderwelschen Gewörtel über Kunst hält es der Verf. für Pflicht, „der unberufenen Kritik summarisch zu antworten“ (S. IX fg.), er theilt demnach die „Gegner“ in drei Classen, setzt in die erste „die Pasquillanten, welche in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ und einigen andern seinen Namen zu beflecken gesucht haben“, und „erklärt sie öffentlich für Niederträchtige“, vorzugsweise einen Mitarbeiter an d. Bl. Und warum? Weil dieser Kritiker, der in seinen Beurtheilungen der „Novellen“ und der „Memoiren eines ausgewanderten Östreichers“ (Nr. 247 u. 270 d. Bl. f. 1834) treulich Alles hervorhob, was in diesen Schriften nur einigermaßen anerkennenswerth war, als Mann von Geist, Sitte und Geschmack ein abfälliges, aber hinlänglich begründetes Urtheil über den widerlichen Roman: „Der König“ (Nr. 89 f. 1835) fällte. Magnum crimen et dignum istis tragoediis! Durch die Äußerung (S. X): „Dem Beleidigten bleibt gegen solche Banditenstreiche kein anderes Mittel, als den Verleumder moralisch zu ächten, indem man die Verantwortung dieses Actes willkürlicher Repressalie vor dem Richterstuhl der Ehre übernimmt“, richtet der Verf. sich selbst und erweckt den Verdacht, daß er keinen Begriff von Ehre habe, da er deren Richterstuhl an einer Stelle glaubt, wo denselben außer ihm gewiß Niemand sucht. In die zweite Classe

werden „Denuncianten" gereiht, die den Verf. „des Jakobinismus und Illuminatismus beschuldigten"; in die dritte „die Ignoranten und Beschränkten", die in Gersdorf's „Repertorium" Anstand nahmen, ihn als Universalgenie, als literarischen Papst anzuerkennen. Das über Gersdorf (S. XII) erhobene Gelach schlägt ins Gegentheil um und wird ein Kindergeflenn unter Bockstößen. Wie gewöhnlich nach solchen Wuthausbrüchen und gewaltsamen Ausprustungen tritt nun Erschlaffung ein, es wird (S. XIII fg.) genau ad modum des bekannten Wischiwaschi: „Des Lebens Unverstand" u. s. w., gemeinplätzert, dann reicht der Verf. als Unabhängiger Allen jeden Standes und Glaubens, auch den Götzendienern, den Royalisten und Tricoloristen die Hände, „wenn er sie auf den Hallen des Jahrhunderts versammelt findet". Nachdem er (S. XVI) noch einigen Umsatz in „gedankenlosen Thoren" und mit „Albernheiten und Lügen" gemacht und die spottwohlfeile, ihm aber sicher trostreiche Versicherung von sich gegeben hat: „Die schönste Genugthuung war es mir stets, in den Reihen meiner unversöhnlichen Gegner nur die Schlechtesten und Dümmsten ihrer Zeit zu sehen", zieht sich der Held nach seinem „Altar — dem Bewußtsein" zurück!

„Mit Siebenmeilenstiefeln", wie unter der Aufschrift: „Karlsbad", gesagt wird, reiste der Verf. „und zählte wol zehn Stationen des Tages, wie sonst in einer Stunde zehn Genüsse, aus dem Frühling Würtembergs und Badens in den Winter des Thüringerwaldes". Kein Unfall begegnet ihm jedoch auf den so gräßlich beschriebenen Straßen der letztern Gegend, wol aber auf der ganz ebenen Chaussee von Schmalkalden nach Meiningen, denn hier lenkt der schlafende Postillon die Pferde über einen steilen Hügel hinab auf ein Saatfeld, wo der Verf. (eine Dame und ein zweijähriges Kind waren bei ihm) „erst nach dreimaliger Version (!) und völliger Zertrümmerung des Wagens anlangte" (S. 5). Ein Wunder, wie er selbst zugibt, rettete ihn. Darum wol widerfuhr ihm auch die Ehre, daß, als er sich Karlsbad näherte, zwei Trompeten vom Thurme erklangen, statt daß ihm blos ein kurzer Tusch gebührt hätte (S. 7 fg.); denn anzunehmen, daß die Leute auf dem Thurme schon aus der Ferne den „öffentlichen Charakter" gerochen haben, ist doch zu prosaisch-policeilich. Allbekanntes über Karlsbad. Als Füllsel der Seiten wird unter Anderm verwendet: Gerede über die „Médisance der Norddeutschen" (S. 10 fg.), auf welche der Verf., in seiner Redweise zu bleiben, eine specielle Malice hat; ferner (S. 22 fg.) ein Lob der Bagatelle und Empfehlung französischer Sitten, worauf es von den Deutschen heißt, sie seien

heillose Wüstlinge, Verschwender, ungenügsame Thoren, die im gemeinsten Leben Hochgenüsse wollen und das gegebene Maß der Genußfähigkeit in steter Wiederholung des Hochästhetischen (!), Hochwonnigen, Hochinteressanten vergeuden u. s. w.

Der Verf. läßt sich dem Obersthburggrafen von Chotek vorstellen und kann, im Lob wie im Tadel gleich maßlos, nicht genug (S. 24 fg.) die längst anerkannte vielseitige Wirksamkeit dieses einflußreichen und unermüdet thätigen böhmischen Großen rühmen, der, wie Seite 27 zu lesen,

in einem Augenblicke meine ganze Lage übersehen und weder mich noch meine Angelegenheiten vergessen hatte, von dem ich vielmehr wiederholt Beweise seiner allseits thätigen Aufmerksamkeit und Güte erhielt.

In Prag macht Hr. Groß-H. Palacky's Bekanntschaft und schmäht, um das patriotische Streben des trefflichen Mannes und anderer edeln Böhmen recht hervorzuheben, auf den Patriotismus „im deutschen Auslande" (S. 36 fg.). Nichtsdestoweniger empfiehlt der sich eben erst wieder in Herabwürdigung des Deutschen gefallende Kosmopolit den Böhmen (S. 43 fg.),

das deutsche Element, dem sie Alles danken, nicht zu verdrängen und in dem Streben nach Wiederherstellung ihrer Nationalität nicht zu weit zu gehen. Die wahre, der Ewigkeit würdige Nationalität besteht nicht in dem Besitz einer selbständigen Sprache, das Wort hat nur in seinem Sinne, nicht im Klange, Bedeutung.

Diese Worte haben aber gar keinen Sinn und zeugen höchstens blos von einem ungeheuern Leichtsinn. Wer sich zu solchen Ansichten vom Volksthümlichen und von dem edelsten Kleinod eines Volks, der Sprache, bekennt, dem wollen wir auch Äußerungen wie: „Je mehr die Civilisation zunimmt, je (desto) mehr Sprachen müssen von der Erde verschwinden. Was verliert die Menschheit an einer Sprache, was verlieren die Böhmen selbst an ihrer Sprache?" und ähnliche (S. 44 fg.) zugute halten und ihm seinen abgestandenen Kosmopolitismus gönnen.

Unter „Wien" heißt es:

Im Lande meiner Sehnsucht angelangt, in der herrlichen Vaterstadt, fand ich mich selber wieder. Als ein Selbstkenner erwartete ich den heftigen Ausbruch irgend eines schönen Gefühls; aber es kam anders (S. 49).

Auf den lothringischen Stamm des östreichischen Kaiserhauses übergehend, unter Anführen, wie Ferdinand I. den Thron in friedlicher Zeit bestieg, wird gesagt:

Seine Hauptstadt und sein Land macht auf den Fremden den Eindruck einer frühlingswarmen heitern Gegend, nachdem man lange in nebelig-frostigen Ländern, im Schneesturm und versinsternden Gestöber umhergepilgert, ohne Schutz und Obdach für das frierende Gemüthsleben (S. 51).

Dann spricht der Verf. von Bekannten und Solchen, „die ihn als Schriftsteller liebten und achteten", aber von Person nicht, und umgekehrt.

Niemals fand ich ein richtiges Urtheil. Das, was ich wollte, hatten Wenige begriffen. Alles bestätigte meine Erfahrung, daß ein öffentlicher Charakter von allen Seiten verkannt wird. Darum ist nur die Nachwelt, und selbst diese nicht immer gerecht (S. 53).

Also eigentlich Niemand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Doctrinaires.

Le gouvernement doit être guidé par l'intelligence et les intérêts de la nation. *Guizot.*

An und für sich ist das Wort: Doctrin, weder ein Fluch noch Segen bezeichnendes, sondern ein ganz unschuldiges Wort. Die politischen Factionen und gewisse Autorität usurpirende Organe der einseitigen Presse haben darüber viel in den Wind gesprochen, um den Schnitt ihres Liberalismus in Mode zu bringen. Dabei hat es endlich sein Bewenden gehabt, denn alle Welt weiß jetzt, daß der Liberalismus der englischen und französischen und jeder organisirten Opposition im Grunde nur ein Mittel schnöden Egoismus ist, daß er mit der spirituellen und

materiellen Verbesserung der Gesellschaft nichts gemein hat wie den Namen.

Der ganze Streit, die große Frage des Tages dreht sich um das Axiom, ob man Denen folgen soll, die Geld, oder Denen, die Titel und Ahnen, oder Denen, die Verstand und Geist haben. Die englischen Tories und die französischen Legitimisten haben den Adel, die Whigs und Constitutionnellen des Juli das Geld, Aristokratie des Census, und die kleine Zahl der Doctrinaires, das ist der Schriftsteller, Dichter, Diplomaten und gebildeten Staatsmänner, das Talent. Ich denke, hier kann also nicht bei Vernünftigen bestritten werden, was des Kaisers ist, und zwar um so weniger, da bis diesen Tag das Talent nicht radical-demokratisch, sondern weit eher, weil logischer radical-monarchisch war.

Das Doctrinairsystem ist das einzige realisirbare im heutigen Europa, worin durchaus die unnatürlichen Privilegien ihre Basis verloren haben, und worin auch das Geld nur insofern Macht und Ansehen genießt, als es sich associirt mit dem Genius, der denkt und schafft. Todte Capitalien sind stinkenden Sümpfen vergleichbar, worin die Frösche quaken und Kröten dumm und stumm ihre Wampe mästen.

Was wollen aber die Doctrinaires, diese über den ganzen Erdkreis verbreiteten politischen Philosophen der Zeit, die sich Menschen der Praxis und Intelligenz nennen? Wollen sie umwerfen, was besteht, um zu bauen wie die Revolutionnaire, wollen sie die Aristokratie jeder Gattung ausrotten, einen Royalismus voll Idealität und Phantasie begründen? O nicht doch! Die Doctrinaires sind die Männer, die verbessern und helfen, ohne zu zerstören; es ist ihnen lieb, daß die Menschheit nicht disponirt ist zu Anarchie und Pöbelherrschaft, welche alle Pole und Höhen ausschließen, Alles gleich warm oder kalt, Alles gleich arm oder reich, Alles gleich dumm oder gescheit machen, und es liegt ihnen platterdings ob, die Nuancen alle der Gesellschaft, welche durch Unwissenheit, Anmaßung, Krieg und Fanatismus aus ihren Fugen kamen, in Harmonie zu bringen, einen Staatskörper verschiedener Elemente nach dem Urbild des Weltkörpers zu bilden.

Ein intelligenter Mensch betrachtet Das, was geschehen ist, als ein unumstößliches Factum, selbst wenn er es beklagt, selbst wenn er ganz andere Wege zum Ziele entdeckt als die sind, welche die Geschichte einschlug. Darum unterscheiden sich die Doctrinaires von den Gesetzgebern des göttlichen Rechts, wie sich überhaupt Wirklichkeit von Traum unterscheidet, und sie erkennen die Revolutionen und Reformen an, welche die Menschheit bewegten, und sie arbeiten blos dahin, dieselbe Menschheit zukünftig vor dem Übel der Umwälzungen zu bewahren, um durch neue gelinde und der Aufklärung würdige Mittel zur Verbesserung zu gelangen.

Die Doctrinaires sind für eine repräsentative Verfassung, weil dieselbe die Monarchie, die bis dahin als usurpatorische Gewalt erschien, durch einen Vertrag zwischen Dynastie und Volk sanctionirt und folglich legitim befestigt; aber sie gleichen nicht den Mezzo-Royalisten in England und Frankreich, welche einen Schattenkönig an parlamentarischen Fäden leiten, die Krone ohne Sprache, ohne Seele lassen, sprechend: „The king can not do wrong". Sie sehen ein, daß das System der Majoritäten, wonach das beste Gesetz, die beste Politik zu Grunde gehen kann, weil eine Stimme fehlt — ein Umstand, der das Princip zum tyrannischen macht —, ein schlechtes System ist, ein System abhold aller spirituellen Gewalt, und deswegen wollen sie, gestützt auf zehn andere Mitursachen, die Motivirung der jetzt waltenden Staatstheorie, ein neues Socialsystem.

Wenn diese Tendenz und das Streben der Doctrin revolutionnair ist, so wird mir wenigstens weder ein Fürst noch ein Volk entgegnen, daß diese Revolution zu fürchten sei. Im Gegentheil, alle Welt erkennt sie als die einzig wahre und plausible; denn sie füllt die Kluft aus zwischen Thron und Unterthanen und macht Bürger und Söhne des Landes aus diesen, Väter und Beschützer, Wohlthäter aus jenen.

Noch haben die Doctrinaires keinen Codex ihrer Grundsätze und Lehren herausgegeben, vielmehr gleichen sie den schönen Geistern aller Zeit, die einzeln divergiren in Sprache und Darstellung und nur in der Hauptsache übereinstimmen. Die Hauptsache ist Ordnung, Weltfriede, Prosperität aller Classen und Individuen.

Fragt ihr die Götzendiener des göttlichen Rechts, welche aus Ehrgeiz und Eigennutz der Könige schädlichste Priester sind, was sie wollen, so antworten sie, vielleicht metaphorisch: daß ihr uns dient und euch nicht untersteht, Verstand und Witz und Geld zu haben, außer *für uns*; ebenso die Götzendiener des menschlichen Rechts, dessen pontifex maximus Robespierre und vor ihm Rousseau war. Unter dem Vorwand, alles Volk gleich und frei und zu Göttern zu machen, huldigen sie der allerfatalsten Gewaltherrschaft der Massen, die sie haranguiren und auf eine schmähliche Satrapenweise zu ihrem Abgotte machen. Wer es nicht einsieht, daß diese ultragouvernementalen Methoden bestimmt sind, unterzugehen, um einer Regierung voll Mäßigkeit und gesunden Geistes, mit einem Worte einer Regierung der Aristokratie des Talentes Platz zu machen, der gehe hin und nehme Elementarunterricht, denn er kann weder lesen noch schreiben.

Ich spreche nicht zu dem Haufen Creaturen, der gar keine Intelligenz und Fassungskraft hat, dem die Natur der Güter höchstes, ein offenes Gehirn, versagte. Die denkenden Menschen aber waren stets und alle für eine Gesellschaft der Intelligenz und Interessen, und es fehlte ihnen bisher blos das gemeinsame Band und das bei den besitzenden, machthabenden Ständen intervenirende Organ. Ganz Europa wird doctrinair werden, sobald England arm, Frankreich unterrichtet und Deutschland unpedantisch und gedankenfrei geworden. Die Doctrin ist nichts weniger als französisch, sie ist durchaus deutsch, sie wurde mit Martin Luther geboren, und dieser schöpfte sie aus dem Christenthum.

Vor fünf Jahren las ich in den Zeitungen: die Doctrinaires seien royalistische Vampyre, welche die Freiheit umbrächten, um die Leber und das Herz derselben zu essen, ich bekam darob einen fürchterlichen Abscheu vor den Leuten, ohne sie zu kennen, insbesondere vor Guizot, von dem mir gleichwol bekannt war, daß er ein gelehrter und liberaler Mann, ein Schriftsteller, ein Historiker, ein Professor sei, der über die englische Revolution geschrieben. Nach und nach ist mir über die Sache ein Licht aufgegangen, und ich habe alle die Heroen der Revolution, die leeren Kürbisse, Kerzenzieher und Gesetz- und Wortfabrikanten kennen gelernt; eine Erkenntniß, die mir den Effect eines Gewichtes machte, welches man aus der einen Schale der Wage in die andere legt. Die Doctrinaires haben mit ihrem Geiste gesiegt und die Revolutionnaires pur sang dagegen sich als Charlatane ausgewiesen, die die öffentliche Meinung täuschten und mit schlechten Pillen der ganzen Welt Kolik verursachten.

In diesem Augenblicke ist das Wort Doctrinair ein Gattungsname geworden, der alle vortrefflichern und friedlichern geistig und administrativ schaffenden Männer in Europa bezeichnet. Wer mehr will, als sich vernünftigerweise vollbringen läßt, oder nützlich und gut ist, der ist ein Demagoge par obstination und folglich ein Narr. 18.

Die ältesten Logiken in deutscher Sprache.

Als die ältesten Bearbeitungen der Logik, welche den Versuch machten, den ganzen Apparat griechischer und lateinischer, durch die lateinischen Übersetzungen des Aristoteles auf die Scholastik vererbten Kunstworte durch deutsche Benennungen zu ersetzen, konnten bisjetzt die beiden von Fuchsperger und Bütner, beide aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhundert stammend, nachgewiesen werden. Da beide Bücher außer ihrem Purismus keinen besondern wissenschaftlichen Werth haben, dabei aber nicht nur sehr selten, sondern auch ziemlich unbekannt sind,

so theilen wir hier ein paar Bemerkungen über sie mit. Der Titel der Fuchsperger'schen Logik heißt: „Ein gründlicher klarer Anfang der natürlichen und rechten Kunst der waaren Dialectica, durch Ortolphen Fuchspergern von Ditmoning, Kaiserlicher rechten Licentiaten aus dem Latein ins Teutsch transferirt und zusammengefasset, so allen denen, die mit gschrifftlichen Künsten umgehend, nicht weniger Nutz dann not ist zu wüssen. Zürych. 1556" (bei Andr. und Jak. Geßner). Auf dem Titel steht als Avis au lecteur noch folgender naiver Vers:

So vil der alten Bücher all
Der jungen auch in mancher Zall
Beschrevben sind Dialecticam
So daher allein lateinisch kam
Des allen ich verständig leg
In Teutscher Sprach ein kurtzen Weg
Dadurch der Käuffer bald und gschwind
Zu seiner not Kunst und Leere sind
Zu reden und zu schreiben recht
So ja natürlich anhieng schlecht
Derhalben er eln kleines Geld
Nit sparen wöll, glaub er, nit felt.

Die zweite rein deutsche Logik ist 20 Jahre jünger und heißt: „Dialectica deutsch. — Durch M. Wolfgang Bütner, Pfarr-Herr zu Wolfferstedt im Ampt Alstedt. Leipzig bei Berwalds Erben 1576." Der ehrliche Verfasser sagt im §. 34: „er wolle durch diese Schrift dem deutschen Mann hiermit zu vielem Verstande und Weißheit Thür und Fenster öffnen", und an einer andern Stelle: „Du spürest, ehrsamer Leser, und vernimmst, daß ich mich lateinischer Worte und Reden enthalte, so viel mir müglich und ich umschweiffen kan, und doch mit verständlichem und mit reinem Deutschen alles, was da sonst zu deutschen schwer und mühsam, meines Erachtens, also vorbringe, daß dich kein Lateinisch Wörtlein in unserer Deutschen Dialectica solle aufhalten oder zu studiren und mit tapfern Nachsinnen zu lesen verdrossen machen." Um wie viel höher hinauf man aber die ersten Versuche einer reindeutschen Logik zu setzen habe, zeigt jetzt die durch Graff aus einer Handschrift der Stiftsbibliothek zu St.-Gallen bekannt gemachte althochdeutsche Übersetzung der Aristotelischen Bücher „κατηγοριαι" und „περι ἑρμηνειας" (S. die Abhandl. d. berl. Akad. v. J. 1836, aus welchen diese Übersetzung, besonders abgedruckt, auch allein zu haben ist.) Der Übersetzer ist derselbe Notker, mit dem Beinamen Labeo, von welchem auch die erste deutsche Psalmenübersetzung herrührt; er starb zu St.-Gallen 1022. Die Puristen können also nunmehr ihren Stammbaum kühn bis zu Anfang des 11. Jahrhunderts hinaufführen. Nicht uninteressant ist es dabei, zu vergleichen, mit welchem Glücke und Geschicke Notker, Fuchsperger und Bütner die lateinische Terminologie ins Deutsche umgeprägt haben. Wir legen unsern Lesern einige Proben vor, aus welchen hervorgeht, daß Notker auf dem besten Wege war, während 6 Jahrhunderte später die deutsche Sprache einen großen Theil ihrer Geschmeidigkeit verloren hatte. Habitus gibt Notker durch anahabid, haba; Fuchsperger gezwungen durch: „habituirte Geschwindigkeit", während sich Bütner mühselig zwischen Ausdrücken herumdreht, wie: „meisterlicher Zeug, meisterliche Gescheidenheit, gescheidene Geschicklichkeit". Substantia nennt N. daz ter ist, wist (das, was ist), accidens, daz ter mite ist, mitewist (Das, was mit ist), B. „Lobe- und Zierwort, oder blos Zierr"; definitio heißt bei N. bechenneda (woran man etwas erkennt), genus, daz kemeina, bei B. das Summarienbegriff- oder Einfaßwort, bei F. eerlich, anheerlich Wort; species, daz sunderiga, bei B. ein Bild, oder Glaß im Verstande, bei F. vätterlich Wort (?), im Gegensatz zu individuum, welches er, „kindlich, unfruchtbar, unpartheilig Wort" nennt, (N.: unspaltig); affirmatio, festenunga, bei F. Ja-Red; differentia, skidunga, bei B. Scheidewort, bei F. unterschiedlich Wort; besonders bezeichnend sind bei N. noch die Übersetzungen von causa in machunga; affectus in angahefteda, liberum arbitrium in selbwaltigi u. a. m. Sehr gezwungen und ungelenk dagegen bei B. „die hohen Wort-Register und Wortkammern", bei F. „gemeiner Wort Rottirung" für praedicamentum; bei F. „sophistischer Anzug von zweyffelhaften Worten" f. fallacia aequivocationis, „ganze Schutz-Rede" f. syllogismus, „kurtze Schutz-Rede" f. enthymema, „Leiter-Red" f. sorites. Übrigens scheint es doch, daß Notker die lateinischen Worte nicht grade exterminiren gewollt habe; denn wenn er die entsprechenden deutschen Begriffe genannt hat, behält er in der Übersetzung und Erläuterung meistens die lateinischen bei. 144.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1837 von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. 160.)

*65. Leopardi (Giacomo, Graf), Gesänge. Nach der in Florenz 1831 erschienenen Ausgabe übersetzt von Karl Ludwig Kannegießer. 12. Auf feinem Druckpapier. Geh. 16 Gr.

*66. Löffler (Franz Adam), Über die Gesetzgebung der Presse. Ein Versuch zur Lösung ihrer Aufgabe auf wissenschaftlichem Wege. Erster Theil. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

*67. Manzoni (Alessandro), Die Verlobten. Eine mailänder Geschichte aus dem 17. Jahrhundert. Übersetzt von Eduard von Bülow. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. Mit einer Einleitung. Zwei Theile. Gr. 12. Auf gutem Druckpapier. Geh.

68. *Martens* (*Charles de*), Nouvelles causes célèbres du droit des gens. Deux volumes. Gr. 8. Auf feinem Druckpapier. Geh.

Eine Fortsetzung der im J. 1827 von Herrn Baron von Martens veranstalteten Sammlung der „Causes célèbres du droit des gens" (3 Bände, 4 Thlr. 12 Gr.), welche sich aber allein auf Rechtsfälle der neuern Zeit beschränken wird.

69. *Most* (*Georg Friedrich*), Encyklopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis mit Einschluss der Geburtshülfe, der Augenheilkunde und der Operativchirurgie. Im Verein mit mehren praktischen Ärzten und Wundärzten Deutschlands herausgegeben. Supplementband zur ersten Ausgabe. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh.

Dieser Supplementband wird die Bereicherungen enthalten, mit denen der Verfasser die zweite Ausgabe sorgfältig ausstattete.

70. *Most* (*Georg Friedrich*), Encyklopädie der Staatsarzneikunde. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh.

Das Nähere über dieses Werk wird in einem besondern Prospect später mitgetheilt werden.

*71. *Passavant* (*J. D.*), Giovanni und Rafael Santi's Leben und Werke. Zwei Bände. Mit einem Atlas. Gr. 8. Auf feinem Druckpapier. Cart.

Ich behalte mir vor, über dies für die Kunstgeschichte gewiß sehr bedeutende Werk, auf dessen Bearbeitung wie typographische und artistische Ausstattung die größte Sorgfalt verwandt wird, später noch besondere und ausführliche Mittheilungen zu machen

72. Posgaru, Vater und Sohn. Eine Novelle. Zwei Theile. 8. Auf feinem Velinpapier. Geh.

*73. Raumer (Karl von), Der Zug der Israeliten aus Ägypten nach Kanaan. Ein Versuch. Beilage zu des Verfassers „Palästina". Mit einer (sehr schön in Kupfer gestochenen) Karte. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. Geh. 12 Gr.

Des Verfassers „Palästina" (1835) kostet 1 Thlr. 12 Gr.

74. Schmid (Karl Ernst), Lehrbuch des gemeinen deutschen Staatsrechts. Zweite, umgearbeitete und vervollständigte Ausgabe. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 165. — 14. Juni 1837.

Östreich im Jahre 1835 und die Zeichen der Zeit in Deutschland. Von A. J. Groß-Hoffinger.

(Fortsetzung aus Nr. 161.)

Im Abschnitt: „Der Hof" (S. 61 fg.), erfahren wir, daß Hrn. Groß-H. beim Ableben Franz I. „so schöne Züge der Eintracht (für diese Eintracht wird er ordentlich trembleur, vgl. S. 63, 76, 85) von der kaiserlichen Familie bekannt geworden", daß er schon darum sein „Hauptaugenmerk auf diesen in der That einzigen Hof zu richten sich veranlaßt gesehen haben würde, hätte er auch nicht kurz vor dem Ende des gütigen Kaisers einen Beweis väterlicher Huld erfahren, der ihn gegen diese hohe Familie noch weit mehr als pflichtmäßige Verehrung einflößen mußte. Montbel hat diesem Hofe Gerechtigkeit widerfahren lassen u. s. w., ihn aber doch nicht in seiner ganzen sinnigen Eigenthümlichkeit aufzufassen vermocht. Dies vermöchte nur ein Deutscher." Wir irren gewiß nicht — unser Schriftsteller belegt den Platz; eine Annahme, die um so begründeter erscheint, da nicht einzusehen ist, was der Verf. bei dem Kaiser, der Kaiserin Witwe, den Erzherzögen, den Ministern und andern östreichischen Staats- und Geschäftsleuten anders wollte, als zu einer Schilderung des wiener Hofes — das Maß nehmen. Ihm ward „leider nicht das Glück, Se. Majestät persönlich zu sehen" (S. 65), da der Kaiser, durch Geschäfte und Unwohlsein verhindert, die gewöhnlichen Audienzen von seinem Oheim, Erzherzog Ludwig, abhalten ließ. Der Verf., der immer blos im Allgemeinen den Protestantismus, Preußen, die Norddeutschen, die constitutionnellen Staaten, überhaupt alles Nichtöstreichische schmäht und sonst noch Proben seines Heldenmuths ablegt, daß er im Gedränge Schriftstellern, besonders Journalisten Streiche versetzt, Juden anspeit und mit Knütteln unter „Deutschlands Jungenschaft", nach Jahn's Ausdruck, wirft, untersteht sich allerdings nicht, etwas Nachtheiliges über den jetzigen Beherrscher Östreichs zu sagen, er rühmt sogar dessen „Selbständigkeit und weise Mäßigung", kann aber doch nicht umhin zu bemerken:

Schon bei Lebzeiten des Kaisers Franz wurde von dem Thronerben im In- und Auslande viel und Widersprechendes erzählt u. s. w. (S. 63.)

Durch solche und ähnliche nichtssagende Äußerungen, denen man überall in der vorliegenden Schrift begegnet, wird den unbestimmt hingeworfenen, magern Skizzen von Personen höchst unbeholfen ein Relief zu geben versucht.

Nach Schönbrunn begibt sich der Verf. (S. 65 fg.), um der Kaiserin Witwe aufzuwarten. In dem Vorzimmer fällt ihm gar Mancherlei ein, er bringt, immer die Achse, um welche sich Alles dreht, sein unbedeutendes Ich mit in den Conflict der Weltereignisse und macht über das öffentliche und häusliche Unglück Franz I. ein entsetzliches Wortgemähre; dann verfällt er in einen Predigerton und sagt unter Anderm (S. 71):

Was wird, was muß aus einem Geschlechte werden, das nicht glaubt, nicht liebt, nicht denkt, nur haßt, streitet, phantasirt, in unseliger Verwirrung der Gedanken und Empfindungen!?

Solchen „Betrachtungen", wie er sie zu nennen beliebt, entzog ihn der Wink des Thürstehers, der ihm das Cabinet der Kaiserin öffnete, in das er „nicht ohne Zerstreuung und Verwirrung" schritt; ihm „traten die Kaiserin Mutter und die Gräfin Lazansky, in lange Trauergewänder gekleidet, mit dem leisen, tragischen Schritt (!) unwillkürlicher Feierlichkeit würdevoll entgegen". Auf solche coulissenreißerliche Weise wird nun ein Bild von dieser durch Tugend und ungeheuchelte Frömmigkeit ausgezeichneten Fürstin zu geben versucht (S. 72 fg.), jedoch, damit wieder der Schatten nicht fehle, bemerkt, daß dieselbe „trotz ihrer trefflichen Eigenschaften von Jenen, die sie nicht persönlich kennen, falsch beurtheilt werde" (S. 76). Von wem kann man das nicht auch sagen, und wie verhältnißmäßig Wenige wären demgemäß fähig, die Witwe Franz I. richtig zu beurtheilen! Ob die Erhabene wirklich das Leben ihres Gemahls in einer gewissen „neuern Schrift so trefflich und wahr geschildert" gefunden habe, wie ihr S. 74 in den Mund gelegt wird, ob ihre sonstigen, hier mitgetheilten Äußerungen getreu wiedergegeben sind, muß um so mehr auf sich beruhen, als der Erzähler selbst (S. 75 fg.) gesteht, er habe „verwirrt und tief ergriffen gestammelt", sogar von einer „unschicklichen Selbstvergessenheit", von einem „Übermaß huldigender Ehrfurcht" und von „halbem Hören" spricht.

Dem Erzherzog Ludwig wartet der Verf. in der kaiserlichen Burg auf (S. 78 fg.), dem Erzherzog Karl auf Weilburg bei Baden (S. 80 fg.). Um die Vorsicht des Ersteren, der Chef der östreichischen Artillerie ist, bei Annahme und Einführung neuer Erfindungen in diesem seinen Lieblingsfache zu zeigen, wird auf ein bloßes „soll"

hin eine von Congreve empfohlene Verbesserung der Geschütze, da die auf Befehl des Erzherzogs angestellten Versuche ungünstig ausfielen, als „nichtswürdige Erfindung" (S. 80) bezeichnet; ebenso ist, allem Sprachgebrauche zuwider (S. 12), von der „Nichtswürdigkeit der ärztlichen Kunst" die Rede. Der Erzherzog Johann entging dem ihm zugedachten Besuche durch seine Abreise nach Kalisch; das über die Privat- und sonstigen Verhältnisse dieses Fürsten (S. 82 fg.) Vorgebrachte ist allbekannt, und jede wiener Fratschelfrau würde es besser und schicklicher, weil einfacher, erzählen.

Unter der Aufschrift: „Fürst Metternich", berichtet Hr. Groß-H. zuerst: „als Knabe den Platz", an welchem das Palais des Fürsten liegt, „mit einer gewissen ehrerbietigen Scheu betreten zu haben". Seiner Bescheidenheit, die sich vielleicht schmeichelte, einst von dieser Stelle aus die östreichischen Angelegenheiten zu leiten, ward als Äquivalent mindestens das Glück, 1835 bei dem Fürsten Metternich in diesem Palais angeblich mit den Gesandten der Großmächte, mit Fürsten, Bischöfen, Gelehrten und Künstlern zu antichambriren oder, wie es S. 89 heißt, „auf den flüchtigen Augenblick, den ihnen der Zufall gönnt, zu warten". Das, gleichsam als Einleitung in diesen Abschnitt, über Östreichs Politik seit Kaunitz (S. 87 fg.) Vorgebrachte ist das Gerede eines Blinden von der Farbe und nur so eingeflickt, wie der gewaltsame Übergang davon (S. 89) verräth:

Es ist zu jeder Zeit äußerst schwer, bei dem Fürsten Zutritt zu erhalten, obgleich Metternich einer der zugänglichsten Staatsmänner ist.

Daselbst heißt es ferner:

Die Staatsgeschäfte häufen sich oft so, daß selbst die Staatsräthe wochenlang den Fürsten nicht sehen können.

Und

Man darf keine Secunde der Gelegenheit versäumen, denn der entflohene Moment kehrt oft in Monaten nicht wieder.

Trotz dieser möglichst dick aufgetragenen Schwierigkeiten, die eine Audienz fast zu einem Wunder machen, ward der Verf. „nach zweistündigem Harren vorgelassen und mit Wohlwollen empfangen" (S. 95). Er sagt:

Man liebt es in Deutschland, Metternich's Politik als verdeckt, den Fürsten als äußerst zurückhaltend zu charakterisiren; allein ich fand diese Zurückhaltung ebenso wenig in seiner Persönlichkeit als in seiner Politik.

Ja, der vielbeschäftigte „Fürst sprach sich mit Klarheit und rückhaltlos über den politischen Zustand Deutschlands und das gegenüber der Bewegungspartei befolgte System Östreichs aus" (S. 96 fg.). Den Verf. „hält allein die Besorgniß, eine Gedächtnißsünde zu begehen, ab, mehr von den unvergeßlichen Worten des großen Mannes niederzuschreiben" (S. 97). Das Mitgetheilte, das ohnehin wol beim Durchgange durch ein solches Medium alle Eigenthümlichkeit verlor, ist völlig ausreichend, denn der Fürst hat begreiflicherweise Hrn. Groß-H. so eigentlich — nichts gesagt. Wir rühmen die Großmuth, die etwas Allgemeines auf eine dem Standpunkte und dem Fassungsvermögen des Hörers angemessene Weise leicht hinwerfen mochte, um so weniger, als wir schon den Werth der Humanität nicht hoch genug anschlagen können, die sogar im Drange wichtiger Geschäfte die lästige Zudringlichkeit abzuweisen verbot. Unfähig, eine auch nur gewöhnliche Erscheinung in ihrer Eigenthümlichkeit zu erfassen, unternimmt der Verf. vollends ohne allen Beruf, die großartige des durch seine Persönlichkeit, seine Talente und seine Stellung gleich bedeutenden östreichischen Hof- und Staatskanzlers zu erklären. Dies geschieht wieder auf die mehrerwähnte plumpe Manier, in welcher er sich einmal festgerannt hat und die ihn höchst unklug also ausholen läßt (S. 98):

Ein elender, zweizüngiger Klätscher, dessen unsauberm Mund nur Pasquille und Lügen entströmen, hat sich für ihm widerfahrene Zurücksetzung dadurch zu rächen gesucht, daß er die großen Anlagen des Fürsten verdächtigte.

Da haben wir doch wenigstens einen Grund, wie verwerflich derselbe immerhin sei; welchen kann aber Hans Normann für seine Verunglimpfungen des Fürsten in „Östreich wie es ist" anführen? Mit Floskeln wie: „das Gefühl des Augenblicks gehört nicht zu unserm Wesen" (S. VII), oder „Irrthümer und Widersprüche wird die Zeit berichtigen" (S. XVI), soll doch Unverantwortliches nicht entschuldigt werden; Niemand hat ihm ja den saubern Mund aufgebrochen, um Personen zu schmähen, deren Wesen er nicht zu begreifen vermag, und über Dinge und Zustände abzusprechen, die er im glücklichsten Falle blos oberflächlich kennt. „Der komische Vorwurf der Gelehrten (?), daß der Fürst nicht das ganze Meer der Wissenschaft ausgeschöpft habe", ist wol nur aus der Luft gegriffen und soll theils dienen, den Hintergrund dunkler zu machen, theils eine halbe Seite zu füllen. Über das Äußere und das Benehmen des Fürsten wird das wunderlichste Zeug in ganz allgemeinen, misgebildeten Tiraden vorgebracht (S. 99 fg.), aus Noth offenbar auch die von Fain erzählte allbekannte Geschichte mit Napoleon's Hut wiederaufgewärmt (S. 101). Obgleich von des Verf. Vorliebe für das Sinnliche, das seine freien Schöpfungen so widerlich macht, auch seine übrigen Schriften zeugen, halten wir uns doch nicht gradezu anzunehmen berechtigt, diese Vorliebe habe ihn zu dem abgeschmackten Schwulst veranlaßt, womit er (S. 102) die Fürstin Metternich und zugleich ihren Gemahl zu verherrlichen meint. Letzterer „hat (wie S. 103 steht) in der Wahl seiner Frauen eine Eigenthümlichkeit, sein Streben nach Schönheit gezeigt". Nur das Entgegengesetzte hätte als Curiosität Erwähnung verdient. Zu dem Personal der Staatskanzlei übergehend, verbreitet sich Hr. Groß-H. (S. 104) in einigen sehr vagen Redensarten über den vornehmlich als Geschäftsmann hervorragenden Lebzeltern. Billiger gegen den Verf. als dieser gegen sich selbst, muthen wir ihm, der aller Menschenkenntniß ermangelt und in der Politik nie buchstabiren, geschweige lesen lernen wird, auch kein Urtheil über Gentz zu. Das durchaus nichtssagende Wortgedehne über den damals bereits seit drei Jahren verstorbenen Staatsmann (S. 105 fg.) läuft darauf hinaus, der Fremde, der Convertit (?) habe den östreichischen Nationalcharakter nicht verstanden, und ist der Beachtung gänzlich unwerth. Übrigens ist Gentz eingestandenermaßen (S. 110) nur des Gegensatzes wegen herbeigezogen, und sein Bild wird noch ziemlich licht gehalten, um das Jarcke's schwarz zu färben.

In Gentz — heißt es (S. 111) — erkannte man auf den ersten Blick den denkenden Staatsmann, in Jarcke sieht man ebenso schnell den berliner Professor.

Die berliner Professoren müssen demgemäß sehr uniform aussehen.

Er hat u. s. w. in seiner Bewegung all die bürgerliche Manier, durch welche sich in Norddeutschland der Gelehrten- und Beamtenstand von dem Adel unterscheidet.

Ist die Manier des Hrn. Groß-H. eine adelige? Jarcke, dem allerdings das Einnehmende und Gewinnende seines großen Chefs abgeht, und der, vielleicht weil er wußte, weß Geistes Kind der sich Vorstellende sei, keinen großen Aufwand an Artigkeit machen wollte, empfing den reisenden Schriftsteller „mit stolzer trüber Miene in einem Bedientenzimmer". Dieser ironische Empfang verschnupfte den Verf., der sich „kurz und ohne Weiteres lächelnd empfahl" und, statt wie sonst bei ganz geringen Anlässen gleich in Zorn aufzulodern, blos gekniffen sagt:

Diese abstoßende, norddeutsche Manier enthüllt plötzlich Jarcke's Stellung und theilweise seinen Charakter: es sind nicht die höhern diplomatischen Functionen, zu denen er tauglich ist und verwendet wird.

Wie anders würde sich der Gekränkte vernehmen lassen, wenn der Norddeutsche, welcher obenein, das Maß der Sünden voll zu machen, Professor in Berlin war, nicht in der östreichischen Staatskanzlei säße! Der wol nur nach dem „Schema" Arbeitende führt nach einigen allgemeinen Äußerungen über Pilat und Bucholtz (S. 117 fg.) das übrige Personal der Staatskanzlei, nicht einmal ganz richtig, blos namentlich auf.

(Der Beschluß folgt.)

Duftkörner, aus persischen Dichtern gesammelt von Hammer-Purgstall. Stuttgart, Brodhag. 1836. Gr. breit 8. 2 Thlr.

Der berühmte Verfasser gibt in diesen „Duftkörnern" das Seitenstück zu den vor 14 Jahren erschienenen „Juwelenschnüren Abul Maani's", den Bruchstücken eines unbekannten persischen Dichters. Wie dort die verschiedenen zerstreuten Stellen eines und desselben Dichters unter die Rubriken von zwölf Juwelen geordnet worden, so hier die „Duftkörner" unter die sieben Rubriken der „Weihrauchkörner" (Hymnen und Gebete), der „Ambrakörner" (Lobgedichte und Wünsche), der „Kampherkörner" (Satiren), der „Sandelkörner" (Elegien), der „Spikenarden" (das Buch der Weisheit), der „Moschuskörner" (das Buch der Schenken), und der „Rosenperlen" (das Buch der Schönheit und der Liebe), wozu noch, nach der eingeführten Gewohnheit arabischer, persischer und türkischer Werke eine „Fatihet", d. i. eine Eröffnerin, und eine „Chatimet", d. i. eine Beschließerin der Sammlung kommt. Übrigens soll man hier durchaus keine treue Übersetzung, sondern meist nur freie Nachbildung suchen, von fast immer genau citirten Stellen. Da von den 22,450 Distichen persischer Dichter, welche das Wörterbuch „Ferhengi Schuuri" enthält, in den „Juwelenschnüren" und „Duftkörnern" beiläufig nur dritthalbtausend Distichen, gleichsam nur der Zehnte der Saat, nachgebildet worden, so bleibt, wie Hr. von Hammer bemerkt, für Orientalisten-Liebhaber persischer Poesie noch immer eine schöne Ernte übrig. Was der Dolmetscher mit dieser eigenthümlichen Art von Anthologie will, hat er in der Dedication an Hrn. Dr. L. A. Frankl, den Sänger des „Habsburgliedes", „Morgenländischer Sagen", des „Colombo" u. s. w. ausgesprochen:

Sie sollen nur durch ihren Duft anregen
Den Dichter, daß er nehme sie zur Hand,
Sie sollen ihn zu einem Lied bewegen,
Das angefacht vom Sonnenbrand

Verschmelzet Ostens Glut mit Westens Klarheit,
Des Geist's Bewegung und der Seele Ruh'.

Diese Absicht aber, glauben wir, ist auf dem eingeschlagenen Wege am wenigsten zu erreichen. Je vollständiger behandelt Gedichte schon von andern Dichtergeistern sind, um so weniger fodern sie das Talent auf, das immer nach Stoff, und zwar nach rohem Stoffe verlangt, um denselben ganz frei von vorgefaßten Regeln und Bildungsversuchen Anderer zu gestalten. Am allerwenigsten kann aber eine Behandlungsweise Lust zur Nachschöpfung erwecken, welche aus schon verarbeitetem Bruchstück ein Ganzes, aus Gliedern früherer Leiber wieder einen Leib zu schaffen unternimmt. Eine weitere Analyse dieser „Duftkörner" wird uns zwar sehr viel Schönes und auch glücklich Zusammengesetztes erkennen lassen, aber auch den Satz bewahrheiten, daß Mosaik nicht dazu geeignet ist, dichten, d. h. aus ganzem Holze schneiden zu lehren.

Nachdem die „Eröffnerin" Gott in sieben Worten angerufen (S. 5—6), dampfen ihm Hymnen und Gebete als „Weihrauchkörner". Von diesen ist das „Bekenntniß der Einheit Gottes" (S. 9 fg.) aus sechs, der „Lobpreis" aus sieben Dichtern zusammengesetzt. Ist es denkbar, daß eine solche Einheit Gottes eine poetische, ein solcher Lobgesang ein ganz harmonischer sei? Nothwendig müssen bald Gedankensprünge, bald gezwungene Übergänge, bald Wiederholungen vorkommen, so dichterisch und überraschend schön oft das Einzelne ist. Folgende Distichen z. B. haben einerlei Verfasser:

Vor der Natur, vor dem Bild lieg' ich anbetend im Staube,
Wag' es nicht, zu erhöhn bis zu dem Schöpfer das Haupt.
Spiegel ist nur die Natur, in dem er sich selber zurückstrahlt,
Strahlend aus reinem Leib, wie aus dem Spiegel zurück.
Nicht ein Menschengemälde, von Engel und Teufel und Abgott,
Von rechtgläubigem Wahn oder ungläubigem Trug;
Solches hat sich der Mensch gepinselt auf finsterem Grunde
Und sein enges Gehirn dienet als Rahmen dazu.
Seinen Saum kann nie die Hand des Verstandes ergreifen,
Seinen Schemel erstiegt nimmer Gedanken und Wort.
Laut bekenn' ich es, laut: Ein Gott, und außerdem Keiner!
In dem Bekenntniß liegt Einheit für Priester und Laie.

Wem wird hier nicht die Tautologie im dritten Distichon und die Übergangslosigkeit und grammatische Dunkelheit, welche zwischen ihm und dem vierten sich findet, störend auffallen?

In den „Ambrakörnern", welche zum großen Theile das Lob des Schachs enthalten, steigt die Anzahl der zu Einem Liede verschmolzenen Dichter sogar bis auf zehn und elf. Hier bleibt nichts übrig, als sich an die einzelnen, oft köstlichen Bilder und Sentenzen zu halten. An solchen ist besonders die Gedankensammlung zum „Lobe des Pferdes" (S. 35) reich, von welcher hier ein Bruchstück stehen mag:

Gaul, dein Leib ist Wolke, gepeitscht vom Winde der Füße,
Wetterstrahl dein Lauf, Donner entwoltert dem Huf.
Stein schmilzt unter dem Huf, und Funken entsprühen dem Hufe,
Wie die Sichel des Monds, wenn sie mit Blitzen gepaart.

— — — — — — — —

Aus dem Rücken dampft der qualmende Brodem der Wüste,
Und im Laufe bleibt selbst die Gazelle zurück . . . .
Wenn er trauet, der Rapp', scheint Rauch in Lüften zu steigen,
Höher als Spinnengewebe flieget der Schimmel empor.

Der Schluß lautet etwas komisch, auch abgesehen von den Mängeln der Form:

Goldener Zügel, besetzt mit goldumflossnen Spinellen,
Schickt sich für das Pferd, das Poesie geziemt.

Die „Kampherkörner" bestehen aus zwei Spottgedichten auf einen Arzt und einen geizigen Dummkopf. Vom Erstern heißt es (dies aus Einem Dichter):

Und wieder geht es an den Kampf, den Kampf,
Der Kampf, der Kampf, es ist Ernst mit Scherz,
Und wieder geht es an den Kampf, den Kampf,
Auf zu Gambrinus' Ehr' und Herrlichkeit!

Der Ton, „Gambrinus!“ (Gambrinus!) ist hoch und hell,
Der Ton, „Gambrinus!“ (Gambrinus!) ist tief und dumpf,
Der Ton, „Gambrinus!“ (Gambrinus!) ist Mann und Weib,
Der Ton, „Gambrinus!“ (Gambrinus!) ist Jung und Alt,
Und Alles ruft: Gambrinus!

Und wieder geht es an den Kampf, den Kampf,
Und auf der Lippe ist der Schaum,
Und in der Hand ist der Humpen,
Und in dem Humpen ist das Bier,
Und in dem Bier ist der Gambrinus,
Und wieder geht es an den Kampf, den Kampf,
Und wieder ist es Ernst mit Scherz,
Und wieder geht es an den Kampf, den Kampf,
Auf zu Gambrinus' Ehr' und Herrlichkeit!

Wenn ungefähr in der Entfernung von fünfzig Schritten Jemand ein Glas Bier trinkt, so ist es Gambrinus.
Und Jemand ist es, der Bier in Krügen ausschenkt,
Und Jemand ist es, der Bier in Krügen ausschenkt,
Und Jemand ist es, der Bier in Krügen ausschenkt,
Und Jemand ist es, der Bier in Krügen ausschenkt,
Und Jemand ist es, der Bier in Krügen ausschenkt.

Es weht, und weht heute, und weht in
Der Luft, und weht in der Luft, und weht
Heute in der Luft, und weht heute in der Luft
Der Name des Gambrinus, und weht heute in der Luft
Der Name des Gambrinus.

Es regnet, und regnet heute, und regnet
Vom Himmel, und regnet heute vom Himmel,
Und regnet heute vom Himmel, und regnet heute vom Himmel
Der Name des Gambrinus, und regnet heute vom Himmel
Der Name des Gambrinus.

Es hagelt, und hagelt heute, und hagelt heute
Vom Himmel, und hagelt heute vom Himmel,
Und hagelt heute vom Himmel, und hagelt heute vom Himmel
Der Name des Gambrinus, und hagelt heute vom Himmel
Der Name des Gambrinus.

Es schneit, und schneit heute, und schneit heute
Vom Himmel, und schneit heute vom Himmel,
Und schneit heute vom Himmel, und schneit heute vom Himmel
Der Name des Gambrinus, und schneit heute vom Himmel
Der Name des Gambrinus.

Es donnert, und donnert heute, und donnert heute
Vom Himmel, und donnert heute vom Himmel,
Und donnert heute vom Himmel, und donnert heute vom Himmel
Der Name des Gambrinus, und donnert heute vom Himmel
Der Name des Gambrinus.

Es blitzt, und blitzt heute, und blitzt heute
Vom Himmel, und blitzt heute vom Himmel,
Und blitzt heute vom Himmel, und blitzt heute vom Himmel
Der Name des Gambrinus, und blitzt heute vom Himmel
Der Name des Gambrinus.

Es stürmt, und stürmt heute, und stürmt heute
Vom Himmel, und stürmt heute vom Himmel,
Und stürmt heute vom Himmel, und stürmt heute vom Himmel
Der Name des Gambrinus, und stürmt heute vom Himmel
Der Name des Gambrinus.

Es weht, und weht heute, und weht in
Der Luft, und weht in der Luft, und weht
Heute in der Luft, und weht heute in der Luft
Der Name des Gambrinus, und weht heute in der Luft
Der Name des Gambrinus.

Und wieder geht es an den Kampf, den Kampf,
Und wieder ist es Ernst mit Scherz,
Und wieder geht es an den Kampf, den Kampf,
Auf zu Gambrinus' Ehr' und Herrlichkeit!

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 166. — 15. Juni 1837.

Östreich im Jahre 1835 und die Zeichen der Zeit in Deutschland. Von A. J. Groß-Hoffinger.

(Beschluß aus Nr. 165.)

Mit einer „tiefen, innigen Andacht, einer heiligen Scheu" glaubt der Verf. die Neugierigen zur „Industrie- und Gewerbsproducten-Ausstellung" sich haben drängen zu sehen (S. 140). Die Sache hat auch seinen Beifall, der „selbst auf der leipziger Weltmesse keine so köstliche Auswahl der herrlichsten Erzeugnisse zusammengestellt fand", daher er „die Ausstellung ungemein befriedigt verließ" und in den unzweideutigsten Ausdrücken den Wunsch zu erkennen gibt, daß „diese Anstalt immer besser gedeihen und das Ihrige beitragen möge, die Fremden über die Productivität und Kunstintelligenz des von Thoren so oft geschmähten Östreichs aufzuklären" (S. 147). Einmal im patriotischen Zuge, vindicirt Hr. Groß-H. seinem Vaterlande noch den Venetianer Adr. Balbi (S. 148) und gibt aus dessen „Essai" statistische Notizen über Östreich (S. 151 fg.); wie es früher Mode war, schöngeistigen Producten etwas Musikalisches mitzugeben, so versieht der Verf. seine Schriften gern mit etwas Statistischem.

In dem Abschnitt: „Die östreichische Literatur" (S. 164 fg.), handelt der Verf. blos die Tagesliteratur, auf welche er doch immer wieder vornehm herabsieht, in seiner Weise, rhapsodisch ab. Aber auch dies Gebiet, das einzige, wo man ihn wenigstens einigermaßen heimisch glauben sollte, ist ihm ganz fremd. Seiner überall zu Tage liegenden Unwissenheit ist nichts vergleichlich als, gelind gesagt, sein Leichtsinn, über Dinge, die er nicht versteht, keck abzusprechen, und seine kaum glaubliche Unfähigkeit, die alltäglichste Erscheinung nur ganz obenhin aufzufassen. Unbestimmte, oft ganz unverständliche, oft alles Sinns ermangelnde, mit Fremdwörtern gestopfte Phrasen sollen über den Mangel an Sachkenntniß und an Gedanken täuschen, Schmähungen, unedle Bilder und abgeschmackte Ausdrücke das trockene Geschwätz würzen. Kann man sich etwas dabei denken, wenn (S. 164) gesagt wird: „die Weihe der Weltgeschichte sei sichtbar in einem kosmopolitischen Urtheile"? Wenn es von mehren blos namentlich aufgeführten östreichischen Dichtern aus dem letzten Viertel des vorigen und dem ersten dieses Jahrhunderts heißt (S. 166): „Diese Namen klingen alle wie moralische und biblische Sentenzen, philosophische Wahrheiten und antike Schönheiten", so ist das in Bezug auf den zuletzt Genannten, den übrigens talentvollen Steigentesch, reiner Unsinn, und auch auf die übrigen möchten die in dieser Tirade enthaltenen Bezeichnungen nicht passen: ein Zeichen, daß Hr. Groß-H. diese ältern, vaterländischen Dichter entweder nicht kennt, oder wieder einmal seinen Worten keinen Sinn mitzugeben für gut fand. Wir wüßten Dem nicht zu widersprechen, welcher die Ausdrücke des Verf. über die neuere Schule (S. 173) gemein, das Urtheil über die „Östreichische Zeitschrift" (S. 174 fg.) hämisch nennte und das fortgesetzte leidenschaftliche Gefasel (S. 178 fg.) als Denunciation bezeichnete. Über den Fortschritt der östreichischen Literatur verbreitet sich der Verf. (S. 191) auf höchst widerwärtige Weise und sucht dann beiläufig wieder einmal sein unberufenes Schriftstellerwesen zu entschuldigen (S. 193):

> Man brachte hier Dinge in Erinnerung aus frühern Schriften, die ich längst vergessen hatte; denn ephemere Producte sollen ebenso wenig der Medisance als dem Ruhm unvergänglich sein.

Fiel ihm denn bei den Worten (S. 194):

> Viele halten es für den heiligsten Lebenszweck, entfernt von allen Staats- und bürgerlichen Geschäften, im Müßiggang mit den Musen Unzucht zu treiben —

Niemand ein, auf den, wenn man das „Staats-" wegläßt, diese Worte vornehmlich und ganz eigentlich passen? Es ist derselbe, der drei Zeilen später schreibt und, wohlgemerkt! allen Ernstes:

> Daß Wissenschaft und Kunst nichts sind und sein sollen als Handlanger des Gemeinwohls, davon haben Wenige eine Ahnung.

Der Himmel bewahre auch Jeden vor Ahnung! Auf Saphir wird (S. 194 fg.) geschmäht und behauptet, blos die schreibende Welt habe sich gegen den Rückkehrenden empört, die Regierung, „welche allen literarischen und religiösen Confessionen freie Ausübung ihrer Culte gestatte", ihm verziehen. Weiter liest man (S. 195), „daß eher zehn beleidigte Majestäten zu versöhnen sind als eines beleidigten Autors schrecklicher Zorn"; von dem lächerlichen Zorn unsers Autors gaben wir oben Pröbchen. Der Verf. versucht sogar auf seine Manier witzig zu werden und beehrt Saphir mit dem Titel eines „Hofnarren Sr. Herrlichkeit des deutschen Publicums".

Unter „Salzburg", wo der Verf. den Schädel des Paracelsus besichtigt, welcher ihm nicht größer als der eines Knaben vorkommt, heißt es (S. 209):

Das beliebte Verfahren, wonach in einem Roman Helden und Heldin miteinander heirathen, ist nicht mehr Mode.

Das scheinen denjenigen nicht recht, welche Bücher und Romane schreiben. Sie lassen ihre Helden und Heldinnen heirathen, wenn sie Lust haben, sie zu heirathen, und da thun sie Recht daran.

Ein Beispiel dafür bietet Theodor Fontane's Roman: „Die Poggenpuhls". Die Poggenpuhls gehören meinen Lesern, wenn sie Fontane's Romane kennen, schon lange zu ihren Bekannten, sie sind, wie Fontane sagt, „Leute, die man kennt und in seinen Kreis", ihre Bekanntschaft hat sich in einem meiner Weihnachtsbücher vollzogen, und ich habe mich gefreut, daß sie mir wieder begegnen. Sie sind ganz echt und gut, wie Fontane schildert, sie, wenn sie Fontane schreibt, sie, wenn sie Fontane liest. Sie sind ganz Fontane. Sie sind ganz Berlin. Sie sind ganz Preußen, ein wenig Preußen der Zeit vor 1806, ein wenig Preußen der Zeit nach 1806, ein wenig Preußen der Zeit nach 1870, ein wenig Preußen der Zeit nach 1888, schließlich und vor Allem, schwächer und schwächlicher als ihre Väter, aber doch noch Preußen. Sie sind Leute, die sich noch einen Kammerdiener halten können, obwohl sie ihn vielleicht nicht mehr bezahlen können, Leute, die sich noch einen Wagen halten, obwohl sie ihn vielleicht nicht mehr bezahlen können, Leute, die sich noch eine Equipage halten, obwohl sie sie vielleicht nicht mehr bezahlen können.

Und die Poggenpuhls sind noch ihrer fünf, die Mutter, die Tochter Therese, die Tochter Manon, die Tochter Hedwig, und endlich noch der Sohn Wendelin. Und wenn in vielen Familien ein Mädchen zu viel ist, so sind in dieser Familie fünf zu viel. Und wenn in vielen Familien ein Sohn zu viel ist, so sind in dieser Familie zwei zu viel. Wenn die Frau Generalin von Poggenpuhl Verwandte hat, die sie nicht kennen will, so hat sie deren noch mehr, als sie nicht kennen will. Und wenn Manon, die Tochter, sich nicht heirathen will, so will sie sich auch nicht heirathen lassen. Und wenn Wendelin, der Sohn, sich nicht verheirathen will, so will er sich auch nicht verheirathen lassen.

Und nun geschieht etwas, was

dieſer Zeit an blieb ſein rechter Fuß lahm. Der Großvater mütterlicher Seite, Alexander Wood, ſelbſt ein ſehr geſchickter Arzt, erſchöpfte ſich in Heilmitteln, die jedoch ſämmtlich erfolglos blieben. Nach und nach nahmen die bekümmerten Ältern wol auch zu allerlei Hausmitteln und Quackſalbereien ihre Zuflucht, was die Sache vielleicht noch verſchlimmerte. Daher war es ſehr heilſam, als der Großvater ihn mit ſich auf ſein Landgut in Sandy-Knove nahm, wo zwar das Übel ebenfalls ungeheilt blieb, aber doch dem Knaben die freie Luft ſehr wohlthat. Von hier aus reiſte er mit ſeinem Großvater über London nach Bath. Der Aufenthalt in der ungeheuern Weltſtadt währte etwa eine Woche, während welcher der Großvater mit dem fünfjährigen Knaben den Tower von London und die Weſtminſterabtei beſuchte. Hier verſichert uns der Verf., daß die Eindrücke, welche jene beiden rieſenhaften und durchaus verſchiedenartigen Gebäude damals auf ſein zartes Gemüth hervorbrachten, ganz unauslöſchlich in ſeiner Seele blieben, ſodaß, als er 25 Jahre ſpäter London zum zweiten Male beſuchte, er jene außerordentlichen Gegenſtände genau ſo wiederfand, wie ſie ſeiner Einbildungskraft während dieſer Zeit vorgeſchwebt hatten. In Bath ſelbſt wurden zur Wiederherſtellung des kranken Fußes alle mögliche Bademittel angewendet, allein ohne den gewünſchten Erfolg, außer daß der lahme Fuß dadurch etwas geſtärkt wurde. In Bath beſuchte der Knabe auch die Unterrichtsanſtalt einer ältlichen Dame und lernte bei ihr und mit Hülfe ſeines Großvaters zuerſt Engliſch leſen. Sehr günſtig wirkte auf das lebhafte Kind ein Beſuch ſeines Onkels, des Capitain Robert Scott. Dieſer verſchaffte ihm den Genuß aller möglichen, ſeinem Alter entſprechenden Vergnügungen, unter andern auch den des Theaters. Das erſte Stück, was der kleine Scott hier ſah, war „Wie es Euch gefällt" von Shakſpeare, und hierin können wir, in gerechter Anerkennung des hohen romantiſchen Talents, welches Walter Scott in ſeinen ſpätern Dichtungen entwickelte, unſtreitig eine gewiſſe bedeutſame und ausdrucksvolle Vorahnung erblicken, denn jenes friſche und freie Element des grünen Waldlebens und der heitern Beziehung romantiſch-kräftiger Charaktere zueinander, was ſich in dem Shakſpeare'ſchen Stücke ſo wundervoll abſpiegelt, iſt auch als wahres, natur- und lebenskräftiges Element in die ſpätern Dichtungen Walter Scott's eingedrungen.

Wir übergehen den Zeitraum, da der junge Scott, zwar nicht körperlich geheilt, aber doch lebenskräftig und geiſtig vollkommen rüſtig in das Vaterhaus nach Edinburg zurückgekehrt war, bis dahin, wo er die hohe Schule zu Kelſo verließ, die er in ſpäterer Zeit beſucht hatte. Er verließ dieſe Hochſchule, ausgerüſtet, wie er ſelbſt geſteht, mit einer großen Menge allgemeiner Kenntniſſe; allein dieſe ſeien übelgeordnet und unſyſtematiſch geweſen. Er ſelbſt war ihrer nicht Meiſter und ſagt an einer Stelle, daß er ihre ſpätere Nachhaltigkeit wol nur ſeinem außerordentlichen Gedächtniſſe zu verdanken hatte; wir unſererſeits wollen in ſeinem Namen dieſe beſcheidene Behauptung dahin vervollſtändigen, daß der Dichter jenen Vortheil wol in noch höherm Grade ſeiner lebendigen Imagination und überhaupt ſeiner poetiſchen Begabung zu verdanken hatte. Was er in genauer Beziehung auf die letztere in dieſem Zeitraum an ſich ſelbſt vorzüglich beachtenswerth findet, darüber müſſen wir nothwendig ſeine eigne Rede vernehmen. „In dieſe Zeit", ſo drückt ſich er ſich aus, „kann ich mit vollem Selbſtbewußtſein das Erwachen jener lebhaften und beglückenden Empfindung verſetzen für Alles, was Naturgegenſtand und Naturſchönheit iſt: Gefühle, welche mich ſeitdem nie wieder verlaſſen haben. Solche Gedanken zu wecken, dazu eignete ſich auch die Umgebung von Kelſo ganz vorzüglich, welches der ſchönſte, wo nicht der romantiſchſte Ort in ganz Schottland iſt. Dieſe Nähe bietet Gegenſtände dar, die nicht allein in ſich ſelbſt großartig, ſondern auch durch ihre Umgebungen ehrwürdig ſind. Dergleichen Momente ſind jene beiden in Geſängen berühmten herrlichen Flüſſe, der Tweed und der Teviot, welche hier ineinander fließen, die Ruinen einer alten Abtei, die entferntern Trümmer von Roxburgſchloß, die moderne Veſtung von Fleurs, welche mit jenen uralten Denkmälern dergeſtalt zuſammengrenzt, daß ſich der anziehendſte Gegenſatz des modernen Geſchmacks mit der alten adeligen Größe daraus hervorbildet. Hierzu kommt noch die Vereinigung einer Menge anderer Schönheiten, deren einzelne Beſchreibung vielleicht nicht ganz den Erwartungen entſprechen würde, die aber doch in ihrem harmoniſchen Zuſammentreffen ein ſo vielgeſtaltiges und ausdrucksvolles Ganze und ein ſo reiches, befriedigendes Gemälde bilden, dergleichen man ſelten wiederfindet. Gewiß iſt es, daß die Reize dieſer Landſchaft ſich eher für die Darſtellung des Pinſels als der Feder eignen. Die romantiſchen Gefühle, die ich als in meinem Gemüth vorherrſchend beſchrieben habe, mußten ſich auf naturgemäße Weiſe mit den großartigen Zügen der mich umgebenden Landſchaft vermählen, und die hiſtoriſchen Ereigniſſe oder alten Sagen, die mit ſo vielen Punkten dieſer Gegend in Verbindung ſtanden, hinterließen in meinem Innern den lebendigſten, tiefſten und nachhaltigſten Eindruck. Von dieſer Zeit an wurde die Liebe zur Naturſchönheit, welche letztere insgemein noch weit ergreifender hervortritt, wenn ſie ſich mit den Trümmern der Vorzeit, mit den Überreſten urväterlicher Herrlichkeit verbindet, in mir zur wahrhaft unerſättlichen Leidenſchaft; eine Leidenſchaft, die ich, wenn es irgend die Umſtände geſtattet hätten, gewiß durch Wanderungen über den halben Erdkreis befriedigt haben würde."

Allein die Umſtände und Rückſichten, denen in der Welt ſo mancher reichbegabte Geiſt ſich halb unwillig fügen muß, geſtatteten ein ſolches Ergehen des poetiſchen Genius keineswegs; der durchaus romantiſch geſinnte Jüngling mußte zuerſt auf dem Collegium zu Edinburg die Rechtswiſſenſchaft und Lateiniſch und Griechiſch erlernen und ſich von ſeinen Commilitonen ſogar den Spitznamen des griechiſchen Strohkopfs gefallen laſſen, weil ihm die romantiſche Eigenthümlichkeit ſeiner vaterländiſchen Volksdichtung mehr behagte als das claſſiſche Alterthum. Nach beendigten Studien war jedoch die Prüfungszeit noch keineswegs vollendet, denn nun mußte er erſt bei ſeinem Vater, der bekanntlich ein Rechtsgelehrter war, fünf Jahre lang als Gehülfe arbeiten. Während dieſes Zeitraums, der ſich etwa bis zum J. 1792 erſtreckt, äußerten die ſogenannten literariſchen Geſellſchaften (literary societies), in welche der junge Gelehrte gezogen wurde, auf ihn eine entſchieden günſtige Wirkung. Es entwickelte ſich in dieſem heitern und doch nicht abſichtsloſen Beiſammenleben eine ungemeine geiſtig-innerliche Thätigkeit, und wenn ſich auch nicht alle Mitglieder in ihren verſchiedenartigen Beſtrebungen gegenſeitig förderten, ſo hemmte doch auch Keiner den Andern in Dem, was ihm naturgemäß und eigenthümlich war. Auf jeden Fall aber bildete dieſer fortwährende allgemein geiſtige Verkehr ein heilſames Gegengewicht gegen die einſeitig praktiſche Laufbahn, welche der Beruf einzuſchlagen vorſchrieb. Ein anderer weſentlicher Vortheil für den jungen Mann war dieſer, daß ihn der Aufenthalt in einer großen Stadt und die vielfachen Verbindungen ſeiner Familie fortwährend in diejenigen Cirkel einführen, die man als die gute Geſellſchaft zu bezeichnen pflegt. „Es hält", ſo verſichert er uns ſelbſt, „für einen jungen Mann, der das aufrichtige Verlangen hegt, zu gefallen und ſich gefällig zu beweiſen, in Edinburg nicht ſchwer, eine paſſende Stellung in der feinern Geſellſchaft zu gewinnen, und ich meines Theils hatte alle Urſache, zufrieden zu ſein, daß die Verhältniſſe meiner Familie, wenn ſie auch keine der ausgezeichnetſten war, meine ſociale Ausbildung nicht hinderten. Ich war, um es mit einem Wort zu ſagen, in die Liſte der Gentlemen eingetragen und behauptete dieſen Charakter, wie Tony Lumpkinn ſagt, „ſo gut, als es eben die Verkettung der Umſtände mit ſich brachte".

Bei dieſem Zeitraum, wo der junge Walter Scott in Begriff ſteht, ſeine Lebensverhältniſſe und Ausſichten auf ſelbſtändige Weiſe zu geſtalten, endigen ſeine der Biographie von Robert Cadell zu Grunde liegenden autobiographiſchen Fragmente, und wir ſchließen damit auch unſern Bericht über ein gewiß

sehr Vielen willkommenes Werk, den wir jedoch nur als einen vorläufigen betrachtet wünschen, da wir unstreitig noch einmal auf ein so inhaltreiches und allbefreundetes Leben zurückkommen müssen. 80.

Aus Italien.

Die Streitfrage über den Verf. des vielleicht segensreichsten Buches nächst der Bibel, des Buches „De imitatione Jesu Christi", wird wie die über den Erfinder der Buchdruckerkunst wahrscheinlich noch lange die Gelehrten beschäftigen, ohne den Segen zu beschränken, den beide noch täglich verbreiten. Nach vielfacher Erörterung kommen jetzt die stimmfähigsten Richter dahin überein, daß sie den Mönch Johann Gersen da Gabanaco, (heute Cavaglia, ein Örtchen in der Umgegend von Vercelli), der von 1220—40 Abt des Benedictinerklosters S.-Stefano von Vercelli war, für den Verf. des trefflichen Buches halten, und daß sie eine Handschrift, die einst der erlauchten Familie degli Avvocati oder Avogardi gehörte, für die älteste bisjetzt bekannte und, wenn auch nicht für die eigne Handschrift des Verf., doch für eine Abschrift davon halten, die schon im 13. Jahrhundert nach Gersen's eigner Handschrift gemacht ward. Diese Handschrift kam in den Besitz eines Präsidenten de Gregory, der sie mit frommer Aufopferung in dem Archive der Domkirche seiner Vaterstadt Vercelli niedergelegt hat. So stehen nach den gelehrtesten Ermittelungen durch Männer wie Lanjuinais und Daunou und die gelehrtesten Bibliographen zu München und Modena die Ergebnisse der Vergleichungen, und selbst der Papst Gregor XVI. hieß durch ein Breve vom 19. Juni 1835 eine Ausgabe gut, welche den Namen des Thomas von Kempen beseitigte. Diese Erscheinung ist für Beobachter, die durch Überlieferungen geheiligte Irrthümer in Rom so standhaft durchgeführt zu sehen gewohnt sind, nicht ohne Interesse, und man wird daher das Befremden sich erklären können, mit dem aufmerksame Italiener eine Ankündigung einer neuen Prachtausgabe des unendlich oft gedruckten Buches mit dem Namen Thomas a Kempis an der Stirn in die Hand nehmen. Dogmatische Bedenken bei einer Stelle des zweiten Buches (Cap. 10, V. 10), die übrigens, richtig erklärt, kein Gewissen verletzen kann, haben gegen den Text der Avvocati'schen Handschrift ängstliche Gemüther, wie es scheint, eingenommen, und es dürften daher noch manche Jahre dazu gehören, ehe die erörterte Wahrheit allgemeine Empfänglichkeit findet, und auffallen kann es daher nicht, daß der neueste italienische Übersetzer, Dr. Giuf. Acquistapace, seiner in Mailand 1836 in 12. erschienenen Übertragung den Bodoni'schen, nicht den Gregory'schen Text zu Grunde gelegt hat. Nach diesem hat Dr. Gregory 1835 zu Paris bei Didot eine besorgt.

Noch gilt in Italien der Satz nicht, daß die kürzeste Inschrift, welche den Zweck eines Monuments richtig und ausreichend ausspricht, die beste sei; sondern Wohlredenheit sucht darin noch ihre Triumphe; daher besitzt die italienische Literatur einen Artikel, der auf dem so reichversorgten deutschen Büchermarkte nicht current ist: sie besitzt Sammlungen der Inschriften von Grabsteinen ꝛc. Die abgedruckten Inschriften der Fremdenbücher, die auf einigen vielbesuchten Punkten Deutschlands ausliegen, z. B. auf dem Riesengebirge, in der sogenannten sächsischen Schweiz u. s. w., wird man darum den italienischen Sammlungen nicht vergleichen wollen, weil bei den deutschen namhafte Leute der Verpflichtung, sich so zu verewigen, meistens ausweichen, während in Italien talentvolle Männer diese Ehre aufsuchen; weil man dort meistens fremde Gedanken zusammenträgt, höchstens parodirt, hier mit eignen Parade macht. Die italienischen Sammlungen geben daher viel mehr Unterhaltung; einzelne, welche an bestimmte Örtlichkeiten sich anschließen, sind beachtenswerthe geschichtliche Denkmale. Spreu gibt es indessen in Menge darunter. Zu den bekannten Sammlungen von Morini, Muzzi (welche bei dem achten Fascikel steht), Silvestri, Papotti, Cicogna (der interessantesten) ist jetzt eine neue gekommen: „Iscrizioni di *Baldassarre Lambertenghi*" (Como 1836), die von sehr glücklichen Eingebungen kein Zeugniß gibt.

Der alte Lomazzo hat in seinen Schriften versichert, wo, weiß ich wirklich nicht zu sagen, die Zeichnung sei der Vorzug der römischen Künstler, die Farbe der Vorzug der Venetianer, und die Perspective der Ruhm der Lombarden, und das Wort ist bestätigt worden bis auf die neuesten Zeiten. Die lombardische Kunstgeschichte prunkt mit den Namen des Fra Luca Pacciolo, des Giov. da Valle, des Cestant. Vaprio, des Foppa, des Civerchio, der Bevilacqua, des Crivelli, des Zenale, des Bramantino, die sämmtlich noch vor Leonardo's Zeit durch diese Geschicklichkeit sich Auszeichnung erwarben, und der am 28. Oct. 1828 verstorbene Giuf. Levati, Professor bei der Kunstakademie zu Mailand, hat diesen Ruhm nicht vermindert. Der Secretair dieser Akademie, Fumagalli, hat bei einer feierlichen Preisvertheilung am 7. Sept. 1836 in der Festrede das Leben dieses Mannes erzählt, das schon dadurch für viele Ultramontanen Interesse haben muß, weil er der Schöpfer jener überraschenden Decorationen war, die zum Ruhme des Theaters S.-Carlo so Vieles beitragen. Levati war ursprünglich Holzhacker (geb. d. 19. März 1739 zu Concorrezzo), aber durch seine Neigung so zu diesem Berufe getrieben, daß er die Mängel des Unterrichtes gleichsam durch eine innere Anschauung ersetzte und schwierige Aufgaben der constructiven Geometrie gleichsam instinctmäßig löste. Seine Zimmerverzierungen waren so täuschend, daß Kaiser Paul zu Monza durch das Gefühl überzeugt werden mußte, daß eine Kuppel, die er dort ausgeführt, auf der glatten Decke gemalt sei. Schon 1796 zum Lehrer der Perspective ersehen, erhielt er diesen Lehrstuhl 1803, als die italienische Regierung die jetzt bestehende Ordnung der Kunstakademie bestätigte, und sein Vorbild hatte eine Menge trefflicher Schüler erzogen. Einer davon, Franz Duvelli, war sein Amtsnachfolger. Die ebenso beredte als inhaltreiche Rede Fumagalli's findet man in der „Biblioteca italiana" (1836, December, S. 322). In einer eignen kleinen Schrift: „Solenne distribuzione de' premj ed esposizione dell' anno 1835 nell' accad. provinc. delle belle arti in Ravenna" (Ravenna 1836), sind allgemeine ästhetische Paradoxien auseinandergesetzt, die vielleicht weniger auswärtige Kunstfreunde interessiren dürften als eine Notiz über die Herstellung der Fresken von Guido und seinen Schülern Gassi und Sementi im Dom zu Ravenna, so übeltönend das Wort: Restauration, in vieler Kunstfreunde Ohren klingt. In Venedig ist ein Antonio Diedo Kunstsecretair, der in seinen „Discorsi letti nell' I. R. accad. delle b. arti in Venezia per la distribuzione dei premj dell' anno 1835" sich eine Aufgabe gewählt hat, die in Deutschland keine Complimente herbeigeführt haben möchte, wie sie doch bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich sind. Er hat von dem wohlthätigen Einflusse der Mäcene auf die Künste gesprochen! Eine Rede zum Andenken Pomponio Amalteo's, eines Künstlers, der in Friaul bedeutende Werke hinterlassen hat, ist damit zusammengestellt. Die genauer erörterten Angaben seiner Geburt (1505 in S.-Vito) und das genaue Verzeichniß seiner Werke, deren letztes die Jahrzahl 1580 trägt, machen diese kleine Schrift daher beachtenswerth. Berichtigungen des Vasari in Bezug auf Polidoro Caldara, dessen Todesjahr dort 1543 angesetzt ist, bringt die Schrift: „Intorno le belle arti e gli artisti fioriti in varie epoche in Messina. Ricerche di *Carmelo La Farina.*" (Messina 1835). Wahrscheinlich starb er 1535, sicher vor dem März 1541. 40.

Hierzu Beilage Nr. 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 3. 15. Juni 1837.

Reise durch Norwegen im Sommer 1832. Mit Rücksicht auf die natürliche Beschaffenheit und den Culturzustand des Landes, auf Landwirthschaft, Bergbau, Gewerbe, Handel und Schiffahrt. Von F. W. Otte. Berlin, Rücker. 1835. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Leser findet in dieser Reisebeschreibung eine Charakteristik Norwegens und seiner Bewohner; Andeutung der von diesen erreichten Culturstufe sowie der zum fernern Fortschreiten getroffenen Einrichtungen; Darstellung des bisherigen Gewerbszustandes und der zu seiner Verbesserung anzuwendenden Hülfsmittel u. s. w. Freunde der Natur- und Völkerkunde werden in diesem Buche Unterhaltung und Belehrung finden.

Wir wollen unsern Lesern im Auszuge hier mittheilen, was der Verf. über die Hauptstadt des Landes und seine Reise von Christiania nach Drontheim bemerkt, und müssen wegen des übrigen Inhalts auf das Werk selbst verweisen.

Am 15. Juni 1832 verließ der Verf. die Hauptstadt Dänemarks, begab sich an Bord des norwegischen Dampfschiffes Prinz Karl, und landete am 16. Abends bei dem Städtchen Mos an der Christiania-Förarde (Fiord). Da derselbe zum ersten Mal dies Land besuchte, so empfand er um so mehr den Eindruck des Ungewohnten in der Bauart der von Holz aufgeführten Kirche und Häuser, der wenig regelmäßigen Lage der letztern, der romantisch geformten Felsenmasse, welche das Ganze trägt, sowie des hier und da in jähem Falle hinabstürzenden Wandseeflusses, der oberhalb des Städtchens nicht weniger als 6 Kornmühlen und 45 Sägemühlen, und unterhalb die Mühlenräder des an das Städtchen stoßenden Eisenwerks treibt, nunmehr das Eigenthum des vormaligen Staatsraths und jetzigen Reichsstatthalters, Grafen Wedel Jarlsberg. Die Werke befinden sich seit den letzten 12 — 16 Jahren in Abnahme, ungeachtet auf den vielen in geringerer oder größerer Entfernung von der Stadt gelegenen Sägemühlen fortdauernd bedeutende Quantitäten Zimmerholz für die Ausfuhr zugerichtet werden.

Von Mos ging der Verf. nach Christiania. Immer dichter traten auf der fernern Fahrt nach Norden die mit Nadelholz bekränzten Ufer des Fiords zusammen. Am 17. kam derselbe in der Hauptstadt Norwegens an. Die Volkszahl Christianias wird von den einheimischen Statistikern ungleich zwischen 15,000 und 20,581 angegeben, welches darin, daß mehr oder weniger die angrenzenden Ortschaften als Vorstädte betrachtet und mit in die Volkszahl der Stadt aufgenommen werden, seinen Grund haben mag. Von den Vorstädten liegen acht auf dem Gerichtsbezirke der Stadt und vier auf Amtsgrunde; sie hängen nur zum Theil unmittelbar mit derselben zusammen und sind von ungleicher Ausdehnung, welche indeß im Ganzen den Flächenraum der Stadt übertrifft. Diese wird regelmäßig durch 28 gerade fortlaufende, 20 Ellen breite Straßen rechtwinklicht durchschnitten, welche zu beiden Seiten mit Trottoirs versehen sind.

Der Verf. besuchte auf dem Universitätshofe Toyen den ehemaligen Professor der Philosophie, nachmaligen, jetzt verstorbenen Staatsrath Treschow, der den stillen Abend eines vierundachtzigjährigen, den Wissenschaften und der Contemplation gewidmeten Lebens in ungeschwächter Geistes- und verhältnißmäßiger Leibeskraft auf eine von ihm selbst dankbar erkannte Weise genoß. Im angenehmen Bewußtsein früherer Mitwirkung bei dem Entstehen des neuen Staats blickte der ehrwürdige Greis aus dem sichern Hafen mit heiterer Zufriedenheit auf das mühevoll und glücklich durchschiffte Meer des Lebens zurück und hatte durch den eben in Druck gegebenen dritten Theil seines jüngsten Werkes: „Über Gott, die Ideen- und Sinnenwelt, und Offenbarung", sein unermüdetes Fortwirken während der beneidenswerthen Muße bewährt, welche dem Wohlverdienten mittels eines Ruhegehalts von 2000 norwegischen Species vom Storthinge zugesichert worden.

Am 21. Juni verließ Herr Otte in Begleitung seines jungen Freundes Taulow bei warmem und heiterm Wetter Christiania. Immer der reizenden Aussicht auf die von Holzung bekränzten Einschnitte des herrlichen Meerbusens genießend, erreichten sie das in einem derselben gelegene Lysager, am Ausflusse der aus dem Serkerthale kommenden Lysagerelv in die See. Nach und nach verschwand nun die bisherige Abwechselung der Naturscenen, sowie die beiden Reisenden immer mehr in die zunehmend aufsteigende Waldgegend gelangten. Nach einer Fahrt von 1½ Meilen erreichten sie das bekannte Bärumseisenwerk, welches mit den dazu gehörigen Eisengruben bei Krageröe, Arendal und zu Solberg Eigenthum des Grafen Wedel-Jarlsberg ist und sich durch Art und Umfang des Betriebs auszeichnet.

In dem Kirchspiel Wester-Bärum, in welchem das obgedachte Eisenwerk liegt, bildet besonders der District Jahren eine schöne, fruchtbare Landschaft, worin sich in neuerer Zeit der Ackerbau merklich gehoben und der Kartoffelbau sehr ausgebreitet hat. Man baut hier Hafer, Gerste, Roggen, der jetzt häufiger als früher gesät wird, und etwas Waizen; ferner gewinnt man graue und weiße Erbsen. Hanf-, Flachs- und Hopfenbau wird noch nicht stark betrieben, und die Gartengewächse beschränken sich auf Kohl und Mohrrüben. Anfangs Mai sät man gewöhnlich Hafer, etwas später Erbsen; in der Mitte Mai legt man Kartoffeln; Anfangs Juni beginnt die Gerstensaat; in der Mitte August wird aber schon Winterroggen gesät. Deshalb reift auch letzterer, sowie Gerste und frühe Erbsen, schon Ausgangs August oder Anfangs September. In der Mitte des letztern schneidet man Hafer, und Ende dieses Monats Sommerweizen. An einen regel- und planmäßigen Fruchtwechsel hat sich der Bauer noch nicht gewöhnt, obgleich es, besonders in größerer Nähe der Hauptstadt, an Beispielen des bessern Ackerbaus von Seiten solcher Grundbesitzer nicht fehlt, die dem Bauernstande nicht angehören und auf die Cultur des Bodens mehr Industrie und Geld verwenden.

Nachdem unsere beiden Reisenden 1⅞ Meilen von Christiania die Station Jönserud zurückgelegt hatten, traten sie in Ringerige ein, welches eigentlich eine Fortsetzung des aus dem nordwestlich gelegenen hohen Valders, zwischen hohen Bergen sich fortwindenden Hauptthales ist, welches da, wo der Steens- und Tyri-Fiord mitrinander eine Halbinsel bilden, eine der reizendsten Landflächen des Landes in sich schließt. An der Ostseite wird dieselbe durch den 1½ Meilen breiten und 12 — 1400 Fuß hohen sogenannten Krogskoug begrenzt. Einen Theil dieses Hochwaldes macht der berühmte Krogkleven aus, der zwischen zwei, einander ziemlich nahestehenden, vom Fuße bis an den Scheitel mit Nadelholz bedeckten Gebirgswänden dem Auge eine entzückende Aussicht über die, durch unzählige Gewässer durchschnittene Landschaft öffnet, deren entfernter Hintergrund durch hohes Gebirge geschlossen wird. Über einen ungemein steilen Felsenabhang ging es von hier in die soeben von der Höhe überschaute Ebene hinab, wobei man gewöhnlich aussteigt. Mit großer Mühe suchten auch die Bauern, welche auf einspännigen Karren Getreide in die nördliche Gegend führten, das zu schnelle Hinabgleiten derselben durch mühsames Eingreifen in die Räder zu verhüten, vielleicht, weil ihnen der Gebrauch des einfachen Hemmschuhes unbekannt geblieben ist.

Das längere Außenbleiben der Pferde auf der nächsten Station Sundvolden im Kirchspiele Hole gab dem Verf. Gelegenheit zu einer längern Unterhaltung mit dem Wirthe, einem verständigen und gefälligen Manne. In einem Zimmer des Hauses ward eben die sogenannte Umgangsschule gehalten, welche

den Gegensatz der stehenden oder sogenannten festen Schulen ausmacht. Wegen der im Allgemeinen schwachen Volksmenge und der Entlegenheit der vielen einzelnen Höfe hat man sich bisher genöthigt gesehen, eine gewisse Anzahl derselben zu einer sogenannten Umgangsschule zusammenzulegen, zu welcher die Jugend auf dem möglichst in der Mitte des Districts gelegenen Hofe täglich sich versammelt. Nach dreiwöchentlichem Aufenthalte begibt sich der Schullehrer nach dem nächsten, gleichfalls als Vereinigungspunkt dienenden Bauerhofe, und so ferner, bis der Kreis vollendet ist und die Reihe wieder an den ersten Hof gelangt. Der Lehrer genießt, wohin er kommt, freien Unterhalt und nach der Länge seiner Dienstzeit jährlich 20 — 35 norwegische Speciesthaler Gehalt.

In den flachen Gegenden von Ringerige wird der Ackerbau als Hauptgeschäft betrieben, und die Erzeugnisse desselben reichen nicht nur für den Unterhalt der Bewohner hin, sondern lassen auch noch für den Verkauf übrig. Die Feldgemeinschaft ist hier aufgehoben, und die Arbeiten in den Holzungen geben keine Hindernisse der Feldbestellung ab. In Ermangelung ausgedehnter Viehweiden zieht man nur das zum eignen Bedarf erfoderliche Hornvieh und Pferde.

Aus Ringerige kamen unsere Reisenden in das ebenfalls seiner Fruchtbarkeit wegen bekannte Hadeland. Auffallend war dem Vers. hier die an beiden Seiten des Weges wahrgenommene Menge von Erlen, Birken, Eschen und anderm Laubholze, wobei nur hin und wieder Nadelholz und besonders Fichten sich zeigten, die hauptsächlich aus den Spalten der zu Tage liegenden Klippen sich hervorgedrängt hatten. Erstere verbreiteten ihre grünen Zweige über den mit Rasenteppich bedeckten Boden, der als Wiese benutzt wird. In der Ebene, wie auf dem sanft sich abdachenden Rücken der Anhöhen lagen hin und wieder einzelne Bauernhöfe, deren hölzerne, zum Theil zierliche Gebäude unter dem rothen Ziegeldache dem Ganzen ein heiteres Ansehen gaben. Hadeland macht zur Seite des nordwestlich angrenzenden und hauptsächlich aus hohen Gebirgszügen bestehenden Valders in seinem niedrigen Theile ein weitgestrecktes Thal aus und befaßt einen mehr bewohnbaren und der Cultur fähigern Boden. Dekt erheben als unvergängliche Denkmale der Schöpfung ihr graues Haupt der Grönsendknipen, 4300 Fuß, das Vitihorn, 5100 Fuß hoch; von dem zu 6750 Fuß hoch angegebenen Mugnafjeldet laufen unermeßliche Schneefelder aus.

Hadeland gehört zu denjenigen Districten, in welchen der Kornbau als Hauptnahrungsquelle betrieben wird und einen nicht unbedeutenden Überschuß über den eignen Verbrauch gewährt. Der Boden ist mit unzähligen kleinen Steinen bedeckt, sodaß der kürzlich erst besäete Acker ganz weiß erscheint. Dies ist jedoch der Fruchtbarkeit nicht hinderlich, sondern vielmehr zuträglich, wie die Erfahrung gelehrt, wenn man die Steinchen vom Acker aufgelesen hat. Gerste macht hier die Hauptsaat aus, doch wird auch Roggen und Hafer gebaut, letzterer jedoch häufiger als Mengkorn mit Gerste vermischt, und dies Gemenge dient zu Brot für die arbeitende Classe; Erbsen werden gleichfalls bestellt. Die Vortheile eines geregelten und den Umständen nach veränderten Fruchtwechsels werden von dem großen Haufen der Landleute bisher noch wenig anerkannt, und dieselbe Kornart wird mehre Jahre hintereinander auf demselben Acker gesät, bis solcher durch sparsamen Ertrag seine Erschöpfung zu erkennen gibt. Nur als Ausnahme wird von den besserunterrichteten Landwirthen hin und wieder regelmäßige Wechselwirthschaft mit künstlichem Futterbau betrieben, und zwar durch Klee und Timotheygras, welche hier sehr gut gedeihen.

Kartoffelbau ist dagegen seit dem Kriege auch in diesen Gegenden bereits sehr ausgebreitet und gewinnt immer mehr Boden, seitdem der Verbrauch dieser Frucht — die hier vorzüglich geräth — zur Branntweinbrennerei auch auf dem Lande stattfindet. Hanf wird wenig, Flachs und Hopfen zum eignen Verbrauch erzeugt. Im Gartenbau steht der hiesige Landmann sehr zurück. Die Viehzucht ist wegen der mäßigen Beschaffenheit der Weidestrecken auf das eigne Bedürfniß beschränkt. Das Rindvieh ist von mittlerer Größe, und auf Verbesserung der Art wird nicht geachtet. Im Sommer schickt man die Kühe mit den Kälbern und Schafen in die entfernt von den Wohnungen gelegenen Berg- und Waldgegenden, Säter und Stoel genannt, woselbst sie gewöhnlich bis nach vollbrachter Ernte verbleiben, um nunmehr auf die Stoppelweide getrieben zu werden. Jeder Landbesitzer hat zu dem Ende daselbst seine Sätergebäude, welche aus einer kleinen Wohnung zum Aufenthalte für die, das Vieh und die Milchwirthschaft besorgende Magd und zur Aufbewahrung der Milchproducte und Stallungen für die verschiedenen Viehartrn bestehen.

Auf dem Amtshofe Veiong hielten sich die beiden Reisenden beinahe zwei Tage auf und genossen da die herrlichsten Beweise der norwegischen Gastfreiheit und lehrreiche Mittheilungen von Seite des da wohnenden Sörenschreibers von Hadeland und Land. Am 25. Juni gingen sie in nördlicher Richtung weiter. Der Weg lief eine beholzte Anhöhe hinauf, welche eine treffliche Übersicht des lang gestreckten Ranfiord und des selbigen umkränzenden Waldgebirges gewährte. Hin und wieder erblickten sie in der Entfernung Berge, auf welchen Schnee sich gelagert hatte. Sie gelangten nun in das, wegen der Überbleibsel einer sehr alten Vorzeit, als Grabhügel, Opferaltäre, runde, mit Steinen eingefaßte Plätze, Baute- und Runensteine u. s. w. berühmte Gran-Kirchspiel und an die Hauptkirche selbst, bei welcher die Eigenthümlichkeit sich findet, daß hier in der geringen Entfernung von 40 Schritten nebeneinander zwei Kirchen 1121 Fuß über dem Meere gestanden haben. Die größte, aus mächtigen Quadersteinen aufgeführte und in einem Theil der Mauer nur noch vorhandene, ward 1799 durch den Blitz angezündet, sodaß nur die kleinere noch übrig ist. Der jetzige Predigerhof von ansehnlicher Bauart soll vormals einem Prälaten zur Wohnung gedient haben und ein daneben noch stehendes altes, steinernes Gebäude das Conventhaus gewesen sein. Es öffnete sich hierauf den Reisenden ein überaus freundliches Thal, von einzelnen Gebäuden und Laubholz aller Art angefüllt, das über den grünen Rasen sein schützendes Dach ausbreitete.

Bei der Station Teiterud, am südlichsten Ende des Einasees gelegen, gelangt man an die Grenze der Vogtei Toten, welche gegen Westen bis an den 12 Meilen langen Miösen, den größten Binnensee des Landes, sich erstreckt und bei dem, im Ganzen genommen fruchtbaren Boden gleichfalls zu den kornreichsten Districten gehört. Von Teiterud nach der nächsten Station Blilin läuft der Weg auf der Ebene am Ufer des Einasees fort. Ein weites Thal läßt zu beiden Seiten auf den sanft sich erhebenden Bergwänden zwischen dem Laube der Bäume die Gebäude einer Anzahl Höfe hervortreten. Den Bewohnern des Kirchspiels Toten wird vor andern ein höherer Grad geistiger Bildung nachgerühmt. Auch soll damit ihr moralisches Verhalten im Einklang stehen, Hang zur Völlerei selten sein, obgleich seit der allgemeinen Verbreitung der Branntweinbrennereien auf dem Lande, besonders seit dem wohlfeilen Preis des Kartoffelbranntweins, solcher zugenommen haben soll. In den Wohnungen, Mobilien, in Kleidung, Fuhrwerk u. s. w. zeigt sich schon eine größere Bekanntschaft mit den Hülfsmitteln, sich angenehmere Lebensgenüsse zu verschaffen, und man trifft hier auf dem Lande Handwerker aller Art, selbst Uhrmacher, Gürtler, Orgelbauer u. s. w. an.

Auf dem Wasserspiegel des Miösen sahen unsere Reisende, anschreinend von der Größe kleiner Böte, mit aufgespannten Segeln verschiedene Holzflösse hinabgleiten. Die einzelnen, hernach in ein Floß zusammenzufügenden Holzstücke werden mittels der in den See sich ergießenden Ströme, auf der Oberfläche des Wassers forttreibend, selbigem zugeführt. Um diese da, wo sie gesammelt werden sollen, im Weitertreiben aufzuhalten, hat man den Strom mittels zusammengefügter Balken gesperrt, welche Vorrichtung Länds genannt wird. Wäre nicht durch die Natur des Landes auf diese Weise mittels der vielen Ströme

und Binnenseen für die bequemere Fortschaffung des Holzes gesorgt worden, so würden die für Norwegen so ungemein wichtigen Waldungen von geringem Werthe sein; auch gibt es wirklich im Innern des Landes bedeutende Landstriche, wo wegen Mangel an Wasserverbindung das Holz keinen Absatz hat.

Die nächst Hund folgende Station Vingnaes liegt am westlichen Ufer der von Norden her fließenden Laugenelv, welche hier in die nördliche Spitze des Miösen sich ergießt. Diesem Hofe gegenüber und auf der Ostseite liegt unter 61° 8′ 29″ Polhöhe und 791 Fuß über dem Meere das unlängst zu einer Landstadt erhobene Lillehammer, wohin man über eine Fähre gelangt. Die in Folge des Vorschlages einer 1814 ernannten Commission getroffene Wahl dieser Gegend wird hinreichend gerechtfertigt durch die Lage des Orts, ungefähr in der Mitte des Landes, am obern Ende des 12 Meilen langen Sees, der mit dem fruchtbaren Hedemarken, Toden u. s. w. eine bequeme Verbindung öffnet; am Ufer des Laugen, der gleichfalls in Nordwest einen bedeutenden Landstrich durchströmt, in unmittelbarer Nähe eines, bei dem gegenüberliegenden Vingnaes befindlichen Hafens, der Schiffe von erforderlicher Größe aufnimmt; unweit der Wasserfälle in die durch die Stadt hindurch fließende Mesnaelv, wodurch Mehl- und Sägemühlen, sowie andere Fabrikanlagen begünstigt werden, und mittels welcher, sowie auf mehren andern in den Laugen abfließenden Strömen, Holz und andere Baumaterialien herbeigeschafft werden; und endlich durch die bequeme Zufuhr der erforderlichen Nahrungsmittel aus dem an Schlachtvieh reichen Guldbrandsdalen und dem kornreichen Hedemarken. Gleichwol hat der Handel noch kein Gedeihen in diesem Städtchen gefunden, welches zum Theil aus dem Mangel einer Verbindung des Miösen mit der offenen See mittels des Christianiafiord zu erklären sein mag. Wenn nun zwar dem Städtchen die Gelegenheit zum Seehandel abgeschnitten ist, so ist doch nach der Lage desselben im Mittelpunkte einer nach allen Seiten so ausgedehnten Landstrecke, bei der Gelegenheit zum Einkauf des Holzes aus den umliegenden und insonderheit aus den nördlichen Gegenden, und der landwirthschaftlichen Erzeugnisse aus den nahegelegenen fruchtbaren Districten, nicht minder wegen des Bedürfnisses der nördlichen Bewohner an Getreide, getrockneten und gesalzenen Fischen u. s. w., welchem bisher durch beschwerliche Zufuhr von Christiania abgeholfen werden mußte, immer noch mit Grund anzunehmen: daß die zwischen den Bewohnern dieser und der weiter nordwärts gelegenen Gegenden und den Kaufleuten in Christiania bisher befindliche weite Kluft durch Lillehammer ausgefüllt werden wird, wenn bei den Bewohnern dieses Städtchens die nöthigen Erfoderniſſe sich finden, um selbiges zu einem Mittelpunkte des nördlichen und südlichen Binnenhandels zu machen.

Die nächste, von den Reisenden erreichte Station, Toft, liegt im Kirchspiele Gusdal, welches den südlichsten Theil von Guldbrandsdalen ausmacht. Das Guldbrandsthal mit seinen verschiedenen Krümmungen erstreckt sich 20½ Meilen in die Länge und wird von der Laugenelv durchströmt, nächst dem mehr östlich fließenden Glommen der bedeutendste Strom in Norwegen. Diese Thalstrecke, wenngleich nicht die größte, doch die wichtigste und am stärksten bevölkerte des Landes, ist an den wenigsten Stellen über eine Viertelmeile breit, an einigen sogar fast auf die Breite der Laugenelv beschränkt. Eigentliche Landstächen gibt es daher in diesem Thale nicht, und das Wenige, was davon zwischen dem Flußufer und dem Fuße der zu beiden Seiten emporsteigenden Anhöhen sich findet, besteht meistens aus Wiesengrund und ist nicht selten der Überschwemmung ausgesetzt. An den mehr oder weniger steil sich erhebenden Bergwänden hat man der Natur das zum Kornbau erfoderliche Land abgewonnen, und neben diesen liegen die einzelnen Häuser und dazu gehörigen Gebäude dieser Thalbewohner auf einer zuweilen mehre Hundert Fuß betragenden Anhöhe. Gewöhnlich sind die Kirchen in den weitesten Thalöffnungen erbaut, und in der Nähe derselben trifft man wie gewöhnlich eine mehr zusammengedrängte Bevölkerung. Bei der 1815 veranstalteten Zählung fanden sich auf den 115¾ □ Meilen dieses Thales 29,695 Bewohner, mithin auf der □ Meile 255. Von diesem Hauptthale laufen hin und wieder Seitenthäler aus, welche dem großen Laugen Nebenflüsse zusenden. Außerdem gibt es verschiedene, mit demselben nicht in Verbindung stehende isolirte Thäler, welche in das zum Amte Hedemarken gehörige, östlich gelegene Osterthal ausmünden. Das Guldbrandsthal wird von mächtigen Gebirgszügen eingeschlossen, unter welchen das bekannte Dovrefield an der nördlichsten Grenze das merkwürdigste ist. Ein südlich von solchem auslaufender Arm bildet zum Theil gegen das eben erwähnte Osterthal die Grenze. An der Westseite erstrecken sich in gleicher Richtung hohe Bergketten, welche bisher einer wissenschaftlichen Untersuchung ermangeln und nur den Hirten und Rennthierschützen bekannt sind. Zur Beförderung des Zwischenverkehrs in diesem bedeutenden Landstriche ist, mit Ausnahme der von Christiania nach Drontheim laufenden Poststraße, bisher noch wenig geschehen, und es lassen die in die westlichen Gegenden führenden Bergstraßen, welche an einigen Stellen nicht ohne Gefahr und Hülfe eines bekannten Führers besucht werden, um so mehr baldige Verbesserungen wünschen, da solche nach den schon jetzt stark besuchten Marktplätzen in Ramsdalen und Guldbrandsdalen führen.

Die im Guldbrandsthale befindlichen größern und kleinern Hofbesitzer sind mit wenig Ausnahmen Eigenthümer ihrer Höfe und in Folge des Adelsrechts zur Veräußerung ihres Grundbesitzes, weder im Ganzen noch stückweise, wenig geneigt; doch haben sie in der Regel einzelne Theile davon auf unbestimmte Zeit in Nießbrauch überlassen, um dafür einen, gewöhnlich nicht hohen Zins zu erheben. Die Inhaber, welche eine oder mehre Kühe halten dürfen, sind aber dem Hofbesitzer, so oft er es verlangt, zur Arbeit um einen festgesetzten Preis verpflichtet, der die Höhe des durch freie Verhältnisse bestimmten Arbeitspreises nicht erreicht. Wird nun dieses gleich zum Theil dadurch ersetzt, daß dem Arbeiter täglich die Kost gereicht wird, so reicht doch der Taglohn nur zum nothdürftigsten Unterhalt der Frau und der gewöhnlich zahlreichen Kinder hin. Wenn nun diese Familien, deren Zahl sich zu den Grundbesitzern ungefähr wie 3 zu 2 verhält, so lange sie gesund und und arbeitsfähig sind, kaum der Verarmung entrinnen, so müssen sie unvermeidlich in solche versinken, wenn Krankheit oder Altersschwäche ihre Hütte heimsucht.

Auf der Station Breiben, an der Westseite des Laugen, fand der Verf. gute Bewirthung, welche sonst in diesen Gegenden nicht überall zu treffen ist. Der bejahrte Wirth redete ihn mit dem traulichen Du an, welches ganz zu seinem einfachen Benehmen paßte und früher in diesen Gegenden allgemein war. Die Hausfrau war Mutter von 12 noch lebenden Kindern, nachdem der Tod 9 andere geraubt hatte und 7 Entbindungen zu frühzeitig erfolgt waren. Dieselbe besorgte gleichwol noch selbst den Haushalt, der auf einem Hofe von 30 Tonnen Aussaat nicht unbedeutend ist.

Die Reisenden näherten sich nun immer mehr dem Fuße des merkwürdigen Gebirges, welches zwischen dem 62 und 63° unter der allgemeinen Benennung Dovrefield die beiden Stifter Aggershuus und Drontheim voneinander scheidet und zugleich ganz Norwegen in zwei Hälften, Norder- und Sönderfields, theilt. Es läßt sich selbiges als die Verbindungskette zwischen den beiden durch die skandinavische Halbinsel in der Richtung von Nord nach Süd fortlaufenden Gebirgszügen betrachten, von welchen der östliche, zwischen Norwegen und Schweden die Grenze bildet, und der westliche, Langefield genannt, in einer Strecke von ungefähr 50 Meilen theils in das Stift Bergen, theils zwischen diesem und dem Stifte Aggershuus und theils in letzteres selbst seine mächtigen Zweige bis in das Stift Christiansand ausbreitet. Diese, obgleich nur durch einige der hervorstechendsten Züge skizzirte Charakteristik des Dovrefield wird gleichwol hinreichen, um einen Begriff von der wunderbaren und großartigen Landstraße von Christiania nach Drontheim zu

gleich. Der Lux hat Schuld daran, daß Jakob Fr. Otto's Name nicht in der Geschichte der Literatur glänzt, wie der Name des Mannes verdient.

Otto war ein Sohn des Predigers Otto in Lux, wo er 1809 geboren ist. Seine Mutter war Gouvernante Napoleon, und er hat sie oft in Paris besucht. Er studirte Theologie, und ging dann als Hauslehrer nach Livland, wo er einige Jahre blieb, wurde aber bald wieder zu Hause gerufen, um Vikarius seines Vaters zu werden. Er hatte Talent zum Predigen, und seine Predigten waren gut, aber sie waren nicht populär. Er hatte nicht die Gabe, sich in den Ton der ungebildeten Volksmasse, wenn sie auch noch so roh ist, herabzustimmen, und sie zu erbauen, wie sie es verstehen. Das schmeckte ihnen nicht, sie wollten Kost haben, die ihnen mundete, und sie gingen lieber zu einem Prediger, der ihnen gab, was ihnen gefiel. Otto war ein Mann von strengen Grundsätzen, und er hielt auf Ordnung und Disciplin. Das war nicht nach dem Geschmacke der Gemeinde, und sie wollten ihn nicht haben. Otto ging, und wurde Professor der Philologie in Dorpat, wo er 1838 starb, und wo auch seine Frau, eine geborne Schwarz, gestorben ist. Sie war eine Tochter des Professors Schwarz, der in Dorpat Professor der Medicin war, und ein Bruder von Schwarz, der in Petersburg Professor der Medicin war, und dort gestorben ist. Otto hatte mit seiner Frau drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter. Der ältere Sohn ist Professor der Medicin in Dorpat, der jüngere Sohn ist Professor der Philologie in Petersburg, und die Tochter ist an einen Professor der Medicin in Dorpat verheirathet.

Otto war ein Mann von großen Kenntnissen, und ein Philologe, der sich durch seine Gründlichkeit auszeichnete. Er hatte sich vorgenommen, eine Geschichte der Griechischen Literatur zu schreiben, und hatte schon einen Theil des Manuscripts fertig, als er starb. Es ist zu hoffen, daß der Sohn, der Professor in Petersburg ist, es herausgeben wird. Otto hatte auch eine Uebersetzung des Homer angefangen, und hatte schon einige Gesänge der Ilias übersetzt, als er starb. Diese Uebersetzung ist in Hexametern, und ist sehr gut. Otto hatte sich vorgenommen, den Homer zu übersetzen, wie Voß ihn übersetzt hat, und er hat Voß's Arbeit oft mit der seinigen verglichen. Er hatte sich vorgenommen, Voß's Arbeit zu verbessern, und er hat sie in vielen Stellen verbessert

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 167. — 16. Juni 1837.

Les prisonniers d'Abd-El-Kader ou cinq mois de captivité chez les Arabes; par M. *A. de France*, enseigne de vaisseau. Orné du portrait d'Abd-El-Kader et du plan de Tékédemta. Zwei Bände. Paris 1837.

Während man sich in den Kammern darum streitet, wem eigentlich die Schuld von dem Unfalle bei Konstantine zur Last zu legen sei; während man hier für, dort gegen die Beibehaltung der Besitzungen in Afrika schreit und am Ende doch nichts geschieht, was allem Geschrei auf eine eclatante Weise ein Ziel setzen könnte; während sich Marschall Clauzel und Hr. Baude mit weit mehr Leidenschaft als Takt auf der Tribune, in Journalen und in Pamphlets gegenseitig anklagen und verfolgen, tritt ein einfacher Schiffsfähnrich mit der ebenso anziehenden als anspruchslosen Erzählung der Leiden und Erfahrungen hervor, welche er während einer fünfmonatlichen Gefangenschaft im Gefolge und im Lager Abd-el Kader's ertragen mußte und sammeln konnte. Je schmuckloser und einfacher diese Erzählung ist, desto willkommener muß sie allen Denen sein, welche durch klare Anschauung von Thatsachen zur Auflösung gewichtiger Probleme gelangen wollen; welche die Zukunft der noch so unsichern Herrschaft Frankreichs im nördlichen Afrika nicht in den Reden der Deputirten oder dem Budget der Minister, sondern in den Zuständen des Landes selbst und in der Natur der Elemente suchen, welche sich dort noch wie zwei verschiedene Welten feindlich begegnen, um, wie es scheint, den Kampf der Vernichtung durchzukämpfen.

Hr. de France, welcher wider Willen und zwar etwas unsanft in diesen Kampf hineingezogen worden ist, hat Dinge erlebt und gesehen, welche ihn wol hätten veranlassen können, bei den in Bezug auf Algier angeregten Fragen des Tages ein Wort mitzureden; er hätte seinem Werke auf diese Weise eine besondere Farbe, vielleicht selbst eine gewisse politische Wichtigkeit geben können. Dadurch, daß er dies nicht gethan hat, hat er als noch junger Mann mehr Takt bewiesen, als man in dergleichen Dingen in Frankreich überhaupt anzutreffen gewohnt ist. Hr. de France urtheilt nur selten, aber meistens richtig, und läßt sich noch seltener auf längere Betrachtungen ein, die ihn leicht auf das unbegrenzte Gebiet der Politik oder in das Labyrinth der Philosopheme über die Geschichte der Welt und Menschheit hätten führen können. Er läßt die Sachen selbst reden, natürlich immer wieder so, wie er sie in seiner etwas exceptionnellen Stellung sah und auffaßte. Es liegt in der Natur des menschlichen Wesens, daß man unter der Schärfe des Schwertes, welches jeden Augenblick den Lebensfaden zu durchschneiden droht, und unter der Last der Fesseln, von Barbaren geschmiedet, eben nicht jene Geistesfreiheit, nicht jene Ruhe bewahren kann, welche zu den wesentlichsten Bedingungen tief eindringender Beobachtung gehören. Wir lassen dies bei Seite und sagen lieber ein Wort darüber, durch welches Misgeschick der Verf. in die Hände der Araber fiel und dann, zwischen Leben und Tod schwebend, ins Lager Abd-el-Kader's gebracht wurde.

Hr. de France war als Fregattenlieutenant auf der Brigg le Loiret angestellt, welche während des Frühjahrs und des Sommers 1836 ihre Station bei Arzew, einem Hafenort zwischen Oran und Algier, hatte. Die Umgegend, durch einige französische Posten schwach gedeckt, ward in jener Zeit häufig durch Überfälle arabischer Reiterscharen heimgesucht, welche zum Heere Abd-el-Kader's gehörten. Im August war der Verf. eines Tages mit den übrigen Offizieren und einer kleinen Abtheilung Matrosen ans Land gestiegen, um die Entfernungen auszumessen, welche einige Tags vorher vom Bord des Schiffes aus abgeschossene Kugeln erreicht hätten. Mehr aus Leichtfertigkeit als aus Nothwendigkeit entfernte man sich ein wenig von den Vorposten, um einige Rebhühner zu jagen. Noch hat man sie nicht erreicht, als plötzlich eine Schar Reiter aus einem Hinterhalte hervorstürzt, den Verf. mit zwei andern Offizieren, welche jedoch noch so glücklich waren, zu entkommen, umringt und nach einem kurzen verzweifelten Kampfe zu Gefangenen macht. Selbst die Art, wie dies geschah, ist eigenthümlich. Die berittenen Araber führen nämlich, sobald sie gegen den Feind ausziehen, gewöhnlich einen etwa 20 Fuß langen Strick bei sich, welcher an dem einen Ende in eine Schlinge ausläuft, an dem andern mit einem eisernen Haken versehen ist; sie gebrauchen ihn in der Regel dazu, um bei einem Kampfe ihre Todten mit fortzuschleppen, oder im Handgemenge Gefangene zu machen. Diese letztere Bestimmung lernte der Verf. für dieses Mal sogleich an sich selbst kennen. Ehe er zur Besinnung gekommen war, hatte ihm ein Araber das eine Ende seines Stricks über

von Kopf gemacht, hat schon zu den Einfällen der Kosaken in Ungarn Anlaß gegeben. Ein Kosakenhaufen hatte Kopf und Pferd bekommen, ein anderer Kopf ohne Pferd und Körper. Was er darauf zu thun gedachte, ist nicht bekannt. Aber es scheint bei den Kosaken Sitte zu sein, daß sie, wenn sie einen Kopf erbeuten, wenn ihre Feinde geschlagen sind, ihn in Kopf stellen und Gelübde machen. Ein Kosak, der Kopf stellt, gelobt, wenn er Kopf bekommt, so und so viel Kopf zu machen. Wenn er Kopf bekommt, so ist er Kopf, wenn er Kopf bekommt, so ist er Kopf, wenn er Kopf bekommt, so ist er Kopf,

der Kleine Rath bedient. Der weltliche Schirmherr muß sich in Allem nach dem Willen der Gemeinde richten und darf sich Nichts anmaßen, was ihr nicht zusteht. Die Gemeinde besteht aus Christen, die sich freiwillig zu einander halten und sich gegenseitig Hülfe leisten. Sie ist eine Gemeinde der Heiligen, die Gott durch Christum berufen hat.

Darum soll sie auch nur an Gott allein ihren Halt haben und sich auf Niemand Anderen verlassen. Sie soll sich nicht auf Menschen stützen, sondern auf Gott allein, der sie berufen hat. Sie soll sich nicht auf Menschen verlass

Thatsachen kennen, haben wir Grund, sie für wahr zu halten, und wir sind verpflichtet, sie als wahr anzuerkennen. Wir sind verpflichtet, sie als wahr anzuerkennen, weil sie durch Gründe bewiesen sind.

Moral.

Der wahre Glaube offenbart sich dadurch, daß derselbe die Gemüther zu heiligen Gesinnungen und Handlungen erhebt. Der Glaube, welcher nicht Gesinnungen und Handlungen der Heiligkeit hervorbringt, ist kein wahrer Glaube. Ein solcher Glaube ist todt, weil er keine Früchte hervorbringt. Ein solcher Glaube ist ein Glaube, welcher nicht selig macht. Ein solcher Glaube ist ein Glaube, welcher nicht vor Gott gerecht macht. Ein solcher Glaube ist ein Glaube, welcher nicht durch die Gerechtigkeit Christi gerechtfertigt macht. Ein solcher Glaube ist ein Glaube, welcher nicht durch die Gnade Gottes in Christo Jesu gerechtfertigt macht. Ein solcher Glaube ist ein Glaube, welcher nicht durch den Geist Gottes gerechtfertigt macht. Ein solcher Glaube ist ein Glaube, welcher nicht durch den Geist Gottes in Christo Jesu gerechtfertigt macht. Ein solcher Glaube ist ein Glaube, welcher nicht durch den Geist Gottes in Christo Jesu gerechtfertigt macht, weil derselbe nicht durch den Geist Gottes in Christo Jesu geheiligt macht. Ein solcher Glaube ist ein Glaube, welcher nicht durch den Geist Gottes in Christo Jesu geheiligt macht, weil derselbe

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 168. —— 17. Juni 1837.

Les prisonniers d'Abd-El-Kader ou cinq mois de captivité chez les Arabes; par M. *A. de France.* Zwei Bände.

(Fortſetzung aus Nr. 167.)

Abd-el-Kader ſtammt aus der Familie Mahidin, und ſein Vater hatte zuerſt als Marabout durch den Ruf ſeiner Frömmigkeit unter den Arabern einen gewiſſen Einfluß erlangt. Er hatte Mekka zweimal beſucht, und Abd-el-Kader ſelbſt hatte ihn auf ſeiner zweiten Reiſe dahin als achtjähriger Knabe begleitet. Schon dies gab dem jungen Marabout, d. i. Prieſter, unter den Stämmen ſeiner Heimat eine gewiſſe Wichtigkeit. Der Name des Heiligen, welcher allen Marabouts gegeben wird, die die Pilgerfahrt nach Mekka vollbracht haben, iſt mit dem Erbe ſeines Vaters auch auf ihn übergegangen, und ſein ganzer Name lautet folglich Sidi-l'Hadſch-Abd-el-Kader-Mahidin. Mit der Eroberung Algiers durch die Franzoſen beginnt ſeine politiſche Rolle. Vorzüglich er war es, der ſeit dieſer Zeit die Stämme gegen die Franzoſen aufgewiegelt, fanatiſirt und zuſammengehalten hat. Einſicht, Tapferkeit, Gewandtheit und Liſt gaben ihm bald unter den übrigen Hordenführern eine entſchiedene Überlegenheit; man gewöhnte ſich nach und nach daran, ihn als den Führer aller Stämme im Kampfe gegen die Ungläubigen zu betrachten, und gegenwärtig wagt es kaum mehr ein rebelliſcher Häuptling, ihm den Rang des „Sultans" ſtreitig machen zu wollen. Auch würde ohne ihn ein längerer Widerſtand der Beduinenſtämme gegen die Franzoſen gar nicht denkbar ſein. Sein Tod wäre das Zeichen zu allgemeiner Unterwerfung oder zur Flucht der Hartnäckigſten nach der Wüſte.

Gleichwol beſitzt Abd-el-Kader nach der Schilderung des Verf. keineswegs die ausgezeichneten Eigenſchaften des Geiſtes und Charakters, welche man ihm beilegen will und die ihn, von ferne geſehen, zu einem gefährlichern Gegner der franzöſiſchen Herrſchaft in Afrika machen würden, als er in der That iſt. Er zeichnet ſich aus in ſeinem Lager den Arabern gegenüber, und ſeine Güte, ſein Selbſtvertrauen, ſeine Kühnheit und Gewandtheit ſind eben nur im Verhältniß zu dieſen hervorleuchtende Eigenſchaften. In jedem andern Kreiſe, namentlich nach Europa verſetzt, würde er eine ſehr alltägliche Erſcheinung ſein, und ſein Mangel an Bildung, ſein Hang zum Despotismus, ja ſelbſt ſeine Unvorſichtigkeit würden ihm bald einen untergeordneten Platz anweiſen. Auch iſt ſein Plan gegen die Franzoſen und in Bezug auf die Begründung ſeiner eignen Herrſchaft unter den Beduinen ebenſo unbeſtimmt, als ſeine Mittel geiſtig und materiell zur Ausführung eines entſcheidenden Schlages unzulänglich ſind. Man hat geglaubt, er wolle als Reformator auftreten, er wolle die Lehren des Propheten und die Sitten der Araber umgeſtalten; man hat ihm dieſer Hinſicht erhabene Anſichten, tiefliegende Plane zugeſchrieben, deren er gar nicht fähig zu ſein ſcheint. Hierzu ſind ſeine Kenntniſſe, welche ſich auf den Koran beſchränken, zu gering, und ſeine Vorurtheile noch zu groß. Eine ziemlich planloſe Herrſchſucht, welche er jedoch geſchickt genug zu verbergen verſteht, kann wol als die Haupttriebfeder ſeines Handelns gelten. Der Verbreitung der Civiliſation unter den Beduinenſtämmen, welche die häufigen feindlichen oder freundlichen Berührungen mit den Franzoſen faſt unvermeidlich machen, zeigt er ſich im Allgemeinen nur abgeneigt. Er ſucht die Stärke ſeiner Macht in den urväterlichen Sitten und Gebräuchen der Wüſte und bietet Alles auf, die Araber wieder zu dieſen zurückzuführen. Mit welchem Erfolge, beweiſen am beſten die beiden Töchter des Bey von Miliana, welche der Verf. ſo reizend fand, und welche die feinen pariſer Ohrringe und diamantenen Armbänder ſchon ſo hübſch zu tragen verſtanden (II, 179).

Moraliſch ſtützt ſich Abd-el-Kader bei ſeinem Kampfe gegen die Franzoſen noch mit am meiſten auf den religiöſen Fanatismus, welchen er durch eigne ausgezeichnete Frömmigkeit und genaues Feſthalten an den Satzungen des Korans unter den ihm ergebenen Stämmen zu nähren weiß. Materiell ſcheinen ſeine Mittel bereits ziemlich erſchöpft zu ſein, ohne daß ſich ihm neue Hülfsquellen eröffnen ſollten, welche ſeine Zukunft ſichern könnten. Seine Kaſſen ſind faſt leer; die Stämme, welche ſich noch zur Bezahlung regelmäßiger Abgaben verſtehen, zahlen nur langſam und nicht ohne Schwierigkeiten. Die Noth hat ihn bisweilen ſchon zu Gewaltmaßregeln gezwungen, welche nicht grade geeignet ſind, ihm die Anhänglichkeit ſeiner Getreuen für die Ewigkeit zu ſichern. So wurden noch im vorigen Jahre die Stämme der Ebene von Miliana, unter dem Vorwande, daß ſie den Bey von Mouſthaga-

nen bei 64 ordinirenden Aerzten, 4 zweiklassige Cholerahäuser gegründet (1. VII.). Einen bei 30—40 Betten in Ober-Schönweide, ein zweites in Moabit, ein drittes in Alt-Moabit und ein viertes in Berlin gegründet. Der Personalbestand war, wenn diese Lokalitäten vollständig besetzt waren, folgender: 1 Direktor, 1 Oberarzt, 1 Assistenzarzt, 1 Apotheker, 1 Rendant, 1 Inspektor, 1 Oberwärter, 1 Wärterin, 1 Wärter, 1 Wärterin, 1 Wärter, 1 Wärterin, 1 W

er von Schloß Hainfeld uns loszureißen vermögen. In der That, nach dieser Lecture rechnen wir sowol ihn als die treffliche Gräfin Purgstall gleichsam zu unsern Freunden, so genau haben wir sie kennen gelernt, und so lieb sind sie uns geworden.

Dies Buch ist kein gewöhnliches, wie der Leser sieht; und wie es keinem Zweige der Literatur ausschließlich angehört, so hat es in seinem besondern Reize wenige seines Gleichen. Nicht wenig Interesse kommt zwar auf Rechnung der englischen Beurtheilung deutscher Zustände, über welche die wunderbare Einseitigkeit des Inselvolks stets so seltsame Sachen zu sagen weiß, und worin wir Deutschen gemeinhin so viel Lachstoff zu entdecken pflegen; aber die vorzüglichste Sympathie erregt uns doch nicht das sitten- und landschildernde Element, sondern das Charaktergemälde der seltenen Frau, welcher dies Buch gewidmet ist.

Schon die Schilderung Hainfelds und der benachbarten Schlösser des steierschen Adels durch die englische Feder gewinnt uns viel Theilnahme ab; die Seltsamkeit der Klagen über Mangel an Comfort, in denen Basil Hall mit Fürst Pückler im Unisono spricht, findet aber ihren Culminationspunkt in dem Wehgeschrei über die Betten der Deutschen, die, obgleich für uns so ziemlich zufriedenstellend, für den Verf. das non plus ultra des Jammervollen sind, zum recht schlagenden Beweise, welche Macht im Menschenleben die Gewohnheit bildet. Der Verf. behauptet gradehin: die Deutschen seien zwar ein reinliches, mäßiges, höfliches, gastfreies und ehrliches Volk; allein wie eine Nacht hinzubringen sei, davon hätten sie nicht die mindeste Idee. Die dann folgende Übertreibung ist wirklich spaßhaft. Der Verf. hat „nie ein deutsches Bett gesehen, das ein Engländer seinem müden Jagdhunde anzuweisen sich nicht schämen" würde! Nach allen Seiten hin zu klein, und wenn man sich zusammenkauert wieder zu schmal, sodaß die Knie zur Seite hinaushängen, dann eine wogende See von Bettsäcken, oder gar, horribile dictu! von grausigen Federbetten über sich, zwei feuchte Tücher, Laken genannt, so groß wie Schnupftücher, unter sich, sieht der Verf., um auf einer solchen Marterbank zu schlafen, sich genöthigt, in jedem Nachtquartier zwei Betten zusammenzunähen, und hinterläßt diese seine sauere Arbeit stets, wie jener Reisende in Spanien zum Heile des Volks in jedem Wirthshause eine Bibel zurückließ. Ist das nicht ungemein spaßhaft? Wir selbst aber haben in England die Betten ebenso unerträglich groß und kalt, als der Verf. die deutschen Betten klein und warm gefunden. Was folgt nun daraus anders, als daß man in Dingen der Gewohnheit höchst Unrecht thut, nicht jedem Volke vollkommen Recht zu geben?

Die gesellschaftlichen Bilder, die der Verf. uns sonst aus Deutschland vorführt, sind besser und solcher Art, daß wir sie uns allerwege gefallen lassen können. Überall gereichen sie unserm Charakter und besonders unserer Bildung zur Ehre. Es ist nicht wenig erstaunenswerth, daß der Verf., der uns doch die Gegend des Schlosses Hainfeld wie eine terra incognita, eine Art unentdeckten Landes schildert, fast immer und überall mit Personen umgeben ist, die seine Muttersprache nicht blos verstehen und sprechen, sondern selbst Verse in ihr machen. Ihn, den Verehrer deutscher Literatur, muß dies billig überraschen.

Über seine deutschen Sprachstudien erzählt Basil Hall merkwürdige Dinge. Zunächst muß es uns auffallen, daß er, der in Idria noch kein Ei auf Deutsch fodern kann, in Hainfeld, zwei Monate später, nicht blos Kotzebue, sondern auch den „Wilhelm Meister" liest und vorliest. Hiernach mußten wir ihn für ein entschiedenes Sprachgenie halten. Nichtsdestoweniger sagt er uns, daß er, nachdem er ein Jahr in Deutschland gewesen, sich erst in Paris und durch Professor Ollendorf überzeugt habe, wie er einer ganz falschen Methode gefolgt sei, die ihn durchaus keine Fortschritte im Studium des Deutschen habe machen lassen. Besagter Professor erst habe ihn auf den rechten Weg gebracht, und zwar, indem er ihn das Deutsche genau wie die Mathematik gelehrt habe. Hier habe er von vorn angefangen und nun in sechs Monaten die „schöne, aber schwere deutsche Sprache" gelernt, eine Anstrengung, für welche der Genuß ihrer fast „unvergleichlichen Schönheiten" genugsamer Ersatz sei. Wie wunderlich dies Alles uns auch klingt, es thut uns immer im Geheimen wohl, einen gebildeten Ausländer so sprechen zu hören.

Sehr anziehend sind die beiden Besuche, welche der Verf. bei dem trefflichen Erzherzog Johann macht, geschildert. Beide, der erste in den Weinbergen des Fürsten, der andere in seinen Eisenschmelzen, sind zwar nicht ohne ihre kleinen Unglücksfälle, bei welchen natürlich das Essen, dieses jedem Engländer so wichtige Moment, eine große Rolle spielt; desto anmuthiger aber wird die Erzählung von den Verdiensten des trefflichen Fürsten, der, wiewol das edelste Blut Europas in seinen Adern fließt, dem Verf. nur den fein und vielseitig gebildeten Landedelmann zeigt und, nachdem er Armeen commandirt hat, blos durch sein Beispiel als Landwirth und Fabrikant im Großen, als Begünstiger praktischer Wissenschaftlichkeit unendlichen Segen über sein geliebtes Steiermark verbreitet hat. Eine solche Existenz kann allerdings beneidenswerth erscheinen, und der Fürst, in dessen verdientes Lob der Verf. sich hier ergeht, muß allerdings ein höchst liebenswürdiger und respectabler Charakter sein. Was der Verf. von seiner Gemahlin sagt, war uns neu.

Eine andere kleine Ausflucht, die Basil Hall nach Ungarn macht, schildert das Land und seine Verfassung in so echt englischer Weise, daß wir den Leser bitten müssen, dies Capitel selbst nachzulesen. Die Tafel spielt auch hier wieder ihre große Rolle, wenn wir auch nicht finden können, daß der Verf. so schlecht, wie er meint, gespeist habe. Zwei Dinge gibt es, worüber die achtbaren Bewohner des Inselreichs sich bescheiden sollten, gar kein Urtheil haben: diese sind der Tisch und die Justizverfassung anderer Länder. Wenn man so tief wie die Engländer in den ersten Elementen der Kochkunst stecken geblieben ist, und wenn man wie sie heute, im Jahre des Heils 1837 post Christum, noch solche Justizreformbills, wie sie jetzt eben im Parlamente verhandelt werden, einbringen kann, ja, wenn es noch zweifelhaft ist, ob die Versuche edler und aufgeklärter Männer, den cannibalischen Codex Englands endlich einmal menschlich zu reformiren, d. h. nur auf das Niveau des spätern Mittelalters etwa zu bringen, gelingen werden oder nicht, so sollte man bei diesen beiden Fragen aus Klugheit wenigstens schweigen.

Doch genug von Dem, was in diesem reizenden Buche doch nur Nebensache ist, die Hauptsache ist und bleibt die unvergleichliche Gräfin Purgstall und die anziehende Schilderung dieses seltenen Charakters. Wir könnten darin fast eine Probe von der gänzlichen Unabhängigkeit des Geistes von den Bedingungen des Körpers erblicken, und die Anhänger dieser Meinung finden in der unwandelbaren Heiterkeit und Erregsamkeit, in dem stets gleichen Wohlwollen und den Liebesbeweisen der seit drei Jahren an ein wunderliches Krankenlager gefesselten Gräfin keine geringe Bekräftigung ihres Systems. Die Fülle von guter Laune, der Vorrath von Anekdoten, die beständige, ins Kleinste gehende Sorge für ihre Gäste, die sie um jeden Preis sich erhalten will und die sie sich in der That erhält, die Schilderung ihrer sonderbaren Umgebung, ihre rührende Leidensgeschichte und der Nimbus von Geist und Anmuth, der selbst die Sterbende umgibt, dies zusammen gibt ein so seltenes und seltsames Gemälde, daß wir unser Auge nicht davon losreißen können. Die Gräfin stand in ihrer frühern Zeit mit Walter Scott, mit Dugald Stewart und andern berühmten Schotten in naher Verbindung und erzählt uns von ihnen eine Menge der hübschesten Geschichten. Ergötzlich unter diesen ist besonders die Anekdote von Stewart und Hall, diesen beiden Philosophen, die durch eine merkwürdige Übereinstimmung in ihren Sehorganen beide beim Abendzwielicht gänzlich blind wurden und denen die schöne junge Frau als Führerin dienen muß, ohne daß der Eine seine Schwäche gegen den Andern verrathen will. Einige anziehende Briefe von Walter Scott werden gleichfalls mitgetheilt, wo wir die geistreiche Bemerkung

ausdrücke, daß Hayne Jahr um Jahr Bankier bleiben will. Und so kommt es, daß Hayne Jahr um Jahr Bankier bleibt

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 169. — 18. Juni 1837.

Les prisonniers d'Abd-El-Kader ou cinq mois de captivité chez les Arabes; par M. *A. de France*. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 168.)

Neben dem lebendigen Sinn für Gerechtigkeit zeichnet sich Abd-el-Kader auch durch strenge Sittlichkeit und ein höheres moralisches Gefühl aus, welches dem gewöhnlichen Beduinen gänzlich fremd ist. Knabenschänderei, ein unter den Häuptlingen der Beduinenstämme noch sehr herrschendes Laster, bestraft er, zumal wenn Gewaltthätigkeit dabei mit im Spiele war, jedesmal mit dem Tode. Daß er Vielweiberei misbilligt, beweist er durch die That, denn er soll sich durch die unerschütterlichste Treue gegen seine einzige Gemahlin, von welcher der Verf. eine so reizende Schilderung entwirft (I, 238), namentlich auszeichnen. Sie begleitet ihn nicht auf seinen Heerzügen, sondern bewohnt in der Regel ein auf einer Besitzung Abd-el-Kader's unweit Mascara aufgeschlagenes Zelt. Die übrigen Häuptlinge seines Heeres führen dagegen gewöhnlich ihre Frauen mit sich umher und bringen sie mit Kindern und Greisen in Zelten unter, welche eine eigne Abtheilung des Lagers bilden. Die einzige Leidenschaft Abd-el-Kader's scheint der Besitz schöner Pferde zu sein; denn er ist ausgezeichneter Reiter und läßt sich als solcher gern sehen. Er reitet in der Regel einen schönen Rappen und bedient sich, da er von Statur klein ist, zum Aufsitzen eines Fußschemels, welchen ihm seine Diener nachtragen.

Ehemals führte er seine Truppen selbst zum Kampf und soll Beweise von großem persönlichen Muthe gegeben haben. Gegenwärtig pflegt er sich dagegen immer eine halbe Stunde hinter dem Handgemenge aufzuhalten. Der Kern seines Heeres beläuft sich nur auf 1500 Mann besoldete Truppen; sobald er aber einmal die Stämme für eine Unternehmung gewonnen hat, kann er über eine Macht von mehr als 20,000 M. gebieten. Seine Leibwache, die ihn überall begleitet, besteht aus 30 Negern. An den Übungen seiner Truppen, welche meistens in Scheingefechten bestehen, nimmt er gewöhnlich den thätigsten Antheil. Einer seiner Hauptplane ist die Wiederherstellung des längst zerstörten Tekedemta, welches er zum Sitze seines Reiches und somit zu einem festen Anhaltepunkte in dem Kampfe gegen Frankreich machen möchte. Er hat daselbst schon eine schlechte Batterie von acht Kanonen und einige Baracken aufrichten lassen. Ernstlichen Widerstand wird er damit den Franzosen freilich nie leisten können. Bisjetzt hat er seine feste Wohnung noch unter dem Stamme Hachem, einem der ansehnlichsten und reichsten südlich von Mascara, wo er selbst einen Theil der Ebene, einen Garten und ein Marabout besitzt.

Abd-el-Kader scheint noch fortwährend der festen Hoffnung zu leben, daß er die Franzosen aus Afrika vertreiben werde. Diese Hoffnung natürlich so viel wie möglich auch unter den Stämmen lebendig zu erhalten, ist eins der Hauptmittel, wodurch er sie an sein Interesse zu knüpfen sucht. Gleichwol ist eine gewisse Entmuthigung und eine ziemlich starke Sehnsucht nach dem Frieden unter allen seinen Anhängern nicht zu verkennen. Man ist des Krieges müde, und um die Lust an demselben wieder etwas anzufachen, verschmäht es Abd-el-Kader selbst nicht, bisweilen falsche Gerüchte zu verbreiten, welche seiner Sache dienlich sein möchten, wie z. B. über den Tod Ludwig Philipp's, den Ausbruch des Bürgerkrieges in Frankreich und den dadurch nothwendig gewordenen Rückzug der französischen Truppen aus Afrika. Einige Zeit finden dergleichen Dinge Glauben und haben eine vorübergehende Wirkung; auf die Dauer aber nutzt sich dieses Mittel, den gesunkenen Muth der Araber zu heben, ab und erzeugt Mistrauen. Auch ist Abd-el-Kader klug genug, unter die Franzosen selbst seine Spione zu schicken, welche ihn von allen ihren Bewegungen und Planen genau unterrichten. Ein großer Theil der Correspondenz, welche die französischen Generale der verschiedenen Stationen unter sich führen, geht durch seine Hände. Der Verf. wurde selbst von ihm dazu gebraucht, die aufgefangenen Depeschen des Generals Letang zu lesen. Der Verf. gesteht am Schlusse selbst ein, daß der Kampf gegen Abd-el-Kader, so bestimmt auch immer der Sieg am Ende sein mag, mit eigenthümlichen Schwierigkeiten verbunden ist, welche Gewandtheit und Vorsicht nöthig machen.

Auf der einen Seite — so lautet sein Endurtheil — steht ein Ehrgeiziger voll Talent und Muth mitten auf seinen Bergen und ruft die von Ruinen und Zerstörung, womit der Krieg gegen Fremde und Einheimische den Boden bedeckt hat, umgebenen Stämme zu sich; auf der andern eine reiche, edle, Bildung verbreitende Nation, welche sie ebenfalls zu sich ruft und

ihnen gegen ihre Freundschaft und Treue Reichthum, Wohlhabenheit und alle möglichen moralischen und materiellen Vortheile bietet, welche die Fortschritte der neuern Gesellschaft mit sich bringen. Nach diesen Bemerkungen kann man ungefähr sehen, nach welchem Ziele die Anstrengungen unserer Waffen und unserer Politik gerichtet werden müssen.

Wir halten es nicht für nöthig, zu diesen Bemerkung des Hrn. de France über Abd-el-Kader's Persönlichkeit und gegenwärtige Lage etwas hinzuzufügen. Die Kritik wird nie vergessen, unter welchen Verhältnissen und Einflüssen diese Mittheilungen gemacht wurden, und ohne daher in ihre materielle Wahrhaftigkeit im Allgemeinen den geringsten Zweifel zu setzen, könnte man doch veranlaßt sein anzunehmen, daß der Verf. seiner Darstellung eine Farbe gegeben hat, welche die dortigen Zustände in einem für Frankreich möglichst vortheilhaften Lichte erscheinen läßt. Gegen das System gewaltsamer Aufdringung der europäischen Bildung, wozu sich die „edle französische Nation" berufen glaubt, läßt sich gar Manches sagen. Die Frage bekommt schon eine ganz andere Wendung, wenn man sie von der Seite der Nationalität aus auffaßt. Leider hat überdies aber auch die Erfahrung aller Zeiten zur Genüge bewiesen, daß die Franzosen sich durch die trostloseste Unfähigkeit, angeblichen Barbaren ihre vermeintliche Glückseligkeit genießbar zu machen, vor allen europäischen Nationen auszeichnen; und was am Ende nicht selten an der Stelle der verheißenen materiellen und moralischen Wohlthaten zu Tage gekommen ist, berechtigt eben nicht sehr zu der Hoffnung, daß Frankreich nach siebenjährigen mislungenen Versuchen noch in Zukunft Abd-el-Kader und seine Horden mit der europäischen Bildung aussöhnen werde.

Alles, was Hr. de France außer den persönlichen Verhältnissen Abd-el-Kader's in seinem Buche zusammengestellt hat, ist weniger von allgemeinem Interesse. Es ist seine eigne und seiner Mitgefangenen Leidensgeschichte. Wir erfahren, wie er kurz nach der Ankunft im Lager Abd-el-Kader's mehre Franzosen und Italiener kennen lernte, welche um dieselbe Zeit in die Hände der Araber gefallen waren; er erzählt uns dann, wie sie gemeinschaftlich von Lager zu Lager geschleppt wurden, wie Einige von ihnen nach unsaglichen Leiden dem Hunger, dem Froste, Krankheiten und Entbehrungen jeder Art erlagen, und wie er selbst mit einigen Andern nur durch Auswechselung gegen einen Theil der in Marseille aufbewahrten gefangenen Araber seine Freiheit wiedererlangte. Im ersten Bande bildet die Geschichte eines seiner Leidensgenossen, welcher noch vor der Befreiung starb, Meurice mit Namen, eine wahrhaft ergreifende Episode. Interessant und lehrreich sind die Bemerkungen, welche er in demselben Theile (S. 121 fg.) über den Anbau der Ebene von Mousthaganem macht. Im zweiten Bande gibt dann ferner der Verf. (S. 153) einige Aufschlüsse über den Charakter, den moralischen Werth und die Stellung der Marabouts unter den Arabern im Allgemeinen.

Bei Gelegenheit der Auswechselung der Gefangenen erfahren wir auch etwas Näheres über den Juden Durand, welcher dabei als Unterhändler gebraucht wurde und überhaupt in der Geschichte der französischen Herrschaft in Afrika eine gewisse Rolle gespielt hat und noch spielt. Die Art, wie er sich dabei gegen den Verf. benahm, spricht eben nicht sehr vortheilhaft für ihn. Er scheint eben nicht mehr zu sein als ein gemeiner, verschlagener, schmuziger jüdischer Unterhändler, wie sich deren überall einnisten, wo es dergleichen Reibungen zwischen zwei so unverträglichen Elementen gibt, wie die Franzosen und die Araber sind. Es ist schlimm, daß sich in gewissem Sinne und bis zu einem gewissen Grade selbst Regierungen solchen Creaturen in die Hände werfen müssen. Am Schlusse des zweiten Bandes gibt Hr. de France unter der Aufschrift: „Observations", noch einige allgemeine Bemerkungen über Art, Sitten und Charakter der Araber, über die Behandlung der bei ihnen heimischen Thiere, über Ackerbau, Klima u. s. w. Neues ist darin eben nicht; sie bekommen aber einen besondern Werth dadurch, daß sie auf eignen Erfahrungen und eignen Anschauungen beruhen. 5.

Reineke der Fuchs. Leipzig, Volckmar. 1836. Gr. 12. 1 Thlr.

Es würde sehr überflüssig sein, wenn wir erst von dem Inhalte des Gedichts, das uns hier in einer neuen Übertragung dargeboten wird, sprechen, oder die natürliche gesunde Frische desselben, die unverwüstliche gute Laune, die darin herrscht, den scharfen, aber doch stets heitern Spott, womit es das Weltreiben abconterfeit, das Behagen, womit es den Sieg der Klugheit über die bloße Gewalt feiert, kurz alles Das loben wollten, wodurch diese unheilige Weltbibel, wie Göthe es bezeichnend nennt, eine geraume Zeit der Liebling eines großen Theiles unsers Volkes geblieben ist und, auch ins Hochdeutsche übertragen, sich bei uns in eine populaire Gunst gesetzt hat wie kaum noch irgend eine andere unserer ältern Dichtungen. Der Untersuchungen zu gedenken, die in neuerer Zeit vor Allem von Jakob Grimm in seiner herrlichen Einleitung zu „Reinhart Fuchs" (Berlin 1834) über das Wesen und die Träger der Thierfabel, über den ältesten Ursprung des deutschen Thierepos, über seine allmälige Gestaltung und veränderte Tendenz und über andere damit zusammenhängende Punkte angestellt worden sind, dürfte bei dem lebhaften Antheil, den unser Publicum an allen den Forschungen nimmt, welche auf die Geschichte und den Zustand unserer ältern Literatur sich beziehen, gewiß nicht minder überflüssig oder doch wenigstens hier nicht am Orte sein. Kaum wagen wir es, einige wenige Unkundige unter unsern Lesern vorauszusetzen, denen wir erst noch anzuempfehlen nöthig hätten, jene Einleitung, die wir ihnen auch als ausgezeichnet schön geschrieben rühmen können, zu lesen, um sich daraus über die von uns angedeuteten Dinge, die sie selbst, wenn sie dieselben erst kennen gelernt, vielleicht recht interessant finden werden, sowie über das Verhältniß zu belehren, in welchem der niedersächsische „Reineke Vos" zu dem alten niederländischen „Reinaert" steht, von welchem er, beiläufig gesagt, nur eine, wenn auch eignen Verdienstes nicht ganz ermangelnde Bearbeitung ist. Wollten sie dann noch weiter gehen, so würden wir ihnen rathen, sich an das niedersächsische Gedicht, das nicht eben allzu schwer zu verstehen und in Hoffmann's trefflicher, auch mit einem Glossar versehenen Ausgabe (Breslau 1834) leicht zugänglich ist, zu machen und es wol gar mit dem niederländischen „Reinaert", den sie, ebenso wie den mittelhochdeutschen „Reinhart" und manches andere hierher Bezügliche, bei Grimm abgedruckt finden, zu vergleichen. Dann werden sie aus eigner Anschauung und Kenntniß über den poetischen Werth des niedersächsischen und niederländischen Gedichts und zugleich über Das, was

Grimm gegen, Hoffmann und Gervinus („Geſchichte der deutſchen Poeſie", II, 402) für das erſtere ſagen, urtheilen können.

Aber vor lauter überflüſſigen Dingen und guten Rathſchlägen oder Zumuthungen ſind wir ganz von der Bearbeitung abgekommen, die wir anzeigen wollten, über die wir indeß auch nicht viel zu ſagen nöthig haben. Wir ſelbſt haben ſie zum großen Theil mit Vergnügen geleſen und glauben, daß ſie namentlich Denen, die das Gedicht nicht im Original, oder die es nur aus Göthe's Übertragung, deren Hexameter freilich den urſprünglichen naiven Ton etwas verwiſchen, kennen, nicht geringeres Vergnügen gewähren werde. Der ungenannte Bearbeiter hat, wie uns dünkt, mit guter Laune gearbeitet, die Versart des Originals, kurze Reimpaare, weislich beibehalten und den luſtigen, derben, friſchen und naiven Ton deſſelben im Ganzen gut getroffen; außerdem müſſen wir ihm auch nachrühmen, daß er ſich der Freiheit, die ihm ſein Vorſatz, nicht zu überſetzen, ſondern „metriſch zu bearbeiten" gab, mit Verſtand und Mäßigung bedient und ſich wohl gehütet hat, ſich von dem Original zu weit zu entfernen. Eine vollkommen treue Überſetzung des Gedichts war ohnedies nicht nöthig, würde auch als Leſebuch dem größern Publicum vielleicht nicht einmal ſo gut gemundet haben. Als Probe wollen wir ein kleines Stück aus der köſtlichen Prügelſcene: „Wie Braun gefangen von den Bauern geſchlagen ward" (I, 9), und gleich daneben den Text zur Vergleichung geben:

Als Ruſtifiel ſah, daß der Bär
Im Eichenſtamm gefangen wär,
Da lief er fort im haſt'gen Lauf
Und ſuchte ſchnell die Bauern auf.
Die ſaßen grad beim Kirmesbier.
„Kommt", rief er, „Kinder, ſtracks mit mir.
Ein Bär iſt in die Fall gegangen
Und ſitzt auf meinem Hof gefangen."
Sie folgten ihm und eilten ſehr,
Ein jeder griff nach ſeiner Wehr
Und nahm als Waffe ſchnell zur Hand
Das Werkgeräth, das juſt ſich fand,
Der Eine die Gabel, der Andre den Flegel,
Der Dritte den Spaten, der Vierte den Schlägel,
Der Fünfte den Spieß und der Sechſte den Pfahl.
Der Pfaff ſelbſt und der Küſter zumal
Erſchienen auch mit ihrem Geräthe.
Des Pfarrers Hausköchin, Frau Grete,
Die Suppen kochte wie nicht Eine,
War gleichfalls mit in dem Vereine.
Sie kam, den Recken in der Hand,
In vollem Lauf herbeigerannt,
Den Bären damit den Pelz zu waſchen.
Herr Braun verfluchte alles Raſchen,
Aufs Höchſte ſtieg jetzt ſeine Noth,
Gefaßt war er ſchon auf den Tod.
Da riß er mit aller Macht den Kopf
Aus ſeiner Klemme; doch vom Schopf
Ging Haut und Haar dabei verloren.
Und auch ein Stück von ſeinen Ohren;
Es blutete ſein ganz Geſicht;
Nie ſah man einem ärmern Wicht.
Den Kopf hatt' er nun aus dem Loch,
Doch ſtecken feſt die Tatzen noch.

Do quam Rustevyle alsbaut
den baren he fus gefangen vant,
he lép hastigen mit eneme lope,
dár he de buren wuste te hope,
Dár se hélden gastery,
he sprak: komet hastigen mit my!
Ia myneme hove is én bare
gevangen, dat segge ik ju vorware. —
so volgeden eme alle ún lepen sér;
islik nam mit sik syne wér
wat he érst kréch ut synem werke
de ene ene vorke, de ander ene harke
de dridde én spét, de vérde ene rake,
de vyfte enen groten tunenstake.
de kerkhér ún de koster bede,
de quemen dár ók met ereme gerede.
de papemeierssche, de hét frow Jutte,
dat was de, de de beste grutte
konte bereiden ún koken
de quam gelopen mit ereme wocken,
dár se des dages hadde by geseten
den armen Brunen dármede to meten.
do Brún hérde dat rochte (Lárm) so grét
dár he lach up synen dót
he tóch mit pynen dat hovet út,
men dárbinnen blef bekleven de hút
by beden oren umme dat hovet her.
ik mene, men sach ny létliker der
dat blot em over de oren ran;
al brochte he dat hovet út, nochtan
bleven bede vóte darin al vast.
doch ruckede he se út mit der hast
al rasende est he were van den sinnen;
men nochtan bleven de klouwen dárbinnen
dárto dat vel van beiden vóten.

Er riß ſie los, ſaß ganz von Sinnen.
Allein die Klauen blieben drinnen.
Und auch das Fell von ſeinen Füßen.
Der Honig war nicht von dem ſüßen,
Davon ihm Reineke geſagt.
Bös war der Weg, den er gewagt.
Und ſchlecht bekam ihm dieſe Fahrt;
Das Blut lief über ſeinen Bart,
Die Füße ſchmerzten ihn gar ſehr.
Er konnte kaum noch gehen mehr.
Zu Leib ging Ruſtifiel ihm jetzt,
Von Allen ward ihm zugeſetzt.
Ein Jeder ſchwang ſein Mordgewehr
Auf den verzweiflungsvollen Bär.
Der Pfarrer ſelbſt erhob den Stab,
Mit dem er manchen Schlag ihm gab;
Er konnte nirgends hin entlaufen,
So drängten ihn die dichten Haufen
Mit Hacken, Stangen und mit Beilen,
Der Schmidt mit Hämmern und mit Feilen,
Mit Knitteln, Gabeln und mit Spaten
Bedienten ſie ihn ohne Gnaden;
So gaben ſie ihm Schlag auf Schlag,
Bis er halb todt am Boden lag.

dat kónich was nicht van dem rúen,
dár em Reinke, syn óm, van sede.
ene quade reise Brún de dede,
ja, it was em ene sorchlike várt:
dat blót lép vaste over synen bárt;
de vóte dedem em we so sér,
he konde nicht gán wér na edder vér.
Rustevyl quam nú begunde deslán;
se gingen en altomalen an,
al de mit em quemen her,
Brunen te slán was al ér beger.
de pape hadde enen langen staf
we manigen slach he eme gaf!
he konde nergen gán este krupen (kriechen),
so quemen up én in eneme hupen,
én del mit spéten, én del mit bylen;
de smit brochte bede hamer ún vylen,
etlike hadden schuffele, etlike spaden:
se slogen én ane alle gnaden,
alle geven se ém manigen slach,
dat he sik bedéde (bes— ß), dár he lach.

Zu den einzelnen Stellen, wo man den Überſetzer allerdings zu großer Eilfertigkeit beſchuldigen muß, gehört I, 13, wo ſein:

„Ich zahle, was ich ſchuldig blieb!"
Sprach er: „Der iſt nicht wohlverwahrt,
Der für ein andres Weib ſich ſpart."
Wie Reinke that der loſe Dieb,
Ihm war es gleichviel, was er trieb,

kaum einen Sinn gibt, während die Stelle im Texte (V. 1156 fg.):

He sprak: wat nicht geschên is, dat schc noch!
De hest syne ere nicht wol verwárt
der se syn wyf mit ener andern spart,
alse Reinke dede de lose dél;
it was em lykevele, wat he bedrél,

nicht eben zu den ſchwerverſtändlichen gehört. 13.

Die Anatomie des Staats oder Kritik der menſchlichen Geſellſchaft. Von M. Langenſchwarz. St.-Gallen, Wartmann und Scheitlin. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Gedanke, eine Theorie des Staats oder eine Erklärung der ſtaatlichen Erſcheinungen zu geben, nicht a priori, ſondern ſo, daß man Adern und Nerven des erſcheinenden Staats ſelbſt beſchreibt, verfolgt, in ihrem Zuſammenhang und in ihrer Wirkung darſtellt, iſt nicht im mindeſten falſch, aber auch nicht neu. Die Aufgabe iſt in vorliegendem Buche ſicher mit vielem Wohlmeinen abermals unternommen, und ſehr viele einzelne Äußerungen in demſelben ſind ſo, daß ſie jeder Ehrenmann unterſchreiben kann; aber das Buch macht einen ähnlichen Eindruck wie das Werk eines literariſch vereinzelten denkenden Landmannes machen würde, der, ohne das Linné'ſche Syſtem genauer zu kennen, halb von ſelbſt zu einer ähnlichen Claſſification der wenigen ihm bekannten Pflanzen gekommen wäre und nun abermals die Wiſſenſchaft der Botanik mit einem Sexualſyſtem beglücken wollte. Es iſt das Werk eines Naturaliſten, der viele Wahrheiten vorträgt, ohne ſelbſt zu wiſſen, daß dieſe Wahrheiten Trivialitäten ſind, und der bei unvollkommenen Vorkenntniſſen und bei flüchtiger, rhetoriſirender Darſtellung

auch zu einer Menge Schiefheiten und Hohlheiten kommt, die er für Wahrheiten hält. Leider ist unsere politische Literatur mit seichten wohlmeinenden Schriften, die alle mehr Herzenserleichterungen der Verf. als Förderungen objectiver Zwecke enthalten, viel zu reich, als daß man nicht bei aller Anerkennung persönlichen Dranges, sich klar zu werden, doch über diesen persönlichen Drang, wenn er, ohne mit positiven Kenntnissen ausgestattet zu sein, die Literatur incommodirt, ein Verdammungsurtheil aussprechen müßte. Halbwisserei ist nirgend verderblicher als in der Politik; in vorliegendem Werke ist sie auch mit Halbwissen in Psychologie und Historie gepaart, und deshalb eine solche Übersichtserleichterung des Materials, wie S. 61 in Gestalt einer sogenannten polnischen Fünfe gegeben ist, um so dankenswerther, weil sie dem Leser Zeit spart, die er sonst vielleicht in gutmüthigem Vertrauen länger verschwendet hätte. 49.

Notizen.

Ein außerordentliches Naturereigniß erschreckte vor einiger Zeit die Bewohner von Ripon in Yorkshire, die es anfangs irrigerweise für ein Erdbeben hielten. Auf einem nördlich von Ripon gelegenen Felde war plötzlich eine cirkelförmige Felsenmasse verschwunden, wodurch eine Kluft von 18 Ellen im Durchmesser und 23 Ellen in der Tiefe entstand, von der 3½ Ellen im Wasser standen. Bei Untersuchung der Stelle fand man nahe an der Oberfläche eine dünne Erdschicht, auf welche unmittelbar eine Kieselschicht folgte. Beide hatten ungefähr eine Elle in der Tiefe, das übrige war Sandsteinfelsen. Dieser schien jedoch nicht aus einer festen Masse zu bestehen; er hatte mehre Risse und man hörte das Wasser auf den Boden innerhalb desselben herabträufeln. Das Ereigniß ward zuerst von einem Spaziergänger auf dem Felde beobachtet. Das Geräusch, was man dabei vernahm, war, nach dem Bericht dieses Mannes, ähnlich dem, wenn ein Steinhaufen zusammenfällt. Man fand bald in einiger Entfernung eine ähnliche Kluft, deren man auch in der Nachbarschaft noch mehre entdeckte, die sich jedoch von selbst wieder ausfüllten. Noch ist eine von 18 Ellen Tiefe in der Nähe zu bemerken, die noch bis auf den Augenblick, wo der letzte Erdschlund sich öffnete, mit Wasser angefüllt war, das aber nun, ohne daß Jemand weiß, wann oder wie, verschwunden ist. Ein verständiger Naturforscher, der die Erscheinung an Ort und Stelle untersuchte, will in ihr einen neuen Beweis von dem Versinken der Erdmasse finden, von dem uns Kircher und andere Geologen mehre Beispiele überliefert haben. Wie viele unermeßliche Erdklüfte sind nicht schon plötzlich entstanden; wie viele Städte, ja wie viele Gebirge sind nicht schon versunken; selbst Flüsse trockneten aus oder änderten ihren Lauf. Dergleichen Naturereignisse sind aber nicht immer eine Folge von Erderschütterungen, sondern werden oft durch allerlei zufällige Umstände, durch Entwickelungen und Auflösungen verschiedenartiger Stoffe veranlaßt.

Während vor einigen Jahren die Cholera in Madrid herrschte und man hier wie überall in Vorschlägen und Heilmitteln sich erschöpfte, empfahl ein praktischer Kopf, der auch Verse zu machen verstand, nachstehendes Universalmittel, welches in der That auch aller Orten als das probateste sich bewährte. Dieses nachstehende gereimte Mittel ist also in Wahrheit nichts Ungereimtes, es lautet:

Vita honesta y retirada,
Usar de pocos remedios,
Y poner todos los medios
De no alterarse por nada;
La comida moderada
Ejercicio y diversion,
Sacudir toda aprension,
Salir al campo algun rato.
Nocturno encierro, algun trato
Y risueña ocupacion.

Was sich zu deutsch etwa so ausdrücken ließe:

Anstandvoll und still zu leben,
Sich nicht unnütz alteriren,
Guter Laune, und daneben —
Merke es — nicht mediciniren.
Nicht die Hoffnung lassen sinken
Bei der kleinsten äußern Regung,
Mäßig speisen, wenig trinken
Und im Freien viel Bewegung,
Nachts daheim, jedoch bei Tage
Heitre Arbeit sonder Plage.

Von den in unserm Welttheil, Europa, lebenden 210 Millionen Menschen sterben im Durchschnitt jährlich 5,256,000, oder etwa Einer von Vierzigen. In den nördlichen Gegenden stellt sich das Verhältniß wie 1 zu 44, in den südlichen, wo immer eine größere Sterblichkeit herrscht, wie 1 zu 36. Die geringste Sterblichkeit waltet in den dem nördlichen Polarkreise zunächst liegenden Ländern, in Schweden, Norwegen und Island. 11.

Bibliographie.

Chronique scandaleuse des Pariser Hofes seit den Zeiten Ludwigs XIV. Geheime Memoiren zur politischen und Regentengeschichte des französischen Reiches aus der Periode von 1638 bis auf Louis Philipp I. 9ter—12ter Band. — Das Kaiserreich. Galante, intriguante Liebes- und Hofgeschichten aus den Jahren 1805—1815. 4 Bände. 8. Leipzig, Lit. Museum. 4 Thlr.

Clauzel, Rechtfertigungen. Aus dem Französischen. Mit 3 Plänen. Gr. 8. Berlin, Förstner. 18 Gr.

Erinnerungen aus der Zeit der Heimsuchung und Trauer. Von *C. D.* Gr. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 15 Gr.

Fragmente aus dem Leben. I. Über die Furcht vor dem Mysticismus. Von Erasmus Tiresias. — II. Über Predigerwahlen. Ulrich Obscurus an Erasmus Tiresias. Gr. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Jedes Heft 6 Gr.

Krebs, J., Chronik der Stadt Zeitz und ihres Stiftskreises. Nach den besten Quellen bearbeitet. Mit 3 lithographirten Abbildungen. 8. Zeitz, Schieferdecker. 1 Thlr. 12 Gr.

Liebschaften des Cardinal von Bernis und der Frau von Pompadour. Eine Schilderung der Sitten zur Zeit und am Hofe Ludwigs XV. Von *Touchard-Lafosse* und *Dutouquet*. 8. Leipzig, Lit. Museum. 1 Thlr.

Moore, Th., Das Paradies und die Peri und die Feueranbeter. Nach dem Englischen von M. Witte. Gr. 12. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 16 Gr.

Malerische Reise in Süd- und Nordamerika. Eine geordnete Zusammenstellung des Wissenswürdigsten von den Entdeckungsreisen eines Columbus, Las Casas, Oviedo, Gomara, ꝛc. ꝛc., verfaßt von einer Gesellschaft Reisender und Gelehrten, unter der Leitung des Herrn A. d'Orbigny. Deutsch von Dr. A. Diezmann. Mit gegen 500 Abbildungen. 1ste Lief. Gr. 4. Leipzig, Industrie-Comptoir. 6 Gr.

Sanchuniaton's Phönizische Geschichte. Nach der griechischen Bearbeitung des Philo von Byblos ins Deutsche übersetzt. Mit einer Vorrede. Gr. 8. Lübeck, v. Rohden. 10 Gr.

Schenkendorf's, M. v., sämmtliche Gedichte. 1ste vollständige Ausgabe. 8. Berlin, Eichler. 2 Thlr.

Der falsche Whistspieler. Oder Injurien-Klage des Lord de Ros gegen John Cumming wegen beschuldigter Betrügereien im Kartenspiel. Aus dem Englischen übersetzt von Carl Rakenius. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 10 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, — Nr. 170. — 19. Juni 1837.

Die neueſte Literatur der Schweiz.

Erſter Artikel.

Periodiſch-politiſche Literatur.

a) Allgemeinere Bemerkungen.

Die Enkel Tell's und Winkelried's, wie die Schweizer im behaglichen Genuſſe ihrer republikaniſchen Freiheit ſich ſelbſt gern zu apoſtrophiren pflegen, ſind ein ſehr praktiſches Volk geworden, in dem Sinne, den man heutzutage mit dieſem Ausdrucke zu verbinden gewöhnt iſt. Der Schweizer iſt ſehr beharrlich und — trotz einiges Mangels an Gewandtheit für die feinern Formen des geſelligen Lebens — auch in hohem Grade anſtellig und erfindungsreich, ſobald es darum gilt, zu erwerben und ſeiner nicht ſehr freigebigen Natur mannichfache materielle Beſitzthümer abzuringen. In der That iſt es zum Erſtaunen, welchen Aufſchwung die Induſtrie des Landes unter dem Schutze einer conſequent feſtgehaltenen Handelsfreiheit und unter der Begünſtigung eines wohlfeilen Staatshaushalts genommen hat, ungeachtet vielfacher ungünſtiger Verhältniſſe, die ſich von außen und innen hemmend entgegenſtellen. Schwerlich möchte irgend ein anderer Staat auf dem europäiſchen Feſtlande zu finden ſein, wo ein ſo großer Wohlſtand ſo gleichmäßig über die Maſſe des Volkes verbreitet iſt. Aber die Leute verſtehen ſich beſſer darauf, zu gewinnen, als das Gewonnene zu genießen. Selbſt im Genuſſe ſeiner ſchönen Natur iſt der Schweizer ziemlich karg, was ihn jedoch keineswegs hindert, ſie hoch genug anzuſchlagen und ſie den Ausländer, der ſein Land beſucht, möglichſt theuer bezahlen zu laſſen. Wie man anderswo Waſſerzölle erhebt, ſo werden hier Waſſerfallzölle u. dgl. erhoben, und überall, wo der Fremde zu ſchauen geneigt iſt, ſtrecken ſich ihm zum nicht ſehr reizenden Vordergrunde einer großartigen Natur zahlreiche hohle Hände verlangend entgegen. So iſt der Activhandel mit Naturſchönheiten keiner der geringſten Zweige der Betriebſamkeit der Schweizer geworden. Aber wie ſie von der Natur, die ſie um ſich haben, Nutzen zu ziehen wiſſen, ſo iſt ihnen auch die Geſchichte, die ſie hinter ſich haben, ein Magazin voll wohlerſparter Lorbern, die ſie zu Rath halten, da ſie zwar an ihrem ſpäten Dufte ſich gern erlaben, jedoch keineswegs ſehr geneigt ſind, durch etwaige neue Thaten des Ruhms die materiellern Güter auf das Spiel zu ſetzen. Als unlängſt der galliſche Hahn von einer Handelsſperre krähte, ſchienen die Schweizer auch Das mit dem Löwen gemein zu haben, daß ſie ihn nicht lange mochten krähen hören, und nach einigem tapfern Gerede war bald das Erfoderliche gethan, um ihm den Schnabel zu ſchließen. Bei dieſer ſehr entſchiedenen Tendenz für das Materielle und Stoffartige, bleibt die Rückſicht auf das Schöne und Anmuthige ziemlich bei Seite liegen. Überhaupt kommt es dem Schweizer mehr auf Das an, was geſchieht, als wie es geſchieht. Dies drückt ſich auch in ſeiner periodiſchen, beſonders in ſeiner periodiſch-politiſchen Literatur aus, von welcher hier zunächſt die Rede ſein mag, da ſie der ausgedehnteſte, in mancher Beziehung auch der wichtigſte Zweig der ſchweizeriſchen Literatur iſt.

Das Schweizervolk iſt politiſch zu durchgebildet und ſein praktiſcher Sinn erkennt zu deutlich, wie ſehr die Wohlfahrt des Einzelnen mit der des Gemeinweſens zuſammenhängt, als daß ihm nicht darum zu thun ſein ſollte, nach jeder Seite hin alle öffentlichen Angelegenheiten auch öffentlich beſprochen und verhandelt zu ſehen. Aber wenig bekümmert man ſich darum, wie hierbei die Sprache gehandhabt wird. Die Gedanken treten in ſo ſteifleinenem Gewande auf, das ihnen ſo ſchlecht angepaßt und mit ſo wunderlichen Provinzialismen geflickt iſt, daß man mit dem leidlich guten Kern, der zuweilen in der rohen Schale ſteckt, herzliches Bedauern hat. Wer es alſo über ſich gewinnen kann — und es gehört dazu immerhin einige Überwindung —, mit der periodiſchen Literatur der Schweiz ſich genauer bekannt zu machen, wird vor Allem einen faſt gänzlichen Mangel an geſchmackvoller und anſprechender Darſtellung gewahren. Unter den politiſchen Blättern ſind einige leidlich, aber kein einziges iſt durchweg gut geſchrieben. Obgleich mehre Redactionen die Sprache gnügend zu handhaben wiſſen, ſo bringt es doch die Natur eines periodiſchen Blattes, beſonders in republikaniſchen Staaten, mit ſich, daß man Leute der verſchiedenſten Art ſich ausſprechen läßt, und es fehlt darum nicht an wunderlich rauhen Stimmen, die ſich ſtammelnd vernehmen laſſen.

Übrigens gelten dieſe Bemerkungen weſentlich und hauptſächlich nur von der deutſchen Schweiz. In Genf und im Waadtlande macht das romaniſche Element, wenn

auch heute bei gelinder Witterung auf den gewohnten Plätzen, die ungewöhnlich gedrängt, in ihren Bewegungen aber sehr gehemmt waren. Die Kälte hatte nämlich in der Nacht auf Freitag so zugenommen, daß sie bis auf 18 Grad Reaumur stieg. Die meisten Personen sind die ganzen Tage in ihren Wohnungen geblieben, und nur wenige haben sich in ihren Zimmern Thüren öffnen lassen, um sich nach der Kälte draußen sich zu erkundigen. Gegen Abend ist sie etwas gemildert worden, und es ist wahrscheinlich, daß sie heute noch mehr nachlassen wird. Die Nacht soll es wieder sehr kalt gewesen sein, und es ist zu befürchten, daß viele Menschen, die sich nicht warm genug gekleidet haben, den strengen Frost nicht ertragen können. Auch sollen sich bereits viele Erfrierungen ereignet haben.

Seit 24 Jahren ist keine so große Kälte gewesen. Doch ist sie heute in vielen Städten, sowie in einigen Gegenden, noch größer gewesen. Nach Berichten aus Hamburg, Bremen, Lübeck, Kiel, Altona, Schwerin, Rostock, Stettin und Berlin, ist sie dort noch größer gewesen, als hier. Auch in Wien, Prag, Brünn, Olmütz, Krakau, Lemberg, Pesth, Ofen, Temesvar, Hermannstadt, Klausenburg, Agram, Triest, Venedig, Mailand, Turin, Genua, Florenz, Rom, Neapel, Palermo, Malta, Konstantinopel, Smyrna, Alexandrien, Kairo, Tunis, Algier, Tanger, Gibraltar, Madrid, Lissabon, Paris, Marseille, Lyon, Bordeaux, Nantes, Brest, Havre, Rouen, Calais, Boulogne, Dünkirchen, Ostende, Brüssel, Antwerpen, Amsterdam, Rotterdam, Utrecht, Haag, Arnheim, Groningen, Leeuwarden, Emden, Oldenburg, Münster, Osnabrück, Minden, Hannover, Braunschweig, Magdeburg, Leipzig, Dresden, Görlitz, Breslau, Posen, Danzig, Königsberg, Memel, Petersburg, Moskau, Riga, Reval, Helsingfors, Stockholm, Upsala, Gothenburg, Christiania, Drontheim, Bergen, Kopenhagen, Odense, Aalborg, Skagen, Aarhuus, Flensburg, Husum, Tondern, Ripen, Esbjerg, Veile, Horsens, Randers, Frederikshavn, Aalborg, Thisted, Nyborg, Nykjöbing, Slagelse, Roskilde, Helsingör, Frederikssund, Frederikssund, Frederikssund

datenwesen. In Berlin ist viel Offenheit, im Ganzen ein corrodates Wesen und mehr vernünftige Billigkeit als in den Provinzen, wo es immer einzelne abstract bornirte Subjecte gibt, die den Buchstaben des Gesetzes nothzüchtigen. Auch die Öffentlichkeit ist hier eine viel gediegenere und inhaltreichere als in der geschraubten Publicität der „Staatszeitung", welche uns fernstehenden Sterblichen nur den abgenagten Knochen davon übrig läßt und mit diplomatischer Sauce als Braten vorsetzt. Kundige können nun zwar wie Cuvier aus einem Wirbelbein das ganze Geschöpf construiren; aber wie viel politische Cuviers haben wir in Elberfeld oder Danzig? Dagegen hat die Stadt Berlin ein Heer von Wissern und Mitwissern in allen Regierungsangelegenheiten, und in ihren gebildeten Kreisen discutirt und influenzirt sie die Staatssachen, wie es eine Kammer nur immer thun kann. Ihre öffentliche Meinung ist eine Macht, und es wird nicht leicht ein Regierungsmann zu finden sein, welcher es anriethe, der öffentlichen Meinung des gebildeten Geistes offen entgegenzusteuern. Es kommt vor, aber es straft sich auch sogleich; denn wer sich nach unten verlassen zeigt, den verläßt man oben gewiß, und er wird gar zu bald das Ansehen haben, von Gott verlassen zu sein, wenn der Geist ihn verurtheilt, den er verließ. Aber sollen wir es nicht bedauern, daß dieses nicht geringe Lob unserer Angelegenheiten bei uns zu Lande nicht mit Specialitäten und Persönlichkeiten belegt werden darf? Der Deutsche kann das nun einmal nicht leiden, wie Jean Paul vielfältig auszuführen Gelegenheit gefunden; aber wir Deutsche glauben dafür auch mancherlei aufs Wort, wenn die Autorität nur im Allgemeinen ein ehrbares Gesicht und eine ehrliche Miene zum Unterpfande setzt. Dies Vertrauen auf die gute Seite der Angelegenheiten und der Leute gibt eine gewisse Behaglichkeit und ist der indifferente Zustand eines glücklichen Daseins, welches sich freilich wie alles dergleichen zunächst zum Bewußtsein, zum genauen Wissen und zur Kritik entwickeln und daraus zuletzt zum substantiellen Patriotismus des Selbstbewußtseins erheben wird. Werden die Berliner für immer im sichern Besitz und Monopol dieses Selbstbewußtseins bleiben? Keine zehn Jahre mehr, und sollten es auch nur die Eisenbahnen sein, die uns die berliner Salons eröffneten, um uns die Hieroglyphen der „Staatszeitung" zu deuten und die Gegenwart mitzuberathen und zu bedenken. Warum ist Berlin so sehr gegen das allgemeine Communicationsmittel? sollte es vielleicht der richtige Instinct sein, daß es dadurch gar sehr aufhören könnte, seine jetzigen Mysterien zu wissen und zu cultiviren?

Diesmal war grade die Ministerkrise, welche im Grunde noch immer nicht vorüber zu sein scheint. Ancillon war gestorben, und es ging viel die Rede von diesem Verluste, von dem Wesen des Verstorbenen und wer ihn ersetzen sollte. Der Nekrolog war noch nicht verfaßt. Die Sache schien aber auch besonders delicat zu sein. Denn die jungen und jüngsten Thaten, ihren Charakter, ihre Richtung, die neueste Geschichte unsers Ministers des Auswärtigen, wer wird die enthüllen, und wenn er sie nur in den gewöhnlichen Hieroglyphen für die eingeweihten Berliner und Ministerialräthe beschreibt, wie sollen sie das Leben gewinnen, das einen so ausgezeichneten Mann entsprechend vergegenwärtigte? Was ist es aber überhaupt für ein Elend um all unsere ausgezeichneten Männer im Staate, daß ihre Tugenden und ihr Ruhm nur in den abstracten ledernen Nekrologen zur allgemeinen Kenntniß kommen? Wie der Hirsch nach Wasser lechzt, so seufzen wir nach unserer eignen Ehre, so wissen wir es an einzelnen Beispielen gar wohl, welch eine geistige Labung die lebendige Kenntniß auch der lebenden und wirkenden Dignitäten unsers Vaterlandes sein würde. Der Verstorbene hat noch vor vielen Andern den Vortheil, durch seine vielgelesenen Schriften als ein gebildeter und geistvoller Mann seine Öffentlichkeit sich erobert zu haben, und dennoch wer will außer Berlin sich rühmen, ein Bild von dem Minister zu haben, ehe er die schwarze Silhouette des Nekrologs als trauriges Surrogat sich zu Gemüthe geführt? Ich habe seine Büste bei dem Bildhauer Ludwig Wigmann in Thon modellirt gesehen, und grade dadurch, wie bedeutend dieses classische Gesicht mich ansah, wurde mir klar, was Alles versäumt worden, um den ganzen Inhalt, den ich hier einfach anschaute, so auseinanderzulegen, daß es eben nicht bei der Einfalt des Anschauens bliebe. Die Todtenmaske lag daneben, man erkannte in ihrer leblosen Verzerrung den Geist und die Wahrheit des lebendigen Bildes nicht wieder, und man staunte über die Macht der Kunst, welche aus solchen Elementen so tiefbedeutende Züge herausgelesen und für Alle, die dem Verstorbenen nahe gestanden, mit überraschender Wahrheit dargestellt hatte. Der Nekrolog ist die Todtenmaske der Geschichte. Über den Nachfolger Ancillon's war kein Zweifel mehr; man nannte schon damals mit Sicherheit den Hrn. von Werther, diesseitigen Gesandten in Paris. Aber dies ist nicht die einzige Branche, in welcher Veränderungen bevorstanden. Man sprach von der Nothwendigkeit, die immer näher heranrückte, daß sich das Ministerium des Unterrichts verjünge und modificire, und es gab Viele, die mit ängstlicher Sorge dem Augenblick entgegensahen, wo der gegenwärtige Chef seiner segensreichen Amtsführung entsagen würde. Das unbestrittene Primat Preußens nach dieser Richtung verbindet Altenstein's Wirksamkeit zu genau mit dem Nationalstolz, als daß nicht jeder Nachfolger einen äußerst schwierigen Stand haben sollte, wenn er auch von der pietistischen Parteimacherei und Propaganda noch so entfernt wäre. Man fürchtete in dieser Rücksicht allerdings; es gab aber eine sehr solide Ansicht, welche zu dergleichen Stellung eine umfassende Sachkenntniß, ein Drinstein in der gegenwärtigen Wissenschaftlichkeit für zu unerläßlich hielt, als daß antiquirte und einseitige Richtungen darin zu halten wären. Jedenfalls ist die Sache von der höchsten Wichtigkeit. Der Minister des Geistlichen und des Unterrichts hat aus der sachlich begründeten Nothwendigkeit wirklicher Wissenschaft und zeitgemäßer Bewegung darin eine Opposition zu halten gegen das Andringen frommer Wünsche und nivellirender Gesinnung. Man weiß, welchen Einfluß bei allem Verdacht, den sie erregt, bei allen Ausweichungen, denen sie sich hingegeben, die Pietisten fortdauernd besitzen; käme nun gar das Ministerium in ihre Hände, so drehte sich die ganze Wissenschaft in gute Gesinnung aufzulösen, bis die Gesinnung zur Parteimacherei und die Partei zu ihrem eignen Sturz umschlüge. Das müßte dann aber Bewegungen, welche über das Gebiet der Wissenschaft hinausgriffen, mit sich führen, und es ist vorläufig ein Wunsch im Sinne der Wissenschaft, daß in ihr nur die Herrschaft des Geistes den Fortschritt mache, nichts von außen Hereindringendes, wäre es auch ein noch so schäumender Sauerteig. Es ist allerdings heutiges Tages eine tiefere Religiosität wiederaufgelebt; aber es ist keineswegs wahr, daß eine unverständige Gläubigkeit an äußerliche Dinge und ein frommes Behaben, wenn auch der ärgste Mönchseifer dazukommt, dem Zeitgeiste genügt. Jetzt sind alle Leute darauf gestellt, der innern Bedeutung des Evangeliums nachzugehen, und es wird zu nichts dienen, daß Strauß in Berlin zur Vogelscheuche gemacht und Straußianismus zur Absetzungsqualification ohne Weiteres gestempelt ist. Niemand läßt sich durch die mythische Ansicht den Glauben nehmen, und es ist nur zum Lachen, wenn die Pietisten schreien: Mythen sind Lügen. So erzählte mir ein alter berliner Universitätsfreund, er habe seinen Schulkindern Märchen erzählt und daran eine Geistesübung für die Kleinen gewonnen, welche sie zugleich höchlich angezogen. Da sei eines Tages der Junge eines Kameralisten aufgetreten und hätte eingewendet: „Aber, Herr Doctor, mein Vater sagt, das wären lauter Lügen." „Ein schallendes Gelächter der ganzen Schule ließ mich kaum zu Worte kommen", fuhr der Berliner fort; „und als ich fragte: ihr meint also, daß die Rose wirklich gesprochen und die Prinzen verwandelt gewesen sind, schrien zwar Alle nein, nein, aber deswegen seien die Geschichten doch wahr. So kam ich in der That dazu, ihnen die Wahrheit der Dichtung im Unterschiede von der Lüge deutlich zu machen, von welchem Unterschiede

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, — Nr. 171. — 20. Juni 1837.

Die neueſte Literatur der Schweiz.

Erſter Artikel.

(Fortſetzung aus Nr. 170.)

Wie dem Schweizer bis in die unterſten Claſſen des Volkes die Geſchichte ſeines Landes ſehr geläufig und gegenwärtig iſt, ſo nimmt er auch an allen öffentlichen Angelegenheiten deſſelben, freilich vorzugsweiſe an denen ſeines Cantons, ſehr lebhaften Antheil. Dieſe Richtung, in Verbindung mit der neu gewonnenen Preßfreiheit und dem bedeutenden Umſchwunge in allen Verhältniſſen des öffentlichen Lebens, hat den Umfang der periodiſch-politiſchen Literatur beträchtlich anſchwellen müſſen. Auch trägt zur Vergrößerung der Zahl der öffentlichen Blätter die politiſche Zerſtückelung des Landes weſentlich bei, da jeder noch ſo kleine Canton und jede politiſche Partei in dieſen Cantonen ihre beſondern Angelegenheiten und Intereſſen in einem Organe der periodiſchen Preſſe vertreten zu ſehen wünſcht. Von den 167 deutſchen politiſchen Zeitungen, die gegenwärtig bei der Thurn und Taxis'ſchen Oberpoſtamtsexpedition zu beziehen ſind, erſcheinen nicht weniger als 36 in der Schweiz. Der deutſche Theil dieſes Landes, mit einer Bevölkerung von etwa 1,700,000 Einwohner, oder weniger als $^1/_{20}$ der deutſchen Geſammtbevölkerung, liefert alſo mehr als $^1/_5$ aller deutſchen politiſchen Blätter, ſodaß deren verhältnißmäßig viermal mehr in der Schweiz als im übrigen Deutſchland erſcheinen. Überhaupt erſcheint hiernach dieſelbe als dasjenige Land, wo nächſt den Vereinigten Staaten von Nordamerika die periodiſche Preſſe am ausgedehnteſten iſt. Jene Zahl bezeichnet aber noch lange nicht alle politiſchen Blätter der deutſchen Schweiz, da viele derſelben theils aus äußern, theils aus innern Gründen nicht nach Deutſchland gelangen. Im Ganzen hatten ſich die ſchweizer Zeitungen und Zeitſchriften vom J. 1817 — 34 von 16 auf 54 vermehrt, und in dieſer Zahl mögen ſie ſich nahebei bis auf die neueſte Zeit erhalten haben.

Das einſeitig vorherrſchende Intereſſe der Schweizer für die Angelegenheiten ihres Landes, insbeſondere ihres Cantons, drückt ſich in ihrer politiſchen Literatur in doppelter Weiſe aus. Gleich den engliſchen und franzöſiſchen Blättern widmen ſie dem Auslande einen verhältnißmäßig nur geringen Raum; wie denn überhaupt nur die Deutſchen, aus freilich nicht ſehr ſchmeichelhaften Gründen, kosmopolitiſch genug ſind, um mehr vom Auslande als von ſich ſelbſt zu reden. Nur die „Baſeler Zeitung" und die „Neue züricher Zeitung", ſowie die beiden ſchaffhauſer Blätter machen hievon einigermaßen eine Ausnahme. Mit großer Breite und Ausführlichkeit werden dagegen die Verhältniſſe der Schweiz und alle kleinen und kleinlichen Cantonalangelegenheiten beſprochen. Die engliſchen und franzöſiſchen Zeitungen mögen immerhin ihre innern Angelegenheiten vorzugsweiſe behandeln, auch der Fremde wird ihnen theilnehmend folgen, da ihre Berichte und Betrachtungen ein großes politiſches Leben zum Gegenſtande haben. Dies fällt hier weg, und doch ſteht die kleine Schweiz als ein Binnenland in der Mitte Europas und als eine Zuſammenſetzung verſchiedener Sprachgenoſſen mit den umgebenden Staaten in ſo vielfacher Berührung und in ſo abhängigem Verhältniſſe, daß man nicht übel daran thäte, den Blick etwas mehr über die engen Marken des eignen Vaterländleins hinaus zu richten. Allein in den auswärtigen Verhältniſſen ſcheinen die Vertreter der politiſchen Intelligenz der Schweiz meiſtens nicht ſehr zu Hauſe zu ſein, und in der Regel fallen ihre Urtheile ſchief aus, wenn ſie überhaupt auf Beurtheilungen ſich einlaſſen. Übrigens läßt ſich in der jüngſten Zeit bemerken, daß man mehr und mehr ſich bemüht, über das Ausland und ſeine Stellung zu ihm ins Klare zu kommen. Hat doch auch die neueſte Geſchichte eindringlich genug gelehrt, daß alles Völkerleben im innigſten Zuſammenhange ſteht, daß keine Nation und kein Bruchtheil einer Nation in ſich ſelbſt ſich abzuſchließen und ſeine Angelegenheiten ſtets nur en famille abzuthun vermag.

Der Natur der Sache nach ſind die Gegenſtände, die in den ſchweizer Blättern zur Sprache kommen, oft ſo höchſt geringfügig, daß dieſe mikroſkopiſchen Betrachtungen und Zergliederungen eines kleinen öffentlichen Lebens für den Fremden nichts ſehr Anziehendes haben können. Dies gilt um ſo mehr, als doch alle die kleinen Particularitäten in einem gewiſſen Zuſammenhange ſtehen, und als man ſchon lange betrachtet und beobachtet haben muß, um dieſen Zuſammenhang und das Verhältniß der einzelnen Theile und Glieder überſehen und ihre Bedeutung für das Ganze richtig beurtheilen zu können. Überhaupt bietet die Schweiz auf ſo engem Raume eine ſo große

Mannichfaltigkeit von Contraſten und Schattirungen, von vielfach ſich durchkreuzenden Intereſſen und Neigungen dar, daß es keineswegs ſo gar leicht iſt, fort und fort in dieſes Getriebe deutlich hineinzuſehen. Auch ſind die Stellungen der Parteien und die Intereſſen ſo veränderlich und wandelbar, daß es nur geringer Erſchütterungen von außen oder innen bedarf, um die einzelnen Elemente plötzlich in ganz neuen Verbindungen und Verhältniſſen erſcheinen zu laſſen. Der Zuſchauer glaubt wie in ein Kaleidoſkop zu blicken, woran der blinde Zufall rüttelt, da er die Geſetzmäßigkeit, nach welcher auch hier die Veränderungen von ſtatten gehen, kaum zu erkennen vermag. Deſto mehr ſollten Ausländer ſich hüten, mit voreiligem Urtheile über die ſchweizeriſchen Angelegenheiten bei der Hand zu ſein, und um ſo weniger kann man es den Schweizern übel nehmen, wenn ſie die unberufenen Rathſchläge, die ihnen von da und dort freigebig zu Theil wurden, nicht ſelten derb zurückgewieſen haben. Es war in den letzten Jahren häufig vorgekommen, daß Ausländer die Redaction politiſcher Schweizerblätter übernommen hatten und daß ſie durch die eine oder die andere Partei hierzu veranlaßt worden waren, wie man denn überhaupt in der Schweiz keineswegs abgeneigt iſt, die Intelligenz der Fremden zu benutzen, ſo weit man ſie den heimiſchen Zwecken dienlich glaubt. Dies ging gewöhnlich ſo lange zu beiderſeitiger Zufriedenheit von ſtatten, als ſich die politiſchen Tendenzen erhielten, in die man grade eingegangen war. Wenn aber ſpäter die Umſtände ſich veränderten, pflegten die ausländiſchen Redactoren ihren einmal betretenen Weg fortzugehen und ſich über die Inconſequenz ihrer frühern Gönner und Begünſtiger zu beklagen, während dieſe Urſache zu haben meinten, ſich über das unpraktiſch gewordene Benehmen ihrer Schützlinge beſchweren zu können. So haben faſt alle literariſchen Unternehmungen ſolcher Art gar bald unter beiderſeitigem Misbehagen ſich wieder aufgelöſt, und häufig lag die Schuld hiervon nicht ſowol in den Perſonen, als in den Verhältniſſen.

Wie ſchwierig es für den Ausländer iſt, fortwährend in genauerer Kenntniß von dem politiſchen Haushalte der Schweiz zu bleiben, ſo gibt es dagegen unter den Schweizern ſelbſt nicht Wenige, die mit großer Gewiſſenhaftigkeit ſich angelegen ſein laſſen, allen Erſcheinungen des öffentlichen Lebens ſelbſt in jedem einzelnen Cantone Schritt vor Schritt zu folgen, und welche nicht müde werden, den kleinſten Bewegungen dieſer politiſchen Infuſionsthierchen unverwandten Blickes nachzuſpüren. Dies iſt in gewiſſer Weiſe ſehr lobenswerth, obgleich ſich nicht leugnen läßt, daß die Gewohnheit, nur das Unbedeutende ins Auge zu faſſen, den Blick verengt und eine gewiſſe Kurzſichtigkeit und ſpießbürgerliche Beſchränktheit zur Folge hat. Dieſe tritt oft lächerlich genug hervor, wenn ſo manche Staatsmänner en miniature ſelbſt auf das Unwichtigſte ein gar großes Gewicht legen, und wenn ſie die Wagſchale, worin die Geſchicke der Nationen gewogen werden, dahin und dorthin zu lenken meinen, ſobald ſie nun auch von ihrer Seite ihr Sandkörnlein hineinwerfen. Indeſſen fühlt man in der Schweiz die Misſtände, die aus der Zerſplitterung und Verengung des öffentlichen Lebens entſpringen, und unverkennbar dringt die Anſicht von der Nothwendigkeit einer größern Centraliſirung deſſelben, wobei freilich der Eigenthümlichkeit und Selbſtändigkeit der einzelnen Cantone wenigſt möglich Eintrag geſchehen ſoll, immer tiefer in die Maſſe ein. Der größte Theil der periodiſchen Literatur behält fort und fort dieſes Ziel vor Augen, und die großen Lehrmeiſterinnen der Nationen, die Zeit und die Noth, welche letztere für die in ſich zerfallenen und zerſplitterten Völker nicht immer ausbleibt, werden das Übrige thun.

Wie es die ſtaatlichen Verhältniſſe der Schweiz mit ſich bringen, ſind die Zeitungen zum größern Theile nicht viel mehr als Localblätter, und ſie ſollten darum eigentliche Volksblätter ſein, um in dem kleinen Kreiſe, worauf ſie ſich beſchränken müſſen, doch immerhin einer möglichſt großen Anzahl von Leſern zugänglich zu werden. Gleichwol iſt nicht ein einziges dieſer Blätter im echten Volkstone geſchrieben, wie doch in Deutſchland, obgleich allerdings nur in geringer Zahl und nur für bald vorübergegangene Zeit, deren einige aufzuweiſen waren. Es iſt dies um ſo auffallender, als grade in der Schweiz ein größerer Theil des Volks an der periodiſch-politiſchen Literatur thätigen Antheil nimmt und gleichſam fortwährend in einer ſchriftlichen Unterhaltung mit ſich ſelbſt begriffen iſt. An Derbheit und häufig an Grobheit läßt man es freilich nicht fehlen und ſucht ſich auf dieſe Art der Ausdrucksweiſe der untern Claſſen zu nähern. Indem aber die Zeitungsſchreiber, ihre Correſpondenten und Mitarbeiter ſich herabzulaſſen ſuchen, bleiben ſie weit davon entfernt, ſich der Volksmaſſe auch in Dem gleichzuſtellen, was geiſtig Geſundes, Tüchtiges und Kräftiges in ihr lebt. Es fehlt faſt durchweg an jenem kernhaften Witze, der in einzelnen Schlaglichtern ganze Seiten des öffentlichen Lebens hervorhebt und überall dem Volke in ſo hohem Grade zuſagt; an jener lakoniſchen Darſtellung, die in faßlichen Bildern und Gleichniſſen das Wiſſenswerthe in anſchauliche Nähe rückt, und womit man unendlich mehr erreicht als mit trockenen und ſchwerfälligen Entwickelungen in einem oft babyloniſch verwirrten Periodenbaue.

In dem kleinen Staatenweſen der Schweiz wird der Einzelne durch alle Verhältniſſe des öffentlichen Lebens ſo nahe berührt, daß ſich Sachen und Perſonen nicht immer trennen laſſen, und daß er bald perſönlich angreifend, bald vertheidigend zu Werke gehen muß. Darum wimmelt es in allen Blättern von derben Perſönlichkeiten, und das Wörterbuch von oft recht eigenthümlichen Schimpfnamen, womit die Parteien und die Einzelnen gegenſeitig ſich belegen, iſt zahlreich genug. Indeſſen wird dies mehr oder weniger überall der Fall ſein, wo eine größere Menge an den Angelegenheiten des Gemeinweſens perſönlich Theil zu nehmen berufen iſt; es wird ſelbſt da der Fall ſein, wo das öffentliche Leben einen weitern Bereich umfaßt. Fehlt es doch auch in der periodiſchen Literatur der Nordamerikaner und zum Theil der Briten keineswegs an

solchen Persönlichkeiten. Ohnehin ist es damit nicht so schlimm, als es dem ungewohnten Ohre erscheinen mag. Die Gewohnheit, sich Derbes in den Bart hineinzusagen, läßt endlich ganz andere Begriffe mit den Worten verbinden, und was man anderswo als verletzend für die Ehre betrachten würde, läßt man hier für sich und Andere als herkömmliche Befugniß gelten. Darum ist es nicht sehr selten, dieselben Schweizer, die erst in öffentlichen Blättern weidlich sich geschimpft haben, bald darauf friedlich und einig beisammen zu sehen, sodaß die heftigsten politischen Zwiste wenigstens nicht immer und nicht für längere Dauer auf die geselligen Verhältnisse störend einwirken. Ohnehin möchte es ja die Frage sein, ob es nicht für besser zu halten, wenn sich die Gegner mitunter derb und gradezu auf den Fuß treten; als wenn sie Personen und Verhältnisse nur auf Katzenpfoten umschleichen und die Fäulniß um sich fressen lassen, weil sie den faulen Fleck nimmer zu berühren wagen.

b) Politische Journalistik der romanischen Schweiz.

Die Masse der periodischen Literatur der Schweiz theilt sich in natürliche Hauptgruppen nach den volksthümlichen Bestandtheilen, welche die Eidgenossenschaft bilden. Außer den deutschen, französischen und italienischen Schweizern haben sich in der neuesten Zeit die eigentlich sogenannten Romanen, welche, etwa 50,000 an der Zahl, die Thäler von Graubündten bewohnen, in der periodischen Presse ein besonderes Organ geschaffen. Seit Februar 1836 erscheint die erste romanische Zeitung zu Cuera (Chur) in Graubündten, wöchentlich ein Mal, unter dem Titel: „Il grischun romonsch". Die Sprache darin ist ein eigenthümliches Gemisch von Worten, die aus dem Lateinischen, Italienischen, Französischen und zu nicht unbeträchtlichem Theile auch aus dem Gothischen und Neudeutschen abstammen, sodaß sich hier sprachliche Elemente aus verschiedenen Zeiten und aus allen benachbarten Volksgebieten vereinigt und durchdrungen haben. Es ist charakteristisch, wie grade in der neuesten Zeit, wo die Nationen in lebhaftern geistigen und materiellen Wechselverkehr und in engern Verband miteinander treten, die einzelnen Volksstämme und selbst die einzelnen Bruchtheile von Völkern an ihrer besondern Sprache entschiedener festzuhalten suchen. Auch läßt sich nicht verkennen, daß die Gründung eines besondern Blattes in einer Mundart, die bisjetzt keine eigenthümliche Literatur aufzuweisen hatte, zur längern Erhaltung derselben einigermaßen beitragen muß. Indessen möchten doch jene kleinern Völkertrümmer, welche, auf engen Raum beschränkt, ringsum von großen Nationen umgeben sind und nach keiner Seite hin an eine größere Sprach- und Stammgenossenschaft sich anlehnen können, ihre volksthümliche Weise sowie ihr besonderes Idiom nicht auf die Dauer zu bewahren vermögen. Wie im Bereiche der größern Nationen die besondern Dialekte sich verwischen und dagegen einzelne Hauptsprachen in weiterm Umfange Raum gewinnen, so werden auch vor der fortschreitenden Vermischung alles Völkerlebens jene volksthümlichen Überreste, wie sie noch da und dort in Europa als verwitternde Denkmale einer hinsterbenden Vergangenheit hervorragen, mehr und mehr verschwinden und sich in die umgebenden Nationalitäten allmälig auflösen.

(Die Fortsezung folgt.)

Correspondenznachrichten.

Paris, 1. Juni 1837.

Wir leben jetzt hier im Geräusch, im Taumel, noch nicht der Feste, aber doch der Vorbereitungen zu denselben. Schon seit 14 Tagen sieht man durch die Straßen, welche nach den Barrièren von Fontainebleau und Versailles führen, lange Reihen von schwerbepackten Wagen ziehen, welche den gewaltigen Hausrath zur Stelle fördern, womit die Civilliste den Hof und seine Gäste in diesen zwei berühmten Königsschlössern bewirthen will. Eine lange Suite reichverzierter Staatswagen, welche vor einigen Tagen leer und zum Theil verdeckt nach Fontainebleau abgingen, um dort bei den Ceremonien der Vermählungsfeier des Herzogs von Orleans zu glänzen, hat vorzüglich Aufmerksamkeit erregt. Betten, Stühle, Tische, Tafelservice, Geräthe jeder Art und Bedienten jeder Classe, womit man die weiten Apartements Franz I. und Ludwig XIV. ausfüllen will, werden nicht mehr nach Hunderten, sondern nach Tausenden gezählt. Der Pomp und Glanz, welcher hier entwickelt werden soll, hat, sagt man, seines Gleichen nie gehabt, und wird seines Gleichen, hofft man, in Jahrhunderten nie wieder haben.

Denn, beiläufig gesagt, man fängt jetzt hier einmal wieder an, mit den Jahrhunderten umzugehen wie mit den Spielbällen. Man wirft sie in officiellen und nicht officiellen Reden einander zu, als wenn es eine Kleinigkeit wäre, die man so nach Belieben jeden Tag haben könnte, und vergißt über dieser großartigen Spielerei fast die nächste Vergangenheit, die nächste Zukunft, die doch noch so ziemlich ernst aussieht. Es ist beinahe kein Unterpräfect, kein Maire, welcher sich nicht beim Empfange der Prinzessin Helene an der Grenze seines Arrondissements oder auf dem Weichbilde seiner Gemeinde ermächtigt geglaubt hätte, ihr zu sagen, daß die Ruhe Frankreichs, der Friede und die Freundschaft mit Deutschland und Mecklenburg im Besondern, das Glück der ganzen Welt meinetwegen, durch sie nun bestimmt einmal definitiv auf so und so viel Jahrhunderte gesichert sei. Mein Gott, welchen Luxus treibt dieses Geschlecht nicht nur mit Worten, sondern auch mit dem Eigenthume ganzer Generationen, unzähliger Millionen, welche in Zukunft die Weltgeschichte machen werden! Und wie oft hat Frankreich schon diesen unverständigen Luxus selbst Lügen gestraft und so theuer bezahlen müssen! Der Himmel möge sich nicht erzürnen über Das, was da geht aus dem Munde der Einfältigen; er wird am Ende in seiner Weisheit Alles zum Besten lenken.

Die Feste, welche nach den Herrlichkeiten von Fontainebleau und Versailles hier stattfinden sollen und mit deren Programm ich Sie nicht im Voraus langweilen will, setzen bereits Alles in Bewegung, die Hände, die Füße und vorzüglich die Zungen, wenn überhaupt dieses nützliche Instrument, welchem der innere Organismus französischer Köpfe schon von Natur eine eigenthümliche Schnellkraft gegeben hat, noch durch äußern Anstoß in eine lebhaftere Schwingung versetzt werden kann. Das Treiben, welches sich auf die Feste bezieht, nimmt diesmal wirklich einen großartigen Charakter an. Auf dem Grèveplatze, in der Nähe des Stadthauses, reißt man in aller Schnelligkeit ganze Straßen ein, die erst viel später abgetragen werden sollten, um für die Tausende von Wagen, welche die zu dem Banket und dem Balle der Stadt Paris geladenen Gäste herbeiführen werden, Platz zu gewinnen. Im Innern des Stadthauses nimmt indessen unter dem Zauber kunstreicher Hände Alles einen festlichen, einen magischen Anstrich an. Man erzählt sich Wunderdinge von den Sälen, die man hier aufstei-

gen sieht, von den Decorationen, womit man das alte, kunstvoll ausgehauene Gemäuer bedeckt, von den Überraschungen, welche bereitet werden sollen. In den elysäischen Feldern erhebt sich neben Theatern und Orchestern, himmelhoch eine Burgfeste von Holz, welche mit Sturm eingenommen und zu allgemeiner Belustigung am Ende in die Luft gesprengt werden soll. Auf dem Quai d'Orsay wachsen von Tag zu Tag die ungeheuern Pallisaden, welche einem andern, wahrscheinlich friedlichern, vielleicht auch etwas kunstreichern Feuerwerke zur Folie dienen sollen. Ähnliches Gebälk wird zu gleichen Zwecken an der Barrière du Trône am Ausgange der Vorstadt St.-Antoine aufgerichtet. Die ungeheuere Galerie des Louvre wird zu einem Concertsaale umgeschaffen, und in den Bureaux des Generalstabs der Nationalgarde hat man nichts Nothwendigeres zu thun, als Subscriptionen zu sammeln zu dem großen Balle, welchen die Nationalgarde dem jungen königlichen Ehepaare im Opernsaale geben will. Genug, man bietet Alles auf, um das große Ereigniß des Tages auf würdige Weise zu feiern, Geld unter die Leute und Taumel in die Köpfe zu bringen. Es wird gelingen, so will es Frankreich, man schwelgt im Vollgenusse der Glückseligkeit.

Vergessen darf ich dabei nicht, daß auch die schöne Welt, wie hier an Allem, so auch an den Dingen, die soeben vorgehen und sich vorbereiten, den lebhaftesten Antheil nimmt. Der Mode stehen große Erschütterungen bevor; sie bekommt bedeutende Probleme zu lösen, und Alles ist gespannt auf die Resultate. Daß vor einigen Tagen die erste Modistin, Madame — ich habe den Namen erst gestern aus schönem Munde gehört und heute schon wieder vergessen —, mit einer Schar ihrer dienstbaren Geister weiblichen Geschlechts nach Melun, auf dem Wege zwischen hier und Fontainebleau, abgereist ist, angeblich um dort sogleich die künftige Herzogin von Orleans zu kleiden, wird allgemein für ein wichtiges Ereigniß in den Annalen der Modewelt gehalten. Man streitet sich bereits darum, ob die Ärmel, welche die junge Herzogin tragen wird, anliegend oder weit sein werden. Die Meinungen sind sehr getheilt. Da die Prinzessin jedoch keine starken Arme haben soll, so entscheidet sich die Majorität für weite Ärmel. Einig ist man nur darüber, daß die Gestalt und Form der Ärmel, mit welchen sich die Herzogin zum ersten Male dem Publicum zeigen wird, sogleich zum Typus aller für die Dauer der Saison überhaupt zulässigen Ärmel erhoben werden soll und muß. Welche Spannung! und welche Stockung auf einige Tage in den Geschäften dieses wichtigen Departements!

Desto mehr Leben regt sich dagegen in den ihm verwandten Kreisen. Der Umsatz, welchen der Ankauf von Damenschmuck zu den bevorstehenden Festen verursacht, soll, wie mir einer der ersten Bijoutiers versichert hat, ungeheuer sein. Alles dieser Art aber wird von dem Schmucke übertroffen, welcher der Herzogin von Orleans in einem aus feinem Schildkrot gearbeiteten Körbchen überreicht werden wird. Er besteht, so viel ich von einem der Juweliere weiß, welcher mit daran gearbeitet hat, aus drei vollständigen, aus Diamanten und Rubinen sehr geschmackvoll gefügten Paruren, jede 200,000 Francs an Werth, von Seiten des Herzogs von Orleans, einer Perlenschnur von der Königin von gleichem Werthe, und einigen andern Schmucksachen vom Könige und der Prinzessin Adelaide; im Ganzen zu einem Betrage von 1 Million Francs. Was soll ich Ihnen davon weiter sagen? Sie finden das Alles in den Journalen besprochen. Lesen Sie dort, lesen Sie und bewundern Sie dann, wenn Ihre Phantasie ausreicht, sich aus einer kahlen Beschreibung in die Wirklichkeit zu versetzen. Gesehen habe ich davon nichts, denn man geht damit überhaupt ziemlich geheimnißvoll um. Sonst war es wol gewöhnlich, daß man dergleichen königlichen Schmuck dem Publicum auf einige Zeit zur Schau stellte; dieses Mal soll man dies aber höhern Orts nicht für zweckmäßig befunden haben.

Überhaupt hat man bei aller Liberalität, welche die Seele der Feste von Fontainebleau und Versailles sein soll, einige auffallende Beschränkungen bemerkt, die nicht eben sehr günstige Stimmungen erzeugen mögen. So wird es unter Anderm viel besprochen, daß zur Vermählungsfeier in Fontainebleau von dem ganzen diplomatischen Corps nur die eigentlichen Ambassadeurs der großen Mächte, d. h. höchstens drei bis vier, und der weimarische Geschäftsträger, aus verwandtschaftlichen Rücksichten seines Hofes zu dem Hause Mecklenburg, eingeladen worden sind. Der mecklenburgsche Ministerresident, Hr. v. Ortheling, ist erst vor wenigen Tagen plötzlich von hier verschwunden, wie es heißt auf Befehl seines Hofes. Dies gibt natürlich zu allerhand Deutungen und Gerüchten Anlaß. Man meint, der Hof habe es nicht verschmerzen können, daß es ihm ungeachtet aller deshalb gethanen Schritte nicht gelungen sei, seinen Festen durch die Gegenwart gewisser fürstlicher Personen von Bedeutung noch eine besondere Weihe und Wichtigkeit zu geben, und so wolle er auch nun weiter nichts von ihren Stellvertretern wissen.

Ebenso ist zu den Festen, welche der Eröffnung des Museums zu Versailles vorhergehen werden, von dem diplomatischen Corps, selbst mit Einschluß der Ambassadeurs, Niemand eingeladen. Für dieses Mal scheint jedoch die Sache einen tristigern Grund zu haben. Ludwig Philipp, sagt man, habe es nicht für anständig gehalten, dem diplomatischen Corps in einer Galerie die Honneurs zu machen, welche vorzugsweise ein Monument des französischen Nationalruhms, zum guten Theile auf Kosten jetzt befreundeter Nachbarstaaten, sein solle. Allerdings wären dabei auch wol allerhand fatale Erinnerungen kaum vermeidlich gewesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Satirische Hopser. Ein Jubelbuch von M. Cunow. Grimma, Verlags-Comptoir. 1837. 8. 1 Thlr.

Es gibt Bücher, die gleich einen so ordinairen Titel als Aushängeschild führen, daß man unmöglich von Haus aus etwas Gutes von ihnen erwarten kann. Dies ist der Fall mit dem vorliegenden, dessen sehr alltäglicher Inhalt mit dem Titelblatte in vollkommenem Verhältnisse steht. Der satirischen Hopser des Hrn. Cunow, welcher besser gethan, wenn er das Hopsen unterlassen hätte, sind aber acht Stück. Davon handelt Nr. 1 vom Untergang der Welt, Nr. 2 von der ehr- und tugendsamen Jungfrau Europa, Nr. 3 vom Einflusse der Suppen auf den Nationalcharakter, Nr. 4 von der weiblichen Hauspolitik, Nr. 5 von mehren Göttern der Erde (ein Abschnitt, in welchem wir jedoch keinen einzigen Gott haben wahrnehmen können), Nr. 6 vom Leben nach dem Tode u. s. w., Nr. 7 stellt einen großen Weltguckkasten in 60 Bildern vor, aus denen wir zu Nutz und Frommen der Leser die geistreichsten herausnehmen wollen:

1. Italien.

Unter den Römern Italien einst war Herr vieler Länder,
Jetzt gehorchet es sein vielen Herren zugleich.

2. Die Modeleute.

Die Kleider machen Leute.
Der Schneider macht die Kleider,
Folglich macht der Schneider Leute.

3. Großbritannien.

Großbritannien herrschte bisher so zu Land wie zu Meere,
Aber in sich entzweit geht es entgegen dem Sturz.

Weiteres wüßten wir von dem Büchlein, das mit einer Capucinerpredigt in Prosa schließt, nichts zu sagen, weder in rühmender noch in verurtheilender Weise. Ein Jubelbuch ist es auf keinen Fall, denn wer soll über solche Trivialitäten jubiliren! 1.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 172. — 21. Juni 1837.

Die neueſte Literatur der Schweiz.

Erſter Artikel.

(Fortſetzung aus Nr. 171.)

Wie die eigentlich ſogenannte romaniſche Schweiz, ſo liefert die italieniſche nur ein einziges periodiſch-politiſches Blatt, den „Repubblicano della Suizzera italiana", der wöchentlich zweimal zu Lugano im Canton Teſſin herauskommt. Ziemlich reich iſt dagegen die franzöſiſche Schweiz an Zeitungen verſchiedener Art und Farbe. Hier finden wir bereits die politiſchen Schattirungen, die überhaupt in dem eidgenöſſiſchen Bundesſtaate hervortreten, in ziemlicher Vollſtändigkeit ausgeprägt, von dem ſteifen Feſthalten am dauernd Beſtandenen, aber nicht grade dauernd Bewährten an, wie ſich dieſe Tendenz beſonders im „Constitutionnel neuchâtelois" kund thut, bis zum entſchiedenen Radicalismus im „Nouvelliste vaudois". Die andern franzöſiſchen Blätter, wie die zu Genf gedruckten und die „Gazette de Lausanne", halten ſich mehr in der Mitte, und die beiden im franzöſiſchen Theile des Cantons Bern zu Porrentruy (Pruntrut) erſcheinenden, die „Helvétie" und der ſeit Anfang dieſes Jahres ihr entgegenſtehende „Observateur du Jura", befaſſen ſich beſonders mit den eigenthümlich kirchlichen Verhältniſſen in dieſem katholiſchen Theile des Cantons. Nebenbei kündigte der „Observateur du Jura" an, daß er im Gegenſatze mit dem politiſchen Radicalismus einem geſund fortſchreitenden Liberalismus zu huldigen gedenke. Schon früher wurde hervorgehoben, daß im Durchſchnitte die franzöſiſchen Blätter beſſer als die deutſchen geſchrieben ſind.

c) Politiſche Journaliſtik der nicht regenerirten Cantone der deutſchen Schweiz.

Gehen wir nun zur Betrachtung der ſehr zahlreichen periodiſch-politiſchen Literatur der deutſchen Schweiz über, ſo finden wir hier ein buntes Durcheinander, ſowol nach den politiſchen Neigungen und Intereſſen als nach der Art und Weiſe, wie dieſelben geltend gemacht werden ſollen. Es zeigt ſich jedoch ein durchgreifender, ſehr natürlicher Gegenſatz zwiſchen den regenerirten Cantonen und denjenigen, an welchen die neuere Zeit mit ihren Anſprüchen auf Umgeſtaltung des öffentlichen Lebens weſentlich ſpurlos vorübergegangen iſt. In dieſen letztern Cantonen iſt grade das fortwährende Feſthalten am bisher Beſtandenen ein Zeichen, daß eine für Neuerungen geſtimmte Partei von Bedeutung nicht aufkommen konnte. Wäre eine ſolche nur in einiger Stärke vorhanden geweſen, ſo hätte ſie unter den begünſtigenden äußern Umſtänden der vorletzten Jahre gar leicht wenn nicht ein dauerndes Übergewicht, doch einen gewiſſen Beſtand und eine feſte Haltung gewinnen können. Aber bis in die Schlupfwinkel der demokratiſchen Stabilität, namentlich bis in die vier kleinern Cantone, hat die zerſetzende Kraft der neueſten Zeit nicht gereicht, und wie man auch von außen nachzuhelfen ſuchte, hat man ſich doch aus den ſtarren Formen eingeroſteter Gewohnheiten noch lange nicht verdrängen laſſen. Selbſt in denjenigen Bezirken, wo ein entſchiedener Zwieſpalt der Tendenzen und Intereſſen zum Vorſcheine kam, hat derſelbe entweder, wie im ehemaligen Canton Baſel, zu einer völligen ſtaatlichen Scheidung der widerſprechenden Elemente geführt; oder wo dies nicht der Fall war, wie im Canton Schwyz, hat das Übergewicht der Stabilen die kleine liberale Partei bald gänzlich verſtummen machen.

Unter den periodiſchen Blättern dieſer Cantone führt die „Baſeler Zeitung" den Reihen. Sie iſt ziemlich verbreitet, da ſie die Nachrichten aus dem Auslande ſchnell und ausführlicher als die meiſten andern ſchweizer Blätter gibt. In den innern Angelegenheiten vertritt ſie die baſeler Stadtariſtokratie, und während ſie mit der jetzigen Bundesverfaſſung, unter deren Herrſchaft die Trennung der Landſchaft erfolgte, nicht ſehr zufrieden iſt, ſtimmt ſie doch regelmäßig gegen jeden Verſuch der Neuerung, der von den Blättern der liberalen Partei zur Sprache gebracht wird. Die „Baſeler Zeitung" enthält mitunter leidlich geſchriebene Aufſätze, und trotz ihrer fortwährenden Oppoſition gegen die herrſchende Partei der Schweiz weiß ſie ziemlichen Anſtand und Mäßigung zu beobachten.

Das Gegentheil in dieſer Beziehung gilt von dem „Waldſtätter Boten", dem Organ der ultrakatholiſchen Stabilen. Zur Vertheidigung ſeines reinen Glaubens und der demokratiſchen Particularfreiheit der kleinen Cantone führt er mit großer Anſtrengung ſeinen literariſchen Prügel, ohne jedoch ſeinen Gegnern anders als lächerlich zu erſcheinen, da er mit geſchloſſenen Augen um ſich zu ſchlagen pflegt. Dieſem ungeleckten Bären in der Mönchskutte, der für ſein Futter ſehr willig, wenn auch ſehr taktlos nach der ultramontanen Pfeife tanzt, hat

alle Cultur der neuern Zeit nichts anhaben können. Er ist der echte Repräsentant germanischer Urgrobheit geblieben, und es ist eine ganz eigenthümlich fremdartige Erscheinung, in Mitte der zahmen europäischen Civilisation eine so wilde literarische Bestie brüllen zu hören. Seine unnachahmliche Grobheit, die der „Waldstätter Bote" für echt schweizerische Biederkeit und Geradheit auszugeben sucht, gibt ihm indessen hinlängliche Originalität, und der Ton, den er anschlägt, entspricht nicht übel dem engherzigen Bauernstolze und den dünkelhaften Vorurtheilen, die in den demokratischen Urcantonen noch in ziemlichem Umfange herrschen. In diesem kleinen Bereiche, wo man sich aus zureichenden Gründen ohnehin nicht viel mit Lesen befaßt, hat der „Waldstätter Bote" sein eigentliches Publicum, denn in die übrige Schweiz verliert er sich nur in wenigen Exemplaren, woran man da und dort als an literarischen Seltsamkeiten sein Ergötzen hat. Auch der „Waldstätter Bote" ist jedoch auf die jetzige Verfassung der Eidgenossenschaft und auf die Art und Weise, wie sie gehandhabt wird, keineswegs gut zu sprechen. Überhaupt sehen wir die Blätter der schweizer Stabilen auf eine positive Weise nur an ihrer cantonalen Spießbürgerlichkeit entschieden festhalten, während sie gegen die bestehende Bundesverfassung, aber freilich auch gegen jeden Vorschlag zur Veränderung derselben negativ sich verhalten. Und so erscheint diese Bundesverfassung als ein Gebäude, das von der Meinung aller Parteien aufgegeben ist und nur stehen bleibt, weil man sich über dasjenige, das an seiner Stelle errichtet werden könnte, nicht zu vereinigen weiß.

d) Politische Journalistik der vorörtlichen Cantone.

Eine weit größere Mannichfaltigkeit der politischen Blätter zeigt sich fast durchweg in den andern Cantonen der Schweiz, die entweder eine Duodezausgabe der französischen Julirevolution, oder doch das Mittelding eines Sturms in einem Glase Wasser und einer sogenannten Radicalreform erlebt haben. Sowol die Anhänger des früher Bestandenen als die radicalen Neuerer und die Freunde der jetzigen Regierungen und Verhältnisse waren überall bemüht, sich in der periodischen Presse besondere Organe zu gründen. Unter den drei vorörtlichen Cantonen ist der jetzige Vorort Luzern der einzige, wo die verschiedenen Parteiansichten keine allseitige, literarische Vertretung gefunden haben. Dies ist um so auffallender, als in Luzern neben zahlreichen Anhängern des frühern Bestandes der Dinge eine beträchtliche liberale Partei vorhanden ist, die mit ihren Ansprüchen und Foderungen in mancher Beziehung sogar noch weiter reicht als in den meisten andern Theilen der regenerirten Schweiz. Noch vor Kurzem erschien zu Luzern eine „Waldstätter Bötin", gedruckt und verlegt im Hause der hochwürdigen H.H. Franziskaner. Dieses Blatt vertrat die Ansichten der gemäßigt liberalen Katholiken und gab sich die Mühe, dann und wann gegen den „Waldstätter Boten" Opposition zu machen. Die „Bötin" scheint jetzt aus der Reihe der Lebendigen verschwunden zu sein. Außerdem kommt noch im Canton Luzern, in Sursee, ein Blatt heraus: „Der Eidgenosse". Es hat zur Titelvignette Wilhelm Tell und seinen Sohn mit dem durchschossenen Apfel, ohne jedoch selbst ein besonders scharfer Schütze zu sein, da er trotz seines guten Willens mitunter neben die Scheibe schießt. Überhaupt findet in der Schweiz eine sehr starke Consumtion statt von Tells, den drei Eidgenossen, Winkelrieds u. s. w., theils zu Titelvignetten, theils zu Wirthshausschildern, und wo sonst zu geistiger oder leiblicher Nahrung eingeladen wird. Wir sehen also hier Lichtenberg's bekannten Vorschlag, die Wirthshaustafeln zu Denktafeln verdienter Männer zu machen und den Lorber des Nachruhms noch etwas tiefer als im Herzen der Nachwelt, nämlich in ihrem Magen wurzeln zu lassen, in ziemlichem Umfange verwirklicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Fortsetzung aus Nr. 171.)

Im Ganzen kann man über die bevorstehenden Feste so manche Betrachtung anstellen. Viele, die behaupten, etwas tiefer zu sehen, wollen in der Vermählung des Herzogs von Orleans nur einen Vorwand finden, und glauben, Ludwig Philipp bezwecke damit noch ganz andere Dinge. Die Vergleichung mit Ludwig XIV. liegt ziemlich nahe. Will Ludwig Philipp, fragt man sich, dem Bürgerkönigthume den Ruhm und den Glanz, der ihm noch etwas mangelt, auf diese Weise verschaffen? Will er den Thron, den man 1830 auf die ebene Erde gesetzt hatte, wieder auf die Stufen erheben, wo die blendende Majestät Ludwig XIV. glänzte? Nicht doch! Die Zeiten, die Menschen sind ja ganz andere. Nun, so will Ludwig Philipp vielleicht nur noch die letzte Widerspenstigkeit der hartnäckigsten Parteihäupter bezwingen? Ist es vielleicht grade dies, was den Franzosen Noth thut? Erst politischer Tumult, welcher die Leidenschaften reizt, und dann, wenn diese ausgetobt haben, Festtaumel, welcher die Eitelkeit kitzelt? Das verstand Napoleon so gut; warum sollte es Ludwig Philipp nicht verstehen? Ihm fehlt nur die rechte Folie dazu; es gibt jetzt keine eroberten Städte mehr, keine umgestürzten Throne, nicht einmal mehr Bulletins von der großen Armee, überhaupt nichts, was jenen Rausch des Enthusiasmus hervorbringen könnte, in welchem man mit diesem Volke Alles machen kann, wie Napoleon bewiesen hat! Eins erreicht Ludwig Philipp bestimmt, nämlich Das, daß die Festlichkeiten zur Verherrlichung der Julitage fortan, und vorzüglich in diesem Jahre, eine ziemlich klägliche Gestalt annehmen und vielleicht gar nach und nach absterben werden; ohne Zweifel ein bedeutender Gewinn für die Stimmungen, die man von oben herein jetzt hervorzurufen und zu pflegen wünscht.

Indem ich jedoch dies schreibe, sind die Feste in Fontainebleau schon im vollen Gange. Sie werden sie in den französischen Blättern ausführlich beschrieben und besprochen finden. Ich selbst kann Ihnen aus eigner Ansicht nichts darüber mittheilen, da ich nicht hingehe und im besten Falle auch für den Fremden außerhalb der Schloßmauern wenig zu sehen sein dürfte. Ich behalte es mir vor, Ihnen später über die Herrlichkeiten, welche sich jetzt nach der unter Ludwig Philipp's eigner Leitung vollendeten Restauration im Schlosse zu Fontainebleau befinden, einen ausführlichen Bericht zu schicken, sobald mir die Zeit einen Ausflug dahin erlaubt. Man muß jetzt seine Empfänglichkeit für solche Dinge auf die Feste in Versailles und hier aufsparen, von denen ich Ihnen dann mehr sagen werde. Hätte ich die Wahl gehabt, entweder an den Ceremonien zu Fontainebleau oder an der Revue der hundert Maires als Zuschauer Theil nehmen zu können, welche, wie

die „Charte de 1830“ so reizend schildert, vor der Prinzessin Helene im Moseldepartement stattgefunden hat, so hätte ich das Letztere vorgezogen; denn es gibt schwerlich etwas Amusanteres als die Gestalt eines französischen Dorfmaires mit seiner dreifarbigen Schärpe um den Leib und seiner Amtsmiene unter einem runden Hute mit breiten Krempen. Hundert Stück dieser Race auf einem Flecke beisammen zu sehen, ist jedenfalls eine außerordentliche Erscheinung, ein Ereigniß für den Physiognomen und den Charakter- oder noch besser Caricaturenmaler. Vielleicht gibt uns Biard in der nächsten Ausstellung eine bildliche Darstellung dieses Phänomens.

Ich habe Ihnen schon neulich geschrieben, daß der Geschichtschreiber der französischen Revolution, Mignet, an Raynouard's, des bekannten Kenners der provenzalischen Sprache und Literatur, Stelle zum Mitgliede der Académie française ernannt worden ist. Vorige Woche am 25. Mai war die feierliche öffentliche Sitzung, in welcher er förmlich aufgenommen wurde. Die Versammlung war diesmal äußerst glänzend. Mignet genießt außer der allgemeinen Anerkennung als Schriftsteller den Vorzug einer glänzenden und doch eigentlich unabhängigen Stellung in der Gesellschaft. Glänzend insofern, als ihm seine Talente und seine Bildung als seiner Weltmann in den ersten Kreisen eine entschiedene Überlegenheit geben; unabhängig, weil er es klug genug vermieden hat, sich zu sehr in den Strudel politischen Wogens einzulassen, in welchem seit 1830 so Mancher aufgetaucht und wieder untergesunken ist. Mignet könnte und würde Minister sein, wenn er es nicht vorgezogen hätte, in aller Ruhe der Vortheile zu genießen, welche ihm seine mit wenig Arbeit verbundene, aber sehr einträgliche Stelle als Director des Archivs des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten und seine angenehme Stellung in der Gesellschaft gewährt.

Er beschäftigt sich fortwährend viel mit literarischen Arbeiten. Man ist in diesem Augenblicke sehr auf seine schon längst angezeigte Geschichte der Reformation gespannt. Es soll dieses ein umfassendes Werk von 10 Bänden werden, worin auch die deutsche Reformation weitläufig besprochen werden wird. Dies Letztere scheint für Mignet, welcher nie in Deutschland war und auch nicht die geringste Kenntniß der deutschen Sprache besitzt, ein ziemlich gewagtes Unternehmen. Wird es doch schon uns Deutschen, in denen wenigstens noch der Grundcharakter fortlebt, schon so schwer, uns ganz in den Geist des 16. Jahrhunderts, in die Seele des ehrlichen Augustiners Dr. Martin Luther und seiner Zeit- und Kampfgenossen zurückzuversetzen. Wie soll das nun einem Ausländer, einem Franzosen gelingen, welcher, ungeachtet der Überlegenheit seines Geistes, doch nun eben den Standpunkt nicht verändern kann, auf den er gestellt ist; welchem nichts übrig bleibt, als Luther's Charakter nach Michelet's so verfehlten „Mémoires de Luther“ oder höchstens den ungenügenden Interpretationen seiner Werke durch deutsche Gehülfen zu studiren! Luther's Sprache in die heutige französische Sprache zu übersetzen ist ja schon an sich nicht möglich; und wie viel geht nicht mit dieser Sprache von dem Charakter, von dem innersten Leben Luther's verloren! Wir werden gleichwol von Mignet über unsere Reformationsgeschichte manches Geistreiche sehr gut geschrieben zu lesen bekommen. Sein Werk wird schon insofern eine interessante Erscheinung sein, weil die Darstellung der deutschen Reformation von einem Ausländer ein noch nicht gelöstes Problem ist, dessen Lösung nur ein mächtiger Geist versuchen konnte.

Um jedoch auf Mignet selbst und seine Aufnahme in die Académie française zurückzukommen, bemerke ich ferner, daß er, als noch junger, nicht verheiratheter Mann von einnehmendem Äußern, namentlich auch unter der Damenwelt der höhern Salons viele Gönner hat. Sie fragen, wie das hierher gehört? Es gehört hierher, weil es der Versammlung im Palais des Instituts am vergangenen Donnerstage einen eigenthümlichen Charakter gab. Man sah hier nicht etwa blos die Personen der Akademie und die politischen Freunde Mignet's, Thiers, Guizot, Dupin, Royer-Collard u. s. w., sondern auch einen auserlesenen Kreis von Schönheiten aus der feinen Welt in geschmackvoller leichter Sommerkleidung, welche gegen die steifen Tressenröcke der Akademiker gar keinen unangenehmen Contrast bildete. Überhaupt gibt die Zulassung der Damen den Feierlichkeiten des Instituts eine gewisse lebendige Schattirung, welche den bleichen literarischen Ceremonien dieser Art anderwärts ganz entgeht.

Auf Mignet's Rede war man sehr gespannt. Mignet scheint kein Rednertalent zu haben; er besitzt aber die Gabe des gemessnen Vortrags, welche unter gewissen Verhältnissen ihre Wirkung nicht verfehlt. Seine Stimme ist, was man hier une voix voilée nennt, etwas monoton, aber nicht ohne Ausdruck. Sein Styl ist auch in seinen Reden, die er immer sorgfältig vorher auszuarbeiten pflegt, gedrungen, gemessen und energisch. Der Gegenstand des Vortrags war ihm diesmal gegeben, die Lobrede Raynouard's, eines der gelehrtesten Männer des neuern Frankreichs und, was man in Deutschland natürlich weniger weiß, eines der merkwürdigsten Charaktere, welche sich aus den Bewegungen auf den Gebieten der Wissenschaft und der Politik seit einem halben Jahrhunderte herausgebildet haben. Mignet hat ein interessantes Thema mit großem Erfolge behandelt. Der Beifall seines Auditoriums wurde ihm zu wiederholten Malen auf rauschende Weise zu Theil.

Als Mitglied der Académie française mußte Raynouard natürlich von einer Seite aufgefaßt werden, von welcher er im Auslande, wo man ihn als Begründer der provenzalischen Philologie hochschätzt, nicht mehr sehr gekannt ist, nämlich als dramatischer Dichter. Einige Mittheilungen aus Mignet's Rede scheinen mir als eine glückliche Charakteristik dieses merkwürdigen Mannes besondere Aufmerksamkeit zu verdienen.

„Raynouard“, sagte unter Anderm Mignet, „vereinte in sich Eigenschaften, welche sich in der Regel nicht in demselben Menschen vereint finden: Hang zu dem Geschäftsleben und Liebe zur Poesie. Fern von Paris frühzeitig in die Carrière hineingezogen, wo er, wie er wohl fühlte, seinen Ruhm hätte finden können, hatte er den seltenen Muth, ihr zu entsagen, um sich während der schönsten und fruchtbringendsten Jahre seiner Jugend im Verborgnen trocknen Arbeiten zu widmen. Er dämpfte sein Feuer mit Hülfe jener Festigkeit des Willens, welche beständig seine Phantasie wie sein Leben beherrscht hat; er wurde Advocat, um später und mit ganzer Freiheit Dichter zu werden. Er verlangte von dem Stande, dem er sich widmete, das Mittel, seiner Neigung zu folgen, nämlich den Wohlstand, welcher dem Geiste Muße gewährt und dem Charakter seine ganze Unabhängigkeit leicht macht. Die Revolution überraschte ihn, noch ehe er das erste Ziel, das er sich vorgesteckt, erreicht hatte. Durch Umstände, welche gewaltiger waren als alle Pläne, mitten in den Strudel unserer politischen Unruhen hineingeworfen, mit verwickelt in die Niederlage der Girondisten, für deren Sache er sich erklärt hatte, wurde er aus dem Innern der Provence nach Paris geführt, um hier die Strafe seiner Mäßigung zu erdulden. Anstatt der glänzenden Zukunft, die er sich versprochen hatte, den nahen Tod vor Augen, richtete er in einer Trauerhymne ein poetisches und entschlossenes Lebewohl an die Hoffnungen, welche ihm mit dem Leben entfliehen sollten. Aber der 9. Thermidor erschien, ehe seine Todesstunde geschlagen hatte.“

Nachdem hierauf Mignet mit einigen treffenden Bemerkungen über die zwei großen Hauptrichtungen, welche die französische Literatur seit dem Zeitalter Ludwig XIV. genommen hat — die alte Schule, welche die Poesie in der Richtigkeit der Gedanken und der Schönheit der Formen suchte, und die neue, welche wieder auf Natur, Religion und Geschichte zurückkam — den Übergang zur Schilderung von Raynouard's literarischem Wirken gemacht hat, fährt er also fort:

„Welcher dieser beiden Schulen gehört nun Raynouard an? In den Ideen des 18. Jahrhunderts erzogen und voll Bewunderung der großen Werke des 17., war er doch von

nach Neuenmarkt(?) seine Zeit bringt. Ich bleibe hier gesund und wohl in Bamberg und hoffe, es werde mir Gott auch ferner helfen, daß ich mich und sie seine Diener bleiben. Ich bitte sie, sie wollen mir doch ihre Meinung schreiben, ob sie mir in einer Pfarr wollen, da Gott mir hilft, daß ich die Pfarr bekomme, ob sie mir dann wollen zu mir ziehen, ich habe mich verheurathet, ich habe eine Frau, sie ist eine Wittwe, ihr Mann ist gestorben, ist ein Bürgerin gewesen, ist ein Bäckerin, sie ist gut katholisch, sie ist mir gut, ich bin ihr gut, sie hat ein Kind, das ist auch gut katholisch, ich bitte sie, sie wollen mir doch ihre Meinung schreiben, ob sie mir

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 173. — 22. Juni 1837.

Die neueste Literatur der Schweiz.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 172.)

In Bern treten die politischen Haupttendenzen der Schweiz auch in der periodischen Presse hervor. Das gefallene Patriziat läßt seinen unversöhnlichen Groll gegen den Radicalismus, noch weit mehr aber gegen die jetzige Regierungspartei in der „Schweizer allgemeinen Zeitung" aus. Wie alle gefallenen Geister kommt sie nur ewig anzuklagen, und von Allem, was geschieht, ist ihr nichts recht. Sie sucht sich den Durst zu löschen mit dem luftig schäumenden Gebräue ihrer Hoffnungen und Täuschungen und nährt sich mit ihrem Ärger, dessen sie nimmer satt wird. Da sie im Inlande keine starke Gewähr für die Erfüllung ihrer Hoffnungen findet, so sucht sie sich auf das Ausland, besonders auf die absoluten Regierungen zu stützen, von welchen sie die Herstellung der alten Herrlichkeit erwartet und welchen sie den Hof zu machen nicht müde wird. Mehr oder weniger gilt dies indessen auch von allen andern Blättern der gestürzten aristokratischen Partei. Und so bietet die republikanische Schweiz das eigenthümliche Schauspiel dar, daß manche ihrer öffentlichen Organe sich freiwillig bald in die Livree des einen und bald des andern Hofes kleiden; daß sie um die Wette mit den officiellen Blättern des Auslandes im dienstwilligsten Eifer Alles preisen, was daselbst Gutes geschieht und nicht geschieht. Die Schweizer aber lassen mit unerschütterlicher Ruhe ihre Zeitungen das Lob der monarchischen Institutionen verkünden, ohne für ihre demokratischen das Geringste zu befürchten; obgleich sie nicht grade erwarten dürfen, daß man ihnen im monarchischen Auslande sobald Gleiches mit Gleichem vergelten wird. Weil übrigens die Galle, welche nach Shakspeare sogar das Beste im Menschen ist, witzig macht und bis zu einem gewissen Grade das Urtheil zu schärfen und den Geist zu ersetzen vermag, so gelingt der „Schweizer Allgemeinen" mitunter ein treffend beißender Artikel. Um so mehr ist dies der Fall, als der hauptsächliche literarische Gegner, womit sie sich gegenwärtig befaßt, der „Berner Volksfreund", ihr kaum noch andere als schwache Seiten darzubieten hat. Dieser „Volksfreund" ist bestallt, um das Lob der im Canton für allmächtig geltenden Gebrüder Snell, aus dem Landstädtchen Burgdorf, umständlich auszutrommeln, und um gegen die Aristokraten sowie nach Lage der Dinge gegen die sogenannten Nationalen Lärm zu schlagen. Auch dieses Blatt tritt mit höchster Grobheit auf und sucht mit Elefantenfüßen seine Gegner zu zermalmen, wobei es ihm häufig geschieht, an seinen Gegnern vorbei desto tiefer in den Koth zu gerathen. Auch werden auf solche Weise eine Menge unersprießlicher Kleinlichkeiten und Persönlichkeiten von dem „Volksfreunde" ins Breite getreten. Besonders aber hat sich derselbe fortwährend angelegen sein lassen, gegen die Lehrer, namentlich gegen die deutschen Lehrer, auf das unanständigste zu schimpfen. Überhaupt hat sich die Partei, der er angehört, gegen jede hervortretende Intelligenz, die sich ihr nicht unbedingt zu eigen gab, stets feindselig gezeigt und ist bemüht gewesen, sich für den ihr etwa beschiedenen und sehr bescheidenen Theil von Einsicht einen monopolistischen Klein- und Alleinhandel in ihrem Cantone zu sichern. Der plumpe Schritt, womit das Blatt auftritt, ist darum keineswegs ein fester Schritt. Von der ungewohnten Macht berauscht, zu welcher sich die Leiter und Herausgeber desselben plötzlich erhoben sahen, wankt es wie ein Betrunkener dahin und dorthin. Es kämpfte zunächst gegen die Willkür der patrizischen Herrschaft und gegen die beschränkenden Vorrechte der berner Stadtbürgerschaft. Als aber seine Begründer und Erhalter zum Besitze der Gewalt gelangt waren, suchte es — wie sich Solches häufig ereignet — mit demselben Eifer dieselbe Willkür zu vertheidigen, gegen die es früher zu Felde gezogen war. Besonderes Ärgerniß haben neuerdings die allgemein als gesetzwidrig bezeichneten Maßregeln gegen den von der aristokratischen Partei zu Bern gegründeten Sicherheitsverein gegeben, als deren hitziger Vertheidiger sich gleichfalls der „Berner Volksfreund" hatte vernehmen lassen. Nicht blos die Blätter der aristokratischen, sondern auch diejenigen der radicalen Partei, wie der „Nouvelliste vaudois" und der in Zürich erscheinende „Schweizerische Republikaner" haben sich entschieden dagegen ausgesprochen. Der Letztere insbesondere hat noch in seinen neuesten Nummern die Gewalt, welche jetzt die Snell und ihre Anhänger im Canton Bern ausüben, als eine hassenswürdige Aristokratie der Dorfmagnatenschaft bezeichnet und hätte sie noch genauer als eine Oligarchie der Magnaten der Landstädte bezeichnen können. Zugleich hat er seine offene Erklärung dahin ab-

gegeben, wenn ihm die Wahl bleibe zwischen der Herrschaft adeliger Junker, roher Dorfmagnaten, oder eines erblichen Monarchen, daß er unbedingt für den Letztern sich erklären würde. So finden denn überhaupt die Ansichten und Maximen, die jetzt in Bern die herrschenden sind, in keinem einzigen unabhängigen Organe der öffentlichen Meinung einige Unterstützung. Nur die „Helvétie" sowie der „Berner Verfassungsfreund", gleichfalls ein Regierungsblatt, von Professor Herzog redigirt, der mit mehr Rücksicht auftritt und geringern Haß erweckt, aber auch geringern Einfluß äußert, dienen noch da und dort dem „Berner Volksfreunde" zu schwachen Hülfsgenossen. Sonst aber steht dem Letztern die ganze periodische Presse der Schweiz gegenüber; auch hat er ausschließlich im Canton, namentlich in den kleinern Städten desselben, sein ihm zugethanes Publicum. Doch läßt sich nicht leugnen, daß er ganz im Sinne und in der Weise dieses Theils der Masse zu reden weiß, deren besonderes Interesse er vertritt und welcher die herrschende Partei ihren Einfluß verdankt. Auch muß wol der Gang der Entwickelung, welchen die Verhältnisse im Canton Bern genommen, als sehr natürlich, als fast unvermeidlich betrachtet werden. Die größere oder geringere factische Theilnahme der Volksmasse oder gewisser Theile derselben an der Besorgung der öffentlichen Angelegenheiten beruht auf dem Interesse an diesen Angelegenheiten und auf der politischen Intelligenz, die in größerm oder geringerm Umfange die Masse durchdrungen hat. Wo diese Intelligenz ein Ende hat, ist auch die natürliche Grenze der eigentlich activen Volksherrschaft, die sich nur periodisch von engeren auf weitere Kreise wird ausdehnen können. Dem berner Patriziate und der staatsrechtlich bevorzugten Stadtbürgerschaft gegenüber waren es aber zunächst die Bewohner der Landstädte und ihre Notabeln, die entschiedener mit dem Anspruche auf politische Gleichstellung hervortreten konnten und die im Vergleiche mit der rohern und zerstreuten Masse der eigentlichen Landleute immer noch ein gewisses Übergewicht behaupteten. Als darum die Macht der Patrizier gebrochen war, mußte sie in natürlicher Folge auf den nächsten Kreis der Bevölkerung übergehen. Hätte sie auf die gesammte Bevölkerung sich erstrecken und nicht blos dem rechtlichen Grundsatze nach, sondern auch thatsächlich zur eigentlichen Volksherrschaft sich ausdehnen sollen, so hätten erst in der Masse selbst die geistigen Bedingungen dafür vorhanden sein müssen. Diese hängen aber wieder mit den Bedingungen des materiellen Lebens nahe zusammen und besonders damit, ob die Verhältnisse des Besitzes und Erwerbs in einer Weise geregelt sind, welche überhaupt die Verbreitung höherer Cultur in weiterm Umfange möglich macht. Darum knüpfen sich auf das innigste alle dauernden politischen an allgemeinere sociale Veränderungen an, und weil die letztern nur allmälig von Statten gehen, haben die nächsten Erfolge so mancher Umwälzungen und Reformen der neuesten Zeit die Erwartungen nicht befriedigen können, sondern neue Wünsche und Foderungen erzeugen müssen. Allein wenn wir uns auf diese Weise die jetzige Lage der Dinge im Canton Bern wol zu erklären vermögen, so hindert dies nicht, sie sehr unerfreulich und unersprießlich zu finden.

Wie auf der einen Seite die „Schweizer allgemeine Zeitung", so bildet auf der andern der gleichfalls in Bern erscheinende „Schweizerische Beobachter" eine heftige Opposition gegen den berner „Volksfreund". Der „Schweizerische Beobachter" stand längere Zeit und steht wol noch jetzt unter dem besondern Einflusse der seit vielen Jahren in der Schweiz eingebürgerten Brüder Snell aus Nassau. Er ist ein Organ der radicalen Partei, besonders der Mitglieder des schweizerischen Nationalvereins. Dieses wohlgeschriebene Blatt hat bei allem Wechsel der Verhältnisse an den einmal ausgesprochenen Ansichten festgehalten. In der ersten Zeit nach dem Sturze der berner Aristokratie, als noch die neue Regierung dem vollständigsten Radicalismus zu huldigen schien, suchten der „Beobachter" und der „Volksfreund" in wesentlich gleichem Sinne zu wirken. Da aber später die Partei, welche durch den Letztern sich vertreten ließ, ins Schwanken gerieth, mußte sie von dem „Beobachter", der seinen geraden Weg fortwandelte, mehr und mehr sich entfernen und wenigstens zeitweise in harten Kampf mit ihm gerathen.

Von allen Cantonen der Schweiz hat Zürich, wo übrigens die politischen Parteien weniger schroff als in den meisten andern sich gegenüberstehen, die reichste periodisch-politische Literatur. Jedes Blatt vertritt eine besondere Meinungsschattirung, und manche schillern wol auch, je nach den wechselnden Umständen, in wechselnden Farben. Einige Zeitungen der Stadt und Landschaft gehören zu den am besten redigirten der Schweiz. Überhaupt zeichnet sich dieser Canton durch eine weit verbreitete Intelligenz vortheilhaft aus, und während er beharrlich, aber besonnen voranschritt, ohne plötzliche und überkräftige Vorsprünge und Seitensprünge, ist er auch niemals zu so kläglichen Rückschritten genöthigt gewesen, wie sie anderswo unvermeidlich wurden, und hat inmitten einer ziemlich raschen Bewegung eine würdevolle Haltung zu bewahren gewußt. Das älteste züricher Blatt, auch im Auslande am meisten gekannt und verbreitet, ist die „Neue züricher Zeitung". Sie wurde früher von dem seit einigen Jahren verstorbenen Bürgermeister Paul Usteri herausgegeben, dem Verfasser des „Handbuchs des schweizerischen Staatsrechts", einem hochgeachteten Staatsmanne, der für die Begründung der neuen Staatsordnung im Canton besonders thätig war und dessen Bildniß oder Büste die Wohnungen zahlreicher Anhänger derselben schmückt. Der jetzige Herausgeber, Regierungsrath Escher, Professor der Staatswissenschaften, ist ein vielseitig erfahrener und kenntnißreicher Mann. Das Blatt hat indessen keine durchgehende, klar hervortretende Tendenz, und bei seiner wechselnden Opposition charakterisirt es sich nur allgemein durch einen überwiegenden Geist der Verneinung, der bald nach dieser, bald nach jener Seite hin seine Angriffe richtet. In den allgemeinen schweizer Angelegenheiten spricht es sich der bestehenden Bundesverfassung entgegen aus und stimmt für Revision derselben, ohne jedoch darüber klar durchdachte, alle betreffenden Verhältnisse umfassende Ansichten zu entwickeln und zu begründen. Sonst treten noch einige besondere Lieblingsmeinungen des Herausgebers

zum öftern hervor. Dahin gehört namentlich das wiederholte Dringen auf Einführung der französischen Gesetzgebung, vor Allem einer vollständigen Öffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens und der Geschwornengerichte, sowie die eifrige Vertheidigung der Selbständigkeit neuerer Cultur. Hiernach tritt die „Neue züricher Zeitung" nicht selten den historischen Juristen und Philologen entgegen, die alle Bildung wesentlich auf die Kenntniß des Alterthums und der todten Sprachen gründen wollen und so tief in die Vergangenheit sich eingraben, daß sie im Lichte des heutigen Tages schlecht zu Hause sind. Wenn es sich hierbei um alte Schäden handelt, die es zweckmäßig ist, zuweilen etwas hart zu berühren, damit die Gewohnheit sie nicht erträglicher erscheinen lasse, ohne sie darum minder schädlich zu machen, so scheint dagegen die „Neue züricher Zeitung" etwas einseitig das Kind mit dem Bade ausschütten zu wollen, wenn sie zuweilen jede positive Theologie wegwerfend behandelt und einen Haß gegen alle Geistlichkeit in Bausch und Bogen durchblicken läßt. Obgleich sie keineswegs zu den Blättern der Radicalen gehört, fällt sie doch in den Fehler, den sich diese Letztern noch immer häufig zu Schulden kommen lassen und der sich auch in andern züricher Blättern bemerken läßt. Die geistvollern Freunde des Fortschritts in allen Ländern suchen freilich mehr und mehr die junge Volksfreiheit mit dem alten Volksglauben in Einklang zu bringen und jene auf diesen zu gründen. Dem großen Haufen der Seichten und dünkelhaft Aufgeblasenen ist es dagegen allzu bequem, sich aus einigen dürren Begriffen einen Leisten zu schnitzen und für verwerflich und lächerlich zu erklären, was im reichen Gemüthe des Volkes Wurzel gefaßt hat und über ihren allezeit fertigen Maßstab, womit sie nur das Maß ihrer eignen Beschränkung an die Hand geben, hinausreicht. Sie wollen nicht begreifen, daß in der Volksmasse freilich auch eine Masse von Dummheit stets im Umlaufe ist, daß aber das Volk zugleich poetischer und gemüthvoller, witziger und geistreicher, scharfsinniger und tiefsinniger ist als Homer und Göthe, als Shakspeare und Cervantes, als Newton und Leibnitz. Sie wollen nicht erkennen, daß seine Irrthümer und Vorurtheile regelmäßig nur als leichte Scheidemünze circuliren, die bald von selbst sich abgreift, und daß dagegen das Bleibende im Volksleben und Volksglauben einen bleibenden Werth hat, den der Einzelne, der auf die Masse zu wirken sucht, am wenigsten in demokratischen Staaten leichthin verkennen und einseitig misachten sollte. Wenn diese Bemerkungen sich aufdrängen, indem man die häufigen Angriffe gegen die Geistlichkeit und gegen einzelne Geistliche ins Auge faßt, wie sie in züricher und andern schweizer Blättern sehr gewöhnlich sind, so läßt sich freilich nicht leugnen, daß ein großer Theil der Geistlichkeit hierzu gegründete Veranlassung gegeben hat, da er oft in sehr plumper Weise selbst den heilsamsten Maßregeln sich entgegenstellte und bei mancher Gelegenheit die handgreiflichsten Vorurtheile zur Schau legte. Allein um so sorgfältiger hätten die Vertheidiger jener Maßregeln die Verirrungen der berufenen Prediger und Verkünder des Volksglaubens von diesem selbst unterscheiden und im Interesse ihrer eignen Sache, nach sehr einfachen Rücksichten einer gewöhnlichen Klugheit, nicht den Argwohn erwecken sollen, daß sie gegen das Eine und Andere in gleicher Weise feindselig gestimmt seien.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten aus Paris.

(Beschluß aus Nr. 172.)

Ich habe Ihnen diese ganze Stelle nicht blos als Charakteristik Raynouard's, sondern auch deshalb mitgetheilt, weil sie, eine der merkwürdigsten in der ganzen Rede, Mignet's Ansichten über zwei wichtige Punkte, den Untergang der Templer und das Verhältniß der dramatischen Poesie zur Geschichte, enthält. Der übrige Theil der Rede beschäftigte sich mit Raynouard's nicht eben bedeutender, politischer Stellung zur Zeit des Kaiserreichs und seinen mehr bekannten Verdiensten um die provenzalische Sprache. Was einmal hier nicht füglich wegbleiben kann in solchen halbofficiellen Reden, das hat auch Mignet nicht versäumt, d. h. er gibt seiner Rede am Ende eine politische Farbe, er lobt den König, die Julirevolution, die Herrlichkeiten der Gegenwart und führt diese auf jene mächtige Generation der Vergangenheit zurück, welcher Raynouard angehörte. Der Schluß ist in diesem Sinne gut.

„Wir wollen den Männern, welche durch ihre Arbeiten uns diese glorreiche Bahn eröffnet haben, unsern Dank darbringen; wir wollen erkenntlich sein gegen Die, deren Gedanken unsere Rechte schufen, deren Kämpfe unsere Sicherheit begründeten, deren Entdeckungen unser Erbtheil sind. Dichter, Geschichtschreiber, Gelehrter, Bürger, gehört Raynouard jener tüchtigen Generation an, welche ihre Zeit mit Ruhm erfüllt und dir unsrige vorbereitet hat."

Der Beantwortende dieser akademischen Reden hat schon der Sache wegen eine ungünstige Stellung. Was soll er sagen? Wen soll er loben? Den Neuaufgenommenen oder seinen Vorgänger? Beides will nicht recht passen! Noch ungünstiger wird aber diese Stellung, wenn einem Mignet ein Herr Pongerville zu antworten hat. Die Rede des Letztern war unbedeutend. Er sagte Einiges über Raynouard's häusliches Leben, seine Zurückgezogenheit in der letzten Zeit; Alles nicht ohne Werth, aber wenig ansprechend. Mignet's Rede wurde dadurch nur noch mehr gehoben; ihm gehörte der Triumph der Sitzung. Er gehört zu den Glücklichen, welchen neben der Anerkennung ihres innern Werthes auch äußerer Lohn nicht entgeht. Noch ziemlich jung Staatsrath, Director des Archivs des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten und Mitglied zweier Akademien, ist er vor Kurzem auch noch an Charles Comte's Stelle zum immerwährenden Secretair der Akademien der moralischen und politischen Wissenschaften ernannt worden. Ähnliche Aufmunterung, ähnlichen Lohn kann das Talent freilich nur in Frankreich finden.

Als Kenner des Provenzalischen soll Raynouard, wie es scheint, eine Lücke lassen. Zwei jüngere Gelehrte, welche einen ähnlichen Weg betreten haben, Paulin Paris und Francisque Michel, wenden sich mehr dem nördlichen französischen Sprachstamme zu. Der Letztere, welcher bereits vor zwei Jahren eine literarische Reise durch England auf Kosten der Regierung vollendet hat, ist soeben im Begriff eine zweite ebenfalls auf Kosten der Regierung dahin anzutreten. Er wird dieses Mal vorzüglich die Archive der Kathedrale zu Durham, die Bibliothek der Advocaten zu Edinburg und die bodlejanische Bibliothek sowie die der Kathedrale zu Oxford zum Gegenstande seiner Nachforschungen machen. Man verspricht sich davon reiche Ausbeute. 129.

Paris, 2. Juni 1837.

Eines Volkes Wünsche sind leichter zu befriedigen als die eines Menschen, denn das Individuum verlangt Beweise der

sich heut in Blut, mit Leichenfrost und Tod!
Ich will dich nicht, ich will dich nicht, du Bild
Des Todes, der mich ängstet bis zu Tränen,
Der mich verfolgt, wohin ich mich auch wende,
Der mich verfolgt, wenn ich mich selbst verfolge,
Der mich verfolgt, wenn ich mich selbst verfolge,
Der mich verfolgt, wenn ich mich selbst verfolge

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 174. — 23. Juni 1837.

Die neueste Literatur der Schweiz.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 173.)

Wie zuweilen die „Neue züricher Zeitung" die Fahne schwenkt, nicht um sie nach dem Winde zu drehen, sondern um gegen diesen und jenen wirklichen oder eingebildeten Gegner des Guten Front zu machen, so scheint sie in der neuesten Zeit wieder die Interessen der Landschaft, den städtischen gegenüber, besonders begünstigen zu wollen. Diese veränderte Tendenz ist von einigen Organen der Landschaft dankbar anerkannt worden. Auch hat die „Neue züricher Zeitung" in der neuesten Zeit wieder Veranlassung genommen, gegen die sogenannte Juristenpartei aufzutreten. Diese angebliche Juristenpartei bezeichnet sich selbst als Anhänger eines wissenschaftlichen Radicalismus, im Gegensatze mit dem Radicalismus der einseitig materiellen Interessen. Das Organ derselben ist der in Zürich erscheinende „Schweizerische Republikaner", ein vom Oberrichter Füesli wohl redigirtes und gut geschriebenes Blatt, obgleich zuweilen einige leichte Übereilungssünden unterlaufen, und auch hier nicht zu vermeiden ist, daß mitunter etwas ungehobelte Gesellen auftreten, deren Styl nicht immer von aller Härte und Schwerfälligkeit sich befreien läßt. Als Führer jener Juristenpartei und als Derjenige, der auf den „Schweizerischen Republikaner" den entschiedensten Einfluß hat, wird allgemein Dr. Keller betrachtet, der vor Kurzem als Berichterstatter in der famösen Conseilgeschichte auch auswärts in weitern Kreise genannt wurde. Er ist ein ausgezeichneter Kopf, ein klarer, scharfer Verstand, ein gründlich gebildeter Rechtsgelehrter und einer der vorzüglichsten Schüler Savigny's, der jedoch im historischen Schutte nichts weniger als vergraben, sondern in hohem Grade praktisch und lebensgewandt ist und in der Schweiz als der beste Redner deutscher Zunge gilt. Während des Kampfes gegen die besondern Vorrechte der züricher Stadtbürgerschaft hatten die Radicalen der Stadt und des Landes gemeinschaftliche Sache gemacht. Wie es aber zu geschehen pflegt, wenn die politischen Rechte plötzlich auf eine größere Masse übergehen, die meistens nur für das handgreiflich Materielle Sinn hat und haben kann, so trat in dieser Masse bald eine Reaction gegen die eifrigern Verfechter der intellectuellen Interessen ein, und es kam inmitten der Radicalen zu einiger Spaltung. Diese that sich zunächst kund, als durch die landschaftliche Partei die Fortdauer der neuen Hochschule in Frage gestellt wurde. Nur durch besondere Opfer der Stadt Zürich konnte ihr Bestand gesichert werden. Aber noch in anderer Weise trat bei einem Theile der Vertreter der Landschaft die gleiche Tendenz hervor. Seit geraumer Zeit hatte das Obergericht zu Zürich durch die gediegene, wissenschaftliche Bildung des überwiegenden Theils seiner Mitglieder sich den Ruf des ausgezeichnetsten Collegiums der Schweiz bewahrt. Als nun unlängst eines der angesehensten Mitglieder desselben, Ulrich, der Verfasser des züricher Strafgesetzbuchs, seine Entlassung nahm, suchte die sogenannte Juristenpartei diesen Verlust durch einen andern tüchtigen Juristen zu ersetzen, obgleich dieser nicht grade der radicalen Partei angehörte. Die Majorität des großen Raths ernannte aber einen Andern, der noch wenig Proben einer gründlichen juristischen Bildung abgelegt haben soll, und diese Ernennung gab Anlaß, daß auch der von Neuem zum Präsidenten des Obergerichts gewählte Dr. Keller aus diesem Collegium austrat. In diesem Ereignisse glaubte man einen Sieg der rohern Demokratie zu erkennen. Darum hat die Sache großes Aufsehen erregt und wurde nicht blos in den züricher Zeitungen, sondern auch in den meisten andern periodischen Blättern der Schweiz vielfach besprochen. Wie sehr überhaupt ein plumper Materialismus sich zuweilen regt, davon zeugt unter Anderm die kürzlich aus einem kleinen Dorfe des Cantons Zürich bei dem großen Rathe eingereichte Petition, worin nichts weniger als die Absetzung aller fremden Lehrer verlangt wird, sowie die Verminderung des Regierungsraths und des Obergerichts, dessen Mitglieder — Alles um der größern Ersparniß willen — auf halben Sold gesetzt werden sollen. Übrigens ist denn doch die Intelligenz, zum großen Theile durch Vermittelung der periodischen Presse, schon allzu tief in die Masse eingedrungen, als daß wegen der neuen Institute für wissenschaftliche Cultur ernstliche Besorgnisse gehegt werden müßten. Auch läßt sich wol behaupten, daß die Verfechter der wissenschaftlichen Interessen den Vertretern der Landschaft zuweilen allzu rücksichtslos und schroff entgegengetreten sind, und daß sie nur dadurch die Opposition gegen sich und ihre Sache verstärkt haben.

Unter den Blättern der Stadt Zürich verdient noch der „Schweizerische Constitutionnelle", von Prof. Bluntschli

schlägt, über bestehen Differenzen. Die Kirchenbehörde hat sich bisher nicht veranlaßt gesehen, gegen diese Lehrweise Stellung zu nehmen, sondern sie hat, wie es scheint, die Ansicht gehegt, es könne in der Kirche Platz für verschiedene Richtungen sein, und es sei nicht Sache der Kirchenbehörde, sich in theologische Lehrfragen einzumischen. Diese Ansicht ist aber eine irrige. Die Kirchenbehörde ist verpflichtet, über die Reinheit der Lehre zu wachen, und sie hat Disziplinarbefugnisse und Mittel zur Aufrechterhaltung der Reinheit der Lehre. Wenn sie diese Befugnisse nicht ausübt, wenn Pfarrer für eine Meinung in der Kirche eintreten können, die mit dem, was der ganzen evangelischen Kirche Wahrheit ist, nicht übereinstimmt, so ist das ein Mangel in der Kirchenverfassung, der sich in seinen Folgen schwer rächen wird. Wenn eine Kirchenbehörde sich nicht entschließen kann, gegen Irrlehrer mit Amtsentsetzung vorzugehen, so muß sie doch wenigstens Maßregeln treffen, durch welche solchen Irrlehrern die Gelegenheit, ihre Irrlehren zu verbreiten, genommen wird. Es scheint, daß Pfarrer Schrenk in Nürnberg sich nicht scheuen würde, seine Irrlehren auf der Kanzel zu verkündigen, wenn ihm nicht die Kirchenbehörde dies untersagte. Es ist daher dringend zu wünschen, daß die Kirchenbehörde sich entschließe, gegen diese Irrlehrer einzuschreiten, und daß sie dadurch der Gefahr, daß Irrlehrer in der Kirche Platz greifen, vorbeuge. Wenn sie dies nicht thut, so kann es kommen, daß wir in der Kirche Zustände bekommen, wie sie in der Schweiz sind, wo Pfarrer, die Christum leugnen, ihre Kanzeln behaupten.

Die Kirchenbehörde hat sich bisher nicht veranlaßt gesehen, gegen diese Lehrweise Stellung zu nehmen, sondern sie hat, wie es scheint, die Ansicht gehegt, es könne in der Kirche Platz für verschiedene Richtungen sein, und es sei nicht Sache der Kirchenbehörde, sich in theologische Lehrfragen einzumischen. Diese Ansicht ist aber eine irrige. Die Kirchenbehörde ist verpflichtet, über die Reinheit der Lehre zu wachen, und sie hat Disziplinarbefugnisse und Mittel zur Aufrechterhaltung der Reinheit der Lehre. Wenn sie diese Befugnisse nicht ausübt, wenn Pfarrer für eine Meinung in der Kirche eintreten können, die mit dem, was der ganzen evangelischen Kirche Wahrheit ist, nicht übereinstimmt, so ist das ein Mangel in der Kirchenverfassung, der sich in seinen Folgen schwer rächen wird. Wenn eine Kirchenbehörde sich nicht entschließen kann, gegen Irrlehrer mit Amtsentsetzung vorzugehen, so muß sie doch wenigstens Maßregeln treffen, durch welche solchen Irrlehrern die Gelegenheit, ihre Irrlehren zu verbreiten, genommen wird. Es scheint, daß Pfarrer Schrenk in Nürnberg sich nicht scheuen würde, seine Irrlehren auf der Kanzel zu verkündigen, wenn ihm nicht die Kirchenbehörde dies untersagte. Es ist daher dringend zu wünschen, daß die Kirchenbehörde sich entschließe, gegen diese Irrlehrer einzuschreiten, und daß sie dadurch der Gefahr, daß Irrlehrer in der Kirche Platz greifen, vorbeuge. Wenn sie dies nicht thut, so kann es kommen, daß wir in der Kirche Zustände bekommen, wie sie in der Schweiz sind, wo Pfarrer, die Christum leugnen, ihre Kanzeln behaupten.

Ich [illegible] [illegible] [illegible]

für das Volk und ſein Wohl, die ſich nicht zu erniedrigen glaubt, wenn ſie von dem geiſtig höhern Standpunkt, den ſie vielleicht einnimmt, zu ihm herabſteigt, um es mit ſich zu erheben. Sehr häufig drängt ſich aber in der Schweiz die Bemerkung auf, daß diejenigen Liberalen, die nicht blos die rohern materiellen, ſondern auch die höhern geiſtigen Intereſſen zu vertreten geneigt ſind, den in der Volksmaſſe aufkeimenden Anſichten, wenn ſie den ihrigen widerſprechen, gewöhnlich allzu ſchroff entgegentreten und dadurch nicht ſelten ſich ſelbſt das Spiel verderben. Gilt es die Einführung neuer Formen des öffentlichen Lebens, ſo mag ein raſches und entſchiedenes, ein kühnes und ſelbſt ein verwegenes Benehmen meiſtens förderlich ſein. Handelt es ſich dagegen um die Bewegung in gegebenen Formen und um die zweckmäßige Leitung dieſer Bewegung, ſo iſt, wie im Verhältniſſe von Hof zu Hof, auch dem Volke gegenüber eine gewiſſe diplomatiſche Gewandtheit und Fügſamkeit ſehr am Platze, und es wird ſich immer bewähren, daß man durch rückſichtsloſes Entgegenſtemmen gegen die Maſſe dieſe in ihrer Eigenwilligkeit nur deſto mehr verſtocken wird.

Nicht nur in St.-Gallen, auch in den andern öſtlichen und nordöſtlichen Cantonen der Schweiz, im Thurgau, in Appenzell, Glarus und Graubündten regt ſich ein friſches öffentliches Leben. Insbeſondere in Glarus und Appenzell erhält die beſondere Stellung der proteſtantiſchen zur katholiſchen Bevölkerung fortwährend eine gewiſſe Spannung, die das öffentliche Intereſſe nicht erlahmen läßt. Damit im Einklange, ſpricht ſich in der periodiſchen Literatur ein geſunder und kräftiger Geiſt aus, dem mitunter auch ein treffender Scherz gelingt. Zwar bewegt er ſich auch hier nicht grade in den feinſten Formen, aber dieſe Blätter genügen ihrem Zwecke innerhalb des kleinen Kreiſes, worauf ſie ſich beſchränken, und da ſie ohne beſondere Prätenſion ſind, mag man ſie um ſo mehr gelten laſſen. Dahin gehört die in Chur erſcheinende „Bündtner Zeitung", die zuweilen mit einigen Behörden des Cantons harten Strauß zu beſtehen hat, die „Glarner Zeitung" und die in Appenzell-Außerrhoden erſcheinende „Appenzeller Zeitung". Das katholiſche Innerrhoden hat kein beſonderes Blatt, wie denn überhaupt die periodiſche Literatur in der proteſtantiſchen Schweiz weit zahlreicher als in der katholiſchen iſt. Wenn der bekannte appenzeller Volkswitz vorzüglich bei dem Hirtenvolke von Innerrhoden zu Hauſe iſt, ſo ſcheinen doch auch die gewerbfleißigen Außerrhodener nicht ganz zu kurz gekommen zu ſein. Als ſich Schwyz zur Zeit des ſarner Bundes allen heilſamen Forſchritten zum allgemeinen Ärgerniſſe hartnäckigſt widerſetzte, gab die „Appenzeller Zeitung" die geographiſche Notiz: „Schwyz iſt ein Flecken in der Schweiz". Dieſer Calembourg hatte großen Beifall gefunden und man hört ihn noch jetzt gelegentlich wiederholen. Sehr bemerkenswerth iſt, daß wie im gewerbfleißigen Zürich, ſo auch hauptſächlich in den induſtriellen Cantonen der öſtlichen Schweiz die periodiſche Literatur ganz beſonders fruchtbar iſt. Es beſtätigt ſich alſo auch hier, daß an die Fortſchritte des Gewerbfleißes und an die eigenthümliche Bildung, die er mit ſich bringt, ein lebendigeres Intereſſe für die öffentlichen Angelegenheiten ſich anknüpft, wie ſich denn im Allgemeinen behaupten läßt, daß mehr und mehr aus den Entwickelungen der Induſtrie ſehr weſentliche politiſche Veränderungen hervorgehen werden.

Der nördlich vorgeſchobene Canton Schaffhauſen ſcheint ſich in ſeiner beſondern Stellung nicht ſehr zu behagen und in mancher Beziehung als einen verlorenen Poſten zu betrachten. Hier ſind Viele für einen Anſchluß an den deutſchen Zollverein geſtimmt und dieſe Anſicht klingt auch in den ſchaffhauſer Blättern nach. In dieſer und in anderer Beziehung müſſen ſich die ſchaffhauſer Zeitungen von den übrigen Organen der öffentlichen Meinung der Schweiz zuweilen den Vorwurf einer unſchweizeriſchen Tendenz machen laſſen.

Die aargauer Blätter und die „Solothurner Zeitung" huldigen ſämmtlich in verſchiedenen Schattirungen und nach beſonderer Maßgabe der örtlichen Verhältniſſe, die ſie hauptſächlich zu beſprechen haben, den liberalen Anſichten des Tages. Der „Schweizerbote", der unter Zſchokke's früherer Redaction im Auslande Ruf hatte, iſt noch immer gut geſchrieben und zweckmäßig redigirt, ohne ſich jedoch durch eigenthümliche Anſichten und eine entſchieden hervortretende politiſche Farbe beſonders hervorzuheben. Auch die zu Lieſtall erſcheinenden politiſchen Blätter des Cantons Baſellandſchaft, das „Baſellandſchaftliche Volksblatt" und der „Unerſchrockene Rauracher, ein ſchweizeriſches wahrheitliebendes Blatt für Religion, vernünftiges Volksrecht und Aufklärung", ſuchen den Chorus der liberalen Stimmen zu verſtärken. Wie der Canton ſelbſt eine wunderliche Erſcheinung in der politiſchen Welt iſt, ſo ſind es in der literariſchen die beiden Zeitungen, die er producirt. Sie geben keinen hohen Begriff von der Intelligenz, die dort im Umlaufe iſt. Auch geht es überhaupt in dem neuen Canton ſo eigenthümlich zu, daß ſelbſt liberale ſchweizer Blätter dieſem jüngſten Geſchöpfe des Liberalismus den guten Rath ertheilen, wenn er nicht ſelbſt ſich regieren könne, ſich doch irgend einem benachbarten Cantone in den Mund zu ſchieben und ihm einverleiben zu laſſen. Das „Volksblatt" iſt noch ziemlich beſcheiden und weiß ſich in Schranken zu halten. Der „Rauracher" aber, mit ſeinem geſpreizten Titel, iſt ein grober literariſcher Bauer, der die Feder als Flegel handhabt und für die ſauere Mühe, die ihm das Schreiben macht, vor der Welt ſich ſehen laſſen möchte. Er iſt ungefähr in der proteſtantiſch-liberalen Schweiz, was der „Waldſtätter Bote" in der katholiſchen iſt. Es iſt zum Erſtaunen, bis zu welchem Grade der „Unerſchrockene" die arme deutſche Sprache mishandelt, wenn er z. B. über die „Motive der Beweggründe eines Urtheils" ſich ausläßt u. dgl. Seinen Namen führt er übrigens mit Recht, denn freilich gehört ein ungewöhnlicher Muth dazu, vor ſolchen Erzeugniſſen, wie er ſie zu Tage bringt, nicht ſelbſt zu erſchrecken.

Mehre ſchweizer Blätter erſcheinen wöchentlich in einer Nummer; die meiſten aber in zwei und andere in drei Nummern. Der Preis derſelben, im Durchſchnitt etwa drei Gulden jährlich für zwei Bogen in der Woche, iſt

billig und die äußere Ausstattung meistens nicht schlechter und zum Theil besser als bei den in Deutschland gedruckten Zeitungen. Obgleich ihr Kreis von Lesern der Natur der Sache nach nicht sehr groß sein kann, dürfte doch im Durchschnitt ein Absatz von 500 Exemplaren für jedes Blatt anzunehmen sein. Immerhin wird also bei ihrer großen Anzahl und ungeachtet ihres seltenern Erscheinens sich behaupten lassen, daß in der Schweiz vor allen andern Theilen des europäischen Festlandes die politische Lectüre am ausgedehntesten ist. Darin findet jedoch nach den wechselnden Umständen bald eine Abnahme, bald eine Zunahme statt, sodaß sich stets der Absatz der Zeitungen selbst bis in die untersten Classen beträchtlich vergrößert, sobald die politischen Verhältnisse eine größere Theilnahme erwecken. In den letzten Monaten dürfte darin einige Verminderung eingetreten sein; auch sind mehre Zeitungen zu Anfange dieses Jahres ganz eingegangen. Neuerdings nehmen indessen die da und dort stattfindenden Verfassungsrevisionen wieder größeres Interesse in Anspruch. Diese werden jedoch bald beendigt sein, da sie überall nur auf einzelne Punkte sich erstrecken, und sie werden abgethan werden, ohne eine besondere Aufregung im Volke zu hinterlassen. Treten nicht ganz besondere Ereignisse ein, so läßt sich also erwarten, daß für die periodisch-politische Literatur der Schweiz auf die Zeit der Flut eine Zeit der Ebbe folgen wird. Mögen unterdessen ihre unsaubern Elemente mehr und mehr ausgestoßen werden, damit sie bei etwa eintretenden wichtigen Ereignissen diesen geistig gewachsen sei! Unter allen Umständen bleibt es übrigens von besonderm Interesse, den Bestand und die Entwickelung der periodischen Presse der Schweiz zu Zeiten ins Auge zu fassen, weil sich hier das ganze Treiben und die ganze Denkweise des Volks nicht nur auf das unmittelbarste abspiegeln, sondern weil auch die bedeutendsten Männer aller Cantone die Redaction der meisten öffentlichen Blätter entweder selbst besorgen, oder doch entschiedenen Einfluß darauf ausüben. 117.

Eine Frühlingswanderung durch das Harzgebirge. Briefe und Novelle von Eduard von Bülow. Leipzig, Lehnhold. 1836. Gr. 12. 18 Gr.

An ein Buch, das nur in der Absicht, einen Kreis Befreundeter angenehm zu unterhalten, geschrieben ist, darf man keine großen Anfoderungen machen. Herzlichkeit, Harmlosigkeit, angenehme, bald scherzhafte, bald ernste Darstellung des Gesehenen und Erlebten müssen hier schon befriedigen; nur möchte man fragen, ob nicht solche Bücher lieber ganz ungedruckt blieben. Das vorliegende Büchlein gehört dieser Gattung an. Auf einer Harzreise läßt sich jetzt nicht mehr viel erleben und noch weniger erzählen, man müßte denn noch nicht besonders weit in der Welt herumgekommen sein. Dadurch erhält auch das an und für sich längst Bekannte und Alte eine Art Neuheit, die Mittheilungen des Reisenden bekommen durch das Interesse, welches er auch an Gewöhnlichem nimmt, Färbung, man folgt gern seinen Erzählungen und langweilt sich nicht bei den kleinen Abenteuern, die ihm begegnen. Der Verf. reist über Leipzig — das er in vielfacher Hinsicht seinem Aufenthaltsorte Dresden vorzieht, wenn auch Das, was er daran lobt, oft in den Augen seiner Bewohner nicht in demselben Lichte erscheinen möchte — über Eisleben nach dem Harz und kehrt durch Thüringen und die goldene Aue wieder zurück. Neues erfahren wir in den Briefen durchaus nichts; sie lesen sich gut und angenehm. Über gewisse Ansichten des Lebens wollen wir mit dem Verf. nicht rechten, da ganz gewiß nichts dabei herauskäme und wahrscheinlich Keinem damit gedient sein möchte. Am interessantesten in diesem Büchlein ist die mitgetheilte kleine Novelle: „Die alte Braut und der junge Bräutigam". Hier erkennen wir den fleißigen Ordner des „Novellenbuches" wieder, der sichtbar durch seine jahrelange Beschäftigung mit den verschiedenartigsten Novellen aller Zeiten und Völker gewonnen hat. Der Inhalt ist kurz folgender: Ein armer Bergmann liebt ein junges Mädchen, das ihrerseits mit ganzer Seele an dem jungen Manne hängt. Die Ältern des Mädchens sehen scheel zu diesem Verhältnisse, da der Auserwählte ihrer Tochter ihnen zu arm ist. Um nun doch etwas Eignes zu gewinnen, strengt der Bergmann sich über seine Kräfte an und arbeitet in einem Schachte, der den Einsturz droht, wofür er doppelte Löhnung erhält. Am Tage der beabsichtigten Hochzeit bricht der Schacht auch wirklich ein und der arme Bergmann wird mit mehren Andern verschüttet. Die Braut ist trostlos und bleibt nunmehr unverheirathet. Es vergehen 50 Jahre und darüber, da begegnet uns wieder ein liebendes Paar. Der Bräutigam ist abermals Bergmann und arm, die Braut dagegen wohlhabend. Nur hat sie eine alte grämliche Tante, die sie mit Argusaugen bewacht und sie von jedem Liebesverhältnisse abzuhalten sucht. Dessenungeachtet weiß aber Röschen ihren Geliebten zu sprechen und ihm ewige Treue zu geloben. Eines Tages arbeitet der junge Bergmann in der Grube, trifft auf lockeres Gestein und findet einen verschütteten Schacht, in dem er einen noch völlig frisch erhaltenen Leichnam entdeckt. Er macht Anzeige davon, der Leichnam wird zum Obersteiger gebracht und Jedermann geht, um zu sehen, wer wol der so seltsam wieder Aufgefundene sein möge. Allein Niemand kennt ihn. Endlich erfährt auch die Muhme Röschen's das Ereigniß. Sie macht sich mit ihrer Pflegetochter auf den Weg und erkennt in dem Wiedergefundenen ihren vor mehr als 50 Jahren verschütteten Bräutigam. Ihr harter Sinn wird erweicht, Röschen bekommt die Hand ihres Heinrich, die alte Braut stirbt noch an demselben Tage und wird zugleich mit ihrem jungen Bräutigam zur Erde bestattet. Diese kleine Geschichte ist anmuthig erzählt, ohne alle Prätension und unterhält angenehm, was ihr alleiniger Zweck sein soll. Weniger als diese Novelle befriedigen die Gedanken „über Novalis", von dem sich wol mit leichter Mühe weit Besseres und Wahreres hätte sagen lassen. 108.

Notizen.

Die älteste und bedeutendste Universität in den Vereinigten Staaten, die zu Cambridge, wurde im J. 1636 gestiftet. Sie besitzt ein Capital von ungefähr 500,000 Dollars und ihre jährlichen Ausgaben belaufen sich auf 40,000 Dollars, mit Ausschluß jedoch der juristischen und theologischen Facultät. Ihre Bibliothek ist die größte in ganz Amerika, sie begreift 40,000 Bände. Im J. 1833 befanden sich daselbst 212 nicht graduirte Studenten, worunter 31 Theologen, 50 Juristen und 82 Mediciner. Die Bedürfnisse eines Studirenden berechnet man auf 300 Thaler jährlich.

In einiger Entfernung von dem französischen Städtchen Savignac du Bugne hat man beim Rajolen eines Stücks Land Gräber entdeckt, welche entweder gallischen oder römischen Ursprungs sind. Sie bestehen aus gehauenen Steinen, jedes aus einem ganzen Stück, sind sämmtlich sechs Fuß lang und mit einem Steine von gleicher Länge und acht Zoll Dicke überdeckt. Im Innern dieser Gräber fand man jedoch nichts, was nähern Aufschluß über ihr Alter geben könnte. Unter den Gebeinen fand sich nur ein kupferner Ring mit ziemlich undeutlichen Umrissen von Buchstaben und römischen Ziffern. Es sind bereits über 20 solcher Gräber aufgefunden worden. 11.

Verantwortlicher Herausgeber Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 175. — 24. Juni 1837.

Richard Wood. Roman von Johanna Schopenhauer. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1837. 8. 4 Thlr.

Richard Wood reiht sich den frühern Schriften der würdigen Verfasserin auf eine ausgezeichnete Weise an und entbindet uns von der Aufgabe, ihre längst bekannte und anerkannte Eigenthümlichkeit durch eine allgemeinere Charakteristik zu beschreiben. Den Tendenzen, welche unsere neuesten Novellen- und Romandichter verfolgen, steht die Verf. fern, und sie hat daher von dieser Seite kein besonders günstiges Urtheil zu erwarten. Wer aber ihr züchtiges, reinsittliches Streben, ihr zartes, mütterlich sorgsames Eingehen auf schwierige Lebensverhältnisse, auf peinliche, zweifelsvolle Gemüthszustände liebgewonnen hat, der wird sich auch an diesem neuesten Werke ihrer gewandten Feder gewiß nicht weniger erfreuen als an den frühern, obgleich dasselbe großentheils sich mit Gegenständen beschäftigt, die vorzugsweise den neuern Tendenzen anheimgefallen sind, wie schon das passend gewählte Motto aus „Hamlet" andeutet:

Die Zeit ist aus den Fugen: Schmach und Gram,
Daß ich zur Welt, sie einzurichten, kam!

Ohne grade, wie dies die Verf. selbst Thl. II, S. 404, ausspricht, auf historische Bedeutung Anspruch zu machen, beschäftigt sich der Roman vorzugsweise mit dem Treiben der geheimen Verbindungen, welche in den letzten Jahren des Kaisers Alexander in Rußland angesponnen wurden und gleich nach seinem Tode gewaltsam hervortraten.

Richard Wood ist der Sohn eines unbemittelten Strumpffabrikanten zu Nottingham. Schon in einem Alter von acht Jahren wird er nach Rußland gebracht zu dem Fürsten Andreas, der ihn, um seinen Kindern das Erlernen des Englischen zu erleichtern, mit diesen gemeinschaftlich erziehen läßt. Die freundlichste Aufnahme und Behandlung, welche der Knabe in der fürstlichen Familie findet, und die vortrefflichen Eigenschaften seines Herzens und Geistes machen ihn bald in den neuen Verhältnissen heimisch und glücklich; die Erinnerung an seine eigne Familie verdunkelt sich in demselben Grade, als er immer mehr und mehr ein Glied der fremden wird, und indem er vergißt, welche Bestimmung ihm seine Geburt gegeben hatte, wird er unvermerkt auf den Standpunkt seiner fürstlichen Freunde erhoben. Namentlich schließt er sich aufs innigste an seinen Altersgenossen Eugen an und an dessen etwas jüngere Schwester Helena. Ihr gemeinsames, ahnungsloses Leben wird sehr anschaulich, doch vielleicht etwas zu ausführlich ausgemalt; es endigt damit, daß Richard zu gleicher Zeit zu der Erkenntniß seiner Liebe zu Helenen kommt und die große Kluft wahrnimmt, durch welche er von ihr getrennt ist. Nach heftigen Kämpfen in sich selbst entschließt er sich, Soldat zu werden, um auf diesem Wege eine angemessene Stellung zu erringen. Die fürstliche Familie verläßt Moskau und geht nach Petersburg; doch dauert die Trennung nicht lange; Richard's Regiment wird eben dahin verlegt; er findet seine Helena wieder und ihr Verhältniß wird unter ihnen zu einem klar ausgesprochenen. Fürst Andreas, ein aufgeklärter Patriot, begeistert für die Verbreitung und Erhebung der Bildung und Industrie unter seinem Volke, hofft diese Zwecke in einer geheimen Verbindung, dem Bunde des Heils, zu erreichen, dessen Mitglieder sich die echten Kinder des Vaterlandes nennen; der Fürst ist eins ihrer Häupter, und er hofft selbst die Theilnahme des Kaisers zu erlangen. Inzwischen gewinnt der Oberst Pestel einen verderblichen Einfluß in dem Bunde; die harmlose Tendenz desselben geht in eine entschieden revolutionnaire über. Richard geräth einst in eine Versammlung der Verbündeten, welche bei seinem Freunde Eugen gehalten wird; er entschließt sich, Mitglied zu werden, und wird auf Verwendung des Fürsten sogleich für den zweiten Grad des Bundes vereidigt. Aber Pestel und seine Partei reißen die Übrigen immer weiter fort, und als einst das unsinnige Gerücht sich verbreitet, der Kaiser wolle Rußland verlassen und seine Residenz in Polen nehmen, setzen sie es durch, daß der Mord des Kaisers beschlossen wird; ein Unglücklicher, des Lebens Überdrüssiger drängt sich dazu, durch einen schrecklichen Eid sich der That zu weihen; aber als er sich erhebt, nimmt er sein Bild in einem großen Spiegel wahr, Grauen vor sich selbst übermannt ihn, er sinkt in Ohnmacht. Dadurch gewinnt eine ruhigere Überlegung Raum, der Kaisermord wird verworfen; die Mitglieder, erschrocken über ihre Verirrung, treten großentheils vom Bunde zurück, und dem besorgten Richard versichert der Fürst, daß die völlige Auflösung gewiß sei. Aber nicht lange nachher bekommt Richard

Kenntniß davon, daß die Pestel'sche Partei wieder vereinigt ist und auf Kaisermord sinnt; vergebens bemüht er sich, dem Fürsten seine Besorgnisse mitzutheilen, der, man sieht nicht recht warum, sich für alle Besprechungen über diesen Gegenstand unzugänglich macht. Richard gibt sich alle Mühe, das Treiben des Bundes zu beobachten; er erfährt endlich, daß zwei Mitglieder den Entschluß gefaßt haben, das Geheimniß zu verrathen und ein Verzeichniß der Mitglieder einzureichen, unter denen der Fürst obenan steht. Hierdurch geräth er in eine verzweiflungsvolle Lage: den Verrath zuzulassen, treibt ihn die Sorge für des Kaisers Leben, das ihm heilig ist; ihn zu hindern, räth ihm seine Liebe zu dem Fürsten und seiner Familie. In dieser Angst bemüht er sich wiederum, jedoch immer vergeblich, Andreas seine Geheimnisse mitzutheilen; dieser läßt sich nicht allein sprechen und gibt nur ein paar dunkle Andeutungen, bei denen sich aber Richard nicht beruhigen kann; er glaubt, daß die Ruhe desselben nur eine Folge völliger Unbekanntschaft mit der drohenden Gefahr ist; er will mit Gewalt zu ihm dringen, ehe der kurze Termin verstreicht, den sich die beiden Verräther gesetzt hatten; aber grade da verreist der Fürst plötzlich und Richard hat keine Möglichkeit mehr, sich ihm mitzutheilen. Jetzt ist seine Noth aufs höchste gestiegen; nach einem jammervollen Schwanken zwischen Thun und Lassen, welches beides eine ungeheure, drückende Verantwortlichkeit mit sich führt, kommt er endlich zu dem Entschlusse, der seine Katastrophe herbeiführt. Er geht zu einem Minister, und unter der ihm gewährten Bedingung, daß Leben, Freiheit und Vermögen des Fürsten und seiner Familie nicht angetastet werden, verräth er selbst den Bund. So meint er gegen den Kaiser und seinen Wohlthäter seine Pflicht erfüllt zu haben, und da er sich frei weiß von jeder eigennützigen Absicht, hält er die Verletzung des Eides, den er dem Bunde geleistet hat, für gerechtfertigt. Aber sein Schritt zeigt sich als unnöthig; der Fürst, in der genauesten Kenntniß aller Vorgänge im Bunde, war schon auf dem Wege nach Taganrog zum Kaiser gewesen, um diesen von Allem zu unterrichten; jetzt wurde er durch einen Courrier des Ministers eingeholt und nach Petersburg zurückgerufen; er erschien nun als schuldig sammt seinen Söhnen, die wenigstens den Staatsdienst zu verlassen genöthigt waren; Richard erschien in dem zweideutigsten Lichte; die Menge der Verhaftungen und all das Unglück, welches damit unausbleiblich verbunden ist, machten seinen Verrath um so gehässiger; Undank gegen seinen Wohlthäter und schnöder Eigennutz wurden ihm allgemein zur Last gelegt, und der Rang eines Obersten nebst einer namhaften Anzahl von Seelen, womit der Kaiser den bisherigen Unteroffizier dotirte, war des Verrathes Lohn, den Richard erstrebt zu haben schien, während er ihn als eine schmerzliche Zugabe zu seinen Leiden hinnehmen mußte. Sein Leben ist mit Schande bedeckt; der Fürst verzeiht ihm, aber Richard ist für immer von ihm getrennt und Helena für ihn verloren. Sein neuer Rang ist ihm unerträglich; er nimmt seinen Abschied, zieht sich auf die ihm geschenkte Besitzung zurück; aber auch dort findet er keine Ruhe, bis ihn sein Freund Iwan und dessen Julie in ihre Heimat nach dem Kaukasus zu still glücklichen Menschen führen.

Das Schicksal dieses Ehepaars ist der Gegenstand einer mit dem Hauptfaden verwebten Geschichte, die aber füglich auch als eine besondere Novelle auftreten könnte. Julie ist die Tochter eines Lithauers von altem Adel, der als der Jüngste unter seinen Brüdern von diesen an dem ihm zustehenden Erbe verkürzt und deshalb nach Deutschland geschickt ward, um zu studiren; er wird aber ein Spieler, heirathet dann ein bürgerliches Mädchen in Königsberg, deren Stand die Ursache ist, daß seine Familie ihn haßt und verstößt; unter der Bedingung, nie mehr unter seinem wahren Namen aufzutreten, wird ihm indeß eine namhafte Summe als seine Erbschaft ausgezahlt, die er als wohlerworbenes Gut für seine Frau und Nachkommen deponirt. Bald darauf ergibt er sich dem Spiele wieder, wobei ihm Fortuna stets hold ist; aber seine Frau, bis dahin mit dieser seiner Leidenschaft unbekannt, erfährt es, und die Entdeckung bringt ihr den Tod, bald nachdem ihre Tochter Julie geboren ist. Der Spieler durchzieht unter dem Namen Torson Europa; Julie wird in Königsberg bei einem Kaufmann erzogen, dem ihr Stand und Name unbekannt ist wie ihr selbst; jedoch ist ihm ein Siegel übergeben mit der Weisung, das dazu gehörige Petschaft sei in den Händen ihres Vaters. In Petersburg, wohin sie in ihrem achtzehnten Jahre kommt, um sich in der Musik auszubilden, wird sie mit Richard und dessen Kameraden Iwan bekannt, von welchem sie, während sie eben in Gefahr ist, einer Kupplerin und ihrem eignen, sie nicht kennenden Vater in die Hände zu gerathen, gerettet wird. Die nächstfolgenden Ereignisse sind nach des Ref. Dafürhalten nicht sehr glücklich motivirt. Torson erkennt später seine Tochter; er gibt sich für ihren Vormund aus, billigt das Liebesverhältniß, das sich zwischen ihr und Iwan allmälig anknüpft. Er selbst tritt dem Bunde bei, nicht aus Interesse für die Tendenz desselben, sondern „damit kein möglicherweise von ihm ausgehendes Unheil ihn unvorbereitet überraschen möchte". Er lernt die Geheimnisse aufs genaueste kennen, ohne jedoch dafür thätig zu werden. Iwan fühlt, daß Richard sich ihm entfremdet und ihm sein Vertrauen entzieht; darüber geräth er in die Gefahr, einem schlechten Menschen in die Hände zu fallen, der bereit ist, ihn in den Bund aufzunehmen; dem zuvorzukommen, nimmt ihn Torson selbst auf. Aber wohlbekannt mit Pestel's Planen, erwartet er in Kurzem eine blutige Revolution; deshalb will er seine Tochter Julie in Sicherheit bringen und entführt sie heimlich aus der Familie, wo sie die größte Liebe genoß; sie folgt ihm willig, weil er sich als ihren Vater zu erkennen gibt und ihr glaublich zu machen weiß, daß es für ihn, den angeblich Verfolgten, keine andere Rettung gebe. Iwan, dem die Flucht merkwürdigerweise ebenfalls verheimlicht wird, erkennt hierbei nur den gemeinsten Verrath seiner reinen Liebe; er verzweifelt, und er ist es, der den Eid leistet, den Kaiser zu morden. Bittere Reue hierüber, als er zur Besinnung

kommt, und der schmerzliche Verlust seiner Julie sind der Grund zu einer schweren Krankheit, die mit Heimweh endigt; Richard führt ihn dem Kaukasus zu. In Nachitschewan trifft Iwan seine Mutter und Geschwister, die ihm bis dahin entgegengekommen sind, und zugleich auch seine Julie, die bei demselben Kaufmanne, einem alten Freunde von Torson, der ihn einst beim Spiel aus den Händen von Betrügern gerettet hatte, untergebracht ist. Iwan erfährt erst hier die Unschuld seiner Geliebten, und noch ehe Richard nach Petersburg zurückkehrt, feiert er seine Vermählung. Torson geht wieder als Spieler in die weite Welt.

Können wir auch nicht leugnen, daß manche Partien in den beiden Haupttheilen dieses Romans an kleinen Unwahrscheinlichkeiten leiden, daß namentlich die Charaktere der Männer und manche ihrer Bestrebungen, wie die in der Verschwörung hervortretenden, für die ehrenwerthe Verfasserin zuweilen als eine terra incognita erscheinen, sodaß sich hier einige Wunderlichkeiten finden, die sich leicht zu einer spaßhaften Caricatur benutzen ließen, so ist doch andererseits der Stoff so reich und so fruchtbar an manchen aus dem Leben gegriffenen Betrachtungen, die Eigenthümlichkeit russischer Verhältnisse in höhern und niedern Sphären ist mit so vieler Kenntniß und Anschaulichkeit dargestellt, und es treten außer den in obiger Relation erwähnten noch so manche andere anziehende Persönlichkeiten auf, wie namentlich der ergötzliche Musikus Lange nebst seiner Frau, bei denen Julie in Petersburg lebt, daß wir gewiß sind, „Richard Wood" wird einen großen Kreis achtbarer Leser und Leserinnen zu gewinnen und zu erfreuen wissen. 121.

Emancipation der Presse.

Der größte Fehler der Schriftsteller aller Gattung ist, daß sie Bücher über Dinge und Dogmen machen, welche nur Material zu einer Abhandlung darbieten; der größte Fehler der Kritiker ist der, daß sie Bücher schreiben über ein Buch oder den Katalog einer Messe, Buchhandlungen oder Buchhändler- und Autorencoterien fast alphabetisch und ohne Rücksicht auf Vortrefflichkeit und Nichtsbedeutenheit besprechen; der größte Fehler der Publicisten und Journalisten ist, daß sie nur ausnahmsweise wissen, was allgemein wichtig und interessant ist, und auch in diesem Falle nur selten das Talent und die Geschicklichkeit haben, aufzusuchen und zu würdigen, was für die Intelligenz, die Universalität und Bewegung unserer Zeit erfodert werden.

Woher kommt der Übelstand? Daher, daß sich die Buchhändler nicht die Geister aussuchen, sondern die Menschen, die Reputation, die Titel, das Ansehen, die Verbindung, die Stellung des Schriftstellers; daher, daß die Regierungen die Köpfe, welche Feuer und Phantasie, Witz, Politik und Leichtsinn blicken lassen, von Amtswegen für gefährlich halten und, wenn es keine Demagogen sind, sie dazu durch Neckerei und Verfolgung heranbilden; daher, daß man, anstatt dem Lande das Talent zu erhalten, es wie ein Roß in der Quadriga des öffentlichen Wesens spannt, oder hinaustagt, heimatlos und mittellos, um, falls es nicht über dem Manoeuvre jämmerlich zu Grunde geht, sich die Existenz eines Schuh- und Stiefelmachers zu verschaffen, der nach dem Stück bezahlt wird, wenn er bezahlt wird; daher, daß sich alle Die Gelehrte wähnen, die Collegia frequentirten, Examina ablegten, Diplome bezahlten und — Opera drucken ließen; daher, daß Diejenigen, die Geld haben, auch Verstand haben, und Diejenigen, die Verstand haben, auch Geld dafür haben wollen, woher es kommt, daß so viele Dummköpfe für Genies verschrien und so viele Genies für Dummköpfe oder — Proletarier ausgegeben wurden, und endlich daher, daß es nur wenige Administratoren gibt, sowol in politicis wie in literis, welche die für ihr Geschäft und das Wohl der Intelligenz erfoderlichen Eigenschaften besitzen: guten Willen, Gefühl, Geschmack, Scharfsinn, Unparteilichkeit und Uneigennützigkeit.

Die ganze gebildete Welt, folglich Regierung und Staat wissen, daß nur Wenige berufen sind durch Sprache und Ideen auf das Volk zu wirken, sie erkennen die Bestimmung des Dichters und Publicisten an; warum denn, sage ich, verlangen sie, daß diese bevorzugten und schaffenden Geister zu Rang und Ansehen kommen sollen durch sich selbst und vielleicht ohne die nothwendigsten Bedürfnisse, ungeachtet der unvernünftigsten Verkennung und Unterdrückung. Es kann doch nicht jeder schöne und thatkräftige Geist ein Fürst oder Millionnair, ein Günstling des Mäcen oder Herzogs von Weimar, oder, was noch mehr als dies, der Gegenstand der Speculation eines Buchhändlers sein, der vermöge seiner Verbindungen und Zeitschriften gleichfalls ein Tyrann der Intelligenz und der öffentlichen Meinung ward.

Ich will bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen zu bemerken, daß die öffentliche Meinung und die Intelligenz gegenwärtig und in Folge der geringen Aufmerksamkeit, die man ihr schenkte, in den Händen der Juden sind; daß nicht nur die meisten literarischen Speculationen en gros, sondern daß sogar die sämmtlichen europäischen periodischen Pressen von ihnen dirigirt oder influenzirt werden; daß die politische und revolutionnaire Richtung der letzten Periode in Deutschland, Frankreich, Spanien und Italien folglich eine industriöse und schmählich materielle war, die Europa an den Rand des Verderbens und der Anarchie brachte.

Was ich hier sage, hat die sächsische Gesetzgebung begriffen, als sie decretirte, daß den Juden der Buchhandel verboten werde; denn nichts ist wichtiger im Staate als eben dieser Industriezweig, und nichts ist in die Augen springender als die Coterie, als die moral-politische und industriöse Freimaurerei der israelitischen Schriftsteller und Verleger, die sich durch den entschiedensten Haß und eine fast totale Excommunication der christlichen Literaten auszeichnen. Ich habe davon die merkwürdigsten Beispiele, und ich muß gestehen, daß ich nur dadurch veranlaßt werden konnte, von meiner unbedingten Toleranz und einem unbegrenzten Humanitätsvertrauen, welches ich selbst vorzugsweise Vätern und Söhnen des beschnittenen Fleisches schenkte, abzustehen. Europa ist materiell und spirituell bevogtet von einer nicht religiös, aber moralisch wichtigen Sekte Egoisten.

Fern sei von mir der Gedanke, den Juden zu schaden oder ihre Freiheit zu beschränken; ich behaupte im Gegentheil, die Quelle des Übels liege in der bisherigen Beschränkung, und man müsse die Juden nicht nur emancipiren, sondern zwingen, in jedem Betrachte die Geschäfte, Arbeiten und Sitten der gemischten Gesellschaft anzunehmen, Etwas, das freilich unmöglich ist mit der Conservirung des mosaischen Gesetzes. Es gibt also kein reelles Mittel, die Juden zu Deutschen, Franzosen u. s. w. zu machen, außer die Intoleranz, und ich glaube, es wäre im Interesse derselben wie in dem der Menschheit überhaupt, wenn man sie alle ohne Ausnahme nöthigte dem Judäismus zu entsagen und zu einer christlichen und heidnischen Confession überzutreten, oder mit Sack und Pack, d. h. blos mit Sack und Pack, das Land zu verlassen. Es gibt kein Palästina in Europa, es gibt darin also natur- und sachgemäß auch keine Juden, sondern Franzosen, Deutsche, Briten, Russen, Italiener.

Anstatt aber nun in diesem humanen und politisch-moralischen Sinne für die Ausrottung aller israelitischen Association und intoleranten Absonderung zu wirken, anstatt zu mildern, bilden, vergleichen und christianisiren, wie es eine edle und rationnable Philosophie verlangt, was geschieht? Allerwärts protegirt man die hebräischen Derwische und gibt ihnen nicht blos

ein Kind und Schwur, Leiden unter Krebs, Krämpfe, Lähmung, Ausschlag, Ruhr, Durchfall, Gicht und viele andere, und in Wahrheit, Freunde, Brüder, Schwestern, Verwandte, Nachbarn, Bekannte, Fremde, Sklaven, Sklavinnen, Mägde, Knechte, Hirten, Ochsenhirten, Schafhirten, Ziegenhirten, Schweinehirten, Eselhirten, Pferdehirten, Kameelhirten, Hirtinnen, Kühe, Ochsen, Schafe, Ziegen, Schweine, Esel, Pferde, Kameele

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 176. — 25. Juni 1837.

Einige Bemerkungen über den jetzigen Zustand der Hieroglyphenkunde.

Alexander von Humboldt hat sehr schön gesagt*), daß bei der Auffindung großer Ideen auf dem Gebiete der Wissenschaft und Gelehrsamkeit, mittels deren der menschliche Geist sich neue Bahnen zu brechen versucht, drei Stufen des Zweifels hervorzutreten pflegen, indem zuvörderst die Entdeckung selbst oder die Richtigkeit der Wahrnehmung geleugnet wird, späterhin ihre Wichtigkeit, endlich ihre Neuheit. Die Wahrheit dieses Ausspruchs wird durch die Geschichte der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der ägyptischen Hieroglyphik auf das entscheidendste bekräftigt. Als 1818**) der durch seine physikalischen Entdeckungen berühmte Engländer Young, welcher sich geraume Zeit hindurch mit Entzifferung der Inschrift von Rosette beschäftigt hatte, in dem Artikel „Egypt" des Supplementbandes zu der vierten und fünften Ausgabe der „Encyclopaedia Britannica" zuerst die Bemerkung entschieden aussprach, daß die Namen des Ptolemäus und der Berenice in dem hieroglyphischen Theile der erwähnten Inschrift phonetisch geschrieben seien, die einzelnen Hieroglyphen also Lautzeichen wären und, wie er annahm, theils Buchstaben-, theils Sylbenwerth hätten, blieb diese Entdeckung, obgleich sie die Grundlage für alle spätern Forschungen geworden ist, fast unbeachtet. Nur Champollion d. J., welcher sich schon länger als ein Decennium mit der ägyptischen Alterthumskunde und Sprache und namentlich mit Auffindung eines Fadens beschäftigt hatte, welcher sicher durch das Labyrinth der ägyptischen Hieroglyphik hindurchzuleiten vermöchte, schenkte derselben die verdiente Aufmerksamkeit und gab seine frühern Ansichten, die ihn zu gradehin entgegengesetzten Resultaten geführt hatten***), mit Entschiedenheit auf. Als er aber in seiner „Lettre à M. Dacier*) relative à l'alphabet des hiéroglyphes phonétiques, employés par les Égyptiens pour inscrire sur leurs monumens les titres, les noms et les surnoms des souverains grecs et romains" (Paris 1822) die Entdeckung Young's weiter verfolgte, den allgemeinern Gebrauch der phonetischen Zeichen nachwies und zwei Jahre später in seinem „Précis du système hiéroglyphique des anciens Égyptiens" die Anwendung von Lauthieroglyphen auch in den Inschriften des pharaonischen Zeitalters darthat, ja bewies, daß die Phonetik ein ursprüngliches Element der ausgebildeten Hieroglyphenschrift gewesen sei, wurde die Erinnerung an Young's fast schon vergessene Bemerkungen rege, und man bestritt nicht blos fast allgemein die Richtigkeit der Wahrnehmung, sondern auch die Wenigen, welche durch die Klarheit überzeugt worden waren, die Champollion's Deductionen auszeichneten, suchten entweder die Wichtigkeit der Entdeckung herabzuwürdigen, die Niemand freudiger als Niebuhr anerkannte, oder ihm den Ruhm der ersten Entdeckung streitig zu machen. Mit Unrecht. Denn, wenn man bedenkt, was, so viel ich weiß, noch nicht hervorgehoben worden ist, daß schon Pierius Valerianus**) hundert Jahre vor Kircher einige hieroglyphische Gruppen für alphabetisch hielt und das Vorhandensein eines vollständigen hieroglyphischen Alphabets vermuthete; daß Kircher***), obwol er fast durchgängig dem ideographischen Systeme huldigte, nach vielfältigen Bestrebungen durch Zerreißung von einzelnen Bildern ein Alphabet zu Stande brachte; daß 1730 Samuel Shuckford†) die Ansicht aussprach, den ideographischen Zeichen seien alphabetische Gruppen beigemischt; daß Gibert††)

*) Examen critique de l'histoire de la géographie du nouveau continent, Bd. I, S. 254, der Octavausgabe; Bd. I, S. 219, der deutschen Übersetzung.

**) Die Abhandlung von Young war nämlich schon 1818 in besondern Abdrücken unter die Gelehrten Europas vertheilt worden, obgleich der Supplementband zur „Encyclopaedia Britannica" erst 1819 erschien.

***) Man vgl. sein äußerst selten gewordenes Werk: „De l'écriture hiératique des anciens Égyptiens" (Grenoble 1821, Fol.). Er sagte daselbst: „Il résulte de nos rapprochemens..... que les caractères hiératiques (et par conséquent aussi ceux dont ils dérivent, d. h. die hieroglyphischen) sont des signes de choses et non des signes de sons." S. auch Klaproth, „Collection d'antiquités du chevalier de Palin", S. 2; „Examen critique des travaux de feu M. Champollion sur les hiéroglyphes", S. 4 (Paris 1832).

*) Wiederabgedruckt im „Précis du système hiéroglyphique des anciens Égyptiens", Cap. 2, S. 41—89, der zweiten Ausgabe.

**) Hieroglyph. lib. XLVII, Cap. 27, S. 507.

***) Vgl. „Obelisc. Pamphil.", S. 130 fg. „Oedip. Aegypt.", Thl. III, S. 47—50.

†) Histoire du monde, Thl. II, S. 282 fg.

††) Mémoires de l'Académie des inscriptions, Thl. XXXV S. 663.

ist meine einzige in der Johannes-Kirche der Stadt Bremen, wo ich Sonntags um die Mittagsstunde, wie an jenem Sonntage, da Buddeus starb, und Langius [illegible] Predigt hielt, meine Predigt über die Worte Pauli: Ich bin nicht schämig des Evangelii, und meine Predigt über Hosea's Bekehrung zu Gomer, und meine Predigt über Jesaias Gesicht, und meine Predigt über Jakob und Esau, und meine Predigt über Ruth und meine Predigt über Jonas, und meine Predigt über Daniel, und meine Predigt über Johannes den Täufer, und meine Predigt über Jakobs Traum, und meine Predigt über Jakobs Kampf, und meine Predigt über Josephs Traum, und meine Predigt über Josephs Gefängniß, und meine Predigt über Josephs Erhöhung, und meine Predigt über Josephs Versöhnung mit seinen Brüdern, und meine Predigt über Josephs Tod, und meine Predigt über Mose's Geburt, und meine Predigt über Mose's Berufung, und meine Predigt über Mose's Tod, und meine Predigt über Josua's Tod, und meine Predigt über Simson, und meine Predigt über Samuel, und meine Predigt über Saul, und meine Predigt über David, und meine Predigt über Salomo, und meine Predigt über Elias, und meine Predigt über Elisa, und meine Predigt über Jesaias, und meine Predigt über Jeremias, und meine Predigt über Ezechiel, und meine Predigt über Daniel, und meine Predigt über Hosea, und meine Predigt über Joel, und meine Predigt über Amos, und meine Predigt über Obadja, und meine Predigt über Jona, und meine Predigt über Micha, und meine Predigt über Nahum, und meine Predigt über Habakuk, und meine Predigt über Zephanja, und meine Predigt über Haggai, und meine Predigt über Sacharja, und meine Predigt über Maleachi, und meine Predigt über Matthäus, und meine Predigt über Marcus, und meine Predigt über Lucas, und meine Predigt über Johannes, und meine Predigt über die Apostelgeschichte, und meine Predigt über die Briefe Pauli, und meine Predigt über die Briefe Petri, und meine Predigt über die Briefe Johannes, und meine Predigt über den Brief Jakobi, und meine Predigt über den Brief Judä, und meine Predigt über die Offenbarung Johannes, und meine Predigt über Jesu Christi Geburt, und meine Predigt über Jesu Christi Leiden, und meine Predigt über Jesu Christi Auferstehung, und meine Predigt über Jesu Christi Himmelfahrt, und meine Predigt über Jesu Christi Sitzen zur Rechten Gottes, und meine Predigt über Jesu Christi Wiederkunft zum Gericht, und meine Predigt über Jesu Christi Reich, und meine Predigt über Jesu Christi Ewigkeit, und meine Predigt über Jesu Christi Gottheit, und meine Predigt über Jesu Christi Menschheit, und meine Predigt über Jesu Christi Versöhnung, und meine Predigt über Jesu Christi Fürbitte, und meine Predigt über Jesu Christi Gnade, und meine Predigt über Jesu Christi Wahrheit, und meine Predigt über Jesu Christi Leben, und meine Predigt über Jesu Christi Tod

ſtand zu vermeiden, pflegten ſie ſich bei der Darſtellung beſtimmter Begriffe auch beſtimmter Zeichen zu bedienen, um die einzelnen Laute auszudrücken, und zwar vorzugsweiſe ſolcher, die in irgend einer nähern oder entferntern ſymboliſchen oder allegoriſchen Beziehung zu dem Begriffe ſtanden, welchen ſie auszudrücken beabſichtigten. So bezeichnete ſpäterhin der Adler, das Zeichen der römiſchen Weltherrſchaft, den A-laut in den Namen der römiſchen Kaiſer; das Räucherfaß, eine Hinweiſung auf die den römiſchen Kaiſern erwieſenen göttlichen Ehren, das B in dem Namen des Tiberius u. dgl. m. Aber dieſes Auskunftsmittel, welches in den hieroglyphiſchen Legenden aus dem Pharaonenzeitalter ebenſo häufig wahrgenommen wird als in denen ſpätern Urſprungs, reichte nicht aus zur Vermeidung aller Misverſtändniſſe, und es bedurfte überdem noch einer andern Methode, wodurch zugleich die einzelnen Satzbeſtandtheile, die bei fortlaufender Rede ineinander hätten überfließen können, getrennt wurden. Dieſem doppelten Zwecke entſprachen die Beſtimmungszeichen (signes déterminatifs, wie ſie Champollion nannte), welche doppelter Art waren, entweder Art-Beſtimmungszeichen (signes déterminatifs d'espèce), welche in möglichſt getreuer Darſtellung des in phonetiſchen Zeichen benannten Objects beſtanden, oder Gattungs-Beſtimmungszeichen (signes déterminatifs de genre), welche auf conventionnelle Weiſe ganzen Gattungen von Gegenſtänden oder Begriffen beigegeben waren. Die Entdeckung dieſer Beſtimmungszeichen kann wenigſtens Champollion nicht ſtreitig gemacht werden, und ſie macht es allein erſt möglich, tiefer in das Verſtändniß der hieroglyphiſchen Inſchriften und Rollen einzudringen. Daß die Hieroglyphenſchrift eine Miſchung von phonetiſcher, ſymboliſcher und figurativer Bezeichnungsweiſe iſt, d. h. daß die Worte bald durch ihre Lautelemente, bald durch ſymboliſche Zeichen, bald durch ein wirkliches, der Natur möglichſt getreues Bild dargeſtellt und dieſe verſchiedenen Bezeichnungsmethoden in einem und demſelben Satze, ja oft in einem und demſelben Worte angewendet wurden, ſetzen wir hier als bekannt voraus. Ein fünfter Satz, den wir noch vorausſchicken müſſen, iſt der, daß die alten Ägypter die Namen und Titel der Beherrſcher ihres Landes in zwei ovale Ringe einſchloſſen, und daß, wenn einer dieſer beiden Ringe (cartouches royaux, Königscartouchen, Namen- und Titelſchilde, wie ſie Wilhelm von Humboldt*) ſehr bezeichnend nannte) fehlte, es der erſtere war, indem der bei allen Königen abweichende Titel allein ſchon hinreichte, den in Rede ſtehenden Herrſcher zu bezeichnen. Schon Zoëga**) hatte das Weſen dieſer Schilder geahnt, indem er die Vermuthung aufſtellte, daß ſie Eigennamen enthalten möchten.

(Der Beſchluß folgt.)

*) In ſeiner Abhandlung über vier löwenköpfige Bildſäulen in der königlichen Antikenſammlung zu Berlin in den „Abhandlungen der berliner Akademie" von 1825, hiſtor. philolog.-Claſſe.

**) De origine et usu obeliscor., S. 465, vgl. S. 374, woraus hervorgeht, daß nur Ahnung, nicht überzeugende Gewißheit ihn zu dieſer Bemerkung veranlaßte. Kircher („Oedip. Aegypt.", III, 464) hielt die Cartouchen für Amulete. Neuerdings hat Janelli („Hierograph. cryptic. veter.", S. 191, Neapel 1830) behauptet, daß ſie nur Götternamen enthalten könnten. Allerdings finden ſich, wie Roſellini („Monumenti dell' Egitto e della Nubia", erſte Abth. „Monum. storici", Thl. I, S. 142) an mehren Beiſpielen nachgewieſen hat, die Namen und Titel der Götter in Cartouchen eingeſchloſſen, inſofern ſie nämlich als die früheſten Herrſcher Ägyptens angeſehen wurden. Verſchieden von den Namen- und Titelſchilden der Könige ſind die Banner. Jeder König hatte ein Feldzeichen mit einer ihm eigenthümlich zugehörigen und nur ihm zukommenden Legende, die ſich häufig in einem viereckigen, mit Franzen verzierten Felde, über welchem der Discus mit der Schlange des Horus dargeſtellt iſt, neben den Cartouchen finden. S. Roſellini a. a. O., I, 156. Die Banner als Feldzeichen waren bei den alten Ägyptern nicht minder beliebt als bei den alten Indiern. Vgl. von Bohlen: „Das alte Indien", Thl. II, S. 71.

Einhundert deutſche hiſtoriſche Volkslieder. Geſammelt, und in urkundlichen Texten chronologiſch geordnet herausgegeben von Fr. Leonard von Soltau. Leipzig, Weber. 1836. Gr. 8. 3 Thlr.

Daß für das deutſche Volkslied im Allgemeinen wie im Einzelnen noch viel und mancherlei zu leiſten ſei, beweiſen uns vor allen Dingen die neuern verunglückten Sammlungen ſolcher Lieder, womit deutſcher Sinn heimgeſucht wurde, wie die des Hrn. Prof. Wolff und des Freiherrn v. Erlach, die ſeinerzeit eine ſcharfe, aber, wie uns dünkt, gerechte Beurtheilung in d. Bl. gefunden haben. In der hier vorliegenden neueſten Sammlung deutſcher hiſtoriſcher Volkslieder finden wir von dem Herausgeber eine Vorrede vorangeſchickt, worin er ſich's angelegen ſein läßt, jene beiden frühern Sammlungen in ihrer ganzen Nichtigkeit und völligen Unzulänglichkeit aufzuzeigen, und müſſen wir demſelben ſchon aus dieſem Grunde gerecht ſein; denn wiewol die vernünftige und ſachverſtändige Kritik weder vor dem Hrn. Prof. Wolff in Jena, noch insbeſondere vor dem Hrn. Freiherrn von Erlach in Deutſchland und vor ihrem verunglückten Beginnen den begütigenden Fuchsſchwanz geſtrichen hat, ſo ſahen wir doch noch fort und fort die Hefte des letztern Herausgebers erſcheinen, und es mag mithin, von dem gehörigen Standpunkt aus, dem Schlechten ſeine Exiſtenz ſo lange mit Fug vorgehalten werden, als dieſes eben zu exiſtiren fortfährt.

Nachdem wir mithin auf die ſehr ausführliche Vorrede der vorliegenden Sammlung aufmerkſam gemacht, die von richtigem Takt und ziemlich umfaſſender Beleſenheit zeugt und nächſt den Kritiken über Wolff und Erlach noch eine gedrängte Literairgeſchichte des deutſchen hiſtoriſchen Volksliedes überhaupt ſowie nicht ganz unerhebliche Schlußbemerkungen über die Verfaſſer von Volksliedern und das Weſen des Soldatenliedes enthält, welchem letztern einige Kritiker die wahre Bedeutung des Volkslieds abgeſprochen haben, müſſen wir auch von der Sammlung ſelbſt bemerken, daß ſie nicht ohne Verdienſt iſt, und zwar iſt ihr wahres Verdienſt bereits auf dem Titel angedeutet und beſteht in der Urkundlichkeit der Texte. Vielleicht iſt dies die einzige Sammlung, wobei der Herausgeber für ſeine Perſon gar keine Änderung vorgenommen; ja, er hat dieſe ſeine Aufgabe, nur Authentiſches zu geben, wol etwas zu weit ausgedehnt, indem er ſogar die Interpunction mit einſchloß. Wenn wir in der Erlach'ſchen Sammlung durchaus keinen andern Autoritäten begegneten als etwa dem „Wunderhorn", Görres, Elwert's „Neſten" und Vulpius' „Curioſitäten", ſo ſind hier bei dem größern Theile der Lieder die Originale ſelbſt benutzt und, wo dies nicht möglich war, mindeſtens zuverläſſige Abdrücke. Bei genauer Durchſicht ſind wir in Allem nur ei-

Literarischer Anzeiger.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Neues Vollständiges Handwörterbuch der Conversations-Lexikons

oder

Conversations-Lexikon

Vollständig in 12 Bänden,

nach den neuesten Ausgaben der Conversations-Lexikons in compendiöser Form bearbeitet.

Es gewährt mir ein großes Vergnügen, den geehrten Herren Subscribenten hiermit anzuzeigen, daß die Herausgabe meines Conversations-Lexikons so weit vorgerückt ist, daß mit der vollständigen Lieferung des ersten Bandes, welche in den ersten Tagen des Monats Januar 1840 erfolgt, die Ausgabe des ganzen Werkes beendet sein wird. Ich habe mich bemüht, in diesem Werke, welches, wie sein Name und Umfang besagt, kein Lexikon, sondern ein Handwörterbuch ist, alles Wissenswerthe, alles was der Gebildete von einem Conversations-Lexikon verlangt, in gedrängter Kürze, aber doch vollständig und klar, zu geben. Ich habe mich bemüht, alle Artikel, welche in den Conversations-Lexikons der neuesten Zeit, wie auch in den älteren, sich finden, zu benutzen, und sie, wo es nöthig war, zu berichtigen und zu vervollständigen.

Ich habe mich bemüht, alle Artikel, welche in den Conversations-Lexikons der neuesten Zeit, wie auch in den älteren, sich finden, zu benutzen, und sie, wo es nöthig war, zu berichtigen und zu vervollständigen. Ich habe mich bemüht, alle Artikel, welche in den Conversations-Lexikons der neuesten Zeit, wie auch in den älteren, sich finden, zu benutzen, und sie, wo es nöthig war, zu berichtigen und zu vervollständigen. Ich habe mich bemüht, alle Artikel, welche in den Conversations-Lexikons der neuesten Zeit, wie auch in den älteren, sich finden, zu benutzen, und sie, wo es nöthig war, zu berichtigen und zu vervollständigen. Ich habe mich bemüht, alle Artikel, welche in den Conversations-Lexikons der neuesten Zeit, wie auch in den älteren, sich finden, zu benutzen, und sie, wo es nöthig war, zu berichtigen und zu vervollständigen.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 177. —— 26. Juni 1837.

Einige Bemerkungen über den jetzigen Zuſtand der Hieroglyphenkunde.

(Beſchluß aus Nr. 176.)

Nachdem Champollion durch Verwendung des Herzogs von Blacas und theilweiſe auf deſſen Koſten während der Jahre 1824—26 die ägyptiſchen Kunſtſchätze in den Muſeen und Bibliotheken von Turin und Rom benutzt hatte und nach ſeiner Rückkehr nach Paris zum Director des neugeſtifteten ägyptiſchen Muſeums im Louvre ernannt worden war, ward 1828 ſein Jugendwunſch erfüllt, den Boden Ägyptens ſelbſt zu betreten. An die franzöſiſche Expedition, die ſeiner Leitung übergeben wurde, ſchloß ſich eine toscaniſche unter dem Prof. Roſellini an. Kaum zwei Jahre nach ſeiner Rückkehr aus Ägypten ſtarb Champollion, und es ſchien, als ob durch dieſes Ereigniß der gelehrten Welt noch geraume Zeit die Reſultate vorenthalten werden ſollten, welche jene Unternehmung hatte hoffen laſſen. Aber die Vorleſungen, welche er als Profeſſor der ägyptiſchen Hieroglyphenkunde am Collége de France*) über dieſe von ihm geſchaffene und begründete Wiſſenſchaft 1831 gehalten hatte, waren für ihn eine Veranlaſſung geweſen, eine Grammatik der altägyptiſchen Sprache auszuarbeiten, welche die Geſammtreſultate der gelehrten Forſchungen ſeines Lebens umfaßte. Von dieſer „Grammaire égyptienne, ou principes généraux de l'écriture sacrée égyptienne appliquée à la représensation de la langue parlée" iſt unter den Auſpicien des Miniſters Guizot im verfloſſenen Jahre die erſte kleinere Abtheilung von dem Bruder des Verſtorbenen, J. J. Champollion-Figeac (ein Band in Fol.), herausgegeben worden. Zugleich wurden die unter Champollion's Leitung in Ägypten und Nubien theils neu gezeichneten, theils nach Europa geſchafften Denkmäler auf einer Reihe von lithographirten Tafeln im größten Format in einer Anzahl von Lieferungen („Monumens d'Égypte et de Nubie") bekannt gemacht. Letzterm Werke wird von vielen Seiten der Vorwurf gemacht, daß die Originale nicht durchgängig mit der erfoderlichen Treue dargeſtellt worden ſind. Schon früher, ſeit 1832, hatte ſeinerſeits Roſellini auf Koſten des Großherzogs von Toscana ein großes Werk unter dem Titel: „Monumenti dell' Egitto e della Nubia disegnati dalla spedizione scientifico-letteraria di Toscana", in drei Abtheilungen (Monumenti storici, civili, religiosi) herauszugeben angefangen, wovon die beiden erſten Bände der erſten und die beiden erſten der zweiten 1832—34 zu Piſa erſchienen ſind. Seitdem ſcheint das Werk, das zehn Bände umfaſſen ſoll, etwas ins Stocken gerathen zu ſein, und namentlich wird der dritte Band der erſten Abtheilung, welcher eine Erläuterung der größern geſchichtlichen Denkmäler (worunter auch die Inſchrift von Roſette) enthalten ſollte, noch immer mit lebhaftem Bedauern vermißt. Aber wenn auch von dieſer Seite her das Begehren des verſtorbenen Klaproth, der Champollion mit leidenſchaftlicher Heftigkeit angriff und von ihm eine Erklärung des hieroglyphiſchen Theils der Inſchrift von Roſette, des Prüfſteins für jedes Syſtem der Hieroglyphenentzifferung, dringend verlangte, nicht erfüllt worden iſt, ſo hat dagegen Champollion's ausgezeichnetſter Schüler, der in Paris lebende Italiener Franceſco Salvolini dieſe Arbeit unternommen und mit außerordentlichem Scharfſinne zu Ende geführt, auch einen Theil derſelben in der erſten Abtheilung des erſten Bandes ſeiner „Analyse grammaticale et raisonnée de différens textes égyptiens" (Paris 1836, 4.) ſchon bekannt gemacht. Das ganze Werk wird drei Bände umfaſſen und eine Art ägyptiſcher Bibliothek bilden. Man erwartet in demſelben eine Entzifferung des demotiſchen Theils der Inſchrift von Roſette, eine Vergleichungstafel der hieratiſchen Zeichen mit den Hieroglyphen, aus denen ſie abgeleitet ſind, eine Überſicht der Abtheilungen und Titel in dem großen Funeralrituale und die Erklärung einer ganzen Reihe ägyptiſcher Papyrusrollen. Die übrigen Erſcheinungen auf dem Gebiete der ägyptiſchen Hieroglyphenkunde ſind unbedeutend, wenn man ſie mit den erwähnten vergleicht, obwol auch unter ihnen ſich mancher ſchätzbare kleinere Beitrag (z. B. von Thiorier u. A. m.) befindet. Aber auch die erwähnten Werke ſind an innerm Gehalt nicht gleich. Während Champollion's „Grammaire égyptienne" ein ewiges Denkmal menſchlichen Scharfſinnes bleiben wird, während Salvolini's Werk bedeutende Bereicherungen und ſelbſtändige Forſchungen über den grammatiſchen Bau der ägyptiſchen Sprache und ihren lexikaliſchen Gehalt darbietet, dürfte Roſellini's großes und wegen ſeines hohen Preiſes nur wenigen Gelehrten

*) Der Lehrſtuhl war für ihn neu errichtet worden.

ausgehobene Kind war bei Mark einer Kirmeß nicht= heilige und verunreinigte Kirmeßmannschaft, heißt es. Denn in vor und in Anfangszeit des Dreißigjährigen Krieges, wie auch in Zeiten der Pest, Hungers und Teuerung, war das Fest der Kirchweihe hochheilig, und die Kirchweihmannschaft, die Kirmeßmannschaft, die Kirmeßbursche, die Kirmeßjungfrauen, galten entsprechend. Es war auch in Zeiten, wo solche Feste heilig waren, üblich.

Wie Kirchweihe, Kirmeß, seit 1250 zu einem wesentlichen Stücke um die Mitte Juni, Anfangs= oder Mitte Juli, gehörte, so gehörte auch zu ihr, wie zu jedem Feste, der Tanz. Tanz= plätze gehörten dazu, wie Kirmeßbursche, Kirmeß= und Kirchweihmusikanten. Und wie Kirmeß, Kirchweihe, Tanz, Tanzplätze, Musikanten, Musik, überall dazu gehörten, so gehörte auch dazu, wie zu jedem Feste, wie zu jeder Lustbarkeit, wie zu jedem Tanze, Trunkenheit, Völlerei, Unzucht, Schlägerei, Mord und Todtschlag. Und wie Tanz, Musik, Trunkenheit, Völlerei, Unzucht, Schlägerei, Mord und Todtschlag gehörten, so gehörten auch dazu, wie zu jedem Feste, wie zu jeder Lustbarkeit, wie zu jedem Tanze, Gerichtsverhandlungen, Gerichtsurtheile, Gerichtsstrafen, Gerichtsexecutionen, Gerichtsdiener, Gerichtsknechte, Gerichtsschergen, Gerichtsbüttel

sich auf die Erklärung einzelner Gruppen, die entweder Personennamen darstellen, oder die Bedeutung oft wiederkehrender Worte haben (z. B. Gott, Götter, König, Tempel, Priester, Priesterin, Athlophore, Kanephore u. s. w.) und in letzterm Falle meist Siglen sind, die aus der Hieroglyphenschrift abgeleitet worden. Aus den erstern ist mehrfach versucht worden, ein Alphabet abzuleiten; aber die bisherigen Versuche haben noch immer nicht zu einem genügenden Resultate geführt. Neue Hoffnungen hat eine Papyrusrolle (Nr. LXV) in der ehemaligen Sammlung des schwedischen Generalconsuls Anastasy zu Alexandrien, welche der König der Niederlande 1827 für das Museum der Universität Leyden angekauft hat, erregt. Dieser Papyrus, ein magisches Ritual, ist im Allgemeinen in hieratischen Charakteren geschrieben; aber es finden sich in demselben eine große Anzahl demotischer Worte, unter denen ungefähr 330 sind, über welchen die Aussprache in griechischen Buchstaben hinzugefügt ist. Fr. Salvolini hat während eines längern Aufenthalts in Leyden diese Transscriptionen studirt und ist in seinen Forschungen so glücklich gewesen, daß er als Ergebniß derselben eine vollständige grammatische Interpretation des demotischen Theiles der Inschrift von Rosette versprochen hat, die den Schluß des ersten Bandes seines oben erwähnten Werkes bilden soll.

Ohne excentrische Behauptungen aufstellen zu wollen, die bei der noch immer bedeutenden Anzahl von Ungläubigen dem Gedeihen der Wissenschaft leicht nachtheilig sein könnten, geht doch unbedingt so viel mit der größten Evidenz aus den bisherigen Forschungen hervor, daß wir mit Hülfe des alten Ägyptens, dessen Sprache und Schrift immer mehr und mehr aus der Finsterniß, welche sie fast zwei Jahrtausende bedeckte, emportauchen, einen Schritt weiter zu den Uranfängen der Civilisation des Menschengeschlechts vorzudringen und die einstigen Völkerverbindungen des Orients mit größerer Zuverlässigkeit als seither anzugeben im Stande sein werden: ein Gewinn, der wahrlich die Mühe geringfügig scheinender paläographischer und grammatischer Untersuchungen reichlich belohnt. Was die urkundlich beglaubigte Geschichte des Alterthums durch die bisherigen Forschungen gewonnen hat, ersieht man am besten aus den beiden ersten Bänden („Monumenti storici") des großen oben erwähnten Werkes von Rosellini.

Julius Ludwig Ideler.

Der Dilettant von Montmartre.

Ardelet ist kein Künstler, auch kein großer Herr, sondern ein Handarbeiter und hat eine gewaltige Leidenschaft für Musik, nicht für die sanfte, schmelzende, seufzende, sondern für die lärmende, ohrzerreißende, schmetternde, deren volle Töne aus der weiten Öffnung eines Waldhorns schallen. Leider sind seine Lungen besser organisirt als die Trommelfelle seiner Nachbarn, die sein starker Ton zu sprengen droht; dazu kommt noch, daß der Mann 12 Stunden mit Hacke und Spaten am Tage arbeiten muß und blos in der Nacht, wenn Alles schläft, seiner Lust nachhängen kann.

Mit großer Mühe hat früher Ardelet in den 48 Quartieren von Paris vergebens die höchsten und abgelegensten Wohnungen gesucht; kaum war er mit seinem Arbeitsgeräth und seinem Horne eingezogen, als sich unzählige Klagen wider ihn erhoben und man ihn ausbot. Aus Paris vertrieben, hat er in den minderbewohnten Theilen der Bannmeile die ihm in der Hauptstadt verweigerte Freiheit der Musik gesucht, die in der Charte vergessen worden ist. Die Echos von Ménilmontant, Belleville, Lavillette, Lachapelle und Clignancourt haben nacheinander seine Waldhornstückchen widergetönt; aber überall wurden Beschwerden über ihn laut, überall gab ihm ein Policeicommissair, ein Maire, ein Adjunct den Befehl, das Gemeindegebiet zu verlassen. Montmartre gewährte ihm die letzte Zuflucht, hier glaubte er endlich, auf einer Anhöhe, unter Mühlengeklapper und sonstigem Lärm, vor allen Anfechtungen sich gesichert. Hier blies er schon zwei Monate in wahrem Jubel, ohne behelligt zu werden, aus Leibeskräften seine Lieblingsstücke, als seine Harmonie wieder unterbrochen ward und sein Benehmen ihn gar vor das Zuchtpolicegericht führte, wo wir den Virtuosen auf Denunciation des Feldwärters von Montmartre sehen. Letzterer läßt sich so vernehmen: „Meine Pflicht ist, für die öffentliche Ruhe der Gemeinde von Montmartre zu sorgen, wo auch Alles ruhig und in Ordnung war, bis dieser Mann sich da niederließ. Seitdem hat man Nachts weder sein eigen Wort hören noch schlafen können wegen des Spectakels, den dieser auf seinem Horn macht. Ich habe wol auch, als ich in Deutschland diente, Horn blasen hören; das war aber Flötengetön gegen den Lärm, den der Beklagte hervorbringt. Ich kann mir gar nicht denken, woher er sein Instrument haben muß, mit welchem man alle Gemeinden eines Departements taub machen könnte. Und das ist noch nicht Alles. Sowie er nur ein Stück beginnt, stimmen alle Thiere in der ganzen Nachbarschaft ein, Hunde, Katzen, Esel, Kinder, und ich kann versichern, daß sämmtliche Bewohner, ohne eigensinnig zu sein, diese Art Musik nicht lieben. Der Maire, wie die Andern von dem Lärm gestört und betäubt, befahl mir dem Beklagten anzukündigen, daß er nach neun Uhr mit seiner Musik aufhören solle. Ich verfügte mich zu ihm, als er eben der Gemeinde eins seiner stärksten Stückchen, bei dem alle Hunde heulen, zum Besten gab. Statt dem Befehl des Maire, den ich jetzt repräsentirte, sich zu fügen, hielt er nur einen Augenblick inne, um mich mit den stärksten Schimpfworten zu überhäufen, und blies zum Hohn und Ärger der Gemeinde bis Mitternacht fort. Damit noch nicht genug, brachte er mir am folgenden Tage mit zwei seiner Freunde, Hornvirtuosen wie er, unter meinen Fenstern ein Ständchen, das ich bis zu Ende anhören mußte, da ich mich den Rasenden nicht verständlich machen konnte." Ardelet: „Ich weiß nicht, ob das unter Ihren Fenstern war; ich kenne Sie nicht und weiß nicht, wo Ihr Haus ist. Ich ging mit meinen Freunden, wir wollten ein kleines Stück probiren; schlimm, wenn Sie Musik nicht lieben, aber ich hatte nicht die Absicht, Sie zu beleidigen. Was die Hunde und Esel Ihrer Gemeinde anlangt, so würden sie, wenn man ihnen Abends zu fressen gäbe, sich nicht um mein unschuldiges Vergnügen kümmern. Übrigens setzt man auf meine Rechnung alle Hörner von Paris, die sich auf Montmartre vernehmen lassen. Daß ich stärker als Andere blase, ist unwahr, und ich wollte es den Herren hier beweisen, wenn ich mein Instrument mithätte und diese etwas von der Sache verstehen." Das Gericht, froh, daß ihm der Genuß versagt war, den Virtuosen zu hören, verurtheilte Ardelet zu dreitägigem Gefängniß und 16 Francs Geldstrafe. Er bat, unter dem Versprechen, nur am Tage zu blasen, um

---

gua et literis veterum Aegyptiorum etc. Edidit et absolvit *G. Seyffarth*", 2 Bände (Leipzig 1825 u. 31, 4.). Rosegarten: „De prisca Aegyptiorum literatura commentatio prima" (Weimar 1828, 4.). Reuvens: „Lettres à M. Letronne sur les papyrus bilingues et grecs, et sur quelques autres monumens gréco-égyptiens du musée d'antiquités de l'université de Leyden" (Leyden 1830, 4., mit einem Atlas in Folio).

die Vergünstigung, sein Horn mit ins Gefängniß nehmen zu dürfen. 4.

Literarische Notizen.

Von A. Barginet ist erschienen: „Les Hébérards", ein historischer Roman in zwei Bänden, der im 17. Jahrhunderte und in Indien spielt. Die Einbildungskraft des Verf. im Felde der Intrigue zeigt sich darin nicht ungeschickt, auch fehlt es nicht an die Neugier spannender Anlage. Allein der Gang der Handlung ist häufig unterbrochen; häufig zeigt sich ein Aufwand ermüdender Details, wobei selbst dem lebhaften Interesse die Geduld ausgeht. Beschreibungen und Dialoge sind im Überfluß vorhanden, und in beiden ist Walter Scott auffallend nachgeahmt. Allein das eben ist die schwache Seite aller Nachahmer Scott's, daß dessen großer überall wuchernder Reichthum bei ihnen zum wahrhaften Mangel wird, daß sie kein richtiges Maß zu halten wissen und den Augenblick in die ermüdendste und zugleich gedanken- und empfindungsleerste Weitschweifigkeit verfallen. Sie haben, wie ein geistreicher französischer Kritiker sehr richtig bemerkt, ein gewisses stehendes Inventarium, das sie nach der Örtlichkeit zustutzen, wohin sie jedesmal den Schauplatz ihrer Handlung verlegen; allein so ist es nicht bei Walter Scott, der fast immer in großartigen Zügen die Gesammtheit der Gemälde darstellt. Sie lassen ihre Personen, wie man so im Alltagsleben zu sagen pflegt, schwatzen und diseuriren, während Scott den seinigen eine lebenvolle und gestaltvolle, in die Darstellung selbst wesentlich eingreifende Unterhaltung in den Mund legt.

Von Strauß's „Leben Jesu" wird in Paris eine französische Übersetzung vorbereitet, welche nächstens erscheinen soll. Auch verspricht die „Revue française et étrangère" in einer ihrer nächstfolgenden Nummern eine ausführlichere Kritik des Strauß'schen Werks sowol als der Gegenschrift von Tholuck: „Die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte u. s. w." 11.

Bibliographie.

Angelstern, W., Der Nachtwandler. Eine Novelle. 8. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1 Thlr. 6 Gr.

Beurmann, E., Ludwig Börne als Charakter und in der Literatur. 8. Frankfurt a. M., Körner. 1 Thlr.

Brutus und die Tarquinier. Historische Tragödie in vier Aufzügen von E. H..... 8. Pesth, Heckenast. 1 Thlr.

Bulwer's, E. L., sämmtliche Werke. 23ster, 24ster Band. Athens Größe und Verfall. Aus dem Englischen übersetzt von O. v. Czarnowski. 2 Theile. Gr. 12. Aachen, Mayer. 2 Thlr.

Contzen, Th., Die Geschichtschreiber der sächsischen Kaiserzeit nach ihrem Leben und ihren Schriften. 8. Regensburg, Pustet. 21 Gr.

Cooper, J. F., Erinnerungen aus Europa. Nach dem Englischen von F. Steger. 2 Theile. Gr. 12. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 2 Thlr.

Francke, H., Zur Geschichte Trajan's und seiner Zeitgenossen. Gr. 8. Güstrow, Frege. 3 Thlr. 18 Gr.

Gay, S., Der verliebte Spötter. Roman. Nach dem Französischen von Julius Schoppe. Gr. 12. Leipzig, Taubert jun. 1 Thlr. 12 Gr.

Fünf Gesänge des Bhatti-Kávya. Aus dem Sanskrit übersetzt von Dr. C. Schütz. Nebst einem Verzeichnisse der im Sanskrit vorkommenden Namen der Sonne und des Mondes, und einer Übersetzungs-Probe aus dem Mágha-Kávya. Gr. 4. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 12 Gr.

Haas, R., Das Staatsbürgerthum der Juden, vom Standpunkte der innern Politik. Gr. 8. Frankfurt a. M., Körner. 1 Thlr. 12 Gr.

Haraschdi, J., Adolfo. Oskar und Rosamunde. Zwei Novellen. 8. Quedlinburg, Ernst. 18 Gr.

Hellmann, R., Gedichte. Neue Folge. Gr. 12. Frankfurt a. d. O., Tempel. 16 Gr.

Jacobs, F., Erzählungen. 7tes Bändchen. 8. Leipzig, Dyk. 1 Thlr. 12 Gr.

Irving's, W., sämmtliche Werke. 57stes bis 65stes Bändchen. Astoria. Aus dem Englischen. 3 Theile. 16. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1 Thlr.

Isidor. Gesammelte Schriften. 1ster Band. Eveline und Wege des Schicksals. Zwei Novellen. Und musikalisch-fragmentarische Skizzen. 2ter Band. Schuld zeugt Schuld. Lebensbilder aus der Nähe und Ferne. Cäcilia. 8. Leipzig, Wunder. 3 Thlr.

Lips, A., Der deutsche Zollverein und das deutsche Maas-, Gewicht- und Münz-Chaos in ihrer Abstoßung und Versöhnung betrachtet. 8. Nürnberg, Zeh. 14 Gr.

Mahlmann's, A., gesammelte Gedichte. 3te Auflage. Einzig rechtmäßige Ausgabe. 8. Halle, Renger. 1 Thlr. 6 Gr.

Menzel, K. A., Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte. 7ter Band. Geschichte des dreißigjährigen Krieges in Deutschland. 2ter Band. Gr. 8. Breslau, Graß, Barth u. Comp. 2 Thlr.

Mörner, K. O. v., Kurze Erzählung des Ursprungs der im Jahre 1810 zu Örebro erfolgten Wahl des Prinzen von Ponte-Corvo zum Kronprinzen von Schweden. Ins Deutsche übersetzt. 8. Berlin, Mittler. 6 Gr.

Müller, E., Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten. 2ter Band. Gr. 8. Breslau, Max u. Comp. 2 Thlr.

Paulus, C. H. E., Grundzüge wahrer Staats- und Religionslehre in besondern Materien beleuchtet. 8. Blaubeuren, Mangold. 20 Gr.

Preusker, K., Über Jugendbildung, zumal häusliche Erziehung, Unterrichtsanstalten, Berufswahl, Nacherziehung und Nachschulen. 1stes Heft. Gr. 8. Leipzig, Hinrichs. 6 Gr.

Satori (Neumann), J., Novellenkranz. 4ter Band. 8. Leipzig, Rein. 1 Thlr. 3 Gr.

Schmidt, F., Betrachtungen über das Bankwesen im Allgemeinen und die Zeddelbanken ins Besondere. Nebst einigen Bemerkungen zu der sächsischen Bankfrage. Gr. 8. Zittau, Birr. 20 Gr.

Shelley, P. B., Die Cenci. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Aus dem Englischen nebst einer Lebensskizze des Dichters von Felix Adolphi. Gr. 12. Stuttgart, Verlag der Classiker. 1 Thlr.

Sinner, L. von, Über das Leben und die Schriften von Diamant Coray. 8. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 6 Gr.

Stahmann, F., Das Felsenschloß am Meere, eine Klostergeschichte, und der Roßmarkt zu Wibourg, eine launige Erzählung. 8. Quedlinburg, Ernst. 1 Thlr.

Storch, J. W., Topographisch-historische Beschreibung der Stadt Eisenach, sowie der sie umgebenden Berge und Lustschlösser, insbesondere der Wartburg und Wilhelmsthal, nebst Regentengeschichte. Mit 11 Steindrucktafeln. Gr. 8. Eisenach, Bärecke. 2 Thlr.

Straube, E., Vaterländische Sagen, Legenden und Märchen. 8. Wien, Beck. 16 Gr.

Sydow, F. von, Die Gattin, Mutter und Hausfrau nach den Anforderungen des vernünftigen gebildeten und gefühlvollen Mannes. Oder Winke zur Ausbildung des weiblichen Geschlechtes. 8. Leipzig, Rein. 1 Thlr.

Volkmann, A. W., Die Lehre von dem leiblichen Leben des Menschen, ein anatomisch-physiologisches Handbuch zum Selbstunterricht für Gebildete. Mit 8 lithographirten Abbildungen. Gr. 8. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 2 Thlr. 12 Gr.

Wehrmann, E., Romantische Erzählungen. 8. Frankfurt a. d. O., Tempel. 1 Thlr.

Zschokke, H., Alamontade der Galeerensklave. 6te Originalausgabe. 8. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1 Thlr. 8 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Dienſtag, —— Nr. 178. —— 27. Juni 1837.

Poeten und Poetaſter aus dem Laufe des Jahres 1836.

Zweiter Artikel.*)

17. Die Sixtiniſche Madonna. Ein erzählendes Gedicht in zehn Geſängen von Wolfg. Rob. Griepenkerl. Braunſchweig, Vieweg und Sohn. 1836. 16. 1 Thlr.

Form, Stoff und Grundidee entſprechen in dieſem erzählenden Gedicht, welches wir lieber Epos genannt hätten, faſt durchgängig den Anforderungen, die billige Beurtheiler ſowie blos Unterhaltung ſuchende Leſer an Erzeugniſſe der Art in unſerer Zeit machen können. Zeigen wir das ſo kurz wie möglich. Was zunächſt die Form anlangt, ſo hat der Verf. den Hexameter gewählt, der hier mit beiweitem mehr Wohllaut und Claſſicität gebildet iſt, als wir ihn in unzähligen andern deutſchen Gedichten ſonſt gefunden haben. Trotz dieſem Lobe jedoch würde das kleine Kunſtwerk unendlich gewonnen haben, wenn ſich der Verf. der Ottaverime bedient hätte, die in der ſüdlichen Weichheit ihres Klanges und in ihren wohllautenden Reimſpielen ganz für dieſe Dichtungsart gemacht zu ſein ſcheinen. Der Stoff iſt folgender: Ein junger Maler in Rom lernt ein Mädchen, Maria, kennen und lieben. Ihr weicher, frommer Sinn ebenſo ſehr wie ihre holde Geſichtsbildung geben ihm die Idee, eine Madonna nach ihren Zügen zu malen. Dieſer Jüngling iſt Rafael, und das von ihm gefertigte Gemälde iſt daſſelbe, welches heute in der dresdener Galerie unter dem Namen der Sixtiniſchen Madonna als Hauptzierde der Sammlung bewundert wird. Während der Bildung dieſes Meiſterwerks ſteigert ſich Rafael's Liebe zu Maria, und dieſe Liebe ſtreift in ihrem Wachsthum die gröbern Bande der Sinnlichkeit mehr und mehr ſich verklärend ab; aber des Künſtlers Lebenskraft verzehrt ſich theils in dieſem hohen Gefühle, theils in der begeiſterten Spannung und Aufregung, in der er arbeitet. Er vollendet das Gemälde; aber die Vollendung deſſelben iſt zugleich der Endpunkt ſeiner irdiſchen Laufbahn. Er ſtirbt zum Schmerze Roms und zum Jammer Maria's, die den Geliebten nicht zu überleben vermag. Barbara, Maria's Freundin, offenbar eine poetiſche Fiction, prangt mit auf dem Gemälde. Die dem Ganzen zum Grunde liegende Idee, wenn Ref. dieſelbe ſonſt richtig aus des Dichters Gemüth herausgeleſen hat, iſt folgende: Die Werke des Künſtlers ſind ſein Leben. Künſtlerleben und Künſtlerwerk beſteht und vergeht zuſammen und miteinander. Der Culminationspunkt der Schöpferkraft Rafael's war ſeine Sixtiniſche Madonna. Mit Vollendung dieſes Werks, das ſeinem Leben Weihe und höhere Bedeutung verlieh, endet auch dieſes. Die Liebe zu einem edeln Weſen wirkt mächtig auf die Begeiſterung des ſchaffenden Künſtlers, und ſo flechten Liebe und Kunſt ihrem Geweihten den Todtenkranz und mit dem Todtenkranz zugleich die unverwelkliche Krone der Unſterblichkeit. Die Idee des Dichters, alſo aufgefaßt, erinnert, wiewol mit Einſchränkungen, an Öhlenſchläger's „Correggio". Unter andern gelungenen Darſtellungen heben wir hier die plaſtiſche Beſchreibung der Todtenfeier des Künſtlerjünglings aus, für welche wir uns etwas mehr Raum als gewöhnlich in Beſchlag zu nehmen erlauben:

—— Was iſt ſo trübe die Welt an dem Tage,
Der ihr das Herrlichſte gab, den auferſtandenen Chriſtus,
Wie er den dunkelen Tod mit dem Lichte des ewigen Lebens
Freundlicher ſchmückte, — wo eilet ſie hin die ſtrömende Menge?
Sieh, der ſchweigende Zug hält an auf dem heiligen Platze,
Dort, wo der mächtige Dom der Santa Maria Maggiore
Dunkelt im Silber des Mondes. Es war den Menſchen geöffnet
Hier das hohe Portal, ſie ſtrömten hinein, und ein Lichtſchein,
Der aus dem Schiffe ſich goß der hellerleuchteten Kirche,
Zeigte, wie Haupt an Haupt das Volk ſich drängte zum Eingang.

Jetzt aus dem Innern erſcholl ein Geſang, der miſcht ſich gebrochen
Mit der Menge Geräuſch und kaum vernehmlich von außen.
Deutet nicht Tod der Geſang? Es ſchweigen die Töne der Orgel.
Rede, du Stimme des Volks, wen hat man zu Grabe getragen?
Jegliche Lippe ſie ſchweigt, es verſchließt ein Jeder die Seele.
Aber der heilige Dom gibt Zeugniß! Siehe von tauſend
Kerzen erhellt das Schiff, umgoſſen die mächtigen Räume
Alle mit Licht; es wogt unzähliger Menſchen Gemeinſchaft
Hier vielhäuptig gedrängt, und noch, noch mehrt ſich die Menge,
Durch das Portal einſtrömend, und ſchon bis nahe zum Eingang
Wogte das Volk; — ganz Rom ſchien hier in der Kirche verſammelt.

Doch was geſchieht am Chor, was dort am Altare ſo Großes,
Daß die Menge dahin mit ſtaunenden Augen ſich wendet?
Ja, hier hebt ſich ein Bild zu Häupten der ſchauenden Menſchen!
Iſt es die Himmliſche nicht? Sie ſchwebt auf Wolken, im Arme
Trägt ſie das Kind; welch' hehre Geſtalt! Noch nicht zu erkennen
Sind die Züge; doch jetzt ganz nah. — was ſchauen die Augen,
Welch ein Bild! Die Mutter, das Kind — wer kam von dem Himmel,
So zu verklären, und wer, o ſprecht, wer bildete dieſer
Augen unendliche Welt, wer gab den heiligſten, tiefſten
Ahnungen Form und Leben? — — — — —
— — — — — — — — —
Doch, was dunkelt darunter, was hebt ſich zu Füßen des Bildes?
Hier ein Prachtkatafalk, fünfſtufig mit ſchwarzem Beſchlage,
Drauf ein Granitſarkophag mit dunkeler Decke behangen,
Die, von Silber gewirkt, Sinnbilder der heiligen Kunſt trägt,
Pinſel vereint und Palett' in vielfach wechſelnden Formen,
Deutungsſchwer; es erfüllt ein Kranz von Sternen die Mitte.
Kleinere Candelaber mit ſchimmernden Kerzen zu beiden
Seiten die Stufen hinauf, je fünf in gefälliger Ordnung.
Zwei Tabourets, zur Rechten geſtellt und zur Linken des Sarges,
Tragen Palett' und Pinſel — es ſind zu erkennen die Farben
Noch, verſchieden gemiſcht; ein drittes am Fuße der Bühne
Trägt der Kirche Modell, die jetzt dem heiligen Petrus
Wird erbaut, und ein Stab, der Herrſchaft Zeichen, daneben.
So die Bühne des Todes, das Bild zu oberſt errichtet;
Doch, es verhüllet noch kraft, was unter ihr ruhet, die Decke.
— — — — — — — — —

*) Vgl. den erſten Artikel in Nr. 114—117 d. Bl. D. Red.

Ehre zu machen, gelobte mir ein Schwur Hannibals. Ich
Hannibal Barkas, Sohn des Hamilkar, Enkel des Gerion, Urenkel des Hannibal und Ururenkel meiner Ahnfrau Elissa, Königin von Karthago, schwöre, daß ich, sobald ich kann, Rache nehmen will an Rom, Rache für meinen Vater, Rache für meine Brüder, Rache für meine Schwestern, Rache für meine Mutter, Rache für Karthago, Rache für mich selbst. Und ich will Rache nehmen, wie sie noch nie ein Mensch genommen hat, Rache, daß Rom, wenn es davon hört, sich vor mir fürchten soll, Rache, daß Rom, wenn es davon hört, sich vor mir fürchten soll, Rache, daß Rom, wenn es davon hört, sich vor mir fürchten soll.

20. Pommersche Sagen, in Balladen und Romanzen, von E. H. Freyberg. Pasewalk, Jakob. 1836. Gr. 8. 16 Gr.

Hier haben wir wiederum Localsagenpoesie in 19 Romanzen, unverändert durch die Kunst, vor uns; doch treten die Sachen mit einer gewissen Bescheidenheit und Selbstbeschränkung auf, sodaß man dem Verf. nicht zürnen kann, daß er die Flut deutscher Romanzen hat wachsen lassen. Er nimmt es sich nicht übel, mitunter einen Trochäus zu setzen, wo ein Jambus stehen sollte, und hätte wohl gethan, mehr Abwechselung in das Einerlei seiner Form zu bringen. „Das Turnier zu Stralsund" und „Die Jungfrau im ziegenorter Forst" bieten eigentlich keinen Romanzenstoff und sind doch gar zu prosaisch; dagegen ist „Die Jungfrau am Waschstein bei Stubbenkammer" und „Die vier Eichen bei Stolzenburg" recht artig, und für das Gelungenste halten wir (S. 78) „Karl der Zwölfte und der pommersche Bauer". Gewiß werden sich, ohne Ironie sei's gesagt, manches pommersche Fräulein und mancher Junker an diesen vaterländischen Romanzen ergötzen.

21. Die Askanier. Romanzen und Balladen von Adolf von Marées. Zerbst, Kummer. 1836. 8. 16 Gr.

Das Ländchen Anhalt nimmt einen so kleinen Theil auf der Karte von Norddeutschland ein, daß man es leichtlich mit dem Daumen decken kann; aber seine Landesherren sind und waren wackere Deutsche, seine Bewohner sind glücklich und waren von je ihren angestammten Fürsten mit Leib und Seele ergeben. Mit dem Thun und Treiben dieser Fürsten, hier Askanier, von der Grafschaft Askanien, einer der ältesten Besitzungen der Fürsten von Anhalt, genannt, haben es vorliegende patriotische Romanzen zu thun, die somit sämmtlich eine historische Unterlage haben und denen die Sagenpoesie fern liegt. Seiner Gesinnung nach ist der Verf. wie fast alle Anhaltiner ein echter Patriot, der für seines Fürstenhauses Ahnenruhm glüht, und seinen poetischen Standpunkte nach spielt er keine üble Figur unter Germaniens Romanzensängern. Gleich die erste Nummer: „Die Landkarte von Anhalt", eine Unterweisung für den Erbprinzen von Anhalt, ist in einem frisch naiven Tone gehalten. Recht artig ist darin die Anspielung auf den Verlust der Grafschaft Askanien nebst der Stadt Aschersleben, welche im 14. Jahrhundert dem Bischof Albrecht von Halberstadt in die Hände gespielt und bei dem westfälischen Frieden den brandenburgischen Staaten zugeschlagen wurden:

Ein ander A, Anfang und Quell,
Ist allzu fern nicht von der Stell',
Dort oben, wo im grünen Blatt
Sich zeiget weiß die leere Statt;
Als hätt' 'ne Raupe da gesessen,
Ein großes Loch ins Blatt gefressen.
Ja, eine Raupe hat hier geraubt,
Die manchen grünen Baum entlaubt!
Kirche, der Wurm sich also heißt,
Hat einst Askanien hier verspeist
Und lang in ihrem Leib bewahrt,
Was freilich sonst nicht Raupenart.
Ein Adler ist zuletzt gekommen,
Hat Raup' und Raub zu sich genommen.
Geht sonnenwärts des Adlers Streben,
Könnt' er das Land zurück wohl geben!

Wegfallen konnte füglich (S. 60) „Die Theilung des Landes" und (S. 96) die prosaische Jagdscene, da beiden Stücken das charakteristische Merkmal der Romanze abgeht. S. 74 findet sich, für den Literarhistoriker vielleicht nicht ohne Interesse, ein Gedicht vom Herzog Wilhelm zu Sachsen auf den Tod Christian II. von Anhalt; schade, daß darin die Sprache modernisirt wurde. Die 18 Nummern behandeln historische Stoffe vom 6. Jahrhundert ab bis auf Dessaus Leopold Friedrich Franz, der unter Anderm auch Napoleon gegenüber dargestellt wird. Daraus (S. 106) zwei Strophen:

Es ist — des Selbsterrungnen Nichtigkeit.
Des Überkommnen, Gottgegebnen Werth!
Dein Kaisermantel scheint ein schönes Kleid,
An dem sich nur — des Schneiders Kunst bewährt;
Sein Fürstenrock dagegen ist ein Buch,
Das namhaft macht der Eigner lange Reih';
Man denket eines Jeden, der ihn trug,
Und der ihn künftig tragen wird, dabei.

Mit Vergnügen haben wir endlich einen Text zur Weise des bekannten dessauer Marsches gelesen, der im Munde wie in der Seele jedes Anhaltiners leben sollte. Vom sogenannten alten Dessauer hätte das Büchlein wol ein Blatt mehr geben können. Da Hr. Adolf von Marées, dessen Namen wir in Schmidt's „Anhaltischen Schriftstellerlexikon" unter seinen Blutsund Geistesverwandten noch vermissen, nicht ohne Beruf für Leistungen in dieser Dichtart ist, so sollte er aus dem Sagenschatze des Landes, wo ihm Bernburg, das Unter- wie das Oberfürstenthum, reichen Stoff spenden würde, das Tauglichste auswählen und es zu Nutz und Frommen seiner braven Landsleute und Anderer, die auf jenes Ländchen nicht ohne Interesse schauen, hübsch und wohlgerundet darstellen.

22. Der Minstrel. Taschenbuch erzählender Dichtungen herausgegeben von Johann N. Vogl. Mit Beiträgen von J. Bergmann, Braun von Braunthal u. s. w. Wien, Wenedikt. 1836. 16. 20 Gr.

Eine Schar süddeutscher Schöngeister hat sich hier unter J. N. Vogl's Firma und Panier zum Romanzensangspiel vereinbart. Herr V. hat Geschmack, seine Gesellschaft ist wohl gewählt, man lauscht behaglich ihrem Saitenspiel und trifft auf manchen alten Bekannten, z. B. Ritter von Braunthal, Freiherrn von Eyb, Fitzinger, Freiherrn von Feuchtersleben, Kaltenbrunner, Grafen von Mailáth, Gabr. Seidl, A. Schumacher, Treitschke und Ritter von Tschabuschnigg. In den Unbekannten lernt man hübsche Leute kennen und befreundet sich bald mit ihnen. Über den Wirth der Gesellschaft verlieren wir hier kein Wort, wir lernen ihn weiter unten in diesem Aufsatze kennen. Es wird uns eine Art von Trilogie geboten. 1) Historische Balladen, 14, theilweis die Sphäre des Schauerlichen berührend, 2) Legenden, 6, 3) Balladen und Romanzen, 29 Nummern. Unter der Kritik haben wir nichts gefunden, wol aber Manches, was wir lieber mit Paramythie oder Allegorie bezeichnet hätten, indem es der Romanzensphäre fremd zu sein schrint, z. B. „Polychloros" von Treitschke. Empfehlen möchten wir als gelungen: „Schreckinwald's Rosengärtlein" von Schumacher (S. 72); unter den Legenden „Priesters Tod" von Langer (S. 103); unter den Romanzen „Der treue Eckhart" von Schumacher (S. 154); „Tigerkampf" von Treitschke (S. 197), zu Nutz und Lehr den Kritikern geschrieben; „Mutterliebe" von Kaltenbrunner (S. 235), nach einer wahren Begebenheit aus der Cholerazeit, und endlich die Beiträge von dem Pseudonymen Carlopago, namentlich (S. 241) „Erlösung".

23. Gedichte, von Karl Wilhelm Ferdinand Vobrik. Zwei Bändchen. Königsberg, Gräfe und Unzer. 1836. 8. 1 Thlr.

Traurig, daß die ersten uns in die Hände fallenden Blätter des Reinlyrischen so wenig bieten; denn obwol der Verf. in den Anmerkungen zu seinen Gedichten rühmt, sie seien in bekannten Zeitschriften gelesen und von den besungenen Personen mit Beifall aufgenommen, so müssen wir doch eingestehen, daß sie uns als hausbackene Reimereien ohne Poesie erschienen sind. Es sind zwei Bändchen. Das erste enthält „kleine" Gedichte, und ein bezeichnenderes Epitheton konnte ihr Verf. nicht wählen. Der „Neujahrstext" (S. 116) enthält wenigstens einen poetischen Gedanken. Das zweite enthält ein dreiactiges Trauerspiel: „Camilla Sasso". Wir haben es nicht gelesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nach sorgfältig eingeholten Acten für das Großherzogthum Baden.

Handbuch der praktischen Geometrie. Nach Vorlesungen gehalten an der Polytechnischen Schule zu Karlsruhe von Dr. Carl Christian Langsdorf, Großherzoglich Badischem Hofrathe und Professor der Mathematik und Physik. Mit 6 Kupfertafeln. Erlangen, bei Heyder und Zimmer. 1819. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Handbuch der Mechanik. Nach Vorlesungen gehalten an der Polytechnischen Schule zu Karlsruhe von Dr. Carl Christian Langsdorf, Großherzoglich Badischem Hofrathe und Professor der Mathematik und Physik. Mit 6 Kupfertafeln. Erlangen, bei Heyder und Zimmer. 1819. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Handbuch der Optik. Nach Vorlesungen gehalten an der Polytechnischen Schule zu Karlsruhe von Dr. Carl Christian Langsdorf, Großherzoglich Badischem Hofrathe und Professor der Mathematik und Physik. Mit 6 Kupfertafeln. Erlangen, bei Heyder und Zimmer. 1819. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Handbuch der Astronomie. Nach Vorlesungen gehalten an der Polytechnischen Schule zu Karlsruhe von Dr. Carl Christian Langsdorf, Großherzoglich Badischem Hofrathe und Professor der Mathematik und Physik. Mit 6 Kupfertafeln. Erlangen, bei Heyder und Zimmer. 1819. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Diese vier Handbücher sind Theile eines Ganzen, welches der Verf. für seine Vorlesungen an der Polytechnischen Schule zu Karlsruhe ausgearbeitet hat, und das, wie er sagt, nicht für Gelehrte, sondern für Künstler und Handwerker bestimmt ist. Es ist also nicht zu verwundern, wenn der Verf. in der Vorrede zu dem Handbuche der praktischen Geometrie sagt, daß er sich bemüht habe, die Theorie so viel als möglich mit der Praxis zu verbinden, und daß er sich nicht gescheut habe, auch solche Gegenstände in sein Handbuch aufzunehmen, die sonst nur in Werken über Feldmessen, Wasserbaukunst, Baukunst, Bergbaukunst, Artillerie, Maschinenlehre, Uhrmacherkunst, Optik, Astronomie, Geographie, Navigation, Schiffbaukunst, Steuermannskunst, Kriegskunst, Kriegsbaukunst, Pyrotechnik, Bergbaukunst, Hüttenkunde, Salinenkunde, Münzkunde, Bergrecht, Forstwissenschaft, Jagdkunde, Fischerei, Landwirthschaft, Gartenkunst, Bleichkunst, Färbekunst, Zeugdruckerei, Gerberei, Seifensiederei, Lichtzieherei, Brauerei, Brennerei, Essigbrauerei, Weinbau, Weinbereitung, Kochkunst, Kunst, Leder zu bereiten, Kunst, Papier zu machen, Kunst, Glas zu machen, Kunst, Porzellan zu machen, Kunst, Töpfergeschirr zu machen, Kunst, Ziegel zu brennen, Kunst, Kalk zu brennen, Kunst, Gyps zu brennen, Kunst, Cement zu machen, Kunst, Mörtel zu machen, Kunst, Metalle zu gießen, Kunst, Metalle zu schmieden, Kunst, Metalle zu walzen, Kunst, Metalle zu ziehen, Kunst, Metalle zu schneiden, Kunst, Metalle zu feilen, Kunst, Metalle zu bohren, Kunst, Metalle zu poliren, Kunst, Metalle zu vergolden, Kunst, Metalle zu versilbern, Kunst, Metalle zu verzinnen, Kunst, Metalle zu verzinken, Kunst, Metalle zu verkupfern, Kunst, Metalle zu vermessingen, Kunst, Metalle zu verbleien, Kunst, Metalle zu verstählen, Kunst, Metalle zu verplatinen

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 179. — 28. Juni 1837.

Poeten und Poetaster aus dem Laufe des Jahres 1836.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 178.)

24. Gedichte von Julius Mosen. Leipzig, Literarisches Museum. 1836. 8. 1 Thlr.

Hier finden wir reichen Ersatz für das nutzlose und unbelohnende Durchlucubriren der vorhergehenden Gedichte. Herr Julius Mosen ist ein deutscher Lyriker, der es verstanden hat, aus den Flammenstrahlen eines Göthe, Tieck, Uhland, Wilhelm Müller, Schwab, Anastasius Grün und Heine eine Seelenglut zu bilden und zu unterhalten, in welcher das Amalgama, geschöpft aus Jener Leistungen, gänzlich dem Blicke entschwindet, und die um so ureigenthümlicher erscheint, da er überall aus dem frischen Quell der Natur schöpft und jene Effectphrasenbildung, erkünstelte Zerrissenheit und ironische Capriolenschneiderei vermeidet, die man seit dem Erscheinen des „Buchs der Lieder" am Theetisch und in ästhetisch-literarischen Soiréen gern zu haben scheint. Er fühlt aber auch seinen Werth, und wir wollen ihm das nicht so übel anrechnen. Denn wenn die ganze Wonne des Lenzgefühls, die auf sein Gemüth gleichsam einstürzt, ihn (S. 168) fragen läßt:

Wie soll ich nun in meinen Blütentagen
Die Erde und den ganzen Himmel tragen?

so hat jeder wahre Dichter ähnliche Erfahrungen an seinem Innern gemacht. Wenn er sich ferner (S. 172) einen König nennt, so fühlt er ja nur, daß das Schicksal den Dichter nicht nur wie einen König, sondern wie einen Gott über die Wirren und den Tand der Erde emporgehoben hat; und wenn er endlich in dem Liede, das die vorliegende Sammlung schließt, und wo er aus den Augenhöhlen eines Rehschädels Blumen hervorsprießen sieht, fragt:

Ob nun, wenn ich gestorben
Im hellen Jugendgrün,
Aus meinem Todtenschädel
Noch meine Lieder blühn?

so ist das zwar eine Frage, die ein etwas übelriechendes Selbstgefühl verräth; aber, lieber Himmel, er ist gewiß noch jung aus der Frische seiner Lieder zu schließen; man hat in einzelnen Tagesblättern seine Gedichte mit Vergnügen gelesen, man hat sein schönes Talent anerkannt, und er macht es noch lange nicht so arg wie Heine, der mit der unbefangensten Naivetät versichert:

Ich hab' ein ganzes Heer
Von ewigen Liedern gedichtet,

und sich ein anderes Mal gar einen Titanen und römischen Triumphator in seinen Versen nennt. Zu verkennen ist hier nicht, was M.'s poetischer Hauch berührt, vergeistigt und idealisirt sich; was sein scharfer Blick dem Leben abgewinnt, weiß er leicht und ohne Wortschwall zu gestalten, und wir glauben es ihm aufs Wort, wenn er im „Bergliede" (S. 95) sagt:

— aus Waldesdranken
Entsprießen still urkräftige Gedanken.

Dieser urkräftige Gedanke ist hier fast überall unter dem Bilde, weshalb auch viele Lieder in eine geniale und sentimentale Spitze zulaufen. Oft finden wir bei dem tiefen Sinne, der die Lieder charakteristisch auszeichnet, bloße Hindeutungen, Anspielungen, Bilder und Winke; der Leser muß dann den geheimnißvollen Wortschleier selbst heben, der auf dem Gedanken liegt, wobei es denn leicht geschehen kann, daß er ihn mit zu roher oder unkundiger Hand anfaßt und daher am Ende nicht recht weiß, was der Dichter im Sinne gehabt habe. Ist es uns doch selbst mit zwei Nummern der Sammlung also gegangen, und das machte uns halb unwillig, halb betrübt. Betrachten wir die Objecte seiner dichterischen Anschauung und Behandlung, so offenbart sich eine nicht geringe Vielseitigkeit, in welcher das Leben in prismatischem Farbenglanz schillert. Jeder der fünf Abschnitte, in die er die Sammlung eintheilt, wird durch ein Motto charakterisirt. So haben die erotischen Ergüsse, Nr. I, die Andeutung:

O süße Rose, hast nun ausgeblüht,
Fast Knospe noch, und dennoch schon verblüht.

Gern leben und lieben wir nun mit dem Dichter auf dem Lande, sehen lächelnd zu, wie er von Eva's Lippen (S. 7) die Hälfte des Apfels mit den eignen Lippen nimmt, wie das Röschen blühen und am Ende doch küssen muß, wie zum Neide der schönen Nachbarinnen die brennende Liebe in seinem Garten blüht, und wie in der Frühlingsnacht beim Abschiede von der Geliebten ihr, dem Dichter und den Blumen die Augen voll Wasser stehen (S. 15). In „Liebe, Wanderschaft und Heimkehr" zeichnen wir das kleine Gemälde aus: „Der Reuige" (S. 18), wo die reuige Schöne zerknirscht im Beichtstuhle kniet, und welches (schade, daß hier die häßliche Reimhärte das Ohr verwundet) schließt:

Es stehet ein armer Sünder
Am Beichtstuhle dahinter.

Nicht minder spricht der „Abschied" (S. 24), und „Botschaft" (S. 27) an, wo Mondenschein, Nachtigall und Rosenduft die Boten der Liebe werden. „Heimkehr" (S. 32), mit Heine'scher Pointe, wolle der Verf. doch ja in der zweiten Auflage streichen; ein Gleiches möchten wir wünschen in „Des Waffenschmieds Fenster", wo der unglücklich Liebende theilnahmlos Markt und Straße überschaut, aber mit dem Blicke an des Waffenschmieds Waare hängen bleibt:

Ja, der Waffenschmied, der schmiedet
Dolche wunderschön und blank,
Für die Pilger, die ermüdet,
Und mein Herz ist todeskrank.

Wir meinen nämlich, der Verf. stehe zu hoch, als daß er zu solcher Effectmacherei seine Zuflucht zu nehmen brauche.

Nr. II trägt das Schildlein:

Soll ich denn Hut und Stab
Fröhlich nicht schwingen?
Drossel, die Wein genascht,
Kann sie nicht singen?

Die wirkt ihn dem in Gefängnis zu Erfurt in 1. Akte: Schlafzimmer. „Ein Schlafzimmer", die Bühne
Haft befindlichen Luther und ein Diener geht er dorthin. stellt ein Schlafzimmer dar. Auf Stühlen [illegible] Kleider
Dieser Diener ist Junker Jörg, unter welchem Namen und Wäsche, ein Bett mit Vorhängen, ein Tisch, worauf
Luther sich auf der Wartburg verbirgt. Sie sind Ver- Bücher und Papiere liegen, ein Lehnstuhl, ein Ofen, in
kleidung. Als Luther sich entfernt hat, tritt Junker Jörg der Ecke ein Waschtisch mit Wasserkrug und Becken.
(Nr. 17) und verbindet sich mit der Absicht, den Luther Im Hintergrund eine Thür, rechts eine Thür und ein
zu ermorden, mit dem Ritter Franz von Sickingen, Fenster, links eine Thür und ein Fenster.
welcher sich auf Schloß Landstuhl befindet. Dieser
will Luther bei Leben auf Burgschloß Landstuhl, nehmen
und ihn dort ermorden. Sickingen ist auch damit
einverstanden.

Nr. 17.

Ach und wie Hildegund.
Ach und wie Hildegund
Und wie Hildegund
Rauben sie Kriemhild.

Dieses Lied ist ein Volkslied, das gewöhnlich dann
gesungen wird, wenn es sich um gewaltsame Ent-
führungen handelt. Es ist ein altes Lied, das schon
Luther in seiner Jugend sehr gut kannte.

Nr. 18.

Wie ein Blitz.

Wie ein Blitz ist eine Redensart, welche sich für etwas
sehr schnelles gebraucht wird.

Nr. 19.

Wilde Gesellen.

Wilde Gesellen sind rohe, wüste Leute und ihre Ver-
sammlungen sind wüste Gelage. Diese Leute wissen die
Gelegenheit, daß Luther sich in Gefangenschaft befindet,
um sich Mangel zum Besuche machen. „Ein Gefängnis"
(Nr. 20) ist ein Gefängnis, welches sich auf Schloß
Landstuhl befindet. Es ist ein finsteres, feuchtes und
dunkles Gewölbe, in welches Luther, nach dem
Sickingen ihn ergriffen, und dann Verrat wieder ihm
entrissen hatte, geworfen wurde. Dort befindet sich
Luther, als Junker Jörg mit Sickingen und Verrat
wieder in jenes Gefängnis kommt.

Nr. 20.

Ein Gefängnis.

Ein Gefängnis.

Ein Gefängnis

Und sprach: „Den sollt du pflegen sehr!“
Und gab ihm guten Rath und Lehr',
Und wies ihm Alles so und so,
Der Noah ward ohn' Maßen froh.

Und rief zusammen Weib und Kind,
Darzu sein ganzes Hausgesind,
Pflanzt Weinberg' rings um sich herum;
Der Noah war fürwahr nicht dumm!
Baut Keller dann und preßt den Wein
Und füllt ihn gar in Fässer ein.

Der Noah war ein frommer Mann,
Stach ein Faß nach dem andern an,
Und trank es aus zu Gottes Ehr':
Das macht' ihm eben kein' Beschwer.
Er trank, nachdem die Sündflut war,
Dreihundert noch und fünfzig Jahr.

Nützliche Lehre.

Ein kluger Mann hieraus ersieht,
Daß Weins Genuß ihm schadet nicht.
Und item, daß ein guter Christ
In Wein niemalen Wasser gießt:
Dieweil darin ersäufet sind
All' sündhaft Vieh und Menschenkind.

Das hier mitgetheilte Lied lassen wir als Urtypus des eigenthümlichen Talents dieses Dichters abdrucken, und es zeigt, wie verschieden der Himmel seine Gaben austheilt. Man sieht, es ist durch und durch von jener humoristischen Naivetät durchdrungen, die ihre Wirkung auf den Leser nicht verfehlen kann, und die zwar noch oft in dem Buche ihr ergötzliches Spiel treibt, aber nirgend mehr in diesem Tone, dieser Frischheit und dieser Prägnanz; denn die andern hier behandelten alttestamentlichen Stoffe stehen im Vergleich mit diesem „Noah“ sehr zurück, sodaß wir anfänglich fürchteten, es möchte uns mit dem Buche gehen wie weiland den Lesern der Usteri'schen Gedichte, die in jener Sammlung nur ein einziges Lied („Freut euch des Lebens“) fanden, den Rest aber für Maculatur zu erklären sich genöthigt sahen. Indessen steckt eine Fülle von Humor in diesem Dichtergemüthe, daß letzterer auch da wie ein überschwänglich volles Gefäß überfließt, wo er die Patriarchenwelt verläßt und sich in die Lebenskreise der Gegenwart mischt, wie z. B. in „Coeurkönig“ (S. 50) und in einigen andern, wo man an Béranger erinnert wird, nur daß der frohsinnige Deutsche alle Liederlichkeit und Üppigkeit Lutetiens en horreur hat. Freilich sind auch matte Späße hier wie (S. 25) „Est, est, est“, und die Tragikomik im „Trompeter“ (S. 48) ist von nicht sonderlicher Wirkung auf Gefühl und Phantasie, während wiederum der „Geist aus Nummer III“ (S. 19) ein ganz ergötzlicher Schwank ist. Der Gesang zur Tarantella (S. 40), nach dem Neapolitanischen, wie vieles Andere hier, bearbeitet, ist wol in eben dieser Bearbeitung etwas übertrieben, erzählt aber gar kraus und drollig die Liebesgeschichte des Flunders und der Sardelle, und wir glauben kaum, daß das Neapolitanische der komischen Wirkung des Deutschen gleichkommt. Im neapolitanischen Zitherliede (S. 64) hat die Pointe keinen südlichen Charakter. Eine nicht geringe Zahl dieser Lieder, mit Melodien von einem Tonkünstler wie Karl Maria von Weber war, müßten sich gar anmuthig singen lassen. „Amor“ ist der den Liedern folgende Abschnitt überschrieben. Die Sächelchen sind nicht ohne Anakreontischen Geist und Zierlichkeit. Dann folgen „Allerlei kleine Geister“, und diese geberden sich so neckisch und drollig, huschen und trippeln, zupfen und putzen so allerliebst, sind vor das Auge der Phantasie in einem so krausen Alliterations- und Reimspiel hingestellt, daß man sie gern zum zweiten und dritten Male heraufbeschwört, d. h. die Gedichte wiederliest. Man lese hier: „Hütchen“, „Die Heinzelmännchen“, „Zeitelmoos und Schlitzöhrchen“ — lustige Personnagen, wie sie nur in der Volksphantasie ihr Wesen treiben, aus welcher sie der Verf. doch wol genommen hat —, und man wird zufrieden und ergötzt sein. Im Romanzen- und Balladengebiet ist unser Humorist nicht so heimisch; der Ernst kleidet ihn minder, und er wandelt da die breite Heerstraße seiner meisten modernen Brüder in Apoll. Ebenso verhält es sich mit den epischen Studien, Erzählungen und Idyllen, von denen wir mehre zu überschlagen uns gedrungen fühlten. Die Dithyramben veranlassen uns blos zu der Reflexion, daß unsere Sprache, die Hr. K. in seiner Gewalt hat, gar kühner Wortbildungen fähig ist, die hier nur selten affectirt erscheinen. Die den Schluß der Sammlung bildenden Gelegenheitsgedichte erheben sich über das Triviale, und wenn die Grazie das S. 314 befindliche Gedicht: „Dummheit“, in ein etwas feineres Gewand gekleidet hätte, so wäre es eine kleine Perle reflectiver Poesie, sowie der S. 315 befindliche Prolog zur ersten Aufführung der deutschen Übersetzung eines neapolitanischen Volkslustspieles nicht ohne Witz und Originalität ist. Kurz, lieber Leser, willst du dich ein Stündchen angenehm unterhalten, so lies August Kopisch's Gedichte.

26. Dichtungen. Von Johanne Hermes. Helmstedt, Fleckeisen. 1836. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Es gibt eine Poesie, die mehr für das Ohr als für das Auge ist. Eine solche ist die vor uns liegende zu beurtheilende. Man muß diese Lieder nicht selbst still lesen, sondern sie sich lieber vorlesen lassen oder laut lesen; dann nehmen sie sich in ihren gefälligen Rhythmen, ihrer leichten Versification und in ihrem unaufgehaltenen klaren Flusse viel besser aus. Freilich wälzt dieser Fluß seine Wogen nicht an blühenden Umufern hin, er wird wenig belebt durch buntbewimpelte Gondeln und Fischerkähne, und selten spiegelt sich in seinen Wellen das glühende Morgengold, der abendröthliche Himmel oder der stille Mond: wir meinen damit, es fehlt ihnen die den Frauen sonst eigenthümliche Gefühlsweichheit, Phantasiefarbenpracht und jene elegische Stimmung, die über das Leben den dunkeln Schleier resignirender Klage und Sehnsucht breitet; ja, es offenbart sich in ihrer Mehrzahl sogar ein kräftiger, männlicher Ton, wie wir ihn bis heute bei keiner Dichterin gefunden haben. Die Verf. hat besonderes Talent für das erzählende Gedicht, und Alles, was sie in dieser Dichtart mittheilt (und das ist beiweitem das Meiste), läßt sich lesen, ja oft mit Vergnügen lesen. Weil aber die Phantasie Bild und Allegorie nicht mit gefälliger Hand einwebt und des Geistes Thätigkeit fast ausschließlich und unausgesetzt in Anspruch genommen wird, so erscheinen die Darstellungen — so passend der Stoff auch gewählt ist — dennoch oft gedehnt und weit ausgesponnen. Ein längeres erzählendes Gedicht ist betitelt: „Die Söhne Adam's“. Hier ist Manches zart gedacht und es mangelt nicht an schönen Stellen. Den Schluß bildet eine Fabel: „Die Gänse“, welche zwölf Gesänge lang werden soll, von denen uns hier nur der erste als Probe mitgetheilt wird. Die Verf. gedenkt nämlich außer diesen „Gänsen“, bei denen wir, der Wahrheit die Ehre gebend, durchaus kein Geschnatter, wol aber den Fabelton vollkommen getroffen gefunden haben, noch eine andere größere Dichtung in drei Bänden, nach den Bildern oder Kupferstichen ihres verstorbenen Freundes Wilhelm Tischbein bearbeitet, vom Stapel laufen zu lassen, wozu wir ihr von Herzen Glück wünschen.

27. Poesien, Gedanken und Bilder nebst Übertragungen von Hedwig Hülle. Gera, Scherbar. 1836. Gr. 8. 18 Gr.

Wieder eine Dame! Doch ist hier, was wir im vorigen Buche schmerzlich vermißten, mehr Sentiment, Weiblichkeit und Innigkeit. Was Frau Hedwig durch ihre Lebensanschauung gewonnen, wird elegischer Reflexionshauch, oft nur ein kurzes, weiches Ach. Oft fließt das Herz in kindlicher Pietät und Frömmigkeit über, obwol wir uns kaum eines Lächeln erwehren konnten, als wir in der letzten Strophe eines Ergusses an Christus (S. 82) lasen:

Und dich, du Stab, du Licht des Lebens,
Dich preise handelnd, wer dich kennt,

Ob dich des Pilgers irrend Auge
Für Menschen oder Gott erkennt —

wo sie sich uns denn offenbar als eine schöne Rationalistin bekundet. Auszeichnen möchten wir: „Im April" (S. 6); „Blumen und Sonnenstral" (S. 10); „Blumenliebe" (S. 11); „In Krankheit" (S. 22); „Die ewige Lampe" (S. 23); „Morgens" (S. 35). Mitunter hat sich die Dichterin ihren Gedanken nicht ganz klar gemacht, wie S. 19, Strophe 5. Von den Sonetten erwarteten wir mehr und Besseres, und die erzählenden Gedichte stehen im Gegensatz mit denen der Johanne Hermes; ausnehmen wollen wir jedoch „Die Brüder" (S. 62). In dem Liedchen: „Lied und Leid" (S. 21), charakterisirt sich die Dichterin, vielleicht ihrer selbst unbewußt:

Lied und Leid sind nah' verwandt,
Nur durch einen Ton geschieden;
Wem das Lied Apoll gesandt,
Mangelt auch nicht Leid hienieden.

Leid und Lied, ich lieb' euch doch,
Wenn ihr einig bleibt im Leben:
Drückt mich, Leid, dein schweres Joch,
Mußt du, Lied, mich wieder heben.

Drum getreu einander seid,
Denn ihr dürft nicht einzeln laben,
Ohne Lied würd' ich kein Leid,
Ohne Leid nicht Lieder haben.

Was die „Gedanken und Bilder" anbelangt (Aphorismen aus Natur und Menschenleben ohne Metrum), so halten wir sie für Embryonen von Gedichten, denen die Verf. das Metrum nicht geben wollte, oder vielleicht wegen der Sprödigkeit ihres Stoffs nicht geben konnte. Kleiden wir sie ins Metrum, so werden sie sämmtlich kleine Lieder, und wenn wir ihr etwas Schönes sagen wollten, so würden wir sie den Jean Paul'schen Streckversen an die Seite stellen. Hören wir, z. B. den Gedanken S. 102, ob er nicht wie ein Gedicht klingt. „— Dort tragen sie ein blühendes Kind zu Grabe: — ein morgenrothes Wölkchen, das des Tages erster Blick verscheucht, schwebt seine Seele wieder heim. — Im Rosenglanz entflieht die junge Psyche; der Erdenschatten, wolkengleich, bleibt nur zurück und schließt dem Mutterschoos sich wieder an. Mit grünen Kränzen überdeckt des rückgebliebenen Wandrers Hand das Häufchen Erde sinnig und symbolisch; denn Kränze welken, wie das Leben welkt, und Grün bedeutet Hoffnung auf den Himmel. — O Knospe, schlafe wohl, du blühest auf! — Heil dir, du durftest nicht im Sturm dich neigen! —" Seite 124 steht: „Köstlicher Wein wird vor der Einwirkung der Luft gehütet, daß er nicht schal werde; Wein ist Geist; Geist aber ist der köstliche Wein unsers Lebens, und nur zu gern möchte oft die Kritik die Stelle der Luft vertreten", wobei wir die Bemerkung machen, daß die Verf. unsere beurtheilende Relation nicht mit jener schädlichen Luft vergleichen könne, die den Weingeist ihrer Poesie schal machen möchte. Wir streben ja stets, den Hauch unsers Urtheils, wenn er ja einmal herbe und nordisch werden muß, mit einem Zusatz von Zephyrhauchen von Toscanas Küsten zu mildern; und vollends bei einer Dame!! Mit dieser Bemerkung schlössen wir gern unsre Relation; doch sind noch Übertragungen da, über die wir ein Wort sagen müssen. Zuerst eine freie Nachbildung des sechsten Gesangs der „Iliade" in gereimten Stanzen, wobei die Frage entsteht, ob die Verf. aus der Ursprache oder aus einer deutschen Bearbeitung übertrug? Indessen kann dies keinen Einfluß auf unser Urtheil haben, indem wir uns lediglich an das hier Gegebene halten müssen; und das wollen wir nicht mit der scharfen Lauge boshafter Kritik übergießen. Hat nicht Schiller die „Äneide" Denen, die kein Latein verstehen, nicht blos genießbar, sondern auch wohlschmeckend gemacht; warum sollte nicht Frau Hedwig Hülle einen ähnlichen Versuch mit einem Versfragment des Vaters der Dichter machen? Dann folgt eine Übertragung aus einem fast unübertragbaren Dichter, Lord Byron, wo wir behaupten dürfen, die Verf. übersetzte aus dem Englischen; denn sonst könnten die Stanzen aus dem Liede an Torza: „One struggle more, and I am free etc.", die wir mit dem Original verglichen haben, nicht so treu sein. Von den vier Übersetzungen aus Thomas Moore bezeichnen wir als die gelungenste die Elegie aus den „Irish melodies": „When cold in the earth."

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Der furchtbare Fluch.

In den alten Hindufrauen haust oft etwas Dämonisches, so ähnlich wie in den römischen Sibyllen und den Hexen der Shakspeare'schen Dichtung. Dies zeigt folgender Vorfall, der in dem „Oriental annual" von einem Augenzeugen erzählt wird. Zu Futtygur am Ganges rannte einst ein indischer Diener auf dem Bazar so heftig gegen eine alte Frau, daß er sie beinahe zu Boden warf. Kaum hatte die erschreckene Alte das Gleichgewicht wiedererlangt, als sie sich in einen Strom von Schmähungen und Scheltworten gegen den Fremden ergoß, wodurch sie diesen nun wirklich reizte, dergestalt, daß er ihr einen absichtlichen Stoß versetzte, kraft dessen sie mit der Stirn gegen die steinernen Stufen eines Hauses flog und sich so stark verwundete, daß sie bewußtlos vom Boden aufgehoben wurde. Sogleich reute den armen Burschen seine That, und er verweilte nicht ohne Bangigkeit in der Nähe der Verwundeten, um den Ausgang der Sache abzuwarten. Die Alte erwachte in Kurzem aus ihrer Ohnmacht; allein sobald sie den Verursacher ihrer Schmerzen neben sich erblickte, fing sie mit der Hand das Blut auf, das von ihren Schläfen floß, und sprengte es mit den entsetzlichsten Verwünschungen dem armen Menschen ins Gesicht. Dieser blieb unbeweglich, wie erstarrt vor Schrecken stehen. „Möge dein Schatten schwinden", schrie die Alte, mit vor Wuth erstickter Stimme, „bis er aufhört deine Schritte zu bezeichnen. Dein Lager gebe dir keinen Schlaf, und wenn du hungrig bist, so fehle dir die Speise. Der Alligator letze sich an deinem Leibe, und deine Gebeine mögen nimmer auf einem Scheiterhaufen dörren. Hinweg, du Verfluchter, der Fluch einer mißhandelten alten Frau ruht auf dir!" Ein Schauder überfiel den Mann, als er diese gräßliche Rede vernahm; er ging hoffnungslos nach Hause und lebte von nun an in der festesten Überzeugung, daß der Fluch an ihm in Erfüllung gehen werde. Es schmeckte ihm weder Speise noch Trank, und nach Verlauf von wenigen Wochen erklärte er eines Tages freiwillig, seine Stunden seien nun gezählt und er werde in weniger als zwei Tagen eine Beute des Todes sein. Und so geschah es wirklich. Am Morgen des achtundzwanzigsten Tages nach dem Vorfall auf dem Bazar war er todt.

Der englische Dr. Cheyne bemerkt in seiner schätzbaren Schrift: „Essay on health and long life", daß diejenigen morgenländischen Christen ein besonders hohes und kräftiges Lebensalter erreicht haben, welche sich, um den grausamen Verfolgungen zu entgehen, in die Wüsten Ägyptens und Arabiens zurückziehen und hier sich mit äußerst einfacher und dürftiger Kost begnügen mußten. Nach den Berichten des Cassian betrug die Speise, welche sie im Laufe eines ganzen Tages zu sich nahmen, in der Regel nicht über 12 Unzen an Gewicht; ihr Getränk bestand natürlicherweise aus reinem Wasser. So erreichte der heilige Antonius ein Alter von 100 Jahren, der nur von Brot und Kräutern lebte; Jakob der Eremit erlebte das 104. Jahr; Arsenius gar wurde 120 Jahre alt, wovon er 55 Jahre in der Wüste zugebracht hatte. Der heilige Epiphanius, der sich einer gleichen Mäßigkeit befleißigte, wurde 115, Hieronymus 100, Simon Stylita 109 Jahre alt. Romualdus erreichte das noch höhere Lebensalter von 120 Jahren. 11.

Verantwortlicher Herausgeber Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 180. — 29. Juni 1837.

Poeten und Poetaster aus dem Laufe des Jahres 1836.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 179.)

28. Gedichte von Karl Uschner. Neuhaldensleben, Eyraud. 1836. 8. 1 Thlr.

Betrachten wir diese Musengaben objectiv, so erscheinen sie wie kleine Genregemälde. Es ist nichts Großartiges, Höheres, Hebendes in ihnen. Das Leben verklärt sie und sie verklären das Leben nicht; die Scenen, Zustände und Empfindungen, die hier dargestellt und ausgesprochen werden, bewegen sich alle in der Sphäre alltäglichen Treibens. Zuweilen will die dem Verf. angeborene Gemüthlichkeit etwas Artiges schaffen, aber da tritt der leidige Witz auf und zerstört es mit kalter Hand. Eben diese Gemüthlichkeit, die er nicht aus sich vollkommen herausgebildet hat, schützt ihn — vielleicht wider seinen Willen —, wenn er, den Fehler junger Lyriker theilend, sich Heinisch geberdet. Fast keines der hier mitgetheilten Lieder naht sich der Ode, noch weniger nimmt es den Flug zur Hymne oder gar zur Dithyrambe, und im „Fragmente" (S. 88) offenbart sich der Geist dieser Poesie:

1. Das Geschenk.

Und als sie lang gekoset,
Die Maid sich ihm entwand;
Nimm, sprach sie, diese Locke,
Als Liebesunterpfand!

„Hab' Dank, mein süßes Leben!
Hab' Dank", sprach er bewegt,
„An meinem Herzen ruhe
Die Lock', so lang' es schlägt."

2. Des Kindes Fund.

(20 Jahre später.)

Sieh', was ich Schönes hab' gefunden
In deinem Schreibepulte da,
Blond' Löckchen, mit blauer Seid' umwunden!
Schenk' mir das Löckchen, lieber Papa!

„Die Locke kann ich dir nicht schenken;
Hast ander Spielzeug, liebes Kind!
Sie ist ein werthes Angedenken
Aus Zeiten, die längst verschwunden sind."

3. Die Wittwe.

Bei der gerichtlichen Nachlaßinventur.

(20 Jahre später.)

Nur Werthloses, meine Herren!
Liegt in diesem Fach beisammen:
Alte Brief', auch eine Locke,
Alles werf' ich in die Flammen.

Nicht übel ist „Romana" (S. 50), ein Loblied auf die Romantik; mit einer gewissen Prägnanz des Gedankens und der Empfindung tritt: „Beruhigung" (S. 59) auf, und „Eifersucht", die erste Nummer der zweiten Abtheilung, ist auch nennenswerth sowie „Entschädigung" (S. 81). Die Romanzen sind mit Ausnahme von „Agnes von Waldeck" (S. 112) eigentlich keine, sondern kleine Genrebilder. Romanzenähnlich sind: „Der Todtengräber", „Der Taugenichts" und „Der Kranz". Die „Gule" (S. 107) soll gespenstiges Grausen erregen, erweckt aber nur Ekel. Unter den Sinngedichten notiren wir: „Glückliche Reise":

Fortgehen will Herr Fabling mit der Zeit;
O wär' er doch schon tausend Meilen weit!

und „König Adler" (S. 123):

Gern weilt in kalter Höh der Adler, wie ihr wißt; —
Warum? — Weil er ein König ist.

Ein Anhang (aus Richard's Liederhefte) gibt Proben von des Verfassers frühern Dichtungen, denen man das Unreife ansieht und anschmeckt, und die besser ungedruckt geblieben wären.

29. Gedichte von Isidor Bürger. Lüneburg, Herold und Wahlstab. 1836. Gr. 8. 1 Thlr.

Wir müssen in der That die Productivität dieses Sängers bewundern. Der Himmel hat ihm die Gabe verliehen, das Wort müheles anmuthig zu gestalten. In den leichten gefälligen Rhythmen und Formen, unter denen wir besonders die Terzinen loben müssen, herrscht Euphonie. In den Naturgemälden spricht uns die Frische eines zarten Pinsels und die Schärfe eines gut beobachtenden Auges an, und wo der Mensch das Object seiner Darstellung wird, zeigt sich, daß er denselben in seiner Größe und seiner Schwäche aufgefaßt hat. Wer solche Gaben hat und dabei dem poetischen Kitzel nicht zu widerstehen weiß, wird leicht von einem Übel befallen, an welchem jetzt viele deutsche junge Männer laboriren: sie können die Tinte nicht halten; sie „kreiseln", wie Göthe sagt, „der Menschheit Schnitzel"; sie schneiden und raspeln und glätten an einem Holzspan, bis irgend ein Gebild daraus wird; sie werden hyperproductiv (sit venia verbo); sie schütten das volle Gefäß der Seele mit einem Male aus und glauben immer noch süßes, trinkbares Naß zu haben, wenn der unbesonnen vergeudete Quell längst versiegt ist, oder verdorbenes Wasser ausprudelt. So ist's fast Herrn J. Bürger gegangen, der in einen dicken Großactavband von 378 Seiten, in Perlschrift gedruckt, den ganzen Inhalt seiner poetischen Kraft mit einem Male ausgegossen hat. Wir vermuthen, daß er Horazens wohlgemeintes „Nonum prematur in annum" nicht kennt oder nicht beobachtet hat; sonst hätten wir hier Weniger aber Gediegeneres zu lesen. Fassen wir das Einzelne näher ins Auge, so bieten sich uns unter der Überschrift: „Nord und Süd" örtliche Bilder dar; denn das Buch beginnt:

Aus der Nordsee Schooße
Ragt ein Felsen hehr,
Überschaut das große
Ewig heil'ge Meer.

Dieser Felsen ist Helgoland, welchem eine Reihe Lieder gewidmet sind. Für Den, welcher diesen Nordseefelsen kennt und

Seebilder liebt, mag dieſe poetiſch-geographiſche Monographie wol etwas Anziehendes haben; aber das große Publicum — ſo glauben wir dem Verf. prognoſticiren zu können — wird weiter blättern und Etwas ſuchen, was mehr anſpricht und vielſeitiger iſt, und dabei wird es ganz artige Sächelchen, wie z. B. „Auf Nordend" (S. 54) und „In der Nacht" (S. 61), überſehen. — „B . . . . e", eine zweite Abtheilung, iſt erotiſchen Inhalts. S. 94 ſind gute Lehren für Liebesdichter, und in Nr. XV herrſcht zwar eine recht friſche Malerei, aber der Verf. macht darin einen Sprachfehler; es muß nämlich da heißen ſtatt: „kein Brautpaar", ein Brautpaar, woraus er abnehmen wolle, daß wir ſeine Verſe nicht unaufmerkſam durchflogen haben. Das Beſte iſt wol hier der „Flüchtling" (S. 101). In den Liebesſonetten flüſtert zwar recht oft ein gar ſüßes Geplauder; doch nimmt daſſelbe hin und wieder einen metaphyſiſchen Aufflug und nimmt ſich dann wie eine traveſtirte moderne ars amandi aus. Dann kommt ein „Märchentraum", in welchem ſich uns eine regſame friſche Phantaſie erſchließt, der das Wort zu Gebote ſteht. Das Reich der Träume und der Feen eröffnet ſich hier in ſieben Viſionen, zu deren Bildung ihm wol eines Freundes Verbindung mit einem edeln Mädchen die erſte Veranlaſſung gab. In der erſten leiten Geſänge und Stimmen der Traumgeiſter die Feier ein. In der zweiten erſcheinen Glaube, Liebe und Hoffnung. In der dritten gibts eine Faſchingsſcene, in welcher ein Zigeunermädchen und eine Zigeunermutter recht lebendig figuriren. In der vierten:

Das holde Glück im Arme wiegt die Zeit
Sich durch ein Theil, wo keine Stürme toſen.

Die fünfte ſchildert die goldene Amtsjubelfeier eines reichsſtädtiſchen Bürgermeiſters; die ſechste begrüßt ein Ehepaar bei der Feier der goldenen Hochzeit, und die letzte faßt alle Bilder wie in einen Kranz zuſammen, der dem Freunde und deſſen Braut überreicht wird. Wir ziehen dieſe Abtheilung den beiden frühern vor. Dann folgt „Vermiſchtes", ein treffend gewählter Ausdruck, denn es ſind bona mixta malis. Zu dem Beſſern rechnen wir hier: „Entſchuldigung" (S. 233). Die hier eingewebten Elegien geberden ſich Göthiſch. „Diſſonanzen" ſind romanzenartige Nachtbilder, in das Vermiſchte vermuthlich, um Ermüdung zu vermeiden, hineingeſchoben. Die patriotiſchen „Vaterlandslieder" erheben ſich nicht über das Gewöhnliche. In den „Bettlerliedern" ſteckt manche friſche Idee. Für das letzte Stück der Sammlung: „Abſchied von der Poeſie", drücken wir dem beſcheidenen Sänger die Hand. Es heißt:

Noch hält ein Kranz von Roſen mich umſchlungen,
Und ſchon muß ich mein Lebewohl ihr ſagen —
Des Frohners ſchwere Kettenlaſt zu tragen,
Der Scholle, die mein Grab einſt wird, verdungen.

Mein Herz hab' ich, das eitle, längſt bezwungen,
Drum brauch' ich keinen Richter mehr zu fragen —
Der Weide Stunde hat mir nicht geſchlagen,
Geſtrebt hab' ich, doch hab' ich nichts errungen.

Bedrohſt du mich, gewitterſchwangre Wolke,
Weil dennoch nicht mein Lied, die Sonne meidend,
Dem Dunkel, das ihm ziemte, treu geblieben?

Das Buch gilt Deutſchland nicht, nicht ſeinem Volke;
Ein Dichterjünger hinterläßt es ſcheidend
Als ein Vermächtniß Denen, die ihn lieben.

30. Gedichte von Eduard Brauer. Karlsruhe, Müller. 1836. 8. 12 Gr.

Der letztgenannte Dichter verſichert mit edler Selbſtbeſchränkung, nicht für Deutſchland, ſondern nur für Freunde geſchrieben zu haben; Hr. Ed. Brauer aber wendet ſich mit humoriſtiſcher Geberdung „an Se. Excellenz das deutſche Publicum", um demſelben ſeine Kindlein ſubmiſſeſt zu empfehlen, wobei ihm zu Muthe iſt wie einer Mutter, die zum erſten Male ihre herangereiften Töchterlein aus dem engen Kreiſe des Hauſes und der nächſten Bekannten in die große Welt einzuführen ſich anſchickt. Ref. maßt ſich zwar nicht an, als Repräſentant des deutſchen Publicums ihm eine Antwort zu geben, glaubt aber oder fürchtet vielmehr, „Se. Excellenz" werde trotz der demüthigen Supplik des Verfaſſers Muſe wenig oder gar nicht beachten. Achtet der Verf. doch ſelbſt die Poeſie der Deutſchen nicht ſehr hoch, da er ſie im genannten Vorwort mit einem Lindwurm vergleicht, der unaufhörlich Waſſer ſpeit. Dürfen wir nun ein Wörtchen über dieſe Gedichte in dem Sprechſaal d. Bl. fallen laſſen, ſo müſſen wir uns leider dahin erklären, daß hier wirklich viel Waſſer ausgeſpien iſt, und daß ſich viel geiſtloſe Reimerei entfaltet, welcher der Nerv, der magiſche Hauch und die Zartheit der Empfindung abgeht. Ein poetiſcher Hauch weht indeſſen aus drei Nummern: „Der Jüngling und die Eichen" (S. 25); „Des Verwaiſten Troſt" (S. 40) und „Der gefangene Königsſohn (S. 45). Dieſe drei bilden nach unſerm Dafürhalten die opera omnia Ed. Brauers.

31. Elegiſche Gedichte von W. Junkmann. Münſter, Deiters. 1836. Gr. 12. 12 Gr.

Der Reim iſt zwar nichts Weſentliches in der Poeſie; wer ihn aber verſchmäht und nicht gebraucht wie dieſer Elegienſänger, der hat entweder kein Gefühl für ſeine Magie, oder keine Erfahrung über ſeinen Effect in andern poetiſchen Erzeugniſſen der Gegenwart, oder er iſt zu bequem, ihn zu handhaben. Einige Sonette nebſt ein paar andern Nummern ſind gereimt. Die deutſche Lyrik hätte nichts verloren, wäre das ganze Elegienbüchlein ungedruckt geblieben.

32. Gedichte von Ludwig Giesebrecht. Leipzig, Günz. 1836. 8. 2 Thlr.

Es entfaltet ſich hier vor uns eine ſinnige Reflexionspoeſie, die das Leben in mehrſeitiger Richtung umfaßt. Die in zweiundzwanzig Bücher abgetheilten Gedichte könnten glauben machen, der Verf. habe, gegen das übliche Verfahren ſeiner Brüder in Apoll, nach einem vorher entworfenen Plane gearbeitet; wir bezweifeln ſolches jedoch, vermuthen vielmehr, die Lieder wurden in verſchiedenen Zeiten nach und nach geſchrieben, und nachdem ihre Zahl bedeutend gewachſen und zum öffentlichen Auftreten reif war, fand der Dichter, daß ſie ſich unter die hier bezeichneten zweiundzwanzig Überſchriften rubriciren ließen. Wir finden hier Aphorismen im lyriſchen Gewand, Gedankenſpäne, wohl gehobelt und polirt, gut aufgeputzte Einfälle, die, noch ehe ſie zum Drucke reif waren, wol ſchon Überſchriften gehabt haben mögen. Die Formen ſind anmuthig abwechſelnd und in keiner bewegt ſich der Verf. ſteif und ungelenk. Offenbar aber neigt ſich ſein ganzes Weſen zum Dramatiſchen, wofür auch nicht unbedeutende Anlage vorhanden iſt. Im „Buche von den letzten Dingen" tritt ſogar die Legende von den Siebenſchläfern in draſtiſcher Form auf und nimmt ſich nicht übel aus. Das „Buch des Dichters", womit das Ganze beginnt, ſchließt mit folgendem aphoriſtiſchen Hauche:

Meine Lieder, meine ſtillen Töchter,
Deren weichen Herzen ich vertraute,
Was in wildem, was in ſanftem Drange
Leben um mich, in mir mich gledret,
Tretet nur hervor aus eurer Kammer
In die weite menſchenreiche Welt.
Ob ihr viel der Freunde finden möget? —
War Penelopeia's Loos denn glücklich,
Als die hundert Freier ſie umſchwärmten?
Setzt euch ruhig nieder in dem Winkel.
Am gering gehalt'nen edeln Herde:
Klares Auge wird auch da euch finden;
Findet doch der Bergmann ſeine Erze,
Die ſo tief verſteckt im Dunkel ſchlafen.

wobei wir uns die Bemerkung erlauben, daß die Lieder, als nicht unwürdige Bewerber um den Lorberkranz, mit welchem die deutſche Muſe den modernen Lyriker lohnt, zweifelsohne ihr Publicum finden werden, und daß mehr als ein klares Auge die Goldadern in dieſem poetiſchen Schacht entdecken und den Ertrag zu Tage fördern werde. Deuten wir denn auf ſolche Gold-

abern hin. So steht im „Buch der Krieger" dieses patriotische Trinklieddchen (S. 25):

Schenkt mir ein den duft'gern, vollern,
Flammenglühnden Becher mir!
Hohenzollern, Hohenzollern,
Diesen Becher bring' ich dir!
Adler, der sich aufgeschwungen
Aus dem Horst in Schwabenland,
Sonnenauf die Adlerjungen
Führtest du vom Meeresrand.
Auf und schenkt den reichern, vollern
Flammenglühnden Becher mir!
Hohenzollern, Hohenzollern,
Unser du, die Deinen wir!

das wir, trotz seiner Kürze hiermit empfohlen haben wollen. Wie schön ist ferner im „Buche der Liebe" (S. 14) der zarte Hauch:

Auf weißem Wolkenboote,
In blauer Lüfte Meer,
Umglüht vom Abendrothe
Wann schiffst du her?
O breite Segelschwingen,
Der Blütenkönig, Mai,
Du, du wirst mich verjüngen,
Wie alt ich sei.
Mich wird durchwehn, durchschauern
Dein Hauch, dein sonn'ger Schein,
Ich werde weinen, trauern,
Und stille sein.

Im „Buche der Märchen" wird uns unter der Überschrift: „Verwandlungen", ein solches Märchen geboten, welches uns in Stanzen das bunte krause Treiben eines Morgen- und Abendtraums schildert, wobei uns jedoch der Mangel des ethischen Moments, was man freilich heutzutage beim Märchen nach Göthe's Vorgang nicht sucht und will, recht fühlbar geworden ist. Im „Buche der Stillen" sind einige Sonette auf Zinzendorf lesenswerth, die wir gern mittheilten, gestattete es sonst hier der Raum. Im „Buche des Frühlings" entfaltet sich ein frisch-anmuthiges Dichterleben, reich wie seine Knospen und duftig wie seine Blüten. Im „Buche des Apostaten" hat sich Manches in die Nebel der Mystik gehüllt. Wie allerliebst dagegen hier auch geplaudert wird, zeige folgende Stelle aus dem „Buche des Lehrers" (S. 169):

Vor der ersten Höschen Schmuck
Hielt die Ruthe mich im Druck.
Ach, ein hölzern Regiment!
Kleiner Schüler ward ich dann,
Ward dem Stocke unterthan.
Ach, ein hölzern Regiment!
Großer Schüler ward ich, gleich
War mein Herr der Backenstreich!
Ach, ein knöchern Regiment!
Ward Student von echtem Schrot,
Und das schwarze Brot gebot.
Ach, ein hölzern Regiment!
Ward im Amt ein würd'ger Mann,
Und die Wischer fingen an.
Ach, ein strohern Regiment!
Auch ein schönes Kind ward mein,
Der Pantoffel sprach darein.
Ach, ein ledern Regiment!
Führt der Tod mich fort von hier,
Bleibt die Schaufel über mir.
Ach, ein hölzern Regiment!
Leder, Knochen, Stroh und Holz
Brechen also Mannes Stolz.
Ein vertracktes Regiment!
Freie Männer, eilt herbei,
Schlagt das schwarze Brot entzwei.
Das ist gutes Regiment! u. s. w.

„Josephinens Weissagung" (S. 249) hätten wir nicht ins „Buch der Deutschen" gesetzt. „Gutenberg" dagegen in demselben Buche bietet gute Gedanken. Summa also: in den Erzstufen viel Goldadern! Zum Schluß verdient noch des Buches äußere Ausstattung Erwähnung. Es scheint aus einer londoner Officin hervorgegangen, wodurch es wahrscheinlich vertheuert wird. Doch macht es der deutschen Industrie Ehre, wenn sie sich in dieser Hinsicht auf britischen Flügeln erhebt.

33. Die Töffeliade. Ein komisches Heldengedicht in Knittelversen von F. Hallensleben. Seitenstück zur Jobsiade. Nordhausen, Fürst. 1836. 8. 21 Gr.

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß, während an der Elbe, der Spree und der Donau die Dichter gleich Pilzen emporschießen und sich in allen Gattungen versuchen, doch nach Verhältniß für niedere Humoristik oder das Romantischkomische wenig geschehen ist. Wie wenige Nachbildungen der travestirten „Aneide" oder der „Jobsiade" zeigen unsere letztjährigen Meßkataloge an, und unter den zahlreichen hier anzuzeigenden poetischen Schriften aus dem J. 1836 ist vorliegende die einzige in Knittelversen geschriebene. Da ihr Verf. sie ein „Seitenstück zur Jobsiade" nennt, so deutet er gleich von vorn herein an, daß wir hier nicht jenen sentimentalen Humor zu erwarten haben, wie ihn Hippel, Thümmel, Benzel-Sternau, Jean Paul oder gar Sterne und Shakspeare uns geben, einen Humor, den Jean Paul mit dem Vogel Merops vergleicht, welcher zwar dem Himmel den Schwanz zukehrt, aber doch in dieser Richtung in den Himmel auffliegt, sondern eine leichte Darstellung von Ereignissen, Verhältnissen und Persönlichkeiten, von ihrer komischen Seite aufgefaßt. In dem letztern Genre mag wol mancher deutsche Poet sich versucht haben; aber an den Klippen der Gemeinheit, der Hanswurst-Spaßmacherei und des Übertreibens gescheitert sein. Als wir an die Lecture des gegenwärtigen Büchleins gingen, besorgten wir schier, wir würden darin etwas dem Ähnliches finden; indessen gibt sich uns der Verf. als einen Mann, der sich zu halten weiß und den modus in rebus kennt. Sein Held, obwol dem Stande der Blauenmontagssöhne entsprossen, hat dennoch wenig Banausisches oder, in der Burschensprache zu reden, Knotiges; und eignet sich auch das Buch nicht, in einem berliner Damenthee vorgelesen zu werden, weil der Held auf einer Maskerade ins Leben tritt, weil seine Geliebte von Zwillingen entbunden wird und in einem Anhange: „Knoselinger wöchentliche Nachrichten", einige derbe Späße vorkommen, worunter wir namentlich die Vermiethungsanzeige:

Es ist an eine Familie mit wenig Kindern
Ein Logis zu vermiethen in meinem hintern
Wohnhause, mit Meublen bestellt,
Für jährlich 20 Thaler Miethgeld —

oder die Anzeige des Beutlermeisters Beckfell:

Ich verfertige von jetzt an nicht nur Kinder-,
Sondern auch Mannshandschuh für den Winter ꝛc.

rechnen, so wollen wir es unserm Humoristen doch zum Verdienst anrechnen, daß er in der Hülle der Knittelverse im Charakter der Magdalis eine edle Sentimentalität, die dem echten Humor durchaus nicht fremd sein darf, aufgestellt und überhaupt sein komisches Gedicht auf den haltbaren Faden einer nicht übel ersonnenen Geschichte angereiht hat, deren summarischer Darstellung wir uns hier enthalten müssen. Von gutem Effect sind die fast durchgängig gebrauchten spondeischen Reime, d. h. solche, wo von zwei Längen blos die letzte reimt. Wenn der Verf. S. 160 sagt:

Ich vermeide dem geneigten Leser nur noch schließlich
(Ich seh', er ist leider ein wenig verdrießlich),
Daß er hier nicht etwa des Glaubens sei,
Als wär's mit der Töffliade vorbei.
O nein, Gehrter, was Sie hier gelesen,
Ist eigentlich nur die Einleitung gewesen,
Und der Christoph, von dem ich hier erzählt,
Ist nicht der alleinige Titelheld,

Sondern sein Söhnlein wird in den folgenden Bänden
Erst die Titelrolle genügend vollenden;
Bis dahin empfehl' ich mich bestens,
Der Zwillingsstöffel erscheint ehstens.

so wollen wir ihn durch kein kritisches Zetergeschrei von seinem Vorhaben abschrecken, sondern versprechen ihm sogar, die Fortsetzung zu lesen.

34. Gedichte von Christian Wurm. Nürnberg, Schrag. 1836. Gr. 12. 15 Gr.

Beim Lesen dieser Gedichte fiel uns Uhland's von den Dichtern unserer Tage oft als Motto gebrauchter Vers ein:

Singe, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterwald;
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Wipfeln schallt.

Wie nämlich jeder Singvogel den ihm eigenthümlichen Gesangston anstimmt, woran er sogleich zu erkennen ist, so singt dieser Sänger sein Lied auf die ihm eigenthümliche Weise, und sich gewissermaßen selbst charakterisirend, sagt er (S. 75) in „Dichters Stoff":

Weißt, was die kleinen Vöglein singen,
Daß Wald und Felder laut erklingen?
Es ist nicht Jammer, ist nicht Noth;
Sie beten nicht ums liebe Brot.

Wir danken Gott für seine Gaben,
Die wir von ihm empfangen haben;
Das ist's, was jeder pfeift und singt,
Darum's so schön und lustig klingt.

Die Lieder, wohl durchdacht, wohl durchfeilt, nirgend an ein Vorbild erinnernd, nehmen sich daher im Walde deutscher Dichtkunst recht gut aus und tragen ihr Scherflein zur allgemeinen Harmonie mit bei. Schon das erste: „Te Deum", zeugt von Geist, Beherrschung der Sprache und Bescheidenheit in Ansprüchen an den Lorber. Die Nutzanwendung in der Fabel des Menenius Agrippa ist ebenso prägnant und schlagend wie die Moral in „Eilflicht" (S. 51). Im „Interpreten" (S. 17) wie in einigen andern Nummern offenbart sich ein nicht unbedeutendes Talent für die Fabel. „Frühlingslied" (S. 38) ist durch seine Abweichung von Dem, was unter dieser Überschrift gewöhnlich geboten wird, originell. Im „Rockenlied" (S. 64) ist die Zweideutigkeit am Schlusse so allerliebst, daß ein zelotischer Mönch aus dem 13. Jahrhunderte wol bereb lächeln könnte. „Zaubermittel" (S. 36), „Interpunction" (S. 63) und „Grammatik" (S. 71) bilden Gnomen, Glossen und Einfälle, mit welchen „Lebenslust", ein Lied, überströmend von Horazischer Lebensweisheit, höchst angenehm contrastirt, sowie „Diät" (S. 78) und „Wissenschaft des Tages" treffende Bemerkungen über die Eigenthümlichkeit des heutigen Thuns und Treibens enthalten. Es werden uns somit hier Gedichte voll scharfsinniger Reflexion, sententiöser Lebensweisheit und treffendem Witz, aus dem Leben gegriffen, geboten, die Demjenigen, der nicht etwa glänzende Bilder voll Farbenpracht, oder ein prophetisches, tiefes os magna sonaturum sucht, ungemein zusagen werden. Unter den morgenländischen Erzählungen, welche eine zweite Abtheilung bilden und Talent für das erzählende Gedicht bekunden, ist „Joseph und Suleicha" lesenswerth, und ein Schatz köstlicher Lebensweisheit oder eine Philosophie für den Hausbedarf in nuce eröffnet sich uns in den „Sprüchen", die das Ganze beschließen. Sie machen uns klar, daß der Verf. dieser Gedichte völlig befähigt war, über Göthe's „Westöstlichen Divan" einen trefflichen, 1834 erschienenen Commentar zu schreiben, den wir hier den Verehrern Göthe's aufs Neue angelegentlich zu Genuß und Belehrung empfehlen. Hören wir nun, wie es in „Lebenslust" (S. 76) so schön und lustig klingt:

Wie bin ich jeden Tag voll Wonne,
Und jede Nacht voll Freudigkeit;
Bei Tag die ganze Welt voll Sonne,
Bei Nacht voll Sterne weit und breit.

Der Hügel wechselt mit dem Grunde,
Die Wälder mit der Wiesenflur.
Und es verwandelt jede Stunde
Sich farbenspielend die Natur.

Das Leben will sich offenbaren,
Wie sich's im Anfang kund gethan;
Aus tausend Menschenaugenpaaren
Sieht es mich wieder anders an.

Mit jedem Tritt auf meinem Pfade,
Sei's Rosengarten oder Mist,
Begegnet mir ein Kamerade,
Und wenn es nur ein Käfer ist.

Nun tönet es von Creaturen,
Da um den Halm die Grille schwirrt,
Und hoch die Lerche über Fluren
Im Blauen jauchzend sich verirrt.

Wo sich in Pracht die Blumen zeigen,
Fühl' ich in Wölkchen wunderbar
Um mich die Wohlgerüche steigen,
Wie um den Priester am Altar.

Dies Alles ist die reichste Weide,
Jedoch vertieft euch nicht zu weit,
Denn zu demselben führen beide,
Die Schwermuth und die Gründlichkeit.

Und denke, wer da will genesen,
Darauf, daß er kein Werther sei;
Denn in dem ganzen Erdenwesen
Sieht der ein ewig Einerlei.

35. Gedichte von Heinrich Loose. Stuttgart, Rieger u. Comp. 1836. 8. 20 Gr.

Diese Gedichte stehen grade auf dem Scheidepunkte, wo sich wahre Poesie zu jener leichten, oft ansprechenden Zeitreimerei verflacht, die man vor 40 Jahren vielleicht bewundert hätte; aber jetzt — —

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Nach dem Glauben der Moslem wird, sobald das Ende der Welt herannaht, eine ungeheuere Verderbtheit und Ausartung auf Erden herrschen. Die Gebote der Sittlichkeit werden öffentlich verhöhnt und verletzt, desgleichen auch die heiligen Schriften; die Tempel werden geschändet und durch Aufstellung von Götzenbildern entweiht werden. Der Antichrist, der bis dahin in einer Höhle eingesperrt ist, erscheint alsdann auf Erden. Er hat nur ein einziges Cyklopenauge mitten auf der Stirn und reitet auf einem Esel; in der einen Hand trägt er den Stab des Moses, in der andern das Siegel des Salomo. Mit dem erstern schlägt er die Gläubigen an die Stirn und läßt ein weißes Mahl zurück, das sich über das ganze Gesicht ausbreitet; die Ungläubigen dagegen werden schwarz gezeichnet. Die Regierung des Antichrists wird jedoch nicht lange währen; Jesus Christus besiegt ihn mit Hülfe des letzten der Imams, und bald darauf tritt das Ende der Welt ein. Der Erzengel Azrafiel erweckt mit seiner Posaune alle Todten und diese werden in drei Abtheilungen geordnet. Die erste besteht aus den Propheten und Patriarchen, und diese ziehen ohne irgend einen Aufschub ins Reich des Himmels ein. Die beiden andern Abtheilungen dagegen müssen erst ein Verhör bestehen. Das Urtheil über die wahren Gläubigen wird sehr gelind sein, allein die Ungläubigen und Versteckten werden unerbittlich verdammt.

„Als Bourdaloue predigte", sagte einst der bekannte d'Arcuis, „verließen die Künstler ihre Werkstätten, die Verkäufer ihre Buden, die Ärzte ihre Kranken. Ich predigte, und brachte dies Alles wieder in Ordnung." 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 181. —— 30. Juni 1837.

Poeten und Poetaſter aus dem Laufe des Jahres 1836.

Zweiter Artikel.

(Beſchluß aus Nr. 180.)

36. Lyriſche Blätter von Johann N. Vogl. Wien, Rohrmann und Schweigerd. 1836. 8. 18 Gr.

Wir ſind gewohnt, aus Deutſchlands Südoſten her reine lyriſche Accorde zu vernehmen, und die Hoffnung, ſolche auch hier zu finden, hat uns nicht getäuſcht. Im erſten Liedercyklus führt uns der fühlende Sänger mitten in die Wonne des Lenzes hinein, und ſein Wunſch (S. 11):

Mit den roſ'gen Lämmerwölkchen
Zög' ich gern auf Wander aus,
Mit dem Falter möcht' ich hangen
An dem Amaranthenſtrauß,
Mit dem Zeiſig möcht' ich flattern
Durch der Zweige Blütenduft,
Mit der Lerche möcht' ich ſteigen
Singend in die Morgenluft,
Durch die Gräſer möcht' ich ſchlüpfen
Luſtig mit der Grille klein
Und im Kelch der Tulpe ſchlafen
Mit Marienkäferlein —

iſt uns ganz aus der Seele geſchrieben, ſowie auch das „Lenzgefühl" (S. 13):

Süße Hyacinthendüfte,
Wolkengold und Morgenſchein,
Friſches Grün auf Berg und Hügel —
Alles, Alles iſt ja mein!

Bunter Falter Gaukelflüge,
Vogelſang ſo ſüß und rein,
Quellgerieſel, Blattgeflüſter,
Alles, Alles iſt ja mein!

Ach, nur Flügel, raſche Flügel,
Und ins offne Land hinein,
Über Berge, Thäler, Flüſſe,
Alles, Alles iſt ja mein!

Im zweiten Cyklus lauſchen wir dem Geſange der Vöglein, den er uns gar artig in Noten ſetzt, und ſchauen mit beſonderer Theilnahme auf den einſamen Adler (S. 31), obwol Nachtigall und Lerche uns nicht minder anziehen. Wird S. 37 der Wunſch ausgeſprochen, daß auch der Dichter, wie wenn im Herbſte die Vögel wegziehen,

Sich vor jedem froſt'gen Herzen
Flüchten ſtets mit ſeinem Lied

könnte, ſo müſſen wir bemerken, Hr. Vogl hat kaum zu befürchten, daß ſeine vom Herzen kommenden Lieder das Herz kalt laſſen; denn ſie wecken es zu raſcherm Pulſiren in des Lebens Mai und zu milden, beruhigenden Träumen im Ernſt der Jahre. In einem dritten noch reichern Liederkranz führt uns Silvanus in die duftige Einſamkeit des Waldes, wo Lenz ſein Concert gibt (S. 52), und wo unter Anderm gewünſcht wird:

Nimmer finde hier die Spur
Zu den alten Schmerzen:
Grünen ſoll's auf jeder Flur
Und in jedem Herzen.

Dem „Modehänschen" wird der mit Mehrem motivirte Rath gegeben:

Geh' nicht in den Wald;
Denn dein Höschen, denn dein Röckchen
Reißt am Dorn gar bald.

Dann folgen vermiſchte Dichtungen. Solcher wie die beiden erſten Seelieder hätten wir gern noch mehre geleſen. „Ständchen im Sturm" macht mit ſeinen wechſelnden fliegenden Rhythmen einen ebenſo angenehmen Eindruck wie die erotiſche Reflexion der Wache im Schilderhaus (S. 95). In das „Pereat" (S. 100) ſtimmen wir von Herzen mit ein, ſchier uns wundernd, wie der Dichter bei ſeiner ſonſt vorherrſchenden elegiſchen Stimmung und Weichheit ein ſo keckes, kräftiges Wort abgibt. „Tief drunten" (S. 116) möchten wir gern, erlaubte es der Raum, in ſeiner ſinnigen Klarheit hier mittheilen, nicht aber die Reflexion des zu philoſophiſchen Nachtwächters, dem die Einfalt gebricht. Wie überall in den Rüſthäuſern der modernen Poeſie fehlt es auch hier nicht an Wanderliedern, die freilich denen von Wilhelm Müller und Uhland nicht gleich kommen, deren Verdienſt wir jedoch wegen ihrer Selbſtändigkeit nicht zu ſchmälern wagen. Wir beſchließen die Relation mit einem paar Strophen aus dem erſten Gedicht, wo der Verf. ſeine Lieder ſeine Kinder nennt und ihnen ſagt:

Könnt ihr euch gleich nicht zur Sonne
Schwingen, wie's der Adler thut,
Schweigend in des Starken Wonne
Und beſeelt von Göttermuth;

Seid ihr doch vielleicht den kleinen
Lerchlein gleich, die mit dem Duft
Freudig ſchwimmen in dem reinen
Azurblauen Meer der Luft —

und billigen höchlich die freundlich-beſcheidene Selbſtrecenſion.

37. Rheiniſches Odeon. Herausgegeben von J. Hub, F. Freiligrath und A. Schnezler. Erſter Jahrgang. Koblenz, Hölſcher. 1836. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Hier kommen die Lyraaccorde aus Deutſchlands Südweſten, von jenem Strome her, von welchem einer der Herausgeber, J. Hub (S. 351), ſingt:

Die Gaue ſchaut er und die Kaiſerſtädte,
Voll Majeſtät und Kraft im ew'gen Ruhme,
Mit ihren Kuppeln hoch im Wolkenſtrome,
Um graue Burgen aus dem Alterthume,
Wie zum Gebet am Felſendome
Gereiht, die Rebennymphen Kett' an Kette.
Er hört die Sagen aus der Sänger Munde,
Hervorgelaufet aus des Gemüthes Brunnen,
Zum Klang des Bariton voll Kraft und Milde.

Und wo er weilt, entsprießen neue Wonnen,
Und Frohsinn herrscht bei Pflug und Glide,
Und Becherklang erschallt in weiter Runde.

Wir treten in einen geselligen Verein von fast 50 deutschen Sängern, unter denen die Namen: Schlegel, Bechstein, Fr. Förster, Geib, Marées, Norbeck, Seidel, Smets u. s. w. einen guten Klang haben. Auf Poetaster sind wir nirgend gestoßen, und die Herausgeber haben sich wohl gehütet, solchen Sängern den Eintritt zu gestatten, die sich nur über das Mittelmäßige erheben, und die nicht wenigstens durch das Vermögen, über Sprache und Versbau zu gebieten, ihren Erzeugnissen äußere Abrundung und Vollendung zu geben verständen. Aufmerksam machen möchten wir die Herausgeber (wenn sie, wie sich aus den Worten auf dem Titelblatte: „Erster Jahrgang", schließen läßt, die Fortsetzung liefern) auf die Vorsicht, den erzählenden Gedichten, den Romanzen, Balladen, Sagen und Legenden, von denen es hier wimmelt, nicht wieder so viel Raum zu gestatten, wie es hier geschehen. Heben wir nur einige Namen und Verspartien aus, die uns als die anziehendsten und nennenswerthesten erschienen sind. Den Chor eröffnet A. W. von Schlegel mit indischer Weisheit, deren Sprüche im Ganzen etwas mehr der Feile bedurft hätten, sowie der Spruch (S. 10):

Gleichwie unsterblich, nie alternd,
wird um Güter und Wissenschaft;
Als faßte schon am Haupthaare
dich der Tod, übe Tugend aus —

von Herder viel edler also gegeben wurde:

Suche die Wissenschaft, als würdest du ewig hier leben;
Tugend, als hielte der Tod dich schon am sträubenden Haar.

In Bechstein's Beiträgen ist Gedanke und Bild gut; aber er erlaubt sich wunderliche Messungen, z. B. Priester scandirt er: —⏑. Egenter mischt in seine lyrischen Hauche eine gewisse elegische Ironie, die ihm gut steht. Baron v. Norbeck liefert in „Wahrmund" eine Erzählung, anziehend durch Sprache, Fiction und asiatische Scenerie, und in „König Hako" eine kräftige, ergreifende Nordlandsromanze. Anziehend und heitere Jugenderinnerungen weckend war es dem Referenten, in dem akademischen Trinklied: „Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude" ꝛc., einen alten Freund in dieser Sammlung zu finden. K. G. Neumann schrieb es fast vor 50 Jahren und gibt es hier in verbesserter Gestalt. Der angenehmen Melodie von Schnorr verdankt es auch wol einen großen Theil seines Beifalls. Wir theilen hier die erste verbesserte Strophe dem Leser, der es selbst kennt und mitsang, mit, vermuthend, daß ihm das Alte heimischer und lieber klingt:

Hoch vom Olymp herab ward uns die Freude,
Ward uns die Jugendzeit gewährt:
So werde denn die Himmelstochter heute
Durch jubelnden Gesang verehrt!
Feierlich schalle der liebliche Sang,
Schwärmender Brüder beim Becherklang!

Ein zweites für uns in anderer Art ebenso anziehendes Lied von demselben Verf. ist hier unter der Überschrift: „Charlotte", abgedruckt. In ganz Deutschland ist es unter dem Namen: „Jean Paul's Lieblingslied", bekannt, wenigstens von der sechsten Strophe an: „Namen nennen dich nicht" ꝛc. Habent sua fata et poemata. Als Knabe lebte der Verf. eine kurze Zeit in der Nähe Jean Paul's, wo er mit ihm persönlich bekannt wurde. Vor seiner Abreise hatte er das Gedicht einem nahen Freunde desselben mitgetheilt, und als er nach einigen Jahren aus der Champagne nach Deutschland zurückkehrte, hörte er nicht das Lied, sondern nur dessen Schlußhälfte überall im Munde des Volks. Diese beiden Lieder sind von einem Manne, der (S. 85) von sich selbst sagt:

Zwar hält Alter ihn jetzt mit den eisernen Armen umfangen,
Aber noch legt es ihm nicht
Ehrne Rind' ums Herz, das, wie es geschlagen dem Jüngling,
Selber dem Greise noch schlägt.

Wir freuen uns, daß sein Alter nicht ohne Saitenspiel ist und drücken ihm für beide Gaben herzlich die Hand. Unter Fischbach's Gedichten möchten wir „Das Seelenamt um Mitternacht" als Romanze auszeichnen, und Fuß gibt (S. 99) einige Verdeutschungen von ihm selbst gefertigter lateinischer Gedichte, über die der Leser wahrscheinlich sicco pede gehen wird, obwol der Dichter den Vers antik zu messen versteht.

Unter Nänny's Sprüchen findet sich einer unter der Überschrift: „Äpfel", den wir zu Nutz und Frommen vielschreibender und fixfingeriger Dichter hier mittheilen:

Fällt vom Baum nicht oft der Äpfel,
Eh' die Zeit er hat erreicht?
Und so kann es nie mich wundern,
Wenn so manches Lied ihm gleicht;
Denn die Lieder auch sind Äpfel
An des Dichters Lebensbaum:
Wenn er oft und heftig schüttelt,
Halten selbst die Knospen kaum.

Karl Geib gibt eine Rheinsage in seiner bekannten Manier, Kneisel aber das bekannte Gelübde des Idomeneus in einem erzählenden Gedicht. In Stöber's „Märlein vom Knäblein" ist der Balladenton, wie er aus England zu uns kam, gut getroffen. „Herz und Lilie", von Müller von Nidda, hat einen so guten Klang und Geist, daß wir ihm hier eine Stelle gestatten wollen, da es nicht zu lang ist (S. 232):

Auf dunkler Au die weiße Lilie blüht.
Ein himmlisch Bild, das durch die Nächte winkt;
Ein Glühwurm lief aus ihrem Kelche glüht.
Deß rother Strahl das dünne Blatt durchdringt.

Die Lilie wol den Glühwurm eng umschließt.
Labt ihn durch ihren reinsten, süßen Duft;
Der Glühwurm alles Andre gern vergißt.
Er sehnt sich nicht aus seiner Todtengruft.

So, gleich der Lilie, blüht in unsrer Brust.
Der dunkeln, auch ein liebewarmes Herz;
Auch es umschließt mit süßer, schwerer Lust
In tiefen Gründen den geheimen Schmerz.

Und wie des Glühwurms Strahl das Blut durchdringt.
So glänzt das Leiden durch der Seele Wand;
Und wie die Lilie liebend ihn umschlingt.
So bist du, Herz, des Kummers Heimatland.

Smets gibt in seiner Manier Bekanntes. Wihl wird hier noch späterhin besprochen werden, und A. von Marées ist bereits besprochen. Herzlich bedauern wir, daß F. Freiligrath so karg mit seinen Beiträgen gewesen. Die beiden, die er gibt, „Die Reiter" und „Der ausgewanderte Dichter", haben nach unserer Ansicht mehr Werth und poetischen Gehalt, als der Inhalt von einem Drittheil der Sammlung ausmacht. Hören wir auf das Rauschen seines Phantasieflügelschlags in einigen Strophen aus dem erstgenannten Stück (S. 337):

Er lenkte schweigend durch die Schlucht sein Roß;
Bleich war sein Antlitz; lang und lockig floß
Ihm Bart und Haar auf Brust und Achsel nieder.
Er ließ dem müden Thiere das Gebiß;
Er seufzte düster durch die Finsterniß
Der Föhren: „Gott, warum gabst du mir Lieder?"

„Sie schliefen jahrelang in meiner Brust,
Wie Erz im Schacht; ich habe nicht gewußt,
Daß Lieder tief mir in der Seele ruhten.
Weh mir, zu öffnen ihr verborgen Thor!
Wie kochend Herzblut brechen sie hervor,
Unhemmbar! ach, und ich — ich muß verbluten."

„Und Keiner weiß es! Alle stellen sie
Sich vor mich hin und sagen lächelnd: Sieh'!
Das ist ein lustig und ein kräftig Springen!
Das ist ein frischer und ein tücht'ger Strahl!
Ein mäß'ger Strom kann dieser Quell einmal,
So Gott der Herr will, durch die Lande dringen."

Dies finden wir, auf Freiligrath's Talent angewendet, ganz treffend und richtig. Schnezler gibt endlich in der letzten Nummer zwei artige Bildchen von Gelehrtenstuben- und Volkspoesie, und es bildet einen nicht übeln Schlußstein des Ganzen, dessen Äußeres gar sauber und einladend ist, sich auch auszeichnet durch correcten Druck.

38. Kleine poetische Versuche. St.-Gallen, Huber und Comp. 1836. Gr. 8. 6 Gr.

Unbedeutendes in Schweizerdialekt auf 34 Seiten.

39. Gedichte von Friedrich Bresemann. Kopenhagen, Goldendal. 1836. 8. 64 Schillinge.

Schon in Nr. 213 d. Bl. f. 1836 haben wir ein Machwerk dieses Poetasters: „Seraphine oder die Wasserbraut", aus dem Haine deutscher Dichtkunst exilirt; das müssen wir auch mit vorliegenden Gedichten thun und wollen unsern Vorsatz durch ein ganz kleines Florilegium motiviren. S. 40, wo sich Hr. B. einen armen Wicht nennt, tadelt er die Unzufriedenen und nennt es thöricht, daß sich Manche die Vergangenheit zurückwünschen; denn, sagt er, sollte man

— mir das Röckchen heben
Und auf dem Popo was geben?
Mag dies einen Andern freun!
Schönen Dank! Ich sage: Nein.

Mit einer Stelle aus dem läppisch-absurden „Nachtwächterlied" (S. 89) wollen wir das Blatt hier nicht besudeln, wol aber eine Strophe aus dem humoristisch sein sollenden Gedichtlein: „Adam und Eva" (S. 92) hersetzen:

Da blieb nun die Erde von Menschen nicht leer;
Juchheh!
Bald hüpften viel muntre Bübchen umher.
Juchheh!
Die hatten Herr Adam und Eva gemacht
Und herzlich gespielt und herzlich gelacht,
Am Tage im Garten, im Bett bei der Nacht.
Juchheisa, tralala! juchheisa tralala!
So spielten sie lustig und immer fort: —

Unbezweifelt wird der Leser bei diesen Pröbchen sagen: Ohe jam satis est!

40. Barbiton oder Stunden der Muse. Von L. Kalisch. Heidelberg, Oßwald. 1836. Gr. 12. 12 Gr.

Diese Gedichte, auf drei Bogen gedruckt und einer größern Sammlung entnommen, sollen nur als eine vorläufige Frage an das urtheilsfähige Publicum dienen, ob sich's der Verf. künftig wieder erlauben darf, die Erzeugnisse seiner Musestunden zu veröffentlichen. Denn er will sich um keinen Preis in den Händen der Hökerweiber wissen, als käse- und butterumhüllende Schwarte treulich zusammengepackt mit so manchem Quark antediluvianischer Autoren. Aus diesen Worten glauben wir entnehmen zu müssen, daß der Verf. doch wol zu großen Werth auf seine pierischen Leistungen legt; denn ihr Sinn ist doch kein anderer als der: Wenn ihr mir nicht bezeugt, daß ich etwas Vorzügliches leiste, so werde ich zu Hause bleiben; aber ihr Recensenten empfindet „besonders Widerwillen gegen literarische Erzeugnisse, in denen Jugendkraft oder ein Fünkchen Wahrheit lodert, die das Tageslicht nicht scheut". Wie kühnlich und keck sich aber der Verf. den Recensenten gegenüberstellt und ein Wort des Beifalls ertrotzen zu wollen scheint, so kann ihm die unparteiische Kritik doch nichts Anderes erwidern als: Dein „Schusterjunge" (S. 14) sprudelt banausischen, schwerfälligen Scherz; dein „Leichentanz" (S. 21) und deine „Wilde Jagd" zeugen von beweglich regsamer Phantasie; deine „Arme Sünder und Sünderin" am Galgen geberden sich grell und toll genug, da sie einander freien wollen und sogar Luther und seine Käthe hochleben lassen; dein „Handwerksburschenlied" ist — nicht zart, und bei deinem Talent für die Romanze und Ballade vermißt man das eigentlich Lyrische gar sehr. Komm also immerhin mit einer beliebten Sammlung an, das wird dir keine „Querpfeifermuskelbewegung und kein Menvieleck" eines Recensenten verbieten können; aber präconisirt wirst du doch nicht wegen deiner Gedichte.

41. Gedichte von Alexander Ringler. München, Jaquet. 1836. Gr. 12. 18 Gr.

Einen Neuling im belletristischen Kataloge schneiden die Kunstrichter gewöhnlich ein vornehm-strenges Gesicht. Das hilft ihnen aber wenig oder gar nichts; denn hat der Sterbliche einmal die Süßigkeit des kastalischen Quells gekostet, so kehrt er immer wieder dahin zurück, ob ihm der Cerberus der Kritik durch wüthendes Gebell auch den Zutritt wehren will. Hr. R., der hier seine Erstlingslieder bietet, wird auch wieder dichten, ob er auch angebellt werde von den Recensenten. Wir sagen deshalb blos von seinen Leistungen, daß sie in die Reihe der poetischen Erzeugnisse unserer Zeit mit eintreten, ohne sie zu vernunzieren; unsterblich machen werden sie ihn freilich nicht, dazu gehört heutzutage mehr; doch glauben wir fast, der Verf. sei zu bescheiden in seinen Ansprüchen, als daß er nach dem Lorber der Unsterblichkeit ringen sollte.*)

79.

Reise durch einen Theil des südlichen Frankreichs, Savoyens, Piemonts, der Lombardei und der Schweiz im Sommer 1835. Von A. Möhl. Heidelberg, Groos. 1836. Gr. 12. 1 Thlr.

Wenn es möglich gewesen wäre, dem Verf. mit seinem übrigen Reisegeräth Gedanken, Gefühl für Naturschönheit, Wissenschaft und Augen mitzugeben, so hätte er uns vielleicht eine gute Reisebeschreibung geliefert. Da dies jedoch nicht möglich war, so ist er an Allem, was er gesehen hat, blos mit der Absicht vorübergereist, um es in seine Reisetabletten zu notiren. Ja, es ist überhaupt gar nicht nothwendig, anzunehmen, daß er es gesehen hat, da er nichts that, als diese Gegenstände aus alten und neuen Reisecompendien zu extrahiren, und obenein nahm er zu diesem Gebrauch nicht einmal gute Compendien, wie etwa Reigebaur, oder den „Guide" durch Frankreich von Galignani zur Hand. Es glaube doch aber Niemand, daß er eine erträgliche Reisebeschreibung zu geben vermag, vorzüglich aber in unsern Tagen, dem es entweder an Geist oder an Wissenschaft fehlt. Daß eins von Beiden genügen mag, müssen wir nach dem Beispiel bedeutender Autoritäten zugeben, denn dem geistreichen Semilasso fehlt es z. B. etwas an Wissenschaftlichkeit, und dem wissenschaftlichen Valéry etwas an Geist; aber keines von Beiden, ist doch um Eins zu wenig. Dem Verf. dieses Reiseberichtes fehlt Alles: Geist, Kenntniß, Genauigkeit selbst und Darstellung. Ihm ist es gleich, ob er das steife Turin beschreibt oder das prachtvolle Genua, die Stadt, für einen Congreß von Königen erbaut, wie Frau von Stael sagt. Nur ein einziges Mal, bei Gelegenheit einer Abwehr gegen den Vorwurf der Unfreiheit Italiens, macht der Verf. einen Anlauf auf Gedanken und Geist, und noch dazu einen, der gar nicht übel ist. „Man lebt hier so frei wie anderswo", sagt er sogar von Turin; „unter Italiens schönem Himmel wohnt nicht sklavische Gedrücktheit, und nicht blos da, wo es ein geschriebenes Stück Papier gibt, das man Constitution nennt, herrscht Freiheit... Die Freiheit ist keine Theorie, sie ist ein Factum. Nothwendigkeit — und diese ist despotisch — ist in der Welt stets mit Freiheit gemischt. Die rechte Mischung zu finden, ist die Aufgabe. Wer aber kann sagen, daß blos in einer Form die alleinseligmachende Mischung zu finden sei — wir Alle suchen sie und versuchen nur." Ist dies auch nicht sehr geistreich, so ist es doch gut; denn es ist ein Gedanke. Weiter sagt der Verf.: „Wissenschaft, Kunst, Geselligkeit, freier Genuß des Lebens ist in Italien überall vorhanden, und Religion (!) ist der rothe Faden, der sich überall hindurchzieht." Auch das ist gut, nur läßt es sich nicht sowol von dem Theil Italiens sagen, den der Verf. sah, sondern von Florenz, Rom und Unteritalien. Er schrieb also nur nach. Religion! Religion? Entkleidet von den Äußerlichkeiten ist sie nicht grade Das, was wir

*) Der dritte Artikel folgt im August. D. Red.

in Italien als eine herrschende Potenz bezeichnen möchten. Der Italiener ist zu sinnlich für Religion. Religiösität, wenn der Verf. diese meint, so sind wir mit ihm einig. Wenn er aber gleich darauf die literarische Policei mit der medicinischen gleichstellt, so sind wir wieder nicht mit ihm einverstanden, obgleich wir ihm in dem Lobe des klugen Benehmens der Geistlichkeit in Italien Recht geben müssen.

Bei Gelegenheit des schönen neugegründeten Tempels della gran madre di Dio in Turin — beiläufig gesagt, gewiß Turins schönstes Bauwerk — ergeht sich der Verf. in eine Betrachtung über die verschiedenen Eindrücke, welche der griechische Tempelstyl im Gegensatz zu dem deutschen (gothischen) hervorruft. „Dort", sagt er, „ist es ein rein sinnlicher, hier ein rein geistiger Eindruck, der uns gegeben wird. Eine künstlerische Begeisterung kann dort über uns kommen, ein ästhetischer Enthusiasmus und religiöse Gefühle, himmlischer Enthusiasmus kann nur hier rege werden. Die griechische Form der Tempel gleicht:

dem lächelnden Blick einer nur schönen Frau,

und von einer solchen sagt Klopstock, daß sie ihm nicht gefalle." Die Sache ist oft in ähnlicher Weise ausgesprochen worden und es liegt diesem Ausspruch allerdings eine dunkelgefühlte Wahrheit zum Grunde. Inzwischen mag an den Eindrücken, von denen hier die Rede ist, doch die Gewohnheit auch ihren Antheil haben, und was von der reinsinnlichen Natur des Eindrucks der griechischen Tempelform behauptet wird, ist doch eigentlich eine Täuschung. Hier und dort ist es ein Gedanke, der auf uns wirkt, nicht aber ein sinnliches Gefühl. Im ersten Fall ist der Gedanke aufregend für die Thätigkeit des Verstandes, im zweiten für die Kräfte der Phantasie; für die Sinnlichkeit aber niemals. Der Verf. fällt auch sogleich mit sich selbst in Widerspruch, wenn er unmittelbar nachher zugibt, daß wir „die wahren Formen verloren haben", wie schon zu Tacitus' Zeit „vera rerum vocabula" verloren gegangen waren. Löst man jedoch die Tempelform von ihrer Bedeutung ab und betrachtet sie an und für sich, so wird sie immer die größere Befriedigung, d. h. die größere Schönheit, für sich haben. Der Verf. dieses Reiseberichts muß, unsern Ausstellungen ungeachtet, mit uns zufrieden sein; denn was wir hier zur Sprache gebracht haben, ist ungefähr das Geistreichste, was sein Buch enthält. Alles Übrige ist ausschließlich trockene Nomenclatur, ermangelt klarer Übersichtlichkeit, anziehender Darstellung, ja nicht selten factischer Richtigkeit. Eine Schilderung, offenbar wie sie nicht sein soll, gibt er z. B. vom Dom in Mailand, von den 120 kleinen Thürmen sollen bis 1805 nur drei fertig gewesen sein, die Zahl der kleinen Statuen daran soll 4500 betragen u. s. w., von der majestätischen Erhabenheit kann aber bei einem im zerrissensten Styl ausgeschmückten Gebäude wol kaum mit Recht gesprochen werden.

Die Theile dieser Schrift, welche von Frankreich handeln, haben uns zu gar keinem Urtheil Stoff gegeben. In Frankreich ist es überhaupt mehr der Mensch als die Natur oder gar die Kunst, die uns anziehen können, und von dem Erstern spricht der Verf. fast gar nicht. Nur eine Bemerkung über die Weincultur in Burgund ist uns neu gewesen: daß nämlich, nach Strabo, im 3. Jahrhundert kein Wein in Gallien wuchs, über die Gegend von Lyon hinaus: sed et vitis ibi non facile uvas ad maturitatem producit. Kaiser Probus erst führte den Weinbau hier und an der Mosel ein. Soweit wie zu jener Zeit die Grenze des Weins, reicht jetzt etwa die des Ölbaums, zum glänzenden Beweise, wie Cultur das Klima mildert.

Des Verf. Bemerkungen über Sitten und Charaktere sind stets von der Oberfläche und nicht selten mit großer Täuschung obenweg geschöpft. „Gefällige Anmuth", sagt er z. B. „ist das Charakteristische französischer Damen." Wir aber möchten lieber behaupten: Neckerei und nicht immer gutmüthige, habe ihm für Anmuth gegolten. Styl und Sprache sind nicht besonders erfreulich, und leere Phrasen und hohle Declamation vermögen den Mangel an Gedanken und an Ordnung in ihnen nicht zu verdecken. 21.

Bemerkung.

Jedermann trägt einen doppelten Menschen in sich, einen ernsthaften und einen muntern, auf deren gutem Verständniß das Maß seines Glücks beruht. Will der ernsthafte Mensch sich ganz vom muntern lossagen, so kommt es zu einem gewissen Trübsinn, der alle Erfahrungen und Betrachtungen des Lebens begleitet und endlich in Weltverachtung ausartet. Will der muntere Mensch sich ganz vom ernsthaften entfernen, so kommt es zu einer gewissen Gedankenhaftigkeit, die ohne Haltung ein unsicheres Dasein erzeugt und das Gemüth verwirrt. Bei der jüngern Welt pflegt das frische Lebensgefühl und die Neuheit anregender Gegenstände dem muntern Menschen das Übergewicht zu verschaffen, bei der ältern Welt geschieht das Umgekehrte, indem das Lebensgefühl ermattet und die Gewohnheit äußrer Anregungen diese selber schwächt. In einer guten Haushaltung mag man dem muntern Menschen gewogen sein und ihn gegen die strengen Ansprüche seines Nebenmannes unterstützen, damit Beide friedlich miteinander fortwirthschaften und nicht im Streit der Ernsthafte zu sehr die Oberhand gewinnt. Darum ist auffallend, wenn unsere heutige Jugend, wenigstens ihrer äußern Erscheinung nach, dem ernsthaften Menschen das Übergewicht einräumt, und man dürfte fragen: wo denn unsere Jugend im Alter hinauswill und wohin mit der Zeit ihr Ernst vor lauter Ernst sich retten soll?

In ganz eignes Verhältniß kommen beide Menschen zur Religiosität. Diese wäre eigentlich zwischen Beiden das beste Band und bei Zerwürfnissen das beste Friedensinstrument. Wer seinen Ernst dem Himmel weiht, überläßt dadurch seine Fröhlichkeit der Erde. Verwirrt sich hier die rechte Grenzbestimmung, so entstehen Kopfhängerei oder flache Leichtfertigkeit, und sind beide vom Übel. Der Kopfhänger richtet seinen Ernst gen Himmel, begreift das Richtige der Erde, aber singt nun Trauerlieder, oder vertieft sich in Grübeleien über die arge Welt und wie man sie bekehre — er verbannt den muntern Menschen, dessen ganze Weise ihn anwidert. Der Leichtfertige dagegen stellt seinen muntern Sinn auf das Irdische, aber setzt seiner Zerstreuung keine Grenze, eilt vom Weltlichen zum Weltlichen, ohne sich um den Himmel zu kümmern — er verbannt den ernsten Menschen, dessen Gegenwart den Kreis seines Genusses unangenehm stören würde. Beide verfehlen ihren Frieden, da grade das Richtige der Welt dem Kopfhänger seinen Gram darüber mindern und seine kurze Lust am Guten derselben erhöhen sollte, und da der Leichtfertige mit seiner Werthschätzung des Irdischen doch das Ungenügende desselben wahrnehmen müßte, deshalb also nach Erkenntniß eines Bessern sich umzusehen hätte. Eine rechte Mitte und Vereinigung zu finden, ist zwar keineswegs leicht und erfodert Weisheit, jedoch wissen die Wenigsten, daß sie dies zu suchen haben, und man meint oft zu hören das spöttische Lachen des muntern Menschen, wenn er ausgestoßen worden, sowie den Seufzer des ernsthaften Menschen, dem die Thüre gewiesen.

Fast alle Lebensbeschreibungen enthalten hierfür Belege; so z. B. die Biographie des Malers Gerhard von Kügelgen, dessen unglückliches Ende allgemeine Theilnahme finden mußte. Obgleich derselbe von Natur nicht viel vom muntern Menschen in sich hatte, gewinnt doch seine Religiosität erst in den spätern Jahren einen Anstrich von Schwermuth, und wie edel auch die Grundlage derselben sein mochte, so ist die Heiterkeit seines Lebens dahin. Vielleicht wäre bei stark vorrückendem Alter dergleichen kaum zu vermeiden, und die gewöhnlich mürrische Laune der Greise nehme hieraus ihren Ursprung. Was soll der muntere Mensch mit einem irdischen Dasein machen, welches zu Ende geht, dessen Freuden nur in der Erinnerung bestehen, dessen Empfänglichkeit abgestorben, dessen Thatkraft geschwächt ist? Desto fester muß also der ernsthafte Mensch an seinen unsichtbaren Hoffnungen halten, denn sobald auch diese wanken, verschwindet Alles in ein trübes, von keinem Sonnenstrahl erhelltes Nichts. 28.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XVIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Goethe in Zwei Bänden.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Goethe's Werke.

Ausgabe in Zwei Bänden.

Mit Stahlstichen und einem Facsimile der Handschrift Goethe's.

Format wie Schiller in Einem Bande.

Zweiten Bandes erste Abtheilung:

Subscriptionspreis für beide Bände 24 Fl., oder 14 Thlr.

Diese mit einer Anzahl nie gedruckter, ja zum Theil erst jetzt (durch die Ordner seines Nachlasses) aufgefundener Gedichte und dramatischer Fragmente des großen Dichters bereicherte Ausgabe reiht sich im Formate ganz der von Schiller in Einem Bande an. In Schönheit des Papiers und Druckes übertrifft sie noch unsere neuern Ausgaben von Schiller, welche so allgemeinen Beifall gefunden haben, und wird überdies durch **eine Reihe von Stahlstichen nach den ausgezeichnetsten Künstlern** geschmückt werden. Gleichwol ist der Preis im Verhältnisse nicht höher als die Ausgabe Schiller's in Einem Bande und ansehnlich wohlfeiler als der pariser Nachdruck, der im Pränumerationspreis schon 24 Fl. kostet, dem nur das Bildniß Goethe's und dessen Facsimile beigegeben ist, und der auch in Correctheit und Eleganz der Ausstattung weit hinter dieser Ausgabe zurücksteht.

☞ **Die zweite Abtheilung, womit das Werk beendigt ist, wird nach der Herbstmesse fertig. Mit Vollendung des ganzen Werkes hört der Subscriptionspreis auf und tritt ein verhältnißmäßig erhöhter Ladenpreis ein.**

Stuttgart und Tübingen, im April 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Erklärung.

Die Allgemeine deutsche Biographie und das Lexikon der jetztlebenden Schriftsteller und Schriftstellerinnen Deutschlands betreffend.

Von beiden Werken ist Herr Joseph Engelmann in Heidelberg, der mir die Ausarbeitung selbst angetragen, aus dem Grunde zurückgetreten, weil er, auf dem Lande lebend, zu entblößt sei an Hülfsmitteln für die rasche und ungehinderte Fortsetzung jener, meiner Ansicht nach, wahrhaft zeitgemäßen Werke. Ich bin daher genöthigt, einen andern Verleger zu suchen, und bitte diejenigen Buchhändler, die auf eins der genannten Werke oder auf beide reflectiren sollten, sich deshalb mit mir in Correspondenz zu setzen. Über den Plan beider Werke habe ich mich öffentlich ausgesprochen in gedruckten Bekanntmachungen. Auch das erste Heft des Schriftstellerlexikons könnte in Kurzem erscheinen, nachdem ein Heft der Allgemeinen deutschen Biographie bereits ans Licht getreten, da ich durch zahlreiche literarische Notizen unterstützt worden bin, für die ich den Einsendern verbindlichst danke.

Jena, den 29sten Mai 1837.

Dr. Heinrich Döring.

Bei Wiedolff und Striese in Königsberg in d. N. ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Nieritz, Gustav, Der Abenteurer wider Willen. Eine Erzählung aus unserer ereignißreichen Zeit. Zwei Theile. 8. Geh. Preis 2 Thlr. 18 Gr

---

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen:

Somerhausen, H., Panorama ethnographique ou tableau général de toutes les langues du globe avec leur classification, d'après Mr. Adrien Balbi. 2 grosse Tabellen in Folio. Brüssel 1836. 1 Thlr. 16 Gr. Auf feinem Papier 2 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im Mai 1837.

Brockhaus & Avenarius.

Soeben sind bei Metzler in Stuttgart erschienen:

Zeittafeln

der

allgemeinen Geschichte

von

L. F. Romig.

4. Velinpapier. Geh. Preis 1 Thlr. Preuß., oder 1 Fl. 45 Kr.

Diese Zeittafeln — die reife Frucht einer gewissenhaften Arbeit von einer langen Reihe von Jahren — umfassen neben der politischen Geschichte auch die Cultur- und Religionsgeschichte, Literatur, Kunst und Erfindungen. — Den Geschichtskundigen eine möglichst sichere Unterstützung anzubieten, den Liebhabern der Geschichte einzelne Züge zum Bilde derselben darzustellen, den Anfängern die wichtigsten Ereignisse anzuzeigen, welche für ihre historischen Studien als leitende Punkte dienen können, war die Aufgabe, die der Herr Verf. sich gesetzt hat. Keine Erscheinungen zu

Das Pfennig-Magazin

für Belehrung und unterhaltende Lektüre.

Nr. 137. Preis 1½ Sgr. Inhalt: Die Kirche zu Brou (mit drei Abbildungen). Gedicht. Die neue Bergstraße. Gedicht. Die Kirche zu Brou (mit einer Abbildung). Gedicht. Die Kirche zu Brou (mit einer Abbildung). Gedicht. Die Kirche zu Brou (mit einer Abbildung).

Interessantestes Werk über Palästina.

Im Verlage der K. Kollmann'schen Buchhandlung in Augsburg erschien soeben und wurde an alle soliden Buchhandlungen Deutschlands, Östreichs, der Schweiz ꝛc. versandt:

Pilgerreise

nach

Jerusalem und auf den Berg Sinai,

in den Jahren 1831, 1832 und 1833;

unternommen

von dem ehrwürdigen Vater

Maria Joseph v. Geramb,

vom Orden der Trappisten.

Drei Theile.

Mit 3 Abbildungen und einer Karte.

Aus dem Französischen, im Einvernehmen mit dem hochw. Verfasser.

Motto: „Er allein! Er überall! Er immer!"

Erster und zweiter Theil.

Mit dem höchst ähnlichen Bildnisse des Verfassers, nebst Facsimile, einer Ansicht von Jerusalem und vom Berge Sinai.

Gr. 12. In Umschlag broschirt. Preis für alle drei Theile von mehr als 50 Bogen, schön gedruckt, 3 Fl. 12 Kr. Rhein., oder 2 Thlr. Sächs.

NB. Die Käufer der ersten 600 Exemplare erhalten das Bildniß in Abdrücken auf chinesischem Papier.

Unter allen ältern und neuern Werken über den Orient, und über Palästina insbesondere, nimmt das vorliegende, welches erst im vorigen Jahre zu Paris erschienen ist, eine ausgezeichnete Stelle ein. Der fromme Reisende, der früher als Offizier höhern Grades einer der größten und berühmtesten Armeen angehört, dann aber der Welt entsagt und als ein armer Klosterbruder in den strengen Orden der Trappisten sich begeben hat, beschreibt seine Pilgerreise und die heiligen Orte, die er besucht, mit so hinreißendem Gefühle und solcher Zartheit der Empfindung, zugleich so lebendig, anschaulich und erbauend, daß der Leser mit dem größten Interesse ihm folgt und gleichsam mit ihm sieht, mit ihm anschaut und fühlt. Wir beziehen uns auf die in der Sion, Nr. 136 — 141 vom November 1836, gegebenen Auszüge. Fürwahr, wer das Erhabene und Begeisternde jener heiligen Orte, an denen die merkwürdigsten aller Ereignisse der Welt sich zugetragen, an denen der Sohn Gottes als Mensch gewandelt, gelitten, gestorben und verherrlicht zum Vater aufgefahren ist, kennen lernen, wer an der Betrachtung so theuerer Gegenstände seines Glaubens und Hoffens sich laben und erbauen will, der nehme dieses Werk zur Hand, er wird demselben die schönsten Stunden verdanken und ein besserer Mensch werden. Mögen andere Beschreibungen des heiligen Landes noch so schön sein, so ist doch keine so erbauend, so ganz für fühlende Herzen geschrieben wie diese. Die Beschreibung ist zugleich so einfach und edel, daß sie für alle Stände gleich geeignet und verständlich ist. Der hochwürdige Klerus insbesondere (der Herr Verfasser hat sie dem französischen gewidmet) wird ohne Zweifel besonderes Interesse für diese Schrift zeigen; ihm empfehlen wir sie daher auch vorzüglich. Die Übersetzung selbst, aus einer gewandten mit den Feinheiten beider Sprachen vertrauten Feder, läßt nichts zu wünschen übrig, sie kommt dem reinen Style des Originals gleich. Hr. v. Geramb ist bereits auch durch mehre aszetische Werke rühmlich bekannt, welche auf seine schöne, reine Seele schließen lassen.

Der hochw. Verfasser, sehr erfreut, dieses Werk in so gelungener Übersetzung auch zum Eigenthume Deutschlands gemacht zu sehen, kam höchst bereitwillig den Wünschen des Herausgebers und der Verlagshandlung entgegen, Beide in den Stand zu setzen, diese Übersetzung in gewisser Beziehung noch reicher ausstatten zu können, als selbst das französische Original es ist; denn durch seine Güte erhielten wir sein wohlgetroffenes Bildniß nebst einem Facsimile, und er selbst unterzog sich der Arbeit, die beizugebende Karte des heiligen Landes zu berichtigen und zu vervollständigen. Ferner ist dieser Übersetzung eine kurze Beschreibung des höchst interessanten und erbaulichen Lebens des hochw. Verfassers vorausgeschickt, welche auch dem französischen Original mangelt. Diese Vorzüge werden derselben daher stets vor jeder andern Ausgabe, welche durch Speculation noch etwa sollte ins Publicum gebracht werden, den Vorrang sichern. Um auch Unbemittelten den Genuß dieser herrlichen Lecture zu verschaffen, wurde der Preis, in Hoffnung auf große Verbreitung, beispiellos billig gestellt. Der 3te Band folgt zu Ende Mai sicher nach, es wird unablässig daran gedruckt.

K. Kollmann'sche Buchhandlung.

Für Lesecirkel und Leihbibliotheken beachtenswerthe Anzeige.

Im Verlage von F. E. C. Leuckart in Breslau ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Zizine.

Nach dem Französischen des

Ch. Paul de Kock,

von Dr. Julius Sincerus.

Zwei Theile. Elegant broschirt. 1 Thlr. 18 Gr.

Die außerordentlich günstige Aufnahme, die diesem Romane in der Originalsprache zu Theil wurde, machte eine deutsche Übersetzung wünschenswerth. Die bereits erschienenen Beurtheilungen dieser Ausgabe sprechen sich äußerst vortheilhaft darüber aus.

Bei dem für belletristische Werke beispiellos billigen Preise hat die Verlagshandlung weder Kosten noch Mühe gescheut, diesem Romane eine allen Anforderungen entsprechende moderne äußere Ausstattung zu geben, sodaß sich diese Ausgabe auch ganz besonders zu Geschenken eignen dürfte.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1837. Zweites Heft. Mit einem Kupfer. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1837. Monat Mai, oder Nr. 121—151 und 3 literarische Anzeiger: Nr. XV—XVII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 365 Nummern (außer den Beilagen) auf gutem Druckpapier 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* 1837. Zwölften Bandes drittes Heft. (Nr. IX.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. (Herausgeber: *E. Avenarius.*) Jahrgang 1837. Monat Mai, oder Nr. 18—21, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 18—21. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im Juni 1837.

F. A. Brockhaus.

Durch die Buchhandlungen und Postämter ist zu haben:

Das Pfennig-Magazin
für Kinder.

1837. Mai. No. 18—20.

Inhalt: Die Kinder in Neuholland. Die Insel Juan Fernandez. Die Kinder auf Juan Fernandez. Die Kinder auf Neuholland. Die Kinder auf Neuseeland. Die Kinder auf den Südseeinseln. Charakter. Sitten. Gebräuche. Kleidung. Wohnung. Nahrung. Spiele. Unterricht. Religion. Verhältnisse der Kinder. Die Kinder in Afrika. Verschiedenheiten und Aehnlichkeiten. Die Kinder in Amerika. Die Kinder in Asien. Die Kinder in Europa. Die Kinder in Deutschland. Die Kinder in Sachsen. Die Kinder in Leipzig. Die Kinder in Dresden. Die Kinder in Berlin. Die Kinder in Breslau. Die Kinder in Hamburg. Die Kinder in Wien. Die Kinder in Paris. Die Kinder in London. Die Kinder in Petersburg. Die Kinder in Stockholm. Die Kinder in Kopenhagen. Die Kinder in Amsterdam. Die Kinder in Rom. Die Kinder in Neapel. Die Kinder in Madrid. Die Kinder in Lissabon. Die Kinder in Konstantinopel. Die Kinder in Jerusalem. Die Kinder in Mekka. Die Kinder in Peking. Die Kinder in Ostindien. Die Kinder in Japan. Die Kinder in Persien. Die Kinder in Arabien. Die Kinder in Egypten. Die Kinder in Algier. Die Kinder in Marokko. Die Kinder in Timbuktu. Die Kinder in Abessinien. Die Kinder in Guinea. Die Kinder in Kongo. Die Kinder in Kapland. Die Kinder in Madagaskar. Die Kinder in Grönland. Die Kinder in Island. Die Kinder in Lappland. Die Kinder in Sibirien. Die Kinder in Kamtschatka. Die Kinder in Nordamerika. Die Kinder in Mexiko. Die Kinder in Peru. Die Kinder in Brasilien. Die Kinder in Chile. Die Kinder in Buenos Ayres. Die Kinder in Paraguay. Die Kinder in Patagonien. Die Kinder in Feuerland. Die Kinder in Neuholland. Die Kinder in Neuseeland. Die Kinder in Otaheite. Die Kinder in Neuguinea. Die Kinder in Neubritannien. Die Kinder in Neuirland. Die Kinder in Neuhannover. Die Kinder in Neuirland. Die Kinder in Neuhannover. Die Kinder in Neuirland. Die Kinder in Neuhannover

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XIX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung

der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von

Dr. E. Widenmann und **Dr. H. Hauff.**

Von dieser Sammlung, welche thätigst fortgesetzt wird und als Erweiterung des Planes des „Ausländer" zu betrachten ist, erscheinen jährlich ein paar Lieferungen, je nachdem interessanter Stoff vorhanden.

Die Lieferungen werden einzeln verkauft, und wie man finden wird, zu den billigsten Preisen, für welche sie durch jede solide Sortiments-Buchhandlung bezogen werden können.

I. Lfg.

Irlands gegenwärtiger Zustand.

Preis 1 Fl., oder 16 Gr.

Diese von einem vieljährigen, im Lande selbst wohnenden Beobachter abgefaßte Darstellung schildert die innern Zerwürfnisse dieses unglücklichen Landes, dessen Zustand seit mehren Jahren einen so mächtigen Einfluß auf die Verhältnisse Englands ausübt, mit einer historischen Wahrheit, der keine politische Ansicht einen Eintrag thun kann. Diese historische Wahrheit ist es, welche allein eine klare Darstellung eines solchen Zustandes möglich macht, und welcher der Vers., dessen politische Ansichten vielleicht mannichfach anstoßen, unerschütterlich treu geblieben ist.

II. Lfg.

Algier wie es ist.

Mit einer Karte von Algier und dem Mittelmeer.

Preis 1 Fl. 30 Kr., oder 21 Gr.

Die beste Empfehlung dieser zweiten Lieferung mag darin bestehen, daß sie die schmucklose Erzählung eines Augenzeugen enthält. Wir haben angemessen erachtet, diesem Hefte eine Karte des Mittelmeers und der umliegenden Länder beizufügen, welche jetzt, wo das Mittelmeer jeden Augenblick der Schauplatz mannichfacher Begebenheiten werden kann, gewiß von hohem Werthe ist, um so mehr, als das gesammte Mittelmeer, seitdem Ägypten, Syrien und Kleinasien, um der Nordküste von Afrika nicht zu gedenken, in den Kreis der europäischen Politik hineingezogen worden, eine weit größere Wichtigkeit als früher erhalten hat.

III. Lfg.

Alexander Burnes'

Reisen in Indien und nach Bukhara.

Erster Band.

Mit einer Abbildung.

I. **Gesandtschaftsreise nach Lahur und Fahrt des Indus hinauf:** Veranlassung der Reise. Überwindung der Schwierigkeiten, welche die Eifersucht der Emirs von Sind der Fahrt auf dem Indus entgegenstellten. Reise von Tatta nach Heiderabad. Reise nach Bakkar. Das Land Bhawal Khan's. Reise durch das Land der Sikhs. Lahur. — II. **Reise nach Bukhara:** Reise nach Lahur und Aufenthalt daselbst. Herrn Court's Instructionen zur Weiterreise. Reise durch den Pentschab an den Indus. Peschawer. Reise nach Kabul. Kabul. Reise über den Hindukusch. Ernste Verlegenheiten. Reise nach Khunduz. Balkh. Bukhara. Aufenthalt im Königreich Bukhara. Reise in der Wüste der Turkomanen. Khorasan. Reise unter den Turkomanen des kaspischen Meers. Reise durch Persien.

Preis 2 Fl. 30 Kr., oder 1 Thlr. 12 Gr.

IV. Lfg.

Ausflug auf die Prairien

zwischen dem Arkansas und Red-river,

von

Washington Irving.

Preis 1 Fl., oder 16 Gr.

V. Lfg.

Alfred Reumont's

Reiseschilderungen.

Die Johannisfeste zu Florenz. Die alten Gefängnisse zu Florenz. Briefe über Casentim 1831. Ausflug in die toscanischen Maremmen im Frühling 1832. Ein Besuch auf Malta, Navarin und Modon. Konstantinopel im Ramadan 1833. Konstantinopels Wasserleitungen. Die Russen am Bosporus 1835. Fahrt nach Syra und Ägina. Athen. Ein Besuch auf der Küste von Albanien. Skizzen von Korfu. Eine Apeninnen-Tour.

Preis 1 Fl. 12 Kr., oder 18 Gr.

VI. Lfg.

Briefe in die Heimat,

geschrieben zwischen October 1829 und Mai 1830 während einer Reise über Frankreich, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico.

Preis 1 Fl. 24 Kr., oder 20 Gr.

VII. Lfg.

Alexander Burnes'

Reisen in Indien und nach Bukhara.

Zweiter Band.

1) Der Indusstrom und die angrenzenden Länder. 2) Anhang. Die Länder von der Nordwestgrenze von Indien. 3) Geographische Bemerkungen über die Länder zwischen Indien und dem kaspischen Meere. 4) Historische Skizzen der Länder zwischen Indien und dem kaspischen Meere. 5) Der Handel von Mittelasien. 6) Anhang. Über baktrische Münzen und Alterthümer. Mit einer Karte.

Preis 2 Fl. 42 Kr., oder 1 Thlr. 16 Gr.

VIII. Lfg.

Ein Besuch auf der Insel Island

im Sommer 1834

von

John Barrow jun.,

Verfasser der Reisen im Norden von Europa.

Mit Holzschnitten.

1) Reise von London nach Trondjem. 2) Reise von Trondjem nach Röraas und Besuch bei den Lappländern. 3) Reise von Trondjem nach Island. 4) Reikiavik und dessen Umgebung. 5) Reise nach den Geisern. 6) Die Geiser. 7) Havnefiord und Bessistad. 8) Steppen und Snäfell Jökul. 9) Statistisches. 10) Abschied von Island.

Preis 1 Fl. 45 Kr., oder 1 Thlr. 4 Gr.

IX. Lfg.

Südafrikanische Skizzen

von

Thomas Pringle.

Aus dem Englischen übersetzt.

Preis 2 Fl. 15 Kr., oder 1 Thlr. 8 Gr.

1) Ankunft der Auswanderungsgesellschaft in Südafrika. 2) Reise nach dem angewiesenen Wohnort. 3) Erste Begründung der Colonie in Glen-Lynden. 4) Landwirthschaftliche Verhältnisse. 5) Rückblicke auf die Empörung der Grenzboers im Jahr 1815. 6) Ausflug des Verf. nach dem Missionsorte Euon. 7) Vergrößerung und Zustand der Colonie. 8) Das Thierreich des Caplands, Jagdbegebenheiten. 9) Reise des Verf. nach der Capstadt. 10) Herausgabe einer Zeitung und gewaltsame Unterdrückung derselben. 11) Reise nach der östlichen Grenze; die Niederlassung Albany. 12) Rückkehr nach Glen-Lynden. Verhältnisse der Hottentotten und Buschmänner. 13) Geschichtliche Rückblicke auf die Unterdrückung des Hottentottenstammes. 14) Die Kaffern und ihr Verhältniß zur Colonie. 15) Christliche Missionäre in Südafrika. Rückkehr des Verfassers nach England.

X. Lfg.

Mexico
in den Jahren 1830 bis 1832.

Vom Verfasser
der
„Briefe in die Heimat".

Erster Band.

Preis 3 Fl., oder 1 Thlr. 20 Gr.

1) Allgemein Statistisches und Physiographisches. Mexico als Zielpunkt europäischer Auswanderung betrachtet. 2) Fragmente zur Specialstatistik einzelner Staaten und Territorien der Föderation, in alphabetischer Ordnung. 3) Justizwesen. 4) Kirchenwesen. 5) Öffentlicher Unterricht. 6) Öffentliche und Privatgeselligkeit.

XI. Lfg.

Montenegro und die Montenegriner.

Ein Beitrag
zur Kenntniss der europäischen Türkei und des serbischen Volks.

Preis 1 Fl. 24 Kr., oder 20 Gr.

Die Länder zwischen dem schwarzen und adriatischen Meere sind so wenig bekannt und Das, was darüber in verschiedenen Büchern mitgetheilt ist, meist so sehr durch mangelnde Sprachkenntniß entstellt, daß jeder Beitrag zu dieser Kenntniß, wenn er aus einer competenten Quelle kommt ,willkommen sein muß. Daß aber diese Quelle eine solche sei, wird Jeder ohne Mühe erkennen, wenn wir als den Verf. dieser Schrift Hrn. **Wuk Stephanowitsch Karadschitsch**, den bekannten und berühmten Herausgeber der serbischen Volkslieder, nennen, der seine Materialien an Ort und Stelle sammelte und durch seine Herkunft schon hinreichend befähigt ist, um über die nationalen Verhältnisse jener Völker ein gültiges Urtheil zu fällen.

Verschickt wird eben:

XII. Lfg.

Francis Grund,

Amerika und die Amerikaner in ihren socialen, moralischen und politischen Beziehungen.

Unter der Presse befindet sich:

XIII. Lfg.

Mexico.

Zweiter Band.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Anzeige.

Auf die soeben in Paris in drei verschiedenen Ausgaben in Octav und Folio, zu 50 Cent., 2 Fr. 50 Cent. und zu 5 Fr. erschienene erste Lieferung der

Galeries historiques de Versailles, publiées par l'ordre de S. M. Louis Philippe Ier, roi des Français etc., par *Ch. Gavard*,

erlauben wir uns hiermit aufmerksam zu machen, da dieses Prachtwerk in historischer und artistischer Hinsicht die Beachtung aller Freunde der Wissenschaft und Kunst verdient.

Dasselbe ist von uns entweder direct oder durch eine nahgelegene Buchhandlung zu beziehen.

Leipzig, im Juni 1837. **Brockhaus & Avenarius.**

Bei Graß, Barth und Comp. in Breslau ist erschienen:

F. von Strantz, Orographische und hydrographische Tabellen, zur Darstellung einer Charakteristik des Hoch- und Tieflandes und der Flüsse. 1835 und 1836. 2 Hefte. Zusammen 20 Sgr.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen:

Die

Herzogin de la Valliere.

Schauspiel in fünf Acten
von
Edward Lytton Bulwer.

Aus dem Englischen metrisch übertragen
von
O. v. Czarnowski.

8. Elegant geheftet. Preis 18 Gr., oder 22½ Sgr.

In der H. Laupp'schen Buchhandlung in Tübingen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Fr. Silcher,

Zwölf Volkslieder für vier Männerstimmen. Zweite Auflage. 2tes Heft. Op. 8. Preis 16 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr.

Für preußische Juristen!

Bei mir ist erschienen:

Ergänzungen
des Allgemeinen Landrechts
für die preußischen Staaten,

enthaltend eine vollständige Zusammenstellung aller noch geltenden, das Allgemeine Landrecht abändernden, ergänzenden und erläuternden Gesetze, Verordnungen und Ministerialverfügungen, nebst einem chronologischen Verzeichnisse derselben und Register, herausgegeben von

F. H. v. Strombeck.

Vierter Band.

Enthaltend die Nachträge zur dritten Ausgabe derselben, bearbeitet und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von

Ferdinand Leopold Lindau,
Landgerichts-Assessor.

Gr. 8. Auf Druckpapier 1 Thlr. 4 Gr. Auf Schreibpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Um den Ankauf dieses anerkannt höchst brauchbaren Werks zu erleichtern, habe ich den Preis eines vollständigen Exemplars aller vier Bände in der Ausgabe auf Druckpapier auf **fünf Thaler** festgesetzt. Früher kosteten die ersten drei Bände allein 6 Thlr.

Leipzig, im Juni 1837.

F. A. Brockhaus.

Unentbehrlicher Nothhelfer für alle **Theologen, Bibliotheken, Buchhändler,** sowie überhaupt für jeden Freund der kathol. Literatur.

Im Verlage der K. Kollmann'schen Buchhandlung in Augsburg ist soeben aus der Presse gegangen und dortselbst, sowie durch alle soliden Buchhandlungen zu erhalten:

Bücherkunde
der kathol. theologischen Literatur,
oder
möglichst vollständiges Verzeichniß
von
in älterer und neuerer Zeit bis Ende 1836 erschienenen
gang- und brauchbaren Werken
über alle Theile der katholischen Religionswissenschaft, Kirchengeschichte, Kirchenrecht, kirchliche Statistik und Topographie, Kunst und Gesetzkunde, religiöse Poesie ꝛc., dann andere, in entfernterer Beziehung zu Katholicismus, katholischem Kirchen-, Schul- und Erziehungswesen, Armenpflege u. s. w. stehenden
Schriften.
Mit
Namen- und Sachregister, den richtigen Ladenpreisen und sonst nöthigen Nachweisungen.

Gr. 8. (53 Halbbogen.) In Umschlag broschirt.
Subscriptionspreis 1 Fl. 21 Kr., oder 21 Gr. Ladenpreis 1 Fl. 48 Kr., oder 1 Thlr. 4 Gr.

So übergeben wir denn hiermit zum zweiten Male diesen unentbehrlichen literarischen Nothhelfer dem Publicum mit dem Wunsche, daß die unsägliche Mühe, mit welcher die sich schon aus der beträchtlichen Erweiterung des Umfanges ergebenden zahlreichen Verbesserungen, Zusätze und Preisrichtigstellungen gesammelt und gehörigen Orts eingeschaltet wurden, nicht unbemerkt bleiben und sich den Dank des verehrlichen Publicums, für welches dieser Katalog zunächst bestimmt ist, erwerben möge.

Wer berücksichtigt, daß ein derartiger Katalog früher noch gar nicht existirte, sondern alle Materialien erst mit vieljähriger Mühe und nicht unbedeutenden Kosten für Correspondenzen gesammelt und zusammengestellt werden mußten, der wird den Preis desselben bei der großen Bogenzahl, dem großen Formate und engen Drucke nur sehr billig finden und diesem nützlichen Werke gewiß gern eine Stelle in seiner Bibliothek einräumen.

K. Kollmann'sche Buchhandlung.

Oestreichische militairische Zeitschrift. 1837.

Viertes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden.

Inhalt: I. Über die Vertheidigung durchbrochener Massen und Quarrés. II. Über Bayonnetfechten. Mit einer Kupfertafel. III. Nachrichten über das durch den General Freiherrn von Zoller modificirte bairische Feldartilleriesystem. IV. Der Feldzug 1797 in Italien, Innerösterreich und Tirol. Zweiter Abschnitt. V. Anekdoten aus den Feldzügen 1813 und 1814. VI. Über Regimentsmusiken und ihren Einfluß auf das Gemüth des Soldaten. VII. Literatur. VIII. Neueste Militairveränderungen. IX. Miscellen und Notizen.

Der Preis des Jahrgangs 1836 von 12 Heften ist, wie auch der aller frühern Jahrgänge von 1818—35, jeder 8 Thlr. Sächs.

Die Jahrgänge 1811—18 sind in einer neuen Auflage in vier Bänden vereinigt erschienen und kosten zusammen ebenfalls Acht Thaler Sächs. Wer die ganze Sammlung von 1811—35 auf Einmal abnimmt, erhält dieselbe um ¼ wohlfeiler.

Von dem Unterzeichneten ist diese Zeitschrift durch alle Buchhandlungen um die genannten Preise zu beziehen.

Wien, den 15ten Mai 1837.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

Bei H. L. Brönner in Frankfurt a. M. sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lord Byron's works,
complete in one vol. The 3d edit. considerably augmented.

Mit 1 Kupfer. 51 Bogen. Imperial 8. Cart.
Preis 8 Fl. 45 Kr., oder 5 Thlr.

Es sind weder Kosten noch Mühe gescheut worden, um diese dritte frankfurter Ausgabe der Werke Byron's in einem Bande des Dichters würdig und seinen immer zahlreicher werdenden Verehrern und Lesern erfreulich ins Publicum zu bringen. Alles was seit dem Erscheinen der zweiten Auflage aus seinem Nachlaß bekannt wurde, ist neu hinzugekommen und an den passenden Orten eingefügt. Durch zweckmäßigste Anordnung, ein etwas größeres Format, vorzüglich schönen Druck und Papier, wurde neben durchgängiger Correctheit bei dieser neuen Auflage die möglichste typographische Eleganz erreicht.

In Paris werden binnen Kurzem die

Mémoires du Duc de Vicence (Conlaincourt)

erscheinen, auf welche wir nicht verfehlen hiermit aufmerksam zu machen, und können wir deren Besorgung aufs schnellste ausführen.

Leipzig, im Juni 1837.

Brockhaus & Avenarius.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Abriß der Geschichte der Philosophie

von

Karl Ludwig Kannegiesser.

Eine kurze und zweckmäßige Geschichte der Philosophie halte ich für Schüler der obersten Classen eines Gymnasii sehr nützlich.

Herder.

Gr. 8. Auf gutem Druckpapier. 18 Gr.

Früher erschien und wurde mit großem Beifall aufgenommen:

Matthiä (August), Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie. Dritte, verbesserte Auflage. Gr. 8. 1833. 20 Gr.

Leipzig, im Juni 1837.

F. A. Brockhaus.

Jetzt vollständig

sind bei Metzler in Stuttgart erschienen:

E. L. Bulwer's Werke,

übersetzt von

Fr. Notter und Gust. Pfizer.

61 Bändchen. 16. Geh.

Trotz der Concurrenz zweier andern Taschenausgaben und einer Reihe Octavausgaben von Übersetzungen der Bulwer'schen Romane hat der Werth und die gewissenhafte Sorgfalt der Übertragungen dieser Stuttgarter Taschenausgabe einen so glänzenden Erfolg verschafft, daß nun über 6000 Exemplare verkauft sind und bereits eine zweite Auflage der ersten 30 Bändchen erschienen ist. — Sämmtliche Romane und Novellen, welche Bulwer bisjetzt herausgegeben, finden sich vollständig und ohne Auslassungen in den vorliegenden 61 Bändchen, welche zusammen über 8500 Seiten enthalten und dennoch nur

6 Thlr. 9 Gr. Preuß., oder 10 Fl. 42 Kr.,

kosten; ein Preis, durch den sich diese Ausgabe zugleich als die weit wohlfeilste von allen vorhandenen deutschen Übersetzungen Bulwer's herausstellt, wie Jeder sich selbst überzeugen kann. Bei der fortwährend sehr starken Nachfrage und dem nicht mehr bedeutenden Vorrathe ist vorauszusehen, daß in kurzer Zeit vollständige Exemplare nicht mehr geliefert werden können. Wer diese Meisterwerke des anerkannt vorzüglichsten jetzt lebenden Romandichters zu erwerben wünscht, beliebe daher die Bestellung zu beschleunigen.

So lange es der Vorrath erlaubt, wird noch jeder Roman einzeln abgegeben zu nachstehenden Preisen: Eugen Aram, 6 Bdchn., 18 Gr., od. 1 Fl. 12 Kr.; Pelham, 6 Bdchn., 18 Gr., od. 1 Fl. 12 Kr.; Devereux, 7 Bdchn., 21 Gr., od. 1 Fl. 24 Kr.; Die Pilger des Rheins, 4 Bdchn., 12 Gr., od. 48 Kr.; Paul Clifford, 7 Bdchn., 21 Gr., od. 1 Fl. 24 Kr.; Die letzten Tage Pompejis, 6 Bdchn., 18 Gr., od. 1 Fl. 12 Kr.; Der Verstoßene, 8 Bdchn., 1 Thlr., od. 1 Fl. 36 Kr.; Falkland u. Erasmanes, 2 Bdchn., 6 Gr., od. 24 Kr.; Der Gelehrte, 2 Bdchn., 6 Gr., od. 14 Kr.; Rienzi, 7 Bdchn., 21 Gr., od. 1 Fl. 24 Kr.; England und die Engländer, 6 Bdchn., 18 Gr., od. 1 Fl. 12 Kr.

Vorräthig in allen Buchhandlungen Deutschlands, Östreichs und der Schweiz.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Französischer Zolltarif.

Nach den ältern Zollverordnungen und den während der Republik, dem Kaiserreiche, der Restauration und der jetzigen Regierung erschienenen Gesetzen, mit Inbegriff des jüngsten von 1836 bearbeitet und in alphabetische Ordnung gebracht

von

L. E. F. Steinheil.

Gr. 8. In Umschlag brosch. Preis 1 Fl. 36 Kr., oder 1 Thlr.

In obigem Tarife sind alle Waaren, die bei der Ein- und Ausfuhr an den französischen Grenzen vorkommen können, in alphabetischer Ordnung aufgestellt und hat der Hr. Verf. selbst die Mühe sich nicht verdrießen lassen, sie unter den verschiedenen Benennungen, unter denen sie in diesen oder jenen Gegenden mehr bekannt sind, einzureihen, ohne, wie dies in den meisten Werken dieser Art der Fall ist, von einer Benennung auf die andere hinzuweisen, wodurch der Suchende viele Zeit und oft selbst die Geduld verliert, besonders wenn die Gesetze so dunkel sind, daß nur der Geübtere sie durch vorhergegangene erklären und die zu verzollende Waare unter ihre eigentliche Rubrik bringen kann.

Auch der Ungeübteste wird den Zollsatz jeder vorkommenden Waare in ebenso kurzer Zeit und mit gleicher Leichtigkeit als ein Wort in einem Lexikon finden.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ardent Troughton,

der verunglückte Kaufmann.

Roman von E. Howard.

Aus dem Englischen

von

E. Richard.

8. Drei Bände. Preis geheftet 5 Thlr.

Die anziehende Geschichte eines jungen Mannes, dessen Lebensglück durch Schiffbruch und eine Reihefolge vernichtender Unfälle scheiterte. Das Buch enthält einen Reichthum ergreifender Situationen, lebendiger Schilderungen, treffender Charakterzeichnungen und überraschender Neuheit. Wir empfehlen es mit voller Überzeugung als eine wahrhafte Bereicherung unserer schönen Literatur.

Deutsches Nationalwerk für alle Stände.

Das erste Heft vom

Handbuch des Wissenswürdigsten
aus der
Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner.

Von **Dr. L. G. Blanc**, Domprediger und Professor zu Halle.

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage.

ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

Preis der Ausgabe mit Atlas, à Heft 12½ Sgr. = 10 Gr. = 45 Kr. Rhein. = 40 Kr. Conv.-Mz.
Preis der Ausgabe ohne Atlas, à Heft 7½ Sgr. = 6 Gr. = 27 Kr. Rhein. = 24 Kr. Conv.-Mz.

Ein unentbehrliches Hand- und Hülfsbuch für alle Diejenigen, welche nach Bildung und Vermehrung ihrer Kenntnisse streben; ein herrliches Erinnerungsbuch für alle Gebildete, welche früher Gelesenes und Erlerntes sich wieder ins Gedächtniß rufen wollen!

Wer sich mit dem Inhalt von Blanc's Handbuch vertraut gemacht hat und so in klarer, gedrängter Übersicht das Wissenswürdigste aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner überblickt, der darf sich dreist zu den Gebildeten zählen!

Halle, im Mai 1837.

C. A. Schwetschke und Sohn.

Prachtausgaben à 1 Groschen die Lieferung.

Im Verlag der Classiker in Stuttgart haben soeben die Presse verlassen und sind in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Die ersten 6 Lieferungen von:

Der sinnreiche Junker

Don Quixote

von La Mancha.

Von

Miguel Cervantes de Saavedra.

Aus dem Spanischen übersetzt;

mit dem Leben von Miguel Cervantes nach Viardot,

und einer Einleitung

von

Heinrich Heine.

Zwei Bände.

Mit 800 Bildern und Vignetten von T. Johannot.

Bedingungen der Subscription:

Das Werk erscheint mit 800 meisterhaft gestochenen Vignetten in Wochenlieferungen

à Ein Groschen.

Das Ganze besteht aus 200 Lieferungen und wird in 20 Monaten vollständig geliefert. Probe des Drucks, des Papiers und der artistischen Ausstattung des Werks überhaupt ist in jeder soliden Buchhandlung einzusehen, auch der Prospectus unentgeldlich zu erhalten. Vorausbezahlung wird nicht verlangt.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Karmarsch, Karl (erster Director an der hiesigen höhern Gewerbschule), Grundriß der mechanischen Technologie, als Leitfaden für den technologischen Unterricht an polytechnischen Instituten und Gewerbschulen, in zwei Bänden, enthaltend: die Bearbeitung der Metalle. Gr. 8. Erster Band. (40 Bogen.) 2 Thlr. 12 Gr.

— —, Beschreibung einer Reliefmaschine, zur getreuen bildlichen Darstellung von Münzen, Medaillen und andern Reliefs auf ganz mechanischem Wege. Gr. 8. Geh. Mit 2 Kupfern in Folio, die Maschine und 8 Probeplatten in Stahl. Gr. 8. Die Portraits nach Denkmünzen auf den Herzog von Cambridge, Kaiser Franz, Göthe, Johannes den Evangelisten u. s. w., wie solche durch diese Maschine ausgeführt worden, vorstellend. 1836. n. 1 Thlr. 8 Gr.

Hoqrewe, J. L. (Verfasser mehrer mathematischer Werke), Praktische Anweisung zum planimetrischen Vermessen der Feldmarken, und zur Berechnung der davon zu entwerfenden Karten. Zweite, von J. C. H. Ludowieg, Artill.-Hauptmann a. D., umgearbeitete, verbesserte und mit vielen Zusätzen und einem Plane vermehrte Auflage. 1835. Gr. 4. (23½ Bogen.) Mit 13 Kupfertafeln in Folio. n. 4 Thlr. 6 Gr.

Verlag der Helwing'schen Hofbuchhandlung in Hannover.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Theoretisch-praktische Grammatik

der englischen Sprache für Lehrer und Lernende.

Von

Konrad Lüdger,

ehemaligem Privatlehrer mehrer lebender Sprachen in London, Bremen, Hamburg und Leipzig.

Vierte durchaus umgearbeitete und verbesserte Ausgabe

von

Johann Sporschil.

Gr. 8. 20½ Bogen Patent-Velinpapier.

Preis 1 Thlr. — 1 Fl. 30 Kr. C.-M. — 1 Fl. 48 Kr. Rhein.

Die beste Empfehlung für diese Grammatik dürfte wol sein, daß solche sogleich bei dem Erscheinen dieser 4ten Ausgabe in der leipziger Handelsschule als Lehrbuch eingeführt wurde, und ich enthalte mich daher jeder weitern Anpreisung, da sich nach genommener Einsicht deren Brauchbarkeit als vorzüglich bewähren wird.

Georg Joachim Göschen in Leipzig.

Englisch-italienische Schriften für das Studium der englischen und französischen Literatur.

Byron, Lord G. N., Childe Harold's Pilgrimage. Mit Einleitung und Anmerkungen. 3. Aufl. 8. 1879. 3 M. 60 Pf.

Dante Alighieri, Inferno. Mit Einleitungen und Anmerkungen. 2. Aufl. 8. 1879. 3 M. 60 Pf.

Goldoni, Carlo, Il Bugiardo. Mit Einleitung und Anmerkungen. 8. 1879. 2 M. 40 Pf.

Manzoni, Alessandro, I Promessi Sposi. Mit Einleitung und Anmerkungen. 2. Aufl. 8. 1879. 3 M. 60 Pf.

Milton, John, Paradise Lost. Mit Einleitung und Anmerkungen. 8. 1879. 3 M. 60 Pf.

Shakespeare, William, Hamlet. Mit Einleitung und Anmerkungen. 8. 1879. 3 M. 60 Pf.

Shakespeare, William, Macbeth. Mit Einleitung und Anmerkungen. 8. 1879. 3 M. 60 Pf.

Shakespeare, William, Othello. Mit Einleitung und Anmerkungen. 8. 1879. 3 M. 60 Pf.

Shakespeare, William, Romeo and Juliet. Mit Einleitung und Anmerkungen. 8. 1879. 3 M. 60 Pf.

Tasso, Torquato, Gerusalemme Liberata. Mit Einleitung und Anmerkungen. 8. 1879. 3 M. 60 Pf.

Ariosto, Ludovico, Orlando furioso. Mit Einleitung und Anmerkungen. 8. 1880. 3 M. 60 Pf.

Calderon de la Barca, Pedro, Ausgewählte Dramen. Mit Einleitungen und Anmerkungen. 8. 1880. 3 M. 60 Pf.

Cervantes Saavedra, Miguel de, Don Quixote de la Mancha. Mit Einleitung und Anmerkungen. 8. 1880. 3 M. 60 Pf.

Lope de Vega Carpio, Ausgewählte Dramen. Mit Einleitungen und Anmerkungen. 8. 1880. 3 M. 60 Pf.

Moratin, Leandro Fernandez de, El Sí de las Niñas. Mit Einleitung und Anmerkungen. 8. 1880. 3 M. 60 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von G. Reichardt in Leipzig.

Für den Weihnachtstisch empfehle wiederum mein wohl assortirtes Lager in

Lieder

Wilhelm Müller.

Neue illustrirte Ausgabe.

Das Buch, welches sich in den Herzen unserer Jugend und unserer Väter einen Platz erobert hat, wie kaum ein zweites, ist in dieser Ausgabe mit einem Schmuck versehen, der es auch für die Jugend unserer Kinder zu einem Lieblingsbuche machen wird. Die Illustrationen sind von Ludwig Richter, Schwind, Pecht, Steffeck, Hosemann, Hasenclever, Ramberg, Oldach, Thumann, Hellberg, Kaulbach, Kretschmer, Hoffmann, Hildebrandt, Schlesinger, Schrödter, Schlitt, Hendschel

A. Asher's
Bücherverzeichniss
№ 9.

INHALT:

	Seite		Seite
1. Verlags- u. Commissionsartikel	1	12. Frauenbilder, schwarz u. color.	49
2. Children's Books	17	13. Altdeutsche Literatur und Seltenheiten	
3. Livres d'Education	23	14. English Travels, Novels, History, Drama etc.	87
4. Englische Taschenbücher f. 1837	28	15. British Classic Authors	128
5. Classiques français	30	16. Old English Literature, Poetry etc.	134
6. Baudry's Standard Authors	31	17. Sprachkunde und histor. Wörterbücher	139
7. Livres Italiens	33	18. Assortiment de livres français (Éditions de Paris)	151
8. Livres Espagnols	35	19. Spanische und italienische Literatur	157
9. Griechische u. lat. Classiker, zu herabgesetzten Preisen	35	20. Varia	163
10. Pracht- und Kupferwerke	39		
11. Englische Taschenbücher, zu herabgesetzten Preisen	48		

Preis 4 Gr. Käufern gratis.

Berlin.

A. Asher.

Soeben ist neu erschienen und in der
Karl Gerold'schen Buchhandlung in Wien,
sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

DIE HEILKRÄFTE
des
kalten Wasserstrahles,
mit einem Rückblick auf die Geschichte und mit besonderer Rücksicht auf das
Staubregenbad und kalte Bäder
dargestellt
von
Dr. *Ludwig Wilhelm Mauthner,*
chemaligem k. k. Regimentsarzte u. s. w.
Mit vier Kupfertafeln.
27½ Bogen. Gr. 8. In lith. Umschlag brosch. 1 Thlr. 16 Gr.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu beziehen:

L. Reichenbach (Hofr. u. Prof.), Deutschlands Fauna, oder praktisch-gemeinnützige Naturgeschichte der Thiere des Inlandes. 1ste und 2te Lieferung. Mit 100 Abbildungen aller Säugthiere, zwei anatomischen Tafeln und einer Platte mit den Fährten der Jagdthiere. Colorirt à Lief. 16 Gr., schwarz 8 Gr. — —, Kupfersammlung zum praktischen deutschen Botanisirbuche. 1ste Lieferung enthält: Keimung und Knospung und 294 Gattungen der deutschen Flora mit ihren Analysen auf 12 netten Kupfertafeln. à 18 Gr. — —, Der Hund in seinen Haupt- und Nebenracen durch 195 naturgetreuen Abbildungen in Kupfer- und Stahlstich dargestellt, für Forstbeamte, Ökonomen, Thierärzte und Freunde jenes nützlichen Thieres überhaupt besonders abgedruckt aus der praktisch-gemeinnützigen Naturgeschichte ꝛc. Zweite durch vollständige Beschreibung und durch 56 Abbildungen vermehrte Ausgabe. Lexikonformat. Elegant brosch. à 2 Thlr. 12 Gr. schwarz, 5 Thlr. illuminirt.

Leipzig, im Mai 1837.

Wagner'sche Buchhandlung.

Bei uns erschien und ist bereits an die betreffenden Buchhandlungen als Fortsetzung versandt:

Beschreibung der Stadt Rom
von
Ernst Platner, Karl Bunsen, Ed. Gerhard* und *Wilh. Röstell.

Mit Beiträgen von *B. G. Niebuhr* und einer geognostischen Abhandlung von *F. Hoffmann*. Erläutert durch Pläne, Ansichten und Aufrisse von den Architekten *Knapp* und *Stier*, und begleitet von einem besondern Urkunden- und Inschriftenbuch von *Edoard Gerhard* und *Emiliano Sarti*.

Gr. 8. 3ter Band. 1ste Abtheilung. 7 Fl., oder 4 Thlr. 12 Gr.

Bilderheft dazu, 2te Abtheilung, in 12 Blättern. 10 Fl. 48 Kr., oder 6 Thlr. 8 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Nicolai'schen Buch- und Papierhandlung in Stettin (C. F. Gutberlet) ist erschienen:

Schmidt, W. L. E. (Dr.), Botanischer Wegweiser oder praktische Unterweisung, zweckgemäß das Studium der Botanik zu beginnen, die Terminologie und Systemkunde zu studiren, Pflanzen zu bestimmen, zu sammeln, einzulegen, zu trocknen und ein Herbarium anzulegen; nebst einem Anhange, die nähere Erörterung einiger schwierigen Pflanzenfamilien enthaltend. Für junge Botaniker entworfen. 8. Geheftet. 12 Gr.

Wanderung und Heimkehr. Eine Dichtung von Teschendorf. 8. Geheftet. 12 Gr.

Bei uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Lieder und Romanzen
von
Franz Freiherrn Gaudy.

Gr. 12. Velinpapier. Brosch. Preis 1 Thlr.

Leipzig.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Auf die in Paris erscheinende große

Encyclopédie du dix-neuvième siècle. Répertoire universel des sciences, des lettres et des arts, avec la biographie de tous les hommes célèbres. 50 volumes (en 100 livraisons). Gr. in-8., à double colonne, avec plus de 2500 gravures dans le texte,

welche von den namhaftesten Gelehrten Frankreichs bearbeitet wird und von der bereits drei Lieferungen ausgegeben sind, erlauben wir uns hiermit aufmerksam zu machen, da dieses Werk alle Beachtung verdient. Da wir davon den Hauptdebit für Deutschland erhielten, so können wir Aufträge darauf stets ausführen und berechnen jede Lieferung dieses Werkes nur mit 2 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im Juni 1837.

Brockhaus & Avenarius.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1837. Nr. XXI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung, Isis, und Allgemeine medicinische Zeitung, beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile 2 Gr.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ist die Klage über zunehmende Verarmung und Nahrungslosigkeit in Deutschland gegründet, welche Ursachen hat das Übel, und welche Mittel zur Abhülfe bieten sich dar.

Bearbeitet von

Siegfried Justus I.,

König von Israel und Hoherpriester von Jerusalem.

Gr. 8. Geh. 12 Gr.

Eine Schrift, welche von Allen gelesen und beachtet zu werden verdient, denen die wichtige darin behandelte Frage von einigem Interesse ist.

Leipzig, im Juni 1837.

F. A. Brockhaus.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben
von

August Lewald.

erfreut sich fortwährend der allgemeinsten Theilnahme und der größten Verbreitung. Ob sie diese in solchem Maße verdient, möge die Anführung einiger Artikel aus den erschienenen ersten zwei Bänden des laufenden Jahrgangs 1837 belegen:

Übersicht der 1836er Saison zu Baden. — Leben in Weimar. — Briefe aus München. — Göthe, der Student. Mitgetheilt von H. König. — Der Dichter Puschkin. Von H. König. — Ein Carneval in Stuttgart (1762). Von Aug. Zoller. — Musikalischer Jahresbericht aus München. — Blätter aus einem Album. Von Sidonie v. Seefried. — Der Salon der Frau von Stall. — Meine Empfehlungen nach Paris. Von F. S. Lehrs. — Briefe aus Paris. Von F. S. Lehrs. — Meine Reise von Paris nach Marseille. — Die Jagdpartie eines Künstlers. — Zehn Tage auf dem Dampfschiffe und drei Wochen in Holland. Von Ernst Münch. — Gafarelli, von Jules Janin. — Ungarische Nationalschilderungen, mit bildlichen Erläuterungen von Arthur Schott. — Bilder aus Griechenland. Von L. Feldmann. — Eine Woche auf Syra. Von L. Feldmann. — Der Verbannte des Jahres 1831. Neugriechischer Roman von Alexander Soutzos. — Die Wasserlooseäule in Hanover (Vision eines Lüneburger Rekruten). — Die Nachtigall von Murom. Erzählung von W. Müller. — Parlamentarische Physiognomien. — Briefe aus Berlin, von L. Rellstab. — Akademisches Karl-Secularfest in Stuttgart. — Briefe aus Madrid. — Reisen in Deutschland. Von A. Lewald. — Die Mörderhöhle. Von A. Lewald. — Bilder aus Hessen-Kassel. — Franz Schubert. Von Joseph d'Ortigue. — Erinnerungen an Malta und Sicilien. — St.-Peter in Rom. Nach Méry. — London in der Vogelperspective.

Das letzte Heft des gegenwärtigen Quartals (des zweiten Bandes) wird unter Anderm auf einem großen Blatte die verkleinerte Nachbildung der in Frankreich mit so großem Beifall aufgenommenen Caricaturen von Philippon: les Robert-Macaires, bringen, welche dort in 50 Blättern erschienen sind.

Die mit so großem Beifall aufgenommenen Illustrationen zu Hebel enden mit dem 1sten Juli und wir werden, bis unsere Künstler mit den neuen Illustrationen zu Uhland fertig sind, sechs herrliche, mit dem größten Fleiße ausgeführte Blätter nach den in diesem Jahre in London erschienenen Finden's Tableaux folgen lassen, welche sich gewiß des allgemeinsten Beifalls zu erfreuen haben werden.

Ebenso wie das Artistische, wird auch der übrige Inhalt der Europa nicht außer Acht gelassen und streben wir unaufhaltsam dahin, uns den gewonnenen Beifall zu erhalten, und wir dürfen behaupten, daß mit dem Zuwachse an Lesern auch die Theilnahme tüchtiger und ausgezeichneter Mitarbeiter wächst, wie uns fast täglich einlaufende sehr schmeichelhafte Zusendungen beweisen.

Tendenz und Form unserer Zeitschrift bleiben im Allgemeinen unverändert, und was in letzterer Beziehung vielleicht auch noch verbessert werden kann, soll nur in stetem Hinblick auf die Zufriedenheit unserer Leser bewerkstelligt werden.

Der Preis des Vierteljahrs-Bandes (in 13 Wochenlieferungen von 3½ Bogen Text in Imperialoctav und den artistischen Beilagen) ist 5 Fl. 12 Kr., oder 3 Thlr. 6 Gr. Einzelne Hefte oder Bilder werden nicht abgegeben.

Einige complete Exemplare der Jahrgänge 1835 und 1836, von denen früher einige Bände vergriffen waren, sind jetzt wieder vorräthig und sind zu folgenden Preisen durch alle gute Buchhandlungen zu beziehen:

1835, 2 Bände, und 1836, 1ster – 3ter Bd. à 3 Fl. 54 Kr., oder 2 Thlr. 17 Gr. 1836, 4ter Bd. à 5 Fl. 12 Kr., oder 3 Thlr. 6 Gr.

J. Scheible's Verlags-Expedition
in Leipzig und Stuttgart.

In der von Rohden'schen Buchhandlung in Lübeck ist soeben erschienen:

Die Heilkräfte des Meerwassers

zur Belehrung für Gebildete. Mit besonderer Berücksichtigung der Seebade-Anstalt bei Travemünde

dargestellt von

F. Lieboldt, Dr. med., Badearzt zu Travemünde.

Geh. Preis 12 Gr.

Bei der Bearbeitung der vorliegenden Schrift hatte der Verfasser die Absicht, Gebildeten aller Stände, zunächst den Curgästen von Travemünde, eine kurze, aber doch genügende Belehrung über die Eigenschaften, Wirkungen und Heilkräfte des Meerwassers zu geben, die neuesten Forschungen und Erfahrungen darüber mitzutheilen, die Entfernung eingeschlichener irriger Ansichten und Vorurtheile zu befördern und deren Stelle durch möglichst richtigere Kenntniß auszufüllen.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Monat April 1837.

Größere Aufsätze.

Die Stellung Persiens. Montpellier. Die Ruthenen. Bilder aus Paris. 2) Kunsterinnerungen aus dem Louvre. Das neuere Ägypten; Surrogate für Wein. Das Fest des Nils. Skizzen von Lima: 1) Der Hafen Callao; Weg von da nach Lima; Schilderung der Stadt. 2) Theater; Stiergefechte; Promenaden; früherer Reichthum; die Einwohner und ihre Lebensweise. 3) Früchte, Jahreszeiten, Handel. Der Handel von Kanton. Bilder aus China: Familienzwiste und Republicium aus den Communen. Geheime Sekten. Briefe über die letzten Schicksale des britischen Reisenden Davidson. Literarische Nachrichten aus Paris. Neusüdwales in den letzten vier Jahren. (Auszug aus einer neuen dortigen Zeitschrift.) Der Schlangentanz. Gefangenschaft mehrer amerikanischen Matrosen auf den Pelewinseln. Weitere Entdeckung von Theewäldern in Assam. Die Sodaseen in den Steppen Ungarns. Neurußland. (Auszug aus Skalkowsky's Werken.) Das Land zwischen dem Indus und Hydaspes. Krankheiten und Ärzte in Chili. Der Winter zu Madrid. Die Malediven. Über die Handelswege in Nordafrika und die Wichtigkeit von Konstantine. Einiges über Sind. Brasilisch-portugiesischer Sklavenhandel. Forschungen in Centralguiana. Dramatische Unterhaltungen der Hindus. Die Pelzcompagnie in St.-Louis am Missisippi. Abd-el-Kader und seine Gefangenen: 1) Das Lager des Sultans. 2) Die Truppen des Sultans. 3) Tribut; Verbindung mit Marokko; Spionen. 4) Die neue Hauptstadt Tekedemta. Über die Bereitung der Damastenerklingen. Die Kanäle in Frankreich. Über die Naturgeschichte der canarischen Inseln. Über Avancement, Stellenkauf und Halbsold in der englischen Armee. Die Menschenfresser in Indien. Eine Vampyrgeschichte aus Kreta. (Aus Pashley's neuerschienenen Travels in Crete.)

Chronik der Reisen.

Fußreise von Tavoy über das Gebirge nach Siam. Die Kerguinseln. Nr. 96. Honigberger's Reisen im Orient. Entdeckungsreise der Herren Arbousset und Dumas in das Land der Lighoyas. Bruchstücke aus dem Reisetagebuche des Wagnergesellen Döbel: 1) Reise vom Berg Sinai nach Kairo und Aufenthalt daselbst. Französische Reisende in Abyssinien.

Kleinere Mittheilungen.

Herstellung des Palastes Heinrich IV. zu Pau. Bevölkerung Roms. Neue Composition zur Darstellung anatomischer Gegenstände. Geologische Notizen: Auffindung eines fossilen Rhinocerosskopfes in Rußland. Notiz über Eutsch. Reste eines Dinotheriums. Entdeckung zahlreicher Thierreste im Departement du Gers. Erdbeben bei Quebeck. Literarische Notizen: Über die Form der Bücher und die Geschichte der Buchbinderei. Über die angelsächsische Literatur. Das Georg Rameh von Mallah Firuz. Neue mongolische Grammatik. Inschriften in Armenien und Georgien. Botanik der Nilgherries. Unfall des Luftschiffers Claton. Das sogenannte Pinnatuch auf den Philippinen. Entdeckung neuer Insekten durch Crosse. Das Lolredelta. Entzündung der Baumwolle durch Leinöl. Beabsichtigte Reise nach dem westlichen Afrika. Ein elektrisches Kind. Die Republik Anderre. Karthagische Alterthümer. Heuschrecken in China. Miscellen aus indischen Journalen: Zahlreiche Strafen unter den europäischen Truppen. Protestantische Unduldsamkeit der Engländer gegen Katholiken. Führung der Verwaltung in der Landessprache im Nerbudda-Distrikt. Sendung von Mohun Lal nach Multan. Kostspieligkeit der Rechtspflege. Versetzung von bengalischen Kulis nach Mauritius. Verordnung über die Eide der Moslims und Hindus. Vermächtniß der Begum Sumru an eine Propaganda-Kapelle. Ausdehnung des Handels auf dem Indus. Abschaffung des Zwangs bei dem Wagenziehen in Conjeveram. Einführung der Todesstrafe in Bhurtpur. Unterdrückung der Thugs. Nachrichten vom Cap.

Inhalt des Literaturblattes.

Historische Bilder aus dem italienischen Mittelalter. Alastor, oder der Geist der Einsamkeit. Neugriechisches: Klephtenlieder; der Krüppel; kein Vergessen; die stolze Schöne. Die Schwalben, von Béranger. Wir sind zu sieben, von Wordsworth. Der Bund, von Shelley. Kauft alten Kleiderstaat, oder moralisch-politische Betrachtungen eines pariser Kleidertrödlers, von Béranger. Capitain Marryat. Horaz Smith. Wie wunderhübsch sie ist, von Béranger. Die Herzogin von La Valliere, ein Drama von E. L. Bulwer. Der todte Klephte. Gleichgültigkeit gegen die Poesie in England. Der letzte Mensch, von Campbell. Jules Janin, von August Bassière. Die Flüchtlinge, von Shelley. Schmerz des Scheidens. Paris, von Barbier. Hiob's Tröster.

Durch alle Buchhandlungen sind zu den herabgesetzten Preisen zu beziehen:

Biographien deutscher Classiker,

herausgegeben von Dr. H. Döring.

W. von Göthe's Leben. Mit einem Facsimile. Neue ergänzte Ausgabe. 16. 16 Gr., jetzt 8 Gr. Velinpapier 1 Thlr. 8 Gr., jetzt 16 Gr. Nachtrag dazu für die Besitzer der frühern Ausgabe. 4 Gr., jetzt 2 Gr.

J. G. von Herder's Leben. Mit dessen Portrait und Facsimile. 8. Geh. 1 Thlr. 18 Gr., jetzt 20 Gr.

Dasselbe. 16. 12 Gr., jetzt 6 Gr. Velinpapier 18 Gr., jetzt 9 Gr.

F. G. Klopstock's Leben. Mit dessen Portrait und Facsimile. 16. 12 Gr., jetzt 6 Gr.

A. von Kotzebue's Leben. Mit dessen Portrait und Facsimile. 16. 18 Gr., jetzt 9 Gr.

Fr. von Schiller's Leben. Mit dessen Portrait und Facsimile. 8. Geh. 1 Thlr. 18 Gr., jetzt 20 Gr.

Dasselbe. 16. 12 Gr., jetzt 6 Gr.

Johann Heinrich Voß. Dargestellt nach seinem Leben und Wirken. 8. Geh. 21 Gr., jetzt 10 Gr.

Vorstehende mit größtem Fleiße gearbeiteten Biographien sind als Supplemente zu den Werken dieser Classiker zu betrachten und deshalb auch in der Ausstattung denselben gleich.

Gewiß wird jeder diese Werke Besitzende auch die Lebensbeschreibungen der großen Schöpfer derselben zu haben wünschen und es dem Verleger Dank wissen, daß er nun einen so billigen Weg, um dazu zu gelangen, eröffnet hat.

Leipzig, im Juni 1837.

A. F. Böhme.

Die

Mörderin M. A. Birnbaum aus Nürnberg, hingerichtet in München am 12ten Nov. 1836. Actenmäßige Darstellung ihrer verübten unmenschlichen Grausamkeiten. Ein höchst merkwürdiger Beitrag zur Geschichte der Ausartung des menschlichen Herzens.

Gr. 8. München 1837, bei Fleischmann.

Preis 8 Gr., oder 30 Kr.

Der Leser wird zurückschaudern bei den unmenschlichen, aber planmäßig und beharrlich durchgeführten Mißhandlungen, durch welche die Birnbaum ganzer 15 Jahre hindurch der braven Tochter eines Beamten den langsamen Tod bereitete. Dieser in seiner Art einzige Criminalfall wird in ganz Deutschland die höchste Aufmerksamkeit rege machen.

Vollständige Ausgaben des Corpus juris
ed. **Beck.**

CORPUS
JURIS CIVILIS
EDITIO STEREOTYPA
CURA
Dr. JOH. LUD. GUIL. BECK.
II TOMI.
Kl. Folio. **230** Bogen. Preis **4** Thlr.

CORPUS JURIS CIVILIS
RECOGNOVIT ET BREVI ANNOTATIONE
INSTRUCTUM
EDIDIT
Dr. JOH. LUD. GUIL. BECK.
II TOMI IN IV PARTES.
Gr. 8. **302** Bogen. Preis **10** Thlr.
Leipzig, den 31sten Mai 1837.
Karl Cnobloch.

☞ Von beiden Ausgaben sind Exemplare in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten.

Neue literarische Erscheinung.

Ost und West,
Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben,
redigirt von **Rudolf Glaser**, herausgegeben von
Jakob Sambó.

Jährlich zweiundfunfzig Bogen in großem Quart, Velinpapier, in vierundzwanzig Lieferungen mit zwölf Musikbeilagen (Liedercompositionen).

Vierteljährige Pränumeration auf dreizehn Bogen in sechs Lieferungen, mit drei Musikbeilagen: 1 Fl. 45 Kr. Conv.-M. (1 Thlr. 4 Gr.)

Halbjährige: 3 Fl. 30 Kr. Conv.-M. (2 Thlr. 8 Gr.)

Den Debit besorgen für Böhmen Borrosch u. André in Prag; für die übrigen Länder des östr. Kaiserthums Mörschner und Jasper in Wien; für das Ausland F. A. Leo in Leipzig.

Am 1. Juli 1837 erscheint die erste Lieferung.

Diese Blätter werden, mit Ausschließung alles Nachdrucks, vorzugsweise Berichte über Literatur und Leben aller slawischen Völker und Übersetzungen aus allen slawischen Literaturen, wie auch sonstige interessante, belletristische und populair-wissenschaftliche Mittheilungen enthalten. Viele ausgezeichnete Literatoren in und außer Östreich haben sich dieser Unternehmung bereits angeschlossen. Der ausführliche Prospectus ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Bei H. L. Brönner in Frankfurt a. M. ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. J. C. Passavant,
Untersuchungen über den Lebensmagnetismus
und das Hellsehen.

2te umgearbeitete Auflage. 22½ Bogen. Gr. 8. Geh. Preis 3 Fl. 30 Kr., oder 2 Thlr.

Die schon seit längerer Zeit von allen Seiten her stattgefundene, ungemein starke Nachfrage nach dieser Schrift, deren erste Auflage mehre Jahre lang im Buchhandel fehlte, machte das Erscheinen einer neuen Auflage wünschenswerth. Den zahlreichen Lesern, welche sich für den hier behandelten, jetzt so lebhaft angeregten Gegenstand interessiren, wird nun die zweite Auflage um so willkommener sein, da alle neuern Erfahrungen und Erscheinungen dabei benutzt worden und dieselbe völlig umgearbeitet ist.

Bei J. G. Heubner, Buchhändler in Wien, ist soeben erschienen:

Zeitschrift für Physik
und
verwandte Wissenschaften,
herausgegeben
von
Dr. A. Baumgartner und Dr. J. Ritter v. Holger.
1837. Erstes Heft mit 1 Kupfertafel.
Preis des Jahrgangs von 12 Heften 4 Thlr.

Diese Zeitschrift erscheint, von jetzt angefangen, in Jahrgängen von 12 Heften, welche einen Band bilden und sich so der frühern Reihe anschließen werden.

Diese Einrichtung wurde getroffen, die Mittheilungen mehr als bisher zu beschleunigen, und durch den Beitritt des Herrn Dr. med. Ritter v. Holger zur Redaction ist das Gebiet dieser Zeitschrift erweitert, indem derselbe den pharmaceutischen Theil der Chemie, der wol bisher nicht ausgeschlossen, aber nur spärlich bedacht wurde, vorzüglich berücksichtigen wird.

Inhalt: I. Analyse des Agalmatholiths, vom Dr. med. Ritter v. Holger. — II. Ergebnisse mehrer Versuche über den Einfluß des Luftdruckes auf die secundairen Veränderungen der Fundamentalpunkte luftleer gemachter Thermometer, mit besonderer Rücksicht auf das Thermo-Barometer, ausgeführt vom Herrn Dr. Wilhelm Gintl in Grätz. — III. Aerostatische Formeln für Gasvolumina in undurchsichtigen Cylindern, vom Herrn Prof. Zenneck in Tübingen.

Für
Deutschlands Staatsdiener, Kirchen- und Schulbeamte, sowie für jeden gebildeten Deutschen überhaupt,
ist soeben die Fortsetzung eines höchst interessanten Werkes erschienen, nämlich die 3te Abtheilung von

W. Cousin (Staatsrath),

Bericht über den Zustand
des
öffentlichen Unterrichts in einigen Ländern Deutschlands
und besonders in Preußen.
Aus dem Französischen
von
Dr. J. C. Kröger.

Diese 3te Abtheilung enthält:

Gymnasialunterricht im Königreich Preußen, nebst des Verfassers Leben und einer allgemeinen Übersicht der preußischen und sächsischen Unterrichtsanstalten

und ist mit derselben Beherrschung des Gegenstandes, mit demselben tiefen Eingehen in die Sache abgefaßt, wie die beiden ersten Abtheilungen.

Der Preis ist geheftet 1 Thlr. 4 Gr. und sämmtliche solide Buchhandlungen Deutschlands haben Exemplare vorräthig.

Preisherabsetzung.

Die Absicht, weniger bemittelten Käufern anerkannt gute Werke zugänglich zu machen, hat uns veranlaßt, folgende Werke unsers Verlags von heute an auf unbestimmte Zeit im Preise bedeutend herabzusetzen.

Weimar, den 8ten Juni 1837.

Das Landes-Industrie-Comptoir.

Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen und geographischen Nachrichten zur Erweiterung der Erdkunde, nach einem systematischen Plane gesammelt, und in Verbindung mit einigen andern Gelehrten bearbeitet und herausgegeben von M. C. Sprengel und J. F. Ehrmann. Mit Kupfern und Karten. 50 Bände. Gr. 8. 1800—14. 129 Thlr. 3 Gr., jetzt 50 Thlr. Einzelne Bände zur Hälfte des Ladenpreises.

Als Fortsetzung derselben:

Bibliothek, Neue, der wichtigsten Reisebeschreibungen, zur Erweiterung der Erd- und Völkerkunde, in Verbindung mit einigen andern Gelehrten gesammelt und herausgegeben von Dr. F. J. Bertuch; nach dessen Tode von mehren andern Gelehrten. 65 Bände. Gr. 8. 1815—35. 168 Thlr., jetzt 65 Thlr. Einzelne Bände zur Hälfte des Ladenpreises.

Cooper, Sam., Neuestes Handbuch der Chirurgie in alphabetischer Ordnung. Zweite Auflage. Nach der fünften und sechsten Auflage des englischen Originals übersetzt (und sehr vermehrt). Durchgesehen und mit einer Vorrede von Dr. C. F. v. Froriep. 2 Bände. Großes Lexikonoctav. 1831. 12 Thlr., jetzt 4 Thlr.

Keferstein, C., Deutschland, geognostisch-geologisch dargestellt. Eine Zeitschrift in freien Heften. Mit Karten und Durchschnittszeichnungen erläutert. 7 Bände in 20 Heften. Gr. 8. 1821—32. 41 Thlr. 15 Gr., jetzt 10 Thlr. Einzelne Hefte zur Hälfte des Ladenpreises.

***Rosenmüller*, Dr. *F. C.*, Chirurgische-anatomische Abbildungen für Ärzte und Wundärzte.** Royal-Fol. 1805—11. in 3 Theilen oder 11 Lieferungen. Zusammen auf ordin. Papier 45 Thlr. 6 Gr., jetzt 20 Thlr. Einzelne Lieferungen zur Hälfte des Ladenpreises.

Ure, Handwörterbuch der praktischen Chemie, angewendet auf die andern Zweige der Naturkunde, wie auf Künste und Gewerbe. Nach der neuesten Ausgabe des Originals, mit Berücksichtigung der französischen Bearbeitung von Riffault, aus dem Englischen. Mit Anmerkungen und Vorrede vom Hofrath Döbereiner. Großes Lexikonoctav. Mit 14 Tafeln Abbildungen. 1825. Das ganze Werk in 6 Lieferungen 7 Thlr. 12 Gr., jetzt 3 Thlr.

Wörterbuch der Thierheilkunde, zum Gebrauch der Thierärzte, Cavalerieoffiziere, Landwirthe und aller Derjenigen, welchen die Wartung und Pflege der Hausthiere obliegt. Nach dem französischen Originale des Herrn Hurtrel D'Arboval übersetzt und durch Zusätze aus den besten deutschen Werken über Thierheilkunde ergänzt. Nebst vielen Anmerkungen von Dr. Th. Renner. 4 Bände. Gr. 8. 1830—32. Geh. 15 Thlr., jetzt 6 Thlr.

Zeitschrift, Gemeinsame deutsche, für Geburtskunde, herausgegeben von einem Verein deutscher Geburtshelfer und redigirt von den Herren Doctoren *Busch*, *Mende* und *Ritgen*. 1ster—7ter Band in 25 Heften mit Abbildungen, zusammen 38 Thlr. 12 Gr., jetzt 10 Thlr. Einzelne Hefte zur Hälfte des Ladenpreises.

Medicinisches Volksbuch.

Soeben ist bei F. E. C. Leuckart in Breslau erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die neuesten

Erfahrungen und Heilungen

aus dem Gebiete der

Wasserheilkunde,

gesammelt und geordnet

von

J. Jos. Weiß,

Director der neuen kalten Badeanstalt in Freywaldau in östr. Schlesien.

Nebst einem Vorwort von

Starke,

königlich preußischem Stabsarzt.

8. Brosch. Preis 15 Sgr.

Dieses Buch bietet in gedrängter Kürze eine klar und verständig abgefaßte Darstellung der Wasserheilkunde, der bei ihrer Anwendung zu beobachtenden Rücksichten und der Hülfsmittel, welche ihre Wirkung unterstützen. Mancher Leidende wird darin einen Trost und den Weg angegeben finden, seine Gesundheit auf sichere Weise wieder zu erlangen.

Bei uns ist erschienen und bereits an die Sortiments-Buchhandlungen versandt:

Wessenberg, J. G. von,

sämmtliche Dichtungen.

Fünftes Bändchen.

Subscriptionspreis brosch. 12 Gr., oder 45 Kr.

Der Subscriptionspreis für

alle 5 Bändchen zusammengenommen 2 Thlr. 12 Gr., oder 3 Fl. 45 Kr.

lassen wir, da nun das Werkchen demnächst ist, noch auf unbestimmte Zeit fortbestehen.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Unter der Presse befindet sich und wird demnächst in unserm Verlage erscheinen:

Die Kirche und Schule Schwedens

in den beiden letzten Decennien

von Dr. Esaias Tegnér,

Bischof zu Wexiö.

Verdeutscht von Dr. **Gottlieb Mohnike,**

Consistorial- und Schulrath.

C. Löffler'sche Buchhandlung in Stralsund.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Neurologische Beobachtungen

von

Dr. ***F. H. Bidder,***

Prosector am anatomischen Theater zu Dorpat.

Mit 2 lithographirten Tafeln.

4. Dorpat, 1836. Geh. 20 Gr.

Leipzig, im Juni 1837.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Nachstehende vortreffliche Werke, zum grössten Theile ganz neu, welche mir zum Verkauf übertragen wurden, sind von mir zu beziehen. Die sehr verminderten Preise erlauben keinen Rabatt.

J. A. G. Weigel.

Folio.

1. Ottley, W. Y. Collection of One Hundred and Twenty Nine Fac-Similes of scarce and curious prints by the early masters of the Italian, German and Flemish schools; illustrative of the history of engraving from the invention of the art by Maso Finiguerra, in the middle of the 15th century with introductory remarks and a catalogue of the plates. London 1828. Ganz neues unaufgeschnittenes cartonirtes Exemplar. Eins der grössten Prachtwerke die in England erschienen. Es enthält 61 Seiten Text und 125 Kupferstiche, treue Facsimiles der Originale; Niellen in Silber, Abgüsse in Schwefel und Abdrücke auf Papier, alte Spielkarten etc. Die Niellen in Silber sind hier durch Kupferabdrucke auf Silberpapier täuschend wiedergegeben und alle übrigen auf chinesisch Papier abgezogen. Kam nie in Handel. Thlr 48.
2. The British Gallery of Pictures being a collection of twenty engravings, selected from the most admired productions of the old masters in Great Britain; accompanied with descriptions hist. and crit. by the late Henry Tresham R. A. and W. Young Ottley Esq. etc. etc. the executive part under the management of P. W. Tomkins, hist. engraver to her Majesty. (nach Raphael, Giul. Romano, A. del Sarto, Giorgione, E. Bird, Barocci, Rubens, Claude Lorrain, B. Schidone, Guido Reni, Guerrino, A. v. d. West, J. v. Os, A. v. Ostade, Teniers, Dow, Ph. Wouwermans, Berghem, P. Potter u. a.) von Tomkins, C. Heath, R. Cooper, E. Byrne, A. Cardon, W. Finden, J. Scott u. s. London Prachtausgabe in Royal Folio, Velinpapier, die Kupferstiche Probedrucke und sämmtlich auf Chinesisch Papier. (Subscript.-Preis Thaler 84.) Thlr. 25.

3 — 6. Engravings of the most noble the Marquis of Stafford's Collection of Pictures in London arranged according to schools and in chronological order with remarks on each picture. By W. Young Ottley. The executiv part under the management of P. W. Tomkins. Die Stiche, an der Zahl 360 von Tomkins, J. H. Wright, W. Finden, E. Byrne, J. Fittler, C. Heath, W. Bromley, J. Scott, A. Warren, T. Milton, S. Middeman, J. Byrne, J. Romney und andern berühmten englischen Stechern. 4 Volum. Velinpapier. London 1818. Royal Folio. Capitalgallerlewerk. (Subscript.-Preis 245 Thaler.) Thlr. 68.

7 — 8. A Catalogue of the Collection of Pictures of the most noble the Marquis of Stafford at Cleveland House, London; containing an etching of every picture and accompanied with hist. and biograph. notices by J. Young, Engraver in mezzotinto to his Majesty. 2 Vol. mit 288 Stichen, davon mehrere in Schwarzkunst, die übrigen in Linienmanier. Velinpapier. London 1825. Royal Quart. (Subscript-Preis Thlr. 40. 12 gr.) Thlr. 20.

9. A Catalogue of the celebrated Collection of pictures of the late John Julius Angerstein (now in the National-Gallery) containing a finished etching of every picture and accompanied with hist. and biogr. notices by J. Young, Text englisch und franz. Velinpapier. Mit 142 Stichen. London 1829. Royal Quart. (Subscript.-Preis Thlr. 28.) Thlr. 15.

10. A Catalogue of Pictures of British Artists, in the possession of Sir John Fleming Leicester with etchings from the whole collection including the pictures in his Gallery at Tabley house, Cheshire; executed and accompanied with hist. and biogr. notices by J. Young. Velinpapier. Mit 69 Kupferstichen. London 1825. Royal Quart. (Subscript-Preis Thlr. 17.) Thlr. 10.

11. A Catalogue of the pictures of Grosvenor house, London; with etchings from the whole collection. Executed and accompanied by hist. notices of the principal works by J. Young. Velinpapier. Mit 142 Stichen. London (1821.) Royal Quart. (Subscript-Preis Thlr. 17.) Thlr. 10.

12. A Catalogue of the pictures of Leigh Court, near Bristol; the seat of P. J. Miles with etchings from the whole collection; executed and accompanied with hist. and biogr. notices by J. Young. Velinpapier. Mit 81 Kupferstichen. London 1823. Royal Quart. (Subscript.-Preis Thlr. 17.) Thlr. 10.

13. Le Statue e li bassirilievi inventati e Scolpiti in marmo dal Cav. A. Thorwaldsen, incisi e pubblicati da F. Mori. Roma 1811. gr. fol. Dieses schöne Werk enthält 80 Kupfertafeln. Thlr. 7.

14. Singer, S. W. Researches into the history of Playing Cards; with illustrations of the Origin of Printing and Engraving on Wood. London 1816. Sehr schönes Werk mit 19 Kupfertafeln, Facsimiles früher Kupferstiche; orientalische, altdeutsche, englische, italienische, Trappola und Tarocco-Spielkarten enthaltend. Chinesisch Papier. Es wurden nur 250 Exempl. für die Subscribenten gedruckt. Sehr selten. Subscr.-Preis Thlr. 28. 5 gr. Thlr. 23.

In Quarto.

15 — 17. Flinder, M. Voyage to Terra Australis undertaken for the purpose of completing the discovery of that vast country. 2 Voll. royal 4. With large elephant Atlas of Admiralty charts and nautical plates. London 1814. Prachtige Kupferstiche von J. Byrne, J. Pye, L. Scott, S. Middiman, W. Finden u. a. Neues unaufgeschnittenes Exemplar in Leinwand gebunden. Royal Quart. Die Kupfer und Karten in Royal Folio Band. Prachtwerk. Ladenpreis Thlr. 56. 16 gr. Thlr. 17. 16 gr.

18. A select collection of Drawings from curious antique gems etched after the manner of Rembrandt by T. Worlidge. London 1768. Eins der sehr seltenen Exemplare mit T. Worlidge Portrait, der grossen Medusa und des Hercules der den Löwen erwürgt. Sehr schöne Abdrücke vor den Nummern. Prachtexemplar in rothen Juchten mit reichen Goldverzierungen auf dem Rücken und den Deckeln. Goldschnitt. Der Ladenpreis war 20 Guineen. Thlr. 25.

19 — 20. Moore, Th. Letters and Journals of Lord Byron. 2 Voll. London 1830. with plate by Finden. Velinpapier. Sehr schönes Werk. Unaufgeschnitten und cartonirtes neues Exemplar. Ladenpreis Thlr. 28. Thlr. 10. 16 gr.

21. Hoare, R. C., classical Tour through Italy and Sicily. London 1819. Carton. Ladenpreis Thlr. 14. 4 gr. Thlr. 4. 12 gr.

22 — 23. Chandler, R. Travels in Asia minor and Greece. 2 Voll. Third edition. London 1817. Mit grossen Karten. Schönes Werk. Carton. und unaufgeschnittenes Exemplar. Ladenpreis Thlr. 16. 20 gr. Thlr. 6. 16 gr.

24. Ranking, J., historical researches of the wars and sports of the Mongols and Romans. with a map and ten plates. London 1826. Schönes Werk. Ladenpreis Thlr. 21. Thlr. 6

25 — 26. Barrow, J. Some account of the public life and a selection from the unpublished writings of the Earl of Macartney with an appendix to each volume. 2 Voll. London 1807. Carton. Zwei starke Bände. Thlr. 4. 16 gr.

27. Mollien, G. Travels in the Interiors of Africa to the sources of the Senegal and Gambia. London 1820. Schönes Werk mit vielen grossen Karten und Kupfern nebst Wörterbuch der Joloff und Paula Sprache. Cart. u. unaufgeschn. Ladenpr. Thlr. 10. Thlr. 4. 16 gr.

28. Maurice, T. Observations connected with Astronomy and ancient history sacred and profane on the ruins of Babylon as recently visited and described by C. J. Rich. With illustrative engravings. London 1816. Schönes Werk mit Ansichten von Tempeln, alten Monumenten, Inschriften etc. Ladenpr. Thlr. 10. Carton. und unaufgeschnitten. Thlr. 4. 12 gr.

29. Maurice, T. Observations on the remains of ancient egyptian grandeur and superstitions as connected with those of Assyria forming the Appendix to observations on the ruins of Babylon. With illustrative engravings. London 1818. Schönes Werk mit Kupfern. Ladenpr. Thlr. 10. Thlr. 4. 12 gr.

30. Walpole, R. Travels in various countries of the East. London 1820. Vortreffliches Werk mit einer grossen Zahl Ansichten, Antiken, Inschriften u. s. f. Ladenpr. Thlr. 21. Carton. Thlr. 6.

31. Ker Porter, R. Travels in Georgia, Persia, Armenia, Ancient Babylonia ect. ect. during the year 1817 — 20. with numerous engravings of portraits, costumes, antiquities ect. ect. Vol. I. London 1821. Prachtiges Werk mit einer grossen Zahl Karten, schwarzen u. illumin. Kpfrn. etc. Ladenpr. Thlr. 32. Carton. Thlr. 8. 16.

32. Hindu Infanticide. An account of the measures adopted for suppressing the practice of the systematic murder by their parents of female infants with incidental remarks on other customs peculiar to the natives of India. Edit. with notes and illustrations by E. Moor. Lond. 1811. Carton. Ladenpr. Thlr. 10. 16 gr. Thlr. 2. 12 gr.

33 — 35. Maurice, T. The History of Hindostan its arts and its sciences as connected with the history of the other great empires of Asia during the most ancient periods of the world with numerous illustrative engravings. 3 Voll. London 1795 — 1819. Hauptwerk mit sehr vielen Kupfern und Karten. Carton. Ladenpr. Thlr. 30. Thlr. 9.

36 — 37. Maurice, T. The modern history of Hindostan comprehending that of the greec empire of Bactria commencing at the period of the death of Alexander and intended to be brought down to the close of the eighteenth century. 2 Voll. and final part. compl. London 1802 — 9. Carton. Schönes Werk. Ladenpr. Thlr. 35. Thlr. 9.

38 — 39. Garnett, T. Observations on a Tour through the highlands and part of the western Isles of Scotland. Illustrated by a map and 32 plates. 2 Voll. London 1800. Carton. Ladenpr. Thlr. 28. Thlr. 5.

40 — 41. Whitaker, J. The ancient Cathedral of Cornwall. 2 Voll. London 1804. Carton. Ladenpr. Thlr. 14. Thlr. 3.

42 — 43. Ireland, S. Picturesque views on the river Thames from its source in Glocestershire to the Nore with observations on the public buildings and other works of art. 2 Voll. mit über 50 Ansichten. Frzbde. Ladenpr. Thlr. 18. Thlr. 5.

44. Supplement to the Rural Sports by W. B. Daniel with plates by W. Tomkins. London 1813. Unaufgeschnitten u. cartonirt. Ladenpreis Thlr. 22. Thlr. 4. 12 gr.

In Octav.

45 — 47. Dibdin, T. F. The bibliographical Decameron; or ten days pleasant discourse upon illuminated manuscripts and subjects connected with early engraving, typography and bibliography. 3 Voll. London 1817. Prachtwerk mit sehr vielen in Gold und Farben gedruckten Kupfern, Holzschnitten, Kupferstichen u. s. w. Royal Octav. Die Kupferplatten und Holzstöcke welche zu diesem Werke, einzig in seiner Art, verwendet wurden, sind sogleich nach Erscheinen des Buches vernichtet worden. Ganz neues cartonirtes Exemplar. Thlr. 65.

48 — 51. Dibdin, T. F. Bibliotheca Spenceriana or a descriptive catalogue of the books printed in the Fifteenth Century and of many valuable first editions in the library of Georg John Earl Spencer. 4 Voll. London 1814. Prachtwerk mit einer grossen Zahl Kupferstichen und Holzschnitten. Royal Octav. Brunet Manuel Tom. I. Pag 528. „Le papier ordinaire se paye près de 400 Fr." Neues cartonirtes Exemplar. Thlr. 55.

14—15. Jenks, T. F. Bibliographical collections and illustrations of Walton and Cotton. London: Lee, 1893. 2 vols. 8vo. 14 15 [Only 100 copies printed. Vol. 1 contains 'The Complete Angler,' 1653; vol. 2 contains 'Piscatory Eclogs,' 1689.]

16. Lowndes, W. T. The bibliographer's manual of English literature. Ed. by H. G. Bohn. London: Bell, 1857–64. 6 vols. 8vo. 16

17. Allibone, S. A. A critical dictionary of English literature and British and American authors, living and deceased, from the earliest accounts to the latter half of the nineteenth century. Philadelphia: Lippincott, 1858–71. 3 vols. 4to. 17 [Supplement by J. F. Kirk, 1891. 2 vols. 4to.]

18. Watt, R. Bibliotheca Britannica; or, a general index to British and foreign literature. Edinburgh: Constable, 1824. 4 vols. 4to. 18

19. Halkett, Samuel, and Laing, John. A dictionary of the anonymous and pseudonymous literature of Great Britain. Edinburgh: Oliver & Boyd, 1882–88. 4 vols. 8vo. 19

20. Cushing, William. Initials and pseudonyms: a dictionary of literary disguises. New York: Crowell, 1885. 8vo. 20

21. Cushing, William. Initials and pseudonyms: second series. New York: Crowell, 1888. 8vo. 21

22. Cushing, William. Anonyms: a dictionary of the only author or author-publisher of each of the books which have been published anonymously in the English language. Boston: Cupples, 1889. 8vo. 22

23. Cushing, William. Initials and pseudonyms: third series. New York: Crowell, 1890. 8vo. 23

24. Cushing, William. Anonyms: second series. Boston: Cupples, 1890. 8vo. 24

25. Cushing, William. Initials and pseudonyms: fourth series. New York: Crowell, 1892. 8vo. 25

26. Cushing, William. Anonyms: third series. Boston: Cupples, 1892. 8vo. 26

27. Cushing, William. Anonyms: fourth series. Boston: Cupples, 1893. 8vo. 27

28. The Catalogue of Early Books in existence in the Library, with alphabetical table of contents. London: Chetham Society, 1842. 8vo. 28 [Vol. 1 of Chetham Miscellanies.]

29. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 1863. London: Chetham Society, 1864. 8vo. 29 [Vol. 66 of Chetham Publications.]

30. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 1873. London: Chetham Society, 1874. 8vo. 30 [Vol. 88 of Chetham Publications.]

31. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 1883. London: Chetham Society, 1884. 8vo. 31 [Vol. 108 of Chetham Publications.]

32. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 1893. London: Chetham Society, 1894. 8vo. 32 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

33. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 1903. London: Chetham Society, 1904. 8vo. 33 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

34. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 1913. London: Chetham Society, 1914. 8vo. 34 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

35. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 1923. London: Chetham Society, 1924. 8vo. 35 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

36. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 1933. London: Chetham Society, 1934. 8vo. 36 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

37. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 1943. London: Chetham Society, 1944. 8vo. 37 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

38. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 1953. London: Chetham Society, 1954. 8vo. 38 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

39. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 1963. London: Chetham Society, 1964. 8vo. 39 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

40. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 1973. London: Chetham Society, 1974. 8vo. 40 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

41. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 1983. London: Chetham Society, 1984. 8vo. 41 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

42. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 1993. London: Chetham Society, 1994. 8vo. 42 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

43. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2003. London: Chetham Society, 2004. 8vo. 43 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

44. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2013. London: Chetham Society, 2014. 8vo. 44 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

45. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2023. London: Chetham Society, 2024. 8vo. 45 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

46. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2033. London: Chetham Society, 2034. 8vo. 46 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

47. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2043. London: Chetham Society, 2044. 8vo. 47 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

48. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2053. London: Chetham Society, 2054. 8vo. 48 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

49. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2063. London: Chetham Society, 2064. 8vo. 49 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

50. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2073. London: Chetham Society, 2074. 8vo. 50 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

51. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2083. London: Chetham Society, 2084. 8vo. 51 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

52. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2093. London: Chetham Society, 2094. 8vo. 52 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

53. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2103. London: Chetham Society, 2104. 8vo. 53 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

54. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2113. London: Chetham Society, 2114. 8vo. 54 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

55. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2123. London: Chetham Society, 2124. 8vo. 55 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

56. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2133. London: Chetham Society, 2134. 8vo. 56 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

57. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2143. London: Chetham Society, 2144. 8vo. 57 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

58. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2153. London: Chetham Society, 2154. 8vo. 58 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

59. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2163. London: Chetham Society, 2164. 8vo. 59 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

60. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2173. London: Chetham Society, 2174. 8vo. 60 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

61. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2183. London: Chetham Society, 2184. 8vo. 61 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

62. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2193. London: Chetham Society, 2194. 8vo. 62 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

63. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2203. London: Chetham Society, 2204. 8vo. 63 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

64. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2213. London: Chetham Society, 2214. 8vo. 64 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

65. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2223. London: Chetham Society, 2224. 8vo. 65 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

66. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2233. London: Chetham Society, 2234. 8vo. 66 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

67. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2243. London: Chetham Society, 2244. 8vo. 67 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

68. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2253. London: Chetham Society, 2254. 8vo. 68 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

69. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2263. London: Chetham Society, 2264. 8vo. 69 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

70. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2273. London: Chetham Society, 2274. 8vo. 70 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

71. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2283. London: Chetham Society, 2284. 8vo. 71 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

72. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2293. London: Chetham Society, 2294. 8vo. 72 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

73. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2303. London: Chetham Society, 2304. 8vo. 73 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

74. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2313. London: Chetham Society, 2314. 8vo. 74 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

75. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2323. London: Chetham Society, 2324. 8vo. 75 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

76. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2333. London: Chetham Society, 2334. 8vo. 76 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

77. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2343. London: Chetham Society, 2344. 8vo. 77 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

78. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2353. London: Chetham Society, 2354. 8vo. 78 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

79. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2363. London: Chetham Society, 2364. 8vo. 79 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

80. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2373. London: Chetham Society, 2374. 8vo. 80 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

81. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2383. London: Chetham Society, 2384. 8vo. 81 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

82. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2393. London: Chetham Society, 2394. 8vo. 82 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

83. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2403. London: Chetham Society, 2404. 8vo. 83 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

84. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2413. London: Chetham Society, 2414. 8vo. 84 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

85. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2423. London: Chetham Society, 2424. 8vo. 85 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

86. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2433. London: Chetham Society, 2434. 8vo. 86 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

87. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2443. London: Chetham Society, 2444. 8vo. 87 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

88. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2453. London: Chetham Society, 2454. 8vo. 88 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

89. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2463. London: Chetham Society, 2464. 8vo. 89 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

90. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2473. London: Chetham Society, 2474. 8vo. 90 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

91. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2483. London: Chetham Society, 2484. 8vo. 91 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

92. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2493. London: Chetham Society, 2494. 8vo. 92 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

93. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2503. London: Chetham Society, 2504. 8vo. 93 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

94. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2513. London: Chetham Society, 2514. 8vo. 94 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

95. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2523. London: Chetham Society, 2524. 8vo. 95 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

96. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2533. London: Chetham Society, 2534. 8vo. 96 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

97. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2543. London: Chetham Society, 2544. 8vo. 97 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

98. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2553. London: Chetham Society, 2554. 8vo. 98 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

99. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2563. London: Chetham Society, 2564. 8vo. 99 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

100. Catalogue of the Library of the Chetham Society, arranged by Thomas Jackson, Librarian of the Chetham Society, to the end of the year 2573. London: Chetham Society, 2574. 8vo. 100 [Vol. 128 of Chetham Publications.]

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vollständiges, alphabetisch geordnetes, grammatisch-kritisches Wörterbuch der deutschen Sprache,

mit Angabe der Abstammung und Ableitung, der Hauptregeln der Rechtschreibung und Aussprache, sowie der Verschiedenheit der Bedeutung

für die Provinzial- und Geschäftsstyle,

von

Dr. Theod. Heinsius.

4 Bände, 232 Bogen in gr. Octav-Format. Druck und Papier sind Velinpapier. Jeder einzelne Band ist auch Supplement und Fortsetzung.

Der gelehrteren Welt und Schriftstellern ist mit diesem Werke ein Hülfsmittel geboten, welches ihnen in Zweifelsfällen, wo sie bisher vergeblich Belehrung suchten, sicher und schnell Aufschluß giebt. Es ist ein Werk, welches in keiner Bibliothek fehlen darf, und jeder Gebildete wird es mit Vergnügen und Nutzen gebrauchen. Es ist ein Werk, welches in keinem Comptoir, in keiner Schreibstube, in keinem Geschäftszimmer fehlen darf, indem es auf so mannigfache Weise Belehrung giebt.

Der Verfasser hat sich bemüht, in diesem Werke alles das zu vereinigen, was in den bisher vorhandenen Wörterbüchern der deutschen Sprache vermißt wurde, und was dem Gebildeten, dem Geschäftsmanne, dem Schriftsteller, dem Gelehrten, dem Künstler, dem Handwerker, dem Landwirthe, dem Kaufmanne, dem Fabrikanten, dem Schulmanne, dem Studirenden, dem Schüler, dem Lehrer, dem Erzieher, dem Beamten, dem Geschäftsmanne, kurz jedem, der sich mit der deutschen Sprache beschäftigt, wünschenswerth ist. Er hat sich bemüht, in diesem Werke alles das zu vereinigen, was in den bisher vorhandenen Wörterbüchern der deutschen Sprache vermißt wurde, und was dem Gebildeten, dem Geschäftsmanne, dem Schriftsteller, dem Gelehrten, dem Künstler, dem Handwerker, dem Landwirthe, dem Kaufmanne, dem Fabrikanten, dem Schulmanne, dem Studirenden, dem Schüler, dem Lehrer, dem Erzieher, dem Beamten, dem Geschäftsmanne, kurz jedem, der sich mit der deutschen Sprache beschäftigt, wünschenswerth ist. Er hat sich bemüht, in diesem Werke alles das zu vereinigen, was in den bisher vorhandenen Wörterbüchern der deutschen Sprache vermißt wurde, und was dem Gebildeten, dem Geschäftsmanne, dem Schriftsteller, dem Gelehrten, dem Künstler, dem Handwerker, dem Landwirthe, dem Kaufmanne, dem Fabrikanten, dem Schulmanne, dem Studirenden, dem Schüler, dem Lehrer, dem Erzieher, dem Beamten, dem Geschäftsmanne, kurz jedem, der sich mit der deutschen Sprache beschäftigt, wünschenswerth ist. Er hat sich bemüht, in diesem Werke alles das zu vereinigen, was in den bisher vorhandenen Wörterbüchern der deutschen Sprache vermißt wurde, und was dem Gebildeten, dem Geschäftsmanne, dem Schriftsteller, dem Gelehrten, dem Künstler, dem Handwerker, dem Landwirthe, dem Kaufmanne, dem Fabrikanten, dem Schulmanne, dem Studirenden, dem Schüler, dem Lehrer, dem Erzieher, dem Beamten, dem Geschäftsmanne, kurz jedem, der sich mit der deutschen Sprache beschäftigt, wünschenswerth ist.

1837

Neben ausgezeichneten Bücher wird von Paul Schmidt, für die Handlung, über die Zeitungen in London, wie für die Handlung, über einen Bericht folgt. Paul Schmidtschen ertheilt sich, die Handlung, über die Zeitungen in London, wie für die Handlung, über einen Bericht, Lehrer und ordentlichen Kaufmann für die Handlung, auch, die, welche in Bremen, Hamburg und Europäischen Städten.

Bremen. Bei **J. G. L. Kippenberg** in Bremen ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schmidt, Dr. J. A. E., Allgemeines Handwörterbuch der Philosophie. Neue Bearbeitung. Zweiter Band. Mit dem Bildnisse Schmidt's. Gr. 8. 1841. Geh. 2 Thlr. 12 Sgr. (Der erste Band ist in dritter Auflage 1840, Bogen 1 bis 31, für 2 Thlr. 12 Sgr. zu haben.)

Durch Schmidt's Anfrage ist abermals ein **neuer** Bearbeiter des Handwörterbuches der Philosophie gewonnen worden, der sich durch seine Schriften bereits als einen der ausgezeichnetsten Philosophen gezeigt hat. Es ist daher zu erwarten, daß in allen Artikeln der bisherige Charakter des Werkes, als eines gründlichen und doch populären Handbuches, erhalten bleibt.

Schaffer'sche, J. B. neueste Buchhandlung in Darmstadt ist zu haben:

Schmidt, J. G. L., Handbuch der Geographie und Statistik, enthaltend die Geographie und Statistik Europa's, verglichen mit den übrigen Welttheilen, nach dem neuesten Zustande. Mit einer Vorrede von Dr. Fr. Rühs. Zweite Auflage. Mit Karten. 3 Bände. Gr. 8. 1841. Geh. 6 Thlr. 15 Sgr. Dieses Handbuch ist in seiner neuen Gestalt ein ganz neues Werk, und wird sich in der gediegenen Kürze seiner, 1. bis neuesten Ausgabe, einen noch größeren Kreis von Freunden erwerben, als es bisher schon hatte. Es ist nicht nur für Gelehrte, sondern auch für Geschäftsmänner, Staatsmänner, Lehrer und Schriftsteller, für Kaufleute, Reisende und Jeden, der sich über Europa belehren will, ein unentbehrliches Handbuch.

Zweiter und Dritter Band. Gr. 8. 1841. Geh. 4 Thlr. 15 Sgr. Der erste Band ist in dritter Auflage 1840, 42 Bogen 1 bis 42, für 2 Thlr. 15 Sgr. zu haben.

Bremen. Bei **Carl Schünemann** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bremer und Wilde, Lehrer und Pfarrer, Die Kunst, Gedächtnißübungen anzustellen, oder: Anleitung, sich ein gutes Gedächtniß zu verschaffen. Gr. 12. 1841. Geh. 12 Sgr.

Die Bremer und Wilde'sche Gedächtnißkunst ist eine Methode, die Memorie auf schnellste Weise zu üben, und sie ist so einfach, daß sie Jeder, selbst ein Kind, sie bei einiger Uebung leicht anwenden kann. Sie ist nicht nur für Schüler, sondern auch für Lehrer, Geistliche, Studirende, Kaufleute, Reisende, Schriftsteller, Staatsmänner, Advocaten, Aerzte, Künstler, Handwerker, Militairs, Studirende u. s. w. geeignet, und bedarf keiner weitläufigen Erklärungen, da sie sich selbst erklärt. Sie ist so einfach, daß sie Jeder, selbst ein Kind, sie bei einiger Uebung leicht anwenden kann. Sie ist nicht nur für Schüler, sondern auch für Lehrer, Geistliche, Studirende, Kaufleute, Reisende, Schriftsteller, Staatsmänner, Advocaten, Aerzte, Künstler, Handwerker, Militairs, Studirende u. s. w. geeignet, und bedarf keiner weitläufigen Erklärungen, da sie sich selbst erklärt. Sie ist so einfach, daß sie Jeder, selbst ein Kind, sie bei einiger Uebung leicht anwenden kann.

Bremen. Bei **Carl Schünemann** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bremer und Wilde, Lehrer und Pfarrer, Die Kunst, Gedächtnißübungen anzustellen, oder: Anleitung, sich ein gutes Gedächtniß zu verschaffen. Gr. 12. 1841. Geh. 12 Sgr.

Die Bremer und Wilde'sche Gedächtnißkunst ist eine Methode, die Memorie auf schnellste Weise zu üben, und sie ist so einfach, daß sie Jeder, selbst ein Kind, sie bei einiger Uebung leicht anwenden kann. Sie ist nicht nur für Schüler, sondern auch für Lehrer, Geistliche, Studirende, Kaufleute, Reisende, Schriftsteller, Staatsmänner, Advocaten, Aerzte, Künstler, Handwerker, Militairs, Studirende u. s. w. geeignet, und bedarf keiner weitläufigen Erklärungen, da sie sich selbst erklärt. Sie ist so einfach, daß sie Jeder, selbst ein Kind, sie bei einiger Uebung leicht anwenden kann.

Durch die Postbuchhandlung.

Bericht
über die
Verlagsunternehmungen für 1837
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Nachdruck und Uebersetzung sämmtlicher Artikel dieses Berichts sind durch Verträge mit den Verfassern und Verlegern der Originalwerke gesichert.

Die Verlagsunternehmungen, welche ich für das Jahr 1837 ankündige, sind theils Fortsetzungen bereits begonnener Werke, theils neue Unternehmungen, welche ich theils selbst veranlasst habe, theils durch Ankauf an mich gebracht habe. Ich werde mich bemühen, auch diese Unternehmungen in der Weise zu vollenden, wie ich bisher meine Verlagsartikel vollendet habe, und wie es mir durch die Theilnahme des Publicums an meinen Unternehmungen möglich geworden ist, dieselben zu vollenden.

Ich bitte, mir auch ferner Ihr Vertrauen zu schenken, und mich durch Ihre Bestellungen zu unterstützen.

Leipzig, im Januar 1837.

F. A. Brockhaus.

Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.

In alphabetischer Folge von genannten Gelehrten herausgegeben.

Erste Section. A bis G. Mit Kupfern und Holzschnitten.

Diese Encyclopädie, welche in 4 Sectionen vollendet wird, ist bis jetzt in folgender Weise gefördert worden:

Erste Section. A bis G. Mit Kupfern und Holzschnitten. Vollständig in 27 Bänden. Subscriptionspreis 5 Thlr. 12 Gr. = 9 fl. 36 kr. rhein. Ladenpreis 6 Thlr. 16 Gr. = 12 fl. rhein.

Zweite Section. H bis N. Mit Kupfern und Holzschnitten. Vollständig in 25 Bänden. Subscriptionspreis 5 Thlr. 12 Gr. = 9 fl. 36 kr. rhein. Ladenpreis 6 Thlr. 16 Gr. = 12 fl. rhein.

Dritte Section. O bis Sam. Mit Kupfern und Holzschnitten. Vollständig in 27 Bänden. Subscriptionspreis 5 Thlr. 12 Gr. = 9 fl. 36 kr. rhein. Ladenpreis 6 Thlr. 16 Gr. = 12 fl. rhein.

Vierte Section. Sch bis Z. Mit Kupfern und Holzschnitten. Vollständig in 27 Bänden. Subscriptionspreis 5 Thlr. 12 Gr. = 9 fl. 36 kr. rhein. Ladenpreis 6 Thlr. 16 Gr. = 12 fl. rhein.

Diese Encyclopädie, welche in 4 Sectionen vollendet wird, ist bis jetzt in folgender Weise gefördert worden:

Erste Section. A bis G. Mit Kupfern und Holzschnitten. Vollständig in 27 Bänden. Subscriptionspreis 5 Thlr. 12 Gr. = 9 fl. 36 kr. rhein. Ladenpreis 6 Thlr. 16 Gr. = 12 fl. rhein.

Zweite Section. H bis N. Mit Kupfern und Holzschnitten. Vollständig in 25 Bänden. Subscriptionspreis 5 Thlr. 12 Gr. = 9 fl. 36 kr. rhein. Ladenpreis 6 Thlr. 16 Gr. = 12 fl. rhein.

Dritte Section. O bis Sam. Mit Kupfern und Holzschnitten. Vollständig in 27 Bänden. Subscriptionspreis 5 Thlr. 12 Gr. = 9 fl. 36 kr. rhein. Ladenpreis 6 Thlr. 16 Gr. = 12 fl. rhein.

Vierte Section. Sch bis Z. Mit Kupfern und Holzschnitten. Vollständig in 27 Bänden. Subscriptionspreis 5 Thlr. 12 Gr. = 9 fl. 36 kr. rhein. Ladenpreis 6 Thlr. 16 Gr. = 12 fl. rhein.

Digitized by Google